

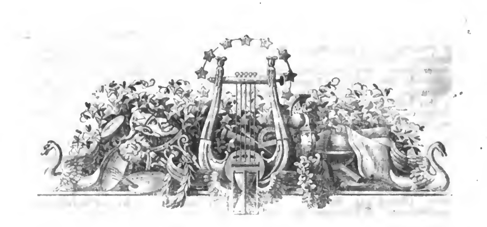
<36600658370012

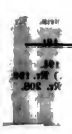
# Frankfurter
# Konversationsblatt.




**Jahrgang 1842.**

~~Zweites Halbjahr von Nr. 179—360.~~





Frankfurt am Main.
Verlag der Fürstlich Thurn und Taxis'schen Zeitungs-Expedition.

# Inhalts-Verzeichniß zum Frankfurter Konversationsblatt.

## Zweites Halb-Jahr 1842. Nro. 179—360.

### I. Gedichte.



### II. Novellen und Erzählungen.



### III. Reiseskizzen, Länder- und Völkerkunde und topographische Berichte.



### IV. Mittheilungen gemischten Inhalts.

## V. Historische Mittheilungen.



## VI. Biographien und Charakterskizzen.



## VII. Frankfurter Berichte.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 1. 1. Januar 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Zum neuen Jahre 1842.

Und abermals ein Jahr hinabgesunken,
In jenes Nichts, das gähnend uns verschlinget,
Ob Zweifler wir, ob fromm und glaubenstrunken,
Es ist das Nichts, das Alle uns bezwinget.

Denn das steht fest, daß, was dahingegangen,
Nie wiederkehrt in dieses Daseyns Räume,
Ob es ein Jahr, vom Zeitenstrom umfangen,
Ob eines Menschenlebens nicht'ge Träume.

Drum mögt Erinnerung Ihr gern ihm weihen,
Und sinnend steh'n an seinem kalten Grabe,
Was Ihr verlebt, nie wird sich's Euch erneuen,
Was Ihr verloren — ist verlorne Habe.

Ward Freude Euch, so haltet heut' sie fest
In der Erinn'rung glänzend hellem Spiegel,
Was Ihr verloren, siegelt noch zuletzt
Mit Eurer Thränen warmem Herzenssiegel.

Dann, — was verwelkte, laßt's verwelket seyn,
Und was Euch modert in den kalten Grüften,
Wink' Euch als Warnungsstimme nur allein
Zwischen den frischen Lebensblumendüften.

Schmerz ist der Dorn ja, der die Ros' umzieht,
Er ist der Wermuthstropfen jeder Freude,
Wohl Manchem zwar ward dieser Dornen viel
Und wenig Rosen unter herbem Leide.

Doch Rosen fand wohl Jeder unter Euch,
War's eine duft'ge, glüh'nde, volle Rose,
War's nur ein kleines Monatsröslein gleich,
Und Keiner je fand eine Dornenlose.

So nehmt die Rosen, die im neuen Jahr
Euch winken jetzt in frischen Lebenskränzen,
Und — bieten sich auch spitze Dornen dar,
Seht zwischen ihnen nur die Rosen glänzen.

S. Zirndorfer.

## Die Zigeunerin.

### I.

Es war im Jahre 1724, am Tage des heiligen Michael, als zwei Fußreisende auf dem Wege von Madrid nach dem königlichen Kloster Eskurial wanderten. Nach ihrem leichten Bündel und dem Weidenstock, den sie an dünnen Riemen über die Hand gehangen trugen, hätte man sie für Spaziergänger halten sollen; betrachtete man sie aber näher, so ließ sich wohl an ihren bestäubten Schuhen und an den ermatteten Schritten erkennen, daß sie bereits einige Meilen zurückgelegt haben mußten und nicht gerade zu ihrem Vergnügen reiseten.

Der eine dieser beiden Männer war klein, ziemlich häßlich, von brauner Gesichtsfarbe, und hinkte ein wenig, aber er hatte eine jener guten und geistvollen Physiognomien, die so leicht einnehmend sind. Er trug einen Rock, dessen durchscheinende Näthe einen langen und beständigen Gebrauch verriethen. Seine Fußbekleidung war in den traurigsten Umständen, und mehrere geschickt angebrachte Verbesserungen verbargen so ziemlich manchen Schaden, den die am meisten ausgesetzten Stellen gelitten hatten.

Der andere Reisende war von hohem Wuchse, seine aschblonden Haare quollen unter einem Hute mit heruntergeschlagenen Rändern hervor und fielen in leichten Locken auf den Kragen eines bis an das Kinn zugeknöpften Kamisols. Darüber trug er eine Capa von schlechtem grauen Tuche, die er mit jener unnachahmlichen spanischen Grazie um sich zu werfen wußte, welche einen alten durchlöcherten Mantel in ein elegantes und anständiges Kleidungsstück verwandelt. Eine außerordentliche Reinlichkeit entzog theilweise die Schäden dieses armseligen Anzuges dem Auge; übrigens hatte der, welcher so gekleidet war, ein so schönes Antlitz und einen so vornehmen Anstand, daß er, selbst unter den Lumpen eines Bettlers den Hidalgo verrathen haben würde. Er hatte indeß keine Aehnlichkeit mit den eigenthümlich charakteristischen spanischen Gesichtszügen, Alles zeigte in ihm den Abkömmling jenes herrlichen asturischen Geschlechtes, das einst seine Gebirge gegen die Einfälle der Sarazenen vertheidigt hatte, und deren Blut sich nie mit dem Blute der edlen Mauren vermischte.

Der mit Aloehecken und verwildertem Gebüsch eingefaßte Weg durchschnitt fast in gerader Linie die dürren und steinigten Flächen Neu-Castiliens, kein Grün, kein Schatten, auf dem das Auge hätte verweilen können, der Boden schien zu brennen, und der Himmel in glänzendem Blau blendete das Auge durch seine Klarheit.

Von Zeit zu Zeit kam des Wegs ein wie in einer Staubwolke eingehüllter Reiter oder eine schwerfällige Kutsche von

vier muntern und mit Glocken und Federbüschen geschmückten Maulthieren im Trabe daher.

Daß unsere Dame von Nievis uns beistehe! rief der Reisende im grauen Mantel aus, man sollte wahrhaftig glauben, daß sich der Weg unter unsern Schritten verlängere, und daß der Eskurial vor uns fliehe! Benito, spürst Du nicht so etwas von Schwindel? Ich sehe Nichts mehr, es ist mir, als schwillt mir das Gehirn.

Wir müssen uns ausruhen, Don Pablo, erwiederte der andere Reisende, indem er sich nach etwas Schatten umsah. Es ist eine Hitze in diesen Gegenden hier, wie im Fegefeuer! Ich glaube nicht, daß die Wüste, wo der große heilige Hieronimus lebte, dürrer und unfruchtbarer war, als die Umgebungen von Madrid.

Sie verließen die Heerstraße, um sich in einen Hohlweg unter einige Dornbüsche, deren sparsame und kleine Blätter nicht einer Grille Schatten gewährt hätten, niederzulassen; hier und da wuchsen zwischen den Ruinen Büschel von schwarzem Beifankraut hervor, die einen schwach aromatischen Geruch verbreiteten. In den höchsten Zweigen der Dornhecke zirpten die Heuschrecken, und dieser schrillende und heisere Ton störte allein die Stille dieser öden Gegenden.

Die beiden Reisenden hatten sich kaum gesetzt, als sie ein junges Mädchen aus dem Hohlwege hervorkommen sahen, die sich ihnen in Sprüngen näherte! sie stand bei jedem Schritte still, um einen Dornzweig oder vielmehr jene schwarzen Früchte, die man an seinen Zweigen findet, abzupflücken. Sah man ihre koketten Bewegungen, und wie sie, ohne sich um die unerträgliche Hitze zu kümmern, ihre Erndte hielt, so hätte man sie für eine Art Salamander halten sollen, die im Feuer leben. Ihre geschwinden Finger beraubten die Büsche ohne Furcht vor den Dornen, von denen sie starrten, ihre flüchtigen Füße gingen auf den Kieseln wie auf einem sammetnen Teppich.

Holla! rief Benito erstaunt aus, hier geht Jemand spazieren! Ich glaube, wir wären die Einzigen, die um Mittag den Strahlen dieser Sonne trotzen können. Was machst Du denn da auf unserm Wege, mein Täubchen?

Das junge Mädchen hatte sich ihnen bis auf zehn Schritte genähert, sie machte eine leichte Verbeugung und sagte lachend: Caballeros, die Wege gehören dem Könige, unserm gnädigsten Herrn, und ich meine, es können Mehrere auf ihnen gehen, ohne sich einander an die Stirne zu stoßen. Es ist weder ein Unglück noch ein Wunder, daß wir einander begegnen. Wenn Sie sich über Zeit und Stunde beschweren, so ist es Ihre eigene Schuld, wenn Ihnen die Strahlen der Sonne senkrecht auf den Kopf fallen; Sie hätten vor dem Ave Maria von Madrid ausgehen müssen.

Wer sagt Dir, daß wir von Madrid kommen?

Ei, das sieht man wohl, der Wind wehet von da her, und Sie haben den Staub auf dem Rücken. (Fortsetzung folgt.)

---

## Der Financier Law und seine Pläne. *)

Am 6. Mai 1716 wurde von Seiten des damaligen Regenten von Frankreich, des Herzogs von Orleans, ein Edict erlassen, durch welches Law, ein Schottländer, der sich dem Regenten gefällig zu machen gewußt hatte, autorisirt wurde, in Gemeinschaft mit seinem Bruder eine Bank unter der Firma Law und Compagnie zu errichten, deren Noten bei Entrichtung der Steuern in Zahlung angenommen werden sollten. Das Bank-Capital wurde auf sechs Millionen Livres in zwölf Tausend Actien zu 500 Livres festgesetzt, w[...] Actien zum vierten Theile mit baarem Gelde, zu drei [...] theilen mit sogenannten billets d'état bezahlt werden konn[...] Die von Law ausgestellten Noten waren alle auf Sicht [...] in dem zur Zeit ihrer Ausstellung im Umlaufe befin[...] gewesenen Gelde zahlbar. Letzteres war ein Meisterst[...] der Politik und verlieh seinen Noten sofort höheren W[...] als den des baaren Geldes. Das baare Geld war näm[...] bei der unweisen Staatswirthschaft der Regierung unauf[...] licher Entwerthung unterworfen. Tausend Livres konnte[...] einem Tage ihren nominellen Werth haben, am folge[...] aber auf ein Sechstel desselben reducirt seyn; eine Note [...] Law's Bank dagegen behielt fortwährend ihren nomin[...] Werth. Die Folge davon war, daß seine Noten rasch [...] Werthschätzung des Publicums sich erwarben und mit ei[...] Procent mehr als baares Geld bezahlt wurden. Es dau[...] nicht lange, daß der Handelsverkehr des Landes den Vor[...] dieses Umstandes empfand. Der darniederliegende Ha[...] begann sein Haupt von Neuem zu erheben; die Steuern w[...] den regelmäßiger und mit weniger Widerwillen entrichtet [...] es erzeugte sich ein Grad des allgemeinen Vertrauens, [...] wenn haltbar, nothwendigerweise noch größere Vorth[...] herbeiführen mußte. Im Verlaufe eines Jahres hoben [...] die Noten Law's auf 15 pCt. Prämie, während die bil[...] d'état d. h. die Noten, welche vom Staate als Sicher[...] für die von dem verschwenderischen Ludwig XIV. contrahi[...] Schulden emittirt worden waren, nicht weniger als 78½ [...] unter pari standen. Der Vergleich war für Law zu gün[...] als daß nicht die Aufmerksamkeit des ganzen Königre[...] darauf hingeleitet worden wäre und sein Credit sich von T[...] zu Tage verbessert hätte. Filial-Institute seiner Bank [...] den fast zu gleicher Zeit in Lyon, La Rochelle, Tours, Am[...] und Orleans errichtet. Der Regent scheint durch den E[...] förmlich in Erstaunen versetzt gewesen zu seyn und allm[...] den Gedanken gefaßt zu haben, daß Papiergeld, welch[...] dem Maaße dem Metallgelde unter die Arme zu greifen [...] eignet sey, dasselbe völlig ersetzen könne. Diesem Fundamen[...] Irrthume gemäß wurde späterhin zu Werke gegangen. [...] lerweile unternahm Law das famose Project, welches s[...] Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Er machte dem [...] genten, der ihm nichts mehr verweigerte, den Vorschlag, [...] Compagnie zu errichten, welche das ausschließliche Recht [...] sitzen sollte, nach dem Flusse Mississippi und der auf de[...] westlichen Ufern belegenen Colonie Louisiana Handel zu t[...] ben. Man hegte die Ansicht, daß das Land Ueberfluß [...] edlen Metallen besitze und die Compagnie, welcher der [...] ihrem ausschließlichen Handelsverkehr gezogene Gewinnst [...] Stütze dienen sollte, war bestimmt, die Steuerpacht und [...] Ausmünzung des Geldes allein zu übernehmen. Das kön[...] liche Patent, welches die Statuten der Gesellschaft bestäti[...] wurde im August 1717 publicirt. Das Capital der Ge[...] schaft war in zwei Mal Hundert Tausend Actien zu [...] Livres vertheilt, welche ihrem ganzen Betrage nach in bi[...] d'état eingezahlt werden konnten, obgleich dieselben nicht m[...] als 160 Livres für 500 werth waren.

Nun begann eine förmliche Wuth unter dem Volke zu h[...] schen; das Volk war ganz verblendet in seiner Vorliebe [...] die Bank, und die Regierung nicht weniger; der Erfolg [...] daß die Bank, zu einer National-Bank erklärt, sofort N[...] zum Belaufe von Tausend Millionen Livres ausgab. [...] Versuche einiger vernünftigeren Männer und des Parlamen[...] diesen verzweifelten Maaßnahmen einen Damm entgegen[...] setzen, blieben erfolglos.

Das Parlament wurde endlich zum Stillschweigen gebr[...] durch die Verhaftung des Präsidenten und zweier Ra[...] welche in entfernte Gefängnisse abgeführt wurden. In di[...]

*) Aus den Memoirs of Extraordinary Popular Delusions. By Charles Mackay.

Weise verzog sich die erste Wolke, welche sich über den Aussichten Law's gezeigt hatte; von der Besorgniß persönlicher Gefahr befreiet, widmete er seine Aufmerksamkeit ganz seinem berüchtigten Mississippi-Projecte, dessen Actien, dem Parlamente zum Trotze, in fortwährendem Steigen begriffen waren. Zu Anfang des Jahres 1719 wurde ein Edict publicirt, welches der Mississippi-Compagnie das ausschließliche Vorrecht zusprach, nach Ostindien, China und der Südsee und allen Besitzungen der von Colbert errichteten französisch-ostindischen Compagnie Handel zu treiben. Der dadurch herbeigeführten Vermehrung ihrer Geschäfte gemäß, nahm die Compagnie den als passender erscheinenden Titel: Compagnie des Indes an und creirte fünfzig Tausend neue Actien. Die bei dieser Gelegenheit von Law in Aussicht gestellten Vortheile waren überaus glänzend. Er versprach eine jährliche Dividente von 200 Livres auf jede Actie von 500 Livres, was, da die Actien in billets d'état nach ihrem nominellen Werthe (der aber in der That nur 100 statt 500 Livres betrug) bezahlt wurden, einen Profit von 120 pCt. ausmachte. Der allgemeine Enthusiasmus, der so lange schon immer gestiegen war, vermochte einer so glänzenden Vision nicht zu widerstehen. Es fanden sich mindestens dreimal Hundert Tausend Bewerber zu den fünfzig Tausend Actien ein und Law's Haus in der Straße Quincampoir war vom Morgen bis zum Abend von Leuten belagert, welche Actien haben wollten. Da sie unmöglich Alle befriedigt werden konnten, so dauerte es mehrere Wochen lang, bevor eine Liste der glücklichen neuen Actieninhaber zu Stande gebracht werden konnte, und in dieser Zeit stieg der Enthusiasmus des Publikums bis zur Tollheit. Herzöge, Marquis, Grafen warteten tagtäglich stundenlang vor der Hausthüre Law's, um den Erfolg zu erfahren. Endlich um dem Gedränge des plebejischen Haufens zu entgehen, der zu Tausenden die Straße erfüllte, miertheten sie Zimmer in den benachbarten Häusern, um unablässig dem Tempel nahe seyn zu können, von welchem aus der neue Plutus Reichthümer unter die Leute brachte. An jedem Tage stieg der Werth der alten Actien und die von den goldenen Träumen der ganzen Nation erzeugten Bewerbungen um neue wurden so zahlreich, daß es rathsam erschien, nicht weniger als drei Mal Hundert Tausend neue Actien, jede zu fünf Tausend Livres, zu creiren, damit der Regent in den Stand gesetzt werden könne, von der Volksbegeisterung Behufs Tilgung der Nationalschuld Nutzen zu ziehen, wozu fünfzehn Hundert Millionen Livres nöthig waren. Der Eifer der Nation war aber so groß, daß eine drei Mal so große Summe unterzeichnet worden seyn würde, wenn die Regierung es nur zugegeben hätte.

Law stand jetzt im Zenith seines Glückes und das Volk näherte sich mit raschen Schritten dem Zenith seiner Bethörung. Die Höchsten wie die Geringsten waren von Träumen endlosen Reichthumes erfüllt. Leute von jedem Alter und Geschlechte speculirten auf das Steigen und Fallen der Mississippi-Bons. Die Straße Quinquamboix war der Sammelplatz aller Speculanten und da sie eng und schmal war, so verursachte das Gedränge des Volkshaufens fortwährend Unglücksfälle. Häuser in dieser Straße, die gewöhnlich ein Tausend Livres Miethe bezahlten, brachten zwölf bis fünfzehn Tausend Livres ein. Ein Schuhflicker, dessen Bude in dieser Straße stand, verdiente zwei Hundert Livres täglich dadurch, daß er dieselbe vermiethete und den Maklern und ihren Clienten Schreibmaterialien verschaffte. Es wird sogar erzählt, daß ein Buckliger bedeutende Summen dadurch erwarb, daß er seinen Buckel zum Schreibpult für die eifrigen Speculanten hergab. Die Masse von Menschen, welche der Geschäfte wegen die Straße besuchte, zog eine noch größere Menge von Zuschauern dorthin. Diese ihrerseits zogen alle Diebe und übel berufenen Personen aus ganz Paris in jene Straße und unaufhörlich gab es Tumult und Unordnung. Nachts mußten häufig Abtheilungen von Soldaten abgesandt werden, um die Straße zu säubern. Law, dem seine Wohnung zu unbequem wurde, zog nach dem Vendôme-Platz und der ganze Hause der Agioteurs folgte ihm. Dieser geräumige Platz wurde indeß bald eben so angefüllt wie die Straße Quincampoir; vom Morgen bis zum Abend bot er den Anblick einer Kirchweihe dar. Buden und Zelte wurden auf dem Platze aufgeschlagen, sowohl Behufs Abmachung der Geschäfte, als zum Verkaufe von Erfrischungen. Der Lärm war den ganzen Tag hindurch so arg, daß der Kanzler, dessen Gerichtshof auf dem Platze lag, bei dem Regenten und der Municipalität Beschwerde führte, daß er das Plaidoyer der Advocaten nicht vernehmen könne. Als man sich der Sache wegen an Law wendete, erklärte er sich bereit, dem Uebelstande abzuhelfen, und schloß daher mit dem Prinzen von Carignan den Vertrag ab, daß dieser ihm das Hôtel de Soissons überlasse, hinter welchem sich ein mehrere Morgen Landes großer Garten befand. Law kaufte das Hôtel zu einem ungeheueren Preise und der Prinz reservirte sich nur den Garten, um neuen Vortheil daraus zu ziehen. So bald Law in seiner neuen Wohnung eingerichtet war, erschien ein Edict, welches verbot, irgendwo anders, als in dem Garten des Hôtel de Soissons Bons zu kaufen oder zu verkaufen. Es wurden demgemäß mitten unter den Bäumen etwa 500 kleine Zelte oder Pavillons errichtet, welche den Speculanten vermiethet wurden. Der Prinz von Carignan zog einen ungeheueren Gewinnst aus dieser Einrichtung, so lange die Täuschung dauerte. Jedes Zelt wurde zu fünf Hundert Livres monatlich vermiethet, was demnach eine monatliche Einnahme von mindestens 250,000 Livres ergab. (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Der „Humorist") enthält in seinee letzten Nummer (Montag den 30. Dezember) einen treffenden Artikel gegen die Polemik der neuesten Journalliteeatne. Wie theilen folgende Stelle wörtlich mit: „Eine „Zeitscheift" soll eine Farbe tragen, abee keine Livrée, sie kann nach einer Seite hin streben, nach einee opponieenden, zeesetzenden, rigoeosen u. s. w., allein sie soll deßhalb nicht einseitig seyn; sie soll einen Banner aufstecken, zu einer Fahne schwöeen, abee zu keinem Aushängschild, zu keinem Halsband! Indem ich die Richtung des kritischen Theils meines Blattes: „steenge Prüfung und eücksichtlose Schärfe und Wahrheit in allen eein literarisch-artistischen Angelegenheiten" so viel als möglich aufrecht erhalte, gestatte ich allen meinen Mitarbeitern ungehinderte Aeußerung iheer Meinung und Ansichten. Diese Blätter haben Gottlob nicht nöthig, eine gewaltsame Opposition heebeizuschleppen, um daduech vielleicht ein paar — Abonnenten zu erschnappen! Sie haben nicht nöthig, sich auf die Polemik zu werfen, um — bemeekt zu weeden! Diese erbärmlichen Winkelzüge, welche die Gemeinheit der Gesinnung offen an der Stiene tragen, kann man mit Mitleid jenen faden Winkelblättern überlassen, die, untee mannigfachem Schicksalswechsel sich duechaus wedee Leser, noch Abonennten, am alleewenigsten abee iegend einen literarischen Ceedit im Publicum eeingen können. Sie sind zu entschuldigen, insoferne — Hunger Vieles entschuldigt; aber sie sind nicht zu rechtfeetigen, da Hungee gae nichts eechtfeetigt. Diese Blätter und ihr Redacteur haben nie um die Gunst des Publicums — gebuhlt; dazu achten sie dasselbe zu sehr, allein diese Gunst ist ihnen geworden, denn das Publicum verachtet so gut wie jedee Gebildete Alle die, so ihm heucheln

und schmeicheln, und liebt Geradheit, Wahrheit, Offenheit und besonders Unterhaltung! Wo aber Langeweile haust, da ist's mit dem Publicum aus, es zieht einen amusanten Starr- und Trotzkopf einem faden und langweiligen Schmeichler und Speichellecker vor." — Hierzu bemerkt das Oesterreichische Morgenblatt: „Journalisten, deren Ansicht käuflich ist, sollten in jedem Lande als öffentliche Verderber der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und gezüchtigt werden, so wie Saphir zu züchtigen und zu brandmarken versteht. Witzbolde, die ihren Geist im Dienste der Frivolität mißbrauchen, Heuchler, deren Recensenten das Gnadenbrod der Theaterdirection essen, Scheinheilige, die unter der Maske des Edelmuths ihren eigenen unreinen Absichten dienen, alle diese sollten — d. h. auf dem Papiere — vernichtet werden."

*** (Düsseldorf, den 27. Dezember.) In wenig Tagen droht unsern Gesellschaften die ohnehin wegen der Malerzerwürfnisse und der chinesischen Absonderung der verschiedenen Stände, diesen Winter nichts weniger als glänzend sind, ein empfindlicher Verlust, indem Hr. Dr. Hasenklever und Hr. Steinkopf sich beide nach Berlin begeben werden; ersterer um an dortiger Hochschule naturwissenschaftliche Vorlesungen zu halten, letzterer, um für seine musikalischen Fähigkeiten einen günstigeren Spielraum zu suchen. Hr. Dr. Hasenklever soll die schöne Tochter eines unserer ersten Künstlerheroen als Gattin mitnehmen. (Rhein- und Mos. Z.)

*** Neulich kam noch um zehn Uhr Abends ein Mensch von verstörtem Aussehen nach der Pariser Polizeipräfektur, und verlangte, als Mörder seines Weibes, verhaftet zu werden. Man hielt ihn anfangs für verrückt, überzeugte sich aber bald von der gräßlichen Wahrheit. Der Verbrecher ist ein gewisser Maisognon, ein Juweliergesell, welcher von seinem Weibe verlangte, daß sie ihn erhalten solle, indem er zu faul zur Arbeit und trunksüchtig war. Dieß wurde dem Weibe nachgerade zu viel und sie erklärte dem Manne, daß sie sich von ihm trenne. Am 10. Dez. nun kam er betrunken nach Hause, fing mit der Frau zu zanken an, ergriff ein Messer und brachte ihr mehrere Stiche bei. Das Widerlichste bei der Unthat ist, daß Maisognon's kleine achtjährige Tochter sich dem Wüthenden flehend entgegenstürzte und von ihm ebenfalls verwundet wurde. Man hat Hoffnung, die beiden Frauenzimmer zu retten.

*** Das Journal de Quimper enthält den Bericht einer Hochzeitfeier der Tochter eines reichen Pächters zu Ploaré, im Departement von Finisterre. Die Braut trug ein scharlachnes, mit Gold und Silber gesticktes Gewand, das 500 Franken kostete. Die Zahl der Hochzeitgäste betrug 500 Personen, die Alle zu Pferde, mit bunten Bändern und Federbüschen geschmückt, sich im feierlichen Zuge vom Pachthofe bis zur Kirche in Bewegung setzten. Eine überaus große Menge Ochsen, Lämmer und Kälber wurden zum Festmahle geschlachtet, und es wurden sechzehn Fässer Wein, zwei Fässer Branntwein und eine große Anzahl Fässer mit Cider getrunken. Das Hochzeitfest dauerte, nach althergebrachtem Gebrauche, acht Tage, die Tische wurden immer mit neuen Fleischspeisen besetzt, bis der letzte Braten, der aufgetischt worden, unberührt gelassen wurde, worauf das Fest ein Ende hatte.

---

## Rorate.

An des Himmels hohem Dome,
An der Sterne blauem Zelt
Will kein holdes Licht sich zeigen.
Nebel lagern auf dem Strome,
Finsterniß umfängt die Welt,
Und die frohen Lieder schweigen.

Doch der Busen, ist er heiter?
Und das schwerbelad'ne Herz,
Kann es froh und freudig schlagen? —
Da erscheint kein Schuldbefreiter;
Aus den Blicken thaut der Schmerz,
Und die bangen Seelen zagen.

Zu dem Gotteshause wallen
Alle, von der Sehnsucht voll,
Süßer Lind'rung sich zu freuen.
Auf die Knien sieh sie fallen,
Da der Ruf ihr Herz durchscholl:
Sünder, kommet, zu bereuen!

Bei den schwermuthvollen Sängen,
Denen wich der Lieder Lust,
Namenlose Sehnsucht zündend;
Bei der Orgel dumpfen Klängen
Schlägt Zerknirschung an die Brust,
Tiefgefühlte Reue kündend.

Aber was, mit Schuld beladen,
Was vermag des Menschen Herz,
Das so tief sein Elend fühlet?
Lindern kann der Herr der Gnaden,
Mildern er nur jenen Schmerz,
Welcher Mark und Bein durchwühlet.

Denn der schwache Kerzenschimmer,
Der im Hause Gottes glänzet
Und mit matten Strahlen funkelt,
Scheucht die Nacht, die schwarze, nimmer,
Die des Sünders Bahn begränzet,
Und des Geistes Licht umdunkelt.

Und es tönt von zagen Lippen
Nun der heißen Sehnsucht Wort,
Das getönt so mächtig weiland:
Oeffne, Erde, deine Klippen,
Regnet, Wolken, uns den Hort,
Thauet, Himmel, uns den Heiland!

Doch die Töne sind verklungen,
Und das bange Dunkel wich
Schon des Morgens Rosenlichte.
Reue, die ihn tief durchdrungen,
Malt in holder Anmuth sich
Auf des Sünders Angesichte.

Winkel u. R. — Alois der Tunnide.

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 1. Jänner. Prolog, von Wilhelm Wagner mit Darstellung von vier lebenden Bildern; gesprochen von Madam Frühauf. Hierauf folgt (neu einstudirt): Die Unvermählte, Schauspiel in vier Abtheilungen von Kotzebue.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterritter.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 2. 2. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Eine rabbinische Legende.

Mit trübem Blick und gramgefurchten Wangen
Sitzt Eleazar wohl in dumpfem Sinnen;
An seinen Lehnstuhl drückt die bleichen Wangen
Judith, sein Weib, und ihre Thränen rinnen;
Fruchtlos blieb stets der Beiden heiß Verlangen,
Ein Pfand der Gattenliebe zu gewinnen.
Da tritt der Oberrabbi in die Pforte
Und spricht zum Eleazar diese Worte:

„Du kennst des Talmuds Satzung, seine Lehren:
Wer sich ein Weib zur Hausfrau hat verbunden,
Die zehn Jahre taub blieb, ohne Aehren,
— Wenn sonst sie Gnad' vor seinem Aug' gefunden —
Der soll sich von dem Weibe scheidend kehren,
Sonst schlägt ihr unfruchtbarer Leib ihm Wunden,
Sonst ist verbannt er aus der Sel'gen Lichte,
Und ist verdammt in Gottes Angesichte."

„Zehn Jahr' sind um, daß Judith worden deine,
Zehn Jahre ward dein Lager ihr zu Theile,
Doch bracht' an Töchtern, Söhnen sie dir — keine.
Nun mahn' ich dich zu deiner Seele Heile,
Auf daß du lässest los von dem Vereine,
Den Scheidebrief ihr reichest sonder Weile;
Denn soll sich einst der Himmel dir entfalten,
Mußt du getreu an seine Wege halten!

„„O Meister!"" — spricht der Jude schwer beklommen —
„„Ich lieb' mein Weib mit aller Kraft der Seelen,
Und ist die schön're Hälfte mir genommen,
Dann wird des Lebens Ganzes mit ihr fehlen;
Doch, stets Jehova's Worten nachzukommen,
Gehorsamen in Demuth den Befehlen,
Geziemt mir, seinem niedern, letzten Knechte,
Er fügt es wohl und heischt nur seine Rechte!""

Und sprachlos, stumm, im Herzen wie geknicket,
Sinkt Judith hin zu Eleazar's Füßen,
Und hält das Haupt in seinen Schooß gedrücket,
Und schwere Thränen strömend ihr entfließen.
Er aber, tröstend über sie gebücket,
Kann nur die Hände zum Gebete schließen,
Als fleht' zu Gott er, daß mit seinen Strahlen
Er übergolde seiner Judith Qualen.

Gerühret steht der Rabbi vor dem Paare;
Wohl mag auch er tiefinnerlich es fühlen,
Solch' stumme Scene sey die sprechend wahre,
Solch' treue Gluth durch keinen Strom zu kühlen;
Wohl pocht das Herz ihm unter dem Talare,
Noch grün der Liebe träumerischen Spielen;
Mit Gottergebung spricht er zu den Beiden:
„Kurz sind der Erde, ewig Himmels Freuden!" —

„„Nimm mit dir, meine Judith, was dir theuer,
Die Heerden Schafe, Rinder, die Kameele,
Mein Gold, die Edelstein' voll Glanz und Feuer,
Und was das Allerliebste deiner Seele.
O, nimm's mit dir! dann athme ich wohl freier,
Wenn ich, ein Bettler ganz, den Stab mir wähle,
Und betend flüchte hin zur fernen Klause —
Du nur sey glücklich in des Vaters Hause!""

Es schien, als hätt' der Rabbi nachgesonnen. —
„Geh', Eleazar! bin, ein Fest zu geben,
Ein Scheidefest dem Weib; mit lauten Wonnen
Soll dich und sie der letzte Tag umschweben.
So Freund, wie Feind sey dort in Eins verrsponnen,
Auch strömen reichlich laß den Saft der Reben,
Und Judith soll in jenem Schmucke prangen,
Wie du sie einst als deine Braut umfangen.

„Und ist dann euer Scheidefest verflossen,
Dann komm zu mir und du magst dich beschicken,
Im Herren fügsam, still und unverdrossen
Den Scheidebrief ihr in die Hand zu drücken.
Jetzt aber sey die Freude rings ergossen,
Ihr sollt nicht trüb und traurig um euch blicken,
Und möcht euch also jetzt zu thun befleißen,
Wie ich, der Rabbi, sorglich es geheißen."

Er geht. — Wie wenig auch sich Beide freuen,
Sie lassen doch die Stuben all' verzieren,
Es duftet rings von seltnen Specereien,
Und Blumenketten hängen an den Thüren.
Viel bunte Lampen ihre Lichter streuen
Auf alle Pfade, so zum Hause führen,
Und Freund und Feind sind reich gezählt im Saale,
Und sitzen bei dem übervollen Mahle.

Wie ist vor Allen Judith anzuschauen,
Bekleidet mit dem einst'gen Brautgewande;
So schön in ihrem Weh', weil, leidend, Frauen
Entflammen leicht das Herz zum stärksten Brande!

Wer hübe nicht auf sturmzerschlag'nen Auen
Ein halb zertreten Röslein auf vom Grunde?
Sie, Braut einst, sich das Liebste heimzuführen,
Und Braut nun, um das Liebste zu verlieren!?

Es macht der volle Becher oft die Runde,
Den größten Schmerz kann Schmeichler Wein vermindern,
Ganz unbemerkt verrinnet manche Stunde,
Einschläfernd Qualen, gleich verzognen Kindern;
Die Traube birgt als Korn den Scherz im Grunde,
Und jeden Kummer mag ihr Balsam lindern.
So hat auch Eleazar ihn genossen,
Bis ihm der Schlaf das Auge sanft geschlossen. —

Beendet ist das Fest. Die Gäste eilen
In Lust und Lieb' nach ihrer Heimath wieder;
Nur Judith mag noch bei dem Gatten weilen,
Und blicket weinend auf den Schläfer nieder.
Ach! kann denn nichts mehr ihren Kummer heilen?
Sind Trauerweiden ganz die schlanken Glieder?
Da flammt ihr schwarzes Aug' in selt'nem Schimmer:
„Verloren bist du nimmer mir doch, nimmer!“ —

Und ihre Diener weckt sie schnell und leise;
Die heben von dem Lager sanft den Gatten,
Und tragen ihn mit sorglich-treuer Weise,
Gehüllt in seines Bettes weiche Matten,
In ihres Vaterhauses Friedenskreise,
Die einst als Kind sie noch umschlungen hatten.
Dort wird ganz sacht' sein Lager aufgeschlagen,
Wo sie, noch Mädchen, schlief in schönern Tagen.

Sie selber lauscht am Lager hingebogen.
Jetzt regt er sich, jetzt sich sein Aug' erschließet:
„Hält meinen Sinn ein Zauberspiel umzogen?
Ach! welch ein lieber Ort ist's, der mich grüßet?
O meine Judith! bin ich wahnbetrogen?
Was ist gescheh'n, daß mich solch' Traum umfließet?
Hier war's, wo ich auf meinen Knie'n gelegen,
Zuerst gefleht um deiner Liebe Segen!“

„„Du hießest mich zu wählen, was mir theuer,
Was mir nur werth, die Rinder, die Kameele,
Dein Gold, die Edelstein' voll Glanz und Feuer,
Und was das Allerliebste meiner Seele:
Ich hab's gewählt und athme wieder freier,
Und jubeln kann ich nun mit lauter Kehle.
Ich nahm's mit mir in's Vaterhaus behende:
Dich, meines Lebens Anfang und sein Ende:““ ...

---

Der Rabbi kam wohl später nachzusehen,
Wie weit es mit dem Scheidebrief gediehen;
Doch spürt er bald hier Gottes Odem wehen,
Und wie Jehova ganz dem Paar verziehen.
So ist es auch in Gottes Huld geschehen,
Daß selbst aus Fehen junge Rosen blühen:
Denn, was sie durch zehn Jahre lang entbehret,
Hat ihnen zehnmal d'rauf der Herr bescheeret.

R. Hirsch.

---

# Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Das ist richtig, erwiederte Benito, indem er seinen Wamms vorsichtig abschüttelte. Und Du, wer bist Du, und was machst Du hier, ländliche Schöne? Bist Du die Nymphe dieser Gegend, die Najade des Manzanares?

Wie? Um was befragen Sie mich? Ich verstehe Sie nicht recht! sagte das junge Mädchen, ihre großen schwarzen Augen senkend, — Sie wollen wissen, wer ich bin? Ei, sehen Sie das nicht?

Sie drehte sich rasch auf einem Fuße um, als wollte sie ihren Anzug recht von allen Seiten sehen lassen, und warf eine Art von Schärpe, die ihr als Gürtel diente, zurück. Alles war ungewöhnlich und auffallend an ihr; ihre Haltung, ihr Anzug waren seltsam, sie war in bloßem Kopfe, ihre schwarzen, etwas krausen Haarflechten lagen auf ihrer Stirn wie ein mit Zierrathen von vergoldetem Kupfer geschmückter Turban; sie trug einen gestreiften schlechten Rock und ein vorlängst roth gewesenes Leibchen, das mit einer zerrissenen Franze besetzt war. Eine Menge verblichener Bänder fielen an ihren Armen wie Achselschnüren herab, und an ihren kleinen Füßen hingen alte Pantoffeln von gestickten Cordian. Ihre Züge waren fein und anziehend, ihre bronzene Haut schimmerte wie Sammt, ihre glänzenden Augen senkten sich selten, und ihr Blick drückte, wie ihr Lächeln, Kühnheit, List und sorglose Fröhlichkeit aus. Es war leicht, an ihrer Kleidung und vorzüglich an ihrer Gesichtsbildung zu erkennen, daß sie jener umherschweifenden Menschenklasse angehörte, deren Ursprung man nicht mit Bestimmtheit kennt, und welche singend, bettelnd und wahrsagend durch alle Länder streift, ohne sich irgend wo festzusetzen.

Das ist eine Zigeunerin! rief Benito aus; wüßte ich nicht genau, was ich in der Tasche habe, ich würde glauben, daß sie mir schon etwas gestohlen hat.

Das arme Kind, unterbrach ihn Don Pablo, kennt vielleicht noch nicht einmal dieses nichtswürdige Gewerbe.

Beim Himmel, es wäre sehr weise gehandelt, sich darauf zu verlassen! Eine Zigeunerin, die nicht zu stehlen versteht! das wäre, wie ein Doctor, der nicht lesen kann! Nicht wahr, mein allerliebstes Kind, Du bist schon eine feine und geschickte Diebin?

Sie schlug ein Schnippchen und antwortete lachend, Ihnen, Caballeros, kann ich es nicht beweisen.

Das heißt, daß in meinem Beutel und an meiner Person sich Nichts findet, das Dir der Mühe werth schiene, um Deine kleine Kunst daran zu üben. Wahrhaftig, Du hast Recht, ich könnte meine Taschen umgekehrt tragen. Arm wie ein Maler, damit ist Alles gesagt! Es regnet in diesem Augenblicke weder Geld noch Ehre für mich.

Sie haben die Ehre, in der Gesellschaft eines schönen und braven Edelmannes zu seyn.

Edelmannes? Wie weißt Du, daß er Edelmann ist?

Das sieht man.

Während sie so sprach, betrachtete sie Don Pablo mit einer zerstreuten und schwermüthigen Aufmerksamkeit; sie trat ihm näher, wickelte ihre Schärpe zusammen, und hing sie an die Zweige der Dornhecke auf; das bunte Gewebe entfaltete sich beim ersten Hauche des Windes in seiner ganzen Länge.

Was machst Du? fragte, hierüber erstaunt, Don Pablo.

Etwas Schatten für Sie, gnädiger Herr.

Ich danke Dir! Aber Du bist baarhaupt unter dieser brennenden Sonne?

Meine Haut ist nicht fein und weiß, wie die Ihrige, gnädiger Herr! Ich bin seit meiner frühesten Jugend daran ge-

wöhnt, jeder Art von Wetter zu trotzen. Ich bin bei heißeren Tagen, als der heutige ist, von früh bis spät die Heerstraße entlang gegangen, Sonne oder Mondschein, Alles ist mir gleich.

Und Du gehst so Tag und Nacht allein!

Ich bin nicht allein. Sehen Sie da unten den weißen Rauch, der sich hinter dem Gebüsche erhebt? er steigt von dem Feuer auf, das wir im freien Felde zwischen zwei Steinen anzünden. Diesen Abend haben wir unser Lager etwas weiter von hier, am Ufer des Manzanares.

Und wo werdet Ihr morgen seyn?

Wer weiß es? Da, wo sich Lebensmittel finden.

Sie setzte sich mit nach Art der orientalischen Frauen gekreuzten Beinen auf die Erde, und, die Balsamkrautstengel einen nach dem andern abpflückend, wand sie dieselben zu einer Guirlande. Diese blassen und rauhen Blätter, zwischen denen kleine, gelbliche Blumen hervorblickten, bildeten unter der Hand der Zigeunerin Todtenkränze; sie glich einer Zauberin, die, in den Gefilden des alten Colchis sitzend, aus giftigen Pflanzen einen Zaubertrank bereitete. Plötzlich warf sie die Guirlande weit von sich und schrie: Pfui, die schrecklichen Blumen, sie athmen Tod aus. Darauf wandte sie sich zu Don Pablo und sagte mit einer gewissen halb vertraulichen, halb ehrerbietigen Coketterie zu ihm: Sie wohnen wahrscheinlich in Madrid, gnädiger Herr, ich würde mich sehr geehrt fühlen, wenn Sie mich nächsten Sonntag vor dem Thore Alcala tanzen sehen wollten.

Wenn Du hier öffentlich tanzest, meine Liebe, unterbrach sie Benito, so kennst Du ohne Zweifel die Schenke des alten Chinchilla?

Wir gehen nie vor seiner Thüre vorbei, ohne anzuhalten.

Das freut mich bei meiner Seele! Erhebe dann Deine Augen, und Du wirst mich am Fenster sehen.

Ach so, sagte sie, etwas verwundert, Sie wohnen hier?

Ja, seit zwei Tagen, wo wir den Platz Cabada verlassen haben. Das Logis ist nicht prächtig, man schläft da nicht hinter seidenen Vorhängen, was meinst Du dazu?

Ich, die ich nur im Freien geschlafen habe, weiß es nicht. (Fortsetzung folgt.)

## Der Financier Law und seine Pläne.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit war Law, der neue Plutus, plötzlich die mächtigste Person im Staate geworden. Die Vorzimmer des Regenten waren verödet. Pairs, Richter und Bischöfe drängten sich in das Hôtel de Soissons; Offiziere der Land- und Seemacht, Damen von Rang und Stande und Jedermann, den Geburt oder Amt hoffähig machte, war in den Vorzimmern Law's zu finden und bettelte um einen Antheil an seinen ostindischen Actien. Law wurde so gedrängt, daß er nicht den zehnten Theil der Bewerber auch nur zu empfangen vermochte, und Alles, was der Scharfsinn an die Hand geben konnte, wurde angewendet, um Zutritt zu ihm zu erlangen. Pairs, die ihre Würde für verletzt gehalten hätten, wenn der Regent sie eine halbe Stunde hätte warten lassen, gaben sich zufrieden, wenn sie auch sechs Stunden auf den Zufall warten mußten, Herrn Law zu sehen. Die lächerlichsten Listen wurden angewendet, um sich bei ihm einzuschleichen. Eine Dame, welche sich mehrere Tage lang vergebens bemühet hatte, gab endlich alle Versuche, ihn in seinem eigenen Hause zu sehen, in Verzweiflung auf und ertheilte nun ihrem Kutscher den Befehl, genau aufzupassen, wenn er sie spazieren führe und sobald er Herrn Law kommen sehe, den Wagen gegen irgend einen Pfosten anzufahren und umzuwerfen. Der Kutscher versprach zu gehorchen und drei Tage lang fuhr die Dame unaufhörlich durch die Stadt, in ihrem Herzen eine Gelegenheit zum Umwerfen erflehend. Endlich erblickte sie Herrn Law, zog an der Schnur und rief dem Kutscher zu: „Jetzt wirf uns um! Um Gottes Willen, wirf uns um!" Der Kutscher fuhr gegen einen Pfosten an, die Dame schrie laut auf, die Kutsche fiel um, und Law, der den Unfall mit angesehen hatte, eilte zur Hülfe herbei. Die schlaue Dame wurde in das Hôtel de Soissons geführt, wo sie bald für zweckmäßig fand, von ihrer Furcht wieder zu sich zu kommen und nachdem sie sich bei Herrn Law entschuldigt hatte, ihre List eingestand. Law lachte und trug die Dame in seine Bücher als Käuferin einer Anzahl ostindischer Stocks ein.

Der Werth der Actien stieg mitunter um zehn oder zwanzig Procent im Verlaufe weniger Stunden und viele Personen aus den geringeren Classen, die am Morgen arm aufgestanden waren, legten sich reich geworden zu Bett. Ein Inhaber vieler Actien, der unwohl geworden war, schickte seinen Diener ab, um zwei Hundert und fünfzig Actien, zu acht Tausend Livres jede, zu verkaufen; zu dem Preise nämlich, zu dem sie damals notirt wurden. Der Diener ging und fand als er in dem Garten von Soissons ankam den Preis auf zehn Tausend Livres gestiegen. Die Differenz von 2000 Livres per Actie, welche auf 150 Actien, 500,000 Livres ausmachte, steckte er ruhig in seine eigene Tasche, gab den Rest seinem Herrn und begab sich noch selbigen Tages außer Landes. Law's Kutscher hatte in kurzer Zeit so viel Geld verdient, daß er selbst eine Kutsche halten konnte, und bat daher um seinen Abschied. Law hatte den Mann gern und bat ihn daher als um eine Gefälligkeit, daß er ihm, ehe er weggehe, einen Stellvertreter schaffen möge, der so tüchtig sey, wie er selbst. Der Kutscher versprach's und brachte am Abend zwei seiner früheren Kameraden, wobei er Herrn Law sagte, er möge sich einen auswählen, den andern wolle er selbst nehmen.

Eine Zeitlang, nämlich so lange der Credit der neuen Bank dauerte, erhielt der Handel durch sie einen neuen Anstoß, der nicht anders als vortheilhaft einwirken konnte. Besonders in Paris gab sich der gute Erfolg kund. Fremde zogen in Schaaren in die Hauptstadt ein, und waren eifrig bemüht, nicht nur Geld zu verdienen, sondern auch unter die Leute zu bringen. Die Herzogin von Orleans, die Mutter des Regenten, berechnete die Vermehrung der Volkszahl von Paris, welche damals durch das Herbeiströmen von Fremden aus allen Welttheilen verursacht wurde, auf 305,000 Seelen. Hauseigenthümer waren genöthigt, für ihre Einlogierer Betten in Dachstuben, Küchen, ja selbst in Ställen aufzuschlagen, und die Stadt war so sehr mit Wagen und Fuhrwerk aller Art angefüllt, daß man in den Hauptstraßen, aus Furcht vor Unfällen, nur Schritt fahren durfte. Die Webestühle im Lande arbeiteten mit ungewöhnlicher Thätigkeit, um Spitzen, Seidenzeuge, Tuch und Sammetstoffe zu schaffen, welche mit Papiergeld bezahlt, um das Vierfache im Preise stiegen. Die Lebensmittel wurden, wie alles Uebrige, ebenfalls theuerer; Brod, Fleisch und Gemüse wurden zu höheren Preisen verkauft, als je zuvor und der Arbeitslohn stieg in demselben Verhältniß. Der Handwerker, welcher vordem fünfzehn Sous täglich verdiente, konnte jetzt sechzig verdienen. Ueberall wurden neue Häuser erbauet; eine trügerische Wohlfahrt erglänzte über dem ganzen Lande und verblendete die Augen der ganzen Nation in solchem Maße, daß Niemand die schwarze Wolke zu erblicken vermochte, welche den nur allzuschnell hereinbrechenden Sturm verkündete.

Law selbst, der Zauberer, dessen Zauberstab eine so überraschende Veränderung erzeugte, hatte natürlich seinen Antheil

an der allgemeinen Prosperität. Seiner Frau und seiner Tochter wurde von dem höchsten Adel der Hof gemacht und die Erben herzoglicher und fürstlicher Häuser strebten nach einer Verbindung mit der Letzteren. Law kaufte zwei prachtvolle Herrschaften in verschiedenen Theilen von Frankreich und trat mit der Familie des Herzogs von Sully wegen Ankaufes des Marquisats von Rosny in Unterhandlung. Da seine Religion ihm bei seiner Beförderung im Staatsdienste im Wege war, so versprach ihm der Regent die Stelle als General-Finanz-Controlleur unter der Bedingung, daß er zum catholischen Glauben übertrete. Law, der eben so wenig Religion besaß, wie jeder andere Spieler von Profession, gab gern seine Zustimmung und wurde von dem Abbé de Tenein in der Kathedrale von Melun, unter dem Zusammenlaufe einer großen Menschenmenge feierlich in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen. Am folgenden Tage schon erwählte man ihn zum Kirchenvorsteher in dem Kirchspiele St. Roch, bei welcher Gelegenheit er dieser Kirche fünf Mal Hundert Tausend Livres zum Geschenk machte. Seine immer großartigen Handlungen der Wohlthätigkeit waren nicht allezeit von gleicher Ostentation begleitet. Insgeheim verschenkte er große Summen und wahres Unglück flehte nie vergebens bei ihm um Abhülfe. Zu jener Zeit war er bei Weitem der einflußreichste Mann im Staate. Der Herzog von Orleans hegte so viel Zutrauen zu seinem Scharfsinne und zu dem Erfolg seiner Pläne, daß er ihn bei jeder Angelegenheit von Bedeutung zu Rathe zog. Sein Glück machte ihn durchaus nicht hochmüthig, er blieb derselbe einfache, leutselige, verständige Mann, der er in seinen früheren beschränkten Umständen gewesen war.

Es ist natürlich, daß Law, der Schöpfer des Glücks so vieler Menschen, von der leicht erregten Bevölkerung von Paris beinahe vergöttert wurde. Nie ist einem Monarchen mehr geschmeichelt worden, als ihm. Alle Dichter und Literaten untergeordneten Ranges überschütteten ihn mit ihrem Weihrauch. Sie nannten ihn den Heiland des Landes, den Schutzgott Frankreichs; Witz war in allen seinen Worten, Güte lag in jedem seiner Blicke und Weisheit bezeichnete alle seine Handlungen. Die Menschenmenge, welche aller Orten seinem Wagen folgte, war so groß, daß der Regent ihm eine permanente Reiterescorte zuwies, welche ihm den Weg zu bahnen bestimmt war. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

⁂ (London.) Im Januar soll die älteste der unter dem Titel Magazin bekannten englischen Zeitschriften, das „Monthly Magazine" wieder aufleben, und zwar, wie die Britannia anzeigt, unter der Redaktion „eines Gentleman, Witzkopfs und erfahrenen Lieferanten für den guten Geschmack."

⁂ (Die Wartburg.) Mit Freuden — schreibt das „Morgenblatt" aus Weimar — sehen wie unsern Erbgroßherzog eines herrlichen Denkmals der Vorzeit sich annehmen, der Wartburg. Welch großartige Erinnerungen knüpfen sich an diesen berühmten Sitz der Ahnen des jungen Fürsten! An der Mark Thüringen's blickt er in edlem Stolz von seinem hohen Berg hinaus in die kräftigen thüringschen Gaue mit ihren waldbewachsenen Bergen und goldenen Fluren. Bis hieher und nicht weiter drangen die Römer unter Drusus vor; der Thüringer Wald schützte als Vorwall des großen Herzynischen das Herz Deutschland's. Wartburg ist der Glanzpunkt des dichterischen Mittelalters; Landgraf Hermann hatte, ein edles Vorbild seines großen Enkels Karl August, die berühmtesten Minnesänger des Mittelalters um sich versammelt, und der in der Geschichte einzige Sängerkrieg wurde hier gestritten. Ein glänzendes Licht verbreitete sich von der Wartburg aus über die Welt — Luther begann hier seine Bibelübersetzung. Die Landgrafen hatten Wartburg in dem damals herrschenden byzantinischen Styl gebaut; mit der Zeit ist viel daran geändert worden, doch ist der Herrensitz selbst noch am besten erhalten: das Ritterhaus, in welchem auch die Minnesänger gelebt und Luther studiert, ist fast bis auf die Grundmauern umgebaut. Von dem Herrenhaus sind bereits die untern Säulenreihen (Lauben, Lobgien) frei gemacht. Wartburg war reich an Rüstungen aus der Landgrafenzeit; man hat noch mehr aufgefunden, die zu altem Glanze wieder aufgeputzt werden. Der Gedanke wurde aber im Erbgroßherzog immer reger, die ganze Burg so wieder herzustellen, wie sie einst herrlich thronend sich erhoben. Eine der Sache würdige Summe soll zu diesem Zweck ausgesetzt worden seyn, und wie man hört, hat man den berühmten Baumeister Ziebland zu Rathe gezogen. Unerhörte Dinge wird aber der alte Rittersitz erblicken, da Eisenach zu einem Knotenpunkt der größten deutschen Eisenbahnen bestimmt ist; die große Ostwestbahn von Halle aus führt über dasselbe nach Kassel, nach Frankfurt und an den Rhein, und di von Baiern über Koburg kommende trifft ebenfalls hier ein Wir sehen namentlich durch das Riesenwerk der Ostwestbahn einer folgereichen Umwandlung unserer Verhältnisse entgegen. Restauration der Wartburg und Eisenbahnen, welch merkwürdige Gegensätze treffen da an einem Punkt zusammen, die viel zu denken geben. — Auch das Lustschloß Ettersburg, bekannt durch die sinnvollen Feste unter Anna Amalia und Karl August und die Schilderungen Göthe's, ist nach des Erbgroßherzogs Willen, dem es gehört, im Rococogeschmack wieder hergestellt worden.

⁂ (Danzig, 25. Dez.) Am 3. d. Abends, während des furchtbar starken Nebels, mußte wohl ein 72jähriger Greis bie in Altschottland über die Radaune auf das Haus des Fleischermeisters Brose führende Brücke verfehlen und stürzte in die Radaune hinab. Auf das Angstgeschrei desselben eilte ein eben vorübergehender wohlgekleideter, aber unbekannt gebliebener junger Mann herbei, und es gelang ihm, mit Unterstützung des Brose jun., den Greis zu retten. Er wurde in das Haus des Letztern gebracht, und durch die umsichtige Behandlung des jungen Mannes gelang die Wiederherstellung des Verunglückten, und der Gerettete wurde den Seinigen noch einmal wiedergegeben. Hierauf entfernte sich der junge Mann, nachdem er noch fragte: Ob es noch weit bis zum Petershager Thor wäre? woraus gefolgert werden muß, daß er ein Fremder war. Allein nach wenigen Minuten erscholl schon von seinen Lippen der Angstruf: Hülfe, Hülfe! Alles eilte nun schnell zur Rettung herbei, indessen mußte der Unglückliche zu weit in die Mitte des Stromes gerathen seyn, er schwamm schnell dahin, und bald waren die Töne des schauerlichen Angstgeschreis um Hülfe verhallt; und jedes Mittel zur Rettung war fruchtlos. So hatte denn der Unbekannte nur wenige Augenblicke in dem süßen Bewußtsein geschwelgt, Retter eines Menschenlebens gewesen zu seyn.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 2. Januar. Robert der Teufel, große Oper in fünf Haupt- und einer Zwischen-Abtheilung. Musik von Meyerbeer. (Letzte Gastrolle) Bertram: Herr von Kaler, vom Königstädter Theater in Berlin.

Montag, den 3. Januar. Letzte Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft und zum Benefiz des Herrn Chambery: *Le bon moyen*, vaudeville nouveau en un acte de Bayard. Suivi de: *Elle est folle*, drame-vaudeville en 2 actes de Melesville. Suivi de: *Indiana et Charlemagne*, folie-vaudeville en un acte par MM Duvert et Lauzanne. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 3. 3. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

O sehr glücklicher heiliger Johannes! Du bist also wohl recht arm?

Ich arm? Ei, was fehlt mir denn? Ich bin eine Zigeunerin, und die Zigeunerinnen sind nicht arm, wenn man ihnen auch nicht viel gibt, denn ihre Kunst macht das Alles wieder gut. Wir besitzen kein anderes Land, als das Grab, in das man unsern Leichnam wirft, und dennoch ist ganz Spanien unser; die ehrbaren Leute nennen uns Diebe, Bettler, Vagabunden, sie verachten uns, was schadet's, sie zahlen die Kosten ihrer Beleidigungen und Verwünschungen. Die Gerechtigkeit verfolgt uns unaufhörlich, aber wenn sie lange Arme hat, so haben wir noch längere Beine. Was haben wir zu wünschen oder zu fürchten? Umherschweifend nach unserm Gefallen, sind wir die Könige aller Orte, die wir durchziehen, denn Nichts hemmt unsere Wünsche oder unsern Willen. Die Ebenen, die Gebirge, die Flüsse, die Wälder gehören uns, weil wir uns das, was uns darin gefällt, aneignen. Im Sommer geben uns die Wälder ihren Schatten, im Winter erbauen wir in der Sonne unter dem Schutze eines Felsens unsere Zelte. Allenthalben verbreitet unsere Gegenwart Freude, wo wir durchziehen ist Festtag, sobald wir in einer Stadt, in einem Flecken, ja in dem armseligsten Dorfe anlangen, verläßt Jedermann die Arbeit, Jeder eilt bei dem Tone unserer Castagnetten herbei. Die guten Leute würden das Essen im Stiche lassen, um mich den Fandango tanzen zu sehen oder um sich wahrsagen zu lassen. So wandern wir stets ohne Sorgen, ohne Traurigkeit und, was das Beste ist, ohne Furcht. Ist das nicht ein herrliches, lustiges Leben, meine Herren? Um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Ihnen wohl will, wünsche ich Ihnen ein Aehnliches.

Danke dafür! sagte Benito mit einem etwas höhnischen Lächeln, willst Du mir wahrsagen?

Er reichte ihr seine starke knochige Hand hin, deren tiefliegende Linien sie mit ernster Aufmerksamkeit betrachtete, als ob sie wirklich das künftige Schicksal des Malers darin suche. —

Nun, fragte er etwas beunruhigt, was siehst Du da?

Ein hundertjähriges Leben, antwortete sie gleichzeitig. Hundert Jahre! Sie werden so alt werden, wie ein Rabe, nachdem Sie viel Unglück in der Liebe erfahren haben. So steht hier und da.

Bei diesen Worten zeigte sie auf die offene Hand und das aufmerksame Gesicht Benito's.

Sehr verbunden, bemerkte dieser, — für diese Prophezeiung, ich werde mich hüten zu heirathen, es ist ein großer Trost, nur durch seine Geliebte unglücklich zu seyn, man hat wenigstens ein Mittel, in sein Unglück Veränderung zu bringen.

Die Zigeunerin wandte sich zu Don Pablo, und, indem sie auf ihn ihre großen, kühnen Augen heftete, sagte sie fröhlich zu ihm: mein schöner, gnädiger Herr, lassen Sie mich auch Ihnen die Zukunft enthüllen, gewiß ist mancherlei in den Linien dieser Hand unter dem Handschuh. Zeigen Sie her.

Er zuckte traurig die Achsel, zog seinen alten, oft geflickten ledernen Handschuh vorsichtig aus und reichte ihr seine Hand, welche sie zwischen die beiden ihrigen nahm, nachdem sie dieselbe zum Zeichen der Ehrfurcht mit der Stirn berührt hatte.

Gnädiger Herr, sprach sie darauf sehr ernsthaft und ihre Augen auf die weiße schöne Hand des Don Pablo heftend, gnädiger Herr, Sie werden Ihr Glück durch die Waffen machen, und Sie sind zu hohen Ehren berufen; Sie werden spanischer Grande werden.

Ich danke, meine Schöne; indessen nehme ich Deine Worte nicht für eine Prophezeiung, sondern für einen Wunsch, den Du mir darbringst, fürwahr, ein herrlicher Wunsch! Ach, ich glaube nicht an Deine Wissenschaft, und wenn Du mir selbst das Königthum von Peru versprächest, ich würde nicht darauf hoffen, und mich daher auch nicht freuen.

Die Zigeunerin warf, ein wenig schmollend, ihren Kopf zurück und sah Don Pablo ins Gesicht; ihr hellsehender und erfinderischer Geist machte auf der Stelle seine Muthmaßungen. Sie hatte an ihm schon das Benehmen eines Edelmannes, seine reinliche aber ärmliche Kleidung, sein stolzes Auge und sein trauriges Lächeln bemerkt und sie ahnete so ziemlich die Wahrheit.

Ei, ei! rief sie sogleich mit großer Geläufigkeit der Junge aus, Sie glauben nicht, daß ich Sie über Ihr künftiges Schicksal belehren könne, mein schöner, gnädiger Herr? Wohlan, ich will Ihnen von dem sprechen, was Sie schon so gut wissen, wie ich, denn ich kenne Sie jetzt, nachdem ich Ihre Hand und Ihr Gesicht gesehen habe, sehr wohl; ich kenne Sie sehr wohl, obgleich ich Ihnen zum ersten Male in dieser Welt begegne. In der andern haben wir uns, glaube ich, schon einmal zusammen befunden. Sie sind Asturier, edel geboren, wie der König, arm, wie Hiob. Das Ziel Ihrer Reise ist das Eskurial, wo Sie um eine Anstellung bitten wollen, die zu erhalten Sie nur wenige Hoffnung haben.

Sie spricht die Wahrheit! rief Benito erstaunt aus.

Man sieht mir also sogleich an, was ich bin? antwortete Don Pablo.

Ich könnte Ihnen alle Handlungen und Heldenthaten Ihres Lebens aufzählen, erwiederte die Zigeunerin mit triumphirender Freude; ich könnte Ihnen sogar etwas von Ihrem Stammbaume erzählen, er ist, wie der der Zigeuner, alt und geht hoch hinauf.

Was, die Zigeuner machen Ansprüche auf Adel? unterbrach sie Benito.

Wir haben eine alte Ueberlieferung, welche sagt, daß wir vom König Salomo und der Königin von Saba abstammen.

Wahrhaftiger Gott! Diesen Stammbaum möchte ich sehen. Habt Ihr ihn auf Pergament, liebes Kind?

Sie, Caballeros, würden noch mehr als ich in Verlegenheit seyn, solltet Sie mir den Ihrigen zeigen; er geht bestimmt nicht hinauf bis zum heiligen Lukas.

Ich behaupte nicht, daß ich von unserm Schutzpatron abstamme, allerhöchstens kann ich mit Bestimmtheit versichern, daß ich der Urenkel eines redlichen Barbiers aus Oviedo bin. Mein Stammbaum hat keine Zweige getrieben, aber wisse, daß in Asturien nach einem königlichen Gesetze, (ich weiß nicht mehr nach welchem) Jeder Hidalgo ist. Benito Ramero ist Hidalgo, sein Majorat ist seine Palette. Bis jetzt hat sie freilich keine bedeutende Einkünfte eingetragen. Ich fange wie der große Valesko an. Ich bin eben so stolz, wie er.

Amen! Ich glaube es nach dieser dreiwinkligen Linie, die Sie an der Wurzel der Nase haben, sagte die Zigeunerin, die ihn nicht recht verstanden hatte.

Sie kreuzte die Arme, und blieb so mit halbgeschlossenen Augen, tiefaufathmend und träge, wie eine junge Pariserin unter der afrikanischen Sonne, niedergekauert sitzen. Ihre dunklen Augensterne glänzten zwischen den schwarzen Wimpern hindurch und wandten sich nicht ab von Don Pablo. Es herrschte ein augenblickliches Schweigen. Die beiden Freunde betrachteten mit einer gewissen Theilnahme dies arme Wesen, das mit Flittern bedeckt, in bloßem Kopfe, beinahe baarfuß dennoch so fröhlich, so ruhmredig war. Der Maler betrachtete ihre lieblichen, zierlichen Formen, die eigenthümliche Anmuth ihrer Stellung, den stolzen und milden Ausdruck ihres Blickes. Der Edelmann fühlte Mitleid mit diesem sorglosen Elende, dieser naiven Frechheit, diesem finstern Muthe, der mit so vieler Kühnheit und Kaltblütigkeit die Entbehrungen, Strapazen, Gefahren und die Schande eines solchen Lebens ertrug.

Wir wollen aufbrechen, sagte endlich Benito, denn wir müssen vor der Nacht im Eskurial anzukommen suchen; gehen wir rasch, so können wir um vier Uhr da seyn.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Financier Law und seine Pläne.

(Fortsetzung.)

Sein System blühete bis zum Beginne des Jahres 1720. Die Meinung des Parlamentes, daß eine zu große Creirung von Papiergeld früher oder später den Bankerott des Landes herbeiführen müsse, wurde nicht beachtet. Der Regent, der nicht den mindesten Begriff vom Finanzwesen hatte, war der Meinung, daß ein von so guten Folgen begleitetes System niemals über das Maaß hinaus getrieben werden könne. Wenn fünf Hundert Millionen Papiergeld schon so großen Nutzen geschaffen hätten, so müßten, meinte er, fünf Hundert Millionen mehr noch größere Vortheile herbeiführen. Das war der große Irthum des Regenten und Law that nichts, um denselben zu beseitigen. Die außerordentliche Gier des Volkes nährte die Täuschung und je höher die indischen und Missisippi-Stocks im Preise standen, desto mehr Billets de banque wurden ausgegeben. Der erste Moment der Besorgniß trat früh im Jahre 1720 ein. Der Prinz von Conti, unwillig darüber, daß Law ihm neue Actien der ostindischen Gesellschaft nicht zu dem von ihm gestellten Preise hatte überlassen wollen, schickte eine so ungeheure Masse von Noten zur Einlösung gegen baares Geld zur Bank, daß drei Wagen zum Transport desselben nöthig waren. Law beschwerte sich bei dem Regenten und stellte ihm dringend das Unheil vor, welches entstehen müsse, wenn ein solches Beispiel Nachahmung fände. Das sah der Regent nur zu gut ein; er schickte daher zum Prinzen von Conti und befahl ihm bei Strafe seiner Ungnade, zwei Drittheile des von ihm aus der Bank gezogenen baaren Geldes wieder in dieselbe einzuschießen. Der Prinz sah sich gezwungen, dem Machtgebote Folge zu leisten. Glücklicherweise für Law war der Prinz von Conti bei'm Volk nicht beliebt; Jedermann äußerte sich tadelnd über die Gemeinheit seiner Gesinnung und seine Habgier, und gestand ein, daß Law ungebührlich behandelt worden sey. Auffallend ist es aber, daß ein so drohendes, mit Mühe beseitigtes Ungewitter weder Law noch den Regenten veranlaßte, bei den Noten-Emittirungen mit größerer Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Es fanden sich bald Andere, welche aus Mißtrauen dem Beispiele folgten, das der Prinz von Conti aus Rachegefühl gegeben hatte. Den schlaueren Speculanten konnte es nicht entgehen, daß die Preise unmöglich fortwährend steigen könnten. Bourbon und La Richardière, welche Beide große Operationen in den Fonds vorgenommen hatten, setzten in aller Stille und immer nur in kleinen Quantitäten ihre Noten in baares Geld um und brachten es im Auslande unter. Auch kauften sie so viel wie möglich Silbergeräth und Schmucksachen auf, die sie ebenfalls insgeheim nach England und Holland schickten. Vermelet, ein anderer Speculant, der den kommenden Sturm spürte, wußte sich Gold- und Silbergeld bis zu dem Belaufe von beinahe einer Million Livres zu verschaffen, packte es in einen Bauernkarren und bedeckte es mit Heu und Dünger. Er selbst zog darauf einen Bauernkittel an und brachte seine kostbare Last glücklich nach Belgien, von wo er Mittel fand, sie nach Amsterdam zu schaffen. Bis dahin hatte noch kein Theil der Bevölkerung Schwierigkeit gefunden, sich das zu seinem Lebensunterhalt nöthig baare Geld zu verschaffen. Aber das bisher befolgte System konnte nicht lange fortgesetzt werden, ohne daß in dieser Hinsicht Mangel eintrat. Von allen Seiten liefen Klagen ein und bei genauerer Untersuchung kam man der Ursache bald auf den Grund. Der Staatsrath debattirte lange über die zu ergreifenden Maaßregeln der Abhülfe und Law äußerte, als man ihn um Rath fragte, die Ansicht, daß ein königliches Edict den Werth des Metallgeldes permanent auf fünf Procent unter dem Werthe des Papiergeldes feststellen solle. Dies Edict wurde demgemäß publicirt, da es aber seinen Zweck nicht erreichte, so folgte ihm ein anderes, in welchem der Werth des Metallgeldes auf zehn Procent unter dem des Papiergeldes bestimmt wurde. Zugleich wurde die Einlösung der Noten auf hundert Livres in Gold und zehn Livres in Silber zur Zeit beschränkt. Alle diese Maaßregeln indeß vermochten das Zutrauen zu dem Papiergelde nicht herzustellen, obgleich die so enge Beschränkung der Baarzahlungen den Credit der Bank aufrecht erhielt. Aller Bemühungen ungeachtet flossen die edlen Metalle nach wie vor nach England und Holland. Das wenige baare Geld, das im Lande blieb, wurde sorgsam aufbewahrt oder versteckt, bis endlich der Mangel an demselben so groß wurde, daß die gewöhnlichen Handels-Operationen nicht mehr fortgesetzt werden konnten.

In dieser Noth wagte Law den kühnen Versuch, den Gebrauch des Metallgeldes ganz und gar zu verbieten. Im Februar 1720 erschien ein Edict, welches, statt der Absicht gemäß, den Credit des Papiergeldes herzustellen, denselben unwiderbringlich vernichtete und das Land an den Abgrund der Revolution riß. Dieses berüchtigte Edict verbot Allen und

Jedem mehr als 500 Livres in Metallgeld in ihrem Besitze zu haben, bei strenger Geldstrafe und unter Androhung der Confiscation der vorgefundenen Summen. Auch war es verboten, Goldarbeiten, Silberzeug und kostbare Steine aufzukaufen, und Angeber wurden durch das Versprechen der Hälfte des von ihnen entdeckten Betrages aufgemuntert, den Uebertretern des Edictes nachzuspüren. Das ganze Land brach in einen Schreckensruf aus über eine so unerhörte Tyrannei. Die gehässigsten Verfolgungen fanden alltäglich Statt. Die Angeber und ihre Agenten scheueten sich nicht, in das innerste Heiligthum des Familienlebens einzudringen. Die rechtlichsten, ehrenhaftesten Männer wurden denuncirt und des Verbrechens beziichtiget, einen Louisd'or in Besitz zu haben. Bediente verriethen ihre Herren, ein Nachbar wurde zum Spion an dem andern und die Verhaftungen und Confiscationen vermehrten sich dergestalt, daß die Gerichtshöfe es schwierig fanden, sich durch die in ungeheuerem Maaße angehäuften Geschäfte hindurch zu arbeiten. Es genügte, daß ein Angeber erklärte, er habe eine Person in Verdacht, Geld heimlich bei sich zu halten, um die sofortige Ausstellung eines Haussuchungs-Befehles zu veranlassen. Jede Bezeichnung, welche der Haß des Volkes ihm in den Mund gab, wurde über Law und den Regenten ergossen. In Metallgeld durfte nicht über 500 Livres hinaus bezahlt werden und das Papiergeld nahm Niemand, wenn er es vermeiden konnte.

Der Werth der Louisiana- oder Mississippi-Actien war sehr rasch gefallen und es fanden sich in der That nur noch sehr Wenige, welche den vormals überall verbreiteten Berichten über den unermeßlichen Reichthum jener Gegenden Glauben beimessen wollten. Es wurde daher noch ein letzter Versuch gemacht, das Vertrauen des Publicums zu dem Mississippi-Project herzustellen. Zu dem Zwecke wurde eine allgemeine Conscription aller Armen in Paris auf Befehl der Regierung angestellt. Mehr als sechs Tausend Individuen aus dem Abschaume der Bevölkerung wurden wie in Kriegszeiten ausgehoben und sollten mit Kleidungsstücken und Werkzeugen versehen nach New-Orleans eingeschifft werden, um die angeblich in großer Menge dort vorhandenen Goldminen zu bearbeiten. Tag für Tag wurden sie mit ihren Pickärten und Schaufeln durch die Straßen der Hauptstadt umhergeführt und dann in kleinen Abtheilungen nach den Seehäfen geschickt, um dort nach Amerika eingeschifft zu werden. Zwei Drittheile derselben erreichten den Ort ihrer Bestimmung niemals, sondern zerstreueten sich im ganzen Lande umher, verkauften ihre Werkzeuge um jeden Preis und kehrten zu ihrer früheren Lebensweise zurück. In weniger als drei Wochen nachher fand man die Hälfte dieser Leute schon wieder in Paris. Indessen veranlaßte das Manöuvre doch ein geringes Steigen der Mississippi-Actien. Viele, die mit einem Uebermaaße von Leichtgläubigkeit versehen waren, glaubten, daß die Operationen in dem neuen Golconda allen Ernstes begonnen haben und daß man bald in Frankreich die gewonnenen Gold- und Silberbarren sehen werde.

Die willführlichen Beschlüsse des Regenten, durch die er das Land der Verlegenheit zu entreißen suchte, häuften sich immer mehr, dienten aber nur dazu, es immer tiefer in den Schlamm zu versenken. Es wurde geboten, alle Zahlungen nur in Papier zu leisten und zwischen dem 1. Februar und dem Schlusse des Monats Mai wurden Noten zum Belaufe von 1500 Millionen Livres fabricirt. Aber die Besorgniß war nun einmal in ihrer ganzen Stärke erwacht und keine Kunst vermochte dem Volke zu einem Papiergelde Vertrauen einzuflößen, daß in Metallgeld nicht umgesetzt werden konnte. Das baare Geld, welches der Regent zu entwerthen trachtete, stieg bei jedem darauf abzielenden neuen Versuche im Preise.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein türkisches Longchamps.

Die Moslems haben sieben heilige Nächte, die heiligste aber ist die sogenannte Leilet-el-Kadr, oder die Nacht der Kraft, in der unaussprechliche und unerklärliche Mysterien vorgehen: das Meer soll in derselben als Symbol der allmächtigen Reinheit seine salzigen Eigenschaften verlieren. Der genaue Zeitpunkt dieser wunderwirkenden Nacht wurde keinem Heiligen und keinem Propheten geoffenbart, man glaubt aber, daß es die des 27 Ramadan sey, und sie wird deßhalb feierlich begangen: alle Moscheen werden mehr als gewöhnlich beleuchtet und verziert. Die Priester lösen sich ab mit Vorlesung von Gebeten und die Gläubigen strömen in die Moscheen, um der verheißenen Wohlthaten der in dieser Nacht dargebrachten Gebete theilhaftig zu werden. In den sieben Nächten soll kein Mann das Harem betreten, unter mancherlei Strafdrohungen, so z. B. werden alle Kinder, die aus einer Uebertretung dieses Verbots hervorgehen, buckelig, krummfüßig, schielend oder aussätzig. Nur für den Sultan besteht für die „Nacht der Kraft" eine Ausnahme: er soll Abends die Moschee besuchen unter Vortragung zahlreicher Laternen, wie sie bei Vermählungen üblich sind, und nach dem Abendgebet mit einer reinen Jungfrau sich vermählen. Ein Kind, das aus dieser Verbindung hervorgeht, weissagt dem Vater, der Mutter, dem Kind und der ganzen Dynastie alles Heil, und manches kaiserliche Kind soll unter so günstigen Auspizien in die Welt getreten seyn. —

An den zwei Tagen des Ramadan, welche auf diese Nacht folgen, ist es Sitte der Damen in Konstantinopel, sich, so weit es der neidische Schleier erlaubt, auf dem viereckigen Platze vor der Amtswohnung des Seraskiers zu zeigen, die untere und Mittelclasse zu Fuß, die höhere in mannigfachen, seltsamen Fuhrwerken. Am 12. und 13. November d. J., so schreibt das Morning Chronicle vom 9. Dez. aus Konstantinopel, war diese Promenade gedrängt voll; Hunderte von Frauen, deren runde, meist verschleierte Köpfe einem ungeheuren Champignonfeld glichen, standen auf der einen Seite des Platzes. Schaaren von Männern, welche die benachbarte Moschee Bajazet's verließen oder betreten wollten, gingen auf der entgegengesetzten Seite auf und ab, während in der Mitte Reihen von phantastisch geschnitzten Fuhrwerken aller Art herzogen, die mit goldbehängtem Scharlachtuch bedeckt waren. Diese von Ochsen mit gestickten Kopfstücken, oder von Pferden, welche von Stallknechten geführt wurden, gezogenen Wagen waren mit Damen angefüllt, die leicht, aber dicht verschleiert waren, und mit lieblichen Kindern in vielfarbigen Kleidern und mit einem Kopfschmuck, in dem Perlen, goldene Talismane und Diamantenzierrathen, worunter häufig des Sultans Namenszug in Brillanten eingeflochten waren. Hie und da sah man junge Beys oder Beyzadehs (Beisöhne) dem elterlichen Wagen folgen, oder unter einem Gefolge von drei bis vier Dienern auf schönen Pferden daher reiten, den rothen Feß oder das lange geschlungene Haar von Juwelen glänzend oder mit Perlen durchflochten. Besonders that sich unter diesen der junge Sohn des persischen Gesandten hervor, welcher in seine Landestracht gekleidet und von mehreren Dienern gefolgt war.

Unter den ausgezeichnetsten „Equipagen" befanden sich die der Valide Sultan, sechs an der Zahl, von denen fünf mit vergoldeten Gittern verschlossen waren. Diese Wagen, von mehrern Eunuchen und Kawassen begleitet und einer Infanteriepatrouille gefolgt, enthielten etwa 26 Damen. In dem ersten saß des Sultans jüngste Schwester, deren Hand für Said Pascha von Aegypten nachgesucht worden war. Sie ist 10 oder 11 Jahre alt, war ganz unverschleiert und aufs

prachtvollste gekleidet. Neben einem Ueberfluß von Diamanten, Perlen und Stickereien, welche ihren Fuß zierten oder in ihren dunkeln Haaren eingeflochten waren, trug sie eine einzelne weiße Straußenfeder, zum Zeichen ihres Ranges, und ihr Kleid von dunklem Sammt war mit reicher Stickerei und Diamantenschließen besetzt und durch einen reichen Shawl um die Hüften zusammengehalten. Die Prinzessin, obgleich keine ausgezeichnete Schönheit, gleicht ihrem Bruder, dem Sultan, in dem Glanz ihrer Augen und dem wohlwollenden Ausdruck ihrer Züge. In einer zweiten Araba saß des Sultans jüngerer Bruder, welcher noch unter seiner Mutter Obhut ist. Er schien ein recht frischer Junge, und sah neidisch auf die kleinen Beyzadehs, welche in der Nähe ihre Pferdchen tummelten. Diese Promenade ist vielleicht eine der interessantesten Scenen in Stambul, und die einzige Gelegenheit, wobei die Damen ohne Widerspruch über die ganze Stadt zu herrschen scheinen.

## Tabletten.

*** (Fabio, der Novize.) Man hat uns von Magdeburg die Theaterzettel zugesendet, auf welchen die drei ersten Aufführungen des Drama's: Fabio der Novize (frei nach dem Französischen von J. N. Schuster) angekündigt sind. Zugleich schreibt man uns dabei: „Die erste Aufführung fand Samstag, den 25. Dezember statt; der außerordentliche Beifall veranlaßte die Direction, das Stück schon am folgenden Tage, Sonntag, den 26. Dezember wiederzugeben, und bei dieser Wiederholung steigerte sich der Beifall des auf das Zahlreichste versammelten Publikums dermaßen, daß schon am Dienstag, den 28. Dezember eine abermalige Aufführung auf allgemeines Verlangen (wie der Zettel mit großen Buchstaben besagt) statt haben mußte. Hr. Leo (Policastro) und Hr. Kramer (Fabio) wurden jeden Abend stürmisch gerufen." — Hieraus scheint denn doch hervor zu gehen, daß dieses Drama, wenn wir es auch nur als ein für den Theatereffekt berechnetes Stück ansehen, doch seine guten Seiten haben muß, und wenigstens die feindliche Behandlung, die ihm von einer gewissen Coterie zu Theil wird, nicht verdient. Dramen, welche durch Bühneneffekt auf das Publikum wirken, müssen einer besonnenen Direktion eben so willkommen seyn, als die kostspieligen, oft werthlosen Opern, die uns doch auch beinahe alle von Paris herüber kommen.

*** (Berlin, 28. Dez.) Gestern gab Liszt hier sein erstes wahrhaft glänzendes Concert, sowohl durch die Zahl und Eleganz der Besucher wie durch den außerordentlichen Erfolg des Künstlers. Was sich gegen ihn sagen läßt, ist nur gegen die Richtung der Virtuosität überhaupt zu sagen, welche in unserer Zeit die allgemein herrschende geworden ist; doch in dieser behauptet er unbedingt den ersten Rang und die genialste Eigenthümlichkeit. Trotz der gigantischen Mechanik, die dabei thätig ist, erscheint seine Kunst als eine aus dem Geist geborene und hat in diesem Sinne gewirkt. Wenn man Thalberg l'Ange du Piano genannt hat, so ist Liszt nicht der Diable, sondern der Dieu du Piano, der alle dämonischen Gewalten mit in sich trägt. Doch genug über einen Künstler, der nur uns neu ist, uns aber hoffentlich durch noch mehrere seiner Soloconcerte (denn er gab dasselbe ganz allein, ohne Orchester und Sängerin) nach der verschiedensten Richtung seines Talents vertraut werden wird. — Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Publikums in dem Concert war die junge Prinzessin Marie, in der wir seit einigen Tagen die Verlobte des künftigen Königs von Bayern sehen. Der ganze Hof war übrigens zugegen, und der König äußerte mehrmals seinen lebhaftesten Beifall. — Unsern Weihnachtsverkehr kann man als geschlossen betrachten; er ist selten so günstig ausgefallen, trotz der anfänglich sehr schlechten, nachmals aber außerordentlich glücklichen Auspicien des Wetters. In den weihnachtlichen Vergnügungsetablissements war der Andrang noch gestern, am dritten Feiertage, fast unerhört zu nennen. Die eleganten Säle des Jagorschen Etablissements und das Hotel de Russie sind jeden Abend so überfüllt, daß Hunderte, ohne Platz zu finden, zurückgehen müssen. In dem Diorama ist das Gedränge so groß, daß die Polizei alle Mühe hat, Unglück zu verhüten, und gestern Abend zwischen 6 und 7 Uhr war die Straße, die dahin führt, durch die zurückwogende Menschenmenge, die nicht mehr Eingang finden konnte, dicht belebt. So herrscht denn eine sehr frohe Feststimmung, und unsere Christmesse ist für den Handelsstand (mit Ausnahme der eigentlichen Weihnachtsmarkt-Verkäufer) sehr reich ausgefallen.

*** Man liest in der Stuttgarter Allg. Ztg.: Einer Namens Grünspahn hat die Berliner ausgezeichnet mystifiert. Er verkauft mit der Ueberschrift: „Berlin vom düstern Keller (eine Localität in der Nähe von Berlin) betrachtet, eine ganz schwarze Papierfläche, an der sich nichts Weiteres entdecken läßt; aber eben deßhalb geht dieses Blatt so ungeheuer ab, weil man den verborgenen Witz, welchem die Polizei schon auf der Spur seyn soll, erst noch zu entdecken glaubt. Diese Ironie ist göttlich; für uns Schwaben bietet aber dieselbe nur eine neue Art, nicht aber eine neue Erfindung dar. Der selige Professor Plouquet (der Philosoph) hat als Stifter zu gleichem Zwecke folgenden Gedanken ausgeheckt. Als es ihm eines Tages an Geld gebrach, kündete er im klösterlichen Speisesaale an, er werde Nachmittags Jedem, der 6 kr. bezahle, den Teufel im Glase zeigen! Plouquet's Museum hat zwei Thüren, zu einer geht man herein, zur andern hinaus. Der erste Neugierige kommt: Plouquet steht vor einem leeren Glase und läßt ihn hineinschauen. — „Was sehen Sie?" — „Nichts!" — „Sehen Sie doch noch einmal hinein!" — „Nichts!" — „Ueberzeugen Sie sich genug!" — „Durchaus nichts!" — „Nun das ist ja eben der Teufel daß nichts darin ist!" Damit schließt Plouquet seine Phantasmagorie, nimmt dem lachenden Angeführten das Wort ab, den Andern nichts zu sagen, und läßt ihn zur zweiten Thüre hinausgehen. Und so, wie weiland Plouquet das protestantische Stift in Tübingen vor circa 100 Jahren brandschatzte, brandschatzt jetzt ein lustiger Künstler Berlin. Prosit!

*** (Anecdote.) Neulich hat in einem Kaffeehause Jemand einen Andern gefragt: „Ich bitte Sie, mir zu sagen, wer denn eigentlich der O' Connel ist, über den so Vieles in den Zeitungen gesprochen wird." — „„Ei, wissen Sie denn das nicht"", erwiederte der Andere — „„O' Connel ist ja der irländische Alligator."" (Er wollte „Agitator" sagen.) Diese Anecdote ist buchstäblich wahr.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 3. Januar. Letzte Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft und zum Benefiz des Herrn Chambery: *Le bon moyen*, vaudeville nouveau en un acte de Bayard. Suivi de: *Elle est folle*, drame-vaudeville en 2 actes de Melesville. Suivi de: *Indiana et Charlemagne*, folie-vaudeville en un acte par MM. Duvert et Lauzanne. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 4. 4. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## In der Neujahrsnacht.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sey ein dreifach Hoch gebracht:
Erst den holden deutschen Frauen,
Die dem echten deutschen Mann
In dem Haus ein Glück erbauen,
Das kein Sturm erschüttern kann,
Die uns immer frische Kränze,
Ob auch Sturm und Woge dräu'n,
So im Herbste, wie im Lenze
Auf die Lebenspfade streu'n.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sey ein donnernd Hoch gebracht:
Allen deutschen Männerherzen,
Die von heil'ger Gluth entbrannt,
Nicht den Tod und seine Schmerzen
Scheuen, gilt's dem Vaterland.
Männer, denen der Gedanke
Frei und leicht dem Haupt entspringt,
Deren Liebe ohne Schranke
Sich um Millionen schlingt.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sey ein dreifach Hoch gebracht:
Unserm Vaterland, dem weiten,
Sey's am Belte, sey's am Rhein,
Seinen Bergen und Gebreiten,
Seinen Strömen, seinem Wein,
Seiner Wälder reichem Kranze,
Wo, — erstaunen soll die Welt! —
Einen Mast, bald statt der Lanze
Sich die deutsche Jugend fällt.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sey ein donnernd Hoch gebracht:
Unserm ganzen Volk, dem hehren,
Das vom Brand der Welt umringt,
Sich ein Phönix, reich an Ehren,
Stets aus der Verwüstung schwingt!
Wer will ihm die Krone rauben,
Sey's in Kunst, in Wissenschaft,
Sey's im Lieben, sey's im Glauben,
Sey's in Milde, sey's in Kraft?

In der Neujahrsnacht,
Sey ihm, da man schwärmt und wacht,
Unser donnernd Hoch gebracht!

Wilhelm Genth.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

### II.

Der Abend nahte, als Don Pablo und Benito Ramero im Eskurial ankamen. Der Hof bewohnte jetzt das von Philipp II. gegründete Kloster, und dennoch herrschte draußen eine solche Oede, ein so tiefes Schweigen, daß man hätte glauben sollen, die Hieronymiten bewohnten allein diese ungeheuern Kreuzgänge, diese unermeßlichen Gallerien, diese demüthigen Zellen, in welche sich die königliche Familie jedes Jahr fünfzig Tage zurückzog.

Niemand ging über die verlassenen Terrassen, Niemand zeigte sich an den verschlossenen Fenstern, und man hörte in den Gärten von Weitem das Geplätscher der Springbrunnen, das sich mit dem Rauschen des Windes, welcher diese hochgelegenen Gegenden unaufhörlich bestreicht, vermischte.

Die beiden Reisenden sahen sich traurig an, sie waren hier völlig unbekannt und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Anfangs hatte sie bei dem Anblicke dieses Gebäudes, das prächtig und düster, wie der Geist seines Erbauers, da stand, ein Gefühl der Ueberraschung und Bewunderung ergriffen, aber dieses wurde bald durch den beunruhigenden Gedanken an ihre Lage verdrängt.

Was sollen wir beginnen? sagte ganz muthlos Don Pablo, wir werden dort (auf das Eskurial zeigend) nie hineinkommen.

Weßhalb nicht? Die Thüren müssen sich, wie ich meine, zur Audienz der Minister und Gesandten öffnen, der ganze Hof ist hier; wer etwas zu bitten hat, wird nicht versäumt haben, ihm zu folgen. Morgen werden wir sehen, wie es

die Andern machen, und im Nothfalle schließen wir uns ihnen an. Bis dahin lassen Sie uns ein Unterkommen suchen. Ich denke, wir setzten uns zuvörderst da unten in die Allee, ich fühle meine Füße nicht mehr, es ist mir, als zöge ich an jedem Fuße eine Kugel.

Das ist das Gewicht von sieben Stunden, die wir seit diesen Morgen gegangen sind! Ach, armer Benito, wenn es nur zum Zwecke führt, aber mir ahnt nichts Gutes und fast bereue ich diese Reise.

Ich im Gegentheil habe gute Hoffnung. Es gibt Gründe aller Art, um zu glauben, daß Sie dieses Mal glücklich seyn werden. Seit diesem Morgen habe ich, wer weiß, wie viele gute Vorbedeutungen gehabt. Als wir in San Franzisco eintraten, um die erste Messe zu hören, betrachtete ich die silberne Lampe der Jungfrau, an dem Dochte waren drei große Schnuppen, und dann wissen Sie ja wohl, was jenes kleine närrische Ding prophezeiet hat. Doch lassen Sie uns da unten in Schatten setzen, wo wir über diese Sachen bequemer reden können.

Unter den Terrassen des Eskurials erstreckten sich die von Hecken und Mauern umgebenen Gärten. In diese gelangte man durch Treppen, auf welchen Blumenvasen, eine über die andere aufgestellt waren; die Blumenbeete waren vernachlässigt und der sie umgebende Park gewährte einen ländlichen und wilden Anblick. Schon trieben die von Philipp II. gepflanzten Bäume todte Aeste, und hie und da wuchsen kräftige Sprößlinge.

Das Eskurial war kein Lieblingsaufenthalt Philipp's V. Er besuchte es nur, weil die unerbittliche Etiquette dazu zwang, deren despotische Ueberlieferungen die österreichische Dynastie überlebt hatten. Der Enkel Ludwig XIV. vernachlässigte diese königlichen Gebäude gegen den schönen, von ihm erbauten Palast von St. Ildefonse, welcher ihn an Versailles, seine Wiege, erinnerte.

Die beiden Freunde setzten sich an einen kleinen Bach, der zwischen grünen Ufern dahin floß. Der Ort war still und öde, eine Dorn- und Hollunderhecke wehrte den Zugang, jenseits des Baches bildete ein leichtes Stakett die Umzäunung des Gartens, den eine düstere Allee von Erdbeerbäumen dem Auge entzog, zuweilen trug der Wind, der von dieser Seite kam, den lieblichen Wohlgeruch des Jasmins und der Rosen herüber, die untergehende Sonne warf ihre schrägen Strahlen in das Dickicht und vergoldete mit warmen und prächtigen Farben die flüsternden Blätter, unter denen der Bach plätschernd dahin floß.

Benito Ramero breitete sein weißes Taschentuch auf dem Rasen aus, nahm aus seiner Tasche zwei trockene Rinden, eine Hand voll Mandeln und eine kleine Flasche Wein, und sagte zu Don Pablo, indem er mit der Hand einlud, an dem Mahle Theil zu nehmen:

Es ist, wie mich dünkt, Zeit, etwas zu sich zu nehmen, eine Tasse Chocolade hält nicht vor bis morgen.

Ich danke Dir, lieber Freund, antwortete der Edelmann mit einem Seufzer, ich habe noch keinen Hunger, ich habe da etwas, das mir den Appetit für lange Zeit benimmt.

Bei diesen Worten zog er ein vierfach zusammengefaltetes und sorgsam eingewickeltes Papier aus seinem Wammse, durchflog es mit den Augen und ließ es auf seine Kniee fallen.

Dies ist die schönste Bittschrift, die ich in meinem Leben gesehen habe, sagte Benito, seine Rinde verzehrend, welche Beredtsamkeit, welche würdige Sprache! Nie war ein Ansuchen besser begründet, nie auf gerechtere Ansprüche gestützt! Der König muß darauf eingehen, er wird sehr gerührt seyn, wenn er es bis ans Ende liest.

Wenn er sie liest! Aber ich fürchte sehr, daß sie, wie die andern, in dem Portefeuille eines Secretärs bleibt. Ich werde mich dem Könige nie nahen können, und ich bin es müde, in den Vorzimmern der Minister um mein Recht zu betteln. Welche Täuschungen, welche Demüthigungen habe ich erfahren! Mich ekelt davor! Welch, eine Marter ist das Leben eines armen Sollicitanten. Ach, Benito, man muß es erlebt haben, um es zu wissen. Wie glücklich ist der, welcher von seiner Hände Arbeit lebt und von Niemand etwas zu bitten braucht! Wäre ich nicht Edelmann, ich würde ein Künstler, Kaufmann oder Landmann, ich würde meinen Lebensunterhalt verdienen; aber ich bin der Graf von Penaparda, und, um mir Nichts zu vergeben, bin ich gezwungen, im Elende zu leben, oder Priester oder Soldat zu werden. Welch' eine drückende Last ist ein schöner Name, wenn man Nichts hat, um seiner würdig zu leben! Wer ihn trägt, stirbt an den Mühseligkeiten, die mit demselben verbunden sind. Hätte ich nur einigen Beruf dafür gefühlt, ich hätte mich zum Priester machen lassen. (Fortsetzung folgt.)

## Der Consul und sein Pfeiffer.

### Humoreske.

Es gab vormals in Rom zur Zeit der Republik, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, einen Consul, der wie Heinrich IV. die Gewohnheit hatte, bei Nacht die Straßen zu durchstreifen. Dieser Consul nun ward gegen die Carthaginenser gesandt. Er erfand eine Kriegsmaschine, mittelst welcher er in einer Seeschlacht einen so glänzenden Sieg davon trug, daß er bei seiner Rückkehr nach Rom auf den angenehmsten Empfang hoffte. Er hatte sich nicht getäuscht: ganz Rom erwartete ihn vor den Thoren und führte ihn in Triumph zum Capitol, wo der Senat seiner harrte.

Als er dort erschien, verkündete ihm der Letztere, daß er ihm zur Belohnung seines Sieges eine Auszeichnung zugedacht habe, die seinem Stolze ungemein schmeicheln würde; er sollte nämlich niemals seine Wohnung verlassen, ohne daß ihm ein Musiker voranginge, der unter Pfeifenklang der Menge verkündete, daß derjenige, welcher ihm folge, „der berühmte Duilius, der Besieger der Carthaginenser sey."

Duilius, war, wie man leicht denken kann, über diese Ehre ungemein glücklich. Er kehrte in seine Behausung zurück, vorgetreten von dem Pfeifer, welcher mit lauter Stimme verkündete, wer er sey und was er alles vollbracht; und jubelnd schrie das Volk: „Es lebe Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Rom's." Der Consul war trunken vor Entzücken und mehrmals verließ er täglich seine Wohnung, wenn er auch außer derselben nichts zu thun hatte, um sich der ruhmvollen Auszeichnung zu erfreuen.

So ging alles vortrefflich bis zum Abend. Nun aber hatte besagter Consul eine Geliebte, die er anbetete und nach deren Anblick ihn verlangte, deren Gemahl aber sehr eifersüchtig war."

Der Consul begab sich also ins Bad, machte seine Toilette, salbte sich, und als seine Sanduhr die eilfte Stunde verkündete, schickte er sich an, insgeheim seinen Palast zu verlassen, um sich unbemerkt zu seiner Geliebten zu begeben. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth, oder vielmehr ohne seinen Pfeiffer gemacht. Kaum hatte er die Straße betreten, als auch sein Pfeiffer, der beständig in seinem Dienste war, und sein Hinaustreten aus der Pforte gewahrt hatte, ihm voraneilte und unter hellem Pfeiffenton mit lauter Stimme verkündete: „Seht her, hier kommt der Consul Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Roms." Wo er noch auf den Straßen war, hemmte seine Schritte und starrten den Ruhmgekrönten an, alle Fenstern und Hausthüren thaten sich auf; diejenigen, welche sich bereits zur Ruhe gelegt

hatten, sprangen von ihrem Lager empor, kurz die ganze Bevölkerung des Stadtviertels kam auf die Beine und jubelte und schrie: „Hier kommt der Consul Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Rom's."

Das war nun sehr schmeichelhaft für ihn aber auch sehr belästigend. Der Consul gebot seinem Pfeiffer zu schweigen, dieser aber entgegnete, daß er viel zu strenge Befehle von dem Senate erhalten habe, und daß er pfeiffen und rufen würde, bis ihm der Athem ausginge. Da der Consul endlich einsah, daß sein Musiker, gestützt auf das Gebot des Senats, keine Vernunft annehmen wollte, fing er an zu laufen, hoffend seinem melodieusen Begleiter zu entteilen; dieser aber setzte sich jetzt gleichfalls in Lauf und alles, was der Consul erreichen konnte, war, daß er nunmehr von seinem Pfeiffer gefolgt wurde, statt daß ihm dieser früher voranging. Dem armen berühmten Mann, blieb nur noch eine einzige Hoffnung, die nämlich, daß in dem Hause seiner Geliebten alles schlafen und daß es ihm gelingen würde, unbemerkt in das Nebenpförtchen zu schlüpfen, das, wie sie ihm versprochen hatte, für ihn offen bleiben sollte. Als er aber in der Nähe des theuren Hauses anlangte, war auch schon dort alles munter und auf den Beinen, und er gewahrte zu seinem Schrecken, in einem Fenster desselben, den Gemahl seiner Geliebten, welcher, so wie er ihn erblickte, aus vollem Halse schrie: „Hier kommt der berühmte Consul Duilius, der Besieger der Carthaginenser, der Befreier Rom's!" — Verzweiflungsvoll kehrte der Gefeierte in seinen Palast zurück. —

Während der beiden nächsten Abende wiederholte er seine Versuche, insgeheim zu seiner Geliebten zu gelangen, allein sie schlugen sämmtlich fehl und ganz außer sich, niemals sein Incognito bewahren zu können, begab er sich wieder nach Sicilien, wo er seinen Zorn an den Carthaginensern ausließ und sie noch einmal schlug, und zwar so total, daß man glaubte, es wäre mit den punischen Kriegen auf immer zu Ende. Rom war vor Freude außer sich und man beschloß, den Sieger auf noch glänzendere Weise zu empfangen als das Letztemal. Der Senat versammelte sich, um sich in dieser Rücksicht zu berathen. Man wollte ihm eine Statue setzen, sein Haupt krönen und was dergleichen mehr war, da aber vernahm man plötzlich den durchdringenden Schall der Pfeife und das Jubelgeschrei des Volks. Es war der Sieger, der, früher als man es erwartet hatte, heimkehrte. Da er vermuthete, daß man auf eine neue glänzende Auszeichnung für ihn bedacht sey, erschien er, um der Berathung beizuwohnen. Rasch trat er vor: „Ihr Väter Rom's," sprach er, „nicht wahr, Ihr berathschlagt miteinander, was Ihr mir erzeigen könnt, das mir angenehm wäre?"

„Wir möchten," lautete die Antwort, „Dich gern zu dem glücklichsten Sterblichen machen." — „Wohlan," sprach Duilius, „wollt Ihr mir das gewähren, was ich am meisten wünsche?" — „Sprich, sprich," rief der ganze Senat, wie mit einer Stimme. „Beim Jupiter, was Du verlangst, es soll Dir gewähret werden."

„Gut, Ihr Väter Rom's," entgegnete der Consul, „nehmt mir zur Belohnung dieses meines zweiten glorreichen Sieges den verwünschten Pfeiffer wieder, den Ihr mir zur Belohnung meines ersten verliehen habt." — (Originalien.)

---

## Der Financier Law und seine Pläne.

(Fortsetzung.)

Im Februar wurde es für rathsam gehalten, die königliche Bank der ostindischen Compagnie einzuverleiben. Das behufige Edict wurde alsbald publicirt und vom Parlamente einregistrirt. Der Staat blieb Bürge für die Noten der Bank und ohne einen Befehl des Staatsraths sollten keine neuen Noten ausgegeben werden. Der ganze Gewinn, den die Bank von dem Augenblicke an gemacht hatte, als sie von einer Privatbank Law's zu einem National-Institute erklärt worden war, sollte von dem Regenten der ostindischen Compagnie übergeben werden. Diese Maaßregel hatte den Erfolg, den Werth der Louisiana- und anderen Actien der Compagnie momentan zu heben, vermochte aber nicht, den öffentlichen Credit auf eine feste Basis zu stellen. Im Beginne des Monat Mai wurde eine Staatsrath-Sitzung gehalten, welcher Law, d'Argenson (sein College in der Finanz-Verwaltung) und alle Minister beiwohnten. Der Gesammtbelauf der in Circulation befindlichen Noten wurde in dieser Sitzung auf 2660 Millionen Livres angegeben, während das im Lande vorhandene baare Geld nicht die Hälfte dieser Summe betrug. Die Majorität des Conseils fand es daher nothwendig, einen Beschluß zur Gleichstellung des baaren Geldes mit dem Noten-Belaufe zu fassen. Demgemäß wurde am 21. Mai ein Edict erlassen, welches verfügte, daß die Actien der ostindischen Compagnie und die Noten eine allmählige Werth-Verminderung erleiden sollten, so daß sie am Ende des Jahres nur noch die Hälfte ihres nominellen Werthes hätten. Das Parlament weigerte sich, dieses Edict zu registriren, allgemein erhob sich ein Schrei des Unwillens und der Zustand des Landes wurde so bedrohlich, daß der Staatsrath kein anderes Mittel zur Erhaltung der Ruhe sah, als seine eigenen Maaßnahmen für null und nichtig zu erklären und nach Verlauf von sieben Tagen ein neues Edict zu publiciren, welches den Noten ihren ursprünglichen Werth zurück gab.

An demselben Tage (dem 27. Mai) stellte die Bank ihre Baarzahlungen ein. Law und d'Argenson wurden beide aus dem Ministerium entlassen. Der schwache, schwankende, feigherzige Regent schüttete die ganze Schuld des Unglücks auf Law, dem, als er sich im Palais Royal zeigte, der Zutritt verweigert wurde. Nachts darauf indeß wurde er zum Regenten entboten und durch eine geheime Thür in den Pallast eingelassen. Der Regent suchte ihn zu trösten und brachte alle mögliche Arten von Entschuldigungen wegen der Strenge vor, mit welcher er ihn öffentlich zu behandeln genöthigt gewesen sey. Ja, er ging in seinem consequenzlosen Benehmen so weit, daß er ihn zwei Tage später öffentlich mit sich in die Oper nahm, ihm einen Platz neben sich in der königlichen Loge anwies und ihn vor allen Zuschauern mit der ausgezeichnetsten Achtung behandelte. Aber der Haß gegen Law war so stark, daß dieses Experiment ihm beinahe den Tod gebracht hätte. Der Pöbel empfing den Wagen Law's mit Steinwürfen gerade in dem Augenblicke, als er in sein eigenes Hausthor einfuhr und wenn der Kutscher nicht rasch in den Hof eingebogen wäre und die Dienerschaft das Thor schnell verschlossen hätte, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Wagen gezogen und in Stücke gerissen worden seyn. Am folgenden Tage wurden seine Frau und Tochter ebenfalls vom Pöbel insultirt. Als der Regent von diesen Ereignissen benachrichtiget wurde, schickte er eine starke Escorte der Schweizergarde zu Law, vor dessen Wohnung dieselbe Tag und Nacht Wache hielt. Der allgemeine Unwille äußerte sich indeß zuletzt so heftig gegen den Finanz-Controleur, daß Law sich trotz der Wache in seinem Hause nicht länger sicher hielt und in den Gemächern des Regenten im Palais Royal eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Der Kanzler d'Anguesseau, welcher im Jahre 1718 wegen seines Widerstandes gegen Law's Projecte seines Amtes entlassen worden war, wurde nun zurückberufen, um zur Wiederherstellung des Credits seinen Beirath zu geben.

Bei seiner Ankunft in Paris wurden fünf Parlamentsräthe

zu einer Conferenz mit dem Finanz-Commissair zugezogen und am 1. Juny darauf ein Edict erlassen, welches das Gesetz aufhob, demzufolge es als Criminalverbrechen betrachtet werden sollte, wenn Jemand mehr als fünf Hundert Livres an Metallgeld in Besitz hatte. Jedermann erhielt nun wieder die Erlaubniß, so viel Metallgeld zu haben, als ihm beliebte. Damit die Noten der Bank eingezogen werden könnten, wurden neue Noten zum Belaufe von 25 Millionen creirt, gegen Verhypothecirung der Einnahme der Stadt Paris; diese Noten sollten zwei und ein halb Procent Zinsen tragen. Die eingezogenen Banknoten wurden öffentlich vor dem Hôtel de ville verbrannt. Die neuen Noten hatten zum größten Theile den Werth von zehn Livres und am 10. Juny wurde die Bank wieder eröffnet, wobei zugleich für eine hinreichende Menge von Silbergeld gesorgt war, daß die Noten eingelös't werden konnten. Diese Maaßregeln brachten bedeutenden Nutzen hervor. Die ganze Bevölkerung von Paris eilte indeß zur Bank, um Silber für ihre Noten zu erhalten und da das Silber rar wurde, mußte man seine Zuflucht zum Kupfergeld nehmen. Deßenungeachtet beklagten sich Wenige darüber, daß dies Geld zu schwer sey, wiewohl man eine Menge armer Teufel sah, welche schweißtriefend durch die Straßen zogen und den Erlös für ihre Noten nach Hause schleppten, der ihnen schon Anstrengung genug verschaffte, wenn auch die ganze von ihnen erhobene Summe nur fünfzig Livres betrug. Die Menge umdrängte das Bankgebäude so sehr, daß selten ein Tag verging, an welchem nicht eine oder mehrere Personen todtgedrückt wurden; ja an einem Tage traf dieses Schicksal nicht weniger als fünfzehn Personen. (Schluß folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Aus Weimar.) Das „Morgenblatt" berichtet: „Ein großer Verlust droht unserer Stadt: die bereichen Goetheschen Sammlungen sollen veräußert werden. Sie haben wohl schon davon gehört; ich muß aber hier noch einmal darauf zurückkommen. Schon in früher Zeit legte der berühmte Altvater den Grund zu seinen verschiedenen Kollektionen, sowohl den naturhistorischen, als denen der Handzeichnungen, Radirungen, Kupferstiche, Bronzen und Münzen. In seinem reichen, begünstigten Leben ohne Gleichen hat er sie mit Vorliebe und Kenntniß fortgeführt; ja, sie machen eine ganze, nicht genug zu beachtende Richtung dieses Lebens aus, sie möchten wohl selbst zum vollen Verständniß desselben führen. Lesen Sie die Annalen des Dichters, wie seine Beiträge zur Kunst, und Sie werden mir beistimmen. Unschätzbares findet sich in den Sammlungen vor, Dinge, die ganz einzig sind; so unter den Münzen namentlich welche aus der Zeit der alten berühmten italienischen Meister. Seine Ringe mit Antiken sind kostbar. Man kannte die Neigung des alten Herrn; wie viel und oft suchte man ihm entgegen zu kommen, wie Mancher bot alle seine Kräfte auf, ihm zu huldigen, um einen freundlichen Dank ihm Opfer zu bringen! Nur ein Beispiel. Goethe besucht ein berühmtes Zinnbergwerk, er forscht nach Allem mit Einsicht und Interesse, zur großen Freude des Oberaufsehers, der ihn selbst geleitet. Sieben Jahre sind seit jener Zeit vergangen, als der Dichter die herrlichste, vollständigste Sammlung von Zinnerzen erhält. So lange Zeit hatte man gebraucht, um so etwas zu geben. Hätte ein König oder Kaiser befohlen, man hätte so schnell als möglich gehorcht, aber freilich auch keine solche Sammlung zu Stande gebracht, wie man sie Goethen überreichte, um ihm eine Freude zu machen. Aus allen Weltgegenden strömten ihm Gaben zu, besonders aus Rußland. Freilich war der berühmte Mann nicht immer ganz gewissenhaft mit Dingen, die ihm zur Ansicht und Beurtheilung vorgelegt wurden; doch das hat er wohl mit den meisten Sammlern gemein. Genug, er hat wahre Schätze aufgehäuft. Und jetzt werden auf Ersuchen der Erben vom Bergrath Schüler, der aus Jena mehrere Wochen hier war, vom geheimen Hofrath v. Schorn und vom Sekretär Schuchart die verschiedenen Fächer der Sammlungen geordnet und Kataloge angefertigt, die in mehreren Sprachen ausgegeben werden sollen. Vor mehr als einem Jahre wurde der Vorschlag gemacht, das Goethesche Haus als Nationaldenkmal anzukaufen, der auch überall große Theilnahme fand, nur in Weimar nicht so, wie er sollte; den Grund, warum die Herren, die es zunächst anging, nicht darauf eingegangen, mag ich hier nicht erörtern. Weimar, Stadt und Land, hat weder den Willen noch die Kräfte, durch eigene Mittel jene Schätze an sich zu bringen und so sich zu erhalten; sein Fürstenhaus hat schon so viel gethan, daß man ohne Unbescheidenheit keine fernern Anforderungen dieser Art an dasselbe stellen kann; was bleibt also übrig, als daß sich Deutschland einer Sache annimmt, die wahrhaft national ist? Sollten jene Sammlungen vereinzelt werden und zum Theil nach England, Rußland und Frankreich auswandern? Es ist nöthig, daß man auf Mittel denke, dem vorzubeugen; will sich in Weimar kein Comité bilden, so mag es anderwärts geschehen, in Berlin, München, Stuttgart oder Frankfurt. Viele haben ihre Theilnahme erklärt, vor allen ein edler, kunstsinniger König, der auch meinte, es müßten die Sammlungen in Weimar bleiben, wenn sie ihren eigentlichen Werth behalten sollten."

*** (Aus Prag.) Am 26. Dezember gab die hier anwesende Athletin, Madame Elise Serafin, (vormals Luftmann) ihre zweite Produktion. Hierüber berichtet die Zeitschrift „Ost und West": „Man erlasse uns, einen detaillirten Bericht über diese Darstellung zu geben; denn Entsetzen durchbebt uns, wenn wir an das gräßliche Unglück zurückdenken, durch welches die zweite Abtheilung der Produktionen unvollendet blieb. — Die junge Künstlerin hatte mit bewundernswerther Leichtigkeit und mit liebenswürdiger Grazie die schwersten Kraftleistungen vollbracht: sie hatte mit Centnergewichten wie mit Federbällen gespielt, ein solches Gewicht unzähligemal und blitzschnell in der Luft herumgeschwungen, war mit fünf schnell emporgerafften Centnern davon geeilt, hatte schon drei Stücke in horizontaler Lage — wobei uns angst und bange ward — produzirt, und bei allen Leistungen großen, bewundernden Beifall des Publikums geerntet; da sollte die unglückselige vierte Produktion „der Amazonengürtel" Statt finden, nämlich die Athletin sich, mit mehreren Centnergewichten behangen, in horizontaler Stellung an der vertikalen Säule schaukeln. Schon war sie mit den Gewichten behangen, und wollte ein Centnergewicht mit den Zähnen erfassen — da riß der Riemen, mit welchem der linke Fuß an die Säule befestigt ist, und die Arme stürzte, den Kopf vorwärts, aus der bedeutenden Höhe herab. Grausiges Entsetzen lähmte selbst jeden Ausruf des Publikums, das sich theils schleunigst entfernte, theils in das Zimmer eilte, wohin die Unglückliche gebracht worden. Blut strömte aus ihrer Wange, mit welcher sie auf eines der Gewichte aufgefallen war; der Kopf hatte eine furchtbare Erschütterung erlitten! Wir wünschen von ganzem Herzen, daß die liebenswürdige Künstlerin gerettet werde. — Nachschrift (am 27.). So eben erfahren wir, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich ist, und daß sich der Zustand der Kranken bessert."

*** (Frankfurt.) Die fünfte literarische Vorlesung des Herrn Charles Fournel, welche am Montag, 3. Januar, statt finden sollte, ist auf Dienstag, den 11. Januar, ausgesetzt.

(Theater-Anzeige.) Dienstag, 4. Januar. Das Portrait der Mutter, oder: Die Privatcomödie, Lustspiel in 4 Abth.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №. 5. 5. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Das Weihnachtspferd.

(Wahre Begebenheit.)

Dort in dem kleinen Hause
Klagt eine Frau ihr Leid.
Es ruht in stiller Klause
Der Mann schon lange Zeit.
Doch ihres Hauses Stütze
War noch das treue Roß,
Das stets bei Frost und Hitze
Den Schweiß für sie vergoß.

Es drückt in stiller Kammer
Die arme Frau ein Schmerz;
Sie ist so voll von Jammer
Und blicket himmelwärts.
Das Roß erlag dem Alter,
Ihr Nährer und ihr Freund.
Wer ist nun ihr Erhalter? —
Wer ist's, der mit ihr weint?

Doch edle Seelen einen
Sich froh zur Weihnachtszeit,
Daß sich der Wittwe Weinen
Erheb' zur Fröhlichkeit.
Schon ist der Gotteskasten
Von blanker Münze voll,
Der Herzeleid und Lasten
Der Armen lösen soll.

Da wird ihr zugeführet
Ein wack'res Thier zum Kauf.
Drei Monat creditiret
Der Roßkamm wohl darauf.
Wohl möcht' das Roß sie haben,
Drei Monat hat es Zeit;
Doch — sie kann's nicht bezahlen,
Stellt man das Ziel auch weit.

So schleicht mit nassem Blicke
Die Arme trostlos fort,
Als kehr' ihr nie zurücke
Der Wohlfahrt stiller Port.
Die Kinder seh'n ihr Leiden,
Der Knecht fühlt ihren Gram,
Seitdem die letzten Freuden
Das treue Roß ihr nahm.

Vom alten Thurme klinget
Der Glocken Festeston;
Die frohe Jugend springet,
Gewärtig süßen Lohn.
Die bunten Lichter glänzen
Am grünen Weihnachtsbaum;
Doch nur in einem Hause
Ist nicht zur Freude Raum.

Beim Roßkamm draußen stehet
Das schöne Weihnachtspferd;
Mit zweien Säcken Hafer
Sein Rücken ist beschwert;
Die Hufe, schwer vergoldet,
Erglüh'n, wie Amethist.
Zur Wittwe hingeführet
Wird es als heil'ger Christ.

Es feiern laut die Glocken
Der armen Wittwe Glück,
Des Dankes Worte stocken
Und Thränen sind ihr Blick. —
Wie Freund und Freund sich herzen,
Umschlingt der Knecht das Thier:
„Gott half aus bittern Schmerzen;
Drum sey ihm Dank dafür!"

Das Lied vom Weihnachtspferde,
Es klinge weit und breit,
Daß sich des braven Werkes
Manch' braves Herz erfreut.
Von dieser Freude singe,
Du, Städtlein *), lange Zeit,
So lange edler Thaten
Ein edles Herz sich freut:

Eisenberg. Carl Spahn.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Ich sehe Sie zehnmal lieber als Offizier in den Armeen des Königs; der Federhut wird Ihrem Antlitze besser stehen als die Mönchskappe. Für einen Priester, Don Pablo, sind Sie zu hübsch. Nur Muth! Mir ahnet Gutes für die Zukunft, Fortuna kann einem braven und tapfern Edelmanne, dem sie durch den Mund einer Zigeunerin verheißen hat, Grand zu werden, das Wort nicht brechen.

*) Der edlen That hat sich Eisenberg zu rühmen.

Kommt sie mit ihrer Hülfe nicht bald, so ist nicht mehr Zeit dazu; ich verliere allen Muth, wenn ich auf meine Lage blicke, ich bin ärmer, wie ein Bettler. Benito, seit drei Monaten lebe ich auf Deine Kosten, und Gott weiß es, welche Entbehrungen und Anstrengungen Du erduldest, um mich zu erhalten.

Das ist wohl der Rede werth, unterbrach ihn Benito heftig; — fehlt Ihnen etwas? Freilich, heute ist unser Geldvorrath sehr leicht, aber auf morgen habe ich schon wieder Arbeit. Der dicke Goldschmied, unser Nachbar, hat mich beauftragt, ein Schild anzufertigen, dessen Gegenstand er mir überlassen hat; ich habe die Wahl zwischen der Legende, der heiligen Schrift, auch wohl der Mythologie. Sie werden mir bei der Darstellung des heiligen Elias, des Schutzpatrons der Goldschmiede, oder auch des Gottes Merkur mit dem goldenen Schlangenstabe zum Modell dienen. Der Schuster im Winkel hat für die Fahne seiner Zunft einen heiligen Crispin bei mir bestellt, und ich habe meinen Preis schon gemacht. Dies wird unsere Schuhe, denen diese Reise bedeutenden Schaden gethan hat, erneuern.

Ach ja, sehr mitgenommen, trotz unserer Vorsicht; wenn ich daran denke, daß Leute unseres Standes die Schritte zählen müssen, um ihre Schuhe zu schonen — o wie demüthigt es mich! Ich möchte rasend werden! Ach, verflucht sey die Armuth! Wie furchtsam, wie unbedeutend macht sie uns! Wie sondert sie uns von Allen ab! Man wagt nicht mehr, den Reichen und Glücklichen zur Seite zu gehen! Ihr höhnendes Mitleid schmerzt noch tiefer als das Elend selbst! Hier beurtheilt man den Mann nach seinem Kleide; wie kann man es wagen, sich darin zu zeigen, wenn es uns nur Schande bringt? Man setzt sich aus, verkannt, ins Gesicht verspottet zu werden. ....

Dann greift man zum Degen, wenn der Spötter darnach ist, wie Sie es mit dem kleinen Offizier machten, der zu sagen wagte: Sie trügen ein umgewandtes Kleid.

Und dennoch sagte er die Wahrheit!

Nichts desto weniger fühlte der Unverschämte drei Zoll Klinge in seinem Leibe.

Zum Glücke starb er nicht daran! Welch' ein Vorwurf für mich, einen Menschen solcher unbedeutenden Ursache wegen getödtet zu haben! O in meinem Asturien hatte man doch wenigstens trotz meines Anzuges Achtung vor mir, denn dort kennt Jedermann den Namen, den ich trage. Wie kann ich aber jetzt, nachdem ich mein kleines Vermögen verzehrt habe, dorthin zurückkehren? Es bleibt mir Nichts, als mein Schloß von Penaparda; wer weiß überdies, ob es nicht eingestürzt ist! Als ich abreiste, regnete es in alle Säle. Vielleicht werde ich diese edle Wiege meiner Familie nie wiedersehen; Ohne Dich, theurer Benito, wäre ich schon der Last des Kummers und der Armuth erlegen. Du bist der Schutzengel meines traurigen Lebens. Wie soll ich Dich für Deine edelmüthige Aufopferung belohnen! Ach, vielleicht kann ich Dir nie das geringste Gute erzeigen! Diese Bittschrift ist das letzte Mittel zu meinem Heile, gelingt dieses nicht, so bleibt mir nichts weiter übrig, als in irgend einem Kapuzinerkloster mein Noviziat anzutreten. .... Ach, lieber sterben! Und fürchtete ich nicht die Verdammniß meiner Seele, ich würde mir lieber den Degen durch den Leib stoßen, als Mönch — —! Heiliger Gott, welche Lage!

Don Pablo erhob verzweiflungsvoll die Augen zum Himmel; der Maler reichte ihm mit einer Thräne im Auge die Hand, und ein leiser Ausruf, der sich hinter den Bäumen hören ließ, schien auf die Klagen des unglücklichen Edelmannes zu antworten. Er drehte sich rasch um, und sah jenseits des Staketts, einige Schritt weit von sich, zwei Damen, die ihn betrachteten; wahrscheinlich hatten diese Alles gehört. Er erhob sich erröthend und wollte sich entfernen, als die eine der Damen ihn mit den Worten anredete: Treten Sie näher, Caballeros!

(Fortsetzung folgt.)

## Der Financier Law und seine Pläne.

(Schluß.)

So lange die Aufregung dauerte, hütete sich Law wohl, sich unbeschützt zu zeigen. In den Gemächern des Regenten verborgen war er vor jedem Angriffe gesichert, und wenn er sich ins Freie wagte, geschah es entweder incognito oder unter starker Escorte in einem Wagen des Regenten.

Die auf die städtischen Einnahmen von Paris verhypothecirten fünf und zwanzig Millionen waren wegen ihres geringen Zinsfußes bei den Inhabern der Mississippi-Actien nicht sehr beliebt. Die Convertirung dieser Fonds war daher eine Sache von bedeutender Schwierigkeit, denn Viele zogen es vor, die sinkenden Actien von Law's Compagnie zu behalten, in der Hoffnung, daß sich die Sache noch zum Besseren wenden werde. Am 15. August wurde zur Beschleunigung der Conversion ein Edict erlassen, welches erklärte, daß alle Actien, welche zu dem Belaufe von 1000 — 10,000 Livres ausgestellt seyen, nicht in den Verkehr gebracht werden dürften, als nur zum Ankaufe von Annuitäten und Bank-Noten, oder zur Leistung von noch rückständigen Terminzahlungen an die Compagnie. Im October darauf erließ man sogar ein Edict, welches erklärte, daß jene Actien vom November an allen Werth verlieren sollten. Die Münzgerechtigkeit, die Pacht der Staatseinnahmen und alle anderen Rechte und Privilegien, welche die ostindische und Mississippi-Gesellschaft besessen hatte, wurden derselben genommen und sie zu einer bloßen Privat-Compagnie reducirt. Damit war dem ganzen Systeme der Todesstreich versetzt und dasselbe der Rache seiner Feinde schutzlos preisgegeben. Law hatte allen Einfluß im Finanz-Conseil verloren und die Compagnie, ihrer Vorrechte beraubt, bot auch nicht einen Schatten von Aussicht dar, daß sie jemals im Stande seyn werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Alle diejenigen, welche sich während der Dauer der Volks-Illusion verdächtig gemacht hatten, sich auf unrechtmäßige Weise bereichert zu haben, wurden hervorgezogen und in hohe Geldstrafen genommen. Es wurde befohlen, daß eine Liste der ursprünglichen Inhaber der Actien angefertigt werden solle, und daß Diejenigen, welche ihre Actien noch besäßen, dieselben bei der Compagnie deponiren, Diejenigen aber, welche nicht die volle Zahl der von ihnen geforderten Actien erstanden hätten, dieselben nun noch nachträglich von der Compagnie kaufen sollten und zwar zu dem Preise von 13,500 Livres für jede Actie von 500 Livres. Um der Zahlung eines so hohen Betrages für Actien zu entgehen, die fast gar keinen Werth mehr hatten, packten alle Actieninhaber, welchen ihre Verhältnisse dies gestatteten, ihre bewegliche Habe zusammen und suchten in fremden Ländern eine Zufluchtsstätte.

Law selbst, von Verzweiflung ergriffen, beschloß, ein Land, zu verlassen, in welchem er sein Leben nicht mehr für sicher halten konnte. Er hielt zunächst nur um Erlaubniß an, sich aus Paris auf eins seiner Landgüter zurückziehen zu dürfen, was ihm der Regent bereitwilligst gewährte. Der Letztere war über die unglückliche Wendung der Dinge äußerst ergriffen, aber sein Glaube an die Aechtheit und Trefflichkeit des Law'schen Finanz-Systems blieb unerschüttert. Seine Augen öffneten sich für seine eigenen Irrthümer und während der wenigen übrigen Jahre seines Lebens sehnte er sich fortwährend nach einer Gelegenheit, das System auf einer festeren Basis von Neuem zu begründen. Bei Law's letzter Zusammenkunft mit dem Regenten soll er diesem gesagt haben: „Ich

zestehe, daß ich viele Irrthümer begangen habe; ich habe sie egangen, weil ich Mensch bin und jeder Mensch sich irren kann; aber ich erkläre Ihnen auf das Feierlichste, daß keiner derselben aus schlechter, unredlicher Absicht hervorgegangen ist, und daß in meinem ganzen Benehmen nichts der Art sich nachweisen läßt." Zwei oder drei Tage nach seiner Abreise übersandte ihm der Regent einen sehr freundlichen Brief, welcher ihm die Erlaubniß ertheilte, das Königreich zu verlassen, wann es ihm beliebe, und ihm zugleich die Nachricht gab, daß Befehl gegeben sey, seine Pässe auszufertigen. Außerdem war ede beliebige Summe, deren er bedürfen möchte, zu seiner Verfügung gestellt. Law lehnte das Geld ab und reis'te in einer der Madame de Prie, einer Maitresse des Herzogs von Bourbon, gehörigen Postchaise, von sechs Garde-Reitern escortirt, nach Brüssel ab. Von dort begab er sich nach Venedig, wo er einige Monate verweilte, ein Gegenstand der allgemeinsten Neugierde von Seiten des Volkes, welches ihn für den Besitzer ungeheuerer Reichthümer hielt. Nichts indeß konnte irrthümlicher seyn. Mit größerer Hochherzigkeit, als man von einem Manne erwarten konnte, der während des größten Theiles seines Lebens Spieler von Profession gewesen war, hatte er jeder persönlichen Bereicherung auf Kosten einer dem Verderben preisgegebenen Nation entsagt. So lange der Volks-Enthusiasmus zu Gunsten der Mississippi-Actien dauerte, hatte er nicht einen Augenblick an dem definitiven Erfolge seiner Pläne, Frankreich zur mächtigsten Nation Europa's zu machen, gezweifelt. Er legte seinen ganzen Gewinn in Ankäufen von Ländereien in Frankreich an — ein sicherer Beweis für seinen eigenen Glauben an die Stabilität seiner Pläne. Er hatte weder Silbergeräth noch Juwelen aufgehäuft und auch nicht, gleich andern ehrlosen Speculanten, Geld in's Ausland geschickt. Sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme eines auf fünf bis sechs Tausend Pfund Sterling geschätzten Diamanten, war in französischen Ländereien angelegt, und als er das Land verließ, war er fast bettelarm. Diese Thatsache allein ist geeignet, sein Andenken von dem Vorwurfe der Schurkerei zu reinigen, den man so oft mit Unrecht seinen Unternehmungen gemacht hat. Als seine Abreise bekannt ward, wurden alle seine Güter und seine werthvolle Büchersammlung confiscirt.

Damals war der Betrag der im Umlaufe befindlichen Noten 2700 Millionen und der Betrag der Nationalschuld Frankreich's mehr als 3100 Millionen Livres.

Law starb in der Verbannung im Jahre 1729 in Venedig in Armuth und Schulden. Es scheint, daß er in den letzten Jahren seines Lebens seinen Unterhalt am Spieltische gesucht hat.

## Tabletten.

⁂ (Athen, Anfang Dezember.) Das neue Universitätsgebäude ist nun soweit vollendet, daß die Vorlesungen in demselben bereits begonnen werden konnten. Es ist ein schönes solid ausgeführtes Gebäude, das dem nordöstlichen Theile der Stadt zur Zierde gereicht und mit der Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung die Schönheit der äußern Form verbindet. Wenn gleich nur ein Theil des später zu bauenden Ganzen, stellt es doch wiederum in sich ein Ganzes dar, das mit dem Zuwachs der Geldmittel und bei eintretendem Bedürfniß jederzeit vergrößert werden kann. Als Grundform für das Ganze wurde die Gestalt eines umgekehrten Ita = gewählt, mit der Absicht, für jetzt nur die vordere Seite, also etwa ein Drittheil des Ganzen zu bauen. Diese vordere Seite nun, die bis auf den Verputz und einige Marmorarbeiten am Portal und an der Vorhalle vollendet ist, enthält in der untern Etage die Hörsäle in einer Größe und Anzahl, wie sie für den jetzigen Bedarf vollkommen ausreichend seyn dürften. Vor denselben befindet sich eine durch beide Etagen laufende Halle, die mit allen Hörsälen in Verbindung steht, und durch Pfeiler gebildet ist, welche auf einer über drei Metres hohen Mauer ruhen. Sie ist daher gegen die directe Einwirkung der Sonne und Witterung hinlänglich geschützt. Die Mitte nimmt ein jonischer Porticus Inantes ein, ein reiches Geschenk des Königs aus pentelischem Marmor und nach dem reinsten antiken Styl gearbeitet. Durch diesen tritt man in das Vestibül, an dessen Wänden die Namen aller derer aufgezeichnet werden sollen, die zum Bau beigesteuert haben. Vom Vestibül gelangt man auf einer marmornen Doppeltreppe, die mit kleinern jonischen Säulen geziert ist, in der zweiten Etage zunächst zum Lesezimmer, das, so wie das Vestibül, die Beleuchtung von oben erhält. Die Treppe ist so eingerichtet, daß der erste Lauf derselben zu dem später anzubauenden Festsaal führt, der, wiewohl ein längliches Viereck, doch eine den antiken Theatern ähnliche Abstufung der Sitze erhalten soll. Aus dem in der Mitte der zweiten Etage gelegenen Lesezimmer gelangt man auf der einen Seite in zwei geräumige Säle, die zur Aufnahme der Bibliothek bestimmt und durch gesprengte Wände in viele kleine Abtheilungen getheilt sind. Von derselben Größe sind die beiden Säle, die auf der andern Seite mit dem Lesezimmer communiciren und einstweilen zur Ausstellung der mathematischen und physikalischen Instrumente benützt werden. Später, wenn die Vergrößerung der Bibliothek es erheischt, können auch diese zur Aufstellung von Büchern eingerichtet werden. Für anatomische Präparate finden sich im linken gegen Norden gelegenen Flügel einige Räume im Kellergeschoß, wo auch die Oefen für Beheizung des Gebäudes mit warmer Luft angebracht sind. — Dieß sind die Räume welche die vordere Seite des Gebäudes oder der eine Schenkel des Ita enthält. Die Verbindung mit dem hintern erst später zu bauenden Theil, wo ein anatomisches Theater, ein Laboratorium für Chemie und Physik, einige andere Vorlesungssäle und Wohnungen für das dienende Personal angebracht werden sollen, macht der bereits erwähnte theaterartige Festsaal, dessen Bau gleichfalls einer spätern Zeit vorbehalten ist. Die Länge des Gebäudes beträgt 60 Metres. Alle der Witterung ausgesetzten Gliederungen und Gesimse, Pfeilerkapitäle, Architrave sind von Marmor, theils pentelischem, theils hymettischem, theils von der Insel Tinos. — Es hängt nun von dem Mehr oder Minder der noch erwarteten Beiträge ab, obschon so bald zum Bau des weitern geschritten werden kann. Bis jetzt sind ungefähr 230,000 Drachmen eingegangen und verausgabt. (A. Z.)

⁂ (Köln, 2. Januar.) Wie wir einmal seit Jahren gewohnt, haben unsere Carnevalslustbarkeiten mit dem Neujahrstage begonnen, und zwar in einer so fröhlichen Weise, wie von dem echten Kölner Humor nicht anders zu erwarten war. Der „Kleine Rath" hatte in seinem anerkannten Streben, die Stadt auf jede Weise zu belustigen und das Fest zu heben, mit einem wahren Carnevalsspaß das diesjährige Fest schon einzuleiten gesucht, indem er den Namen „Kleiner Rath" in einer quasi Abdankung mit jenem: „Festordnendes Parlament" vertauscht, um schon unter diesem Namen die erste Generalversammlung einzuberufen. In derselben wurde von den 275 Mitgliedern der anwesende „Kleine Rath" einstimmig wieder gewählt, die Anordnung des Festes in gewohnter Weise zu übernehmen Die neue Benennung: „Festordnendes Parlament" wurde nach einem Vortrage des Präsidenten mit Applaus anerkannt. Da sich allenthalben die regste Lust und das Streben, etwas zu Ehren der Vaterstadt ins Leben zu rufen, kund gibt, so darf man kühn die Versicherung aussprechen, daß Köln auch in diesem Jahre seinen volksthümlichen Carneval den früheren würdig begehen werde.

⁂ (Weihnachten in England) ist nicht ganz das schöne, mit seinen Christbäumen und Lichtern aus der Kindheit

durch das ganze Leben nachgrünende und nachleuchtende Fest wie in Deutschland, kommt aber der deutschen Feier doch näher als die Begehung dieses Tags in den romanischen Ländern. Auffallender Weise wird in dem halbpuritanischen England und Schottland, wo keine Sonntagsfeier streng genug seyn kann, die Christnacht mit lärmender Freude, ja zum Theil fast carnevalartig gefeiert, wie es Walter Scott in den Zeilen zusammenfaßt:

„England is merry England when
Old Christmas brings his sports again,
'Tis Christmas broaches mightiest ale,
'Tis Christmas tells the merriest tale.
A Christmas gambol oft witt cheer
A poor man's heart through half the year." *)

Die Thürpfosten werden mit Stechpalme (holly), die Zimmer mit Epheuranken umwunden, und Tanz und Gesang (Christmas carol) geht, auf dem Lande wenigstens, von Haus zu Haus. In einigen Theilen des Landes wird ein förmlicher Mummenschanz aufgeführt, die jungen Bursche und Dirnen wechseln ihre Kleider, man zieht von einem Nachbar zum andern, genießt die Christmas-cheer und treibt allerlei Schwank. In der Grafschaft Lincoln wird ein ungeheurer Holzblock, der „yule-log", auf das Feuer gelegt. In einigen Gegenden Schottland's wandern die Knaben von Thür zu Thür mit dem Ruf: „hagmena!" (was aus dem griechischen „Hagia Mene — der heilige Monat" — kommen soll), und erhalten Geschenke. Weihnachtsgeschenke, besonders von Truthähnen, sind überall üblich; zahlloses Federvieh wird an diesem Tage zum Verkaufe nach London gebracht. Auf der Insel Man ist Weihnacht ein besonders fröhlicher Tag; dort herrscht der sonderbare Gebrauch, daß die jungen Leute einen Zaunkönig (wren) fangen, tödten, und die Leiche des armen Vogels auf einer Bahre feierlich in die Pfarrkirche tragen, wo sie ihm in der Landesmundart (Manx) ein launiges Todtenlied singen, worauf die Christmette anfängt. Unter dem Landvolk in Devonshire herrscht noch, wie in einigen Gegenden Deutschland's, der kindliche Glaube, daß das Vieh in den Ställen in der Christnacht auf den Knieen liege, aber sonderbarer Weise verlegen die Bauern dieses Wunder in die Weihnacht alten Styls, da bekanntlich der Gregorianische Kalender in England, aus Haß gegen das Papstthum, erst spät eingeführt worden.

---

## Vom Rhein.

(Im Dezember 1841.)

Die Mainzer Unterhaltungsblätter vom 18. Dezember Nr. 350 liefern nachstehenden Artikel, der geeignet ist, Aufmerksamkeit zu erregen: „„Aufforderung zur Unterstützung im Kriege gegen literarische Wegelagerei. Die Theater-Directionen, Sänger, Schauspieler, Musiker ꝛc werden ersucht, uns alle bettelhaften Zumuthungen der literarischen Misere, mit Nennung des Namens mitzutheilen, etwa erhaltene Bettelbriefe zu übersenden; damit wir öffentlich die Namen dieser Subjekte nennen, und den verdienten Steckbrief ausfertigen können. Wir werden die Einsender in diesem wie in andern Blättern kräftig gegen rachsüchtige Angriffe zu schützen wissen, und die erhaltene Munition in jeder Beziehung mit Achtung gegen den Geber zum allgemeinen Besten verwenden. Wir machen den Herren die Bemerkung, daß unser Feldzug den Zweck hat, sie von einer widerwärtigen und täglich bösartiger werdenden Plage und die Journalistik von einer Schmach zu befreien. Es ist für uns ein lästiger Kampf, da wir diese literarischen Wegelagerer in ihren Verstecken aufsuchen müssen; aber wir glauben diesem Unwesen nicht länger stillschweigend zuschauen zu dürfen; die Ehre der Journalistik gebietet uns, zur offnen und thatsächlichen Darlegung dieser Kalamität. Uns die Verstecke, Schlupfwinkel und Schlangenwindungen nach Wissen und Gewissen zu zeigen das, glauben wir, ist Pflicht und Schuldigkeit Aller, die es ehrlich mit der Kunst und ihrer Ehre meinen. Was ihnen und ihren Kollegen von diesen Blutsaugern geschieht, ersuchen wir sie, uns rasch und streng der Wahrheit getreu wissen zu lassen. Denn ein gemeinsames Wirken Aller ist hier Noth. Sämmtliche ehrenhafte Literaten werden sich uns gewiß mit Freuden anschliessen, und jeden Künstler rühmlich anerkennen, der in seinem Streben die schändenden Mittel zur Erlangung einer nichtssagenden Lobhudelei mit Verachtung von sich weist und seine Würdigung von einer wahrheitsliebenden Kritik erstrebt. Die Redaktion und ihre Mitarbeiter."" — Die ehrenwerthe Absicht dieser Herren verdient gewiß die größte Würdigung und Anerkennung; daß aber, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge, ihr rühmliches Streben günstige Resultate liefern wird, ist sehr zu bezweifeln. „Fordern" — „schriftlich fordern" — „drohen" und „brandschatzen" gehört in den Geschäftsbetrieb der allerniedrigsten Rezensionenfabrikanten, deren erbärmliches Getriebe bekannt genug ist und die nichts darnach fragen, ob nun auch noch ihr Handwerk: „La bourse ou l'honneur" durch den Druck veröffentlicht wird. — Schädlicher und gefährlicher ist die zweite Classe; diese remarquablen Leute, die durch ihren Einfluß auf ein verbreitetes Blatt gefürchtet werden, fordern nie, aber ihr Wahlspruch ist: — Wer nicht zahlt ohne aufgefordert zu werden — sey es an Baarem, werthvollen Geschenken, oder Aufmerksamkeiten für den Haushalt — wird hintenangesetzt, übergangen, gar nicht genannt — oder wenn sie des Publikums wegen es doch einmal thun müssen, so geschieht es gewiß auf eine Art, daß eine Beleidigung, wenigstens eine versteckte Kränkung darin liegt. — Unbedeutende, verfehlte Leistungen der Andern werden dann hervorgehoben, gepriesen und des Nichtzahlenden ganz zum Schluß auf einer Weise gedacht, die man sehr verschieden auslegen kann." Wie viele ganz gewöhnliche Schauspieler haben sich durch solche bezahlte Rezensionen und in allen Blättern wiederholte Lobhudeleien einen bedeutenden künstlerischen Ruf erkauft und sind dadurch oft zu großem Gehalt, ehrenvoller Stellung an der Bühne, Ueberhebung über viele ihrer talentbegabteren aber bescheidenen Collegen gelangt. Die Bühnenvorsteher tragen gewiß die größte Schuld, daß manche anständige Mitglieder genöthigt sind, mit dem Strom zu schwimmen. — Diese Herren wissen recht gut, wie die Manipulationen und Machinationen in steter Bewegung erhalten werden, setzen aber doch den wenig öffentlich Belobten hintenan und bevorzugen den in allen Blättern Gefeierten, wenn es ihm auch ³/₄ der Gage gekostet — auf die partheiischste, ungerechteste Weise. Da sich ein großer Theil des Publikums auch noch blenden und täuschen läßt, so muß denn nach und nach jeder, der sich bei der Bühne eine Stellung machen und nicht immerwährend zu dem Troß gezählt werden will, nachgeben und zahlen. Durch Talent, Fleiß, reges Kunststreben, mit solidem, würdevollem Betragen machen heut zu Tage nur noch wenig Auserwählte ihr Glück bei dem Theater. — Was Seydelmann, Emil Devrient und manche andere wirklich ausgezeichnet seltne Künstler durch unermüdeten Fleiß und Studium mühsam erstrebt haben, wird von Vielen sehr leicht erreicht durch: — Zahlen an Rezensenten und Claqueurs, — Frequentation der Kaffee- und Weinhäuser, durch Renommiren, Prahlen, Absprechen; — Bekannt- und Freundschaften mit vorlauten Raisonnairs, die dreist genug sind, im Parterre den Ton anzugeben. — Ehe nicht mehrere geachtete Literaten und Gelehrte aus Liebe und Achtung zur Kunst sich vereinigen (weder durch unversehens in die Tasche gleitende Geldröllchen, — durch anonym und doch officiell übersandte Uhren, Dosen, Ringe, — durch Liebesaventüren und Vertraute bei solchen Angelegenheiten ꝛc. sich gewinnen lassen) — und in ein weit verbreitetes, in alle Verhältnisse des Theaterlebens eingreifendes Organ, wie die Allgemeine Theaterchronik, ihre Stimme für das Gute und Wahre erheben, wird nichts erreicht werden. — Ein Kampf in den Mainzer Unterhaltungsblättern kann nach obiger Aufforderung zu einer Polemik mit Einzelnen führen, aber dem eingerissenen weitverbreiteten Uebel, welches wie ein Krebsschaden immer mehr um sich greift und alles Gesunde zu vernichten droht, wird dadurch nicht abgeholfen. — Der Sitz der Krankheit ist bekannt genug, die rechten Aerzte fehlen nur. (Allg. Theaterchronik.)

*) England ist das fröhliche England, wenn die alte Christnacht ihre Freuden wieder bringt; die Christnacht zapft das stärkste Bier, die Christnacht erzählt die heiterste Mähr; ein Christnachtspringen erquickt oft eines armen Menschen Herz auf das halbe Jahr hinaus."

---

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 5. Januar. Der Bardier von Sevilla, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 6. 6. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

In der Art und Weise, wie diese Worte ausgesprochen wurden, lag eine wohlwollende und anmuthvolle Freundlichkeit. Trotz seiner Scham und Verlegenheit fühlte sich Don Pablo durch diese kurze und fast im befehlenden Tone ausgesprochene Aufforderung nicht beleidigt; er sprang über den Bach und befand sich den beiden Damen gegenüber, nur das Stakett trennte sie von ihm. Die eine derselben war sehr jung und von kleinem Wuchse, ein eigenthümlicher Ausdruck von Schwermuth und Stolz beseelte ihr Antlitz mit einem unaussprechlichen Zauber, der mächtiger wirkte, als der der bloßen Schönheit. Trotz ihres blonden Haares hatte sie schwarze Augenbrauen, ihre sammtne Haut hatte keinen Glanz und keine Röthe belebte ihre bräunlichen Wangen. Ein leichter Flaum zog sich wie ein zarter Schatten über ihrem kleinen rothen Munde hin, ihre ins Blaue spielenden Augen waren halb geschlossen, als fürchteten sie die Helle des Tages.

Sie war in tiefer Trauer und mit der höchsten Einfachheit gekleidet; ihr schwarzwollenes Kleid schleppte, wie ein Hofkleid nach, und ihre puffigen Aermel wurden vorn an der Hand durch gefaltete Manschetten zusammengehalten, eine weiße Haube, deren wohlgestärkte Seitentheile lose herabhingen, verbarg zum Theil ihr auf der Stirn gescheiteltes Haar. In der Hand trug sie einen Strauß von wohlriechendem Jasmin.

Die andere Dame, welche das Ansehen einer Duenna eines vornehmen Hauses hatte, war in der Lebensperiode, wo die Frauen ihr Alter nicht gern mehr angeben. Sie schien in ihrer Jugend nicht hübsch gewesen zu seyn, und ihre traurigen und mürrischen Mienen verschönerten die Häßlichkeit ihrer vierzig Jahre nicht. Ihre Trauer war minder streng, als die der jungen Dame; große Spitzen umgaben ihr Gesicht und fielen auf ihr schwarzes Kleid herab. In der einen Hand hielt sie einen kleinen Sonnenschirm, mit der andern Hand leitete sie an einer Schnur einen mit einer Menge von Bändern herausgeputzten Wachtelhund.

Caballeros, sagte die junge Dame, während sie das Papier, das Don Pablo noch in der Hand hielt, ansah, Sie kommen nach dem Eskurial, um eine Bittschrift zu überreichen? —

Ach ja, Madame, ich bin ein armer Bittsteller, dessen Geduld und Hoffnung zu Ende ist, ich will diesen letzten Versuch machen.

Er kann gelingen; wer sind Sie?

Ich nenne mich Graf von Penaparda, antwortete Don Pablo mit leiser Stimme und nicht ohne über den Gegensatz zwischen seiner ärmlichen Kleidung und dem Titel, den er angab, zu erröthen.

Und Ihr Vaterland?

Ich bin aus Asturien.

Braves Land, und braver Adel! Ihre Ahnen haben ohne Zweifel mit dem Könige Palavo für die Vertheidigung dieses Landes gekämpft, in dem die Mauren nie ihre Standarten aufgepflanzt haben. Sie haben einen schönen Ursprung, Caballeros, und ich achte ihn höher, als den mancher Granden Spanien's.

Mein Adel, Madame, ist so alt, wie der der Granden Castilien's, und ehemals bedeckten sich die Penaparda vor dem Könige, aber schon lange ist unsere Größe verschwunden, und der letzte Abkömmling dieses edlen Geschlechts kann nicht einmal die Gunst erlangen, mit dem Grade eines Offiziers in die Armeen Sr. Majestät einzutreten.

Erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Caballeros, sagte die junge Dame mit naiver Theilnahme, indem sie sich gegen das Stakett lehnte.

Die Duenna, welche dieser Unterredung mit erstaunter Miene zugehört hatte, erhob Augen und Hände zum Himmel, als ob sich etwas ganz Außerordentliches ereignete; sie öffnete den Mund zum Reden, aber ihre Gebieterin schloß ihn durch einen bedeutungsvollen Blick und sagte, sich gegen Don Pablo wendend: Nur zu, erzählen Sie, ich will es!

O Madame, ich wage es nicht; Ihre Güte hebt meine Besorgniß, Sie zu langweilen nicht. Wie kann ich Ihnen von meinem Unglücke und Elende reden, die Sie ohne Zweifel, stets reich und glücklich gewesen sind.

Das Unglück! ach, ich kenne es schon! denn ich habe geweint, oft geweint; das Elend kenne ich nicht; nie haben sich mir Arme genahet, und ich glaubte, nur diejenigen seyen zu beklagen, welche sich ihr Brod für jeden Tag erbetteln. Sagen Sie mir, wie geht es zu, daß Sie arm sind?

Weil meine Vorfahren großmüthig und verschwenderisch waren, Madame, weil, als ich zur Welt kam, ich wenig mehr als ihren Namen als Erbtheil hatte. Meine Mutter, eine kluge und muthige Frau, erzog mich allein, denn mein Vater war todt, und an dem Tage meiner Geburt erbte ich von ihm den Titel eines Grafen von Penaparda. Mein Majorat liegt in dem Gebirge, einige Meilen von Oviedo, es besteht in einem alten, festen Schloß, das nur von Heiden und Dornen umgeben ist. Hier bin ich aufgewachsen, hier habe ich bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre unbekümmert um die Zukunft, weder an Ehrenstellen noch an Glück denkend, gelebt. Man hatte mich längst für den geschicktesten Jäger der Gegend erklärt, dieser Ruf genügte meinem Ehrgeize, und nach einem guten Schusse war ich eben so stolz,

wie ein General nach einer gewonnenen Schlacht. Aber einstmals hätte mir dieser Ruhm beinahe das Leben gekostet; ich wurde bei einem großen Treibjagen bei der Einsiedelei unserer Dame von Cobadunga verwundet und ich konnte einen ganzen Winter hindurch nicht jagen. Ich empfand lange Weile, ein Stiftsherr von Cobadunga brachte mir Bücher, es waren Reisen, merkwürdige, aber dennoch wahre Geschichten. Meine Einbildungskraft wurde durch diese Erzählungen sonderbar ergriffen, und neue Gedanken stiegen in mir auf. Aber diese Kleinigkeiten haben nur für mich Interesse, sie ermüden Sie, Madame.

Nein, nein, fahren Sie fort, erwiederte sie lebhaft, fahren Sie fort und erzählen Sie nur Alles.

Nun wohlan! Es schien mir jetzt, als müsse mein Leben nicht so ruhmlos hingehen, ich war stolz auf den Namen, den ich trug, ich sagte mir, daß er den Weg zu den höchsten Ehrenstellen bahne. Welche trügerische Träume von Ruhm wagte ich mir zu bilden! Mit welcher Begierde las ich die Beschreibung jener großen Kriege, jener Eroberungen, welche die spanische Herrschaft bis zu den Enden der Welt ausbreitete! Mein Geist schwang sich über die engen Grenzen, in denen ich bis jetzt gelebt hatte, hinaus, meine Einbildungskraft führte mich in jene Welt, in der ich bald durch Biederkeit, Aufopferung und Muth einen ehrenvollen Posten zu erwerben mit Gewißheit hoffte. Ich schämte mich meines bisherigen einförmigen und armseligen Lebens, ich verlangte ein bewegtes Leben, Gefahren des Krieges und abenteuerliche Reisen, ich verlangte eine Laufbahn, in der man sein Leben täglich Preis gibt, und unfehlbar Ruhm oder Tod findet. Lange wagte ich es nicht, meiner Mutter mein Vorhaben zu vertrauen. Aber sie hatte es geahnt; als ich ihr von meiner Abreise sprach, versuchte sie, einsehend, daß es unnütz sey, nicht mir abzurathen. Ach! ich wäre vielleicht geblieben, hätte ich gewußt, wie wehe mir dieser Abschied that. Gehe, Pablo, sagte meine Mutter, nachdem sie mir ihren Segen ertheilt hatte, gehe, und möge dich Gott beschützen! Das Blut, dem du entsprossen bist, bürgt mir dafür, daß du unter allen Verhältnissen brav und rechtlich seyn wirst. O könnte ich dasselbe Vertrauen auf dein Schicksal und dein Glück setzen! Ich will mich in das Kloster der Urselinerinnen zurückziehen, hier will ich für dich beten.

Ich reiste ab, ich verließ unser Land, unsere Gebirge für dieses Madrid, wo ich weder Gönner noch Freunde hatte, wo ich Niemand kannte. Zwei Jahre sind seitdem verflossen, nur zwei Jahre, aber alle meine glänzenden Hoffnungen sind eine nach der andern in diesem kurzen Zeitraume verschwunden; allenthalben traf ich auf Gleichgültigkeit und Verachtung. Von den Mächtigen wurde ich immer schon eher verabschiedet, als sie nur einmal wußten, was ich wollte. Bei solchen, zu denen der Zutritt leichter ist, weil ihre Stellung minder hoch ist, fand ich stets eine übermüthige Weigerung; meine Hoffnungen sind an so vielen Hindernissen, so vielen Verdrießlichkeiten gescheitert. Ohne die edelmüthige Unterstützung eines Landmannes, der mir seine Hand gereicht, und sein Brod mit mir getheilt hat, wäre ich meinem Kummer unterlegen. Auf seine Veranlassung mache ich nochmals diesen letzten Versuch, auf den ich meine einzige und schwache Hoffnung setze. Entschuldigen Sie, daß ich so lange von mir gesprochen habe, Sie hatten es mir befohlen.

Er schwieg, die junge Dame hörte ihn noch, den Blick aufmerksam auf ihn gerichtet. Gewiß drang zum ersten Male die Klage eines Unglücklichen zu ihr, und der Anblick eines solchen Mißgeschickes trübte ihre Augen; ihre lebhaften Mienen verriethen lebhafte Theilnahme und Neugier.

Und was werden Sie beginnen, wenn Ihre Bittschrift ohne Erfolg bleibt?

Ach, Madame, ich weiß es nicht.

Werden Sie zu Ihrem Schlosse von Penaparda zurückkehren?

Wie kann ich, da dasselbe einzustürzen droht; seit Jahrhunderten umstürmen es Wind und Regen; schon bei meiner Abreise war es nicht mehr bewohnbar, und nun sind seitdem noch zwei Jahre verflossen! Nein, ich werde diese Ruinen nicht wiedersehen, und der letzte der Penaparda wird nicht in der Kapelle neben seinen Ahnen ruhen. Ich werde mich in einem Kloster verbergen, um hier das Ende meines traurigen Lebens zu erwarten. ....

Nein, nein, das gebe ich nicht zu, unterbrach ihn die junge Dame, und da ich bei Hofe etwas gelte .... Caballeros, geben Sie mir Ihre Bittschrift.

Don Pablo, überrascht und verwirrt, reichte dieselbe hinüber. — (Fortsetzung folgt.)

## Das Leopoldstädter Volkstheater. *)

**Von Heinrich Börnstein.**

Ich kam nach Wien im Jahre 1826. Zwei und zwanzig Jahre alt, hatte ich den Kopf voll kühner Pläne, voll hochfliegender Phantasien. Mir schien nichts zu hoch, nichts unmöglich. Das Dichtertalent, das ich in mir zu fühlen vermeinte, und das bis jetzt nur unter dem Scheffel bescheidener Provinzialblättchen meines Wohnortes mit halbem Lichte gewirkt hatte, sollte glänzend, hellstrahlend auftreten in der Journalistik der Kaiserstadt.

Kommen, — sehen, — siegen! — das war mein Gedanke, und das Vertrauen auf die Unfehlbarkeit meines Gelingens so groß, daß ich, der Fremde, Unbekannte, Alleinstehende, so muthig und getrost nach Wien hineinwanderte, als hätte ich in meinem Felleisen eine Anweisung auf die österreichische Nationalbank mit 50,000 Gulden. Dem war aber nicht so, denn es enthielt sechs Hemden und hundert und ein Sonette auf die blonden Haare und blauen Augen meiner Geliebten, nur zehn Gulden, aber drei fertige Schauspiele, vier übersetzte Melodramen und zwölf der allerschönsten Novellen. Ich bewachte diesen kostbaren Schatz mit Argusaugen, wenn ich auf der Reise schlief, legte ich ihn unter mein Kopfkissen, im Wagen hatte ich ihn unter meinen Füßen, und ging ich aus, so verriegelte und verschloß ich das Wirthshauszimmer sorgfältig, nachdem ich noch obendrein meine kostbaren Manuscripte in eine Komode verwahrt und versperrt hatte. — So kam ich nach Wien, voll von chimärischen Hoffnungen — als ich durch die Leopoldstadt hereinfuhr, glaubte ich aller Vorübergehenden Blicke auf mich, das künftige Journallicht, gerichtet, und selbst der ehrwürdig graue Stephansthurm schien vor mir seine kurze Spitze, mich begrüßend, zu neigen. — Ich schickte meine Schauspiele an die Direction des Hoftheaters, die Melodramen an die Theater an der Wien und in der Josephstadt, die hundert und ein Sonette an Bäuerle's Theater-Zeitung, und das Bändchen Novellen an den Verlagsbuchhändler Heubner. —

Des günstigsten Resultates gewiß, stürzte ich mich nun in das geräuschvolle, lustbewegte Leben Wien's, ich naschte von allen Genüssen dieser Stadt des Lebens, und meine Erfahrungen in der epikuräischen Lebensphilosophie wuchsen in dem Maße, als die zehn Gulden reißend schnell abnahmen. Unbekümmert und sorglos sah ich das kleine Häuflein getreuer Silberzwanziger schmelzen, — die rosigen Vergrößerungsgläser eines kecken, leichten Jugendsinnes ließen mich Alles im freundlichsten Lichte sehen, — ohne irgend einen Zweifel

*) Zeitung für die elegante Welt.

harrte ich der Goldquellen, die mir bald von allen Seiten zuströmen mußten, und nur die phantastischen Pläne und Träume, wie ich den gewonnenen Mammon am zweckmäßigsten verwenden dürfte, waren meine einzigen Sorgen. So verging eine Woche, und mit Schrecken sah ich am Ende derselben meine Baarschaft bis auf ein Zwanzigkreuzerstück zusammengeschmolzen. Jetzt heißt's Geld holen! sagte ich zu mir selber, setzte meinen Hut keck und verwegen nach der Seite auf, und ging zum Buchhändler.

Er empfing mich sehr freundlich, lobte meine Arbeiten, hob den Schwung der Phantasie, die blühende Sprache, die interessanten Situationen darin mit emphatischer Anerkennung hervor, kam aber meiner Frage, wie viel er mir für diese gelungenen Novellen an Honorar zahlen wolle, mit der Schlußerklärung zuvor, daß er sich in letzter Zeit in manchen unfruchtbaren, ja Schaden bringenden Verlag eingelassen habe, und sich nur dann zu dem Verlage meiner Novellen entschließen könne, wenn ich die sämmtlichen Druck- und Verlagskosten der Auflage mit fünfhundert Gulden im „Vorhinein" bei ihm deponiren und decken würde.

So dumm und verlegen muß unser Urahnherr ausgesehen haben, als ihm nach dem Aepfelschmause Gott suchte und fragte: Adam, wo bist Du? — so ein Gesicht mußte Polignac gemacht haben, als die Pariser den Louvre genommen hatten und die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien wehte, als ich bei dieser Erklärung des, übrigens ganz von Artigkeit und Höflichkeit überfließenden Buchhändlers machte. — „Fünfhundert Gulden?" stotterte ich, „ich will mir das überlegen." In einer beispiellosen Verwirrung wollte ich meinen Hut in die Brusttasche stecken und das Manuscript auf den Kopf setzen, — warf mit einer linkischen Verbeugung den Stuhl hinter mir um, stürzte nun beschämt, zerknirscht, statt zur Thür hinaus, in einen leeren Bücherschrank hinein, und fand diese erst, von dem Buchhändler geleitet, dessen Lachen, dem höllischen Gelächter hämischer Dämonen gleich, ich noch bis auf die Straße hinunter hörte. — Ein paar Sesselträger, die einen alten dicken Herrn zu seiner Ballet-Geliebten (Freundin, wie man in Wien sagt) trugen, und deren: „Aufgeschaut!" ich —

„in meines Nichts durchbohrendem Gefühle"

überhört hatte, warfen mich, mit der Portchaise an mir vorüberstreifend, an eine Straßenecke und erweckten mich aus meiner Betäubung.

Langsam und trübe schlich ich nach Hause, die sonst so belebten Straßen schienen mir öde und todt, das Getreibe der Menschen und Wagen, sonst mein Lieblingsschauspiel, unerträglich, und ein kalter, feiner Märzregen, der mich fröstelnd durchnäßte, trug eben auch nicht dazu bei, mich aufzuheitern. — Ich schloß daheim mein Stübchen auf und mein freundlicher Wirth, ein pauvre diable comme moi, ein Consistorial-Beamter, der, mit dreihundert Gulden angestellt, noch eine dicke Frau zu ernähren hatte, brachte mir ein, während meiner Abwesenheit ihm zugestelltes Packet für mich. Ahnend brach ich es auf; es waren meine Schauspiele mit einem artigen Schreiben der Hoftheater-Direction des Inhalts: „Man bedaure, von den eingesandten, allerdings Talent, aber eine große Unbekanntschaft mit den Anforderungen der Bühne und den scenischen Rücksichten verrathenden dramatischen Arbeiten keinen Gebrauch machen zu können."

Die zweite bittere Lection, die zweite herbe Enttäuschung an Einem Vormittage! — Ich las, ganz gedankenlos, den Brief wohl zehnmal durch, und erst ein Blick auf die in der Emballage von grauem Löschpapier wie in einem Trauermantel daliegenden Manuscripte überzeugte mich von der Wirklichkeit dessen, was auf dem Briefe in meinen zitternden Händen, vor meinen Augen nur undeutlich herumtanzte.

Es ward mir nach und nach klar, daß nicht Alles so sey, wie mein zweiundzwanzigjähriger Kopf sich gedacht hatte, — und ich fing an, zu glauben, daß zum Schriftsteller mehr gehöre, als sich selbst dafür zu halten.

Aber die gekränkte Eigenliebe stachelte meinen Ehrgeiz noch einmal auf. „Wohlan denn, so entscheide sich's mit einem Male!" rief ich mit dem Pathos eines angehenden Jaromir's, schrieb ein Billet an die Direction des Vorstadttheaters um gütige Entscheidung, und mein Hauswirth, den vermuthlich nach und nach eine Sorge um seinen Miethzins zu beschleichen schien, übernahm die Besorgung desselben.

Welche Gedanken mich in jener verhängnißvollen halben Stunde, in der ich seiner Rückkehr harrte, durchkreuzten, von welchen verworrenen, sich bekämpfenden Bildern mein Geist eingenommen war, kann ich nicht beschreiben, ich vergleiche das bittere, trostlose, öde Gefühl, das sich in der lautlosen Stille meines Zimmers um meine Seele lagerte, dem betäubenden Eindrucke bodenloser Vernichtung, dem ein zum Tode Verurtheilter hingegeben ist, wenn man ihn nach Vorlesung seines Urtheils in das Armesünderstübchen führt, und ihn dort die erste halbe Stunde in seinem zerschmetterten Gemüthszustande allein läßt. —

Mein Hausherr kam zurück, er brachte ein großgesiegeltes Schreiben; — mit ängstlicher Hast betrachtete ich ihn genauer, er hatte keine Manuscripte bei sich; — also angenommen! — honorirt! — aufgeführt! so jubelte in meinem Innern die neu erwachende Hoffnung. Ich erbrach den Brief und las:

„Euer Wohlgeboren!

„Ihre vier, der unterzeichneten Direction übersandten Melodramen hat dieselbe gelesen und darin allerdings sehr viel „Talent und Bühnengewandtheit gefunden; — allein bei der „Masse vorhandener und zur Aufführung bestimmter Manuscripte, ist es der Direction unmöglich, Ihnen ein größeres „Honorar zu bieten, als für alle vier Stücke zusammen den „Betrag von fünf und zwanzig Gulden, worüber Sie sich „gefälligst erklären wollen. Mit Achtung

Wien, den 27. März 1826.

Die Direction u. s. w."

Wäre damals schon Becker's Rheinlied, mit den sieben und dreißig verschiedenen Melodien dazu, bekannt gewesen, gewiß hätte ich mit meiner „unausgebürsteten" Tenorstimme hohnlächelnd gesungen:

„Sie sollen sie nicht haben
Die Melodramen mein,
Sie sollen sich nicht laben
An meinen Schreibereien!"

So aber rannte ich zornergrimmt meinen Hauswirth, der zwischen mir und meinem Schreibtische stand, auf die Seite, setzte mich nieder und schrieb:

„Euer Wohlgeboren!

„Ich bitte Sie, mir meine Melodramen durch den Ueberbringer Dieses zurückzusenden; wobei ich recht sehr bedaure, „sie Ihnen nicht um den gebotenen Preis überlassen zu können, indem mein Nachbar, der Greißler (Käsestecher), mir „mehr dafür gibt. Mit gebührender Achtung u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Es gibt wenig Erscheinungen im Kunstleben, die nicht alles daran setzen, in öffentlichen Blättern gelobt zu werden. Talma konnte nie des Lobes genug über sich lesen. Die

Mars bekam jedesmal Migraine, wenn sie getadelt wurde. Der große Devrient schrieb, so oft er eine neue Rolle spielte, artige Briefe an die ersten Journalisten Berlin's. Iffland sprach sehr gerne mit den Journalisten, und nach solchen Gesprächen fand man meistens Iffland's Ansichten in den Blättern wiedergegeben. Wie viel dem berühmten Seidelmann am Lobe gelegen ist, darüber mag Herr Lewald Auskunft geben. Ole Bull reis'te mit einem Sekretär, der die Journal-Ausposaunungen besorgte. Der Mime Rott ist mit jedem Berliner Journalistchen — auf Du. Der Stuttgarter Döring gastirt in Frankfurt am Main, in Leipzig und Hamburg, und läßt sich von seiner Clique Weihrauch dampfen. Madame Peroni-Glasbrenner heirathete einen Journalisten, um zu irgend einem Renommé zu kommen. Und so könnten wir alle die größten Erscheinungen der Bühnenkunst in Vergangenheit und Gegenwart beleuchten. Alle wollen sie unmäßig gelobt seyn, — und nur wer ihnen die preisende Feder weiht, der ist — „wahrhaft unpartheiisch." (Rheinland.)

⁂ (Keine Rettung vor der italienischen und französischen Opern-Manie des Tages.) Man hebt sich aus dem Bette, und die Dienstmagd tritt mit einer Melodie aus dem „Liebestrank" und mit einem Kaffee ein, der wahrhaft kein Liebestrank ist. Ihr folgt der Stiefelputzer — und brummt etwas aus den „Märtyrern" in den Bart, wenn er die verschlammte Fußbekleidung zu Gesicht bekommt. Nun setzt man sich an den Schreibtisch, und Bellini's „Straniera" — eine fremde Künstlerin, tritt ein, und jammert Rouladen heraus. Sie entfernt sich, und Halevy's „Pest" ein Gläubiger-Chor — naht schleichend der Thüre. Nun summt man selber aus „Fra Diavolo" die Stelle „Vorsichtig leise," und die Gläubiger entfernen sich. Jetzt geht man ans Fenster, da trällert Donizetti's „Regimentstochter" vorüber. Man stürzt sich später in das Menschengewühl, und aus einem Seitengäßchen kommt eine „Norma-Harfenistin" herangesäuselt. Man entflieht und wird auf dem Parade-Platz von den „Puritanern" in Schutz genommen. An der table d'hôte hat man den Kutscher-Wein vor sich, und hinter dem Rücken wird man vom „Postillon" verarbeitet. In der Soirée glaubt man mit der Angebeteten deutsch schmachten zu können, sie sitzt aber am Clavier, und singt einem alten Belisar das: „O welche Seligkeit, o welche Wonne" vor. Man eilt wuthschnaubend nach Hause, löscht die Lichter aus, wirft sich auf das Bett — da kommt noch zu guter letzt „die Nachtwandlerin" beim Fenster hereingestiegen. Es gibt keine Rettung mehr vor der italienischen und französischen Opernmanie des Tages! (Rheinland.)

⁂ (Paris.) Hier folgt ein Beispiel einer neuen Erfindung in der stark betriebenen Kunst, fremdes Gut sich anzueignen. Diese Erfindung kömmt von einem ausgelernten Diebe, Namens Charon, der schon ein Dutzendmal wegen ähnlicher Operationen verurtheilt worden ist. — Charon tritt unlängst in einen Laden, wo fertige Kleidungsstücke verkauft werden; er marktet um ein Paar Beinkleider, wird über den Preis einig, und erbittet sich die Erlaubniß, solche im hintersten Zimmer des Ladens anprobiren zu dürfen. Einige Minuten später kömmt er wieder heraus, behauptet die Beinkleider seyen ihm um zwei Querfinger zu lang, und wünscht, daß sie ihm um so viel abgenommen werden möchten. Mit großer Gefälligkeit äußerte der Schneider, er wolle sich sogleich daran machen, worauf Charon den Laden mit der Versicherung verläßt, er wolle einigemale auf dem Boulevard auf und ab gehen, und dann die Beinkleider abholen. — Zum Unglück für den Gauner hatte jedoch ein Polizei-Agent, der den Patron schon kannte, und ihm ansah, daß er etwas vor hatte, seine Schritte bewacht, und sich vor dem Laden auf den Anstand gestellt. Was dem Schneider und seiner Frau entging, sprang dem Polizeimann sofort in die Augen; er näherte sich Charon, und sprach, ihm auf die Schulter klopfend: „Kamerad, Ihr seyd vor 10 Minuten hier eingetreten, und ich bin erstaunt, wie Ihr in dieser kurzen Zeit an Wohlbeleibtheit zugenommen habt. Ist Euch etwas Außerordentliches zugestoßen? Laßt doch einmal sehen, ob Ihr wassersüchtig seyd." Charon, der nun einsah, daß er sich in der Falle befinde, fügte sich in sein Schicksal mit der Ergebung eines Menschen, dem solche Katastrophen nicht mehr fremd sind; er ließ sich ohne Widerstand zu dem Schneider führen, der gerade wahrgenommen hatte, daß ihm ein blauer Ueberrock fehlte. Charon hatte die Zeit, welche er im Hinterstübchen zubrachte, gut benützt; in wenigen Minuten war er völlig entkleidet, zog einen da hängenden Ueberrock auf den nackten Leib an, dann sein Hemd und seine übrige Kleidung darüber. Der Schneider machte große Augen, er konnte namentlich nicht begreifen, wie die langen Schöße des Ueberrocks in Charon's Beinkleidern so geschickt hatten verschwinden können. Er erhielt seinen Rock zurück, und Charon wird für seine neue Erfindung mit zweijährigem Gefängnisse belohnt werden.

⁂ Der geistreiche Liszt antwortete auf die Frage, warum er seinen journalistischen Anfeindern — nicht mit dem Säbel, den er von den Ungarn zum Andenken erhielt, zu Leibe gehe: „Aus dem einzigen Grunde, weil dieser Säbel — ein Ehrensäbel ist.

⁂ (Caroline Bauer.) Die Hannoversche Zeitung berichtet aus Dresden: Fräulein Bauer verläßt uns und die Bühne; sie wird, ihren frühern Stand und Namen, Marquise von Montgomeri, wieder annehmend, in das Privatleben zurücktreten, um der Erziehung ihrer beiden, bis jetzt in Schnepfenthal gewesenen Söhne sich zu widmen.

⁂ (Mannheim, 2. Januar.) Veranlaßt durch den einstimmigen Beschluß der Gemeindebehörde, sprach heute eine Deputation, bestehend aus dem ersten Bürgermeister, zwei Mitgliedern des kleinen Bürgerausschusses, dem Comite des hiesigen Hoftheaters den Dank für die eben so umsichtige als eifrige, musterhafte Verwaltung dieses mit den Interessen unserer Stadt so eng verbundenen Institutes aus. Diese Anerkennung war um so begründeter, oder entsprach um so sicherer einem allgemeinen Gefühle, als die verehrlichen Mitglieder des Comite's vor einiger Zeit dem Entschlusse nahe standen, sich des mühevollen Berufes zu entledigen, und, wie man vernimmt, nur die Rücksicht sie bewog auch ferner im Amte zu bleiben und das Gedeihen der Anstalt nicht dem ungewissen Erfolg einer neuen Administration auszusetzen, eine Unsicherheit, die sich deutlich genug bei den mehrseitigen Combinations-Versuchen eines neuen Comite's zu erkennen gab. Die Größe der Wirksamkeit, des Zeitaufwandes, den diese Stellen täglich ansprechen, wird kaum Jemand bestreiten; es wird auch Wenigen entgehn, daß wenn es besonders darauf ankömmt, die vollendetsten Darstellungen menschlicher Leidenschaften auf der Bühne hervorzurufen, gerade die Männer an der Spitze des Kunstinstitutes gar oft am ersten der Wahrheit der Leidenschaft im gehässigen Sinne ausgesetzt sind. Wen erfüllen nicht noch mit Unwillen frühere niedrige Verunglimpfungen? Daß auch solchen Angriffen gegenüber die ehrenwerthen Männer der Administration die würdevolle Stellung eines ruhigen Schweigens, in Bewußtseyn treuerfüllter Pflichten, eingenommen, auch dafür gebührt ihnen Dank. (Mannh. J.)

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 6. Januar. Garrik in Bristol, Lustspiel in 4 Abth. von Deinhardstein. Hierauf folgt: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in 1 Akt nach Scribe, von Th. Hell.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 7. 7. Januar 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Die Duenna zog ihren Handschuh aus, nahm die Bittschrift in Empfang und überreichte sie mit vieler Wichtigkeit ihrer Gebieterin, welche mit einem Lächeln hinzufügte:

Caballeros, ich will, daß Sie täglich Gott für das Glück danken, mir hier begegnet zu seyn.

Stets, und nicht bloß aus Erkenntlichkeit, werde ich mich dessen erinnern.

Sie erröthete leicht bei diesen Worten, die Duenna trat erschrocken und sich entfärbend einen Schritt zurück, und rief aus:

Caballeros, wissen Sie. ....

Schweig, Montellano, unterbrach sie die Dame mit einem Blicke, vor dem jene die Augen niederschlug, schweig!

Madame, nahm Don Pablo das Wort, darf ich den Namen derjenigen nicht wissen, die mich so großmüthig ihres Schutzes versichert? Ein einziges Wort von Ihnen hat mich mit neuer Hoffnung erfüllt. Sie verheißen mir Hülfe und wollen selbst mein Schicksal zum günstigen Ausgange führen! Jetzt glaube ich wieder an eine Zukunft, an ein Glück. O Ihren Namen, Ihren Namen, Madame, damit ich ihn segnen kann!

Sie schüttelte als Zeichen der Weigerung das Haupt und legte die Hand auf das Herz; sie war verwundert, es so rasch schlagen zu fühlen; Thränen benetzten ihr Auge, nie hatte Jemand so zu ihr geredet.

Alle Ihre Hoffnungen sollen erfüllt werden, sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen. Ihr Reichthum und Ansehen soll Ihrem Adel gleichkommen. Bald soll Ihnen die Laufbahn, die Sie so sehnlichst zu betreten wünschen, eröffnet werden, bald, morgen. ....

O Madame, Sie werden mich dessen, was Ihre Güte für mich thun wird, stets würdig finden. Die erste Stufe, die ich ersteige, verdanke ich Ihnen, aber die andere werde ich mir mit dem Degen erkämpfen, und in einem Jahre sollen Sie mich, bin ich noch am Leben, als Obrist wiedersehen! Möge mein Loos jetzt fallen, wie es wolle, ich segne es im Voraus; lebe ich, so lebe ich für große Thaten, für eine glorreiche Zukunft; sterbe ich .... würden Sie, Madame, mich Ihres Andenkens würdigen? O dieses genügt meinem Glücke für die ganze Ewigkeit!

Sie sterben? rief die Dame aus, nein, Gott wird Sie schützen. Einst werden Sie durch mich mächtig, glücklich, geehrt vor Allen seyn.

Er faltete die Hände und kniete vor seiner unbekannten Beschützerin nieder; sie bog sich zu ihm herab, um ihn aufzuheben, und ihre Finger berührten sich durch das Stakett; die Berührung war rasch, wie ein Blick.

Graf von Penaparda, sprach die Dame mit bewegter Stimme, bald werden Sie hören, wie ich meine Versprechungen halte. Ich gebiete Ihnen ein unbedingtes Schweigen über das, was hier vorgefallen ist. Suchen Sie nicht, mich kennen zu lernen, Ihr Bemühen wäre vergeblich.

Wie, Madame, ich werde Sie nimmer wiedersehen?

Nimmer, Herr Graf, aber ich werde Sie nicht vergessen und von fern über Sie wachen. Und jetzt gehen Sie. .... Leben Sie wohl!

Er verbeugte sich, seine Haltung drückte tiefe Trauer und unbedingten Gehorsam aus, er senkte sein Antlitz, um seine innere Bewegung zu verbergen. Als er es wieder erhob, waren die beiden Damen hinter der Hecke verschwunden; der Jasminstrauß war an den Latten des Staketts hängen geblieben. Don Pablo nahm ihn schnell auf und verbarg ihn in seinem Wammse.

Benito Ramero stand ganz verblüfft, kerzengrade und unbeweglich jenseits des Baches, und warf sich dann, in seinen Thränen fast erstickend, in die Arme Don Pablo's.

Nun wohlan! Glauben Sie jetzt an Vorbedeutungen? Das Horoskop wird erfüllt, Sie werden spanischer Grand!

Ein spanischer Grand?

Ja, jene Dame, jene junge Dame war so bewegt, ihr Herz schlug, während sie mit Ihnen sprach; ich habe es gesehen, ich beobachtete Alles.

Wie schön ist sie, Benito!

Ei was, nicht besonders, keine frische Farbe, keine regelmäßigen Züge; aber welcher Ausdruck! Ich wünschte mir kein besseres Vorbild für meine heilige ägyptische Marie. Ich habe sie genau betrachtet, ihre Züge sind mir gegenwärtig, ich werde es versuchen.

Wie, Du könntest ihr Bild aus dem Gedächtnisse wiedergeben?

Ich glaube wohl.

O theurer Benito, mir gehört es, mir allein. Fange es morgen an!

Ja morgen, wenn wir nach Madrid kommen. Jetzt sollen Sie einen Bissen essen.

Der Maler bereitete nochmals das Gedeck auf seinem weißen Taschentuche und entkorkte die weidene Flasche.

Danke, danke, bester Freund, sagte Don Pablo, ich habe keinen Hunger. O Gott, wie glücklich bin ich!

Und wie verliebt! Ei, welch' ein Abenteuer. Es gäbe Gegenstand zu einem schönen Gemälde. (Fortsetzung folgt.)

## Martin Zurbano.

In dem größten Hause eines Dorfes von Alava, drei Leguas von Vittoria, innerhalb der carlistischen Linien, war gegen Ende Dezember 1837 eine Schaar von 40 bis 50 Menschen vereinigt. Es war einer der ungeheuren, aber trübseligen und kahlen Säle, wie man sie häufig in den Provinzen antrifft, und diente gewöhnlich seinem Eigenthümer als Kornspeicher. Mitten im Saale auf einem Tisch, unter dem ein Brasero seine Wärme verbreitete, spielten 12 bis 15 Personen das beliebte Montespiel. Ein Mann von vorgeschrittenem Alter, den seine zwei kupferfarbigen befranzten Epauletten als Hauptmann bezeichneten, hielt die Bank. Er war früher Priester gewesen, hatte sich im Bürgerkrieg dem Waffenhandwerk gewidmet und war als ein fabelhaft glücklicher Spieler bekannt. Ihm gegenüber stand ein großer starker Mann, von nichts weniger als einladendem Aussehen, der die Uniform der Carabineros oder Duaniers, dieser privilegirten Diebsclasse Spanien's, trug. Mitternacht war vorüber, ein heftiger Sturm und Regen schlug an die Fenster, und plötzlich ertönten Gewehrschüsse. Man horcht, aber das Geräusch wiederholt sich nicht, und so wird das Spiel fortgesetzt. Kurz darauf klopft es am Thor, und man horcht aufs neue; einige eilen an die Ventanilla, eine kleine Oeffnung von 5 bis 6 Zoll im Gevierte, um hinaus zu schauen. Wer ist da? Gente de paz (Gut Freund), antwortete eine ernste Stimme. Das Dienstmädchen sah hinaus, erblickte einen Landmann in der Kleidung der nächsten Dörfer, und ließ ihn ohne Zögern eintreten. Er trat vor in den Saal, legte die Hand an seine Mütze, um die Versammlung zu grüßen, da aber das Spiel sich gerade dem entscheidenden Moment näherte, so gab Niemand auf ihn Acht, und er trat bis zum Tisch heran, ohne bemerkt zu werden. Es war ein Mann unter Mittelgröße, stark gebaut, etwa 50 Jahre alt. Sein Kopf war mit dem blauen Beret bedeckt, und unter seinem Mantel hervor konnte man die Alpargatas (Sandalen) und die Strümpfe von weißem Zeug sehen. Von seinem Gesicht sah man nichts als ein Paar kleine Augen, die manchmal mit Blitzesschnelligkeit im Saale umherschauten. Man hatte bereits sieben Karten gezogen, und noch war das Spiel nicht entschieden. Auf einmal wirft der Eingetretene über den Kopf eines Stabsoffiziers hin eine Pezeta mitten auf den Tisch und rief: Vier Realen auf den Caballo! Der carlistische General wandte sich rasch um, maß den kecken Bauern mit einem verächtlichen Blick, auch die andern fuhren unwillig auf, und der Bankier legte kaltblütig die Karten auf den Tisch, bis der Tumult sich etwas gelegt hatte; dann sprach er mit verächtlicher Miene zu dem Landmann, er bedaure sein Anerbieten nicht annehmen zu können, da er zu spät komme, und gegenwärtig nicht unter einem halben Piaster gesetzt werde. Ein junger aufbrausender Cavallerieoffizier griff rasch nach dem hingeworfenen Geldstück, und war im Begriff, es dem Neuangekommenen an den Kopf zu werfen.

Dieser war aber nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Herr Offizier, wenn Ihr nicht augenblicklich mein Geldstück liegen laßt, so schneide ich Euch den Schnurrbart ab. Wie? mein Herr, es ist zu spät zum Spiel? Ihr wollt einen armen Maulthiertreiber nicht ein paar Realen gewinnen lassen. Hier, Herr Caplan oder Capitain, wie Ihr wollt, sind meine vier Realen, und nun Copo (va banque!)

Diese Keckheit brachte alles auf, und nun rief der General nach der Wache, um den Unverschämten fortzuschaffen. „Bleibt ruhig, bleibt ruhig," rief der Fremde, „rühre sich keiner vom Platze!" Mit diesen Worten lehnte er sich gegen die Mauer, schlug langsam den Mantel zurück und ließ eine Espingole mit ungeheurem Lauf sehen. „Ich bin ein Alavese, wie Ihr wohl schon errathen habt, in der Rioja geboren; meine Bursche nennen mich aus Mangel an einem bessern Namen Martin Zurbano! Keinen Finger gerührt; wer sich mir nähert, ist auf der Stelle des Todes!" Bei dem furchtbaren Namen erstarrte die ganze Gesellschaft vor Schrecken, Zurbano aber zog aus seiner Jacke von Schaffell ein kleines silbernes Pfeifchen, das einen scharfen Ton von sich gab, und alsbald traten 50 Mann von seiner furchtbaren Truppe in den Saal. Sie waren mit Messern, Musketen und Bajonnetten bewaffnet, aber nichts deutete auf eine militärische Uniform.

„Kommt her, meine Jungen, sechs sollen die Thüre bewachen und Niemand durchlassen; ihr andern bindet diese Herren, oder — haltet! Legt eure Waffen nicht ab, es ist besser, sie binden einander selbst. Caplane und Offiziere, Weltliche und Geistliche gehen miteinander. Vorwärts, meine Herren! ans Werk! ich mache indeß hier meine Arbeit!" Damit strich er das auf dem Tisch liegende Geld, etwa 200 Unzen Gold, ein und steckte es in eine lederne Tasche, die er auf dem Rücken trug. Es war ein seltsames Schauspiel, zuzusehen, wie die Herren einander banden; der General, die Caplane und mehrere andere wurden mit dem Bajonnett auf der Brust gezwungen, diesen Dienst zu verrichten. In Zeit von Dreiviertelstunden war alles geschehen, und Martin Zurbano zog ab mit seiner Truppe und 60 Gefangenen, unter denen sich auch die Municipalbehörden von zwei oder drei benachbarten Dörfern befanden.

Die Nacht war schwarz, finster, stürmisch und der Weg schwer zu finden, aber die Spürhunde der Rioja kannten jeden Pfad, jede Schlucht, und wußten sie mitten in der Dunkelheit so gut wie am Tage zu betreten. Sie verfolgten also ruhig ihren Weg. Das Haus, das sie verließen, war jetzt so schweigsam, als wäre es nie bewohnt gewesen, denn Zurbano führte aus Vorsicht alle Personen der Familie, die es bewohnte, mit sich. Lange, ehe der Tag die Höhen von Artaban erhellte, hatte er mit seinen Leuten und seinen Gefangenen die Vorposten der christinischen Armee erreicht.

Martin Zurbano Barea, bekannter unter dem kurzen und vertraulichen Namen Martin Zurbano, ist vielleicht einer der außerordentlichsten Menschen, welche der letzte Bürgerkrieg in Spanien erzeugte. Seine Familie war schon seit langer Zeit als geschickte Contrabandistas berühmt, und sein Vater, der das Geschäft eines Arriero mit dem eines Contrabandista verband, führte seinen Sohn Martin, der im Jahre 1789 geboren wurde, frühzeitig in diese Lebensweise ein. Der ertheilte Unterricht schlug vortrefflich an, und der Vater hatte auf seinem Todtenbett die Freude, in seinem Sohn einen vollendeten Contrabandista zu sehen. Im Jahre 1823 rettete derselbe, wie es scheint aus Neigung für die constitutionelle Sache, viele Leidende, die von der siegenden Gegenpartei zum Galgen bestimmt waren; er mag sich wohl diese Dienste manchmal haben mit Geld bezahlen lassen, niemals aber verrieth er das Vertrauen, das man solchergestalt in ihn gesetzt hatte. Im Jahre 1832 wurde er von den Carabineros nach einem verzweifelten Widerstande gefangen, nach Logrono geführt, und sollte erschossen werden, als der Tod Ferdinand's VII. ihm Aufschub gab; nach zwei Jahren, als schon der Bürgerkrieg wüthete, verlockte er von seinem Gefängniß aus durch einen falschen Brief den carlistischen Anführer zu einem nächtlichen Angriff auf Logrono, theilte dann aber den Plan desselben dem christinischen Commandanten mit, berief mit dessen Erlaubniß seine alten Gefährten zum Schutz der schlechtvertheidigten Stadt, und trug selbst so viel zur Rettung derselben bei, daß der Commandant um seine Begnadigung einkam.

Die Rettung Logronos in einer so kritischen Epoche, wie damals die Sachen Christinens durch den Feldherrngeist Zu-

malacarreguis standen, wo es an treuen Vertheidigern fehlte, konnte weder unbemerkt, noch unbelohnt bleiben. Nach vierzehn Tagen erhielt der christinische Befehlshaber nicht bloß eine Rechtfertigung des Aufschubs der Hinrichtung, sondern auch völligen Pardon für den Gefangenen, der alsbald in Freiheit gesetzt wurde. Auf Zurbano's dringendes Begehren gestattete ihm auch der Gouverneur ein Freicorps in den beiden Riojas zu errichten, dessen Befehl er selbst übernahm; die Regierung lieferte ihm Waffen, Munition und Lebensmittel, den Sold mußte der Feind liefern, und lieferte ihn auch viel reichlicher als die königliche Casse. Anfangs war es nur 60 Fußgänger und 20 Reiter stark, nach einigen Monaten stieg es auf das Zehnfache, und der Name Martin Zurbano verbreitete Schrecken in ganz Alava. (Revue britannique.)

## Das Leopoldstädter Volkstheater.

Von Heinrich Börnstein.

(Fortsetzung.)

Der Hauswirth, eine gute, ehrliche Wienerseele, der den Brief der Direction gelesen, und mir nun bei meinem Absagebriefe über die Schulter zugesehen hatte, sagte kopfschüttelnd:

„Aber, was fallt denn Ihne ein, der Greißler gibt Ihne für die vier Stuck nit sechs Groschen. — Nehmens die fünf und zwanzig Gulden, — etwas ist besser als nichts, und wer weiß, ob Ihre Komödi-Büchele mehr werth sein."

„Hinweg!" herrschte ich ihn an, „hinweg, thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe." —

„Sie sein halt á Narr!" sagte er mit der gutmüthigen Bonhommie des Wiener Bürgers, — sprach's und verschwand.

Bald lagen auch die vier Melodramen wieder auf meinem Tische, freuten sich des Wiedersehens ihrer Brüder, der Schauspiele, die im Hoftheater gewesen waren, und das Rauschen und Blättern der Seiten, die der Wind am offenen Fenster bewegte, kam mir vor, als erzählten die Manuscripte einander ihre Erlebnisse und Erfahrungen in den Theaterkanzleien, wo sie hospitirt hatten, und als sprächen sie von Theatersecretairen, mit denen man das Honorar zur Hälfte theilen, von schönen Schauspielerinnen, deren Protection man erecorrespondenzeln, von Directionen, deren Huld und Gnade man durch unzählige Schwarze-Frack-Visitten erbetteln, von Patronagen, die man erkriechen müsse, wolle man auf die deutsche Bühne gelangen. — „Schicken Sie doch zum Einhorn hinüber," bat ich meinen Wirth, „ob die heutige Theaterzeitung schon angekommen ist." — Und zu mir selbst sagte ich beruhigend: „Vor acht Tagen habe ich Bäuerle meine hundert und ein Sonette geschickt, heute endlich müssen doch die ersten Zehn abgedruckt seyn. Ja, dem Journalismus will ich mich weihen, er allein ist die Lebensader jetziger Zeit, wußte ich es doch längst aus Büchern, daß die Buchhändler und Verleger interessirte gewinnsüchtige Menschen sind, nur auf ihren Beutel, nicht auf Gedeihen der Literatur sehend, wußte ich es doch aus so vielen kritischen Blättern, daß die deutsche Bühne im Argen liege; mir geschah ganz Recht." — Mein Wirth und die Theaterzeitung, die zusammen hereinkamen, unterbrachen diesen tröstlichen Monolog. „Da ist die heutige," sagte er, „aber Ihne seh' ich nit drinn." — Ich durchflog das Blatt, — nichts, wieder nichts, — auch nicht eins meiner köstlichen Sonette. Das war zu viel. — „Rache war mein erster, — Rache mein letzter Gedanke!" sagt Kosinsky und eine scharfgespitzte Feder ergreifend, schrieb ich an Bäuerle einen bittern Brief, meine Sonette zurückverlangend. — Statt ihrer kam ein kleines Blättchen mit den wenigen Worten:

„Es wird mich freuen, wenn Sie mich im Laufe dieser Tage besuchen. Ihr ergebener

Adolph Bäuerle."

Ich stürzte, zwischen Zorn und neuer Hoffnung kämpfend, hin; — Bäuerle, der stets artige Welt- und Lebemann, empfing mich mit zuvorkommender Freundlichkeit, fragte mich nach meiner Herkunft, meinen Plänen, Hoffnungen, Ideen, denen er ein leichtes Achselzucken entgegensetzte, lächelte, als ich meine fehlgeschlagenen Hoffnungen mittheilte, und sagte endlich, als ich ihn über das Schicksal meiner Sonette befragte: „Lieber junger Freund! Die kann ich nicht brauchen, solches Zeug liest ja kein Mensch. — Wenn ich mir meine Pränumeranten vertreiben will, so brauche ich nur recht viele Gedichte in mein Blatt aufzunehmen. Glauben Sie mir, jetzt existirt kein Publikum mehr für so etwas, — ich spreche aus Erfahrung." —

Ein lang gezogenes: „So — o?" war meine einzige Antwort, dann faßte ich mich, bezwang den ungeheuren „Weltschmerz", der in diesem Augenblicke meine enttäuschte Seele durchtobte, und sagte: „Wollen Sie mir sie nicht zurückgeben?" —

„Herzlich gern!" sagte der Redacteur, froh die hundert und ein Pränumerantenvertreiber los zu werden, und begann zu suchen; — allein vergebens, weder auf dem Schreibtische, noch unter demselben, weder auf dem Repositorium, noch in dem Korbe mit Couverts, Papierschnitzeln u. s. w.

Nicht in dem Wald, nicht auf der Flur
Fand sich von ihnen eine Spur.

„Sie müssen doch da seyn," sagte Bäuerle suchend. — „Aber wo?" fragte ich. — Da öffnete sich die Thür, der kleine Adolph, der hoffnungsvolle Redaction-Sprößling trat mit einem ungeheuern papiernen Drachen ein und sagte: „Papa, gib mir einen Spagat!" (Bindfaden) — Ein Blick auf den Drachen vollendete meine Verzweiflung, — er bestand aus meinen Sonetten, die kreuz und quer, verschnitten und verbogen, darauf geleimt waren. — Im Innersten ergrimmt, zerschmettert, vernichtet, wartete ich nicht das Ende der Untersuchung ab, die mit dem kleinen Sonettevertilger angestellt wurde, der in des Vaters Abwesenheit in sein Studirzimmer gekommen und sich dort die ersten besten Papiere zu seinem Drachen gewählt hatte; ich riß ihm das Corpus delicti aus der Hand, stürzte zur Thür hinaus die Jägerzeile hinauf, und erreichte meine Wohnung unter dem Jubel der Gassenjungen, die mich und den großen Drachen, den ich trug, begleiteten.

„Lassen Sie mir einheizen!" bat ich die Wirthin. Eine Art Fieber schüttelte meine Glieder, während ich, um mich zu erwärmen, stürmisch die Stube auf und ab rannte, bis ich, von dem öfteren Umdrehen schwindlig, müde und matt auf das Sopha sank.

Das Feuer brannte lustig und helllodernd in dem Kanonenofen meines kleinen Stübchens, und ich saß vor demselben, zu meinen Füßen der verhängnißvolle Drachen mit den aufgeleimten Sonetten, neben mir auf dem Tische meine Theaterstücke und Novellen, — um uns tiefes, grauenhaftes Schweigen! — Lange brütete ich über jener stummen, hoffnungslosen Verzweiflung, die ein gänzliches Fehlschlagen aller Hoffnungen hervorbringt, und die entweder excentrische Entschlüsse oder gänzliche Apathie erzeugt, — dann nahm ich phlegmatisch den Drachen, zertrümmerte ihn mit einigen Fußtritten und steckte ihn in den Ofen, wo er schnell lustig aufprasselte; dann faßte ich mit heroischer Selbstverläugnung ein

Manuscript nach dem andern und warf es in die Flammen, hellauflachend, sobald es die verzehrende Flamme fraß.

„Um Gotteswill'n! wollen's denn 's Haus anzünden, was treiben's denn?" Mit diesem Schreckensrufe stürzte mein Wirth zur Thür herein, als ihm die, durch das Oeffnen der Zimmerthür vom Luftzuge bewegte, Flamme mächtig entgegenschlug. — „Ich räume auf!" gab ich ihm lakonisch zur Antwort und machte ein Gesicht, wie Marius auf den Ruinen von Carthago. Der Hausherr brummte etwas von „Narrentattel", „Confusionsrath" und dergleichen, dann gab er mir ein Briefchen: „Das hat a bordirter Bedienter gebracht. Vielleicht steht da was G'scheidteres drinn." — Ohne seine Neugier zu beachten, warf ich den Brief auf meinen Tisch, und mit einem nachlässigen: „Schon gut!" complimentirte ich den, noch immer ängstlich nach dem Ofen Sehenden zur Thür hinaus. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Rafael und Murillo.) Im zweiten Bande der „Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn" giebt die geistreiche Frau folgende Charakteristik jener ersten Meister der italienischen und der spanischen Malerschule: „Rafael schuf die Antike zum Heiligen um, Murillo den Menschen. Wundern Sie sich nicht, daß ich diese beiden Namen zusammenstelle; nur sie verdienen die engste Gemeinschaft. Aehnlichkeit ist übrigens keine andere in ihnen, als daß Jeder auf seinem Wege das Höchste erreichte und das Vollkommenste schuf; — denn sie lebten in gar verschiedenen Zeiten und Zuständen: Rafael war der Lieblingszögling griechischer Schönheit, dem die Grazien verschwenderisch alle ihre Gaben schenkten und ihm Aug' und Seele gaben, um sie zu erkennen; Murillo wurde angestrahlt von der Schönheit der schlichten Natur, und statt der griechischen Grazie neigte sich der extatische Glaube zu ihm und weihte ihn in himmlische Mysterien ein. So wie Rafael der Maler der Madonna — ist Murillo der der Heiligen. Beide haben auch andere Meisterwerke geschaffen; aber in jenen Darstellungen sind sie ganz außer aller Proportion mit den übrigen Malern. Neben der Madonna Sistina sieht jede andere irdisch aus; neben S. Thomas de Villanueva jeder Heilige unheilig. Was nun die Weichheit und Bestimmtheit des Pinsels, den Schmelz der Farben, die korekte Zeichnung betrifft, so mein' ich, daß Rafael eben so viel über Murillo steht als unter ihm in der Gruppirung. Verstehen Sie mich! Rafael hat nicht etwa schwer oder unklar — aber er hat doch gruppirt: während sich bei Murillo die Gestalten zusammenfinden wie die Sterne zu einer Constellation."

*** (Katharina Cornaro, Königin von Cypern.) Ganz derselbe historische Stoff ist gleichzeitig von zwei verschiedenen Komponisten, einem Deutschen und einem Franzosen, zu einer großen Oper benutzt, und in demselben Monat sind beide Werke, mit gleichem entschiedenen Beifall, das eine in München und das andere in Paris, aufgeführt werden. „Katharina Cornaro" heißt die Oper des Deutschen, des Königl. Bayerischen Hofkapellmeisters Lachner, und die „Königin von Cypern" nennt sich die des französischen Tondichters Halevy, des Komponisten der „Jüdin" und des „Guitarrero". Für die Vergleichung würde es besonders interessant seyn, wenn nicht bloß der Stoff, sondern auch die Texte identisch wären, was allerdings möglich, da Herr Lachner sein Libretto aus Paris von demselben Poeten (Herrn St. Georges) verschrieben, der das Buch zur „Königin von Cypern" geliefert, und die „Katharina Cornaro" erst in München ins Deutsche übertragen worden. Gegenstand beider Opern ist die Erhebung des Jacob von Lusignan auf den Thron von Cypern durch den Einfluß Venedig's und dessen Vermählung mit der edeln Venetianerin Katharina Cornaro. Lachner hat sich bekanntlich früher durch eine große Symphonie, die in Wien den Preis davon getragen, so wie durch einige geistliche Musiken, als ein tüchtiger Kontrapunktist ausgewiesen, jedoch außer der spurlos vorübergegangenen Oper „Alidia" noch kein dramatisches Werk geliefert. Halevy dagegen ist bekanntlich mit der Bühne und deren Publikum ungemein vertraut. Jedenfalls würde es zur Feststellung der Ansichten über deutsche und französische Musik dienen, wenn beide Opern auf einer deutschen Bühne zur Aufführung kommen könnten. (M. f. d. L. d. A)

*** (General Gulse.) Johannes von Müller erzählt vom General Gulse, daß dieser mit 6000 Hessen 13,000 Franzosen in die Flucht gejagt. Auf Friedrich's Frage: „Wie hat Er denn das gemacht?" antwortete er: „Es ging leicht, Euer Majestät: Ich sagte, Kinder, haltet euch gut, oder der Teufel soll euch holen!" — „Und das war genug?" — „Ja, es waren ja Hessen, lauter Hessen, und ihren Gulsen kannten sie." Der König übersandte ihm eine goldene Tabatiere. „Hm, der König hätte sie mir wohl selbst geben können," sagte der alte Soldat und Friedrich ließ ihn nochmals rufen und umarmte ihn. „Hol mich der Teufel!" rief Gulse schluchzend, „Euer Majestät sind ein großer General, und wenn wir wieder zusammenkommen, sollen meine Hessen ihre Schuldigkeit thun, thun's Eure Majestät mit Ihren Preußen auch."

## Programm des Museums.

Freitag, den 7. Januar.

Symphonie von Beethoven (B dur).
Deutsche Dichtung im Jahr 1841; von Herrn Dr. Theodor Creizenach.
Arie von Donizetti, gesungen von Herrn Basse.
Birlinvariationen, gespielt von Herrn Hauffer von Preßburg.
Psaumis und Puras, Gedicht von Kopisch, gesprochen von Herrn Lußberger.
Arie aus Idomeneo, gesungen von Fräulein Capitain.
Monologe aus Schiller's Wallenstein, gesprochen von Fräulein Arnold.
Rondo für das Clavier, von Hummel, gespielt von Herrn Lutz.
Das Ständchen, von Schubert, gesungen von Herrn Basse.
Der Carneval von Venedig, Fantasie für die Violine, gespielt von Herrn Hauffer.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her. Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig. Kinder können nicht zugelassen werden. Die geehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die am Eingang angeordnete Controle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand veranlaßt, im Interesse der Mitglieder und Abonnenten die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 8. Januar. (Zum Erstenmale) Die Gunst des Augenblicks, Original-Lustspiel in 3 Abth. von Eduard Devrient. Vorher geht (neu einstudirt): Das Räthsel, Lustspiel in 1 Akt von Contessa.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 8. 8. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

### III.

Den Sonntag darauf war ein großes Menschengedränge vor der Schenke des alten Chnichilla; man bildete um einen dicken Maulbeerbaum, der die Thüre beschattete, einen Kreis, die Zigeuner waren angekommen. Die Truppe machte die nöthigen Vorbereitungen zu der Vorstellung, und ihre Toilette in einer Art Bude von Linnen, die Aehnlichkeit mit einem Polichinellen-Theater und zur Thüre einen schlechten Vorhang hatte. Ein alter Zigeuner spielte, vor der Thüre sitzend, nachlässig auf einer Guitarre mit drei Saiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er diese eintönige Musik, um taktmäßig zwei kleine, an seinem Gürtel befestigte Metallbecken zusammenzuschlagen. Dann stampften die Zuschauer vor Freude mit den Füßen, und der alte Zigeuner schrie mit heiserer Stimme: Nehmen Sie Ihre Plätze, meine Herren! Nehmen Sie Ihre Plätze! der Tanz beginnt!

Indessen, die Zeit verging; — ein dumpfes Gemurmel durchlief den Kreis, den Hunderte von Menschen, welche den Beginn der Vorstellung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und offnen Mäulern erwarteten, bildeten. Der alte Zigeuner schrie zum hundertsten Male: An Ihre Plätze, meine Herren! Ein wenig Geduld! Sogleich wird angefangen!

Das Gemurmel wurde stärker, schon waren mehrere Bewunderer der Palomita weggegangen; der alte Zigeuner entschloß sich endlich anzufangen, und ein anhaltendes Schlagen auf die Becken gab das Zeichen zum Beginne des Tanzes. Jetzt stürzte die Zigeunerin, ihre Castagnetten in der Hand, strahlend im Glanze ihres kupfervergoldeten Schmuckes aus der Bude hervor; in einer Entfernung von hundert Schritten hätte man sie für eine peruanische Prinzessin halten sollen. Bei ihrem Anblicke schrie man von allen Seiten: Viva la Palomita, viva! Sie grüßte mit Anstand, indem sie ihre Castagnetten an einander schlug; ein schneller Blick durchlief den Kreis, erhob sich dann zu den Fenstern der Schenke — sie waren sämmtlich geschlossen.

Den Fandango! den Fandango! schrie die ganze Versammlung.

Die Zigennerin machte darauf ein Zeichen, daß sie sprechen wolle, und dem Getöse folgte sogleich tiefes Stillschweigen.

Meine Herren, sprach sie mit jener, den Frauen dieser Menschengattung eigenthümlichen, klangvollen Stimme, ich bin in der größten Verlegenheit, diesem schmeichelhaften Befehle nicht gehorchen zu können, Tovalito, unser erster Tänzer, dessen dreitägige Gefängnißstrafe, zu der er nenlich verurtheilt wurde, heute ablaufen mußte, ist nicht gekommen, und Niemand aus unserer Truppe kann ihn ersetzen. Wenn Jemand aus dieser ehrenwerthen Gesellschaft seine Rolle übernehmen wollte. .... Wohlan, meine Herren, wer will mit Palomita den Fandango tanzen?

Sie ging langsam im Kreise umher, aber unter der ganzen Menge, welche bei ihrer Annäherung lachte, zischelte und zurückwich, fand sich Niemand, der mit einer Zigeunerin öffentlich getanzt hätte. Sie kreuzte die Arme und sprach mit einer etwas höhnischen Miene: Wie, Niemand? Palomita sollte so viele Tänzer vergeblich aufgefordert, gebeten haben?

Allgemeines Stillschweigen herrschte; sie wiederholte nochmals mit lauter Stimme: Wer will tanzen, meine Herren? Wer will den Fandango mit Palomita tanzen?

Ich, schrie Jemand außerhalb des Kreises, und man sah eine armselige und verkrüppelte Gestalt sich durch die Menge zur Zigeunerin drängen. Lautes Hohngelächter empfing diesen muthigen Tänzer, Einige schrien: Das ist Pepe, Pepe Copuelo! Pepe, der Dummkopf! Er kann kaum gehen und will tanzen! welch' Wunder!

Er wird tanzen! sagte Palomita entschlossen, und führte den armen Blödsinnigen, der sie mit einfältiger Miene anstaunte, mitten in den Kreis. Das unglückliche Wesen hatte einen dicken Kopf, lange Arme, steife Beine; eine alte schwarze Mütze bedeckte sein ungekämmtes Haar, ein Oberrock, dessen Farbe schwer zu bestimmen seyn möchte, schloß wie ein Sack seine armselige Person ein. Mußte man auch mit seinem Seelenzustande das tiefste Mitleiden haben, so konnte man sich doch beim Anblicke dieser sonderbaren und lächerlichen Gestalt des Lachens nicht erwehren.

Der alte Zigeuner hatte seine Guitarre wieder zur Hand genommen, und spielte tändelnd die Weise des Fandango, Palomita schlug die Castagnetten an einander und tanzte dahin auf ihren elastischen Füßen, ihre schwellende Taille und ihr geschmeidiger Körper bogen sich wie eine vom Winde gekrümmte Gerte, ihre schwarzen Augen sprühten Flammen.

Man muß, wie die Spanier, unter dem Einflusse der Gewohnheit und Nationaleitelkeit stehen, um nicht vor einer Zigeunerin, die den Fandango tanzt, die Augen niederzuschlagen; in dieser frechen Pantomime zeigt sich die Wollust glühend, mit entfesseltem Haar, in ihrer ganzen Nacktheit, und dennoch berühren sich die Tänzer nicht einmal mit der Hand, Alles liegt im Blicke, in der Gesticulation, in der Stellung.

Während Palomita, lächelnd, leicht, schön, um einen Heiligen zu verführen, mit den Füßen kaum den Boden berührte und mit ihren Castagnetten klapperte, starrte Pepe sie mit seinen großen, gläsernen Augen an und suchte ihren Tanz und ihre Bewegungen nachzuahmen. Er glich einem Stier, der einer Sylphide gegenüber steht.

Lautes Lachen und donnerndes Beifallklatschen begleitete diese sonderbare Scene; der Erfolg war vollkommen, unerhört; man verlangte zweimal die Wiederholung.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Leopoldstädter Volkstheater.

Von Heinrich Börnstein.

(Fortsetzung.)

Mein Entschluß war gefaßt, das verzogene, von Tanten und Muhmen geliebkoste Kind konnte diese ungeheuere Enttäuschung nicht vertragen, dem nur in idealen Räumen sich Bewegenden war dieser Icarus-Sturz in die praktische Welt der Wirklichkeit zu rasch; — Vernichtungsgedanken durchbebten mich; — ich sah mich, einen zweiten Chatterton, freiwillig scheiden, von einer undankbaren Welt, die mich und meinen poetischen Beruf so furchtbar verkannt hatte.

Einige Zeilen sollten bekannt machen, welche herben Schmerzen mich zu diesem entsetzlichen Schritte bewogen hatten; — ich trat an den Schreibtisch, der weggeworfene Brief lag noch immer auf demselben; mechanisch erbrach ich ihn, eine Karte fiel heraus, — ich las:

„Lieber junger Freund!

Es ist mir unendlich leid, daß ich Schuld an einem Verluste bin, der bei Ihrem dichterischen Gemüthe, Ihrer überquellenden Phantasie wohl nicht unersetzlich seyn wird. Wollen Sie aber als Ersatz den Rath eines erfahrenen Mannes annehmen, so werfen Sie sich mehr dem Praktischen in die Arme: in unserer Kaiserstadt gibt es für einen offenen Kopf, für eine geübte Feder hundert Aussichten, und ich hoffe, daß wir, wenn Sie diesen Weg betreten, noch näher bekannt werden dürften. — Studiren Sie Wien und Sie werden mich verstehen. — Als Theaterdichter der Leopoldstädter Bühne sende ich Ihnen hier ein täglich geltendes Freibillet in dieselbe. — Fühlen Sie Neigung und Beruf in sich, für diesen Zweig der dramatischen Literatur etwas zu thun, so blüht Ihnen ein schönes reiches Feld voll Geld und Lorbeern. Aber erst müssen Sie unser Volk und seine Bühne kennen, verstehen lernen, — dann wird Ihnen gern mit Rath und That beistehen

Ihr aufrichtiger

Adolph Bäuerle."

Es war mittlerweile dunkel geworden; matt nur leuchtete mir das halb erlöschende Ofenfeuer beim Lesen, — rasselnd schlug ein gewaltiger Platzregen an das Fenster, die Natur war trübe und verstimmt, wie ich. — Ohne zu wissen, was ich eigentlich beginne, drückte ich meinen Hut tief in die Augen und wankte hinaus, nicht Wind noch Regen achtend, dem Leopoldstädter Theater zu, wohin die Wiener in dichten Schwärmen, dem Wetter zum Trotze, schaubegierig strömten.

---

Das kleine niedrige, nur schwach beleuchtete Leopoldstädter Theater war in jener Zeit nicht blos der Zusammenkunftsort des Volkes; die hohe und höchste Aristokratie, die feinen Geister, die besten Köpfe und alle echten Lebemänner füllten seine Räume, sich einem behaglichen Genusse, einer, nicht nach dem „Warum?" fragenden, wohlthätigen frohen Laune überlassend. Kaiser Franz mit seiner verehrten Gemahlin, der Mutter der Armen, wie sie allgemein und mit Recht genannt wurde, sein Erstgeborner, der Kronprinz Ferdinand, und sein zweiter Sohn, der freundliche Erzherzog Franz Karl mit seiner geistreichen Frau, der allbeliebten Erzherzogin Sophie, und viele andere erlauchten Glieder des Kaiserhauses schmückten oft die Hofloge dieses Theaters mit ihrer Gegenwart, von ganzem Herzen über die harmlosen Scherze lachend, an denen sich die Wiener vergnügten. — So war es auch an diesem Abende; und das gedrängt volle Theater, die milde, Ehrfurcht einflößende Gestalt des Monarchen, die anmuthige, echte Frauenwürde repräsentirende Erscheinung der Kaiserin, die freundlichen Züge der andern Erzherzöge mit den klaren habsburgischen blauen Augen und feingeschnittenen, seit Jahrhunderten unveränderten Familienzügen, regten mich wohlthätig auf, und weniger trüb gestimmt fand mich nun Drechsler's buntheitere Ouverture, die eben begann, die Vorstellung von Bäuerle's: „Gisperl und Fisperl", das heute gegeben wurde, einleitend. —

(Schluß folgt.)

---

## C a r ê m e.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat die Kochkunst einen außerordentlichen Einfluß auf die Sitten, den Geist und das öffentliche Wohlbefinden geübt; in alten Zeiten, bei den Juden, standen die Kuchen von Honig, Mehl und Oel in großen Ehren. Die Jüdinnen excellirten in der Kunst, Backwerk zu bereiten. Mit welcher Geschicklichkeit bereiteten und servirten die liebenswürdigen Abkömmlinge Sarah's Gerichte, bestehend aus Gerste, Bohnen, getrockneten Feigen, Weintrauben, Butter, Honig, und saftigem Kalbfleisch. Wer kennt nicht die Geschichte Abigail's? Ein Kalbsohr à la tartare triumphirte über den Besieger Goliath's, mit einer Crême von Mark machte sich Abigail zur Gebieterin des Herzens David's; ei, mein Gott, was auch gewisse Profane sagen mögen, die Kochkunst hat den Ehrgeiz der Frauen unterstützt. Selbst die Gelehrten erkannten ihren Nutzen.

So war Cadmus, der Erfinder der Schrift in Griechenland, Koch des Königs von Sidon gewesen; so halten Plato und Athenaeus der Kochkunst eine prachtvolle Lobrede. Sie haben uns sogar die Namen der berühmtesten Kochkünstler ihrer Zeit überliefert. So hatte Achestrades, einer der Mächtigen seines Jahrhunderts, sein Vermögen dazu verwandt, Länder und Meere zu durchreisen, um ihre besten Erzeugnisse kennen zu lernen. Später, als Griechenland's Ende kam, vermachte es Rom seine Rhetoren, seine Philosophen und seine Köche. Diese neuen Mächte änderten die Gewohnheiten der Römer: diese stolzen und strengen Bürger adoptirten die Kochkunst mit Freuden und übten sie mit Geschmack. Die von ihren Waffen besiegte Welt wurde ihrer Tafel tributpflichtig. Afrika gab seine Perlhühner und seine Trüffeln, Spanien seine Kaninchen, Griechenland seine Fasanen, Armenien seine Apricosen, Persien seine Pfirsiche, Sidon seine Quitten, die Thäler des Berges Ida ihre Himbeeren.

Einen Augenblick verschwand die Kochkunst und das war bei der Erscheinung der Barbaren des Nordens. Später, unter Karl dem Großen, kam sie wieder zum Vorschein, in Aachen, auf den königlichen Tafeln, wo man den Fasan mit vergoldeten Klauen und den Pfau mit seinem Fächerschweif aufsetzte. Aber ihre wahrhafte Wiedergeburt datirt von der Ankunft der Italiener in Frankreich. Catharina von Medicis brachte die ganze italienische Kochwissenschaft in die französische Küche mit.

Dieser erlauchten Fürstin verdanken wir das Rezept zum crême à la frangipane. Nach dem Beispiele Katharinens von Medicis kümmerten sich alle unsere großen Damen sehr thätig um das, was in ihrer Küche geschah. Diese Epoche hat das unleugbare Uebergewicht entschieden, welches die französische Küche immer in Europa gehabt.

Unter diesen glücklichen Auspicien begann das Jahrhundert

Ludwig's XIV. Die Diners im Hotel Carnavalet zogen die La Rochefoucault's und die Lafayette's zu Frau von Sevigné. Es herrschte dort ein unerhörter Tafelluxus; eine Erfindung folgte der andern. Frau von Maintenon kam ihrer Macht mit den berühmten Cotelettes en papillotes zu Hülfe, welche den Magen des alten Königs vor Indigestionen bewahrten; und die schöne Prinzessin von Conti erfand das auf unserm Tische noch gebräuchliche Hammel-Viertel, um einen Gemahl und einen Schwiegervater vor dem Grolle Ludwig's XIV. zu retten. Diese Erfindung machte die Eifersucht der Frau von Maintenon rege, und um den Einfluß ihrer Nebenbuhlerin zu untergraben, schuf sie die Ente au père Vanille. Unter einer andern Regierung, unter der Regierung Ludwig's XV. gebar ein ähnlicher Wetteifer zwei neue Schüsseln: die Cotelette à la Soubise und die Hammelkeule à la Mailly. So wird in allen Industrien die Concurrenz vortheilhaft für Alle, sie schafft den Fortschritt.

Der bon ton am Hofe Ludwig's XV. hat außerordentlich auf sämmtliche Classen der Gesellschaft influirt. Die Mundköche wurden wie Große des Reiches geachtet; sie trugen ein gesticktes Kleid, Spitzen-Manschetten und Diamant-Ringe. Glückliche Zeit, der der revolutionaire Strudel ein Ende machte. Das Directorium und das Kaiserreich erhoben die Kochkunst aus ihrer langen Erniedrigung unter der Herrschaft des Convents; der Festsaal sah die blutige Orgie der Demagogie nicht mehr. Der Fürst von Talleyrand theilte mit seinen Freunden eben so feine als gut besetzte Mahlzeiten.

Carême inaugurirte eine neue Ordnung, eine neue Methode, eine neue Haltung. Dieser große Kochkünstler war der Erfinder der meisten Verbesserungen, welche in der Küche stattfanden. Wie Bonaparte, aber auf sanfteren, milderen Wegen, regenerirte er unsere Gesellschaft. Biscuits, Makaronen, Kuchen, das waren die Mittel, durch welche er hinriß und wirkte. Wie viele glühende Republikaner hat er nicht mit Guirlanden von Drath-Zucker, mit Lorbeerkronen von grünem Biscuit bekehrt! Unsere Convents-Männer ließen sich ziemlich leicht fangen; sie verschmähten die Biscuits, die Pompelins, die croque en bouche à la reine, das Mandelgebackene, die Krach-Pasteten nicht, und die Meisten verglichen sich mit der neuen Regierung, welche die, die ihr dienten, so trefflich speiste.

Unter Carême erlangten die französischen Köche einen solchen Ruf, daß unsere überseeischen Nachbaren sich überredeten, daß es unmöglich sey, ohne einen guten französischen Koch ein gutes Diner zu veranstalten.

Carême, welcher die ganze Macht und den ganzen Werth dieser Aenderungen begriff, pflegte zu sagen: „In Folge dieser Aenderungen geht unsere Kunst der Diplomatie zur Seite und jeder Premier-Minister ist ihr tributpflichtig. Den Vorsitz in einer politischen Kammer führen oder einen Gesandschaftsposten bekleiden, heißt einen Cursus in der Gastronomie machen." Aber welcher Arbeiten, welcher Nachtwachen Carême's bedurfte es, um die Wissenschaft zu reconstituiren! Er hat seine Schlachtfelder gehabt, seine Niederlagen und seine Triumphe. Wie viele Nächte hat er schlaflos hingebracht! Es war ein Beruf und ein entschiedener Beruf.

Carême hatte sich durch Erfahrung und Studium überzeugt, daß die Augen die ersten Richter der Kochkunst sind und daß sich die großen Gourmands nur mit Mühe über die ungünstigen Vorurtheile, welche der erste Anblick erzeugt, hinwegsetzen; er hat alle seine Gedanken hierüber in seiner „Elementarischen und praktischen Abhandlung über die ältere und neuere Pastetenbäckerei" niedergelegt. Diese Abhandlung ist das Meisterwerk des Künstlers; er selbst gesteht, daß seit seiner Abhandlung die Pastetenbäckerei reißende Fortschritte gemacht hat. „Unsere Läden," sagt er, „sind geworden, was ich vorhersagte, sie gleichen im Allgemeinen, allen denen vom ersten Rang. Das Publikum ist feinzüngiger als früher; das sieht man aus der Zunahme der neuen Etablissements dieser Art. Unsere jungen Leute sind gewandter und unternehmender geworden; ich habe meinen Zweck erreicht. In den großen Häusern ist das Resultat dasselbe. Ueberall im Auslande ist mein Werk verbreitet. Auf meinen Reisen in England, Deutschland, Rußland und Italien habe ich in dieser Hinsicht von Männern von Talent die schmeichelhaftesten und ehrenvollsten Zeugnisse erhalten. Noch einmal und meinen Neidern zum Trotz, ich bin mit der Frucht meiner Arbeiten zufrieden."

Die Restauration der Bourbons und die großen Ereignisse, welche der Katastrophe Bonaparte's vorhergingen und nachfolgten, hatten Einfluß auf sein Leben und vergrößerten seinen Ruf. Er hatte die Ehre, die Diplomatie auf den Congressen von Aachen, Laibach und Verona zu bewirthen; als die Congresse aufgelös't waren, trat er in die Dienste des Prinzen von Würtemberg, der Fürstin Bragation und des Herrn von Rothschild. Hier „arbeitete" er fünf Jahre. „Nirgends," sagt Carême, „weiß man besser zu leben als hier. Frau von Rothschild, welche die Honneurs dieses prachtvollen Hauses macht, verdient zu den Frauen gezählt zu werden, welche den Reichthum am beliebtesten machen, wegen der Anmuth und Güte, welche sie für Andere daraus zieht, wegen der Würde der Gewohnheiten und des delikaten Luxus ihres Tisches."

Haben Epicur und Carême nicht Recht? Ist nicht das Vergnügen der Tafel das angenehmste und köstlichste Vergnügen, besonders dann, wenn man guten Wein hat, ausgesuchte und wechselnde Gerichte und liebenswürdige Tischgenossen? Lady Morgan sagt in dieser Beziehung: „Ein kleines sorgfältig bereitetes Diner, an einer runden Tafel servirt für eine beschränkte Anzahl von Gästen und mit Geist gewürzt, wiegt alle königlichen Feste und Banquets auf, welche von Erschaffung der Welt an bis auf unsere Tage gegeben sind, wenn man sie als ein Mittel betrachtet, die verschiedenen Wesen zu vereinigen, welche Gott geschaffen, um zusammen in dieser Welt zu leben... und in jener."

Das war auch Carême's Maxime. Er hat es sich angelegen seyn lassen, sie unserer Gesellschaft einzuimpfen; seine Werke sind für alle Classen von Lesern geschaffen; sein Styl, voller Natur, entwaffnet die strengsten Kritiker; er war ein liebenswürdiger Gelehrter und ein Mann von vielem Geiste. Seine Muße gestattete ihm Memoiren zu schreiben, welche viele merkwürdige Thatsachen über die verschiedenen Epochen unserer Geschichte und über den Charakter der großen Männer enthalten, die die Ordnung unseres revolutionairen Chaos leiteten. Es findet sich in diesem Werke ein Umfang und eine Verschiedenheit von Kenntnissen, wie sie bei unsern Kochkünstlern nicht gewöhnlich ist. In jeder Beziehung war Carême ein seltener Mensch: seine Intelligenz war fruchtbar und für mehrere Gegenstände empfänglich. Die letzten Tage seines Lebens waren durch grausame Leiden bezeichnet. Eine lange und schmerzliche Krankheit endete im Januar 1832 diese bewegte und thätige Existenz. Carême wurde fünfzig Jahre alt. Er starb, während er einem seiner geliebtesten Zöglinge eine Kochvorschrift einprägte. Er schied ohne Bedauern, ohne Schwäche aus dem Leben. Er hatte gelebt, umgeben von der Achtung und der Zuneigung aller derer, die das Glück hatten, ihn zu kennen; sein Andenken wird den ehrenwerthen Männern und den wahren Freunden der Wissenschaft immer theurer seyn. (Aus dem Constitutionnel, nach den Lit. u. krit. Bl. der Börsenhalle.)

## Tabletten.

*** (Das Brüderchen. Nach dem Dänischen des H. C. Andersen.) Zwei Panerhütten liegen dort vereinzelt am Wege zum Walde, wohin ich ging, Abends bei Mondschein. Die Thüren sind niedrig, die kleinen Fenster in der Höhe angebracht. Rings herum und die Mauern bedeckend, ziehen sich freundlich Schleedorn und Weinlaub: das Dach darüber ist bemoost, überzogen mit gelben Pflanzen-Flechten und Hanslauch. In dem kleinen Garten neben und hinter dem Hause wachsen nur Kohl und Kartoffeln, aber über den Zaun streckt der Fliedet seine blühenden Zweige, und unter ihnen saß auf der Bank ein kleines Mädchen, das unverwandt mit den leuchtenden braunen Augen hinschaute auf den alten Eichbaum zwischen den Hütten. Der eine Stamm des Baums ist vertrocknet und oben abgesägt; dort baute der Storch sein Nest und er stand eben darin, klappernd mit dem Schnabel. Jetzt kam aus der nächsten Hütte ein kleiner Knabe, stellte sich zu seiner Schwester und fragte: „Wonach schaust Du denn?" — „Nach dem Storche; die Nachbarin flüsterte mir zu, daß er uns heute Abend ein Brüderchen oder ein Schwesterchen bringt; nun pass' ich auf, zu sehen, wenn's kommt!" — „Ei," entgegnete der Knabe pfiffig, „laß Dir doch nichts aufbinden! — der Storch ist viel zu ungeschickt. Die Nachbarin wollte mir's auch weiß machen, ich aber fragte: ob sie b zu sagen könnte: bei Gott! Ja, das konnte sie nicht! sie lachte nur, und also weiß ich, daß die Geschichte mit dem Storche Spaß ist!" — „Aber wie kommt uns denn nun ein Brüderchen oder Schwesterchen?" forschte neugierig das Mädchen. „Das will ich Dir sagen!" antwortete wichtig thuend der Knabe; „damit schleicht sich unser Herrgott herbei. Er hat's unter seinem Mantel, kein Mensch aber kann unsern Herrgott sehen, und so sehen wir's auch nicht, wenn er's bringt." Da ging ein Wehen durch die Zweige des Fliederbusches, die Kinder, plötzlich ihre Hände faltend, sahen sich andächtig an mit einem Blick, als wollten sie sagen: still, das ist Gott! Furchtsam ergriffen sie sich dann bei den Händen, denn die Thür der einen Hütte ging auf, und die Nachbarin rief: „Kommt, seht, was der Storch brachte: es ist ein Brüderchen!" — Die Kinder aber nickten sich schelmisch zu; sie wußten ja Alles, und wußten's viel genauer!

*** Eine gewisse Mrs. Graham, ein Ausbund von Häßlichkeit und schon ziemlich bejahrt, war kürzlich auf der Straße einem Individuum, Namens Beevor, begegnet, in welchem sie ihren bereits vor mehreren Jahren ihr durchgegangenen Ehemann zu erkennen wähnte, und hatte ihn nicht mehr ausgelassen. Dieser verbat sich ganz natürlich das ihm zugedachte Vergnügen, und betheuerte, die reizende Mistreß gar nicht zu kennen. Die seltsame Sache wurde nun vor Kurzem gerichtlich verhandelt. Gegen die von der Klägerin behauptete Identität des Beklagten mit ihrem durchgegangenen Ehemanne wurde von mehreren Gegenzeugen, unter andern der Einwand vorgebracht, daß sothaner Mr. Graham Blatternarben im Gesicht gehabt habe, wovon jedoch in demjenigen des Beklagten keine Spur wahrzunehmen. „O," rief die Klägerin mit kreischender Stimme, dergleichen wissen die Männer heutigen Tages gar prächtig zu vertuschen, aber ich will sie schon wieder zum Vorschein kommen machen." Da sie erklärte diese palimpsestische Operation mittelst ihres Taschentuches und etwas kaltem Wasser bewerkstelligen zu können, so wurde sie ihr zugestanden „Komm' mein Jerry, mein Schätzchen, jetzt wollen wir 'mal die Närblein, welche Dir immer so gut standen, wieder hervorputzen," kreischte sie unter dem schallenden Gelächter des ganzen Gerichtssaales, worin auch die gestrengen Magistratspersonen, die sich bereits die Lippen wund gebissen hatten, nolens volens mit einstimmen mußten, „komm' mein Jeremiaschen, ziere dich nicht so, und bald werden wir wieder ein Paar seyn." Beklagter sträubte sich jedoch aus Leibeskräften gegen die mit seinem Gesichte vorzunehmende Reiboperation, und meinte, die garstige Hexe könne wohl gar, um ihm eins auf Lebenszeit anzuhängen, Vitriolsäure auf's Tuch tröpfeln. „Es ist nichts als pures, lauteres Wasser," rief sie, „überzeugen sich Euere Gestrengen selber davon," und nun begann sie die eigenen Backen damit zu reiben. Nach einer langen Debatte ließ sich der Beklagte endlich herbei die Operation von einem der Amtsdiener vornehmen zu lassen; dieser rieb und rieb, von Pockennarben war jedoch nichts zu sehen und zu höhören. „Protestire, protestire," kreischte die Hexe, „mein Jeremias hatte die Narben hauptsächlich an beiden Nasenflügeln, und diese sind noch nicht d'ran gekommen." Nun legte sich jedoch das Gericht in's Mittel, und machte dem lächerlichen Prozeß durch die Erklärung ein Ende, die Klägerin sey abgewiesen, und habe nebst Erlegung von 20 Pfund als Haftgeld, Beklagten von Stund an unbehelligt zu lassen, bei Strafe im Wiederholungsfall in's Narrenhaus geschickt zu werden.

## Räthsel.

An **

Immer gleich mir bleib' ich, was ich bin,
Willst Du mich auch umgekehrt betrachten,
Findest unverändert Du den Sinn,
Ewigkeiten bin ich gleich zu achten,
Und in meinen wen'gen Zeichen kaum
Findet das Unendliche nur Raum.

Schwingt zu Dir, Geliebte, sich mein Geist,
Und ich wünsche Dir so recht von Herzen
Alles, was der Mensch nur glücklich preist,
Möchte mit dem Wörtchen ich nicht scherzen,
Wünsch' Dir heit'res Leben, frohes Spiel,
Wünsch dieß Wörtchen Deines Glückes Ziel.

Denk' ich mich in Deine Nähe hin,
Wo der Liebe Götterlust mir winket,
Wo berauscht der gluthenfülle Sinn
Nektar Deiner Rosenlippen trinket,
Wünsch' in Deiner Nähe Seligkeit
Ich dieß Wörtchen mir das Maß der Zeit.

Hast Du's nun errathen, und Du nennst
Mir es, laß: „Die Deinige" d'rauf folgen
Und den Glücklichsten der Erde kennst
Du in mir, nichts gleichet einer solchen
Wonne, die der Sterbliche genießt,
Dem dieß Wort von Deinen Lippen fließt.

E. v. P.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 8. Januar. Bildung der Eisensäure auf galvanischem Wege. — Ueber die Wirkung des Magnetismus durch verschiedene Körper.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 8. Januar. (Zum Erstenmale) Die Gunst des Augenblicks, Original-Lustspiel in 3 Abth. von Eduard Devrient. Vorher geht (neu einstudirt): Das Räthsel, Lustspiel in 1 Akt von Contessa.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 9. 9. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Nach Beendigung des Tanzes benutzte Palomita diesen Augenblick des Enthusiasmus, nahm die ziemlich schmutzige Mütze des Pepe Capuelo und ging im Kreise umher. Die Sammlung fiel reichlich aus, man gab mit vollen Händen, das arme Volk belohnte seine Lieblingstänzerin nicht kärglich, was diese durch noch freundlicheres Lächeln und tiefere Verbeugungen vergalt. Aber dennoch bemerkte man, daß der Rausch, worin sie der Tanz versetzt hatte, und die Freude über den geernteten Beifall sogleich einer gewissen Traurigkeit und Niedergeschlagenheit wichen. In dem Augenblicke, wo sie vor der Schenke des Chuichilla vorüberging, öffnete sich das einzige Fenster des ersten Stockwerkes, und zwei Männer blickten von dem hölzernen Altane herab. Palomita erhob die Augen, und blieb bestürzt, mit klopfendem Herzen und ausgestreckter Hand stehen.

Hier, mein Kind, möchtest Du hundert Jahre hier tanzen können! rief ihr Benito Ramero zu, indem er eine blanke Dublone in die Mütze warf. Don Pablo nickte ihr zu, und Beide verließen den Altan.

Palomita betrachtete das Fenster, darauf die Dublone; in diesem Augenblicke hätte sie dieselbe sammt Allem, was sie in der Mütze hatte, hingegeben, um Don Pablo noch einmal auf eine Minute zu sehen; aber er war verschwunden und zeigte sich vielleicht nicht wieder. Palomita faßte auf der Stelle ihren Entschluß, trotz ihrer Liebe zum Gelde, wollte sie unbedenklich die Dublone zurückgeben, um einen Vorwand zu haben, Don Pablo zu sprechen. Sie war, als sie eine so arme Hand ein Goldstück spenden sah, der Ueberzeugung gewesen, daß der Maler sich geirrt, daß er ihr eine Dublone statt der geringsten Münzsorte gegeben habe, und zum ersten Male in ihrem Leben wollte sie etwas zurückgeben.

Nimm dies, Vater, sagte sie zum alten Zigeuner, ihm die Mütze mit kleiner Münze zuwerfend, ich komme bald wieder.

Die beiden Freunde waren in ihrem Zimmer, umgeben von aller der Unordnung, welche eine bevorstehende Abreise verkündigt; offene Mantelsäcke, Bücher, zerstreut umherliegende Papiere, umhergeworfene Kleidungsstücke bildeten ein solches Chaos, daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte.

Ei, dachte Palomita, während sie die Thüre öffnete, viel Gepäck für Fußgänger.

Don Pablo, durch ihr Erscheinen etwas überrascht, ging ihr entgegen und ließ sie eintreten.

Gott sey mit Ihnen, gnädiger Herr, sagte sie und beugte nach Art der Zigeuner ein Knie; Ihre Großmuth hat die Hand gegen mich ausgestreckt, und hat mehr gethan, als sie wollte; hier diese Dublone verdanke ich ohne Zweifel einem Versehen, ich bin hier, sie Ihnen zurückzugeben. ....

Da bist Du mal ein rechtliches Mädchen, unterbrach sie der Maler, man muß es selbst sehen, um es zu glauben. Behalte die Dublone, mein Kind; ich hatte die Absicht, sie Dir zu geben, und hier hast Du zur Belohnung für Deine edle Handlung eine zweite.

Danke, gnädiger Herr, sagte ganz erstaunt die Zigeunerin; Sie sind also wohl sehr reich geworden?

Ja, wir sind jetzt reich, wir sind jetzt glücklich! antwortete der Maler, der seiner Freude freien Lauf ließ; Deine Prophezeiung fängt an, wahr zu werden und sie wird sich mit der Zeit vollkommen bestätigen. Don Pablo von Penaparda wird einst spanischer Grand werden!

Ich habe es beim ersten Blicke, den ich auf ihn warf, vorhergesagt.

Sieh da auf dem Bette die Uniform, sie gehört ihm, die Capitänsuniform; und hier ist das vom Könige unterzeichnete Patent, der Herr Graf hat es ehegestern mit einer Anweisung auf den Schatz und dem Befehle erhalten, sich sofort zu seinem Regimente, das zu Murviedro in Garnison liegt, zu begeben. Ja, ja, Du hast es gesagt, er würde durch die Waffen sein Glück machen, und er glaubte nicht an Deine Verkündigung.

Zu Murviedro! wiederholte die Zigeunerin, in Nachdenken versunken.

Noch immer hielt sie die beiden Goldstücke in der Hand und sah Don Pablo mit einem seltsamen Ausdrucke an. Es lag etwas Verliebtes, etwas Schwermüthiges in ihrem Blicke. Vertieft in stumme Verwunderung, betrachtete sie dieses Antlitz, dessen Bild sie seit einigen Tagen in ihrem Herzen trug. Kein Plan, kein bestimmter, fester Vorsatz stellte sich ihrem Geiste dar, nur das wußte sie, daß sie den Don Pablo wiedersehen wollte, daß sie ihn wiedersehen würde, eine Laune, ein Wunsch, ein unwiderstehliches Verlangen, die Liebe vielleicht, zogen sie allmächtig zu ihm.

Der Graf hatte vor einem kleinen Tische, an welchem er arbeitete, seinen Platz wieder eingenommen; neben einem alten Schülerdintenfasse und einem zerrissenen Bande von Cervantes stand eine schöne Porzellanvase, in deren Wasser die Stengel eines Jasminstraußes standen. Diese halbverwelkten Blumen hauchten noch einen schwachen Wohlgeruch aus. In der Mitte des Zimmers war auf einer Staffelei ein großes Stück Leinwand aufgezogen, das kaum in der Skizze entworfene Porträt einer jungen Dame, welche einem schönen jungen Mann zuzulächeln schien, trat auf dem grauen Hintergrunde um so lebhafter hervor.

Palomita betrachtete dieses Gemälde mit einer gewissen Eifersucht und sagte, sich zum Maler wendend, in höhnischem Tone:

Welche Haare! Die sind ja wie Bindfaden. Tragen die Damen, welche Ihnen zu Vorbildern dienen, hanfene Perücken, Caballeros?

Was willst Du damit sagen? Es sind aschblonde Haare, die schönsten der Welt.

Pfui, mir erscheinen sie sehr häßlich.

Don Pablo drehte sich mit einer zornigen Miene um, und die Zigeunerin sagte, trotz ihres innerlichen Unmuths lächelnd zu ihm:

Trauen Sie den blonden Damen nicht, eine blonde Dame wird Sie verrathen; gedenken Sie meiner Prophezeiung!

Ich habe keinen Glauben daran, antwortete er verächtlich, und ich habe nicht Lust, mir zum zweiten Male wahrsagen zu lassen. Man erwartet Dich, dünkt mich, unten, mein Kind.

Sie erröthete, als sie sich so verabschiedet sah, und erwiederte stolz:

Ich gehe.

Lebe wohl, schönste aller Zigeunerinnen! sagte der Maler, ich werde Dich nicht vergessen; und begegnen wir uns einmal wieder, so will ich Dein Portrait malen; ein schöner Bacchantenkopf, bei Gott!

Sie werden bald nach Murviedro abreisen?

Morgen.

Gott geleite Sie, Caballeros!

Sie entfernte sich; Don Pablo hatte, in Gedanken vertieft, den letzten Blick, den sie ihm zuwarf, nicht bemerkt. Benito nahm das Portrait mit den Worten von der Staffelei: Sie können nicht die ganze Nacht hindurch das Bild betrachten, Don Pablo, ich muß es einpacken.

Ach, ich bin ein großer Narr, mein armer Benito!

Narr? weßhalb?

Ich bin verliebt!

Ei, was schadet das! Sie sind in eine schöne vornehme Dame verliebt, die Ihnen die Hand reicht, um Sie zu sich hinauf zu heben.

Nie werde ich dahin gelangen! O ich gäbe die Hälfte meines Lebens, um nur ihren Namen zu wissen, vor ihr niederknien und ihr für Alles, was sie für mich gethan hat, danken zu dürfen!

Einst wird sie sich Ihnen zu erkennen geben, inzwischen gehen wir nach Murviedro.

Benito, ich habe einen Verdacht, eine Besorgniß, die mich unablässig foltert. Wenn sie verheirathet wäre!

So jung, im fünfzehnten oder sechszehnten Jahre? Das ist nicht wahrscheinlich.

Dennoch hat sie eine gewisse Bestimmtheit, eine gewisse ruhige Sicherheit, die nur Frauen eigen zu seyn pflegen, welche an die Blicke der Welt gewöhnt sind. Ein junges Mädchen würde nicht, wie sie, zu mir gesprochen haben.

Ich sage Ihnen, sie ist frei, sie ist auf jeden Fall Jungfrau oder Wittwe.

Woher kannst Du dies so bestimmt behaupten?

Weil ich Alles beobachtet habe. Während Sie mit ihr sprachen, zog sie ihren Handschuh aus, ich sah an ihrer weißen und niedlichen linken Hand nur einen emaillirten Ring, aber keinen Trauring.

Ach, Benito, hast Du Dich auch nicht geirrt? Und dann diese schwarze Kleidung, dieser einfache Kopfputz!

Sie ist in großer Trauer, wie der ganze Hof.

O wir werden abreisen müssen, ohne daß ich sie noch einmal sehe! denn ich habe keine Hoffnung, ihr morgen an demselben Orte zu begegnen, wo sie mir wie ein von Gott zu meiner Hülfe gesandter Engel erschien. Dennoch besuche ich das Eskurial.

Diese Wanderung lasse ich Sie allein machen. Sie werden vor Tage zu Pferde seyn?

Und dieses Mal werde ich nicht so lange unterwegs zubringen. (Fortsetzung folgt.)

## Das Leopoldstädter Volkstheater.

Von Heinrich Börnstein.

(Schluß.)

Ich kann dem Leser hier nicht die Veränderung in meinem Innern schildern, die rosige Laune, die in mir erwachte, das unwillkürliche Lächeln, das bald in herzliches Lachen überging, als nun die Vorstellung ihren raschen, heitern Fortgang nahm, als Witz auf Witz, Bonmot auf Bonmot, Saillie auf Saillie folgte, als die liebliche Musik bald in lustigen Chören, bald in witzigen Couplets und allerliebsten Duetten wechselte, als die verständige Ennöfl (jetzt Bäuerle's Frau) als Fee Larissa, der durch und durch komische Ignatz Schuster als Kramperl, die liebenswürdige Krones, dieser personifizirte Humor, als Fisperl, der damals noch kräftige Landner als Steffel, und nun der drastische Korntheuer mit seinem kolossalen Oberleibe und kurzen Beinen, seinen zwölf Zoll breiten und doppelt so langen Händen, und dem großen Kopfe, eine echte Charge von Dantan, als Gisperl erschien; — als selbst in der kleinen Partie der Armida sich die talentvolle, feueräugige Gärber voll Laune bewegte, als Rainoldi's Tänze und Gruppirungen so effektreich sich in die Handlung mischten, als endlich das volle Haus erzitterte von einem wahrhaft homerischen Gelächter; — wer, der das Leopoldstädter Theater damals in seinem Glanze sah, kann das beschreiben?

Die praktische Richtung des, durchaus auf keinen Kunstwerth Anspruch machenden, heitern Stückes, das eben so die sentimentale Schwärmerei der Rührstücke, wie die hyperidealen Tendenzen und Auswüchse der Melodramen parodirte, trug nicht wenig dazu bei, mich von meinem kindischen Wahne zu heilen, — getröstet kam ich nach Hause, und als ich Abends im Bette mit geschlossenen Augen die bunten, lustigen Bilder nochmals an meiner Phantasie vorüberziehen ließ, lachte ich noch einmal recht herzlich auf und entschlief ruhig, über mich und meine praktische Verkennung vollkommen beruhigt.

Am andern Tage stattete ich Bäuerle meinen Dank und meinen Besuch ab, und bald trat ich unter seinem freundlichen Schutze, den er so vielen jungen Anfängern in der Literatur angedeihen ließ, eine thätige, praktische Bahn an. — Ist nun hier auch diese Geschichte, in Bezug auf meine Wenigkeit, mit der ich den geneigten Leser schon zu viel belästigte, zu Ende, so verweile ich doch gern noch bei einem Theater, dem ich meine damalige Heilung verdanke, und das, einzig in seiner Art, seines Gleichen nicht hatte, und, bei der politischen und speculativen Richtung unserer Zeit, auch wahrscheinlich nie mehr haben wird.

Es war eine echte Volksbühne, ein offener Markt der Satyre, wo die Gebrechen aller Stände mit derbem Humor gegeißelt wurden, wo das Volk praktisch lernte, was es im praktischen Leben brauchte, und wo manche sonst verpönte Wahrheit gesagt werden durfte, da die sonst strenge Wiener Censur, von ganz richtigen Principien ausgehend, in diesem Theater ausnehmend nachsichtig und tolerant war. Aber nicht bloß die untern Stände wurden hier, wie man gewöhnlich irrthümlich glaubt, mit sarkastischen Pfeilen beschossen, der heitere Volkswitz rankte sich bis an den Thron hinauf, und es kann wohl keine beißendere Persiflage öffentlicher Volks-

huldigungen an gekrönte Häupter geben, als wenn in Raimund's „Barometermacher" Korntheuer als König Tutu sagte: „Ich werde mich jetzt mit Regierungsangelegenheiten beschäftigen und a Bissel schlafen geben. Daß ich nicht eher aufgeweckt werde, als bis das Essen auf dem Tische steht! — (Zum Volke:) Man schrie: Es lebe König Tutu! (Alles schreit: Es lebe König Tutu!) Tutu: Ich danke Euch, meine Kinder! Ihr habt mich überrascht. — Schreit's noch einmal: Es lebe Tutu! (Es geschieht.) — Ich danke, es ist genug, Eure Liebe rührt mich (gähnend) zu Thränen. Ach! gute Nacht."

Jeder Fremde, der nach Wien kam, er mochte aus der Riesenstadt London, oder aus Frankreich's Lebenspunkte, dem tobenden Paris, er mochte aus dem fernen Rußland oder von den gelehrten Ufern der Spree kommen, ging zuerst ins Leopoldstädter Theater, „zum Casperl", wie das Volk noch immer sagte, wiewohl der alte gute Casperl schon längst gestorben und begraben war, und ein neueres, zeitgemäßeres Geschlecht auf seinem Grabhügel scherzte und tanzte. — Dem größten Hypochonder, dem trübsten Melancholiker rieth sein Arzt: „Gehen Sie ins Leopoldstädter Theater, heute spielt die Krones."

„Kinder, Sonntag gehen 'mr Alle in die Leopoldstadt, der Raimund spielt im Diamant!" sagte der Meister in der Werkstatt, und die Gesellen arbeiteten noch einmal so fleißig. —

„Wo gehst Du heute Abend hin?" fragte ein Dandy den Andern auf der Bastei-Promenade. — „Wie kannst noch fragen! In die Leopoldstadt, die herzige Krones gibt heute die Mariandl. Ich könnt's fressen, so oft ich Sie seh'."

Das war die allgemeine Stimme, und das Leopoldstädter Theater, der Brennpunkt aller Freunde des Lebens und des Lachens, eine, für Jeden, der sie damals kannte, unvergeßliche Volksbühne im wahren Sinne des Wortes.

Als ein Stern erster Größe glänzte damals in seiner vollen Kraft Ferdinand Raimund, als Regisseur, Schauspieler und Dichter gleich vorzüglich, an diesem Theater; er ward von dem Publikum nicht blos geliebt, — nein: angebetet, und wehe dem, der es gewagt hätte, in einem Wirths- oder Kaffeehause über Raimund zu schimpfen, — ohne viel Federlesen hätten ihn hundert Arme ergriffen und über Gläser und Teller, über Tische und Billard wäre er ganz sanft zur Thür hinausgeflogen. War ich doch selbst Zeuge eines solchen Enthusiasmus, als an einem Sonntage, in Bäuerle's „Glück in Wien", ein dicker, corpulenter Bierbrauer mitten im Parterre auf die Bank stieg und nach dem allgemeinen, anhaltenden Applause, der Raimund's Erscheinen auf der Bühne jedesmal begleitete, seinen Hut schwenkend, mit lauter Stimme ausrief: „Unser lieber Herr Raimund soll leben! Hoch!" — „Vivat hoch!" fiel donnernd die Gallerie ein, während die Gebildeteren über diese unberufene Ovation herzlich lachten. Aber eben dieser Ruf ging aus der innersten Seele des Volkes hervor, Tausende fühlten, was jener aussprach, und wenn Raimund in seinem schlichten, grauen Rocke über die Straße ging, grüßte ihn Alles, Jung und Alt, Hoch und Nieder in der ganzen Leopoldstadt mit liebevoller Achtung. Und diese kindliche Pietät der Wiener für ihren Volksdichter und Volksschauspieler hat sich bewährt bis zu seinem Tode, ist ihm noch jetzt geblieben, nachdem er lange in der kühlen Erde Ruhe gefunden, und ich habe manchen alten Stammgast des Leopoldstädter Theaters noch jetzt mit Thränen in den Augen von Raimund und seinem traurigen Ende sprechen gehört. — Ich werde im Verlaufe dieser Blätter noch auf die einzelnen Heroen dieser Bühne zurückkommen, und aus dem reichen Schatze meiner Erinnerungen so manches halbverblichene Bild aufzufrischen suchen, um dem geneigten Leser einige von den vielen Zügen zu bieten, aus denen sich das buntstaffirte Lebensbild: „Wien" zusammenstellt.

Bäuerle, Meisl, Gleich und Raimund waren als Dichter die Hauptstützpfeiler dieses Theaters, und viele ihrer Possen (wie sie sie selbst bescheiden nannten) haben die hundertste Vorstellung erlebt. Und auch Dich grüße ich noch im Geiste, alter ehrwürdiger Wenzel Müller, dessen liebliche Melodien europäisches Eigenthum geworden sind. Ich sehe Dich noch immer mit Deinem freundlichen Silberkopfe um sieben Uhr Abends durch die Pulte der Musiker zu Deinem Sitze vordringen, ich höre, wie Dich die Galerie mit einem freudigen: „Ah!" empfängt, denn „jetzt wird's gleich losgehn", sagt der Baumberger-Franzel zur Hobelselluer-Sali, — ich sehe Dich die Partitur öffnen, Dein kurzes Stäbchen ergreifen, und der Strom Deiner gemüthlichen Volksmelodien lullt die Zuhörer in bunte Träume von Feenmährchen und phantastischen Abenteuern ein. —

Ach! es waren schöne Stunden, die ich dort verlebte; milde Erinnerungen an die Genüsse jener Zeit treten noch oft, freundlich erheiternd, zwischen meine trüben Stunden, und nächst den goldenen Zeiten meiner Knabenjahre hänge ich an keinem Denkmahle auf der weiten Oase der Vergangenheit mit so vieler Liebe, als an Dir, Du mein freundliches Theater in der Leopoldstadt!

---

Ich sah das Leopoldstädter Theater jetzt nach Jahren wieder und fand die — Ruinen von Palmyra, — Trümmer ehemaliger Größe; das Haus war bunt gemalt und hell beleuchtet, — aber es war mein Leopoldstädter Theater (von 1826 bis 1829) nicht mehr. — Gemeinheiten und flache Späße, Zoten und triviale Allegorien wurden von matten Spaßmachern geradebrecht, — da war kein Humor, kein Leben, keine Laune, Alles war hölzern, gemacht, von Pappendeckel und Leinwand wie die Dekorationen war Alles in diesem Theater.

Ich stand verstimmt, mißmuthig an einer Säule des Parterre, da blickte mir ein altes bekanntes Gesicht über die Schulter; — es war der alte Theaterschneider, er trug einen schwarzen Flor um den Hut und sagte wehmüthig: „Nicht wahr? Es ist jetzt Alles anders. Der Herr Raimund ist todt, die Krones ist todt, der Schuster ist todt, der Korntheuer ist todt, und nur ich lebe noch und muß das jetzt mit anschauen." — „Ja wohl, Alter!" sagte ich, „das Leopoldstädter Theater ist todt." Der alte Schneider weinte — ich ging.

---

## Reise in den Antillen.

### La Martinique.

Wenn man nach La Martinique kommt, so vermißt man die riesenhafte Vegetation, womit die Küste von La Guadeloupe bekleidet ist. Das Land sieht sich aus der Ferne braun und gräulich an, und der Boden ist ein fortgesetzter Berg, auf welchem man von Spitze zu Spitze steigt. In der Mitte der Insel giebt es wohl tiefe, bewaldete Schluchten; es giebt grüne fruchtbare Ebenen, und Wälder, gegen welche die Eichen von Vincennes blos dürre Haiden wären; allein Gott hat nicht gewollt, daß es auf der Erde ein zweites Beispiel gebe von Wäldern, wie die am Fluße Carbet in La Capesterre, wie die Kaffeepflanzungen von Matouba, und die Obstgärten von Vieur-Fort. Durch zwei tiefe Buchten wird die Insel gleichsam in zwei Halbinseln zerschnitten, die durch eine Landenge zusammenhängen. Sechs ziemlich hohe Berge, deren Waldungen von den Maron-Negern bewohnt werden, zeugen von der vulkanischen Beschaffenheit des Bodens, die sich übri-

gens nur allzusehr durch die letzten Erdbeben dargethan. Die Stadt Fort-Royal, welche von Grund aus zerstört worden war, hatte sich großentheils wieder erholt, als ich sie besuchte.

Die Einwohner von La Martinique unterscheiden sich durch Eigenschaften, an denen man sie leicht erkennt, selbst in Frankreich. Sie haben in ihrer Persönlichkeit eine schärfer bezeichnete Distinktion, als die Bewohner der übrigen Antillen. In La Guadeloupe trifft man offene, gutmüthige Menschen; auf La Martinique findet man mehr Weltleute. Dieser Unterschied zeigt sich in Allem, in Haltung, in Sprache, im Accent, im Anzuge, im Innern des Hauswesens. In La Guadeloupe fühlt man sich zu Hause; in La Martinique fühlt man, daß man bei seinem Gastfreunde ist.

Die creolischen Damen in La Martinique besitzen einen der reizendsten Frauentypen, welche sich Greuze oder Vanloo hätte wünschen können. Im Ganzen genommen, sind sie mittlerer Statur, ausgenommen in dem Quartiere, genannt Gros-Morion, wo man schöne große Blondinen findet. Selten sind die Creolinnen braun; sie haben Hände und Füße, wie man sie nur in warmen Ländern findet, wo die zur Arbeit bestimmten Glieder durch immerwährende Ruhe kleiner werden. So wie man von Süden nach Norden wandert, nehmen Füße und Hände bei den Frauen zu, weil die Völker kalter Länder viel gehen und stets arbeiten, wäre es auch nur, um die Lebenswärme zu unterhalten. Die Creolinnen von La Martinique sind also im Durchschnitte nicht braun, eher könnte man sagen, daß sie blond sind. Die Mulatinnen nähern sich in der Hautfarbe dem korinthischen Metall; ich glaube nicht, daß man anderswo eine ähnliche Eleganz der Tournüre findet. Diese farbigen Frauen haben den weißen ihre zierlichen Füßchen und Händchen entlehnt, und die Aristokratie europäischer Schönheit hat die rohen afrikanischen Formen zu einem seltenen Grade von Feinheit und Distinktion erhoben.

Bei den farbigen Männern trifft man im Ganzen mehr Erziehung, mehr Wohlstand als auf La Guadeloupe. Leider haben die Ideen der französischen Liberalen ihre schwachen Köpfe verrückt. Wenn man sie hört, sollte man glauben, die französischen Colonien seyen diejenigen, wo sie sich am meisten zu beschweren hätten, und doch findet man in diesen Colonien Neger unter den Mitgliedern der Colonialräthe, der Munizipalräthe, unter den Offizieren der Milizen, und unter den Untersuchungsrichtern; während auf den englischen Colonien, trotz ihrer Freiheit, die farbigen Männer erst seit zwei Jahren zu Friedensrichtern erhoben wurden. Zu Newyork, inmitten der amerikanischen Freiheit, würde ein wohlhabender, gebildeter Neger in keiner etwas bedeutenden Familie, ja nicht einmal in einem Gasthofe oder Wirthshause dritten Ranges für sein schweres Geld aufgenommen. Die französischen Colonien sind die Länder, wo die Schwarzen am mildesten von den Weißen behandelt werden, und nur durch die verhängnißvolle Intervention des französischen Liberalismus konnte die Verschmelzung beider Raçen aufgehalten werden. Uebrigens sind Thatsachen noch kräftigere Beweise, als Bücher: in dem Zeitraum von 1830 bis 1835 sind 17,000 Sklaven ohne Lösegeld in La Martinique freigegeben worden.

In La Martinique trifft man ungefähr dieselben Erzeugnisse des Bodens wie in La Guadeloupe, nämlich Zuckerrohr, den Kaffeebaum, die Baumwollenstaude, den Cacaobaum, den Gewürznelkenbaum, den Zimmetbaum, die Indigo- und Tabakspflanze. Der beliebte Schnupftabak Macouba wächst in dem Theile der Insel, der diesen Namen führt.

Ich liebe sehr La Martinique, wie alle jene lieblichen Inseln, welche den Archipel der Antillen bilden, und wohin halb Europa auswandern würde, wenn es gesunden Menschenverstand hätte. Allein gäbe man mir daselbst eine Besitzung nach meinem Sinne, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich da wohnen müßte, ich glaube, ich würde sie nicht annehmen. Und warum? — Wegen der Schlangen.

Gott, der alles wohlgemacht, hat sich das Geheimniß des Beweggrundes vorbehalten, aus welchem er La Martinique und St. Lucie mit Millionen giftiger Schlangen bevölkerte, während man auf Domingo, Marie-Galant, Les Saintes und La Guadeloupe, die ganz nahe und einander gegenüber liegen, nicht eine einzige antrifft. Ja, noch mehr, in gewissen Quartieren oder Gegenden der Martinique wie zum Beispiel in dem Quartier Morne-Rouge, kennt man sie nicht und hat nie eine gesehen. Warum? Gott weiß es.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

⁂ (Frankfurt.) Die „Oberdeutsche Zeitung" berichtet: Hr. Kapellmeister Guhr habe auf seiner neusten musikalischen Entdeckungsreise die Sängerin Hermine Rudersdorff für unsere Oper engagirt. — Freitag, den 14. Januar wird der „Liederkranz" sein viertes statutenmäßig zu veranstaltendes Conzert zum Besten der Mozartstiftung und zwar im Schauspielhause geben, wogegen der Pensionsfond des Theaters einen Theil der Einnahme erhält. Der erste Zögling der Mozartstiftung, J. J. Bott aus Kassel, wird sich auf der Violine hören lassen und der zweite Akt aus dem „Wasserträger" vom Liederkranz vorgetragen werden. Welch' eine imposante Wirkung müssen Cherubini's großartige Chöre, durch eine so starke und treffliche Sängermasse ausgeführt, hervorbringen! — Das Conzert wird gewiß die regste Theilnahme bei unserm Publikum finden.

⁂ (Tuttlingen, 1. Januar.) Letzten Dienstag gingen aus dem Badischen, zwei Stunden von hier entfernten Orte Schwandorf fünf Knaben in den Wald, um Besenreis zu holen. Sie wurden aber an dieser verbotenen Handlung durch einen, in der Nähe abgefeuerten, Schuß gestört, der sie veranlaßte, die Flucht zu ergreifen. Die beiden jüngeren, 7 und 9 Jahre alt, blieben, als die schwächsten, in dem Walde zurück, verloren unzweifelhaft den Weg nach der Heimath und kehrten Abends und auch den folgenden Tag nicht nach Hause zurück. Angestellte anhaltende Nachforschungen nach den Verlorenen in den Waldungen umher blieben fruchtlos. Erst am Donnerstag fand man die beiden armen Kinder todt, mit zerkratzten Fingern, auf dem freien Felde in der Nähe des, ersterem Orte nahe liegenden, Dorfes Neuhausen, im hiesigen Oberamtsbezirke. — Beide gewiß nicht sowohl langsam hinweggeraffte Opfer einer nicht sehr bedeutenden Kälte, als vielmehr die Opfer körperlicher und geistiger Ermattung, gesteigert durch die erdrückende Angst, die sie zur Flucht trieb, und durch die fehlgeschlagene Sehnsucht nach der Heimath. — Welche Lehren liegen in diesem großen Unglücke für Eltern!

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 9. Januar. Fidelio, große Oper in 2 Abth. Musik von Beethoven. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen, Lokallustspiel in 2 Aufzügen von C. H. A. Hallenstein. (Eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser.")

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 10. 10. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Tags darauf kam Don Pablo frühzeitig im Eskurial an. Er wurde beim Anblicke dieses Orts, wohin er einige Tage zuvor so arm, so unglücklich, mit so schwacher Hoffnung gekommen war, tief bewegt. Er betrachtete von Weitem die düstre Vorderseite des Klosters, er suchte auf der Terrasse, in den unzähligen Fenstern einen blonden Kopf, ein schwarzes Kleid; er entdeckte Nichts, als eine Compagnie der wallonischen Garde, die vor einem Altane, auf dem sich Niemand zeigte, vorbeidefilirte.

Don Pablo begab sich in die längs des Gartens hinlaufende Eschenallee; wie vor einigen Tagen säuselte ein kühler und lieblicher Wind unter diesen schattigen Gängen, zwischen großen Büscheln von rosenrothem Seifenkraute floß das Wasser langsam unter dem Rasen dahin. Jenseits des Baches, hinter dem Stakett, streckten die Bäume ihre unbeweglichen Gipfel in die Lüfte, allenthalben herrschte Einsamkeit und tiefes Schweigen.

Don Pablo blieb hier bis gegen Abend; ehe er fortging, sank er mit den Worten auf die Knie: Lebe wohl, meine edle Beschützerin, dein theures, verehrtes Bild trage ich in meinem Herzen! Nichts ist dem unmöglich, auf welchen dein Bild gefallen ist! Lebe wohl, ich gehe, wohin du mich sendest, vielleicht zum Glück, zum Ruhme, vielleicht zum Tode!

IV.

Der gute Herr ging von hier weder zum Glücke, noch zum Ruhme, noch zum Tode. Die Zeit der großen Kriege und Eroberungen war für Spanien vorüber; die Armeen Philipp's V. hatten nicht für die Vergrößerung seiner Staaten, sondern für die Erhaltung seiner Krone gekämpft. Nach den Successionskriegen ruhten sie auf den Grenzen und in den Festungen aus. Unter den Garnisonstädten war Murviedro ohne Zweifel eine der unangenehmsten. Sie hatte indessen damals, wie jetzt, das mildeste Klima, die Orange zierte seine Gärten, und seine auf den Ruinen des alten Sagunt erbauten Mauern waren von stets grünenden Bäumen umgeben. Aber die letzten Kriege hatten die ärmere Klasse aufgerieben, die Bürger und Adligen, meist Anhänger der österreichischen Dynastie, öffneten den Soldaten Philipp's V. ihre Häuser nicht, und die Garnison langweilte sich daher nicht wenig in der kleinen Stadt.

Don Pablo von Penaparda erfüllte Anfangs mit Eifer die Pflichten seines neuen Standes; er legte sich auf das Studium der Strategik, er dachte nur an Feldzüge, Befestigungen, Belagerungen und Schlachten. Aber er wurde dieser trockenen Theorien und vorzüglich der kleinlichen Pflichten, die ihm sein Stand auferlegte, bald müde; die Subordination drückte ihn mit ihrer ganzen Schwere, da sie ihn verhinderte, Beziehungen und Verhältnisse, die nicht immer die angenehmsten waren, nach seinem Gefallen abzubrechen. Auch wäre Don Pablo, obgleich er so plötzlich in die so sehr ersehnte Lage versetzt war, obgleich Elend und Unglück ihn nicht mehr drückten, ohne die Gesellschaft des Benito Ramero vor langer Weile in Murviedro gestorben; dennoch war er, wie er sagte, verliebt, aber jenes Bild, das ihn so sehr beschäftigt hatte, fing an sich in seinem Herzen zu verwischen. Die noch immer schwach genährte Hoffnung verwirklichte sich nicht, seine Beschützerin blieb ihm unbekannt; seit jener ersten und letzten Zusammenkunft kein Andenken, nicht ein einziges Wort von ihr! Drei Monate hindurch blieb die ihr gelobte Verehrung unverändert, dann wurde er entmuthigt, und die einst so glühende Leidenschaft erlosch. Sein Ideal wohnte, so zu sagen, im Grunde seines Herzens, er wagte nicht mehr daran zu denken.

Eines Abends gingen die beiden Freunde vor den Thoren Murviedro's spazieren; es war am Abend vor Weihnachten, und dennoch wehte der Wind warm und wohlriechend. Die sieben maurischen Festungen, deren Ruinen die Stadt beherrschen, stachen als schwarze Schattenrisse gegen den Himmel ab, wo der letzte Sonnenstrahl noch glänzte. Unter ihnen schien das Theater des alten Sagunt zu erwarten, daß die Wogen des Volks die verlassenen Stufen überschwemmten. Kein lebendes Wesen zeigte sich in diesem ungeheuren Bezirke, das Kraut wuchs zwischen den weißen Steinen hervor, die einst den Magistratspersonen von Sagunt zu Sitzen gedient hatten, längs der Bühne bildeten Cypressen einen dunkeln Gang von Laub.

Diesen großartigen Trümmern aus einer andern Bildungsperiode gegenüber breitete sich eine wunderschöne Landschaft aus, der Lorbeer, der Orangenbaum und andere stets grünende Bäume beschatteten die Fläche, an welcher sich die blauen Fluthen des mittelländischen Meeres sanft brachen.

Laß uns hier bleiben, sagte Don Pablo, und setzte sich auf einen Stein, der mit Inschriften, die überall auf diesen klassischen Boden wie gesäet sind, überladen war. Du beeilst Dich wahrscheinlich nicht, Dich bei Sr. Excellenz, dem Herrn Don Francisco de Tejniro einzuschließen?

Nein, gewiß nicht; wir kommen immer noch zur rechten Zeit, um zwei oder drei Parthien L'Hombre zu machen. Verflucht sey der Erfinder der Karten! Ich kenne keine albernere Weise sich zu langweilen, als L'Hombre zu spielen; und dann noch zu behaupten, daß zwei Mal in der Woche zu spielen, zum Dienste gehört.

Was schwatzest Du! Wir haben Frohndienst, mein armer

Benito, es macht gleichsam einen Theil des Militärcodex aus; die Subordination, die Disciplin. ....

Wenn nur wenigstens eine hübsche Frau da wäre, ein einziges Gesicht, das man malen könnte, aber, Gott verdamm mich! Die Damen des Regiments sind sämmtlich so häßlich, daß selbst der Feind vor ihnen die Flucht nehmen möchte! Denen der Stadt sich zu nähern ist unmöglich. Ihre schöne Beschützerin wußte wohl, was sie that, indem sie Sie hierher sandte, sie hat Ihnen keine Gelegenheit geben wollen, sie zu vergessen.

Ach, Benito, sie ist es, die mich vergißt! Wie thöricht war ich zu glauben, daß sie auf mich einen minder gleichgültigen Blick geworfen habe, als auf jeden Andern! Erinnert sie sich wohl noch daran, daß ich lebe? Vielleicht gehört sie in diesem Augenblicke einem Mächtigern, Reicheren, Glücklicheren an, als ich bin, der den Anfang seines Glücks nur ihrem Mitleid zu danken hat! Aber, darf ich mich wohl beklagen? Darf ich sie tadeln? Bin ich nicht nach meinem Verdienste behandelt? Du warst ein Thor, Benito, als Du mir einreden wolltest, daß diese Frau mich liebte! Sie, so hochgestellt! Sie, die Erbin eines Majorats, so groß wie unsere Provinz Asturien! Sie, um deren Hand sich die ganze Grandezza bewerben wird! Und der Graf von Penaparda wagte es, seinen Blick so hoch zu erheben? Er, so edelgeboren, wie die Frias, wie die ältesten Familien Castiliens, aber arm, wie ein Glücksritter! Ich habe gleichsam Gewissensbisse, solchen Täuschungen mich hingegeben zu haben. Ich bin hart dafür bestraft, indem ich von ihrer Höhe in mein Nichts zurücksinke. — (Fortsetzung folgt.)

## Blaubart. *)

Von J. Mace.

Einer der glücklichen Autoren, die auf die Welt kommen, um darauf zu bleiben, und die keck durch zwanzig Generationen hinschreiten, während schöne Werke binnen zehn Jahren vergessen werden, Perrault, der Maure-Dichter, über welchen Boileau vergebens sein Anathema ausgesprochen, hat mitten unter den feenhaften Zaubergebilden, womit er sein Buch angefüllt, eine alte bretonische Sage aufgenommen, die, das läßt sich nicht legnen, unter seinen Händen ein kleines Meisterwerk der Gutmüthigkeit und Naivetät geworden ist. Er hat daraus sein Mährchen vom Blaubart gebildet, das sicher den Lafontaine eben so glücklich gemacht hat, als das von der Eselshaut. Blaubart ist keine phantastische Schöpfung wie der Däumling rc.; er hat wirklich existirt. Es war ein vornehmer Herr, und ein großer Freund der Mönche und der Geistlichkeit. In seiner Kapelle, eine der schönsten in Frankreich, glänzte Alles von Gold und Edelsteinen. Er hatte lange Zeit bei dem römischen Hofe um die Erlaubniß nachgesucht, auf seinen Reisen einen Kreuzträger vor sich hergehen lassen zu dürfen.

Wer einmal nach Nantes kommt, und auf den Einfall geräth, in einem Boote den Erdre aufwärts zu fahren, der gelangt binnen einer halben Stunde nach La Journalière, wie ein Haufen von Weinschenken genannt wird, welche die Nanteser jeden Sonntag truppweise besuchen, um Gebackenes zu essen und weißen Wein zu trinken. Wenn man sich längs des Ufers hält, so kann man hinter einer kleinen Brustwehr über einer alten eingeräucherten Thür ein plump gemaltes Schild erblicken, das einen großen grünlichten Fels mit einem Manne widerwärtigen Gesichts darstellt und die Ueberschrift führt: „Zum Felsen von Blaubart."

*) Aus L'Artiste, nach dem Literarischen Magazin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus deutscher und aus fremder Zunge.

Dieser berüchtigte Felsen wird, etwas weiterhin, durch ein kleines Gewässer, das in den Erdre einmündet, von La Journalière getrennt. Er ist mit einem dichten Unterholz bewachsen, aus welchem man hier und dort einzelnes weißes Gestein hervorgucken sieht, und von kleinen krummen Fußpfaden durchfurcht, auf welchen man nur selten müssigen Spaziergängern begegnet, die dort Schatten oder Verborgenheit suchen. Mitten aus dem Gesträuch erhebt sich bescheiden, halb unter Brombeerranken und wilden Maulbeerbäumen versteckt, einiges altes Gemäuer, das in seinen moosigen Spalten tausende von Schlangen und großen grünen Eidechsen birgt. Es sind dies die Ueberreste des vormaligen Schlosses La Verriere, eine der Domainen von Gilles de Raiz, mit dem Beinamen Blaubart. Wenn man tiefer in das Gehölz eindringt, so gelangt man zu einer kleinen, in dem Felsen ausgehauenen Treppe, die zu einem mit Epheu tapezirten Saal führt. Die alten im Lande behaupten, es sey dies der Saal, in welchem Blaubart die Leichen seiner Frauen verwahrt hatte. Es stehen dort, vor langer Zeit von irgend einer frommen Hand gepflanzt, und um der Tradition, wie unwahr sie auch ist, das Wort zu reden, sieben Trauerbäume. Aber Perrault ließ es sich meiner Treu wenig kümmern, mit den Benedictinern im Einklang zu seyn. Wozu erst im Dom Lobineau lesen, wenn ihm der alte Fischer der Erdre sein Mährchen ganz fertig gab. Das hat nicht darin seinen Grund, daß nicht die Geschichte des Herrn Raiz eine der merkwürdigsten, jener an sonderbaren Menschen so reichen Zeit, gewesen wäre; nur ist nichts Mährchenhaftes darin. Blaubart hatte nur eine Frau, Catharina von Thouars, und diese hielt er in Ehren, wie ein Ritter aus der Zeit des Dunois seine Dame zu ehren gewohnt war; aber, das paßte nicht zu den wunderbaren Schrecknissen der Tradition, zu dem Feenschlüssel, von welchem ein Fleck haften blieb, wie sehr auch daran gewaschen wurde, zu dem schönen und populären Gespräche des armen Weibes mit ihrer Schwester Anna, während es seinen Gatten das Mordmesser wetzen hört.

Wir wollen nun das Mährchen Mährchen seyn lassen, und hören, was die Geschichte sagt.

### I.

Zwischen dem Poitou, der Maine und dem linken Ufer der Loire breitet sich ein schönes und fruchtbares Land aus, wo man von Steppen nur so viel sieht, als eben nöthig ist, um den Anblick der Landschaft, die in ihrem ganzen Umfange von der Nanteser Sevre benetzt wird, etwas pikant zu machen. Gegenwärtig ist dies Land nur noch ein Arrondissement des Departements der Unter-Loire; vormals aber hieß es die Baronie Raiz.

Die Herren von Raiz standen an der Spitze des bretonischen Adels, ja sie machten selbst auf den Titel der Aeltesten unter den Baronen der Bretagne Anspruch, welcher Titel ihnen indessen von den Herren von Chateaubriand streitig gemacht wurde. Des Landes Raiz geschieht schon in der Zeit Carl's des Kahlen Erwähnung, welcher damit den Herispoe belehnte, und seitdem kommt der Name der Sires von Raiz in allen Waffenthaten der Geschichte ihrer Nation vor. An die französische Gränze gestellt, außerhalb des Kreises der Bretagne Bretonnante, vergaßen die Nachfolger des ehemaligen Vasallen Carl's des Kahlen es nicht ganz, woher sie abstammten. Sie waren etwas weniger Bretons und etwas mehr Franzosen. Ein Gerhard Chabot, Herr von Raiz, folgte Philipp dem Kühnen auf seiner Expedition von 1284 nach Spanien. Als sich der große Zwist unter den Penthievres und den Monforts erhob, da nahmen die Herren von Raiz natürlich für den französischen Candidaten Partei. Ein Sire de Raiz fiel in der Schlacht von Roche-Derien, in welcher

Carl von Blois gefangen genommen wurde. Ein andrer gerieth zu Auroy in Gefangenschaft. Johann de Raiz war um dieselbe Zeit Capitaine de Redon für den König, welche Benennung auch Du Gueselin unter den Bretonen führte, an deren Spitze er die Engländer schlug. Endlich hatte der Großvater desjenigen, dessen Geschichte wir geben wollen, die Escorte der famösen hölzernen Stadt von 3000 Schritt Durchmesser gehabt, welche die Onkel Carl's VI. in dem Hafen von Harfleur stückweise hatten auflagern lassen, um sie so nach England zu schicken und dort wieder aufzubauen. Dennoch hatte die Familie Raiz in ihrer langen und authentischen Gallerie von Vorfahren nur Illustrationen untergeordneten Ranges aufzuweisen, bis endlich einer von ihnen, ein Waffengefährte der Jungfrau von Orleans und Freund von Richemond, es bis zum Range eines Marschalls von Frankreich und Generallieutenants der Bretagne brachte. Aber eben dieser glückliche Krieger, der berufen zu seyn schien mit goldnen Buchstaben in den Stammbaum der Raiz verzeichnet zu werden, war es, der das Wappen der Familie befleckte und das Haus zum Sturz brachte. (Schluß folgt.)

## Reise in den Antillen.

(Schluß.)

La Martinique empfing also, zur Ausgleichung so vieler herrlichen Gaben, eine kleine gelbe Schlange und eine große marmorirte Schlange, deren Biß fast immer tödtlich ist; und dazu sind diese Schlangen sehr häufig. Sie haben beinahe alle Maronneger in den Wäldern vertilgt. Während meines Aufenthaltes in Fort-Royal hatte ich zu verschiedenenmalen die Ehre, bei dem Gouverneur der Colonie, Herrn Admiral Du Valdailly, zu speisen. Er gab nie zu, daß ich mich entfernte, ohne daß ein Fackelträger vor mir herging, um die Schlangen zu verscheuchen. Da mag der Henker sich romantischen Spaziergängen hingeben beim Mondscheine! Eines Abends, im Palast selbst des Gouverneurs, tödtete man in der Küche einen dieser liebenswürdigen Gäste.

Die Schlangen halten sich hauptsächlich in den Zuckerrohrpflanzungen auf. Wenn das Rohr geschnitten wird, so halten die Neger stets doppelte Ernte. Haben sie eine bemerkt, so schreit Alles: Schlange! Jeder ist nun auf seiner Huth; man folgt der Richtung, die sie nimmt, mit den Augen, und wirft einen Stein einige Schritte vor ihr auf den Boden, alsbald hält sie inne. Man schneidet die Rohre im Kreise ab, um das Reptil herum; findet man mehrere im nämlichen Felde, so treibt man sie gegen den Mittelpunkt, und um die Neger nicht auszusetzen, läßt man eine Insel von Zuckerrohr frei, das man anzündet; die Schlangen suchen sich nach allen Richtungen hin zu retten, allein die Neger, welche gewarnt und bewaffnet sind, tödten sie stets bis auf die letzte.

Ich habe einige von den wenigen Personen gesehen, die gebissen worden und mit dem Leben davon gekommen waren. Im Allgemeinen ist die Rettung möglich, wenn nur das Fleisch verletzt wird, obgleich auch dann noch immer die Gefahr groß ist; allein hat der Zahn eine Ader zerrissen, so ist der Tod unvermeidlich und erfolgt gewöhnlich nach Verlauf von einer Viertelstunde.

Obschon nun diese Bestien eine wahre Pest sind, so leisten sie andrerseits große Dienste, indem sie die Ratten vertilgen, welche die Zuckerpflanzungen zerstören und die Kaffeebäume erklettern. Die meisten Pflanzer würden die Schlangen ungern missen; über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Auf diese Weise haben die Schlangen auf La Martinique eine Person überflüssig gemacht, die in den übrigen Colonien von großer Wichtigkeit ist, und die man den Rattenfänger nennt. Dieser ist eine Art von Künstler. Des Morgens, in der Frühe, geht er aus seiner Wohnung, indem er ein Jagdlied pfeift, und die Hunde aufeuert, die hinter ihm her bellen. Wer diese Hunde nicht gesehen, kann sich von der Zahl von Mesallianzen, denen die Hunderace unterworfen ist, keinen Begriff machen. Man sieht da große und kleine, schwarze und weiße, stumpfnasige, stumpfohrige, stumpfschwänzige, die ganze Tonleiter von der englischen Dogge bis zum Windhunde, vom Dachshunde bis zum Wachtelhund. Sie schreien, sie heulen, sie miauen; es ist ein unglaubliches, unnennbares, unendliches Durcheinander von Tönen, Formen und Farben. Der afrikanische Cephalus führt seine Rudel Hunde in das Zuckerrohr, und durch Zeichen, die sie recht gut verstehen, bringt er sie auf die Fährte der Ratten, die am Morgen aus ihrem Loche aufgebrochen, um sich in der Kühle der Erholung einer perpathetischen Träumerei zu ergeben. Ist die Ratte einmal aufgejagt, so wird sie bald eingeholt; der Rattenfänger empfängt sie aus den Zähnen seiner treuen Hunde, und steckt sie in die Jagdtasche, als wären es Feldhühner oder Fasanen. Gegen Abend sind gewöhnlich zwei Duzend eingefangen und der Rattenfänger bringt sie seinem Herrn, der Inspection darüber hält. Es haben sich vor diesem wenig gewissenhafte Rattenfänger gefunden, welche dieselben Ratten zwei oder drei Tage hintereinander wieder brachten, seitdem wird ihnen der Schwanz abgeschnitten, einer Operation, welcher sich der Fänger selbst unterzieht.

Ich habe leider die Uebel noch nicht alle aufgezählt, womit La Martinique heimgesucht wird, und ich gelange jetzt zum schrecklichsten von allen, — zum Gifte.

Die Kunst der Vergiftung ist zumal in La Martinique zu einem hohen Grade gediehen, und verdankt diese Fortschritte den Negern. Sie vergiften auf bestimmte Termine, auf ein Vierteljahr, ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr; sie sind ihrer Sache gewiß. Womit? Man weiß es nicht. Die Herren Orfila und Raspail würden mit ihren Retorten da nichts ausrichten. Der Pantoffelholzbaum, der Briniwilliers und zehn andere Pflanzen und Stauden liefern die subtilesten Gifte, diejenigen ungerechnet, die blos die Neger kennen. Warum aber vergiften sie? Man weiß es nicht. Treibt sie die Sklaverei dazu? Durchaus nicht, denn das Gift ist in den englischen und spanischen Inseln unbekannt geblieben. Gewöhnlich werden die Giftmischer nach Portorico deportirt, und sie vergiften nicht mehr, sobald sie daselbst angelangt sind. Ist es die Rachsucht? Auch nicht, denn sie vergiften zuweilen ihre Kinder, Freunde und ihre besten Herren. Es sind diese Giftmischereien ein eben so schreckliches als unbegreifliches Uebel. Oft wirken sie wie der Blitz: in zwei, drei Nächten fallen dreißig Ochsen, zwanzig Maulesel, hundert Schafe und zehn bis zwölf Neger. Es ist offenkundig, daß dergleichen Fälle sich ereignen, und sie ereignen sich fast jedes Jahr. Zuweilen geben sie ein Gift ein, das mit jeder Minute tödtet, und wobei der Patient ein halbes Jahr mit der Todesangst ringt. Dieses ereignete sich unter meinen Augen in Fort-Royal. In der Familie des Direktors des Innern, Herrn Cadeot, sah ich ein junges Mädchen von elf Jahren, schön und gut wie die Engel. Sie war schon sehr ausgebildet, wie die Frauen in diesen Colonien, und es war nicht möglich, das Mädchen anzusehen, ohne von der göttlichen Anmuth und der süßen Majestät ihres Angesichts gerührt zu werden. Ich wünschte der Mutter Glück, allein die arme Frau zeigte mir mit Thränen in den Augen, die bleichen, abgemagerten Züge ihrer Tochter, indem sie mir sagte, Laura sey ein halbes Jahr vorher durch eine alte Negerin vergiftet worden; die Aerzte wüßten keinen Rath und die Krankheit griffe alle Tage um sich. „Ich weiß nicht, wann sie stirbt," fügte die unglückliche Mutter hinzu, „allein es dauert nicht mehr lang; sie hat eine Stelle in dem

königlichen Erziehungshause von St. Denis erhalten, allein sie wird nicht hingehen."

Wir befanden uns eben in der letzten Woche des Carnevals. Madame Cadeot führte ihre Tochter zum ersten Balle. Sie tanzte mit einer milden, wehmüthigen Freude, die Denen das Herz brach, welche wußten, sie würde bald sterben. Auf dem zweiten Balle sah ich Laura nicht mehr. Ich besuchte die Mutter, um ihr meinen Abschiedsbesuch zu machen. Laura lag zu Bette, sie hatte Fieber; ich küßte ihr die kleinen, weißen Hände, wie man das Gewand einer Heiligen küßt. Sechs Tage nachher erhielt ich von der Familie ein Schreiben, welches mir meldete, Laura sey gestorben in ihrem elften Jahre. Die Oeffnung der Leiche hatte bewiesen, daß Gift ihren frühen Tod herbeigeführt.

## Tabletten.

*** (Anekdoten aus der Normandie.) In der von Shoberl herausgegebenen „Excursion in Normandy" (2 Bde., London 1841) kommen unter mehren, die Bewohner der Normandie charakterisirenden Zügen auch folgende vor: „Ein Fleischhauer aus Caen kaufte von einem Viehhändler in der Nachbarschaft ein Kalb. Ein paar Flaschen Cider schlossen den Handel und beim Austechen erwähnte der lustige Fleischhauer, daß es ihm ein Leichtes wäre, das Kalb bei hellem Tage in die Stadt zu schmuggeln, d. h. frank und frei damit an der Zollstätte vorüberzugehen und nichts zu bezahlen. Der Viehhändler erklärte das für geradezu unmöglich; Beide wetteten und der Fleischhauer machte nur die Bedingung, daß der Andere ihm auf eine halbe Stunde seinen Hund leihen solle. Diesen Hund steckte er in einen weiten Sack, warf den Sack über die Schulter und trollte sich damit nach der Stadt. An der Zollstätte zeigte er an, daß er nichts zu entrichten habe, denn im Sacke sey ein Hund, den er eben gekauft und in den Sack gesteckt, damit er ihm nicht davonliefe. Die Zolloffizianten wollten das nicht auf's Wort glauben und verlangten den Hund zu sehen. Der Fleischhauer gehorchte, öffnete den Sack und natürlich sprang der Hund davon. Der Fleischhauer ihm nach, schimpfend und fluchend. In einer Viertelstunde war er wieder an der Zollstätte, den Sack auf dem Rücken. „Sie haben mir eine schöne Hetze zuwege gebracht", sagte er ärgerlich und ging mit dem Kalbe unaufgehalten vorüber. — Auf seiner Reise durch die Normandie hörte Ludwig XVI. in der Gegend von Caen einen Bauer ein lustiges Volkslied singen und fand daran so viel Gefallen, daß er am Schlusse rief: Bis, bis. Der Bauer fragte, was das heiße, erfuhr, daß es noch einmal bedeute, und er wiederholte das Lied. Als ihm darauf der König ein Goldstück reichte, rief der Bauer: Bis, bis, und würde so fortgerufen haben, wenn nicht der König unter herzlichem Lachen ihm ein zweites Goldstück gegeben und dabei gesagt hätte: Assez, assez! — Ein kräftiger Bauer hatte eines Tages in der Gegend von Evreux bei Sturm und Regen auf dem Felde gearbeitet und ging am Abende müde und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thüre trat ihm sein liebes Weib entgegen, die den ganzen Tag daheim geblieben war. „Herzensmännchen", sagte sie, „es hat so fürchterlich geregnet, daß ich unmöglich Wasser holen konnte und folglich auch Deine Suppe nicht habe kochen können. Du bist einmal durch und durch naß; so wär'st Du wohl so gut und holtest mir ein paar Kannen Wasser; nässer kannst Du ja so nicht werden? Der Grund war schlagend. Also nahm der gute Mann die Kannen und holte das Wasser an der ziemlich weit entfernten Quelle. Als er zurück kam, saß sein liebes Weib gemächlich bei'm Feuer. Da hob der Mann beide Kannen in die Höhe und goß sie seiner lieben Ehehälfte über den Kopf. „Herzensweib", sagte er dann, „nun bist Du just so naß wie ich; also magst Du Dir Dein Wasser selber holen; nässer kannst Du ja so nicht werden?"

*** (Auch nicht schlecht.) Ein englischer Kritiker läßt sich „bei Gelegenheit" über Mistreß Trollope folgendermaßen aus: „Ein weiblicher Giftzahn ist im Allgemeinen von sämmtlichen erschaffenen Dingen das verächtlichste. Sicher hinter dem, dem Geschlechte zugestandenen Vorrechte beißt der Giftzahn, wie er Lust hat, und fürchtet keinen Gegenbiß. Mistreß Trollope hat eine Notorietät erlangt, um die kein Mensch sie beneidet, die sie aber wahrscheinlich mit Berühmtheit verwechselt. Sie besitzt einen glücklichen Comment, Jedermann in seiner Bequemlichkeit zu stören, und da Sticheln ihre Stärke ist, stichelt sie unablässig auf Diejenigen, die über ihr stehen — es wäre denn, ihre literarische Stellung brächte das so mit sich, denn wer dem Andern offen in's Gesicht sehen kann, muß natürlich über ihr stehen. Ihre Bücher finden Absatz; — o ja, sie speculirt auf die Aussätzigkeit des menschlichen Geistes, kuppelt für Neid und Intoleranz und hat deßhalb alle Neidische und Intolerante zu Lesern. Persönlich kennen wir die Dame nicht. Reflectirt sich aber ihr Inneres in ihren Schriften, so möge der Himmel uns vor der Bekanntschaft bewahren! „Karl Chesterfield, oder Leben und Abenteuer eines jungen Genies" ist ein Buch, das Mistreß Trollope zur Kloake ihres Humors gemacht hat." Bedanken Sie sich doch, Mistreß Schriftstellerin.

## Frankfurt.

Freitag, den 14. Januar:

### Conzert des Liederkranzes zum Besten der Mozart-Stiftung,

im Schauspielhause.

**Erste Abtheilung.**

1) Ouverture zur Oper: Leonore von Beethoven.
2) Quartett aus Idomeneo von Mozart, gesungen von Dlle. Capitän, Dlle. Kratky, Dlle. Reutäufter und Hrn. Pischek.
3) Sonst und Jetzt, Concertino für Violine von Spohr, gespielt von J. J. Bott aus Cassel (erster Zögling der Mozartstiftung).
4) Der zweite Akt aus dem Wasserträger von Cherubini, vorgetragen von dem Liederkranz.

(Die Solopartbie der Constanze hat Dlle. Capitain zu übernehmen die Gefälligkeit gehabt.

**Zweite Abtheilung.**

5) Ouverture zur Oper: der Schauspieldirektor von Mozart.
6) Potpourri für Violine aus Jessonda von Spohr, gespielt von J. J. Bott.
7) Männerchöre, vorgetragen von dem Liederkranz:
   a) Hallet Frau Musica in Ehren, Doppelchor von Rochlitz.
   b) Festmarsch von Speyer.
   c) Festmarsch von Stunz, mit Orchesterbegleitung.

**Preis der Plätze:**

Loge fl. 1. 30 kr. — Parterre fl. 1. — Gallerie 30 kr.

**Anfang 6 Uhr.**

## Theater-Anzeige.

Montag, den 10. Januar. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Mährchen in 3 Abth. von Raimund. Musik von Müller.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 11. 11. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Ha, ha, welche Tirade! unterbrach ihn Benito, wie kann man so trostlos werden! Wie so großartigen Gefühlen, so schönen Hoffnungen entsagen! Haben Sie die Prophezeiung der Zigeunerin vergessen?

Ich glaube nicht daran.

Ich glaube so fest daran, wie an mein ewiges Heil. Sie werden noch spanischer Grand.

Läßt man mich noch einige Jahre zu Murviedro in Garnison, so stehen mir allerdings große Begebenheiten bevor, bei denen ich mein Glück durch die Waffen machen kann!

Nun, dieß ist Ihr erster Schritt.

Ich sehe nicht ein, wie er mich zur Grandezza führen wird. Ach, meine Wünsche, meine Hoffnungen waren auf ein thatenreiches, ruhmvolles Leben gerichtet, das, wenn auch vielleicht kurz. ....

Ihre unbekannte Beschützerin will Ihren Tod nicht, deßhalb läßt man Sie hier.

Ja, damit ich hier sterbe, in der Verbannung, fern von ihr, ohne auch nur einmal ihren Namen zu wissen! O Benito, sie ist grausam gegen mich!

Ei, Sie müssen sie vergessen, da ihr Andenken Sie so quält. Morgen werde ich die Kammer, in welcher ihr Bild steht, verschließen.

Don Pablo stand auf. Es war jetzt völlig dunkel geworden; die maurischen Festungen, das alte Theater, dessen Steine vom Strahle des Mondes beleuchtet wurden, beherrschten mit ihren düstern Massen die Stadt; dann und wann lief ein Licht über die Ebene; in der Ferne verschmolz das murmelnde Meer mit den schwarzen Wolken. Ringsum herrschte tiefes Schweigen, nur der Wind säuselte in den Blättern der Orangenbäume; die alten Mauern, auf denen die gelbe Levkose wuchs, hauchten einen schwachen Ambra- und Veilchenduft aus.

Plötzlich wurde diese lautlose Stille durch eine sonderbare Melodie gestört, sie schien aus den Ruinen eines alten Tempels zu kommen, der etwa hundert Schritte vom Wege entfernt lag. Mehrere Stimmen sangen im Chor eine Arie, deren scharfe Töne das Echo wie einen langen Schrei wiedergab.

Jesus Marie! Hören Sie da unten? sagte Benito Ramero sich kreuzigend, das ist kein Kirchengesang, denn nie hat je ein Christ eine solche Musik angestimmt. Die Leute da feiern den Sabbath. Lassen Sie uns gehen, denken Sie an ihre Gottlosigkeit und die heilige Inquisition, kommen Sie!

Don Pablo, der keine Furcht kannte, nahm seinen Mantel in die Höhe, legte die Hand an den Degen und ging auf die Ruinen los. Auch Benito nahm seinen Dolch in die eine und seinen Oberrock in die andere Hand, und versuchte seinem Freunde zu folgen, aber diese Aufopferung war ihm fast unmöglich; seine Knie zitterten, er stieß sich an jeden Stein. Der Chor schwieg, eine leichte und angenehme Stimme ließ sich allein hören, sie sang ein kurzes Lied, dessen Worte weder Don Pablo noch Benito zu verstehen vermochten.

Viva la Palomita, viva! schrie eine näselnde und schwache Stimme.

Jetzt trat Benito Ramero hinter der Mauer hervor, welche die Sänger verbarg, und er erkannte die Zigeuner, welche vor drei Monaten vor der Schenke des alten Chuichilla die schöne Vorstellung gegeben hatten. Sie hatten inmitten der Ruinen des Bacchus ihr Zelt aufgeschlagen. Inmitten zweier Säulen, deren Capitäler zwischen Dornen und hohem Grase lagen, brannte ein großes Feuer. Etwa zwölf Zigeuner und Zigeunerinnen, die Ellenbogen auf den Knieen, die Hände unterm Kinn, hatten sich um das Feuer niedergekauert und wärmten sich. Palomita stand außerhalb des Kreises; sie sang, während sie vor einem kleinen zerbrochenen Spiegel, den ihr Pepe Capuelo hielt, ihre langen Haare flocht! Derselbe Ueberfluß von Bändern und Flittergold bildete ihren Schmuck, messingene Ringe glänzten an jedem ihrer Finger, sie schien sich in ihrem Putze zu gefallen und stolz darauf zu seyn. Nie empfand eine Königin von Spanien, wenn sie, vor einem venetianischen Glase sitzend, sich mit den Krondiamanten schmückte, eine solche Freude bei ihrer Toilette, wie Palomita vor ihrem zerbrochenen Spiegel. Sie lächelte sich selbst zu, drehte ihren Kopf hin und her, um sich an dem Glanze ihres Kopfputzes von Rauschgold zu weiden, und gab Pepe Capuelo jedesmal eine sanfte Ohrfeige, wenn er sich eine Bewegung erlaubte. Der Blödsinnige betrachtete sie voll Bewunderung, und murmelte zwischen den Zähnen: wir tanzen, wir tanzen den Fandango.

Willkommen, Palomita! sagte Benito, indem er sich ihr plötzlich zeigte, als wäre er aus der Erde hervorgetaucht.

Sie erbleichte leicht; die Schläge ihres Herzens wurden erst schwächer, dann, durch eine heftige Gemüthsbewegung beschleunigt, klopften sie fast hörbar; sie betrachtete den Maler einen Augenblick mit stummer Freude, dann wandte sie ihr feuriges Auge von ihm ab und richtete, weit die Pupille ausdehnend, den Blick in den Schatten, sie ahnte Don Pablo's Gegenwart und entdeckte ihn vor dem zerstörten Vorhofe des Bacchustempels.

Bei dem Anblicke der Fremden erhoben sich die Zigeuner und legten ihre Hände an die Capa.

Holla! schrie Benito, laßt Eure Messer stecken, meine Herren! Wir sind vor den Thoren Murviedro's und ich habe

Nichts bei mir, was einen Dieb in Versuchung führen könnte. Palomita kennt mich sehr gut.

Ich kenne ihn, sagte sie, nachdem sie sich von ihrer Bestürzung etwas erholt hatte, Don Benito Ramero, ein berühmter Maler aus Asturien. Der alte Chuichilla hat bei ihm sein Porträt und sein Schild malen lassen, ohne einen einzigen Maravedis dafür zu geben.

Dem ist so! Ich hatte sie ihm statt Zahlung versprochen.

Und Sie haben ihn in blanken Thalern bezahlt und ihm Porträt und Schild noch in den Kauf gegeben. Auch sollten Sie hören, wie viel Gutes er Ihnen nachsagt, Ihnen Caballeros, und Sr. Excellenz dem Grafen von Penaparda; Sie haben seiner Schenke Ehre gemacht. Er hegt die Hoffnung, Sie einst wiederzusehen.

Sehr verbunden! Und wie kömmt es, daß Du, mein allerliebstes Kind, Dich hier befindest. Ich glaubte, Ihr ginget selten aus dem Lande Castilien heraus.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Blaubart.

**Von J. Macé.**

(Schluß.)

Gilles de Raiz, der Held des Mährchens, wurde 1396 geboren. Es war dies die Zeit, wo sich die rauhen und einfachen Gewohnheiten des Feudalwesens in den verfeinerten Sitten des Ritterthums begründeten. Eine merkwürdige Epoche, die mitten in dem unsinnigsten Luxus die Plumpheit einer früheren Zeit beibehielt. Trotz eines reichen Waffenschmuckes, trotz weiter Mäntel von Drapd'or und Pelzwerk, trotz eines den Minnesängern abgeborgten sentimentalen Geschwätzes waren die Männer Barbaren geblieben. Man gab prachtvolle Maskeraden bei Hofe, ermordete aber Clisson auf offner Straße. Die Cours d'Amour ertönten von schmachtenden Liedern, während die Jacquerie Horden wilder Bestien über Städte und Schlösser ausgoß und die Maillotiner Frankreich zuerst mit Schreckensscenen erfüllten. In diesem Conflicte früherer und gegenwärtiger Sitten schien sich eine immense Trunkenheit aller Köpfe bemächtigt zu haben. Die Bande, welche die ältere Gesellschaft so enge zusammengehalten hatten, waren locker geworden, ohne durch etwas anderes ersetzt zu werden. Von den alten Formen des Feudal-Coder, der noch zum Schein die Welt regierte, war nur allein der Buchstabe übrig geblieben. Dahin war die Zeit, wo Alles wie in der Familie zuging, wo der Lehnsherr ein Vater des Vasallen war, wo sich jeder wohl an seinem Platz befand, wo die Könige ohne Ehrsucht, die Völker ohne Vermessenheit waren.

So bestand denn noch das Feudalgesetz in seiner ganzen Kraft, aber der zutrauliche Glaube, welcher dazu beitrug, seine Regelwidrigkeiten und Launen zu mildern, fehlte. Eine ganz andre Umbildung erlitt das religiöse Gesetz. Bei diesem erhielt sich der Glaube, die Praxis hatte aufgehört. Wo war der fromme und unterwürfige Glauben aus den Zeiten Robert's und Ludwig's IX.? Wer bekümmerte sich, wie die Mutter des heiligen Ludwig's, an dem zügellosen Hofe einer Isabelle von Bayern, unter den Cumpanen Ludwig's von Orleans und den Freunden Johanns ohne Furcht, um die Schwere einer Todsünde? Welch ein Unterschied zwischen Gottfried von Bouillon, der sich mit blutigen Händen Schuh und Strümpfe auszog und seinen Helm voller Beulen vom Haupte nahm, ehe er die heilige Stadt betrat, und den lustigen Gesellen Boucicaults, die darauf ausgingen, sich zu Nicopolis tödten zu lassen, angeblich, um die Ungläubigen zu bekämpfen, aber in der Wirklichkeit nur der ungarischen Armee durch ihre tollen Streiche und Gottlosigkeit ein Aergerniß gebend. Neben dem katholischen Glauben, der sich stets wie eine unerschütterliche Säule aufrecht erhielt, schlich sich bei den Großen nicht ein neuer Glaube, wohl aber ein neues geistiges Bedürfniß ein. Italien schickte uns schon von den mysteriösen Priestern zu, in welchen unsre Großen bis zu Cagliostro die Spender von geheimen Wissenschaften, nöthigenfalls des Teufels Diener erkannten. Carl V., der weise König, installirte ohne weiteres seinen Horoscopsteller, der mit seiner Tochter, der berüchtigten Christine, von Pisa nach Paris gekommen war, im Hôtel St. Pol. Anfangs wandte man sich zitternd und noch zweifelhaft an sie, dann aber gab man sich ihnen ganz hin, wie Ludwig XI. und Catharina von Medicis. Liebe und Gold waren es, was man von diesen gefürchteten Mächten verlangte. Nur auf Geld und Genüsse hatten die Menschen jener desorganisirten Gesellschaft, welche kokette Kirchen bauten und den Teufel anbeteten, all ihr Dichten und Trachten gerichtet. Ihre luxuriösen Ausschweifungen zu bestreiten, mußte Geld, Geld um jeden Preis herbeigeschafft werden. Louis von Anjou wartete es nicht einmal ab, daß das Leichentuch seines Bruders Carl V. fertig genäht war, um sich, den Degen in der Faust, die in der Bastille verborgenen Millionen ausliefern zu lassen. Ludwig von Orleans ließ den Staatsschatz stehlen. Ein habgieriges und verschwenderisches Geschlecht, das späterhin den Silberdiener Jacques Coeur fast wie einen König annehmen mußte.

Der Lebenslauf von Gilles de Raiz ist diesem Bilde gegenüber die Thatsache, worauf sich das Urtheil stützt. Alles findet sich darin wieder vor: der Glaube an Gott und der Glaube an den Teufel, Blut und Ueppigkeit, gelehrte Unwissenheit und gebieterisches Geldbedürfniß. Es ist ein Mann, der sich seiner Epoche völlig anpaßt und der sie bewundernswürdig resumirt.

### II.

Unser Held war also, wie schon gesagt, im Jahre 1396 geboren. Er war der Aelteste unter den Söhnen von Gui de Laval, Herrn von Raiz, und von Marie Craon de la Suze. Durch den im Jahr 1416 erfolgten Tod seines Vaters, kam er schon mit zwanzig Jahren in den Besitz des väterlichen Erbes, mit dem er in der Weise des verlornen Sohnes schaltete und waltete. Ein Freund von Freude und Glanz, mit vollen Händen spendend, und mit dem, was nur Vergnügen schaffte, nie eine Abrechnung haltend, war sein Haus bald fürstlich eingerichtet. In seinem Gefolge hatte er zweihundert Mann zu Pferde. Seine, für Jedermann offene, Tafel wurde der Sammelplatz einer Schaar lustiger Brüder, die ihm behülflich waren, sein Erbtheil zu vergeuden. Auch strotzte seine Kapelle von Gold und Silber, von seidenen Stoffen und edlen Steinen, und eine tragbare Orgel mußte ihm folgen, wohin er gehen mochte. Seine Kaplane waren hoch besoldet, und so prachtvoll gekleidet, daß man sie für Kirchendiener ersten Ranges hätte halten können, und um die Illusion vollständig zu machen, hatte er ihnen auch alle die bei den Capiteln der Kathedrale gebräuchlichen Titel gegeben.

Die militärische Laufbahn Gilles de Raiz oder Blaubart's war keine der mindest illustren in jener Zeit ewigen Kampfes. Von 1420 ab versuchte er sich zuerst in dem kleinen Kriege des eignen Landes. Im Jahr 1425 folgte er der Bewegung, welche in Frankreich die Landsleute von Du Guesclin und Clisson mit sich fortriß, und nahm Dienst bei Carl VII. Zwei Jahre später nahm er mit stürmender Hand das Kastell Lude, wobei er selber dessen Commandanten tödtete. In demselben Jahre nahm er den Engländern Rennefort und Malicorne in der Maine weg, und im Jahre 1429 zog er mit Jeanne d'Arc in Orleans ein. Einige Zeit darnach wurde er zum

Marschall von Frankreich erhoben und hatte als solcher die ausgezeichnete Ehre, bei der Krönung zu Rheims das heilige Oelfläschchen von der Abtei St. Remy nach der Hauptkirche zu tragen.

Zwei Jahre nach seines Vaters Tode hatte Gilles sich mit Catharine von Thouars, der einzigen Erbin des mächtigen Hauses Craon, vermählt. Der Tod des Großvaters von Catharinen, Johanns von Craon, füllte im Jahr 1432 die Lücken wieder aus, welche Gilles tolle Verschwendung in seinen Finanzen erzeugt hatte. Er war nun in der That ein Reicher unter den Reichsten. Allein sein Mobiliar war 100,000 Thlr. werth, und außer seinem Gehalt als Marschall und einer Menge andrer Einkünfte, von welchen allein mehr als eine adelige Familie hätte leben können, bezog er noch eine jährliche Rente von 30,000 Livres aus seinen Gütern. Aber auch das neue Erbgut ging bald denselben Weg, den das ältere gegangen war. Da begann nun der stolze Baron dem Stein der Weisen nachzuforschen. Ein Engländer, Messire Johann genannt, übernahm das für ihn, und hatte es bereits so weit gebracht, daß sich das philosophische Ei zu bilden begann, als er durch einen unerwarteten Besuch des Dauphins gestört wurde, was, wie er behauptete, sein ganzes Werk ruinirt habe, daher er denn die Glühöfen zertrümmerte und wüthend davon lief. Nach dem Alchymisten stellte sich ein Schatzgräber ein, ein Arzt aus Poitou, der den Teufel citiren wollte, aber sich nicht wieder blicken ließ, nachdem er sich von Gilles eine Summe Geld hatte geben lassen.

Da wurde ihm von einem Priester der Diöcese St. Malo, der von einer Reise nach Rom zurückkehrte, ein Florentiner, Namens Franz Prelati, als großer Alchymist und Hexenmeister zugeführt, der aber zu seinen Teufelskünsten des Lebens unschuldiger Kinder bedurfte, deren Leichen dann in die Gräben seiner Schlösser geworfen, oder, wenn er eben mit seinem Genossen auf Reisen war, zu Asche verbrannt wurden. Als endlich, nach acht Jahren, die verübten Gräuel an den Tag kamen, indem unmittelbar nach einem Besuche, den unser Blaubart der Stadt Nantes gemacht hatte, auch dort sechs Kinder verschwunden waren, wurden in den Gräben des Rittersitzes von Chantoce 46, und in denen von Machecoul 80 Kinderleichen gefunden!!!

Am 25. October 1440 wurde Gilles das Urtheil vorgelesen, das ihn wegen Ketzerei, Zauberwerken etc. zum Feuertode verdammte, wonach man ihn einem Beichtiger übergab und zu dem auf einer Wiese, am Eingange der Magdalenenbrücke, errichteten Scheiterhaufen führte. Dort wurde er, auf einem Schemel stehend, mit einem Stricke um den Hals an einen Pfahl gebunden, und durch das Wegziehen des Schemels erdrosselt; seine Familie hatte es nämlich ausgewirkt, daß sein Körper nicht den Flammen übergeben, sondern sogar feierlich zur Erde bestattet werden durfte.

## Tabletten.

*** (Paris.) Ein kürzlich vorgekommenes Beispiel des Wohlthätigkeitssinnes der Pariser Bevölkerung ist der öffentlichen Erwähnung und Anerkennung werth. Am 17. Dez. war nämlich ein kleines, kaum 10jähriges Mädchen, Emilie Kullmanns, das weder Vater noch Mutter hatte, wegen harter Behandlung einer Näherin entlaufen, bei der man sie in Kost gegeben. Hülflos, ohne Brod und Obdach, irrte die Kleine umher, und überlieferte sich endlich den Polizeiagenten, um im Vagabunden-Gefängniß eine Lagerstätte zu finden. Die Erzählung ihres Schicksals hatte vor Gericht einen lebhaften Eindruck auf das Auditorium gemacht. Der Präsident hatte die Entscheidung des Urtheilsspruches verschoben, und den Wunsch ausgedrückt, es möchten sich wohlthätige Personen des armen Kindes annehmen. Dieß geschah auch über alle Erwartung. Bis zur nächsten Gerichtssitzung hatten sich über sechzig Personen bei dem Präsidenten gemeldet, die für die Kleine zu sorgen versprachen, und da nicht Aller Wunsch befriedigt werden konnte, wenigstens reichliche Unterstützung versprachen. Eine vermögliche Baronin war bereit, Emilie förmlich als ihre Tochter zu adoptiren. Der Präsident aber sprach sie der Oberin des Hauses vom guten Hirten zu, die gleichfalls sie anfzunehmen wünschte. „Die Eigenthümlichkeit dieser Anstalt, — sagte er — die Tugenden der würdigen Oberin, das Ziel, das sie sich vorsetzt, die glücklichen Erfolge, die sie erreicht, schienen die Garantien zu bieten, welche die Wahl des Gerichtshofes bestimmten. In diesem Hause wird die junge Waise die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit empfangen; sie wird dort eine nützliche Beschäftigung erlernen. Hätte sie üble Neigungen, so würden sie den Beispielen von Tugend, welche sie jeden Tag vor Augen haben wird, nicht widerstehen. Ihre Wohlthäterin wird sie lehren, die Namen derjenigen zu segnen, welche so edelmüthig zu ihrer Hülfe sich bereit zeigten; unter Andern den eines achtbaren Familienvaters, der direct in die Hände der Oberin 200 Fr. zur Unterstützung der Waise legen wird, dann eines ehrenwerthen Bankiers, der 100 Fr. zum selben Zweck hinterlegt hat, und noch anderer Personen, welche nicht genannt seyn wollten." Der Präsident fügte, indem er diesen Wohlthätern der jungen Kullmanns öffentlich dankte, die Bemerkung bei, daß dieß Beispiel die Unglücklichen zur Hoffnung ermuntern müsse, und die Lehre derjenigen als lügenhaft nachweise, welche den Armen den Egoismus der Reichen stets als die Quelle ihrer Leiden bezeichnen. Diese Thatsache tritt auch jenen Zeitungsberichten entgegen, die gegenwärtig Frankreich und namentlich Paris nur als einen Pfuhl aller Laster und Irreligiosität zu schildern bemüht sind. Wenn auch beinahe kein Tag vergeht, an welchem nicht die öffentlichen Blätter Frankreichs von irgend einem Verbrechen Meldung geben, so darf man doch zugleich niemals außer Acht lassen, daß in andern Ländern wohl ebenso häufig Lasterthaten aller Art begangen werden, die aber, weil die Rechtspflege nicht öffentlich gehandhabt wird, nur selten zur offenen Kunde gelangen.

*** (Berlin, 5. Januar.) Morgen veranstaltet der Graf v. Redern in seinem Palais ein großes Konzert, an dem auch der König und der Hof Theil nehmen werden. Wegen der noch fortdauernden Trauer um die verwittwete Königin von Bayern kann diese musikalische Abendunterhaltung in den königl. Gemächern nicht stattfinden. Die hier anwesenden berühmten fremden Künstler und Künstlerinnen, als Franz Liszt, Hanmann, die Ungher-Sabatier und Mistreß Shaw werden sich darin hören lassen.

*** Die berüchtigte Laffarge befindet sich in dem Zuchthause zu Montpellier und sie weigerte sich, die Gefangnentracht anzulegen. Man mußte Gewalt brauchen, um ihr die bestimmte Kleidung anzuziehen; im Anfange sträubte sie sich gewaltig und schrie aus Leibeskräften, bis sie endlich in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande wurde ihr der Rock angelegt. Sie soll mehrere Briefe an die königliche Familie geschrieben haben, um die Gunst zu erlangen, von dieser Gefangnentracht befreit zu bleiben, aber kein Brief kommt aus diesem Hause hinaus. In Folge jenes Vorfalles ist die so viel besprochene Verbrecherin schwer erkrankt. Anfangs hatte man ihr Bücher, Zeitungen, einen Stickrahmen etc. geschickt, aber alles wurde ihr weggenommen und sie behielt nichts als die Bibel. Der Verleger ihrer „Memoiren" schrieb an sie, um sich das Manuscript zu dem dritten Bande zu erbitten, den sie beendigt hat; aber der Brief ist ohne Resultat geblieben, da die Verurtheilten durchaus nichts drucken lassen dürfen. Ihre Beschäftigung besteht ausschließlich darin, zu spinnen, Gamaschen und Hemden für die Soldaten zu nähen.

*** In London wurde kürzlich ein berühmtes Pferd, Ballinkeele, für zweitausend Guineen verkauft.

*** Ein Arbeiter in einer Glasfabrik hat sich aus weißem Glase einen **Sarg** verfertiget. Die Wände sind $^1/_4$ Zoll stark; den Deckel ziert ein Todtenkopf von blauem Glase, und am Fuße des Sarges steht der Name des Verfertigers.

*** (**Der Name des chinesischen Kaisers.**) Der wirkliche Name des Kaisers von China ist selten oder nie bekannt. Bei der Thronbesteigung nimmt er einen Namen an, bei dem er, wenn von ihm die Rede ist, genannt werden muß; denn wer zufällig oder wissentlich den wahren Namen ausspricht oder niederschreibt, begeht ein Verbrechen, das mit dem Tode und mit Confiscation des Vermögens bestraft wird. Ein Gelehrter, der zufällig das Wort „Ming" (wie der damals regierende Kaiser eigentlich hieß) in einem seiner Werke gebraucht hatte, wurde mit seinem Sohne hingerichtet, während man seine Frau und Töchter, nebst den andern Gliedern seiner Familie verbannte und das Vermögen Aller einzog. (Allg. Modeztg.)

*** (**London.**) Ein Israelite in **Dover**, Namens R., bat den Herzog v. **Wellington** um Berichtigung einer Forderung von 14 Shillings (8 fl. 24 kr.), die er an den Marquis **Douro**, den ältesten Sohn des Herzogs, zu machen habe. Der Herzog schrieb folgende Antwort auf den Brief: „Der Feldmarschall Herzog v. Wellington ist nicht der Marquis v. Douro, noch zieht er Hrn. R's. Schuldforderungen ein." Der Israelite ist aber dennoch befriedigt, denn für das lakonische Handschreiben des Herzogs bietet man ihm nicht unbedeutende Summen.

*** (**Stuttgart.**) Die hiesige Allg Zeitung sagt in einem Berichte über ein Conzert zum Besten für die Mitglieder der königlichen Hofkapelle: Herr **Baldenecker**, Pianist aus Frankfurt, spielte zwei Fantasien; derselbe entwickelte eine merkwürdige Fertigkeit in seinem Spiel. Besonders hervorzuheben ist bei diesem talentvollen jungen Manne die ungemeine Raschheit und Pünktlichkeit, mit der er Oktavengänge und Sprünge macht; kaum wird man dieß in einem solchen Grade von einem andern Pianisten gehört haben. Bekanntlich ist im Klavier das wiederholte Anschlagen einer Taste als besondere Schwierigkeit zu betrachten, dieß gibt er nun in Accorden, Terzen und Oktaven auf das Brillanteste und in ungeheuerer Schnelligkeit. Herrn Baldenecker kann man in den genannten Beziehungen den Meteoren unserer Zeit beizählen, und es läßt sich unter so bedeutenden Vorzügen bei dem Concerte, welches derselbe am 9. Januar geben wird, eine große, sich trefflich lohnende, Theilnahme des Publikums erwarten.

---

## Das graue Haus zu Winkel.

Was weilst betrachtend Du, mein frommer Pilger.
Vor diesem schlichten, altergrauen Bau? —
Den Sturm der Zeiten, aller Pracht Vertilger,
Ja trägt er nur, nichts Herrliches zur Schau!
Du sinnst und fühlst gar wunderbar beweget
An dieser Stätte Deine tiefe Brust;
Doch was Du sinnst, was sich so mächtig reget
In Dir, ist kein Gefühl von eil'ler Lust.

Es ranket Epheu an den düst'ren Mauern,
Wo einsam nur die Brut der Schwalbe haust;
Und, voll von stiller Wehmuth, scheint zu trauern.
Was Irdisches Du an dem Baue schau'st.
Kein Leben hörst Du in dem Inner'n walten,
Es deucht Dir, wie ein mährchenhafter Traum;
Und keine lebensfreudigen Gestalten
Erblickst Du an des öden Fensters Raum.

Doch was Dein Busen fühlt in leiser Ahnung,
Und die Betrachtung Dir so süß belohnt;
Es ist der ernsten Stätte fromme Mahnung,
Daß hier ein großer **Heiliger** gewohnt!
Denn wenn Dein Ohr dem Weh'n der Lüfte lauschet,
Zu hören, was des Epheus Flüstern mahnt,
Und wenn Du horchest, was die Welle rauschet;
Ihr Murmeln sagt Dir, was Dein Herz geahnt!

Wohl flüstert's oft mit lieblichem Getöne
Um's stille Haus, wo einst **Rhaban** geweilt
Und, daß der Jugend Fleiß das Alter kröne,
Die Garben seiner Ernte ausgetheilt:
Wohl führt's das holde Bild in lichter Klarheit
Der Seele vor, die noch umstrickt kein Wahn,
Wie er gekämpft den heil'gen Kampf der Wahrheit,
Wie er gewallt der Tugend steile Bahn!

Und sinnend steht der Pilger vor den Mauern
Und fühlt von süßer Wehmuth seine Brust so voll:
Ob mit dem düst'ren Hause er wohl trauern,
Ob mit den Himmelsklängen jubeln soll.
Gar Manchen zwar, der da vorüberziehet,
Mag dieses Ortes Weihe kaum erbau'n;
Es kann den Himmel, der die Grübler fliehet,
Das schlichte Herz des Fühlenden nur schau'n!

Doch wenn der Stein, der kalte, Worte hätte,
Ihn hätte längst das Lob **Rhaban's** erbaut;
Und wenn die öde, lebenlose Stätte,
Sie segnete sein Angedenken laut.
Und nur der Mensch besäße keine Worte
Zum Ruhme ihm, der seiner würdig klingt?
Kein Loblied seinem Vorbild, seinem Horte,
Dem selbst der Himmel Loblieder singt?

Nein, Liebling Gottes, Stern der deutschen Lande, *)
Der selbst so manch erhab'nes Lied uns sang,
Noch klingt Dein Name hier von Strand zu Strande,
Wie er im Munde frommer Ahnen klang! —
Doch weiht vor Allen Dir, o großer Meister,
Der Sänger, was in seinem Busen hallt;
Süß rauschen stets ihm Deiner Lieder Geister,
Wann er vorbei an Deinem Hause wallt!

Winkel a. R. **Alois der Taunide.**

*) Den h. Rhabanus Maurus, der 856 hier starb, nennt Albertus M. einen Kirchenlehrer und Baronius ein glänzendes Gestirn von Teutschland.

---

## Generalversammlung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc.

Dienstag den 11. Januar, Abends 7 Uhr. Vorkommen: die Berichte der Institute, so wie der über die Errichtung einer höheren Gewerbschule.

**Dr. Wöhler.**

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 11. Januar. **Der lange Israel**, Lustspiel in 4 Abtheilungen von Benedix. Vor und nach dem Stück: Wiederholung der zum Neujahrs-Prolog gegebenen lebenden Bildern: Frühling, Sommer, Herbst, Winter.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Ostertelh.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 12. 12. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Wir gehen allenthalben hin, wo es etwas zu verdienen gibt; wir sind, wie die Zugvögel: für den Sommer gehen wir nach Biscaja und Asturien zurück, dann ist es in den Gebirgen, im Schatten der Eichen, angenehm. Der Winter treibt uns an die Meergestade, in ein milderes Klima; im Königreiche Valencia sehen wir die Orange blühen.

Und werdet Ihr lange in Murviedro bleiben?

Nicht einen Tag länger, als bis Montag, antwortete der alte Zigeuner, welcher der Anführer der Truppe zu seyn schien. Hier zu Lande ist für arme Leute, deren Gewerbe ist zu tanzen, Salben zu verkaufen und wahrzusagen, Nichts zu machen; hier sind alle alten Weiber Zauberinnen, und die Männer würden keinen Maravedis geben, um den Fandango zu sehen. Keiner läßt seine Habseligkeiten aus den Augen, und ein mageres Huhn ist hier schwerer zu erwerben, als in andern Gegenden ein fetter Hammel. Ich hab' es Palomita vorher gesagt, aber sie wollte hierher. ....

Ja, unterbrach ihn diese mit mürrischer und entscheidender Stimme, ich wollte hierher, ich bin hierher gekommen, ich will bis zum Montage bleiben, oder ich lasse Euch allein ziehen.

Bedenke, was Du sprichst, murmelte der alte Zigeuner, indem er sie von der Seite ansah. Was wolltest Du hier wohl allein machen? Dich etwa in eines jener Häuser sperren lassen, wo man Dich zur Arbeit zwingen und Dir Deine Ringe, Deinen Halsschmuck unter dem Vorwande nehmen würde, daß Du zu geschmückt seyest. Wolltest Du zu einer Betschwester gehen, die Dich Fasten, Advent und Vigilien fasten lassen würde? Könntest Du uns gegen ein so elendes Leben verlassen, die ganze Verwandtschaft würde Dich verläugnen und Du wärst keine Zigeunerin mehr!

Palomita antwortete nur durch ein Achselzucken. Sie stieß Pepe Capuelo von sich, der ihr durchaus den zerbrochenen Spiegel vorhalten wollte, und stieg die zertrümmerten Stufen des Tempels herab. Hier stand Don Pablo, gestützt auf dem Schaft einer cannelirten Säule, er betrachtete von Weitem das Zigeunerlager.

Nun, gnädiger Herr, sagte Palomita mit so sanfter und leiser Stimme, daß jener sich zu ihr herabbeugen mußte, um sie zu verstehen, ist Ihr Leben so ruhmvoll und schön, wie ich es Ihnen vorhergesagt habe?

Ach, durchaus nicht, mein armes Kind! dieser schöne Anfang scheint mich nicht zu dem Glücke zu führen, das Du mir vor drei Monaten auf dem Wege nach dem Eskurial prophezeiet hast; erinnerst Du Dich wohl?

Sie antwortete ihm nicht, und berührte nur leise seine Hand, gleichsam um sich seiner Gegenwart zu vergewissern.

In diesem Augenblicke loderte das Feuer auf; ein heller Glanz erleuchtete den Vorhof und das Antlitz der Zigeunerin. Ihr Haar, das sie in der Eile nicht aufgeknüpft hatte, fiel wie ein langer schwarzer Schleier auf ihre Schultern; sie hemmte mit der Hand die heftigen Schläge ihres Herzens, aber die lebhafte Farbe ihrer bronzenen Haut, das Zittern ihrer Lippen verriethen nur zu deutlich den peinlich erregten Zustand ihres Innern. Zum ersten Male vielleicht in ihrem Leben schlug sie vor einem Manne das Auge nieder, zwei Thränen glänzten durch ihre langen Wimpern und umschleierten ihren Blick. In ihrer Stellung, in ihren Mienen lag ein unwiderstehlicher und allmächtiger Zauber, der auf den Graf von Penaparda seine Wirkung nicht verfehlte. Er zitterte bei dem freudigen, trunkenen und zärtlichen Blicke, der auf ihm ruhte, dann aber schämte er sich seiner Verwirrung, er glaubte, die Bewegung der Zigeunerin falsch gedeutet zu haben, und, sich abwendend, sagte er: wie hübsch und geputzt Du bist, liebes Kind! Giebst Du etwa diesen Abend auf dem großen Platze zu Murviedro eine Vorstellung?

Nein, gnädiger Herr, ich kam nicht hierher, um den Fandango zu tanzen.

So, so, Du willst Dein Gewerbe ändern, und doch ist das Deinige gut; man liebt Dich, man klatscht Dir auf allen öffentlichen Plätzen Beifall, und es regnet Maravedis in die Mütze Deines Tänzers.

Es regnet auch Dublonen hinein, ich habe es nicht vergessen; vor der Schenke des alten Chuichilla streckte sich eine großmüthige Hand gegen mich aus. Sehen Sie, ob ich, was man mir gab, gut aufbewahrt habe.

Die Zigeunerin hob ihren frischen braunen Arm auf, um ein Armband von Crystall zu zeigen, an welchem die durchlöcherten und mit dickem Bindfaden befestigten Dublonen die Platte bildeten.

Wie, haben Dir die Zigeuner diese gelassen? Und Du hast sie aufbewahrt? Doch Du weißt wohl nicht, daß Du für diese beiden Goldstücke Dir ein schönes seidenes Kleid, neue Bänder, Schuhe und Perlen von allen Farben kaufen könntest?

Ich weiß es, aber diese Dublonen .... Sie, gnädiger Herr, haben sie mir geschenkt, und Ihnen zum Andenken will ich sie aufbewahren. Man hat sie mir nehmen wollen, aber. ....

Aber Du vertheidigst tapfer, was man Dir gibt.

Sie wandte sich mit einer entschlossenen Miene um, indem sie den Stiel eines kleinen Messers, das sie im Gürtel trug, berührte. Dann legte sie beide Hände auf den Arm Don Pablo's und sagte: seit drei Monaten bin ich unterwegs, um hierher zu gelangen.

Seit drei Monaten! In dieser Zeit hättest Du ganz Spanien bereisen können.

Ich reiste nicht geschwind, nicht auf dem geraden Wege. Welcher Aufenthalt! Welche Umwege! Welche Strapatzen! Aber mein Ziel war hier .... Murviedro! Endlich bin ich angekommen!

Um sogleich wieder abzureisen, man sagt, die Zigeuner halten sich nicht gern mehrere Tage an demselben Orte auf.

Das ist wahr; wir gehen immer, immer weiter; aber ich bin müde, ich will auch ausruhen, ich will hier bleiben.

Du willst in Murviedro bleiben, unterbrach sie Don Pablo erstaunt; und warum?

Sie setzte sich auf den Schaft einer umgestürzten Säule, ließ ihre Arme sinken und sagte mit leiser Stimme: weil Sie hier sind, gnädiger Herr!

Palomita war schön und der Graf von Penaparda kein Heiliger; durch die Worte und Blicke dieses eben so leidenschaftlichen als kühnen und natürlichen Mädchens bezaubert, beugte er sich ohne zu erröthen zu ihr herab und flüsterte: Morgen, da oben in den Ruinen, ich werde nach dem Ave Maria allein da seyn und Dich erwarten.

Heda! Capitän! Wo sind Sie? rief Benito Ramero, es ist Zeit, unsere Parthie L'Hombre anzufangen!

Gut, laß uns sogleich gehen, antwortete Don Pablo und trat ihm näher, ich wartete hier auf Dich.

Morgen, da oben, sprach Palomita für sich, als sie im Vorhofe des Tempels allein war; Don Pablo hat mir gesagt, morgen. Wie schön, wie stolz ist er! Ich liebe ihn! Ich will hier bleiben, für immer hier bleiben. Lebe wohl, Du schönes Leben auf Bergen und Heerstraßen. Lebe wohl, Freiheit! Jetzt habe ich einen Herrn! (Fortsetzung folgt.)

## Der Wasserträger.

Es mag nur gleich vornherein gesagt werden, daß die Ueberschrift sich auf des greisen Cherubini vor nun vierzig Jahren zuerst aufgeführte, auch in Deutschland berühmte Oper „les deux Journées" bezieht, welche bei uns „der Wasserträger" heißt. Der Componist hatte schon die Opern „Medea" und „Lodoiska" geliefert, allein noch keinen, auf einen volksthümlichen Stoff begründeten Text erhalten können. Diesen lieferte ihm endlich der auch als Jugendschriftsteller bekannte Dramatiker, J. N. Bouilly, Verfasser des „Abbé de l'Epée", dessen Bekanntschaft Cherubini in den Salons von Josephinen machte, welche damals nur die Frau des Generals Bonaparte war.

Bouilly kam durch die fast wunderbare Rettung einer Magistratsperson aus seiner Verwandtschaft, welche während der Schreckenszeit durch die Hingebung eines Wasserträgers bewirkt worden war, auf den Gedanken, dem Volke eine „Lection über Menschlichkeit" zu geben, wie er's nennt. Cherubini ward von dem Texte so angesprochen, daß er sofort an die Composition ging. Während er mit derselben beschäftigt war, erfolgte die Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799), ein Hauptwendepunkt der französischen Revolution, indem Bonaparte an diesem Tage das Directorium stürzte, und eine consularische Regierung an dessen Stelle trat. Für die Auffassung der Oper war dieses politische Ereigniß eben so von Bedeutung, wie die glänzende Aufnahme des „Abbé de l'Epée", welche ungefähr einen Monat vorher zum ersten Mal gegeben wurde.

Für den Erfolg der Oper war auch die Mitwirkung der am Théâtre Feydeau angestellten, berühmten Madame Scio, deren herrliche Stimme mit seelenvollem Vortrage und persönlicher Würde verbunden war, und die des unvergleichlichen Juliet wichtig. Letzterer war ein gebornes Talent vom höchsten Range, war vom Kochherde eines Speisewirthes zur Bühne übergegangen und gab alle seine Rollen mit eigenthümlicher überaus anziehender Wahrheit. Bouilly sah der Aufführung der Oper, trotz dieser günstigen Umstände und der vortheilhaften Urtheile über die Proben, mit großer Besorgniß entgegen. Als er am anberaumten Abende auf die Bühne kam, sah man ihm seine Angst so deutlich an, daß Juliet zu ihm sagte: „Wenn ich Ihnen ein Glas Wasser aus meinem Fasse werde gereicht haben, wird Ihnen besser werden; seyn Sie unbesorgt."

Der Künstler hatte vollkommen recht, und der Erfolg der Oper war vollständig. Selbst Gretry, der sonst keine andere Musik wie seine eigene mochte, beglückwünschte Cherubini an der Spitze der damaligen Componisten. Dem Dichter ward indessen eine noch unerwartetere Huldigung zu Theil.

Am ersten Sonntage, wo die Oper gegeben wurde, war das Theater hauptsächlich mit Leuten aus dem Volke gefüllt, und auf der zweiten und dritten Gallerie befanden sich zahlreiche Wasserträger, welches Geschäft vorzüglich Männer aus der Auvergne treiben. Sonorer als bisher noch ertönte heute der Beifallruf aus den kräftigen Kehlen des Volkes, und vor Allem nahmen die Wasserträger lebhaften Antheil an ihrem theatralischen Genossen. Dieser schmuggelt nämlich einen Verfolgten aus der Stadt, indem er in seiner Wassertonne einen Unterschied anbringt, so daß sich ein Mensch im größern Theile verbergen kann, während der andere Wasser enthält, von welchem der Wasserträger absichtlich welches ausschenkt, um keinen Verdacht zu erwecken.

Den Tag darauf fanden sich um zehn Uhr Morgens ein Dutzend Wasserträger in ihrer Werkeltagstracht bei Bouilly ein. Sie brachten ihm im Namen aller ihrer Genossen den herzlichsten Dank für die Ehre, welche er ihnen in seinem herrlichen Stücke erzeigt habe, daß er sie hätte weinen machen wie Kinder. Dann überreichten sie ihm einen schönen Strauß und baten, er möge erlauben, daß sie ihm ein Jahr lang unentgeldlich seinen Wasserbedarf lieferten. Sie hätten es schon so eingetheilt, daß auf Jeden eine Woche davon käme. — Bouilly nahm die Blumen an, lehnte aber den zweiten Antrag ab, indem er geltend machte, daß die guten Leute ihre Zeit und Arbeit ohnedieß zusammenhalten müßten, um mit ihren Familien auszukommen. (Eisenbahn.)

## Tabletten.

*** (Neapel, 23. Dez.) Eine Witterung, wie man sie im Sommer nicht schöner sehen kann, begünstigt uns seit mehreren Tagen, und der wolkenlose glänzende Himmel, die warmen Sonnenstrahlen, geben dem ohnedieß um diese Zeit so regen Leben in Neapel's volkreichen Straßen noch größeren Reiz. Alles ist auf den Beinen, Arme und Reiche sorgen und sammeln für den morgigen Abend. Ungeheure Bastionen von Gemüse, Brocoli und Blumenkohl, von dessen kolossaler Form man sich kaum einen Begriff machen kann, sind an allen Straßenecken errichtet. Das ist ein Handeln, ein Feilschen, im buntesten Gemisch vereinigen sich vornehme Damen mit fein gekleideten Herren, reinliche Bürgerfrauen neben schmutzbedeckten Weibern, Offiziere aller Waffen, Geistliche und Mönche, Taglöhner und mit Lumpen bedecktes Gesindel, alles bewegt sich gleich einem Bienenschwarm am Vorabend der heiligen Christnacht. Große Schaaren von Hühnern, Kapaunen und wälschen Hahnen, die, wären sie im Fluge, die Luft verdunkeln würden, durchziehen die Straßen, hunderterlei Sorten von Fischen, Polypen, in den gräßlichsten Formen und Gestalten sind spalierweise in Toledo in unabsehbaren Reihen aufgestellt. Tausende von Facchini durch-

wandern flüchtigen Schrittes mit reich beladenen Körben auf dem Kopfe nach allen Richtungen die Stadt; sie enthalten Geschenke, die der Freund dem Freund, der Beamte seinem Vorgesetzten, der Handwerker seinem Kunden schickt und die meistens aus Lebensmitteln bestehen. Ein großartiges Geschenk ist morgen zu sehen, es ist dasjenige, das die Stadt Neapel dem König alljährlich darbringt, ein Geschenk, bei dem alles was der üppige Boden dieses himmelbeglückten Landes hervorbringt, in Prachtexemplaren vereinigt ist — eine grandiose, mit Geschmack angeordnete Ausstellung von Landesproducten, Fischen, Geflügel und allen möglichen Fleischgattungen, die in feierlichem Zuge nach der königl. Residenz getragen werden. Während in den früheren Jahren um diese Zeit die Straßen des Tags und des Nachts höchst unsicher waren, so daß man täglich neue Fälle von Straßenraub und nächtlichen Angriffen hörte, muß zum Lob der jetzigen Polizeiverwaltung bemerkt werden, daß dieses Jahr noch nicht ein einziger ähnlicher Vorfall bekannt geworden ist. Freilich durchstreifen zahlreiche Polizeiwachen die Straßen, und allenthalben sieht man namentlich des Nachts Polizeiagenten theils in Uniform, theils vermummt aufgestellt, zum Schutze des friedlichen Bürgers. Auch hat der Diebstahl von seidenen Taschentüchern rc. bei hellem Tage, wobei gewöhnlich die Fremden am schlimmsten heimgesucht wurden, beinahe ganz aufgehört. — Prinz Luitpold von Bayern hat gestern Pompeji besucht, woselbst Se. königl. Hoheit ein von Frau v. Mettingk, geb. Bethmann, angeordnetes splendides Diner anzunehmen geruhte. Der Tisch war in den so wundervoll erhaltenen öffentlichen Bädern aufgestellt, wo anfangs die Sonne, später der Mond ihr Licht durch die runde Oeffnung auf die Gäste warfen. Schon war der Mond hoch am sternenfunkelnden Himmel, als die Gesellschaft mit Fackeln durch die Gräberstraße zog, um in dem Hause des Diomed die unterirdischen Gänge und Gewölbe zu besuchen, in welche sich am letzten Tage Pompeji's die zahlreichen Hausbewohner flüchteten und daselbst von Asche bedeckt den Tod, dem sie zu entgehen wähnten, fanden. Bei'm Aufgraben nach so vielen Jahrhunderten fand man die Gebeine von, wenn ich nicht irre, achtzehn Personen, worunter die Hausfrau mit ihren Töchtern, kenntlich durch die goldenen Spangen und Ringe. Noch stehen die hohen Weinkrüge an demselben Platz, wo sie die Eigenthümer vor 18 Jahrhunderten hingestellt. (A. Z.)

*** (Rom, 28. Dez.) Seit vorgestern Abend sind die Theater geöffnet, womit die Carnevalsession begann, die kurz seyn wird, aber sehr lebhaft zu werden verspricht. Im Theater Apollo, dem Range nach dem ersten der hiesigen vier großen Theater, wird Donizetti's Luzia Borgia, wegen Familienrücksichten unter verändertem Namen, mit vielem Beifall gegeben. Eine Reihe Feten sind von den Botschaftern Oesterreich's und Frankreich's, so wie von dem russischen Minister, von den Herzogen von Torlonia, Doria rc. bereits angekündigt. Der Carneval mit seinen Festini wird die übrigen Abende einnehmen. — (A. Z.)

*** (Dresden, 2. Januar.) Bei dem Personal unserer Bühne sind wesentliche Veränderungen vorgegangen. Im Laufe des letzten Jahres verließen uns Heckscher und die Damen Bauer und Anschütz. Der Tod entriß uns Pauli. Neu engagirt sind Gerstoefer und Dem. Beyer. An Pauli's Stelle wird wahrscheinlich Quanter aus Kassel treten. An neuen Stücken sahen wir in letzter Zeit den Ritter von Rhodus und gestern den Sohn der Wellen. Ersteres Stück, von einem ungenannten Verfasser, (dem Fürsten Lynar, wie bekannt geworden) ist einer Polemik entgegengetreten, welche einige Worte zur Verständigung erforderte. Das Stück, ein Drama in 4 Akten, behandelt einen historischen Gegenstand, die Vernichtung der Rhodiserritter. Der Autor hat sich als Aufgabe gestellt, den Sieg des Christenthums über den Islamismus darzustellen. Das Ganze ist reich an Situationen, die jedoch hin und wieder etwas bizarr erscheinen können, und entbehrt einer edlen Sprache nicht, obschon auch in dieser Beziehung Ausdrücke, wie: Gott stärke mich! Anlaß zu Spott geben konnten, wenn man sie eben nicht im Ganzen betrachtete, sondern herausriß. Bei der glänzenden Ausstattung, welche ihm Seitens der Direktion zu Theil ward und dem wirklich guten Spiel der Darsteller hätte jenes Drama, wenn auch nicht gerade den ausgezeichneten Erfolg mancher Götheschen und Schillerschen Dramen, doch jedenfalls einen befriedigenden haben können, wenn nicht außerwesentliche Umstände die Stimmung des Publikums bedingt hätten. Abgesehen nämlich davon, daß die Stellung des Verfassers ein besonderes Zuströmen des Adels, und anderer Seits eine vorgefaßte Meinung des übrigen Publikums veranlaßte, so hatte irgend wer, aus übelangebrachter Freundschaft für den Verfasser eine Menge Claqueurs in das Haus gebracht, welche sehr häufig an ganz unpassenden Stellen ihren Applaus kundgaben. Dies erregte anfangs Staunen, endlich Mißstimmung, welche selbst das Gute am Stück verkennen ließ. Die ganze Tagesliteratur trat nun gegen das Stück auf, und die Direktion vermuthete wahrscheinlich bei der zweiten Aufführung eine Unterbrechung desselben durch allgemeines Pochen. Dieser zu begegnen, wurden nun namhafte Quantitäten von Polizei und Militair unter das Publikum vertheilt, welche jeden Pocher sofort zur Ruhe zu verweisen beauftragt gewesen seyn sollen. Da man nun den in obgedachter Beziehung vielleicht nicht ganz unbegründeten Unwillen im Hause selbst unterdrücken mußte, so brach nach der zweiten Aufführung der Unmuth sich in verstärkter Masse, mit Hülfe der Tagesliteratur, Bahn, und so sind die Aufsätze entstanden, welche in fast allen hiesigen und Leipziger Blättern seit Mitte des Dezembers zu finden sind, und die nach dem vorbemerkten nicht eigentlich dem Stücke, sondern hauptsächlich jenen unberufenen Claqueurs und den von der Direktion getroffenen Maaßregeln gelten.

*** (Christiania, 23. Dec.) Ole Bull, den wir seit seiner Zurückkunft ins Vaterland nicht gehört hatten, ist nun von Bergen hier angekommen und hat zum Besten der Theaterpensionskasse ein Concert gegeben, in welchem er unter Andern eine neue Composition: „Die Nacht, die Morgenröthe und die Saga" (Natten, Morgenröden og Sagen) vortrug, die einen religiös-kirchlichen Charakter hat und vielleicht gediegener und poetischer als seine übrigen Compositionen ist. Auch seine „Norwegens Gebirge" (Norges Fielde) hörten wir hier zum ersten Mal, und er erregte dadurch einen allgemeinen Enthusiasmus, da wir in ihnen unsere Bergmelodien wieder erkannten und in dem wogenden Tonmeer, über welchem die eine Violinstimme als klagendes, schwermüthiges Echo schwebt aus den tiefen Thälern und öden Hochebenen, die Gesänge und Erinnerungen unserer Kindheit auf eine geniale Weise in einem trefflichen Bilde der Naturpoesie unsers Landes vereint fanden. Sein Spiel, im Ganzen minder bizarr als früher, soll, wie allgemein angenommen wird, an Klarheit und Tonfülle gewonnen haben. Es ist seine Absicht, bald eine neue Kunstreise ins Ausland zu unternehmen; man wird dann hören, ob Ernst, Beriot und die Andern, welche in der letzten Zeit seinen Namen verdunkelt haben, höher als er gestellt zu werden verdienen, und ob es wahr ist, was man behauptet hat, daß es blos eine Mode, eine Grille gewesen, die Ole Bull seinen Namen als Künstler verschafft.

*** (Gräfrath, 5. Jan.) In einer hiesigen bedeutenden Landwirthschaft wurde der zum Brauen in Gährung gesetzte Stoff aus Versehen in die Tröge des Rindviehes geschüttet, welches denselben begierig hinunterfraß, aber in Verlauf weniger Stunden daran starb. Zwölf Kühe wurden auf diese Weise absichtslos vergiftet, deren Werth sich auf 600 Thaler belaufen haben soll. (Rh. u. Mos. Z.)

*** Wilhelm Kunst hat die Redaction der „Rosen" in Folge seiner Biographie im „allgemeinen Theater-Lexikon" mit einem Briefe beehrt, in welchem er sagt, daß er wegen Contractbrüchigkeit höchstens vier Mal gerichtlich belangt worden sey!"

*** (Die Hutfrage oder Mißbrauch des Hutabnehmens) beim Grüßen ist schon von Goethe ein Mal angeregt, seine Worte sind aber wenig bekannt oder zu früh vergessen worden. Hier sind sie:

Ehrt die Frauen! Begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittigem Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts.
Glaubt's dem Erfahrnen! Jede erlaubt's.
Wollt Ihr, trotz Hippokratischem Schelten,
Denn mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf den Locken, auf Glatzen fest sitzen.
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand!"

*** Wien. (Das neue Jahr hat uns neue Banknoten gebracht.) Sie sind viel zu schön für Credits-Papiere. So sehen die englischen Stahlstiche in den Almanachen aus. Je höher die Beträge gestellt sind, auf welche sie lauten, je höhere steigt ihre Eleganz. Die ganze Stadt ist darüber in freudiger Bewegung, und die Nationalbank ist darum seit drei Tagen förmlich bestürmt worden. Jeder will sich diese lieblichen Noten einwechseln. Es wurden Stücke zu 5 fl., 10 fl., 50 fl., 100 fl. und 1000 fl. ausgegeben. Bemerkenswerth ist, daß die ersten Künstler der Residenz daran gearbeitet haben, daß das Papier ein, in dieser Anwendung nie vorgekommenes Fabrikat, und dasselbe so stark ist, daß man an einen Streifen von etwa einer halben Elle eine Last von 35 Pfunden frei hängen kann, ohne daß der Streifen bricht oder reißt — Die österr. kais. Nationalbank verdient den lautesten Dank für diese herrlichen Banknoten, und ihre Schönheit ist eben so preiswürdig, als ihre, aus ganz verschiedenartigen Kunstleistungen ersten Ranges zusammengesetzte, von Sachverständigen und Künstlern reiflich übersonnene Fabrikation für die Besitzer höchst beruhigend ist.

*** (Der Dichter Milton) war in seiner Jugend von sehr anziehendem Aeußern, und er wurde als Student von seinen Commilitonen gewöhnlich „die Lady von Cambridge" genannt; ein Beiname, den er nicht sehr goutirte. Er machte einst an einem warmen Sommertage einen weiten Spaziergang aufs Land, und wurde so sehr erhitzt und ermüdet, daß er unter einem Baume niedersank und einschlief. Ehe er erwachte, fuhren zwei Damen, in einer eleganten Equipage vorüber. Angenehm überrascht durch die Liebenswürdigkeit seines Aeußern, stiegen sie ab: und nachdem sie ihn eine Zeitlang, wie sie glaubten, unbemerkt betrachtet hatten, zog die jüngere, welche sehr schön war, ihr Taschenbuch hervor, schrieb einige Zeilen auf ein Stück Papier und steckte es mit zitternder Hand in die seinige. Unmittelbar nachher setzten Beide ihren Weg fort. Einige Bekannte Milton's, welche ihn suchten, hatten dieses stille Abenteuer beobachtet, waren jedoch zu weit entfernt, um sich sogleich überzeugen zu können, daß der so sehr begünstigte Theil darin der nachher so berühmt gewordene Barde war. Als sie näher kamen, erkannten sie ihren Freund, dem sie das Vorgefallene erzählten. Milton entfaltete das Papier, und las mit Erstaunen einige Verse von Guarini, welche in der Uebersetzung so lauten: „Ihr Augen! ihr menschlichen Sterne! ihr Urheber meiner tiefsten Schmerzen! Wenn ihr, geschlossen, schon so tief mich verwundet, was würde aus mir geworden seyn, wenn ihr offen gewesen wäret?" — Milton soll später ganz Italien durchreist haben, um seine schöne Unbekannte aufzusuchen, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen.

*** (Quiproquo.) Vor einem Gerichtshof kam kürzlich folgender burlesker Vorfall vor. Ein Advokat hielt seine Rede vor dem Gericht und hatte schon lange gesprochen, als er mit einem Male inne hielt und ankündigte, er habe erst kurz vorher den Auftrag erhalten, einen Collegen zu ersetzen, und bemerke eben, daß er die Sachen verwechselt und seinen Gegner vertheidiget habe, statt ihn zu bekämpfen. Er wollte eben anfangen, in dem entgegengesetzten Sinne fortzusprechen, als man dem Gerichte meldete, die Parteien hätten sich eben unter einander verglichen.

*** In Königsberger Blättern las man neulich folgende Anzeige: „Ich Isaak Hirsch, vormals Beer, Hirsch u. Comp., mache bekannt, daß meine Frau geborne Kuh mit einem gesunden Knaben entbunden wurde, der den Namen Wolf erhielt. Schönen Dank verdient die Hebamme Sara Geyer für ihre sorgfältige Pflege." Die Königsberger nennen seit dieser Zeit Mad. Geyer die Menagerie-Hebamme.

*** Der Globe giebt folgende Abschrift eines autographischen (eigenhändigen) Schreibens des Negerkönigs von Calabar an die Capitains einiger an jener Küste vor Anker gelegenen Schiffe: „Capitain Bressy und sämmtliche Herren. — Mein Heer, es wird mir sehr angenehm seyn, Sie kommen und mit mir zu Mittag speisen zu sehen in ein Uhr. Ich bin Ihr Freund, Herzog Ephraim König Calabar."

---



---

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 12. Januar. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Rudersdorf.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 13. 13. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

### V.

Die Zigeuner zogen fort, um in der Ferne ihr Gaunerleben zu treiben; Palomita blieb zu Murviedro in dem Hause des Don Pablo von Penaparda. Es würde dies eine große Aergerniß gegeben haben, wenn man in ihr seine Geliebte vermuthet hätte, aber man war gutmüthig genug, sie für seine Magd zu halten. Pepe Capuelo war gleichfalls zurückgeblieben; als er die Wohnung der Zigeunerin bei Don Pablo erfahren hatte, setzte er sich vor dessen Thür und heftete, wie ein Hund, der seinen Herrn erwartet, die Augen auf das Haus. Benito Ramero hatte Mitleid mit ihm, nahm ihn ins Haus und erlaubte ihm, im Stalle zu schlafen und in der Küche zu essen.

Anfangs verscheuchte eine so leidenschaftliche Geliebte den Mißmuth Don Pablo's; aber nach vierzehn Tagen war seine Laune befriedigt und Schaam und Gewissensbissen waren die Folge.

Er hätte Alles darum gegeben, um nicht mehr der Gegenstand einer so aufopfernden Liebe zu seyn, aber es war nicht leicht, Palomita zu verabschieden; sie liebte mit aller Hingebung, allem Ungestüm einer wilden Natur; Don Pablo war ihr Leben, ihr Gott, für ihn hätte sie ihren Körper, ihre Seele, und, wenn es möglich gewesen wäre, noch mehr gegeben. Um ihm zu gefallen, verläugnete sie ihre Wünsche, ihre unbestimmte Eifersucht, sie wurde geduldig, unterwürfig, frei von Eitelkeit und Laune. Niemand hätte in diesem jungen Mädchen, das ganze Stunden und Tage mit gesenktem Kopfe, die Stirn auf die Hand gestützt, in trüber Erwartung da saß, und beim geringsten Geräusche auffuhr, jene thörichte Zigeunerin, jene fröhliche Tänzerin wieder erkannt. Don Pablo wurde von einer so grenzenlosen Liebe gerührt, aber sie drückte ihn schwer; er brachte seine Zeit außer dem Hause zu, mißmuthig, unruhig, unglücklich, wie er war, floh er Palomita und selbst Benito Ramero. Gewissensbisse vergifteten seine Erinnerungen; er wagte nicht mehr, an die zu denken, die er doch nicht vergessen konnte, war er allein fern von Murviedro und setzte sich ermüdet nieder auf öde Ruinen, wo kein Geräusch zu seinen Ohren drang, dann erschien jenes theure und verehrte Bild vor seinen geschlossenen Augen, er sah die Fenstern, die Eschenalleen, die Gärten des Eskurials wieder; dann zehrte die Reue, eine so edle Liebe verrathen zu haben, an seinem Herzen.

Ein solcher Zustand konnte nicht lange dauern. Die Seele Palomita's nährte Verdacht, die glühendste Eifersucht und eine tiefe Erbitterung; es bedurfte nur eines Vorwandes, um auszubrechen. Dieser fand sich bald.

Neben Don Pablo's Zimmer befand sich ein kleines Gemach, dessen Thür gleich der des Cabinets, in dem Blaubart die Leichen seiner sechs erdrosselten Frauen verbarg, stets verschlossen war. Palomita hatte oft die Thür umschlichen und durch das Schlüsselloch geblickt, ohne je etwas zu entdecken. Zuweilen schloß sich Don Pablo ganze Stunden in dem geheimnißvollen Zimmer ein, und immer kam er traurig und in sich gekehrt wieder heraus. Als Palomita ihn eines Morgens lange erwartet hatte, schmollte sie und hielt kaum ihre Thränen zurück. Sie schaute, die Stirn gegen das Fenster gedrückt, mit schwermüthigem und zerstreutem Blicke in die Straße. Don Pablo trank langsam seine Chocolade, und sprach kein Wort, um keinen unangenehmen Auftritt herbeizuführen; er erwartete mit einer gewissen Ungeduld die Dazwischenkunft eines Dritten, um nur nicht mit der Palomita allein zu seyn, alle Augenblicke sah er unruhig nach der Thür. Plötzlich stürzte wie ein Sturmwind mit aufgehobenen Händen und in bloßem Kopfe (denn in der Eile hatte er den Hut verloren) Benito Ramero hinein.

Hier, hier! rief er aus, indem er Don Pablo ein mit dem castilianischen Wappen versiegeltes Schreiben übergab, ein Courier ist angelangt. .... Er bringt dieses mit Ihrer Adresse von Madrid.

Der Graf stand, ohne etwas zu sagen, auf, er erblaßte vor freudigem Schrecken, seine Lippen zitterten, er war seiner Sinne nicht mächtig. Er entriß das Schreiben Benito's Händen und murmelte, indem er ihm einen Wink gab, hinauszugehen: Komm mit mir! Um dies zu lesen, bedarf's der Ruhe.

Palomita blieb allein am Fenster, sie schlug mit der Stirn gegen den Altan und rief, die Hände ringend, aus: Er liebt mich nicht .... er täuscht mich .... endlich werde ich meine Nebenbuhlerin kennen lernen!

Als Don Pablo eine Stunde später wieder ins Zimmer trat, fand er Palomita in dem Cabinet, dessen Schlüssel er mitgenommen hatte. Die Thüre war erbrochen, die Sonne schien im vollsten Glanze in die weit geöffneten Fenster, zum ersten Male sah ein ungeweihter Blick dieses Heiligthum der keuschesten Liebe. Ueber einem Tische, den man das Ansehen eines Altars gegeben hatte, stand das Kniestück einer schönen, jungen, blonden, schwarzgekleideten Dame; in ihrer rechten Hand hielt sie einen Blumenstrauß, die andere streckte sie aus, als wollte sie mit den Fingerspitzen eine Hand, die man nach ihr auszustrecken wagen würde, berühren. Diesem Meisterstücke gegenüber stand ein kleiner Tisch mit einem Stuhle, und auf der Erde lagen durcheinander verwelkte Blumen, zerknitterte Papiere und eine Guitarre, deren schlaffe Saiten lange nicht berührt waren.

Palomita saß, wie in sich selbst zusammengesunken, auf den Boden, und betrachtete mit stiller Wuth das Bild; sie sprang auf, als Don Pablo erschien, und schrie: Ha, jetzt weiß ich, was Du mir sorgfältig verborgen hast! Ich habe das Bild Deiner Geliebten gesehen! Also diese ist es, die Du liebst? Ha, sie soll mir weder lebend noch im Bilde entgehen!

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Erscheinung aus jener Welt.

(Aus der France musicale.)

Im Mai 1839 befand ich mich in London; die große Stadt war damals angefüllt von Reisenden aus der vornehmen Welt und mit Familien der Aristokratie, denn in London ist der Sommer die glänzendste Saison. Statt, wie es in Frankreich der Fall ist, das schlimme Wetter und das Eis des Winters durch Feste zu vertreiben, statt die Stimme der brüllenden Nordwinde durch die hundertfältigen Töne des Orchesters und das Jubellachen der Freude zu ersticken, empfangen die Engländer, gleich den Brama-Priestern, die ersten Strahlen der Sonne und die ersten Blumen des Frühlings mit dem Festesgruß. Damals nun war die italienische Oper geöffnet. Früher durfte man in diesem Theater nur in schwarzer Kleidung und kurzen Beinkleidern erscheinen und auch jetzt noch hat das Parterre in der italienischen Oper einen eleganten, coquetten Anstrich; niemals klatscht es mit bloßen Händen, und William Bean, einer der geistreichsten Redacteure der Times sagte daher einmal bei Gelegenheit eines Berichtes über die von der Persiani geärndteten Triumphe: „Das Parterre hat drei Mal die Handschuhe wechseln müssen!"

In dem Hôtel von Sablencc, in welchem ich wohnte, bemerkte ich zu jener Zeit große Aufregung. Der Wirth ging immer hin und her, sah aus wie ein Verrückter, sprach mit keinem Menschen und blieb alle Augenblicke vor einem Zimmer stehen, das mit No. 21 bezeichnet war. Eines Morgens, als ich ganz allein auf dem Vorplatze auf und nieder ging, sah ich den Wirth vor der Thüre dieses Zimmers auf den Knieen liegen. Er hörte meine Annäherung nicht, sondern war ganz in seinen Betrachtungen versunken. Ich schlug ihm leicht auf die Schulter ... da sprang er auf, wie ein umgarnter Hirsch und Leichenblässe überdeckte sein Gesicht.

— Verzeihung! Verzeihung! sagte er, vor Furcht stammelnd.

— Mein armer Amphitryon, sagte ich laut lachend zu ihm, kommen Sie zu sich, ich stelle Ihnen nicht nach dem Leben und würde auch gewiß mit allen Gutschmeckern zu thun bekommen, wenn ich einen so schätzenswerthen Koch, wie Sie sind, um's Leben brächte ...

— Oh! Ich bitte um Verzeihung, nahm er wieder das Wort ... Ich hatte, ... ich bin so bestürzt ...

— Was haben Sie denn da gemacht? Welches geheimnißvolle Wesen bewohnt das Zimmer?

— Stille, sagte der Wirth darauf und legte mir die Hand auf den Mund .... Ueber ernste Sachen darf man nicht lachen ... Können Sie sich denken, daß ich mit dem besten Willen nicht von dieser Thür hinwegkommen kann, und daß ein unwiderstehlicher Trieb mich unaufhörlich zu derselben zurückführt?

— Wie kommt das? Was giebt es denn so Interessantes drinnen?

Der Wirth näherte sich mir darauf und raunte mir zu:

— Es ist ein Geist darinnen!

— Bah!

— Ein aus dem Grabe auferstandener Todter.

— Ein Todter von Ihrer Bekanntschaft?

— Ja.

— Welchen Geschlechtes?

— Eine Frau.

— Jung?

— Ja.

— Und ... hübsch?

— Sehr hübsch.

— Zum Henker! entgegnete ich, das ist denn doch ein Geist, vor dem Sie sich mit Unrecht fürchten, mein lieber Wirth. Was? Sie sind ein Franzose und eine hübsche Frau kann Sie zittern machen? Die englische Luft hat Ihnen offenbar geschadet.

— Wenn Sie Alles wissen, mein Herr, antwortete mir der Feigling, so werden Sie mich wohl entschuldigen.

— Nun wohl! So machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, lieber Landsmann, vielleicht schwindet die Furcht, wenn wir uns zusammenthun.

— Vor einigen Jahren, erzählte mir darauf der Wirth, war ich in Manchester etablirt und hatte mich seit Kurzem verheirathet. Eine fürchterliche Unruhe störte mein Leben. Ich war eifersüchtig ... zum Sterben eifersüchtig ... Und wissen Sie warum? ... Meine Frau ging alle Sonntage allein aus und zwar ... Gott weiß wohin. Einer meiner Hausgenossen setzte mir etwas in den Kopf und erbot sich, meine Frau zu beobachten ... Ich war schwach genug, meine Zustimmung dazu zu geben und denken Sie sich nur, es kam heraus, daß meine Frau jeden Sonntag ein Kind besuchte.

— Der Kerl log ohne Zweifel, sagte ich.

— Er sprach wahr ... Ich überzeugte mich selbst ... ich sah das kleine Wesen ... Ich schüchterte die Wärterin ein und erfuhr, daß meine Frau das Kind vor ihrer Verheirathung gehabt hatte. Ich kehrte wüthend nach Hause zurück, tausend blutdürstige Ideen fuhren mir durch den Kopf; ich ging zu meiner Frau auf's Zimmer und sagte zu ihr: „Du Abscheuliche hast mich getäuscht; ich werde aber Rache nehmen!" ... Bei den Worten wollte ich meine Frau schlagen, als ein starker Schrei sich vernehmen ließ.

— Was war das?

— Ich wußte erst selbst nicht, was es zu bedeuten habe; ich hielt inne ... und sah eine blasse, braunlockige Frau hervortreten; sie kam auf mich zu .... imponirend gleich der Statue einer Göttin und erhob die Hand gegen mich.

— Rühren Sie auch nicht ein Haar auf dem Haupte dieser Frau an, bevor sie Zeit gewonnen hat, sich zu vertheidigen.

— Und womit kann sie sich vertheidigen?

— Nehmen Sie dies, benutzen Sie es und warten Sie ab ...

Die Fremde gab mir bei diesen Worten ein Papier, auf welches sie in Eile ein Paar Worte geschrieben hatte, dann nahm sie meine in Thränen schwimmende Frau mit sich hinweg und verschwand meinen Augen.

— Herr Wirth, Ihre Geschichte wird verwickelt, sagte ich ... was enthielt das Billet?

Der Wirth warf mir einen leuchtenden Blick zu, steckte die Hand in seine Westentasche und gab mir einen kleinen krausgewordenen Papierschnitzel, auf welchem folgende Worte standen:

„Geben Sie dem Inhaber dieses freien Eintritt und einen Platz in der ersten Proseeniums-Loge im italienischen Theater.
M. de B."

— Das ist aber doch eine merkwürdige Manier, einen getäuschten Mann zu heilen, sagte ich dem Erzähler.

— Scherzen Sie nicht, mein Herr, ich ging, sey es aus Aberglauben oder aus Neugierde, in's Theater und sah dort ein Stück, das einen staunenswerthen Eindruck auf mich gemacht hat.

— Das Stück hieß?

— Othello; es enthält die Geschichte eines Mannes, der seine unschuldige Ehegattin tödtet; die Haare stehen Einem dabei zu Berge... Aber können Sie rathen, welche Sängerin die Rolle der unschuldigen Gattin gab?... Es war die Fremde, die in meinem Gasthofe wohnte... In der Scene, in welcher Desdemona dem von Othello geführten Todesstreiche auszuweichen sucht, rief ich laut aus: „Gnade, Gnade, tödten Sie sie nicht!"... Als das Stück vorüber war, fiel ich in Ohnmacht.

— Ich sah den Wirth an; das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen... Seine Augen glänzten von dichterischem Feuer; dieser im Ganzen wenig gebildete Mann war von seinem Thema völlig ergriffen worden... die Leidenschaft hatte seinen alltäglichen Organismus galvanisirt.

— Nun! sagte ich zu ihm; und Sie haben darauf Ihrer Frau verziehen?

— Ja, antwortete er; ich reichte ihr die Hand; armes Geschöpf, sagte ich zu ihr in Gegenwart der Fremden, möge Gott Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe und möge er aus dem Buche Deiner Sünden diejenigen ausstreichen, für welche das Zeugniß uns vertilgt.

— Herr Wirth, entgegnete mir darauf die Fremde; ich schwöre es Ihnen bei den Tagen, die mir Gott noch verleihen wird, Ihre Frau ist nicht schuldig; es wird der Tag kommen, an welchem ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen kann.

— Ach! mein Herr, dieser Tag sollte nicht erscheinen; die Fremde wurde nach einem geistlichen Concerte, in welchem sie gesungen hatte, bettlägerig... sie erstand nicht wieder vom Lager... sie ist gestorben... und hat mein Geheimniß mit sich in's Grab genommen! Meine Frau hat sich niemals rechtfertigen wollen, denn sie hätte ein Geheimniß preisgeben müssen, das zu bewahren sie geschworen hatte... Ich habe den Mann der Verstorbenen befragt; er aber sagt, er wisse nichts von der Sache und ich glaube es, denn der Mann ist unfähig zu lügen; mein Glück ist auf diese Weise in dem Sarge Derjenigen vergraben, welche allein es wieder hätte erstehen machen können. — Aber das ist nicht das einzige Wunderbare an der Geschichte; die Frau, in dem Zimmer, vor dessen Thür Sie mich überrascht haben...

— Nun...

— Ich habe die Fremde in ihr erkannt.

— Die Fremde?

— Ja, die Verstorbene.

— Sie scherzen.

— Nein, sie trägt dieselbe Kleidung, in der ich sie im italienischen Theater gesehen habe; ich habe sie erkannt. ...

— Der Mann ist verrückt, dachte ich bei mir.

Ich wollte mich entfernen, als die Thüre des geheimnißvollen Zimmers sich öffnete, eine junge Dame aus derselben hervortrat und zu dem Wirthe sagte:

— Ich habe nicht unabsichtlich Ihr Hôtel gewählt, Herr Wirth. ...

— Sehen Sie, sagte der Wirth zitternd zu mir; ich bin nicht toll.

— Ich habe Sie in Manchester gesucht.

— Er hat doch Recht, dachte ich bei mir und schauderte unwillkürlich zusammen.

— Ich bringe Ihnen, fuhr die junge Frau fort, was Ihnen versprochen worden ist.

Bei den Worten gab sie dem Wirthe einen versiegelten Brief... dieser fiel vor Schrecken auf die Knie.

— Es ist... die Handschrift meines Billets, sagte er; die Todte hat mir geschrieben... Sie sind aus dem Grabe auferstanden?

— Ich? sagte die Dame, aus dem Grabe auferstanden! Ich sehe doch wohl nicht gar wie ein Gespenst aus? Nein, Freund, gewiß nicht.

— Und doch ist es die Stimme, es sind die Augen, es ist die edle Handbewegung Derjenigen, die nicht mehr vorhanden ist... Und die Handschrift...

— Es ist die Handschrift meiner armen Schwester, sagte die Dame, ich erfülle einen ihrer letzten Aufträge.

Der Wirth faßte bei diesen Worten wieder Muth; er öffnete den Brief, las ihn und rief vergnügt aus: Ist das wirklich wahr?

— Ja, entgegnete die junge Frau, meiner Schwester war die ganze Intrigue bekannt. Ihre Frau ist unschuldig; das Kind, das sie als das ihrige hat erziehen lassen, war der Sprößling der Tochter eines vornehmen Hauses, deren Ehre sie durch ihre Verschwiegenheit gerettet hat, der Miß G..., welche nach dem Tode ihres Vormundes den Vater ihres Kindes geheirathet hat.

— Und meine Frau hat Muth genug besessen, um meine Vorwürfe geduldig zu ertragen?

— Um Ihr Glück zu machen, fuhr die Dame fort, denn man hat ihre Hingebung mit tausend Pfund Sterling vergütet, welche Ihnen ausbezahlt werden sollen. Meiner Schwester ist es gelungen, Ihren Zorn zu besänftigen, dadurch, daß sie Sie den Othello in London sehen ließ; sie hat Ihnen beweisen wollen, daß ein eifersüchtiger Mann leicht eine unschuldige Frau verläumden kann; es ist ihr gelungen, ohne daß sie das Vertrauen verletzte, das ihr geschenkt worden war... sie hat Sie dem Glücke wiedergegeben; beten Sie bisweilen für sie.

— Madame, sagte ich zu ihr, ich bin zum Vertrauten geworden in diesem kleinen Drama, in welchem Sie eine so schöne Rolle spielen; ich weiß Alles, außer den Namen Ihrer Schwester und dem Ihrigen.

— Den kann ich Ihnen sagen, entgegnete das schöne Kind; meine Schwester hieß Malibran, ich nenne mich Pauline Garcia.

Bei diesen Worten verschwand sie.

Ich versank in tiefe Träumereien über dies sonderbare Zusammentreffen, als das Geräusch von Küssen mich in die lebende Welt zurückrief. Ich drehte mich um. Hinter mir stand der Wirth, seine Frau lag in seinen Armen.

Leo Lespés. (Lit. u. krit. Bl. der B.)

## Tabletten.

*** Schwerlich gibt es in Deutschland einen Buchhändler, der auch zugleich Butterhandel triebe. Daß aber zu Delft in Holland ein solcher betriebsamer Mann, A. van Alphen genannt, lebt, Das ersehen wir aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 111, wo ein Rundschreiben dieses Bibliopolen abgedruckt ist. Dasselbe lautet: „Myn Heer Confrater! Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß von mir neben dem Buchhandel mit meinen Söhnen auch der Butterhandel betrieben wird. Die Delft'sche Butter ist wegen ihrer vortrefflichen Beschaffenheit allgemein gesucht, und es wird mein Bestreben seyn, stets die allerbeste Sorte zu liefern, indem ich bei meinen ausgebreiteten Beziehungen von solcher die beste Auswahl habe. rc. Delft, im Oktober 1841. — ! —

*** (Ein Börsespekulant.) Die Vögel von Amathunt, welche Cypris an ihren Wagen spannt, die poetischen Segler Homer's und Virgil's, werden seit einiger Zeit von den Börsespekulanten benützt. Man bindet ihnen nämlich unter die Flügel oder um den Hals die Nachrichten von den Ereignissen, welche von Monat zu Monat Europa ein wenig erschüttern. Man reißt sie von ihren Weibchen, aus ihren Nestern, und be-

lasset sie mit den Verhandlungen der Parlamentshäuser oder der Kammern, mit Stock- und Consols-Cursen. Was wird jetzt aus Lafontaine's: „Deux pigeons s'aimaient d'amour tendre!“ Es gibt jetzt selbst unter den Tauben keine Liebe mehr. Fliegende Courszettel, fliegende Hausse, fliegende baisse, euch erwarten zehn oder zwölf Liebhaber in den Gestalten von Wechselsensalen. Eine Taube wurde unlängst von Dover nach Calais losgelassen; allwo sie ein Speculant auf spanische Renten ungeduldig erwartete. Allein er harrte vergebens auf seinem Thurme der geliebten Taube, sie kam nicht. Es wurde zwei, drei Uhr, sie kam noch nicht. Es wird Nacht, noch nichts. Der trostlose Spekulant steigt endlich herunter von seinem Thurme, mit Schmerz an den Verlust denkend, welchen ihm die Verspätung der geflügelten Post verursachen werde. In einigen Stunden wird nämlich alle Welt so viel von der spanischen Frage wissen wie er. Er ging in die Stadt, um sich in einem Wirthshause zu trösten. Da erblickte er in einem Winkel einen Haufen Taubenfedern. Sterne hätte ein ganzes Kapitel über diese Federn geschrieben; unser Spekulant schrieb nichts, aber er sagte zum Gastwirth: „Woher kam diese Taube?“ „Vom Himmel.“ — „Vom Himmel? Sie ist also bei Ihnen heruntergefallen?“ — „Ja.“ — „Das ist also eine englische Taube?“ — „Ich habe dies an ihrer Aussprache nicht erkannt.“ — „Was hatte sie unter den Flügeln?“ — „Herrliches Fett.“ — „Was haben Sie mit ihr angefangen? Unglückseliger!“ — „Ich habe sie einem Schmuggler überlassen, welcher nach Rouen gereist ist.“ — „Haben Sie sie erst ausgeweidet?“ — „Nein!“ — Ich athme freier. Geschwind Pferde nach Rouen.“ — Vier Meilen von Calais holte der Spekulant den Schmuggler ein. Mit der größten Höflichkeit ersuchte er ihn um die Taube. „Sie kommen zu spät, ich habe sie einem Zollbeamten überlassen, der zwei Stunden von hier in einem Dorfe wohnt.“ — „Mein Gott, wie kann man eine Taube verkaufen; mit den edelsten Dingen Schacher treiben!“ — Es wurde gleich umgekehrt und in die Wohnung des Douanier gefahren. — „Ihre Taube, haben Sie sie vielleicht schon gegessen?“ — „War sie vielleicht vergiftet?“ — „Nein, sie mußte etwas unter dem Bauche haben.“ — „Kontrebande vielleicht? Hätte ich also bald Kontrebande gegessen?“ — „Sie haben sie also nicht gegessen?“ — Da haben Sie hundert Louisd'or, geben Sie mir Ihre Taube.“ — Sie bekommen, ihr die Eingeweide herausnehmen, war das Werk eines Augenblicks. Der Vogel enthielt ein Billet. Gewiß eine wichtige Neuigkeit, folgende: „My dear! der nächste Karneval wird sehr brillant in London werden, schicken Sie mir ehestens die Kostumes von Uriel und Phoebe, nach denen der Tänzerinnen im Ballete „Le Diable amoureux“ kopirt. Miß Anna.“ — Der Spekulant fiel in Ohnmacht.

*** (Deutsch und Französisch.) Ein deutscher Redacteur wurde von einem Schauspieler besucht, der sich, da er eben Gastrollen geben wollte, Jenem empfahl, und durch allerlei Aeußerungen feinstens zu verstehen gab: er verlange eine Begünstigung im Urtheil nicht umsonst. Zuerst bot er seine Vermittelung an, wenn dem Herrn Redacteur diese oder jene Delikatesse aus der und jener Stadt, die er gastspielend noch berühren werde, zu haben beliebe. Da dies abgelehnt wurde, ließ der Schauspieler die Sache fallen und das Gespräch blieb nun bei seinem Zweck; der Redacteur aber, nachdem er den Besucher entließ, fand auf seinem Schreibtisch zwei Goldstücke. Erst mißgestimmt, dann aber lachend, schickte er die zwei Louis'dor an eine Wohlthätigkeitsanstalt und deren Quittung dann dem Schauspieler. Dieser war übrigens in seinem Fache ein ganz tüchtiger Mann, der Redacteur durft' ihn loben, und that es auch. — Anders verfuhr ein Pariser Redacteur. Er verfolgte eine nicht talentlose Schauspielerin fortwährend mit Tadel, diese sandte ihm endlich, auf den Rath eines Freundes, dreißig Louisd'or, und siehe da, der Tadel verstummte, aber freilich, von Lob war auch keine Rede. Da entschloß sich die Schauspielerin, den Redacteur zu besuchen, und sie begann nun: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mich unterstehe, zu fragen —?“ — „Ah, Mademoiselle“, unterbrach sie sogleich der Redacteur, „die dreißig Louisd'or sind richtig eingegangen; Sie haben auch gesehen, daß ich schwieg. Aber dazu, daß ich loben soll, reicht die Summe nicht hin!“ Die Schauspielerin gab ihm sogleich wieder dreißig Louisd'or, und auf die Frage: „Sind Sie nun befriedigt?“ erfolgte rasch die Antwort: „Zu allem Dank!“ In der nächsten Nummer stand nun die Quittung über empfangene sechzig Louisd'or mit der Angabe, weshalb er sie erhalten. Jener Freund, welcher der Schauspielerin den Rath gegeben hatte, war übrigens ein junger Engländer, dem sie auch die gezahlte Summe verdankte. — Mancher mag wohl finden, der deutsche Redacteur wäre zu gelind verfahren; daß aber der französische Redacteur im höchsten Grade nichtswürdig handelte, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Wir haben auch in Deutschland Journalisten seines Schlages, und es wäre an der Zeit, ihre Gemeinheiten ohne Schonung zu veröffentlichen!

*** (Magyarismus und Slavismus in Syrmien) Bei der am 23. November stattgehabten Restauration in Vukovar versuchte Herr von Bossanyi (Sohn) die Versammlung in ungarischer Sprache anzureden, fand aber eine solche Opposition, daß er nach mehrmals wiederholten Versuchen schweigen mußte. Ein Pfarrer rief ihm gleich anfangs zu: Lingua Hungarica hic non habet locum!

*** (Komisches.) Zu Lismore machte der Postmeister Mr. Huddy eine Reise von viertehalb Meilen nach Fermoy auf folgende Weise: Seine Kutsche war ein Austernfaß auf vier Rädern, und sein Gespann, das er selbst mit einer gewöhnlichen Fuhrmannspeitsche lenkte, bestand aus einem Schweine, einem zahmen Dachse, zwei Katzen, einem Igel und einer Gans. Er legte seinen Weg in sechs Stunden zurück und gewann dadurch eine Wette von 25 Pfund Sterling.

*** (Sachsen und London.) In dem sächsischen Volkskalender „für 1842“ befindet sich eine Vergleichung der Größe des Königreichs Sachsen mit London, und unter Anderm heißt es: „Läßt man die ganze aus 12,000 Mann bestehende sächsische Armee an sich vorüber marschiren, drei Reiter-Regimenter, eben so viele Infanterie-Regimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie rc., so hat man erst — die Nachtwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden.“ —

## Geographischer Verein.

Freitag den 14. Januar, Abends 7 Uhr, im Hörsaale: über die neuesten Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Geographie, eine Skizze von Dr. med. Bögner.

Auflösung des Räthsels in Nro. 8.

Stets.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 13. Januar. Egmont, Schauspiel in 5 Abth. von Göthe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 14. 14. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizusäzen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten stürzte sie sich mit gezücktem Messer auf das Bild, es wäre um das Meisterwerk Benito Ramero's geschehen gewesen, wenn dieser sich nicht der Palomita entgegen geworfen hätte.

Zurück! schrie er mit dem heiligen Zorne eines Künstlers, den man verstümmeln will, zurück! Dies ist mein bestes Gemälde, und berühre es nicht, bei Deinem Leben! Eben so ungestraft könntest Du Deine Hand gegen mich, wie gegen mein Werk erheben!

Nicht ohne sich zu sträuben, wich sie zurück. Don Pablo beobachtete in der Erbitterung, worin ihn dieser Auftritt versetzt hatte, ein düsteres Schweigen.

Eine wahre Löwin! sagte Benito, sie noch immer festhaltend, sie ist schlecht gezähmt. Aber Gottlob, es hat ein Ende. Wir reisen diese Nacht ab.

Die Arme der Zigeunerin fielen schlaff nieder, sie bebte vor Erstaunen und Schreck zusammen; die letzten Worte Benito's hatten sie wie ein Blitzstrahl getroffen, sie wollte reden, aber sie konnte in ihrer Bestürzung kein Wort finden. Don Pablo empfand Mitleid mit ihr, sein Zorn legte sich, er ging zu ihr und sagte, indem er ihre Hand ergriff:

Dies kann nicht länger bestehen, Du mußt uns verlassen. ....

Also jagen Sie mich fort! unterbrach sie ihn mit dumpfer Stimme.

Nein, im Gegentheil, ich gehe von hier fort, ich verlasse Murviedro, Du kannst mir nicht folgen. ....

Weßhalb nicht?

Weil es ein großes Aergerniß geben würde, weil mir eine Laufbahn, eine Zukunft bevorsteht, in der Dein Platz nicht neben dem meinigen seyn kann. Unser Verhältniß würde Dich und auch mich unglücklich machen. Du kannst Dich an unsere Lebensweise nicht gewöhnen, Dir ist Freiheit, freie Luft und das umherschweifende fröhliche Leben der Zigeuner Bedürfniß. Du wirst noch jetzt die berühmteste Tänzerin unter den Deinigen seyn, ich werde Dir so viel Geld geben, daß Du Dir den schönsten Schmuck, den je eine Zigeunerin getragen hat, kaufen kannst. Du wirst Dich sehr glücklich fühlen. ....

So glücklich, wie ich war, als ich Ihnen auf dem Wege zum Eskurial begegnete, nicht wahr? unterbrach sie ihn. Sie denken, ich kann es machen, wie Sie, Alles vergessen und Sie heute verlassen, als hätte ich Sie niemals gekannt? Ihnen, mit Ihrem Herzen, mit Ihren Empfindungen ist dies leicht. Mit einem armen Mädchen, einer Zigeunerin braucht man nicht viele Umstände zu machen, sie gefällt, man nimmt sie, man läßt sich lieben, man duldet ihre Aufopferung, ihre Liebkosungen; gefällt sie nicht mehr, so sagt man zu ihr: Geh! Was kümmert's, ob sie weint, duldet und stirbt. Es geht ihr, wie einem Hunde, der seinem Herrn keine Dienste mehr leisten kann, — will er diesen nicht verlassen, so hängt man ihm einen Stein um den Hals, und läßt ihn ersäufen.

Welcher Eigensinn! unterbrach sie Benito, wer spricht von allen dem? Wie kommst Du auf Vergleiche von einem Herrn und einem Hunde, den man ersäufen will? Don Pablo will Dich glücklich machen, im Gegentheil. ....

Ja, es ist zu meinem Glücke, daß er mich zu entfernen wünscht. Bei meiner Seele! Der Rath ist gut. Sagen Sie mir nur, wohin ich gehen soll?

Du kehrst zu den Deinigen zurück.....

Sie meinen, daß dies möglich ist, nachdem ich einen Monat lang im Hause des Don Pablo von Penaparda geschlafen habe? Aber wissen Sie, bei uns ist es nicht, wie bei Ihnen, bei uns sind die Mädchen verständig, und auf Untreue der Frauen steht Todesstrafe.....

Wie? was sagst Du? unterbrach sie Benito.

Ich sage, daß, wenn ich zu den Meinigen zurückkehrte, ich meines Lebens nicht sicher wäre. Diese wissen es, daß ich hier geblieben bin, um die Geliebte des Grafen von Penaparda zu werden. Machualo, einer von unsern Männern, dem ich zur Frau bestimmt war, ist vor seiner Abreise um das Haus geschlichen. .... Sein Messer ist scharf geschliffen. .... Aber dies fürchte ich nicht, wenigstens. .... Ich fürchte Niemand. .... Nur allein fürchte ich, verlassen zu werden.... Nein, gnädiger Herr, Sie werden mich nicht so verlassen, Sie werden mich mitnehmen. .... Ich will geduldig, unterwürfig seyn. .... Aber würde ich leben können, ohne Sie zu hören, ohne Sie zu sehen, und wäre es täglich auch nur einen Augenblick? Alles kann ich erdulden, nur nicht Ihre Abwesenheit. .... O gewiß, Sie werden mich mitnehmen!

Don Pablo, auf seinem Entschlusse beharrend, schüttelte bekümmert den Kopf. Da schrie Palomita außer sich vor Wuth: Wohlan, ich werde Dir gegen Deinen Willen folgen! Geh', aber Du sollst mich nicht ungestraft verlassen! Ha, ich will mich rächen! .... Glaubst Du, daß ich Dich abreisen lassen werde? Nein, nein, ich will mich auf die Schwelle des Hauses legen, und nur über meine Leiche sollst Du es verlassen können! Ei, seht den braven Edelmann, der ein armes Mädchen mit Füßen tritt, das ihn so treu geliebt hat! .... Du bist ein Verräther! .... Ich weiß, wohin Du gehst, ich habe es geahnt. .... Du willst jene Frau heirathen. .... Du schmeichelst Dir wenigstens mit der Hoffnung ... aber ich will mich zwischen Euch werfen, und ständet Ihr vor dem Altare! .... Du wirst sie nicht heirathen! .... Ich bin arm,

verachtet, ich stehe allein da, gegen Dich, gegen Alle, aber, Don Pablo, ich bin Palomita, und trage in meinem Aermel stets ein Messer! .... Wohlan! versuche es, mir zu entgehen. —

Erschöpft hielt sie inne, dann ergoß sie sich wieder in Thränen und Bitten. Keine Spur mehr von Stolz bei diesem einst so hochmüthigen und eitlen Mädchen! Adel der Gesinnung und Selbstbeherrschung, welche die Erziehung geben, konnten nicht auf sie wirken, sie überließ sich ungehindert der ganzen Heftigkeit ihres Schmerzes, ihrer Liebe, ihres Zornes. Don Pablo, obwohl durch Gewissensbisse gefoltert, blieb trotz ihrer Vorwürfe und Bitten seinem Entschlusse treu, er war wie vernichtet. Palomita's Verzweiflung verbitterte ihm alle Freude, von der sein Herz so voll war. Benito machte ruhig die Vorbereitungen zur Abreise. Während die Zigeunerin bald durch die Ausbrüche ihrer Wuth, bald durch Bitten Don Pablo im Zimmer wie gefangen hielt, trug man Koffer, Mantelsäcke, das ganze Gepäck der Reisenden hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Die beiden Blumen.

Im Jahre 1794, schrecklichen und heldenmüthigen Andenkens, lebte zu Nantes Fleurette Clisson, die Tochter eines braven Patrioten, welche jeden Abend heimlich in ein kleines Zimmer des elterlichen Hauses schlich; es lag in einer alten Vorstadt und in dem Zimmer war Fleurettens Mutter verschieden.

Einmal in diesem geheimnißvollen Orte angelangt, stellte das junge Mädchen ein Licht auf den Tisch; der bleiche Wiederschein hatte etwas Erschreckendes an solchem Orte; sie streuete Blumen auf das Sterbebett, zog aus dem Kopfkissen ein damals gefährliches, verpöntes Buch, ein Meßbuch! und am Fuße des Bettes niederknieend, las sie mit leiser Stimme ein Gebet für die Todten ab.

Eines Abends, nachdem sie lange gebetet und geweint, hörte Fleurette in der Ferne auf der Straße ein dumpfes Schreien; die Stimmen kamen näher, das Geschrei ward deutlicher, man rief: Nieder mit dem Chouan, nieder mit dem Verräther, nieder mit der Aristokratie! Fleurette öffnete das Fenster, ohne an die Gefahr zu denken, welcher sie ihre unvorsichtige Neugierde aussetzte. Fast zu gleicher Zeit bemerkte sie einen Mann, der über die Straße lief, wie es schien, um sich vor der Wuth des Volks zu retten. Trotz der schrecklichen Gefahr, blieb der Unglückliche plötzlich stehen, die Augen auf das halb offene Fenster und auf das Mädchen richtend; mit einem Blicke die Entfernung messend, die ihn von dem nicht allzu hohen Fenster schied, raffte er alle seine Kräfte, allen seinen Muth zusammen und schwang sich wie ein Wahnsinniger hinauf, trotz der Gefahr, sich den Kopf an der Mauer zu zerschellen. Fleurette stieß ein Angstgeschrei aus und entfloh, während die wüthenden Volkshaufen fortfuhren, in den Vorstädten herumzustöbern.

Bei aller ihrer Furcht beruhigte sich Fleurette doch leicht wieder über den Besuch des Unbekannten; es that ihr leid, daß sie ihn so übel aufgenommen, und ich weiß nicht wie, noch warum, sie entschloß sich, ihren Fehler wieder gut zu machen. In der Nacht stand sie auf, schritt durch den Hof, stieß mit fester Hand an die Thüre, die sie bei ihrer Flucht offen gelassen, und wagte sich allein in das Grabeszimmer, wo der Geist ihrer Mutter wohnte. Man denke sich den Schmerz und den Schrecken des armen Mädchens? Bei ihrem ersten Tritte erblickte sie ganz nahe am Fenster einen Menschen, der bleich und unbeweglich auf dem Boden lag; doch faßte sie sich, legte ihre Hand auf die des jungen Mannes, sie war nicht kalt; er lebte noch; mit ihrem Tuche wischte sie das Blut ab, das aus einer Wunde am Kopfe quoll; sie träufelte ihm ein wenig Wasser auf die Augen, auf die Lippen, auf das ganze Gesicht. Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirne, um sich die Haare, um die langen schwarzen Locken weg zu streichen. Langsam öffneten sich seine Augen, deren erster Blick auf das holde Antlitz des Mädchens fiel; er wollte sich erheben, allein er war zu schwach, er fiel seiner Retterin zu Füßen, knieend, mit gefaltenen Händen, in der Stellung eines Unglücklichen, welcher leidet und fleht.

Gleichsam durch eine übernatürliche Macht getrieben, trat Fleurette dem jungen Manne entgegen.

— Wer sind Sie?

— Ein Unglücklicher, ein Geächteter.

— O, mir ahnte es.

— Undankbare haben mich verrathen; das Volk hat mich verfolgt, verwundet.

— Ihr Name, Ihr Stand, Ihre Familie? Wohin gehen Sie? woher kommen Sie?

— Morgen sollen Sie es erfahren.

— Wie es Ihnen beliebt. Auf morgen also? Bis dahin bleiben Sie unter meinem Schutze.

Am andern Morgen fand der junge Mann beim Erwachen Lebensmittel, Bücher, Weißzeug, Kleider, Alles, was nöthig war, sein Aeusseres auf das Eleganteste umzugestalten. Er schlief den ganzen Tag. Gegen Abend kam Fleurette, unter dem Vorwande, wie gewöhnlich das Sterbezimmer der Mutter zu besuchen, wieder zu ihm; sie zwang ihn, sich auf einen Stuhl niederzulassen, der fast den ihrigen berührte, und ihn freundlich und freudig anschauend, sagte sie:

— So ist's recht! Ich erkenne Sie kaum wieder, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Sie haben sich ganz wieder erholt; Sie hatten blos eine leichte Wunde erhalten. Reden Sie also, ich höre Ihnen zu.

— Meine Erzählung wird sehr kurz seyn, Fleurette; ich bin der Graf von Figeac, ein Aristokrat, ein Emigrant.

— O Gott! — rief das gute Kind aus, — so ist die verhaßte Emigration wieder nach Frankreich zurückgekehrt?

— Nein, aber ich wollte wieder dahin zurück, und der Himmel hat meine Verwegenheit belohnt; ich habe Sie gesehen und werde Fleurette nie vergessen.

— Aber was hat Sie dazu bewogen, bei diesen Schreckenszeiten, bei den unerbittlichen Gesetzen, welche die Verräther bestrafen?

— Ich will es Ihnen sagen. Meine Mutter, welche meiner in der Verbannung harrt, besaß ehemals in der Nähe von Nantes ein altes Schloß, das ihr besonders durch das Andenken einer Tochter theuer, um die sie noch fünf Jahre nach ihrem Tode Thränen vergoß. Am Tage vor ihrer Abreise nach Deutschland pflanzte meine Mutter auf das Grab ihrer Tochter eine Lilie, deren doppeltes Symbol in ihrem Herzen den schier königlichen Adel ihres Hauses und die fast göttliche Unschuld der Abgeschiedenen darstellte. Meine Mutter hatte auf eine baldige Rückkehr gerechnet; sie hatte sich geirrt, gleich der ganzen französischen Aristokratie. Die Reise der Adeligen hat über einen Tag gedauert! es wird vielleicht noch viele Jahre dauern, und meine Mutter hat alle Hoffnung verloren, noch einmal auf dem Grabe ihrer Tochter niederzuknieen! Ich bin gegenwärtig ihr einziger Sohn, Fleurette, und der leiseste Wunsch ihres unglücklichen Alters ist ein Befehl für mich. Sie hat mir befohlen, heimlich nach Frankreich zurückzukehren, mich in den Garten unserer Domaine bei Figeac zu schleichen, für sie auf dem geweihten Boden zu beten, wo die Gebeine meiner Schwester ruhen und dem Grabe die Blume zu entwenden, die sie darauf gepflanzt

und mit ihren Thränen benetzt. Und o Wunder! Der Sturm hat über das Grab ihrer Tochter geweht, und hat die zarte Lilie verschont! Ja, ich habe sie wieder gefunden, auf ihrem Throne von Rasen, die holde, symbolische Blume, die Lilie, wonach meine Mutter so heiß sich sehnte! Ich habe sie tausendmal geküßt, ich habe sie mit gieriger Hand gepflückt, sie ist da, auf meinem Herzen, wo ich sie bewahre.

— Louis! rief Fleurette aus, nach einigem Nachdenken, Louis, geben Sie mir diese Blume!

— Sie zu begrüßen und anzubeten?

— Sie zu behalten als ein Andenken Ihrer Achtung, als ein Geschenk Ihrer Freundschaft.

— Nehmen Sie die Blume, Fleurette, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit, möge sie Ihnen Glück bringen! Ich gebe Ihnen einen Schatz, der mir nicht allein angehört, aber Sie haben das letzte Kind meiner armen Mutter gerettet, und die Freude meiner Mutter wird mir verzeihen.

— Ich werde, statt Ihrer, diese Blume bewahren, mit Liebe, mit Ehrfurcht! Ich schwöre es Ihnen, diese Blume wird man mir nur mit meinem Leben rauben.

Mit diesen Worten eilte Fleurette ans andere Ende des Zimmers, schlich sich in den Alcoven und zog aus den Eiderdaunen des Kopfkissens ein Meßbuch, in welches sie die Lilie legte; nachdem sie es wieder zugemacht, sagte sie zu dem Grafen Figeac: — Ihr unschätzbares Geschenk habe ich dem Andenken meiner Mutter geweiht.

Brauche ich den Lesern zu sagen, was sie vielleicht schon errathen? Der Herr Graf belog das treffliche Mädchen auf die unverschämteste Weise. Das Volk, das ihn in den Straßen der Vorstadt verfolgte, wäre berechtigt gewesen, ihm zu sagen: „Der schändliche Beweggrund Ihrer Reise ist folgender: Nachdem Ihr Euer Vaterland in der Fremde verläumdet, seyd Ihr gekommen, gegen dasselbe zu conspiriren, gegen die Fahne Frankreich's zu fechten hinter den Hecken am Wege, mit den Waffen des Verraths! Noch einmal, Ihr lügt. Und die Lilie, die Ihr Fleuretten geschenkt, und die bei Euern Projekten ein Symbol des Aufruhrs und des Mordes war, wird Unglück über sie bringen. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Wallis.) Zwölf Männer aus dem Thal Herens wollten den Markt der sardinischen Stadt Aosta besuchen. Der Weg dahin geht über den Arola-Gletscher, der sich auf den Höhen zwischen Herens und dem sardinischen Thal Bionaz wie ein Meer hinzieht. Kaum hatten die Wanderer das letzte Walliserdorf, Handeren, verlassen, als der Berg allgemach in eine Schneewolke sich hüllte. Trotz dieses bösen Vorzeichens ließen sie sich nicht abschrecken, den Gletscher hinanzusteigen. Nur zwei, denen die Kälte zu grimmig durch die Glieder schnitt, traten den Rückzug an. Die andern kamen bald auf der Höhenebene des Gletschers an. — Weit und breit lag das dicke trübe Dunkel und stürmte der Wind durch den frischen Schnee, den er zu Strudeln aufwühlte, in denen die Wanderer alle Augenblicke zu ersticken glaubten; doch rangen sie sich fort und immer weiter fort, bis endlich Einer und bald darauf ein Zweiter zurückblied und allein in dem wilden Chaos dahin irrte. Die Andern kamen endlich an das anderseitige Ende des Gletschers, wo es hinuntergeht jäh und steil in das Aosterthal und ein eisernes auf einem Felsen aufgepflanztes Kreuz seit Jahrhunderten die Grenze zwischen Wallis und Piemont und zugleich die Gräber von hundert und hundert verunglückten Wanderern bezeichnet. Hier aber konnten sie in dem wirren Dunkel den einzigen Weg, der hinunterführt, nicht finden; erstarrt von der schneidenden Kälte, bis ins Herz hinein, irrten sie lange hin und her, um den Rettungsweg aus der Todesangst und der Todesgefahr zu finden — umsonst — der Tag ging gegen die Neige. — So mußten sie sich zum Rückzug entschließen. Kaum einige Schritte zurück trafen sie auf ihren Kameraden, der sie zuletzt verlassen, der ihnen nachschwankte, wieder nicht folgen konnte und für immer zurückblieb. Ebenso konnten sie auch noch dem Andern das allerletzte Lebewohl sagen, aber nicht ihm helfen. Leider waren die Beiden nicht die einzigen Opfer; schon sahen sie den Rand des Gletschers, wie der Schiffbrüchige das Land, als ein Dritter, von Müde und Kälte gelähmt, nicht mehr Schritt halten konnte. „Lauf, lauf, oder du stirbst," riefen ihm die Kameraden zu. Hätte ich nur etwas Nahrung, so käme ich wieder vorwärts, antwortete der Arme; er hatte früher seinen Sack mit Lebensmitteln von sich geworfen, weil er ihn am Gehen hinderte. Einer seiner Landsleute setzte ihm die Brantweinflasche an den Mund, die er mit großen Zügen leerte, Muth faßte, noch einige Schritte und dann wieder Halt, für immer Halt machte. Seine Gefährten flohen den eigenen Tod; sein Hülferuf verklang in der Windsbraut, die ihn mit einem Leichentuch von Schnee zudeckte. (Sol. Bl.)

*** Der Courrier des Etats-Unis erzählt: Als der Prinz von Joinville zu Providence mit dem Dampfschiff landete, und sah, daß die Reisenden, deren mehr als 600 mit angekommen waren, so sehr sie konnten, nach dem Eisenbahnhof rannten, um sich gute Plätze zu sichern, machte er es ebenso, und sprang in einen verschlossenen Wagen, worin er seinen Sitz nahm. Bald darnach kam der französische Konsul, der den Prinzen empfangen wollte, und ihn von Wagen zu Wagen suchte, zu demjenigen, worin sich derselbe befand, fragte, ob kein Reisender den Prinzen gesehen habe, und theilte diesem, als er sich zu erkennen gab, mit, daß ein besonderer Wagen für ihn in Bereitschaft gehalten werde. Ungern verließ der Prinz seinen Sitz, und begab sich nach dem besondern Wagen hin, von dem inzwischen, als er ankam, das Publikum schon Besitz genommen hatte. Der Prinz wollte nicht, daß Jemand seinetwegen aussteigen sollte, kehrte nach dem ersten Wagen zurück, und fand nun auch diesen, gleich den übrigen verschlossenen Wagen, dicht besetzt. Er erklärte jedoch, er wolle lieber zu Fuß nach Boston gehen, als Jemanden seines Platzes berauben. Endlich entdeckte man in einem Schoppen noch einen alten offenen Wagen, das einzige verfügbare Gefährt, welches dem Zuge angehängt wurde, und worin Se. k. H. Platz nahm. Zitternd vor Kälte traf auf diese Weise der Prinz in Boston ein, und in solchem Zustand mußte er nach seiner Ankunft noch die lange Anrede eines Franzosen, der ihn bewillkommnete, anhören. Auch der Mayor in Boston hielt eine Anrede, faßte sich jedoch, zur Freude des halbe-frornen Prinzen, kürzer, als dessen erdseliger Landsgenosse. (Oberd. Z.)

*** Die zu Neu-Orleans erscheinende Gazette de la Louisiane zeigt Folgendes an: „Eben da wir unser Blatt unter die Presse geben wollten, erfahren wir, daß am 6. Dezember, Prince Town gegenüber, am Ufer des Arkansas, ein Zweikampf zwischen dem Richter Tenney und Herrn N. E. Rowley stattfinden soll. Jeder der beiden Duellanten wird mit einem Karabiner, einem Paar Pistolen, und einem Dolche bewaffnet seyn. Zuerst werden, in dreißig Schritt Abstand, die Karabiner abgefeuert, darauf sollen die Pistolen abgefeuert werden, während beide Kämpfer auf einander losgehen, und fällt dabei noch Keiner, so setzen sie das Duell mit den Dolchen fort, bis einer von ihnen tödtlich getroffen niedersinkt."

*** Zu St. Tropez fand zu Ende des vorigen Jahres die Taufe der Wittwe des berühmten Generals Allard, einer Hindu, Statt. Nach der Ceremonie war Festball, welchem die arme Wittwe mit schwerem Herzen beiwohnen, und bei demselben statt des Mannes, der bisher der einzige Gegenstand ihrer Verehrung gewesen war, den General Ventura, den glücklichen Gefährten der Abenteuer ihres Gatten, den Vorsitz einnehmen

sehen mußte, der reich an Geld und Ehren nicht mehr nach Lahore zurückkehren wird. Sie hatte bei Empfang der Nachricht von dem Tod ihres Gatten ausgerufen: „Da der Herr todt ist, so bleibt mir, der armen Fremden, nichts mehr übrig, als mich, wie die Frauen meines Landes, zu verbrennen. Die fünf Kinder der Frau Allard, die noch sehr jung ist, da sie sich schon im 12. oder 13. Jahr verheirathete, wurden schon früher, bei Anwesenheit ihres Vaters, zu St. Tropez getauft. „In meinem Vaterlande, sagte sie in aller Naivität zu den Damen von St. Tropez, galt ich für schön; hier aber, den Weißen gegenüber, bin ich bei meiner bräunlichen Gesichtsfarbe sehr häßlich."

*** In der „Leipziger Zeitung" steht folgende Trauungs-Anzeige: Ich habe sie geheirathet, daß Ihr es wißt, die ich im Rosenthal im Juni geküßt; sie ist mein Weib, Ihr mögt mich beneiden, nur der Tod kann uns einstens scheiden. Karl Bömbrak, Cassen-Rendant; Amalia Bömbrak, unverehelichte (?) Guhe, seine Gattin. P. S. Die Verlobung war am Neujahrstage. NB. ohne Schmaus und Tanz, einsam unter guten Freunden! —

*** Der „Eremit von Gauting" gibt in seiner „Reise durch England" eine Ansicht von London in folgenden Versen:

Häuser, Kirchen, große Massen,
Kothbedeckte, enge Straßen,
Gefängnisse, Paläste, Brücken,
Von der Themse bespült, zu blicken.
Schön von außen, leer von innen
Schmeichelt tolles Zeug den Sinnen.
Gewerbe, Künste, Spielzeug, Karten,
Karren, Kutschen aller Arten.
Richter, die Guineen wittern,
Lords, ein Waschweib macht sie zittern.
Diebe, die zur Nachtzeit rauben,
Henker, Schöppen ohne Glauben.
Dichter, Advocaten, Pfaffen,
Edle und unedle Affen,
Männer in der Armuth Kleidr,
Buben, keck in Gold und Seide.
Weiber, wie in allen Städten,
Fromme und die niemals beten,
Manche häßlich, manche schön,
Spröde und die's gerne sehn.
Mancher Stutzer ohne Geld,
Manche Witwe, der's gefällt,
Mancher Handel, hast du Kunden;
Wie gefällt dir's? Das ist London.

---

## Aus Berlin.

8. Januar.

Seit Monaten war die Aufführung des Trauerspiels Columbus vom Professor Werder in unsern gebildeten Kreisen bereits häufig der Gegenstand der Unterhaltung. Selten mag eine neue Erscheinung auf diesem, im Ganzen jetzt wenig beliebten Theile des theatralischen Gebiets eine solche Spannung erregt haben. Vieles trug dazu bei; der Verfasser einer der geachtetsten Professoren unserer Universität, der sich durch edle geistige Kämpfe einen Namen erworben; der Beginn der Vorstellung schon um halb 6 Uhr; ein so starkes Personal, daß selbst die Kräfte unserer reichen Bühne kaum zur Besetzung ausreichten; die Wahl des Opernhauses zur Darstellung des Werkes; endlich die mancherlei Gerüchte über die glänzende Ausstattung, einzelne Schönheiten, Seltsamkeiten rc., die sich im Publikum verbreitet hatten. Auf eine sehr lange Dauer der Vorstellung war man gefaßt, doch wurde sie im Voraus durch den Stoff entschuldigt. Der erste Act beginnt mit der bekannten Controverse der gelehrten Priester über Columbus Plan; die Einwürfe über die Unmöglichkeit der Existenz von Antipoden, d. h. Menschen, die mit dem Kopfe nach unten gingen; von dem Berge den die gekrümmte Erde bilden müsse, und den man nicht hinan segeln könne rc., boten hier einen momentan fesselnden Stoff dar. Doch zogen sich diese Scenen, die später am Hof Isabellens rc., schon sehr in die Länge, ohne daß eine Nothwendigkeit dieser Dehnung klar geworden wäre. Der zweite Act dagegen machte durch ein wahrhaft lebendiges Interesse die Fehler des ersten wieder gut. Es ist zwar nichts Neues, daß die Scene in ein Schiff verwandelt wird, aber doch etwas Seltenes, Eigenthümliches. (Weder hier noch in Laube's Trauerspiel „Monaldeschi" ist diese Benutzung der Bühne Erfindung; sie kommt schon in ältern Stücken, z. B. in dem Ballet „Paul und Virginia" vor; wir erinnern uns, sie in einem Spectakelstücke neuer französischer Art, dessen Name uns entfallen, gesehen zu haben; so auch in Klingemann's Trauerspiel „Columbus", das uns jedoch unbekannt ist, spielt der erste Act auf dem Schiffe.) Die Ausführung war ausgezeichnet schön. Der große Mast bildete den Mittelpunkt der Bühne; die großen Segel eine Art Zeltdach; das Tau- und Leiterwerk zog sich zwischen durch; man sah das Marienbildchen mit dem heiligen Lämmchen davor, rechts die Cajüte, links das Vordertheil des Schiffes. Darüber hinaus das blaue weite Meer. Alle die bekannten Einzelheiten; die Unzufriedenheit der Matrosen, der Verrath einzelner Mitunternehmer, Columbus täuschende Berechnung, endlich die Spuren des nahenden Landes, fliegende Vögel, aufgefischte Pflanzen, ein geschnitzter Stab rc., wurden uns scenisch in Erinnerung gebracht und spannten das Interesse sehr lebhaft an. Die Nacht bricht ein, das Abendgebet wird gehalten, das zweite Schiff, dem Columbus die Spitze zu nehmen durch das Sprachrohr befiehlt, segelt majestätisch hinter dem ersten vorbei; dieser scenische in der That vortrefflich ausgeführte Moment erregt einen lauten Enthusiasmus; endlich ertönt der Ruf: Land! Land! man sieht die dunkelblaue Küste in der Morgendämmerung, und unter dem Jubel der Schiffsmannschaft fällt der Vorhang. Unter stürmischem Applaus wurden Hr. Seydelmann (Columbus) und der Autor gerufen, der in ernst bescheidener Haltung erschien. So gespannt die Theilnahme auch der ruhiger Urtheilenden in diesem Akt gewesen war, so konnten sie sich es doch nicht verbergen, daß sie vielmehr in der Sache und scenischen Anordnung, als im Gedichte begründet gewesen war. Von einer organischen Entwickelung des Stückes war bis jetzt nichts zu entdecken gewesen; es war nur die dialogisirte Geschichte der Entdeckung Amerika's. Und so blieb es; daß in einer für die Menschheit so wichtigen und folgenreichen historischen Episode noch mancher spannende Moment, der sich auch zur dramatischen Darstellung eignet, vorkommt, versteht sich fast von selbst. Doch einestheils die ungemeine Länge, der stete Decorationswechsel (die Ausstattung ist übrigens ausgezeichnet), hauptsächlich aber der völlige Mangel einer wirklich dramatischen Führung und Entwickelung, zerstören diese Einzelwirkungen eben so rasch wieder. Der Dichter, der als Lehrer einen so edeln Wirkungskreis hat, wurde durch seine zahlreich anwesenden Schüler zwar hervorgerufen, auch tönte der Beifall nach jeder Scene, die nur irgend einen Anknüpfungspunkt darbot; allein dessenungeachtet ist das Werk selbst doch nur als ein verfehltes im Werth und Erfolg zu betrachten. Es kann wohl kürzer werden, aber nicht besser; der Verfasser hat sich, dünkt uns, über seinen Beruf, den hochgeachteten wissenschaftlichen Namen auch zu einem künstlerisch bedeutenden zu machen, getäuscht, und seine Freunde mit ihm. Doch die verlorene Schlacht, der Mangel an Feldherrntalent, der sich bloß legte, soll uns nicht blind gegen die tapfern Thaten machen, die in dem Kampfe geschehen sind. Würdigste Gesinnungen entwickeln sich überall; wie der Autor vom Adel, vom Königs- und Christenthum (freilich nicht nach den Anschauungen des Jahres 1492) spricht, einzelne Schilderungen (z. B. die des Sturmes im vierten Acte), Charakterzüge, (z. B. Bartolommeo Colomb's Eifer gegen den Egoismus), das Alles stellt sein Werk doch in die Reihe höherer geistiger Productionen, wenn wir es auch nicht für ein Drama halten konnen. (L. A. Z.)

---

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 14. Januar:
Großes Vocal- und Instrumental-Conzert des Liederkranzes zum Besten der Mozartstiftung.
(Abonnement suspendu.)

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 15. 15. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Um Mitternacht saß der Graf noch wacheud am Fenster, sein Auge schweifte traurig über die schöne Ebene bei Murviedro. Der Mond beleuchtete hell diese reiche Landschaft, ein frischer Meerwind rauschte in dem stets grünen Laube der Citronenbäume und in den Weinstöcken, welche das kleine Haus des Grafen von Penaparda umrankten. Auf dem freien Felde sah man nur strahlende Furchen und tiefe Schatten, Wasser und Wald. Ueber den räucherigen Dächeru der Stadt glichen die verstümmelteu Säulen des Bachustempels hohen weißen Gespenstern, die sich längs des Weges aufgestellt hatten. Palomita betrachtete diese lange, dann kniete sie zu den Füßen des Don Pablo's auf einem Kissen nieder und sagte: Da unten fand ich Dich, ach, weßhalb starb ich nicht im ersten Augenblicke eines so großen Glückes! O höre mich! Laß mich Dir folgen! Ich will Dich mit meinen Klagen, meinen Vorwürfen und meiner Liebe nicht belästigen, ich will, wenn Du es verlangst, nicht mehr Deine Geliebte, ich will Deine Magd seyn! — — Gnädiger Herr, ich will Ihnen gehorchen, Ihnen dienen und mich glücklich preisen! Ich habe in der Welt nur Sie, ich liebe nur Sie, ich bin gern die Sklavin Ihrer Befehle und Wünsche, ich nenne an mir Nichts mehr mein Eigen, Alles gehört Ihnen .... wo werden Sie eine gleiche Aufopferung finden? O richten Sie Ihr Auge auf die arme Zigeunerin, verachten Sie sie nicht so, geben Sie ihr ihren Frohsinn, ihr Leben wieder, nur Ein Wort, ein einziges Wort! Sehen Sie, ich liege zu Ihren Füßen!

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden; Don Pablo seufzte tief und bedeckte seine Augen mit der Hand, dieser Auftritt zerschnitt ihm das Herz. Er legte die Hände Palomita's in die seinige und sagte sanft: Armes Kind, Du würdest sehr unglücklich seyn, wäre ich schwach genug, Deinen Bitten und Thränen nachzugeben, Deine Lage würde in meiner Nähe unerträglich seyn, Du bist eifersüchtig. ....

Ach, Sie lieben! Sie lieben ein anderes Mädchen! unterbrach sie ihn mit dumpfer Stimme, und sah ihn mit starren und ängstlichen Blicken an, und dieses Bild .... ist es das der Geliebten?

Er zauderte einen Augenblick, und als die Zigeunerin mit drohender Miene sich erhob, antwortete er entschlossen: Ja! —

Es herrschte eine augenblickliche Stille; Palomita, bleich, wie ein Verbrecher, der eben seinen Urtheilsspruch gehört hat, stand Don Pablo unbeweglich gegenüber, ihr Blick war unstät, ihre Kniee zitterten, die Arme waren weit ausgebreitet, nur Seufzer zeugten von ihrer Verzweiflung, sie schien ihre Sinne verloren zu haben.

Don Pablo stand auf, aber Palomita warf sich zwischen ihn und die Thüre, stieß ein wildes Geschrei, ein Geschrei des tiefsten Jammers, aus, wie Jemand, unter dessen Füßen sich ein Abgrund öffnet.

Benito eilte erschrocken herbei.

Sie wollen also wirklich abreisen, jetzt abreisen? sagte Palomita, ihn am Arme festhaltend. Aber glauben Sie, daß ich Ihnen nicht folgen kann, seyen Sie überzeugt, ich laufe eben so rasch, wie Ihre Pferde. .... Wohlan! Ist Alles bereit? Wollen wir hinuntergehen? .... Wollen wir abreisen?

Zum Teufel! rief der Maler zornig, nein, wir reisen noch nicht ab! Was soll das Geschrei bedeuten? Wenn die Nachtwache hier durchgeht, wird sie glauben, daß man hier Jemand ermordet, und anklopfen.

Don Pablo nahm ihn bei Seite und flüsterte ihm ins Ohr: Dies Mädchen macht mich rasend! Was sollen wir mit der Armen anfangen?

Sprechen Sie nicht weiter mit ihr, lassen Sie sie weinen, das wird ihren Schmerz erleichtern. Mit Anbruch des Tages reisen wir ab, und wenn sie Sie nicht mehr sieht, wenn sie keine Hoffnung mehr hat, wird sie sich trösten. Während dessen bleiben Sie hier, damit sie ruhig ist. Ich will den Beutel füllen, den Sie ihr hier lassen wollen. Was für ein Unglück, so geliebt zu werden! Das ist eine Verfolgung, eine Qual! Sehen Sie, jetzt schließt sie das Fenster, sie fängt wieder an; ich gehe fort.

Der Graf setzte sich tiefbetrübt an einen Tisch, und stützte den Kopf in beide Hände. Palomita setzte sich ihm zur Seite; sie sprach nicht mehr, sie weinte still mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen. Sie war abgespannt, vernichtet, aber nicht resignirt; man sah ihr an, wie stiller Groll und heftige Entschlüsse in ihr kochten, ihr Blick haftete fest auf Don Pablo.

Der Wind bestrich klagend die Fenster, die Kerze verbreitete einen bleichen Schein um sich, Nichts regte sich in dem kleinen Zimmer, wo beide so traurig wachten. Zuweilen bewegte sich ein Schatten auf der weißen Wand, es war Benito Ramero, der durch die halbgeöffnete Thür sah. Allmählig wurden die Seufzer Palomita's schwächer, ihr Haupt neigte sich, ihre Augen schlossen sich, sie sank in einen leichten Schlummer, der durch die wunderlichsten Träume beunruhigt wurde. Die heftigen Auftritte an diesem Tage hatten sie erschöpft, die Ermüdung stumpfte alle ihre Empfindungen ab; wie man es gewöhnlich bei starken Naturen findet, dem auf's Aeußerste erregten Zustande folgte der der tiefsten Ruhe, sie schlief fest ein.

Nach zwei Stunden erschien Benito Ramero wieder. Er

blieb einen Augenblick auf der Schwelle des Zimmers stehen, und sah sich mit unruhiger Miene um. Dann legte er den Finger auf den Mund und machte ein Zeichen, daß Alles bereit sey. Don Pablo stand leise auf und warf noch einen letzten Blick auf die schlafende Zigeunerin; seine Augen füllten sich mit Thränen; er blieb vor ihr stehen, und legte den Beutel mit Geld in ihren Schooß; sie erwachte nicht. Benito Ramero winkte nochmals, und der Graf folgte ihm, die Augen mit dem Schnupftuche bedeckend, aus dem Zimmer. —

In demselben Augenblicke hatte die Zigeunerin einen Traum; es war ihr, als wäre um sie ein wildes Getümmel, Don Pablo ginge zu seinem Regimente ab, das Regiment defilirte mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen vorbei, Rosse stampften den Boden, von fern sah sie die Federbüsche wallen, und die Waffen in der Sonne glänzen. Don Pablo bestieg seinen schönen Fuchs und winkte ihr zu. .... Jetzt weckte das Geräusch der Hausthür, die heftig zugeschlagen wurde, Palomita, sie fuhr in die Höhe, wie von einer unsichtbaren Hand emporgehoben; Niemand war bei ihr, tiefe Stille herrschte im Hause, draußen hörte man den Galopp von Pferden, doch auch dieser wurde bald nicht mehr gehört. Palomita warf einen fast wahnsinnigen Blick um sich, sie raffte, die Zigeunerin auch in diesem furchtbaren Augenblicke nicht verleugnend, den zu ihren Füßen liegenden Beutel auf und stürzte ans Fenster. Sie hörte von der Chaussee her noch Pferdegetrappel, noch war es möglich, die Reisenden im Laufe einzuholen — sie stürzte sich vom Altane. Statt mit den Füßen auf den Boden zu kommen, schlug sie mit dem Kopfe zur Erde und blieb mitten auf der Straße ohne Bewußtseyn liegen.

Als das arme Mädchen wieder zu sich kam, sah sie sich an die Mauer eines benachbarten Hauses angelehnt; Pepe Capuelo kniete vor ihr und sah sie mit verstörtem Blicke an, große Thränen rannen über seine Wangen. Als sie die Augen wieder öffnete, klatschte er in die Hände und rief aus: Es lebe Palomita! Sie lebe!

Weinend sagte sie: Ach, Du bist es, Pepe, mein armer Pepe! Du hast mich nicht verlassen. .... Du bist mein Freund, mein einziger Freund in dieser Welt. Willst Du mich nie verlassen, Pepe? Ich weiß, daß Du arm, schwachsinnig und mürrisch bist, aber Du liebst mich, und nie werde ich zu Dir sagen: Geh fort! wie man zu mir gesagt hat. Weißt Du, Pepe, daß ich sehr unglücklich, daß ich verlassen bin? — Weinst Du deßhalb?

Ich weiß davon Nichts, antwortete er mechanisch, denn es glückte ihm nicht immer, seiner Zuneigung oder seinem Widerwillen Worte zu leihen. Dann fügte er sogleich hinzu: Es ist kalt, ich habe Hunger, laß uns ins Haus gehen.

Wir werden es nicht wieder betreten! erwiederte Palomita unter Schluchzen, man hat uns daraus verjagt. Pepe, wir wollen auch abreisen.

Er stand ganz erfreut auf und sagte: Und wir tanzen den Fandango wieder?

Sie antwortete nicht, und strich mit der Hand über die Stirn, gleichsam um ihre Gedanken zu sammeln.

Der Courier kam von Madrid, sprach sie leise zu sich selbst. .... Sie reisen nach Madrid. .... O ich werde mit ihnen zugleich dort ankommen, man wird mir in der Schenke des alten Chuichilla ihren Aufenthalt sagen können. Pepe, siehe, der Tag! Wir müssen uns auf den Weg machen. .... Hast Du Deinen Brodbeutel und Dein gutes Messer aufbewahrt?

Er zeigte ihr einen linnenen Beutel, auf dessen Boden sich einige Rinden befanden, und zog aus seinem Gürtel ein Messer, dessen Klinge wohl geschliffen war.

Die Zigeunerin warf noch einen Blick auf dies Haus, das sie vor Kurzem so stolz und freudig betreten hatte, dann wandten sich ihre Augen noch ein Mal nach den Ruinen des Bacchustempels, nach dem alten Theater, wo Don Pablo ihr das erste Rendezvous gab.

Lebe wohl, Murviedro, sprach sie und stützte sich auf Pepe Capuelo, lebe wohl! Ich hoffte hier lange zu bleiben, aber dort oben ist es geschrieben, daß die armen Zigeuner nirgends rasten sollen! Lebe wohl! (Fortsetzung folgt.)

---

## Die beiden Blumen.

(Schluß.)

Acht Tage verweilte der Geächtete in der gastfreien Zufluchtstätte. Was zwischen beiden jungen Leuten vorging, weiß Gott allein! Eines Morgens, vor Sonnenaufgang, trat Fleurette eiligst in das Zimmer des Herrn von Figeac, welcher noch schlief. „Auf!" rief sie, ihn weckend, „stehen Sie auf und folgen Sie mir. Ihr Aufenthalt in diesem Hause ist kein Geheimniß mehr; man hat alle Bürger dieser Straße in Verdacht; man spricht von Hausvisitationen; allein der Henker wird zu spät kommen! Morgen wird er Sie rufen, aber Sie werden heute entfliehen ... heute!... Geschwind, geschwind eine Verkleidung auf Ihre Schultern, Geld in die Taschen, und fort, auf den Weg nach der Grenze zu. Louis, verzeihen Sie mir, daß ich zittre und weine wie ein Kind, wie eine Närrin; mir ist's, als wenn ich Sie zum Letztenmale sähe, zum Letztenmale umarmte!"

Einige Stunden nach diesem Auftritte schritt der Graf von Figeac eiligst die Straße hin, sich von der Stadt entfernend. Drei Tage später gelang es ihm, sich an Bord eines neutralen Fahrzeuges einzuschiffen. Fleurette wäre schier vor Freude gestorben bei dieser glücklichen Nachricht! Von nun an blieb dem armen Mädchen, um sich zu trösten, Nichts als eine Lilie in einem Gebetbuche, die Erinnerung und das Gebet. —

Eines Abends klopfte man an die Hausthüre des Bürgers Clisson; sie öffnete sich sogleich. Das Volk strömte in seine Wohnung und durchsuchte alle Zimmer, ohne den Verbrecher zu finden, den sie dem Gesetze überliefern wollten. Als sie eben mit der Hausvisitation geendigt hatten, fiel es ihnen ein, in das Zimmer des jungen Mädchens zu dringen. Ein Mann wagte es, mit frevelnder Hand Fleurettens Bett zu berühren und das Kopfkissen zu verunreinigen, auf welchem der schönste Kopf des Städtchens zu ruhen pflegte. In demselben Augenblick sah man auf den Fußboden ein geheimnißvolles Buch fallen, und aus diesem etwas Verdächtiges herausgucken, das aussah wie eine Lilie. Du himmlische Güte! Eine Lilie und ein Meßbuch! Die Religion und das Königthum, die beide damals in offenem Aufruhre waren gegen die Nation.

Man verhörte den Vater, welcher vor Furcht bebte, trotz seiner Schuldlosigkeit, und das Mädchen, welches ihren Muth beibehielt, trotz des Bewußtseyns einer That, die damals ein Verbrechen war.

— „Was ist das für ein Buch?" fragte der Volscommissair.

— „Es sieht aus wie ein Meßbuch," stammelte der Bürger Clisson.

— „Ja wohl, es ist ein Meßbuch," erwiederte Fleurette.

— „Woher habt Ihr dieses Buch?"

— „Ich weiß es nicht," sagte Clisson.

— „Ich habe es von meiner Mutter, die an Gott glaubte," versetzte seine Tochter. „Die Geschichte dieser Lilie ist ein Geheimniß, eine Gewissenssache, ich werde mich einem Beichtvater entdecken, sobald es wieder Beichtstühle geben wird für büßende Sünderinnen."

— „Bis dahin wirst Du einstweilen Dein Geheimniß dem Tribunale des Volks anvertrauen.“

— „Mein Herz wird mich leiten!“

— „Die Gerechtigkeit wird Dich richten, schöne Büßende.“

— „Gott wird meine Richter richten!“

— „Und wird Dir fluchen, wie ich Dir fluche,“ schrie der Bürger Clisson. „Nieder mit den Chouans! Nieder mit der Lilie! Es lebe die Republik!“

Vor das schreckliche Gericht geführt, hatte Fleurette Mitleid mit den Thränen und der Verzweiflung ihres alten Vaters; sie erzählte die Liebesgeschichte, die wir so eben mitgetheilt haben; sie vergaß Nichts von diesem Geheimnisse ihres Herzens, dessen kleinsten Umstände in den Journalen und Ueberlieferungen der französischen Revolution aufbewahrt werden. Sie sprach von den frommen Besuchen, die sie täglich in dem Schlafzimmer ihrer Mutter abstattete, mit einem Meßbuche in der Hand; sie sprach von dem unglücklichen Aristokraten, den die Volksmenge damals in den Straßen verfolgte und den sie in ihrem Hause aufgenommen hatte, von der Blume, die sie ihm genommen, und von der Liebe, die sie ihm gegeben.

— „Ja,“ rief Fleurette aus, ohne zu zittern, doch nicht ohne zu erröthen, „ich klage mich an, einen Edelmann geliebt zu haben. Acht Tage lang habe ich ihn versteckt, ohne daß mein Vater darum wußte; eines Morgens habe ich den Grafen eiligst geweckt, habe ihm gerathen, zu entfliehen, und ich allein habe seine Flucht beschützt.“

— „Deine Begnadigung ist in Deinen Händen, Bürgerin,“ sprach der Präsident des Volkstribunals zu ihr; „Du mußt den Aufenthalt des Emigranten kennen; wo ist er, wo verbirgt er sich gegenwärtig?“

— „Das weiß ich nicht,“ erwiederte Fleurette, „aber ich kann Euch mit Gewißheit sagen, daß er gerettet ist.“

Um Fleurette war es gethan; sie hatte ihr Leben verwirkt. Als sie auf dem Schaffot stand, zog sie eine Blume aus ihrem Busen, die Lilie, die sie den Augen der Revolutionsmänner zu entziehen gewußt, welche sie durchsucht hatten, steckte sie insgeheim in eine ihrer Haarlocken, seufzte tief auf, sagte dem Geliebten aus der Ferne Lebewohl, senkte das Haupt — und beide Blumen fielen blutig in den Korb des Henkers.

Der Herr Graf von Figeac ist noch am Leben; er lies't vielleicht gegenwärtig diese Geschichte, die für ihn blos eine Erinnerung aus seiner stürmischen Jugend ist; sollte er keine Thräne mehr haben für Fleurette und für seine Blume?

---

## Tabletten.

⁂ (Literarisches.) „Novellen und Erzählungen von Dr. Karl Töpfer.“ (Hamburg, bei G. W. Niemeyer. 1842.) — Eine leichte hübsche Unterhaltungs-Lektüre bieten diese gesammelten sieben Novellen und Erzählungen für den, der mit der Unterhaltung keine tiefergreifenden Interessen angeregt wissen will; sie sind zum Theil aus dem modernen, socialen Leben und dessen Leere und Farblosigkeit empfangen hier einen gewissen Anstrich von Witz und Humor. Wenigstens kann man den „unheimlichen Gast“ mit seiner Lorgnette humoristisch nennen, nur müßte der Humor davon sich nicht so philiströs auf das Verdienst eines Kuppelpelzes beschränken. Was hier die Lorgnette thut, hat man schon als „Doktor Faust's Zauberkäppchen“ auf der Bühne gezeigt. — „Tanzeszauber“ bietet eine recht artige Verwickelung, aber auch hier müßten sich wohl der Sache nach ernstere Entwickelungen zeigen und der Zauber, d. h. die Behexung durch den Tanz, den Lesern nicht am Ende doch als ganz sachgemäß und unschuldig geschildert werden. — „Die Todtenhand“ und der „Schuß“ gehen in's Gräßliche, auch sogar im Titel; erstere Erzählung heißt „ein Nachtstück“ und die zweite ein „Dunkelbild.“ Das Letztere mag sich gegen das Erstere des Vorzugs, bloß „dunkel“ zu seyn, durch das officielle Ende des Heirathens würdig machen. „Liebe im Souffleurkasten“ mit der näheren Bestimmung: „nach einer wahren Begebenheit“, ist heiter und voller komischer Scenen, aber doch recht oberflächlich. — „Blutig Wiedersehen“ führt uns in das Blut der französischen Revolution, durch welche die officiellen beiden Liebenden mit einander sterben, während die im Souffleurkasten sich kriegen. — „Die Intriguanten“ endlich machen uns mit dem Hofe Ludwig's XIV., Louvois u. s. w. bekannt und die Liebe wird hier als Mittel benutzt, hinter ein politisches Geheimniß zu kommen. — Stil und Sprache sind kurz, gewandt und anmuthig, das Ganze unzweifelhaft für müßige Leute ein unterhaltender Zeitvertreib.

⁂ (Urtheil über Petrarca.) Lange hat Petrarca als Ideal eines platonisch Liebenden, Liebesdichters und Muster für Sonette gegolten; man hat dies zwar schon hie und da durch Thatsachen widerlegt, von Gewicht scheint hier aber das Urtheil eines Italieners zu seyn, der sich in jeder Hinsicht als unterrichtet und unpartheiisch erweist, Cäsar Cantu in seinem Romane: „Margherita Pusterla.“ Es heißt darin: „Den ersten Rang unter den berühmten Gelehrten in Avignon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts behauptete Francesco Petrarco, der, obgleich kaum 36 Jahr alt, schon damals in ganz Europa berühmt und den Päpsten und Prälaten lieb und theuer war. Er wohnte in Valchiusa, wenige Meilen von Avignon, wo er sich von Pfründen mästete, über Philosophie schrieb, die Verse der Provenzalen in italienischen Sonetten und Liedern wiedergab, welche den alten Spruch, daß wer selbst nachahme, sicherlich nicht nachgeahmt werde, Lügen strafen sollten; er stellte den Potentaten Gutachten aus, welche sie nicht beachteten, und machte seit vierzehn Jahren Liebeserklärungen an Laura, die Tochter des Adelbert von Noves, eines Edelmannes aus der avignon'schen Provinz, eine Dame von 32 Jahren, seit 15 Jahren verheirathet an Hugo von Sade, Syndikus in der Umgegend, dem sie einen Haufen Kinder geboren hatte, während der Dichter ihre jungfräuliche Keuschheit besang. Der Dichter bemühte sich platonisirend um Laura's Liebe, Laura aber, die sich ewigen Nachruhm wünschte, spielte die Spröde, so weit sie es durfte, um den Sänger nicht ganz aus ihrem Netze zu lassen; sie hat ihre Absicht erreicht, ob auch er, darüber sind die Physiologen und Gelehrten nicht einig.“ — Also haben Petrarca's gepriesene Liebe und Sonette eine nicht eben lautere Quelle — Nachahmung und eine Don-Quixote's-Liebe. Möge das dazu beitragen, die Rechte der tiedelnden Sonetten-Pest vollends auszurotten (Gesellsch.)

⁂ (Die Fächersprache der Spanierinnen,) welche die anderswo so beliebte Blumensprache ersetzt, soll, nach dem Urtheile des Touristen Hailbronner, ein sehr reiches und ausdrucksvolles Idiom seyn. Das anfangs sehr mühsame Studium dieser geheimnißvollen Sprache soll im höchsten Grade anziehend seyn. Wer Augen hat und nicht sieht, und Ohren und nicht hört, hat keine Ahnung von den schönen Dingen, welche eine Spanierin vermittelst ihres Fächers andeuten kann. Der lebendigste Dialog voll von Vorwürfen, Geständnissen, Ärger, Zärtlichkeit und allen Leidenschaften, welche das Herz einer feurigen Südländerin bestürmen, wird durch die mehr oder weniger schnellen und abgebrochenen Vibrationen dieses niedlichen Spielzeuges geführt. Jede Regung der Frauenherzen verräth sich im Prado durch einen Wink mit dem Fächer; eine kaum bemerkbare Bewegung desselben verräth dem Eingeweihten sogleich die Wuth der castilianischen Eifersucht oder das Feuer der Leidenschaft. Ein leises Rauschen des Fächers enthält die Geschichte eines ganzen Dramas, das vielleicht ein tragisches Ende nehmen wird; aber alle diese Zeichen sind tiefe Geheimnisse für die größten Philosophen, und die scharfsinnigsten Politiker vermögen sie weder zu errathen, noch vorherzusehen. (Wiener Zeitsch. f. Kunst ꝛc.)

*** (Rollentausch.) In einem Pariser Theater ereignete sich unlängst folgender komischer Vorfall. Zwei Zuschauer, welche sich bereits mehrere Stunden bemüht hatten, ihre Meinung im entgegengesetzten Sinne auszudrücken, waren beide — der eine vom wüthenden Applaudiren, der andere vom Pfeifen ermüdet — im Begriff, den Kampfplatz zu verlassen, als dem Claqueur ein herrlicher Einfall kam. Er sagte zu seinem Antagonisten: Hören Sie, ich kann nicht mehe applaudiren, sehen Sie nur, wie meine Hände geschwollen sind; — Ihnen dagegen ist der Athem ausgegangen, lassen Sie uns dahee die Rollen wechseln. Sie applaudiren für mich, und ich pfeife für Sie; der Künstler verliert gae nichts dabei, denn Sie sind der Dolmetscher meiner Ansicht, und ich dee Vertretee der Ihrigen. Der Voeschlag wurde mit Bereitwilligkeit angenommen, und Beifall und Tadel ließ sich mit eeneuter Gewalt in dem Saale vernehmen.

*** In Mersebueg ist Schiller's: „Cabale und Liebe" unter dem Titel: „Das Glas Limonade," Seitenstück zum: „Glas Wasser", von Seribe, zur Einnahme eines Hrn Cerf, aufgeführt worden. Das Publikum, die Prellerei des Beneficianten schon aus dem Anschlagzettel erkennend, pfiff denselben, der den Feedinand spielte, gleich in seiner ersten Seene aus. Dee Beneficiant trat vor, und bemerkte, Schiller habe dieses Stück in der ersten Handschrift: „Das Glas Limonade" genannt. Einer, der auf eine Bank gestiegen war, schrie: Möglich! Aber Seitenstück zum „Glas Wasser" hat er es nicht betitelt. Seribe lebte damals noch nicht, als Schiller schrieb. Der Beneficiant begnügte sich blos zu bemeeken: „Wer weiß es!" — — Das Gelächter wae nun allgemein, und man ließ das Stück ruhig zu Ende spielen.

---

## Die Erzählung des alten Invaliden.

„Im Kriegesdienst' ergrauet,
Von Alter stumpf und hart,
Rinnt dennoch mir zuweilen
Die Thräne in den Bart.
Und denk' ich an die Jungfrau
Und meinen lieben Herrn,
Ich möchte, wie ein Mädchen,
Todtweinen mich so gern!

„Im bunten Kindergewühle, —
Wie schnell doch die Jahre vergehn! —
Hab' ich sie oft, ein holdes
Rothwangiges Mägdlein, gesehn;
Am Sonntag's Abend', wenn's lärmte
Dort unter dem alten Baum',
Die Jugend dort sang und tanzte, —
S'ist mir, wie ein liebiicher Traum. —

„Dann sah man aus seinem Schlosse
Den Gutsheeren auch wohl dorthin,
Zu grüßen die Leute vom Dorfe,
Mit Gattin und Kinderchen ziehn;
Damals schon glänzte vor Allen
Das schmucke Mägdlein fürwahr
Mit seinem Engelsköpfchen
Und blondem Lockenhaar'.

„Nach längrerer Zeit erst wieder
Als Jungfrau, hehr und schön,
Hab' mit dem jungen Krieger
Lustwandeln ich sie gesehn.
Ihr wißt, das war ein stattlich'
Ein edles Mannesbild;
Zu früh traf ihn die Kugel
Auf blut'gem Schlachtgefild'.

„Er fiel an meiner Seite,
Mein Hauptmann und mein Herr;
S' ging weiter über Leichen,
Ich sah ihn nimmermehr.
Von Wunden bedeckt und gefangen,
Glaubt' ich auch nicht, daß ihr
Mich in der Dorfes Schenke
Je wiedergesehen hier. —

„Nun sind wohl Jahre vergangen,
Daß ich auch sie nicht sah,
Da kam ich jüngst zum Kloster
Der heil'gen Ursula;
Es hieß, daß sie geweihet
Sich strenger Nonnen-Pflicht;
Ich sah die Nonnen alle,
Doch sie — sie sah ich nicht.

„Ich folgte dem frommen Zuge
Zur Klosterkirche hinein,
Es tönte die alte Orgel
Gar traurige Melodei'n;
Und als ich die Blicke sandte
Entlang zum Hochaltar',
Sah einen Sarg ich stehen
Auf schwarzer Todtenbahr'.

„Wer d'rinnen mochte ruhen,
Ich konnt' es nicht erspäh'n,
Doch wollte vor schmerzlicher Ahnung
Das Herz mir im Leibe vergehn. —
Zum Teufel mit all' dem Jammer
Und Gram' und Herzeleid',
Ich wollt', ich wäre geblieben
Im heißesten blutigen Streit'!" —

So rief der graue Alte,
That noch einen heftigen Fluch,
Und stürzte dann hinunter
Gar wüthend den schäumenden Krug;
Er ging, man sah ihn nicht wieder,
Doch fand man bald darnach
Die Invaliden-Mütze
Im bransenden Mühlenbach'.

August Grebe.

---

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 15. Januar. Ueber komplementäre Farben, nebst Anstellung eines Versuches mit dem Diploseop. — Vorzeigung einer auf galvanischem Weze, aus einem Stücke, dargestellten Büste.

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 15. Januar. Liebe kann Alles, oder: Die bezähmte Widerspenstige, Lustspiel in 4 Abth., nach Shakespeare und Schink, von Holbein. Hierauf folgt: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth. von Lotz.

Montag, den 17. Jaunar. Zum Vortheil der Dlle. Capitain (neu einstudirt): Der Templee und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth. von Wohlbrück. Musik von Marschner.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 16. 16. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

### VI.

Der Hof war uach dem Eskurial zurückgekehrt, um hier die Osterwochen zu feiern. Er hatte die Trauer, welche eine strenge Etiquette für den Tod der spanischen Könige vorschreibt, noch nicht abgelegt, und zu der Langenweile, welche diese steifen und bigotten Gewohnheiten mit sich brachteu, gesellte sich die traurigste Einförmigkeit. Ludwig I. hatte nach der Abdankung seines Vaters nur kurze Zeit auf dem Throne gesessen; eine heftige Krankheit raffte ihn in zwei Tagen dahin, und er, der erste aus dem Hause Bourbon schloß sich in den Grüften des Eskurials an das erloschene Geschlecht Carl's V. Er hinterließ keine Kinder, und Philipp V. bestieg den Thron wieder, den er einige Monate zuvor so gern verlassen hatte. Dieser war stets traurig, verdrießlich, krank und von furchtbaren Anfällen von Wahnsinn gequält. Der Hof empfand den Einfluß dieses Charakters; nie war es an demselben so bigott, so streng und wenig glänzend hergegangen. Unter der Regierung des österreichischen Hauses herrschte wenigstens in den strengen Pflichten und dem kleinlichen Ceremoniel, welche die Etiquette dem Monarchen und allen Denen, die ihm nahten, auflegte, eine düstere Großartigkeit. Aber Philipp V. hatte sich nicht allein unter dies schwere Joch gebeugt, sondern es überdies noch mit seiner gewohnten Einsamkeit, Engherzigkeit und Kargheit in Uebereinstimmung gebracht. Es waren am Hofe nicht mehr jene glänzenden Feste, wo sich die Grandezza so gern in dem ganzen Glanze ihrer Reichthümer und Vorrechte zeigte; kaum gab dieser drei oder vier Mal des Jahres die Ceremonie des Handkusses Gelegenheit, sich der königlichen Familie zu nahen.

Philipp V. lebte nur in dem unzugänglichen Kreise seiner nächsten Umgebungen im Innern seines Palastes und im ewigen Alleinseyn mit seiner zweiten Gemahlin, Isabella Farnese; Tag und Nacht war sie bei ihm, das Auge des Königs verließ sie nie; das war eine Manie, eine Gewohnheit, eine gewisse eben so despotische als lächerliche Eifersucht, welche die Königin seit dem ersten Tage ihrer Vermählung zu ertragen hatte. Sklavin ihrer Größe, war sie nicht Herrin einer Stunde ihres Lebens, aber ihr Wille beherrschte Spanien. Vielleicht weinte sie oft in ihrem Herzen über die vergoldete Kette und fand ihre Macht zu theuer erkauft.

Die Dienerschaft des Königs und der Königin, die Minister und Gesandten begleiteten das königliche Paar auf ihren Reisen. Dieses vornehme Gefolge bewohnte stets königliche Paläste, im Eskurial hatte es den Flügel des Klosters inne, der nach dem Garten zu liegt. Ihre Anwesenheit veranlaßte damals nicht mehr Geräusch und Umstände, als wenn die Hieronymiten in den ungeheuren Klostergängen allein gewesen wären; nur eine Compagnie Hellebardiere, welche an den Pforten des Klosters die Wache bildete, ließ auf die Anwesenheit des Königs schließen.

Zwei Tage nach Ostern kamen Don Pablo und Benito Ramero im Eskurial an. Als sie an das erste Gitter kamen, erschien ein Mensch, der dem Grafen ein Billet einhändigte und sogleich, ohne Antwort zu erwarten, wieder verschwand. Das Billet enthielt nur die Worte: Morgen gegen Mittag gehen Sie allein nach der Meierei der Mönche, treten Sie in den niedrigen Saal im Hintergrunde der Küche. Oeffnen Sie nur dann, wenn drei Mal geklopft wird. Bleiben Sie keine Stunde, keinen Augenblick länger im Eskurial.

Don Pablo kehrte, trotz der Vorstellungen und Bitten des Malers sogleich um. Erst als er eine Viertelstunde vom Eskurial entfernt war, hielt er den Galopp seines Pferdes an und setzte es in Schritt. Benito, dessen Erstaunen und Unzufriedenheit etwas nachgelassen hatte, begann jetzt über die sonderbare und geheimnißvolle Botschaft, welche der Graf noch in der Hand hielt, zu schwatzen:

Jesus Maria! sagte er, was soll dies Alles bedeuten? Ein Rendezvous in der Küche! Wäre es noch in einem Garten, in der Nähe eines Springbrunnens, am Ende einer Akazien-Allee .... aber in einer Meierei! Es scheint, daß man zu dieser Dame nicht ohne Umstände kommt. Wer mußte nach einer solchen Einladung nicht glauben, daß Sie offen und frei von ihr empfangen würden? Ich erwartete bestimmt, auf unserm Wege einem Livreebedienten zu begegnen, der Ihnen Stunde und Ort Ihrer ersten Audienz anzeigte. Aber nein! ein Rendezvous, zu dem Sie sich begeben, ohne ihren Namen zu wissen!

Benito, sie wird mir ihn morgen sagen. Ich hege Deine Befürchtungen nicht. Ach, was liegt mir an dem Orte des Rendezvous, bin ich nur gewiß, sie zu treffen. Ich betrachte es als eine besondere Gunst, daß sie einen so entfernten und einsamen Ort gewählt hat. Da wenigstens werde ich ihr auf meinen Knieen danken können. Dies Geheimnißvolle, das Dich erschrickt, erfüllt mich mit Stolz und Freude. Die Hoffnung kehrt mir zurück. Ich will nicht nur ihren Schutz, ich will ihre Liebe. Diese von ihr zu erflehen, gibt sie mir morgen das Recht. O nein, nie hätte ich geglaubt, daß eine so schwache Hoffnung je erfüllt wäre; als Du mir einst mein Glück vorhersagtest, hielt ich Dich für einen Thoren.

Die beiden Freunde übernachteten in einem Gasthause und Tags darauf kehrte Don Pablo in die Nähe des Eskurials zurück.

Die Meierei der Mönche war ein seit langer Zeit verfallenes und verlassenes Gebäude; von knorrigen Eichen be-

wachsene Hügel schlossen es von allen Seiten ein, ein Bach durchfloß langsam das schmale Thal und bildete hier und da kleine von Binsen und grünem Moose bedeckte Moräste. Der trostlose Anblick dieses Orts fiel Don Pablo auf, er umging das Haus, sich umsehend und horchend, ob Niemand käme. Keine lebende Seele zeigte sich, er hörte Nichts, Alles war still, öde und todt um ihn her. Jetzt stieß er, die Hand an den Dolch legend, die halb offene Thür auf und ging in das Haus. Am Ende eines Vorhofes, der so dunkel wie ein Gefängniß war, befand sich eine große Küche, deren ganzes Hausgeräth in einem Tische und zwei eichenen Bänken bestand. Seit zwei Jahren war das Feuer in dem ungeheuren Kamine erloschen; die Spinnen webten längs der zerfallenen Mauern. Von allen Küchengeräthen war nur die berühmte Roste des heiligen Laurentius geblieben, welche kunstvoll oben auf dem Kamine eingeschnitzt war. Die Fenster waren von innen fest verschlossen, aber das Licht drang durch die breiten Ritzen der Laden. Aus der Küche trat man in den niedrigen Saal, der keinen andern Eingang hatte. Dies war ein kleines, gewölbtes, einem Keller ähnliches Gemach; hier war keine Spur von irgend einem Geräthe, Nichts als die vier nackten Wände.

Don Pablo schob die Riegel vor und wartete, den Rücken gegen die Thür gelehnt, zitternd vor Hoffnung und Ungeduld. Die Zeit schlich langsam hin und Jahre im Fegefeuer hätten dem verliebten Edelmanne nicht länger gewährt, als diese Stunden der Erwartung. Ein Mal war es ihm, als höre er in der Ferne den Ton eines Hornes, das Klaffen von Hunden, aber das Getöse hörte auf, und bald umgab ihn wieder das tiefste Schweigen. Schon erlosch der Sonnenstrahl, welcher die Stangen des Luftloches vergoldete; tiefe Dunkelheit verbreitete sich in dem Keller; Don Pablo senkte das Haupt und schloß die Augen, um den Tag nicht endigen zu sehen. Jede Minute nahm ihm einen Theil seiner Hoffnung; Mißmuth und Angst folgten der Freude.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Lazzaroni.

Von Dr. K. A. Meyer.

Als ich nach Neapel kam, war ich sehr begierig, einen Lazzarone *) zu sehen; denn ich glaubte, daß solch ein Mensch von den übrigen Neapolitanern wesentlich verschieden, und ein merkwürdiges Compositum von Müssiggänger, Bettler und Gauner sey. Ich traf zwar eine Menge Knaben und Männer auf der Straße, die keine weitere Kleidung hatten, als eine dicke wollene Mütze, ein offenstehendes, an den Armen aufgeschürztes Hemde und eine Hose, die kaum bis zu den Knieen reichte — dies Alles obendrein häufig zerrissen und zerflickt. Allein das waren theils Fischer, die ihre Waaren umhertrugen, theils Kleinhändler von der verschiedensten Art, oder Packträger, oder Menschen, die irgend ein anderes Gewerbe auf der Straße trieben, oder Landleute, die ein Geschäft nach der Stadt geführt hatte, oder Bettler, wie man sie durch ganz Italien, das lombardisch-venetianische Königreich ausgenommen, in großer Anzahl findet. Ich fragte also einen Neapolitaner, was man unter einem Lazzarone verstehe. Ich erhielt zur Antwort: Das Wort Lazzarone kann dreierlei bedeuten. Einmal und im weitesten Sinne heißen wir jeden groben Kerl so; es ist ein Schimpfwort, das ein wenig freundlicher als Canaille klingt. Im engeren Sinne wird die ganze ärmere Volksklasse, die, wie Sie sehen, halbnackt geht, und kein oder nur ein schlechtes Obdach hat, darunter verstanden. Unter Lazzaroni im engsten Sinne begreift man aber diejenigen armen Bewohner Neapel's, welche ohne regelmäßiges Geschäft sind und daher auf der Straße zufälligen Erwerb abpassen, den eine große Stadt, wo beständig Fremde zuströmen, mannigfaltig darbietet. Facchino heißt dagegen der Packträger von Gewerbe; er steht oft bei bestimmten Kaufmannshäusern im Dienst, und ist dann dem Lazzarone im engsten Sinne gerade entgegengesetzt. *) Doch hört man beständig die Ausdrücke Facchini und Lazzarone verwechseln.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Lazzaroni keine Müssiggänger sind, was auch seit Göthe's schönem Aufsatze über diesen Gegenstand, nur noch der Divisions-Auditeur Nicolai glaubt. Sie arbeiten freilich nicht so viel als ein deutscher Holzhauer. Warum sollten sie's aber auch? Ihre Kleidung ist gut genug unter dieser Sonne; ihr Bett, sey es nun eine Treppe oder eine Bank, genügt ihnen; ein Paar Pfennige Erwerb reichen nicht allein zur Nahrung dieser mäßigen, genügsamen Menschen hin, sondern verschaffen ihnen auch Ergötzlichkeiten. Freilich muß der arme Deutsche von früh bis spät, Winters und Sommers, im Schweiße seines Angesichts arbeiten; die bittere Noth zwingt ihn dazu; er würde sonst verhungern und erfrieren. Der Lazzarone braucht kein Haus, kein Brenn- oder Kochholz, denn er ißt Früchte oder kauft sich auf der Straße zubereitetes Essen; er hat nicht nöthig, für den Winter aufzuspeichern, denn es gibt keinen Winter; er bedarf beinahe keiner Kleidung, und man macht ihm den Vorwurf, daß er nicht arbeite? „Ich bin nicht auf die Welt gekommen," sagt er, „um mich abzuplagen. Ich bin kein Pferd, sondern ein Christ und will leben."

Betrachten wir sein Tagewerk. Der Morgen beginnt, der Lazzarone erwacht auf dem Pflaster. Kein Glied thut ihm weh, denn er ist dies Lager von Jugend auf gewöhnt. Sein erstes Gefühl ist Hunger. Er greift in seine Tasche; kein einziger Tornese ist darin; auch das Stück Maisbrot ist verschwunden, das er Tags zuvor hineingesteckt hatte. „Corpo di Bacco!" sagt er lächelnd, das hat mir ein Hund aus der Hose gefressen, oder jener Schurke von Bauer, der sich gestern Abend neben mir schlafen gelegt hat. Er geht nach der nächsten Kirche und hört andächtig eine Messe; dann streift er Straßen auf, Straßen ab, singend und pfeifend, mit Bekannten schwatzend und scherzend, und nimmt besonders die Fremden in's Auge. Zufällig begegnet ihm ein Maler, der ihn nach einer Straße fragt; der Lazzarone bietet seine Begleitung an; der Maler schlägt sie aus, aber der Andere ist so dringend, daß er ihn nicht los werden kann. „Eccellenza", sagt der Lazzarone, „ich bin Antonio, ein famoser Cicerone Neapel's. Soll ich Sie nach San Gennar führen? Das ist die schönste und reichste Kirche in der Welt, die sechzig Heilige aus Silber hat. Oder nach den Katakomben, wo Knochen von mehr als hunderttausend Christen wie Orangenschalen auf dem Molo liegen? Oder wollen wir eine Barke nehmen, und in der Kühle dieses schönen Morgens nach der Villa fahren?"

Der Maler erklärt ärgerlich, er müsse schnell nach dem Hause, das er ihm genannt hat, und es bleibt dem Lazzarone nichts übrig, als auf die Merkwürdigkeiten, an denen sie vorüberkommen, in salbungsvoller Rede aufmerksam zu machen. Nun sind sie an Ort und Stelle, der Lazzarone fährt mit der Mütze über die trockene Stirn und holt tiefen Athem, als ob er erschöpft wäre. Der Maler reicht ihm ein Stück Geld. Mag es nun wenig oder viel seyn, der Neapolitaner betheuert

*) Der Name Lazzarone oder Lazzaro wird vom armen Lazarus aus der Bibel hergeleitet.

*) Die meisten Facchini dieser Art wohnen in dem nahen Dorfe S. Giovanni. Viele davon sind anständig gekleidet und bringen es zu einer Art Wohlhabenheit.

und beschwört, sein Dienst sey mehr werth; sie hätten so viel Zeit gebraucht, so viel Miglien zurückgelegt, und es hätte ihm noch kein Fremder so schlecht bezahlt. — Der Maler legt nun, um ihn los zu werden, noch ein Paar Gran zu und geht. Der Lazzarone schlägt eine laute Lache über den dummen Fremden aus und macht einen Luftsprung. Zwanzig Gran (etwa 24 Kreuzer) hat er in der Hand; davon kann er bequem vier bis fünf Tage leben, aber er will heute Alles durchbringen. Für's erste kauft er sich für zwei Gran ein ungeheures Stück Melone und füllt damit seinen Magen. Zum Ueberfluß steckt er noch für einen Gran Knoblauch zu sich, den er, weiter spazierend, mit großem Appetite kaut. An einem Tabacksladen macht er Halt; er will heute mal den Vornehmen spielen und kauft sich für zwei Gran eine Cigarre, mit der er stolz an seinen Kameraden vorübergeht und den Mädchen seines Standes imponirt. Zufällig sieht er ein Regiment mit klingendem Spiele nach dem Campo marschiren; er marschirt mit, und beschaut eine Stunde lang dessen Uebungen. Unterwegs ist seine Cigarre bis zu einem zollangen Stumpfchen abgebrannt; ein zerlumpter Junge bittet ihn darum und er giebt sie ihm. In die Stadt zurückgekehrt, trinkt er beim Aequaiol für einen Gran zwei Gläser köstliches Schneewasser, geht zum nächsten Maccaroni-Koch und leert mit den Fingern eine Schüssel seines Lieblingsgerichtes, begibt sich dann — er will ja heute recht üppig seyn — zum Freggitore, und läßt sich gebackene Fische geben, die er mit Citronensaft anfeuchtet. Dies Alles kostet ihm sechs Gran. Reichlich gesättigt streckt er sich nun auf die große Steinbank vor dem Königspalaste, und hält zwei Stunden lange Siesta. Dann rafft er sich auf, schlendert nach dem Molo zu und singt mit lauter Stimme das Lied von der Teresella, die Nonne werden sollte. Unterwegs, auf Largo di Castello, spielt er Mora mit einem Paar Facchinen und gewinnt ihnen zwei Gran ab, wovon einer in die Tasche eines bettelnden Laienbruders geht, als Beisteuer für die armen Seelen im Fegfeuer. Auf dem Molo rufen ihn Fremde an; er hört nicht, er will nicht mehr arbeiten, er hat ja noch neun Gran in der Tasche. Er betrachtet die neuangekommenen Schiffe im Hafen und die Barken auf dem Meere, beschaut nachdenklich die graue Wolke, welche über dem Krater des Vesuvs steht, hört eine Zeitlang dem Pulcinell, einem predigenden Kapuziner und dem Vorleser des Ariost zu, und bewundert die Künste des Taschenspielers. Darüber verstreichen wieder ein paar Stunden; er hat noch immer die neun Gran. Er ißt nun zwei Gläser Erdbeeren-Eis, verrichtet in der Kirche seines Patrons ein langes Gebet, und fährt dann in einem Einspänner mit fünf, sechs lustigen Kameraden bis Sonnenuntergang auf der Strada nuova spazieren. Grafen, Herzöge und Prinzen rollen an ihm vorüber; die schönste Gegend der Welt liegt um ihn her. Darüber wird es dunkel, Vom Corso zurückgekehrt, begibt er sich auf den Königsplatz, wo eine Stunde lang Ouverturen und Märsche gespielt werden, die er mit halblauter Stimme begleitet. Zwei Gran sind ihm noch übrig. Für den ersten geht er ins Puppenspiel, und sieht die Dido von Metastasio oder das Duell Karl's XII. und Peters des Großen, für den andern trinkt er noch zwei Gläser Eiswasser. Nun ist seine Tasche leer und sein Tagwerk ist vollbracht. Er legt sich auf die Treppe einer Kirche, schickt ein Gebet an die Madonna und fällt in tiefen, süßen Schlaf. — Dies ist freilich nur ein rohes Glück, aber wie viel Arme in Deutschland haben ein solches! —

Wer diese Menschen in Masse sehen will, muß einen Sonnabend Nachmittag nach der Vicarie gehen, wo gegen fünf Uhr in einem der größten Säle dieses alten Königspalastes die Ziehung der Zahlenlotterie stattfindet. Da Niemand häufiger einsetzt, als das geringe Volk, so findet es sich dabei in großer Anzahl ein und spielt eine Hauptrolle. Auch ich bin einmal mit andern forestieri dort gewesen und will den Auftritt beschreiben.

Da wir ankamen, harrten die Lazzaroni schon in Menge, die schwarzen Köpfe dicht zusammendrängend, die rothen und braunen Schiffermützen in der einen, den Zettel, worauf ihre Nummer stand, in der andern Hand. Kein Tritt oder Scharren ließ sich hören, da sie barfuß waren: nur ein dumpfes Gemurmel der Stimmen ging, wie das Summen schwärmender Bienen, durch die weiten Räume. Die Wachen geleiteten uns, in der Hoffnung auf ein buona mano *), nach der großen Tribune im Hintergrunde, wo sich schon andere Honoratioren, die zum Theil auch Loose hatten, als besonders Begünstigte befanden. Hier saßen auch einige Richter und Schreiber, im weiten schwarzen Talar mit vorgebundenen Bäffchen, um einen großen runden Tisch; hinter ihnen erhoben sich die Statuen der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Barmherzigkeit. Ich überschaute den menschenwimmelnden Saal, von dessen alter Pracht noch die verblichenen, halb übertünchten Wandgemälde zeugten. In dem dichten Haufen der Lazzaroni, deren Menge immer größer wurde, zeigten sich auch Handwerker, Bauern, Bettler, Soldaten, Köche, Geistliche, Weiber und Kinder, kurz, Menschen aller Art, denn ganz Neapel nimmt an dieser Lotterie Antheil. Allmählig füllten sich die Plätze der Richter, welche langsam und gravitätisch durch die Menge schritten, und dann — es war ein heißer Tag — auf der Tribune seufzend in ihre Sessel sanken. Jetzt erschien auch der Präsident, ein zweiter Abt von St. Gallen, der wie Fallstaff sein Knie nicht gesehen. Die Menge wich scheu zurück: das Gemurmel der Erwartung wurde lauter, die Wachen präsentirten und der Dicke wälzte sich nach der Tribune, wo ihm ein Ehrensessel die Arme entgegen streckte. Zwölf Lazzaroni, wahrscheinlich die Vorsteher der zwölf Quartiere Neapel's, hatten sich hinter die Stühle der Richter postirt; aber noch konnte die Ziehung nicht beginnen, bis endlich ein Polizeibeamter seitwärts eine Art hoher Kanzel bestieg, bis das Haupt der Lazzaroni Neapel's, Capo Lazzaro genannt, ein langer Kerl in Fischertracht, aus der Menge hervortauchte. Sein Erscheinen ward mit Geschrei und Jauchzen begrüßt. Stolz trat er auf die große Tribune, und ging, ohne die braune Mütze zu rücken, an den Richtern vorüber; denn er allein im ganzen Saal hat das Recht, das Haupt bedeckt zu lassen. Sein Platz ist hinter dem Sessel des Präsidenten, auf dessen Lehne er stehend seine Hand legt. Dem Capo Lazzaro folgte ein Priester, einen schönen, etwa sechsjährigen Knaben führend, welcher ein zierliches seidenes Röckchen trug. Jetzt trat ein Schreiber an den Rand der Bühne, zeigte dem Volke zwei große zinnerne Teller, setzte sie vor dem Richter nieder und hob das Kind auf den Tisch. Der Priester murmelte Gebete und besprigte den Kleinen mit Weihwasser, der, darum unbekümmert, halb ängstlich auf die Menge starrte; denn da jedesmal ein anderer Knabe die Loose zieht, stand er zum Erstenmale vor diesem seltsamen Publikum. Wieder trat der Sekretär mit einem verschlossenen Kasten vor und schüttelte die darin befindlichen, in hölzernen Kapseln verschlossenen Nummern. Bei dem großen Geräusche, das dadurch verursacht wird, erhob sich im Saal ein furchtbares Geschrei, mit Heulen, Zischen und Pfeifen untermischt. Dieser Lärm hat etwas ungemein Wildes; ich dachte an Mas Aniello und seine Schaaren. Vergeblich gebot der Präsident Ruhe; sein wiederholtes, heftiges Bst! Bst! hatte auch nicht den mindesten Erfolg. Als aber der Capo Lazzaro, über die Schulter des Präsidenten weg, der tobenden Menge die flache Hand entgegenhielt — ein Allen

*) Trinkgeld.

wohlbekanntes Zeichen — und zugleich ein donnerndes „statevi zitto“ *) erschallen ließ, trat plötzlich Todesstille ein, man hätte ein Blatt fallen hören. Unterdessen stellte der Schreiber den Kasten wieder hin und schürzte dem Kinde die Aermel auf, das nun die beiden Arme hoch emporheben und der Menge zeigen mußte. Ein Richter schloß den Kasten auf, der Knabe griff hinein, holte eine Kapsel heraus, ließ sie die Versammelten sehen und überreichte sie dem Präsidenten auf einem der Teller. Der Präsident öffnete sie, zeigte die Nummer dem Richter an seiner Seite und hielt sie dann über die Schulter dem Capo Lazzaro hin. Dieser streckte drei Finger aus und schrie mit seiner Stentorstimme tre! **) zur Menge hinab. Ein unermeßliches Brüllen und Heulen erhob sich, dazwischen scholl ein kurzer lauter Schrei der Freude. Einer der wachthabenden Polizeisoldaten, die sämmtlich neben den Flinten Lotteriezettel in der Hand hielten, stieß ihn aus; er hatte gewonnen.

Wiederum schüttelte der Schreiber den Kasten, wiederum brüllte die Menge, wiederum streckte das Kind zitternd die nackten Aermchen empor und griff in den verhängnißvollen Glückstopf. Zum Zweitenmale schrie der Capo Lazzaro die Nummer aus und das stürmende Meer der Volksmenge braus'te von Neuem durch den Saal. Der Tumult wuchs, als die zwei folgenden Treffer gezogen und verkündet wurden, denn mit jedem neuen Ausrufe schwand ja die Wahrscheinlichkeit eines Gewinnes immer mehr. Und nicht allein die Anwesenden, sondern auch die auf dem Platze vor dem Palaste Versammelten, denen man jedesmal durch die offenen Fenster die Zahlen verkündete und auf Zetteln hinab warf, ließen Geschrei des Schmerzes und der getäuschten Hoffnung hören.

Als der Präsident dem Capo Lazzaro die fünfte und letzte Nummer zeigte, verzog dieser das Gesicht und Thränen traten in seine Augen: dann rief er mit trauriger, gedämpfter Stimme, zwei Finger ausstreckend: „ottante doje!“ ***) Der Grund seiner Bestürzung wurde mir bald klar, denn ich sah wie er ein Lotterieloos, das er aus der Tasche genommen hatte, einem andern Lazzarone hinhielt, und ich hörte ihn mit zitternder Stimme sagen: „Eine Zahl weiter und ich hätte gewonnen.“

In großer Aufregung zerstreute sich nun die Menge, und auch wir verließen den Saal. Auf den Straßen, durch die wir kamen, standen überall Menschen im lebhaftesten Gespräche, mit Zetteln in der Hand. An den zahlreichen Lotterie-Buden sah man schon die Treffer angeschlagen.

Nach van Rehfue's Gemälde aus Neapel heißen viele Lazzaroni, die aus dem Findelhause stammen, Sposeto, d. i. Esposto, Ausgesetzter — ein Name für Findelkinder, deren Eltern unbekannt sind. Es giebt eine Menge Sposeto's unter den Lazzaroni, wie denn in aller Welt die Familie Sposeto zahlreich ist.

---

## T a b l e t t e n.

*** (Stuttgart.) Am 9. Januar gab Herr Conrad Baldenecker, Pianist aus Frankfurt, ein Conzert im großen Saale der Bürgergesellschaft, dem ein glänzendes Auditorium anwohnte. Hr. Baldenecker verdient zu den ausgezeichnetsten Virtuosen gerechnet zu werden. Seine Fertigkeit und Sicherheit erregte allgemeine Bewunderung und ebenso entzückten die Grazie und das Seelenvolle des Vortrags alle Zuhörer. Der lauteste, einstimmigste Beifall begrüßte den jungen, bescheidenen Künstler, der, dem Vernehmen nach, eine größere Kunstreise beabsichtiget, von welcher er sich den herrlichsten Erfolg versprechen darf.

*** (Köln, 9. Jan.) Am 6. d. trat auf unserer Bühne Hr. Formes, Küster zu Mühlheim, als Sarastro in Mozart's Zauberflöte auf, und entwickelte bei diesem ersten Auftreten eine wunderbare Kraft und Fülle und einen seltenen Ausdruck der Stimme, wobei des Sängers Spiel die Rolle vervollständigen half; dafür schien aber auch der Beifall, den er ärntete, kein Ende nehmen zu wollen, und der beginnende Künstler wurde, was oft dem vollendeten kaum zu Theil wird, bei'm ungestümen Herausrufen mit einem Tusch begrüßt. Vermuthlich wird sich Formes, durch den Erfolg ermuntert, ganz dem Bühnengesange widmen

*** Da die Neapolitaner alle beredt sind, Frauen aber immer die meiste Zungenfertigkeit haben, so müssen die Neapolitanerinnen nothwendig Großes leisten; dies lehrt uns folgendes Mährchen, das wohl auch anderswo umgeht. Ein Neapolitaner hatte ein häßliches, gelehrtes Weib, die gern ihr Licht vor aller Welt leuchten ließ; nur Schade, daß ihr Niemand zuhörte. Da mußte denn ihr armer Mann das Opfer seyn. Wo er stand und ging, stand und ging sie auch und schwatzte immer; ja, im Bette bewegte sie, dicht vor seinem Ohr, die Zunge, und wie eine Wanduhr unablässig knackt und knickt, so ging auch das Uhrwerk ihres Mundes. Das war zu viel für einen Sohn des Südens. Zum Aeußersten entschlossen, ließ er sie an einem Stricke in einen Brunnen hinab. „Schweige nun, sonst tauch' ich Dich in's Wasser.“ Sie schwatzt. Er taucht sie bis an den Leib ein. „Wirst Du nun schweigen?“ Sie schwatzt. Er senkt sie bis über's Kinn herab. „Schweigst Du nun endlich?“ Sie schwatzt. Er taucht sie zuletzt ganz unter, so daß nur noch zwei Finger der ausgestreckten Hand aus dem Wasser sehen; diese öffnet und schließt sie wie eine Scheere, um wenigstens durch Zeichen zu sprechen. Da sagte der Mann: „Es ist umsonst, Alles läßt sich kuriren, nur böse Weiber nicht.“ Und damit zog er sie, in sein Schicksal ergeben, wieder heraus. Seitdem sagt man von einem Weibe, das immer das letzte Wort behält: Fa forbici. (Sie macht die Scheere)

*** Ein Wucherprozeß macht gegenwärtig in Paris großes Aufsehen De Villars, ein sehr reicher Capitalist, machte seit Jahren Geschäfte in Geldvorschüssen, welche nach und nach im Ganzen 86,000 Franken betragen. In Folge dessen mußten sehr viele Zeugen vernommen werden; die am glimpflichsten Behandelten zahlten 10 Procent, und empfingen nur einen kleinen Theil in Foulards, das Uebrige baar. Andern ging es nicht so gut und es ist constatirt worden, daß der Wucherer von einem Darlehen von 300 Franken für zwanzig Tage gleich 160 Franken als Interessen abzog, was 960 Procent im Jahre ausmacht. Der würdige Mann ist zu einer Geldstrafe von 40,000 Franken verurtheilt worden oder muß sie durch zehnjährige Haft abbüßen.

---

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 16. Januar. Zampa, oder: Die Marmorbraut, Oper in 3 Abth. Musik von Herold.

☞ Die auf morgen Montag den 17. Januar angekündigte Oper: „Der Templer und die Jüdin“ (zum Vortheil der Dlle. Capitain) bleibt wegen Krankheit des Herrn Dettmer bis auf Weiteres ausgesetzt.

---

*) Schweigt stille.
**) Drei.
***) Neapolitanisch für ottanta due — zwei und achtzig.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 17. 17. Januar 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Plötzlich hallten von Außen Schritte und verworrene Stimmen wieder. Ein Wagen hielt vor der Thür, zugleich ließ sich in der Küche ein Geräusch hören; einer gab mit lauter Stimme Befehle: Macht Feuer in dem Kamine an! .... Werft die Decken hierher! .... Bringt Kissen herbei!

Jetzt schwieg diese Stimme, Alles war ruhig, man hörte Nichts mehr, Don Pablo, im höchsten Grade gespannt, fast zitternd, legte seine Stirn an die Thür, welche er jetzt gern, selbst mit Gefahr seines Lebens geöffnet hätte. Nach einigen Minuten wurde drei Mal von Außen geklopft. Der Graf verbarg in der einen Hand seinen Dolch, mit der andern öffnete er. Sogleich beugte er das Knie. Seine Dame, seine Beschützerin stand drei Schritte vor ihm; sie ließ ihn einen Augenblick in dieser Stellung, ihr Blick ruhte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Rührung und Glück auf ihm; man sah das Klopfen ihres Herzens an der Bewegung der Falten ihres schwarzseidenen Gewandes, ihr blasses Antlitz lächelte durch den Spitzenschleier, der bis zu ihrem Knie herabfiel. Sie war schön, viel schöner, als damals, wo Don Pablo sie zum ersten Male sah. Sie hatte in ihrer Stellung mehr Anmuth, mehr Hingebung, in ihrem Blicke mehr Milde und Schüchternheit. Der Widerschein des Feuers, das in ihrem blauen Auge flammte, umstrahlte ihre Schönheit. Sie setzte sich auf die Kissen und winkte Don Pablo aufzustehen, dann blickte sie mit einiger Aengstlichkeit nach der Thür. Die Duenna war dort, eine Hand auf das Schloß haltend. Die Riegel waren nicht vorgeschoben, und dieses gefahrvolle Rendezvous hatte keinen andern Beschützer, als das Ansehn einer Frau, welche an der Schwelle der Thür zu deren Vertheidigung stand. Hier stand sie unbeweglich, mit spähendem Blicke und lauschendem Ohre, und man sah es ihr an, daß sie nicht ohne eigene Gefahr diese geheimnißvolle Zusammenkunft bewachte.

Das Innere dieser düstern und verfallenen Küche bot in diesem Augenblicke einen seltsamen Anblick dar; das in dem Kamine lodernde Feuer hatte die Atmosphäre bald erwärmt und seine Flammen zeigten um so deutlicher die nackte Aermlichkeit der Mauern. Den Tisch verbarg eine Decke mit langen Franzen, von welchen die vier wurmstichischen Füße, wie die Krücken des Bettlers von goldnen Borten und Seide abstachen; ein Leopardenfell war über Steinplatten gebreitet, deren eisige Feuchtigkeit feine Atlasschuhe beschmutzt hätten, und ein Livreemantel bedeckte die schimmliche Bank. Man hatte auch in der Eile den verfallenen Zustand dieses Gemaches zu verstecken gesucht, und es war klar, daß keine Vorbereitungen zu einem Aufenthalte getroffen waren. Die Dame saß auf sammtnen Kissen, Don Pablo, der vor ihr stand, sah aus, wie einer, der aus einem glücklichen Traume zu erwachen fürchtet!

Graf, sagte endlich die Dame mit gedämpfter und sanfter Stimme, Sie sehen, daß ich mein Versprechen erfülle.

Er warf sich ihr von Neuem zu Füßen, sie reichte ihm ihre Hand zum Kusse, und er wagte es, sie in der seinigen zurückzubehalten. Er fühlte, daß der Abstand zwischen dem armen Edelmann und der hochgestellten Dame verschwunden war, er ahnete die Kämpfe, die Schmerzen und besiegten Vorsätze dieses Herzens, das sich während seiner langen Abwesenheit vergeblich gesträubt und in dem die Liebe endlich triumphirt hatte. Eine lebhafte Regung von Sympathie versetzte sogleich den Grafen auf die Höhe seiner ersten Leidenschaft, er vergaß, daß sie einen Augenblick unter Palomita's Küssen erloschen war, und keiner Unwahrheit machte er sich schuldig, indem er ausrief:

O Madame, von allen Gunstbezeugungen, womit Sie mich überhäuft haben, ist diese die am heißesten ersehnte! Entfernt von Ihnen würde ich sterben!

Sie lächelte schwermüthig, wahrscheinlich bezeichneten diese Worte ihre eigenen Gefühle nach jenem kurzen und zufälligen Zusammentreffen, das eine so lebhafte Erinnerung bei ihr zurückgelassen hatte. Mit der einen Hand berührte sie ihre Stirn und ließ die andere in der Don Pablo's. Man sah, wie ihre Befangenheit sie verhinderte, ihren verworrenen Gedanken und den Bewegungen ihrer Seele Worte zu leihen.

Der Graf betrachtete sie entzückt, sie neigte sich ein wenig zu ihm nieder und sagte, überrascht durch ihre eigene Verwirrung und vielleicht durch das Schreckliche ihrer Lage mit Hingebung und bei jedem Worte innehaltend:

Ich wollte Ihr Glück machen und Sie niemals wieder sehen, aber ich habe meinen Vorsatz nicht halten können. .... Welche Hindernisse liegen zwischen uns .... dennoch. .... Wüßten Sie, welche Ausdauer, welcher feste Wille, welche List ich anwenden mußte, um Sie hier zu sehen, Sie einen Augenblick zu sprechen. .... Ach, welche drückenden Ketten trage ich! .... Welcher Pflichten bin ich Sklavin!

Der Graf erbleichte bei diesen Worten, eine quälende Furcht, eine leere Eifersucht hemmten den Erguß seiner Dankbarkeit und Freude, und er sagte mit zitternder Stimme:

Dieses Geheimnißvolle, diese Vorsichtsmaßregeln sind also durch Pflichten, die Sie einem Andern schulden, geboten? Sie sind verheirathet, Madame?

Ich bin Wittwe, erwiederte sie lebhaft, ich bin Wittwe, und vor Gott meine eigene Herrin! .... Ach, nicht vor den Menschen! Später sollen Sie erfahren. .... Aber, weßhalb von diesen Dingen sprechen, die ich jetzt vergessen will! Die Au-

genblicke sind gezählt. .... Wie schnell fliehen sie! Sagen Sie mir, ob Sie glücklich sind, glücklicher, als damals, als Sie mir in dem Parke des Eskurials begegneten.

Ich weiß es nicht, erwiederte Don Pablo seufzend, zuweilen scheint es mir, als wäre ich noch beklagenswerther.

O, mein Gott, weßhalb? Sind nicht alle Ihre Wünsche erfüllt?

Ja, die Wünsche, welche ich damals hegte, aber seitdem wagt mein Herz nach einem höhern Glücke zu streben, ein Glück, das zu erreichen noch unmöglicher. ....

Nichts ist unmöglich, unterbrach ihn die Dame in entschiedenem Tone: daß ich hier einen Augenblick bin, beweis't es. Wissen Sie, was ich habe thun müssen, um dies zu erreichen? Ich mußte durch Bitten und Drohungen jene Dame gewinnen, deren Pflicht es ist, mich stets zu begleiten; würde das Geheimniß dieser Zusammenkunft entdeckt, so würde sie ihre Tage in irgend einem armen Kloster außerhalb des Königreichs beschließen müssen, und wer weiß, ob man sich damit begnügte. Glauben Sie, daß es leicht war, sie zu bewegen? Aber dies ist nicht Alles! Ich mußte, um hierher zu gelangen, während einer königlichen Jagd ein plötzliches Unwohlseyn vorschützen, so viele neugierige, aufmerksame, hellsehende Leute täuschen. .... Nun, ich habe meinen Zweck, Sie zu sehen, erreicht. Ich habe alle Hindernisse besiegt. Es ist spaßhaft! Morgen wird man am Hofe erzählen, daß ich in einer Küche ausgeruht habe!

Sie lachte leise, indem sie um sich sah, dann wurde sie sogleich wieder ernsthaft und fügte hinzu:

Aber ich werde nicht wieder hierher kommen können, ein Mal war es möglich, nicht zum zweiten Male. Ich werde es nicht wagen, denn bei diesen Zusammenkünften steht Ihr Leben auf dem Spiele.

O, wenn dies die einzige Gefahr ist, ich trotze ihr!

Ach, es sind noch andere zu fürchten, aber es liegt Nichts daran, denn ich bin trotz dem gekommen, wie Sie sehen.

Don Pablo ließ die kleine niedliche Hand, die er bis jetzt in der seinigen gehalten hatte, los und sagte mit einer leidenschaftlichen Traurigkeit, worüber die junge Dame zugleich lächelte und seufzte.

Werde ich Sie wiedersehen? Ich fürchte nein, und dieser Zweifel trübt alle meine Freude. Das Geheimniß, womit Sie sich umgeben, erschreckt mich. Bliebe mir wenigstens Ihr Name, wenn Sie mich verlassen! Nie, wenn Sie es befehlen, will ich diesen Namen aussprechen, er soll in der Tiefe meines Herzens ruhen. Was fürchten Sie? Das Wort eines Penaparda bürgt Ihnen für das Geheimniß.

Sie schwieg und wandte ihr Antlitz ab, als fürchtete sie, sich durch die Bitten Don Pablo's erweichen zu lassen. Er drang nicht weiter in sie. Keine seiner Vermuthungen hatte Wahrscheinlichkeit. Alles, was er sah und hörte, verwirrte seinen Scharfsinn. Obgleich die Dame ein reines Spanisch sprach, hatte sie doch einen etwas fremden Accent; hieraus war leicht zu schließen, daß sie einem großen castilianischen Hause nur durch eine Heirath angehören konnte, und nicht auf der Halbinsel geboren war. Don Pablo wunderte sich vorzüglich, bei einer so jungen Dame diesen kühnen Willen, diese vornehmen und entschiedenen Manieren, welche in jedem Augenblicke mit etwas Kindlichem und Natürlichem in ihren Worten contrastirten.

Er betrachtete die Dame mit noch mehr Erstaunen und Neugierde, als Leidenschaft; sie heftete mit einem eigenthümlichen Ausdrucke ihre großen Augen auf ihn, sie war von ihrer Lage wie betäubt, aber ohne Furcht.

Nach einem augenblicklichen Schweigen sagte sie: Sie sind noch traurig und entmuthigt, wie damals, als ich Sie in den Gärten des Eskurials sah, und habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie Ihr ganzes Leben hindurch den Tag segnen sollten, an dem Sie mir begegnet sind? Don Pablo, wir werden uns wiedersehen. Glauben Sie, ich hätte einen Schritt gethan, um ihn wieder zurückzumachen? .... Nein, nein, da ich in Spanien bleiben muß, will ich Alles für Sie, für Ihr Glück thun, um so mehr, da ich es, ohne zu erröthen und ohne vor Gott zu sündigen, kann.

Ach, Madame, wie viel Furcht und Bitterkeit mischen Sie in den Freudenbecher, den Sie mir reichen! Unser Spanien ist nicht Ihr Vaterland, und vielleicht werden Sie es einst verlassen, und dann ....

Dann! O gebe Gott, daß ich dies könnte! Sie kämen nach Frankreich. ....

Nach Frankreich? Sie sind eine Französin, Madame?

Ja, Gott sey Dank! O, was für ein Land Euer Spanien! Wie langweilt man sich da! Seitdem ich hier verweile, ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht mit Thränen an unser Frankreich gedacht habe. Ich wage, meinen Mißmuth, meinen Kummer Keinem zu gestehen, man würde es mir an diesem strengen, argwöhnischen Hofe übel deuten. Dies ist das erste Mal, daß ich mich offen darüber ausspreche. Sie sehen, welches Vertrauen ich in Sie setze. Man glaubt hier, ich sey eine Spanierin geworden, ich stelle mich, als hätte ich vergessen, daß mein Vaterland hinter den Pyrenäen liegt, aber im Grunde meines Herzens bin ich Französin geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Spion. *)

Die Gefahren, welche einem Spion drohen, wenn er die Bewegungen eines auswärtigen Feindes beobachtet und in dessen Lager sich einschleicht, sind denen gar nicht zu vergleichen, welche während eines Bürgerkrieges seiner harren. Zu der Gefahr, von einem früheren Bekannten oder Freunde entdeckt zu werden, kommt noch die Schwierigkeit, Leute aus demselben Lande zu hintergehen, welche an dieselben Sitten gewöhnt sind, dieselbe Sprache sprechen und den geringsten Mangel an Uebereinstimmung in der Redeweise oder Handlungsart als einen Beweggrund des Argwohns betrachten. Dennoch finden sich immer Individuen, welche für Geld, bisweilen wohl auch aus Begeisterung für die Sache, der sie dienen, jede Gefahr zu laufen und sich in die gefährlichsten Lagen zu versetzen bereit sind, um Auskunft zu bringen oder einzuziehen.

Während des wilden Krieges zwischen Carlisten und Christinos kamen unzählige merkwürdige Zwischenfälle vor, welche ihren Ursprung in der umfangsreichen Ausdehnung hatten, in welcher das Spionirsystem von beiden Theilen betrieben wurde. Die Anhänger des Don Carlos waren dabei, wenigstens in den baskischen Provinzen, im Vortheile, denn dort waren die Bauern der Sache des Prätendenten ergeben und dienten unentgeltlich und freiwillig als Spione, oder schafften Depeschen queer durch Feindesland. Ein solcher Bote begann seinen Weg in dem kurzen Laufschritt, den jene leichtfüßigen Bergbewohner fast so lange aushalten können, wie ein Bewohner der Ebene den gewöhnlichen Gang; wurde er müde, so übergab er seine Depesche, oder vielleicht auch nur mündliche Botschaft, dem ersten intelligenten, rüstigen Bauern, der ihm begegnete, und so wurde dieselbe von Einem zum Andern befördert, bis die Sendung erfüllt war. Man griff oft zu sonderbaren Mitteln, um einen Brief zu verbergen, für den Fall, daß dem Boten ein Feind begegnen sollte. Gleich dem von Sancho Pansa verurtheilten alten Manne, der seines Nach-

*) Aus Blackwood's Magazine, nach den Lit. u. krit. Blättern der Börsenhalle.

barn Geld in einem hohlen Stocke versteckt hatte, wurden mitunter Depeschen in Stöcken verborgen, die eigends zu dem Zwecke eingerichtet worden waren; aber dieses Auskunftsmittel war bald verbraucht und leicht entdeckt. Ein Stück Brod in der Tasche eines Bauern war kaum geeignet, Verdacht zu erregen, und doch war in dieses Stück Brod oft ein Papierschnitzel gebacken, der, wenn aufgefunden, dem Träger das Leben kosten konnte. Ein Piquet christinischer Cavallerie patrouillirte einst auf einer Heerstraße in Navarra und stieß gegen Dunkelwerden auf einen Bauern, den es anhielt. Nach längerem Verhör, in welchem der Mann zufriedenstellende Antworten gab, wurde seine Person genau untersucht. Ein halbes Dutzend Piaster fand sich in dem gestrickten Gürtel, den er um den Leib gewunden hatte; er nahm sie heraus und bot sie demüthig dem den Trupp commandirenden Subaltern-Offiziere an. „No somos ladrones,“ (Wir sind keine Räuber), war die unwirrsche Antwort, „behalte Dein Geld.“ Der Mann setzte seinen Weg fort und übergab drei Stunden später einem carlistischen General einen schmalen dünnen Papierstreifen, der in einer der Münzen verborgen gewesen war, welche der christinische Offizier so verächtlich zurückgewiesen hatte. —

Die Leute, die als Spione dienten, waren gewöhnlich, jedoch nicht immer, Bauern oder Maulthiertreiber. Soldaten, die vom Feinde desertirt waren, unter dem Vorwande, mit der von ihnen aufgegebenen Partei unzufrieden zu seyn, pflegten mitunter nach einem Aufenthalte von einigen Tagen oder Wochen bei ihren neuen Freunden zu ihrer früheren Fahne zurückzukehren und nahmen dann alle Auskunft mit, welche sie zu sammeln im Stande gewesen waren. Nicht selten schloß sich an eine auf dem Marsche befindliche Colonne ein elendes Bettelweib an, vielleicht mit einem Kinde auf dem Arme, folgte den Truppen ein Paar Stunden lang, schwatzte mit den Soldaten und hörte ihre Unterredung unter einander zu. Passirte das Detaschement das vertrocknete Bett eines Bergstromes oder ein Ravin, so verschwand sie dann wohl und Niemand wußte, wann oder wo sie sich entfernt hatte; und selbst wenn sie nachher fanden, daß der Feind, dem sie ihren Angriff zugedacht hatten, verschwunden war, oder wenn sie in derselben Nacht im Bivouac überrumpelt wurden, dachte kaum irgend Jemand von ihnen daran, daß sie die Niederlage den von der zerlumpten Genossin ihres Morgenmarsches dem Feinde mitgetheilten Nachrichten zuzuschreiben hätten.

* * *

Gegen Ende des Jahres 183—, an einem schönen Herbstmorgen, ereignete sich ein Auftritt von einigem dramatischen Interesse in einem Felde, das etwa einen halben Flintenschuß von einem Weiler des nördlichen Alava entfernt lag. Mehrere Compagnien Infanterie und einige Reiterei stand dort in Linie aufmarschirt; die baskischen Barets, welche sowohl Gemeine als Offiziere tragen, und andere Eigenthümlichkeiten des Costümes ließen erkennen, daß sie den carlistischen Truppen angehörten. Einige Dutzend Schritte vor der Linie unterhielt sich ein Offizier zu Pferde, dessen reichbrodirte Aufschläge seinen hohen Militairrang darthaten, mit anderen Offizieren von geringerem Range. Nicht fern von dieser Gruppe, von einigen Soldaten bewacht, stand ein junger Mann in der Uniform eines Cavallerie-Offiziers und etwas hinter ihm waren mehrere Frauen und Männer in bürgerlicher und Bauerntracht versammelt.

„Valentin Rojas!“ rief der General.

Die den Gefangenen umgebenden Soldaten machten Platz, der junge Offizier trat bis auf wenige Schritte zu dem Höchst-Commandirenden vor, blieb dort stehen und grüßte ihn achtungsvoll.

„Valentin Rojas, Sie haben sich einer groben Nachlässigkeit schuldig gemacht, dadurch, daß Sie in der vorigen Nacht aus Mangel an Wachsamkeit ihr Piquet überrumpeln ließen. Das Kriegsgericht hat Sie zum Tode verurtheilt, Sie jedoch aus Rücksicht auf Ihren erprobten Muth und Ihren Eifer für die gerechte Sache der Gnade empfohlen. Auch will ich nicht die Dienste Ihres tapferen Vaters vergessen, welcher an der Seite des unsterblichen Zumalacarregui geblieben ist. Ihr Fehler muß indessen gesühnt werden und wenn ich Ihnen Begnadigung zu Theil werden lasse, wie ich es kraft des von Sr. Majestät mir übertragenen Amtes zu thun befugt bin, so kann das nur unter einer Bedingung geschehen.“

Er winkte darauf den Gefangenen näher heran, lehnte sich über den Hals seines Pferdes und sagte ihm ein Paar Worte in's Ohr.

Ein lebhafter Ausdruck des Widerwillens überzog das hübsche Gesicht des jungen Kriegers.

„Ewr. Excellenz haben meines Vaters erwähnt und seines glorreichen Todes. Ich würde seinem Andenken wenig Ehre bringen, wenn ich mein Leben unter der von Ihnen vorgeschlagenen Bedingung erhalten wollte.“

„Es liegt keine Schmach darin, dem Könige zu dienen, auf welche Weise dies auch geschehen mag;“ sagte der General ernst. Sie haben indessen die Wahl; dies oder vier Kugeln.“

„Nun wohl, so seyen es die Letzteren;“ entgegnete der junge Mann mit störrischer Entschlossenheit.

„Lassen Sie das Executions-Commando vortreten,“ sagte der General in ärgerlichem Tone zu einem seiner Adjutanten.

Es ließ sich ein durchdringender Schrei vernehmen, es entstand eine lebhafte Bewegung unter den Zuschauern und ein junges schönes Mädchen, mit um die Schultern flatterndem Haare, entriß sich Denjenigen, welche es zurückzuhalten suchten, stürzte auf den Gefangenen zu und fiel ohnmächtig in seine Arme.

„Noch ist es Zeit,“ sagte der General, sich zu Rojas wendend. „Arme Dolores,“ setzte er hinzu und warf einen mitleidsvollen Blick auf die leblose Gestalt, welche der Jüngling in seinen Armen hielt.

Rojas war todtenbleich geworden und seine Gesichtsmuskeln befanden sich in krampfhafter Zuckung. Er warf einen durchdringenden Blick auf das liebliche Geschöpf, welches jetzt die Weiber unter ihre Obhut genommen hatten und zum Leben zurückzurufen suchten. In dem Augenblicke öffnete sie halb ihre Augen und sprach mit schwacher Stimme den Namen: „Valentin“ aus.

„Ich nehme die Bedingung an,“ stieß darauf der Gefangene in krampfhaften Tönen hervor.

Zehn Minuten nachher waren die Truppen in ihre Quartiere zurückgekehrt und Rojas befand sich in dem Cabinette des die Linien von Alava commandirenden carlistischen Generals in geheimer Unterredung mit demselben.

* * *

Das Kloster San Domingo in Vittoria, wenige Schritte innerhalb des nach Bilbao zu stehenden Thores dieser Stadt belegen, ist seit den letzten Jahren, wie die meisten Gebäude dieser Art im Norden von Spanien, in eine Caserne für die Truppen verwandelt worden. Es war als der Carlisten-Krieg am heftigsten wüthete, an einem October-Abende, daß unter dem massiven Säulengange der Haupt-Entrée des Klosters ein großes Feuer angemacht worden war, welches theilweise auch den breiten, mit einem Lehmboden bedeckten Corridor erleuchtete, der in das Innere des Gebäudes führte, und die Feuchtigkeit, von der die Wände bedeckt waren, in seiner flackernden Flamme erglänzen machte. Noch war die Retraite nicht geblasen worden und außer der zur Wache be-

stimmten Mannschaft lagen mehrere Soldaten vom Heere der Königin um das Feuer gruppirt, auf das gewöhnliche Signal zum Schlafengehen wartend und mittlerweile beschäftigt, die Zeit mit Singen, Schwatzen und Lachen zu vertreiben, so daß ein wahrhaft babylonischer Lärm entstanden war. Während einer momentanen Pause wurde eine schmale Lücke im Kreise durch ein Individuum ausgefüllt, welches sich hineindrängte, indem es sich so eng wie möglich zusammenzog, und welches dann die Hände über das Feuer ausbreitete, das es mit nichtssagenden Blicken anstierte, gleich als sey es ihm ganz unbewußt, daß es sich eingedrängt habe, oder überhaupt daß es sich in Gegenwart der Soldaten befinde. Der Neuangekommene war ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, dessen überaus dunkel gefärbtes Gesicht einen auffallend ausdruckslosen und einfältigen Anstrich durch seinen fortwährend offenstehenden Mund erhielt und durch die Art und Weise, in welcher sein Haar so tief über die Stirne herabgestrichen war, daß es fast die Augen verdeckte. Seine Kleidung bestand aus einer Jacke und Beinkleidern von dem groben braunen Tuche, welches die alavesischen Bauern aus grober Schaafwolle selbst weben, und ein breitgeränderter grauer Hut, der, ganz in den Nacken gesetzt, noch dazu beitrug, die Albernheit der ganzen Erscheinung zu vermehren.

„Caramba!“ rief ein lustig aussehender Corporal, der nach dem bereitwilligen Gelächter zu urtheilen, mit welchem seine Cameraden seine unbedeutendsten Späße aufnahmen, ein Witzkopf von nicht geringer Bedeutung war. „Wen haben wir da, und woher kommt der? Sicherlich ein Alcalde aus irgend einer biscayischen Stadt. Seht nur einmal den weisen Blick und die würdevolle Art, wie er seinen Hut trägt!“

Der Spötterei folgten andere ähnlicher Art von Seiten der Soldaten, welche, zum größten Theile Castilianer, den gebührenden Grad von Verachtung für Alles, was baskisch war, hegten.

„Kommt', Camerad,“ sagte Einer, als er sah, daß der Fremde von den Scherzen, zu denen er den Stoff liefern mußte, gar keine Notiz nahm. „Du hast an unserm Feuer Platz genommen, ohne auch nur einmal: Mit Verlaub, zu sagen. Zum wenigsten kannst Du uns doch etwas über Dein Woher und Wohin mittheilen.“

Der Bauer antwortete nicht, und der Soldat, der ihn angeredet hatte, durch sein hartnäckiges Schweigen ärgerlich gemacht, machte nun Anstalt, um ihn durch eine Procedur, die sich vermuthlich wirksamer als angenehm gezeigt hätte, aus seiner Theilnahmlosigkeit zu erwecken. Er zog sein Bayonnet aus der Scheide und steckte die Spitze desselben durch den Saum des Kleides des Bauern. Kaum aber hatte die spitze Waffe sich durch das Tuch Bahn gemacht, als der Baske sich rasch umwendete, im Nu seinen Feind entwaffnete und ihn zu Boden streckte. Die Soldaten sprangen ihrem Cameraden zu Hülfe; aber der Fremde warf sogleich das Bayonnet von sich und ließ eine Menge der sonderbaren unartikulirten Töne hören, welche die Taubstummen von sich stoßen, wenn sie Zorn oder andere heftige Leidenschaften kund machen wollen.

„Er ist stumm!“ riefen die Soldaten und hielten ihren Cameraden zurück, der wieder aufgesprungen war, sein Bayonnet zur Hand genommen hatte und gesonnen schien, sich für seine Niederlage zu rächen.

Sie fingen nun mittelst Zeichen und Gesticulationen eine Unterredung mit dem stummen Bauern an, wobei dieser indeß wenig Fassungsgabe entwickelte, vielmehr bewies, daß er fast blödsinnig sey.

Das Wirbeln der Trommeln und der Schall der Hörner wurde jetzt vernehmlich; Soldaten traten eilig in die Caserne und jeder Mann von der Wache suchte sich eine möglichst bequeme Lage aus, um noch etwas Schlaf zu genießen, bevor seine Reihe des Schildwachstehens käme. Der Stumme kauerte noch einige Zeit lang über der verglimmenden Asche des Feuers, entfernte sich indeß endlich auch mit unbeholfenem Gange, vermuthlich, um sich ein weicheres Lager zu suchen, als ihm die Granitfliesen in dem Säulengange des Klosters darbieten konnten. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Ein englisches Blatt erzählt unter der Aufschrift: „Eine Henne als Zeuge“: In Stamford waren zwei Individuen auf den Verdacht, mehreres Geflügel gestohlen zu haben, verhaftet worden. Auf die Kunde davon brachte ein Mann, welchem gleichfalls 9 junge Hühner gestohlen worden, die Henne, welche dieselben ausgebrütet hatte, mit nach Stamford. Man setzte sie in einem Zimmer bei dem übrigen Geflügel nieder, und in dem Augenblick, wo sie ihre Stimme erhob, eilten die sämmtlichen jungen Hühner ihr entgegen. Einer der Diebe gestand, durch die „Stimme der Natur“ überführt, daß er die Hühner gestohlen hatte. (Ob. Z.)

*** Der an den Papst Urban VIII. abgeordnete spanische Gesandte war beauftragt, vorzüglich die Anschläge des bei'm päpstlichen Hofe im größten Ansehen stehenden Cardinals Antonio zu erforschen. Es wollte ihm aber damit nicht gelingen, weil er die Umgebung des Cardinals vergebens sich geneigt zu machen suchte. Nun gab ihm einer seiner Bekannten den Rath, sich an die Geliebte des Cardinals, welche Alles bei demselben vermochte, zu wenden; einen andern Weg, zum Zwecke zu gelangen, gebe es nicht. Der Gesandte weigerte sich aber dessen, „denn — sagte er — es verträgt sich weder mit meinen Religionsgrundsätzen noch mit der Majestät des Reichs, dessen Gesandter ich bin, daß ich der Gunst einer Buhlerin etwas zu verdanken haben soll. Lieber also will ich nichts, als auf diesem Wege etwas ausrichten.“ Und so geschah es auch; denn ohne sein Wissen wurde zwischen Frankreich und dem Cardinal Antonio ein Spanien sehr nachtheiliges Bündniß geschlossen.

*** Ganz auf ähnliche Weise benahm sich ein anderer spanischer an den König von England, Karl II., abgeschickter Gesandter. Die Vertheidigung Flandern's machte Spanien die Hülfe England's höchst wünschenswerth. Der Gesandte sollte also den König für Spanien zu gewinnen suchen. Man gab ihm den Rath, die Maitresse des Königs und durch solche diesen selbst auf seine Seite zu bringen. „Nein,“ antwortete darauf entrüstet der Spanier, „eher soll der König, mein Herr, die Hälfte seines Reichs verlieren, als durch die Gunst einer Dirne einen Theil davon wiedergewinnen!“ Der französische Gesandte, den von dem Spanier verschmähten Weg einschlagend, erreichte seinen Zweck vollkommen.

*** „Herr! die Blutegel wollen nicht anbeißen,“ sagte jüngst eine Magd zu ihrem Herrn, dessen Ehefrau todtkrank darnieder lag, und welcher Blutegel angesetzt werden sollten. „Sey still,“ entgegnete dieser, „sage es nur dem Doktor nicht, sonst muß ich andere holen lassen.“

## Theater-Anzeige.

Montag, den 17. Januar. Egmont, Trauerspiel in 5 Abth. von Göthe. Musik von Beethoven.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 18. 18. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Ein lautes Geräusch unterbrach plötzlich die junge Dame in ihrer Rede; sie wandte sich ängstlich nach der Thüre. In demselben Augenblicke ließ sich in der Nähe der Ton eines Jagdhornes hören. Die Duenna stemmte sich, vor Schrecken blaß, gegen die Thüre, und rief ganz außer sich:

Die Jagd kommt uns näher, Madame .... sie ist dort auf den Bergen .... in einem Augenblicke vielleicht kommt sie hier durch.

Die Dame erhob sich beim ersten Worte. Treten Sie wieder hinein, sagte sie schnell zu Don Pablo, treten Sie wieder hinein, und bei Ihrem Leben! rühren Sie sich nicht vor dunkler Nacht. .... Sie werden mich wiedersehen .... bald .... ich verspreche es Ihnen. .... Leben Sie wohl!

Er küßte noch ein Mal die ihm dargebotene Hand und stürzte in den Keller, dessen Riegel er vorschob. Das Geräusch draußen wurde lauter, aber es war nicht möglich, die Stimmen, welche sich laut kreuzten, zu verstehen, zumal da sie durch das Klaffen der Hunde und die Faxfaren der Piqueurs überboten wurden. Dieses Getöse dauerte eine Viertelstunde, dann erschütterte das Rollen eines Wagens die Decke des Kellers, das Geräusch entfernte sich, verlor sich im Thale, und Don Pablo sah sich in dieser öden Gegend wieder allein. Die Sonne war längst untergegangen, als er die Thüre des Kellers zu öffnen wagte; Alles war stumm und unbeweglich um ihn; es war keine Spur mehr von derjenigen, welche einige Stunden vorher so verstohlen und geheimnißvoll hier verweilt hatte, zu finden. Die Kissen, Decken und sonstigen Geräthe, welche ohne Ordnung auf die feuchten Steinplatten geworfen waren, sah man nicht mehr; nur zwei Feuerbrände loderten noch in dem ungeheuren Kamine, und man athmete einen schwachen Wohlgeruch.

Don Pablo ging fort, das Herz voll Hoffnung und ehrsüchtigen Gedanken. Seine Liebe wurde durch seinen Stolz noch erhöht; schon sah er sich im Besitze jenes Ranges, jener Ehrenstellen, die er sich so sehnlichst gewünscht hatte; in der Ueberzeugung, daß er vermöge seines Adels nach jeder Verbindung streben könne, sagte er mit inniger Freude zu sich: Sie ist frei, sie liebt dich; wäre sie die Herzogin von Frias oder die Marquise von Rodrigo, sie würde sich durch eine Vermählung mit mir nicht erniedrigen.

Um Mitternacht kam der Graf erschöpft und von Kälte erstarrt (denn der Meerwind wehte heftig) zu Noras an, wo ihn Benito Namero sehnsüchtig erwartete.

Nun, rief der Malee, fast erstickt vor Neugierde, ihm zu: Sie haben sie gesehen? Sie wissen ihren Namen?

Ja, ich habe sie gesehen und weiß, daß sie schön, reizend, himmlisch gut ist; ich weiß auch, daß sie mich liebt; Benito, ist das nicht genug?

Durchaus nicht genug, erwiederte der Malee sehr verstimmt, was, sie hat Ihnen ihren Namen noch nicht gesagt? —

Sie schien es nicht gern zu sehen und war verlegen, als ich sie fragte, und ich drang deßhalb nicht weiter in sie.

Benito seufzte so tief, als hätte er selbst diese Gelegenheit für sich nicht benutzt; mit einem zweiten Seufzer setzte er nach einem Augenblicke noch trauriger hinzu:

Palomita ist in Madrid.

Ei, zum Teufel, das ist unangenehm, antwortete der Graf, woher weißt Du es?

Man hat es mir heute in der Schenke des alten Chuichilla gesagt. Das Mädchen — ich wette darauf — sucht Sie. —

Don Pablo zuckte die Achseln und sagte im wegwerfenden Tone: Meinethalben!

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß die unbekannte Dame etwas von sich hören ließ. Die beiden Freunde wohnten in der Umgegend des Eskurials, und der Graf ging jeden Morgen bis nach dem Gitter, wo er bei seiner Ankunft den Boten getroffen hatte. Er wagte es, nicht weiter zu gehen oder sonst wo sich zu zeigen, da er nicht wußte, ob er sein Incognito ablegen durfte.

In dem Maße, wie die Zeit verfloß, verminderte sich auch seine Hoffnung. Nach acht Tagen glaubte er, nach Murviedro zurückkehren zu müssen. Ostern war vorüber, und der Hof wollte den Aufenthalt im Eskurial mit dem in Aranjuez vertauschen; vor der Abreise dahin mußte das Jahresfest der Geburt des jüngsten Kindes gefeiert werden. Es handelte sich hierbei nicht um einen Ball, nicht um Musik, noch weniger um Theater, die Etiquette erlaubte nur einen Handkuß. Diese Feierlichkeit, eine Art öffentlicher Huldigung, die dem Monarchen und seiner Familie dargebracht wurde, hatte noch einigen Glanz durch die imposante Versammlung des hohen Adels, welche das Herkommen dort zusammenrief. Alle, die durch Rang oder Amt hoffähig waren, hatten die Verpflichtung, hier zu erscheinen. Die Gunst, nur ein Mal dem Könige kniend die Hand küssen zu dürfen, wurde allen Personen von einem gewissen Range gewährt, man erhielt sie leicht, wenn man sein deßfallsiges Gesuch an den Mayordomo richtete. —

Der Graf von Penaparda faßte plötzlich den Entschluß, die seinem Namen und militärischen Range gebührende Ehre in Anspruch zu nehmen! Es war wie eine Inspiration, ein plötzlicher Lichtblick, der ihm den Weg zeigte, auf dem er zu jener Frau gelangen könne, die ihn vergessen zu haben schien.

Es war ihm unmöglich, ferner in dieser Ungewißheit zu leben, in welcher er seit jener Unterredung schwebte; er wollte sie wiedersehen, sich ihr inmitten jenes Hofes zeigen, an der sie unerreichbar seiner Liebe und Neugierde weilte. Er hätte die Hälfte seines Lebens gegeben, um endlich zu wissen, wen er liebte.

VII.

Eine große Cour zum Handkuß in dem Schlachtensaale des Eskurials gewährt ein prächtiges Schauspiel. Der Glanz, der einst den Thron eines Carl's V. umgab, die strenge Größe eines Philipp's II. schienen einen letzten Strahl auf diese Feierlichkeit zu werfen, welche das Haus Oesterreich dem Hause Bourbon überliefert hatte. Als der Graf von Penaparda am Eingange dieses ungeheuren Saales stand, in welchem sich der spanische Hof versammelt hatte, durchflog ihn sein geblendetes Auge, senkte sich aber sogleich wieder. Der stolze Edelmann fühlte eine Regung von Furcht und Schüchternheit, er blieb hinter der doppelten Reihe von Hellebardieren stehen, welche an der Thür Wache hielten, und erwartete mit klopfendem Herzen, daß man seinen Namen rief. —

Der König, die Königin und die Infanten saßen im Hintergrunde unter einem Thronhimmel; die Granden standen mit bedecktem Haupte dem Könige gegenüber. Die Gemahlinnen derselben saßen zur Seite der Königin auf Kissen mit goldenen Franzen. Alle trugen schwarzsammtne Trauerkleider, und die reichsten, schönsten Perlen der Welt erhoben noch die Schönheit dieses düstern und einförmigen Schmuckes. Eine Menge von Prälaten, Mönchen und Edelleuten nahmen den untern Theil des Saales ein. Die Wände waren mit Bildern geschmückt, welche Schlachten gegen die Mauren darstellten. Die meisten der versammelten Granden konnten in der Darstellung eines Sturmes oder einer jener mörderischen Schlachten, in denen ihre Ahnen gestritten hatten, ihre Banner und Wappen erkennen, ihr Name befand sich auf jeder Seite dieses großartigen Geschichtwerkes aufgezeichnet. Aber Don Pablo suchte vergebens sein Wappen in der blutigen Schlacht von Tolosa, in welcher doch ein Graf von Penaparda dem Könige Don Juan von Arragonien das Leben gerettet hatte. Das Andenken an diese Heldenthat war in seinem Familienwappen verewigt, die Penaparda's führten im Hauptschilde die vier rothen Balken im goldnen Felde.

Aber Don Pablo verweilte nicht lange bei diesen Erinnerungen, etwas Anziehenderes beschäftigte ihn in diesem feierlichen Augenblicke. Seine Augen hafteten auf dieser langen Reihe von Damen, welche im Bewußtseyn ihrer hohen Würde, die ihnen das Recht gab, in Gegenwart der gekrönten Häupter sich zu setzen, stolz, ernsthaft und unbeweglich sich seinen Blicken darboten. Unglücklicher Weise konnte Don Pablo durch die großen Spitzen, welche, wie ein Schleier, ihr Antlitz und Haar umgaben, nur ein Profil sehen, und hätte er sie so wenig betrachtet, er würde seine Dame nicht erkannt haben.

Die Edelleute, welche zu der Ehre des Handkusses zugelassen waren, wurden mit lauter Stimme durch einen Mayordomo aufgerufen. Sie näherten sich allein, verbeugten sich im Vorbeigehen vor der Grandezza, welche den Gruß erwiederte, und warfen sich vor dem Könige nieder, der ihnen seine bloße Hand zum Kusse darreichte, die Königin und die Infanten gewährten ihnen dieselbe Gunst. Es vergingen darüber zwei Minuten. Hundert Personen waren an diesem Tage zugelassen, und schon hatte die Ceremonie des Handkusses drei Stunden gedauert, als der Graf von Penaparda aufgerufen wurde. Er trat rasch mit vielem Anstande vor; endlich durchflog sein Blick die Damenreihe von vorn. Traurig und mißmuthig verbeugte er sich im Vorbeigehen vor ihnen, seine Dame hatte er nicht gesehen. (Forts. folgt.)

# Der Spion.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen kam er indessen wieder und fuhr mehrere Tage hinter einander fort, der Caserne öftere und langdauernde Besuche abzustatten. Die Soldaten ergötzten sich an seinen unbeholfenen Manieren und suchten sich durch Zeichen mit ihm zu unterhalten; endlich wurden sie an seine Anwesenheit so gewöhnt, daß er ihre Anhänglichkeit mit dem Regimentshunde, Granusa, theilte, einem sehr schlauen Geschöpfe, das immer bereit war, auf Verlangen die Königin mit einem seiner besten Sprünge und Don Carlos mit seinem Gebell zu begrüßen, und das überdies für die Sache der Ersteren gelitten hatte, denn es hatte vor Kurzem in einem Scharmützel einen Streifschuß erhalten.

Der Stumme aber beschränkte seine Besuche nicht auf das Kloster, wiewohl er dasselbe zu seinem Hauptquartier auserkohren zu haben schien. Während des Tages schweifte er von einer Caserne zur andern umher, diente den Soldaten zur Unterhaltung, wie sie denn überhaupt den geringsten Incidentpunkt begierig ergreifen, der Abwechselung in ihr einförmiges Leben zu bringen geeignet ist, und endlich wurde der Stumme von San Domingo der Garnison so bekannt, wie es der Gouverneur der Stadt selbst war.

Der Monat Dezember hatte sich kalt und winterlich eingestellt und man durfte annehmen, daß, einige Recognoscirungen und Fouragirungen ausgenommen, die activen Militair-Operationen eine Zeitlang suspendirt bleiben würden. Einstmals des Nachts aber erhielten die im Kloster San Domingo einquartierten Truppen Befehl, sich zum Ausmarsche am nächsten Morgen in aller Frühe bereit zu halten und das Gerücht ging, es sey auf die Ueberrumpelung eines feindlichen Convois oder Vorpostens abgesehen. Bald darauf erschienen mehrere Officiere in der Caserne, überzeugten sich, daß Alles zum Marsche bereit sey, und blieben dann noch einen Augenblick am Feuer stehen, um ihre Cigarren anzuzünden.

„Ehe zwölf Stunden verstrichen sind, werden wir uns an einem helleren Feuer, als dieses ist, wärmen," sagte ein junger Lieutenant, indem er mit den Füßen hin und her trampelte, um sein Blut lebhafter in Umlauf zu setzen, als dies durch das mit nicht ganz trockenem Holze angemachte, stark rauchende Feuer geschah.

„Sagen Sie mir doch bei der Gelegenheit," rief ihm ein Anderer zu, „wie weit ist es bis zu der Pulvermühle? Ich erinnere mich nicht, sie bei irgend einem unserer Ausfälle oder Fouragirungen gesehen zu haben."

„Sie liegt von der Heerstraße ab, jedoch nicht weiter als fünf bis sechs Stunden von Vittoria entfernt. Die Wege sind, Dank dem Frostwetter, sehr gut, und wenn wir früh aufbrechen, so können wir dorthin gelangen, die Mühle in die Luft sprengen und zum Mittagessen um ein Uhr Nachmittages wieder hier seyn."

„Stille," sagte ein alter Hauptmann mit dickem, grauem Schnautzbarte, „Sie wissen nicht, ob nicht Jemand lauscht und wenngleich die Thore von Vittoria geschlossen sind, so sollen doch von den in der Stadt befindlichen Carlisten dem Feinde nicht selten durch Feuerzeichen und andere Signale Mittheilungen gemacht werden."

„Bah!" rief der junge Offizier, der zuerst gesprochen hatte. „Sie sind allzu vorsichtig, Herr Hauptmann. Niemand kann uns hören als die Wachtmannschaft und jener stumme Blödsinnige dort."

„Die Wände haben mitunter Ohren," entgegnete der Hauptmann. „Gewiß ist es jedenfalls, daß alle unsere geheimen Expeditionen während der letzten beiden Monate fehlgeschla-

gen sind. Entweder sind unsere Spionen nicht das Geld werth, das sie erhalten, oder Verräther befinden sich innerhalb der Stadt; doch es wird spät und darum gute Nacht, meine Herren."

„Gute Nacht! Gute Nacht!" Mit diesen Worten entfernten sich die Offiziere und begaben sich in ihre Wohnungen.

Kaum war der Schall ihrer Fußtritte verklungen, als sich ein Kopf langsam aus der Masse der verwirrt durcheinander um das Feuer herum liegenden Gestalten erhob und die schwarzen Augen des Stummen scharf unter dem Haarbüschel hervorblickten, welcher über dieselben herabhing. Die Schildwache hatte ihm den Rücken zugekehrt und lehnte sich auf das Gewehr, ohne Zweifel ungeduldig der Ablösung von dem ermüdenden und durch die Nachtkälte doppelt unangenehm gemachten Dienste harrend. Mit lautlosem Schritte schlich sich der Stumme darauf in dem Schatten der Klostermauer nach den Wällen der Stadt hin, welche zu jener Zeit in einem überaus verfallenen Zustande waren. Die Dunkelheit machte es ihm möglich, an mehr als einer Schildwache vorüberzuschleichen und unbemerkt einen Punct zu erreichen, wo der niedrige, zertrümmerte Erdwall es thunlich machte, aus der Stadt zu entkommen. Der Stumme sprang behende in den seichten Festungsgraben hinein, kletterte an der entgegengesetzten Seite hinauf und verschwand in der Dunkelheit.

Einige Stunden nach seinem Entkommen marschirte eine Truppenabtheilung aus dem nach Bilbao hin liegenden Thore. Es war ein heller, sternklarer Morgen, aber bitterlich kalt und die meistens aus dem Süden gebürtigen Soldaten, die noch nicht an die Strenge eines baskischen Winters gewöhnt waren, schienen nur wenig erfreut über den beißenden Frost, der ihnen den Athem an den Schnauzbärten zu Eiszapfen gefrieren und den Boden unter ihren abgemessenen Tritten gleich Eisen erklingen machte. Die Temperatur war für Marauders nicht günstig und die Mannschaft schritt denn auch so rüstig vorwärts, daß bei Tagesanbruch kaum mehr als eine Stunde Abstand zwischen ihr und dem Gegenstande ihrer Bestimmung vorhanden war. Die Heerstraße hatten sie bereits verlassen und zogen jetzt durch ein ebenes Gelände, in welchem sich nur wenige Spuren neuerlichen Anbaues fanden und das zum Theil mit Ginster und Haidekraut überwachsen von Ravinen und Gräben durchschnitten wurde, von deren Seiten zahlreiche Schnepfen und Wasserhühner bei der Annäherung der Colonne aufflogen.

Endlich hob sich das Terrain und nach Uebersteigung einer ziemlich lang aber sanft ansteigenden Anhöhe machte der Zug Cavallerie, welcher die Vorhut bildete, auf der Spitze eines Hügelrückens Halt, der sich nach beiden Seiten hin mehr als eine englische Meile weit ausdehnte. Jenseits der Anhöhe zog sich das Terrain allmählig niederwärts und von dort bis zu einer Bergkette, welche sich zwei oder drei Stunden weiter hin erhob, hatte die Landschaft ein weniger wildes, besser cultivirtes Ansehen als der Theil derselben, den die Colonne bis dahin durchzogen hatte.

In der Entfernung von etwa einer halben Stunde vor einem dichten, größten Theils aus Immergrün bestehenden Gehölze lag ein Gebäude von ziemlich guter Bauart und rund um dasselbe herum mehrere zerstreuete Hütten; das Ganze war von mehreren von Erde aufgeworfenen Redouten flankirt, die in gleicher Entfernung von einander und in schräger Richtung echelonnirt lagen, so daß, während die beiden hintersten die äußersten Winkel des Gebäudes fast berührten, die vordersten in einiger Entfernung von denselben rechts und links belegen waren. Hier wurden Pulver, Kugeln und Patronen in großer Quantität für die Carlisten verfertigt. Das Blei dazu kam aus den benachbarten Minen und die Patronen wurden, sobald sie fertig waren, in eine der Festungen des Prätendenten geschafft. Die Militairbehörden von Vittoria hatten schon lange dieses Etablissement zu zerstören gewünscht und jetzt, nachdem sie durch ihre Spione erfahren, daß auf drei Stunden Weges von dem Orte keine carlistischen Truppenabtheilungen von Bedeutung ständen, die kleine Colonne, deren Marsch wir gefolgt sind, ausgeschickt mit der dem commandirenden Offizier gegebenen Ordre, Alles, was er vorfinde, zu zerstören, zu verbrennen und in die Luft zu sprengen und dann unverweilt nach Vittoria zurückzukehren.

Sowohl in der Pulvermühle selbst wie in den nahe liegenden Hütten schien noch Alles ruhig zu seyn. Die Thüren und Fenster waren verschlossen und Alles war so still, wie wenn die Gebäude ganz unbewohnt gewesen wären. Diese Bemerkung machte der christinische Oberst, als er sich an die Spitze der Schwadron setzte, aus welcher seine ganze Cavallerie bestand; er befahl der Infanterie so schnell wie möglich zu folgen und zog im Trabe weiter. Vor der Pulvermühle angekommen, schickte er die Hälfte seiner Cavallerie ab, um hinter dem Weiler zu patrouilliren, damit Niemand entwischen und dem Feinde Nachricht geben könne, und wartete dann seine Infanterie ab, welche im nächsten Augenblicke ankam, etwas außer Athem und in Unordnung gebracht durch den schnellen Marsch über die gefrorenen Felder. Kaum war Halt! commandirt worden, als ein einzelner Flintenschuß sich hören ließ und gleich darauf erhob sich ein so wildes und betäubendes Geschrei, als sollte der Himmel dadurch zerrissen werden. Die verwunderten Christinos blickten sich staunend nach allen Seiten um; bald indeß zeigte sich die Quelle des Lärms, denn gleich als wäre die Erde noch einmal mit Drachenzähnen besäet worden und hätte bewaffnete Männer erzeugt, zeigten sich plötzlich hinter jeder der erwähnten Redouten zwei bis drei Compagnien carlistischer Soldaten, die zusammen eine ihren Gegnern weit überlegene Macht bildeten. Sie hatten sich dadurch verborgen gehalten, daß sie sich in den Gräben niederlegten, welche wie gewöhnlich hinter jeder Brustwehr angebracht waren, um den Vertheidigern derselben größere Sicherheit zu gewähren, und begünstigt von dem Morgennebel, mehr aber noch durch die unvorsichtige Annäherung der Christinos, war es ihnen gelungen, ihre Anwesenheit verborgen zu halten, bis sie auf das durch den Flintenschuß gegebene Signal plötzlich aufgesprungen waren und sich in Reihe und Glied gestellt hatten. Zu gleicher Zeit wurde ein lebhaftes Feuer auf die Truppen der Königin aus den Fenstern der benachbarten Gebäude eröffnet und ein Haufen trefflich berittener navarreisischer Lanzenreiter, Real, einen der besten Cavallerie-Offiziere des Don Carlos an der Spitze, brach aus einer Oeffnung im Gehölz hervor, wo sie verborgen gelegen hatte, griff die im Rücken der Häuser postirten Husaren an und trieb sie auf das Hauptcorps zurück, obgleich dieselben, trotz der Ueberrumpelung, sich tapfer vertheidigten, jeden Schritt des Terrains so lange wie möglich hielten und ihre Säbel und Karabiner trefflich benutzten. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Die Goelette Fruiterer segelte von New-York nach der Havanna. Der Wind wehte so stark, daß sie binnen drei Tagen eine Strecke von fünfhundert englischen Seemeilen zurücklegte. Aus Vorsicht hatte der Kapitän einen Theil der Segel einreffen lassen. Eben als die Mannschaft beim Abendessen saß, erhob sich urplötzlich ein furchtbarer Windstoß, der im Nu beide Masten zersplitterte. So keck die Amerikaner sind, so sorglos sind sie auch; am Bord des Schiffes befand sich weder Axt noch Säge, womit man die gebrochenen Masten vollends hätte abtrennen können; auf eine dem Schiffe die höchste Gefahr dro-

hende Weise schwankten sie hin und her. Es war acht Uhr Abends, und stockfinster; die Wellen schlugen auf's Verdeck, der Raum füllte sich mehr und mehr mit Wasser, die Pumpen waren zerbrochen, und die Bemannung verbrachte eine fürchterliche Nacht. Als es Tag wurde, ergab sich, daß das Schiff schon tief im Wasser ging; der Kapitän verzweifelte an der Rettung, und der Proviantmeister lag auf den Knien und betete. Plötzlich erblickte man in der Ferne ein Segel; die Hoffnung lebte wieder auf, aber das Schiff verschwand. Um neun Uhr ließ sich ein zweites blicken; auch dieses verlor man wieder aus dem Gesicht. Es erschien bald nachher ein drittes, es kam auf den Fruiterer zu, es gewahrte dessen gefährliche Lage, aber kehrte um! Endlich, als die Verzweiflung der Unglücklichen auf's äußerste gestiegen war, erschien ein viertes Segel, — die Brigg General Marion, — das von Puertorico nach New-York steuerte. Die Matrosen erklimmten den Mastbaum und schwenkten ihre Tücher und Hüte, während der Kapitän denen auf dem Fruiterer Muth einsprach und Hoffnung auf Errettung gab. Er ließ eine kleine Schaluppe aussetzen, die im furchtbarsten Sturmwetter, bei hochgehenden Wogen, und jeden Augenblick in Gefahr, am Wrack des Fruiterers zerschellt zu werden, dreimal hin und zurückfuhr. Gesteuert wurde sie von Lieutnant Foote, der mit einer Art von wilder Wuth mit dem rasenden Elemente kämpfte. Er troff von Schweiß, und der Schaum stund ihm vor dem Munde, als er endlich die ganze Bemannung des Fruiterer in Sicherheit gebracht hatte. Und auch dann noch wagte der unverzagte Seemann eine vierte Fahrt, um Sachen zu retten. Aber diesmal war es ihm nicht möglich, an Bord zu steigen; die Goelette sank tiefer und tiefer, und wurde endlich in den Schlund des Ozeans hinabgezogen. (Oberd. Z.)

*** (Sittenspiegel.) Am 6. Januar standen vor dem Central-Criminalgericht zu London zwei Matrosen malayischer Nation, wovon der eine, Antrehman, 30, der andere, Samut, 25 Jahre alt war. Sie waren beschuldigt, einen Chinesen mit Namen Hassan „boshafter Weise verletzt und verwundet zu haben, in der Absicht, ihm ein schweres körperliches Leiden zuzufügen.“ Nachdem man einen Dolmetscher beeidigt hatte, wurde dieser gefragt, ob ihm bekannt sey, auf welche Weise einem Chinesen ein Eid abgenommen werde, was er bejahte, und ob er sicher wisse, daß ein solcher Eid für bindend angesehen werde. Der Dolmetscher erwiederte, er habe oft ähnliche Bereidungen gesehen und halte dieselben für bindend. Hierauf wurde der Ankläger in den Zeugenstuhl gerufen, wo er sofort niederkniete. Alsdann gab man ihm ein chinesisches Schüsselchen in die Hand, welches er an dem Geländer zerbrach. Demnächst wurde ihm von einem der Richter folgender Eid vorgesagt, den der Dolmetscher in chinesischer Sprache wiederholte: „Du sollst sprechen die Wahrheit und die ganze Wahrheit; die Schüssel ist zerbrochen, und wenn du nicht die Wahrheit sprichst, soll deine Seele zerbrochen werden gleich dieser Schüssel.“ Aus dem Verhöre ergab sich, daß der Chinese und die beiden Angeklagten nebst andern Malayen und Chinesen auf einem Schiffe nach England gekommen waren. Am 16. December brach unter den beiden Parteien ein Streit aus, der zu einer Schlägerei führte, in welcher Samut den Chinesen niederwarf, während Antrehman beschuldigt wurde, denselben mit einem Messer ins Gesicht gestoßen zu haben. Nach der Aussage des hinzugerufenen Wundarztes hatte der Kläger eine nicht unbedeutende Fleischwunde in das Gesicht erhalten; die Zeugen behaupteten dagegen, daß die Verletzung Hassan's leicht von den Bambusrohren auf dem Verdecke herrühren konnte, auf die er gefallen war. Antrehman wurde, als einer gewöhnlichen Realinjurie schuldig, zu vierzehntäg'ger Einsperrung in New-Gate verurtheilt, Samut hingegen freigesprochen, weil die gegen ihn erhobene Beschuldigung nicht bewiesen war.

*** (Gaslichter und Wachslichter.) Bei dem Feste, welches die Stadt London dem Lord Mayor gab, war die Guildhall auf folgende Weise erleuchtet. Drei große Leuchter hatten 6500 Gasflammen, 16 gothische 6600, das östliche Fenster 1200 und das westliche eben so viele Flammen, ein großer Stern mit 2000 Flammen, der Sitz der Königin mit 250, die Vorzimmer mit 150, der Lustre in dem Rathszimmer mit 5180, und die verschiedenen Gänge mit 800 Flammen. Es brannten also zusammen: 23,880 Gasflammen. Da jede der Gasflammen so viel Licht gibt, als drei Wachslichter, so war hier das Licht von 71,640 Wachslichtern, im Gewichte von 11,940 Pfund, verbreitet. Man hat berechnet, daß diese Wachsmasse höchstens fünf bis sechs Stunden brennen konnte, während die Gasbeleuchtung der Guildhall von Nachmittags halb drei Uhr bis Morgens drei Uhr brannte. Es wurde hier der erste Versuch mit Lowe's Patent-Gas gemacht, welches der Erfinder Gas des Prinzen von Wales nennt, zur Erinnerung an den Geburtstag des Thronerben. (Köln. Ztg.)

*** Ein englisches Blatt giebt folgende Anekdote aus der Jugendzeit des jetzigen Herzogs von Wellington, damals, in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, noch Sir Arthur Wellesley. Nach einer Fête bei dem derzeitigen Vice-König von Irland, war die Sänfte von Mistriß Woodcock, der schönsten Dame des ganzen irischen Königreichs, in Folge eines übermäßigen Schneefalls, ausgeblieben und sie darüber in sichtlicher Verlegenheit; da holten aber die ehrenwerthen Herren Wellesley und Perry, der jetzige Graf von Limerick, sogleich eine in der Halle stets bereit stehende Portechaise herbei und trugen die schöne Bürde selber, trotz Sturm und Schneegestöber, nach ihrer ziemlich entfernten Wohnung.

*** Merkwürdiger Weise ist, wie die Times berichten, ein Meierhof in der Nähe von Forres in Schottland, unfern der Stelle, wo Mackbeth der Sage nach mit den Hexen zusammentraf, und den ein Baumschlag von Tannen bezeichnet, auf dem Gute eines Herrn Brodie aus Brodie, lange von einem Pächter bewohnt gewesen, der auch Mackbeth hieß.

*** (Marseille.) Im hiesigen Theater des Variétés kam unlängst in der Vorstellung des mit ganz ungewöhnlichem Beifalle gegebenen Drama's: „Lescombat“ ein unglückliches Ereigniß vor. In dem dritten Akte dieses Stückes ist eine Scene, wo zwei Personen, gleich nachdem sie gegen einander die Degen gezogen haben, sich in die Arme fallen. Diese Bewegung wurde so lebhaft von den Schauspielern Jenin und Grandel ausgeführt, daß ein mit der Spitze nach unten gehaltener Degen in den Schenkel Jenin's drang. Das Blut schoß gleich hervor, so daß der Verwundete kaum die Coulissen erreichte, als er in Ohnmacht fiel.

*** Adelaide Kemble, die Sängerin, erhält vom Coventgardentheater in London wöchentlich einhundert Guineen Gage.

*** Das Lustspiel: „Die Großtante“, von Dr. Kirsch, welches in Kurzem auf den Hofbühnen zu Karlsruhe und Mannheim in Scene gehen wird, zeichnet sich durch treffliche Charakteristik und gewandte Dialogisirung, wie durch komische Situationen und feine Wortspiele aus, welche letztere rein von Cynismus und Frivolität gehalten sind. Bei der Aufführung wie bei'm Lesen gewährt es gewiß Jedem eine angenehme Unterhaltung. —

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 19. 19. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Mit gesenktem Blicke beugte er mechanisch seine Knie vor dem König und vor der Königin; plötzlich hielt er inne, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, seine Knie wankten, und fast besinnungslos kniete er nieder, ohne zu wagen, mit seinen Lippen die Hand zu berühren, welche Louise von Orleans, die junge Wittwe des Königs Ludwig's I., die verwittwete Königin von Spanien, gegen ihn ausstreckte.

Sie erröthete leicht, aber Nichts weiter zeugte von Verlegenheit oder Bestürzung. Die Herzogin von Montellano, welche hinter ihr stand, erbleichte, ihr mageres und gefurchtes Gesicht verschwand einen Augenblick hinter dem Fächer, den sie zu spät öffnete. Don Pablo hatte sie ebenfalls erkannt. —

Er erhob sich, verließ den Schlachtensaal, ohne zu wissen, wohin er ging; er konnte sich von seinem Erstaunen, seiner Freude nicht erholen, die Sinne schwindelten ihm, und mit einem zugleich stolzen und furchtsamen Blicke sah er auf sein Glück.

Benito Ramero erwartete ihn am ersten Gitter; er ahnete sogleich irgend ein wichtiges Ereigniß.

Nun, sagte er, und ergriff den Arm des Grafen, der, ohne ihn zu bemerken, durch die Allee eilte, nun haben Sie sie erkannt?

Don Pablo preßte eine Hand gegen die Brust, die Schläge seines Herzens drohten ihn zu ersticken. Er lehnte sich auf den Maler und sagte mit leiser Stimme:

Ja, jetzt kenne ich sie, aber ihr Name ist ein Geheimniß, das mit mir sterben wird. Benito frage mich nicht, ich darf Dir Nichts sagen, Nichts....

Desto besser! unterbrach ihn der Maler, das Geheimniß Ihres Glückes würde mir drückend seyn, und ich werde ja wohl überdies den Namen an Ihrem Hochzeitstage erfahren?

O schweig, Benito, schweig, diese thörichten Hoffnungen nähre ich nicht mehr.

Thöricht? weßhalb? Es scheint doch aus Allem hervorzugehen, daß Sie an die Liebe dieser schönen Dame glauben können, sie hat doch, Gott sey Dank, bewiesen, daß sie Ihnen wohl will, und da Sie sie endlich wiedergefunden haben.... Kurz, Sie werden spanischer Grand.... Sehen Sie nun, wie die Prophezeiung sich bestätigt?... Wenn nur dieser Teufel von Mädchen .... Don Pablo, ich bin Ihretwegen jetzt besorgt.

Wie so?

Benito antwortete nach einer Pause mit ängstlicher Stimme:

Palomita ist hier, seit zwei Tagen verfolgt sie Sie; diesen Morgen war sie vor den Thoren des Eskurials.

Die beiden Freunde durchstreiften bis zum Abend den Park; Don Pablo konnte sich von diesem Orte nicht trennen, es schien ihm, als müsse, wenn er ihn verließe, sein Glück endigen, als würde er aus einem schönen Traume erwachen, in welchem er der Geliebte einer Königin gewesen war. Benito Ramero begleitete ihn, ohne ihn in seinen Gedanken zu stören; er war gewiß der discreteste und bequemste Vertraute, er hörte mit dem größten Interesse die weitläufigste Erzählung eines Rendezvous, er machte sich weder über thörichte Hoffnungen, noch grundlose Verzweiflung oder Eifersucht lustig. Er ehrte das Schweigen und that nie eine Frage zwei Mal. An diesem Tage wurden diese seltenen Eigenschaften auf eine harte Probe gestellt.

Als Don Pablo sich endlich mit fortziehen ließ und an das erste Gitter kam, überreichte ihm derselbe Mensch, der ihm schon einmal begegnet war, ein Billet, das nur die Worte enthielt: Um Mitternacht auf der Terrasse. Sie werden am dritten Fenster des ersten Stockwerkes eine Strickleiter finden. Steigen Sie hinauf.

Don Pablo las dies Billet zweimal. Nie hätte er ein solches Rendezvous gehofft. Er in den innern Gemächern des Eskurials! Er in dem Zimmer der Königin! Es galt sein Leben, wenn er entdeckt würde. Er wußte es, aber er hätte für ein so großes, so ruhmvolles Glück sein Leben und seine Ewigkeit dazu gegeben.

Benito ergriff ein gewisses Grausen, als er Stunde und Ort des Rendezvous erfuhr.

Das ist ein gefährlicher Besuch! sagte er, möge Ihr Glücksstern dies Mal Ihnen treu seyn! Ich sehe Sie nicht ohne Furcht einer solchen Gefahr entgegengehen.... Und ich kann Ihnen nicht folgen! Aber wir wollen die Mauern zusammen übersteigen, ich verberge mich im Garten und erwarte Sie.

Ich danke Dir! erwiederte Don Pablo, ihm die Hand reichend.

Wo erwarten wir Mitternacht?

Wo Du willst.

Dort unten im Gasthause: „Hier eingekehrt"; es verkehren dort freilich nur Bediente, aber was schadet's, man wird uns ein Zimmer geben können, wo wir allein sind.

Die Sonne ging unter. Es wurde auf dem Wege, den keine lebende Seele wandelte, schon dunkel. Die Equipagen der Granden kehrten nach Madrid zurück. Im Eskurial war nur die königliche Familie und die Dienerschaft für den täglichen Dienst zurückgeblieben. Don Pablo warf noch einen langen Blick auf diese ungeheure Fronte zurück, deren Fenster eins nach dem andern hell wurden; da sah er ganz deutlich Palomita zehn Schritte hinter sich.

Wer geht da, rief er mit zürnender Stimme, denn die Gegenwart des Mädchens in diesem Augenblicke erschien ihm wie eine Drohung. Wer geht da? Wer wagt es, mir zu folgen, und still zu stehen, wenn ich still stehe?

Palomita sprang vom Wege ab und verbarg sich im Gesträuche. Benito zog Don Pablo fort, indem er sagte: Kommen Sie, sie wird Ihnen jetzt, da sie von Ihnen gesehen ist, nicht mehr zu folgen wagen. Wir wollen schnell ins Gasthaus gehen. (Fortsetzung folgt.)

## Der Spion.

(Schluß.)

Der christinische Oberst, dessen allzu großer Zuversichtlichkeit und Vernachlässigung der nöthigen Recognoscirung es zugeschrieben werden muß, daß er sich mit seinen Truppen jetzt in so gefährlicher Lage befand, zeigte indessen außerordentliche Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, als die Gefahr ihn von allen Seiten umdrängte. Er verlor nicht einen Augenblick, sondern formirte unverweilt seine Infanterie in eine compacte Colonne und begann den Rückzug in der Hoffnung, sich wenigstens aus dem Bereiche der Brustwehren heraus und in das offene Feld ziehen zu können, bevor die Carlisten ihre zerstreut aufgestellten Compagnien zu einer gehörigen Masse zu sammeln vermöchten, um den Versuch zu machen, ihm den Rückzug abzuschneiden. Darauf übergab er das Commando der Infanterie dem Nächstcommandirenden, stellte sich an die Spitze seiner Handvoll Reiter und chargirte die feindlichen Lanciers mit solcher Energie und solchem Nachdrucke, daß er sie, ungeachtet ihrer überwiegenden Anzahl mit bedeutendem Verluste eine Strecke weit zurücktrieb. Während er aber unter dem lebhaften feindlichen Feuer zu seinem Hauptcorps zurückkehrte, traf ihn eine Kugel in die Brust. Der tapfere, unglückliche Offizier schwankte im Sattel, machte einen vergeblichen Versuch, seinen Sitz zu behalten und stürzte vom Pferde. Sein Tod war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Die christinischen Truppen hatten die Fronte vor den Brustwehren erreicht, jedoch nicht ohne bedeutend vom feindlichen Feuer gelitten zu haben; und als sie nun sahen, daß der Feind zwei starke Colonnen formire, die rasch vorwärts zogen, um ihnen den Rückmarsch abzuschneiden, verloren sie den Muth und entflohen nach allen Richtungen. Ueber die gepflügten Felder und durch Haidekraut, Dornen und Brombeerbüsche, über Gräben und Sümpfe, im Eise einbrechend und durch Mudde und Wasser durchwatend zogen eilends Verfolgte und Verfolger dahin. Selten wurde Pardon gebeten, noch seltener gegeben, denn zu der Zeit dieser Erzählung hatte die Erbitterung zwischen den beiden Parteien den höchsten Gipfel erreicht. Mancher arme Teufel, welcher der Ermüdung erlag und die Tritte seiner blutdürstigen Feinde immer näher und näher herankommen hörte, bis er endlich glaubte, von ihrem Athem berührt zu werden, kürzte die schreckliche Spannung, in der er sich befand, dadurch ab, daß er sich auf den Boden warf, und geduldig den Bayonnetstoß abwartete, der seinem Daseyn ein Ende zu machen bestimmt war.

Endlich legte sich die Hitze der Verfolgung und Wenige außer den Cavalleristen setzten dieselbe noch fort. Selbst diese gaben die Sache Einer nach dem Andern auf, so wie ihre Pferde den Athem verloren und bald hingen kaum mehr noch als zwanzig Reiter, die entweder besser beritten oder blutdürstiger waren, als ihre Cameraden, den Flüchtigen auf den Fersen, die jetzt mehr aus panischem Schrecken, als wegen wirklicher Gefahr die eilende Flucht fortsetzten. Ein junger carlistischer Officier auf feurigem andalusischen Schlachtrosse war seinen Leuten weit vorausgeeilt und machte sich durch seine blutdürstige Wuth bemerklich. Zwei Lanzen hatte er schon zerbrochen und brauchte jetzt seinen Säbel mit todtbringendem Erfolge, taub gegen alle Bitten um Schonung und jeden Hieb mit wildem Fluche begleitend. Er befand sich etwa zwanzig Schritte von einem Haufen von fünf bis sechs christinischen Soldaten entfernt, als diese sich plötzlich umwandten, ihre Flinten anlegten und zu gleicher Zeit auf ihren Verfolger abschossen. Ein plötzlicher Sprung des Pferdes war die Ursache, daß die Kugeln dieses und nicht den Reiter trafen und das edle Thier stürzte zu Boden. Ehe der Carlist wieder auf die Beine kommen konnte, war er in der Gewalt der Soldaten. Bei dem erfolglosen Versuche, sich ihnen zu entwinden, fiel ihm seine Boina vom Kopfe und eine dicke Locke langen schwarzen Haares, vom Schweiß durchfeuchtet, hing über seine Stirne nieder. Die Soldaten starrten ihn und dann einander gegenseitig an, dann wieder ihren Gefangenen und ihre Verwirrung konnte keine Worte finden.

„Er ist's!" rief endlich einer von ihnen aus, und wie wenn der Zauber gebrochen worden wäre, schrieen sie alle zusammen laut:

„Der Stumme!"

Der carlistische Officier antwortete durch ein bitteres Lächeln.

* * *

Außerhalb des schönen Vierecks in Vittoria, welches durch Häuser von gleichartiger Bauart gebildet, mit einer Colonnade von steinernen Säulen umringt und früher unter dem Namen Plaza Nueva, jetzt Plaza de la Constitucion, bekannt ist, befindet sich ein offener Platz, die Plaza Vieja, der alte Marktplatz, genannt. Obgleich nicht im Stande, mit seinem eleganteren Nachbarn als Abendspaziergang für die Modewelt Vittoria's zu concurriren, da sein ganzes Aussehen unscheinbar und sein Pflaster uneben, gewöhnlich auch schmutzig ist, bietet er doch, besonders für den Fremden, einiges Interesse dar. Der Springbrunnen am untern Ende des Platzes, wenige Schritte von der Hauptwache entfernt, dient jeden Morgen zum Sammelplatze für die Dienstmägde und andere Mädchen der geringen Volksclassen, welche, wenn sie ihre hölzernen oder irdenen Gefäße gefüllt haben, dieselben in der Regel einige Augenblicke auf der steinernen Einfassung des Brunnens stehen lassen, um sich durch ihr Geplauder zu erquicken. Der Ort ist ganz geeignet zum Studium der Sitten und Costüme der geringeren Volksclasse der Provinz. Die Bauern aus den benachbarten Bergdistricten, welche Holz und Holzkohlen auf ihren Maulthieren zum Verkaufe in die Stadt bringen, stellen sich neben dem Brunnen auf und richten ihre rohen Versuche in der Kunst der Galanterie an die prallen Wasserträgerinnen, deren gelbe oder scharlachrothe Röcke, schmale Knöchel, enges Mieder und reichliches schwarzes Haar, das durch irgend ein Mittel, gewiß aber nicht durch ächtes Macassar-Oel, glänzend gemacht wird, in den Augen der Kohlenbrenner unübertreffliche Reize darstellen. Der müßige Soldat, der vorüberziehende Maulthiertreiber, der zur Arbeit eilende Handwerksmann, alle haben ein freundliches Wort für die jungen Dirnen, die, wenn sie ihr Deputat an Complimenten und Bewunderung erhalten haben, leichten Schrittes mit ihrer Wasser-Last davoneilen und Anderen Platz machen.

Aber auch weniger freudige Ideen erweckt die Plaza Vieja, denn es werden dort gewöhnlich die Verbrecher hingerichtet, die zur Strafe der Garote, d. h. zur Erdrosselung verurtheilt sind.

Früh Morgens am zweiten Tage nach demjenigen, welcher

Zeuge des verderblichen Zuges zur Pulvermühle gewesen war, sah man Arbeiter beschäftiget, das Gerüst zu einer Hinrichtung aufzuschlagen, und es wurde bald bekannt, daß der zum Tode Verurtheilte der carlistische Spion sey, welcher die neuliche Niederlage der Truppen der Königin verursacht hatte. Gegen Mittag war die ganze, nicht im Dienst befindliche, Garnison um den Platz aufgestellt und eine Menge Menschen hatte sich versammelt, der Hinrichtung beizuwohnen. Auf dem Gerüste (einer kleinen viereckigen Platform) war ein starker hölzerner Pfahl angebracht und an denselben eine Bank genagelt. Zwei oder drei Fuß über dieser Bank befand sich eine eiserne Stange, die fast zu einem Kreise zusammengebogen war und mittelst einer starken Schraube, so stark gegen den eichenen Pfahl gezwängt werden konnte, daß Alles, was sich innerhalb des Ringes befänd, zerquetscht werden mußte. Zwei Männer, theilweise in das alte spanische Costüme gekleidet, in fuchsig schwarzem Kleide, kurzen Mänteln und Hüten mit breiten herabhängenden Krempen, standen neben dem Todeswerkzeuge und warteten auf den Augenblick, in welchem sie ihre widerlichen Functionen ausüben sollten.

Endlich erschien der Verbrecher unter starker Escorte und von einem Priester mit weißen Haaren begleitet. Sein Haupt war auf die Brust gesenkt und er schien der Ermahnung des ehrwürdigen Vaters ein aufmerksames Ohr geschenkt zu haben; aber sein Schritt war fest und verlor auch nichts von seiner Stetigkeit, als er die Stufen zum Schaffotte hinanstieg. Der Priester umarmte sein Beichtkind und trat zur Seite, indem er die Augen von dem traurigen Schauspiele, das bevorstand, abwendete; der Verurtheilte warf nun den Mantel ab, der ihm bis dahin gegen das rauhe Wetter Schutz geleistet und auch sein Gesicht theilweise versteckt hatte, und stand nun da in der kurzen grünen Jacke und dem rothen Beinkleide der carlistischen Reiter. Er richtete sich darauf in die Höhe, nahm seine Boina vom Kopfe und rief mit einer so hellen und klangreichen Stimme, wie wenn er einen Trupp Reiter im Felde commandirt hätte:

„Viva Carlos Quinto; mueran los negros!“ (Es lebe Karl V.; nieder mit den Liberalen.)

Als bei dieser Bewegung des Verurtheilten sein Gesicht der umstehenden Menge sichtbar geworden war, lief ein unterdrücktes Gemurmel durch die Reihen der Soldaten und die Worte: „der Stumme“, wurden von Mund zu Mund verbreitet. Bevor noch dieses von den Officieren alsbald unterdrückte Gemurmel verhallt war, hatte sich der Verurtheilte ruhig auf die Todesbank gesetzt, das eiserne Halsband wurde ihm um den bloßen Hals befestigt und einer der Henker zog die Schraube ein Paar Mal stark an. Ein leises knatterndes Geräusch gelangte zu den Ohren der zunächst Stehenden, als die Halswirbelknochen gegen den hölzernen Pfeiler gequetscht wurden. Der Stumme von San Domingo hatte sein Vergehen gebüßt.

Nachdem die Leiche, dem Gebrauche gemäß, eine Zeitlang den Blicken der Menge preisgegeben worden war, wurde sie vom Schaffot herunter genommen und außerhalb der Stadt beerdigt. Am folgenden Tage aber fand man das Grab, in welches sie gelegt worden war, geöffnet und den Körper verschwunden.

* * *

Auf dem Kirchhofe einer wenige Stunden nordwärts von Vittoria liegenden Dorfkirche findet sich ein einfacher grauer Grabstein, welcher während des größten Theiles des Jahres kaum bemerkbar ist, so dicht umrankt wird er von den Gebüschen weißer und rother Rosenstöcke, welche die Mädchen des Dorfes um ihn herum gepflanzt haben. Biegt man indeß die dornigen Schranken bei Seite, so zeigt sich eine Inschrift. Sie lautet also:

Valentin gest. den 17. Dez.
Dolores gest. den 23. Dez.
Nur wenige Tage hat sie ihn überlebt.

---

## Frankfurt.

**Theater; die Gunst des Augenblicks; Liebe kann Alles; Demoiselle Rudersdorf.**

Am 8. Januar sahen wir ein neues Lustspiel von E. Devrient: Die Gunst des Augenblicks. Die Gunst des Publikums war so ziemlich dabei, die der Kritik aber gar nicht. Ein ehrlicher, braver Mann wird uns in der Person eines Landraths und Landmannes vorgeführt; ehrlich, brav, das heißt zugleich tölpelhaft und ungeschickt, unbeholfener als ein Muttersöhnchen, das zum erstenmal dem schrecklichen Professor in Tertia in's Pedantengesicht schauen muß. Der Landrath Brückner hat alle Tugenden, mit Ausnahme der einzigen, zur rechten Zeit die andere zu zeigen; die Sache wäre ganz gut, wenn sie nur möglich wäre, möglich in der Uebertreibung und Rohheit, wie sie uns hier erscheint. Warum aber sollte durchaus der „Landmann“ der Prinzeßin von Sachsen überboten werden? Unser Landrath ist verliebt, und benimmt sich in Gegenwart seiner Dulcinea wahrlich nicht wie ein Landrath; er sitzt wie auf Kohlen, er reibt sich die Kniee, er thut alles Verkehrte, um uns von seiner Verlegenheit zu überzeugen, und sich, so sehr ein Mensch es vermag, lächerlich zu machen. Er macht ein Gedicht für sie, und verliert es; der Nebenbuhler findet die Verse, gibt sie der Geliebten als seine eignen, und der Landrath schweigt still dazu (warum??) — er bekömmt jede Gunst zugewendet, und versäumt immer den rechten Augenblick, den Augenblick des Sprechens, den des Schweigens, den des Kommens und des Gehens; und jede Tölpelei wird vom Nebenbuhler benutzt. Der Landrath spielt vollkommen die Rolle eines Hanswursts, sogar die Prügel fehlen nicht. Die Scene, wo er von dem Gärtner und seinen Gehülfen gepackt wird und sich gegen sie mit Fäusten und Füßen wehrt, wurde von den Darstellern mit einer Art von Vorliebe in die Länge gezogen, und von dem Publikum, dem wir dafür danken, mit entschiedener Abneigung aufgenommen. Wie wird es am Schlusse des Stückes dem Dichter möglich seyn, einen Mann, der bei jedem Schritt auf die Nase fällt, der keinen Blumenstrauß überreicht, ohne dabei der Geliebten auf die Füße zu treten, der, wenn er einen tollen Hund abwehren will, sie mit der Mistgabel über den Haufen rennt, der im Augenblick eines Rendezvous Seiltänzersprünge probirt, und sich nicht zu zeigen wagt, wenn die Dame auf der Gartenbank sitzt und auf ihn wartet, der endlich wie ein Schuljunge sich herumschlagen muß und in ein dunkles Zimmer eingesperrt wird, — wie wird es dem Dichter möglich seyn, diesen Menschen am Ende noch würdig, klug, liebenswürdig erscheinen zu lassen? Es ist ihm eben nicht möglich; der Landrath in der Schlußscene paßt so wenig zu dem Landrath in den andern Scenen, wie ein Hirsch zu einem Faulthier, wie ein Schwan zu einem Gänserich. Herr Baison spielte die Rolle, und die Rolle zwang ihn in kritische Lagen hinein, aus denen auch der beste Künstler nicht freikommen könnte. Die Geliebte wurde von Madame Frühauf gespielt; auch in dieser Rolle sind arge Widersprüche zu versöhnen. Mad. Frühauf war sehr versöhnend, sehr, sehr, sehr! Dieser leichte Sinn, Schaumgold auf der Lebenswelle schwimmend, diese von innen sprühende Heiterkeit, diese lachsüchtige Koketterie bei einem guten, reinen, aufrichtigen Gemüthe: — — o wären doch die Frauen alle so, wie Mad. Frühauf sie diesmal spielte. Wir brauchen nichts vom Hervorrufen zu sagen, diese Ehre fängt an, in

Frankfurt das tägliche Salz zum Brod zu werden. Aber das Hervorrufen hätte diesen Abend wirklich eine Auszeichnung seyn dürfen; die Darsteller verdienten es. Recht brav war besonders Herr Weid, als Gärtner. Dieser junge Schauspieler, der hauptsächlich für das komische Fach kein unbedeutendes Talent verräth und vielen Fleiß zeigt, verdient die Anerkennung des Publikums und die möglichste Unterstützung von Seiten der Direktion.

Der Bevollmächtigte der Frau von Weissenthurn meldete uns, daß seine Gebieterin über einen recht fließenden, hie und da auch pikanten Dialog verfügt. Die Kleinigkeit zerfällt eigentlich in zwei Kleinigkeiten; das Stück ist in der Mitte schon aus, und von da beginnt ein zweites sehr moralisches. Wann werden unsere Lustspieldichter einmal zu Scribe und seines Gleichen in die Schule gehen, um die äußere Oekonomie eines dramatischen Scherzes zu erlernen! Wir haben hunderte von alten und neuen Stücken, die bei gutem Kerngehalt bloß noch eines eleganten Zuschnittes bedürften, um die Gunst der Mode zu verdienen.

Am 15. Januar: Liebe kann Alles, und Nach Sonnenuntergang. Das Erste eine Verschlechterung des alten Shakespeare'schen Stückes:

„Wie Wein, von einem Chemikus
„Durch die Retort' getrieben;
„Zum Teufel ist der Spiritus,
„Das Phlegma ist geblieben." (Schiller.)

Und doch ist noch genug geblieben, um die Spuren des Meisters zu erkennen! Herr Grahn spielte seinen Obersten von Kraft mit der gehörigen Kraft und Nachdrücklichkeit, recht brav; man glaubte ihm wohl, daß er siegen würde über ein eigensinniges Weib, das ihn liebt. Madame Frühauf war die zu bessernde Eigensinnige; es war aber auf Wort nichts an ihr zu bessern, sie war vortrefflich von Anfang bis zu Ende. Wir bitten Mad. Frühauf ernstlich, inskünftige etwas weniger liebenswürdig auf den Brettern zu seyn; sie nimmt uns die Unbefangenheit des Urtheils ganz weg, und wenn sie, was Gott verhüte, künftig in irgend einem Stück einmal minder vorzüglich spielen sollte, so wären wir schon im Voraus unfähig, ihre Mängel einzusehen, und es würde unser kritisches Renommee Gefahr laufen. Vor einer solchen Besorgniß wußten uns die Darsteller der beiden Schwäger des Obersten glücklich zu bewahren; sie trugen das Ihrige zum Nicht-Zusammenspielen bei. Wurde Mad. Frühauf gerufen? Freilich; aber ich vergaß das Rufen, so sehr schwelgte meine Nachempfindung noch lange in der Darstellung.

Nach Sonnenuntergang. Ein nettes Stückchen, leicht gearbeitet, und leicht genossen. Herr Baison spielt die Hauptrolle recht gut, nur karrikirt er zuweilen; so in der Scene, wo er sich hinter der Zeitung versteckt.

P. S. Bescheidne Anfrage: Wie verhält es sich denn mit dem Hervorrufen? wer hat die Befugniß dazu, im Namen des gesammten Publikums dieses Ehrengeklatsch zu veranstalten? Wir sahen diesen Abend vier jugendliche Gemüther und acht starke Hände auf der Gallerie in großer Arbeit; wie sahen sie sehr genau

„Hand auf Hand einklatschend, zum Gruße Dir, Held Agamemnon."
(Homer.)

Der Rest des Publikums schwieg bescheiden und wartete den Erfolg der vier jugendlichen Bestrebungen ab. Die vier Kritiker recensirten so unablässig von allen Seiten der Gallerie, (einer saß links am Ende, einer rechts am Ende, und zwei in der Mitten,) daß ihre Aussprüche und Ausrufe endlich das gewünschte Resultat erkämpften. Auf diese Weise muß nothwendig das wirkliche Publikum gezwungen werden, für seinen Beifall andere Zeichen zu erfinden.

Zweites P. S. Demoiselle Rudersdorf ist als Primadonna unserer Bühne gewonnen, ein wirklicher, ein bedeutender Gewinn. Wenn sie, wie man uns erzählt hat, in der That erst ein paarmal die Bretter betreten, so können wir, da sie schon so Ausgezeichnetes leistet, noch bei weitem Höheres von ihr hoffen. Unsere Oper sieht nun, wo die Damen Rudersdorf, Capitain und Kratky zusammen wirken werden, einer erfreulichen Zukunft entgegen.

## Tabletten.

*** (Paris.) Endlich ist das mit Ungeduld erwartete Werk von Victor Hugo: Le Rhin, literarische und politische Abhandlungen enthaltend, erschienen. Die Manier desselben ist ganz der gewöhnlichen analytischen französischen Manier entgegen. Deutschland steht übrigens bei Victor Hugo sehr hoch angeschrieben. Er glaubt, Frankreich und Deutschland seyen der Inbegriff der Gesittung: in Deutschland herrsche das Gefühl, in Frankreich das Denken vor; ein Satz, gegen welchen die deutschen Philosophen viel einwenden werden. „Zur Stunde, fügt er bei, bemerkt man dieselben konstituirenden Erscheinungen in Frankreich und in Deutschland. Das, was die Departemental-Einrichtung für Frankreich gewesen, thut der Zollverein für Deutschland: er gibt ihm Einheit." In diesem neuen Produkt des genialsten der französischen romantischen Schriftsteller begegnet man wieder allen Eigenschaften des Dichters der Notre Dame de Paris, es dürfte aber schwerlich so viele Leser finden. (Schw. Merk.)

*** (Danzig.) Vor einigen Wochen wurde einer der in Mehlaucken (bei Tilsit) angesiedelten Zigeuner von dem Gericht zu Memel wegen Pferdediebstahl eingezogen, erkrankte aber während der Untersuchung und starb. Der Todesfall und Tag der Beerdigung waren seinen Angehörigen bekannt gemacht worden, und diese kamen gerade zum Thore herein, als der Leichenzug schon in Bewegung war. Flehentlich baten besonders die Weiber, man möchte die Leiche auf der Straße absetzen, um dieselbe noch — rasiren zu lassen. Dieses sonderbare Gesuch wurde natürlich abgelehnt, um so eher, da man keinen Barbier ansichtig wurde, der sich diesem Geschäfte sogleich auf der Straße unterziehen möchte. Der Zug ging also zum nahen Friedhofe. Eben hatte man die Leiche eingesenkt, als die Verwandten des Verstorbenen, in Begleitung eines Barbiers, athemlos herbeieilten und durch dringendes Bitten die zur Bestattung beauftragten Begleiter endlich vermochten, in eine zweite Eröffnung des Sarges, um den Todten zu rasiren, zu willigen. Die lebhafteste Freude war nach der Verrichtung dieses Geschäfts auf ihren Gesichtern so zu erkennen, wie auf dem des Hindu, wenn es ihm gelingt, eine theure Leiche in den Wellen des Ganges zu beerdigen. (Dampfboot.)

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 20. Januar. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Demoiselle Rudersdorff, aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 20. 20. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Um drei Viertel auf Zwölf war die Königin Louise mit der Herzogin von Montellano in ihrem Schlafzimmer allein. Die Fenster des Gemaches gingen auf einen der großen innern Höfe. Die Jalousien waren geschlossen, schwere Damastvorhänge fingen das Licht eines am Fuße des Bettes brennenden Armleuchters auf. Die Kammerfrau hatte nach dem Gebrauche die Kleider der Königin weggetragen, welche im Nachtkleide auf einem großen vergoldeten Armsessel saß. Ein weißatlasner Mantel umschloß ihre feine und volle Taille, ein langer Piqueoberrock fiel auf ihre kleinen Füße in sammtnen Pantoffeln herab, ihr reiches Haar fesselte ein auf der Stirn mit schwarzen Bändern zugeknüpftes Spitzennetz. Sie sah jeden Augenblick nach der Uhr, deren Zeiger sich im unveränderlichen Laufe der Zeit, welchen keine menschliche Macht zu beeilen oder aufzuhalten vermag; Mitternacht näherte. Zuweilen wandte sich ihr Blick auf ein dem Bette gegenüberhängendes weibliches Portrait. Es stellte eine spanische Königin vor, welche, wie sie, Louise von Orleans hieß, und deren frühzeitiger Tod ihr eine schreckliche Lehre gab. Ein Schauder überlief sie diesem Antlitze gegenüber, dessen schwermüthiger Blick wie eine stumme Warnung auf ihr zu ruhen schien. Doch diese trüben Gedanken verschwanden bald, und als die Stunde des Rendezvous schlug, schwankte die Tochter des Regenten, die Schwester der Herzogin von Berry, nicht mehr. Sie stand auf und sagte entschlossen:

Kommen Sie, Montellano, in Ihr Zimmer, er wird kommen.

Die Herzogin stand, ihren Rosenkranz in der Hand haltend, bleich und zitternd am Fuße des Bettes.

Jesus Maria! rief sie aus, welche Lage! O wollten Ihre Majestät mir folgen! Lassen Sie mich die Leiter wegnehmen! Wie sehr bereue ich, meine Zustimmnng zu diesem Wagestück gegeben zu haben!

Es ist nicht mehr Zeit, Furcht und Zweifel zu hegen. Ich stehe für Alles, weßhalb ängstigen Sie sich?

Weßhalb ich mich ängstige? Ihre Majestät sehen also nicht, in welcher Gefahr ich schwebe? Ein Mann will durch das Fenster in mein Zimmer steigen!

Nun wohl! Wer wird es erfahren? Nur nicht so furchtsam. Sie sehen, ich bin ruhig, gewiß, ich bin ruhig.

Nichtsdestoweniger zitterte sie bei diesen Worten, mit ungewissen Schritten ging sie durch den großen Saal, der ihr Zimmer von dem der Camerara mayor trennte. Alles schlief, die Zimmer des Königs waren verschlossen und still wie die Zellen der Mönche; draußen wachten die Wachen in ihren steinernen Schilderhäusern, und man sah durch die vergitterten Fenster des Wachthauses Licht schimmern.

Die Königin lehnte sich über den Altan und sah ins Freie. Die Nacht war dunkel. Eine Wand von Wolken stieg am Horizonte auf, einige wenige Sterne glänzten durch den Nebel und erloschen vor dem Sturme, der von den Gebirgen Guadarrama kam. Die Wetterfahnen auf dem Eskurial kreischten, getroffen von den gewaltigen Stößen des Windes. In dem Augenblicke, wo der zwölfte Schlag von der großen Kirchenuhr ertönte, ließen sich am äußersten Ende der Terrasse Schritte hören und die Schildwache rief: „Wer da!“ Von weitem sah man Licht, und eine Stimme antwortete: „Nachtrunde!“ Die Königin bog den Kopf über den Altan hinaus, und jener Lichtstreif zeigte ihr am Fuße der Mauer Don Pablo. Jetzt rüttelte sie an der Strickleiter und man hörte die bleiernen Enden derselben leise an den Boden schlagen. Zugleich wurde die doppelte Schnur unter dem Gewichte Jemandes, der langsam die ersten Sprossen hinaufstieg, straff; aber plötzlich hielt er inne, denn es wurde heftig an der Leiter gerüttelt, und eine durchdringende, wüthende Weiberstimme schrie unter dem Fenster: Holla, Don Pablo! Nimm Dich in Acht! Ich folge Dir bis oben hinauf!

Er sprang wieder zur Erde, faßte Palomita mit eiserner Hand und flüsterte ihr zu: schweig, schweig, oder ich tödte Dich! —

Sie schrie, dieser gewaltigen Kraftanstrengung erliegend, mit erstickter Stimme: Hierher, Pepe, hierher! Zu Hülfe! Mein bester Pepe....

Der Blödsinnige, der unten an der Terrasse niedergekauert zurückgeblieben war, eilte mit gezücktem Messer herbei, Don Pablo hatte den Degen gezogen. Es entstand ein kurzer stummer Kampf, dann tönte ein dumpfer, gräßlicher Schrei, der letzte Schrei eines tödtlich getroffenen Wesens von den ungeheuren Gewölben wieder und erweckte das schallende Echo der hohen Mauern des Eskurials. Zugleich hörte man einen Schuß fallen, es war die Schildwache, die aus ihrem Schilderhause schoß. Auf dieses Signal eilten die Hellebardiere aus dem Wachthause herbei, ihre Piken glänzten längs der plötzlich erleuchteten Terrasse, der zitternde Strahl von Fackeln brach sich an der Fronte, an der nur ein Fenster offen war, nach welchem sich Aller Augen erhoben. Die Leiter hing noch an der Mauer, auf dem Boden lag ein Leichnam, es war der des Pepe Capuelo, in einiger Entfernung davon stützte sich Don Pablo, am Arme verwundet, auf seinen Degen, die Zigeunerin versperrte ihm mit ausgebreiteten Armen den Weg, Benito Ramero stand, wie aus den Wolken gefallen und versteinert an dem Geländer der Terrasse.

Man nahm Alle gefangen, und der Offizier, der die Rotte befehligte, erschreckt von der Verantwortlichkeit, die auf ihm

lastete, ließ sogleich den Prior des Eskurials und den Hauptmann der Garden wecken.

Die Königin flüchtete sich in ihr Zimmer, wohin ihr die Herzogin von Montellano vorangegangen war. Tödtliche Angst folgte dem ersten betäubenden Schrecken. Die Königin saß mit gefalteten Händen, mit starrem und düsterem Blicke, vergebens nach Muth ringend, auf ihrem Bette und empfahl sich Gott. Die Herzogin wagte aus Furcht die Kammerfrau und die übrigen, im benachbarten Zimmer schlafenden Frauen zu wecken, nicht laut zu weinen, aber sie ergoß sich leise in Verwünschungen und Wehklagen. Die Königin hörte ihr Anfangs verzweiflungsvoll zu, bald aber faßte sie sich und suchte die Herzogin zu trösten. (Fortsetzung folgt.)

## Die Sylvesternacht.

Lebensbildchen von Franz Schuselka.

In den Nachmittagsstunden des Sylvestertages 184— war die Kanzley des Advocaten *** ganz leer; nur der Copist Friedrich saß an seinem Tische und mundirte eine Klagschrift. Friedrich war ein sehr gewandter Schreiber, er hatte noch niemals einen Stempel verdorben; heute aber war dieß sehr zu befürchten, denn er radirte in einer Viertelstunde öfter als sonst in einem ganzen Jahre. Der junge Mann befand sich in einer sonderbaren Aufregung. Die Buchstaben verschwammen vor seinen flimmernden Blicken, und seine Hand zitterte wie die eines Greises. Unzählige Male sah er auf die Uhr, rückte in ängstlicher Ungeduld auf dem Sessel hin und her, lehnte sich seufzend zurück und blickte verzweifelnd zur Decke hinauf. Von Zeit zu Zeit horchte er in athemloser Spannung zur Thür hin und schüttelte, über die jedesmalige Täuschung unwillig und verzagend, den Kopf. Endlich als es bereits zu dunkeln begann, hörte er draußen die Stimme seines Prinzipals, wie ein Elektrisirter fuhr Friedrich zusammen, all' sein Blut wich zum Herzen zurück, das mit hörbarem Pochen an die beklommene Brust schlug. „Gott sey Dank!" flüsterte er und rieb sich die Hände, „er kommt; wenn er mich sieht, wird er sich doch erinnern."

„Was Teufel, meine Kanzley ist noch offen?" rief der Advokat und trat ein, während seine Begleiter unter der Thüre stehen blieben.

Friedrich sprang auf, verbeugte sich tief und sprach, so laut seine Beklemmung es gestattete: „Guten Abend, Herr Doctor."

„Ah, Sie sind der Fleißige!" rief der Doctor lachend. „Ist was Neues gekommen?"

„Nichts, Herr Doctor," antwortete Friedrich und die ungeduldigste Erwartung drängte ihn zwei Schritte zu dem Principal hin.

„Nun so lassen Sie's für heute auch schon gut seyn!" sprach der Advocat mit gnädigem Lächeln und folgte den vorauseilenden Freunden.

Friedrich blieb stehen, bleich bis über die Lippen, zitternd bis ins Herz hinein. Es drängte ihn, dem Herrn nachzulaufen, aber an seinen Gliedern hing das Blei der Verzagtheit. Plötzlich rief der Advocat der Treppe herauf: „He, Friedrich, Friedrich!" — und von neuer Hoffnung belebt stürzte der Copist hinaus und wollte die Treppe hinab.

„Bleiben Sie nur oben," rief ihm der Principal entgegen, „und wenn Sie Zeit und Lust haben, so kommen Sie um zehn Uhr zu einem Sylvesterschmaus," hiermit verschwand er.

Friedrich wankte zurück; alles drehte sich vor seinen schwindelnden, umflorten Blicken. Lange stand er in gedankenloser Versunkenheit, endlich schlug er mit beiden Fäusten in die Luft, warf seine Schreibereien zusammen und eilte fort.

Alle Leser, besonders diejenigen, welche selbst in ähnlichen Lagen gewesen sind, haben gewiß schon errathen, was den armen Copisten quälte. Er hatte seinen Monatgehalt noch nicht erhalten. Immer pflegte der Advocat pünktlich am Letzten des Monats zu zahlen, und heute vergaß er dieß, eben heute, wo Friedrich keinen Pfennig Vorrath mehr besaß. Er konnte freilich noch auf die Zusammenkunft beim Souper hoffen, aber da kam das Geld für seinen nächsten und sehnlichsten Wunsch schon zu spät. Friedrich hätte nemlich so gern ein kleines Neujahrsgeschenk für sein Weibchen gekauft.

Viele Leser werden es mit mißbilligendem Staunen vernehmen, daß der arme Tagschreiber verheirathet ist. Alle klugen Leute hatten diese Heirath einen voreiligen tollen Streich genannt; wie man denn überhaupt nicht selten die Meinung äußern hört, es sollte den armen Leuten das Heirathen geradezu verboten werden. Aber das wäre ein hartes, unmenschliches Verbot. Gerade für die Armen ist die Ehe Bedürfniß und Wohlthat, während sie für die Reichen nur zu oft nichts anderes ist, als eben ein Genuß mehr. Gerade bei den Armen äußert sich der Segen der Ehe am kräftigsten und gottgefälligsten, denn die Armen heirathen nicht, um ein Haus zu machen, um ein altes Geschlecht fortzupflanzen, Theilnehmer und Erben des Wohllebens zu haben; die Armen heirathen, um sich durch liebevollen Mitgenuß die karge Freude zu erhöhen, in edler Aufopferung die Last des Lebens tragen zu helfen, der Gesellschaft arbeitsame Diener und sich selbst für das hülfsbedürftige Alter dankbare Unterstützer zu erziehen. Selig preise ich daher den Schreiber Friedrich, daß er nach seinem mühevollen Tagewerk nicht in ein ödes, einsames Kämmerchen treten, daß er nicht allein seyn mußte und ohne Liebe in einer Welt, deren heiligstes Bedürfniß, deren höchste Seligkeit eben nur die Liebe ist. Ach, wie viele Menschen sind an der unglückseligen liebeleeren Einsamkeit in Leib und Seele zu Grund gegangen!

Friedrich hatte ein liebes, gutes Weibchen heimgeführt, sich eine häusliche Freudenstätte gegründet und seinem Streben eine edlere geheiligte Richtung gegeben. Auch seine bürgerliche Stellung war hoffnungsreich. Er hatte zwar nicht studiert, d. h. er konnte nicht durch papierne Zeugnisse beweisen, so und so viele Prüfungen gemacht zu haben; aber er hatte sich bei glücklicher Anlage und durch rastlosen Fleiß so tüchtige Geschäftskenntnisse erworben, daß die jungen Herren Doctoren der Kanzley sich sehr häufig zu der Herablassung veranlaßt sahen, von dem Schreiber Auskunft und Belehrung anzunehmen. Der Advocat schätzte und belohnte Friedrich's Brauchbarkeit und stellte ihm die einträgliche Sollicitatorstelle in sichere Aussicht. Ueberdieß war Friedrich's Frauchen eine so geschickte und fleißige Näherin, daß sie monatlich ein recht artiges Sümmchen zum Hauswesen beisteuerte. In jüngster Zeit konnte Friedrich freilich auf diese Unterstützung nur wenig Rechnung machen, dafür hatte ihm aber sein liebes Weibchen vor drei Monaten einen lebendigen Schatz gebracht, einen so frischen und starken Buben, wie kanzleydunstathmende Väter nur selten aufzuweisen haben. O wie freudig ging der glückliche Vater Morgens an die Arbeit, wenn er die liebe Mutter geküßt und das schlummernde Söhnchen gesegnet hatte; welche Labung war es für ihn, in den Mußestunden mit dem zappelnden Buben herumzutanzen oder ihm das spaßigste Zeug zu erzählen, bis das winzige Männlein, das mit großmächtigen Augen und sehr klugen Mienen horchte, herzlich zu lachen anfing! Dieser kleine Erbprinz war nun freilich auch Ursache, daß sein Vater um allen

Geldvorrath gekommen und nun durch das Versäumniß des Advocaten an der Erfüllung seines zarten Wunsches gehindert war. (Schluß folgt.)

## Eine Spazierfahrt.

— Die Kaiserin Josephine machte eines Morgens — es war im Juni 1809 — ganz allein eine Spazierfahrt von dem Lustschlosse Malmaison nach Saint-Germain. — Unterwegs begegnet ihr offener Wagen einem Bauer, welcher in schwerfälligem Trabe in einem kleinen Korbwagen vor der Kaiserin her fährt. — Der Bauer erwiedert den Ruf des Kutschers nur mit einem pfiffigen Lächeln, und bleibt, ohne sich irre machen zu lassen, auf der Straße. Auf den ausdrücklichen Befehl der Kaiserin weicht der Kutscher aus, allein so nahe, oder vielmehr so geschickt, daß er den Wagen des Bauers umwirft. Josephine zieht erschrocken die Schnur, läßt anhalten, und fragt den von seinem Sturze sich mühsam aufrichtenden, aber ganz unbeschädigten Bauer mit der größten Theilnahme, ob er Schaden gelitten. Der Bauer geht wüthend und grobe Schmähungen ausstoßend auf den Wagen der Kaiserin zu, und schon ließ der Kutscher seine Peitsche über dem Kopfe des Unglücklichen zischen, um ihm die wohlverdiente Züchtigung angedeihen zu lassen. Auch der Lakei springt vom Wagen, faßt den Bauer beim Kragen, und zwingt ihn, sich auf die Knie zu werfen; aber auf einen gebietenden Wink der Kaiserin wird die Gewalt nicht weiter getrieben. Der Lakei mußte dem Bauer sogar wieder auf seinen Korbwagen helfen, und Josephine setzte ihren Weg fort, welcher an einem malerisch gelegenen Pachthofe vorüber führte. Es schien dort etwas Außerordentliches vorzugehen: eine Gruppe von Landleuten war um einige mit Garben beladene Wagen versammelt; Pferde, Kühe und Esel gingen im Hofe unter dem ausgeräumten Hausgeräth umher. Eine noch junge Frau saß weinend unter ihren fünf Kindern, während eine alte mit größerer Resignation in einiger Entfernung mit dem Rosenkranze in der Hand saß. Die von diesem Anblicke bis zu Thränen gerührte Kaiserin stieg aus, ging auf die Alte zu, und forschte nach der Ursache der allgemeinen Niedergeschlagenheit und Verwirrung. — „Ach", erwiederte die Bäuerin, „an dem Unglück ist mein Sohn Richard Schuld, der immer etwas Neues anfangen will. Er ist ein braver Mensch, aber er hat sich durch die Gelehrten verführen lassen." — „Wozu haben ihn denn die Gelehrten verführt?" fragte die Kaiserin. — „Eines Tages," erwiederte die Alte, „kam ein gewisser Parmentier hierher — derselbe, der die Erdäpfel erfunden hat — Lieber Richard, sagte er, ich habe eine herrliche Entdeckung für Dich: es ist jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Runkelrübe in unserem Klima mehr kristallisirbaren Zucker enthält, als das Zuckerrohr in den Colonien. Ist es möglich? sagte Richard ganz verwundert. Freilich, erwiederte der Erfinder der Erdäpfel; und wenn Du willst, kannst Du in einigen Monaten Eigenthümer einer Zucker-Fabrik seyn, und dazu darfst Du nur die Hälfte Deiner Ländereien mit Runkelrüben bepflanzen. — Und die Maschine? fragte Richard — Die nehme ich auf mich — oder vielmehr der Kaiser wird sie besorgen. — Darauf bestellt Richard die Hälfte seines Landes mit Runkelrüben; der Kaiser gibt das Geld zur Zuckersiederei her, es ging Alles ganz herrlich. Aber kaum sind sechs Monate verflossen, fängt Napoleon, Sie wissen ja, er kann einmal keine Ruhe halten — wieder Krieg an; er vergißt meinen Richard und schickte ihm keinen Sou mehr. Wir machten freilich wohl Zucker, aber es fehlte uns an guten Arbeitern, und der Zucker kam uns höher, als wir ihn verkaufen konnten. Richard sagte immer: wir müssen warten; Napoleon vergißt nichts, er wird auch wieder an mich denken, und mir unter die Arme greifen. Aber Richard mußte Geld gegen hohe Interessen aufnehmen, und all' sein Habe und Gut verpfänden. Als die Verfallzeit endlich kam, konnte er nicht zahlen, und der schändliche Grevin, sein Hauptgläubiger, hat uns heute Alles verkaufen lassen." „Wo ist denn Euer braver Sohn?" fragte die Kaiserin. „Er ist nach Paris gegangen, wo er noch Geld aufzutreiben hoffte, um die Gerichtsdiener zu befriedigen, die, wie ein Schwarm von Raben über unser Haus hergefallen sind. Aber wenn er das Geld erhalten hätte, so wäre er gewiß schon wieder zurück; auf jeden Fall kommt er nun zu spät, denn da naht Grevin schon selbst." — Kaum hatte die Alte diese Worte gesprochen, so trat ein Mann in den Hof. Die Kaiserin sah sich um, und erkannte zu ihrem Erstaunen den Bauer, der sich auf der Landstraße so unziemlich gegen sie benommen hatte. — „Nun seyd ihr noch nicht fertig?" sagte Grevin höhnisch lächelnd: „Es ist Zeit, den Plunder nach Saint-Germain zu bringen, denn Vormittags verkauft sich's immer am besten." Die älteste Tochter hatte unterdessen mit sichtbarer Spannung nach der Gegend von Paris hingesehen. Plötzlich zeigte sich ein Strahl der Freude in dem schönen Gesichte des Mädchens. Die Kaiserin, hierdurch aufmerksam gemacht, blickte nach derselben Richtung hin, und sah einen jungen Bauer, der sich mit schnellen Schritten näherte. Er hatte bald den Pachthof erreicht, und warf einen Geldsack vor der Frau Richard nieder. „Das ist Alles!" rief er mit einem lauten Seufzer; „es sind 757 Franken darin. Das ist freilich nicht viel, aber es ist Alles, was ich habe. Es fragt sich freilich, ob der Spitzbub sich mit dieser Kleinigkeit für jetzt begnügen will." „Ich nehme es schon," sagte Grevin, indem er sich bückte, um den Geldsack aufzunehmen; — wir wollen dann sehen." — Aber Leonhard, der junge Bauer, setzte den Fuß auf den Beutel und ergriff den Gläubiger mit kräftiger Faust am Kragen. „Ich habe das Geld gebracht, um Richard und seine Familie zu retten," sagte er; „wenn es aber nicht genug ist, um das Unglück abzuwenden, so behalte ich es; ich werde es schon anzubringen wissen." — Dies Alles geschah so schnell, daß die Kaiserin nicht zu Wort kommen konnte; endlich aber sagte sie zu der trostlosen Familie: „Seyd unbesorgt, Kinder, Richard ist ein braver Mensch; ich nehme ihn unter meinen Schutz, und bürge für alle seine Schulden." — „Nichts da!" sagte Grevin; — „das gehe ich nicht ein. Gutstehen ist nicht zahlen, und Worte sind kein Geld." — „Nehmt Euch in Acht!" sagte Josephine, mit einer leichten Aufwallung des Zorns; „Ihr könntet Eure Unverschämtheit bereuen!" — Der Bauer wurde nur noch übermüthiger; er wollte von keiner Bürgschaft hören, und sprach sogar von Schadenersatz für das Umwerfen seines Korbwagens. Seine unverschämte Rede wurde jedoch durch das Erscheinen eines Mannes unterbrochen, der athemlos in den Hof trat und bestürzt in einiger Entfernung stehen blieb: er hatte die Kaiserin erkannt. — „Nur näher, mein braver Richard," sagte Josephine, welche aus der auf allen Gesichtern plötzlich bemerkbaren Freude schloß, daß der so eben Angekommene der Familienvater sey. „Der Kaiser konnte sich in dieser Zeit mit Eurem Unternehmen nicht beschäftigen; aber er hat Euch nicht vergessen, und Ihr hattet Unrecht, daß Ihr ihm Eure mißliche Lage verschwiegen habt. Jetzt ist die Sache abgethan, Ihr habt keine Schulden mehr." — „Ach, welche Gnade!" antwortete Richard, indem er der Kaiserin zu Füßen fiel; „wo Ihre Majestät sind, gibt es keine Unglückliche." — „Ihre Majestät! — Es lebe die Kaiserin!" rief die ganze Familie im Chor, und Alle warfen sich nieder vor der hohen Frau. — „Die Kaiserin!" sagte Grevin, in-

dem er sich schnell umwendete und den Gerichtsdienern winkte; — „wer hätte das gedacht? — Napoleon ist am Ende im Stande, mich füsilliren zu lassen." — — Am folgenden Tage schickte Napoleon, durch die Kaiserin von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, dem betriebsamen Richard zehntausend Franken zu; dessen letztern älteste Tochter, deren Ausstattung Josephine übernahm, wurde Lombards Frau, und Beide erhielten eine gute Anstellung in Malmaison. „Es ist sonderbar," sagte die Kaiserin, als sie eine Stunde nach dieser Begebenheit in's Schloß zurückkehrte, „meine Ahnungen täuschen mich nie; ich war heute Früh überzeugt, daß ich auf meiner Spazierfahrt Gelegenheit finden würde, Gutes zu thun."

## Tabletten.

*** (Dresden, 9. Jan.) So viel von dem Winter hinter uns liegt, ist in geselliger Hinsicht ziemlich still vergangen, da der Einfluß der tiefen Hoftrauer um die verwittwete Königin von Bayern allenthalben bemerkbar wird. Bei Hofe dürften erst in einiger Zeit wieder Concerte stattfinden, und vielleicht gegen Ausgang des Carnevals hin einige Bälle gegeben werden. Es geht das Gerücht, während der Anwesenheit ihres hohen Gemahls in England, werde die Königin von Preußen einige Zeit hier zubringen. — Von fremden namhaften Virtuosen haben wir nach Liszt Niemand hier gehört und erwarten auch Niemand als die Sängerin Mrs. Shaw. — Mad. Ungher-Sadatier ist auf einige Zeit nach Berlin gereist. Lipinsky hat uns diesen Winter nur drei Quartettakademien gegeben, darin aber seine unvergleichliche Meisterschaft wieder bewährt. — Von Reißiger wird eine neue große Oper: Adele de Foix, mit ausdauerndem Beifall auf unserer Bühne gegeben, und Kenner wie Publikum vereinigen sich in ihrer Meinung dahin, daß das productive Talent dieses Componisten in ihr und in seiner neuesten trefflichen musikalischen Messe einen bedeutenden Aufschwung genommen habe. — Im Schauspiel ist von einer Aufführung Richard's II. von Shakspeare die Rede, der dabei hoffentlich weniger verstümmelt wird als „die Widerspänstige", die wir nach Deinhardstein's Bearbeitung auf dem Repertoire haben. Unsre Intendanz beeifert sich in diesen Erinnerungen an den größten Dichter der Berliner Bühne auf eine schöne Weise zuvorzukommen, auf der in dem bevorstehenden Sommer unter Tieck's Anleitung „der Sturm" und „ein Sommernachtstraum" in Scene gesetzt werden sollen. — H. Laube's sehr gelungenes Intriguenspiel „Rococo" vielleicht die beste Arbeit, die seiner Feder entflossen ist, wird hier wahrscheinlich ebenfalls zur Aufführung kommen. Wenigstens sollten unsre deutschen Bühnen, die jeden französischen Modeartikel im Weltstreit aushängen, keine kleinen Hindernisse scheuen, um die wenigen guten Originalkomödien zu fördern, die Deutschland hervorbringt.

*** (Berlin, 13. Januar.) In unserer Kunstwelt herrscht große Lebendigkeit, namentlich aber nehmen Liszt und Pantaleoni durch ihre Virtuosität in den Konzerten die Gesellschaft in Anspruch. Man bezahlt das Billet mit 2 Thalern, und der größte Saal ist zu klein, um die Gäste zu fassen, welche sich herbeidrängen Nicht minder besucht sind die Vorträge des von Herrn von Raumer gestifteten wissenschaftlichen Vereins für Vorlesungen an das große Publikum. — Im Königsstädter Theater findet jetzt die italienische Oper im ersten Rang und Parkett ein höchst anständiges Publikum, die übrigen Plätze aber bleiben leer. Von dem königl. Theater meldet eben heute eine Anzeige die Verlobung des talentvollen jungen Schauspielers Herrn von Lavalade mit der berühmten Hofschauspielerin Hulda Erck. Die Demoiselles Stich, welche hier mit allerlei Kabalen zu kämpfen hatten, werden, dem Vernehmen nach, die Hofbühne verlassen, und sich an auswärtige Theater, Dresden und Hannover, begeben. — Am 12. d. M. starb hier Johanna Hindersin, geb. Stegen, aus Lüneburg. Sie war es, die, von edlem Patriotismus entflammt, im Treffen bei Lüneburg am 2. April 1813, den preußischen Jägern, welchen die Munition ausgegangen, im heftigsten Feuer unermüdlich Kugeln zuführte, und nicht wenig zum Erfolg dieses für die Preußen so glücklichen Kampfes beitrug Nach dem Frieden schloß sie den Ehebund mit einem unserer Mitbürger, einem freiwilligen Jäger, und lebte seitdem 24 Jahre in unserer Stadt, als eine Herzkrankheit ihrem schönen Leben ein Ende machte, und sie ihrem Gatten und ihren Kindern entriß, denen sie als das Muster einer treuen Lebensgefährtin und einer liebenden Mutter unvergeßlich seyn wird.

*** (Braunschweig.) Die Aufhebung des Thorsperrgeldes mit Neujahr hat zu einem artigen Liedchen Gelegenheit gegeben, das gleich gedruckt wurde und so schließt:

> Du liebes freies Vaterland
> Laß uns noch Eins Dir danken!
> Heb' auf was freie Geister bannt;
> Dem Geiste keine Schranken!
> Gib auch Gedanken freien Lauf
> Und heb auch hier die Sperre auf
> Zum Heil des Vaterlandes.

*** (Aachen, 11. Januar.) Die an unser Domcapitel von Berlin aus ergangene Anzeige, daß der König bereit sey zu einer Restauration unserer ehrwürdigen Kathedrale aus seiner Schatulle die Mittel beizusteuern, welche dem Domfond dazu abgehen möchten, hat hier die lebhafteste Freude erregt. Unser Dom ist allerdings in architektonischer Hinsicht kein so großartiges Werk als der Kölner, aber historisch von um so größerer Bedeutung Von Karl dem Großen gegründet, von seinen Nachfolgern erweitert und ausgebaut, zeigt er zwar ein Gemisch der Baustyle verschiedener Epochen, aber eben so reiht sich auch an ihn ein großer und bedeutender Theil der ganzen Geschichte Deutschland's. Dreißig Kaiser sind in diesen heiligen Räumen gekrönt worden, die mächtigsten Fürsten Deutschland's haben hier ihre Huldigungen dargebracht, aus allen Weltgegenden strömten hier die Pilger zusammen, um den Anblick der hier bewahrten heiligen Reliquien zu genießen. Die Kathedrale macht noch immer einen schönen Eindruck, aber leider hat die Geschmacklosigkeit das Ihrige gethan, das Großartige zu schwächen, Zeitumstände haben vieles Schöne vernichtet. Die innere Ausschmückung ist widersinnig, die Säulen, welche das Innere zierten, sind abgebrochen, obwohl noch verwahrt, die gemalten Fenster sind zerbrochen, der Thurm ist nicht ausgebaut, das Aeußere durch angeflickte Häuser und Buden entstellt. Das Gebäude in seiner alten Reinheit und Großartigkeit wieder herzustellen, ist eine würdige Aufgabe der Zeit und eines hochgesinnten Königs, und wir zweifeln nicht mehr, daß diesem so lange sehnlichst empfundenen Bedürfnisse jetzt entsprochen werden wird. (A. Z.)

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 20. Januar. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Demoiselle Rudersdorff, aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 21. 21. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Sie verlieren den Kopf, Montellano, ich werde Sie ja nicht im Stiche lassen! O wenn nur Don Pablo lebt, dann mag es kommen, wie es wolle! Was fürchten Sie? Wenn man Sie beschuldigt, entdecke ich Alles dem Könige, Alles.... Er wird mich ohne Witthum nach Frankreich schicken. Ach, das gerade ist ja, seit ich Wittwe bin, mein einziger Wunsch. Sie gehen mit mir.

Die Herzogin schüttelte mit dem Kopfe, sie war mit ganzer Seele Spanierin, und hätte lieber in dem traurigsten Kloster von Madrid ihr Leben beschlossen, als am französischen Hofe gelebt. Ihre Thränen flossen von Neuem, und sie betheuerte, daß sie die Schande einer solchen Beschuldigung nicht überleben würde.

Es war der Königin bei diesem Ereignisse unerklärlich, wie es möglich war, daß eine Frau Don Pablo durch ihr Geschrei verrathen haben konnte. Weßhalb kam er nicht allein zum Orte des Rendezvous? Ungeduld und Unruhe quälten sie. Beim Anbruche des Tages schickte sie fast mit Gewalt die Herzogin fort und schellte ihren Frauen. Die Kammerfrau erschien.

Molina, sagte die Königin, welche Uhr ist es?

Sechs Uhr, Madame, eben schlägt das Ave Maria Glöcklein.

Ich will die erste Messe hören.

Der ehrwürdige Vater Agrillo lies't sie heute. Haben Ihre Majestät noch andere Befehle?

Nein, geh!

Die unglückliche Königin fiel auf ihr Kissen zurück und weinte bitterlich. Alles gehorchte ihr, und dennoch wagte sie nicht den geringsten Schritt, nicht einmal eine Frage zu thun, welche ihre gräßliche Ungewißheit geendigt hätte. Die Angst in dieser schrecklichen Lage hatte ihre Kräfte erschöpft, Müdigkeit stumpfte ihre schmerzlichen Gefühle ab, sie versank in eine Art Betäubung und schlief inmitten ihrer Thränen ein.

### VIII.

An demselben Tage war Philipp V. mit der Königin, seiner Gemahlin, nach der Messe in dem großen Zimmer der gewöhnlichen Audienzen allein. Man mußte wohl unterrichtet seyn, um in diesem Manne mit der armseligen, ausgehungerten Gestalt den König zu erkennen. Sein Körper, ein wahres Knochengerippe, bildete eine Zusammensetzung von Winkeln, welche seine enge Kleidung keineswegs verbarg. Er trug ein schlechtes braunes Wamms, das wie von einer Schärpe von einem blauen Bande umschlungen war, ein schmutziger Halskragen bedeckte den Orden des goldnen Vließes, welcher durch ein rothes Band, dessen Enden über eine Reihe zerrissener Knopflöcher herabfielen, am Halse festgeknüpft war; seine wenigen glatten Haare fielen wie eine Zündlunte auf einen Kragen, so fettig, wie die Mütze eines Cantors. Er lag in einem mit Kissen belegten Sessel, und seine großen Hände, von denen es sehr zweifelhaft war, ob sie gewaschen waren, rollten heftig zuckend die Kugeln des mit Denkmünzen behangenen Rosenkranzes ab. Diese Haltung kündigte einen jener furchtbaren Hypochondrie-Anfälle an, während welcher der Enkel Ludwig's XIV. bei weitem natürlicher den eingebildeten Kranken darstellte, als den König von Spanien und Indien. Die Königin Isabella Farnese saß bleich, wie ein Schatten und sich langweilend bei dem grämlichen Monarchen zu seiner Linken, sie hatte die Arme übergeschlagen und das Haupt gesenkt, und schien mit offenen Augen zu schlafen.

So saßen sie schon seit einer halben Stunde allein gegeneinander über, als ein Kammerherr den doppelten Vorhang, der zur Thüre diente, zurückschob und die Befehle des Königs, der in seiner Zerstreuung nicht aufsah, zu erwarten schien.

Sire, sagte die Königin leise, Sie haben die Herzogin von Montellano herbeschieden, sie ist da.

Gut, sie mag eintreten, erwiederte er mit der größten Gleichgültigkeit.

Die Königin sah, daß er sich des ihm an demselben Morgen gemachten Berichtes nicht mehr erinnerte, und daß von dem Zorne, dessen Ausbruch sie Anfangs kaum zu mäßigen vermocht hatte, für ihre Zwecke Nichts mehr zu hoffen war. Aber sie war nicht die Frau, welche eine Gelegenheit, die ihren Plänen förderlich seyn konnte, ungenützt vorübergehen ließ; sie hatte einen Verdacht geschöpft, den sie aufklären wollte, sie hoffte auf eine Rache, deren Gelingen von den Bekenntnissen der Herzogin von Montellano abhing, und sie beschloß, diese delikate Angelegenheit, wo es sich um das Leben eines Menschen, die Ehre einer Grandin von Spanien und vielleicht um das Schicksal einer Frau handelte, die ihr Haß wegen deren hohen Stellung bis jetzt noch nicht hatte erreichen können, selbst zu leiten. Isabella Farnese beneidete heimlich diese junge Königin, welche einen Augenblick auf ihrem Platze gesessen hatte; sie haßte sie wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Einflusses auf den König und vorzüglich deßhalb, weil das Volk von Madrid bei ihrem Anblicke: viva la Francesita rief, während sie, Isabella Farnese, die Italienerin, welche sich die Liebe des spanischen Volkes nicht hatte erwerben können, mit dumpfem Stillschweigen empfangen wurde.

Die Herzogin von Montellano trat mit einer tiefen Ver-

beugung ein und blieb dem Könige gegenüber stehen. Trotz ihrer erkünstelten Ruhe verrieth die Blässe ihrer gefurchten Stirn und das Zittern ihrer Lippen ihre innere Angst. Die Königin warf einen schnellen Blick auf sie, wandte sich aber sogleich wieder ab, als wollte sie ihr Zeit lassen, sich zu erholen. Die Herzogin, welche immer ängstlicher wurde, hielt sich kaum aufrecht; ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, sie zitterte an allen Gliedern. Diese schreckliche Lage dauerte einige Minuten, als sich von der Gallerie her leise Schritte hören ließen, und gleich darauf die Königin Louise selbst an der Thür des Zimmers, das sie zu jeder Stunde des Tages unangemeldet betreten durfte, erschien; die Herzogin nahm sogleich eine entschlossenere Haltung an; der König lächelte Louisen zu, die beiden Königinnen sahen sich einander mit einem ganz eignen Ausdrucke von Stolz und gegenseitiger Abneigung an.

Die Königin Louise näherte sich dem Könige, küßte ihm die Hand und setzte sich dann ruhig nieder. Isabella faßte sogleich ihren Entschluß und sagte, sich zum Ohre des Königs herabneigend: Sire, wenn es Ihnen unangenehm ist, so will ich statt Ihrer die Fragen an die Herzogin von Montellano richten.

Er schloß mit einer verdrießlichen Miene die Augen und machte ein bejahendes Zeichen, darauf wandte sie sich mit lauter Stimme zur Camerara Mayor: Der König ist durch ein sehr ärgerliches Ereigniß tief betrübt worden; hier ist der diesen Morgen von dem Capitän der Garden gemachte Bericht...

Sie brach hier ab, um ein Papier zu nehmen, und fuhr, nachdem sie es der Herzogin von Montellano überreicht hatte, fort: Lesen Sie dieß, lesen Sie es laut, die Sache ist wichtig, es ist Jemand dabei ums Leben gekommen.

Bei diesen Worten faltete die Königin Louise mit einem leisen Ausrufe die Hände; tödtliche Blässe überzog ihr Gesicht, sie senkte das Haupt, als wolle sie sich von Gott die Kraft erflehen, den schrecklichen Bericht anhören zu können. Die Herzogin von Montellano sah mit starrem Auge auf das Papier; die Angst benahm ihr die Sehkraft, überdieß hatte sie nicht Zeit, ihre Brille zu suchen. Die junge Königin konnte die Qual dieser Ungewißheit nicht ertragen.

Nun, Montellano, sagte sie, so lies doch: Ihre Majestäten warten....

Die Herzogin begann mit fast erloschener Stimme den Entwurf einer Art Protokolls, zu dessen Abfassung der Hauptmann der Garden und der Prior der Hieronymiten den Rest der Nacht verwandt hatten. Die Königin Louise athmete auf, als sie nach einer Einleitung von zwei Seiten diese Worte hörte: Und unter dem besagten offnen Fenster neben der Strickleiter, deren Enden bis auf den Boden reichten, fanden wir den Leichnam eines verkrüppelten, schlechtgekleideten Menschen u. s. w. Thränen benetzten ihre Augen und sie rief aus: Armer Mensch, ich will für die Ruhe deiner Seele Messen lesen lassen!

Gott erbarme sich des Elenden! sagte die Königin Isabella kalt! Lesen Sie weiter, Herzogin von Montellano.

Die Camerara Mayor fuhr fort, die gegen sie gerichtete Anklage vorzulesen. Der Graf von Penaparda und Benito Ramero hatten in dem sogleich nach ihrer Verhaftung mit ihnen angestellten Verhöre ein unbedingtes Stillschweigen beobachtet, aber die Zigeunerin, deren man sich auch versichert, hatte bestimmt ausgesagt, daß der Ritter, dem man sie gegenübergestellt hatte, die Mauern des Klosters habe ersteigen wollen, um zu seiner Geliebten zu gelangen. Die am Fenster des Zimmers, in welchem eine Palastdame schlief, befindliche Strickleiter bewies die Wahrheit dieser Aussage.

Die Camerara Mayor hatte mit der größten Anstrengung das Ende dieses verhängnißvollen Papiers erreicht; obgleich ihr Name darin nicht enthalten war, sah sie doch in jeder Reihe ihre Verurtheilung. Die Königin Isabella ließ ihr einen Augenblick zum Nachdenken und sagte dann streng: Herzogin von Montellano, alle Umstände klagen Sie an, aber der König wollte Sie nicht ungehört verurtheilen. Sprechen Sie, sagen Sie die Wahrheit, wir wünschen vom Grunde unseres Herzens Ihre Rechtfertigung.

Die Herzogin von Montellano warf einen ängstlichen Blick auf die, welche sie in diese gräßliche Lage gestürzt hatte, aber nur ein stummer Wink, der ihre eigene Unruhe und Angst ausdrückte, antwortete ihr. Die Königin Louise war mit dem festen Entschlusse gekommen, im äußersten Falle sich selbst anzuklagen, um ihre Camerara Mayor zu retten; aber im Augenblicke der Ausführung dieses edelmüthigen Vorsatzes fehlte ihr der Muth; sie konnte sich zu einer solchen Demüthigung, der Königin Isabella gegenüber, nicht entschließen, sie fühlte, daß ihr Stolz über jede andere Rücksicht siegte, diesem hätte sie in diesem Augenblicke die Vertraute, die ihr mit solcher Aufopferung gedient hatte, ja den Grafen von Penaparda selbst geopfert. (Fortsetzung folgt.)

---

## Die Sylvesternacht.

### Lebensbildchen von Franz Schuselka.

(Schluß.)

Friedrich entschloß sich zu dem schweren Schritte, einiges Geld zu erborgen, aber das Schicksal ersparte ihm diese Demüthigung, er traf keinen seiner Bekannten und versank in solchen Trübsinn, daß er sich nicht entschließen konnte, in dieser Stimmung nach Hause zu gehen. Erwünscht war es ihm daher, einer Nachbarin zu begegnen, die eben auf dem Heimwege war. Durch sie gab er seiner Lori die Nachricht, daß er geladen sey und nicht vor Mitternacht nach Hause kommen werde; sie möchte daher ja nicht auf ihn warten, sondern sich ruhig schlafen legen. In der Stadt, wo alle Gewölber mit Herrlichkeiten prangten, die der gute Friedrich gern sammt und sonders für seine Lieben gekauft hätte, litt es ihn nicht, er eilte in's Freie, und lief, mit dem Schicksal hadernd, so lang herum, bis es Zeit war, der Einladung des Principals Folge zu leisten.

Anfangs zwang sich der arme Friedrich aus pflichtschuldiger Demuth, die lustige Gesellschaft durch kein trauriges Gesicht zu stören, bald aber äußerte der goldige Sorgenbrecher auch auf ihn seine Zauberwirkung und er fing an, die Sache vernünftiger, d. i. leichtsinniger zu betrachten. Er philosophirte also: „Ob ich das Geschenk um einen Tag früher oder später gebe, das ist eins. Für die morgigen Auslagen werden wohl die Liebfrauenzwanziger, die meine Lori in ihrem Sparbeutelchen hat, ausreichen. Uebermorgen wechsle ich ihr halt wieder andere und meinetwegen gar funkelneue ein und leg' ihr drei als Interessen dazu." Diese Gründe waren an sich allerdings sehr triftig, und nach jedem Glas Wein erschienen sie dem wackern Copisten noch viel triftiger, so daß es ihm alsbald nicht mehr den geringsten Seelenkampf kostete, mit den Lustigen lustig zu seyn. Wäre nur noch seine Lori neben ihm gesessen! Bei jedem guten Bissen dachte er: „Ach, wenn nur mein Weibchen auch etwas davon haben könnte!" Doch da dieß einmal nicht seyn konnte, und da Friedrich als frommer Ehemann fest überzeugt war, Mann und Weib sey ein Leib, so ergab er sich mit rührendem Pflichteifer den Freuden der Tafel. Nur als das Zuckerwerk kam, wurde er jenem eherechtlichen Grundsatze insofern untreu, daß er mittelst verstellten Schnäuzens mehrere

höne Stückchen in die Tasche zu practiciren suchte, was ihm .uch zu seiner Zufriedenheit und zu noch größerer Belusti- .ung der unbemerkt zusehenden Hausfrau gelang.

Nachdem alles geschehen war, was in der Sylvesternacht .llerorten zu geschehen pflegt, brach man auf, um den neuen ebensabschnitt auf ähnliche Weise, wie der Mensch das Le- en überhaupt zu beginnen, nämlich zuerst mit einigem Ge- hrei und dann mit einem tüchtigen Schlafe. Als Fried- ich der Hausfrau die Hand küßte, lispelte ihm die Gute zu: Ich habe Ihnen etwas für Ihre Frau und für Ihren Klei- en in den Mantel gesteckt, geben Sie hübsch Acht darauf." riedrich küßte noch einmal die gütige Hand und empfand inen leisen Gewissensbiß. In seiner Manteltasche fand er in großes Papier von Süßigkeiten, und eilte, beflügelt von eiterster Aufregung, seiner fernen Wohnung zu. Als er am Hausthore läutete, beschlich ihn wieder einiger Unmuth, weil r nicht einmal so viel Geld hatte, um den Sperrgroschen u zahlen. „Ich fange das neue Jahr mit Schuldenmachen n; morgen bekommen Sie Ihr Geld, Herr Martin!" ief er dem Hausmeister zu, und eilte die Stiege hinan. eise schloß er auf und zog gleich in der Küche die Stiefel uus, um seine Lieben nicht zu wecken. Dann tappte er nach em Küchenfeuerzeug, machte Licht und nahm einen Teller erab, um das Zuckergebäck darauf zu schichten. Die gute frau Doctorin hatte eine Auswahl der köstlichsten Stücke ge- pendet; und Friedrich segnete sie dafür im freudigsten Dankgefühl. Als das Papier geleert war, beutelte Fried- ich den abgefallenen Zucker über den Teller, da fiel noch in Papierchen heraus und so schwer, daß es eine obenauf lie- ende Apolloleyer zertrümmerte. Verwundert wickelte es riedrich auf, und es funkelten ihm drei blanke Ducaten ntgegen. — O Gott, was war dieß für ein freudenvoller Augenblick — und wie süß muß die edle Geberin einge- schlummert seyn, mit dem Gedanken an die Freude, die sie en guten Leuten gemacht! — Man ist gewohnt, das Geld ls den bösen Dämon der Welt zu schmähen, aber es wäre ur das Werkzeug unendlichen Segens, wenn es immer und berall edelmüthig verwendet würde. Aber wie oft vergeu- en wir eine Summe für Genüsse, über die wir Thränen er Reue weinen müssen, und wir hätten mit dieser Summe nehreren Armen Freudenthränen entlocken können! O möch- en die Reichen und Wohlhabenden sich zwar von der lästi- en Ceremonie des Glückwünschens entheben lassen, nicht ber von der Pflicht, Glück zu verbreiten! Arme Ver- vandte, Diener und Arbeiter freuen sich so lange auf den Neujahrstag und berechnen schon, was sie alles mit den Ge- henken ausrichten werden; wie bitter muß das Gefühl seyn, iese Hoffnungen getäuscht zu sehen, wie süß dagegen das Bewußtseyn edler Wohlthäter, nach Kräften beigetragen u haben, daß der Neujahrstag ein möglichst allgemeiner reudentag sey!

Friedrich war ganz aufgelöst in Freude, Dankbarkeit und Andacht, und die Freudenthränen, die er weinte, wurden on dem Engel der Vergeltung gesammelt und werden einst länzen als Perlen in der Verklärungskrone der edlen zart- nnigen Wohlthäterin.

Friedrich breitete das feine Papierchen, worin die Du- aten gewickelt waren, über das oberste Zuckerwerk und legte ie Goldstücke neben einander darauf, damit Lori's erster Blick auf sie fallen mußte. Nun horchte er durch's Schlüssel- och, und da sich nichts regte, schlich er leise in's Zimmer. ori lag halb entkleidet auf dem Bette; der Säugling chmiegte sich in süßem Schlummer an ihre Brust. Fried- ich neigte sich über die Geliebten und küßte ihren Athem nd segnete sie. Dann stellte er den Teller auf Lori's Tischchen und schlich in seine Kammer. Da fand er auf sei- nem Schreibtische ein niedlich gesticktes Hauskäppchen und ein Blatt mit folgenden, in lächerlich großen und krummen Zü- gen geschriebenen Worten:

„Lieber Vater! Die Mutter und der kleine Hans wün- schen Dir ein recht glückseliges neues Jahr und geben Dir dieß Käppchen, damit Du es aufsetzest, wenn Du morgens in der kalten Küche für den ganzen Tag das Holz klein schnei- dest. Das Käppchen hat die Mutter gestickt, aber der kleine Hans hat ihr geholfen, denn er hat sie in der Nacht im- mer aufgeweckt und wach erhalten, daß sie sticken konnte, ohne etwas zu versäumen. Den Brief aber hat der kleine Hans, obwohl er noch ein so kleinwinziges Buberl ist, ganz allein geschrieben, die Mutter hat ihm bloß die Hand geführt."

Friedrich preßte diese lieben Zeilen an das Herz, an die Lippen, und wollte hinaus eilen, um sein gutes Lorchen wach zu küssen. Aber an der Thür lächelte ihm schon ihr lauschendes, selig glühendes Köpfchen entgegen. Sie hatte nicht geschlafen; es hatte ihr große Mühe gekostet, sich zu verstellen, die freudige Wallung zu verbergen.

„Lori, meine Lori!" rief der glückliche Gatte, und sie sanken sich in die Arme, umschlangen sich fest und innig und ihre Küsse verschmolzen, ihre Freudenthränen mengten sich und sie begannen das neue Jahr mit einer Seligkeit, wie keine größere auf Erden mehr möglich ist. (Wiener Zeitschrift für Kunst 2c.)

---

## Tabletten.

*** (Hamburg 11. Jan.) Es hat sich hier ein Club von Jünglingen zwischen 18 und 30 Jahren gebildet, sie gehören fast alle dem Kaufmannsstande an und haben die Professoren Wurm und Dantzel, die Doctoren Rießer und Soetbeer zu ihren Ehrenmitgliedern ernannt. Diese Herren halten dort Vor- lesungen über Handelswissenschaften 2c. Prof. Wurm hat den Cursus mit der Opiumfrage eröffnet. An solchen Abenden, wo keine Vorlesungen gehalten werden, finden Conversationen in fremden Sprachen, von Kundigen geleitet, statt. Sie haben einen Theil der ehemaligen Börsenhalle gemiethet, welches Local zu diesem Behuf am Neujahrstage mit Reden eröffnet wurde. Vorgestern wurde dort den Ehrenmitgliedern von Seite der Ge- sellschaft ein Diner gegeben. Bei Gelegenheit der Trinksprüche soll viel Beredtsamkeit entfaltet worden seyn. (A. Z.)

*** Die kleinen Londoner Theater bringen gewöhnlich von Dramen, welche auf den Hauptbühnen Glück machen, Travestien und Parodien für ihr lachlustiges Publikum; Trauer- und Lust- spiele werden zu derben Possen, gespickt mit den handgreiflichsten Witzen nach John Bull's Geschmack umgearbeitet. So ist es noch neulich mit Bulwer's „Geld" und Scribe's „Glas Wasser" geschehen, aus dem ja auch die Frankfurter ein „Glas Eppelwein" gemacht haben. Lord Byron hatte sich gerühmt, sein Manfred sey gar nicht aufzuführen. Nichtsdesto- weniger machte sich ein fingerfertiger Regisseur des Coventgarden- Theaters an die Arbeit, strich drei Akte zu zweien zusammen, brachte allerlei Spektakel hinein, und so machte das Stück Furore. Flugs setzte sich ein Possenfabrikant hin, und fertigte eine Tra- vestie an, die gleichzeitig auf dem Strandtheater gegeben wurde, und wochenlang die Kasse füllte. Das Stück hieß: Mann- Friede, der Held ist ein ruinirter Schornsteinfeger, seine Ge- liebte eine bankerotte Obsthökerin, der Ort der Beschwörung, — (die Halle Ahrimans, der auf einer Feuerkugel sitzt) — ein ver- fallener Keller, der Geisterchor eine Bande Schornsteinfeger-Jun- gen, das Felsenriff ein Steinhaufen, der Gemsenjäger ein Schaar- wächter, und Mannfriedens letzter Rettungsversuch — eine Pacht der italienischen Oper. Doch „seine Sohle findet

nirgends Ruhe", die Geister der Sängerinnen, Tänzerinnen und Musiker umringen ihn, er sieht ihre Verzweiflung, sein Herz wird weich, und um sie für Alles zu entschädigen, was sie im Theater der vornehmen Welt geduldet und gelitten, engagirt er sie für das Strandtheater, und sichert ihnen neben vollem Hause auch glänzende Bezahlung zu

*** (Witzige Neujahrsgratulation.) Die in Prag erscheinende Zeitschrift „Ost und West" bringt in ihrer Lokalbeilage: „Prag" unter obiger Aufschrift Folgendes: „Wir glauben namentlich den auswärtigen Lesern unsers Blattes eine nicht unerwünschte Mittheilung zu machen, wenn wir den Anschlagzettel hier folgen lassen, durch welchen der Theaterdiener, Dominik Oberthor und seine getreue Ehehälfte, ihren Gönnern zum Antritt des neuen Jahres Glück wünschten. Wir glauben, daß die darin angekündigte Vorstellung recht gut ausgefallen sey, und machen unaufgefordert recht gerne noch darauf aufmerksam, daß dieselbe beliebig wiederholt werden, und daß auf Verlangen sich die Schauspieler sogar in die Häuser begeben, also zu Gastrollen überall geladen werden können: Große außerordentliche Benefice-Vorstellung. Die ehrfurchtsvoll Gefertigten haben hiemit die Ehre anzuzeigen, daß heute zu ihrem Vortheile aufgeführt wird zum ersten Male: „Der erste Januar 1842, oder: Dominik als Millionär." Ein mit lebhafter Phantasie und fröhlichen Hoffnungen vermischtes Lebensbild, in drei Abtheilungen, von Chronos. — Erste Abtheilung: „Der leere Geldbeutel." — Zweite Abtheilung: „Geld macht alles gut." — Dritte Abtheilung: „Dominik in Floribus." Personen: Dominik, Theaterdiener, vulgo Theaterpudel, erscheint als Spekulant. Anna, seine Ehehälfte, Orchester-Dienerin, (Menschen, die Geld benöthigen.) Der Magen, ein obstinater Kerl. Der Winter, ein Holzversilberer, (ihre ungestümen Gläubiger). Die drückenden Zeitverhältnisse, ihre treuen Angehörigen. Der Geldbeutel, ein gehaltloser Patron, der an der Schwindsucht laborirt. Die Großmuth, eine wohlthätige Fee, die sich in eine Taschenspielerin verwandelt. Das Geld, eine angenehme Erscheinung. Thaler, Gulden, Zwanziger, Genien im Gefolge der Großmuth. — Die erste Abtheilung spielt in einer finstern Sackgasse. Die zweite Abtheilung am Vorgebirg der guten Hoffnung, und die dritte Abtheilung in Glückstadt. — Vorkommende Musikstücke: 1) Ouverture über das Motiv: „Hier in diesem Jammerthal, gibt's doch nichts, als Plag und Qual!" — 2) Duett, mit obligatem Herzklopfen: „Mir leuchtet die Hoffnung, sie täuschet mich nicht!" — 3) Phantasie über das Motiv: „Ja, das Geld ist nicht Chimäre. — 4) Variationen über das Thema: „'S ist nicht alles eins, 's ist nicht alles eins, ob wir a Geld haben oder keins." — 5) Großer Jubelchor: „Gaudeamus igitur." — Preise der Plätze: Je mehr, desto besser. — Freier Eintritt ist ungültig. — Die Kassa wird aufgemacht und gar nicht geschlossen. — Verehrungswürdige Gönner! Zu dieser für uns äußerst interessanten Vorstellung machen wir hiemit unsere ergebenste Einladung, und schmeicheln uns um so mehr eines zahlreich beglückenden Zuspruches, da wir bloß heute, an diesem einzigen Tage im Jahr einnehmend erscheinen. Unser Loos liegt in Ihrer Hand; ziehen Sie damit einen, für uns ausgiebigen Treffer, und dieser Zug soll Ihnen in unsere Herzen ein bleibendes Denkmal der Dankbarkeit setzen. Dominik Oberthor, Theaterdiener, Anna Oberthor, Orchesterdienerin beim k. ständ. Theater in Prag."

*** (Ein chinesischer Insectensammler.) Ein englischer Naturforscher, welcher sich bei der ersten kriegerischen Expedition der Britten gegen China befand, nahm nach der Eroberung der Insel Tschusan einen jungen Eingebornen von dort in Dienst, damit ihn derselbe auf seinen entomologischen Wanderungen durch die Insel begleiten, und ihm beim Aufstecken der gefangenen Insecten behülflich seyn möge. Der junge Chinese erwies sich bei diesem Geschäft, besonders beim Haschen der prachtvollen Falter, ungemein anstellig, und beinahe noch eifriger als sein darob höchlich vergnügter Gebieter, aber aus einem Beweggrunde, dessen dieser sich zu versehen weit entfernt war. Als die Sammlung beträchtlich zu werden begann, und der Sammler schon mit Entzücken an das Aufsehen dachte, welches die von ihm zusammengebrachte, großentheils unbekannte und unbeschriebene Insectenfauna von Tschusan in der entomologischen Welt erregen werde, fing unser Chinese auch allgemach an, ein Exemplar nach dem andern, die saftigen Käfer allzumal, hübsch fein zu — verspeisen. Um sich dieselben noch gaumengerechter und leckerer zu machen, pflegte es sich der Nadel, woran sie aufgespießt waren, als Bratspieß zu bedienen, um sie am Kerzenlichte zu rösten. Hr. N*** konnte sich geraume Zeit hindurch das heimliche und plötzliche Verschwinden seiner auserlesensten „Genera et Species Coleopterum etc. insulae Tschusaniae" nicht erklären, bis er endlich einmal den Lecker bei obbemeldter Zubereitung einer noch unedirten Spinne überraschte. Wer schildert sein Entsetzen! „O brittisches Museum!" rief er, im Ausbruche der Verzweiflung, „dieser verruchte kannibalische Entomophag hat dir einen unersetzlichern Verlust zugefügt, als die Verbrennung aller der Tausende und Tausende von Opiumkisten dem brittischen Handel!"

## Programm des Museums.

Freitag, den 21. Januar.

Symphonie von Beethoven (D moll); die drei ersten Sätze.
Frauenherz und Eisenbahn, Gedicht von Saphir, gesprochen von Mad. Frühauf.
Cavatine von Meyerbeer, gesungen von Fräulein Lina Schuster.
Violinconcertino von Mayseder, gespielt von Herrn Hauser aus Wien.
Kassandra, Gedicht von Schiller, gesprochen von Fräulein Arnold.
Die drei Liebchen, Gedicht von Hofmann, componirt von W. Speyer, gesungen von Herrn Pischek.
Lied aus Tiedge's Urania, componirt von Himmel, gesungen von Fräulein Lina Schuster.
Violinvariationen von Vieuxtemps, gespielt von Herrn Hauser.
Blumensagen: 1. Die Kaiserkrone; 2. Das Vergißmeinnicht; — gesprochen von Herrn Wenzel.
Ballade, componirt von Herrn Baldenecker, gesungen von Herrn Pischek.
Ouverture aus Cherubini's Wasserträger.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her. Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig. Kinder können nicht zugelassen werden. Die geehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die am Eingang angeordnete Controle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand veranlaßt, im Interesse der Mitglieder und Abonnenten die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 22. Januar. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen von Friedrich Halm.

Sonntag, den 23. Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. Norma: Dlle. Rudersdorf aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 22. 22. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Als sich die Herzogin so verlassen sah, fiel sie der Königin Isabella schützend zu Füßen und sagte: Madame, ein falscher Schein klagt mich an und ich weiß nicht, wie ich mich rechtfertigen soll. Ich bin in den Augen der Welt entehrt, habe die Ungnade Ew. Majestät auf mich geladen; helfe mir Gott, mein Unglück ertragen! —

Sie haben also Nichts zu Ihrer Vertheidigung anzuführen, unterbrach sie Isabella, ich hoffte, daß diese Ihnen leicht geworden wäre, und ich hätte sie gern beim Könige unterstützt. Heilige Mutter Gottes! In welchen Zeiten leben wir! Wem kann man noch trauen, findet man eine Dame von so ausgezeichnetem Rufe, das Muster des Hofs, eine Frau schuldig, welche seit zehn Jahren Wittwe, nie zu dem Verdachte, sich wieder zu verheirathen, die geringste Veranlassung gegeben hat. Man muß das Bekenntniß Ihres Vergehens selbst hören, um daran zu glauben! —

Die Herzogin antwortete nur durch ein krampfhaftes Seufzen. Ihr Wort war ihr heilig, sie hätte sich eher zum Tode verurtheilen lassen, als die Königin, ihre Gebieterin, angeklagt, aber es schmerzte sie tief, sich so aufgeopfert zu sehen. Als daher die Königin Isabella nach einem kurzen Stillschweigen hinzufügte: Um Ihrer Leidenschaft zu genügen, haben Sie den Kopf Ihres Geliebten auf das Spiel gesetzt; er hat sein Leben verwirkt, da er sich heimlich in ein königliches Gebäude hat begeben wollen, — rief die Herzogin aus: Es wird mich freuen, wenn der Graf von Penaparda gehängt wird, er ist an meinem Unglücke schuld. Möge Gott ihm so wenig vergeben, wie ich.

Bei diesen Worten erschrack die junge Königin und wandte sich ab; dann, müde, ihren Mienen wie ihren Worten Gewalt anzuthun, stand sie langsam auf und setzte sich in eine Fensterbrüstung; sie lehnte ihr Gesicht gegen die Scheiben und that, als sähe sie hinaus; hier weinte sie leise.

Die Königin Isabella sah zu ihrem größten Verdruß, daß die Camerara Mayor entschlossen war, sich aufzuopfern. Diese stand noch immer stumm, mit gesenktem Blicke, aber entschlossener Haltung da, als erwartete sie den Befehl zu ihrer Verbannung. Mit ihrer und der Bestrafung ihrer Mitschuldigen war Alles abgethan, und ließen sie sich ohne Wiederrede verurtheilen, so konnte sich gegen Niemand mehr Verdacht erheben.

Isabella dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie mit einiger Bitterkeit: Stehen Sie auf, der König wird Sie seine letzten Befehle wissen lassen.

Die Camerara Mayor gehorchte mit ergebener Miene, sie trocknete ihre geschwollenen und rothgeweinten Augen und, ihren Rosenkranz zur Hand nehmend, lehnte sie sich an die Wand und betete. Ihre ganze Persönlichkeit schien ihre Unschuld zu betheuern. Welcher Liebhaber, so unerschrocken er auch seyn mochte, hätte sich an eine solche Eroberung wagen sollen! denn, obgleich die Herzogin kaum vierzig Jahre alt seyn mochte, so waren doch ihr Benehmen, ihre Mienen und Gewohnheiten schon seit langer Zeit alt: sie war eine von den Frauen, die nie jung gewesen sind.

Die Königin betrachtete sie einen Augenblick, mehr und mehr überzeugt, daß sie der angeschuldigten Schwächen unfähig sey, dann wandte sie sich zum Könige und sagte leise: Sire, das Mädchen, das Sie vorzuführen befohlen haben, muß hier seyn, ist es Ihnen gefällig, daß man sie eintreten lasse?

Er machte ein bejahendes Zeichen, ohne den Mund zu öffnen, und kreuzte seine krummen Beine, wie Jemand, der sich ausruhen will. Seine Augen waren geschlossen, sein Körper unbeweglich. Man hätte glauben können, er schliefe, aber die Königin Isabella ließ sich durch diese Verstellung nicht täuschen, sie hatte bemerkt, daß der König, der etwas harthörig war, um besser zu hören, seine Hand hinter's Ohr hielt, und sie schloß daraus, daß er Alles gehört hatte.

Einen Augenblick nachher brachten zwei Hellebardiere von einem Gardeoffizier angeführt, Palomita bis an die Thür des Zimmers und blieben draußen in der Gallerie. Die Zigeunerin wußte nicht, wohin man sie geführt, und blieb etwas verlegen am Eingange dieses prächtigen Gemaches, das von Vergoldungen und seidenen Tapeten glänzte, stehen, aber es kam ihr nicht in den Sinn, daß sie den Majestäten gegenüber sich befinde. Diesen schlecht gekleideten, grämlichen Menschen hielt sie für einen armen Secretair oder für noch weniger. Würdevoller erschien die neben ihm sitzende Dame, aber sie trug weder Perlen in den Haaren, noch Schmuck am Halse, ein einfaches schwarzes Atlaskleid umschloß den schlanken Wuchs, ein Kopfputz von englischen Spitzen fiel tief in ihr mit Pockennarben übersäetes Gesicht. Palomita konnte sich eine Königin nur mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand denken.

Sie machte eine kleine Verbeugung, und ihre Augen schweiften in dem Zimmer umher, ohne weder die Königin Louise, die das Gesicht nach dem Fenster hin gekehrt hatte, noch die Herzogin von Montellano zu bemerken, die noch immer gegen die Wand gelehnt stand.

Tritt näher, sagte die Königin Isabella, und fürchte Dich nicht. —

(Schluß folgt.)

## Die falsche Jungfrau von Orleans.

Es war am Lichtmeß-Tage des Jahres 1463, dem zweiten Jahre der Regierung des Königs Ludwig XI., als eine ansehnliche Volksmenge die Zugänge eines Hauses umringte; welches der gothischen Kirche von Sainte Geneviève der alten Kathedrale von Paris, beinahe gegenüber lag. Eine Frau, deren zerrissene Kleider und unordentliche Haare von Exaltation oder Wahnsinn zeugten, stand an dem Fenster dieses von einem Schenkwirthe bewohnten Hauses und redete die Menge an, während sie von Zeit zu Zeit ein altes Schwert schwang, welches sie an einem kreuzweis liegenden Wehrgehenk trug.

„Edles Volk von Paris!" rief sie mit einer Stimme, welche über den ganzen Platz hinhallte; „Ihr seht in mir Jeanne d'Arc, die Jungfrau, welche man verrätherischer und falscher Weise für todt ausgiebt, um sie der Belohnungen und Ehren zu berauben, die man ihr schuldet. Ich komme von England, wo man mich zwei und dreißig Jahre lang gefangen gehalten hat. Ein Seemann von Rouen, der mich in den Straßen von Dover erkannte, hat mich mitleidig auf sein Schiff genommen und an den Küsten der Normandie an's Land gesetzt. In Frankreich, gute Pariser, habe ich den Tod meines sehr geehrten Herrn und Königs, Karl VII., und die Throngelangung seines Sohnes, Ludwig's XI. vernommen. Ich komme, bei Euch den Lohn meiner Dienste und meiner Leiden in Anspruch zu nehmen. Ich komme, nicht wie einst, da ich jung und kräftig auf die Wälle von Orleans und Compiegne eilte, umgeben von Rittern und Soldaten, sondern blos in dem Geleite meiner Leiden und der Verfolgungen, welche ich für mein Vaterland und meinen Fürsten erduldet. Wer in der Bresche von Orleans und in den Laufgräben von Compiegne an meiner Seite kämpfte, wird mich erkennen; hier ist das Schwert, welches ihnen den Weg zum Siege zeigte, hier ist die Fahne, welche ich in der Kathedrale von Rheims trug, am Tage der Krönung meines Herrn, des Königs Karl VII. Gute Pariser, wenn ich den König Ludwig in seinem Louvre aufsuchen will, so geschieht es nicht, um Gold von ihm zu erbitten. Was sollte ich mit Reichthum, den ich immer verachtet? Aber ich fange an alt zu werden, die Strapatzen des Krieges und die Leiden meiner Gefangenschaft haben meine Jahre verdoppelt. Als Soldat will ich sterben und ein Soldaten-Grab will ich haben. Der Sarg Dugueselin's steht traurig und verlassen in den Gewölben von Saint Denis; der meinige muß ihm Gesellschaft leisten. Dann erblickt man Seite an Seite die beiden einzigen Häupter kriegerischer Banden, die in dem Zeitraume von fünfzig Jahren den Boden Frankreich's von den Schaaren seiner Feinde, von den Engländern gesäubert!"

Das Volk liebt das Wunderbare und begeistert sich gern für alles Außerordentliche. Die Worte dieser Frau, deren Zügen es außerdem weder an Würde noch an Größe gebrach, ihr ritterliches Ansehen, ihre flammenden Blicke erwarben ihr anfangs Bewunderung, dann Vertrauen. Um den Erfolg vollständig zu machen, behaupteten einige Handwerker von Paris, welche während der Kriege Karl's VII. gedient hatten, wirklich die Jungfrau in ihr zu erkennen, mochten sie nun im Geheimniß der Kriegslist seyn, oder die Züge der falschen Heldin in der That einige Aehnlichkeit mit den Zügen Jeanne d'Arc's haben. Auch das Alter dieser Frau traf vollständig mit dem der Heldin von Vaulrcouleurs zusammen. Sie konnte sechzig Jahre alt seyn, und ihr langes Haar hatte sich nicht so geändert, daß man nicht sah, es sey einst vom schönsten Schwarz gewesen. Dazu kam, daß sich ihr Kopf, wie bei Jeanne d'Arc, ein wenig links neigte und daß ihre rechte Hüfte eine tiefe und seit langer Zeit vernarbte Wunde zeigte.

Das Gerücht von dieser seltsamen Erscheinung verbreitete sich bald in Paris. Die Schüler der Universität und die Schreiber der Bazoche kamen in Bewegung und stiegen in großer Anzahl den steilen Abhang des Berges Saint-Hilaire hinan; das geringe Volk folgte ihrem Beispiele und die Bürger schickten sich an, dasselbe zu thun. Guillaume Fremin, Abt von Saint-Etienne, beschreibt in seinem handschriftlichen Commentar über die Offenbarung Johannis das Schauspiel, welches die Umgebung der Kirche Sainte Geneviève bot, in folgender Art:

„Es war eine wahrhafte Procession: Schreiber, Handwerker, Soldaten, Bürger, Weiber, Kinder und Greise kamen in Haufen von 20, 30 oder 40 an. Diese ganze Volksmasse hielt vor dem Hause zum schwarzem Schwan, wo die angebliche Jungfrau von Zeit zu Zeit sich sehen ließ und redete, in der Hand ein Schwert oder eine Art Fahne, welche sie über ihrem Haupte schwenkte. Zu wiederholten Malen rief sie: Es lebe der König! Es lebe Frankreich! Tod den Engländern! — Das Volk antwortete mit demselben Ruf und fügte hinzu: Es lebe die Jungfrau! Da ich besorgte, daß dieser große Tumult in Aufruhr ausarten möchte, befahl ich die Thüren der Kirche zu schließen und stellte in den Höfen der Abtei mehrere Abtheilungen bewaffneter Knechte auf, die ich durch das Läuten der Sturmglocke herbeigerufen. Glücklicherweise machten die verständigen Maßregeln, welche der Prévôt von Paris traf, alle diese Zurüstungen unnütz."

Die Universität, das Kapitel von Nôtre-Dame, und die Prévôté der Kaufleute von Paris sandten Deputationen ans Parlament, um dasselbe zu beschwören, „dem Thun und Treiben des gemeinen Volkes ein Ende zu machen, welches die Schüler aufrege, ihre Classen zu verlassen, um den Predigten eines Hexen-Weibes beizuwohnen, das sich auf ungebührliche Art für die Jungfrau von Orleans glorreichen Andenkens ausgebe."

Die Abgeordneten der Stadt fügten hinzu, daß diese gewaltsamen Manifestationen den Handel im höchsten Grade beeinträchtigten und daß alle Märkte leer ständen, so groß sey der Wunsch, die angebliche Jungfrau zu sehen und zu hören, unter dem Volke. Der erste Präsident, Mathieu de Nanterre, antwortete, das Parlament werde Maßregeln ergreifen.

Aber der Prévôt von Paris, Michel de Gaucourt, ergriff die Initiative. An der Spitze einer Compagnie, welche der Hauptmann der Nachtwache selbst befehligte, und 150 aus der Bastille gezogener Armbrustschützen, rückte er nach dem Quartier der Universität vor, stellte hier und dort von der Sorbonne bis an die Abtei von Sainte Geneviève Posten aus, umzingelte das Haus, in welchem die angebliche Jungfrau sich befand, verhaftete sie ohne einen Schwertstreich zu thun und führte sie in die Gefängnisse des Grand-Châtelet, in Mitten einer unermeßlichen Volksmenge, die übrigens keinen Versuch machte, die Gefangene zu befreien.

Als diese Expedition beendet und die angebliche Jeanne d'Arc an einen sichern Ort gebracht war, holte der Prévôt die Befehle Ludwig's XI. ein. Der Monarch, den damals wichtige Interessen beschäftigten, antwortete dem Prévôt: „Laßt die Unverschämte so bald als möglich von der Tournelle verurtheilen und hängt sie. Es ist Zeit, daß Betrügereien, die sich so oft erneuern, exemplarisch bestraft werden."

In der That war es nicht die erste Unsinnige, die sich für die Heldin von Domremy ausgegeben hatte. Das Journal de Paris spricht unter Karl VII. von einer Therese Méhaigne, welche, nachdem sie im Jahre 1440 die Provinzen durchzogen, nach Orleans kam, wo sie mit großen Ehren empfangen wurde und dann nach Paris ging. Die Universität ließ

sie verhaften und auf dem großen Hofe des Palastes auf dem Marmorstein dem Volke zeigen. Sie erhielt einen Verweis, wurde ausgepeitscht, und dann, bei Strafe des Stranges im Wiederholungsfall, entlassen.

Noch einige andere versuchten mit eben so geringem Erfolg, sich für das großherzige Landmädchen auszugeben, dessen heilige Unerschrockenheit Frankreich gerettet. (Schluß folgt.)

## F r a n k f u r t.

Theater: Egmont; Zampa.

Am 17. Januar: Egmont. Poesie und Musik feiern bei diesen Aufführungen ihre wundervolle Vermählung. Alle Harmonieen der Seele tönen aus Klärchen, aller Charakter dramatischer Handlung und Persönlichkeit ist in den Melodieen Beethoven's ausgeprägt. Unsern Beifall zuvörderst dem Orchester! Die Ausführung der Volksscenen verdient zunächst eine aufrichtige Anerkennung; sie wurden bis ins Einzelne hinab gut nuancirt und als Ganzes gerundet. Mit dem friesländischen Invaliden, dem bedächtigen, gesetzkundigen Alten, sind wir am wenigsten zufrieden; das war nicht der Ton, mit dem er die berühmten Worte: „Doch ohne Präjudiz!“ sprechen sollte. Am Vorzüglichsten war der Vansen des Herrn Meck; köstlich die Verdissenheit und der Humor dieses lumpenhaften Volkstribuns, köstlich die höhnische Art, wie er das so rasch sich beugende, so rasch die Seinen verlassende Volk aufstachelt und mit der Lauge der Verachtung begeift. — Madame Frühauf war Klärchen. Sie befriedigte uns, so sehr Jemand befriedigt werden kann, der diese Rolle seit fünfundzwanzig Jahren in den Händen der Lindner zu sehen gewohnt war. O Lindner-Klärchen! o Lindner-Margarethe! Deine Nachfolgerinnen werden Deinen Platz noch lange einnehmen, ehe sie ihn ausfüllen. Deine Stimme voll süßer Melodie, wird sie jemals in unseren Herzen verklingen? Dein Spiel voll zauberischer Naivetät, wird es jemals in unserem Gedächtniß verloren gehen? Du hattest der Natur den Venus-Gürtel entwendet, und hat auch die Zeit ihn Dir wieder rauben wollen, so haben wir es kaum bemerkt. Mad. Frühauf möge uns verzeihen; wir können nicht anders, wir bleiben unsern Kunstgenüssen treu, und stellen in der Gallerie unserer Erinnerungen die guten theatralischen Gemälde neben, nicht hinter einander. Mad. Frühauf war uns im fünften Akte, in der Vergiftungsscene, am liebsten; die rührende Weichheit ihres Tones drang zum Herzen, wir sahen beim weiblichen Publikum Thränen und Taschentücher. Herr Baison spielte den Egmont. Den lustigen, lebensübermüthigen Helden wußte er uns nicht recht anschaulich zu machen; desto gelungener vergegenwärtigte er uns die Leiden des Gefangenen, seine Verzweiflung, seinen Seelenkampf, seinen inneren Sieg, seine Freiheitsbegeisterung. Herr Baison spricht nicht immer richtig und den Situationen angemessen; aber sein Spiel ist gewöhnlich wohl überdacht, häufig fein gezeichnet, beständig in Harmonie mit dem Erforderniß des Augenblicks; er weiß stets genau, was er will, und das ist viel gesagt. Stets zu wissen, was man soll, geht über menschliche Kraft hinaus. — Herr Grahn, der den Oranien gab, überraschte uns durch gemessenes, verständiges Spiel, er löste eine Aufgabe, die für den Darsteller der Liebhaber und Bonvivants schwierig erscheinen mußte. — Der Brakenburg kann keine Liebe von Klärchen erhalten, und Klärchen hat Recht. Ferdinand Alba junior ist jung, und kann also noch viel von Alba senior lernen; er kann lernen: Wärme, Geschmeidigkeit, Raschheit der Bewegung, Einklang seines Spiels zu dem Spiel der Andern, und so weiter; er kann lernen, denn er hat Anlage. — Was Herrn Weidner (Alba) betrifft, so verweisen wir auf Börne. Herr Weidner ist ein tiefdenkender Kunstveteran, und die Narben der Zeit entstellen uns seinen Werth und seine Tüchtigkeit nimmermehr. Die meisten andern Darsteller genügten. — Sonntag den 16. Januar: Zampa. Herr Pischeck war der Korsar; er sang vorzüglich. Herr Caspari entfaltete einen schönen weichen Tenor, und erweckte freundliche Hoffnungen. Die andern Damen und Herren entschuldigen mich, wenn ich weiter nichts sage, als daß man mit ihnen zufrieden war. Es ist schade um Herold, daß er so früh gestorben, und der voreilige Tod ihn gehindert, den Ruhm Zampa's durch eine andere Oper mit werthvollerem Text zu überbieten. Das ist ja eine verwünschte Historie mit diesem Räuber, der sich vor Hölle und Geistern und beweglichen Bildsäulen nicht fürchtet! Das Bild Don Juan's zu Papier-mâché zerhackt, und daraus eine Affenfigur geknetet, das ist Zampa. Wer ist denn der Bursch, was ist er werth auf Erden, was ist seine geistige Größe, daß zu seiner Bestrafung ein Dutzend Wunder geschehen müssen? Wenn Don Juan, der starkherzige, großartige Sünder, der glanzstrahlende Held der Frauen, eine Statue zum Singen bringt, und eine ganze Legion Teufel in Bewegung setzt, so begreifen wir es allenfalls. Aber dieser gemeine Dieb und Mörder ist wahrlich nicht der Mühe werth, daß seinetwegen so viel Theatermaschinerie, so viel Bärlappenmehl verschwendet wird. Dies scheint auch der Textschreiber bald und bald gefühlt zu haben; deswegen sind bei ihm die steinernen Wunder nicht ganz so versteinernd, wie im Don Juan: während bei diesem die Statue des Commandeurs redet, verharrt die Statue der Alice Manfredi im Schweigen. Und daran thut sie wohl, obschon sie ein Frauenzimmer ist.

## T a b l e t t e n.

*** (München.) Unsre Hoftheaterintendanz hat das Drama: „Frau von Lescombat“, nach dem Französischen von J. N. Schuster zur Aufführung angenommen. Das Stück wird nächstens, trefflich besetzt und ausgestattet, in Scene gehen.

*** (Basel.) Staatsrath Fuß, beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, hat in dem Archiv dieser Anstalt vor einiger Zeit eine Anzahl interessanter an Euler gerichteter Briefe aufgefunden, welche in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben wurden, und die demnächst auf Kosten der Petersburger Akademie im Drucke erscheinen werden. Unter denselben befinden sich zehn Briefe von Johann Bernoulli dem Aeltern, drei und sechzig von dessen Sohn Daniel Bernoulli, und vier von Nikolaus Bernoulli, alle von so bedeutendem wissenschaftlichem Interesse, daß die Mathematiker Europa's deren Bekanntmachung mit großer Ungeduld entgegen sehen.

*** (Versuch der Selbsthülfe gegen Nachdruck.) Buchhändler und Schriftsteller haben früher allerlei Mittel ergriffen, sich gegen den Nachdruck zu sichern. Eines der sonderbarsten, wahrscheinlich doch für zureichend erachteten, fanden wir in dem Werkchen: „Der aufrichtige Kalendermann. Ein gar kurieses und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann. Verfertigt und herausgegeben von Christoph Gottlieb Steinbeck. Zweite verbesserte Auflage“ (Gera, 1796, in der Expedition der aufrichtigen deutschen Volkszeitung). Da hat die Seite nach dem Ende der Aufsätze Folgendes: „Ein Contrakt. Dieses Büchlein kostet, von dieser 2ten Auflage, bei uns 4 Groschen sächsl. oder 18 Kreuzer rhein.: jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es kein Käufer desselben, geschweige sonst jemand (der es z. E. gefunden, abgeschrieben, geborget, geschenkt bekommen, geerbet, alt gekaufet, in einer Auction erstanden oder irgend auf eine andere recht- oder unrechtmäßige Art erhalten hat) ohne unser Wissen und Willen, weder verändert oder übersetzt, noch unverändert weder mit den vorstehenden noch mit einem andern Titel nachdrucket

oder nachdrucken läßt; es sey denn, daß derjenige, der es thut oder thun lässet, uns den Betrag von Sieben tausend Exemplarien desselben binnen Zwei Monathen — von Fertigung seines Nachdrucks an gerechnet — baar — ohne allen möglichen Abzug und ohne alle Ausflüchte, vergüten, mit seinem gesammten Mobiliar- und Immobiliarvermögen dafür haften, auch — im Fall die Zahlung dieses Betrags an uns, zur gesetzten Frist, nicht geschehen sollte — für alle bei seinem Foro sowohl, als sonst dadurch entstehende Judicial- und Extrajudicialkosten stehen wollte. Wer es also thut, oder thun läßt, ist dadurch diese Bedingung vollkommen eingegangen, und wer uns so einen Mann, mit gehöriger Legitimation seiner selbst, überzeugend bekannt macht, auch nöthigen Falls, wenn wir's verlangen, vor Gerichten zureichenden Beweis gegen ihn führet, soll von obigen Quanto 100 Thaler erhalten, und das Verfahren der gesammten Gerichtsstellen und Obrigkeiten dabei, vor welche die Sache kommen sollte — dem Publiko, zu ihrer Ehre oder Schande, — wie sie es nämlich verdienen, von Schritt zu Schritt, vorgelegt werden. Wer aber von diesem Kontrakte beim Kauf des Buchs nichts wußte, und es deswegen nicht behalten will, der schicke es nur unbeschädigt an uns zurücke, und er soll nicht nur sein Kaufgeld postfrei wieder erhalten, sondern auch dem Publiko als ein sehr akkurater Mann empfohlen werden. Uebrigens versprechen wir aber jedem, der sich wegen des Vertriebs des Buchs an uns wendet, gute Bedingungen. Geschrieben Gera, im Voigtlande, den 16. April 1796. Die Expedition der deutschen Volkszeitung daselbst. Ch. G. Steinbeck." — Ob im vorkommenden Uebertretungsfalle die Justiz einem solchen Kontrakt Gültigkeit zusprechen würde? — das zu beantworten, überlassen wir den Juristen. Wie viel oder wenig dergleichen wirkt, davon gibt aber das Blatt selbst ein possierliches Zeichen. Es steht nämlich unter dem Aktenstück: „Dieses Blatt kommt gleich nach dem Titel." — Das Buch, noch im Bande aus jenen Tagen, hat's aber, wie gesagt, nach dem Ende der Aufsätze. Nicht einmal der Buchbinder gehorchte dem Kontraktmacher! (Gesellschafter.)

⁂ (Das theuerste Glas Wasser.) Das Wasser der Newa bei St. Petersburg ist nach der Meinung der Russen das hellste und beste Wasser, was es geben kann. Allein 6 Monate des Jahres wird dieß hochgepriesene Wasser unter einer dicken Decke von Eis und Schnee verborgen gehalten. Wenn aber Anfangs April die Atmosphäre genügende Wärme erlangt hat, um die winterlichen Fesseln des Stroms zu lösen, dann sehen die Einwohner mit eifriger Erwartung dem Moment entgegen, in welchem ihre beliebte Newa die Ketten sprengt und wieder frei und majestätisch zwischen den Ufern dahinwogt. Sobald sich die Eismasse in Bewegung gesetzt hat, wird dieß freudige Ereigniß der harrenden Hauptstadt durch die Kanonen der Citadelle verkündigt; es ist dieß eine starke Festung, die dem kaiserlichen Palaste gerade gegenüber liegt. Da sich diese Citadelle mitten in der Stadt befindet, so könnte sie im Falle eines feindlichen Angriffs schwerlich von Nutzen seyn; allein sie würde sich sehr ersprießlich zeigen, wenn die Petersburger je versuchen sollten, eine Julirevolution zu unternehmen. In dem Augenblicke nun, sey es bei Tage, oder Nacht, wo sich ein offener Raum zwischen den schwimmenden Eismassen zeigt, begiebt sich der Gouverneur der Citadelle in einem Boote in des Kaisers Palast, und präsentirt Sr. Majestät einen cristallnen Becher voll Newawasser, als erste Gabe des wiederkehrenden Frühlings, und diesen Becher trinkt der Kaiser auf das Wohlergehen und Gedeihen seiner lieben Hauptstadt aus. Nun war es während der letzten Jahre gebräuchlich, daß der Kaiser den leeren Becher wieder mit Gold füllte und so dem Gouverneur zurückgab; allein man bemerkte, daß der Becher alle Jahre größer und weiter ward, so daß es alljährlich schwieriger wurde, den Becher auf einen Zug zu leeren, während andrerseits alle Jahre eine immer größere Zahl von Ducaten erfordert wurde, um ihn so hoch mit Golde auszufüllen, als er es vorher mit Wasser war. Daher traf Se. Maj. die Einschränkung, das übliche Geschenk an den Gouverneur zu reduciren, der gegenwärtig 200 Ducaten für seinen nicht berauschenden Trank bekommt. Obgleich diese Summe geringer ist, als die, welche seine Vorgänger häufig empfingen, so ist sie doch wohl noch etwas höher, als man sonst wo für ein Glas Wasser zu bezahlen pflegt. (Bean's Miszellen ꝛc.)

⁂ (Eine sehr kluge Frage.) „Capitän, sagte eine alte Dame zu einem wettergebräunten Seemanne, der zum Diner in ihr Haus geladen worden war, Sie müssen doch merkwürdige Dinge auf Ihren Seereisen zu sehen bekommen. — Ja wohl, sagte dieser, und fing sogleich an, von den großen Leviathans der Tiefe zu erzählen. Wovon leben denn aber diese großen Fische? fragte die alte Dame. — Na, sagte Jack, wovon die großen Fische auf dem Lande leben; sie fressen die kleinern. — Aber doch nicht roh, wie? — O nein, war die Antwort; der fünfte Fisch trägt immer einen Kessel auf dem Schwanze zum Sieden. (Bean's Miszellen ꝛc.)

## Die Wunderblume.

Das Blühen währet ewig  
An einer Wunderblum';  
Sie sprießt und blühet himmlisch  
In einem Heiligthum.

Mit ihren Blüthenzweigen,  
Die zaub'risch, groß und hehr,  
Umschlingt sie Gott und die Menschen  
Und auch das Sternenmeer.

Die Sterne küssen die Blume  
Mit ihrem glühenden Mund  
Und lächeln mild und selig  
Aus ihrem blauen Grund.

Und Gott in ew'ger Güte  
Pflegt diese Blume mit Lust;  
Wir tragen Engel und Himmel  
Durch sie in unsrer Brust.

Es ist die große Liebe,  
Die ewig zaub'risch blüht,  
Durch die im Menschenbusen  
Der Himmel göttlich glüht.

V. Sommer.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 22. Januar. Ueber Frankfurt's meteorologische Verhältnisse im Jahre 1841 und Vorlage der graphischen Darstellung des täglichen mittleren Barometer- und Thermometerstandes für das genannte Jahr.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 22. Januar. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth. von Friedrich Halm.

Sonntag, den 23. Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. Norma: Dlle. Rudersdorf aus Mailand.

Donnerstag, den 27. Januar. Der erste Maskenball im Schauspielhause.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 23. 23. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Zigeunerin.

(Schluß.)

Ich mich fürchten? Und wovor? antwortete Palomita. Wissen Sie, Madame, daß mein Unglück so groß ist, daß ich Nichts mehr fürchte?

Hat Dir Jemand Unrecht gethan, so sprich und man wird Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Du bist hier, um die Wahrheit zu sagen. Was weißt Du von den Vorfällen dieser Nacht? Ein Mensch ist getödtet, ist es Dein Bruder, Dein Gatte....

Es ist Pepe Capuelo! antwortete die Zigeunerin mit Thränen, ein armer Blödsinniger .... das beste Herz von der Welt .... mein einziger Freund .... er ist, mich vertheidigend, gestorben, aber sein Messer ist auch in dem Arme des Grafen von Penaparda stecken geblieben....

Kennst Du den Grafen von Penaparda? unterbrach sie die Königin, weißt Du von seinem Unternehmen, sich vergangene Nacht in das Kloster zu begeben?

Ja, Madame, er stieg zum Fenster hinauf, um seiner Geliebten, einer großen Hofdame einen Besuch zu machen. Ich bin ihm gefolgt, ich habe ihn belauscht, ich habe ihn gesehen. Der Niederträchtige! Er wird, gefällt es Gott, mit dem Tode bestraft werden!...

Und weißt Du, wer diese Hofdame ist?

Nein, ich habe sie nie gesehen, und dennoch würde ich sie unter Tausenden erkennen; ich habe ihr Porträt gesehen!

Nun gut, erkennst Du diese Dame, welche dort steht, als des Grafen von Penaparda's Geliebte?

Palomita sah der Herzogin ins Gesicht und rief aus: Wie diese? Diese ehrwürdige Dame, die Geliebte des Don Pablo? Nein, das ist eine Lüge!

Nach diesen Worten bemerkte sie zwischen den Fenstervorhängen hindurch das blasse Gesicht, und die blonden Haare der Königin Louise; einen Augenblick war sie ungewiß, — dann lief sie auf dieselbe zu, faßte sie beim Arme und schrie: Dies ist die Geliebte des Grafen von Penaparda!

Bei diesen Worten erwachte plötzlich der König, der so fest zu schlafen schien, die Königin Louise flüchtete sich unwillkürlich zu dessen Füßen, Isabella Farnese schrie in erheuchelter Bestürzung laut auf, die Camerara Mayor hob die Hände gen Himmel und dankte vielleicht Gott in ihrem Herzen; Palomita kreuzte die Arme, ohne jetzt weiter an dem, was um sie vorging, Theil zu nehmen: Ich sprach die Wahrheit! Ich würde es, die Hand auf das Kreuz, vor dem Könige, vor dem Papste wiederholen .... ich fürchte Nichts.

Dennoch schlug sie vor dem gebieterischen und schrecklichen Blicke Philipp's V. die Augen nieder. Dieser hatte sich jetzt vollkommen ermuntert, er sprach zuerst. Auf sein Wort erschienen der Gardeoffizier und die Hellebardiere.

Dieses Mädchen ist wahnsinnig, sagte er, mit dem Finger auf Palomita zeigend, man sperre sie zeitlebens in das Irrenhaus! —

Die Zigeunerin hatte nicht Zeit zu schreien, man schleppte sie fort; gegen dieß schreckliche Urtheil gab's keine Appellation. Der König, der sich halb aufgerichtet hatte, fiel in den Sessel zurück. Jetzt wandte er sich zu der Camerara Mayor und sagte zu ihr in kurzem und befehlendem Tone:

Frau Herzogin, es ist ein großes Aergerniß gegeben, es muß wieder gut gemacht oder bestraft werden. Ich bin müde, und wähle das Letztere, Sie werden den Grafen von Penaparda heirathen.

Ach, Sire, rief die Herzogin bestürzt aus, das ist unmöglich! ein armer Edelmann! ein Cavalleriehauptmann!

Seine Vermählung wird ihn reich machen, ihm Titel, kurz Alles, was ihm fehlt, geben. .... Ueberdies ich will es! Gehen Sie!

Die Herzogin ergab sich darin, sie machte dem König und den beiden Königinnen eine tiefe Verbeugung und entfernte sich mit einer Miene, die man gerade nicht traurig nennen konnte.

Die Königin Isabella weidete sich mit einer grausamen Freude an der Demüthigung und Zerknirschung der Louise, welche bleich, stumm, vernichtet, ihren Blick nicht ertragen konnte und zu Boden sah; aber diese Aeußerungen von Furcht verschwanden bald, und sie bemühte sich, trotz ihrer innerlichen Angst, gefaßt zu erscheinen.

Dieser kleine Edelmann hat seine Augen etwas hoch erhoben, sagte Isabella mit bitterer Ironie, wer weiß, ob er sich so erniedrigen und die Herzogin von Montellano heirathen will?

Er wird es wollen, Madame, erwiederte die Königin Louise bestimmt, er wird es wollen, denn ich werde es ihm befehlen.

Nach diesen Worten, welche gleichsam ihr Bekenntniß enthielten, weinte sie bitterlich. Isabella beobachtete ein verächtlichen Schweigen, der König schien wieder in seine krankhafte Unempfindlichkeit versunken zu seyn, seine Augen schlossen sich, er rollte wieder die Kugeln seines Rosenkranzes ab. Als er am dritten Pater noster war, hielt er inne, strich mit der Hand über das Antlitz der jungen Königin und sagte zu ihr: Meine Louise, in einem Monate wirst Du nach Frankreich zurückkehren.

Den Sonntag darauf wurde Don Pablo von Penaparda mit der Herzogin von Montellano zu Madrid vermählt. Man bemerkte, daß der Graf schwarz gekleidet war, als ob er Hoftrauer trüge. Er war, obwohl er sich bemühte, heiter zu er-

scheinen, traurig und bleich. Die Herzogin dagegen schien sich verjüngt zu haben. Benito Ramero in einem schönen, mit goldenen Spitzen bedeckten Anzuge war als Zeuge zugegen und unterzeichnete den Vermählungsact.

Der Neuvermählte reichte beim Ausgange aus der Kirche seiner Gemahlin die Hand; sie schritten so durch die Menge, welche das große Schiff anfüllte; die Equipagen warteten im Vorhofe, die der Vermählten an der Spitze der langen Reihe. Sie stieg zuerst ein.

In diesem Augenblicke erhob sich von der Straße Alcala her ein fernes Beifallrufen, die Königin Louise fuhr durch Madrid und das Volk schrie auf ihrem Wege: viva la Francesita! Don Pablo erbleichte und stützte sich auf den Arm Benito's, seine Augen wandten sich mit dem Ausdrucke einer dumpfen Verzweiflung von der Herzogin ab.

Don Pablo, sagte der Maler, indem er auf das Wappen des Kutschenschlages, über welchem die Herzogskrone prangte, wies, Don Pablo, Sie sind spanischer Grand!

---

## Die falsche Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

Die Richter der Tournelle versammelten sich am Tage nachher und die falsche Jeanne d'Arc erschien mit einer Ruhe mit einer Ergebung vor ihnen, die die Magistrate lebhaft überraschte. Auf alle Fragen antwortete sie mit seltener Geistesgegenwart und vollkommener Ziemlichkeit. Als der Präsident der Tournelle sie fragte, weshalb sie darauf beharre, sich für Jeanne d'Arc auszugeben, da es gemeinkundig sey, daß diese tapfere Heldin auf dem Scheiterhaufen von Rouen geendet, entgegnete sie unter Thränen:

— Ich soll eine Lügnerin und Betrügerin seyn, und Sie wollen den Beweisen nicht glauben, die ich von der Wahrheit meiner Behauptungen gebe. Betrachten Sie meinen Hals; hier ist die Wunde, die ich in der Schlacht von Patay erhielt; sehen Sie meine Hüfte; noch ist die Narbe der Wunde bemerkbar, die ich in den Laufgräben von Compiegne empfing. Ich lüge nicht, ich versichere Sie, und bei dem Antheile, den ich am Paradiese hoffe, betheuere ich Ihnen, daß ich die Jungfrau von Orleans bin.

Als Eustache de Gravois, der Advocat des Königs, sie fragte, durch welches Wunder es ihr gelungen sey, den Flammen zu entrinnen, wenn sie wirklich Jeanne d'Arc sey, antwortete sie:

— Monseigneur Couchon, der Bischof von Beauvais, einer meiner Richter und derjenige, der während des Processes am heftigsten gegen mich auftrat, strafte am Tage vorher, wo ich lebendig verbrannt werden sollte, Monseigneur Thomas Racow, den Bischof von Orford, in voller Versammlung Lügen. Um sich für diesen Schimpf zu rächen, schwur der englische Prälat, mich meinen Feinden zu entreißen, und er rettete mich wirklich, indem er mich in der Tracht eines Seemanns auf ein Schiff führen ließ. Statt meiner verbrannte man den Körper eines jungen Mädchens, das im Hospital von Rouen gestorben und fast von meinem Wuchse war. Was mich betrifft, so wurde ich nach England gebracht und dort, so lange der Bischof von Orford lebte, ziemlich gut unter dem Namen der tollen Jenny behandelt. Vor ungefähr zehn Jahren starb mein Beschützer und nun war ich des Wortes entbunden, welches ich ihm gegeben, nicht nach Frankreich zurückzukehren. Ich bin dahin zurückgekehrt; das ist Alles. Sie sehen, meine Herren, daß bei dem Allen weder Zauberei noch Wunder im Spiel ist.

Die Frau brachte diese Worte mit so großer Kunstlosigkeit, so außerordentlicher Einfachheit vor, daß die Richter bewegt wurden. Zum Unglück aber für sie erkannte sie ein gewisser Mahé de Quersabee, Seneschall von Quercy, der sich unter den Zuhörern befand und erklärte, sie sey Niemand anders, als eine gewisse Jeanne de l'Espine, die Wittwe eines Lohgerbers aus der Stadt Rennes, welche seit ihrer Wittwenschaft schon mehrere Beweise von Geistesabwesenheit gegeben. Mochte nun Jeanne immerhin läugnen, daß sie die Frau sey, die der Seneschall nannte, man wollte nicht mehr auf sie hören.

Von diesem Augenblicke an antwortete sie auf die Fragen, die man ihr vorlegte, nichts weiter als: „Ich bin Jeanne d'Arc, ich versichere Sie; es hängt nicht von mir ab, das Gegentheil zu erklären und gälte es auch mein Leben."

In einem aufgeklärteren Jahrhundert, unter anderen Umständen und unter einem milderen Könige hätte man sich begnügt, die Unglückliche, die kein anderes Unrecht begangen hatte, als daß sie unter der Hülle eines Namens, dessen sie ohne Zweifel nicht würdig war, nach Popularität gestrebt, zu verbannen oder in's Gefängniß zu werfen. Aber Ludwig XI. und die Gerichte, welche seine Gerechtigkeit handhabten, kannten keine Mittelwege: Jeanne l'Espine wurde einstimmig zum Feuertode verurtheilt. Sie vernahm ihr Urtheil mit Ruhe und sprach, indem sie sich an die kleine Zahl der Zuhörer wandte: „Es war von aller Ewigkeit her meine Bestimmung, in den Flammen zu sterben; wenn aber Gott mir die Ehre erweisen will, daß ich als Märtyrer und Jungfrau sterben soll; so hätte er mir andere Henker gewähren sollen, als Franzosen."

Nachdem sie diese Worte mit starker und heller Stimme gesprochen, stand sie auf und folgte ihren Wächtern, die sie in den Kerker zurückführten. Sie verlangte einen Priester und man führte ihr einen ehrwürdigen Geistlichen von der Sorbonne, Namens Jacques le Houzy zu. Dieser mildherzige Priester blieb bis zur Stunde ihres Todes bei ihr und verschwendete alle Tröstungen der Religion an sie. Der berühmte Philipp von Commines berichtet, daß er denselben, als er sich vierzehn Jahre später, wo er Almosenier des Königs geworden war, mit ihm unterhielt, gesprächsweise gefragt, ob die Tournelle recht gerichtet habe. — Gott allein weiß es, entgegnete der Almosenier. Und als ihm Commines im Fortgange der Unterhaltung bemerkte, daß von allen falschen Jungfrauen, die in Frankreich erschienen, Jeanne de l'Espine die sey, die sich am meisten Sympathie erworben, antwortete ihm der Priester: „Die Beschlüsse Gottes sind unerforschlich; aber seyn Sie überzeugt, daß wenn Jeanne de l'Espine jetzt wieder erschiene, sie nicht lebendig verbrannt seyn würde; mein Charakter als Priester und Beichtvater erlaubt mir zu meinem Bedauern nicht, mehr zu sagen." Philipp von Commines schloß daraus leicht, daß die unglückliche Jeanne nicht so schuldig gewesen, als es geschienen: „Denn der gute Almosenier," sagt er „war sowohl in Sachen der Religion als der Politik sehr aufgeklärt."

Jeanne de l'Espine wurde bei den Hallen verbrannt. Am Tage ihrer Hinrichtung war das Zusammenströmen der Zuschauer so groß, daß der Prévôt von Paris genöthigt war, nicht allein die Nachtwache von Paris, sondern auch einen ansehnlichen Theil der Bürgermiliz, die man bei solchen Gelegenheiten in der Regel nicht verwendete, unter die Waffen zu rufen.

Nach der Hinrichtung der Unglücklichen, welche lebendig verbrannt wurde, versammelten sich, wie Sauval (Bd. III. p. 308) hinzufügt, der Procureur des Königs am Chatelet, der Criminal-Lieutenant und andere Beamte der Gerechtigkeit zum Essen in einer Schenke und verzehrten dort 52 Sous. (Nach den Lit. u. krit. Bl. der Börsenhalle.)

## Tabletten.

*** (Schmugglergeschichten) Auf dem Postwagen, der von Genf über den Jura nach Les Rousses, und von da weiter nach Besançon fährt, saßen sechs Reisende. Unter ihnen befand sich eine Frau, deren Mienen immer ängstlicher wurden, je näher der Wagen der von vielen Zollbeamten bewachten französischen Gränze kam. Man sah es ihr an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte; sie konnte auch zuletzt nicht mehr an sich halten, und erzählte, daß sie einen Shawl von mehreren tausend Franken an Werth, bei sich habe, den sie sehr gern unversteuert nach Frankreich einbringen möchte. Sie fragte Jeden um Rath, wie sie es denn wohl am besten anfange, um der Steuer zu entgehen, und die Reisegefährten waren auch mit gutem Rath bei der Hand. Nur ein gesund aussehender, stark beleibter Mann schwieg. In Les Rousses hielt der Postwagen an, und die Zollwächter stunden schon bereit, um ihn zu durchsuchen. Auf die Frage: ob Niemand verbotene Sachen oder steuerbare Gegenstände mit sich führe, antworteten Alle mit einem vernehmlichen Nein. Der wohlbeleibte Mann aber nahm das Wort, und sagte ruhig und gleichgültig zu den Steuerbeamten: „Meine Herren, diese Dame hier führt einen Shawl bei sich, der mehrere tausend Franken werth ist Sie hat ihn um die Hüften geschlungen.“ Es versteht sich von selbst, daß die Zöllner sich einer so willkommenen Beute bemächtigten; die Frau wurde todtenbleich; sie wollte läugnen, aber das Tuch wurde gefunden und in Beschlag genommen Nur der Fürsprache ihrer Gefährten hatte sie es zu verdanken, daß sie weiter reisen durfte, nachdem sie ihren Namen und Wohnort angegeben, und die Wahrheit ihrer Aussage mit ihrem Passe belegt hatte Der Postwagen fuhr weiter, auch der wohlbeleibte Mann war wieder eingestiegen Er rieb sich vergnügt die Hände und schmunzelte vor sich hin, während die ihres Shawles beraubte Frau schluchzte und weinte, und die übrigen Reisenden dem Verräther wüthende Blicke zuschossen oder Flüche vor sich hinmurmelten. Der „Verräther“ aber schien sich aus dem Zorne der Männer so wenig Etwas zu machen, als die Thränen der Frau ihn rühren konnten. So verging eine Stunde. Da schaute der Wohlbeleibte aus dem Wagenfenster, klatschte freudig in die Hände, rief Victoria, wandte sich dann gegen die Uebrigen, die sehr geneigt waren, ihn für wahnsinnig zu halten, und sagte: „Ihnen, meine Herren, und Ihnen, geehrte Frau, wird mein Benehmen an der Zollstätte verächtlich erscheinen. Immerhin. Ich sage Ihnen, daß ich nur klug gehandelt habe. Sehen Sie, ich trage für mehr als hunderttausend Franken goldene Repetiruhren, Diamanten, Juwelen und Schmuck an meinem Leibe; die wollte ich unversteuert über die Gränze schaffen. Es ist mir trefflich gelungen. Aber freilich Madame hier? Madame ist nicht zu Schaden gekommen, Madame hat wider ihren Willen viel Geld gewonnen. Hier sind sechstausend Franken in guten Papieren; ich bitte Madame, sie anzunehmen; der Shawl ist zwar verloren, aber ich ersetze den Schaden. Meine Herren, Nichts für ungut. Ich fahre mit bis nach Besançon; und nun bitte ich um ein freundlicheres Gesicht.

*** Als in unserm lieben Deutschland noch alle Steinwurf weit ein Schlagbaum und ein Zollhaus zu erblicken waren, „blühte“ bekanntlich auch im Binnenlande der Schleichhandel. Von Privatpersonen wurde er besonders stark zwischen Halle und Leipzig getrieben Die Studenten nahmen nicht geringen Antheil an diesem, von den Wissenschaften ziemlich weit abliegenden Gewerbe, freilich nicht des Gewinnes wegen, sondern aus Hang zu Abenteuern; denn gelegentlich gab es auch willkommene Raufereien mit den Gensd'armen. Zucker und Taback wurde am meisten geschmuggelt. Großartig und von völlig organisirten Banden wurde der Schleichhandel vom braunschweigischen Harzdistricte aus betrieben. Ganze Compagnien von hundert Mann und mehr zogen gegen Abend aus dem Städtchen Blankenburg, um Massen von Waaren ins Halberstädtische zu schaffen. Häufig kam es mit den Zollwächtern und Grenzbeamten zu blutigen Scharmützeln. Die Schlauheit der Pascher war bewunderungswürdig. Hier zwei Beispiele. Vom Harze werden viele Baumstämme nach Halberstadt gebracht. Eines Tages fährt ein Wagen ins Thor, der mit dem Stamme einer jener Rieseneichen beladen ist, wie sie in den niederdeutschen Wäldern noch häufig sind. Vier derbe Pferde haben Mühe, die schwere Last zu ziehen. Gerade als der Wagen ins Thor zu fahren im Begriffe ist, kommen ihm einige Karren entgegen; er muß daher halten. Einer der Zollbeamten, der gar nichts Verdächtiges ahnt, redet mit dem Fuhrmann einige Worte, schwingt dabei seinen eisernen Stab, mit dem er gewöhnlich Säcke zu durchstechen pflegt, und läßt denselben ganz zufällig auf den Eichenstamm fallen. Dieser gibt einen hohlen Ton; der Zöllner schöpft Verdacht, untersucht den Baum, und findet, daß derselbe zum Theil ausgehölt, und mit Colonial- und Baumwollenwaaren angefüllt worden war. Seitdem kamen weniger Eichenstämme nach Halberstadt.

*** In einem unweit der preußischen Gränze liegenden braunschweigischen Dorfe wohnte ein alter Bierfiedler, der im Königreich Preußen einen Gewerbschein gelöst hatte, und täglich mit seiner Baßgeige die Gränze überschritt Um das edle Instrument vor den Wirkungen der Sonnenstrahlen oder des Regens zu schützen, hatte er es mit Wachstuch überzogen. Vor einigen Jahren starb er, und hinterließ ein Vermögen von mehreren tausend Thalern. Täglich hatte er einige Stück seidenes Zeug oder andere feine Waaren in seiner Baßgeige über die Zollgrenze geschafft, ohne daß die Beamten, welche dem armen Mann im abgeschabten Rocke zuweilen einen Trunk gaben, auch nur im entferntesten geahnt hätten, wie sehr sie von ihm hintergangen wurden. (Oberd. Z.)

*** (Eine treue Frau.) Das Fräulein v Saint S. hatte während ihrer Verbannung in Turin sich mit dem Herrn von Thro.. verheirathet und beide wünschten sehnlichst nach Frankreich zurückzukehren; sie nahmen sich auch wirklich vor, allen Gefahren zu trotzen, um das theuere Vaterland wieder zu sehen. Sie reiseten denn ab, er zu Lande, sie zu Wasser, und gelangten in Paris an, zur Zeit, als die Schreckensherrschaft in voller Macht stand. Sie fanden sich wieder, mußten sich aber aus Furcht vor der Guillotine bald wieder trennen. Die Frau von Thro... verkleidete sich als Mädchen aus dem Volke, um bei einer Näherin in aller Freiheit zu arbeiten; der Herr von Thro.. begab sich, man wußte nicht wohin. Die Näherin, bei der die Frau arbeitete, las Zeitungen und eines Tages ersah sie daraus, daß von Thro... durch das grausame Tribunal zum Tode verurtheilt worden sey. Da eilte sie, ohne sich weiter zu bedenken, zu dem schrecklichen Fouquier-Tinville. „Mein Mann soll morgen sterben,“ sprach sie, „ich will mit ihm sterben.“ — „Das ist ein schöner weiblicher Zug,“ entgegnete der Präsident. „Bürgerin, laß Dir das Haar abschneiden; wir bewilligen Dir den Tod, Du bist seiner würdig.“ — Die treue Frau wurde zu ihrem Gatten geführt und sie verbrachten die letzten Stunden bei einander; auch begünstigte man sie in so weit, daß man sie auf *einem* Karren, zum Richtplatze führte. Sie starben ohne Klage, glücklich in dem Gefühle, gleichzeitig aus dem Leben zu gehen. (Allg. Mod. Z.)

*** In der Kölner Zeitung liest man folgendes Dienstgesuch. „Ein auswärtiges Frauenzimmer wünscht als *gesetzte* Person in einen Dienst zu *treten*. Sie *steht* nicht auf hohe Besoldung an, wünscht aber, daß mit ihr freundlich *umgegangen* werde. Sie *ist auf dem Sprunge* augenblicklich abzureisen, da sie ohne eigne Mittel in dieser Stadt nicht länger mehr auf *großem Fuße* zu leben gedenkt; daher die Verhandlung mit ihr schnell *in Gang zu setzen* wäre.

*** (Wie in Amerika die Städte von der Erde verschwinden.) Der in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erscheinende Morning Star meldet: „Linnville, diese einst blühende Stadt, ist von neuem zerstört worden, und nur ein einziges Haus bezeichnet noch die Stelle, auf der sie gestanden. Unsere Leser werden begierig seyn, zu erfahren, ob sie wieder, wie bereits früher einmal, das Opfer der räuberischen Einfälle der Cumanchen geworden sey? Nein! Die Häuser sind auf Räder gestellt und nach der benachbarten Stadt La Vaca, ungefähr eine Meile entfernt, weggerollt worden. Dieser neue Ort, die glückliche Nebenbuhlerin des verlassenen Linnville's, nimmt an Reichthum und Bevölkerung rasch zu und verspricht mit der Zeit eine der blühendsten Städte des Westens zu werden." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*** (Karlsruhe, 20. Jan.) Der Pianist, Hr. Conrad Baldenecker aus Frankfurt am Main, hat in seinem Concert gestern Abend im großherzoglichen Hoftheater hier den günstigen Ruf, der ihm vorangegangen war, vollkommen bestätigt. Sein Spiel ist in der That ebenso ungemein fertig und glänzend, als gediegen. Die von ihm vorgetragenen, sehr zweckmäßig gewählten, Stücke waren: Thalberg's Fantasie über Themate aus „Don Juan"; von den Döhlerschen Etudes — Nr. 9, die Triller-Etude und die Etude für die linke Hand; Ungarischer Marsch von Liszt; Große Fantasie von Döhler über Themate aus „Wilhelm Tell". In allen Piecen wurde ihm entschiedener und lauter Beifall, der sich besonders lebhaft bei der so reizenden zugleich und so schwierigen Triller-Etude und rauschend nach der Tell's-Fantasie kund gab. Hr. Baldenecker empfing, nach dem Schlusse des Concerts gerufen, noch einmal die allgemeine Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen. (Karlsr. Z.)

## Aus Breslau.

(16. Januar.)

Der Direktorialausschuß der Theateraktionaire, der den Bau des neuen Hauses geleitet und zur Zufriedenheit vollendet hatte, ist nunmehr abgegangen und ein neuer, aus sieben Personen bestehender, gewählt worden, der freilich jetzt leichtre Mühe haben wird, als der vorige, da bekanntlich die Anstalt verpachtet, und Baron Baärst durch Kontrakt an gewisse Bedingungen gebunden ist, wonach denn das Direktorium zunächst über die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu wachen hat. Bei Vorlegung der Ausgaberechnungen, den Neubau betreffend, ergab sich eine Gesammtsumme von 152,000 Rthlr. Es sind indessen hierbei die Kosten für einige noch nachträglich anzubringende, und nothwendige Verzierungen berechnet. Der Balkon des Hauses ist so beschaffen, daß er durchaus eines Schmuckes durch vier kolossale Statuen (die Künste) bedarf, um nicht völlig unfertig zu erscheinen. Ferner befindet sich [illegible] äußren Hauptfronte ein Giebelfeld, das noch leer und also nicht [illegible] ist. Dasselbe wird durch eine Gruppe in Hautrelief geziert wer[illegible]. Diese Arbeiten sind dem geschickten hiesigen Bildhauer Mächtig [illegible]tragen worden. Endlich kommt auf die Spitze des Hauses eine metallene Lyra, worauf ein Schwan sichtbar, um dem Ganzen einen gewissen Abschluß in der Höhe zu geben. Diese und andre Ausgaben haben den Aktienverein gezwungen, Schulden zu contrahiren. Freilich schlimm für die Zukunft, da kein Amortisationsfond existirt, doch für den Augenblick unvermeidlich. Uebrigens lassen sich auch schon Klagen über manche innere Einrichtung vernehmen. Von manchen Plätzen sieht man nicht gut, die Logen zweiten Ranges liegen zu hoch; die Koulissen ferner sind zu schmal, daher die Lampen sichtbar werden und die Illusion stören, und der Raum hinter den Koulissen ist den Schauspielern bei Weitem zu eng. Mängel giebt es nun freilich überall in der Welt zu bemerken, selbst das theure Dresdner Theater hat seine Tadler. Daß die Polizei einen Menschen, der nach der alten Sitte im Parterre geschrieen hat, „'s kann losgehn," hinausgebracht hat, ist von einem Theil des Publikums sehr übel genommen worden. Man behauptet, früher seyen die Theaterunternehmer weit weniger von der Behörde geschützt und protegirt worden, als jetzt der Fall. Die Geschichte von der zwischen den hiesigen Theater-Choristen und einem Recensenten statt gehabten Begegnung, wobei die Rohheit und Anmaßung der ersten so weit gegangen, daß sie jenem auf öffentlicher Straße den Hut vom Kopfe geschlagen, hat so viel Aufsehen erregt, daß endlich eine Untersuchung gegen die Insultanten eingeleitet, und in Folge derselben ihnen wegen Straßenunfugs Gefängnißstrafe zudiktirt worden ist. Gestern fand die erste Redoute im neuen Theater Statt, wobei die Bühne mit vielem Geschmack dekorirt als Fortsetzung des übrigen Theaterraumes eingerichtet war, so daß das Ganze einen sehr großen und brillanten Ballsaal abgab. Die rechte Maskenlust fehlt einmal in Breslau, und läßt sich durch keine Aeußerlichkeiten ersetzen. Das rheinische Leben, die Leichtigkeit des Verkehrs, der Sinn und die Freude an Oeffentlichkeit sind hier nicht zu Hause. Man erkennt die langweiligen Domino's schon von Weitem, die blos erscheinen, um sich unterhalten zu lassen, und ihre langweilige philisterhafte Natur nicht vergessen können. — Lange hat kein Virtuose so viel Effekt hervorgebracht als der Meister des Violinspieles, Ernst aus Paris, der schon sechsmal hieselbst und binnen drei Wochen öffentlich aufgetreten ist, und immer vor ganz vollem Saale. Er hat selbst Lipinsky und Vieuxtemps im Erfolge übertroffen. Von hier wendet er sich nach Rußland. — Binnen wenigen Tagen wird Liszt erwartet, der von Berlin aus auch nach Rußland und zwar über Breslau und Warschau gehen wird. Für Conzerte ist hier wirklich viel Interesse rege, und kein Künstler ersten Ranges hat den hiesigen Platz unzufrieden verlassen. — In diesen Tagen ist eine Stadtgeschichte Gegenstand lebhafter Unterhaltung, da sie zum Mitleid zugleich und zur Vorsicht auffordert. Ein sonst geachteter hiesiger Arzt verschreibt einem Patienten ein Recept, und durch irgend ein böses Verhängniß verschreibt er sich, so daß er eine höchst starke Dosis eines Giftes verordnet, welches sich von einem unbedeutenden Mittel in der Bezeichnung nur durch ein beigefügtes Beiwort unterscheidet. Der Apotheker, auch ein untadelhafter Mann, wird zwar stutzig, da indessen ein gewisses Zeichen des Arztes, das so viel heißt, als er wisse was er thue, und das Medikament sey ohne weitere Rückfrage anzufertigen, nicht fehlt, so verabfolgt er das Medikament, nach dessen Gebrauch der Kranke nur noch die Worte sagen kann, er sey vergiftet, und stirbt. Der Streit dreht sich, nachdem nun natürlich eine Untersuchung eingeleitet ist, darum, ob der Arzt oder der Apotheker, oder ob Beide Schuld haben. Der Todte gehörte einer geachteten Familie an. Eine ärztliche Entschuldigung für den Grad der verordneten Dosis giebt es nicht, da sie unter allen Umständen den Tod herbeiführen muß. Aus diesem Grunde ist der Apotheker, den Arzt zu controlliren, nach der Meinung Vieler, verpflichtet; ob der Arzt aber das Recht der Praxis nicht sofort verlieren müsse, ist eben so wahrscheinlich. — Seit gestern ist das neue Censurgesetz in allen Händen, und obgleich es der Presse immer nur eine sehr bedingte Freiheit zugesteht, so sieht man doch Fortschritte darin, da insbesondere die Besprechung innerer Staatsangelegenheiten gestattet und erleichtert ist. Eben so wichtig ist die Verordnung, daß Männern von zuverläßiger Gesinnung allein das Recht der Herausgabe von Zeitschriften anvertraut werden soll, da in dieser Beziehung bisher viel Willkühr Statt fand, und Rohheit und Unwissenheit sich zur öffentlichen Wortführung drängten. Welchen Schaden die Winkelblätter oft stiften, ist kaum zu glauben. — Ein Missionsprediger zur Bekehrung der Juden ist angekommen, und predigt in einer kleinen protestantischen Kirche. Bis jetzt hört man nicht viel von dem Erfolge seiner Bestrebung. Die Angelegenheiten der Separatisten und Alt-Lutheraner sind keineswegs vollständig geordnet, im Gegentheil findet zwischen ihnen und der vereinigten evangelischen Kirche ein sehr nachtheiliges Verhältniß Statt. Jedermann frägt mit Recht, was blos tolerirt, was öffentlich concessionirt sey? Die größte Freiheit der Religionsübung mag man gestatten, aber dies auch aussprechen, dann wird sich die Wahrheit überall von selbst helfen, und dem Betruge, der Heuchelei und der Intrigue der Weg verschlossen seyn.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 23. Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. Norma: Dlle. Rudersdorf aus Mailand.

Mittwoch, den 26. Januar. Zum Vortheil für Dlle. Lindner (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen von Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersucht, Local-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Donnerstag, den 27. Januar. Der erste Maskenball im Schauspielhause.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 24. 24. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Gläser.

Von Ludwig Bub.

---

So Mancher trinkt Jahr aus, Jahr ein,
An jedem schönen Tage,
Die edle Gottesgab', den Wein,
Bald still, bald beim Gelage,
Doch von verschied'ner Gläser Kraft
Gibt er sich selten Rechenschaft;
Die ihr so manches Glas genießt,
Merkt auf, was jedes in sich schließt!

Das erste Glas ist Arzenei
Und stärkt die Lebensgeister;
Ob Einer noch so traurig sey,
Die Freude wird bald Meister;
Man fühlt sich fröhlich angeregt,
Von neuer Lebenslust bewegt;
Es spendet Kraft und heitern Muth
Im ersten Glas der Traube Blut.

Beim zweiten Glas schließt man den Bund
Mit fröhlichen Genossen;
Es öffnet sich des Trinkers Mund,
Der früher streng verschlossen;
In Freude und in Traurigkeit
Wird jetzt der Nachbar eingeweiht,
Ja, oft Verborgenes enthüllt
Das Glas, zum zweitenmal gefüllt.

Das dritte Gläschen zaubert um
Die Menschen zu Poeten;
Man höret den, der vorher stumm,
In fremden Zungen reden;
Für Freiheit und für Vaterland
Ist dann der Zecher heiß entbrannt,
Die Alltagsrücksicht gilt nicht mehr,
Ist erst der Gläser drittes leer.

Das vierte Gläschen es enthält
Gar wunderschöne Dinge;
Hoch trägt uns über Zeit und Welt
Jetzt eine Zauberschwinge.
Was früher trüb' und traurig war,
Das stellt sich hell und freundlich dar,
Ja, keiner Seligkeit entbehrt,
Der's vierte Gläschen hat geleert.

Im fünften Glase, ohne Scherz,
Ist Zauberei verborgen;
In hoher Wonne schwelgt das Herz,
Verbannt sind alle Sorgen.
Doch wer sich auf den Wein versteht,
Merkt, daß es auf die Neige geht;
Die höchste Wonne hat ihr Ziel:
Das fünfte Glas — es ist schon viel.

Ein sechstes Glas geht zwar noch an,
Doch wer es leert, muß wanken;
Schon schweifen auf verkehrter Bahn
Die schwindelnden Gedanken;
Es senket sich ihr Adlerflug,
Drum haltet ein! Es ist genug!
In einen Abgrund tief versinkt
Der Mann, der über's sechste trinkt.

Bei allen fernern Gläsern flieht
Vernunft das tolle Treiben;
Ein Zustand ist das End' vom Lied,
Der schwer nur zu beschreiben.
Ja, bei den Gläsern sieben, acht
Ist man verfallen finst'rer Macht;
Drum fliehet hübsch das Uebermaß
Und trinkt nicht über's sechste Glas!

---

## Castela.

— „Hör' mal, Tom, Du könnt[illegible] Gesellschaft etwas aus Deinem abenteuerlichen Leben [illegible] Besten geben, damit diese Damen einen bessern Begriff von uns Seeleuten bekommen.... Sonst müssen wir noch öfters erleben, daß sie die feinen schmachtenden Lieutenants der Garnison wackern Flottenoffizieren vorziehen, weil diese nicht so liebenswürdig seyn können, und auch weder Zeit noch Gelegenheit haben, diese edle Kunst sich anzueignen.... Nun, Tom! erzähl' uns so ein Abenteuer, Du hast deren ja genug bestanden...."

Diese Worte wurden von einem jungen Seeoffizier an den greisen Capitain Castela gerichtet, den Jedermann in Calais und an der ganzen Küste des Canals kannte und ehrte. Castela war ein Seemann von ächtem Schrot und Korn: eine hohe stämmige Gestalt, breite starke Brust, breite Schultern, und die gehörige Entwickelung aller seiner Gliedmaßen beurkundeten eine herkulische Kraft, während seine auf den ersten Blick ganz gewöhnliche Physiognomie den tiefern Forscher in ihm einen einsichtsvollen brauchbaren Mann vermuthen ließ.

Sein kleines äußerst bewegliches Auge blitzte unter breiten Brauen hervor und verrieth rasche Entschlossenheit, unbezähmbare Kühnheit und trotzigen Muth. Castela war zum Seemann geschaffen und hatte als solcher seinem Vaterlande in dem Kriege gegen England wichtige Dienste geleistet und sich einen Namen gemacht bei Freund und Feind.

Der Angeredete lächelte, mit dem Vorschlage seines Freundes zufrieden; denn was kann einem alten Seemann erwünschter seyn, als eine Gelegenheit, über seine Abenteuer, wie er zu sagen pflegt, ein Gespinnst abzuwickeln. Manchem alten Theermann ist dies so zur Leidenschaft geworden, daß er unaufgefordert Ideen, der ihm in den Strich kommt, mit seinen Erzählungen beglückt. Wehe dem, der häufig mit solchen erzählsüchtigen Veteranen zusammenkommt .... er muß dann meist die nämlichen Geschichtchen wohl zwanzig Mal anhören, und will er's nicht mit seinem Alten verderben, mit so viel Theilnahme und Aufmerksamkeit, als wäre ihm Alles ganz neu.

Unser Capitain erzählte zwar auch gerne, aber nie aus eigenem Antriebe; wehrte er sich aber dagegen, als ihn sein Freund dazu so entschieden aufforderte, so geschah dies bloß, weil es niemals so Sitte ist und er sich erst überzeugen wollte, ob auch die Damen damit einverstanden seyen....

Aus diesem Grunde wollte er erst bei einer wiederholten Aufforderung die Flagge streichen und entgegnete dem jungen Offizier:

— „Was ich zu erzählen weiß, hast Du ja wohl schon hundert Mal gehört .... und für Frauenzimmer ist's ein Bischen zu stark; denn bei allen Möven der Nordsee! es sind keine Liebesabenteuer...."

— „Ich weiß das wohl, lieber Tom, versetzte der junge Seemann; — aber gerade eben, wo der Sturm draußen heult und der Regen in Strömen herniederrauscht, sind so schaurige Geschichten an ihrem Orte. Laß daher einmal Deine letzte Flucht aus der englischen Gefangenschaft vom Stapel laufen: Das ist so etwas für Damen, grausig und abenteuerlich ... zugleich können sie daraus ersehen, was das heißt, ein Seemann seyn...."

— „Warum nicht gar?.... Das möchte ich in Beiseyn von zarten Frauenzimmern gar nicht von mir geben, am wenigsten Abends bei einem solchen Höllenwetter; sagte ich doch mit diesem Geschichtchen mancher wetterfesten Theerjacke einen kalten Schauer über's Fell und kommt mir doch selbst jedesmal ein Grauen an, wenn ich nur an jene Schreckensnacht denke.... Nein! Das ist nichts für Frauenzimmerchen!.... Durchaus nichts!...."

Bisher hatten die Damen geschwiegen; wie der Capitain aber so geradezu erklärte, er wolle ihretwegen mit jenem Abenteuer nicht heraus, da glaubte die Wittwe eines Schiffscapitains, eine unerschrockene Tochter der Stadt Calais, nicht länger schweigen zu dürfen.

„Wie, Herr Capitain?" — sprach sie mit einem Anstriche von Entrüstung, — „Sie wagen in unserer Gegenwart unserm Geschlechte den Muth abzusprechen, ein schauriges Geschichtchen anzuhören?.... Da thun Sie uns gewaltig Unrecht, und ich fordere daher im Namen der hier anwesenden Frauenzimmer Sühne für diese Unbill...."

— „Und worin sollte diese Sühne bestehen, werthe Mitbürgerin," fragte der Capitain launig. — „Steht's in meiner Macht, so soll sie Ihnen werden, mein Wort als Seeoffizier zum Pfande!..."

— „Das war Ihnen gerathen, Herr Capitain, —" entgegnete die Seemannswittwe, — „daß Sie Ihr Unrecht einsehen.... Zur Buße aber müssen Sie uns sogleich jene schauerliche Geschichte erzählen, und Sie können sich glücklich preisen, daß Sie so glimpflich weggekommen sind.... Also Sie erzählen oder ... —" und sie drohte lächelnd mit dem Zeigefinger.

— „Und die andern Damen sind mit dieser Buße zufrieden?" — fragte der Capitain, die anwesenden Frauenzimmer der Reihe nach ansehend.

— „O ja, Herr Capitain!" — tönte es im Chor. — „Erzählen Sie nur, wir bitten Sie darum."

— „O neugieriges Geschlecht!" murmelte der Capitain kopfschüttelnd, war aber herzlich froh, daß er sich endlich zum Erzählen gezwungen sah. —

„Nun!.... Aber keine Unterbrechung!...."

— „Und keine Umschweife mehr!" — fügte die Capitainswittwe hinzu.

„Alles zugestanden! Fangen Sie nur an!..."

— „Nun ja denn!..." — fuhr der Capitain heraus, vergnügt die Hände sich reibend, und begann seine Erzählung mit ernster Stimme also: (Fortsetzung folgt.)

## Ludwig Philipp's Reisen und Aufenthalt in der Schweiz.

**Von Dr. Christian Birch.**

Es war im Jahre 1793, als Ludwig Philipp, damals noch Herzog von Chartres, geächtet, wie die übrigen Mitglieder der königlichen Familie und in keinem Theile seines Vaterlandes mehr sicher, für lange Zeit von Frankreich Abschied nahm, um im Auslande einen Zufluchtsort zu suchen. Er wandte sich zuerst nach der Schweiz und durchstreifte in verschiedenen Richtungen den größten Theil des schweizerischen Hochlandes. Der erste Besuch der Alpenwelt muß in dem Leben eines jeden Menschen von Geist und Gefühl einen besondern Abschnitt von Wahrnehmungen und Empfindungen bilden. Der Eindruck, der dadurch hervorgebracht wird, bestimmt sich nach dem, was Jeder dazu mitbringt. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen dem Bewußtseyn der im Leben gemachten Erfahrungen, welche eine innere Natur bilden, und der Alpennatur, die in vorzeitlicher Urschrift auf das ewig Bestehende hinweis't, das den Wechsel aller menschlichen Schicksale überdauert. Wie ganz anders tritt der im Leben vielfach Versuchte und hart Geprüfte vor diese großartige Natur, wie verschieden ist ihr Widerspiel im Innern eines geistig Hochgestellten von dem Ergebniß der Anschauung müßiger Neugierde. Dichterische Gemüther bilden immer eine Ausnahme für sich, aber wie gering ist die Ausbeute so vieler Reisenden, die von den Alpen nur zu sagen wissen, daß sie dort waren.

Ludwig Philipp kam nicht in müßiger Reiselust zu den Alpen, er forderte von ihnen Schutz gegen das Leben. Er trat aus der vulkanischen Zerstörung eines welterschütterten Staatsumsturzes in eine Natur, die eben auch der plastische Ausdruck einer vulkanischen Umwälzung war. Er irrte landflüchtig über die Firnen und durch die Thäler der großen Wasserscheiden unsers Festlandes und konnte der Rhone und dem Rheine Botschaft an Frankreich geben, das ihn verstoßen hatte. Es war eine odysseeische Wanderung, deren epischer Inhalt eine innere Lehrzeit bildete für einen Jüngling, der dazu bestimmt war, im vorgerückten Mannesalter einen so bedeutenden Einfluß auszuüben auf die historische Entwickelung unserer Zeit. Die Alpenwelt ertheilt vielfachen Aufschluß über das Leben, sie erhebt denjenigen, der die Sprache ihrer Naturhieroglyphen versteht, auf einen Standpunkt, von dem aus er die Erlebnisse anders beurtheilt, als er im Gedränge der Ereignisse selbst es konnte. Das Zufällige scheidet sich aus und ein Verständniß wird gewonnen von dem, was bis dahin verworren sich mischte.

Wir wissen nicht, wie diese Erfahrung sich bei Ludwig Philipp aussprach, und können uns nicht herausnehmen, seinen muthmaßlichen Empfindungen eine bestimmte Form zu geben. Das könnte nur ein Tagebuch, wenn es vorhanden, oder das wunderbare Erinnerungsvermögen des erlauchten Wanderers selbst, der noch jetzt mit überraschender Sicherheit seine frühesten Erlebnisse mit schlagender dramatischer Wahrheit heraushebt. Aber wir können wohl mit Sicherheit annehmen, daß ein Jüngling, wie Ludwig Philipp, in den Alpen dem großen Geiste begegnete, der sich hier unvermeidlich höher begabten Naturen offenbart, und mit dem Niemand verkehrt, ohne daß der Eindruck davon sich nachher im Leben ausprägt. Wenn wir nun auch nicht im Stande sind, Schritt vor Schritt dieser Reise zu folgen, so wollen wir doch einzelne Züge daraus mittheilen.

Am 29. August 1793 kam Ludwig Philipp nach dem Hospiz von St. Gotthard. Er schellte an der Klosterpforte. Ein Kapuziner erschien am Fenster.

— „Was wollt Ihr?"

— „Obdach und Nahrung für mich und meine Gefährten," — antwortete der Herzog, der Ursache hatte, über diese Frage erstaunt zu seyn, da das Hospiz keine andere Bestimmung hat, als Reisende aufzunehmen.

— „Hier werden keine Fußgänger aufgenommen, besonders" — fügte der Kapuziner mit einem beobachtenden Blicke hinzu — „Fußgänger Eurer Art."

— „Aber wir wollen bezahlen, was Ihr fordert, ehrwürdiger Vater."

— „Dort drüben ist gute Herberge für Euch!" — antwortete der barmherzige Kapuziner, indem er das Fenster zumachte.

Der Mönch, der eine so liberale Ansicht von christlicher Gastfreundschaft zeigte, hatte nach einer Schenke gedeutet, in welche die Maulthiertreiber einkehrten. Dort fand der Herzog zwar nur Obdach und Alpenkäse, aber er hatte eine gute Lehre bekommen, wenn er sie auch mit einem dürftigen Nachtmahl und einem schlechten Lager bezahlen mußte. Die Erinnerung daran ist ihm geblieben, und Horace Vernet hat dies kleine Reiseabenteuer in einem geistreichen Gemälde charakteristisch ausgeführt.

Es scheint übrigens, daß damals die Kunde von der französischen Revolution und ihren blutigen Werken im Schweizergebirge eine Furcht vor Franzosen verbreitet hatte. Man erkannte sie leicht an Kleidung und Sprache, und nahm sie ungerne auf, weil man in den entlegenen Gegenden des Hochlandes sich vorstellte, ganz Frankreich bestehe nunmehr aus Räubern und Mördern. Man begreift, daß die Niedermetzelung der Schweizergarde bei dieser Annahme eine große Rolle spielte, und dies traurige Ereigniß hatte um so mehr Eindruck gemacht, da die Schweizergarde größtentheils in den Gebirgskantonen ihre Werbungen bewerkstelligte.

Zu Gordona in Graubünden fand der Herzog keine bessere Aufnahme, als auf St. Gotthard. Die Wirthin eines kleinen Gasthofes wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, die armen Wanderer aufzunehmen. Es war ein schreckliches Wetter und die Nacht war eingebrochen. Dennoch mußte der Herzog lange und dringend bitten, bis das Mitleid der zänkischen Frau so weit rege wurde, daß sie ihm und einem Begleiter ein Strohlager in einer Scheune einräumte. Ludwig Philipp aber hatte eine von diesen Alpenwanderungen im schlechten Wetter zurückgelegt, welche auch die rüstigste Kraft erschöpft, und er schlief auf dem Strohlager in der Bündtner Scheune so sanft und gut, wie nur immer unter einer Damastdecke in Versailles oder im Palais-Royal. Wie glücklich wären an seiner Seite sein Vater und seine Brüder gewesen, die gerade um diese Zeit in einem finstern Kerker im Thurme St. Jean in Marseille saßen.

Mit Tagesanbruch erwachte Ludwig Philipp durch ein einförmiges Geräusch, wie wenn Jemand immer auf- und abgeht, und als er die Augen öffnete, sah er zu seinem nicht geringen Erstaunen einen jungen Bauernburschen mit einer Flinte, der den Dienst einer Schildwache bei ihm versah. Auf Befragen sagte dieser, seine Muhme, die Wirthin, die geizig und mißtrauisch sey, habe ihm diesen Ehrendienst aufgetragen, mit dem Befehl, den Herzog sogleich niederzuschießen, wenn er etwa in der Nacht aufstehen und sie bestehlen wolle.

Am Vierwaldstätter-See traf der Herzog zwei Franzosen, einen Priester und einen Kaufmann, die mit einem Kahnführer über die Bezahlung der Ueberfahrt stritten. Der Priester hatte kein Geld und bat den Herzog, ihn als Kaplan anzunehmen; ein Anerbieten, das er jedoch unter den obwaltenden Umständen ablehnen mußte. Der Kaufmann war Optiker im Palais-Royal gewesen, an dessen Besitzer er mehre Mal Brillen verkauft haben wollte. Dabei versicherte er, alle Mitglieder der Orleans'schen Familie genau zu kennen. Die Verlegenheit des Herzogs wurde nicht auf eine lange Probe gestellt, denn der Optiker vom Palais-Royal kannte die Familie Orleans nicht so genau, als er behauptete. (Fortsetzung folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

⁂ In dem Aaeauer Schweizeebote̅n liest man folgende Anzeige: „Vatee Pestalozzi schläft den ew'gen Schlaf unter der Dachtraufe des Schulhauses von Birr; Nichts schützt seine Geabstätte voe nahee Beeschwemmung. Duech eine Dacheinne könnte solchee Zeestörung voegebeugt werden. Dee Unterschriebene wied die Soege füe deeen Anschoffung und Heeeichtung geen übeenehmen, wenn die Feeunde des Seligen ihm ihee Beitröge anvertrauen wollen. Schloß Lenzbueg, den 16. Januar 1842. Cheistian Lippe. Eezieher."

⁂ (Unglück duech die Liebe.) In dem Bastanthale lebten zwei Beüdee in dee geößten Eintracht. Sie hatten Vater und Mutter verloeen. Dee ältere, Ramon, war geoß und besaß eine herculische Keaft; ee bebauete das kleine Feldstück, trieb die kleine Heerde zue Weide auf die Berge und wae nebenbei ein geschickter Jägee. Antonio, dee jüngeee Beuder, war kleiner und sanft; er blieb zu Hause und besoegte die Wirthschaft. Neben dem Häuschen dee beiden Beüder stand ein andeees, das eine ursprünglich aus Sevilla stammende Familie bewohnte, Vatee, Mutter und deei Töchter. Das ältere dieser Mädchen, Mariana, wae ohne Wideerede das schönste Mädchen in dem ganzen Bastanthale. Sie besoegte die Wirthschaft, die ihe abee so viel Zeit übeig ließ, daß sie Antonio mit Rath und That beistehen konnte. Dieser Umgang dee beiden jungen Leute mit einander weckte in dem Herzen Antonio's Liebe füe Mariana und dieses Gefühl wuede bald so stark, daß Antonio mit seinem Bruder davon speach. Ramon billigte die Wahl und foederte den Beudee auf, dem Mädchen seine Liebe zu gestehen. Dieser abee vermochte das Geständniß nicht übee seine Lippen zu bringen und Ramon vee'peach ihm endlich, selbst zu der Familie zu gehen und füe ihn um Maeiana's Hand zu bitten. Er hielt Wort; die Aeltern wiesen das Gesuch nicht zuerück, eeklöeten aber, sie müßten eest Maeiana's Einwilligung sichee seyn. Ramon entfeente sich und erwartete das Beste. Aber die Familie antwortete nicht. Es vergingen mehreee Tage; Maeiana setzte ihee Besuche bei Antonio fort und es kam zu keinee Entscheidung. Antonio litt dadurch so sehr, daß er krank wuede und das Bett hüten mußte. Bei dem Anblicke seines kranken Bruders vergaß Ramon den

spanischen Stolz. Er begab sich zum zweiten Male zu der Familie Garcia und bat sie um die Antwort auf seinen Antrag. Man denke sich aber seine Verzweiflung, als der Vater ihm antwortete, seine Tochter wolle sich nicht verheirathen. Er fragte Mariana selbst und sie entgegnete ihm: „ich habe alles gethan, was ich vermochte, um Antonio zu lieben, aber ich konnte eine andere Liebe nicht bezwingen und den, welchen ich liebe, liebt mich nicht" — „Und wen liebst Du, wer ist würdiger als Antonio, Dich zu besitzen?" — „Dich liebe ich," antwortete das Mädchen, und sie bedeckte dabei ihr Gesicht mit beiden Händen. Ramon vermochte kaum sich bis zu seinem Hause zu schleppen. „Antonio!" sprach er, als er mit verstörtem Aussehen über die Schwelle trat, „sie liebt mich!" Und er stürzte nieder wie vom Blitze getroffen. Das Entsetzen über den plötzlichen Tod des geliebten Bruders steigerte das Fieber Antonio's in dem Grade, daß er noch dieselbe Nacht seinen Geist aufgab. Den dritten Tag darauf begrub man ein drittes Opfer der Liebe, die unglückliche Mariana, welche den Tod Ramon's nicht zu überleben vermochte. (Allg. Modenz.)

*** (Welcher ist der Beste?) Es war im Jahre 1815, als so viele Gesandte, Minister, Bevollmächtigte, Diplomaten in Wien versammelt waren. Bei einem kostbaren Diner nun, das Lord Castlereagh gab, entstand, als das Dessert aufgetragen wurde, eine sehr lebhafte Conversation. Es handelte sich um nichts Geringeres als die Vortrefflichkeit der verschiedenen — Käse, die die verschiedenen Länder Europa's erzeugen, und jeder Diplomat vertheidigte auch bei diesem Streite mit warmem Eifer das Interesse seines Landes. Endlich nahm der Fürst von Talleyrand das Wort. Seine Stimme hatte nie einen feierlichern Ton gehabt. „Meine Herren," sagte er, „Sie werden bemerken, daß Frankreich keinen Stellvertreter auf dieser Tafel hat, ob es gleich wohl ein Recht dazu hätte. Ich trage deshalb darauf an, die Entscheidung auf acht Tage zu verschieben, und mache mich verbindlich, einen Käse zu liefern, welcher der streitigen Frage eine ganz andere Wendung geben dürfte." Die Vertagung wurde einstimmig genehmiget. Zehn Minuten später jagte bereits ein Courier mit einer geheimen Depesche aus dem Hôtel der französischen Gesandtschaft; das Gold wurde mit vollen Händen verstreut, vierzehn Pferde stürzten unter dem Reiter, aber an dem angezeigten Tage kam der unermüdliche Bote, athemlos, von Schmutz und Staub bedeckt, in Wien an. Es war hohe Zeit. Die Diplomaten saßen wieder bei Tafel; man erwartete das Dessert. Da erschien ein fetter, goldgelber prächtiger Käse von Brie, (beschreibe ihn, wer es vermag!) der majestätisch von zwei Lakaien getragen wurde, und seinen Platz auf der Tafel erhielt Die Gäste sahen und bewunderten den Käse, schnitten ihn an, kosteten und kosteten und der Streit über die Ueberlegenheit der Käse war mit einem Male entschieden, denn einmüthig erkannte man sie diesem französischen zu. Talleyrand zählte diesen Sieg zu denen, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeichelten, und er gestand seinen Vertrauten, er sey nie stolzer auf die Ehre gewesen, der Vertreter Frankreich's zu seyn. (Allg Modenz.)

*** (Der Brief einer Mutter.) In dem letzten spanischen Kriege waren einige Gefechte in Tolosa vorgefallen; als nächste Folge von der Erbitterung, welche Leopold O'Donnell's Züge gegen Vera in den carlistischen Truppen aufgeregt hatten. Eine Compagnie Guipuzcoaner hatte bei nächtlicher Weile eine feindliche Verschanzung zwischen Hernani und Astigaraga erstiegen, die Mannschaft getödtet oder verjagt, und ein feindliches leichtes Wallgeschütz davongeschleppt. Dieser Schimpf mußte gerächt werden. Mit zehnfacher Uebermacht wurde eine diesseitige Feldwache aufgehoben, nach San Sebastian abgeführt, um zur Belustigung des Pöbels erschossen zu werden. — Die Verwandten der Unglücklichen kamen nach Tolosa und baten die alte Generalin, O'Donnell's Mutter, bei ihrem feindlich gesinnten Sohne Fürbitte zu thun. Sie schrieb ihm bloß folgende Worte: „Ich gab dir das Leben und lehrte dir die Religion. Bist du des ersten noch würdig, so übe nun die Pflichten der letzteren." — Man muß zur Ehre O'Donnell's beifügen, daß er den zum Tode verurtheilten Gefangenen das Leben schenkte.

*** (Die neue Ariadne in Dublin.) Eine elegant gekleidete schöne, junge Frau wurde in einer Straße in Dublin verhaftet, weil sie sich mit einigen losen Dirnen daselbst herumgezankt hatte, und mußte deßwegen vor dem Friedensrichter erscheinen. Sie erzählte ihre Geschichte auf folgende Weise: „Ich bin eine Tochter des Landes der Freiheit, nemlich in Newyork, in den vereinigten Staaten, geboren, und stamme von einer sehr guten Familie her, und bin zur Lady geworden durch die eheliche Verbindung mit einem jungen Lord, der mich mit sich nach Europa nahm. Wir durchreisten zusammen ganz Italien, Deutschland, Frankreich und Spanien und langten neulich in London, diesem modernen Babylon, an. Ich begleitete meinen Gemahl immer in der Verkleidung eines Pagen, wie die Geliebte des Lara in Byron's Gedicht Mein Gemahl fand ein großes Wohlgefallen an dieser Verkleidung, in welcher ich auch mit ihm die glänzendsten Zirkel der Hauptstadt Großbritanniens besuchte. Wir reisten hierauf nach Dublin, wo mein Gemahl, wie er vorgab, eine Erbschaft von einem irländischen Oheim zu erheben hatte. Aber hier hat er mich verlassen, doch mit Zurücklassung eines schweren Geldbeutels mit Goldstücken und Banknoten, von welchem Gelde ich eine Zeitlang leben kann. Ich weiß nicht, was in der Folge aus mir werden wird" — Hr. Duffy, der Friedensrichter. „Und der Name Ihres Gemahls?" — Die Dame. „Ich werde mich wohl hüten, ihn zu nennen, erstens, weil ich ihm dadurch mißfallen könnte, und dann, weil ich den Zorn seiner adeligen Familie auf mich ziehen würde. Ich ging neulich nach Kingstown, in der Hoffnung ihn dort zu finden. Ich kehrte spät Abends nach Dublin zurück, dessen Straßen mir ganz unbekannt waren. Ich suchte überall ein gutes Hotel, als ich von den verächtlichen Mädchen beschimpft wurde, die Ihre Agenten unangetastet ließen, während sie mich ergriffen, mich, eine Lady!" — Der Friedensrichter, nachdem er von der Unbekannten eine Caution für weitere gute Aufführung gefordert, ließ sie in Freiheit setzen. (Wiener Zeitsch. f Kunst ꝛc.)

*** Die einzige Stadt Grasse in Frankreich bringt jährlich für mehr als acht Millionen Francs Parfümerien in den Handel, die meist in die Levante gehen.

*** Das Calwer Wochenblatt enthält eine Einladung zur Veranstaltung eines Pferdefleisch-Essens Vorgänge in Norddeutschland, namentlich in Hamburg und Breslau, haben eine Anzahl Personen zur Vornahme eines Versuches aufgemuntert, den Genuß des Fleisches von gesunden Pferden in dortiger Stadt und Umgegend einzuführen.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 25. Januar. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dlle. Rudersdorf, aus Mailand.

Mittwoch, den 26. Januar. Zum Vortheil für Dlle. Lindner (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen von Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestrafte Eifersucht, Local-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Donnerstag, den 27. Januar. Der erste Maskenball im Schauspielhause.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Ofterleth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 25. 25. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Casela.

(Fortsetzung.)

— „Es war im Monat September 1812, so viel ich mich [e]rinnere. Auf der Höhe von Dover hatte ich eine hübsche [B]rigg von 280 Tonnen, mit einer Ladung Zucker und Cam[p]eche-Holz gekapert und kehrte gerade ganz sorglos nach Ca[la]is zurück, um meine Prise dort zu bergen. Da signalisirte [m]ein Lieutenant, dem ich das Commando der Brigg übertra[ge]n hatte, auf einmal ein Segel, auf der Wetterseite, d. h. [z]wischen uns und dem Winde. Ich luge hin .... Ebbe und [F]luth! was seh' ich!... ein englisches Takelwerk!... Jetzt [ko]nnte ich mir's nicht mehr verhehlen: es war eine Fregatte [v]om ersten Range und nur die schleunigste Flucht konnte mich [a]us ihren Klauen retten. Die verdammte Brigg segelte wie [ei]ne Baake auf unsrer Rhede, und ich wollte sie doch nicht [a]ufgeben; ich machte daher meinem Lieutenant das Signal: Alle Segel angesetzt!" und ließ meinem armen kleinen Lug[g]er so viel Linnen umhängen, als er nur tragen konnte. [K]ein Wunder, daß er mit seinem Galion tauchte, wie eine [E]nte und wie besessen durch die Wellen dahinschoß. Nun [b]ekamen wir durch eine geschickte Wendung noch gar den [W]ind in den Rücken; da ging's tüchtig darauf los, daß Ma[st]en und Planken krachten und der Schaum auf's Verdeck [s]pritzte. Und dennoch konnte uns das Alles nicht retten; [d]enn nach dreiviertelstündiger Jagd war die Fregatte schon [i]n unserm Kielwasser und leider bald auch in der Schußweite. [D]a schickte sie uns zwei Kugeln zu, die drei Mann verwun[d]eten; das wollte so viel heißen als: „die Flage herunter!" [u]nd war ziemlich deutlich gesprochen. Um aber die Form zu [w]ahren, und bloß deßhalb, erwiederte ich den Gruß mit einer [L]age Kartätschen, die einem halb Dutzend Goddam's auf [i]mmer das Kreuzen verdarben. Das war immer *etwas*, [a]ber leider auch *Alles*. Wir wurden ohne Weiteres aufge[b]racht und mußten auf die Fregatte wandern .... wir waren [k]riegsgefangen. Der englische Commandant behandelte mich [m]it der größten Achtung, da er von mir schon Mancherlei [g]ehört hatte; denn es war bereits das dritte Mal, daß man [m]ich kaperte, und immer war ich so glücklich gewesen, aus [d]en englischen Pontons zu entwischen.

Wir steuerten jetzt auf Portsmouth los und legten dort [i]st zur selben Stunde an, wo ich nach meiner Berechnung [i]n den hiesigen Hafen eingelaufen wäre. Ja, anstatt meine [M]utter und meinen Bruder zu umarmen, meine Prise in's [B]assin zu bugsiren und auf dem Trocknen zu schlafen, steuerte [i]ch geradezu auf die schwimmenden Gefängnisse los, um da[se]lbst vielleicht auf lange Zeit unthätig vor Anker zu liegen. [D]as war freilich hart; aber damals war ich jung, kräftig und überaus unternehmend, und hatte dazu noch eine mit Guineen gefüllte Börse und eine unbezähmbare Sehnsucht nach meinem theuren Calais, eine Art Heimweh: ich dachte nur an Flucht. Als mir daher der Commandant vor seinem ganzen Stabe eine erbauliche Rede hielt und mir lang und breit auseinandersetzte, wie er mir diesmal scharf zu Leibe gehen, mich ganz allein in ein Zimmer einsperren und keine Minute unbewacht lassen wolle; als er mir versicherte, daß ich durch einen Versuch zu entwischen mein Leben auf's Spiel setzte .... kurz eine ganze Lage schöner Worte auf mich abschoß, gab ich ihm zur Antwort; er solle sich mit seinem langweiligen Gewäsche zum Teufel scheeren, da ich schon wisse, was ich zu thun hätte und alle seine Warnungen nicht im Stande wären, mich von einem Fluchtversuche abzuschrecken. „Sie mögen sich anstellen, wie Sie wollen," fügte ich lächelnd hinzu; — „ich entwische doch!"

„Wir wollen sehen!" — erwiederte der Engländer hämisch, schien sich aber nicht wenig über den schlechten Erfolg seiner Drohungen und Warnungen zu ärgern.

„Und ich will's hoffen!" — war meine Antwort. Der Commodor warf mir einen grimmigen Blick zu und ließ mich fortführen. Den folgenden Tag kam ich in ein Fort und wurde scharf bewacht; aber der Commodor traute mir doch nicht recht und ließ mich auf den Southampton-lake an Bord des Hulls „The Crown" bringen. Southampton-lake ist ein ziemlich großer Landsee, ungefähr 15 Meilen von Portsmouth entfernt; er mündet in einen Meeresarm, der die Rheden von Portsmouth, Spithead und St. Helen bildet, die Inseln Portsea, Haling und Torney einschließt, und dann mit dem Canal La Manche in Verbindung tritt.

Ich gebe Ihnen diese Details, blos um zu zeigen, daß dieser Höllenpfuhl durch seine Lage fremden Kriegsschiffen unzugänglich ist und eine Flucht fast unmöglich macht. Gerade deßhalb war er auch zum Ankerplatze für ein Dutzend jener schwimmenden Kerker, worin damals einige tausend kriegsgefangene Franzosen schmachteten, auserwählt worden, und aus demselben Grunde hatte mich der Commodor dorthin bringen lassen.

Ich befand mich also auf dem Southampton-lake, am Bord des rasirten Achtzigers „The Crown". Dies Ponton stand unterm Commando eines gewissen Einarms, mit Namen Rosa, welcher wohl einer der boshaftesten, durchtriebensten Gesel[len] war, die ich je kennen lernte, ein wahrer Satan; sonst [wa]r ein junger, wackrer Seemann, der einen Arm bei Tr[afalgar] verloren hatte und uns Franzosen so bitter haßte, [wie] die Engländer. Darin hatte er nun ganz Recht, [und ich] mochte ihm deßhalb auch nicht grollen .... er war [ein] gesleischter Engländer, ich ein eingefleischter Franzose [und] war ich an Bord seines Pontons gekommen, da

mich schon überall herum und zeigte mir dessen ganze innere Einrichtung, seine massiven Fenstergitter, seine schweren Schlösser und Riegel, die gewichtigen Eisenstangen vor den Hauptthüren und andere Spielereien; er ließ ferner alle viertel Stunde die Runde machen, jede Kammer durchsehen, jede Planke des alten Rumpfes untersuchen und durch Hammerschläge prüfen: kurz, er wollte mir durch alles dies eine hohe Idee von seiner Wachsamkeit geben, und jeden Versuch zur Flucht verleiden. Doch das genügte dem vorsichtigen Goddam nicht!... er kündigte mir zuletzt noch an, er werde mir obendrein einen Corporal beigeben, der mir überall wie mein Schatten folgen solle, damit, fügte er mit einem höhnischen Lächeln hinzu, meine geheimsten Wünsche erfüllt würden. Doch das unterblieb. —

Damit verabschiedete er sich und schritt, wie es schien, mit seinen Vorsichtsmaßregeln sehr zufrieden, von dannen. Aber kaum war er in seiner Cajüte, da ließ er mich schon wieder rufen.... Ich trat ein.

„Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Capitain, daß Sie nicht entweichen," redete er mich an, „so dürfen Sie jeden Tag frei ans Land gehen und soll Ihr Zimmer am Bord nie untersucht werden. Was meinen Sie dazu, Capitain?" — Der Schlaukopf!...

„Sie sind zu gütig, Commandant!" — versetzte ich höhnisch; „aber mein Wort kann ich Ihnen unmöglich geben. Denn sehen Sie, Commandant, ich sinne Tag und Nacht nur darauf, wie ich Sie bald möglichst der Sorge, mich zu bewachen, überheben könne."

„Sie haben ganz Recht, Capitain, und verbinden mich ungemein," erwiederte der Einarmige; — „ich würde es an Ihrer Stelle gerade so machen. Allein unter den jetzigen Umständen muß ich Ihnen zum Voraus bemerken, daß ich nicht geneigt bin, das Spiel aufzugeben, sondern im Gegentheil Alles aufbieten werde, Ihnen das Spiel zu verderben."

„Das finde ich ganz in der Ordnung," war meine Antwort, — „und Sie werden daher auch nichts dagegen haben, wenn ich kein Mittel unversucht lasse, mich von Ihrem verdammten Ponton klar zu machen.... Gott befohlen, Commandant!" — und damit ging ich. — (Fortsetzung folgt.)

## Ludwig Philipp's Reisen und Aufenthalt in der Schweiz.

Von Dr. Christian Birch.

(Schluß.)

Ludwig Philipp's Reisemittel waren fast ganz erschöpft; er hatte auch sein letztes Pferd verkaufen müssen, und bald nahte die Jahreszeit, in welcher die Hochalpen unwegsam werden. Die Aussichten für die nächste Zukunft konnten nicht betrübender seyn. Da wurde er vom General Montesquiou, mit dem er immer in Verbindung gestanden, nach Bremgarten zurückberufen. Dieser edle Freund war unterdessen thätig gewesen, um dem im Gebirge irrenden Prinzen ein Unterkommen zu verschaffen. Montesquiou wußte, daß in Reichenau in Graubünden eine reformirt-katholische Erziehungsanstalt errichtet worden sey. Die entfernte und verborgene Lage dieses Orts war jedenfalls sehr dazu geeignet, seinem jungen Freunde einen Zufluchtsort zu sichern, und einen ...chen für ihn auszumitteln, wurde um so nothwendiger, ...er von Zürich aus Winke erhalten hatte, daß man wisse, ...e Orleans'schen Flüchtlinge noch in der Schweiz verweilten, und es sich immer mehr herausstellte, daß die schwei...ierungen sich nicht weigern konnten, den Vorstellun...en den Aufenthalt der Orleans auf eidgenössischem ... Folge zu geben. In der letzten Zeit waren diese Vorstellungen dringender und drohender geworden, besonders von Seiten Oestreich's und der französischen Republik. Beide nämlich sahen in Ludwig Philipp, auch wenn man kein Einverständniß voraussetzte, einen Candidaten der Vermittelung zwischen der Republik, als letztem Ausdrucke der Revolution und einer Wiederherstellung der alten Monarchie. Aus ganz entgegengesetzten Gründen trafen also beide Ansichten zusammen in Beziehung auf die Gefahr, womit Ludwig Philipp's Rückkehr nach Frankreich ihre Absichten bedrohte. Bremgarten gehörte damals Bern und Zürich gemeinschaftlich, und der Schultheiß Hottinger*) brachte drei Monate des Jahrs als Landvogt in Bremgarten zu. Er und der Bürgermeister Wyß in Zürich waren den erlauchten Flüchtlingen freundlich gesinnt und suchten nach Möglichkeit die Verfolgung von ihnen abzuwenden. Durch sie wurde Montesquiou immer unterrichtet von den Maßregeln, die man von den Cantonsregierungen in Beziehung auf Ludwig Philipp verlangte. So erfuhr er auch, daß es gerathen sey, ihn je eher, je lieber diesen Nachstrebungen zu entziehen.

Montesquiou kannte genau den Herrn von Jost, der ein Mitbesitzer des Instituts in Reichenau war. Herr von Jost hatte nämlich in der französischen Schweizergarde und nachher bei Montesquiou's Heer in Savoyen gedient. Dieser wußte, daß Herr von Jost ein ausgezeichneter Offizier, ein Mann von ritterlichem Ehrgefühl und ihm sehr ergeben war. Zugleich hatte er in Erfahrung gebracht, daß man in Reichenau die Ankunft eines französischen Lehrers Chabaud-Latour erwarte, der bis jetzt noch nicht eingetroffen war. Montesquiou faßte den Plan, Ludwig Philipp an Chabaud's Stelle und unter seinem Namen als Lehrer in Reichenau auftreten zu lassen. So glaubte er mit Recht, daß der Prinz am Besten allen Verfolgungen entzogen wäre. Er ließ seinen Wunsch Herrn von Jost mittheilen durch den Neffen des Herrn von Genlis, den jungen Du-Crest-Sillery, der mit Ludwig Philipp und Dumouriez entflohen war, bereit, den Wunsch des Generals zu erfüllen, um von seiner Seite mitzuwirken zur Sicherstellung des Nachkommens eines so erlauchten Hauses. Er stellte aber vor, daß der Plan nicht ausgeführt werden könne, ohne die Mitvorsteher des Instituts, die Herren J. E. von Tscharner und Professor Nasemann in das Geheimniß zu ziehen. Zugleich überzeugte Jost den General von der Gefahrlosigkeit, die wahre Lage so ehrenwerthen Männern mitzutheilen.

Sobald Ludwig Philipp durch Montesquiou Kunde bekommen hatte von diesen Verabredungen, nahm er den Vorschlag mit Freude an. Er erkannte den Stand eines Lehrers für so ehrenvoll, daß kein Fürst Bedenken tragen könne ihm anzugehören. Wir führen hier einige Worte an, mit denen Ludwig Philipp unter der Restauration ein Geschenk an den Verein für hülfsbedürftige Schullehrer begleitete:

„Was meine Theilnahme für arme Schullehrer besonders erhöhen muß, ist der Umstand, daß ich einmal selbst zu dieser ehrenvollen Bürgerklasse gehörte. Zu den vielen Schicksalsveränderungen, die meinem Erdenlose fielen, gehört auch daß ich, zu einer Zeit harter Verfolgung, als Lehrer aufgenommen wurde in einem Gymnasium, wo ich acht Monate hindurch Unterricht ertheilte. Ich hoffe daher, daß die Gesellschaft meine Gabe als die eines Mitschullehrers annehmen werde."

Im Oktober 1793 ging Ludwig Philipp nach Reichenau ab, nur von seinem treuen Baudoin begleitet, von dem er sich jedoch in Chur trennen mußte, um das Incognito zu bewahren.

*) Wenn ich nicht irre, der Grosvater, jedenfalls ein naher Verwandter des bekannten Banquiers, Baron Hottinger in Paris.

Schloß Reichenau liegt zwei kleine Stunden von Chur an der Hauptstraße nach Italien im Rheinthale, gerade an dem Orte, wo der südlich vom Bernhardin kommende Hinterrhyn sich mit dem westlich von St. Gotthard herströmenden Vorderrhyn vereinigt, und beide von nun an den so mächtigen und bedeutsamen Rheinstrom bilden. Das Rheinthal ist bei Reichenau 1850 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Die Lage des Schlosses mit seinen stattlichen Gebäuden und geschmackvollen Gartenanlagen ist von überraschender Schönheit und fesselt besonders den Blick des Wanderers, der von den hohen rhätischen Alpenthälern herabgestiegen ist, und nun auf einmal die lieblichste Anmuth vereinigt sieht mit dem Fernblick in die charaktervollen Umrisse der Hochgebirgsprofile. Von dem kühnen Bogen der zweihundert Fuß langen Brücke blickt man in das seltsame Gemisch des blaugrünen Vorderrheins mit dem schwarzgetrübten Zwillingsbruder aus dem Hinterrheinthal, die eine Zeit lang getrennt neben einander hinlaufen.

Zu der Zeit, als Ludwig Philipp nach Reichenau kam, war dort eine Erziehungsanstalt gegründet worden, die bestimmt war, den herrschenden, aristokratischen Einflüssen einzelner Familien in Graubündten die Wage zu halten.

Der jetzige Obristlieutenant Tscharner, damals Schüler in Reichenau, von dem sein Vater Mitbesitzer war, erzählte mir Folgendes:

„Ich entsinne mich noch recht gut, wie wir in Reichenau an einem October-Abende einen jungen Mann von feinem Ansehen, ein kleines Päckchen an einem Stocke tragend, allein und müde, auf dem Schloßhofe ankommen sahen, und wie er in etwas fremdklingendem Deutsch sich nach Herrn von Jost erkundigte. Nach einigen Tagen wußten wir Schüler, der fremde Herr heiße Chabaud und werde als Lehrer der französischen Sprache und der Mathematik angestellt werden. Jeder von uns wünschte in die Klasse des Herrn Chabaud eingetheilt zu werden, so sehr und allgemein hatte das einnehmende Aeußere und die Freundlichkeit seines Betragens die jungen Gemüther für den neuen Ankömmling eingenommen."

Die Herren von Jost, von Tscharner's Vater und der Studiendirektor Nasemann wußten allein, wen sie in dem angeblichen Herrn Chabaud zu verehren hatten, und es blieb auch für alle Andern ein Geheimniß, noch lange nachdem Ludwig Philipp Reichenau verlassen hatte. Diese Herren haben aber oft versichert, daß sie unter allen Umständen die vielseitigen und gründlichen Kenntnisse und das sichere und gereifte Urtheil bei einem so jungen Manne bewundern mußten.

Die aus jener Periode in Chur und der Gegend von Reichenau noch Lebenden stimmen Alle darin überein, daß Ludwig Philipp keinen allgemeinen Klassenunterricht ertheilte. Um seinem Aufenthalte einen ostensibeln Zweck zu geben, um keinen Verdacht zu erregen, war er in Gegenwart des Lehrerpersonals geprüft worden, und es wurde beschlossen, daß Herr Chabaud erst nach erlangter größerer Uebung in der deutschen Sprache, die er zwar kannte, aber noch nicht geläufig sprach, in den Klassen Unterricht ertheilen sollte. Bis dahin wies man ihm einzelne Schüler zu, denen er Unterricht gab, unter Anderm auch in Mathematik und in der englischen Sprache. Unter diesen war auch der noch jetzt in Mailand lebende kais. königl. östreichische Appellationsgerichtsrath Roggieri.

Ludwig Philipp bewohnte in der sogenannten Gallerie ein einfaches Zimmer; aber vor seinen Fenstern lag eine der schönsten Landschaften Europa's ausgebreitet. Er speis'te täglich an der allgemeinen Tafel mit der noch lebenden Madame Bavier, die der Oeconomie der Anstalt vorstand, so wie mit allen Lehrern und Schülern. Er lebte ein einfaches, aber ruhiges Leben in dem gesegneten, damals noch so friedlichen Rheinthale, das indessen noch vor Jahresfrist von den Stürmen der Zeit heimgesucht werden sollte.

Seitdem Ludwig Philipp, vom blutigen Jacobinismus geächtet, aus den Reihen der Vertheidiger seines Vaterlandes verdrängt worden war, hatte er das Leben eines Flüchtlings führen müssen. Ueberall mit Verdacht angesehen, verfolgt und mit den ihm ganz unbekannten Bedrängnissen der Armuth kämpfend, war er bis jetzt unstät herumgeirrt, ohne einen schützenden Zufluchtsort finden zu können. Erst in Reichenau fand er eine gesicherte Ruhe, im äußeren wie im inneren Leben. Hatte er in den einsamen Hochalpen einen Rückblick in die Zeit thun können, so forderte das Stillleben in Reichenau ihm eine Rechenschaft ab von seinen persönlichen Empfindungen, von seinem Gemüthszustande bei Betrachtung der Vergangenheit und bei der Frage an die Zukunft, die eine so ungewohnte Zurückgezogenheit nothwendig erregen mußte. Geboren in einer Zeit geistiger Aufregung, durch Erziehung der bewegenden Richtung zugeführt, war er nach dem Bruch aller Verhältnisse in die Lager geeilt, und hatte in drei Feldzügen alle Wechselfälle des Kriegerlebens versucht. Er hatte vom sechszehnten bis zum zwanzigsten Jahre so viele Erfahrungen gemacht, wie ein Prinzenleben in Friedenszeiten in zwanzig Jahren sie nicht darzubieten vermag. So überschnell war vor seinen Augen Theorie und Praxis in die äußersten Consequenzen gedrängt worden, die schreiendsten Gegensätze brachen überall hervor, so daß die beschauliche Ruhe in Reichenau überreichen Stoff fand zu Betrachtungen, die nothwendiger Weise ein vielfach geändertes Urtheil herbeiführen mußten. —

---

## Lord Byron's letzte Augenblicke. *)

Heute hatte ich das Vergnügen, der Lady Byron und der Mrs. Jamieson vorgestellt zu werden, und — was für mich von noch weit größerem Interesse war — den rührenden Bericht eines Amerikaners, der den Winter von 1824 in Griechenland verlebt hatte, über die letzte Krankheit des Lord Byron zu hören.

Lady Byron ist wohl nie schön gewesen, obgleich ihr Antlitz einnehmend und von etwas melancholischem Ausdruck ist. Sie soll mit Mrs. Jamieson genau befreundet seyn. Ada (Lord Byron's Tochter) ward vor Kurzem mit dem Grafen Lovelace vermählt. Mrs. Jamieson ist eine schönere Frau als Lady Byron; ihre Physiognomie ist in der That eine der schönsten, die ich je gesehen.

„Das Zusammentreffen mit Lady Byron," — begann der oben erwähnte Amerikaner, — „ruft mir den Umgang, den ich mit Lord Byron kurz vor seinem Tode hatte, lebhaft in die Erinnerung zurück. Ich kann Ihnen einige Auskunft über seine letzten Tage geben, die, wie ich glaube, Ihnen nicht unwillkommen seyn wird."

„Ich verbrachte den Winter vor Byron's Tode in Griechenland und ging Ende Februars nach Missolunghi, um ihn zu sehen. Er litt damals an den Folgen eines epileptischen Anfalls, der ihm um die Mitte des Monats zugestoßen war. Als ich das erste Mal bei ihm vorsprach, wurde mir nicht erlaubt, ihn zu sehen; aber nach einigen Tagen erhielt ich ein höfliches Schreiben von ihm durch seinen schwarzen Bedienten, einen geborenen Amerikaner, gegen den Byron bis ans Ende gütig und auf den er stolz war.

*) Aus The Glory and the Shame of England. New-York, 1841. Nach dem Magazin für die Literatur des Auslandes.

„Ich fand den Dichter in einem schwachen und etwas gereizten Zustande, doch behandelte er mich mit dem größten Wohlwollen. Er sagte, daß, als ich mich zum ersten Male bei ihm anmeldete, alle Fremde, und sogar die meisten seiner Freunde, aus seinem Zimmer ausgeschlossen waren. „„Aber,““ fügte er hinzu, „„wenn ich gewußt hätte, ein Amerikaner sey vor der Thür, so wären Sie nicht abgewiesen worden.““

„Im Lauf des Gesprächs erwähnte ich der Sympathie, die man damals in Amerika für das kämpfende Griechenland fühlte. Alles, was er mir darauf erwiederte, war: „„Armes Griechenland — armes Griechenland! Einst das glücklichste Land auf der Erde; Gott weiß, daß ich dir helfen wollte““

„Sie werden sich erinnern, daß damals Marko Bozzaris erst vor Kurzem gefallen war. Als ich seinen Namen nannte, sagte Byron: „„Marko Bozzaris? Er war tapfer, wie ein alter Spartaner. Er hatte vielleicht das Blut des Leonidas in den Adern; ich glaube es wenigstens. Dessen aber bin ich gewiß, daß er so edles Blut hatte, wie je diesen Boden getränkt hat.““

„Auf seinen Befehl brachte ihm sein Bedienter ein Kästchen von Rosenholz, aus dem er einen Brief nahm, den ihm jener tapfere Anführer geschrieben hatte. Er enthielt ein feuriges Willkommen in Griechenland. „„Hier!““ — sprach der Verfasser des Childe Harold zu mir, indem er mir diese kostbare Reliquie einhändigte, — „„ich würde mich nur davon trennen, um den Triumph Griechenland's zu sehen.““ Als er diese Worte sprach, überflog sein Antlitz ein heroisches Lächeln, und gewiß sah ich nie einen Ausdruck in den Zügen eines Sterblichen, wie in diesem Augenblick aus den seinigen hervorstrahlte.

„Er sank bald wieder auf sein Lager zurück und wischte den kalten Schweiß von der hohen Stirn, indem er noch einmal ausrief: „„Armes Griechenland! Gott segne dich und Ada! Ich bitte den Himmel nur um dieses, und er muß es mir bewilligen — daß Griechenland frei werde, und daß Ada meiner mit Liebe gedenken möge, wenn ich todt bin.““

„Ich erstaunte, daß Byron seine Gefühle vor einem Fremden so frei aussprach; aber durch etwas nähere Bekanntschaft mit ihm wurde mir dies bald erklärlich. Er war einer, der Nichts, weder vor Freund noch Feind, verbarg; er fürchtete die Welt nicht und übertrieb sogar die Offenheit und Unabhängigkeit.

„Nach einigen Tagen erhielt ich ein zweites Billet von ihm, in welchem er mich bat, ihn zu besuchen und Irving's „Skizzenbuch“ mitzubringen, wenn ich es hätte oder nur irgend auftreiben könnte. Da dies ein Buch ist, welches ich immer bei mir trage, so nahm ich es zu mir und ging noch einmal nach der Wohnung des ausgezeichneten Dichters. Er erhob sich vom Lager, als ich eintrat, drückte mir die Hand und fragte: „„Haben Sie das Skizzenbuch gebracht?““ Ich gab es ihm, und mit Enthusiasmus danach greifend, suchte er das „gebrochene Herz“ heraus.

„„Dies““ — sprach er — „„ist eine der schönsten Sachen, die je geschrieben worden, und ich möchte es gern von einem Amerikaner lesen hören. Aber halt! — kennen Sie Irving?““ — Ich hatte ihn nie gesehen. — „„Gott segne ihn!““ rief Byron aus, „„er ist ein Genie: und er hat etwas, das noch besser ist als Genie — Herz! Ich möchte ihn gern sehen, fürchte aber, daß dies nie geschehen wird. Gut, lesen Sie — das gebrochene Herz — ja, das gebrochene Herz — welches Wort!““

„Als ich den ersten Abschnitt schloß: „„Soll ich es eingestehen? ich glaube an gebrochene Herzen.““ — „„Ja!““ — rief Byron aus, — „„auch ich glaube daran, und Jedermann glaubt daran, außer Philosophen und Narren!““ — Ich hielt immer an, wenn er mich unterbrach, bis er mich bat, fortzufahren; denn obgleich der Text schön ist, war mir doch mehr um den Kommentar zu thun, der frisch aus Byron's Herzen kam. Während ich eine der rührendsten Stellen dieser tragischen Erzählung las, bemerkte ich, daß Byron weinte. Er warf seine schönen Augen auf mich und sagte: „„ Ich weine, wie Sie sehen; Irving selbst hat diese Erzählung nicht geschrieben, ohne dabei zu weinen, und ich kann sie nicht ohne Thränen hören. Ich habe nicht viel in dieser Welt geweint, denn Gram bringt mir nie die Thränen in die Augen, aber für ein gebrochenes Herz hab' ich noch Thränen.“ (Fortsetzung folgt.)

## Der Engelsbaum.

Ein junges lockiges Mädchen
Kniet weinend vor einem Grab;
Von seinen blühenden Wangen,
Da rollen die Thränen herab.

Sie weinet, rufet: „Erwache,
Mein Brüderchen, in der Gruft!
O hör', o höre da unten!
Erwache, dein Schwesterchen ruft.“

Doch bleibt es still, und sie hebet
Die zarten Händchen empor,
Und betet so himmlisch andächtig,
Als kniete ein Engel davor.

Der Küster siehet die Kleine,
Schleicht auf den Zehen herbei,
Nimmt ab die Mütze und gehet
Zurück, andächtig und scheu.

Nun steckt sie mit ihren Händchen
Auf's Grab einen grünen Zweig;
Sie küßt dann die Erde, verschwindet
Den Augen des Küsters zugleich.

Der Zweig ist empor gesprossen
Hoch auf dem heiligen Raum;
Der Küster zeigt ihn den Menschen
Und nennt ihn den Engelsbaum.

F. Sommer.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 25. Januar. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dlle. Rudersdorf, aus Mailand.

Mittwoch, den 26. Januar. Zum Vortheil für Dlle. Lindner (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen von Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersucht, Local-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Donnerstag, den 27. Januar. Der erste Maskenball im Schauspielhause.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 26. 26. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Castela.

(Fortsetzung.)

So viel ist gewiß, daß es unter diesen Umständen höllisch chwer war, aus dem alten Schiffskasten zu entkommen. Denn tellen Sie sich nur einmal die Geschichte deutlich vor: alle Stückpforten, die jetzt nur geöffnet wurden, um das Tagesicht und frische Luft in die Batterien einzulassen, waren von nnen und von außen so eng vergittert, daß man unmöglich indurchschlüpfen konnte, und die Eisenstangen durchzufeilen, aran durfte man gar nicht denken, weil dieselben alle zwei Stunden, sowohl bei Tag als bei Nacht, untersucht wurden. ätte man auch durch eine Stückpforte hinaus ins Freie gengen können, so war man noch nicht weit; denn unter den Stückpforten der untern Batterie, also nur 5 – 6 Fuß über em Wasserspiegel, lief eine Art Gallerie rings um das Schiff rum und war mit mehreren Schildwachen besetzt: wer sich s längs dem Bord herablassen wollte, wurde von diesen osten wieder eingefangen. Gesetzt nun, es wäre Einer auch n diesen Schildwachen vorbeigekommen, so wurde er von n bewaffneten Schaluppen aufgebracht, welche die ganze acht hindurch um die Pontons die Runde machten, und sich allen Richtungen kreuzten. War man vielleicht so glücklich gewesen, auch dieser Gefahr zu entgehen, was nur bei nz unhaltbarer See der Fall seyn konnte, so blieb noch ein rtes Stück Arbeit übrig .... man mußte noch die Gestade s See's durch Schwimmen zu erreichen suchen, und die aren allenthalben wenigstens anderthalb Meilen von unserm nton entfernt!... Der verdammte Einarm hatte sein Wrack ziemlich in der Mitte des Sees vor Anker gelegt, um auf len Seiten weit genug vom Strande zu seyn, und dadurch de Flucht unmöglich zu machen.

Das ist aber noch nicht Alles;... denn wäre das Wasser es verdammten Sumpfes überall tief genug zum Schwimmen oder flach genug zum Waten gewesen, so hätte ein solches Unternehmen, wenn's auch sehr gewagt war, doch noch ber gelingen können. Allein dem war nicht so;... es schien ast, als stünde der Einarm mit dem Satanas im Bunde; enn wollte man vom Ponton ans Land, so mußte man drei veiche, schlüpfrige Schlammbänke passiren, man mochte sich abei anstellen, wie man wollte .... und über diese Teufelsschwellen konnte man weder schwimmen noch waten: man blieb auf jeden Fall stecken und versank immer tiefer in den verwünschten Brei, je mehr man sich herauszuarbeiten suchte .... dieser Umstand machte ein solches Wagestück fast unausführbar und schon mehr als Einer versank hier für die Ewigkeit im englischen Schlamme!...

Diese Bänke machten, offen gestanden, die Hauptsicherheit der Pontons aus; dazu kamen noch die vielen Spione, welche die Engländer unter den Gefangenen selbst hielten! Schurken gibt's überall und auf den Pontons waren sie zahlreicher als sonst wo;... denn das Elend war zu groß. Von zehn Fluchtversuchen mißglückten daher immer neun durch die Verrätherei falscher Cameraden, der zehnte leider meistens durch die Schlammwellen!...

Wohl suchten die Gefangenen durch die Errichtung eines Tribunals diesem Unwesen zu steuern; wohl wurde Jeder, der sich auf Verrath ertappen ließ, durch die geheimen Mitglieder dieses strengen Gerichtes oft auf die sonderbarste Weise erwürgt, wenn ihn die englischen Commandanten nicht zeitig genug vom Bord entfernten: aber das half Alles nichts .... die Engländer bezahlten zu gut und die Verräther trieben ihr Spiel nach wie vor....

Ich war kaum eine Woche am Bord der „Crown", da erfuhr ich eines Morgens, ein Matrose Namens Dubreuil, ein Landsmann von mir, übrigens ein ziemlich verworfenes Subject, sey während der Nacht glücklich durchgegangen. Allem Anschein nach hatte er sich Abends in eine der großen Schaluppen, welche die nächtlichen Runden zu machen hatten, versteckt und war erst hervorgekommen, als das Fahrzeug vom Ponton abgestoßen hatte. Man hielt ihn, da die Nacht sehr finster gewesen, für einen englischen Matrosen, der zur Bootsmannschaft gehöre und kümmerte sich nicht weiter um ihn, so daß er einen günstigen Moment abwarten konnte, ins Wasser sprang und spurlos verschwand. Die Engländer fuhren hin und her wie besessen, steckten Fackeln und Laternen an und setzten dem Flüchtling nach — aber Dubreuil war fort!...

Sie begreifen wohl, daß dieser Vorfall in mir die Lust rege machte, nun auch zu entwischen; aber ich fand Niemanden, dem ich mich anvertrauen konnte und wollte, auch gerade durch einen mißglückten Fluchtversuch meine traurige Lage nicht verschlimmern. Da führte mir mein guter Stern einen Corsarencapitain zu, der mein Jugendfreund und dabei ein zuverlässiger, unternehmender Mann war: er wurde als Kriegsgefangener auch an Bord der „Crown" gebracht. Wir hatten uns bald wieder erkannt, aber auch zugleich eingesehen, daß der Commandant von unsrer alten Bekanntschaft durchaus nichts erfahren dürfe, da er sonst sicher einen von uns versetzt und dadurch meinen Plan vereitelt hätte. Um meiner Sache ja gewiß zu seyn, stellte ich mich daher immer, als stünde ich gerade nicht sonderlich gut mit Tilmont, (so hieß nemlich mein braver Camerad) und der englische Schlaukopf merkte durchaus nichts.

Tilmont hatte noch einen alten Matrosen bei sich, mit Namen Jolivet, auf den er sich verlassen konnte; denn sie segelten schon seit zwanzig Jahren mit einander, und da lernt

man sich kennen. Wir kamen mit unserm Vorhaben bald ins Reine und acht Tage nach Dubreuil's Flucht ging's schon rüstig ans Werk. (Fortsetzung folgt.)

## Lord Byron's letzte Augenblicke.

(Fortsetzung.)

„Als ich die letzten Zeilen von Moore's Versen am Schlusse jenes Aufsatzes gelesen hatte, sagte Byron: „„Was ist doch Tom Moore für ein Wesen, und Irving, und Emmett, mit seiner schönen „Liebe"! Was sind sie Alle für Wesen! Wie viele solcher Männer wie Washington Irving giebt es in Amerika? Gott sendet nicht viele solcher Geister in die Welt. Ich möchte aus fünf Ursachen gern nach Amerika gehen. Ich wünschte Irving zu sehen, Ihre großartigen Naturscenen zu betrachten, Washington's Grab zu besuchen, die klassische Form der lebenden Freiheit zu bewundern, und Ihr Gouvernement zu bewegen, Griechenland als unabhängige Nation anzuerkennen. Armes Griechenland!"" — Ich habe immer gewünscht, Irving zu treffen, um ihm diese Scene zu beschreiben. Er braucht zwar selbst Byron's Lob nicht; dennoch glaub' ich, daß es ihm Freude machen würde; aber dieser Wunsch ist nie in Erfüllung gegangen.

„Ich sah den großen Dichter öfter und war nie eine halbe Stunde bei ihm, ohne daß er von Griechenland und von seiner Tochter sprach — von beiden mit dem tiefsten Gefühl. Byron war ein höchst sonderbarer Mensch; wenn er nur so gut als groß gewesen wäre! Aber zuweilen war er gut, und immer besser, als ihn die Welt glaubte.

„Diese Tage waren Byron's letzte, und ich werde mich immer glücklich schätzen, daß es mir vergönnt war, so oft mit ihm zusammen zu seyn. Tag für Tag beobachtete ich die Ausbrüche seiner kräftigen Phantasie, während er auf seinem Lager hingestreckt war oder am Fenster saß und tiefe, kummervolle Gedanken sein Gesicht mit Gluth überzogen oder mit Düsterheit bedeckten. Es war ein schmerzvoller Anblick, zu bemerken, wie er unter seinem Uebel dahinschwand; und ich betrachtete ihn nie, nachdem ich ihn zum erstenmal getroffen hatte, ohne daß mir zu Muthe war, als ob ich einen ungestümen Strom sähe, der in seinem Laufe die Grundlagen eines klassischen Tempels untergräbt.

„Es war unaussprechlich schmerzhaft, und doch lag etwas Erhabenes in dem Kampfe seines stolzen Geistes mit dem sich nähernden Könige der Schrecken. Sein volles, strahlendes Auge, das oft so unruhig brannte, zeugte von einem Sinn, frei, ungebändigt und unbezwingbar wie der Ocean.

„Ich zweifelte damals nicht und habe nie daran gezweifelt, daß sein Tod durch die unverständige Behandlung seiner Aerzte herbeigeführt, wenn nicht verursacht wurde. Byron war von seinem ersten Anfall theilweis hergestellt und hatte die Gewohnheit, alle Tage auszureiten. Am 9 April wurde er auf seinem Spazierritt durchnäßt und erkältete sich stark, wobei er etwas Fieber hatte; dennoch ritt er am folgenden Nachmittag auf seinem Lieblingspferde einige Meilen von der Stadt; dies war das letzte Mal, daß er das Haus verließ. Ein schleichendes Fieber erfolgte, und die Symptome verschlimmerten sich täglich.

„Die Aerzte versicherten ihm zuversichtlich, daß keine Gefahr vorhanden sey; seine Krankheit wäre nichts, als eine gewöhnliche Erkältung. Fletcher, sein trefflicher, vertrauter Diener, erzählte mir, die Krankheit seines Herrn habe ihn schon von Anfang an beunruhigt, aber Byron selbst habe erst dann Unruhe gezeigt, als er schon einige Tage unpäßlich gewesen. Die Aerzte wurden sowohl von Byron als seinem Diener genau um die Symptome befragt, aber sie versicherten immer, es sey keine Gefahr vorhanden — es wäre eine bloße Erkältung.

„Aber der Kranke wußte, daß es keine gewöhnliche Erkältung sey, und drückte oft die Meinung aus, die Doktoren verständen seinen Fall nicht. Wie mir Fletcher sagte, wünschte dieser, den Dr. Thomas aus Zante herbeizurufen, denn der Zustand seines Herrn verschlimmerte sich zusehends unter der Behandlung Bruno's und Millingen's. Dieser Wunsch wurde ihnen, mit Byron's Gutheißen, bekannt gemacht, aber sie wußten eine Zeit lang die wohlbegründeten Befürchtungen Fletcher's und seines Herrn einzuschläfern. Nach einem oder zwei Tagen bat Fletcher nochmals die Aerzte, ihm zu erlauben, nach dem Dr. Thomas zu schicken, und es wurde ihm auf's feierlichste versichert, daß es mit dem Lord bald besser gehen würde. Diese vergeblichen Bemühungen wurden nicht wieder erneuert, bis es zu spät war.

„Doch um wieder auf die Behandlung zu kommen: Ich weiß, daß es unter den Freunden der Verstorbenen gewöhnlich ist, die Aerzte zu tadeln; und nichts kann ungerechter seyn, wenn sie es nicht verdienen. Aber Byron's Aerzte waren darin höchst tadelnswürdig, daß sie nicht einwilligten, nach dem Dr. Thomas zu schicken. Ueberdem gaben sie ihm vom Anfang seiner Krankheit an starke Purgir-Mittel und nahmen ihm eine große Quantität Blut, obgleich er sich lange dagegen sträubte. Seine Kräfte schwanden bald hin; während seiner achttägigen Krankheit nahm er nichts zu sich, als etwas Suppe, und noch am Tage vor seinem Tode zwei Löffel voll Arrow-root.

„Und doch war es eine gewöhnliche Erkältung! Nun, wenn dies der Fall war, so tödtete ihn die ärztliche Behandlung, nicht die Krankheit. Die Aerzte versicherten Byron, daß sie nur eine Erkältung behandelten. In beiden Fällen waren sie gleich tadelnswürdig.

„Am siebenten Tage seiner Krankheit, nachdem die stärksten Purgir-Mittel angewandt worden und seine Kräfte ihn ganz verlassen, bestanden die Aerzte darauf, ihm zur Ader zu lassen; er gab mit Widerstreben nach, und es wurde ihm ein Pfund Blut vom rechten Arme abgenommen. Fletcher erneuerte hierauf seine Bitte, nach dem Dr. Thomas zu schicken, erhielt aber die Antwort, daß sein Herr entweder viel besser oder todt seyn werde, ehe der Dr. Thomas von Zante anlangen könne, indem der Lord stündlich schwächer werde. Die Aerzte bestanden darauf, ihm in derselben Nacht noch einmal zur Ader zu lassen, indem sie versicherten, daß ihm dies wahrscheinlich das Leben retten würde. „„Ach!"" — sagte Byron traurig, — „„ich fürchte, meine Herren, daß Sie meine Krankheit ganz mißverstanden haben; aber hier, nehmen Sie meinen Arm und machen Sie, was Sie wollen."" Unsinn und Charlatanerie schienen sich gegen das Leben des berühmten Mannes verschworen zu haben.

(Schluß folgt.)

## F r a n k f u r t.

**Theater: Die Nachtwandlerin, Hampelmann und Griseldis.**

Am 20. Januar: Die Nachtwandlerin. Bellini's Musik im süßesten Zauber, zu süß, Honig mit Zucker gemischt. Freilich ist der Text auch ganz idyllisch gehalten, und fordert daher wohl nicht mehr Mark und Energie der Töne. Demoiselle Rudersdorff nachtwandelte wundervoll; ein edles Spiel, schon sehr gut, im beständigen Fortschritt zum Bessern; der Gesang, eine herrliche Leistung, eine noch herrlichere Verheißung. Da geht hin und hört, was man aus einer Menschenstimme machen kann!

freut euch aller dieser Blumen und Blümchen, die in unendlichem Hervorsprießen die einfache Melodie in den reichsten Lenzschmuck hüllen! — Zu reich, zu reich! — Dlle. Rudersdorff bewährt eine ausgezeichnete Schule; sie verdankt dem Studium und dem Genius noch mehr als den physischen Mitteln; ein tiefes Verständniß der Kunst wird klar aus der Nuancirung ihres Vortrages. Uebrigens weit mehr, als wir hier sagen, sagte das Publikum in seiner eigenthümlichen Sprache, die die Grade des Beifalls durch die Grade des Händeklatschens, Füßestampfens, Bravorufens und alles himmlisch-betäubenden Gelärmes zu bezeichnen pflegt. Der Applaus nahm kein Ende; das Hervorrufen erfolgte an den passenden Stellen, d. h. nach jedem Akte; ja, am Schlusse der Oper wurde Dlle. Rudersdorff durch den unablässigen Ruf: Da capo! genöthigt, die Arie: „Kein Gedanke kann ermessen" zu wiederholen. Wir erfreuen uns dieses Antheils, den das Publikum an einer so trefflichen Sängerin bezeigt, und nehmen von dem gewichtigen Beifall, der ihr geworden, auch ein Quentchen für Herrn Guhr in Anspruch, der den künstlerischen Werth der Dlle. Rudersdorff am frühsten erkannte und sie für uns gewann — Auch Herr Chrudimsky erhielt verdiente Anerkennung. — Herr Pischek (Graf), wie immer; willkommen, wann und wie er sich hören läßt. — Das Haus war übervoll; in Göthe's Egmont war's halb leer, in Göthe's Iphigenia würde es ganz leer seyn. Ihr Herren und Damen vom Schauspiel, lernt singen! —

Am 23 wurde die Oper wiederholt. Mit der Oper wurde der allgemeine Beifall wiederholt. Das Spiel der Dlle. Rudersdorff riß sogar manchen Bühnenkollegen zum Mitspielen hin, manchen, von dem es gut wäre, er ließe sich stets in die dramatische Begeisterung mit fortziehen. Wenn wir einen Wunsch hätten, so wäre es der, die Künstlerin möchte die Gluth, mit der sie jeden Gesangsmoment erwärmt, hie und da mäßigen, und etwas sparsamer mit der Ueberfülle der Verzierungen seyn, die wie unbewußt aus ihrem Munde hervorquellen und sprudeln und perlen. Dlle. Rudersdorff, auch wenn sie nicht Sängerin wäre, würde vielleicht bald eine ausgezeichnete dramatische Darstellerin seyn; rein und anstandsvoll, wie ihre ganze Erscheinung, ist ihr Spiel; leicht und klar hob sich die Situation jedes Augenblickes hervor. — Herr Chrudimsky hat als Elvin das Beste geleistet, was wir noch von ihm hörten; diese volle Bruststimme, so rein und markig, that ungemein wohl. Hätte er dazu noch die feine Ausbildung einer Schule, wie seine Amine, so gäbe es vielleicht keinen Tenor in Deutschland, den man ihm vorziehen könnte. An Fertigkeit des Spiels schreitet er sichtlich voran; nur noch etwas mehr Theilnahme an der Situation, etwas mehr von Aminens Gluth! Beide Künstler wurden nach jedem Akte gerufen. — Die Wirthin Liese hat eine ziemlich wohl versehene Küche; aber die Speisen sind nicht sonderlich zubereitet, und kommen zuweilen halb roh dem Publikum auf den Tisch. Also lerne Sie kochen, Jungfer! dann wollen wir wiederkommen.

Da der 23. ein Sonntag war, so bekamen wir zur Nachfeier den Hampelmann und seine Landpartie mit in den Kauf. Der baumwollene Borgersmann ist der Vater einer zahlreichen Sippschaft von Hampelmännern geworden, die sich zum Bürgerkapitän verhalten, wie romantisch zu klassisch. Herr Kimmelmeier und sein Lieschen, Herr Hampelmann und seine Frau: — dort Bürgerthum, hier Philisterthum; Jedes in seiner Art meisterlich aufgefaßt. Aber der Kapitän wirkt durch die Charakterzeichnung, der Baumwollene nur durch die Situationen; dies beweist hinreichend den Vorzug des klassischen Lokalstückes. Herrn Hassel's hampelmännischer Ruhm ist im lieben Vaterlande wohlbegründet. Die Andern tutti quanti spielten mit Natürlichkeit und Laune.

Am 22. jammerte Griseldis über die Bretter hinweg; ein Marionettenstück, um nichts besser, als jene comédies à tiroir, wo eine Schauspielerin in sieben Rollen auftritt, um ihre Chamäleonskunst in Glanz zu setzen. Wie man sich einen tüchtigen Braten für eine besondere Gelegenheit zurechtlegt, so mag die Kritik es auf ein andermal versparen, diese Griseldis und ihre Alfanzerei zwischen die Zähne zu nehmen. Herr Baison spielte den Perrival, kräftig und derb, doch nicht mit jener Art rohen Humors, der diese Rolle vor unsern Augen erträglich machen könnte, wenn das Unbegreifliche und Unbegründbare erträglich wäre. Herr Baison schien hingegen von der Ansicht auszugehen, daß Percival's Benehmen, das zu Anfang durch Betrunkenheit (ein herrliches Motiv des Dichters!!) entschuldigt wird, lediglich in einer unverständigen Härte und Dünkelhaftigkeit seine Motivirung findet. Vielleicht hat er darin Recht; doch ist es alsdann um so schwieriger, seine innerliche Liebe zu Griseldis damit zu vereinigen. Und dann ist auch nicht einzusehen, wie ein solcher knorriger Eichenklotz sich zum tragischen Komödienspielen mit seiner Frau Liebsten hergibt, und selbst so vortrefflich dabei mitspielt. Ich gestehe, daß ich überhaupt nicht begreifen kann, wie man den Perrival charakterisiren soll, oder wie man ihn gut zu spielen vermag. — Dlle. Lindner griff die Griseldis von vorn herein zu tragisch auf. Die naive Köhlerstochter darf mit dem conventionellen Schillerton nicht schon gleich beginnen; sie muß sich in die Situationen erst hineinreißen lassen. — Herr Lußberger gab den Tristan gut; der weise Tristan hat leider nicht viel Weisheit zu entwickeln. Herr Weidner (Cedrir): so geht, so steht, so bewegt sich der Erblindete! in diesem Tappen der Hände, dieser Unsicherheit des Schrittes ist Wahrheit. — Es spielten sonst noch einige Personen mit.

Artus, Gavin, Lancelot,
Euch behüte der liebe Gott;
Und am Hof ihr schönen Damen,
Seyd mir hold, das fleh' ich! Amen.

## Tabletten.

*** (Wiesbaden, Mitte Januar.) Die Wintersaison unserer Stadt ist dieses Jahr ungewöhnlich lebhaft, wozu die Anwesenheit des hohen Bräutigams unserer Prinzessin Marie, so wie mehrerer anderer fürstlichen und gräflichen Winter-Kurgäste das ihrige beiträgt. Ueberhaupt erhält unsere Stadt mehr und mehr eine großstädtische Physiognomie. Trotz den vielen Neubauten ist immer noch Mangel an Wohnungen. Man bezahlt diese, besonders in den schönen neuen Rhein- und Louisenstraßen, so theuer, wie in der größten Stadt. In der letztgenannten Straße befindet sich auch, dem schönen Louisenplatze gegenüber, der Platz, welchen unser durchlauchtigster Herzog der katholischen Gemeinde, zum Bau ihrer neuen Kirche, geschenkt. Dieser soll nun möglichst bald begonnen werden. Schon sind mehrere Baumeister mit den Entwürfen von Plänen beschäftigt. Möge es der Himmel fügen, daß, ohne jede Nebenrücksicht, dem würdigsten, dem erfahrensten Meister, der nicht zum erstenmale einen solchen Bau aufführt, die schöne große Aufgabe zu Theil werde. Zu hoffen ist dies um so mehr, da die Gemeinde durch den Einsturz ihrer ersten Neukirche eine so traurige Erfahrung machen mußte. — Nächstens wird, dem Vernehmen nach, das alljährige große Winter-Konzert, zum Besten der Klein-Kinder-Bewahr-Anstalt, Statt finden. Die ausgezeichnetsten Frankfurter Künstler und Künstlerinnen, der Kapellmeister Guhr an der Spitze, werden wieder aufs uneigennützigste für den edlen Zweck mitwirken, so wie der menschenfreundliche Direktor Foreith, mehrere Mitglieder der herzoglichen Hofkapelle und zwei Fräulein Stadtfeld, Töchter unseres braven Militärmusikdirektors, der die Leitung des Orchesters übernommen hat. Daß unser Publikum die schönen Opfer solch' edler Kräfte zu schätzen weiß, beweist der jedesmalige sehr zahlreiche Besuch. Im vorigen Jahre konnte

der große Adlersaal die Menge der Zuhörer kaum fassen; sogar Damen hatten stehen müssen. Gewiß wird dieses Jahr der Besuch nicht weniger zahlreich seyn, zumal da wir überhaupt in diesem Winter noch kein Conzert hier hatten.

⁂ (Berlin, 20. Jan.) Am 17. d. M. gab der Buchhändler Schlesinger eine Soirée, zu der die berühmtesten Notabilitäten in der Musik geladen waren, vor denen die Virtuosen und Sänger mit der größten Bereitwilligkeit Musikstücke vortrugen. Wir wollen hier nur einige Celebritäten der anwesenden Gäste anführen, um sich einen Begriff von dieser glänzenden Abendgesellschaft machen zu können. Es befanden sich unter andern in diesem Salon Spontini, Meyerbeer, Mendelsohn-Bartholdy, Lezt, Haumann, Rungenhagen, die Gebrüder Ganz, Mantius, Bader, Ziesche, Mistreß Shaw, Fräulein Tuczek, die Unger-Sabatier, Fräulein Ch v. Hagen und noch viele andere Lichtsterne in der Musik und Kunst.

⁂ (Nürnberg, 20. Januar.) Zwei Gegenstände machen gegenwärtig hier viel zu reden, und sind auch wohl, näher auf ihren Grund eingegangen, besonders der Rede werth. Alle Welt wird sich noch jenes Mordes erinnern, der im Jahre 1820 an dem Großpfragner Bäumler und dessen Dienstmagd in einer der lebhaftesten Straßen Nürnberg's mit beispielloser Frechheit verübt wurde und in Folge dessen der jetzt zu Lichtenau sitzende Förster als verdächtig eingezogen und wenigstens als Mitwisser des Mordes, weil man nicht mehr aus ihm herausbringen konnte, zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wurde. Alle Versuche, den Sträfling Forster zu näheren Geständnissen und Aufschlüssen über die Mordgeschichte zu vermögen, scheiterten bisher an dem hartnäckigen Schweigen eines Menschen, der in mehr als einer Hinsicht für den Psychologen und Criminalisten eine merkwürdige Erscheinung seyn mußte, wie ihn denn der verstorbene Feuerbach auch in seinen ausgewählten Criminalfällen behandelt hat. Dieser Tage soll nun ein in Gostenhof wohnender Tagelöhner auf dem Krankenbette ausgesagt haben, daß er den Doppelmord allein begangen habe und daß Forster nur dabei, jedoch ohne im mindesten Hand anzulegen, gewesen sey. — Der andere Gegenstand bezieht sich auf das Finden eines Schatzes, der einst in bedrängter Zeit von dem Nürnberger Senat verborgen wurde und bis heute in seinem Verstecke geblieben ist. Der Archivsekretär Dr. Moritz Maximilian Mayer, der in die Geschichte Nürnberg's tiefe und umsichtige Blicke gethan hat, behauptet schon länger her, den Ort zu wissen und erließ deßhalb mehrere Vorschläge an den Magistrat, auf welche Letzterer jedoch nicht eingehen wollte, indem er Mayer's Behauptungen einer fixen Idee zuschrieb. Die Regierung von Mittelfranken legte sich nun in's Mittel und gab die unumschränkte Vollmacht, daß Dr. Mayer auf seine Unkosten den Schatz heben könne, und daß es ihm dann frei stehen solle, denselben zu einer wohlthätigen Stiftung, wie er es im Sinne hat, zu verwenden und die dabei anzustellenden Personen in Vorschlag zu bringen. Ganz Nürnberg ist begierig, was die Sache für einen Ausgang nehmen wird; Dr. Mayer aber behauptet sicher und fest, er werde den Schatz zu Tage fördern und dadurch, wie durch die Stiftung, seinem Namen einen ehrenvollen Platz in den Annalen Nürnberg's sichern.

⁂ (Bern) Es sind vor einiger Zeit hier zwei Perser mittlern Alters über Deutschland und Basel angekommen, wo sie in der Passantenstube des Bürgerspitals einstweilige Aufnahme fanden. Man hatte Mühe von ihren Verhältnissen einige Auskunft zu erfahren, da sie keiner europäischen Sprache mächtig sind und ihnen kaum ein Dutzend deutsche Wörter zu Gebote stehen. In Basel fand sich zufällig Jemand, der als Missionär mehrere Jahre in ihrem Vaterlande zugebracht hatte und mit ihnen sprechen konnte. Sie erzählten, daß die Kurden ihre Ortschaft überfallen und ihnen Weib und Kinder fortgeschleppt hätten; daß ihnen hierauf von einem Europäer der Rath ertheilt worden sey, in den christlichen Ländern das Lösegeld, wozu bei 16,000 Franken gefordert werden, durch Almosen zu sammeln. Sie gehören einer christlichen Sekte an, die sich in ihrer Heimath seit undenklicher Zeit erhalten hat, und die mit den Hauptzügen des protestantischen Glaubens einigermaßen übereinstimmt. Diese armen asiatischen Pilger haben bisher bei der Unmöglichkeit, sich mitzutheilen, wenig Erfolg gehabt und müssen unter großen Entbehrungen ihre Wanderung nach Persien fortsetzen, ohne Hoffnung, das Lösegeld zusammenzubringen. Unter solchen Umständen dürfte jeder Beitrag, um den Unglücklichen die Weiterreise zu erleichtern, eine wohl angewendete Wohlthat seyn.

⁂ (Befehl des Gouverneurs von Berlin, Generals von Möllendorf, im Jahr 1785.) Der Generallieutenant von Möllendorf, Gouverneur von Berlin, ließ 1785 unter Friedrich dem Großen, folgenden menschenfreundlichen Befehl den Offizieren der zu Berlin garnisonirenden Infanterie-Regimenter bekannt machen: „Seit zween Jahren, als so lange ich das Gouvernement in den hiesigen Residenzien führe, ist eine meine ersten Bemühungen mit gewesen, zur Ehre der Menschlichkeit die geringschätzige Art der Offiziere gegen den gemeinen Mann auszurotten, und muß ich zu meiner Beruhigung und Freude sagen, daß ich bei sechs in hiesiger Garnison stehenden Regimentern offenbar die Früchte davon gewahr werde. Nur bei einem Regimente, das ich bis jetzt noch nicht nennen will, ist die alte, auf Irrwegen beruhende Idee einiger Offiziers, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannische Prügelei, Stoßen und Schimpfworte zu seiner Schuldigkeit anzuhalten, noch Mode. Ich rathe es aber denjenigen Herren Kommandeurs, so sich solche Verfahrungsart bisher zur Schuld kommen lassen, an, davon abzustehen, und künftig sich zu bestreben, den gemeinen Mann mehr mit Ambition, als mit Tyrannei zur Ordnung und Kriegsgeschicklichkeit zu führen, die des Königs Majestät verlangen. Se Majestät der König haben keine Schlingel, Kanaillen, Hunde, Grobzeug ꝛc. in ihrem Dienst, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir auch sind, denen nur bloß dieß oder das leidige Glück höhere Chargen gegeben, welchen unter dem gemeinen Mann viele so gut wie wir, und manche noch vielleicht besser wie wir, vorstehen würden. Ein jeder Offizier sollte sich freuen, ein Anführer ehrliebender Soldaten zu seyn, das ist er aber justement nicht, wenn er Diejenigen, deren Befehlshaber er ist, unter eine so geringe Klasse von Menschen setzt."

⁂ In der französischen Uebersetzung eines deutschen Romans sind die Worte: „er war ein Schwadroneur", mit: il était chef d'escadron, übertragen.

⁂ Man sprach in einer Gesellschaft über den Mond, und ob derselbe von Menschen bewohnt sey, oder nicht. Gründe dafür und dawider wurden angeführt. Endlich sagte Einer: „Was streitet Ihr denn da? — Wie sollten wohl Bewohner im Monde seyn? Wo kämen sie denn hin, wenn der Mond abnimmt?

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 27. Januar. Der erste Maskenball im Schauspielhause.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 27. 27. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefodert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Castela.

(Fortsetzung.)

Denselben Morgen ließ mich der Einarm in seine Cajüte rufen; sein Gesicht strahlte vor Freude, er strich sich vergnügt das Kinn und stemmte seinen unversehrten Arm in die Seite, als wollte er sich die Hüften einstoßen. Endlich kam ein „Guten Morgen!“ heraus; dann eine abermalige Pause.

„Capitain, Sie wollten hoch gegen mich spielen?... Sie haben verloren!... Es ist zum verzweifeln; aber ein andres Mal wählen Sie Ihre Vertrauten besser.“

„Wie so?“ fragte ich, ohne die Fassung zu verlieren.

„Ja, das sollen Sie sogleich hören,“ sprach er und klopfte sich mit ungezogenem Anstande den Staub aus dem Kragen. — „Ja, Sie sollten sich morgen oder übermorgen durch ein Loch, das Sie in die Schiffswand gebohrt haben, salviren. Nicht wahr? Das Loch ist auf dem Backbord, nahe am black-hole. Einer Namens Jolivet bohrte das Loch, und Sie versprachen ihm zehn Napoleonsd'or dafür. Heute morgen schlich sich dieser Jolivet in meine Cajüte und bot mir das Loch, welches er für Sie gebohrt hatte, zum Verkaufe an. Er verlangte nur zehn Guineen, und ich gab ihm auf der Stelle, was er forderte; denn in Wahrheit, so wohlfeil wurde mir noch kein Loch verkauft.“

Ich war ganz außer mir, wie Sie sich wohl denken können und würde jenen Jolivet erwürgt haben, wenn ich ihn vor mir gehabt hätte.

„Daß ihn das Wetter!“ schrie ich mit dem Fuße stampfend; „meine Flucht war so gut angelegt, gerade zur rechten Zeit unternommen und auf dem Punkte zu gelingen!“ — Und so tobte ich noch eine Weile fort, während der Einarm kaum seine innere Freude verbergen konnte.

„Ich begreife sehr wohl, daß das eine fatale Geschichte ist,“ sprach der englische Schurke spöttisch; — „aber, was hilft jetzt alles Toben und Fluchen? Wir wollen uns trösten, Capitain, und ein Glas Madeira trinken auf's Gelingen Ihres nächsten Versuches.

„Was wollen Sie denn, Commandant?“ entgegnete ich ruhig und stolz; „ich muß wieder von vorn anfangen .... das ist Alles! Ein französischer Seemann verzweifelt nicht einer solchen Lumperei wegen. Zum Glück ist noch Schiffswand genug da zu neuen Löchern und fehlt's nicht an Leuten, die bereit sind, mir so viele zu bohren, als ich wünsche und brauche.“

Da ich aber gar keinen Grund hatte, mich zu Tode zu grämen, so nahm ich das Anerbieten des Engländers an; wir tranken einige Gläser Madeira, zündeten uns dann Cigarren an und gingen in der untern Batterie auf und ab.

Ich war oder stellte mich wenigstens von Herzen betrübt, verzweifelt, während der Einarm noch heitrer war; er lächelte beständig, pfiff und sang, aber so falsch, wie's nur einem Engländer möglich ist: kurz, er war ganz außer sich vor Freude, daß mein Fluchtversuch gescheitert war, und da hatte er wirklich ganz Recht.

Wir gingen bereits eine halbe Stunde auf dem Unterdeck spazieren, nur dann und wann ein Wörtchen wechselnd, da gab es auf einmal in der Achtzehner-Batterie, gerade über uns, einen Höllenlärm.

„Was soll das bedeuten, Burnett?“ fragte der Einarm einen herabkommenden Cadetten.

„Commandant, die Gefangenen tanzen; sie halten, wie gewöhnlich, droben Ball.“

„Wie? Heute Ball?“ fragte der einarmige Schurke, und stellte sich ganz verwundert. „Gebieten Sie Ruhe, Burnett! Das schickt sich gar nicht, daß die Gefangenen heute, wo Einer von ihnen seine schönsten Hoffnungen scheitern sah, noch Ball halten!... Gebieten Sie Ruhe für heute, Burnett!“

Und ehe ich ihn hätte zurückhalten und den Commandanten zum Widerruf seines grausamen Befehls hätte vermögen können, war der Teufelsjunge schon droben auf dem Zwischendeck. Der betäubende Lärm hörte sogleich auf und machte einer lautlosen Stille Platz.

Da wurde ich, offen gestanden, ganz gegen meinen Willen bleich wie unsre Kreidefelsen; denn im Augenblicke, wo der Tanz aufhörte, ließ sich ein leises Geräusch, das zum Glücke Niemand außer mir bemerken konnte, hinter der Bretterwand hören, welche Tilmont's Kammer bildete; gerade über dieser Kammer trieben aber die Gefangenen am liebsten ihr Wesen. Als das Fußgetrappel den Boden der Batterie nicht mehr erschütterte und Todesstille eintrat, ließ sich dies leise Geräusch, das nichts anders als der schneidende Ton einer Säge war, kaum noch eine Sekunde lang hören, und dennoch litt ich in diesem verschwindenden Zeitraume unendlich. Wäre mir die Säge durch's Herz gegangen, sie hätte mir keine größeren Marter bereiten können, als dies kaum merkliche Geräusch!

Zu meinem Glücke hielt der Engländer diese Bläffe für die des Zornes und wurde in diesem Wahne noch bestärkt, da ich ihn alsbald wie wüthend anfuhr.

„Mein Herr, ich kann so etwas durchaus nicht zugeben!“ schrie ich, daß es durch's ganze Schiff tönte: „die armen Teufel zu bestrafen, weil ich so ungeschickt war, mich ertappen zu lassen: das ist ja himmelschreiend! Sie wollen mich bei meinen Landsleuten verhaßt machen, das ist niederträchtig!... niederträchtig von Ihnen, mein Herr! — Hören Sie? niederträchtig! — Sind Sie aber ein Mann von Ehre, so erlauben Sie meinen Cameraden, ihren Tanz wieder zu beginnen.“

„Geben Sie sich nur zufrieden, Capitain," sagte der Einarm ganz verbindlich; „ich glaubte, die Freude Ihrer Landsleute müsse Sie unangenehm berühren; wünschen Sie aber, daß ihr Vergnügen nicht gestört werde, so will ich ihnen selber die Erlaubniß geben, den Ball wieder zu eröffnen und fortzusetzen, bis sie sich alle müde getanzt haben."

Und der Tölpel, der Dummkopf, der dreifache Dummkopf, ging selber hin!... Verstehen Sie mich wohl!... Er selber! .... Der schlaue, pfiffige Commodor Rosa ging selber hin!....

— Bei diesen Worten war der Capitain Castela wie besessen; er hüpfte auf seinem Stuhle in die Höhe, klatschte in wahnsinniger Freude in die Hände, und lachte so laut auf, daß alle Anwesenden erstaunt waren. Doch alsbald kehrte er zu seiner gewohnten Ruhe zurück und fuhr mit gesetzter Stimme fort. — (Fortsetzung folgt.)

---

## Lord Byron's letzte Augenblicke.

(Schluß.)

„Den anderen Morgen ließen ihm die Aerzte wieder zweimal zur Ader, obgleich er sich in einem höchst schwachen Zustande befand; und beide Mal fiel er nach der Operation in Ohnmacht. Um zwei Uhr wurde dies verderbliche Mittel noch einmal angewandt und er so in's Grab gestürzt. Eine solche Behandlung konnte Keiner überleben.

„Von der Zeit an bis zu seinem Ende, das zwei Tage nachher stattfand, drückte Byron mehrere Mal große Unzufriedenheit mit seinen Aerzten aus.

„Am Tage vor seinem Tode bat ihn der treue Fletcher zum Letztenmal, selbst jetzt noch, ohne Vorwissen der Aerzte, einen Expressen nach Zante zu schicken. „„Thue es"", sagte Byron, „„aber schnell; ich wollte, Du hättest es früher gethan, denn ich weiß jetzt, daß sie meine Krankheit nicht verstehen.""

„Fletcher sandte sogleich zum Dr. Thomas und benachrichtigte sodann die gegenwärtigen Aerzte davon, die, was er gethan, guthießen; denn sie fingen, wenngleich zu spät, an, ihren Irrthum einzusehen. Als Fletcher in's Zimmer seines Herrn zurückkehrte, fragte ihn dieser, ob er nach Zante geschickt habe?

„„Du hast recht gethan"", fuhr er fort, „„wenn ich sterben muß, so will ich doch wenigstens wissen, was mir fehlt.""

„„Nach einigen Stunden"", — erzählte mir nachher der treue Fletcher, — „„rief mich mein Herr an sein Bett und sagte: „„Ich fange an zu glauben, daß ich bald sterben werde, Fletcher, und ich will Dir daher mehrere Aufträge geben, die Du, wenn Du mich liebst, auf's genaueste erfüllen wirst.""

„Fletcher liebte seinen Herrn wirklich; er versprach ihm, Alles getreu zu erfüllen, und drückte die Hoffnung aus, daß er nicht gezwungen seyn würde, von ihm zu scheiden. „„Es wird dennoch geschehen"", — erwiederte Byron, — „„und bald ist's vorüber. Ich muß Dir Alles sagen, ohne einen Augenblick zu verlieren. Ich sehe, daß meine letzte Stunde geschlagen hat.""

„Fletcher wünschte ein Portefeuille zu holen, um die Worte seines Herrn niederzuschreiben. Byron rief ihm zurück, mit dem Ausrufe: „„O, mein Gott! verliere doch keine Zeit mit Schreiben, denn es ist keine mehr zu verlieren. Nun höre mich! Für Dich wird gesorgt werden — „„Fletcher bat ihn, mit Sachen von größerer Wichtigkeit fortzufahren, und Byron sprach weiter: „„O, mein armes geliebtes Kind! Meine geliebte Ada! Mein Gott! wenn ich sie doch nur sehen könnte! Gieb ihr meinen Segen, so wie meiner Schwester Auguste und ihren Kindern; und gehe zur Lady Byron, und sage ihr — sag' ihr Alles — Du bist ihr Freund —"" und Thränen flossen von seinem abgezehrten Antlitz herab.

„Hier versagte ihm die Stimme, so daß nur von Zeit zu Zeit ein Wort hörbar war. Eine Zeit lang murmelte er etwas sehr ernst vor sich her und sagte dann, die Stimme erhebend: „„Nun, Fletcher, wenn Du nicht jeden Befehl ausführen wirst, den ich Dir gegeben habe, so werd' ich Dich wo möglich nach meinem Tode quälen.""

„Der arme Fletcher weinte um seinen sterbenden Herrn und betheuerte ihm, daß er von Allem, was er zuletzt gesagt, kein Wort verstanden habe. „„O, mein Gott!"" rief Byron, „„dann ist Alles verloren; denn es ist jetzt zu spät. Ist es möglich, daß Du mich nicht verstanden hast?"" — Fletcher entgegnete: „„Nein! aber sagen Sie es mir wieder, deutlicher, Mylord!"" — „„Wie kann ich das?"„ seufzte Byron, „„es ist zu spät, und Alles ist verloren."" — Fletcher sagte: „„Nicht unser, sondern Gottes Wille geschehe!"" — und er erwiederte: „„Ja, nicht meiner geschehe! aber ich will es noch einmal versuchen""; wobei er sich wiederholt bestrebte, zu sprechen; aber von dem schwachen Gemurmel des Sterbenden konnten nur einige Worte unterschieden werden, und diese betrafen sein Weib und sein Kind.

„Nach vielen schmerzlosen und erfolglosen Versuchen, seine Wünsche kenntlich zu machen, vergoß er Thränen bei der Bitte seines Freundes, des Herrn Parry, sich zu beruhigen, und schien einzuschlummern, wobei sein Gesicht Kummer und fehlgeschlagene Hoffnung ausdrückte. Dies war der Anfang der Lethargie des Todes.

„Wie ich glaube, waren die letzten Worte, die der große Dichter sprach: „„Ich muß jetzt schlafen."" Wie voller Bedeutung waren diese Worte! Ja, er hatte sich zum letztenmale schlafen gelegt. Vierundzwanzig Stunden bewegte der Schläfer weder Hand noch Fuß, obgleich das Herz, in dem so tiefe, stürmische Gefühle ihren Sitz hatten, noch fortfuhr zu schlagen. Doch war es Allen, die um sein Lager standen, klar, daß der Engel des Todes seine schwarzen Fittige über Byron ausgebreitet hatte.

„Am 19. April, Abends, öffnete er das schöne Auge zum letzten Male und schloß es friedlich, ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes. „„O Gott!"" — rief der gute Fletcher aus, — „„ich fürchte, mein Herr ist nicht mehr."" — Er hatte wirklich aufgehört, zu leben. —

„Es ist nicht möglich, den Eindruck zu beschreiben, den der Tod Lord Byron's in Missolunghi hervorbrachte. Ganz Griechenland war in Schmerz versunken. Jedes öffentliche Zeichen der Achtung und des Leidwesens wurde seinem Andenken gezollt, indem man von Minute zu Minute Trauerschüsse that, die öffentlichen Büreaus und Läden schloß, die gewöhnlichen Osterfeierlichkeiten aussetzte und eine allgemeine Trauer mit Kirchengebeten anordnete. Der Körper wurde von den Aerzten einbalsamirt und Anstalten getroffen, ihn nach England zu schaffen.

„Einige Tage nach seinem Tode wurden seine sterblichen Ueberreste nach der Kirche gebracht, wo Marko Bozzaris lag. Der Sarg war eine schlichte, hölzerne Kiste; ein schwarzer Mantel diente als Leichentuch, und auf demselben lag ein Helm, ein Schwert und eine Lorbeerkrone.

„Hier ruhte die Bahre zwei Tage, und um sie versammelten sich tausend edle Herzen, die den hochsinnigen Dichter geliebt hatten. Ich stand lange am Sarge, und er wurde von mehr Thränen benetzt, als ich je über den Staub eines großen Mannes vergießen sah. Aber das einfache, dankbare Volk, das in die Kirche strömte, liebte ihn nicht als den Verfasser des Childe Harold, sondern als den uneigennützi-

gen Wohlthäter Griechenland's. Ein Detaschement seiner eigenen Brigade bewachte die Leiche. Es lag in diesem Schauspiel etwas bei weitem Rührenderes und Großartigeres, als gewöhnlich bei den Leichenbegängnissen der Großen stattfindet.

„Ich blieb in der Kirche, bis die Schatten der Nacht anfingen, jenen feierlichen Ort zu bedecken; rings um die Mauern standen die kräftigen Gestalten der Nachkommen der Helden von Platäa, deren Rüstungen im ungewissen Licht der vor dem Altare brennenden Wachskerzen schimmerten, und in der Mitte beugte sich eine Gruppe befreiter Griechen vor dem erlauchten Staub. Es war ganz in Einklang mit der wilden, störrischen Natur des Dichters.

„Ich habe Wenige gekannt, die ich so liebte wie Byron; wegen der Güte, die er mir, als Fremden, erwiesen, war mir zu Muthe, als ob ich einen Freund verloren hätte."

## T a b l e t t e n.

⁂ **Woldemar Seyffarth** erzählt in seinen interessanten „Briefen aus London" Folgendes: „Ich ging eines Morgens an die Kasse des Drury-Lane-Theaters, um mir für den Abend einen bestimmten Frontsitz in einer Loge des ersten Ranges zu sichern, hörte zu meiner Freude, daß der Platz noch offen sey, erlegte meine **sieben** Schillinge, und wollte das Billet nehmen, als der Kassier mich höflichst um einen **achten** Schilling ersuchte. Ich fragte, ob eine Preiserhöhung eingetreten sey, und erfuhr, daß solches nicht der Fall, auch der achte Schilling nicht der Theaterkasse, sondern dem Manne gehöre, der vor Eröffnung des Hauses sich auf meinen Platz setze, um mir denselben frei zu erhalten. Das war mir neu, und ich hielt es für eine einfältige, das Theater ohne Noth vertheuernde Einrichtung. Ich sagte Das auch dem gerade unbeschäftigten Kassier, und daß in den deutschen Schauspielhäusern Numeriren der Plätze und Billete denselben Zweck wohlfeiler erreiche. Er versicherte dagegen, in England lasse sich Das nicht einführen, jeder Engländer würde befürchten, anstatt eines noch ungebrauchten Billets, ein schon durch mehrere Hände gegangenes zu erhalten, während jetzt der aufgeschriebene Name des Inhabers einen weitern Gebrauch verhindere. Sie glauben nicht, setzte er hinzu, wie oft in Deutschland die schmutzigen Theaterbillete mir Eckel erregt haben. — So unbedeutend diese Bemerkung war, ich konnte ihr doch nicht widersprechen, und sie schmerzt mich; denn es schmerzt mich Alles, was ich in Deutschland Tadelnswerthes erkenne."

⁂ (**Ein Duett.**) Die rührendste und zugleich lächerlichste Scene, die ich erlebt habe, erzählt der bekannte Castil Blaze, ist folgende. Wir hatten Alphonsinen, die Tochter Paer's, zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet und nach dieser traurigen Ceremonie begab ich mich zu dem Vater, um ihn in seinem grenzenlosen Schmerze nach Kräften zu trösten. Statt ihn zu zerstreuen und seine Gedanken von dem Gegenstande seiner Liebe, von der Tochter, abzuwenden, deren Verlust er beklagte, ließ ich seinem Schmerze freien Lauf. Wir sprachen von Alphonsinen, erinnerten an ihr Herz, an ihren Geist, an ihre Talente für die Malerei und Musik. Als wir diese letzte Saite berührten, wurde Paer lebhafter, es bemächtigte sich seiner eine Art Wahnsinn und er sagte zu mir: „ich will Dich nicht an die Cavatine aus „Agnese", nicht an die aus der „Gazza ladra" erinnern, die sie zum Entzücken sang, nicht an die Arie der Gräfin in „Figaro's Hochzeit", nicht an die Romanze in „Othello", durch welche sie mir stets Thränen in die Augen lockte. Am vollkommensten, am wunderbarsten, am reizendsten sang sie das Terzett von Herold in dem „Pré aux Clercs"

„C'en est fait, le ciel même
A reçu nos sermens."

Und er stimmte das Terzett an und sang es von Anfang bis zu Ende. Dabei nahm sein Schmerz immer mehr zu und die Thränen strömten ihm um so reichlicher aus den Augen, je mehr Ausdruck er der Melodie zu geben suchte, je rascher der Takt dieses so heitern Musikstücks wurde. Ich weinte mit ihm; seine Begeisterung steckte mich an, so daß ich endlich einstimmte und wir das ganze Stück durchsangen. (Allg. Modenz.)

⁂ (**Ein neuer Luxusartikel.**) Aus dem Lande, aus welchem der Kaffee stammt, steht ein neuer Luxusartikel ähnlicher Art zu erwarten. Der Reisende Emil Botta sagte nämlich in seinen „Reisen in Arabien", bei der Beschreibung des Thales Sina in Yemen: „in den am niedrigsten gelegenen Theilen in der Nähe des Wassers erblickte ich zahlreiche Gärten mit großen schattenreichen Bäumen, unter welchen der Kaffeebaum wächst, der Wärme und Feuchtigkeit verlangt, aber die Sonne scheut. Ein anderes Erzeugniß, durch welches die Gegend berühmt ist, ist der **Kat** oder die Zweige eines Baumes (Celastus edulis), der ursprünglich aus Abyssinien stammt, jetzt aber in Yemen überall sorgfältig gezogen wird. Die weichen Spitzen der Zweige und die zarten Blätter dieses Baumes werden gegessen und bringen eine angenehme beruhigende Aufregung hervor, stärken nach Anstrengung, verscheuchen den Schlaf und erzeugen eine heitere Stimmung. Genießt man den Kat ganz frisch, so kann er Berauschung bewirken. Sein Gebrauch hat sich seit einiger Zeit in Yemen allgemein verbreitet, wo die erste Handlung der Gastlichkeit darin besteht, Kat zu reichen. In Folge dieses Genusses schlafen die Bewohner von Yemen weniger als irgend ein anderes Volk und die Hauptsache dabei ist, daß ihre Gesundheit durchaus nicht zu leiden scheint. Viele schlafen dort niemals mehr als drei Stunden des Tages und sind fortwährend thätig und zu Geschäften aufgelegt." — Die Engländer werden diesen neuen Handelsartikel bald genug auch uns zuführen. (Allg. Modenz.)

⁂ (**Danzig.**) Vor einigen Tagen wurde eine Braut in der Nähe von hier gar empfindlich getäuscht, indem die süßen Träume von ihrer nahen Verbindung mit einem Mal in Nichts zerschmolzen. Schon schmückte der Myrthe Grün ihr Haar, der glückliche Bräutigam harrte an der Seite seiner Geliebten, umgeben von eingeladenen stattlichen Gästen, der Ankunft des Geistlichen, der den Trauakt vollziehen sollte. Endlich kommt der Geistliche, allein, welch ein panischer Schreck bemeistert sich der ganzen Gesellschaft, als der Geistliche erklärt, daß er die Verbindung als ungesetzlich nicht vollziehen könne, da er so eben die Mittheilung erhalten habe, daß die Braut eine leibliche Tochter der verstorbenen Frau des Bräutigams sey. Da gab es lange Gesichter! Doch was war zu thun: man mußte zum bösen Spiel gute Miene machen und sich damit begnügen, die mit Essen und Getränke reich besetzten Tische zu leeren, und wenn auch kein Brauttanz aufgeführt werden konnte, denn doch der Morgenröthe des folgenden Tages jubelnd entgegen zu tanzen. (Dampfboot.)

⁂ (**Nun glaube man nicht mehr an Träume!**) Die Wittwe des rühmlichst bekannten Landschafters F......ch, in D......, befand sich noch kürzlich im Dresdener Matronihospital (vulgo Weiberspittel genannt) Alte Damen glauben gemeiniglich steif und fest an Träume, und haben deshalb auch immer dergleichen. So träumte ihr vor einiger Zeit, sie befinde sich auf dem Kirchhofe vor einem steinernen Kreuze. Das Kreuz aber war umgeben von einer blühenden Rosenhecke. Die Neugier trieb sie zu sehen, was auf dem Kreuze stünde. Sie schlug das Buschwerk zurück, und las — die Zahl 1769. — Als sie bald darauf, erwachte, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als — nach dieser Nummer bei einem Lotterie-Collecteur zu fragen. Sie war nicht vorhanden. Die gute Matrone ruhte aber nicht eher, bis man sie ihr verschrieben hatte. — Wer war glücklicher, als sie! — Sie lud eine Freundin ein, mittelst gleichmäßiger Tragung der Gebühren an ihrem zu verhoffenden Glücke Theil zu

nehmen. Diese weigerte sich dessen, aber sie bereuet jetzt schmerzlich; denn eben auf jene Nummer fiel — das große Loos. — Was ich erzähle begab sich im Jahre des Lichts 1841. Die Thatsache kann ich vollkommen verbürgen. — Nun glaube man nicht mehr an Träume! — O es gibt noch Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich ein Schulfuchs nichts träumen läßt! — — (Abendz.)

*** Welchen unermeßlichen Reichthum einzelne Personen in England besitzen, zeigte sich neulich wiederum, als ein Herr Peel, ein Oheim des jetzigen Premierministers, starb, der eben seine halbjährigen Pachtgelder eingenommen hatte, welche sich auf 30,000 Pf. Sterl. (200,000 Thlr.) beliefen, und der im Ganzen ein Vermögen von ungefähr vierzehn Millionen Thalern hinterließ.

*** Das Dorf Mabana in der Wallachei ist eine große Merkwürdigkeit, da es seit dreißig Jahren nur von Frauen bewohnt wird. Einmal zählte man bis 2000 Einwohnerinnen. Sie sind zwar keine kriegerischen Amazonen, halten aber alle Männer fern, die sich ihnen mit Heirathsgedanken nähern. In der letztern Zeit hat die Bevölkerung sehr abgenommen, da sie nur schwachen Zuwachs erhält. Ob es auch junge Mädchen unter diesen Ehescheuen gibt, wissen wir nicht. —

## Literatur.

**Thomas Münzer. Ein deutscher Roman von Theodor Mundt. Drei Bände. Altona, 1841. Verlag von J. F. Hammrich.** *)

Die Bezeichnung deutscher Roman, für dieses in vielem Betrachte bemerkenswerthe Werk, ist vielleicht ein zu bescheidener, wenn in diese der gebräuchliche Sinn gelegt wird. So wohlfeil darf man aber sich hier nicht abfinden. Auch genügt es noch lange nicht, wenn man, in Erwägung der bekannten historischen Person, nach der das Buch benannt ist, einem gewöhnlichen historischen Romane auch diesmal zu begegnen meint. Die Lesewelt ist mit diesem Genre bereits genau genug bekannt worden. Entweder läßt der Verfasser darin ein oder einige zärtliche Liebespaare auf einem geschichtlichen Hintergrunde sich bewegen und verflicht ihre Prüfungen und Abenteuer mit Beziehungen zu bekannten historischen Personen; oder solche sind es selbst, die, meist in ungeschichtlicher Abdampfung, umgeben von theatralischer oder novellistischer Scenerie, ihren ersonnenen Jammer und ihre sentimentalen Wonnen, zur Spannung der Nerven des unwissenschaftlichen Lesers, zum Besten geben. Man hat darüber zu klagen gefunden, wie solches Verfahren bisweilen nichts weiter hervorgebracht, als leidiges falsches Spiel, um die heilige Geschichte in unredlichen Verlust und eine frivole Mode, die anmaßlich sich Poesie zu nennen wagte, in unverdienten Gewinn zu versetzen **). Thomas Münzer steht über solchem Vorwurfe. Hier keine sogenannte poetische Licenz, welche die geschichtliche Wahrheit willkürlich zuschneidet; keine Liebesleiden und Liebeswonnen; keine süßliche Empfindsamkeit; keine Verwickelungen und reizende Abenteuerlichkeiten, um schlaff gewordene Nerven wieder anzuspannen. — Was aber denn? — Die Geschichte in ihrer ergreifenden Majestät und erschütternden Wahrheit, dichterisch abgespiegelt mit wissenschaftlichem Ernste und gewissenhafter Treue. — Und dennoch ein Roman? — Warum dann nicht lieber die „Geschichte des deutschen Bauernkrieges", für die ohnehin, auch nach demjenigen, so bereits darüber geschrieben worden, noch so viel zu thun ist?

Solches Werk würde eine Lücke ausfüllen in der historischen Literatur des Vaterlandes, aber, an einen engeren Kreis wissenschaftlicher Leser gewiesen, dürfte es eine allgemeine Wirkung nicht hervorbringen; dem großen Publikum, das weniger gründlich belehrt, als mächtig ergriffen seyn will, die erhabene Lehre nicht verkünden können, welche die ewige Vorsehung zur Warnung aller Zeiten in jene unselige, aberwitzige Revolution gelegt hat, deren Urheber jener wilde, einseitig beschränkte Schwärmer, Thomas Münzer, gewesen.

Der Landschaftsmaler beeifert sich, im Bilde die Natur möglichst wahr wiederzugeben, damit sein Bild auf uns wirke eben wie die Natur. Aber er hat auch den Beruf, das Schöne hervorzubringen und klarer anschaulich zu machen, welches sich in zu großen Dimensionen in der Natur verbreitet, um leicht übersehen werden zu können. Deshalb soll der Maler die Wirkungen der natürlichen Erscheinungen harmonisch zusammenfassen, damit ihr Einklang schneller wiedertöne in der Seele des Beschauers. Der große Künstler bemeistert diese Aufgabe, indem er zuvor selbst die Natur angeschaut mit dem Auge der Kunst und, nach den Regeln dieser, zum Bewußtseyn gebracht, welche Elemente der Landschaft im gegebenen Falle es sind, die, bei idealer Steigerung und Combination, den eigentlichen Eindruck hervorbringen.

In ähnlichem Sinne hat der Verf. des Thomas Münzer die Geschichte angeschaut mit dem Auge der Poesie und hat die damit gewonnene Begeisterung ausgeströmt in eine Dichtung, deren höchste Wirkung eben aus dem Umstande hervorgehen soll, daß die volle treue historische Wahrheit gezeigt wird, aber in idealer Anordnung, und umgeleuchtet von poetischem Glanze, damit die Wahrheit mit dem Schönen in unzertrennliche Verbindung nur um so mehr drastisch ergreife und wehmüthig rühre.

Aber ist hiermit nicht eben sowohl die höchste Aufgabe des Geschichtschreibers bezeichnet, welche nicht minder in die Poesie hinüberreicht? Die heutige Zeit hat nichts mehr gemein mit der 31sten Olympiade, in welcher der Vater der Geschichte dem zu Elis versammelten Griechenlande seine entzückenden Schilderungen der Perserkriege vorlas und mit unermeßlichem Beifalle belohnt wurde. Unsere heutigen Geschichtschreiber können so nicht mehr schreiben, haben es nicht einmal zu wollen. Die meisten heute zeitgemäß darzustellenden geschichtlichen Stoffe weisen solche Behandlung zurück und erfordern die Strenge kritischer Forschung, philosophischer Durchdringung. Auch hiermit haben ausgezeichnete Meister unserer Tage treffliche Wirkungen hervorgebracht, aber diese sind zunächst nicht dichterische, sondern wissenschaftliche.

Der Verfasser des Thomas Münzer, eben weil er durch historische Wahrheit dichterische Wirkung zu gestalten sich bestrebte, hat deshalb aber hinter dem Geschichtschreiber nicht zurückbleiben können, Behufs gründlicher Ermittelung jener, die in diesem Falle noch lange nicht genug aufgedeckt ist. Er hat mit emsiger, mühsamer Forschung die Quellen ausgebeutet und aus manchen geschöpft, die fast noch unbenutzt schlummerten in Archiven und Bibliotheken. Thomas Münzer, wie ihn der Verfasser darstellt, ist nicht Geschöpf seiner willkürlichen Einbildungskraft. Diese hat das Bild des Schwärmers gewissenhaft, wenn auch mit poetischem Geiste, kombinirt aus den eigenen Schriften desselben, die nur Wenige bis nun eröffnet. Gleiches ist mehr oder minder geschehen — so viel möglich — bei den anderen Personen, aus denen dieses reichhaltige Gemälde zusammengestellt ist: Kaiser Maximilian I., Kardinal Lang, Herzog Ulrich von Würtemberg, Philipp, Landgraf von Hessen, Luther, Melanchton und Anderen mehr. Alle sind durch und durch, in jedem Zuge mit sprechender Aehnlichkeit hervortretende historische Portraits von höchster Wirkung. Und doch hat der Verfasser sich fern gehalten von jener, die zufälligen äußerlichen Details beschreibenden Manier, von jener Wortmalerei, die verwerflich ist, weil sie stets verwirrt, ohne ein Bild in lebensfrischer Gesammtheit zu gewähren. Bei den Nebenpersonen von Ueberlieferungen aus jener Zeit verlassen, hat das Geschick des Verfassers sich in freier Bildung mit nicht minder günstigem Erfolge entwickelt, und hinter den Handelnden der ersten und der zweiten Reihe bewegen sich Bauernaufstand und Krieg, von Thomas Münzer hervorgerufen und bestimmt, in dunkeln, entsetzlichen Massen, aber immer übersichtlich geordnet und belehrend.

(Schluß folgt.)

*) Die Preußische Staatszeitung bringt in einer ihrer letzten Nummern obenstehende Beurtheilung, die, wie wir hören, aus der Feder eines bekannten hochgestellten Staatsbeamten geflossen seyn soll und durch das offizielle preußische Organ eine um so höhere Bedeutung erhält.
D. Red.

**) Wenigstens in Bezug auf das Bessere der Gattung dürfte hier das Urtheil des Herrn Einsenders einige Modification zulassen.
Anm. der Red. der P. St. Z.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 27. Januar. Der erste Maskenball im Schauspielhause.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 28. 28. Januar 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Castela.

(Fortsetzung.)

— Ich will Ihnen jetzt auch erzählen, warum ich bei dieser Erinnerung so unbändig lache; Sie wissen nämlich Eins noch nicht: jene unermüdlichen Tänzer waren seit acht Tagen von mir bezahlt. Sie bekamen Mann für Mann 20 Sous und dafür mußten sie tanzen und lärmen, daß der Boden zitterte und man sein eignes Wort nicht hören konnte — und zwar immer über der Kammer meines Freundes Tilmont. Ich gab vor, ich wollte Tilmont ganz toll machen, weil er mir einst einen Possen gespielt habe, den ich ihm nie vergessen könne; in Wahrheit hatte das Tanzen einen ganz andern Zweck. Tilmont wühlte, wenn der Ball begann, mit Bohrer und Säge in der Schiffswand herum und machte ein hübsches Loch für mich: der Lärm sollte also blos das Geräusch der Werkzeuge beim Durchbrechen der Planken übertäuben, und je ärger die Leute über ihm tobten, desto emsiger arbeitete mein Freund darauf los.

Jolivet's Verrath war verabredet gewesen; er sollte ein schlechtes Loch bohren und es dann verkaufen, theils um die Aufmerksamkeit des Einarms von Tilmont abzulenken, theils um unsern Fond durch die fünfzehn Guineen zu verstärken, die er dem Engländer durch seinen Scheinverrath abjagte. Ja, der englische Tölpel war mit seinem bischen Verstand uns bei weitem nicht gewachsen, und war gerade im Augenblicke aufs Haupt geschlagen, wo er's am wenigsten vermuthete und einen vollständigen Sieg über mich erfochten zu haben glaubte!... Denn auf dieselbe Nacht war meine Flucht definitiv festgesetzt, da Tilmont mit seinem Loche fertig war und ein aufspringender frischer Nordwestwind uns eine finstere stürmische Nacht verkündete.

Und das ging Alles, wie gesagt, acht Tage nach Dubreuil's Flucht vor!... Jolivet hatte sein schlechtes Machwerk gut angebracht, Tilmont mit dem Wiederanfange des Tanzes wieder zur Säge gegriffen und ich den Verzweifelten musterhaft gespielt: der Einarm freute sich seines Sieges und — tappte in die Falle. Alles ging nach Wunsch: ich war in Gedanken schon in Frankreich, in unserm geliebten Calais....

Kaum war noch ein viertel Stündchen verflossen, da benachrichtigte mich Tilmont durch ein verabredetes Zeichen, daß das Loch ganz fertig und practicabel sey: ich hätte vor Freude Jedem, der mir in den Strich kam, um den Hals fallen mögen.

Jetzt fehlte nur noch günstiges Wetter, und ich durfte den besten Erfolg hoffen. Wie ich aber aufs Deck eilen wollte, um nachzusehen, woher die Beise wehe, da tönte der bekannte dreimalige Pfiff, wodurch der Quartiermeister Alles aufs Deck ruft, durch's ganze Schiff. Ich grübelte darüber nach, was das wohl zu bedeuten habe, da kam ein Steuermaate die Treppe herunter und sagte mir, der Commandant erwarte mich auf dem Quarterdeck. Das kam mir noch sonderbarer vor, und ich eilte, von Neugierde getrieben, sogleich hinauf. Doch was seh' ich!... Der englische Etat-major war in großer Uniform auf dem Quarterdeck versammelt, die Seesoldaten standen unterm Gewehr und die Gefangenen waren auf den Kastellen, wie immer unterm Kreuzfeuer von vier mit Kartätschen geladenen Caronaden, in Reihe und Glied aufgestellt.

Der Commandant stand von seinem Stabe umgeben, auf dem Quarterdeck und machte eine so ernste und feierliche Miene, wie ich sie an ihm gar nicht gewohnt war. Zu seinen Füßen lag eine Hängmatte, mit einer schwarzen Flagge bedeckt.

Als ich schweigend meinen Platz eingenommen hatte, ließ Rosa die Trommel rühren und hub dann in französischer Sprache an:

„Vor acht Tagen ist einer der Gefangenen von der „Crown" entronnen. Er kam glücklich bis an die Schlammbänke, wo er aber stecken blieb. Seht, wie's ihm gegangen ist!"

Hierauf wandte er sich zu mir und sprach:

„Capitain, sehen Sie mal zu, ob Sie nicht vielleicht diesen Ihrer Cameraden wieder erkennen."

Bei diesen Worten schob er mit dem Fuße die Flagge von der Hängematte weg und ein eiskalter Schauer überlief mich bei dem Anblicke, der sich meinen Augen darbot. Auf der Hängematte lag eine nackte, überaus aufgeschwollene Leiche von gräulicher Farbe, mit Schlamm und Seegras theilweise überzogen; was aber das Schrecklichste war: das Fleisch hing vom Gesichte in Fetzen herab, und statt der Augen sah man nur noch leere, blutige Höhlen!... Die Raben hatten das Gesicht zerfleischt und die Augen herausgehackt!...

Je länger ich dies zerfetzte, von der Sonne ausgetrocknete Gesicht betrachtete, desto klarer ward mir's, auf welch' schreckliche Art der arme Dubreuil umgekommen war. Mit der Gegend zu wenig vertraut, war er auf die verdammten Bänke gerathen, hatte sich durch seine Anstrengungen, wieder flott zu werden, immer tiefer in den zäh-flüssigen Mudder hineingearbeitet und wahrscheinlich Tage lang bei vollem Bewußtseyn den Tod erwartet!... Den schrecklichen Hungertod!... Vielleicht umschwärmten den Unglücklichen, als er mit dem Tode rang, die gierigen Raubvögel, welche ihn später so arg zurichteten, und verkündeten ihm zum Voraus, was seiner noch warte, vielleicht .... zerhackten sie ihn schon gegen das Ende seines Todeskampfes!... (Fortsetzung folgt.)

## Citoyen.

### Historische Federzeichnung.

Marion, meine Geliebte, weinst Du?

Ja, Pierrot, ich weine! Und ich möchte weinen, bis das Licht meiner Augen erlischt, bis ich zu Dir hinabsinken könnte in den Tod.

Und Marion umschlang ihren Geliebten unter strömenden Thränen; sie drückte sich fest, fest an seine Brust und schluchzte so laut, daß der Beichtvater, so eben beschäftiget einem Andern der Verurtheilten die Beichte abzunehmen, sich mit einem ernsten strafenden Blick nach ihr umwandte.

Störe nicht durch Deine Klagen diese heiligen Gebete, meine Tochter! sagte der Geistliche, und Pierrot flüsterte in Marion's Ohr: Bist Du nicht meine Braut, Marion, meine süße holde Braut? Eines Kriegers Braut, Marion, darf nicht weinen, wenn ihr Geliebter in den Kampf zieht. Sie soll ihn jubelnd ziehen lassen zum Feld der Ehre. Und siehst Du, mein holdes Kind, auch ich ziehe jetzt zum Feld der Ehren, und soll mein Blut verspritzen für die gute Sache!

Ach, aber nicht auf dem Schlachtfelde sollst Du Dein Blut hingeben, wimmerte sie leise, unter die grausame Guillotine wollen sie Dein schönes heiliges Haupt legen, — ha, und das vom Blute anderer Opfer noch rauchende Messer wird Deinen Hals treffen. Ach, laß mich doch sterben mit Dir! kreischte sie in wahnsinnigen Tönen.

Du sollst leben, weil der Selbstmord eine Sünde ist, und weil wir uns, wenn Du so dem Tode entfliehst, dort droben nicht wiedersehen. Du sollst leben, um an mich zu denken, leben, als meine Wittwe, und durch standhaftes Dulden zeigen, daß Du es werth warst, das Weib eines Kriegers zu seyn. Du sollst leben, um mein Grab zu pflegen.

Horch, da ertönte das Sterbeglöcklein, und mit diesem einzigen Klang verstummte der Priester, die angefangenen Gebete verhallten auf den zitternden Lippen der Greise und Männer, und die bebenden Hände der Weiber erstarrten und vergaßen die Kugeln des Rosenkranzes, an dem sie ihr Pater noster gebetet, weiter zu rollen. — Näher tönte das Glöcklein, die Thüren öffneten sich, und in ihren rothen Gewändern, bespritzt von Blut, traten die Henkersknechte ein, ihre Opfer zu holen.

Keine Klage, kein Seufzer ertönte mehr. Mit festen Schritten, mit stolzem Blick erhoben sich die Gefangenen von ihren Knien, auf denen sie so eben noch zu Gott gebetet, und dann riesen sie Alle, mit lautem Jauchzen: Es lebe der König, es lebe Ludwig der Sechszehnte!

Ein wüthendes Gebrüll, gleich dem Frohlocken höllischer Geister, ertönte von der Straße herauf und ließ die Fenster erklirren. Denn die Poissarden, die dort unten vor der Conciergerie versammelt waren, um die Gefangenen zur Guillotine zu begleiten, hatten den Ruf der Opfer gehört.

Lebe wohl, lebe wohl, meine Geliebte, meine Braut! flüsterte Pierrot, und seine Lippen drückten sich noch einmal auf Marion's kalte Stirn.

Nein, nein, geh' nicht von mir! kreischte sie laut, und hing sich an seinen Arm.

Pierrot drängte sie sanft zurück. Lebe wohl, wir sehen uns wieder! Bald! Bald!

Nun wendet er sich, um zu gehen, schon hat er die Thür erreicht, — Marion liegt auf ihren Knien, sie hat nicht die Kraft ihm zu folgen, ihre ganze Seele, ihr ganzes Leben hat sich in ihren Blick zusammen gedrängt, in diesen Blick, den sie auf die enteilende Gestalt ihres Geliebten heftet.

Noch einmal wendet sich Pierrot nach ihr hin, und ein unbeschreiblicher Ausdruck ist in seinen Augen.

Marion, wir sehen uns wieder!

Jetzt hat er den Saal verlassen, jetzt sieht sie ihn nicht mehr! Das giebt ihr Kraft, nun kann sie sich aufrichten, kann hinaus stürzen, ihm nach, ihm nach! — Aber ach! das Gedränge trennt ihn von ihr. Dort sieht sie ihn den Karren besteigen, — sie kann nicht hin zu ihm! — sie sieht die rasenden kreischenden Weiber den Karren umringen, — sie kann nicht hin zu ihm! — sie sieht ihn fortgeschleppt, — ach, ach, und kann nicht hin zu ihm! — Dort verschwindet der Karren um die nächste Straßenecke, — sie sieht ihn nicht mehr, — sie kann nicht mehr hin zu ihm, — und mit einem lauten Schrei sinkt sie zusammen! —

Leise Klagelaute dicht neben ihr stören sie. Wer ist es, der bei ihr weilt, wer hat noch Mitleid mit ihr, der Verlassenen. Sie richtet sich bald empor und blickt um sich! Wer klagt mit ihr? Und sieh', — das Hündchen ist es, das winselnd zu ihren Füßen liegt, und aus seinen großen Augen sie anschaut! Die Menschen haben sie verlassen in ihrer Noth und ihrem Jammer, das treue Thier ist ihr geblieben! Das treue Hündchen, das ihrem Geliebten, ihrem Pierrot gehört. — Ach, nun ist es sein Vermächtniß! —

Citoyen, Citoyen! ruft sie laut, und wie das Thier zu ihr herangesprungen kommt, schließt sie es unter Thränenströmen in ihre Arme. —

Horch, dumpf erschallet in der Ferne Trommelgewirbel. Marion fliegt empor. Jetzt, jetzt werden sie ihn tödten! ruft sie mit athemloser Angst. Citoyen, wir müssen mit ihm sterben!

Ein wilder Wahnsinn blitzt aus ihren Augen, und jetzt in rasender Eile rennt sie die Straße hinab. Weit hinter ihr, einem wehenden Schleier gleich, wallt ihr langes Haar, ihre Füße berühren kaum den Boden, ihr Auge ist weit geöffnet, starr und glanzlos, und ihre zitternde Lippe ruft fort und fort: Citoyen, Citoyen, und das treue Hündlein folgt ihrem Ruf und springt hinter ihr her in gewaltigen Sätzen. Näher und näher ertönet das Trommelgewirbel, das Jauchzen und Schreien des Pöbels. Näher und näher der fürchterlichen Stätte fliegt Marion heran. Jetzt, jetzt ist sie da, — aber ihre Augen, wie weit sie auch geöffnet sind, sie sehen nicht das fürchterliche Schaffot, sehen nicht, wie Opfer nach Opfer die Stufen hinan steigt, und wie das Beil zischend hinab sinkt in ihr Leben. — Dort, vor jenem erhöheten Sitze sinkt sie nieder, kraftlos, athemlos, ihre Füße tragen sie nicht mehr, aber laut und durchdringend schreit die arme wahnsinnige Marion: Citoyen, Citoyen, und drückt das Thier, das neben ihr kauert, an ihre Brust. — Marion war niedergesunken vor dem Sitz, auf dem Marat saß, und mit thierischer Lust hinschaute auf das Morden. In seiner Hand hielt er die Uhr, und seine kleinen blutrothen Augen hefteten sich bald auf die Uhr, bald auf die Guillotine, die fort und fort ihr schauerliches Geschäft vollendete.

Dreißig Minuten, sagte er jetzt, in dreißig Minuten vier und dreißig Köpfe. Die Maschine hat noch nie so rasch gearbeitet. — Er wandte sich zu dem Mann, der hinter seinem Stuhl stand, und fragte: Wie viel Köpfe haben wir heute?

Sieben und sechzig! war die Antwort.

Fehlt uns gerade ein Kopf für die ganze Stunde, rief Marat verdrießlich. Der muß herbeigeschafft werden, schnell, schnell!

Aber es wird nicht möglich seyn so rasch, sagte der Andere.

Es wäre schade, wenn gerade einer fehlte, sagte Marat.

Citoyen, Citoyen, kreischte Marion jetzt lauter noch als zuvor, und suchte den Hund zurück zu halten, der laut win-

feind sich ihren Armen zu entwinden suchte. Das treue Thier hatte Pierrot, seinen Herrn erkannt, und wollte hin zu ihm! — Das Hündlein sah seinen Herrn, aber das arme wahnsinnige Mädchen hatte selbst nicht Augen mehr für ihren Geliebten, und wie das Thier in ihren Armen zappelte und winselte, kreischte sie nur noch lauter: Citoyen, Citoyen!

Was bedeutet denn dieses wahnsinnige Geschrei? fragte Marat, und beugte sich nieder zu Marion, die noch immer zu seinen Füßen lag.

Sie hörte nicht diese harte blutdürstige Stimme, und rief nur: Citoyen, bleibe bei mir!

Wie, fragte Marat, und seine kleinen Augen blitzten höher auf in blutiger Freude, nennt das Weib ihren Hund Citoyen? Das ist Verrath! Das verdient den Tod!

Jetzt war es dem treuen Thier gelungen, sich von Marion's Händen zu befreien, und laut heulend vor Freude sprang er in wilden Sätzen über den Platz und durch die Menschenreihe dahin zu Pierrot, seinem Herrn!

Und Marion flog empor, und dem Thiere nacheilend, schrie sie laut: Citoyen, Citoyen!

Seht, da erhebt sich Marat von seinem Sitze, und mit donnernder Stimme ruft er: Packt das Weib! Sie ist des Todes schuldig! Sie giebt ihrem Hunde unsern Namen! Ihren Hund nennt sie Citoyen! Packt sie und führt sie zur Guillotine.

Schnell wie der Blitz ist sein Befehl vollführt. Kreischende Weiber umringen die arme Wahnsinnige, packen sie an mit bluttriefenden Händen, und jubelnd schleift man sie hin zur Guillotine.

Marat blickte auf seine Uhr, und wandte sich dann mit einem grinsenden Lächeln zu seinem Begleiter.

Es war die höchste Zeit, sagte er, daß wir den acht und sechszigsten Kopf fanden! Denn seht, es sind schon über neun und funfzig Minuten vergangen, und dort steigt der letzte die Guillotine hinauf.

Dieser letzte aber war Pierrot, und wie er die Stufen hinanstieg, hörte er neben sich leise Klagetöne, und siehe es war sein treues Thier, das sich an seine Füße schmiegte. Jetzt hört er es hinter sich rufen: Citoyen! — Er hat Marion's Stimme erkannt, und wie er sich wendet, sieht er die Geliebte herbeigeschleppt, ihm nach die Stufen hinauf.

Da blitzt es in seinen Augen auf wie göttliches Entzücken. Wir sehen uns wieder! ruft er freudig, und legt sein Haupt nieder! — Das Messer fällt!

Schnell, schnell, ruft Marat, es fehlt nur noch eine halbe Secunde, schnell den acht und sechszigsten Kopf.

Man schleift Marion die Stufen hinan. Sie läßt es geschehen, sie weiß nicht, was man thut, sie ruft nur Citoyen! — Und das treue Thier ist neben ihr, es springt um ihren Hals, es läßt sich nicht hinwegstoßen, als man jetzt Marion's Kopf auf den Block legt. Fest hat er seine Pfoten auf ihre Schultern gelegt, — man bemüht sich umsonst ihn hinweg zu reißen.

Schnell, schnell! brüllt Marat wüthend.

Und das Messer der Guillotine, das noch dampft von Pierro'ts Blut, rasselt hernieder, um an seiner Schneide Marion's Blut mit dem ihres Geliebten zu vereinen! — Jetzt ist es gethan, — das Haupt des Mädchens fällt zur Erde, aber auch das des armen Citoyen, — das Messer hat ihn getroffen mit ihr.

Marat steckte vergnügt seine Uhr ein und sagte: Superb! Acht und sechzig in einer Stunde! Es war gut, daß wir den letzten Kopf noch fanden, damit wir eine runde und richtige Summe hatten! (Pilot.)

---

## Tabletten.

*** (Literarisches.) „Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolph Bube. Herausgegeben von Dr. J. Günther. Vierte verbesserte Auflage. Mit fünf Umrissen. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke, 1842." — Die vierte Auflage der deutschen Sagen ist der dritten, welche wir im October 1840 in diesem Blatte anzeigten, rasch gefolgt, und es freut uns, unsern Lesern berichten zu können, daß der thätige Herr Verfasser die ihm von der Kritik gegebenen Winke benutzt und eifrig darnach gestrebt hat, seinem Werkchen eine größere Vollkommenheit zu geben. Er selbst konnte die Herausgabe dieser Auflage nicht besorgen; daher sein Freund, Hr. Dr. Günther in Jena, sich dieser angenehmen Arbeit unterzog, von welchem die Freunde des Dichters nicht nur die Sagen selbst in einer korrekten Ausgabe, sondern auch in dem Vorworte eine kurze Lebensskizze desselben — Vielen gewiß eine angenehme Zugabe — erhalten. Ungefähr zehn Sagen der frühern Auflage fehlen der gegenwärtigen. Es sind solche, in welchen theils der Stoff gar dürftig war, theils auch die Bearbeitung selbst Manches zu wünschen übrig ließ. Dagegen wurde das Büchlein in seiner gegenwärtigen Gestalt mit eben so viel neuen Sagen bereichert, die zum größten Theile das Lob verdienen, welches wir so gern den meisten Dichtungen des Herrn Verfassers zollten. Wir bemerkten in unserer obenerwähnten Beurtheilung, daß die Sage in einem anspruchlosen Gewande erscheinen müsse, und daß sie, um zu gefallen, des äußern Schmuckes nicht bedürfe, denn sie ist ja ein Kind früher Zeiten; und wir freuen uns gewiß am meisten, wenn sie uns in heiterer Einfalt und ungesuchter Natürlichkeit entgegen tritt. Wie reizend sind in dieser Hinsicht eine große Anzahl von Sagen, mit welchen uns Uhland, G. Schwab, Kerner, die Gebrüder Grimm, Simrock, Stöber u. A. beschenkten! Herrn Bube's Sagen haben größtentheils diese liebenswürdige Natürlichkeit, und sprechen sowohl durch den glücklich gewählten Stoff, so wie durch die sinnige Behandlung desselben an. Zu den vorzüglichsten zählen wir in dieser Hinsicht: Sankt Bonifacius, Sankt Sebald, der Schatz in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt, das Standbild am Jakobsplatze zu Gotha, das Mauerbild zu Engelsbach, das versunkene Schloß im Büchensee, Ludwig des Heiligen Abschied, der Graf von Tannenberg, die Schlacht auf der Malserhaide, und viele andere. Es wird daher auch nicht fehlen, daß diese neue Ausgabe, von ihrem Verfasser und dem Herausgeber mit Liebe dargeboten, immer mehr und mehr Freunde finden werde, zumal auch der Verleger das Seinige dazu beigetragen hat, das Büchlein so auszustatten, wie es der freundliche Inhalt verdient. Wilhelm Kitzer.

*** Herr v. Küstner, aus Sachsen gebürtig, gegenwärtig noch Intendant des königlichen Hoftheaters zu München, begründete, laut „Conversationslexikon der Gegenwart," 1817 das Leipziger Stadttheater und durch dessen zehnjährige Leitung seinen Ruf als Theatervorstand. Als er dieselbe 1828 aufgab, wurde er vom königlich sächsischen Hofe eingeladen, das Hoftheater zu Dresden, mit allerhöchstem Zuschusse, zu unternehmen. Er glaubte jedoch, dies ablehnen zu müssen, weil er in dem damals noch bestehenden kleinen Theatergebäude das Gelingen einer Unternehmung nicht für möglich hielt, und wählte von zwei Anträgen, die ihm zur Uebernahme der Intendanz des Darmstädter Hoftheaters und des Frankfurter Nationaltheaters gemacht wurden, den erstern und ging 1830 nach Darmstadt. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe zu einer lebenslänglichen Anstellung, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, als Intendant nach München, woselbst er neun Jahre hindurch das Hoftheater leitete, bis er vor Kurzem berufen wurde, die Generalintendantur der könig-

lichen Schauspiele in Beelin zu übernehmen, welche im Mai 1842 eeledigt seyn wied. Ohne in weitere Details einzugehen, wied nur hier als Thatsache angeführt, daß Herr von Küstner sowohl am königlich sächsischen Hofe durch Ertheilung des Hofraths-chaeakters, als von den königlich bayerischen und großherzoglich hessischen Höfen duech Ertheilung des bayerischen und hessischen Verdienstordens, sowie durch vielfache andere Gnadenbezeignungen die spechendsten Beweise der vollkommensten Zufriedenheit mit seinen Diensten empfing, sowie es auch notorisch ist, daß sein Abgang von Leipzig, Daemstadt und München allgemein bedauert ward und noch wird. Diese Zufriedenheit dee Fürsten, denen er diente, sowie die erwähnte allgemeine Stimme spricht unzweifelhaft füe die Tüchtigkeit seinee Leitung so in artistischee wie finanziellee Beziehung. (Ztg. f. d. eleg. Welt.)

*** Eine Dame war im Begeiff, in einer Gesellschaft den Gemeinspruch anzuwenden: Im Reiche der Blinden ist der Einäugige — König. Die Haltung dee sie Umgebenden belehrte sie, daß ein Einäugigee gegenwäetig sey. Kaum hatte sie die Worte: Im Reiche der Blinden — ausgespeochen, so hielt sie inne und erröthete. Dee artige und gebildete Einäugige zog sie aus der Veelegenheit. „Warum halten Sie inne, Madame?“ rief er schnell aus. „Sie waren im Begriff, mich zum König zu erheben.“

## L i t e r a t u r.

### Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman von Theodor Mundt. Drei Bände. Altona, 1841. Verlag von J. F. Hammrich.

(Schluß.)

Weil der Stoff dieses Werkes in mächtigen Warnungen zu jeglicher Zeit spricht, war es die Pflicht des Verfassers, auch für jegliche zu schreiben, nicht blos für die heutigr, denn nur der Halbbildung und Einseitigkeit liegt es nahe, und sie gefallen sich darin, irgend eine Vergangenheit, wohlfeil genug, heutigen Zuständen und Tagesfragen beliebig zu assimiliren und danach, unter alten Namen, jene vorlaut und unwissenschaftlich besprechen, diese in unreifer Klügelei lösen zu wollen. Man erregt dadurch und wird von der Partei, der man sich zugesellt, gepriesen. So ärmlichen Preis des Strebens verachtet der Verfasser des Thomas Müntzer. Er ist kein Partei-Schriftsteller. Aus der ruhigen, geistreichen, besonnenen, auf der Höhe idealen Anschauens gehaltenen Fassung seines Werkes geht deutlich hervor, daß nur das Reinmenschtiche seine Brust bewegt, und daß er, ohne sich mit Tageswirren zu befassen, den Gleichfühlenden, in welcher Zeit diese auch leben, im Bilde Müntzer's und seines Bauernkrieges die große Lehre hat vorführen wollen, daß nur die Hand Gottes die Geschicke der Völker lenkt, und daß es Aberwitz ist, in schwärmerischer Wallung, und nur auf materielle Weise, mit gewaltsamem Umsturze alles Bestehenden, ein neues Reich Gottes auf Erden bilden zu wollen, das aber Gott verwirft, weil es nicht im Geiste ist, und mithin auch nicht in der Wahrheit.

Hierzu ist der gewählte Stoff vorzüglich geeignet. Luther's Reformation war im Wesentlichen bereits vollendet, und es stand fest, daß sie bezüglich der bestehenden weltlichen Formen im Staate durchweg konservativ war und bleiben wollte. Er, der dem römischen Stuhle den Fehde-Handschuh hinwirft, um für die Reinheit der christlichen Lehre zu kämpfen und zu siegen, ist der loyalste, ja, man darf sagen, der zärtlichste Unterthan seines Fürsten. Er setzt sich mit Erstaunen erregender Kühnheit über die Schlüsse der Konzilien und die Bullen des Vatikans hinweg, aber er duldet es nicht, daß die bestehenden weltlichen Gesetze und Ordnungen verachtet werden. Selbst wo er solchen begegnet, die mit den Lehren des Evangeliums nicht übereinstimmen, begnügt er sich damit, die Großen der Erde väterlich zu ermahnen, die Mißstände nach Zeit und Umständen abzustellen, das murrende Volk aber bedeutet er, so wie so der Obrigkeit zu gehorchen und abzuwarten in Demuth und Gebet, bis Gott die Herzen der Fürsten zur rechten Stunde lenken werde, die ja in seiner Hand seyen.

Solches Wesen wird heute, nach Jahrhunderten des Fortschrittes im Geiste und in der Wahrheit, leicht begriffen und gewürdigt. Damals aber mochte man die Reformation, oder den Reformator, fragen: „Warum nicht weiter? Warum nur den Geist befreien wollen von den Banden des Wahnes, und nicht auch das Fleisch von den Ketten weltlichen Zwanges, die nicht minder drücken, nicht minder entgegen sind der allgemeinen menschlichen Freiheit und christlichen Bruderliebe?“ Thomas Müntzer war es, der, mit zuerst, solche Frage aufwarf gegen Luther und deshalb mit ihm in Zeit und Ewigkeit zerfiel. Ohne Welt-Erfahrung, ohne richtige Urtheilskraft, aber von wüster Schwärmerei erhitzt und verblendet, veemaß sich der Schüler, das Werk des weisen Meisters zu überbieten und auf die kirchliche Reformation eine soziale Revolution folgen zu lassen, mit Umsturz aller bestehenden Staatsformen, aller Rechtszustände, alles Eigenthumes. Unklar vom ersten Beginnen, wirren Hiengespinsten nachjagend, eine Schlachtbank aufrichtend, um sie als Altar der von Gott eingesetzten Freiheit und Gleichheit auszurufen, müssen am Ende der frevelhafte Urhebee und seine verführten bemitleidenswerthen Schaaren unter dem Strafgerichte des Himmels an der nämlichen Schlachtbank jämmerlich verbluten, und der göttlichen Verwerfung ihres anarchischen Beginnens wird damit das Siegel aufgedrückt, daß alle diese Umwälzungen vorübergegangen sind, ohne irgend eine Spur des Heiles und der Abstellung selbst gerechter Beschwerden für die gedrückten unteren Klassen des Volkes zurückzulassen. Die armen Leute stehen zum Schlusse da ärmer denn jemals. Wenn später und in neuerer Zeit die deutschen Bauern und zwar aus den väterlichen Händen ihrer milden Fürsten das Billige und Nützliche, welches sie in ihren zwölf Artikeln in Anspruch nahmen, wirklich im besten Frieden erhielten, darf man mit Recht behaupten, Thomas Müntzer und sein Aufstand habe das Gute, welches damals wahrhaft Noth that nur vereitelt und ins ferne Unbestimmte hinausgeschoben.

Hiernach war es die Haupt-Aufgabe des Verfassers, in seinem Werke Thomas Müntzer und Luther in Gegensatz zu bringen. Eine schwierige Aufgabe, die er befriedigend gelöst hat. Thomas Müntzer, der verwegene, als scheinbar gewaltige Heerführer gegen Luther auftretende Angreifende; dieser, der mit Schmähungen überhäufte, allein stehende Angefochtene, und dennoch, wie versinkt Müntzer mit seinem meteorischen Schimmee, mit seinen vulkanischen Flammen, die Entsetzen erregen und verheeren, neben der ruhigen, besonnenen, echten, gediegenen Größe des bewunderungswürdigen Reformators. Luther und Kaiser Maximilian sind von dem Verfasser, freilich seiner Grundansicht gemäß, mit hervorstechender Vorliebe behandelt. Sie sind, der edle Kaiser am Anfange, der Reformator gegen das Ende des Werkes, gleichsam die beiden Gipfel desselben, der Eine, wehmüthig angeleuchtet vom Abendrothe einer untergehenden Zeit, die der edle Herrscher von oben herab im schönen fürstlichen Sinne zu reformiren sich vergeblich bemühte; der Andere, umstrahlt vom Morgenlichte einer aufgehenden Zeit, die Luther von unten empor im erhabenen volksthümlichen Sinne glücklich reformirt.

Thomas Müntzer ist eine Klippe für die darstellende Kunst, und man muß dem Geiste und der Kunstfertigkeit des Verfassers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich an diesem spröden Stoffe siegreich bewährt haben. Der Leser folgt selbst den Irrthümern des Schwärmers mit ununterbrochener, sich steigernder Spannung und läßt sich von seinen donnernden Reden fortreißen, während er deren Inhalt verwirft. Selbst am Ende, wo diese hohle, aber doch gigantische Gestalt in Nichtigkeit zusammenbricht, überwallt eine Wolke tragischen Ernstes den armen Sünder, und zuletzt, nachdem er sich selbst und Alles sonst ihn verlassen, nimmt die feierliche Muse sich seiner an.

Ein neues Genre der Dichtung, besonders wenn es sich mit so viel Wirkung einführt, pflegt Nachahmee zu finden, und es wäre zu wünschen, noch andere wichtige Momente deutscher Geschichten in gleicher Weise behandelt zu sehen. Doch erfordert dieselbe mehr Studien, Ernst und Fleiß, als die Mehrzahl der heutigen Verfasser von Romanen sich zuzumuthen pflegen. Möchte daher der Dichter des Thomas Müntzer selbst rüstig fortsetzen und weiter gewähren, was von Anderen weniger zu erwarten seyn dürfte. Seine ausgezeichnete Gabe, sowohl Charaktere zu schildern, als auch Situationen wirkungsvoll zu kombiniren, endlich der edle, prägnante, klare und harmonische Styl, der ihm eigen ist, und der in diesem seinem neuesten Werke besonders einnimmt, scheinen vorzugsweise ihn einer Bahn zu überweisen, auf der noch so viele Kränze zu erringen sind.

## Geographischer Verein.

Freitag 28. Januar, Abends 7—8 Uhr: Ueber die sogenannten Marabut's (Heiligen), unter den Bewohnern der Berbeeei, von Dr. Kriegk.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 29. 29. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

inzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie ünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne azu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Castela.

(Fortsetzung.)

Der Eindruck, welchen der Anblick dieser Leiche auf die ize Mannschaft und mich selbst machte, läßt sich nicht mit orten schildern. Todesstille herrschte auf dem Deck; hrecken und Entsetzen malten sich auf jedem Gesichte.... s Blut stockte in meinen Adern und es lief mir ein über s andere Mal eiskalt über den Rücken; denn ich mußte ja heend der Nacht dieselben Schlammbänke passiren und ging lleicht demselben entsetzlichen Tode entgegen!... Schrecklicher danke!...

Doch ich weiß mich immer zu beherrschen und nahm mich htig zusammen, um mir vor dem verdammten Krämervolke e Blöße zu geben. Als daher der Einarm rings umherkte, um zu sehen, welchen Eindruck dies grausige Schaul auf uns Gefangene mache, dann sich zu mir wandte und hmals fragte, ob ich meinen Cameraden erkenne: da legte die Hände auf den Rücken und antwortete ihm mit der ichgültigsten Miene von der Welt, (wenn mich schon diese eichgültigkeit, offen gestanden, die entsetzlichste Mühe ete.)

„Freilich kenne ich diesen Cameraden, mein Herr.... 'S ist Matrose Dubreuil, ein Landsmann von mir; aber 's ist großes Unglück: es war ein fauler Schlingel, ein Galstrick, der seine arme Mutter schlug und daher kein besseres s verdiente."

Meine Kaltblütigkeit brachte den Einarm ganz aus der ssung; er trennte mit wüthendem Fußtritte das eine von Würmern arg zernagte Bein von dem Rumpfe und ie:

„Sie werden doch einsehen, Capitain, daß ein Spaziergang den Schlammbänken gerade kein Spaß ist!... denn man n dabei sein Fell gehörig abnutzen und zuletzt noch gar Hölle fahren."

„O ja, Commandant, wenn man dumm genug ist und nicht eine Art Schlammschuhe mitnimmt," — erwiederte ich ganz assen und konnte mich, so wenig ich dazu aufgelegt war, es spöttischen Lächelns nicht erwehren. Denn so wie der lpel mich auf dies verstümmelte Bein aufmerksam machte, mir ein trefflicher Einfall: ich meine die Schlammuhe. —

Doch Master Rosa hielt das Ganze für einen Scherz, wußte r darauf nichts zu erwiedern und sagte ganz ernsthaft:

„Sie scherzen wohl, Capitain?"

„Allerdings, mein Herr!" war meine Antwort. „Werfen daher nur ganz getrost dies Aas ins Meer; denn es pestet nur die Luft und vielleicht macht's auf die Fische einen bessern Eindruck als auf mich und meine unerschrockenen Cameraden. Uebrigens kann mich so etwas nicht einschüchteen, das glauben Sie mir nur, und seyen Sie überzeugt, daß ich für meine Freiheit Alles aufs Spiel setze. Fiele der Himmel selber auf mich herab, ich würde doch noch versuchen, mich unter seinen Trümmern hervorzuarbeiten. Darauf verlassen Sie sich.... Guten Abend, Commandant!" damit ging ich weg; denn ich konnte es wirklich nicht mehr aushalten. Der Anblick dieser ekelerregenden Leiche empörte mein Innerstes; zudem wollte ich mich in derselben Nacht durchmachen und hatte daher noch mehr zu thun, als den Herrn Dubreuil anzugaffen.

— „Und Sie wagten dieselbe Nacht noch zu entfliehen, Capitain?" fragte eine der furchtsamsten Damen kleinlaut.

— „Ja, meine Damen!" erwiederte der Capitain mit ernster Miene; „und das war dazu noch eine höllische Nacht!"

In diesem Augenblicke erinnerte sich der unerschrockene Capitain wahrscheinlich so lebhaft an den Muth und die Energie, welche er in jener Schreckensnacht entfaltet hatte, daß sich in seinen Zügen die unbezähmbarste Kraft und die verzweifeltste Entschlossenheit spiegelten. Welch' fester, durchbohrender Blick, welch' ehrfurchtgebietende Haltung, welch' ausdrucksvolle Miene! In diesem Momente war der Capitain eine wahrhaft erhabene Erscheinung und ich sah ihn, wie ich ihn eigentlich sehen wollte, als einen **Mann** in seiner natürlichen und einfachen Größe. —

Nach einer kleinen Pause fuhr der Capitain in seiner Erzählung fort:

„Ich sagte Ihnen schon, daß Tilmont mit seinem Loche fertig war; ließ sich die Nacht gut an, so sollte ich das Wagestück beginnen. Nun! die Nacht schien sich machen zu wollen; denn gegen 7 Uhr Abends blies der Wind schon so scharf über den See, daß er einem Büffel die Hörner hätte vom Kopfe wehen können; und dennoch wurde er mit jedem Augenblicke frischer. Der Himmel bedeckte sich gen Nordwest mit schwerem Gewölk, und ein feiner eiskalter Regen rieselte hernieder: kurz, das Wetter wurde so stürmisch, daß die Schaluppen nicht in See stechen konnten, und ich freute mich wie ein Kind.

Um 8 Uhr wurde der Zapfenstreich geschlagen. Die Matrosen schlüpften in ihre Hängematten, die Offiziere suchten ihre Zimmer auf: Zehn Minuten später waren alle Lichter, mit Ausnahme der Laternen der Wachen und der Nachtleuchten an den drei Untermasten, ausgelöscht und lautlose Stille eingetreten, nur dann und wann unterbrochen durch die dumpfen Tritte der Schildwachen auf dem Deck und den Gallerien. Jetzt war der günstige Augenblick da, meinen Plan auszuführen, und ich schlich so leise als möglich in Tilmont's Kammer. Jolivet war schon dort.

Bald hätte ich Ihnen zu sagen vergessen, daß der Commandant Rosa völlig überzeugt war, Tilmont könne nicht schwimmen, und dürfe daher nicht im Entferntesten an ein Entweichen denken!... deßhalb wurde dieser Offizier auch lange nicht so scharf beobachtet und konnte sich freier bewegen, als wir andere Alle. So wenig kannte der schlaue Engländer seine Leute!... (Fortsetzung folgt.)

## Das Daguerreotyp im Harem.

Es ist hinlänglich bekannt, daß der berühmte französische Maler, Horace Vernet, vor einiger Zeit eine Reise nach Aegypten zum Pascha Mehemet Ali unternahm. Während dieses Besuchs erlebte er ein ächt orientalisches Abenteuer, dessen Mittheilung wir einem Freunde des großen Künstlers verdanken.

Horace Vernet befand sich schon länger als eine Woche in Alexandrien. Er wohnte im Palaste des Vicekönigs und machte täglich Spaziergänge durch die Stadt, eingehüllt in einen langen ägyptischen Mantel; diese Excursionen nöthigten ihn, jeden Morgen eine Straße zu durchwandern, welche unterhalb der unübersteiglichen Terrassen liegt, hinter denen die Weiber des Pascha lustwandeln.

Eines Morgens war er sehr früh ausgegangen, und befand sich fast allein auf der Straße, als ein Gegenstand, der für ihn bestimmt zu seyn schien, zu seinen Füßen auf den Boden niederfiel... Es war eine weiße, an einem rothen Bande befestigte Rose; zugleich sah er das Ende einer Schärpe von derselben Farbe auf der Brustwehr der Mauer flattern.

— „Was mag das zu bedeuten haben?" — sprach der Maler erstaunt für sich.

Indem er sich jedoch der Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht erinnerte, fügte er leise hinzu: „Das ist eine Liebeserklärung!..."

In der That, wer hätte den Sinn dieses symbolischen Geschenks anders deuten können! Bedeutete nicht die weiße Rose: „Ich bin eine Dame des Harems", und das rothe Band: „Ich brenne in heißer Liebe für Dich, aber ich bin in Banden."

Unglücklicher Weise ist der berühmte Künstler ein sehr würdiger Mann, und die Strahlenkrone seines Ruhms ruht auf einem beinahe greisen Haupte.

— „Man hält mich ohne Zweifel für einen Andern," — sprach er für sich mit einem philosophischen Lächeln.

Indem er jedoch um sich blickte, fand er zu seiner Verwunderung die Straße leer.

— „Wenn auch diese Rose nicht für mich bestimmt ist," — dachte er — „so habe ich doch das Recht, sie zu behalten."

Dann setzte er seinen Weg weiter fort, den Duft der Blume einathmend und unwillkürlich über das sonderbare Abenteuer nachdenkend.

Er dachte noch am folgenden Morgen, als er an derselben Stelle vorüberging, daran, aber sieh! eine zweite Rose fiel zu seinen Füßen nieder und die Schärpe wehte von Neuem über seinem Haupte. Am dritten Tage erfolgte eine dritte Blume, und so ging es fort, die ganze Woche hindurch.

— „Sie ist entschieden für mich bestimmt!" — sagte der Maler, indem er die sechste Rose aufnahm — „ohne es zu wollen, habe ich eine der Frauen meines Wirthes verlockt, und so bin ich denn eine Art Joseph vor dem Pharao unserer Zeit!"

Indem Horace Vernet so scherzte, war er ernstlich in Verlegenheit und betrat den Palast Mehemet Ali's mit unruhigem Herzen. Nicht der kleinste Umstand konnte ihn auf die Spur der Unbekannten leiten, er sah nicht einmal den Schatten eines weiblichen Wesens in seiner Wohnung, auch flogen die Rosen nicht mehr von den Terrassen des Harems herunter.

Während dessen hatte der Künstler täglich lange Unterredungen mit dem Vicekönig. In einer derselben erklärte Horace Vernet dem Pascha das neu entdeckte Daguerreotyp. Dieser war so von den Wundern desselben hingerissen, daß er mit eigener Hand sich davon zu überzeugen wünschte. Und nun saß der Pascha Morgens und Abends da, die Einrichtung und das Verfahren bei demselben studirend! In kurzer Zeit war der greise Zögling so weit, daß er ohne Lehrer sich helfen konnte und wollte nun auch den Beweis seiner Kenntnisse liefern.

— „Wenn es morgen schönes Wetter ist," — sagte er zum Maler — „so wollen wir die großen Hafenbauten in Augenschein nehmen, ich werde das wunderbare Instrument nachkommen lassen und dasselbe selbst in Thätigkeit setzen."

Am andern Tage brannte die Sonne Aegypten's heiß, der Künstler und der Vicekönig traten daher, von mehreren Offizieren begleitet, den Weg an. In dem Moment, wo sie bei den für die Frauen bestimmten Bädern vorbeikamen, hielt Horace Vernet auf einmal sein Pferd an.

Ein prächtiger Blumenstrauß fiel vorn auf den Sattel seines Rosses, und das ganze Gefolge wünschte ihm zu diesem unerwarteten Geschenke Glück.

— „Das zweite Kapitel meines Romans," — dachte der Künstler — „meine unbekannte Schöne badet sich in diesem Hause!"

Als er darauf bemerkte, daß man sein Bouquet genau untersuchte, begann er selbst es aufmerksam zu betrachten. Es waren seltene Blumen und ihre Anordnung war noch eigenthümlicher. Ein geheimer Sinn lag ohne Zweifel in derselben verborgen, aber der Künstler konnte ihn leider nicht enträthseln.

— „Sie suchen den Sinn dieser lieblich duftenden Gabe, mein Herr," — sprach ein junger Mameluckenoffizier aus dem Gefolge des Pascha's, der vortrefflich Französisch verstand, zu ihm — „wenn Sie mir dieselbe einen Augenblick erlauben wollen, so werde ich Ihnen sogleich die Erklärung davon geben."

— „Sehr gern," — antwortete der Maler, und gab das Bouquet dem Offizier.

Dieser untersuchte es genau und athmete den Duft jeder einzelnen Blume ein: Dann gab er folgende Erklärung:

— „Das Schlagen meines Herzens sagt mir, daß ich Dich liebe; sagt Dir das Schlagen Deines Herzens, daß Du mich liebst? Mein Leib ist so rein von jedem Makel, wie meine Seele frei von jeder andern Liebe; ist Deine Seele eben so jedem Wankelmuth fern? Ich wünsche mir seufzend die Freiheit, um Deine Sclavin zu werden; willst Du mein Herr seyn und mir meine Freiheit erringen helfen? Geh nicht mehr des Morgens unter den Terrassen vorüber, sondern am Abend. Die weißen Rosen werden dann wieder auf Dich herabfallen, Geliebter meiner Seele, und der Duft derselben ist am Abend nicht minder angenehm als am Morgen. — Sollten wir uns je begegnen, so kannst Du mich an meiner rothen Schärpe erkennen."

Nachdem der Offizier auf so seltsame Weise aus den Blumen gelesen hatte, gab er das Bouquet dem Künstler zurück; Horace Vernet aber, obgleich nun vom Pascha selbst glücklich gepriesen, blieb dennoch nachdenkend und ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

— „Ich danke Ihnen, mein Herr," — sagte er zu dem höflichen Dolmetscher — „und bitte Sie zugleich, Ihr Werk zu vollenden, indem Sie mir eine Antwort verfertigen, welche des Briefes würdig ist."

— „Das ist leicht geschehn," — antwortete der Offizier. Er ordnete nun die Blumen ein wenig anders und brachte lgenden Sinn heraus:

— „Ja, das Schlagen meines Herzens sagt mir, daß ich ich liebe, mein Herz ist frei von jedem Wankelmuth wie as Deinige! Aber Dein Sclave will ich seyn, nicht Dein err. Heute Abend erwarte ich eine Gabe von Dir unter en Terrassen, Geliebte meiner Seele! Alle meine Gedanken nd bei Dir, am Morgen sowohl wie am Abend. Wo wir ns auch begegnen werden, Du kannst mich immer an meiem blauen Mantel erkennen."

— „Vortrefflich, mein Herr, vortrefflich!" — rief der Mar und nahm das Bouquet wieder zu sich.

— „Vortrefflich!" — wiederholte das Gefolge, welches ch in diesem Augenblicke dem Hafen näherte.

Dort sprach man noch einige Zeit über das Abentruer es Künstlers, dann schien dieser, ganz mit der Aufstellung es Daguerreotyp's beschäftigt, selbst es zu vergrssen.

Vermittelst einiger Winke und Hülfeleistungen bestand der Bicekönig die Probe ehrenvoll. Stadt und Hafen, welche ie Sonne hellstrahlend beleuchtete, sah man auf den Metalllatten perspectivisch wieder; die Rhede, bedeckt mit Schiffen, ie vor Anker lagen, die langen Silberstreifen des unendlihen Meeres in der Ferne, dunkle Felsen mit hohen Leuchthürmen, Hafendämme von rosenfarbigem Granit, umspült on den Wogen des Meeres, weiße Häuser der neuerbauten Stadt, die sich aus den düstern Trümmern der Nekropolis rhoben, Araber, die unbeweglich dasaßen unter den Grabteinen ihrer Väter, oder auf den Höhen der Moscheen unblässig ihre Arme bewegten: dies waren die Bilder, welche as Daguerreotyp treu wiedergab. (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Berlin, 23. Jan.) Franz Liszt gibt nächsten Mittwoch auf den Wunsch der Studierenden ein Klavierconcert n der Aula der Universität, welches nur Studenten für ein billiges Eintrittsgeld hören können. Da Liszt die Einnahme für rme Studierende bestimmt hat, so ließ er sich selbst 20 Einrittskarten holen, wofür er 20 Friedrichsd'ar zahlte.

*** Ueber ein in der Provinz Carthago im Staate Costa Rica (Mittelamerika) stattgefundenes Erdbeben sagt ein Schreiben aus Heredia: „Der Stoß kam so plötzlich, daß die Leute, welche mit dem Leben davon gekommen sind, kaum die Zeit hatten, ihre Häuser zu verlassen, bevar diese einstürzten. In einer einzigen Sekunde war die Pravinz Carthago mit Ruinen bedeckt. Die Verwüstung ist so groß, daß man kaum den Platz erkennen kann, wo die bedeutendsten Häuser standen. In dieser Stadt wurden selbst steinerne Häuser von der Erschütterung gleichsam in die Luft geschleudert, warauf sie als Ruinen niederfielen. Man vermag nicht ohne Schauder an diesen Vorfall zu denken. Viele Leute aus allen Ständen und Lebensjahren sind umgekammen. Nach ist es nicht möglich, auch nur ungefähr ihre Zahl anzugeben. Die Bewohner der Dörfer in dieser Provinz, welche am wenigsten gelitten, haben sich, auf Befehl der Regierung, mit Hacken und Schaufeln versammelt, um die Leichen auszugraben. Sie sind noch damit beschäftigt, und werden ihr Werk fortsetzen, bis jeder Stein umgekehrt worden ist. Nicht blos in den Wohnhäusern sind Leute umgekommen, sondern auch in den Kirchen, auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen. Alle unsere Vorräthe liegen unter den Ruinen, und wir sind einer schrecklichen Hungersnath ausgesetzt, da die Einfriedigung der Gärten und Felder zerstört ist, und die wilden Thiere hinein dringen und Alles verwüsten. Zu Turodaba, Tres Rios, Carthago, Paraiso, Ujamés, und selbst in der Nachbarschaft von Matina ist nicht eine Hütte stehen geblieben. Die Zerstörung ist allgemein. Von San Jose bis hierher und bis Alajuela findet man Nichts, als Trümmer. Zu San Jose ragen nur noch einzelne Häuser über die Ruinen empor; aber auch sie sind nicht mehr bewohnbar, und müssen abgetragen werden. Man gräbt Leichen aus, die völlig unkenntlich sind, und nur noch unförmliche Klumpen bilden. Die Verwirrung ist schrecklich. Bis jetzt hat nach kein neuer Ausbruch des nahen Vulkans stattgefunden; die Erdstöße dauern aber noch fort, und Niemand weiß, wann oder wie Das enden fall. Die große Erschütterung fand am 2 September um 6 Uhr Morgens statt.

*** (Aus dem Rheingau, 24. Januar.) Der gestrige Abend bot vielen Rheingauern einen hohen, seltenen Genuß. Mehrere Mitglieder von der herzoglichen Hofkapelle zu Biebrich und vam Stadttheater zu Wiesbaden hatten nämlich die Gefälligkeit, unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Foreit, in Eltville zum Besten der Kleinkinderbewahranstalt daselbst, ein Canzert zu geben. Die Instrumental- und Vocaltonstücke waren sehr gut gewählt und wurden meisterhaft durchgeführt. Wahre Sphärenklänge durchtönten den van lauschenden Hörern gefüllten Saal. Wer kennt nicht Foreit's Virtuasität auf der Oboe und Maier's Meisterschaft auf dem Horn? Wie das Spiel der eben genannten beiden Herren in jeder Hinsicht sich auszeichnete und den herrlichsten Effekt machte, so waren auch die Leistungen der übrigen mitwirkenden Künstler bis ins Kleinste hinein vallkammen gelungen und ließen nichts zu wünschen übrig. Dank den freundlichen Künstlern, die uns diesen unvergeßlich schönen Abend herbeigeführt! —

*** (Die Fremden in Italien.) Im zweiten Theile des höchst interessanten Werks von Karl August Mayer, unter dem Titel: „Neapel und die Neapolitaner", findet sich S. 464 eine, einem neapalitanischen Blatte „Omnibus" entlehnte Charakteristik der äußern Erscheinung der verschiedenen Natianen, die nicht ahne Interesse ist. Sie lautet in der bei Mayer befindlichen, hier zum Theil abgeänderten Uebersetzung des von ihm ebenfalls mitgetheilten Originals alsa: „Wenn er, d. i. der Fremde, unstet umherschaut, ohne einen Gegenstand fest ins Auge zu fassen, oft stillsteht und doch nirgend hinsieht, und den Hut hach wie eine Mütze trägt, so ist's ein Engländer. Wenn er Begierde zeigt, Alles zu wissen, Alles zu sehen, auf Alles zu antworten, und seinen Körper bewegt, wie von der Tarantel gestachen, wenn er unstet nach hundert Dingen schaut und allen Frauen ins Gesicht sieht, sa ist's ein Franzose. Wenn er gemessenen Schrittes und in aufrechter Haltung des Körpers einhergeht, nach keiner Seite hinsieht, sich hölzern umdreht, immer auf die nämliche Weise grüßt, beim Regen keinen Schutz sucht, beim Winde sich nicht biegt, so ist's ein Deutscher. Wenn er alle zwei Schritte still steht wie eine Bildsäule, dich von Kopf bis zu den Füßen mit den Blicken mißt, dich nicht grüßt oder nur mit leichtem Kopfnicken, oder dir gnädig die Hand gibt, den Arm in seiner ganzen Länge ausstreckend, so ist's ein Spanier." Und hierzu fügt der Charakteristiker noch Folgendes: „Wenn er, da er zum ersten Male den Fremden sieht, ihm die Hand gibt, sie ihm stark drückt, wohlgefällig lächelt, mehre Fragen auf einmal nach deinem Befinden thut, dann heftig mit dem Fuße stampft und nach dem Himmel sieht, wenn er schön ist, aber nicht weichlich, höflich, aber nicht kriechend, gehalten, aber nicht stolz, neugierig, ahne Alles anzustaunen, so ist's — ein Italiener." Man sieht leicht, daß manches Wahre an dieser Charakteristik ist, wennschon sie auch insafern, als sie eben nur auf die äußere Erscheinung sich beschränkt, schon von vorn herein etwas Einseitiges hat; am besten ist jedenfalls der Italiener selbst weggekommen. Daß übrigens die Italiener, sa wie die Südländer überhaupt, das Talent haben, Fremde leicht zu erkennen und sie nach ihrer Außenseite und ihren in die Augen fallenden Eigenheiten heraus-

zufinden und zu beurtheilen und, wie man sagt, den Vogel an den Federn zu erkennen, das ist untrugbar und zeigt sich zum Theil auch bei obiger Schilderung.

⁂ Ein tapferer, aber mit den Wissenschaften gänzlich unbekannter General kam in einen Buchladen, um eine Landkarte zu kaufen. Der Buchhändler fragte ihn: „Befehlen Ew. Excellenz eine General- oder eine Spezialkarte?" — „Herr," fuhr ihn der General an, „wissen Sie nicht, wer ich bin?" — „Unterthänigster Diener, zu Befehl, ich glaube nicht zu irren, daß Ew. Excellenz der Herr General von R. sind." — „Nun, so brauchen Sie ja nicht zu fragen, ob ich eine andere, als eine Generalkarte haben will; das versteht sich ja von selbst."

⁂ (Theateranekdoten) Von einem Schauspieler, der bei dem leisesten Klatschen, das im Theater erscholl, zum Verdruß des Publikums auf der Bühne erschien, um schlecht vorgetragene Couplets zu wiederholen, bemerkte ein Lotterieschreiber: „Schade, daß der Mensch keine Nummer ist, der käm' jedesmal auf den ersten Ruf!"

⁂ In einer kleinen Stadt nahmen einige Journale auffallend Partei für einen Schauspieler, oft ganz unverdient. „Wird denn das Lobgehudel kein Ende nehmen?" rief ein Wahrheitliebender aus. — „Jetzt noch nicht," antwortete ihm ein Freund, „aber kommenden Herbst vielleicht, da fallen ja alle Blätter ab!"

⁂ (Die Sabbathheiligen in Schottland) Die Bigotterie, welche in Schottland seit langer Zeit ihren Sitz aufgeschlagen hat, erklärt sich jetzt aufs stärkste gegen das Abgehen von Eisenbahnwagen am Sonntag, obgleich das Eisenbahncomité sich bereit erklärt hat, nur Morgens und Abends, also nicht zur Zeit der Kirche, einen Zug abgehen zu lassen. Eine Erklärung, unterzeichnet von keiner geringern Person als dem Lord Provost, Hrn. J. Forrest selbst, als Vorstand der geistlichen Committee, hat eine Erklärung erlassen, und fordert zu Unterschriften derselben auf; gemäß dieser Erklärung wollen sie der Benützung der Eisenbahnen sich gänzlich enthalten, damit die Actionäre durch eigenen Verlust zur Erkenntniß kommen, daß sie am Ende für ihre Interessen am besten sorgen, wenn sie gar keinen Wagen am Sonntag, oder, wie es in der Erklärung heißt, am Sabbath gehen lassen. Der Examiner vom 1. Januar, der diese Erklärung mittheilt, macht es nicht unwahrscheinlich, daß dieß Verfahren zum Theil eine Börsenspekulation sey, um die Actien zum Fallen zu bringen und dann aufzukaufen. Aber ganz abgesehen von dieser Beschuldigung, fängt das bigotte Verfahren einiger Zeloten an bereits seine natürlichen bittern Früchte zu tragen, und den ruhigen religiösen Sinn, der die Schotten auszeichnete, zu stören; sonst widmeten sie freiwillig den Sonntag der Ruhe und dem Gebet, jetzt sind sie durch die Verfolgung gereizt, und zahlreiche kleine Kaufleute in Edinburg öffnen jetzt, den vorübergehenden Zeloten zum Trotz, am Sonntag ihre Buden, was ihnen sonst nie eingefallen wäre. Ein bitterer Kampf hat sich entsponnen, und die Besonnenheit und Milde, die man auf der einen Seite aus den Augen verlor, werden jetzt eben so gut auf der andern mißachtet. (Ausland.)

## Trost.

### I.

Jüngst blättert' ich im Buch vergang'ner Tage
Und mich umschwebten längst entfloh'ne Stunden:
„Schön war't ihr," rief ich, „daß ihr hingeschwunden,
Wohl heischt es Thränen, heischt, daß ich klage."

Da tön'te plötzlich mahnend mir die Frage:
Wünsch'st du dich denn wohl Alles Leids entbunden,
Daß dir vernarbten schnell des Kummers Wunden,
Das Schicksal wägte nur mit güt'ger Wage? —

Und sinnend stand ich lange. Zweifelnd blickte
Mein Aug', wie dort der Sturm die Blüthe knickte,
Des Todes Mal auf ihre Lippen drückte.

„So," rief ich, „ist uns schnell der Traum zerstoben,
Den gaukelnd schöne Stunden uns gewoben,
Und dann irrt hoffnungsarm der Blick nach oben!"

### II.

Da hört' ich süße Melodie erklingen
Und einen Engel sah ich niederschweben;
Sein Antlitz war von ros'gem Licht umgeben,
Wie funkelnd Gold erglänzten ihm die Schwingen.

Mild sprach er: Will es nimmer dir gelingen,
Daß du in freud'gem Muth ergreifst das Leben?
Soll stets nur Gram durch deine Saiten beben,
Wenn ringsum Jubellieder aufwärts dringen?

Sieh', ein Geheimniß ist's, ich will dir's nennen, —
Daß nimmer dich des Schmerzes Gluthen brennen,
Daß deine Augen keine Thräne kennen,

Daß sich der Freude Brunnquell dir ergieße,
Auf Lenzesmatten scherzend fürder fließe:
Es ist das eine, große Wort — Genieße."

### III.

Und er verschwand. — Da blickt' ich weinend nieder,
„Ach," rief ich aus, „ich habe ja genossen,
Doch wie ein Traum ist schnell der Lenz verflossen,
Wo find' ich euch, ihr Maientage, wieder?" —

Und fernher hört' ich wehmuthsüße Lieder;
Ich blickte auf: vom Abendgold umgossen
Hob sich der Engel, lichter'n Höh'n entsprossen
Auf Purpurwolken hin zur Heimath wieder.

Und da erfaßt' ich's. — Ja es weilt so gerne
Der Wehmuth Blick in weiter, weiter Ferne:
Fernher vom Himmel blinkt der Trost der Sterne!

Süß sind auch Schmerzen, lind der Sehnsucht Wunden,
So schön der Abglanz längst entfloh'ner Stunden:
Der fühlt das Glück erst, dem das Glück geschwunden.

W. H. Riehl.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 29. Januar: Vorzeigung mehrerer Abdrücke von Platten, die mittelst der Schraffiermaschine nach Reliefbildern, in Linienmanier angefertigt wurden. — Ueber ein eigenthümliches Verfahren, Lichtbilder, um sie zum Abdruck geeignet zu machen, auf galvanischem Wege zu ätzen.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 30. Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. Norma: Dlle. Rudersdorff, aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 30. 30. Januar 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Castela.

(Fortsetzung.)

Ich kam also zu Tilmont, ohne daß es Jemand merkte; Jolivet schlich sich hinaus, um das Terrain zu recognosciren, und draußen Wache zu halten, damit wir durch keinen unerhofften Besuch in unserer Arbeit gestört würden. Tilmont saß auf seinem Bette; vor ihm stand ein Feldstuhl und darauf ein zinnerner Topf mit einem dampfenden Brei.

„Ah! das ist nicht übel!“ — sagte Tilmont, als ich eingetreten war; — „Soll's denn immer noch diese Nacht dran?“ —

— „Freilich, mein Freund, freilich; die Nacht ist ja ganz herrlich!“

Da nahm Tilmont die Planke, welche vor dem Loche stand, weg; ein starker, kalter Luftstrom drang in die Kammer und hätte beinahe das unter dem Bette verborgene Lämpchen ausgelöscht. Draußen war Alles so finster, daß man nichts unterscheiden konnte; einzelne schwere Regentropfen wurden vom Winde in die Kammer herein verschlagen, und von den Prallbogen, welche mit dumpfem Brausen gegen die Schiffswand anschlugen, spritzte der Schaum bis zu unserm Loche herauf....

Tilmont starrte einige Sekunden lang in die finstere Nacht hinaus und schien auf das Heulen des Sturmes und das Tosen der Wellen zu horchen; dann schob er die Planke wieder vor, trat vor mich hin, sah mir fest in die Augen und sprach:

„Aber da draußen haben wir, Spaß bei Seite, ziemlich schweres Wetter .... weißt Du's, Tom?“

— „Ja, ich weiß es nur zu gut .... aber was frag' ich darnach!“

— „Und wenn's Dich das Leben kostete, lieber Tom?“ —

— „Einmal für allemal! Da frag' ich nichts darnach, Tilmont! Ob ich heute oder morgen heimsegle, das ist doch einerlei, mein' ich!“

— „Aber höre doch, wie der Sturm heult, Tom! Horch, wie die See tobt!... Unser altes Wrack schwankt ja hin und her wie ein Betrunkener, und das spürst Du nicht, Tom? Wie das morsche Gebälk, unter den Stößen der Sturzwellen kracht und zittert? Folge mir, lieber Tom .... bleib da....“

Ich schwieg. Tilmont hatte eigentlich nicht so ganz Unrecht; das verdammte Ponton schlingerte wirlich wie eine Galliote, der Wind pfiff gar schauerliche Weisen und der See brauste so laut, daß es mir fast unheimlich zu Muthe geworden wäre: es war ein hübscher Sturm!...

Tilmont wollte meine momentane Unschlüssigkeit benutzen und mich vollends von meinem tollen Vorhaben abbringen: er nahm die Planke nochmals weg, und wir sahen, trotz der Dunkelheit den See, so weit das Auge reichte, mit dem leuchtend weißen Schaume der Sturzwellen bedeckt!... Und Sturzwellen auf einem Binnensee!... Sie können sich vorstellen, wie scharf es da kühlen mußte!... Allenthalben war der Himmel rabenschwarz und der Wind so feuchtkalt, daß mich ein Frost nach dem andern schüttelte. Einen Augenblick, aber auch nur so lange, war ich unschlüssig und hielt es für einen Unsinn, bei solchem Wetter drittehalb Lieues weit schwimmen zu wollen; dann kehrte meine trotzige Entschlossenheit wieder und ich schämte mich meiner Schwäche .... ich hatte mir einmal vorgenommen, heute zu gehen. Ich blieb daher standhaft bei meinem Entschlusse und wurde ärgerlich, als Tilmont wieder zu seinem Loche hinauslugte.

„Und wenn Du noch zwanzigmal die Nase zu Deinem Fensterchen hinaussteckst,“ sagte ich, „so bleibt's doch dabei. Hat der Tom Castela mal einen Entschluß gefaßt, so weht ihn so ein Stürmchen nicht wieder um .... da müßte es ganz anders stürmen!... Ich sag' Dir's nochmals, ich mache mich fort .... so wahr ich Tom Castela heiße, ich will, ich muß fort!...“

Wie ich aber sagte, „so wahr ich Tom Castela heiße!“ wußte Tilmont schon, daß jetzt Alles vergeblich sey; denn er kannte mich zu gut.

„Nun so geh' in Gottesnamen!“ — sprach er mit sehr ernsthafter Miene und machte sein Loch wieder zu. Mein Starrsinn schien ihn zu betrüben, und das that mir weh; aber ich konnte einmal nicht anders und suchte daher das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Was dampft denn da in Deinem Zinntopfe?“ — fragte ich; — „das riecht gar nicht übel....“

— „Zucker, Rum und Kaffee, gemischt und zusammengekocht; es ist ungefähr eine Pinte und Du trinkst es, ehe Du gehst, Tom!...“

— „Auf keinen Fall!“ — erwiederte ich ärgerlich; — „da soll mich der Teufel erdrosseln, wenn ich's mache wie die englischen Hunde, die nur Muth im Leibe haben, wenn sie besoffen sind!...“

— „Ich sage Dir, daß Du mir das trinkst, Tom!“ —

— „Nein, durchaus nicht!“ —

— „Ah!... nun, wir wollen sehen!“ —

Doch was half das all'! Ich mußte doch trinken, das wußte ich schon zum Voraus; denn hatte sich dieser närrische Tilmont einmal etwas in den Kopf gesetzt, so mußte man ihm den Willen thun. Ich goß daher von seinem Teufelstrank ein Glas nach dem andern hinunter und verspürte alsbald einen gewaltigen Brand im Magen.

„Ah! daß Dich ....“ — brummte ich; — „und wo hast Du den Talg?“

„Den hab' ich schon," — war seine Antwort, und er brachte die verabredeten 6—7 Pfund Talg herbei.

Jetzt zog ich mich (mit Verlaub, meine Damen) ganz nackt aus, wie mich Gott erschaffen, und alsdann machten wir beide, Tilmont nnd ich, nns an's Werk, und talgten meinen Körper so lange ein, bis er mit einer wenigstens sechs Linien dicken Fettschicht überzogen war. Das putzt gerade nicht sonderlich, aber es ist dies ein ziemlich einfaches Mittel, das ich Ihnen, wenn Sie in den Fall kommen sollten, bestens anempfehle; denn in dieser Toilette kann man stundenlang im eiskalten Wasser herumschwimmen, ohne die Kälte auch nur im Geringsten zu spüren.

Als ich nnn wie eine Thrantonne eingefettet war, hing mir Tilmont eine Halskette von Guineen, die in eine Aalhaut eingenäht waren, um; alsdann packte ich eine kleine Karte des Canals La Manche, die ich aus dem Atlas eines englischen Soldatenkindes herausgerissen hatte, ferner Steine, Feuerstahl, Zunder und einen Dolch in meinen Wachstuchhut, drückte denselben tief in den Kopf nnd zog die Sturmbänder hübsch fest zusammen, um ja nichts zu verlieren. Hierauf schnallte ich noch einen kleinen ledernen Sack, der eine vollständige Kleidung für mich enthielt, auf meine Schultern und damit war meine Auftakelnng vollendet.

Gerade zog ich noch den letzten Riemen an diesem Säckchen zu, da spürte ich, wie mein Tilmont heimlich noch etwas hineinsteckte; es waren 20 Guineen, Alles was er damals noch besaß.

„Tilmont," — sagte ich im Tone des Vorwurfes, — „das leide ich nicht! — Du bedenkst gar nicht, in welcher Lage Du bist."

— „Laß das!" — sagte er ungeduldig, „wir wollen schon sehen; keine unnöthigen Worte.... Wo hast Du Deine Schlammschuhe?" —

— „Hier, auf meinem Säckchen; ich kann mich ja auf den Rücken legen und sie anschnallen, wenn ich sie brauche."

— „Ganz wohl!" — sagte er — „Nun!... hast Du Alles?" —

— „Ich glaube .... ja!"

— „Nun so lebe wohl, lieber Tom! glückliche Reise!" — sprach er gerührt.

— „Lebe wohl, guter Tilmont!" — erwiederte ich und machte das Loch auf; sogleich löschte ein heftiger Zugwind unser Lämpchen aus, und es war in dem Kämmerchen so finster, wie auf dem Boden einer Theertonne. Ich umarmte daher meinen Freund Tilmont im Dunkeln, trug ihm noch auf, er solle Jolivet sagen, daß ich mich schönstens bei ihm bedanke und schlüpfte durch das Loch.

„Viele Grüße zu Hause!..." sagte noch Tilmont — da hörte ich nichts mehr; denn ich rutschte pfeilschnell Hand über Hand an einem vom Winde hin und her geschaukelten Tau hinab ins Wasser. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Daguerreotyp im Harem.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dreimal machte der Pascha den Versuch von verschiedenen Punkten aus, und dreimal wurde derselbe mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt; daher entschloß er sich, auf das schmeichelhafteste von seinem Lehrer in dieser Kunst belobt, seines Theils auch wieder ein Lehrer derselben zu werden. Er hieß die jüngsten Offiziere seines Gefolges näher treten und leitete einen vierten Versnch, den sie selbst ausführen mußten; Alles ging wieder vortrefflich von Statten, und der Pascha ward für einen Meister der Lichtmalerei erkannt. Er war in diesem Augenblicke so mit sich zufrieden, daß er gern vor ganz Aegypten seine Versuche angestellt hätte, und kam plö[tz]lich auf einen Gedanken, der bedenkliche Folgen für ihn [ha]ben sollte.

— „Wir wollen zum Pallast zurückkehren," — sagte [er] lebhaft znm Künstler. — „Sie werden so gut seyn, mir [den] Dagnerreotyp für einige Zeit zu überlassen und einige M[e]tallplatten hineinlegen, welche die Lichtstrahlen an sich ziehen."

— „Ew. Hoheit sollen zufrieden gestellt werden," — erwi[e]derte Horace Vernet höflich.

Ein kleines Zittern überkam ihm aber, als Mehemet A[li] von seinen Frauen sprach.

— „Ihre Frauen, gnädiger Herr?" — rief er, indem [er] das Bouquet zwischen seinen Fingern preßte — „Ihre Franen wollen Sie eine Vorstellung mit dem Daguerreotyp zum Besten geben?"

— „Wie Sie sagen," antwortete der Pascha lächelnd — „nnd daher muß ich diesmal Ihrer Hülfe bei der Sache en[t]behren!"

So höflich auch das Haupt der Muselmänner war, be[merkte] der Künstler doch, daß noch orientalische Eifersucht den Harem bewachte, und mit schmerzlichen Gefühlen sprach er, an die weiße Rose denkend, leise für sich hin:

— „Welch' eine Gelegenheit würde dies seyn, die Oda[]liske mit der rothen Schärpe zu sehen!"

Allein vergeblich bemerkte er dem Pascha, wie wenig die[]ser des Erfolges sicher seyn könne, wie sehr er selbst da[s] Ganze noch eben habe leiten müssen, welche Demüthigun[g] für seine Eigenliebe es seyn müsse, wenn vor seinen Frauen die Sache ihm mißglücke, endlich stellte er ihm vor, daß ih[m] sein Alter und seine große Erfahrung nicht berechtigten, an eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu hoffen... Au[f] alle diese Gründe, so vortrefflich sie ohne Zweifel waren antwortete der Pascha mit einem entschiedenen Kopfschütteln und folgenden Worten, welche er, die Hand an den schne[e]weißen Bart legend, auf der Schwelle des Pallastes sprach:

— „Ihr Daguerreotyp auf eine Stunde, mein lieber Ga[st], nebst fünf neuen Metallplatten!"

Horace Vernet gab seufzend seinen Plan auf, und der Lichtmaler trat ohne ihn in die Gemächer seiner Franen ein.

Wir wollen dem Leser jetzt ein Bild vor die Seele führen, das des Photographen selbst würdig ist, er wird dann um so besser den Aerger Horace Vernet's zu beurtheilen wissen.

Auf dem höchsten Gipfel des Harems, auf der schattigen Terrasse, von wo die weißen Rosen herabfielen, befindet sich der Pascha mit seinen jungen Odalisken. In der Mitte die[]ser blühenden Gesichter und schimmernden Gewändern sieht die Sonne allein ihn mit seinem weißen Barte, in seinen goldgestickten Unterkleidern und seinem mit Pelz gefütterten Kaftan sich bewegen. Vorsichtig nimmt er das Daguerreotyp und stellt es auf die Brüstnng der Plattform; alle Frauen verlassen ihre Divans und Strohmatten, um dies nie gese[]hene Wunderwerk der Kunst anzustaunen. Mehmet nimmt eine der Metallplatten, welche der Maler mitgesandt hat, legt sie in das Innere des Linsenglases und wartet einige Minuten... Bald darauf, in der Meinung, daß die Ein[]wirkung des Lichtes vollendet sey, zieht er die Metallplatt[e] aus dem dunkeln Behältniß hervor, und macht die Probe, ob sie sich in ein Gemälde verwandeln wird; alle Frauen richten neugierig ihre Blicke auf sein Thun hin.

Aber, o Schrecken, das Wnnder findet nicht statt!... Das mit Silber belegte Metall ist weiß wie znvor, nnd nur das Antlitz des Pascha's bedeckt sich mit einer lebhaften Röthe.

— „Ich bin zu schnell zu Werke gegangen!" — sagt Me[]hemet ärgerlich.

Er nimmt das Experiment noch einmal vor, ohne einen bessern Erfolg.

— „Was soll das heißen?" — ruft er nun ganz verwirrt — „ich muß die Sache wiederum unrecht angefangen oder irgend eine Kleinigkeit unbeachtet gelassen haben."

Ruhig überlegt er bei sich Alles noch einmal, und beginnt von Neuem damit, noch sorglicher als zuvor. Vergebliche Bemühungen! das Wunder zeigt sich wiederum nicht, und ebenso geht es zum vierten und fünften Male.

Erschöpft sinkt er nun auf einen Divan nieder.

Aber bald versetzt ihn das unterdrückte Lächeln und Geflüster seiner Frauen in schrecklichen Zorn. Er geht auf das verwünschte Instrument los, und wenig fehlte daran, daß er es in Stücke zerbrochen hätte. Jetzt sieht er es von Neuem genau an, untersucht es von allen Seiten, wird aber nicht klüger.

Was soll nun daraus werden? Wie soll er sich aus der Verlegenheit reißen? Durch welches Mittel? — Es giebt nur eins! Horace Vernet muß in den Harem gerufen werden!

Lange zaudert der Pascha, ehe er zu diesem Aeußersten schreitet; endlich siegt die Eigenliebe über die Eifersucht, ein Sclave muß den Künstler herbeiholen.

Dieser kommt mit einer Eile, die wir uns leicht erklären können, und die erste Frau, welche ihm in die Augen fällt, ist die Odaliske mit der rothen Schärpe, ein wahre Perle des Harems, prangend in einer Jugendschönheit, die erst siebzehn Sommer geblüht hatte!

Aber woher kommt es, daß sie ebenso ruhig ist, als er aufgeregt? Ist das Gleichgültigkeit oder Enttäuschung, ein Quidproquo oder Verstellung? Sonderbares Geheimniß, das sich uns aber bald aufhellen wird.

Ganz in Entzücken verloren, hört Horace Vernet kaum den Pascha an, und erst nachdem er lange die schöne Bewohnerin des Harems angeschaut hatte, untersucht er das Instrument.

— „Beim Propheten!" ruft er — dann mit angenommenem Erstaunen — „Ew. Hoheit möge mir meine Nachlässigkeit verzeihen, ich habe vergessen, Jod auf die Platten zu legen."

Es ist bekannt, daß nach einer neuen Vervollkommnung des Daguerreotyp's dies vorher geschehen muß. Indem der Vicekönig darauf rechnete, daß Horace Vernet dafür gesorgt habe, hatte er seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Daher die vielen vergeblichen Versuche, welche ihn so sehr gedemüthigt hatten, und deren einziger Grund die vorgebliche Unachtsamkeit des Künstlers war...

Mehemet merkte indessen bald die Kriegslist, aber er entschuldigte sie um so lieber, als er seine eigne Rechtfertigung in derselben fand.

— „Meine Eifersucht vergiebt Ihnen, zu Gunsten meiner Eitelkeit," — flüsterte er lächelnd dem Maler in's Ohr — „... Weil Sie für meinen Harem so eingenommen sind, wie ich für Ihr Daguerreotyp, können wir uns freundschaftlich verständigen. Holen Sie für mich einige mit Jod belegte Metallplatten, und sehen Sie sich dafür ungenirt meinen Harem an.

Das ließ sich Horace Vernet nicht zweimal sagen und kam in einigen Minuten zurück. Diesmal waren der Künstler und der Vicekönig vollkommen mit einander zufrieden, denn während der Letztere seine Frauen durch den Erfolg seines Experiments in Erstaunen setzte, sorgte der Erstere dafür, daß der Strauß, welcher die Antwort erhielt, in die Hände der Odaliske mit der rothen Schärpe gelangte.

Aber woher kommt es, daß während der Pascha unter den lärmenden Ausbrüchen der Freude sich umwendet, sein Auge plötzlich vor Zorn und Erstaunen funkelt?... Woher kommt es, daß Horace Vernet zittert und erbleicht, als er ihn die Hand an seinen Dolch legen sieht?...

Mehemet Ali hat die Bewegung des Malers und der Odaliske bemerkt, die Schärpe derselben erkannt und den unter seinen eigenen Augen geordneten Blumenstrauß!...

— „Wohlan denn," — denkt Horace Vernet, mehr todt als lebendig — „ich bin verloren, und mein Roman wird, wie alle orientalischen Geschichten, mit dem Strang enden!..."

Stellen wir uns aber die Freude unseres Künstlers vor, als er bemerkte, daß die feuersprühenden Blicke des Fürsten sanfter wurden und der drohende Ausdruck seines Gesichts einem liebenswürdigen Lächeln Platz machte.

— „Vor hundert Jahren würde Ihr Kopf schon gefallen seyn," sagte der Vicekönig — „ich, der ich kein Pascha bin wie die übrigen, vergebe dem Mädchen und Ihnen, und da sie Ihnen gefällt, möge sie die Ihrige seyn."

— „Ich nehme das Geschenk an," — sagte der Maler freudig — „aber unter der Bedingung, daß ich nach meinem Gefallen mit demselben schalten kann.

— „Das versteht sich in Aegypten von selbst," — antwortete Mehemet — „Sie gehört Ihnen, so gut wie Ihr Daguerreotyp."

— „Sie sind ohne Zweifel der größte Pascha!" — rief der Künstler — „ich aber werde nun zwei Menschen in Ihrem Palaste glücklich machen!"

Wirklich führte Horace Vernet die schöne Odaliske, die, nichts von Allem begreifend, ganz erschrocken war, dem jungen Mameluckenoffizier zu, der den Liebesstrauß so gut erklärt hatte, und sie ihm in die Arme werfend, sagte er, ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholt hatte:

— „Sie gehört Ihnen!" — dann kehrte der große Künstler zu seinen Arbeiten zurück.

Dies war die glückliche Auflösung eines einfachen Quidproquo, zu dem die Hasenpromenade dem Maler den Schlüssel geliefert hatte. Die Verlegenheit des Offiziers vor dem Badehause hatte ihm die Bestimmung der Blumen deutlich gemacht. Eine Aehnlichkeit seines Mantels und seiner Figur mit der des Offiziers hatte ihm alles Uebrige erklärt, und nachdem er über die Bravheit des Aegypters Erkundigungen eingezogen, hatte er die beiden Liebenden auf diese Weise zu vereinigen gesucht.

Ein schönes Gemälde Horace Vernet's, das sich auf der Kunstausstellung vom Jahre 1841 befand, stellt dies orientalische Abenteuer anmuthig dar. (Hamb. Lesef.)

---

## Frankfurt.

**Museum. — Oper. — Norma.**

Ist es vergönnt, vom Frankfurter Museum zu sprechen? Seltsame Frage, wenn die faktisch längst erfolgte Entscheidung auch über den Punkt der Schicklichkeit und Berechtigung abgesprochen hat; — passende Frage, wenn dem anders ist. Das Museum ist eine Privatgesellschaft; la vie privée doit être murée. Zugegeben. Allein eine Gesellschaft, die seit ihrer Begründung durch einen fürstlichen Musenfreund, dreißig Jahre hindurch, alle vierzehn Tage ein halb Tausend von Zuhörern versammelt, (im richtigen Verhältniß, zwei Drittel vom schönen, ein Drittel als Legirung vom häßlichen Geschlecht;) eine Gesellschaft, in die man vermittelst eines Abonnements Zutritt erhält, wie in die Theater-Logen, hat den bescheidenen Privatcharakter doch nicht ganz beibehalten, sollte man meinen. Sie kann es eben so wenig übelnehmen, wenn man sie in die Oeffentlichkeit hinüberzieht, als ein incognito reisender Fürst uns unhöflich schelten kann, wenn wir ihn mit Durchlaucht anreden. — Aber sie bleibt doch immer eine Privatgesellschaft? — Gut; so darf man sie öffentlich wenigstens loben. Um so mehr, wenn zum Gegentheil keine Veranlassung vorliegt. Die Museumsabende vereinigen viele Vorzüge. Sie

geben z. B. guten Bekannten Gelegenheit zu einem angenehmen Rendez-vous. Die Musik bietet uns dort ihre liebsten Gaben; wo sollte man Beethoven's Symphonieen hören, wenn nicht am Freitag Abend im Weidenbuschsaale? Ist es mit der Poesie minder gut bestellt, so läßt sich das entschuldigen. Die poetischen Blüthensträuße gelangen zum hörenden Publikum nur durch die Hand dessen, der sie bricht und überreicht. Ist die Hand zart und schön, geschieht das Ueberreichen anmuthig und mit edler Art, so darf man auf den Werth und den Duft der Blumen nicht zu genau sehen. Und da das Gute immer dem lesenden Publikum zur Auswahl freisteht, so kann man es nicht übel nehmen, wenn der Künstler sich zum Vortrag ein Gedicht auswählt, in dem er sein Talent am Besten geltend zu machen denkt. Indem versichert man, daß die Direktion des Museums sich unablässig bemüht, literarische Talente, die in unserer Mitte weilen, zur thätigen Theilnahme und zu einer freundlichen Wirksamkeit anzueifern. Der Zweck ist schön, und so wird auch das Gedeihen nicht fehlen. Was an guten Künstlern in Frankfurt zu finden, ist gewöhnlich im Museum zu hören; ausgezeichnete Dilettanten, deren Talent sonst dem Publikum verschlossen bliebe, bieten uns willig den Mitgenuß ihrer Kunstfertigkeit. Auch größere Vorträge fehlen nicht.

Am 25. Januar hörten wir von der Bühne herab Norma, unter allen Opern Bellini's die beste in Bezug auf dramatischen Charakter und erhabene Gewalt der Klänge. Der Stoff ist sehr glücklich für den Tondichter gewählt, einfach und großartig, ohne besondere Verwicklung, aber reich an ergreifenden Situationen, in denen die Composition sich ausbreiten und herzerschütternd wirken kann. Dafür übersieht man denn auch die Läppischkeit des Sever und die Unwahrscheinlichkeit alles dessen, was er thut und erleidet. Ein römischer Proconsul, der doch vermuthlich nicht ohne Legionen in den gallischen Wäldern herumläuft, läßt sich beim Mädchenraub ertappen und auf dem Holzstoß gutwillig verbrennen! Das macht einen Anderen weiß. Aber dafür entschädigt die herrliche Charakterisirung Norma's, die, wenn sie nicht den schlechten Theaterspaß mit dem Ermordungsversuch ihrer unschuldigen Kindlein, eine halbe Medea, zu agiren hätte, vom ersten Moment bis zu ihrem Opfertode eine starke, große, und doch rein menschliche Erscheinung ist. Die ganze Musik zur Norma ist tragisch ohne Prätension, lyrisch ohne Verschwommenheit, dramatisch ohne leere Deklamation. Die Chöre vereinigen die erschütterndste Kraft mit edlem Reichthum der Melodie; der Gesang geht in schöpferischer Ursprünglichkeit aus den wahrsten Tiefen jeder Situation hervor; und vielleicht nur Einmal in der ganzen Tondichtung (in dem Duett zwischen Norma und Adalgisa) hat Bellini dem Modegeschmack Italien's, der Vorliebe für gedankenlose Verzierung und Verschnörkelung, so ganz gehuldigt, daß er darüber Handlung und Charakter vergaß. Er war ein Genius der Anmuth und der elegischen Klage, jener so früh geschiedene Bellini! Er hatte nichts studirt, nichts gelernt, wenig von andern Meistern gehört; Keiner kann die Quelle seiner reichen Lieder nachweisen, in denen er sich verzehrte, wie ein Phönix in der Gluth des Weihrauchs. Und aus der Asche ist noch kein neuer Phönix entstanden! — Die Aufführung der Oper war eine sehr gelungene. Herr Pischek sang den Orovist, und das ist genug gesagt. Demoiselle Rudersdorff, als Norma, gewann sich einen neuen Kranz, den der tragischen Muse. Sie verstand das Hehre und Erhabene durch Spiel und Gesang anschaulich zu machen. Der seltene Umfang ihrer Stimme, die beinah Alt und Sopran zugleich scheint, entfaltete sich diesen Abend in ganzer Fülle. Das Publikum bewies sich als ächten Kenner: es konnte den verblendeten Sever nicht begreifen, der diese Norma verlassen mochte.

## Tabletten.

*** (Berlin, 24. Januar.) Am heutigen Tage feierte der Musikdirektor C. Möser, dessen langjährige künstlerische Wirksamkeit den Bewohnern unsrer Residenz so mannigfaltige Genüsse bereitet hat, sein funfzigjähriges Dienst-Jubiläum und zugleich seinen 69sten Geburtstag. Se. Maj. der König hatte die Gnade gehabt, den Jubilar, zum Zeichen Ihres Allerhöchsten Wohlwollens, an diesem Tage zum Kapellmeister zu ernennen. Diesen Vormittag brachte ihm die Kapelle durch eine Deputation ihre Glückwünsche dar, und überreichte ihm einen silbernen Pokal als Ehrengeschenk. Ein gleiches Geschenk machte ihm die Classe der musikalischen Zöglinge, welcher der Jubilar als Führer vorsteht. Mittags versammelte sich eine große Zahl von Künstlern und Kunstfreunden, worunter außer den Musikern und Chefs der k. Kapelle und der Mehrzahl der Sänger des k. Theaters sich auch die ausgezeichnetsten jetzt hier anwesenden musikalischen Notabilitäten, als: Meyerbeer, Mendelssohn, Liszt u. s. w. befanden, zu einem Festmahl von 250 Gedecken im Saale des englischen Hauses. Da das Fest ein rein Künstlerisches war, war es auch ein Künstler, der das Wohl des Jubilars ausbrachte. Nach einem einleitenden Gesange erhob Franz Liszt das Glas zu dem herzlich und freudig dargebrachten Toast, in den die ganze Versammlung mit lebhaftestem Jubel einstimmte. Der Gefeierte sprach einige Worte des Dankes, und las als Erwiederung auf den empfangenen Trinkgruß einen Conzertzettel vom Jahre 1825 aus Paris vor, worin Liszt als 14jähriger Knabe in dem Conzert des damals in Paris anwesenden Jubilars gespielt hatte. — Hiernächst trug Hr. August Möser ein schwieriges Violinsolo vor, das er sich, um es als eine geistige Gabe dem Vater zu diesem Ehrentage darzubringen, einstudiert hatte. Ein lebhafter Beifall gab die freudige Bewegung der Versammlung über diese Libation, die zugleich eine der Kunst und der Pietät war, zu erkennen. (Berl. Voß. Z.)

*** In London wird im Jahre 1843 der größte Gasthof der Welt im Bau begriffen seyn. Die Plätze sind bereits angekauft; die darauf befindlichen alten Gebäude, sechsundzwanzig an der Zahl, werden niedergerissen und dann wird neu erstehen eine kleine „Stadt für Reisende," wie Europa wohl nie geträumt. Der Gasthof wird in zwölf einzelne Höfe organisirt, und jeder Hof für eine andere Nation. Der erste Hof ist den Amerikanern bestimmt, der zweite den Franzosen, der dritte den Deutschen, der vierte den Holländern, der fünfte den Russen u. s. w. Es wird Sorge getragen, daß jede Nation ihre eigenen Köche und immer ihre Landsleute zur Bedienung erhält; ebenso wird jede Nation ihre eigenen Aerzte haben und ihre Lesesäle in den Sprachen, die sie redet. Doch ist es Niemanden untersagt, auch von den Einrichtungen der übrigen Gebrauch zu machen rc. rc. Nach einer oberflächlichen Berechnung kommt dieser Gasthof unter dem Namen „Allerweltshaus," welcher von einer Actiengesellschaft errichtet wird, auf 500,000 Pf. St. Hr. Dopkin, ein Amerikaner, Hr. Abraham Schmidt, ein Deutscher, und Hr. Aron Dokkles ein Holländer, sind die Unternehmer.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 30. Januar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. Norma: Dlle. Rudersdorff, aus Mailand.

Montag, den 31. Januar. Zum Vortheil für Dlle. Lindner (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen von Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersucht, Lokal-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 31. 31. Januar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Castela.

(Fortsetzung.)

Dank meiner Talghaut, spürte ich nicht eher, daß ich in See war, als bis mir die Wellen ins Gesicht schlugen und ich das Brackwasser schmeckte. Da überließ ich mich einer zurückfluthenden Prallwoge und befand mich im Nu an den Steuerketten. Weil ich aber trotz des Heulens des Sturmes und des Tosens der Wellen fürchtete, die Schildwachen auf der Außenbühne möchten mich hören oder sehen, tauchte ich jetzt und schwamm etwa 10 Faden weit unter Wasser. Als ich wieder herauf kam, hatte ich das Ponton zu meiner Linken; ich erkannte es an seinen drei Leuchten, welche in der Finsterniß wie große Sterne flimmerten und im Winde heftig hin und her schwankten: nach ihnen konnte ich mich orientiren und vor der Hand meinen Cours einrichten. Wie gesagt, war der See diese Nacht für Schaluppen nicht haltbar und also von einer Runde keine Rede. Das war mir sehr erwünscht; denn von Seiten der Menschen hatte ich nunmehr nichts zu befürchten: nur Wasser, Wind und Schlamm machten mir noch Sorgen .... und letzterer am meisten .... Uebrigens schwamm ich, Eitelkeit bei Seite, wie ein Delphin und fühlte mich ziemlich behaglich, denn Tilmont's Zaubertränkchen erwärmte mich von innen heraus, während die Talgschicht mich nach außen vor Frost schützte. Meine Lage war haltbar, aber bei allen dem war das Wetter denn doch ganz niederträchtig schlecht für eine so weite Schwimmparthie. Nun!...

Als ich etwa 12 Kabellängen vom Ponton entfernt war, sah ich rings um mich her, so weit mein Auge reichte, durchaus nichts mehr als schwere schwärzliche Wogen, die sich an meiner Brust brachen und dann hoch aufschäumten, und über mir den Himmel mit braunrothen Wolken bedeckt, die unter dem Winde am Horizonte hinzogen.

So wie der Wind etwas abnahm, regnete es immer stärker und stärker, bis die schweren Tropfen so dicht herabschossen und mir so heftig ins Gesicht schlugen, daß ich nicht mehr frei aufathmen konnte und mir Hören und Sehen verging. Der verdammte Regen belästigte mich nicht wenig; aber ich kehrte mich nicht daran und schwamm muthig vorwärts....

So ging's eine halbe Stunde lang und ich kam dem Ziele näher; da überfiel mich eine momentane Schwäche.... Ich fragte mich, ob's vielleicht nicht vernünftiger gewesen wäre, wenn ich noch einen Tag gewartet und den Rath meines guten Tilmont befolgt hätte.... Aber ich dachte wieder an Frankreich, an meine Mutter, an meinen Bruder .... und meine Kräfte kehrten wieder; es war mir, als würde ich über's Wasser emporgehoben und ich konnte nicht umhin, ein lautes Hurrah auszurufen. Ich that in diesem Momente, so wahr ich Tom heiße, die zwanzig besten Stöße, die ich je gethan habe, seitdem ich schwimmen kann, und das ist schon lange her.... Ich war ganz außer mie, gerade wie besessen, und wäre damals, glaube ich, selbst durch Feuer geschwommen...

Ich war bereits drei viertel Stunden in See, da zertheilte sich im Nordwest das schwere Gewölk und es zeigte sich ein Blink, d. h. eine lichte Stelle; ich sah ein wenig Blau und etliche Sterne, von grauschwarzen Wolkenschichten umgeben, und wie in einem Rahmen eingefaßt.

Bei der augenblicklichen Helle, welche der Blink verbreitete, konnte ich am Horizonte den Giebel einer Mühle unterscheiden, welche mir beim Uebersetzen über die Schlammbänke die Richtung angeben mußte. Jetzt merkte ich erst, daß ich im Augenblicke denselben schon näher war, als ich geglaubt.

An dieser Stelle begegnete mir etwas, ich weiß nicht, ob ich's Ihnen gestehen soll, so dumm wird's Ihnen vorkommen; mir kam's aber damals nicht so vor: denn dieser Spaß oder vielmehr diese Dummheit hätte mir fast das Leben gekostet!...

Wie ich nämlich an jene fatalen Bänke dachte, fiel mir auf einmal jener Dubreuil wieder ein, dem die Raben dort die Augen ausgehackt hatten, und das schreckliche Bild verließ mich nicht mehr. Und diese Erinnerung, dieses Gesicht war so deutlich, daß ich es für Wirklichkeit hielt.... Solchen Eindruck hatte jene Teufelsfratze auf mich gemacht!... Ich stellte mir Dubreuil's scheußliches Gesicht so lebhaft vor, daß ich es mit meinen leiblichen Augen zu sehen glaubte .... und ich sah es auch wirklich!...

Ja, ja, ich sah es, wie ich's noch manchmal in meinen Träumen sehe: jenes gebräunte, zerhackte Gesicht, jene schwarzblauen, aufgeschwollenen Lippen, jene weißen Zähne und vorzüglich jene zwei blutigen Höhlen, worin keine Augäpfel mehr waren!... Ich versichere Sie nochmals, ich sah Alles dies; und in diesem Momente gerade, in dieser stürmischen Nacht so etwas zu sehen, das war ärgerlich, das war schrecklich!..

Ich wehrte mich .... doch vergebens!... Ich suchte mich zu überreden, es sey eine Wirkung des Rums, den ich getrunken .... ich riß die Augen auf so weit als möglich, ich drückte sie wieder zu .... ich tauchte unter, schlug ins Wasser, daß der Schaum aufspritzte .... ich befühlte meine Arme, meine Beine, meinen ganzen Körper .... Alles half nichts: das Schreckbild verfolgte mich unablässig, wie ein böser Geist. —

Der Alp drückte mich, ich hatte das Fieber, ich war geistesverwirrt, kurz wie Sie's nur nennen wollen; aber ich sah einmal jenes schreckliche Gesicht!... In diesem Augenblicke war ich nahe daran, für immer den Verstand zu verlieren; meine Stirn glühte .... ein kalter Schauer überlief mich nach

dem andern .... der Schreck lähmte meine Glieder und ich sank bewußtlos unter. Kaum war ich zwei Faden tief, da kehrte meine Besinnung wieder und ich stieß auf eine dickfüßige Substanz .... der Boden wurde immer lockerer .... ich befand mich auf den Schlammbänken!...

Mit einem Stoße war ich wieder oben und wollte den gefährlichsten meiner Feinde muthig angreifen: aber da war's, als hätten sich die Elemente zu meinem Untergange verschworen. Lauter heulte der Sturm, in Strömen rauschte der Regen herab, und die Nacht schien noch finsterer zu werden. Da glaubte ich ganze Schwärme Raben zu sehen und zu hören .... Das Rauschen ihrer Flügel, ihr heißeres Gekrächze, das Alles hörte ich ganz deutlich .... und mitten aus diesem Rabenschwarm grinsten mir die leeren blutigen Augenhöhlen jenes verdammten Dubreuil entgegen .... das hielt ich nicht mehr aus .... ich verspürte einen starken Schwindel, meine Sinne schwanden und ich war einer Ohnmacht nahe....

Da erfaßte mich Todesangst.... Ich fühlte das Abnehmen meiner Kräfte, rang noch einige Sekunden mit der verzweifelten Anstrengung eines Ertrinkenden mit den Wellen, und sank dann mit dem durchdringenden Schrei: „Ach, mein Gott!" zum zweiten Male unter.... Wahrlich! man mußte mich auf dem Ponton, von dem ich doch eine gute Seemeile entfernt war, gehört haben, so schrecklich hatte ich geschrieen!... Dies war der entscheidende Augenblick jener Schreckensnacht; denn wie ich untersank und den Schlamm mit den Füßen berührte und einige herzhafte Schlücke Brackwasser eingenommen hatte, kam ich alsbald wieder zu mir und mit dem Bewußtseyn kehrten auch die Kräfte wieder. Ich machte mich sogleich von Neuem flott, rieb mir die Augen, verschnaufte mich gehörig, brachte meine Takelage wieder in Ordnung, munterte mich durch einige derbe Flüche etwas auf und griff dann tüchtig aus, um mich von den Schlammbänken, deren Rand ich glücklicher Weise nur gestreift hatte, klar zu machen.

Während ich diesen Cours hielt, redete ich mir mit lauter Stimme ein. „Tom!" sprach ich, — „Du bist doch keine Memme!... bedenke nur, wenn Du glücklich davon kommst, siehst Du bald Dein Vaterland, Deine Mutter, Deinen Bruder und Deine Freunde wieder!... Ueberdieß hast Du dann dem einarmigen Schurken einen herrlichen Streich gespielt... Wie wird der toben und fluchen!... Dubreuil wurde hier auf den Bänken arg zugerichtet und mußte jämmerlich umkommen .... aber Dubreuil war ein Schlingel, ein Schuft, und Du bist ein ordentlicher, ehrlicher Bursche, oder mit andern Worten: Du hast Schlammsohlen, und er hatte keine... faß' Dir also ein Herz, Donner und Wetter! und steure tüchtig d'rauf los!... Hurrah, Tom! es geht nach Frankreich, zu Deiner Mutter, zu Deinem Bruder!... Hurrah!..."

Ich hörte mir aufmerksam zu und fand, daß ich eigentlich Recht hatte. Ich that daher mein Möglichstes, schwamm rüstig herum, untersuchte mit Händen und Füßen den Rand der Bank und war bald so glücklich, eine Stelle aufzufinden, wo der Mudder so zähe und fest war, daß er mich auf einige Augenblicke tragen konnte. Bei dieser Gelegenheit zog ich meine Schlammschuhe an und glitt dann gebückt auf der weichen dickflüssigen Substanz so rasch und leicht dahin, wie auf einer Eisenbahn. Meine Fußbekleidung bestand aus zwei langen, schmalen Tannenbrettchen, die dem Schlamme eine große Oberfläche boten und dadurch mich vor schnellem Einsinken sicherten; da ich aber so rasch als möglich dahinschritt, verweilte ich an keiner Stelle lange genug, um einzusinken. Auf die Brettersohlen hatte ich ein Paar alte Schuhe genagelt, um den Apparat schnell an und ausziehen zu können und zu verhindern, daß er schlottere, rutsche oder gar ausfalle; denn ohne diese Vorsichtsmaßregel hätte mir meine Erfindung wenig genützt....

So rutschte ich über die erste Bank weg und gelangte bald wieder in tiefes Fahrwasser. Da zog ich meine Schuhe aus, nahm die Leine, mit welcher beide zusammengebunden waren, zwischen die Zähne und schwamm frohen Muths auf die andere Bänke los.

So wie ich mich einmal von der Brauchbarkeit meines Apparats überzeugt hatte, war das Ganze nur noch ein Kinderspiel für mich und ich passirte die zweite und dritte Bank, ohne daß mir darüber etwas eingefallen wäre. Jetzt war die Hauptgefahr überwunden und es dauerte gar nicht mehr lange, da erreichte ich bald schwimmend, bald watend das Gestade, wo ich todesmüde niedersank.... Ich mochte nach meiner Berechnung etwa drittehalb Stunden unterwegs gewesen seyn .... eine hübsche Schwimmpartie, und es wunderte mich gar nicht, daß ich so erschöpft war.

(Schluß folgt.)

## Die Auvergne und ihre Bewohner.

Wenn man Clermont verläßt, um nach Lyon zu gehen, kommt man zuerst nach Pont-du-Chateau, einer sehr häßlichen und schmuzigen Stadt, die ihren Namen von einer Brücke über den Allier und einem Schloß am Ufer desselben hat, einer alten verfallenen Burg, die so unnütz und verachtet dasteht, wie die anderen Größen ihrer Zeit, von dessen Terrasse aber das Auge über eine weite Landschaft voll grüner Berge und blauer Seen schweift, die nicht ohne Schönheit ist. Uebrigens kann man sagen, daß die Natur in diesem ganzen Theil der Auvergne ihre Gaben mit eben so viel Verschwendung und Liebe den Menschen hingeworfen, als diese Undankbarkeit in der Schätzung derselben und Unwissenheit in ihrer Anwendung zeigen. Nirgends in Frankreich, in Europa, ja vielleicht in der Welt findet man einen schöneren Boden, der so schlecht angebaut wird, oder entzückendere Landschaften, von elenderen Wohnungen verunstaltet. Die Limagne, jenes gelobte Land, ehemals ein ungeheurer See, den die Vulkane ausgetrocknet, die rings herum sich senkten und ausbrannten, ist jetzt ein großer Garten, wo Alles gedeiht, das Getraide wie in Beauce, der Wein wie im Languedoc, die Aepfel wie in der Normandie, das Uebrige besser als in der Touraine, wo die Erde nur mit einem Stock aufgegraben zu werden braucht, um sofort zu arbeiten und hervorzubringen.

Aber es ist schrecklich anzusehen, wie die Auvergnaten die Auvergne behandeln. Sie haben keine Straßen; denn ich glaube nicht, daß sie das Recht haben, die Gräben ewigen Koths oder die mit großen Steinen überfäeten Strecken, die sich durch ihre herrlichen Gefilde ziehen, Straßen zu nennen. Und doch fehlt es ihnen nicht an Steinen und Lava, um Wege anzulegen, so schön wie die Straßen von Genua. Die übrigen Schrecken des Auvergnaten-Lebens, Wohnung, Kleidung und alles Andere, ergeben sich mit logischer Nothwendigkeit aus dem schlechten Zustand der Communications-Mittel. Da der Auvergnate seine Schuhe im Koth der Wege verlieren würde, so trägt er keine Schuhe und geht barfuß; daher ist die Haut eines Elephanten und der Panzer einer Schildkröte weich anzufühlen im Vergleich mit der Haut am Fuße des Auvergnaten. Da die schrecklichen Stöße, die man auf seinen Straßen zu erwarten hat, ihm die Springfedern an den Wagen zerbrechen würden, so hängt er seine Wagen erst gar nicht auf; er fährt in einem niedrigen, unförmlichen Behältniß, das er Patache (Wachtschiff) nennt; das an beiden Seiten offen ist und wo man gebückt, Rücken an

Rücken, auf einem mit Bindfaden befestigten Brette sitzt, mit den Füßen in Körben, die sich hin und her bewegen. Der Zellenwagen der Bagnos ist, glaube ich, nicht erbärmlicher und schlechter als dies.

Den Straßen der Auvergne verdanken wir auch die Ochsenwagen der Auvergne, Tragbaren von patriarchalischem Aussehen, ganz von Holz, mit Achsen von Holz und Rädern ohne Beschlag. Da legt der Auvergnate Alles hinein, seine Kälber, seine Schweine, seine Gänse, seine strickende Frau, Kohlen, Reisbündel, seine ganze Wirthschaft. Ernst sitzt er am Rande desselben, mit hängenden Beinen, eine Stange am Ende seines Arms, und am Ende der Stange einen Nagel, womit er das Paar oder die zwei Paar Ochsen oder Kühe sticht, an deren Hörnern mit Hülfe eines monstruösen von Stroh und Rinde gemachten Geschirrs der Langbaum des Wagens hängt. Die Auvergner Ochsen leben wie Sträflinge, zu zweien an einander geschmiedet, nicht mit den Füßen, sondern mit den Köpfen. Wenn der stärkere von beiden schlafen will, muß auch der andere sich legen; wenn jener nicht mehr essen will, muß auch dieser fasten. Es ist eine beständige gegenseitige Tyrannei, deren Haupt-Verdienst es ist, daß sie die Thiere hindert, sich zu belecken. Darum reinigt und wäscht man sie auch fast nie. Ich vergaß zu sagen, daß man die Räder dieser Wagen nicht schmiert, und das hieraus entstehende Knarren und Schreien auf den Achsen hat seinen guten Zweck: es macht des Nachts den einen Ochsentreiber auf die Nähe des andern aufmerksam, und da diese Herren gewöhnlich karavanenweise ziehen, so kann man sich denken, welche Musik das giebt.

Die Kleidung ist der natürliche Ausdruck der Straßen und Transport-Mittel: Lumpen, die hanswurstmäßig zusammengeflickt sind, Fetzen von Leinwand, die aus Brombeersträuchern gemacht scheint, und als höchste Bedeckung ein ungeheurer Hut, der nie schwarz ist, auch wenn er neu seyn soll: das ungefähr ist mit wenigen Ausnahmen die Kleidung des Auvergnaten. Haus und Möbel sind, wie Kleider und das Uebrige, schmutzig, stinkend, verfault. Die Nahrung hat keinen Namen. Der Speck bewegt sich, der Käse lebt; im Brode findet man Alles, Korn, Mehl, Kleie, Körner und das Andere, was in der Tenne war; was ich erzähle, ist reine Wahrheit.

So gefällt's dem Auvergnaten. Gebt ihm schöne Häuser, er würde sie nicht bewohnen; gebt ihm schöne Straßen, er würde nicht darauf fahren; denn ein gutes Haus erfordert ordentliche Möbel und die schöne Straße anständige Wagen. Nicht, daß der Auvergnate keinen Sinn für diese Dinge hat; o, er kennt ihren Werth recht gut, aber er weiß auch, was sie kosten, darum will er nichts davon wissen. Erwerben und erhalten, das ist der Geist, der sein ganzes Daseyn beherrscht, das die Erziehung, die er bekommen hat und die er wieder mittheilt. Von diesen beiden weisen Maximen treibt er die eine bis zu Prellerei und Betrug, die andere bis zum unglaublichsten Geiz, zur Entbehrung des Nothwendigsten, bis zur Unmenschlichkeit gegen die Seinigen und sich selbst. Er ist so an Bekämpfung seiner Bedürfnisse gewöhnt, daß er sie ganz ertödtet hat; ich glaube, er würde von Heidekraut leben und auch ohne Kleider keine Kälte spüren. Er hat nicht einmal das Verlangen nach dem, was ihm fehlt, denn er könnte es sich auf der Stelle verschaffen, er könnte sich in Sammt kleiden und gewichste Stiefeletten tragen, wie die Auvergnaten, die in Paris sind; aber der Boden ist besser als Sammt und Stiefeletten, er kauft Boden, und dieser erbärmliche, wurmstichige Landstreicher, der Dich, den Monsieur, so demüthig grüßt, der seine Holzschuhe an den Hörnern seiner Ochsen hängen läßt, hat für zweimalhunderttausend Francs Güter, die Niemanden etwas schulden. Er schickt seine Kinder nicht in die Schule, das würde dem Hause Arme entziehen. Rühmst Du ihm die Wohlthaten der Erziehung, so wird er Dir antworten, daß, wenn es der Regierung durchaus darum zu thun sey, seine Söhne gelehrt zu machen, man ihm nur die Zeit bezahlen dürfe, die ihre Erziehung ihm koste.

Er ist nicht fromm, er glaubt nur an den Boden; höchstens sieht man ihn auf der Messe für zwei Sous Sankt-Hubertsringe und für vier Sous geweihte Rosenkränze kaufen, die er seinen Frauen als Schutzmittel gegen alle Uebel bringt, fest überzeugt, wie er Dir sagt, daß man nur leidet, weil man es selbst will, daß man nur krank ist, weil man es zu seyn glaubt. Seinen Töchtern giebt er keine Mitgift, aber sobald sie zehn Jahr alt sind, giebt er ihnen Gänse und schickt sie auf's Feld. Die Töchter und die Gänse werden groß, indem jene mager, diese fett werden. Die Tochter verkauft die fett gewordenen Gänse, und für das Geld kauft sie andere, die sie eben so auf dem Boden ihres Vaters fett macht, wenn der des Nachbars zu gut bewacht wird. Was die Tochter thut, was sie lernt, während sie so allein im Freien umherschweift, darum kümmert sich der Vater nicht, wenn nur Abends Gänse und Töchter eben so zahlreich, als sie gegangen sind, wiederkommen, dann ist Alles gut. Eine zehnjährige Anhäufung von Gänsen auf Gänsen bringt endlich ein ziemlich rundes Kapital zu Stande, die Mitgift ist fertig, und die Tochter zieht von dannen.

Doch fügen wir hinzu — denn die Uebertreibung kann niemals die Wahrheit seyn — daß alles Gesagte sich mehr auf die Auvergnaten der Ebene, der Thäler bezieht, als auf jene stolzen, rauhen Bergbewohner, die, dem Himmel benachbart, auf den grünen Mauern leben, welche die Auvergne vom Bourbonnais trennen. Das sind große, furchtbare, unbezähmte Menschen, die den Geist ihrer Zeit eben so wenig kennen, als ihre Gesetze, nicht geizig, aber einfach und nüchtern, die eben so gewaltig lieben, als hassen, die gegen jeden Unbekannten mißtrauisch sind, aber, wenn sie Vertrauen fassen, sich ganz hingeben, muthig wie der Wind, frei wie die Luft, die sie athmen; ein Volk von Helden, ungebildet, weil es das Buch der Natur in großen Blättern vor sich geöffnet liegen sieht, widerspänstig gegen Institutionen, Auflagen und Gendarmen, weil ihm auf seinen Höhen die, welche ihm dies Alles schicken, zu klein erscheinen.

Wenn man also Pont-du-Chateau verläßt, das in der Runde bekannt ist durch sein Bier und den geistvollen Mann, der es fabrizirt, durch die Messe von Chignat, einen kuriosen Basar von Schinken und Hammelkeulen, endlich weil in drei Zimmern seiner alten Ritterburg die edle Familie der Narbonne-Pelet liegt, deren Mutter eine Taillien ist und der Vater ein Steuereinnehmer: findet man ungefähr drei Lieues davon Lezour, ein großes Dorf, wo die Frau des ersten Beamten, ein junges, kleines, niedliches Weibchen, in Gang, und Hand so fein wie die Damen der Kreisstadt, wie sie in Battist und Gaze gekleidet, noch vor nicht langer Zeit die Hammel hütete. Man glaube darum nicht, daß sie arm war, dies junge Mädchen, das heute Federn und Diamanten in ihrem Haarputz trägt, das die sieben Notabeln ihrer Kommune in einem großen vergoldeten Salon empfängt! Nein, aber ich glaube, daß es in Lezour Sitte ist, die zu verheirathenden Fräuleins ein wenig Schäferei treiben zu lassen: das ist gesund, kühn und natürlich. Die große Welt dieses berühmten Ortes steht noch bei der Astrée d'Urfé's und bei der Estella des Herrn von Florian. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

## Tabletten.

*** (Amsterdam.) Das Handelsblad vom 20. Januar bringt folgenden Bericht über unsern Riefstahl: „Nach Berichten aus verschiedenen Provinzialstädten hat sich der Violinvirtuose, Herr C. Riefstahl aus Frankfurt a. M., überall mit dem größten Beifall hören lassen. Auch hier, in unserer Hauptstadt, hat sich derselbe, sowohl in privaten als öffentlichen Conzerten die Achtung und Liebe der Kenner erworben, und wie vernehmen mit Freude, daß die Musikgesellschaft „Blaas- en Stryklust“ ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hat, eine Auszeichnung, die nur wenigen ausländischen Tonkünstlern zu Theil wurde, und von Violinspielern nur Laffont. In seinen Compositionen, die sich durch gesunde Gedanken, natürlichen Fluß derselben und wahrhaft künstlerische Durchführung, wie durch eine sehr reiche Instrumentation auszeichnen, erkennt man den Anhänger der klassischen Schule, als deren Haupt wir den großen Meister Spohr verehren; aber auch der neueren französischen Schule bringt er seine Huldigung dar. Beide Genres in sich zu vereinigen, ist sicher eine nicht geringe Aufgabe, und wir müssen bekennen, daß Herr Riefstahl in dem Streben nach diesem Ziele sehr glücklich ist, und sich ein besonderes Verdienst um das Violinspiel erwirbt. Wir hoffen, diesen eben so ausgezeichneten als bescheidenen Tonkünstler, der in diesen Tagen nach Deutschland zurückgekehrt ist, in der nächsten Kunstsaison wieder bei uns zu sehen.“

*** In einem kleinen Städtchen in Ungarn wollte der Komiker eine gewisse, allerdings ihm zukommende Rolle nicht spielen. Der Direktor verklagte ihn beim Stadthauptmann. Der Stadthauptmann, ein schlichter, aber redlicher Mann, hatte so manchen Prozeß unter seinen Mitbürgern geschlichtet, allein mit Musensöhnen hatte er noch keine Bekanntschaft gehabt Er ließ den Beklagten citiren. Komiker und Direktor erschienen. — „Das ist Dein Meister und Du bist sein Gesell,“ sprach der Stadthauptmann zum Komiker; „was Dein Meister schafft, mußt Du spielen.“ — „Entschuldigen Sir, Herr Stadthauptmann,“ entgegnete der Komiker, „da könnt es ja meinem Meister einfallen, mir zu befehlen, den Jaromir zu spielen.“ — „So spielst Du den Jaromir!“ — „Da riskirte ich aber, ausgepfiffen zu werden.“ — „So mußt Du so spielen, daß Du nicht ausgepfiffen wirst,“ war die kurze Antwort und somit entließ er Thalien's Priester. (Reg. Z.)

*** (Ananasbattist.) Diese lockende, die Namen der köstlichsten Frucht und des köstlichsten Linnen vermählende Benennung führt eine neue Battistart, welche in Paris wie in London dermalen zu den feinsten und theuersten Damentaschentüchern an die Tagesordnung gekommen ist. Die schönsten Valenciennes- oder sogenannten flandrischen Battiste, welche noch vor Kurzem als die Krone, als das non plus ultra der feinen Linnenstoffe galten, haben vor der Schneeweiße, vor der unvergleichlichen Zartheit und dennoch Dichtigkeit des Ananasbattist beschämt zurückweichen müssen. Die Alten nannten jene so berühmten koischen Schleyer „gewebte Luft“, jetzt, wo die comprimirte Luft eine so bedeutende Rolle in der Mechanik zu spielen beginnt, könnte man diese Battistart ihrer ätherischen Dichtigkeit halber „gewebte comprimirte Luft“ heißen. Der südamerikanische Creole nennt die herrlichen phantastischen Orchideen seiner Tropenzone „Luftblumen“; vielleicht kommt es einer romantischen Pariser Modistin nächstens in den Sinn, diesen Batist „Luftlinnen“ zu heißen.

*** Als der Herzog von Marlborough nach der Schlacht von Blenheim einen Soldaten fragte, warum er so in Gedanken vertieft sey, antwortete ihm derselbe: „ich rechne eben nach, wie viel Blut ich für sechs Pener vergossen habe.“

*** Eine alte Schauspielerin erschien in einem Stücke wie gewöhnlich mit unverhüllten Armen und Nacken, sie hatte schlecht memorirt; dies rügte man in einer Recension mit folgendem komischen Druckfehler: „Unbegreiflich ist es wie, daß Mad. Y —, eine so ruinirte (statt: routinirte) Schauspielerin heute so viele Blößen geben konnte.

## Die Leiche des Beichtvaters.

Da liegt, auf das Todtenlager  
Gebettet, der Mönch, so alt,  
So kalt, so bleich, so hager,  
Eine ernste, hehre Gestalt.  
Es scheint durch die stille Zelle,  
Von einem geweiheten Licht'  
Erleuchtet nur kärglich-helle,  
Des Greises Angesicht.

Das Auge ist geschlossen,  
Das, eh' der Alte schlief,  
Den Feuerblick geschossen  
In manch' Gewissen tief,  
Das Auge, geübt, zu ergründen  
Der Menschen sündiges Herz,  
Das Auge, voll Thränen zu finden  
Gar oft im frommen Schmerz'.

Gepreßt, wie vom heftigen Krampfe,  
Zusammen ist sein Mund;  
Das kam ihm im letzten Kampfe  
In seiner Todesstund',  
Dieweil er besorgt und bange  
Sich selbst mistrauend war,  
Daß er im Todesdrange  
Verrieth ein Geheimniß gar.

Wohl hat er manch' Arges erfahren,  
Manch' böse Last nahm er  
Von ganzen Sünderschaaren,  
Davon das Herz ihm so schwer;  
Manch' Werk voll Schimpf und Schanden,  
Manch' blutig-grause That,  
So reuig ihm gestanden,  
Schläft mit ihm nun ohne Verrath.

Die Hände, die gespendet  
Dem irrem Erdensohn',  
Der wieder zum Heil' sich gewendet,  
Die Absolution, —  
Die Hände, die dürren, die kalten,  
Aus seiner letzten Noth  
Hält er sie noch immer gefalten  
Mit Inbrunst auch jetzt im Tod!

August Gerde.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 31. Januar. Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Posse in 3 Abth. von Nestroy.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 32. 1. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Castela.

(Schluß)

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht und erholt hatte, dachte ich für's Erste an meine Toilette. Ich war über und über mit schwärzlichem Schlamme bedeckt, wie ein Seekrabbe; denn zuletzt hatte ich noch eine Viertelstunde weit durch den Sumpf tappen müssen, in welchem sich der See hier verliert. —

Nach langem Suchen fand ich endlich ganz nahe an der Mühle, von der ich schon sprach, einen Bach, worin ich den Schmutz von mir abspülte. Hierauf kratzte ich den Talg von meinem Körper ab, so gut es eben ging, rieb mich dann von oben bis unten tüchtig mit Sand, um mich vom Fette zu säubern und wusch mich endlich in dem fließenden Wasser ganz rein ab.... Eine viertel Stunde darauf war ich ganz anständig und bürgerlich gekleidet!...

Ich nahm jetzt einen gehörigen Schluck Rum aus der Kürbisflasche, die mir der arme Tilmont in meinen Sack gesteckt hatte, schlug hierauf Feuer, sah nach meiner Boussole, um mich zu orientiren, und beschloß endlich, die ganze Nacht hindurch ostwärts zu marschiren, damit ich bei Tagesanbruch von Southampton weit genug entfernt wäre, um keinen Verdacht zu erregen.

Mein Plan war jetzt, möglichst bald die Seeküste aufzusuchen, dort mir ein Boot zu verschaffen, gleichviel durch welche Mittel, und dann über den Canal zu setzen. Der Plan war, wie Sie sehen, sehr einfach, aber die Ausführung schwieriger als ich Anfangs glaubte. —

Ich will Ihnen nicht erzählen, wie viele Angst und Besorgniß ich ausstand, wie ich mich des Tags verbergen mußte und nur Nachts meinen Weg fortsetzen konnte; wie ich einmal durch Gold, das andere Mal durch Drohungen den Leuten den Mund verschloß: das könnte Ihnen höchstens Langeweile verursachen; damit Sie sich aber einen Begriff von meinen ermüdenden Kreuz- und Querzügen machen können, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß ich am neunten Tage nach meiner Entweichung vom Ponton, erst in der Gegend von Winchelsea, höchstens 20 — 25 Lieues von Portsmouth entfernt war. Mein Muth begann bereits zu sinken. So lange ich noch mit Hindernissen und Gefahren zu kämpfen hatte, ging Alles gut, weil man da mit Muth und Entschlossenheit etwas ausrichten kann; als ich aber immer auf der Hut seyn mußte, als ich mich immer wie ein Dieb verstecken und vor jedem elenden Sheriff oder Watchman verkriechen mußte, da bekam mein Muth ein Leck....

Endlich langte ich, es war gerade Mittwoch, nach einem eilfstündigen nächtlichen Marsche, in der Nähe von Folkstone an. Dies Folkstone ist ein kleiner Fischerhafen an der Küste, ungefähr 12 — 15 Meilen von Dover entfernt.

Der erste Theil meines Plans war erfüllt: die Küste war erreicht! Allein was half's! Ich war todesmüde, fast ohne Geld, niedergeschlagen und übel gelaunt. Da führte mir der glücklichste Zufall von der Welt den englischen Capitain Dulow in den Strich.... Dieser Dulow war ein herrlicher Bursche und mir zu Dank verpflichtet, da ich ihn einst aus der Gefangenschaft befreit hatte. Er verbarg mich daher in seinem Hause, das gerade durch seine Lage zu einem Asyl für einen entsprungenen Gefangenen ziemlich geeignet war.

Bald jedoch mußte ich mancherlei sonderliches Zeug von ihm denken; denn meine wiederholten Bitten, mir Mittel über den Canal zu kommen, mir nur ein schlechtes Boot zu verschaffen, waren anscheinend vergeblich: immer hatte er Vorwände zur Hand, die nicht stichhaltig waren. Bald konnte er kein Boot auftreiben .... bald war die Küste zu scharf bewacht .... bald war der Wind contrair .... bald war er veränderlich, und doch war's nicht der Fall!... Ich begann an seinem guten Willen zu zweifeln, und das war hart; nur noch 30 Lieues von der französischen Küste entfernt und doch keine Aussicht hinüberzukommen!...

Ich war schon zehn Tage bei Dulow und mit jedem Tage schwanden meine schönen Hoffnungen mehr .... da sprach der Capitain des Abends zu seiner Frau und seiner Schwägerin wie gewöhnlich: „Meine Damen, nehmen Sie Ihre Hüte, wir wollen einen Spaziergang auf die Dünen machen. Capitain, Sie begleiten uns, nicht wahr?" —

Ich konnte es nicht ausschlagen und ging mit. Wir tappten lange auf den Dünen herum und Niemand sprach ein Wort. Ich war überaus traurig und mißmuthig. Ein Tag verstrich nach dem andern, ohne daß Dulow etwas für mich zu thun schien; ich wurde um meine Mutter besorgt .... der Krieg währte fort und ich mußte meine Zeit in Unthätigkeit zubringen; auch that mir's wehe, daß ich an Dulow's Ergebenheit zweifeln und ihn eines so schnöden Undanks für fähig halten mußte.

Die Sonne war bereits untergegangen und die Dämmerung brach herein, als wir an einer kleinen Bucht ankamen. Da warf Dulow auf einmal den Kopf in die Höhe und fragte mich: „Capitain, was sagen Sie zu diesem Winde?" — (Es wehte eine hübsche Vollnordbrise.)

— „Alle Wetter!" — sagte ich, — „die Brise reichte gerade hin, das Boot eines armen Gefangenen an die französische Küste zu führen. Morgen frühe könnte er schon in seiner Mutter Haus vor Anker gehen."

— „Je nun! so etwas wäre gerade nicht unmöglich!" — warf Dulow lächelnd hin. „Umarmen Sie diese Damen, Capitain, und dann .... unter Segel!" —

Das klang mir sonderbar; ich hielt's für lieblosen Spott und warf dem Engländer einen fürchterlichen Blick zu. Aber was that Dulow?.... Er lächelte, nahm mich bei der Hand und führte mich hinter einen Sandhügel.... Da lag eine große Schaluppe segelfertig an einem Felsblock; sie führte ein großes, ein Top- und ein Stagsegel und war scharf und schlank gebaut .... ein herrliches Fahrzeug. Ich traute meinen Augen kaum und starrte sprachlos das Wunderboot an, bis mich Dulow aus meiner betäubenden Ueberraschung emporriß. „Entschuldigen Sie, Capitain," — sprach er, — „daß ich Sie so lange hingehalten habe; wir mußten abwarten, bis die Reihe wieder an den Küstenwächter kam, der heute Nacht in diesem Striche kreuzen wird; er ist ein guter Freund von mir und weiß, was ich Ihnen zu danken habe. Heute Nacht können Sie also ohne Bedenken in See gehen."

Ich erkannte meinen ehemaligen Dulow an seinem Edelmuthe wieder, umarmte ziemlich ungestüm die beiden Frauenzimmer, dann ihn, und sprang in die Schaluppe. Darin fand ich Lebensmittel, Compaß, Nachtgucker, Pulver und .... eine Lunte: mein Freund hatte für Alles gesorgt, auch für die äußerste Noth. Ich winkte den Frauenzimmern und meinem Dulow noch ein Lebewohl zu, machte das Fahrzeug los und war frei!

Nun segelte ich wacker drauf los; die See war herrlich... ein wahres Damenwetter. Nach einstündiger Fahrt bemerkte ich die dunkeln Umrisse eines Fahrzeugs; ich nahm den Nachtgucker zur Hand .... es war eine Corvette, vielleicht eine englische, und ich hielt gerade darauf!... Da legte ich rasch um, machte einige Laviergänge, änderte dann den Cours etwas und hatte bald das Fahrzeug aus dem Gesichte. Dies verdammte Manöver hielt mich freilich ein wenig auf und verlängerte meine Fahrt, aber ich segelte dann desto schärfer und sah mit Tagesanbruch die Küste von Frankreich.... bald darauf auch Calais aus dem Nebel auftauchen .... In zwei Stunden sollte ich schon meine Mutter und meinen Bruder umarmen!

Wie gewöhnlich hatten sich Lootsen, Seeleute und viel neugierige Müßiggänger auf dem großen Damme eingefunden, und das war mein Glück!... Sie lugten mit Fernröhren da und dort hin auf die See heraus und endlich bemerkten mich Einige in meinem Fahrzeuge.

„Holla ho!" — rief ein Seemann, — „ein Gefangener, der den Goddams entwischt ist."

— „Hast Recht!" — sagte ein Anderer, — „'s ist vielleicht gar Capitain Castela."

— „Wär' wohl möglich!" — fügte ein Dritter hinzu, — „und nicht das Erstemal, daß der Tom Denen da drüben eine Nase drehte."

Und siehe da, ein Schiffsjunge überhörte im Gespräche der Seeleute das Wörtchen „vielleicht", lief wie der Blitz fort zu mir nach Hause und schrie wie toll: „So eben kommt der Capitain aus England zurück, in einer Schaluppe, ganz allein!" Zum Glücke war's wirklich der Fall.

Mein Bruder eilte mit meiner alten Mutter auf den Damm heraus; ich war, als sie anlangten, nur noch auf Kanonenschußweite vom Hafen entfernt und bereits von Allen auf dem Damme erkannt worden.

Jetzt kamen mir alle Fischer- und Lootsenboote von Calais entgegen und geleiteten mich wie im Triumphe in den Hafen. Männer, Weiber, Kinder, Alles hatte sich in die Boote geworfen; da wollten die Hurrah's, das Freudengeschrei und der Ruf: „Es lebe der Capitain Castela! Castela hoch!" — gar kein Ende nehmen und ich weinte vor Freude und Rührung wie ein Kind.

Unterdessen waren wir dem Damme auf Pistolenschußweite nahe gekommen; da sah ich zuerst meinen Bruder, dann meine alte Mutter .... mein Jean schwenkte seinen Hut und stimmte in das Freudengeschrei der Menge ein, während meine gu[te] Mutter mit ihrem Taschentuche mir einen Willkomm zuwink[te] und Thränen der Freude weinte. Ich konnte fast den Augen[-] blick nicht erwarten, wo wir am Damme anlegten....

Endlich war ich am Ziel meiner Wünsche und setzte de[n] Fuß auf die Strickleiter, um meine Schaluppe zu verlassen und zu den Meinigen zu eilen .... da hielt mich ein schwarz[-] gekleideter Schlingel mit dreifarbiger Schärpe und zwei Gens[-] d'armen zur Seite, zurück....

„Ihren Paß, mein Herr!" sprach die Jammergestalt. — — „Wer war's!... Ein Herr Polizeicommissär!... Und de[r] war dumm genug, mir einen Paß abzufordern. Der Tölpel! Das Saharagesicht! Als käme ich in seine Stadt auf der Heerstraße im Postwagen an....

„Alle Wetter! Was wollen Sie?" — fragte ich, — „meinen Paß?"

— „Allerdings!" — war die trockene Antwort, „und ich lachte dem Herrn Commissär in's Gesicht; denn wie konnte ich mich über eine so kolossale Ungereimtheit ärgern oder ereifern?... dem Capitain Tom einen Paß abzufordern! und gerade bei seiner Rückkehr aus den englischen Pontons!... Ich hätte darüber fast selber ein Commissär werden mögen! .... So ein Hund kommt daher und spricht von einem Passe, gerade im Momente, wo ich die Meinigen 20 Fuß über mir sehe!" —

Endlich langweilte mich der Schwarze denn doch, und wie er Miene machte, mir den Weg zur Leiter zu versperren, riß mir die Geduld. Ich warf ihn sammt seinen zwei Gensd'armen mit einigen kräftigen Fußtritten ins Wasser und war mit etlichen Sprüngen oben bei meiner Mutter und meinem Jean. .... Sie können sich denken, wie ich da umarmt und geküßt wurde!...

Aber das Schönste bei der Sache war noch, daß die verteufelten alten Seebären Anfangs ganz wüthend waren und den Commissär und seine Begleiter, die alle drei wie junge Pudelhunde in Todesangst heulten und von einem Boote zum andern plätscherten, durchaus nicht aus dem Wasser lassen wollten, bis ich ihnen Pardon auswirkte.

— Der Capitain lachte herzlich bei der Erinnerung an diese Scene. —

So machte ich mich zum dritten Male von den englischen Pontons klar, wertheste Zuhörer; aber es vergeht fast keine Woche, ohne daß ich an jenen elenden Dubreuil denke, und im Traume seine verdammte hohläugige Fratze sehe, die mir in jener schrecklichen Nacht einen so niederträchtigen Streich spielte, der mir fast das Leben gekostet hätte." — —

## Sonderbarkeiten Mozart's und Weber's. *)

Man hat häufig von der Zerstreutheit gesprochen, der große Künstler unterworfen zu seyn pflegen; ein eclatanteres Beispiel, als das folgende, wird sich indeß schwerlich auffinden lassen.

Mozart machte eine Reise nach Paris, zu der Zeit, als er mit der Composition der Oper „Don Juan" beschäftigt war. Nachdem er eines Tages mehrere Stunden in seinem Cabinette gearbeitet hatte, sah er nach der Uhr und fand, daß es bereits fünf Uhr Nachmittags sey. Er speis'te gewöhnlich um diese Zeit und beeilte sich daher, einen Restaurant im Palais-Royal aufzusuchen; auf dem Wege dahin aber keimte eine neue Idee in ihm auf und schritt in der Entwickelung immer weiter fort, so daß sie endlich seine Sinne ganz einnahm und er nur maschienenartig und aus Gewohn-

*) Aus der France musicale, nach den Lit. u. krit. Bl. der Börsenh.

zeit die Speisekarte überblickte, welche ihm der Wirth überreicht hatte.

„Kellner, eine Portion Nudelsuppe!

Die Suppe wird gebracht, aber der Componist rührt sie nicht an. Zehn Minuten, eine Viertelstunde vergehen und während es in seinem Kopfe gährt und seine Einbildungskraft in den hohen Sphären des Idealen und Poetischen umherschweift, merkt er nicht, daß seine Suppe allgemach kalt wird. Endlich, nach halbstündigem Nachdenken, bricht er nochmals sein Schweigen und ruft:

„Kellner, eine gekochte Scholle!

Die Suppe wird weggenommen und eine frische, trefflich zubereitete, leckere Scholle aufgetragen, die indeß die Aufmerksamkeit des in seine Träume versunkenen Musikers nicht zu erwecken, noch seinen Geschmacksinn zu reizen vermag. Sechs Speisen werden nach der Reihe aufgetragen und von dem Maëstro mit derselben Gleichgültigkeit behandelt. Der Kellner ist ganz verdutzt über die Art und Weise, das Thun und Treiben des sonderbaren Gastes, meint aber, es werde vergebliche Mühe seyn, ihm Bemerkungen darüber zu machen, denn er hält ihn für einen Tollhäusler oder einen Narren.

Zwei Stunden sind schon seit dem Eintritte des Künstlers verflossen und noch hält er den Kopf in die Hände gestützt und ist noch nicht eine Secunde lang aus seinem Brüten und Nachdenken herausgekommen; plötzlich aber hebt er den Kopf mit stolzem Bewußtseyn, seine Wangen färben sich, seine Augen entsenden leuchtende Blitze der Zufriedenheit, er leert seine Börse in die Hände des Kellners aus, springt mit einem Satze zum Zimmer hinaus und ruft: Endlich habe ich es gefunden...“

Mozart hatte in der That das Finale des dritten Actes seines Don Juan gefunden.

* * *

Einer der größten Componisten Deutschland's, der geistige Bruder Mozart's, Weber, verfiel eines Tages auf den sonderbaren Einfall, sich für todt auszugeben. Die Anekdote, welche wir den Mittheilungen eines Freundes des berühmten Musikers verdanken, ist in ihren Details folgende:

Obgleich noch jung, stand Weber doch bereits hoch unter den Künstlern seines Vaterlandes und seiner Zeit. Sein Name war außerordentlich populär und seine mit dem Stempel des Genies bezeichneten Werke hatten ihm die Bewunderung aller ausgezeichneten Musikkenner in Europa erworben. Wie es aber immer zu geschehen pflegt, so war er auch desto mehr dem Neide der Mittelmäßigkeit ausgesetzt, je weiter sich der Ruf seines Talentes verbreitete. Weber war außerordentlich empfindlich gegen die Angriffe der Kritik und wiewohl er sich das Ansehen gab, seine Neider zu verlachen, so sah er seine Ueberlegenheit doch nicht ohne ein geheimes Mißbehagen und tiefen Unwillen in Zweifel gezogen. Die Diatriben des erbärmlichsten Feuilletonisten waren für ihn eine Marter, und die Stiche der gemeinsten literarischen Wespe raubten ihm die nächtliche Ruhe. So reizbar er indeß war, so war es ihm doch endlich gelungen, die Myriaden obscurer Kritiker, deren Unfähigkeit in der Beurtheilung musikalischer Leistungen anerkannt war, zu verachten, und nur einer noch war Gegenstand seiner Schrecknisse. Dieses war ein gewisser Müller, der die Theater-Kritiken in der Leipziger Zeitung schrieb.

Die Urtheile dieses Müller's hatten bedeutende Autorität nicht nur unter den Kunstkennern, sondern auch in der Künstler-Welt selbst. In mehrfacher Hinsicht verdienten sie diesen Erfolg, denn der Kritiker unterschied sich, wenn auch nicht in Urbanität der Formen, so doch durch sein ausgezeichnetes Schriftsteller-Talent und die Tendenz seiner Bemerkung über musikalische Gegenstände sehr vortheilhaft von der Mehrzahl seiner Collegen; aber neben diesen Vorzügen fand sich ein sehr arger Mangel, der den Glanz jener verdunkelte; Müller trieb seine Strenge mitunter bis zur Ungerechtigkeit; beißend, schneidend, kaustisch, fand er ein Vergnügen daran, die glänzendsten Renomées unter seinen Zeitgenossen mit den Zähnen zu zerfleischen, und Weber empfand insbesondere schmerzhaft die Wunden der Giftpfeile, welche Jener auf ihn abgeschossen hatte, um der Eifersucht irgend eines obscuren Componisten zu dienen, dem der Ruhm des ausgezeichneten Maëstro im Wege stand.

Ohne Unterlaß gequält durch diesen unermüdlichen Bekämpfer seiner Berühmtheit, wußte Weber kein Mittel, sich vor ihm zu schützen. Mittelst der Presse mit gleichen Waffen gegen ihn kämpfen, hieß ein Gefecht provociren, welches zu keinem Resultate führen konnte, und überdies würde daraus das Eingeständniß hervorgegangen seyn, daß er sich verletzt fühle. Zu Mitteln greifen, welche bei Andern unwiderstehlich gewesen wären, dem Cerberus Kuchen in den Rachen werfen, war ebenfalls unausführbar, denn Müller galt für einen unbestechlichen Kritiker. Aus seiner Verlegenheit half sich Weber daher folgendermaßen:

Während einer Anwesenheit von einigen Tagen in einem in der Nähe München's gelegenen Dorfe, schickte er an die hauptsächlichsten deutschen Zeitungen einen detaillirten Bericht über seinen Tod. Niemand zweifelte an der Wahrheit der Nachricht, die Tagesblätter nahmen die Notiz auf und fügten ihr eine pomphafte Lebensbeschreibung Weber's hinzu; unter allen Blättern aber zeichnete sich keines durch seinen Enthusiasmus so sehr aus, wie die Leipziger Zeitung. Der in derselben enthaltene Artikel war von Müller selbst geschrieben und unterzeichnet, der, durch das frühe Hinsterben des Maëstro entwaffnet und keine Ursache zum Angriffe auf denselben mehr habend, endlich dem ausgezeichneten Künstler, den er den Fürsten der deutschen Componisten nannte, Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Wenige Tage darauf ließ Weber dem Gerüchte von seinem Tode widersprechen und kam selbst nach Leipzig, um allen Zweifeln in dieser Hinsicht ein Ende zu machen. Wie sehr sich Müller durch die Nachricht von dieser Auferstehung in Verlegenheit gebracht sah, läßt sich begreifen. Er fand sich nun durch das von ihm gezollte Lob gefesselt und an eine Zurücknahme des in so überaus bestimmten Ausdrücken ausgesprochenen Urtheiles war nicht zu denken. Uebrigens zog er sich sehr gut aus der Sache. Seine Diatriben hörten vollkommen auf und bei der ersten Aufführung des „Freischütz“ befand er sich unter den eifrigsten Bewunderern dieses Meisterwerkes von Weber.

---

## Ja Jevreika.

In einem engen, von einem Hofraum begrenzten Sackgäßchen zu Riga (erzählt die junge, geistreiche Engländerin, deren kürzlich erschienene „Baltische Briefe“ wohl zu dem Besten gehören mögen, was seit lange über die Ostseeprovinzen herausgekommen), stand von uns abgewandt eine schlanke, weibliche Gestalt in die häßlichsten Lumpen gehüllt, ein Bund rostiger Pfannen u. dgl. Geschirr hing von ihren Schultern; dieß und ein gewisses Vagabundenwesen, welches sich in der ganzen Erscheinung kund gab, verlieh ihr etwas so Abschreckendes, daß wir uns aus Scheu vor einer Berührung mit derselben unwillkührlich an einander drängten. Sie schien es zu bemerken, und wandte uns, indem wir vorbeieilten, langsam ein Gesicht zu, ein Gesicht, weder dreist, noch roh, noch

verworfen, wohl aber von einer so unvergleichlichen Lieblichkeit, ja ich darf sagen Holdseligkeit, so einer sprechenden Aehnlichkeit mit jener rührendsten aller Physiognomien historisch berühmter weiblicher Schönheiten, mit derjenigen der Beatrice Cenci, nur noch jugendlicher, und wo möglich noch pathetischeren Ausdruckes, daß wir wie versteinert stehen blieben und sie anstierten. Da stand sie, die uns vor einem Augenblick noch so abschreckend erschienen, mit dem auserlesenen Mater Dolorosa-Kopfe, gleich einem von Lumpen umrahmten Correggio-Bilde. Unverwandten Blickes schauten wir sie an, dieses Marmorantlitz beachtete uns aber nicht, sorglos und unbewußt wie ein Kind, wandte sie sich wieder ab, und schien außer ihren Pfannen und Töpfen nichts zu kennen. Wir gingen weiter, und waren etwa fünfzig Klafter weit entfernt, als wir — c'était plus fort que nous schweigend und gleichzeitig wieder umkehrten und auf sie zugingen. Mein Begleiter sprach sie auf Esthnisch an, als der dortigen Volkssprache, sie schüttelte aber das Köpfchen, und deutete auf ihre abscheulichen Pfannen. Nun wurde es mit dem Deutschen versucht, aber mit nicht besserem Erfolge, da radebrechte ich im stümperhaftesten Russisch, das sich denken läßt, die Frage: „Was bist Du denn also?“ — „Ja Jevreika (ich bin eine Hebräerinn)“ war sofort ihre lakonische Antwort, sie sprach aber ganze Bände. Der Name dieses reizenden Wesens war Rosa; es kannte keinen andern, und wir, deren Interesse für die abstoßend-hinreißende Creatur mit jeglichem ihrer Worte zunahm, erfuhren von ihr, daß sie, obgleich erst sechzehn Jahre alt, bereits seit drei Jahren ein Eheweib und Mutter eines Kindes sey, das schon allein gehen könne. Ihr Benehmen stand mit der unbewußten Anmuth ihres Wesens in Einklang. Sie blickte uns zerstreut und gleichgültig an, während wir ihre hinreißenden Züge mit Bewunderung betrachteten, und als in unserer Wohnung, wohin wir sie mitgenommen, die Staffelei hergerichtet wurde, um von einem Antlitze, welches derjenige, der es einmal gesehen, nie vergißt, eine flüchtige Abbildung zu entwerfen, saß sie und musterte nachlässig einige Schmucksachen, die auf einem Tischchen lagen. Sascha, unser russisches Kammermädchen, welches die künstlerische Begeisterung seiner Gebieterin nicht theilte, hatte während dem ein scharfes Augenmerk auf sie. Auch dieses Mißtrauen focht sie so wenig an, als unsere Bewunderung, und nachdem sie ihre oberflächliche Neugierde, womit auch nicht die mindeste Begier nach dem Besitz so glänzender Sachen verknüpft war, befriedigt hatte, legte sie dieselben gleichgültig weg, faltete ganz in der Weise, wie es Kinder zu machen pflegen, die kleinen, zierlichen, von Fetzen umsäumten Händchen in einander, und saß da ein Ebenbild von Westmacott's Statue „die gramvolle Mutter,“ ein rührendes Bild klagloser Armuth und Noth. (Witthauer's W. Zeitschrift rc.)

## Tabletten.

*** (Stuttgart.) Bei der Oper wurde angestellt: Bassist van Kaler, bisheriges Mitglied des Königstädter Theaters zu Berlin

*** (Ein Beitrag zur Textverbesserung der Schiller'schen Werke.) Es ist betrübend zu bemerken, daß der Text der Werke Schiller's, des gefeierten Nationalschriftstellers der Deutschen, sich noch in den neuesten Ausgaben in einem vielfach fehlerhaften Zustande befindet, und daß die Cotta'sche Buchhandlung neben der eleganten äußern Ausstattung nicht auch für die Richtigkeit gesorgt hat. Wir wollen einige Beispiele anführen, um unsern Lesern und Leserinnen Gelegenheit zu geben, ihre Hand-Exemplare der Werke ihres Lieblings von einigen sinnentstellenden Fehlern, die sich durch die Gesammtausgaben fortgeerbt haben, zu säubern:

In Wilhelm Tell Act 3, Scene 2 heißt es:

„Er aber konnte keinen andern Laut
Aus seinem Munde geben.“

Dies ist unrichtig und unlogisch; in den bei des Dichters Lebzeiten erschienenen Ausgaben stand: „keinen armen Laut,“ und so muß es heißen.

In der Maria Stuart Act 2, Scene 4 fehlt der Vers:

„Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung ende“,

der in den ersten Einzel-Ausgaben des Stückes stand und durchaus nicht fehlen darf.

In derselben Marie Stuart Act 2, Scene 5 heißt es in allen Ausgaben:

„Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst
Ausübte, der ist würdig vor der Zeit.“

Der Dichter schrieb aber „mündig“, statt des sinnlosen würdig.

In Wallenstein's Lager sagt der erste Jäger nach den neuen Ausgaben:

„Flott will ich und müssig gehn,
Alle Tage was Neues sehn.“

Schiller schrieb, wie Sinn und Versmaaß verlangen:

„Flott will ich leben und müssig gehn.“

In Wallenstein's Tod Act 2, Scene 2 sagt Max Piccolomini:

„Nein! wende nicht Dein Angesicht von mir!“

Sieht man aber den Zusammenhang an, so findet man, daß Max den Wallenstein bittet, ihn jetzt nicht anzusehen, da seine Persönlichkeit eine so gewaltige Macht über ihn übe und er sonst wieder sogleich in seiner Gewalt seyn würde. Daher lautete auch der Vers, so lange der Dichter lebte, also:

„Nein! wende nicht Dein Angesicht zu mir!“

Von dem herrlichen Räthsel No. 8, dessen Auflösung der Blitz ist, geben die Ausgaben den Schlußvers so:

„Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödtet, ist es todt!“

Dieses unerklärliche „nur“ in der zweiten Zeile hat zu den verschiedenartigsten Sinnes-Deutungen Veranlassung gegeben; es ist aber nichts mehr als ein arger, stereotyp gewordener Druckfehler. Schiller schrieb:

„Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —“ (Hamb. Lesef.)

*** (Traumbücher in England. Mackay erwähnt in seinen Memoirs of extraordinary popular delusions die große Verbreitung von Traumbüchern in England, und sagt: „es ist ganz erstaunlich, welch' starker Begehr in England und in Frankreich nach Traumbüchern und anderem ähnlichen Unsinn ist. Zwei Bücher genießen in England einer außerordentlichen Popularität, und haben binnen 50 Jahren in London allein über 50 Auflagen erlebt, ohne Manchester, Edingburgh, Glasgow und Dublin zu rechnen. Das eine ist der „Mutter Brigitte Traumbuch und Schicksalsorakel,“ das andere der „Norwood Zigeuner.“ Man behauptet, daß diese Bücher zu 1 bis 6 Pence im ganzen Lande jährlich in einer Zahl von mehr als 11,000 an Mägde und andere ungebildete Personen verkauft werden, und daß in den letzten 30 Jahren die Durchschnittszahl nie geringer war.“

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, № 33. 2. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

### I.

Im Frühjahre 1653 lief eine genuesische Galeere in den Hafen von Marseille ein. Unter den Passagieren, die sie an Bord hatte, befanden sich drei junge Mädchen, deren ältestes höchstens zwölf bis dreizehn Jahre zählte; das jüngste schien kaum das siebente Jahr erreicht zu haben. An einer gewissen Familienähnlichkeit der Züge konnte man sie leicht für Schwestern erkennen. Obgleich alle drei ziemlich dürftig gekleidet waren, so wurden sie von der ganzen Schiffsmannschaft ehrfurchtsvoll behandelt, deren Aufmerksamkeit sie übrigens auch in anderer Hinsicht beschäftigten, denn alle drei versprachen einst sehr schön zu werden. Ihre Gesichtszüge, vom reinsten Profil und leise von der Sonne gebräunt, hatten den angebenden Charakter von Liebreiz und Stolz, den man bei den Frauen in einem großen Theile Italien's trifft, zumal in der Umgegend von Rom. Die jüngste unter diesen Gestalten zog besonders Aller Blicke auf sich. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich ein Ausdruck von naivem Leichtsinn und Muthwillen, der weit mehr an Frankreich, als an Italien erinnerte. Ihre schalkhaften blitzenden Augen, die einst die Ruhe so vieler Herzen stören sollten, ihr durch das lieblichste Lächeln beseelter Mund, boten einen seltsamen Contrast mit den braunen, träumerischen Gesichtern ihrer Schwestern dar, die neben ihr saßen, die thränenfeuchten Augenlieder traurig senkend.

Nachdem die Galeere den Anker ausgeworfen und die drei Mädchen in das Boot gestiegen, welches sie an's Land bringen sollte, entstand plötzlich ein großer Lärm am Ufer. Aus allen Straßen, welche zum Hafen führten, strömten in Carossen, Sänften und Tragsesseln sämmtliche Honoratioren und constituirte Beamte, die sich damals in der Stadt Marseille aufhielten. Von allen Seiten schrie man: Da sind sie! Da sind sie! und Jedermann eilte dem Hafen zu: bei dem Eifer, womit sich Kutscher, Bediente und Träger einander zuvorzukommen suchten, hätte man glauben sollen, den Zuerstankommenden harre ein herrlicher Lohn; beinahe wäre Blut geflossen, in Folge eines Streites, der sich zwischen den Leuten des Bischofs und des Gouverneurs erhoben; denn beide hohe Heerschaften hatten versprochen, zuerst am Landungsplatze zu erscheinen, und da die Carossen nicht bis dahin gelangen konnten, so nahm der Prälat seine Zuflucht zu einer List. Im Augenblicke, wo man sich's am wenigsten vermuthete, sprang er behende aus dem Wagen, und ließ sich durch vier rüstige Lakaien in vollem Laufe an's Ufer tragen, indem er seinem Mitbewerber, der weit zurückgeblieben war, einen triumphirenden Blick zuwarf.

Im Augenblicke, wo das Boot landete, ließen sich die Kanonen des Forts vernehmen und der Gouverneur, dem es gelungen war, den Bischof einzuholen, sagte: „Monseigneur, Sie können mir wohl mit Hülfe Ihrer Bedienten zuvorkommen, allein ich werde immer am lautesten sprechen, hören Sie?“ —

Und eine abermalige Salve donnerte über das zitternde Ufer hin. Der Bischof biß sich in die Lippen, sprach leise mit einem seiner Begleiter und antwortete gelassen:

„Wer weiß, Herr Gouverneur, Gott kommt seinen Dienern zuweilen zu Hülfe.“

Kaum hatte er geredet, so geriethen alle Glocken in Bewegung, gleichsam durch irgend eine mysteriöse und übernatürliche Macht geschwungen und erfüllten die Luft mit ihrem Geläute. Der Gouverneur senkte beschämt den Kopf und murmelte leise vor sich hin: Der alte Pfaff will Cardinal werden. Der Bischof blickte ihn scharf an, und sagte halb laut zu gleicher Zeit, wie ein Musiker einen andern accompagnirt: „Dem Haudegen gelüstet nach dem Marschallstabe.“

Die drei Mädchen hatten sich erhoben und begaben sich auf das Vordertheil des Schiffes. Plötzlich schien die jüngste, deren Züge von kindischer Freude strahlten, einen herausfordernden Blick auf ihre Schwestern zu werfen. „Meine Schwestern,“ rief sie mit frischer melodischer Stimme, „welcher das italienische Idiom einen neuen Reiz verlieh, ich wette, daß ich, die jüngste, zuerst das schöne Land betrete, wo uns so viel Glück verheißen ist.“

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so nahm sie ihren Anlauf und schwang sich so unbesonnen über Bord, daß sie an einen Stein stieß und zu Boden fiel. Den Anwesenden entfuhr ein Schrei des Schreckens; der Neffe des Gouverneurs, ein junger Mensch von dreizehn bis vierzehn Jahren, von sehr interessanter Gesichtsbildung, sprang herbei, um ihr aufzuhelfen, allein das Kind war bereits aufgesprungen und lachte wie eine Närrin.

Ihre Stirne, die den Sand gestreift hatte, blutete; sie achtete nicht darauf und sich gegen ihre Schwestern kehrend, rief sie ihnen zu: „Ich habe gewonnen.“ Die beiden andern Kleinen stiegen nun auch an's Land; die Anwesenden wetteiferten, ihnen hülfreiche Hand zu leisten, und es fehlte wenig, so hätte der Bischof, Raleigh's Galanterie erneuend, seinen bischöflichen Mantel vor ihren Füßen ausgebreitet, um sie gegen die Nässe zu schützen. Beide näherten sich ihrer Schwester; die älteste heftete einen schmerzlichen Blick auf sie und flüsterte ihr in's Ohr: „Crepa, Crepa, lache doch nicht so, denn ich bin sehr bange, daß Dir ein Unglück zustoße in diesem Lande, auf welchem Du gefallen, als Du es berührtest.“

„Schweig!“ versetzte lebhaft das Kind, „Ihr wißt, daß ich nicht an Vorbedeutungen glaube.“ (Fortsetzung folgt.)

## Russische Sonderlinge.

(Aus „Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl.“)

Der Fürst ...n.... war Gouverneur in ...r.... gewesen und hatte sich durch seine Verwaltung dort allgemeine Achtung und Liebe erworben. Es war ihm jedoch das Clima dieses unter dem 53sten Breitengrade gelegenen Königreichs zu unerträglich heiß gewesen, und er hatte sich daher nach Petersburg in den Privatstand zurückgezogen. Er trug nie, selbst im strengsten Winter nicht, einen Pelz und blieb also in diesem kalten Lande, wo nach dem Berichte Herodot's die Menschen sich in der rauhen Jahreszeit in Wölfe, Bären und andere Thiere verwandeln, Jahr aus, Jahr ein unbepelzter — Mensch. Ja, zuweilen schien sogar schon der Seelenschmetterling bedeutend durch diese irdische Menschenhülle hindurchbrechen zu wollen; denn nicht selten sah man den Fürsten bei 15 Grad Kälte ohne Rock und Hut in bloßen Hemdärmeln auf der Straße. Er lag der Art mit der Hitze in Fehde, daß in seinem Zimmer, wie überhaupt in dem ganzen Hausflügel, den er bewohnte, nie geheitzt werden durfte. Dabei hielt er noch gewöhnlich die Fenster offen, so daß oft Berge von Schnee aus seinem Cabinette ausgekehrt werden mußten. Wer in so vertrauter Freundschaft mit Boreas und seinem Hofstaate lebt, kann natürlich auf den Umgang mit warmblütigen Menschen wenig Anspruch machen, wenn er nicht auf eine eigenthümliche Weise noch für Die, welche sich ihm nähern, sorgt, wie jener Fürst es allerdings that. In einem geheizten Vorhause hatte er nämlich eine Menge von warmen, höchst eleganten Pelzen von allen Façons und Größen für Herren, Damen und Kinder aufgehängt. Mit diesen bekleideten nun seine Diener die Besucher, die alsdann so wohlverpackt in die Zimmer des Winterfürsten vordrangen. Bei großen Versammlungen mag dann eine solche Gesellschaft von lauter Herodot'schen Bären, Wölfinnen und Füchschen, um den einzigen Menschen herum einen recht sonderbaren Anblick gewährt haben.

Die warme Liebe zur Kälte war indeß keineswegs das Einzige, was jenen Fürsten vor anderen Leuten auszeichnete. Seine Schwäche für die kirgisische und tatarische Küche, die er in seinem oben erwähnten Gouvernement lieb gewonnen hatte, war eben so groß. Fast alle seine Gerichte mußten daher à la Kirguise zubereitet werden. Seinen an das à la Française mehr gewöhnten Petersburger Verwandten, die nicht umhin konnten, sich alle Wochen ein- oder zweimal freundvetterlichst um seinen Tisch zu vereinigen, wollte dies nicht recht behagen, und sie sahen sich daher genöthigt, stets zwei oder drei europäische Gerichte durch ihre Köche bei der fürstlichen Tafel unter dem Vorwande einzuschmuggeln, daß sie dem Onkel eine ganz neue Erfindung der französischen Küchen darzureichen wagten, von der er durchaus kosten müsse.

Seine Neigung zu den heidnischen Kirgisen überstieg indeß nicht die Schranken der Küche derselben, und er war übrigens ein sehr frommer und guter griechisch-katholischer Christ. Er ließ sich täglich in seiner Privatcapelle Messe lesen und kniete auf seinen Spaziergängen, sich bekreuzend und betend, gewissenhaft selbst bei'm größten Schmutze, vor jeder Kirche nieder. In der ganzen Suite seiner Vorzimmer hing eine Menge von Heiligenbildern, und in seinem Cabinette wären die Wände von oben bis unten damit bedeckt. Man introducirte sich schlecht bei ihm, wenn man nicht in jedem Zimmer vor jedem Bilde sich bekreuzte und verneigte. Seine Kinder hielt er streng dazu an, und seine kleinen Enkel, die oft unbedachtsam lustig durch die Zimmerreihe zu ihm hin hüpften, wurden jedesmal mit einem strengen Verweise wieder zurückgeschickt und durften dem Großvater erst dann die Hand küssen, wenn sie ihre Pflicht gethan und jedem Bilde die schuldige Ehrfurcht erwiesen hatten.

Mit dieser Pietät verband der Fürst indeß auch — was noch rühmenswerther ist — einen eben so großen Wohlthätigkeitssinn, den er aber auch oft auf eine sehr eigenthümliche Weise an den Tag legte. Sehr häufig vertheilte er eigenhändig auf seinem Hofe oder auch auf der Straße Brod unter die Armen. Einmal fuhr er über den Petersburgischen „Ssinnoi ploschtschad“ (Victualienmarkt.) Da es gerade Martini war und er hier Gänsegeschnatter hörte, so kam ihm auf einmal die Idee in den Kopf, die Armen seines Stadtviertels an diesem Tage mit Gänsebraten zu tractiren. Er kaufte daher alle Gänse auf, die er auf dem Markte vorfand, 300 bis 400 an der Zahl, und befahl seinen beiden eleganten Bedienten, sie nach Hause zu treiben. Da er aber bemerkte, daß diese nicht allein damit fertig werden konnten, so sprang er auch noch selbst hinzu, erbat sich von einem Bauer einen Stab, ließ seinen brillanten Vierspänner hintennach fahren und spielte, von einer Menge gaffenden Volks begleitet, von einem Ende der Stadt bis zum anderen die Rolle des Gänsehirten. Bei seinem Hause angelangt, ließ er Alles auf seinem Hofe versammeln, was am Martinitage einen hungrigen Magen fühlte, und vertheilte mit eigener freigebiger Hand die schreienden Braten unter die ihn preisenden Hungerleider.

Als er gerade im besten Vertheilen war, kam seine Frau, eine der vornehmsten Damen der Stadt, die nicht in demselben Hause mit ihm wohnte, mit der er aber übrigens im besten Verhältnisse stand, herangefahren. Das Necken konnte er nicht lassen. Er warf ihr den ganzen Wagen voll schreiender Gänse und hetzte dann die armen Bettelbuben in die Staatskarosse, sie aus den seidenen Enveloppen seiner nicht wenig entsetzten Frau wieder herauszuholen.

Kurz vor seinem Tode hatte er noch eine große Freude. Er gewann nämlich einen ihm sehr am Herzen liegenden Prozeß gegen den Polizeimeister, bei dem er vergebens um die Erlaubniß nachgesucht hatte, mit einer Troika (drei Pferden neben einander) in den Straßen der Residenz fahren zu dürfen, wo es sonst verboten ist, mehr als zwei neben einander zu spannen. Er hatte viel Geld daran gewendet und seine ganze bedeutende Freundschaft in Bewegung gesetzt, ihm diese Wohlthat zu verschaffen, bis ihm endlich durch ein huldreiches Zugeständniß gestattet wurde, auch in dieser Hinsicht eine Ausnahme von den übrigen Menschen zu machen. Er fuhr nun noch eine Weile mit drei Pferden triumphirend fleißig in Petersburg umher, bis man ihm eines Tages sechs vorspannte, die ihn dahin brachten, wo er sich nicht mehr über Hitze und Polizei beklagen wird — auf den Newskischen Kirchhof. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Marseille, 21. Jan.) Das allgemeine Tagesgespräch bildet gegenwärtig ein vorgestern stattgehabtes Duell zwischen dem General Levasseur und dem verabschiedeten Bataillonschef Arrighi. (Vergl. O.P.A.Z. Nro. 28.) Levasseur, erst seit einem Jahre zum General ernannt, war früher Obrist des vor zwei Jahren dahier garnisonirenden 22. Linien-Infanterieregiments und schiffte sich mit demselben nach Philippeville ein. Arrighi, ein Corse, stand bei demselben Regiment als Bataillonschef, und lebte mit seinem Obern auf dem freundschaftlichsten Fuße. Das Regiment, unter dem Commando Levasseur's, eines tüchtigen Soldat n, zeichnete sich auf den verschiedenen Streifzügen oft und mit der größten Tapferkeit aus. Im Lager von

Streit war es, wo die bisherige gute Eintracht des Obristen mit seinem Bataillonschef sich auflöste. Arrighi, der Nachlässigkeit im Dienste beschuldigt, wurde von Levasseur mit Zimmerarrest bestraft; durch einen öffentlichen im Angesicht des ganzen Regiments ausgesprochenen Tadel gereizt, brach der Groll des Corsen in eine grenzenlose Wuth aus. Arrighi nahm freiwillig seinen Abschied, bloß um sich mit Levasseur duelliren zu können, und derselbe gab ihm auch das Versprechen, bei der ersten Gelegenheit einen Urlaub auf einen Monat zu nehmen und nach Marseille zu eilen, wo sie ihre Händel mit den Waffen in der Hand ausmachen würden. Einige Zeit darauf wurde Levasseur zum General befördert, erhielt einen kurzen Urlaub, schiffte sich sogleich nach Toulon ein, und begab sich nach Orleans, seiner Vaterstadt, wo er die kurzen ihm gegönnten Ruhetage im Kreise seiner Familie verlebte. Bei der im verflossenen Herbste bevorstehenden Campagne von Oran nach Mascara erhielt er das Commando einer Division, und eilte daher, sich dahin zu begeben. Als er auf seiner Rückreise nach Afrika Marseille berührte, glaubte er Arrighi da anzutreffen, dieser war jedoch von Corsika noch nicht angekommen. Der General hatte keine Minute weiter zu verlieren; er begab sich daher nach zweitägigem Warten nach Toulon, wo er sich nach Oran einschiffte. Arrighi, einige Tage darauf angekommen, glaubte sich von seinem Gegner gefoppt. Auch er eilte nach Oran, und dort dem General auf der Straße begegnend, gab er ihm mit der Reitpeitsche zwei Hiebe. Er wurde zwar von den Gensd'armen ergriffen und auf Befehl des Generals Lamoricière wieder nach Europa eingeschifft, aber die erlittene Schmach ließ nun dem General keinen andern Ausweg, als dieselbe durch einen Zweikampf auf Tod und Leben abzuwaschen. Nach vollbrachtem Feldzug, in welchem er sich mit Ruhm bedeckt hatte, verlangte und erhielt er einen neuen Urlaub, schrieb sogleich an Arrighi von seiner bevorstehenden Ankunft in Marseille, und beide Gegner trafen vor acht Tagen hier ein. Die Formalitäten des Duells wurden sogleich durch die Zeugen besprochen. Arrighi wollte sich bloß auf eine Barriere von 6 zu 10 Schritten Entfernung schießen. Die drei Zeugen des Generals konnten in diese Bedingungen nicht eingehen, indem sie dieselben nicht mehr als ein Duell, sondern als eine offenbare Mordthat betrachteten. Arrighi und sein Secundant, der verabschiedete Hauptmann Casabianca, auch ein Corse und ebenso erbitterter Feind des Generals wie sein Landsmann, gingen aber von ihren Forderungen nicht einen Schritt ab und drohten mit neuen Insulten. Die Zeugen des Generals (sonderbar genug lauter Civilisten) zogen sich zurück, aber der General, dieser Händel überdrüßig, nahm den Vorschlag an, wählte zwei neue Zeugen unter den Oberoffizieren der Garnison, und vorgestern Nachmittags begaben sich die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, nach Septeme, einem drei Stunden von hier gelegenen Dorfe und wählten in den einsamen Bergklüften in der Nähe dieses Ortes einen schicklichen Platz. Das Loos mußte entscheiden, wer zuerst schießen sollte. Das Schicksal begünstigte Levasseur. Auf sieben Schritte Entfernung war man übereingekommen. Levasseur, ein trefflicher Schütze, schlug noch einmal vor, sich auf 25 Schritte zu schießen. Arrighi, von Wuth wie betäubt, nahm es nicht an. Die Zeugen kamen (obwohl zum größten Mißvergnügen Casabianca's) überein, daß nur demjenigen, der zuerst schießen sollte, die Waffen überreicht werden, dem andern erst nach erfolgtem Schusse. Man schritt nun zur Vollziehung des Kampfes. Arrighi, tödtlich verwundet, fiel sogleich und gab wenige Minuten darauf den Geist auf. Wie der Schuß erfolgt war, und Casabianca seinen Freund taumeln sah, drückte er ihm noch schnell die Pistole in die Hand und schrie ihm wüthend in die Ohren: Drücke los! Aber die Kräfte verließen den Sinkenden; trotz einer übernatürlichen Anstrengung ließ er die Pistole fallen und stürzte bewußtlos zur Erde. Obwohl nun, wie man allgemein sagt, General Levasseur die Erlaubniß zu diesem Duell vom Kriegsminister erhalten hatte, wurde doch derselbe diesen Morgen von dem aus Aix herbeigeeilten Procureur du Roi nebst allen Zeugen in Verhalt genommen und wird sich vor den nächsten Assisen über den Ausgang dieses Kampfes zu verantworten haben — wohl nur pro forma, denn kein Mensch glaubt hier, daß eine Verurtheilung erfolgen könne. Der Zeuge Casabianca soll, als er seinen Freund fallen gesehen, grimmige Wolfsblicke auf Levasseur geworfen haben. Die Verwandten Arrighi's, weit entfernt, denselben zur Versöhnung zu bewegen, sollen ihn in seinem gehässigen Vorhaben nur noch bestärkt haben. Als die sieben Schritte gemessen waren, nahm sie Arrighi nicht an, weil der Zeuge, der sie ausmaß, zu große Füße hatte, und man mußte einen andern Zeugen mit kleinern Füßen dazu wählen. Kein Wort wurde gewechselt; ein in die Luft geworfener Fünffrankenthaler entschied, wer zuerst schießen sollte. Der Bruder Levasseur's, von Orleans hierher geeilt, um seinen Bruder vor dem zweifelhaften Ausgang noch einmal zu umarmen, erwartete in einer nahen Bauernhütte mit bangem Herzklopfen das Resultat. Nach erfolgtem Schusse eilte er an den Ort und stürzte bewußtlos dem geretteten Bruder in die Arme. (A. Z.)

⁂ (Ein königliches Alphabet.) Für den Gebrauch des Prinzen von Wales und seiner Schwester, der königlichen Prinzessin, ist in London ein ABC-Buch erschienen, welches das Alphabet durch Bilder von Souverainen versinnlicht, indem für jeden Buchstaben ein König oder Kaiser, eine Königin oder Kaiserin ausgesucht ist, deren Namen denselben zum Anfangsbuchstaben hat. Die Zusammenstellung ist natürlich etwas bunt ausgefallen, Alterthum und neue Zeit wechseln mit einander ab, indeß handelte es sich ja nicht darum, ein Handbuch der Regentengeschichte zu verfertigen; es klingt also ziemlich pedantisch, wenn englische Blätter, in ihrem Bericht über jene Fibel, den Mangel an chronologischer Ordnung tadeln und die Besorgniß äußern, der britische Thronfolger werde durch ein solches ABC verkehrte historische Vorstellungen bekommen und sich am Ende einbilden, die große Zenobia, Königin von Palmyra, sey eine jüngere Königin als seine Mutter und vielleicht eine Zeitgenossin und Verbündete derselben, da sie den Beschluß der Reihe mache und ein paar Buchstaben hinter der Königin Victoria folge; oder er werde glauben, Georg IV. sey ein König aus sehr alter Zeit, da derselbe so weit vorn zu stehen komme, Richard Löwenherz aber ein neuerer Herrscher; oder Napoleon habe früher gelebt als Oliver Cromwell, da er vor diesem stehe, der als Oberhaupt der englischen Republik auch in die Reihe der Souveraine aufgenommen ist, und dergleichen mehr. Als ob ein Kind, welches die Buchstaben lernt, schon chronologische Combinationen machte! Eben so thöricht ist eine andere Einwendung, nämlich, daß man den königlichen Kindern durch ein solches ABC die Meinung beibringen würde, es gebe in der Welt nichts als gekrönte Häupter, und die Geschichte würde nur von den Monarchen gemacht. Die Kinder sollen ja nicht Geschichte aus dieser Fibel lernen, sondern die Buchstaben durch Beifügung eines Bildes sich leichter ihnen einprägen, wobei sie dann zugleich die Namen einiger Regenten behalten werden. Triftiger ist der Tadel der Verse, die unter den Bildern stehen, und die allerdings nicht geschmackvoller und fehlerfreier sind, als ähnliche Machwerke in unseren deutschen Bilderfibeln. Man kann sich indeß damit trösten, daß diese Verse von den Kindern, die das ABC lernen, noch nicht gelesen werden, und daß die Kleinen, wenn sie erst lesen können, wohl bessere Bücher in die Hände bekommen. (Mag. f. d. Lit. d. A.)

⁂ (Freimaurer-Anecdote.) Es ist nun etwa zwanzig Jahre her, daß Capitain H. in Aegypten reisete. Mehemed Ali besaß damals die Macht noch nicht, die er jetzt hat, auch standen die Engländer in dem Lande noch nicht in dem Ansehen wie jetzt. Den Capitain begleitete ein Diener, ein rüstiger und verständiger junger Mann; in der Wüste wurden sie von den Ara-

dern überfallen; der Capitain vertheidigte sich tapfer und erschlug sogar zwei der Räuber. Endlich wurde er aber mit seinem Diener überwältiget, man brachte beide an den Zufluchtsort der Räuber, wo man sie trennte. Das Leben des Capitains war verloren und er erwartete sein grausames Schicksal mit der größten Ruhe und Seelenstärke. Am andern Morgen sah er indeß seinen Diener zu sich treten, der ihm zu seinem Erstaunen die erfreuliche Nachricht brachte, er könne weiter reisen, wenn es ihm beliebe. Der Capitain erhielt überdies noch alles zurück, was ihm abgenommen worden war. Die Wüstenräuber waren Freimaurer und hatten erst in dem Diener, dann auch in dem Capitain selbst Brüder erkannt, denen sie nichts zu leide thun mochten.

*** (Der Kaiser Nicolaus und die französische Schauspielerin) Bekanntlich liebt der Kaiser von Rußland die Künstler und behandelt sie mit einer wohlwollenden Vertraulichkeit. Eines Abends trat er in das Foyer des Theaters und sah die Madame Bras (eine franz. Schauspielerin), die ihn unverwandt und ergriffen betrachtete. „Nun, was giebt es? Geht Ihnen etwas durch den Kopf?" fragte der Kaiser die Schauspielerin; „sprechen Sie, ich will es wissen." — „Aber, Sire..." — „Sprechen Sie sogleich." — „Nun wohl, Sire, ich finde, daß Ihr Gesicht vollkommen zu Ihrer Stelle paßt." Der Kaiser ging lächelnd weiter. (Allg. Modenz.)

*** In der Fastenzeit führen die Puppentheater in Italien auch geistliche Stücke auf. Der Fremde muß in der That erstaunen, wenn er zum Erstenmal einen Menschen vor der Bude stehen sieht, der dem Volke zuschreit: „Hier kann man die Geburt des Heilandes für einen Groschen sehen!" Neugierig tritt er ein und sieht ein elendes Schattenspiel, das aber seine Mitzuschauer mit großer Verwunderung anstaunen. Ein Explicator steht daneben und ruft: „Schauen Sie, meine Herren, die Geburt unsers Heilands und Erlösers, akkurat wie sie sich zugetragen. Der Stern steht über dem Dach, die Engel schweben mit Posaunen in der Luft, die drei Könige rücken zu Fuß und zu Pferd heran, und der Teufel steht in der Ecke und beißt sich vor Zorn in die Klauen." —

*** In einer süddeutschen Stadt befinden sich zwei Aerzte, die sehr eminöse Namen haben; der eine heißt Würger, der andere Wehsarg.

---

## Aus Wiesbaden.

(30. Januar.)

Seit gestern und heute circulirt hier nachstehende, von Professor Thomä an sämmtliche Badewirthe und Besitzer warmer Quellen dahier gerichtete Aufforderung:

Verehrteste Herren!

In der Unterstellung, daß Sie nicht abgeneigt sind, einem Gedanken Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, der mich als Physiker zunächst aus technisch wissenschaftlichen Gründen interessirt, dessen Ausführung — wenn sie gelingen sollte — Ihnen aber die augenfälligsten Vortheile gewähren müßte, läßt mich so frei seyn, Ihnen nachstehendes Projekt zur geneigten Prüfung und Theilnahme zu empfehlen. Ich meine damit

die Benutzung der warmen Quellen unserer Stadt zur Heizung der Zimmer, Salons, Gewächshäuser rc.

Die Heizung der Zimmer, Gewächshäuser rc. mittelst künstlich erwärmtem Wasser hat sich in England, Frankreich, Rußland und selbst hie und da in Deutschland auf eine so entschieden vortheilhafte Weise bewährt, daß diese Heizmethode überall, wo man sie kennt, nicht nur der gewöhnlichen Kamin- und Ofenfeuerung, sondern auch in mancher Rücksicht der Dampf- und Luftheizung vorgezogen wird. Ist dieß aber unter Verhältnissen der Fall, bei welchen man erst kaltes Wasser mit mehr oder weniger Aufwand an Brennmaterial künstlich erwärmen muß, um wieviel größer müssen sich dann die Vortheile der Wasserheizung für die Quellenbesitzer hier in Wiesbaden herausstellen, denn die Natur das warme Wasser kostenfrei in hinreichendem Maße zur Verfügung stellt.

Davon abgesehen, daß die Wasserheizung eine angenehmere, gleichförmigere und anerkannt gesündere Wärme erzeugt, als die bisher allgemein übliche Ofenheizung; davon abgesehen, daß durch die Wasserheizung kein unangenehmer Dunst, Rauch, Aschen- und Kohlenstaub vorkommen kann; daß man im Stande ist, durch Oeffnen und Schließen eines im Zimmer angebrachten Hahns sich sogleich zu jeder Tags- und Jahreszeit ohne Bedienung nach Belieben sein Zimmer zu erwärmen; daß die theuern Oefen, welche immer einen Theil des Zimmers versperren, überflüssig werden, während die einmal angebrachten verhältnißmäßig dünnen Wasser-Leitungsröhren im Sommer und Winter ohne Mißstand und Raumversperrung bleiben können: so dürften die Wohlfeilheit dieser Heizungsart und die Vermeidung von Feuersgefahr schon Gründe genug seyn, um die Sache in Erwägung zu ziehen, d. h. Versuche anzustellen. Aus theoretischen Gründen steht zu erwarten, daß die Ausführung zu Glück schlagen werde; denn dem Gelingen stehen meines Erachtens nur zwei Hindernisse entgegen, nämlich:

1) Die Fortschaffung der festen Bestandtheile des Wassers, die sich als Niederschläge (Sinter) in den Leitungsröhren absetzen und die Röhren zu bald verstopfen könnten;

2) Die Eigenthümlichkeit des hiesigen Badewassers und seiner Dämpfe, zerstörend auf die meisten Stoffe einzuwirken, wodurch es schwer halten wird, ein Metall zu finden, was dauerhafte Leitungsröhren liefert.

Diese Hindernisse werden aber wohl zu beseitigen seyn. Sollte aber das Wasser unserer Thermen aus den angeführten oder andern Gründen, gegen Erwarten, sich nicht zur Heizung eignen, so wäre ein Versuch schon um deßwillen erwünscht, weil dadurch zum ersten Mal der Beweis der Unmöglichkeit geliefert würde.

Damit nun aber ein Badewirth oder Quellenbesitzer nicht allein das Opfer zu bringen habe, was der erste im vielseitigen Interesse anzustellende Versuch mit sich führt, so erlaube ich mir folgende Propositionen zu machen:

1) Es wird zunächst ein Versuch im Kleinen mit möglichst geringem Kostenaufwand veranstaltet.

2) Zu Deckung der Kosten dieses Versuchs, die höchstens 100 bis 150 fl. betragen dürften, verpflichten sich alle hiesigen Quellenbesitzer.

3) Diesen Versuch übernehme ich, unter Vorbehalt gewissenhafter Rechnungsablage, unentgeldlich zu leiten und hoffe im Laufe dieses Winters noch damit Resultate zu erzielen, wenn mir eine warme Quelle nebst einem benachbarten geschlossenen Raume, ein Zimmer, eine Küche oder ein Stall rc. zur Einrichtung überlassen wird.

Diejenigen Herren Quellenbesitzer und Badewirthe, welche dieser Idee beistimmen, wollen dies gefälligst durch Unterzeichnung ihres Namens zu erkennen geben und sich nächsten Montag den 31. d. M., Abends 6 Uhr, zu einer weiteren Berathung über die Ausführung derselben im Boesalon des Gasthauses zu den Vier Jahreszeiten einfinden.

Dr. Thomä,

Professor der Naturwissenschaften und Technologie am landwirthschaftlichen Institute.

Wie wir vernehmen, hat sich hierauf die herzogliche Civil-Hospital-Verwaltungs-Commission sogleich erboten, Quelle und Lokal für die anzustellenden Versuche zur Disposition zu stellen, und da die Deckung der Kosten durch Unterschriften schon gesichert ist, so sehen wir nun dem Erfolg mit gespannter Erwartung entgegen.

---

## Geographischer Verein.

Freitag 4. Februar, Abends 7 — 8 Uhr: „Ueber den Ostrand Asien's, mit besonderer Berücksichtigung des sinesischen Tieflandes, von Herrn A. Helmich."

---

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 3. Februar. Zampa, oder: Die Marmorbraut, romantische Oper in 3 Abth. Musik von Herold.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 34. 3. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur zog ein Papier aus der Tasche und fing an laut zu lesen, indem er dabei den jungen Damen eine Reverenz über die andere machte; diese machten große Augen, denn sie verstanden nicht ein Wort Französisch. Nach dem Gouverneur kam die Reihe an den Bischof, dann an den General der Galeeren. Das hätte so den ganzen Tag fortdauern können, wenn Crepa dem Neffen des Gouverneurs nicht durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß ihre Schwestern und sie selbst der Ruhe bedürften. Der Jüngling zupfte seinen Onkel beim Mantel und sagte ihm Etwas ins Ohr. Alsbald unterbrach dieser den General der Galeeren und erklärte, er werde nicht zugeben, daß noch ein Wort hinzugefügt würde. Entzückt, daß man ihr so schnell Folge leiste, warf die Kleine ihrem Dollmetsch einen Blick des Danks zu, einen Blick voll Koketterie und südlicher Frühreife; und als wäre dies noch nicht hinreichend gewesen, sprang sie zutraulich dem Jüngling an den Hals und küßte ihn mit reizender Herzlichkeit auf beide Wangen; dieser wurde roth über und über: war es Verlegenheit oder Freude? Vielleicht beides.

Nachdem die drei fremden Mädchen in die Sänfte gestiegen, folgte die ganze Versammlung im feierlichen Zuge bis zur Kathedrale, wo ein Te Deum gesungen wurde. Am Abende wurde auf Befehl des Gouverneurs die ganze Stadt beleuchtet. Auf dem Stadthause war Ballet und Galla.

Die drei Mädchen, deren Ankunft in einer der ersten Städte des Reiches Alles in Aufruhr brachte, waren die Töchter eines armen römischen Edelmannes, Namens Michieli Lorenzo Mancini und seiner Ehefrau Laura Mazarini, deren Bruder Cardinal und Premierminister in Frankreich war. Der Neffe des Gouverneurs nannte sich Armand Karl von La Porte, Markis von La Meilleraye, sein Vater war Herzog und Marschall von Frankreich. An demselben Abend, als der Gouverneur den jungen Mann fragte, wie ihm die Nichten des Cardinals gefielen, erwiederte er: „Onkel, ich habe nur Eine angesehen, die kleine Crepa."

### II.

Am Allerheiligentage des Jahres 1660, und also etwas über sieben Jahre nach den Ereignissen, welche den Prolog zu dieser Geschichte bilden, hatte der Cardinal Mazarin, schon an dem Uebel leidend, das ihn einige Monate später ins Grab führte, des Morgens, im Schlosse zu St. Germain eine Unterredung mit Henriette von Frankreich, Königin von England. Diese Fürstin, welche an demselben Tage zu ihrem Sohne Karl II. reisete, der kürzlich den Thron seiner Väter wieder bestiegen, gab dem Cardinal allerlei Beweise ihrer Freundschaft. Um was es sich in dieser Unterredung gehandelt, dies erfuhr dazumal Niemand; als aber nach beendigtem Hochamte, Frau von Venelle, die Gouvernante der Nichten des Cardinals mit Fräulein Hortense Mancini eintrat, lächelte der Cardinal, obgleich an der Gicht leidend, dem jungen Frauenzimmer huldreichst zu und winkte sie zu sich.

„Ew. Eminenz," sagte Frau von Venelle, deren Züge eine Wolke der Strenge umdüsterte, „Fräulein Hortense verdient diese Güte nicht."

„Was ist denn? Was hat sie denn gethan?" rief der Cardinal erstaunt aus, indem er abwechselnd die beiden Physiognomien betrachtete, die so sehr von einander verschieden waren: die eine ernst und strenge, mit Runzeln auf der Stirn und Drohungen auf den Lippen, die andere voll Anmuth, in aller Frühlingsfrische, ließ zwischen den gesenkten Wimpern einen ziemlich lebhaften Ausdruck von Aerger und Beschämung blicken, der indeß durch ein wenig Bosheit gemildert war.

Und da die Gouvernante und das Fräulein schwiegen, fügte der Cardinal hinzu — mit einem Tone der streng seyn sollte, dem aber das halbe Lächeln, das über seinen Lippen schwebte, widersprach:

„Wohlan, Crepa, erklärt Euch, was habt Ihr begangen?"

Crepa war der Name, den Fräulein Hortense Mancini in ihrer Kindheit getragen hatte, und den ihr der Onkel noch immer zu geben pflegte, wenn sie allein waren. Crepa blieb stumm wie zuvor.

„Aber, was ist denn vorgefallen?" fragte der Cardinal neuerdings ungeduldig.

„Gnädiger Herr," erwiederte Frau von Venelle lebhaft, statt in ihrem Meßbuche zu lesen, wie es einer Dame von hoher Abkunft und zumal einer Nichte Ew. Eminenz sich ziemt, blickt Fräulein Hortense nach den jungen Herren."

„Ist es wahr, Crepa," fragte der Cardinal, und heftete dabei auf seine Nichte einen Blick, dem er einen heftigen Ausdruck von Zorn zu geben glaubte, worin man aber ohne Mühe eine große Nachsicht, und man möchte fast sagen, Bewunderung lesen konnte; denn die wunderbare Schönheit der jungen Hortense, die so viele gleichzeitige Zeugnisse vergöttert haben, hatte sich vielleicht nie in einem solchen Glanze gezeigt, als in diesem Augenblicke, wo eine dunkele Röthe über ihre Wangen flammte. Hortense war vierzehn Jahr alt; früh ausgebildet, wie alle Italienerinnen, vereinigte sie bereits alle Reize, die in diesem Alter bei anderen Frauen kaum angedeutet sind. Auch galt sie für eine der herrlichsten Zierden eines Hofes, der vielleicht zu keiner Epoche der französischen Geschichte den berauschten Blicken eine reichere Sammlung von Schätzen dieser Art darbot.

Das Fräulein war einige Schritte hinter ihrer Gouvernante stehen geblieben, fast am Eingange des Gemaches; allein bei der letzten Frage, die der Cardinal an sie gerichtet, entschloß sie sich, diese Stellung zu verlassen, die allzusehr die Stellung einer Schuldigen war, und das Schweigen zu brechen. Sie nahte schüchtern dem Lehnstuhl, auf welchem der Cardinal saß, und die schönen Augen zu ihm erhebend, deren Macht sie nur allzugut kannte:

„Mein Gott, Onkel," rief sie mit einer allerliebsten Schalkheit aus, „ist es meine Schuld, wenn mich diese Herren immer ansehen? Sähe ich sie nicht gleichfalls ein wenig an, so würden sie glauben, ich befürchtete, mein armes Herz würde durch ihr vortheilhaftes Aeußere besiegt."

Diese Antwort war nicht sehr katholisch, auch konnte sich der Cardinal nicht enthalten, die Stirne zu runzeln, und er winkte Frau von Venelle sich zu entfernen. Kaum war sie zur Thüre hinaus, so faßte der Cardinal seine Nichte an der Hand und sie sanft an sich ziehend, ließ er sie auf die Lehne des Sessels niedersitzen und ihr leise auf die Wange klopfend:

„Crepa," sprach er, „es vergeht kaum ein Tag, daß ich nicht über Euch klagen höre; wollt Ihr denn immer eine Kokette bleiben?"

Crepa lächelte, sie hätte antworten können, „ich fange ja erst an."

„Du Böse," fuhr Mazarin fort, sie auf die Stirne küssend: „Du weißt wohl, daß ich Dich meinen andern Nichten vorziehe, Du mißbrauchst meine Güte für Dich."

„Ihr zieht mich meinen Schwestern vor?" versetzte Hortense lebhaft, „so gebt mir einen Beweis davon."

„Welchen Beweis soll ich Dir geben?"

„O ich verlange nicht sehr viel, verheirathet mich."

Der Cardinal fuhr unwillkürlich zusammen, und ohne das Podagra wäre er sicher aufgesprungen.

„Dich verheirathen? Du bist nicht bei Sinnen! Crepa, Du bist ja kaum vierzehn Jahre alt."

„Was liegt daran, wenn ich einen Mann finde, der mich so jung heirathen will? Ihr habt meine Schwester Olympia an den Grafen von Soissons verheirathet; ein schöner junger Herr, der Connetable Colonna hält bei Euch um die Hand meiner Schwester Marie an, und Ihr habt sie ihm zugesagt. Ich sehe nicht ein, warum ich allein ledig bleiben soll, um immer von Frau von Venelle gezankt zu werden."

Indem sie so sprach, zeigten sich dicke Thränen wie glänzende Perlen am Rande ihrer Wimpern: der Cardinal fühlte sich beinahe gerührt.

„Nun, nun, tröste Dich, kleine Crepa, ich wollte Dir's verhehlen, jetzt aber fühle ich nicht mehr den Muth dazu, da ich Deinen Kummer sehe. Nun ja, Crepa, ich bin gesonnen Dich zu verheirathen, hörst Du?"

„Ist es möglich," sprach sie, dem Cardinal an den Hals springend: „Wahr? gewiß wahr? Oheim, Ihr täuscht mich nicht? O wie gütig seyd Ihr für mich und wie bin ich glücklich! Auch er wird sich glücklich fühlen. Er hat also Herz gefaßt, und um meine Hand bei Euch angehalten? O ich sterbe vor Freude!"

Hier verfinsterte sich die Stirne des Cardinals merklich und mit kaum verständlicher Stimme stotterte er:

„Er? Er? wer?" — —

„Wie?" fragte Hortense ganz verwirrt, „wie, Onkel, Ihr wißt nicht?"

Ohne Zweifel hätte der Cardinal gar Vieles erfahren, als die Thüre des Gemachs plötzlich sich aufthat und ein Page eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Russische Sonderlinge.

(Aus „Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl.")

(Fortsetzung.)

Einer der merkwürdigsten russischen Sonderlinge aus des seligen Kaisers Alexander Zeit gehört einer Familie ....e.... an, die, obgleich eine der reichsten Rußland's doch nicht zu den vornehmen des Landes gezählt wird. Alle Leute, die bisher, seitdem die Familie aus dem Dunkel des Plebejerthums an's Licht hervortrat, in ihrem Schooße geboren wurden, sollen etwas Absonderliches in ihrem Wesen gehabt haben.

So war denn auch dieser Herr ....e.... der höchst sonderbare Sohn eines ganz eigenen Vaters, so wie der Bruder zweier höchst origineller Menschen und der Erzeuger mehrerer Kinder voller Whims und Spleen. Er verdankte diese Kinder einer Frau, welche er sich auf folgende Weise wählte. Als es ihm an der Zeit und passend schien, sich zu verheirathen, schickte er, weil er selbst keine Wahl unter den Petersburger Schönheiten zu thun wagte, eine Botschaft zu dem Verwalter seiner Güter und befahl ihm, eine allgemeine Revue aller seiner leibeigenen Mädchen von 16 bis 18 Jahren zu halten und ihm die drei schönsten und tugendhaftesten nach Petersburg zu senden. Der Verwalter that dies, und der Herr erkor eine von den Ueberschickten zu seiner Ehehälfte. Als er dem jungen Mädchen — später der vornehmen, liebenswürdigen und reichen Frau von ....e.... — diesen Antrag eröffnete, erschrak diese, die nur zu den gewöhnlichen Hausdiensten der Mägde geschickt worden zu seyn wähnte, so sehr, daß sie davon lief und abwehrend schrie: „Ich mag nicht! ich will nicht!" Die Diener mußten sie halb mit Gewalt unter den hölzernen Bänken der Küche, unter die sie sich verkrochen hatte, hervorziehen, um sie zur Herrin des Hauses zu erheben. Als sie erst einmal den Muth gefaßt hatte, dieß zu seyn, ging es auch bald recht gut. Sie polirte sich mit Hülfe einiger Lehrer zusehends und mit einer solchen Schnelligkeit, wie dies nur bei den, aus einem so weichen und nachgiebigen Stoffe gebildeten Russen möglich ist, so daß sie sehr bald in ihrem Kreise eine recht beliebte und überall willkommene Gesellschafterin ward, deren feines und angenehmes Aeußere die bäuerische Abkunft durch gar nichts in Erinnerung brachte. Nur einmal, und zwar gleich zu Anfang, nämlich nach der Geburt ihres ersten Kindes, war sie in Gefahr, von ihrem Manne dethronisirt zu werden. Man hatte nämlich ihrem unruhigen schlaflosen Kinde ein paar Tropfen einer einschläfernden Essenz in die Medicin gegeben. Die noch unerfahrene Mutter hatte aber die Dosis so stark vermehrt, daß das Kind bald darnach zur ewigen Ruhe einschlief. Da sprang der entsetzte Vater in seinem wüthenden Schmerze auf seine Frau ein und hätte ihr ein Leides gethan, wenn nicht eine gewisse gebildete Dame, die als Rathgeberin viel in dem Hause verkehrte, ihn mit Vorstellungen zurückgehalten und halb mit Gewalt vor ein Heiligenbild geschleppt hätte, wo sie ihn schwören ließ, daß er seiner Frau nie etwas Böses zufügen, sie vielmehr immer freundlich und liebreich behandeln und belehren wolle, welchen Schwur er denn nachher auch redlich hielt. Seine Frau gab ihm noch mehrere Kinder an der Stelle des verlorenen. Als seine Töchter heranwuchsen, so warf, da sie hübsch und reich waren, mancher junge Offizier auf sie ein Auge. Der Vater aber konnte das nicht leiden und lud seiner Töchter wegen nie einen jungen Menschen ein, erlaubte jenen auch nicht, Bälle zu besuchen. Wenn ein Heirathsantrag kam, so war er allemal ganz außer sich und wollte gar nichts davon wissen, selbst wenn auch der Antrag der allervortheilhafteste von

der Welt war. Dennoch stahl ihm mit der Zeit ein General nach dem andern eine seiner Töchter nach der andern aus dem Hause.

Alle Tage zu einer bestimmten Stunde machte er einen Spaziergang auf dem schönen Newaischen Prospecte. Hier hatte er mehrere gute Freunde, bald einen Italiener, bald einen Deutschen, bald einen Künstler, bald einen Offizier, die sich dort an ihn anschlossen, und mit denen er dann im eifrigen Gespräche auf- und ablief. Es waren aber bloß Freunde zum Spazierengehen, denn in sein Haus durften sie nie kommen, und Geschäfte hatte er auch weiter nicht mit ihnen. Am Ende der Promenade ging er gewöhnlich mit ihnen in eine Conditorei oder Restauration und gab ihnen ein brillantes Dejeuner. Jedoch galt dabei das Gesetz, daß sich ein und derselbe Perspectivenfreund nicht zwei Tage hinter einander zeigen durfte. Hatte es einer gewagt, sich zweimal hinter einander an ihn anzuschließen, so fiel er entschieden in Ungnade und mußte dann lange manövriren, bis er es dahin brachte, daß er wieder von dem alten Sonderlinge gegrüßt und zu seinen Promenaden- und Frühstücksfreunden gezählt wurde.

Bei'm Diner in seinem eignen Hause, er mochte nun Gäste haben oder nicht, ließ er immer alle Speisen auf ein Mal auf den Tisch setzen, und dann hieß es thätig seyn und zulangen; denn nach einer halben Stunde ließ er auch eben so Alles wieder auf ein Mal abnehmen, und Jeder, satt oder nicht satt, mußte sich den Mund wischen und Dank sagen.

Nach dem Tode seiner Frau schien ihm eine ganz eigene Unruhe und Furchtsamkeit das Leben zu verbittern. Es schien, als wenn er Mörder fürchtete, und er veränderte oft, wie man dies von einigen Tyrannen erzählt, die Stellung seines Nachtlagers, und selbst in seinem Wohnzimmer erfand er eine ganz eigenthümliche Vorrichtung, mittelst deren er jedem Eintretenden eine Weile verborgen bleiben oder sich ihm doch sogleich entziehen konnte. Er theilte nämlich besagtes Zimmer durch mehrere vom Plafond herabhängende seidene Vorhänge in viele kleinere Räume ab, und saß nun bald in diesem, bald in jenem Raume, indem er die Vorhänge bald so, bald so zurecht zog und dabei oft ängstlich seinen im Vorzimmer harrenden Bedienten zurief: „Fedor, bist Du da?“ oder „Peter, wer ging vorüber?“ oder „Paul, was war das für ein Geräusch?“

Das Merkwürdigste aber im ganzen Leben dieses Mannes war die Art und Weise seines Todes. Er hing nämlich, wie übrigens fast jeder Russe, mit Leib und Seele an seinem Kaiser, um so mehr, da er von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden war. Als er nun eines Tages auf seiner Perspectivenpromenade die Neuigkeit vom Tode seines hohen Gönners in Erfahrung gebracht hatte, ergriff ihn diese Trauerbotschaft so gewaltig, daß er, kaum seiner mächtig, in tiefen Schmerz versunken, nach Hause wankte. Als er zu Hause in den Kreis der Seinigen eintrat, stieß er mit einem langen Seufzer die Worte hervor: „Gossudar umer!“ (der Kaiser ist todt!) und fiel, die Hände ringend, besinnungslos zu Boden. Man hob ihn auf, und er gab wenige Augenblicke darauf in den Armen der Seinigen seinen Geist auf.

Es war übrigens dieser Mann nicht der einzige Russe, dem bei der Nachricht von Alexander's Tode das Herz brach. Man citirt noch mehrere Beispiele der Art, sowohl in Petersburg als in Moskau, und ein Russe versicherte mir, er wolle das Höchste verwetten, daß, wenn man Alles aus dem ganzen russischen Reiche zusammenrechne, zu derselben Zeit gewiß nahe an hundert Menschen aus derselben Ursache und auf dieselbe Weise gestorben wären. Vielleicht ist dies das Stärkste, was irgendwo in der Geschichte von Liebe zum Staatsoberhaupte zu finden ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Jean Paul in Stuttgart.

### Im Sommer 18..

(Eine wahre Geschichte.)

Jean Paul, der geist- und gemüthvollste Schriftsteller seiner Zeit, war mit Recht der Liebling der Frauen, die er in allen seinen Werken mit so viel Zartheit und Liebe behandelt. An einem schönen Sommermorgen des Jahres 18.. saßen vier seiner innigsten Verehrerinnen, unter einander eng befreundet, zusammen frühstückend in einem Blumengarten und erquickten sich neben der Körperspeise an der geistigen Nahrung, die ihnen der Titan gewährte. Zufällig nannte sich eine der Damen Clotilde; dies rechtfertigte ihre Vorliebe für den „Hesperus“; zwei andere schwärmten für den „Titan“ und hatten ihre prosaischen Taufnamen Lotte und Christel in Liane und Linda verwandelt. Die vierte, leidenschaftlich eingenommen für die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“, war nicht wenig erfreut, daß sie Helene getauft war, und — noch in den Flitterwochen ihrer Ehe — bewilligte ihr junger Gemahl ihr den Wunsch, Lenette genannt werden zu wollen, und versicherte auf Jean Paul nicht weiter eifersüchtig zu seyn. Man denke sich nun die freudige Ueberraschung des befreundeten vierblätterigen Kleeblatts, als der Bruder der einen Dame, ein lustiger Lieutenant, von der Parade kommend, die Nachricht brachte: Jean Paul sey eben einpassirt und logire im goldenen Löwen; alle schönen Geister der Hauptstadt seyen bereits unterwegs, ihm ihre Huldigung darzubringen, und an der Wirthstafel des genannten Gasthofes Plätze für sich in Beschlag zu nehmen. Nun entstand ein Jubel, ein Stimmenquartett, und zuletzt die dringende Bitte an den Lieutenant, nach dem glücklichen Gasthof zu eilen und den angebeteten Dichter im Namen von vier ungenannten Verehrerinnen auf den Abend nach der Silberburg (einem nahgelegenen öffentlichen Garten) zum gouter einzuladen: auch sollte dabei das gute Würtemberger Bier nicht fehlen, da man wisse, daß der edle Gerstensaft des Dichters Lieblingstrank sey. Der Lieutenant erhielt eine kühle Einladung, auch mitzukommen, schützte aber Dienstgeschäfte vor. Daß die vier Damen das Mittagessen fast nicht anrührten, läßt sich denken. Kaum damit fertig, eilten sie nach der Silberburg, Anstalten zu treffen, daß der Liebling ihrer Herzen würdig empfangen und bewirthet werde. Blumen und Früchte zierten die weißbedeckte Tafel, ein Lorbeerkranz wurde gewunden, und in sehnlicher Erwartung die sechste Stunde herbei gewünscht. Da endlich erschien der Ersehnte in der Ferne — von allen wohlbesetzten Tischen des Lustorts flüsterte es: „da kommt Jean Paul!“ Die vier Freundinnen, ihm entgegeneilend und ihm den Lorbeerkranz reichend, sagten im wohlprobirten Chor:

> „Clotilde, Liane, Linda und Lenette
> Sie reichen Dir den wohlverdienten Kranz!“

So führten sie ihn im Triumph zu dem bereiteten Mahl, dem er mit Behagen zusprach und trotz der Bierliebhaberei auch den feinen Weinen gern seine Aufmerksamkeit schenkte. Da nun der Mund nicht wohl zugleich reden und genießen kann, übernahmen die Damen vor der Hand die Unterhaltung, meist vierstimmig, verfehlten dabei nicht, sich mit den Namen zu nennen, welche der Dichter verewigt hatte, und denen er einen süßen Blick und wohlgefälliges Lächeln schenkte. Da plötzlich rollte ferner Donner, es fielen schon einzelne Tropfen und der verehrte Gast wollte sich eilig zurückziehen, weil er, zu einem Abendschmaus mit Freunden eingeladen, seinem Versprechen nachkommen müsse. Da der Regen und das näher kommende Gewitter die kleine Gesellschaft schon unter Dach getrieben hatte, versicherten die Da-

men, sie würden nicht zugeben, daß der edle Seelenfreund zu Fuße zur Stadt zurückkehre, sie würden ihn selbst dahin fahren. Schnell wurde ein Wagen bestellt, bis zur Ankunft desselben Pläne für den kommenden Tag entworfen, worauf jedoch der Gefeierte nicht einging, da er am andern Morgen nach Tübingen abreise. Der Wagen kam, Jean Paul mußte zuerst ihn besteigen, vermöge seiner Wohlbeleibtheit nahm er etwas viel Platz ein, und der Wagen war viersitzig zwar, doch eng. Lenette, die den vergessenen Lorbeerkranz gereitet hatte, kam zuletzt, und da der Platz sehr beschränkt war, bot der galante Dichter seine Kniee an, welche Lenette dankbar annahm und dagegen den Lorbeerkranz auf seine Schläfe drückte. Als der Wagen vor dem Gasthofe angekommen war, drückte der Dankbare den Bruderkuß auf 8 Lippen, und sagte gerührt: „Meine Damen — ich habe keine Worte, Ihnen meine Erkenntlichkeit auszudrücken für Ihre Güte, Ihre Aufmerksamkeiten, Ihre Bewirthung. Ich fühle mich derselben unwerth — tief beschämt — und gezwungen zu gestehn" (hier hatte er den Fuß auf dem Wagentritt): „ich bin nicht Jean Paul, sondern der Kaufmann Müller aus Bremen." Ueber das Weitere schweigt die Geschichte, die bis hierhin vollkommen wahr ist. (Salon.)

## Tabletten.

*** Nach dem Berichte des „Sun" soll jetzt die schönste Frau Großbritanniens, vielleicht auch der ganzen Erde, (!) in Liverpool leben. Sie ist die Tochter eines reichen Segeltuchfabrikanten, und heißt Betty Nottingham. Ganz Liverpool und seine nächsten Umgebungen kennen sie unter dem Namen der „schönen Betty." Sie soll in der That eine mehr als vollkommene — d. h. eine idealische Schönheit seyn. So muß, sagt der Berichterstatter Griechenland's Helena ausgesehen haben, deren Raub den trojanischen Krieg erzeugt hat. Scheint aber die Beschreibung nicht etwas zu übertrieben, wenn der Sun diese Betty Nottingham die Quintessenz der schönsten Frauen nennt, die je gelebt? Sie soll die Augen der Juno, das Gesicht der Hebe, den Leibreiz der Venus, die Gestalt der Diana, die Arme der Minerva, die Hände der Latona, die Frische der Flora und die Anmuth der Euphrosyne haben. Etwas muß denn doch daran seyn; denn die ganze junge Männerwelt Großbritanniens wirbt um ihre Hand. Aber Betty hat ein Herz von Stein — sie will ewig Jungfrau bleiben. Wir wissen nicht, ob es Scherz oder Ernst vom Sun ist, wenn er schreibt, daß durch diese Betty das große Bedlam (Irrenhaus) in London bereits 341 neue Zukömmlinge erhalten haben soll. (N. C.)

*** (Herbstblätter.) Wir wissen alle, daß die Gärtner die abgefallenen Herbstblätter, die der Wind umherstreuet, zusammen kehren und wegschaffen. Die Nettigkeit, die in einem Garten aufrecht erhalten werden muß, scheint diese Arbeit nothwendig zu machen und das Herkommen seit Jahrhunderten heißt sie gut. Der Mann, welcher die abgestorbenen Blätter unter seinen Bäumen und Büschen liegen ließe, würde von Allen für träge und nachlässig gehalten werden, und doch ein besserer Gärtner seyn als der, welcher immer Besen und Rechen in der Hand hat und seinen Garten bearbeitet, wie das Stubenmädchen die Zimmer. Wenn die Natur den Baum veranlaßt, seine Blätter abfallen zu lassen, so geschieht es nicht blos, weil sie todt und für ihn nutzlos sind, sondern weil sie zu andern Zwecken gebraucht werden, nämlich dem Boden den Haupttheil von dem wiederzugeben, was ihm in der Zeit des Wachsthums entzogen worden ist, und so die Erde fähig zu machen, die Vegetation eines folgenden Jahres zu unterhalten. Es ist dies eine Wahrheit, die den Gärtnern und Gartenbesitzern noch nicht allgemein bekannt ist oder von ihnen nicht beachtet wird.

*** Vergleicht man die vorzüglichsten Städte Spaniens mit einander, so kann sich einem die Bemerkung aufdrängen, daß in keinem Lande der Welt eine solche unglaubliche Verschiedenheit im äußern Bilde derselben angetroffen wird, als in Spanien. Und so ist es dort mit Allem. Man sieht so verschiedene Bilder, daß man der Meinung wird, die Stadt, welche man so eben verlassen, liege wenigstens hundert Meilen von der andern. Welcher Unterschied zwischen dem italienischen Barcelona, dem blühenden, im Garten liegenden Valencia, dem afrikanischen Alicante mit flachen Dächern und Palmbäumen, mit versengtem Boden, dem verlassenen Carthagena mit seinen Felsen und leeren ungeheuren Gebäuden, dem lieblichen commerciellen Malaga, dem maurischen Granada mit seinen durch vielen Regen stets grünen Umgebungen und Alleen, dem englischen Gibraltar und dem regelmäßig gebauten, prächtigen Cadix. Bei alle dem aber fühlt der Fremde sich in Spanien. Man kann in Frankreich, England, Italien manchmal vergessen, daß man nicht zu Hause ist, niemals hingegen in Spanien: man ist und bleibt stets in der Fremde.

## Das Bild.

Ich will dir was erzählen,
Hör', meine süße Maid!
Ich kann dir nicht verhehlen,
Was mich so herzlich freut.

Ich sah vor mir im Traume
Ein Mädchen, wundermild.
Zart, wie die Blüth' am Baume,
Schön, wie ein himmlisch Bild.

Sie sprach von dir und lachte
Und sah verklärt auf mich,
Gab mir die Hand und sagte:
Schlaf wohl! ich liebe dich.

Noch klingen manche Töne
In mir aus jener Nacht;
Mir hat so manches Schöne
Das Bild von dir gesagt.

Auch gab dies Zauberwesen
Mir einen heißen Kuß;
Ich glaub', es ist gewesen
Dies Bild dein Genius.

B. Sommer.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 3. Februar. Der Brautschleier, Lustspiel in 1 Akt. Hierauf: Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Kreutzer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 35. 4. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Rhabanus Maurus.

(776 — 856.)

Der Bischof Hatto thronet
Zu Mainz in Pracht und Lust;
Doch kein Erbarmen wohnet
In seiner stolzen Brust.
Von Hungersnoth berücket,
Fleht ihn sein Volk um Brod;
Der harte Mann erdrücket
Ihr Schrei'n im Feuertod.

So pflegt im grauen Hause
Rhaban zu Winkel nicht,
Der dort in stiller Klause
Des Wohlthuns Blumen bricht.
Dreihundert Armen nähret
Tagtäglich seine Hand,
So lang der Mangel währet
Im lieben Vaterland.

Drum eilt auch Hatto's Fuße
Ein Heer von Mäusen nach;
Kein Beten, keine Buße
Enthebt ihn dieser Schmach.
Ob er auf festem Thurme
Im Rheine Schutz sich sucht;
Es folgt, gleich einem Sturme,
Die Rache seiner Flucht.

Doch auf Rhabanus Flehen
Blieb stets des Rheines Strand
Befreit von ihren Wehen,
Die rings geplagt das Land.
Und selbst der Schollen Erde,
Den nur sein Fuß berührt,
Hat stets von Flur und Herde
Die Rächer weggeführt.

Drum schwirrt am Mäusethurme
Auch Hatto's Geist noch heut,
So oft mit einem Sturme
Der alte Rheingott dräut.
Den Wand'rer schreckt die Mähre,
Er denkt nicht liebend sein,
Und keine Mitleidszähre
Fließt lindernd seiner Pein.

Doch nennt den großen Meister,
Rhaban, den lichten Stern,
Die Zierde ed'ler Geister,
Noch jede Lippe gern.
Es löscht sein Angedenken
Der Sturm der Zeit nicht aus,
Und fromme Wand'rer lenken
Den Blick gern auf sein Haus.

Winkel a. R. Alois der Tannide.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Was gibt's," rief der Cardinal ärgerlich aus, und ohne weder auf die Verlegenheit des jungen Mannes zu merken, noch auf den Blick des Einverständnisses, den er mit Fräulein Mancini gewechselt.

„Gnädiger Herr," antwortete der Page, „es ist der Herr Marschall Herzog von Meilleraye, welcher aus seinem Gouvernement der Bretagne zurückkommt, mit dem Herrn Markis, seinem Sohne; Ew. Eminenz versprachen, sie diesen Morgen zu empfangen."

„Sie kommen zur rechten Zeit," murmelte der Cardinal zwischen den Zähnen, seine Nichte von der Seite anblickend, „indeß ich habe es versprochen, ich darf sie nicht abweisen, und was würde man sagen, wenn ich unhöflich gegen Leute wäre, die so nah mit dem seligen Herrn Cardinal verwandt waren? Der Marschall wäre im Stande, den ganzen Hof gegen mich aufzuwiegeln. Geht, Alonzo, eilt Euch, und sagt, daß man sie einführe." Und da Fräulein Hortense sich entfernen wollte, fügte der Cardinal trocken hinzu:

„Bleibt, Mademoiselle, ich befehle es Euch."

Hortense setzte sich auf ein Tabouret neben ihren Onkel, nachdem sie auf einem Tische das erste beste Buch genommen, das ihr in die Hände fiel, um sich eine Contenance zu geben: es war das Pariser Brevier.

Der Marschall trat ein mit seinem Sohne, einem großen, schönen, wohlgewachsenen jungen Manne, mit krausem, gewichstem Schnauzbarte, einem sanften, edlen Antlitze, aber von Haus aus schüchtern und unruhig, was ziemlich grell gegen die offne, freimüthige Miene des Vaters abstach.

„Parbleu! Herr Marschall," rief Mazarin, sobald er ihn ansichtig wurde, „ich bin höchst erfreut, Euch zu sehen, und weiß es Euch Dank, daß Ihr einen armen Kranken besucht."

„Gnädiger Herr," versetzte der Herzog, „erlaubt mir Ew. Eminenz sowohl als Euerer Fräulein Nichte Jemanden vorzu-

stellen, von dem ich oft mit Ihnen gesprochen, und der Nichts sehnlicher wünscht, als Ew. Eminenz zu beweisen, daß er, so wie ich, Dero ergebenster Diener ist: mein einziger Sohn, Armand, Markis von la Meillerape."

„Er sey willkommen," erwiederte der Cardinal, denn Niemand besaß so wie er die große Kunst sich zu verstellen; dann sich zum jungen Manne wendend: „Die beiden Namen, die Ihr tragt, sind gleich berühmt," fuhr er fort, „derjenige, den Euch Euer Taufpathe gab, ist der Vorname eines großen Ministers, dessen unwürdiger Nachfolger ich bin, und der andere, der Name Eueres Vaters, gehört einem großen Kriegsmanne an, der weiß, wie sehr ich ihn schätze. Ich zweifle nicht, daß Ihr sie beide würdig tragen werdet. Ihr habt es im letzten Feldzuge bereits bewiesen, wo Ihr Euch tapfer im Dienste des Königs geschlagen. Fahret fort, Euch öffnet sich eine schöne Zukunft unter einem jungen Monarchen, wie der unsrige."

Während dieser Anrede hatte sich der junge Markis verbeugt, doch ohne ein Wort erwiedern zu können, so sehr hatte er sich in den Anblick des schönen Mädchens verloren, deren Jugend Alles erfüllte, was ihre Kindheit versprochen hatte. Er saß da, kaum athmend, mit starrem Blicke und wie versteinert; der Cardinal bemerkte es, und sich an den Herzog wendend:

„Mein lieber Herzog, warum sagtet Ihr mir nicht, daß Ihr wegen des Onkels kommt und Euer Sohn wegen der Nichte?" fragte er spöttisch.

„Entschuldiget gütigst meinen Sohn, gnädiger Herr," antwortete der Herzog, „er hat mir oft von Fräulein Hortense Mancini erzählt, die ihm nicht ganz unbekannt ist."

„Das wundert mich," versetzte der Cardinal mit ächt italienischem Muthwillen; „Frau von Venelle hat mir nie davon gesagt, und Frau von Venelle," fügte er mit einem festen Blick auf Hortense hinzu, „pflegt mir Alles zu berichten, wie es einer guten und treuen Gouvernante zukommt. Hat sich die Bekanntschaft im Marienkloster zu Chaillot oder im Schlosse von Brouage gemacht? Ich wüßte nicht, wo man sonst Fräulein Hortense von Mancini hätte sprechen können."

Der Marschall erzählte jetzt den bekannten Vorfall in Marseille. Hortense heftete nun ihrer Seits einen forschenden Blick auf den jungen Markis, schien aber die Sache gänzlich vergessen zu haben.

„Es ist ganz natürlich, daß mein Sohn sich erinnert und daß Fräulein Hortense vergessen hat; denn wenn ein Junge von einem hübschen Mädchen auf beide Wangen geküßt worden ist, so kann es wohl nicht anders kommen."

Bei diesen Worten ergoß sich eine lebhafte Röthe über die Wangen des Mädchens und der Markis blickte den Marschall mit einem Ausdrucke des Vorwurfs an. Trotz der Gewandtheit des Cardinals begann von nun an die Unterhaltung für Jeden peinlich zu werden. Glücklicherweise öffnete sich plötzlich die Thüre mit großem Geräusche; ein Gardeoffizier meldete dem Cardinal, der König schicke sich an, ihm einen Besuch zu machen.

„Entfernt Euch, Hortense," rief der Cardinal besorgt. Er war mißtrauisch geworden, seitdem Olympia und Marie, Crepa's ältere Schwestern, von dem jungen Könige geliebt worden waren. Damals war Ludwig XIV. noch unverheirathet gewesen und der Cardinal konnte die kühnsten Hoffnungen nähren; aber jetzt war er an eine spanische Infantin vermählt. Was lag demnach daran, daß Hortense hundert Mal schöner war als ihre Schwestern? Ja, es war ein Grund mehr, sie den Blicken des Königs zu entziehen. Hortense verließ demnach das Zimmer und der Marschall benützte den Augenblick, um die Belagerung aufzuheben. Unterwegs auf der Treppe stieß der junge Mann einen Seufzer aus, und auf die Frage seines Vaters, was ihm fehle, erwiederte er: „Möge ich auch drei Monate nachher sterben, wenn nur Hortense einst meine Frau wird."

Zwei Personen gingen in diesem Augenblicke die Stiege hinauf. Ein Cavalier, ungefähr fünf und vierzig Jahr alt, mit zwei glühenden Augen, unter ungewöhnlich dichten Augenbrauen, und eine noch junge Dame, so viel man unter den Falten ihres schwarzseidenen Mantels und trotz der sammtnen Maske urtheilen konnte, die nach damaliger Sitte ihr Gesicht verhüllte.

„Potz Blitz!" rief der Cavalier lachend aus, „eine solche Liebe verdient erhört zu werden; was dünkt Euch, schöne Dame?"

„Wer sagt Euch, daß sie nicht erhört wird?"

„Ich gestehe, Madame, daß ich nichts von Astrologie noch von Chiromancie verstehe."

„Ihr habt unrecht, Herr von St. Evremont."

„Ihr kennt mich, wie es scheint, und doch ist mir der Ton Euerer Stimme völlig unbekannt."

„Auch seht Ihr mich heute zum ersten Male. Deß ungeachtet weiß ich, daß Ihr heute Abend ein Rendez-vous mit einer Dame habt, in diesem Schlosse, in Abwesenheit ihres Mannes; soll ich Euch ihren Namen sagen?"

„Nicht doch, nicht doch; wißt Ihr wohl, daß diese Allwissenheit mich erschreckt?"

Beide blieben an der Thüre zu den Gemächern des Cardinals stehen.

„Es scheint, daß Ihr dem Cardinal Euere Aufwartung machen wollet?"

Die Dame nickte bejahend.

„Ich komme in derselben Absicht, und so werde ich nicht allein Euer Gesicht sehen, sondern auch Euern Namen erfahren."

Da trat ein Huissier ihnen entgegen und erklärte, Se. Eminenz habe befohlen, die Thüren zu schließen, sie würde heute keine Besuche mehr annehmen.

„Das ist freilich was Anders," sagte St. Evremond, „allein sollte ich Euch bis nach Rom folgen, ich verlasse Euch nicht."

Die verlarvte Dame antwortete nicht; sie hatte dem Huissier zwei Worte in's Ohr gesagt. Der Mann hatte sich verbeugt und mit tiefstem Respekte erwiedert: er werde sie sogleich einführen. Die Unbekannte machte Herrn von St. Evremond eine Reverenz und ließ ihn ganz verdutzt auf der Schwelle stehen. (Fortsetzung folgt.)

## Russische Sonderlinge.

(Aus „Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl.")

(Fortsetzung.)

In Moskau, wohin so Vieles sich zurückzieht, was sich mit der herrschenden Mode in Petersburg nicht vertragen kann, wimmelt es ohne Zweifel von interessanten Sonderlingen. Ich hörte unter anderen von einem reichen Herrn ...f... erzählen, von dessen Vermögen wohl hundert Leute satt würden, der sich aber selbst nie satt äße, vielmehr nur drei Mal in der Woche Speise zu sich nähme, und der dies grausame Verfahren gegen seinen Magen einzig und allein mit der Redensart rechtfertigt, er fände es mehr als viehisch, so viel zu essen, wie man gewöhnlich thäte. Es war ihm dieses unanständige Geschäft so zuwider, daß keiner seiner Untergebenen es vor seinen Augen verrichten durfte, und daß er überhaupt nie einer Mahlzeit, ohne sich zu ärgern und ohne über andere Esser zu spotten und sie zu necken, beiwohnen konnte.

Doch lebte in Moskau auch vor einiger Zeit noch eine Dame, die auf sonderbare Weise gegen den Strom der Sitte und Mode schwamm, obgleich sonst den Frauen ein originelles Wesen im Ganzen noch weit weniger ansteht als den Männern und auch seltner bei ihnen gefunden wird, da ihr fügsames und sanftes Gemüth ihnen selten die Charakterfestigkeit gibt, die zur Entwickelung einer pikanten Sonderlingsnatur erforderlich ist. Jene Dame, eine Gräfin ..z..., war mit dem Helios völlig zerfallen und wandte daher ihr ganzes Thun und Denken, wie die Phaläne, der Nacht zu. Sie haßte das Gestirn des Tages und sein lebendiges Treiben so sehr, daß sie sich Jahr aus, Jahr ein des Morgens früh gegen 6 oder 7 Uhr, wenn die Sonne zu leuchten begann und andere Leute an ihre Tagesgeschäfte gingen, zur Nachtruhe niederlegte. Des Abends dagegen, wenn die Sterne erwachten, stand auch sie zu ihrem Tagewerke auf. Gewöhnlich um 7 oder 8 Uhr Abends nahm sie ihr Dejeuner und promenirte alsdann in den finstern Straßen der Stadt, wobei die Bedienten sie mit Laternen begleiten mußten, und machte darnach Visiten bei guten Freunden, was in Petersburg und Moskau um diese Zeit sehr wohl angeht, da hier die Hauptgesellschaften und Bälle erst um 11 Uhr Abends beginnen. Alsdann dinirte sie um 1 Uhr des Nachts entweder bei sich zu Hause oder in den Gesellschaften, zu denen sie die Einladungen angenommen hatte, und ließ Das für ihr Diner gelten, was die Andern ihr Souper nannten. Gegen Morgen alsdann, wenn alles Vornehme sich in die Betten flüchtete, und mancher geringe Mann wohl schon wieder hier und da ein neues Tagewerk begann, krönte sie das ihre, indem sie sich in ihr innerstes Cabinet zurückzog, wo sie die flüchtigen Stunden der Lectüre und der Schriftstellerei widmete, bis ihr die Tagesregsamkeit alsdann zu groß und unerträglich wurde und sie sich ins Reich der Träume flüchtete. Sie soll oft ganze Nächte hindurch geschriftstellert haben; doch müssen es wohl nicht lauter Young'sche Gedanken gewesen seyn, sonst würde doch wohl etwas von dieser Nachtarbeit ans Tageslicht gekommen seyn. Ueber die Motive dieses merkwürdigen Hasses gegen das, was doch sonst die ganze Natur liebt, und dieses vertrauten Umganges mit der Mutter des Schlafes und des Todes verlautete nie etwas unter den Menschen. Wenn die Fama nicht versicherte, daß jene Dame außer mit dieser Sonderbarkeit auch mit Schönheit begabt gewesen sey, so könnte man denken, daß sie das neugierige Spähen des allsehenden Helios deswegen unerträglich gefunden habe. Uebrigens kann es Wunder nehmen, daß sie keine Sekte der Tagesschläfer in Petersburg, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte, zurückgelassen hat, da hier die Wintertage so garstig und die Sommernächte so lieblich sind. Sie ist aber als die einzige Anhängerin ihrer Ansichten gestorben, und zwar an zu vielem Papierkauen. Sie hatte nämlich die üble Gewohnheit, überall, wo sie konnte, sich kleiner Papierschnitzelchen zu bemächtigen und sie zu verzehren. Trotz vielfacher ärztlicher Warnung überließ sie sich auch dieser Leidenschaft in dem Grade, daß sie ihre Gesundheit dadurch untergrub und darüber diese schöne Welt mit allen ihren prachtvollen Nächten verlor. Nach ihrem Tode mußte einem lange vorher mit ihm abgeschlossenen Vertrage gemäß ihr Arzt ihr das Herz durchbohren. Sie war nämlich beständig von der Furcht geplagt, lebendig begraben zu werden, und hatte daher diesem Arzte, den sie eigends deßwegen hochbesoldete, das heilige Versprechen abgenommen, ihr dann jenen Liebesdienst zu erweisen, wenn er sie nach seinem Wissen und Gewissen für todt hielte.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Paris.) Der vor dem Polizeigericht entschiedene Proceß des Notars Lehon (vergl. neuste Nachrichten in der Beilage zu Nr. 32 der O.P.A.Z.) ist nach dem ähnlichen des Notars Arnaud in Marseille einer der skandalösesten Rechtsfälle, die in dieser Art vorkommen können. Wenn das Notariatsinstitut, wie es dermalen in Frankreich besteht, noch einer Censur bedurft hätte vor der öffentlichen Meinung, so ist es jetzt gerichtet. Nicht weniger als 48 Prellereien von 1000 Fr aufwärts bis zu mehrern 100,000, im Ganzen bis zu 6½ Millionen, sind eingeklagt, und als man das Activvermögen dieses großen Gauners aufnahm, fanden sich 8000 Fr. in der Casse, und 150,000 Ausstände, wozu noch die Caution mit 50,000 kommt, denn von den 400,000 Fr., die seine Stelle gekostet hat, ist er noch 350,000 seit 15 Jahren schuldig; dieß sind also die Deckungsmittel für all' diese Millionen! Die Leichtgläubigkeit der Leute, die ihm ihr Geld anvertrauten, ist in der That unbegreiflich, aber er wußte seine gesellschaftliche Stellung geschickt zu benützen. Einer hatte ihm Posten gegeben von 20,000 und 40,000 Fr, um sie auf Hypothek anzulegen, sein angeblicher Gläubiger war Graf Montalivet, er erhielt auch die Zinsen regelmäßig ausbezahlt bis zum Bankerot, wo er hören mußte, daß Lehon das Geld in die Tasche gesteckt hatte und sich damit entschuldigte, er sey mit dem Grafen Montalivet in offener Rechnung gestanden. Einem andern guten Tropf hatte Lehon 30,000 Fr. wirklich auf Hypothek ausgeliehen, die Schuld aber ohne dessen Wissen, unter dem Vorwand des Benöthigtseyns zur Aussteuerung einer Tochter, wiewohl derselbe keine ältere als von zehn Jahren hatte, aufgekündigt, eingezogen und der Mann war ebenfalls geprellt. Für einen dritten sollte er 100,000 Fr. unterbringen: auf geschehene Anfrage war umgehend die Antwort gekommen, es müsse zwischen ihnen eine Art Sympathie bestehen, denn so eben habe er die Feder ansetzen wollen, um ihm Nachricht zu geben, daß er einen vortrefflichen Anleiher für ihn wüßte. Da es jenem, nachdem er die Summe abgeliefert und Lehon die Banknoten in sein Portefeuille eingezählt hatte, mit der Bemerkung das sey seine große Casse, doch nicht ganz wohl bei der Sache war, weil er erfahren, daß sein Gläubiger einige Schulden habe, daher er am andern Morgen zu dem Notar ging, um ihn dringend zu bitten, ja das Geld nicht ohne völlige Sicherheit aus der Hand zu geben, sagte dieser zu ihm: „Sie sind ein Kind? Was darf Sie beunruhigen? Kennen Sie mich nicht? Bin ich nicht seit langer Zeit Ihr Notar? Habe ich nicht meinen Bruder den Gesandten? Ich könnte in die große Welt gehen, ich könnte die diplomatischen Cirkel besuchen, ich könnte Equipagen halten, ein großes Haus machen wie viele andere. Aber ich bin Notar, vor Allem Notar. Ich bin nur Notar. Ich habe nicht heirathen wollen, weil ich Notar bin und der Ehestand mir mit dem Notariat unverträglich schien. Ich beschäftige mich mit Ihren Interessen. Ich habe ohne daß Sie es ahneten, einen Ihrer Verwandten zu verheirathen gesucht. Sie sehen, ich bin dazu in guter Stellung durch meinen Credit und mein Ansehen. Doch, entschuldigen Sie, ich muß Sie jetzt verlassen, es ist zehn Uhr, ich muß bei meinem Pfarrer in die Messe gehen." Bei dem Bankerott zeigte sich, daß Lehon diese 100,000 Fr. selbst behalten. Als der Geprellte seinen vermeintlichen Gläubiger traf, rief ihm dieser zu: „Nun, wir wären beinahe von diesem Lehon tüchtig an Beutel gehängt worden, denn ich bin überzeugt, wenn er den Pfandschein, der schon ausgefertigt war, von mir in Händen gehabt hätte, ich hätte keinen Sou gesehen." „Reden Sie für sich, erwiederte der andere, ich bin nicht bloß beinahe, ich bin wirklich an Beutel gehängt." Ein armer Mairieschreiber hatte dem Notar seine Ersparnisse 28,000 Fr., anvertraut, um sie an einen Privatmann

zu 5 Proc. auszuleihen, Lehon hatte ihm den Schuldbrief vorgelesen, der Schreiber hatte unterzeichnet, dann auch immer auf die Zeit die Zinsen erhalten, beim Bankerott fand sich sein Schuldbrief richtig vor, hatte aber keine Unterschrift als seine eigne. Der Mann, jetzt bei Jahren, hatte seinen einzigen Nothpfennig auf seine alten Tage verloren. Lehon spielte auch den frommen Wohlthätigen. So hatte er für eine arme Familie, die den Vater verloren, sich an die Königin gewendet, auch 2000 Fr. empfangen, dieses Geld aber nicht allein eingesackt, sondern noch auf den Verkauf aus dem Hausgeräthe des Verstorbenen, der ihm nichts schuldig war, die Hand gelegt. Eine arme Wittwe hatte er beredet, ihr Geld aus der Sparkasse zu nehmen und um 5000 Fr. geprellt. Dem Marquis de Despiat, der ihm Auftrag gegeben, ein Legat von 36,500 Fr. für seinen minderjährigen Sohn zu erheben, das derselbe auf die Erbauung einer Mühle auf seinen Gütern oder zum Ankauf von Staatsrenten verwenden wollte, hatte er das sehr abgerathen, er hatte zu ihm gesagt: „Das Notariat ist für mich ein Priesterthum (sacerdoce), erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, eine Mühle bauen zu lassen wäre unklug. Sie kennen ein solches Geschäft nicht und die Gefahren, die damit verbunden sind. Vermächtnisse an Minderjährige sind ein heiliges Depositum, das man keinerlei Wechselfällen aussetzen darf. Sie flößen mir ein so lebhaftes Interesse ein, daß ich Ihnen fast Staatsgeheimnisse mittheilen würde, wenn es nöthig wäre. Sie kennen mein Verhältniß zu dem Grafen Montalivet. Sie wissen, daß mein Bruder Gesandter ist. Staatscapitalien taugen nichts. Wir stehen auf einem Vulcan. Wir sind im Augenblick des Kriegslärms von 1840." Der Marquis ließ sich beschwatzen, es erging ihm wie den andern. Die traurigste Erscheinung in dem Proceß aber war Hr. de la Chance. Lehon, ein vertrauter Freund seines kranken Sohns, hatte sich um diesen auf seinem Todbette zärtlich bemüht und der Sterbende ihn dem alten Herrn empfohlen. Der Bethörte, ein reicher Mann, hatte dem Gauner sein ganzes Vermögen anvertraut — 1,369,000 Fr. Die ganze Versammlung und das Gericht selbst waren tief ergriffen, als Hr. de la Chance seinen Fall vortrug und mit den Worten schloß: „Mein Vater hat mich nicht gelehrt die Hand nach Almosen auszustrecken, aber bald werde ich keine andere Wahl haben. Ich habe nichts zurückerhalten und habe jetzt nichts mehr" In dieser Art sind die Geschichten alle. Was den Prozeß noch besonders zu einer cause célèbre macht, sind die Beziehungen zu dem Grafen Lehon, von welchem der gerichtlich aufgestellte Verwalter der Gantmasse, Hr. Detape, behauptete, es sey zu vermuthen, daß derselbe mit dem Notar in Partnerschaft gestanden, indem er unter anderem als Beleg anführte, der Graf sey jetzt Besitzer eines Guts in Jouy, das früher dem Notar gehört und doch sey der ganze Kaufschilling in die Rechnung eingetragen als Guthaben des Grafen an den Notar; als man aber nach den betreffenden Documenten Nachforschung angestellt, habe es geheißen, der Graf habe sie zu sich genommen. Jedenfalls scheint der Diplomat große Stücke auf seinen Bruder gehalten zu haben, denn Graf von Triusson gab an, in einer Unterhaltung mit dem Gesandten habe dieser seinen Bruder „den heiligen Vincenz von Paula des Notariats" genannt. Auch hatte er von dem Credit seines Bruders reichlich Gebrauch gemacht: denn unter den Summen des Hrn. de la Chance befinden sich 232,000 Fr., das Geld, wovon der Gesandte den Ankauf seines Hotels bestritt. Und gegenüber diesen empörenden Thatsachen, wie benahm sich der Exnotar? Sein Ehrenlegionskreuz zwar hatte er bescheiden abgelegt, aber vorschützend, daß man ihm die zu seiner Vertheidigung erforderliche Zeit verweigert, hüllte er sich in seine Unschuld und verweigerte jede Antwort. (A. Z.)

*** (Hochberg, O.A. Waiblingen (Würtemberg), 29. Jan.) Ein hiesiger Bürger, Namens Lang, und seine Ehefrau, welche in Einem Jahr und an Einem Tage geboren, starben kürzlich ebenfalls an Einem Tage und wurden mit einander beerdigt. —

*** Ein Lyoner Journal erzählt folgende Begebenheit: „Madame S...., welche froh und ohne Gebrechen ihr 99stes Jahr zurückgelegt, hat unlängst 28 Kinder und Enkel um ihren Tisch versammelt. 18 konnten nicht kommen, allein sie sind zu einer für den Monat September projektirten Versammlung eingeladen. Die Dame hat 17 Haushaltungen das Daseyn gegeben; die ihrige ist die achtzehnte, und deren nur vier sind außer der Stadt ansäßig. Diese 18 Haushaltungen sind alle im Wohlstande, und (was Bewunderung erregt) die engste Verbindung besteht zwischen den 46 Kindern, welche alle den Weg der Ehre befolgen. Bei dem der Mad. S... durch ihren Sohn gebrachten Toaste, welcher ihr voraussagte, daß sie noch 8 Jahre leben werde, um ihr Jahrhundert voll zu machen, hat sie geantwortet: Meine lieben Kinder, mögen Eure Wünsche erhört werden! Es gefällt mir sehr wohl in dieser Welt, weil ihr mich in der'eiden zur glücklichsten aller Mütter macht. Ich empfehle den jungen Eheleuten das an, was der gute Gott dem ersten Menschen im irdischen Paradiese anempfohlen: Seyd fruchtbar und mehret Euch. Hernach verließ sie den Speisesaal und tanzte auf der Stelle während einer ganzen Stunde Hopswalzer und Bourrées mit ihrer Nachkommenschaft, deren Alter von 6 bis auf 70 Jahren sich belief."

## Programm des Museums.

Freitag, den 4. Februar.

Symphonie von Schaedel.
Antigone zu Berlin, von Herrn Dr. Ludwig Braunfels; gelesen von Herrn C. Schneider.
Arie von Parcini, gesungen von Fräulein Rudersdorf.
Monologe aus Göthe's Iphigenie auf Tauris, gesprochen von Madame Johanna Hoffmann.
Violinconcertante von Mayseder, gespielt von Herrn Rudersdorf.
Cavatine von Weber, gesungen von Fräulein Kramer.
Amor als Lehrmeister, Gedicht von Ludwig Liber, gesprochen von Herrn Wenzel.
Lied von Krebs, gesungen von Herrn Caspari.
Lieder, vorgetragen von Fräulein Rudersdorf.
Symphonie von Mozart (Es dur).

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her. Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig. Kinder können nicht zugelassen werden. Die geehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die am Eingang angeordnete Controle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand veranlaßt, im Interesse der Mitglieder und Abonnenten die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 5. Febr. Die Stieftochter, Lustspiel in 4 Abtheilungen, vom Verfasser des Schauspiels: „der Oheim." Hierauf folgt: Die Großmama, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 36. 5. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die h. Hildegarde auf dem Feldberg.

(1145.)

Auf des Feldberg's hohen Gipfel
Steigt ein gotterfülltes Weib,
Und es neigen sich die Wipfel
Vor dem keuschen, heil'gen Leib.

Betend mit gereckten Armen,
Einem lichten Wesen gleich,
Fleht zum Vater voll Erbarmen
Sie empor zum Sternenreich.

Fleht um Sieg für jene Fahnen,
Die St. Bernhard's Ruf vereint,
Zu befrei'n das Land der Ahnen,
Das in schwerem Drucke weint.

Fleht voll Inbrunst, bis ermattet
Auf den Fels sie niedersinkt,
Der Brunhildens Grab beschattet
Und dem Wand'rer schiemend winkt.

Die getreuen Dienerinnen
Springen bei erschrocken all;
Doch schon hebt mit heit'ren Sinnen
Die Abtissin sich vom Fall.

Und, o Wunder! in dem Steine
Schaut man ihres Falles Spur;
Hingesunken schien die Reine
Wie auf weiche Kissen nur! —

Noch erblicken fromme Waller
Dieses Falles Eindruck dort,
Und es lebt im Herzen Aller
Diese schöne Kunde fort.

Winkel. Alois der Taunide.

---

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

III.

Der Besuch des Königs beim Cardinal war kurz. Im Jahre 1660 hatte Ludwig XIV. Wichtigeres zu thun, als sich mit Staatsgeschäften zu befassen; die Carroussels, die Bälle und galanten Intriguen nahmen ihn ausschließlich in Anspruch. Kaum hatte sich der junge Monarch entfernt, so ließ der Cardinal Hortense zurückrufen.

„Theure Crepa,“ sagte er im liebevollsten Tone, „als der Marschall mit der langen Hopfenstange, seinem Sohne, uns unterbrach, wolltest Du mir ein Geständniß machen: wer ist der junge Mann, den Du liebst?“

Hortense warf einen Seitenblick auf ihren Oheim, und sah sogleich ein, welchen Fehler sie begangen, indem sie ihr Geheimniß so unbesonnen dem Argwohne des Mannes Preis gegeben, dem sie es am sorgfältigsten hätte verbergen sollen. Obgleich noch ein Kind, kannte sie den Cardinal zu gut, um nicht seinen inneren Aerger unter der lächelnden Larve zu errathen. Mit einer meisterhaft gespielten Ruhe antwortete sie dem Cardinal:

„Verzeiht mir, mein guter Oheim, ich habe Euch eine Falle gestellt; allein die Wahrheit ist, daß ich nächst Gott, Niemand auf der Welt liebe als Euch, meine Schwestern und den König. Und da ich keine einzige von allen diesen Personen heirathen kann, so fühle ich für den Augenblick großen Beruf ledig zu bleiben.“

„Und ich,“ versetzte der Cardinal pfiffig, „ich glaube, Fräulein Hortense, daß Ihr in diesem Augenblicke eine große Sünde begeht.“

„Und welche, Oheim? — Ihr lügt! — Onkel! — Und das ist nicht schön von Euch, denn es beweißt mir, daß Ihr Mißtrauen in mich setzt. Ist der Edelmann, den Ihr liebt auch arm, was thut's, man wird ihn poussiren; ehe man zum Baum wird, muß man ein Bäumchen seyn. Ich bin auch nicht gleich Cardinal und erster Minister geworden. Also, dieser Edelmann ist —?“ —

Es lag in den Worten des Cardinals, und besonders in dem Tone, womit er sie sprach, dem Anschein nach so viel Gutmüthigkeit, daß Hortense sich einen Augenblick fragte, ob ihr Oheim es nicht aufrichtig mit ihr meine; unschlüssig heftete sie ihre beiden Augen auf ihren Oheim, und mit schelmischer Grazie beide Arme um seinen Hals schlingend:

„Dieser Edelmann, Onkel, seyd Ihr,“ rief sie aus.

Mazarin, der schon seiner Beute gewiß war, machte eine entsetzliche Grimasse.

„Ihr seyd eine Närrin,“ versetzte er an sich haltend, „und könntet andere mit närrisch machen. Inskünftige sucht mir nicht mehr Flöhe ins Ohr zu setzen. Ich gestehe es: Deine Freude, als ich vom Heirathen sprach, der Geliebte, der sich endlich entschlossen, um Deine Hand zu werben, ich hatte das Alles für baares Geld angenommen! O man hat wohl Recht, in den Lustspielen die Onkels zu verspotten. Wie wirst Du, sammt Deinen Schwestern mich auslachen, ha! ha! muß ich doch selbst lachen. Thue wie ich, geniere Dich nicht. Ha! ha!“

Hortense, die dieser Anfall von Munterkeit nicht wenig befremdete, stimmte mit ein, so gut es gehen wollte, und so endigte die Unterhaltung, die Anfangs eine so tragische Richtung zu nehmen schien. Kaum aber war Hortense in ihr Zimmer zurückgekehrt, so warf sie sich auf einen Stuhl und fing an zu weinen.

Seit einer Viertelstunde mochte sie sich in diesem Zustande befinden, als sich die Thüre ihres Zimmers öffnete. Hortense trocknete eiligst ihre Thränen, denn sie fürchtete das mürrische, kalte Gesicht der Frau von Venelle zu erblicken, allein die Gouvernante war anderswo beschäftigt, und die Person, welche eintrat, besaß die völlige Zuneigung des jungen Mädchens; es war ihre zweite Schwester, die berühmte und unglückliche Marie von Mancini, die durch ihren Geist und ihre Anmuth Ludwig XIV. so lange gefesselt hatte und ohne den Widerstand Anna's von Oesterreich vielleicht Königin von Frankreich geworden wäre. Hortense eilte ihr entgegen und warf sich schluchzend in ihre Arme:

„O Marie! Marie!" rief sie, „auch ich bin sehr unglücklich!"

„Was giebt's denn," versetzte Marie Mancini, und küßte sie zärtlich. „Hast Du in der Tanzstunde gefehlt und hat Frau von Venelle gezankt?"

„Ach, wenn es weiter nichts wäre! Ich will Dir es sagen, aber Du mußt mir schwören bei Allem was heilig ist, daß Du Niemanden etwas davon entdeckst, selbst unserer Schwester Olympia nicht."

„Ich schwöre Dir's ... bei ihm!"

„Nun, dann, Marie, so wisse, daß ich von einem jungen Manne in diesem Palast geliebt werde."

„Und Du, liebst Du ihn?"

Hortense wurde feuerroth und warf sich aufs Neue ihrer Schwester in die Arme.

„Armes Kind," sagte Marie, „Du bist noch nicht fünfzehn Jahre alt."

„Mich däucht, Du warst nicht viel älter, als Du anfingst, den König zu lieben."

„Das ist wahr, Du hast Recht, und wer ist der junge Mann?"

„Noch ist er sehr wenig, obgleich er, wie er sagt, einem vornehmen Hause angehört."

„Um Gotteswillen, so hat der junge Mann mit Dir gesprochen?"

„Nicht doch, er hat geschrieben."

„Und Du hast ihm geantwortet?"

„Nur einmal."

„Unglückliche, und es ist?" —

„Alonzo von Lara, der Leibpage unseres Oheims."

„Ein Kind wie Du! Crepa, meine arme Crepa, ich bedauere Dich, oder vielmehr wir sind, wie Du sagst, beide sehr zu bedauern. Ich habe einen höheren geliebt als ich und Gott hat mich grausam dafür gestraft; der, den Du liebst, steht unter Dir; möge Dir es besser ergehen."

„O Gott! — Bedenke nur! wenn mein Oheim, wenn Frau von Venelle jemals dahinter käme? Für Dich hat er die reichsten Parthien ausgeschlagen, nicht allein von ganz Frankreich, sondern von ganz Europa; den Herzog von Savoyen!"

„Allerdings, aber er hätte ihm Frankreich's Interessen aufopfern müssen — den König von England."

„Freilich, aber damals war er geächtet und irrte in der Fremde."

„Und jetzt, wo er siegreich ist, wer sagt Dir, daß diese Ehe nicht geschlossen werde? Milord St. Alban und Milord Montaigu, Karl's II. Günstlinge, sind dem Cardinal ergeben, dessen Dienste man nicht entbehren kann. Auch hat König Karl Dein Portrait gesehen, und man sagt, er sey sterblich in Dich verliebt."

„Marie! Marie! sprich nicht so, Du vermehrst meine Verzweiflung, Du siehst, wie sehr ich Deines Rathes bedarf. Was soll ich thun?"

„Höre," sagte Marie von Mancini mit gedämpfter Stimme und die Hand ihrer Schwester geheimnißvoll fassend; „willst Du mir Deiner Seits schwören bei Allem, was Dir auf der Welt heilig ist, keiner lebenden Seele zu verrathen, was ich Dir anvertrauen werde, so ist vielleicht noch Hoffnung für Dich." —

„Schwester, ich schwöre es Dir ebenfalls — bei ihm."

„Nun denn," versetzte Marie, so wisse, daß unsere Schwester, die Gräfin von Soissons, mich mit einer Frau bekannt gemacht hat, welche die geheimsten Begebenheiten an unserem Hofe kennt, eine Frau, welche in der Zukunft zu lesen versteht: es ist... —" (Fortsetzung folgt.)

---

## Russische Sonderlinge.

(Aus „Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl.")

(Fortsetzung.)

In ..e.. lernte ich später das Haus und Grab eines der ausgezeichnetsten und zugleich edelsten Originale Rußland's kennen. Dieser Mann, der Graf .a..., lebte eine geraume Zeit: Einige sagten in einem freiwilligen, Andere dagegen in einem gezwungenen Exile in ..e... Früher war er in Petersburg eine ausgezeichnete Person gewesen, er mied aber diesen Ort. Die Armen, deren bester Freund er war, sagten, weil er die dortigen Vornehmen und Reichen nicht habe leiden können, bei denen er in Ungnade gefallen, so wie sie bei ihm nie in Gnade gewesen. Andere aber erzählten, weil er in Gemeinschaft mit seinem Bruder ein Verbrechen verübt habe, das man lieber nicht näher bezeichnet, weil man etwas so Unerhörtes von einem Manne nur schwer glaubt, bei dessen Leichenbegängnisse alle Bettler einmüthig schrieen: „Nasche otez umer! nasche otez umer!" (Wehe, unser Vater ist gestorben!) Genug, der Graf soll drei Jahre mit seinem Bruder im Gefängnisse gesessen haben, aus dem dieser als Wahnsinniger, er selbst als Sonderling hervorging. Er zog sich nach ..e... zurück, bauete sich hier mitten unter den Armen in dem kläglichsten Theile der Stadt ein großes Schloß, das er mit Hülfe der armen Handwerker, die er in Sold nahm, ganz eigenthümlich ausstaffirte und mit schönen Gartenanlagen und Gebäuden aller Art umgab. Er konnte mit Recht der Armenkönig genannt werden; denn jeder Geringe und besonders arme Künstler und Handwerker fanden bei ihm immer die freundlichste Aufnahme. Um die Vornehmen bekümmerte er sich gar nicht und pflegte mit ihnen durchaus keinen Umgang. Mit Leidenschaft ergab er sich, seine ganze Thätigkeit, sein Vermögen und seine Zeit dem Handwerken, Wirthschaften, Bauen und Planentwerfen. Natürlich benutzten diese seine Neigung, die mit einer natürlichen Herzensgüte, Großmuth und mit noch größerem Reichthume verbunden war, viele Abenteurer und Projectenmacher zu ihrem Vortheile. Er war daher immer von einer Schaar industriöser Leute aller Nationen umgeben, und seine gewöhnlichen Tisch- und Festgäste waren ein Russe tatarischer Abkunft, dem er einmal eine Zeit lang Alles vertraute, ein deutscher Hausarzt, ein italienischer Advocat und Geschäftsführer, der sich später mit seinem in Sicherheit gebrachten Schäfchen nach Italien zurückzog, einige griechische und polnische Commissionäre und Gutsverwalter, ein französischer Architekt u. s. w. Mit solchen Leuten calculirte und sann er nun beständig auf neue Unternehmungen und Verbesserungen, auf Häuserbau, Güterankauf, Canalgrabung, Maschinenbau u. s. w. Mit

hrer Hülfe acquirirte er allmählig um ..e... herum fünfzehn Landwirthschaften und baute darauf mehr als ein paar hundert Häuser. Der Mittelpunkt von allen diesen Wirthschaften blieb indeß sein Schloß im Armenquartier der Stadt. Hier wurde Alles ausgedacht und durchprobirt, was später auf den Gütern ausgeführt werden sollte. Ohne die vielen Handwerker, die er außer Hause beschäftigte, unterhielt er hier in seinem Hofe allein hundert Künstler bloß zum täglichen Hausbedarfe und zur prompten Ausführung seiner augenblicklichen Einfälle. Er hatte allein drei große Schmieden mit den dazu nöthigen Gesellen und Meistern, eine große Zimmermannswerkstatt und Tischler, Gärtner und Maurer in Menge. Wie weit er hierin ging, kann man daraus schließen, daß er einen geschickten Büchsenverfertiger auf seinem Hofe hoch besoldete, um ihn beständig neue Jagdflinten arbeiten zu lassen, an denen aber immer eine neue kleine Erfindung, Verbesserung oder auch nur Veränderung angebracht werden mußte. Ja, noch mehr, er unterhielt acht Jahre lang auf seinem Hofe einen Etui-Verfertiger einzig und allein zu dem Behufe, daß er ihm für seine Tabatieren hübsche und elegante Etuis liefere. Zu allen diesen hundert Werkstätten führten aus dem Cabinette des Grafen unterirdische Gänge, durch die er mit ihnen verkehrte, theils weil er die Leute gern unvermuthet überraschte. Er verstand zu seinem und der Leute Unglück auch von jedem Handwerke selbst etwas, pfuschte ihnen daher immer in ihre Arbeit und machte selbst mancherlei Erfindungen, die dann ausgeführt werden mußten. So dachte er sich einmal einen Reisewagen aus, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten versehen, an dem sein Wagenmeister drei Jahre lang zu arbeiten hatte. Der Wagen wurde als etwas in seiner Art Vollendetes bewundert und alsdann in die Wagenremise gestellt, ohne je gebraucht zu werden.

Auch sonst brachte er noch manche Verbesserungen in seiner Wirthschaft an, die ein enormes Geld kosteten und doch nicht eben dringend waren. So fiel ihm z. B. einmal nach Tische ein kahler Hügel auf, der seiner Meinung nach die ganze Aussicht vor seinem Palais nach dieser Seite hin verdarb. Um ihn zu verdecken, ließ er nach dieser Gegend hin ein großes Gebüsch und mitten darin ein enormes Mauerwerk anlegen, welches die Fronte eines Palastes darstellte, und zu dem allein so viele Steine verwendet wurden, als zu einigen anständigen Wohnhäusern hingereicht hätten. Er glaubte das Geld für solche Sachen recht gut verwendet, weil es doch armen Leuten Brod gäbe.

Das Aeußere seines Wohnhauses war durch einen ungeheuren, thurmhohen Schornstein ausgezeichnet, welchen er rund umher, als wäre es ein Obelisk, mit den wunderlichsten Hieroglyphen und Fratzen hatte bemalen lassen. Dieses sonderbaren Wahrzeichens wegen ging auch hier und da bei abergläubischen Leuten die Rede, daß er mit bösen Geistern in Verbindung stehe.

Das merkwürdigste jedoch waren in seinem Hause die sonderbaren und interessanten Sammlungen, die er darin aufgehäuft hatte und die bisher, so viel ich weiß, noch kein Reisender beschrieben hat, obgleich sie einer Beschreibung eben so würdig sind, wie sonst manche öffentliche Cabinette. Der Graf .a... war vielleicht das umfassendste Sammlergenie, welches je existirte, denn es wäre fast keine Klasse lebendiger oder todter Dinge zu nennen, der er nicht in seinem Museum eine Abtheilung gewidmet hätte, da sein gebildeter Geist durchaus für alle Dinge dieser Schöpfung ein lebhaftes Interesse verspürte.

Was zunächst das Todte betrifft, und zwar zuvörderst die Naturalien, so besaß er Conchilien, Insekten, Pflanzen, Vögel und Mineralien ganze Schränke voll, unter denen sich sehr werthvolle Gegenstände befanden, unter andern ein bedeutender Theil der Sammlungen des berühmten Weltumseglers Forster. Seine Edelsteinsammlung war eine der completesten, die man sehen konnte, und man schätzte sie allein auf anderthalb Millon Rubel an Werth. Er vermehrte und vervollständigte sie fortwährend, indem er durch die Judenschaft .....s von überall her Ringe, Armbänder und Colliers aufkaufte, aus denen er dann die Edelsteine eigenhändig ausbrach, um sie in sein Cabinet zu legen. Eben so hatte er eine der vollständigsten Sammlungen aller durch den Handel beziehbaren und dem Menschen nutzbaren Holzarten. Er hatte für sie eigne große Räume bestimmt, wo sie nicht etwa nur in kleinen Pröbchen, sondern in ganzen großen Stücken, Stämmen und Balken angehäuft lagen. Nach seinem Tode bezogen die Tischler der Stadt daraus durch die Auction die seltensten und kostbarsten Hölzer. Seine Acquisitionen von Vögeln, die er in der Umgegend seiner Güter und auf den Märkten zusammenkaufte und zum Theil auch selbst schoß, waren so groß, daß er sich zu ihrer Aufstellung einen eigenen Ausstopfer unterhielt, dem er allein Beschäftigung genug gab. Dieser mußte ihm fast täglich einen neuen Kasten mit einem ausgestopften Thiere liefern. Der Graf brachte ihn alsdann selbst in seine Sammlung, nachdem er noch zuvor eigenhändig seinen Rand mit Moos und kleinen Muscheln beklebt und ausgeschmückt hatte. Mehr noch als die Naturalien interessirten ihn die Producte der Fabriken und Manufacturen. Er ging hierin unendlich weit, und man müßte die sämmtlichen Artikel einer Leipziger Messe durchgehen, wenn man Alles namhaft machen wollte, was in diesem Genre seine Schränke bargen. Als Beispiel nur Einiges. Er hatte Proben von allen möglichen Tüchern und Zeugen in lauter Stücken zu vier Ellen. Um alles Neue dieser Rubril sogleich zu bekommen, unterhielt er Correspondenzen mit Commissionärs in Paris, Brüssel, Hamburg und einigen anderen Städten, die ihm von Allem immer vier Ellen zuschicken mußten. Er war ein großer Kenner der Gewebe und konnte, wenn er einmal Jemandem seine Raritäten öffnete, was jedoch äußerst selten geschah, die interessantesten Lectionen darüber ertheilen. Zu den Sammlungen, für die er besondere Vorliebe hegte, gehörte erstlich die der Thürschlösser und dann die der Knöpfe. In jener befanden sich alle möglichen Schlösser und Riegel mit und ohne Secret. Viele davon waren von seiner eigenen Erfindung. Die Knopfsammlung aber war wohl einzig auf der Welt. Sie enthielt nicht nur sämmtliche Knöpfe aller zahlreichen russischen Uniformen vom geringsten Soldaten und Canzleischreiber bis zum obersten Generale und Minister und nicht nur alle bei Männern und Weibern unter uns gebräuchlichen und gebräuchlich gewesenen Knöpfe vom zierlichen Hemdärmelknöpfchen bis zum tellergroßen Sonntagsbratenrockknopfe, wie sie im vorigen Jahrhunderte Mode waren, sondern auch alle bei anderen wilden und zahmen Nationen üblichen Knopfarten. Man konnte sich die besondere Zuneigung des Grafen erwerben, wenn man ihm aus irgend einer alten Garderobe einige Knopfformen zuschickte, die er noch nicht besaß. Der Graf spielte auch ein wenig Klavier und hatte daher einen Saal den musikalischen Instrumenten gewidmet, in welchem der Himmel voll Geigen hing und der Boden mit Pianos nach alter, neuer und neuester Weise bedeckt war.

Der meiste reelle Werth steckte aber in den Schubläden einer Commode seines Cabinets, in denen er an 300 kostbare Tabatieren zusammengehäuft hatte, deren Preis man zusammen über eine Million schätzte.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Bern.) Letzter Tage wurde auf einem Berge bei Courtelary ein vermeintlich erfrorner Mann gefunden. Nach kurzer Bewachung wurde die Leiche eingesargt und in das Grab gesenkt: eben als der Todtengräber im Begriff war, das Grab zuzudecken, hörte man einen dumpfen Schrei im Sarge, der Mann war noch lebendig. Zwei Tage später entschlummerte sanft der Wiedererwachte für immer und kehrte zur stillen Stätte zurück, die er kaum zum Abschied von dieser Welt verlassen hatte.

*** (Aargau.) Am 24. d. M. ereignete sich in der Gemeinde Oetlikon ein beklagenswerthes Ereigniß. Zwei Paare begingen ihre Hochzeitsfeier. Um die Freude des Tages zu erhöhen, versammelten sich in einem Nachbarshause mehrere junge Leute, und begrüßten die anrückenden Brautleute nach alter Sitte mit Freudenschüssen. Als die Brautleute sich dem Hause näherten, eilten die Schützen aus dem Hause. Einer derselben, der 17jährige Stephan Markwalder, lud noch unterweges seine Pistole, allein in dieser Hast ging ihm der Schuß zu frühzeitig los. Die nur aus Pulver und Papier bestehende Ladung drang seinem neben ihm stehenden Verwandten und Freunde, dem 20jährigen Heinrich Markwalder, in den Kopf, zerschmetterte einen Theil des Hirnschädels, und streckte den Unglücklichen todt zur Erde nieder.

*** Ueber die Entstehung des Namens Lacrymae Christi, welchen bekanntlich der köstlichste Wein Italien's führt, erzählt die Sage Folgendes: Als Lucifer abgefallen war, und sich auf dieser Welt ein eignes Reich gründen wollte, riß er in seinem Fall ein Stück des Paradieses mit hernieder. Es fiel zur Erde, und heute noch zeigen die Küsten um Neapel all' die Herrlichkeit, die zu schauen nur den Erwählten bestimmt war. Unser Heiland nun, der, bevor er sein Lehramt antrat, weit hin durch die Welt pilgerte, gelangte einstmal auch zu dieser Höhe, und als er die entzückende Landschaft im Glanze der Sonne vor sich hingebreitet sah, da schmerzte es ihn, daß des Paradieses schönster Theil durch des Satans Tücke den Himmelsbewohnern entrissen sey. Er weinte — und an jeder Stelle, die eine Thräne benetzt hatte, keimte eine Rebe, und die Trauben boten den edelsten Saft, der je auf Erden gekeltert werden. Nach Jahrtausenden gedeihen die Sprößlinge nur an diesen Abhängen, und heute noch heißt der Wein, der von ihnen gewonnen wird: „Thränen des Herrn."

*** (Jus talionis.) An einer Ecke, wo sich zwei Pariser Straßen begegnen, geriethen dieser Tage zwei Kutschen an einander, deren Lenker einander gegenseitig nicht weichen wollten. Nachdem sie eine Weile mit Worten gestritten, holte der Eine, dessen Beredtsamkeit auszugehen drohte, seine Peitsche hervor und führte einen weitausreichenden Hieb nach dem Feinde, traf aber den im Wagen sitzenden Passagier. „Was," schrie der andere Kutscher, „Du schlägst meinen Kunden? warte, wie ich den Deinigen zudecken will!" — Gesagt, gethan; der Passagier wurde mit Peitschenhieben überschüttet, der feindliche Kutscher übte das Wiedervergeltungsrecht und so fochten die beiden Schurken ihre Fehde auf den Rücken ihrer Kunden aus, bis sich Stadtsergeanten in's Mittel schlugen und sie arretirten.

*** (Wundersame Erhaltung eines Kindes.) In der Neujahrsnacht fuhr ein zehnjähriges Mädchen mit seiner Mutter im Eilwagen von Cambrai im nördlichen Frankreich nach seinem unweit entfernten Heimatsorte Coteau. Wach, während die Mutter eingeschlummert war, lehnte es sich aus dem Fenster und ergötzte sich mit kindlichem Behagen an den Funken, welche unter den Hufschlägen der Pferde da- und dorthin stoben: da geht plötzlich der nachlässig zugemachte Wagenschlag auf und die Kleine stürzt hinaus. Zweimal drehte die Felge des Rades, an dessen Nabe das Kleid des Kindes hängen geblieben war, sich mit sammt demselben um, ehe der Wagen zum Stillstand gebracht wurde, und dennoch war das Kind, mit Ausnahme einiger Quetschungen, unversehrt und kein Bruch geschehen.

*** (Geldbuße für einen Kuß.) Neulich wurde vor einem Gerichtshofe zu Suffolk ein sonderbarer Prozeß verhandelt. Die Klägerin, eine Dame, sagte aus: sie habe einen Spazierritt in Begleitung des Beklagten gemacht, dieser sich aber gegen sie ungebührlich betragen, und ihr einen herzlichen Kuß abgestohlen. Da der Angeklagte durchaus nichts zu seiner Vertheidigung vorbringen konnte, wurde er zu einer Geldbuße von 5 Schillingen verurtheilt, und mit dem Angeloben entlassen, nie eine ähnliche That wieder zu begehen (never to commit the like not again.)

### Frankfurt. —

Die jüngst wieder angeregte Idee, auf dem Feldberg einen Thurm oder ein Wirthschaftsgebäude zu errichten, gab den Herren Dr. Clemens und Ravenstein Veranlassung, alte Freunde des Projectes zu einer Besprechung über die Art des Angriffs der Sache einzuladen. Diese Besprechung wird Samstag am 5. Februar, Abends 6 Uhr, im Redactions-Büreau des Frankfurter Journals stattfinden, und man darf hoffen, daß durch den Zusammentritt und die gemeinschaftliche Berathung einer recht zahlreichen Versammlung Gleichgesinnter, eine Idee endlich ihrer Ausführung näher gerückt werden wird, welche bei so Vielen schon längst als frommer Wunsch besteht, ja vor 15 Jahren schon auf dem Punkt stand, durch Vermittlung des physikalischen Vereins zur Ausführung zu kommen. (Eingesendet.)

### Die Zeitschrift:
### „Das Rheinland wie es ernst und heiter ist"
in den königlich preußischen Staaten betreffend.

Durch einen an uns, Berlin 19. Januar 1842, datirten Erlaß vom hohen Ministerium des Innern und der Polizei ist uns die Mittheilung geworden, daß das seit anderthalb Jahr auf unsrer Zeitschrift lastende Verbot aufgehoben und die Wiederzulassung unserer Zeitschrift in die königlich preußischen Staaten bewilligt ist. Wir machen sämmtliche Buchhandlungen in Preußen, Inhaber von Lesezirkeln, Casino- und Lesegesellschaften bei dieser Gelegenheit noch ein Mal auf die Zeitschrift „das Rheinland wie es ernst und heiter ist" sammt den Beiblättern „kritischer Anzeiger", „süddeutsche Theater-Zeitung", „Curfaal" aufmerksam.

Joh. Wirth, Verleger. Dr. Wiest, Redacteur.

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 5. Februar: Ueber ein einfaches Mittel, Gummi, Dextrin, Krümelzucker und Rohrzucker in Flüssigkeiten von einander zu unterscheiden. — Ueber das Verhalten der Thonerde, der Kieselsäure u. s. w. vor dem Knallgasgebläse. — Ueber eine auffallende Eigenschaft des Borares.

### Theater-Anzeige.

Samstag, den 5. Febr. Die Stieftochter, Lustspiel in 4 Abtheilungen, vom Verfasser des Schauspiels: „der Oheim." Hierauf folgt: Die Großmama, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue.

Montag, den 7. Februar. Letzter Maskenball im Schauspielhause. Billets in den Ballsaal sowohl als in die Logen werden von Samstag den 5. Februar an, von Morgens 10 Uhr bis Abends 5 Uhr, bei dem Logenmeister Herrn Kempf, Lit. E. Nro. 244, abgegeben.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 37. 6. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke ward Hortense bleich und drückte lebhaft ihrer Schwester die Hand zum Zeichen, daß sie schweigen sollte, denn hinter dem schweren Vorhange, welcher die Thüre maskirte, hatte ihr lauschendes Ohr das Geräusch eines verhaltenen Athemholens vernommen. Im selben Momente erhob sich der Vorhang und diesmal erschien Frau von Benelle in eigener Person; sie warf auf beide Schwestern einen argwöhnischen Blick:

„Was thut Ihr da, Fräuleins? Hört Ihr nicht zur Vesper läuten? Kommt, eilt Euch, Jedermann ist schon in die Kapelle." —

„Schon die Vesper," versetzte unbesonnen Hortense, „so sieht man mich in demselben Anzuge wie diesen Morgen in der Messe."

Wollte Hortense ihre Gouvernante irre machen, oder waren ihr diese Worte in dem Leichtsinne ihres Alters entschlüpft? Wie dem auch sey, ihre Schwester konnte eine Geberde des Staunens nicht zurück halten.

Frau von Benelle zuckte die Achseln, indem sie dem jungen Mädchen einen zornigen Blick zuwarf, und alle drei nahmen den Weg zur Kapelle.

Nach beendigter Vesper war es bereits sehr dunkel. Im Augenblicke, wo die Nichten des Cardinals aus der Capelle traten, fühlte Hortense eine Hand, welche die ihrige suchte und ihr ein Billet zuschob. Sie bebte, denn es war noch nicht so dunkel, daß sie nicht den Pagen mit den schönen blonden Locken, mit dem süßen, wehmüthigen Blicke erkannt hätte. Er verschwand in demselben Momente. Was ging denn wieder vor, und welch neues Unglück bedrohte sie in der Person ihres Pagen? Dies erfuhr sie erst spät am Abende, denn die unerbittliche Gouvernante verließ sie keinen Augenblick mehr, und wollte sogar beim Schlafengehen zugegen seyn. Als sie sich endlich allein sah, entfaltete sie das Papier in beinahe fieberhafter Angst, und las beim Scheine einer Nachtlampe folgende Worte: „Fräulein, wenn es wahr ist, daß Ihr einiges Erbarmen mit einem Unglücklichen habt, der vor Liebe zu Euch stirbt, so vergönnt mir, ich bitte Euch, eine kurze Unterredung. Es ist die erste und die letzte um die ich Euch zu bitten wage; darf ich hoffen, daß Ihr sie mir nicht verweigert? Ich werde die ganze Nacht unter Eurem Balkone zubringen und auf Euere Antwort warten. Morgen wäre es zu spät!"

Hortense konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, indem sie das schreckliche Billet las, das zwar sehr dunkel abgefaßt war, aber ihr dennoch alle Hoffnung raubte. Während sie sich in Muthmaßungen erschöpfte, schlug es Mitternacht auf der Schloßuhr. — Mitternacht, sprach sie, schon Mitternacht? und ohne Zweifel steht er unten und wartet, daß ich das Fenster öffne. Kann ich? darf ich? Nein. Aber dann bleibt das arme Kind die ganze Nacht unter dem Balkon, und wenn man ihn bemerkt, was wird man von ihm denken? O Gott, was wird er mir erzählen und bin ich noch nicht unglücklich genug? —

Hortense stieg aus dem Bette, hüllte sich in ihren Mantel, zog ihre sammtnen Pantoffeln an und schlich sich zitternd ans Fenster. Welche Vorsicht mußte sie gebrauchen, um zu öffnen! Das kleinste Geräusch konnte Frau von Benelle wecken, deren Zimmer von dem ihrigen nur durch ein Cabinet geschieden war. Wie ihr das Herz klopfte bei der mißlichen Operation! Sie löschte aus Vorsicht die Lampe aus, deren Wiederschein von Außen bemerkt werden konnte, und bald rollten die beiden Fensterflügel so leise auf ihren Angeln, daß der aufmerksamste Horcher nicht den geringsten Argwohn hätte schöpfen können.

### IV.

Sobald die frische Nachtluft in das Zimmer zu dringen anfing, lehnte Hortense ihr holdes Köpfchen zwischen die beiden Flügel des Fensters hinaus, das nur ohngefähr acht bis zehn Schuh über dem Boden erhöht war. Die Nacht war sehr dunkel, eine wahre Novembernacht, nebelig und ohne Sterne. Alles schlief im Schlosse: nicht ein einziges Licht flimmerte an den unzähligen Fenstern des Schloßhofes. Man hörte nichts als den gleichmäßigen Schritt der Schildwachen oder das Brausen des Nachtwindes, der die letzten Blätter im Walde und im Parke durch die Lüfte trieb. Hortense faßte Muth und lehnte sich bis über die eiserne Balustrade des Balkons: da bemerkte sie unter sich eine vermummte menschliche Gestalt, das Haupt mit einem Hute mit breiten Krempen bedeckt. Es war wirklich Alonzo, der als ein wahrer Spanier unter den Fenstern seiner schönen Herrin Wache hielt, geduldig erwartend, daß es Hortense belieben möge, sich seiner Leiden zu erbarmen. So finstee auch die Nacht war, so entging die Gestalt des Fräuleins den heißen Blicken ihres Geliebten nicht. Kaum hatte sie sich gezeigt, so zog er ehrerbietig den Hut ab, und legte die Hand ans Herz; sodann, sich eines Vorsprungs in der Mauer bedienend, schwang er sich behende bis zum Balkon hinauf, dessen eiserne Balustrade er mit den Fingern umklammerte. Hortense zog sich erschrocken zurück, aber Alonzo sprach:

„Fräulein, habt keine Furcht, ich springe hinunter, sobald Ihr es befehlt, aber dann kann ich ja Euere schönen Augen nicht mehr unterscheiden, und es ist mir nur noch kurze Zeit vergönnt, sie zu sehen; beneidet mich nicht um diese Gunst!" —

„So bleibt," versetzte Hortense stammelnd, „aber versprecht mir, daß Ihr nicht versuchen werdet, über die Balustrade zu steigen."

„Bei der Asche meiner Mutter schwöre ich Euch, mich in Allem Eurem Willen zu fügen. Bin ich denn nicht Euer Sklave? Erlaubt mir nur Euch zu segnen und anzubeten, wie die Jungfrau im Himmel, mich zu berauschen im Tone Eurer Stimme; reicht mir Eure Hand, damit ich meine Lippen darauf drücke, dann sterbe ich willig."

„Ihr sterben?" versetzte Hortense mit bebender Stimme; warum redet Ihr also? Und was bedeutet Euer Billet? Erklärt Euch, ich bitte Euch um des Himmels Willen, denn dieses Billet, Euere Worte, Alles erfüllt mich mit Schrecken."

„Ach! Fräulein, wißt Ihr denn nicht, daß ich bei Tagesanbruch das Schloß verlassen muß, daß ich weit, weit von hier gehen muß? und fern von Euch, was bleibt mir denn anderes übrig als zu sterben!"

„Ihr müßt fort, Alonzo, Ihr müßt fort, aber warum?"

„Fragt den Cardinal."

„Während Ihr in der Vesper waret, ließ mich Se. Eminenz rufen, und sagte mir, der König habe Jemand nöthig, auf den er sich verlassen könne, um Sr. katholischen Majestät eine Botschaft von der höchsten Wichtigkeit zu überbringen. Man habe mich dazu ausersehen, und ich solle sofort meine Vorkehrungen zur Abreise treffen."

„Allerdings, Alonzo, ist es eine harte Trennung, allein sie kann nicht von Dauer seyn."

„Anfangs glaubte ich es wie Ihr, Fräulein, allein der Cardinal fügte hinzu, indem er einen Blick auf mich heftete, den ich nie vergessen werde:

„„Ich zweifle nicht, Alonzo, daß Se. katholische Majestät Euch würdig belohnen wird, durch Verleihung eines Eurer Herkunft entsprechenden Grades. In der Botschaft, die Ihr überbringt, wird Se. katholische Majestät ausdrücklich darum ersucht.""

„Bei diesen Worten fühlte ich, daß ich bleich wurde, ich war einer Ohnmacht nahe. Indeß verbarg ich meine Verzweiflung so gut ich konnte, und fand noch Kraft genug, um Sr. Eminenz für ihre Güte zu danken; allein Frankreich sey mein Adoptivvaterland geworden, und daß ich um die Gnade bäte, nach erfüllter Mission, meine Dienste bei Sr. Eminenz fortsetzen zu dürfen."

„Nun, Alonzo?"

„Der Herr Cardinal runzelte die Stirn, und da erkannte ich, daß ihm Jemand meine Liebe zu Euch verrathen, denn er antwortete in einem grausam spöttischen Tone: „Ich thue gern alles für Euch, Alonzo, und wenn Euch so sehr daran liegt, nach Frankreich zurückzukommen, so steht es Euch frei. Ich werde Sorge tragen, daß Euch ein Aufenthalt angewiesen werde: es fehlt im Königreiche nicht an Staatsgefängnissen." —

„O Gott," stammelte Hortense, sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, „o Gott, habe Mitleid mit uns."

Beide vermischten ihre Thränen, dann fuhr Hortense fort: „Flucht mir, Alonzo, meine Unbesonnenheit hat all' das Unheil angerichtet."

„Und wenn ich am Fuße dieses Balkons den grausamsten Tod erleiden sollte, ich würde Euch sterbend segnen."

„Armes Kind! Möge Gott Euch schützen! Aber wißt Ihr wohl, daß ohne Zweifel alle Euere Schritte belauscht werden, und daß, wenn man Euch hier überrascht, mein Oheim kein Erbarmen mit Euch haben wird? Flieht, so lange es noch Zeit ist."

„Was liegt mir gegenwärtig an der Rache des Cardinals? da ich Euch nicht mehr sehen soll, so ist alles aus für mich."

„Alonzo, ich bitte Euch, redet nicht so; Ihr sollt, Ihr müßt leben, ich will es. Jetzt geht; denn ich schwöre vor Gott, Alonzo, und vor Euch, so lange Ihr lebt, nie einem Anderen anzugehören —

Und während sie sprach, wehten ihre langen schwarzen Haare im Winde und berührten seine Lippen, und bald, sey es, daß Hortense den Kopf tiefer geneigt, oder Alonzo den seinigen erhoben, bald waren es nicht die Haare allein, die den Mund des glücklichen Pagen berührten.

In diesem feierlichen, paradiesischen Augenblicke des ersten Kusses, hörte man in einiger Entfernung ein Geräusch, wie von einem Fenster, das geöffnet wurde. Hortense fuhr zusammen und zog sich rasch zurück, indem sie ängstlich horchte. Zu diesem Geräusch gesellte sich ein anderes, noch beunruhigenderes. Im Innern des Gemaches ertönte eine Stimme schrecklich und drohend, wie die Posaune des jüngsten Gerichts; es war die Stimme des unerbittlichen Argus, welcher dem Fräulein Hortense von Mancini zur Bewachung beigegeben worden, in der Eigenschaft einer Gouvernante und unter den Zügen der Frau von Venelle. Hortense warf sich voll Schrecken zurück, und schloß eiligst das Fenster, während Alonzo seiner Seits vom Balkon herabsprang. Als er den Boden berührte, hätte wenig gefehlt, daß er durch einen Mann umgerannt wurde, der schnell an ihm vorbeieilend, ihn heftig anstieß. Der Mann ließ einen kräftigen Fluch vernehmen; dann das Kind am Arme fassend, sah er ihm in die Augen, denn die Nacht war stockfinster, und rief mit leiser Stimme aus:

„Sieh da! ich irre mich nicht, es ist Seunor Alonzo de Lara, der schöne Page?"

„Der General von St. Evremond," versetzte eben so der verblüffte junge Herr.

„Was zum Henker, mein liebenswürdiger Page, was thut Ihr um diese Stunde im großen Schloßhofe?"

„Aber, Herr General, was thun Sie denn hier?"

„O was mich betrifft, das ist was Anderes: ich jage gern auf dem Anstand."

„So?"

„Besonders, wenn die Nacht recht finster ist, — und dann mein lieber Junge, das Wild, worauf ich Jagd mache, gehört dem ganzen Adel des Königreichs, sobald er ein Haar am Kinn hat, und unglücklicherweise habe ich das schon seit langer Zeit, während Ihr — —"

Hier hob Herr von St. Evremond den Kopf in der Richtung nach dem Balkon des Fräulein Hortense von Mancini, und dann den Blick auf den Pagen senkend, der stumm und wie versteinert vor ihm stand:

„Ihr," fuhr er fort, „Ihr seyd noch ein Kind, und wagt schon auf königliches Wild zu jagen: Mein kleiner Hidalgo! Nehmt Euch in Acht, darauf steht Nichts geringeres als der Strang, hört Ihr?"

„Was wollt Ihr sagen?" fragte der Page.

„Was ich sagen will? Ihr werdet es gleich erfahren, denn in meiner Eigenschaft als Jäger, habe ich ein scharfes Gesicht und gute Ohren: da kommen Leute, die Euch lehren werden, was das heißt, des Nachts vom Balkon des jungen Fräulein herabzuspringen. Es sind die Herren von der Wache." —

„O Gnade! Gnade! Herr General!" rief der Page, welcher todtenbleich wurde, „rettet sie! rettet uns."

„Ei! so hatte ich mich nicht geirrt? Hört: sobald sie ihre Leuchte demaskiren, drückt Euren Hut in die Augen, und vor Allem laßt mich machen ohne Widerrede, sonst seyd Ihr verloren." —

Zugleich erhob St. Evremond die Stimme: „Ah! kleine häßliche Maske, habe ich Dich ertappt, Ah! Du liebelst mit

m Frauen des Fräulein von Mancini! Komm, komm, kleiner Taugenichts, ich will Dich zu Deinem Präceptor führen, damit er Dir den Text lese, auf Lateinisch und auf Griechisch."

Während er so sprach, war die Wache näher gekommen; mit der kaltblütigsten Ruhe fuhr er fort:

„Meine Herren, laßt Euch nicht stören: es ist mein Neffe, der kleine Du Guast, den ich hier mitten in der Nacht unter dem Balkon eines Kammermädchens habe am Ohre kriegen müssen. Sagt nur Niemanden ein Wort davon, damit es kein Skandal gebe. Gute Nacht, meine Herren; ich gehe geschwind nach Hause, um mich nicht zu erkälten."

Herr von Mirepoir, der die Escouade anführte, antwortete:

„Ihr Neffe ist es nicht, den wir suchen, Herr General, und Ihr könnet frei Eures Weges ziehen, Euch will Se. Eminenz wohl und wir sind, diese Herren und ich, Euere gehorsamsten Diener, Herr von St. Evremond."

„Danke verbindlichst," erwiederte dieser, indem er mit großen Schritten sammt seinem angeblichen Neffen dem Thore zueilte.

„Zum Henker," sagte Herr von Mirepoir, sobald der General den Rücken gewendet, „dieser Herr von St. Evremond ist ein drolliges Original! Er ist böse, daß sein Neffe nicht aus der Art schlage?"

„Bah!" meinte ein Anderer, „wenn der Teufel alt wird, so kriecht er in die Kutte."

Die Unterhaltung hätte noch länger in diesem Tone fortgedauert, wenn nicht Herr von Mirepoir, die Stirne runzelnd, gesagt hätte:

„Meine Herren! Es ist verboten unter den Waffen zu reden. Wir haben, Ihr wißt es, einen unangenehmen Auftrag. Der spanische Page des Herrn Cardinals, den wir suchen, soll sogleich zur Bastille abgeführt werden, und er muß ein großes Verbrechen begangen haben, denn der Befehl lautet, er solle in den Thurm gebracht werden, wo die Gefangenen auf Lebenszeit sitzen." (Fortsetzung folgt.)

---

## Russische Sonderlinge.

(Aus „Reisen im Innern von Rußland und Polen, von J. G. Kohl.")

(Schluß.)

Seine Möbelmagazine übertrafen an Reichthum und Auswahl Alles, was Odessa in dieser Art aufzuweisen hatte, und wenn er bei'm Ankaufe oder Baue eines neuen Hauses zu dessen Möblirung große Ladungen von Tischen, Stühlen und Schränken daraus verabfolgen ließ, so merkte man den Abgang kaum. Die Möbeln seines eigenen Cabinets waren in dem Geschmacke jenes Schornsteins, nämlich mit Hieroglyphen, Drachenköpfen und allerlei phantastischem Schnitzwerke verziert. Uebrigens waren seine Sammlungen so groß und zahlreich, daß sie seine vertrautesten Freunde nur sehr unvollständig kannten. Manches zeigte er so selten, daß es selbst sein Hausarzt in den 25 Jahren seines Dienstes bei ihm nur ein Mal zu sehen bekam, und ein Zimmer hatte er in seinem Hause, das er nie einem Menschen öffnete. Was es für ein Bewandniß mit diesem Zimmer, von dem natürlich seine Leute immer als von etwas Geheimnißvollen flüsterten, gehabt habe, hat man auch nie recht erfahren.

Was das Lebendige betrifft, so waren natürlich seine Schwein-, Schaf-, Vieh- und Pferdeställe mit dem Auserwähltesten der ihnen zugewiesenen Thiersorten versehen. Dann hatte er in seinem Hause noch 3 bis 4 Volieren, unter denen sich eine große besonders auszeichnete. Man konnte gleich aus dem Speisesaale zu ihnen herantreten. In ihr kreischte, pfiff und zwitscherte es mit allen gefiederten Kehlen der alten und neuen Welt. In seinen Höfen trieben sich an die hundert Doggen, Jagdhunde, Windspiele, Pudel und Spitze herum. Außerdem ließ er auch noch 20 bis 30 der schönsten Hunde in seinem Zimmer campiren. Diese hatten ihre Hütten im Billardzimmer, wo sie auf und unter den schönsten Teppichen logirten, welche ihnen die Diener zu Lagerstätten zurecht ziehn mußten. Da der Graf, ihr Herr, ihnen so große Vorrechte zugestand, so mußten sie sich aber auch einer strengen Disciplin unterwerfen. Er handhabte eigenhändig die Gerechtigkeit unter ihnen. Gleich nach Tische griff er jedesmal zu einer großen Peitsche, die er eben so selten aus der Hand legte wie sein großes Schlüsselbund, welches er selbst bei Tafel um den Leib gebunden trug, ging hin und sah überall nach, was die Hunde während der Zeit seiner Abwesenheit gemacht hatten, und wehe dem, der gegen die Regeln des Anstands und der Reinlichkeit gesündigt hatte.

Zuweilen gab er seiner ganzen lieben französischen, deutschen, tatarischen und russischen Freundschaft brillante Feste. Die hübschesten waren die auf dem Dache eines Gartenhauses, welches einen schwebenden Garten mit Lauben, Orangenbäumen und Springbrunnen darstellte. Bei solchen Festen fehlte es nie an Musik, Seiltänzern, Ombres chinoises und Harlekins. Alles, was der Art nach ..e.... kam, producirte sich immer zuerst bei dem Grafen .a..... Zuweilen ließ er bei solchen Gelegenheiten auch die ganze italienische Schauspielertruppe in ..e.... in seinem Hause spielen. Auf einem seiner Landhäuser hatte er viele Spielorgeln aufgestellt, die ihm des Abends zum Einschlafen musiciren mußten. Auf einem andern hatte er an dem einen Ende einer langen Zimmerreihe eine Zauberkammer anbringen lassen, in welcher seine Bedienten des Abends, wenn er schlafen ging, eine Art von Rad in drehende Bewegung setzen mußten, das dann bei starker Beleuchtung allerlei bunte Farben entwickelte, und dessen Figuren auch durch eine eigene Vorrichtung auf die mannichfaltigste Weise gewechselt werden konnten und dabei sich hundertfach in den Spiegelwänden der Kammer vervielfältigten. Der Graf legte sich dann auf dem andern Ende der dunkeln Zimmerreihe in seinem Bette nieder und betrachtete mit Lust das bunte Schauspiel, um so, wie er sagte, mit angenehmen Bildern und Vorstellungen einzuschlafen. Ein anderer Landsitz war wieder mit einer schönen Gemäldesammlung geziert. In einem vierten hatte er seine Collection von Nägeln und Schrauben aufgestellt, die von allen Größen, in allen Metallen und aus aller Länder Fabriken daselbst vorhanden waren.

So viel dieser Mann an Raritäten in seinen Häusern zusammenbrachte, so wenig Rares trug er übrigens auf seinem eigenen Körper zur Schau. Sein ganzer Anzug war in der Regel nicht 10 Rubel werth und bestand gewöhnlich nur aus einem alten Ueberrocke nebst Unterhosen, zuweilen auch aus einer Weste und einem Paar Hosen, endlich — was eigentlich das Hauptstück am ganzen Anzuge war — aus großen Pelzstiefeln, die er im Sommer wie im Winter trug und oft im Bette nicht von sich ließ. Da der Graf nicht so viel Charakterhärte hatte, um einen freundlich von Juden oder Christen ihm angebotenen Handel, Tausch oder Kauf, auszuschlagen, so kann man sich denken, daß es trotz seiner bedeutenden Revenuen mit seiner Casse oft sehr schlimm aussah. Seine Geldnoth war zuweilen so groß, daß er nicht einen Kopeken in der Tasche hatte und von seinem Hausarzte kleine Capitalien von ein paar „blauen Zetteln" (zu 5 Rubeln) borgen mußte. Dann brach überall in seiner ganzen Wirthschaft die helle Flamme der Verzweiflung los, und Alles gerieth in Stocken. Nach einiger Zeit kamen dann natürlich

wieder auf einmal einige Hunderttausende von seinen Gütern für losgeschlagenes Getraide oder für einige in der Schnelligkeit versetzte Dörfer. Dann war er wieder des frohsten Muths, trat unter seine Leute und sprach: „Kinder, frisch an's Werk! Wir haben wieder einige Kopeken bekommen! Nun hämmert, schmiedet, zimmert, hobelt und schafft mir fleißig Tag und Nacht!“ Dann ließ er die früher gezogenen Canäle wieder zuwerfen, die alten Gebäude einreißen und fing die ganze Arbeit nach einem neuen Plane wieder von vorn an. Von dem Tode dieses interessanten Mannes wurde mir leider nichts Näheres kund. Seine raren Sammlungen wurden nach seinem Tode in Auctionen zersplittert.

## Sophie Koberwein, k. k. Hofschauspielerin.

(Nekrolog.)

— Das k. k. Hofburg-Theater hat den Verlust einer seiner geschätztesten Künstlerinnen zu beklagen. Den 20. Jänner starb Frau Sophie Koberwein, seit 39 Jahren diesem ausgezeichneten Bühnenverein angehörig, und mit Recht zu dessen Zierden gezählt. Einige Worte zu ihrem Andenken dürfen auch in diesen, der dramatischen Kunst vorzugsweise gewidmeten Blättern nicht vermißt werden, und somit erfülle ich die ernste Pflicht, ein Blümchen der Erinnerung auf das Grab der werthen Kunstgenossin zu legen. Sophie Wilhelmine Marie Koberwein, war am 5. März 1783 zu Karlsruhe geboren. Ihre Aeltern waren der damalige Director des Karlsruher Theaters, Hr. Franz Bulla und Edmunda Bulla, ebenfalls als Schauspielerin im rühmlichen Andenken. Sophie zeigte schon als Kind bedeutsame Anlagen für die dramatische Kunst. In Frankfurt am Main betrat sie zuerst die Bühne, und erregte schon damals durch ihr Talent die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde. Bereits früher in Kinderrollen beschäftigt, (bei der Aufführung von Mozart's „Zauberflöte“ in Frankfurt, gaben Sophie Bulla, Fritz Demmer und Franz Rerenl, welche beide letztere ebenfalls als Schauspieler hier bekannt wurden, die Parten der drei Genien) entwickelte sie später in dem Fache jugendlicher Liebhaberinnen, sowohl im Lustspiele als im Trauerspiele ihr Kunstvermögen auf die erfreulichste Weise. Dem. Bulla war bereits auf das rühmlichste bekannt, als sie zufolge einer Einladung des damaligen Hoftheater-Directors Freiherrn v. Braun, im Jahre 1803 mit ihrer Mutter auf Gastrollen nach Wien kam. — Sie erschien zum ersten Male am 27. Februar als Katinka im „Mädchen von Marienburg“, am 1. März als Lottchen im „Bruderzwist“, am 4. März als Julie im „Mann von Wort“, am 6. März wiederholt als Katinka, und am 10. und 17. als „Elise von Valberg.“ Ihre Mutter, Mad. Bulla, welche bereits durch frühere Gastspiele im Jahre 1796 hier bekannt war, erschien am 24. Februar als Kleopatra in „Octavio“, am 25. als Orsina in „Emilia Galotti“, am 5. März als Räthin im „Epigramme“, am 10. und 17. als Fürstin in „Elise von Valberg“. Der Beifall, mit welchem die junge Künstlerin (Sophie stand damals in der schönsten Blüthenzeit des Lebens, im 20. Jahre) aufgenommen ward, war außerordentlich. Es wurden demzufolge sogleich Unterhandlungen wegen eines Engagements angeknüpft, welche bereits nach acht Tagen das beabsichtigte Resultat herbeiführten, und die Künstlerin für immer der Wiener Hofbühne gewannen. Schon am 13. April 1803 betrat sie dieselbe unter dem lebhaftesten Beifalle als engagirtes Mitglied in der Rolle der Sophie, in der „Aussteuer“. Auch ihre Mutter, Mad. Bulla, trat in das hiesige Engagement. Sie kehrte zwar nochmals nach Stuttgart zurück, wo sie zu jener Zeit von Frankfurt aus, übergegangen war, und kam im Herbste 1803 wieder nach Wien, wo sie am 3. November als Räthin in der „Aussteuer“ als engagirtes Mitglied debutirte. Bereits im Laufe dieses Herbstes hatte sich Sophie mit dem k. k. Hofschauspieler Hrn. Koberwein vermählt. Die treffliche Künstlerin wußte sich in dieser langen Reihe von Jahren die Gunst des Publikums unverändert zu sichern. Ihr Spiel voll Wahrheit und dem Ausdrucke eines tiefen innigen Gefühls, unterstützt durch eine höchst ansprechende äußere Erscheinung, errang in früherer Zeit in den Rollen sentimentaler und naiver Liebhaberinnen ihr stets die vollkommenste Anerkennung. Ihre Luise in „Kabale und Liebe“, ihre Elitene im „Wald bei Hermannstadt“, ihre Rutland im „Essex“, Elise Valberg, Katinka, und viele andere Rollen im Schau- und Trauerspiele, dann ihre Sophie in der „Aussteuer“, ihr Bäschen in „Das war ich!“ ihre Margarethe in den „Hagestolzen“ u. s. w., im Lustspiele, werden als ausgezeichnete Leistungen in dem Andenken Aller, welche sie sahen, ihr Recht behaupten. Ungeachtet des lebhaftesten Beifalles, womit das Publikum sie als einen Liebling auszeichnete, blieb sie stets jeder dünkelvollen Anmaßung fremd, und diese Bescheidenheit ist ein sehr ehrender Zug ihres Charakters. Einen Beweis davon legte sie auch durch ihr frühes Uebertreten in das Fach der komischen und gemüthlichen Alten ab. Allerdings besaß sie vorzugsweise Beruf für dieses Fach, aber der Uebergang in dasselbe bei einem Alter, welches ihr noch in jeder Weise die Darstellung anderer Frauenrollen gestattet hätte, ist immerhin ein Beweis rühmlicher Selbstverleugnung. Ihr reiches Talent sicherte ihr indessen auch in dieser neuen Sphäre bald eine so ausgezeichnete Stelle, daß man behaupten kann, sie habe fast keine Rivalin auf der deutschen Bühne in derselben zu scheuen gehabt, und werde nicht leicht in derselben ersetzt werden können. So behauptete sie fortgesetzt eine ehrenvolle Thätigkeit in ihrem künstlerischen Wirken, und es schien, als ob sie die Periode ihrer vierzigjährigen Dienstzeit an unserer Hofbühne in kräftigem Wohlseyn erreichen, und noch lange diesem Kunstvereine erhalten bleiben sollte. Der Wille der Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 20. August v. J., verließ sie, von Unwohlseyn ergriffen, ihre ländliche Wohnung in Meidling, um sich der ärztlichen Pflege in der Stadt, zu unterziehen. Sie sollte nicht mehr genesen. Eine, wohl schon seit längerer Zeit sich ausbildende Unterleibs-Verhärtung, machte nach fünfmonatlichen Leiden ihrem Leben am 20. Jänner d. J., ein Ende. Sie ertrug diese Leiden mit Fassung und Ergebung, und schied mit den Tröstungen der Religion versehen, im Kreise ihrer Familie in das bessere Leben. Am 15. August 1841, hatte sie als Erzieherin Gertrude in: „Welche ist die Braut?“ zum letzten Male die Bühne betreten, und es ist eine rührende Zufälligkeit, daß das letzte Wort, welches sie in dieser Rolle spricht: Amen ist, mit welchem Amen sie auf immer von ihrem Berufe schied! — Die Theilnahme an ihrem Verluste darf allgemein genannt werden. Ihr schönes Talent in der Kunst, ihr ehrenwerther Charakter im Leben, hatte sie allgemein schätzen gemacht. Dem Geist der Cabale, und jener Umtriebe, wie sie leider im Kunstleben nur zu oft erscheinen, durchaus fremd, war sie ihren Kunstgenossen stets befreundet, aufsprossenden Talenten liebevoll sich zuneigend, ihrem Wirkungskreise und der Kunst stets thätig gewidmet. Was sie in ihrem häuslichen Kreise, als freundliche Lebensgefährtin ihrem Gatten, als liebevolle Mutter ihren Kindern war, bezeugt die tiefe innige Trauer der Ihrigen an ihrem Sterbelager. Sonnabend, am 22. Jänner, Nachmittags um halb vier Uhr, fand ihr Leichenbegängniß in der Pfarrkirche zu St. Peter Statt. Ihre Kunstgenossen, Mitglieder von allen Schaubühnen Wien's, und zahlreiche Freunde aus allen Classen der Gesellschaft, hatten sich bei der ernsten Feier eingefunden. Die Familie, und einige inniger Befreundete ihrer Kunstgenossen, fuhren noch, dem Leichenwagen folgend, zur Begräbnißstätte der Verewigten, auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe, dort der heimgegangenen Freundin noch ein Lebewohl für dieses Leben nachzurufen. — Sey ihr die Erde ihres Hügels leicht! Ihr Gedächtniß wird bei den Zeitgenossen, welche sich ihres reichen Talentes freuten, stets in freundlichem Schimmer leben, und ihr Name unter den begabten Künstlern unserer Tage mit verdienter Würdigung genannt werden. — Ihr selbst ward noch die Freude, in ihrer Tochter, der so allgemein beliebten Mad. Fichtner, jenes Talent vererbt und ausgebildet zu sehen, mit welchem sie dem Publikum so oft erheiternde Kunstgenüsse gab. — Ihr Bildniß, in der Rolle der Maria im „Correggio“, wird in der Porträtengallerie der k. k. Hofschauspieler in den Gemächern der k. k. Hofburg, aufbewahret.

F. C. Weidmann. (Wiener Allg. Theaterzeitung.)

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 6. Februar. Belisar, große Oper in 5 Abth. Musik von Donizetti. (Gastrolle) Antonina: Demoiselle Rudersdorff aus Mailand.

Montag, den 7. Februar. Letzter Maskenball im Schauspielhause. Billets à 2 fl. in den Ballsaal sowohl, als in die Logen, werden von Morgens 10 Uhr bis Abends 5 Uhr bei dem Logenmeister, Herrn Kempf, Lit. E. Nro. 244, an die resp. Herren Subscribenten abgegeben.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 38. 7. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## An Niclas Vogt's Grabstätten. *)

Selten pflegen reiche Steine
Nur dem Wand'rer kund zu thun,
Wo die modernden Gebeine
Eines edlen Sängers ruhn.
Doch verkündet uns den Meister
Seiner Lieder Zauberklang;
Denn es schweben ihre Geister
Seiner stillen Gruft entlang.

Ihr geheimnißvolles Rauschen
Fesselt unsern raschen Fuß,
Und wir stehen still, zu lauschen,
Und erwiedern ihren Gruß. —
Ja, ich komme, zu begrüßen
Dich, verklärter Sänger, heut,
Der Du uns durch Deiner süßen
Sagen Klang so sehr erfreut!

Rheinhinunter will ich eilen
Nach dem schönen Rüdesheim
Und an Deinem Grabe weilen,
Dir zu weihen Lied und Reim!
Wellen, hört denn auf, zu rauschen,
Zähmet, Wirbel, eure Gier;
Gönnt ein Weilchen mir zu lauschen,
Einen Sänger such' ich hier! — —

Und ein süßes Flüstern lenket
Bald mich an den Felsenport,
Wo sein Herz man eingesenket,
Einen Nibelungenhort.
Denn die Burgen, die da ragen
In die reine blaue Luft, —
Alles scheint uns laut zu sagen:
Dort ist unsres Sängers Gruft!

Doch als ob sie nur erwecke
Ihn zu neuer Liederlust,
Schlägt mit murmelndem Genecke
Da die Fluth des Steines Brust.
Nur das schwarze Kreuzeszeichen,
In den Felsen eingefügt,
Macht das holde Bild erbleichen,
Das der schöne Traum mir lügt. —

Doch zum Strande nun, mein Ferge,
Eh' die Sonne niedersinkt;
Denn noch drängt mich's dort zum Berge,
Wo das stolze Lustschloß winkt!
Aber ziehe nicht die Augen
Jetzt auf dich, o Reiz der Flur!
Für den Grabbesucher taugen
Ernstumflorte Bilder nur.

Stille nah' ich dem Bereiche,
Der das Herz zur Andacht weckt,
Wo des frommen Sängers Leiche
Gottgeweihte Erde deckt;
Wo in heiliger Kapelle
Schlicht ein Marmormal erzählt,
Daß er selber diese Stelle
Sich zum Ruheplatz erwählt.

Wogen hör' ich da nicht schlagen
Murmelnd an die Todtenruh'n;
Doch, was fromme Lippen sagen:
Herr, laß ihn im Frieden ruhn! —
Ja, laß ruhen ihn im Frieden!
Freudig lenk' ich heim den Fuß:
Wohl, wer immer so geschieden,
Frieden ist der schönste Gruß!

Winkel. Alois der Taunide.

*) Vogt's Herz und Gehirn ist unterhalb Rüdesheim in einen Felsen im Rhein versenkt, und ein schwarzes eisernes Kreuz bezeichnet diese Stelle. Sein Leichnam aber ruht dicht an der Schloßkirche auf Johannisberg, wo ihm der durchlauchtigste Fürst von Metternich ein einfaches Denkmal setzen ließ mit den trefflichen selbstverfaßten Worten: Hier wählte seine Ruhestätte Niclas Vogt, geb. zu Mainz am 6. Dez. 1756, gest. zu Frankfurt a. M. am 19. Mai 1836. Dem treuen Verfechter des alten Rechts, dem begeisterten Freunde des deutschen Volkes, dem eifrigen Förderer der heimathlichen Geschichte widmet diesen Grabstein sein Freund und dankbarer Schüler C. W. L. Fürst von Metternich. R. I. P.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Unterdessen schritt Alonzo de Lara über die Schwelle des Schlosses, und kaum eine Viertelstunde später befand er sich gesund und wohl in Gesellschaft des Herrn von St. Evremond am Eingange des Waldes, ohne daß beide bis dahin ein Wort mit einander gewechselt. Als sie an dem einsamen Orte angelangt waren, glaubte Herr von St. Evremond das Schweigen brechen zu können.

„Mein junger Freund," sagte er zum Pagen, „wenn Ihr mir glaubt, so bleibt Ihr nicht eine Minute mehr in der königlichen Residenz von St. Germain; und um Euch in Stand zu setzen, Euch sobald als möglich fort zu machen, so will ich Euch mein Pferd geben, das hier nebst meinem Bedienten auf mich wartet und mich nach Paris zurückbringen sollte. Es ist ein tüchtiges Thier, das mir im Felde gute Dienste geleistet, und das rasch mit Euch davon traben wird, wenn Ihr es nur gewähren laßt, und wenn Ihr mir weiter glauben wollt, so verlaßt Ihr Frankreich je eher je besser, und haltet Euch selbst in der Fremde verborgen, bis es Gott in seiner Güte gefallen möge, den Herrn Cardinal zu sich zu rufen, was wohl nicht lange dauern wird, ich hoffe es für Euch und auch vielleicht ein wenig für mich. Ist das Alles? Nicht doch! Ihr braucht Geld wahrscheinlich: Hier ist meine Börse: ich habe diesen Abend glücklich gespielt und sie ist ziemlich gut versehen."

„O Herr von St. Evremond," rief der Page, indem er sich in die Arme des Generals warf; „wie kann ich Euch meinen Dank für so viel Güte zu erkennen geben?"

„Lassen wir das! Unter Edelleuten leiht man einander nicht, man gibt. Ihr braucht im Augenblicke ein Pferd und eine Börse; ich kann beide entbehren. Und dann noch Eins, mein junger Freund, seit dem schmählichen Frieden mit Spanien, der uns in die Remise gesperrt, uns Kriegsleute, und uns gezwungen, die Büchse an den Nagel zu hängen, grollte ich dem Cardinal, und es freut mich, daß ich dem Cardinal einmal einen Streich spielen kann. Ihr seyd der Liebhaber seiner Nichte Hortense, nicht wahr?"

„Herr Marschall, ein solcher Gedanke ist eine Beleidigung für sie... —

„Desto schlimmer für Euch, potz Blitz! Desto schlimmer! Das wäre eine allerliebste Erinnerung gewesen, um mit auf die Reise zu nehmen! Ich will Euch nicht länger zurückhalten. Lebt wohl mein junger Freund! Laßt Euch von allen jungen Damen lieben, trinkt tapfer und fechtet eben so! Das wünsche ich Euch. Was mich betrifft, so seyd außer Sorge. Ich finde ein Nachtlager bei meinem Freunde d'Olonne, der kaum vier Schritte von hier wohnt; ich werde noch einige Flaschen Trois-Côteaux mit ihm auf Eure glückliche Reise trinken."

Nachdem der General und der Page sich zärtlich umarmt hatten, trennten sie sich hierauf. Alonzo schwang sich behende in den Sattel, warf einen letzten Blick auf das Schloß, das in Finsterniß verhüllt lag, und alle seine Träume, seine Gedanken und seine Hoffnungen in sich faßte, dann ritt er davon, und der rasche Galopp seines Pferdes verhallte dumpf in den Tiefen des Waldes.

## V.

Es war am 30. November, der Hof hatte das Schloß von St. Germain verlassen und bewohnte das Louvre. Der Cardinal Mazarin hatte sich in dem prächtigen Hotel eingerichtet, das er in der Nähe der königlichen Residenz und des Palastes seines Vorgängers hatte bauen lassen. In den nächsten Umgebungen der Wohnung des Premierministers drängten sich die Kutschen, Sänften und Tragsesseln, so wie oben in dessen Gemächern die Menge der Hofleute sich bunt durcheinander drängte. In der That, obgleich nach dem Ausspruche der Aerzte, der Cardinal nur noch kurze Zeit zu leben hatte, so schien dennoch die Sonne seiner Macht nie so hell gestrahlt zu haben, als im Augenblicke, wo diese Macht nebst seinem Leben im Erlöschen war.

Mazarin, nach seiner Gewohnheit reich angezogen, geschminkt, parfümirt, saß in einem großen Armsessel nicht weit vom Kamine an einem Spieltische, und spielte Karten mit dem Grafen von Soissons, dem Gemahle seiner ältesten Nichte. Hinter seinem Sessel standen in ehrerbietigster Stellung die vornehmsten Herren des Königreichs und folgten, wenigstens dem Anscheine nach mit dem lebhaftesten Interesse, allen Wechselfällen des Spiels. An der Ecke des Kamins, in einer Linie mit dem Cardinal saßen Marie und Hortense von Macini, seine Nichten.

Den Kopf über die Karten gesenkt, schien Mazarin ganz in die Combinationen des Spiels vertieft; aber es hätte Gefahr gehabt, dieser anscheinenden Befangenheit zu trauen, und in der That entging ihm nicht ein einziges Wort, mochte es noch so leise in seiner Nähe gesprochen werden, und im Nothfalle häte er sämmtliche Anwesenden beim Namen nennen können. So oft ein neu Angekommener eintrat, näherte dieser sich dem Spieltische, verbeugte sich vor dem Cardinale und dann vor dessen Nichten. War es eine Person von Bedeutung, so richtete der Cardinal einige Worte an sie, ohne sich deßhalb in seinem Spiele stören zu lassen; im entgegengesetzten Falle nickte er blos mit dem Kopfe. Zuweilen begnügte sich der Eintretende nicht damit, die Fräulein von Mancini zu begrüßen, und es entspann sich ein leises Gespräch, aber es war stets nur von kurzer Dauer, und die jungen Damen schienen die Unterhaltung absichtlich abzukürzen, denn sie antworteten zerstreut und nachdenkend. Zuweilen richteten sich auch wohl ihre Blicke nach dem Eingange des Saals, als erwarteten sie mit Ungeduld eine Person, welche nicht erscheinen wollte. Plötzlich rief die ferne Stimme des ersten Huissiers einige Namen hintereinander aus.

„Sie kommt noch nicht," flüsterte Marie von Mancini ihrer Schwester ins Ohr, „und doch ist es schon sechs Uhr."

Unter diesen Namen schien besonders einer auf den Cardinal eine ganz besondere Wirkung hervorgebracht zu haben. Als er denselben vernahm, ließ Mazarin unwillkührlich die Karten aus den Händen gleiten, und Jedermann konnte eine Veränderung in seinen Gesichtszügen wahrnehmen, als der General von St. Evremond in den Saal trat. Dieser wurde alsbald die Zielscheibe aller Blicke der Gesellschaft; er verdiente übrigens in mehr als einer Hinsicht die besondere Aufmerksamkeit, die er erregte.

Karl von St. Denis, Herr von St. Evremond, ist eines der wunderlichsten Originalen des 17. Jahrhunderts, das so reich ist an Illustrationen jeder Art. In seiner Jugend hatte er sich als einen der tapfersten Kriegsmänner seiner Zeit gezeigt, und hatte in den Kriegen in Flandern mehr Muth, mehr kaltes Blut und militärisches Talent entfaltet, als dazu gehörte, Marschall von Frankreich zu werden. Er war zu Nordlingen verwendet worden, an der Seite des Herzogs von Enghien (später der große Condé), der ihn hochschätzte; allein zu arm, um ein Regiment zu kaufen, war er simpler Capitain geblieben. Seiner obscuren Existenz überdrüßig, ward er Schöngeist, und eine geistreiche Satyre, die er gegen den Herzog von Longueville schrieb, gewann ihm die Gunst des Cardinals, ein bedeutendes Jahrgehalt und das Brevet eines Generals (maréchal de camp). Von dieser Zeit an ward Herr von St. Evremond der Mann nach der Mode, die berühmtesten Schönheiten suchten ihn an ihren Siegeswagen zu fesseln; die vornehmsten und reichsten Cavaliere bewarben sich um seine Freundschaft; der ganze Hof ergötzte sich an seinem Witze und an seinen glücklichen Einfällen. Obgleich er 1660 bereits die reiferen Mannesjahre erreicht hatte, er war damals im 47. Jahre, gab er nebst seinen Freunden, den Grafen d'Olonne, in den feinsten, elegantesten Gesellschaften den Ton an. Im Theater entschied er über das Verdienst der Stücke und der Schauspieler; in der Stadt und bei Hofe galt keine Frau für schön, wenn sie seinen Beifall nicht hatte. Auch in der Gastronomie galt er für ein Orakel, und er wäre

in keiner Tafel geblieben, wo man andere Feldhühner, als die der Auvergne, oder anderen Champagner als Trois-Coteaur die drei Hügel, Ai, Hautvilliers und Avenay) servirt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

## Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau.

Nachstehende Episode aus dem Leben des Marschalls Brune ist einer kürzlich erschienenen Biographie desselben entlehnt:

Als Sohn eines Advocaten in Brive, von einer frommen, zärtlichen Mutter erzogen, aus dem Schoße einer der achtbarsten Bürgerfamilien hervorgegangen, suchte Guillaume Brune, in die Nothwendigkeit versetzt, seine eigene Existenz zu begründen, sein Glück Anfangs in der Literatur. Brune gab vor dem Ausbruche der Revolution zu Paris das „Journal général de la Cour et de la Ville“ heraus. Es war ein kleines Blatt in Octav-Format, was jeden Morgen erschien und dessen mit Geist geschriebene Spalten die Sache der Aristokratie in Schutz nahmen. Die Königin begünstigte das kleine Journal, der Hof und die Stadt lasen es; kurz, Fortuna lächelte dem Journalisten, der zu Paris ein anständiges Mädchen, ihrem Stande nach eine Wäscherin, heirathete....

Im Strudel der Revolution war, wie so vieles Andere, auch sein Journal untergegangen, und Brune konnte noch von Glück sagen, daß er nicht selbst mit hinein gezogen worden war. Er flüchtete sich in das Nationalheer....

Zu Anfange des Monats Oktober im Jahre 1807 erschien ein Marschall in den Tuilerien, dem der Kaiser freundlich entgegenging, als er eintrat. Napoleon reichte ihm die Hand und sagte: „Marschall Brune, ich bin mit Ihnen zufrieden.“ — Brune verneigte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Freude und zugleich seine Verwirrung.

„Sie haben mir treu gedient“, wiederholte Napoleon; „ich will und muß Sie dafür belohnen.“ — „„Sire, ich habe so eben die angenehmste und ruhmwürdigste Belohnung empfangen: den Ausdruck Ihrer Zufriedenheit. Was könnte ich noch anders wünschen, als daß diese Zufriedenheit mit mir stets fortdauern möge? Ja, um sie beständig zu erhalten, würde ich mein Blut, mein Leben hingeben.““

„Auf diese Weise, Marschall, würden Sie mir blindlings gehorchen, welche Befehle ich Ihnen auch immer geben möchte?“ — „„Ew. Majestät wissen, daß ich nie Bedenken getragen, Ihnen zu gehorchen. Bin ich nicht überzeugt, daß Sie mir nur Ihrer und meiner würdige Befehle ertheilen können?““ — „Gut! Marschall, ich verlange eine neue Probe dieses Gehorsams.“ — „„Sire, ich werde Ihnen mit denselben Worten erwiedern, die eines Tages einer Königin erwiedert wurden: wenn die Sache möglich ist, so ist sie bereits geschehen; wäre sie aber unmöglich, so wird sie doch geschehen.““

„So hören Sie mich denn, mein lieber Brune; wir sind beide von einem niederen Stande zu hohen Ehrenstellen emporgestiegen; Kinder unserer eigenen Werke, sind wir gewachsen in dem Maße, als wir uns selbst emporhoben. Zum Unglück aber haben diejenigen, die uns umgeben, nicht dasselbe Schicksal gehabt.... Der Ruhm legt zuweilen schmerzhafte Opfer auf; man muß, wenn die Nothwendigkeit es erfordert, selbst die zärtlichsten Neigungen aufzuopfern wissen. Ich werde selber ein Beispiel dieser Art geben, das alle diejenigen, die mir wahrhaft zugethan sind, nachahmen müssen.“ — „„Ich habe nicht die Ehre, Ew. Majestät zu verstehen.““

Der Kaiser winkte dem Marschall, näher zu treten, und raunte ihm folgende Worte ins Ohr: „Sie sollen zuerst meinen Gedanken begreifen, Marschall.... Bald wird meine Scheidung von Josephine vor sich gehen...“

Brune erschrack bei Eröffnung dieses Geheimnisses, doch Napoleon fuhr fort, ohne auf die Verwirrung des Marschalls zu achten: „Josephine kann mich nicht zum Vater machen, und außerdem muß ich meine Macht durch Verbindung mit einem hohen Geschlechte zu befestigen suchen.“ — „„Ich werde mir nie erlauben, Ew. Maj. irgend einen Rath zu geben, ohne daß ich gewürdigt werde, über meine Meinung befragt zu werden. Nichtsdestoweniger....““ — „Sie haben Recht,“ unterbrach ihn Napoleon; „ich will keinen Rath, sondern nur Gehorsam gegen meine Befehle. So wünsche ich denn, Marschall, daß Sie mir nachahmen. Eine Verbindung mit meiner Familie soll Ihre Dienste belohnen. Was aber Ihre erste Ehe betrifft, so wird es leicht seyn, sie aufzulösen, da Sie eine Wäscherin geheirathet haben, und ich weiß wohl, daß einige legale Förmlichkeiten, die nicht so genau dabei beobachtet wurden, eine Aufhebung jener Verbindung ohne Weiteres herbeiführen dürften.“ — „„Sire!““ erwiederte der Marschall, „„ich habe eine Frau geheirathet, die ich liebe und achte. Wenn ich wüßte, daß meine Ehe irgend etwas Ungesetzliches habe, so würde ich mich beeilen, auch jeder äußeren Förmlichkeit zu genügen.““ — „Also,“ sagte der Kaiser, indem er sich erhob, „auf diese Weise achten Sie meinen Willen und eine Verbindung mit meiner eigenen Familie?“ — „„Sire! mein Leben gehört Ihnen, aber nicht meine Ehre. Ich werde mein Blut für Sie verspritzen, aber nie zum Verräther gegen meine Pflichten werden.““ — „Und wer heißt Sie denn Ihre Ehre und Ihre Pflichten verrathen? Ich wäre also selber ein Verräther an dieser Ehre und diesen Pflichten, indem ich dasselbe thue, was ich Ihnen zu thun vorschlage?“ — „„Nein, Sire! aber Sie wollen eine angebetete Frau verlassen, um ....““ Hier hielt er ein. — „Nun gut! Fahren Sie nur fort.“ — „„Um die Tochter eines Ihrer Feinde zu heirathen.““

Napoleon ward zornig; der Marschall verneigte sich und schickte sich an, fortzugehen. Ein Wink des Kaisers rief ihn zurück. „Sie sind sehr energisch, mein Herr, da, wo es darauf ankommt, mir den Gehorsam zu versagen und mich zu schmähen. Sie würden sich klug benommen haben, wenn Sie von dieser Charakterfestigkeit Gebrauch gemacht hätten, um die beleidigenden Ausdrücke des Königs von Schweden gegen meine Person zurückzuweisen. Auch wäre Ihnen diese Energie nützlich gewesen, wenn Sie mit derselben sich bei Gelegenheit der Capitulation der Insel Rügen weniger nachgiebig und willfährig erwiesen hätten. Wenn Ihnen Ihre Ehre so sehr am Herzen liegt, wie haben Sie denn bei jener Capitulation die Erwähnung und Aufzählung der Titel Ihres Gebieters so übersehen können? Und meinen Sie es wirklich so ernst mit Ihren Pflichten, warum haben Sie von den Hansestädten eine Gratification angenommen?“ — „„Wie, Sire!““ rief Brune, „„Sie haben den Verläumdungen meiner Feinde ein Ohr geliehen? Glücklicherweise werden einige Erklärungen im Stande seyn, mich zu rechtfertigen.““ — „Ich will keine Erklärungen, mein Herr.“ — „„Sire! Sie werden mich anhören! Sie werden mich nicht verurtheilen, ohne mich gehört zu haben.““ — „Ich will nichts, ich werde nichts hören, als das Versprechen, mir Gehorsam zu leisten!“

Der Marschall bemühte sich, seiner Verwirrung Meister zu werden, und zeigte ein entschlossenes Wesen. Der Kaiser sah ihn starr an und sagte: „Es ist mein Wille, mein Herr Marschall, daß Sie sich nach dem Schelde-Departement begeben, um in Gent bei den Operationen des Wahlcollegiums zu präsidiren. Sie sollen noch heute abreisen, um Ihre Pflichten zu erfüllen,“ fügte er hinzu, indem er die letzteren Worte mit ironischem Ton aussprach.

Der Marschall gehorchte; er reiste nach Gent ab. Als er nach Paris zurückkehrte, verlangte er wiederum eine Audienz bei dem Kaiser, um von seiner Mission Rechenschaft abzulegen. Diese Audienz wurde ihm versagt.

Die Ungerechtigkeit Napoleon's gegen einen seiner treuesten Soldaten ward von dem Marschall Brune schmerzlich empfunden; nichtsdestoweniger aber ertrug er dieselbe ohne Schwäche, als ein consequenter, beherzter Mann, der sich beleidigt fühlt, ohne es verdient zu haben. Er zog sich nach dem Schlosse St. Just, in der Nähe von Brive, zurück und widmete seine eifrige Thätigkeit dem Ackerbau, vermittelst dessen er seinen Vermögensstand, der keineswegs so glänzend war, als ihn seine Feinde dem Kaiser zu schildern bemüht gewesen — denn er besaß kaum 16,000 Franken Renten — zu verbessern suchte. Er wurde der Anbauer des Landstriches, dessen Wohlthäter er zugleich war, und trug durch sein Beispiel nicht weniger als durch seine Erfahrung viel dazu bei, die bis dahin bei den angrenzenden Bauern herrschend gewesenen schlechten Methoden der Landwirthschaft durch bessere zu verdrängen. Den Rest seiner Mußestunden füllte er mit literarischen Arbeiten, und er begann unter Anderem eine Uebersetzung des „Rückzugs der zehn Tausend“ (der Anabasis von Xenophon), die er mit einem Commentar und Anmerkungen ausstattete. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** **Ein ächter Fabrik- und Moderoman** muß drei Bände stark seyn, und darf im Ganzen tausend Seiten oder etwas mehr füllen. Zu bestehn hat er aus folgenden Ingredienzen: Liebesszenen 120 Seiten; Schilderung der Natur und des Landlebens 15; Tafelfreuden 12; zwei Bälle, die wo möglich in ein gräfliches oder fürstliches Haus zu verlegen sind, 30 Seiten; Theaterszenen 15; eine Entführung 15; zwei Vermählungen, neidische Bräute, mißgünstige Tanten 30; zwei Todesfälle 25 Seiten. Der Held der Geschichte ist mit Walter Scott'scher Genauigkeit abzukonterfeien, besonders in Betreff seiner Gesichtszüge und seiner Tracht; ihm werden 70 Seiten hintereinander gewidmet. Die Heldin bekommt 90 Seiten; sie stammt aus altem Geschlechte, ist sehr reich oder sehr arm, immer aber ein Ausbund von Schönheit, hat Korallenlippen, Rosenmund, Gazellenauge, u. s. w. Diese fehlen nie. Beschreibung ihres „Boudoirs“, 75 Seiten. Ein Wettrennen oder eine Fahrt auf dem Dampfschiffe 20 Seiten; eine Nebenperson, entweder ein Verwandter der Heldin oder Freund des Helden, entweder gutmüthig im höchsten Grade, oder durch und durch falsch und verworfen, 25 Seiten. Frauenputz und Anzüge, z. B. Spitzen, Hüte ꝛc. 120 Seiten. Eine Mutter, welche ihre Tochter unter die Haube bringen will, 63 Seiten. Sentimentale Betrachtungen 80; ein schreckliches Ereigniß 25; Episoden, die gar nicht zur Sache gehören, 115, und weitläufige Schilderung von gleichgültigen Personen und Sachen, 75 Seiten. Summa Summarum 1000 Seiten, und der Roman ist fertig. (Oberd. Z.)

*** (**Berlin, 1. Februar.**) Heute Mittag von 1 bis gegen 3 Uhr veranstaltete **Liszt** das zweite, den Studirenden zugesagte Universitätsconcert in der Aula. Der große, weite Saal war ganz mit Hörern gefüllt, ja sogar in einigen der Wandnischen lauschten die Begierigen dem unvergleichlichen Tonkünstler. Bald nach 1 Uhr trat Letzterer von dem Universitätsrichter und zwei Chapeaux d'honneur aus der Zahl der Studirenden begleitet ein, worauf sogleich ein enthusiastischer Jubel ausbrach, der erst endete, als Liszt vor das Instrument trat, um das Programm mitzutheilen. Zuerst würde er, wie er sagte, eine Cavatine aus „Lucia di Lammermoor“ und dann den Höllenwalzer aus „Robert der Teufel“ spielen, hiernächst Hr. Zschiesche eine Uhland'sche Ballade (Graf Eberstein) singen, das nächste Stück überließe er der freien Wahl. Nun verlangten in unzusammenhängendem Geschrei Verschiedene so Verschiedenartiges, daß der bescheidene Künstler endlich sagte: Für die freundliche, ja brüderliche Aufnahme, die er unter den Musensöhnen fände, möchte er ihnen gern das Beste, was er vermöchte, vorspielen, und er schlüge daher die beiden Stücke, die hier am meisten gefallen, nämlich: Erlkönig und Weber's Aufforderung zum Tanze, vor. Ein endloser Jubel bestätigte diese Proposition, der sich noch steigerte, als Liszt anzeigte, er werde zum Schlusse noch über das Allen bekannte Lied, dessen Text er bei sich habe, über das Gaudeamus phantasiren. Liszt spielte alle diese Stücke, zu Ende eines jeden mit endlosem Beifall und Jubelruf überschüttet. Außer Zschiesche, der nächst der Ballade noch ein schwedisches Volkslied, letzteres da capo sang, gab auch der Italiener Pantaleoni noch eine Arie zum Besten, die nur durch Liszt's herrliche Begleitung (die auch den andern beiden Gesangsstücken nicht fehlte) Effect machen konnte. Nach beendigtem Concert brach ein neuer Beifallssturm und Vivatrufen aus, welche Acclamationen sich erhöhten, als Liszt in derselben Begleitung, in der er gekommen, zum Wagen ging. Ein unabsehbarer, Vivat und Hoch rufender Zug umstürmte den Wagen den ganzen breiten Platz von der Universität bis zum Zeughause so dicht, daß ein Weiterfahren unmöglich und der Künstler genöthigt wurde, auszusteigen. Nun wurde er unter Gaudeamussingen im Triumphe fast getragen, Jeder wollte der Nächste seyn, und der freundliche, ganz erschöpfte Künstler rief leise, die Melodie mitsingend: „Immer Takt.“ Vor dem Hôtel de Russie angekommen, wurde Spalier gezogen, mit entblößten Häuptern und unter Schwenken der Hüte und Mützen dem durchgehenden Künstler ein Hurrah gebracht und endlich wiederum Gaudeamus angestimmt. Da erschien Liszt am Fenster, und auf seine Frage: „Darf ich reden?“ trat augenblickliche Stille ein, nachdem zuvor schon aus kräftigen Kehlen ein „Silentium“ erschallt war. Liszt sprach innig gerührt seinen herzlichsten Dank mit dem Zusatz aus, daß ihm in seinem vielbewegten Leben solche Freude noch nicht zu Theil geworden, denn er sehe hier die ganze Zukunft vor sich. Wie Alle, setzte er hinzu, sind noch jung, ich 30 Jahre, Sie noch nicht so alt, ich also fast der Aelteste unter Ihnen, aber Alle, mögen wir auch nach dem verschiedensten Ziele streben, wollen der vor uns liegenden Zukunft würdig werden. Unter erneuertem Jubelruf und einem Vivat Liszt! trennte sich die zahlreiche Versammlung. Die Einnahme war wieder einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. (Leipz. Allg. Z.)

*** (**Die Statue von Rubens**), welche in Folge des im Jahre 1840 abgehaltenen Rubensfestes in Antwerpen aufgestellt werden sollte, ist mit Beschlag belegt wegen mangelnder Zahlung; die Stadt Köln soll die Absicht haben, solche zu erwerben. (Voleur.)

## Theater-Anzeige.

Montag, den 7. Februar. Letzter Maskenball im Schauspielhause. Billets à 2 fl. in den Ballsaal sowohl, als in die Logen, werden von Morgens 10 Uhr bis Abends 3 Uhr bei dem Logenmeister, Herrn Kempf, Lit. E. Nro. 244, an die resp. Herren Subscribenten abgegeben.

Dienstag, den 8. Febr. (Neu einstudirt) **Fünfzehn Mädchen in Uniform**, Vaudeville-Posse in 1 Akt von Angely. Hierauf folgt: **Was gilt die Wett'? oder: Herrn Hampelmanns galante Abenteuer**, Lokallustspiel in 4 Abth. von E. H. A. Hallenstein.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 39. 8. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Gründen, die wohl schon hinreichen, um die Sensation zu erklären, welche das Erscheinen des Herrn von St. Evremond hervorbrachte, gesellten sich noch ganz besondere, dieser Geschichte angehörende. St. Evremond, sonst zu jeder Zeit einer der eifrigsten Höflinge des Cardinals, war seit Allerheiligen, also seit einem Monat, nicht bei ihm erschienen. Den Tag nachher, und ohne seine intimsten Freunde zu benachrichtigen, hatte er seine Wohnung verlassen, und Niemand hatte seitdem wieder von ihm gehört. Was war unterdeß aus ihm geworden? Dies ist ein Geheimniß, das wir sofort dem Leser enthüllen zu müssen glauben. Zu diesem Behufe ist es aber nöthig, daß wir in unserer Erzählung einige Schritte zurück thun.

St. Evremond, nachdem er auf eine so großmüthige Weise dem Pagen Alonzo sein Pferd und seine Börse gegeben hatte, wie wir wissen, seinen Freund d'Olonne um eine gastfreie Aufnahme für die Nacht gebeten. Dieser, der um eine so ungewöhnliche Stunde aus dem Schlafe geweckt worden war, ermangelte nicht, der Ursache nachzuforschen, und indem er gemüthlich einige Flaschen Ai leerte, hatte der General das ziemlich seltsame Abenteuer erzählt, in welchem er durch einen Zufall eine Rolle gespielt, denn er war durch die Rückkehr eines gewissen Edelmannes gezwungen worden, sich aus dessen Wohnung fortzumachen, wo eine schöne Dame ihn zu empfangen geruht hatte. Herr von Olonne, ein besonnener, gescheidter Mann, wurde um seinen theuren St. Evremond besorgt; er stellte ihm vor, der Cardinal sey ein alter Fuchs, stets mit Aug' und Ohr auf der Lauer, der ohne Zweifel bereits um die Flucht seines Pagen wisse und den Namen desjenigen kenne, der sie begünstigt. Bei diesem Stande der Dinge sey es für St. Evremond das Rathsamste, sich versteckt zu halten, bis man die weiteren Absichten des Cardinals kenne, oder wenigstens, bis sein Zorn sich in so weit wieder gelegt, daß er den Anblick des Mannes, der ihn beleidigt, wieder ertragen könne.

Unser General, der um eines witzigen Einfalles willen bereits einige Monate in der Bastille zugebracht, fand die Ansicht seines Freundes d'Olonne vollkommen gegründet, und folgte seinem Rathe. Aber nach Verlauf von vier Wochen, da er sich zum Sterben langweilte, fern von den schönen Frauen, von seinen Freunden, vom Hofe und vom Theater, und da anderer Seits der Cardinal nicht den geringsten Argwohn in Betreff dieser Sache hatte blicken lassen, so kroch er aus seiner Maulwurfshöhle, und trat muthig am 30. November 1660, um sechs Uhr des Abends, in das Palais Mazarin.

Bei seinem Erscheinen trat sofort eine tiefe Stille ein. St. Evremond, ohne aus der Fassung zu kommen, näherte sich mit der unbefangensten Anmuth dem Spieltische und machte dem Cardinal seine Aufwartung. Im ersten Augenblicke sah sich die allgemeine Erwartung getäuscht; Mazarin antwortete ihm blos mit einem Nicken des Kopfes, gerade als wenn er es mit einem simplen Cornet zu thun gehabt oder als wenn er ihn noch an demselben Morgen gesehen hätte; doch plötzlich sich besinnend:

„A ha!" rief er spöttisch aus, „Ihr seyd's, Herr von St. Evremond! Ich glaubte, Ihr wäret gestorben."

„Gott sey Dank, gnädiger Herr," erwiederte St. Evremond, ich bin noch unter den Lebenden, allein ich bin sehr krank gewesen."

„Großer Gott! was sagt Ihr mir da? Seyd Ihr aber vollkommen gewiß, daß Ihr Nichts mehr zu befürchten habt?"

„Gnädiger Herr, ich hoffe es."

„So? Und was hattet Ihr für eine Krankheit?"

„Ich hatte einen Katharr."

„Wirklich? Seyd Ihr vielleicht zur Nachtzeit ausgegangen?"

„Möglich."

„Ich bin's gewiß. Ihr habt Unrecht Herr von St Evremond! Es ist gefährlich, bei Nacht auszugehen. Kommt doch näher zum Spieltische. Meine Herren, machet Herrn von St. Evremond Platz. Nichts ist gefährlicher, als Verkältungen —"

„Allerdings, gnädiger Herr, besonders wenn man einen ganzen Monat zubringt, ohne von den Strahlen der Sonne beschienen zu werden." —

Die Anspielung war zu durchsichtig, um nicht sofort von Jedermann verstanden zu werden; sie wurde mit einem beifälligen Gemurmel begrüßt, und die Umstehenden blickten einander an, und sagten zu sich selbst: nur Herr St. Evremond könne dergleichen Wendungen finden.

„Genug, Herr Schöngeist," erwiederte Mazarin lächelnd, „Ihr wisset, daß ich die Schmeichler nicht leiden kann."

Von diesem Augenblicke an zweifelte Niemand mehr daran, daß Herr von St. Evremond wieder zu Gnaden aufgenommen sey, und im Nu sah er sich von einer Menge Leute umringt, die sich seine unterthänigsten Diener nannten.

Einige Augenblicke nachher fuhr der Cardinal nachlässig fort:

„A propos, Herr von St. Evremond, ich muß Euch von einer Begebenheit unterrichten, die sich in Eurer Abwesenheit zugetragen hat und die Euch sehr überraschen wird. Ihr wißt wohl, der junge spanische Page, den mir Ihre Majestät, unsere junge und gnädige Königin, gegeben —"

„Nun, gnädiger Herr?" stammelte St. Evremond, dessen Augen sich unwillkührlich auf die arme Hortense richteten, welche bleich geworden.

„Nun, er hat das Heimweh bekommen, und ist in der Allerheiligennacht davon gelaufen, ich weiß nicht wohin? Bis auf den heutigen Tag ist man ihm noch nicht auf die Spur gekommen. Es hat mir sehr leid gethan, denn ich mochte den Jungen wohl leiden, und ich habe mich noch nicht entschließen können, seine Stelle zu vergeben, obgleich viele vornehme Personen sie für ihre Verwandten in Anspruch genommen."

(Fortsetzung folgt.)

## Die Mandans.

Ein nordamerikanischer Indianerstamm von muthmaßlich europäischer Abkunft. *)

Die Mandans beerdigen ihre Todten nicht, sondern legen sie auf Gerüste, so, daß sie eben aus dem Bereiche von Menschenhänden, und vor Wölfen und Hunden gesichert sind. Ihr Kirchhof liegt dicht hinter ihrem Dorfe, auf einer flachen Wiese, und ist mit all' seinem Aeußern, seiner Geschichte, seinen Formen, Ceremonien u. s. w. ein höchst merkwürdiger und interessanter Gegenstand. Wenn Jemand in einem Mandandorfe gestorben ist, die üblichen Ehren und Condolenzen erwiesen worden sind, und die Leiche auf's Beste herausgeputzt, bimalt und geölt worden, mit Bogen und Köcher, Schild, Pfeife und Taback, Messer, Stahl und Stein, und so viel Lebensmitteln, um damit auf der Reise, die sie zu machen hat, auf einige Tage auszureichen, ausgestattet worden ist, so wird sie in eine eben abgezogene Büffelhaut gelegt und von oben bis unten mit dergleichen Riemen straff bewickelt. Hiernach werden noch mehrere Hüllen, die zuvor im Wasser aufgeweicht und elastisch gemacht worden sind, in gleicher Weise und so dicht, daß keine Luft zu ihr dringen kann, um die Leiche geschlagen. Das Gerüst, auf welches sie zu liegen kommt, besteht aus vier Pfosten, die oben durch übergelegte kleine Balken mit einander verbunden sind, mit Weidenruthen dazwischen, auf welchen der Körper auf den Rücken, die Füße dem Aufgang der Sonne zugekehrt, gelegt wird. Fast alle Leichen sind in gleicher Weise beigesetzt, außer daß über einigen von Häuptlingen oder Zauberern, als Zeichen öffentlicher Achtung und Verehrung, einige Ellen scharlachnes oder blaues Tuch ausgebreitet sind. Die Indianer nennen ihren Kirchhof „das Dorf der Todten." Unter den Leichengerüsten sieht man Väter, Mütter, Frauen und Kinder auf ihrem Antlitz liegen und in den kläglichsten und herzbrechendsten Klagetönen das Mißgeschick ihrer Angehörigen bejammern, wobei sie sich das Haar ausraufen, sich mit ihren Messern zerfleischen und sonstige Buße thun, um die Geister des Verstorbenen auszusöhnen. Wenn die Gerüste, auf welchen die Todten ruhen, endlich zusammenbrechen, so werden die Gebeine von den nächsten Verwandten begraben, die Schädel aber, nachdem sie gereinigt und gebleicht worden, in Kreisen von Hundert und darüber so zusammen gelegt, daß die Gesichtsseite nach Innen gekehrt ist. In dieser Lage werden sie von Jahr zu Jahr, und als Gegenstände einer religiösen und zärtlichen Verehrung, aufbewahrt. Es gibt solcher Golgathas, die zwanzig bis dreißig Fuß Durchmesser haben, und in der Mitte eines jeden Kreises ist ein kleiner Erdaufwurf von zwei bis drei Fuß Höhe, auf welchem zwei Büffelschädel, ein männlicher und ein weiblicher, liegen, und in dessen Mitte eine Stange, ungefähr zwanzig Fuß hoch, aufgerichtet steht, an welcher allerhand mysteriöse und abergläubische Artikel befestigt sind, welchen das Vermögen zugeschrieben wird, die geheiligten Vorrichtungen zu bewahren und in Schutz zu nehmen. In dem Schädel ist ein Bündel wilder Salbey untergelegt, das von Zeit zu Zeit erneuert wird, und Jedermann erkennt diejenigen seiner Verwandten an irgend ein Zeichen oder eine Aehnlichkeit; selten vergeht ein Tag, wo nicht ein trauerndes Weib den Schädel ihres verstorbenen Gatten oder Kindes besucht, und ihm das Beste, was die Küche ihres Wigwams zu liefern vermag, vorsetzt. Oft nehmen die Frauen ihre Arbeiten mit, und plaudern stundenlang mit den geliebten Todten, in den zärtlichsten Worten, die sie nur ersinnen können, und anscheinend einer Antwort gewärtig.

Da die Mandans nur ein kleiner Stamm sind, außer Stande, es auf den großen Wiesen mit den Sioux und anderen umherstreifenden Stämmen, die zehnmal stärker sind als sie, aufzunehmen, so haben sie sich sehr verständig in ein permanentes Dorf zurückgezogen, das stark befestigt ist. Dies hat denn auch die Folge gehabt, daß sie in der Manufactur weiter fortgeschritten, und besser als irgend ein anderes mir bekanntes Indianervolk, häuslich eingerichtet sind. Auch werden sie von den Handeltreibenden, und wer sonst mit ihnen verkehrt, „die artigen und freundlichen Mandans" genannt. Mir ist dies Volk durch die ihm eigenthümliche Behäblichkeit und Eleganz, so wie durch seine Verschiedenheit der Complexion, seine abweichende Farbe des Haares und der Augen, seine besondere Sprache und unerklärlichen Gebräuche dermaßen aufgefallen, daß ich fest überzeugt bin, es sey anderen Ursprungs als die übrigen nordamerikanischen Stämme, oder mindestens eine Mischung von Eingebornen mit irgend einem civilisirten Geschlechte. Einem Fremden fällt in dem Mandandorfe sogleich die Nuaneirung der Hauptfarbe und die Verschiedenheit der Farbe des Haares seiner Bewohner auf, so daß er fast auf der Stelle ausrufen möchte: das sind keine Indianer! Viele unter diesem Volke sind so hell von Farbe, wie Halbzucht, ja manches seiner Frauenzimmer ist bei lieblicher Symmetrie und Proportion in seinen Gesichtszügen, fast völlig weiß, und in seinen braunen, grauen oder lichtblauen Augen liegt eine Milde und Lieblichkeit des Ausdrucks, welcher im Verein mit der größtmöglichsten Modestie des Benehmens höchst reizend und ansprechend ist. Woher die Verschiedenheit der Farbe rührt, weiß ich nicht, und sie selber wissen es eben so wenig. Ihre Traditionen, soweit sie mir bekannt geworden sind, geben keine Kunde, daß sie vor dem Besuche, welchen Lewis und Clarke vor 33 Jahren ihrem Dorfe gemacht, etwas von den Weißen gewußt hätten, auch sind seitdem nur wenig Weiße dort gewesen. Ehe ich hieher reisete, sagte mir schon der Gouverneur Clarke, daß ich in den Mandans ein ganz besonderes und halbweißes Volk finden würde. Nicht minder verschieden als die Farbe der Haut, ist auch die des Haares der Mandans, und man kann in einer zahlreichen Gruppe dieses Volkes, besonders bei den Frauenzimmern, die sich nie damit befassen, dessen natürliche Farbe zu verändern, wie es oft von den Männern geschieht, eben so vielfache Nuaneirungen desselben sehen, als in unserm eignen Lande, mit alleiniger Ausnahme von roth oder dunkelbraun. Eine andere merkwürdige und unerklärliche Eigenthümlichkeit, die wahrscheinlich sonst nirgends auf Erden gefunden wird, ist die, daß es hier Individuen jeglichen Alters und Geschlechs gibt, Kinder wie Greise, die ein silbergraues und selbst völlig weißes Haar haben. Auch dieses findet man häufiger bei dem weiblichen als bei dem männlichen Geschlechte, weil letzteres sein Haar gern mit schwarzem oder rothem Lehm verklebt. Ich habe bei sorgfältiger Untersuchung gefunden, daß von zehn oder zwölf Personen im ganzen Stamme eine grauhaarig ist, und zwar nicht aus

*) Aus Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians. By George Catlin. 2 vols 8.

Krankheit oder als Folge der Lebensweise, sondern angeerbt. Dies graue Haar ist übrigens so grob und hart, wie eine Pferdemähne, während das anders gefärbte durchgängig so fein und weich als Seide ist.

Alle diese Besonderheiten könnten mich fast zu dem Glauben veranlassen, in den Mandans die Nachkommen der Walliser zu sehen, welche im Gefolge von Madoc mit zehn Schiffen abgingen, um auf einem von diesem im westlichen Ocean entdeckten Lande eine Colonie zu gründen, von welcher Expedition man, so viel mir däucht, bis zu der Mündung des Mississippi oder der Küste von Florida ziemlich sichere Spuren hat, deren weiteres Geschick aber in einem undurchdringlichen Schleier verhüllt ist. (Fortsetzung folgt.)

## Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau.

(Schluß.)

Die Marschallin stand ihrem Gatten in allen seinen Unternehmungen bei, und war zugleich bemüht, ihm die Unannehmlichkeiten des Exils erträglicher zu machen. Brune wollte seiner Frau nie den wahren Grund seiner Ungnade mittheilen, aber sie hatte ihn errathen, und die Zärtlichkeit und besondere Hingebung ihres Gatten trugen nur dazu bei, ihre eigene Hingebung für ihn zu steigern. Brune fand einen unendlichen Trost in dem Besitze einer Gattin, die nur für ihn lebte und deren in seinem Umgang erworbene Bildung des Geistes nichts verrieth, was an ihren ehemaligen Stand erinnern konnte. Aber im Innersten seines Herzens fühlte er sich doch unglücklich, nicht etwa wegen seiner Ungnade, in die er gefallen, nicht wegen seiner so plötzlich unterbrochenen militärischen Laufbahn, endlich auch nicht wegen der Zurückgezogenheit, zu der er sich verurtheilt sah, sondern lediglich in dem Gedanken, daß der Kaiser ihn falsch beurtheilen, ihn anklagen und vielleicht selbst an seiner Treue zweifeln konnte. In seinem eigenhändig von ihm geschriebenen Testamente vom 8. März 1810 lesen wir folgende Worte:

„Ich empfehle meiner theuren Gattin, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, daß ich ihn stets aufrichtig geliebt, daß ich ihn geachtet, verehrt und ihm immer treu gewesen bin. Ich wage es nicht, wegen der Beschlüsse, die der Souverän, nach den ihm zukommenden Berichten, in Bezug auf einzelne seiner Unterthanen faßt, diesen der Undankbarkeit anzuklagen; aber ich nehme keinen Anstand, ihm zu sagen, daß er durch eben jene Berichte getäuscht wurde, daß keiner seiner Soldaten ihn mehr geliebt, und keiner ihm treuer gewesen, als ich“ —

Mittlerweile hatten die europäischen Ereignisse den Feind auf den französischen Boden geführt und Napoleon sammt seiner Macht gestürzt. Trotz der ehrenhaften Aufnahme, die Brune bei Ludwig XVIII. gefunden, trotz der Ungerechtigkeit Napoleon's gegen seine eigene Person, eilte er doch, als der Kaiser von der Insel Elba zurückkehrte, seinem ehemaligen Gebieter entgegen.

Zum General-en-Chef der Var-Armee, so wie zum Gouverneur der achten Militärdivision ernannt, war er besonders eifrig bemüht, dem Ausbruche des Bürgerkrieges in den seiner Leitung anvertrauten Provinzen vorzubeugen. Indessen trat das Mißgeschick bei Waterloo ein.... Der Marschall Brune fiel bei Avignon Meuchelmördern in die Hände, und sein Leichnam ward in die Rhone geworfen, an deren Ufer die Mörder mit ihren bluttriefenden Händen die Inschrift setzten: „Gottesacker des Marschalls Brune.“

Als Madame Brune die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal ihres Gatten erhalten hatte, gerieth sie Anfangs in Folge des schrecklichen Schlages fast in Verzweiflung; indessen bewaffnete sich die Wittwe bald mit dem Muthe und der Kraft, die ihr zur Erfüllung großer und schwerer Pflichten so nöthig waren. Sie mußte den Tod und das Andenken des Marschalls rächen, seine Verläumder zu Boden schlagen und seine Meuchelmörder vor Gericht ziehen. Weder die fast unübersteiglichen Hindernisse eines solchen Unternehmens, noch die Gefahren der politischen Reaction, noch endlich der Haß der Parteien vermochten sie davon abzuhalten. Unterstützt durch eine kleine Zahl treuer und muthiger Freunde, ließ sie ohne den nöthigen Aufwand eines Theils ihres Vermögens zu scheuen, eine Untersuchung über den Mord ihres Gatten anstellen, sammelte Thatsachen, veranlaßte eine Menge Zeugen, dieselben zu constatiren, und verfolgte mit Beharrlichkeit ihr der Pietät gewidmetes Werk. Endlich richtete sie an den König Ludwig XVIII. ein Bittschreiben, in dem sie denselben aufforderte, wegen des Mordes ihres Mannes Gerechtigkeit üben und insbesondere den Proceß vor den Gerichtshof von Paris ziehen zu lassen, in Betracht der Gefahren, welche eine Einleitung desselben an dem Ort des Verbrechens selbst mit sich führen möchte.

Diese Bittschrift ist vom 29. März 1819 datirt und wurde von Herrn Dupin abgefaßt, der sie selbst unterzeichnete und überhaupt der edlen Sache der unglücklichen Wittwe mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit diente, die man nicht genug rühmen kann.

Hundert und fünfzehn Bewohner von Brive vereinigten sich mit der Marschallin zu der Bitte, um die nachdrückliche Bestrafung der Meuchelmörder Brune's, und sie scheuten sich nicht, diesen Wunsch in einer Adresse auszusprechen, zu deren Abfassung im Jahre 1819 gewiß einiger Muth erforderlich war.

Die Bittschrift der Marschallin an den König blieb, wie man sagt, ohne Antwort. Am 19. Mai wandte sich Madame Brune an den Großsiegelbewahrer mit einer Klage, die ebenfalls von Herrn Dupin abgefaßt ward. Sie bezeichnete in derselben als unmittelbare Theilnehmer an der verbrecherischen That den Kaffeewirth Fargès und einen Lastträger, Guindon, genannt Roquefort.

Die Erlaubniß zur Betreibung des Prozesses ließ lange auf sich warten. Endlich mußte man der edlen Beharrlichkeit der Wittwe nachgeben, die selbst als Klägerin auftrat. Nichtsdestoweniger verwies man den Prozeß, anstatt ihn in Paris, wo er allein mit Unparteilichkeit hätte geführt werden können, einzuleiten, wiederum an den Gerichtshof zu Riom. Die Debatten begannen den 24. Februar 1821, fünf Jahre nach dem Tode des Marschalls.

Nur einer der Meuchelmörder war vorgeladen, und auch dieser hatte die Flucht ergriffen; es war der Lastträger Guindon, genannt Roquefort. Nichtsdestoweniger beharrte Madame Brune darauf, daß der Urtheilsspruch gefällt werde, der den Meuchelmord ihres Mannes brandmarken und, wenigstens in den Augen aller rechtschaffenen Leute, nicht ohne Rückwirkung auf die Mitschuldigen und Anstifter des Verbrechens Roquefort's bleiben sollte.

Herr Dupin führte die Sache mit einem bewunderungswürdigen Talent; der Gerichtshof sprach das Urtel aus, welches Guindon, genannt Roquefort, in contumaciam zum Tode verurtheilte: „In der Ueberzeugung, daß er die Pistole abgefeuert, die den Tod des Marschalls Brune herbeiführte.“

Die Marschallin Brune zog sich auf ihre Güter zurück, wo sie nur den einzigen Wunsch hegte, um sich her ein Glück und eine Ruhe zu verbreiten, deren sie selber für immer beraubt war. Es bedurfte einer neuen Kränkung des Andenkens ihres Mannes, um sie aus ihrer Dunkelheit und Zurückgezogenheit wieder hervortreten zu lassen. Dies ge-

schah, als der Journalist Martainville den Marschall Brune der Erpressung beschuldigte.

Damals nahm sie von neuem ihre Zuflucht zu Herrn Dupin, um den Verleumder desjenigen, dessen Namen sie führte, zu brandmarken. Allein diesmal fiel sie durch; der Journalist ward freigesprochen, und sie mußte sich mit ihrem Schmerze wiederum in die Einsamkeit zurückziehen.

Seit der Zeit hörte man nichts mehr von der Marschallin Brune. Nur ihre Familie und die Bewohner von St. Just, die sie mit Wohlthaten überhäufte, wußten noch von ihr. Am 1. Januar 1829 starb sie, umgeben von Segnungen und beweint von einer ganzen Bevölkerung.

Bis dahin waren die sterblichen Ueberreste Brune's, von denen sich seine Frau nie trennen wollte, im Schlosse von St Just aufgestellt, aber nach dem Tode der Marschallin wurden beide Ehegatten in einem und demselben Grabmal beigesetzt. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

## Tabletten.

*** (Anekdote.) Unlängst ging in Paris ein Araber auf dem Quai Conti spazieren, ein ächter Araber nemlich, ein Orientale in Turban und Kaftan. Dieser arabische Araber las auf der Affiche eines Ladens nachstehende Worte: „Zwanzig der hübschesten Aktricen von Paris zu verkaufen. Preis: 18 Frcs" Der Muselmann las zweimal und erstaunte. Der Kaufmann erstaunte über das Erstaunen des Muselmannes. „Um achtzehn Francs zwanzig der hübschesten Aktricen von Paris!" sagte der Araber zu sich, „das wäre ja ein prächtiger Harem, in welchem mich jede Schöne kaum einen Franc kosten würde. Zwanzig Houris, blond, braun, kastanienfarb, roth, das ist zum Tollwerden! — Die Blonden werde ich „Nadira" nennen, was so viel heißt, als „Gazelle"; die Braunen „Fatme", welches „kleine Erdbeeren" bedeutet; die Kastanienbraunen sollen „Zuleika", „Klatschrosen" heißen; und die Rothen will ich „Zizze" nennen, was gar nichts bedeutet" Der Araber schwelgte schon in Gedanken. Er trat in den Laden, hielt einen Philippsd'or hin, und sagte: „Herr, Sie kündigen zwanzig der schönsten Pariser Aktricen für achtzehn Francs an, hier sind zwanzig, geben Sie mir sie" — „Fremdling," erwiederte der Ladeninhaber, „ich kann Ihre zwanzig Francs nur unter der Bedingung annehmen, daß ich Ihnen zwei Francs heraus-, oder zwei Aktricen mehr zugebe." — „Geben Sie mir zwei Aktricen mehr", sagte der Muselmann. Der Kunsthändler rollte nun ein großes Velinblatt auseinander, auf welchem zweiundzwanzig Portraits waren, alle so ziemlich garstig. „Da haben Sie zweiundzwanzig der hübschesten Aktricen von Paris." — „Sie verdienen zweiundzwanzig Yatagan Hiebe," sagte der Araber, und lief davon, als hätte er den Teufel hinter sich. (N. C.)

*** (Ein Nachtwandler, der sich selbst bestiehlt.) Im sogenannten lateinischen Viertel zu Paris wohnt ein Goldschmied, welchem seit einiger Zeit Schmucksachen und andere Dinge von Werth aus seinem Zimmer verschwanden, obschon dasselbe auf's Beste verschlossen war Ein Dienstbothe um den andern wurde entlassen, jedes Schloß verändert; endlich sogar die eigene Tochter des Diebstahls bezüchtigt und aus dem Hause gewiesen; nichts fruchtete, heute verschwand ein Bracelet, morgen eine Broche, und Manche im Hause kamen bereits auf den im freigeistigen Paris nicht seltenen Gedanken, daß es im Hause umgehe. Und so war es auch, es ging richtig um. aber kein Gespenst, sondern der Goldschmied selber, welcher ein — Nachtwandler war. Die vermißten Sachen wurden, nachdem man einmal diesen Umstand herausgebracht, auf einer entlegenen Stelle des Daches gefunden, auf das er häufig bei seinen gefährlichen Nacht-Excursionen hinaufzusteigen pflegte.

## Aus Wiesbaden.

Der heurige Winter zeichnet sich vor seinen Vorgängern durch den Aufenthalt einer ungleich größeren Zahl angesehener, wohlhabender Fremden aus, worunter sich viele englische Familien befinden, die hier ganz comfortabel leben. — Das meiste Interesse flößt der anwesende Fürst von Wied, der erklärte Bräutigam der Prinzessin Marie von Nassau, ein und allgemeine Theilnahme erregt der ihn betroffene Krankheitszufall. — An Gesellschaften, Bällen und dergleichen Vergnügungen fehlt es daher auch nicht. Den meisten Glanz entfalten die Hofbälle, wo der regierende Herzog auf die liebenswürdigste Weise den Wirth macht. — Wie es heißt, so werden unsere Stände schon im Februar zusammen kommen, bis wohin man auch den Grafen Elz, Mitglied der ersten Kammer, mit seiner Familie aus Franken zurück erwartet, der ebenfalls im Winter hier ein Haus zu halten pflegt. — Unter den Gegenständen, die der ständischen Berathung unterliegen sollen, nennt man den Bau einer neuen Irren-Anstalt. Derselbe war zwar schon von den Ständen im Jahre 1839 genehmigt und hierzu die Localität der vormaligen Abtei Eberbach im Rheingau, wo sich dermal Irren- und Correktions-Anstalt, vereinigt, befinden, ausersehen; allein es sollen sich diesem Plane Anstände entgegen gestellt haben, welche bisher die Ausführung beruhen ließen. Es scheint nämlich die, jedem unbefangenen Sachkundigen längst beigewohnte, Ansicht durchgedrungen zu seyn, daß es nicht wohl eine ungünstigere, unzeignetere Oertlichkeit für eine solche Anstalt geben könne, als gerade die Eberbach's. Um so weniger ist es abzusehen, daß man bis jetzt nicht darauf eingegangen ist, hierzu schon bestehende Gebäulichkeiten zu verwenden; da es doch wahrlich im Herzogthume Nassau nicht an dergleichen fehlt, welche neben den Vorzügen einer entsprechenden Oertlichkeit eine äusserst bedeutende Kostenersparniß darbieten würden. Fast sollte man zu dem Glauben hingezogen werden, als werde ein zu großer Werth darauf gelegt, auch für die Folge zwei Anstalten vereinigt zu behalten, die im Grunde doch für ihre verschiedenartige Zwecke weit besser in der Verwaltung getrennt bleiben, zumal wo deren sachgemäße Leitung besondere Qualitäten voraussetzt, die gewiß höchst selten in denselben Personen verbunden angetroffen werden. — Will man Domanial-Gebäude zum erwähnten Zwecke unberücksichtigt lassen, so würde sich das große, schloßartige Bolongaro'sche Gebäude zu Höchst ganz zur Einrichtung einer Irren-Anstalt eignen und von seinen auswärts wohnenden Eigenthümern gewiß sehr billig zu erwerben seyn. Dasselbe dürfte bei einer freien, gesunden Lage eine mehr, als hinreichende Geräumigkeit für alle Einrichtungen und Zwecke gewähren, die für eine Irren-Anstalt in ihrer umfassendsten Ausdehnung nur immer verlangt werden können. Der geräumige, durch die Hinter-Gebäude abgeschlossene Garten, mit der freien Aussicht auf den vorüberfließenden Main, würde, als solcher, nicht minder den Erfordernissen für Irren entsprechen. — Sollte übrigens darin ein Anstand gefunden werden, daß die Fronte des Gebäudes durch Wegnahme des früheren Vorhofes zur Straße, gegenwärtig unmittelbar auf diese stößt, so läßt sich dieser sehr leicht dadurch entfernen, daß die betreffenden vorderen Räume für die Verwaltung und die hintern nach dem Garten zu für die Irren selbst verwendet werden, indem die Größe und der Umfang der Gebäulichkeiten solches recht gut gestatten.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 8. Febr. (Neu einstudirt) Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt von Angely. Hierauf folgt: Was gilt die Wett'? oder: Herrn Hampelmanns galante Abenteuer, Lokallustspiel in 4 Abth. von C. H. A. Hallenstein.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 40. 9. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Das Polizei-Verhör.

Weß' Gewerbes, welches Standes,
Fragte jüngst die Polizei
Einen Menschen: — und weß' Landes
Dieser Vagabonde sey?
— Leicht gefaßt in solcher Lage,
Gab er dreist und mit Geschick
Antwort auf die scharfe Frage
In demselben Augenblick!

„Treibe mancherlei Geschäfte,
Müßig nie Jahr ein Jahr aus,
Weihe mancher Kunst die Kräfte,
Und bin überall zu Haus.
So bin oftmals ich, zu dienen.
Wetterkund'ger Astronom,
Lebe in den Apeninen,
Himmelhohem Fichtendom;"

„Schau' als Wächter in's Getümmel
Kecken Volkes aufmerksam,
Dort aus Frankreich's blauem Himmel,
Auf dem Thurm' von Notre Dame.
Nach Amerika die Schiffe
Führ' ich oft als Steuermann,
Segle um die Felsenriffe,
Tauche in den Ocean."

„Dort, tief auf dem Grund' im Meere
Seh' der tollen Lust ich zu,
So der Schreckgestallen Heere
Treiben sonder Rast und Ruh';
Perlen such' ich und Korallen
Von dem reichen Boden auf,
Bringe sie in ganzen Ballen
Dann nach England zum Verkauf!"

„Kommt mir's in den Sinn, dann wetze
Ich den Jagdspeer blank und scharf,
Weil ich auch zur Bärenhetze
Nicht in Rußland fehlen darf;
Werfe mich, will's just sich fügen,
Auf den dunkeln Tiberstrom,
Lasse mich hinunterwiegen
In das altehrwürd'ge Rom."

„Schaue dort auf allen Wegen
Hehre Trümmer alter Zeit,
Und empfange selbst den Segen,
Den der Papst dem Volke weiht;
Wo Horaz, Ovid und And're
Einst gesungen und gelebt,
Auf der heil'gen Erde wand're
Ich, von ihrem Geist' umschwebt."

„Oft weil' an der Fürsten Throne
Ich, ein kund'ger Höfling gar,
Schau' mir Scepter an und Krone,
Und der Diener stolze Schaar;
Geh' zum Sultan selbst nicht selten,
Schleiche leise mich nud fein,
Mag der Türk' auch droh'n und schelten,
Dennoch in das Harem ein."

„Wenn in Abenddämm'rung-Feier
Sehnsucht meine Brust bewegt,
Eil' ich nach der Schweiz, wo freier,
Froh und leicht das Herz mir schlägt;
Mit den Hirten zieh' ich munter
Ueber Flur und Wiesenrain',
Auf die Alpe und bergunter
Bei dem Klange der Schalmei'n."

„Doch in Deutschland weiß vor Allen
Ich am Besten wohl Bescheid;
Will kein Land mir so gefallen
Auf der Erde weit und breit!
Laßt d'rum auf den deutschen Auen
Frei mich weilen nun fortan, —
Könnt mir unbesorgt vertrauen,
Bin ein höchst gutmüth'ger Mann!" —

Es erwiederte ihm bündig
D'rauf sofort die Polizei:
Daß verdächtig und gar sündig
Solch' unstäter Wandel sey, —
Daß er sich legitimire
Durch Papier' und Document', —
Ob er einen Paß auch führe,
Auf sein Treiben ein Patent?

Ohne Zittern, ohne Zagen,
Wohlgemuth sprach also dann
Auf den Vorwurf und die Fragen
Dieser wunderbare Mann:

„Mir gab einst ein höh'rer Richter
Paß und auch Gewerbscheln;
Grad' heraus, — ich bin ein Dichter,
Wollt mir d'rum nicht böse seyn!"

In ein allgemeines Lachen
Löste sich der ernste Ton,
Und man sprach bei solchen Sachen
Also zu dem Musensohn:
Ha, — so, so! Ihr seyd ein Dichter! —
Nun, dann geht nur immerhin,
Denn, wir wissen's, dies Gelichter
Trägt nichts Uebeles im Sinn!

August Grebe.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

St. Evremond athmete auf wie ein Mann, dem man eine ungeheure Last von der Brust gewälzt, und er antwortete lächelnd:

„Ich wollte, ich wäre dreißig Jahre jünger, um mich um diese Stelle bewerben zu können."

„Und bei Gott," versetzte der Cardinal, „ich würde sie Euch nicht verweigern, weil es mich freut, Euch wieder zu sehen, und bewillige Euch die Stelle — — für Euren Neffen —"

„Großen Dank, gnädiger Herr, allein Ew. Eminenz werden wohl thun, sie ein Paar Jahre einem Stellvertreter anzuvertrauen, denn mein Neffe säugt noch an der Mutter Brust."

Diese letzten Worte wurden mit einem schallenden Gelächter aufgenommen, dem der Cardinal nicht fremd blieb; allein kaum hatte St. Evremond aufgehört zu reden, so sah er den ganzen Umfang des Fehlers ein, den er begangen hatte.

„Was soll das heißen?" rief Mazarin, „wie? habe ich denn geträumt? Mir war doch, als hättet Ihr einen Neffen, grade im gehörigen Alter, um als Page eintreten zu können; einen Neffen, der Euch in große Verlegenheit gebracht, in einer gewissen Nacht, in jener Nacht ohne Zweifel, wo Ihr Euch verkältet habt; er war so groß wie Alonzo und sah ihm sogar etwas ähnlich? — Bedauert mich, Herr von St. Evremond; ich werde alt, ich fange an, kindisch zu werden — —"

„Alle Teufel!" brummte St. Evremond zwischen den Zähnen, „der alte Fuchs weiß wahrhaftig Alles!"

Mazarin, der so leicht seine Beute nicht fahren ließ, wollte Herrn von St. Evremond aufs Neue zu Leibe, als zu dessen Glück, die Aufmerksamkeit des Cardinals und der Anwesenden durch die Ankunft einer ziemlich bedeutenden Person von ihm abgelenkt wurde; es war Olympia Mancini, Gräfin von Soissons. St. Evremond benutzte die Gelegenheit, um sich zurückzuziehen.

Während er im Peristyl des Pallastes auf und ab ging, und auf seine Träger wartete, die ein Bedienter bestellt hatte, wobei er ernstlich überlegte, ob er nicht am besten thun würde, Paris auf's schnellste zu verlassen und in seinen Schlupfwinkel zurückzueilen, entstand plötzlich um ihn herum ein großer Tumult. Pagen und Lakaien mit Fackeln in der Hand, stürzten voraus, um drei Damen Platz zu machen, welche die Treppe herunter kamen, und vor denen jeder sich ehrerbietigst verbeugte. St. Evremond, den man am Ellenbogen gestoßen, drehte sich um, und stand den drei Nichten des Cardinals gegenüber. Als Hortense den General ansichtig wurde, erröthete sie, und ihm einen Blick zuwerfend, in welchem sie alles Feuer ihrer schönen schwarzen Augen concentrirt hatte, sprach sie mit ihrer sanftesten, melodischsten Stimme:

„Guten Abend, Herr von St. Evremond," und fügte ganz leise hinzu: „ich danke für ihn und für mich."

St. Evremond zog maschinenmäßig seinen Federhut ab, und sah die drei Schwestern vorübergehen, aber ohne ein Wort zu finden. Alle drei stiegen in einen prächtigen, von reicher Vergoldung blitzenden Wagen, der von vier weißen, nach damaliger Mode reich angeschirrten Pferden, gezogen wurde. Als der Kutschenschlag zugemacht war, rief eine Stimme:

„In die Komödie," und die Pferde rannten im scharfen Trabe davon.

Da erst schien St. Evremond wieder zu sich zu kommen; er stieß einen tiefen Seufzer aus und murmelte vor sich hin: „glücklicher Alonzo!"

Kurz nachher kamen die Träger, ihn zu fragen, wohin er sich begebe:

„In die Comödie," antwortete er barsch, „in die Comödie."

Als er eben abgehen wollte, rollte ein Wagen in den Hof. Ein junger Cavalier sprang eiligst heraus. St. Evremond blickte zum Schlag hinaus und erkannte wahrscheinlich den neu Angekommenen, denn er warf sich schnell wieder auf seinen Sitz zurück und hörte nicht auf, unterwegs mit einem spöttischen Lächeln vor sich hin zu murmeln: „Armer de la Meilleraye!"

### VI.

Der Theatersaal war übervoll, als St. Evremond eintrat. Nach seiner Gewohnheit ließ sich der General an der sogenannten Ecke des Königs auf einem der Tabourets zu beiden Seiten der Bühne nieder. Ohne im mindesten auf das Schauspiel Acht zu geben, was bereits 1660 zum guten Ton gehörte, fing er an, die Damen in den Logen und Galerien zu lorgniren und die Personen von seiner Bekanntschaft zu grüßen. Indessen kehrten seine Blicke immer wieder zu einer großen leeren Loge zurück, die an die Loge der Königin stieß; es war diejenige der Gräfin von Soissons. Während er bei sich überlegte, woher es komme, daß die Loge leer bliebe, da ihm doch die drei Schwestern in einem vierspännigen Wagen vor ausgefahren, bemerkte er plötzlich auf einem Taboureте in der Nähe des seinigen den jungen Armand de la Meilleraye. Er benutzte einen Zwischenakt, um ihn zu bewillkommnen.

„In der That," sagte er etwas spöttisch, „Euch hätte ich am wenigsten hier gesucht; es ist das erste Mal, daß ich Euch hier treffe."

„Allerdings," versetzte Herr de la Meilleraye verlegen; „bis jetzt habe ich wenig Geschmack am Theater gefunden, allein Alles hat einen Anfang."

St. Evremond hätte die Unterhaltung gerne fortgesetzt und den jungen Mann so wohlfeilen Kaufs nicht losgelassen, als er wahrnahm, daß der Herr Markis, der bis dahin die leere Loge nicht aus den Augen verloren, plötzlich aufgehört hatte, dahin zu blicken und der Unterhaltung zweier Edelleute von den rothen Compagnien zuhörte.

„Alle Wetter," sagte der Eine, „ich sah noch nie so viele Schönheiten im Theater, als diesen Abend, und ich glaube allerdings, daß ich sehr verlegen wäre, wenn ich zu wählen hätte."

„O, ich nicht," versetzte auf der Stelle sein Kamerad, „denn ich habe so eben dort in der Loge Eine gesehen, die sie Alle verdunkelt."

„Die Gräfin von Soissons vielleicht? Sie war in der That diesen Abend zum Entzücken."

„Das mag seyn, ich sah nur ihre Schwester Hortense. Welche Augen, welche Haare und welcher Nymphenwuchs. Es ist Schade, daß sie so kurze Zeit geblieben ist."

Bei diesen letzten Worten ließ er seinen Kopf auf die Brust sinken, wie ein Verbrecher, dem man sein Todesurtheil verkündigt. (Fortsetzung folgt.)

## Die Mandans.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Häuptling oder ein Krieger unter den Mandans sich einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, so darf er sein Haupt, um ihm ein majestätisches Ansehen zu geben, mit Hörnern zieren. Es sind dies auf ein Dritttheil abgesägte, gespaltene, dünn und leicht geschabte und glatt polirte Büffelshörner, auf einer Matte von Hermelinfellen befestigt, und so getragen, daß die Schwänze dieser Felle, gleich dem Haarbüschel des Büffelochsen, dem Träger zwischen den Hörnern herab auf's Gesicht fallen. Derselbe Brauch herrscht übrigens auch bei den Sioux, Crows (Krähen), Blackfeet (Schwarzfüßen) und Assinneboins. Dieser Schmuck, der in höchsten Ehren gehalten wird, wird übrigens nur bei gewissen, nicht häufig vorkommenden Gelegenheiten getragen, z. B. wenn fremde Häuptlinge, indianische Agenten und andere bedeutende Personen zu einem Stamme kommen, auch bei Kriegsparaden, Siegesfeierlichkeiten, öffentlichen Festen u. s. w., und in der Schlacht, um die Krieger recht anzufeuern. Da die Hörner nur lose befestigt sind, so legen sie sich, je nach der Haltung des Kopfes, vor oder rückwärts, ja zuweilen in entgegengesetzter Richtung, wie wohl ein Pferd die Ohren spitzt, was allerdings dem Träger ein Ansehen von Kraft und Würde gibt.

Im Gegensatze zu den Hörnerträgern gibt es an den Ufern des oberen Missuri aber auch Stutzer, die im größten Staate, aber ohne Scalpe und ohne Bärenklauen im Dorfe umherstolziren. Statt in den Kampf zu ziehen, bleiben sie lieber zu Hause bei den Weibern; auch stellen sie nicht auf schroffen Klippen dem Kriegsadler nach, oder suchen den greisen Bären in seiner Höhle auf; sie machen nur Jagd auf leichteres Wild, in dessen Fellen sie sich auch kleiden. Statt mit einer Adlerfeder, schmücken sie sich mit Schwanenflaum oder Entenfedern, und ihre Schürzen sind aus wohlriechenden Gräsern gemacht. Diese feinen Herren, deren es indeß nur wenige in jedem Stamme gibt, werden übrigens nicht allein von den Häuptern und Kriegern, sondern auch von allen andern sehr gering geachtet und als Hasenherzen oder alte Weiber bezeichnet.

Die Mandans führen gleich all' den andern Stämmen ein sehr mäßiges und bequemes Leben und verbringen viele Zeit mit Jagden und Lustbarkeiten, deren sie in Menge haben. Die hauptsächlichste darunter ist der Tanz, von welchem sie mehrere Gattungen haben, als: den Büffeltanz, den Prunktanz, den Bittanz, den Scalpirtanz und noch ein Dutzend andere, jeder von verschiedenem Charakter und Bedeutung. Diese Cereteien nehmen sich höchst grotesk aus, und ein Fremder, der ihre Bedeutung und Wichtigkeit nicht kennt, sieht nur ein unzusammenhängendes und furchterweckendes Hüpfen und Springen darin, begleitet von widerlichem Heulen und mißtönigen Gurgellauten; wer sie aber genauer beachtet, und mit ihrer mysteriösen Bedeutung vertraut ist, der sieht ihnen mit steigendem Interesse zu. Jeder Tanz hat seinen eigenthümlichen Pas, und jeder Pas seine besondere Bedeutung; eben so ist auch der Gesang zu jedem Tanze verschieden, und dieser überdem noch oft so dunkel und mysteriös, daß von zehn der Tanzenden selber nicht Einer seinen Sinn erkennt. Nur die Zauberer wissen darum, indem ihnen die geheimen Arcana mit ihren übrigen Kenntnissen, die großen Fleiß und Studium erfordern, gegen schwere Gebühren gelehrt worden sind. Die taktmäßig abgetheilten und von der Trommel begleiteten Gesänge drücken sichtlich gewisse Gefühle in Lauten aus, deren manche sich in keiner bekannten Sprache befinden. Es gibt aber auch Tänze und Gesänge, die einem jeden des Stammes verständlich sind; diese haben viel poetischen Gehalt und sind auch vollkommen metrisch, nur nicht gereimt.

Eine Art des Tanzes ist, wie schon gesagt, der Büffeltanz. Wenn ein solcher statt finden soll, so schickt der Häuptling seine Läufer oder Ausrufer aus, um es im ganzen Dorfe zu verkündigen. Der Tummelplatz desselben ist mitten im Dorfe, der großen Zauber- oder Mysterien-Hütte gegenüber. Zu diesem Tanze treten zur Zeit zehn bis fünfzehn Mandans an, jeder mit der Haut und den Hörnern eines Büffelhauptes auf dem Kopfe und einer Favoritwaffe, Bogen oder Speer, die er auf der Büffeljagd zu gebrauchen gewohnt ist, in der Hand. Dieser Tanz wird unter Trommelschlag und Rasseln mit Schnarren, unter Singen und wildem Geheul, ohne Unterlaß, Tag und Nacht, fortgesetzt, bis die auf benachbarten Anhöhen ausgestellten Späher einen oder mehrere wilde Büffel entdeckt haben, was sie durch ein Aufwerfen ihrer Gewänder signalisiren. Auf die erfreulichste Kunde erschallt ein allgemeines Jubel- und Dankgeschrei zu Ehren des großen Geistes, insbesondere aber des Zauberers und der Tänzer, welche als die unmittelbare Ursache des glücklichen Resultats angesehen werden. Von den in der dann angestellten Jagd erlegten Thieren werden die Hauptleckerbissen dem großen Geiste geopfert, und die sämmtlichen Dorfbewohner prassen und zechen nach Herzenslust. Man hat Beispiele, daß ein solcher Tanz, bei dem sich die Tänzer natürlich ablösen, vierzehn Tage bis drei Wochen gewährt hat, weil kein Büffel eher erscheinen wollte. Jeder männliche Mandane ist verpflichtet, über seinem Bette eine, wie schon erwähnte, Büffelkopfhaut oder Maske hängen zu haben, um sich ihrer sogleich bedienen zu können, wenn die Häuptlinge ihn zu dem Tanze beordern, der die Büffel herbeilocken soll.

Wenn ein Tänzer erschöpft und müde ist, so deutet er das dadurch an, daß er sich weit vorüber neigt, wie wenn er zu Boden fallen wollte; dann schießt einer der Umstehenden einen stumpfen Pfeil auf ihn ab, wonach er niederstürzt, wie ein erlegter Büffel, und auch scheinbar als ein solcher behandelt wird, indem man die Messer über ihn schwingt und thut, wie wenn ihm das Fell abgezogen, der Leib aufgeschnitten werden sollte.

Aber eine solche Büffel-Tanz und Jagdpartie, von der ich unlängst Zeuge war, nahm ein trauriges Ende. Nach einigen Tagen Tanzens war von einem entfernten Hügel das Signal gegeben worden, daß ein Trupp Büffel, jedoch in weiter Ferne, sichtbar sey. Da verstummte der Laut der Trommeln, der Bittgesang der Tänzer, und man hörte nur noch das Getrappel von Pferden, die galoppirend durch das Dorf sprengten. Junge Männer thaten ihre Gewänder und Hemden ab, nahmen eine Handvoll Pfeile aus ihren Köchern, spannten ihre Bogen, warfen ihren Geliebten zärtliche Blicke zu, und bestiegen ihre kleinen Renner .... Es waren einige Minuten im Getümmel und Gelärm verstrichen, indem die Einen ihre Bogen erdröhnen ließen, die Andern die Spitzen ihrer Lanzen in die Erde stießen, um sie blank zu machen, die Pferde vor Ungeduld schnoben und den Boden stampften, als Louison Frenie, ein Dollmetscher der Pelzcompagnie, die Büchse in der Faust, das Pulverhorn an der Seite, den Jagdton ausstoßend, durch das Dorf sprengte. Kopf und Leib hatte er sich mit Tüchern umwunden, und die Hemdärmeln bis an die Schultern aufgekrämpt. Er sagte, von der feurigen Jugend, die vor Lust erbebte, gefolgt, über die anmuthigen welligten Wiesen den fernen Hügel zu. In dem

Dorfe, wo eben Mangel geherrscht hatte, so daß von den Häuptlingen und Zauberern schon seit mehreren Tagen kleinere Rationen aus den öffentlichen Niederlagen vertheilt worden waren, jubelte alles laut auf, und es wurden, in der Aussicht auf baldigen Ersatz, selbst die verborgen gehaltenen Vorräthe Preis gegeben und der größere Theil des Tages unter Essen verbracht. Nach der allgemeinen Mahlzeit, wobei auch ich nicht vergessen worden war, indem man mir mehrere Schüsseln Speisen nach meinem Maler-Atelier geschickt hatte, ging es an Spiele und Ergötzlichkeiten, und es herrschte Lust und Freude durch's ganze Dorf. (Forts. folgt.)

## Tabletten.

*** (Die Straußenjagd.) Den Damen dürfte es nicht uninteressant seyn zu erfahren, auf welche Weise man die schönen Straußenfedern erhält, mit denen sie sich so gern schmücken. Die günstigste Zeit, den Strauß zu jagen, ist die, in welcher er seine Eier legt. Bekanntlich stellt sich das Weibchen, nachdem es die Eier in dem heißen Wüstensande verborgen hat, in einiger Entfernung von jener Stelle hin, wo es unbeweglich, stier auf das Nest blickend, stehen bleibt, bis das Männchen, das der Hunger in die Wüste trieb, zurückkommt und es ablöset. Da sucht das Weibchen seiner Seits Nahrung in der Wüste, während das Männchen Wache hält. Sobald nun ein Beduine merkt, wo sich ein solches Nest befindet, bauet er sich zuerst in der Nähe eine kleine Mauer von Steinen auf, hinter welcher er sich verbirgt und geduldig wartet, das Rohr seines Gewehrs auf dieser Brustlehne aufgelegt, bis das Männchen von dem Weibchen sich trennt und in der Ferne verschwunden ist. Glaubt er, der Knall seines Schusses könne von dem Vogel nicht mehr gehört werden, so entschließt er sich loszudrücken, eilt dann zu dem Vogel, der unter seiner Kugel gefallen ist, richtet ihn wieder auf, giebt ihm dieselbe Stellung, welche er früher hatte, verstopft das hervorquellende Blut, verwischt jede Spur desselben auf dem Sande und begiebt sich wieder auf die Lauer. Nach einer oder nach zwei Stunden kommt das Männchen zurück und ohne Argwohn heran. Der Jäger schießt mit sicherer Hand und bemächtigte sich alsdann zufrieden seiner Beute. Bisweilen indeß macht der Schuß, welcher das Weibchen tödtet, oder irgend ein anderer Umstand das Männchen stutzig; es entflieht im Galopp seiner hohen Beine, die denen des Kameeles gleichen, bewegt heftig die Flügel und wirft hinter sich große Steine, von denen mehr als einer den Jäger trifft und verletzt, welcher dem Vogel nacheilt. Die wunderbare Schnelligkeit des Vogels ermüdet meist die Kraft des Menschen; wenn dieser aber ausdauert und ihn erreicht, so beginnt sogleich ein erbitterter und schrecklicher Kampf zwischen beiden. Der Zorn des Straußes ist wahrhaft furchtbar; er breitet seine Flügel ihrer ganzen Ausdehnung nach aus, schüttelt dieselben in ungestümer Wuth, scharrt fortwährend mit seinen unermüdlichen Füßen in dem Sande und sucht durch Geschrei, durch eine Wolke seines Staubes, in die er sich hüllt, seinen Gegner zu betäuben und zu blenden. Der Ausgang des Kampfes ist für ihn fast immer verderblich, nicht selten aber bezahlt der Jäger auch seinen Sieg mit dem Verluste eines Auges. — Vierzehn bis zwanzig Tage nach Beendigung der Legezeit füllen sich die Bazare von Bagdad und Damask mit Beduinen, die dort ihre Beute verkaufen. Dann kehren sie zurück zu ihren Stämmen, beladen mit verschiedenen Gegenständen der Toilette oder mit Lebensmitteln, die sie gegen ihre Straußenfedern eintauschten; dann auch wählen sie sich eine Frau und unter allen Zelten finden große Festlichkeiten statt. (Allg. Modenz.)

*** (Wien.) In unserer Literaturwelt, gewöhnlich so ar selbst an bescheidenen Lichtern, ist endlich ein Stern aufgegan gen, der durch die gewisse Gunst auch auswärtiger Leser woh zum Fixsterne werden dürfte. Die „Erzählungen u. Hu moresken", von dem hiesigen Domprobste Joh. Veith, die ten in drei Bänden so viel Gehaltvolles und wahrhaft Gediege nes, daß sie nicht mit Unrecht berufen scheinen, in der novel listischen Literatur Oestreichs Epoche zu machen. — Der innern Stadt Wien, welche schon durch das Abtragen der beiden Gra benhäuser im vorigen Jahre eine sehr bedeutende Verschönerung erhalten, stehen ähnliche Verbesserungen und Erweiterungen des so sehr beschränkten Raumes auch in diesem Jahre bevor. — Bei der letzten Ziehung der Esterhazy'schen Loose soll J. Durchl. die Fürstin von Lichtenstein den Haupttreffer gemacht haben. Hat das Glück hier auch Jemand getroffen, der seiner nicht mehr bedurfte, so konnte es doch Keinen treffen, der seine Ga ben wirksamer und edler zum Besten der Nothleidenden zu verwenden wüßte. (N. C.)

*** (Weimar.) Dieser Tage ist der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar auf seiner Rückreise von England und Holland, hier eingetroffen. Er hat die Feier des Geburtsfestes seines Bruders, des Großherzogs, verherrlichen helfen. — In glänzender Reihe sah man am Abend im Theater, wo das Birch-Pfeiffer'sche Schauspiel: „Scheiben-Toni", zum erstenmale, aber glanzvoll in die Scene gesetzt, auch gut executirt wurde, die Damen und vornehmeren Fremden in dem überfüllten Hause, wo dem edlem Großherzog ein freudiges Hurrah entgegen gerufen wurde. — Dem verehrten und geliebten Landesfürsten war zwei Tage vorher durch Kinder aus den wohlhabendern Familien, Knaben und Mädchen von 6—11 Jahren, eine freudige Ueberraschung bereitet worden. Diese muntre Jugend hatte eine solenne Schlittenfahrt, mit einem richtig costümirten Laufer, einem Stallmeister mit einem großen weißen Bock und einem 6 Jahr alten kleinen Tambour, der gut trommeln konnte, im Schlitten vorweg, denen beiden ein mit Fichten- u. Tannenreisern u. einem Lorbeerbaum geschmückter Musikschlitten folgte, dessen Musikbande ihre Instrumente in einer Nürnberger Spielwaarenbude gekauft hatte, unternommen, sich sogar, um von den Polizeisoldaten nicht zurückgewiesen zu werden, die polizeiliche Erlaubniß zu Ausführung ihres Spaßes erbeten, und dann die Damen von 6—11 Jahren in kleinen Handschlitten selbst gezogen und kutschirt; so ging die Fahrt durch den Park nach Oberweimar. Der Großherzog begegnete der kleinen Schaar als er eben von einer Spazierfahrt zurückkehrte; sofort schlug der kleine Tambour den Honneurmarsch, und alle riefen ein lautes Hurrah. Der Großdeezog ließ halten, sprach mit mehren, die furchtlos und freundlich antworteten, und ermunterte sie, ihren Scherz recht ordentlich durchzuführen. Im Residenzschlosse angekommen, sandte er seinen Kammerdiener nach Oberweimar, um die fröhlichen Kleinen auf seine Kosten mit Kuchen, Kaffee und Chocolade tractiren zu lassen. — Bei der Rückkehr begegnete der kleinen Schlittenschaar der Erbgroßherzog, auch dieser wurde mit einem lauten Hurrah begrüßt.

*** (Schweiz.) In der Gegend von St. Moriz sah sich letzthin ein Reisender plötzlich von einem Wolfe begleitet. Wie er aufschreckend anhielt, setzte sich auch das Thier ruhig ihm gegenüber und folgte ihm dann wieder wie ein Hund bis zur Brücke Monvoisin, wo es seitab in den Berg schwenkte. Vor etlichen Jahren befand sich ein anderer glaubwürdiger Mann in der gleichen Gegend plötzlich in Gesellschaft zweier solcher Wölfe, die eine ganze Viertelstunde lang an seiner Seite gingen.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 41. 10. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Armer la Meillerape," lispelte St. Evremond abermals vor sich hin, und nochmals den Blick auf die Loge der Gräfin von Soissons heftend: „Kaum angekommen und wieder verschwunden. Dahinter steckt ein Geheimniß."

Einige Zeit nachher erhob sich der Markis von seinem Sitz.

„Geht Ihr schon?" fragte Herr von St. Evremond.

„Meiner Treu! ich kann nun einmal dem Theater keinen Geschmack abgewinnen."

„Nun," versetzte Herr von St. Evremond, „ich habe Lust, ein Gleiches zu thun. Ich weiß nicht, was den Schauspielern diesen Abend fehlt, allein sie erinnern mich an mein Bett. Wo geht die Reise hin?"

„Ich kehre ins Arsenal zurück; und Ihr?"

„Ich hätte Lust, mich bei Ninon de Lenelos zu Gast zu laden, die ich seit vier Wochen nicht gesehen habe. He, Träger! Wo bleibt Ihr Halunken?"

Aber die Träger, welche glaubten, er werde den Abend über im Theater bleiben, waren ins Wirthshaus gegangen; dabei regnete es, und wehte ein Teufelswind. Als Herr de la Meillerape ihn in dieser Verlegenheit sah, bot er ihm seine Dienste an:

„Ihr geht in den Marais, er liegt auf meinem Wege; nehmt mit einem Platze in meinem Wagen vorlieb."

Herr von St. Evremond ließ es sich nicht zweimal sagen; Beide stiegen ein, und kaum war der Kutschenschlag geschlossen, begann er alsbald:

„Wahrhaftig, mein lieber Markis, wißt Ihr, daß wir Beide so ziemlich die Vergangenheit und die Zukunft vorstellen?"

„Die Gegenwart, wollt Ihr sagen?"

„Meinetwegen! Ich will Euch deßhalb nicht schikaniren, obschon diese Gegenwart der Vergangenheit verteufelt ähnlich sieht."

„Immer lustig! Ihr seyd glücklich in der That, ich beneide Euch."

„Wo denkt Ihr hin? Ihr jung, reich, einst Herzog, Ihr mich beneiden? Redet nicht also und laßt Euch sagen, daß Ihr ein trauriges Leben führt, für einen jungen Mann von so hoher Abkunft. Man sieht Euch nie im Theater, beim Pharao; Ihr habt keine Maitresse. Unter uns: Hält Euch der Vater etwas kurz?"

„Keineswegs, der Herzog liebt mich wie einen einzigen Sohn und läßt mir volle Freiheit."

„Nun, so benutzt das, zum Henker! Heute Abend, wenn Ihr wollt, führe ich Euch bei Ninon de Lenelos ein; wir soupiren zusammen; wir trinken uns einen kleinen Haarbeutel! Wohlan, topp! Es gilt! Schickt Eure Leute ins Arsenal und laßt sagen, daß Ihr diese Nacht nicht nach Hause kommt."

„Großen Dank, mein lieber Herr von St. Evremond, allein all das hat nicht den mindesten Reiz für mich."

„So?" versetzte der General; „seyd Ihr vielleicht zufällig verliebt?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Und das Geheimniß, wenn ich's errathen hätte?"

„Was wollt Ihr damit sagen?" stammelte der junge Mann, dessen Röthe die Nacht beschützte.

„Ich will sagen, daß an einem gewissen Tage, als Ihr die große Treppe im Schlosse zu St. Germain hinabstiegt, Euch gewisse Worte in Betreff einer gewissen Person entschlüpften, die dem Herrn Cardinal ziemlich nahe steht."

„Großer Gott! Ihr habt doch keiner menschlichen Seele etwas davon entdeckt?"

„Ich hätte nicht gewußt, wie ich das anfangen sollte; seit vier Wochen habe ich keine menschliche Seele gesehen." Und er fügte für sich hinzu: „Jetzt fehlte noch, daß auch dieser mich zum Vertrauten nähme."

Armand de la Meillerape hatte bereits seine Hand ergriffen: „Mein lieber Herr von St. Evremond, wie glücklich bin ich, ein Herz gefunden zu haben, dem ich mich anvertrauen kann."

„Da haben wir's," murmelte Herr von St. Evremond zwischen den Zähnen. „Ich bedauere den armen jungen Mann und ich hätte beinahe Lust, ihm zu sagen... Allein dies Geheimniß gehört mir nicht an..."

„Nun," fuhr der junge Mann ängstlich fort, „Ihr antwortet nicht?"

„Theurer Markis, ich finde mich ohne Zweifel durch Euer Zutrauen höchst geehrt, allein ich kann leider demselben nicht entsprechen."

„Wenn ich nicht auf Eure Hülfe zählen kann, so sagt mir wenigstens, was Ihr an meiner Stelle thun würdet?"

„An Eurer Stelle würde ich eine Schöne laufen lassen, die ich alle Ursache habe für ziemlich kokett zu halten."

„Wenn ich Euch aber sage, daß ich sie liebe, daß ich nur an sie denke, daß ich nichts mehr esse noch trinke."

„Nun, so sucht ihr zu gefallen."

„Großer Gott! Seit vier Wochen thue ich mein Bestes, aber sie scheint gar keine Achtung darauf zu haben. Theuerster, bester Herr von St. Evremond, wie gerne gäbe ich Alles, was ich besitze, um Hortense zu gefallen. Ihr kennt die Herzen der Weiber; erbarmt Euch meiner Qualen, und sagt mir, ob ich hoffen darf, durch . . ."

„Theuerster Markis, ich bin weder Astrolog noch Prophet..."

„Wie, glaubt Ihr denn an das Wissen dieser Leute?"
„Ich! die Wahrheit zu sagen, ich glaube an Nichts."
„O, wäre ich vollkommen überzeugt, daß es keine Todsünde sey, die Zukunft ergründen zu wollen? ..."
„Hierüber weiß ich so wenig als Ihr; aber das weiß ich, daß ich mehr als eine hübsche Dame kenne, die sich wenigstens jeden Monat die Karte schlagen läßt, ehe sie zur Beichte geht."
„Und hilft's ihnen zu Etwas?"
„Mitunter!"
„Mitunter? ..."
Es trat eine Stille ein; hierauf fuhr der junge Herr de la Meilleraye etwas geheimnißvoll fort:
„Herr von St. Evremond, wollt Ihr mir einen Dienst leisten?"
„Zwei, wenn Ihr wollt."
„Würde es Euch belieben, mich dieser Tage bei einer Kartenschlägerin einzuführen?"
„Diesen Abend noch, wenn Ihr wollt?"
„O nein, diesen Abend ist es zu spät."
„Das ist die beste Zeit; man schlägt nie die Karten besser, als bei Licht. Wir sind nicht weit mehr von Ninon's Wohnung; in ihrer Nähe hauset die berühmte Voisin. Ist es Euch recht, so gehen wir zu ihr. Was mich betrifft, so gelüstet mich schon längst darnach, die Hexe kennen zu lernen."
Ohne die Antwort seines Gefährten abzuwarten, öffnete St. Evremond ein Kutschenfenster. Es war ein entsetzliches Wetter; der Regen strömte vom Himmel, und der Wind war so heftig, daß er die Fackeln ausgelöscht hatte, welche die hintenaufstehenden Lakaien trugen:
„Beim Himmel!" rief der launige General, „besser konnten wir's nicht treffen, solch ein Wetter gehört dazu, eine Hexe zu besuchen; man sieht die Hand nicht vor den Augen; kein Hund auf der Straße; es fehlt nichts als Blitz und Donner."
Im Augenblick hielt der Wagen vor dem Hause der Ninon; die Lakaien öffneten den Schlag.
„Guten Abend, Herr von St. Evremond," sagte la Meilleraye, „danke schönstens für die geleistete Gesellschaft."

(Fortsetzung folgt.)

## Der verwünschte Thurm.*)

An einem Sonntage im Oktober 1809 beleuchtete die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Kuppel des Invalidenhauses in Paris. Gleich dem mit Gold und Edelgestein reich durchwirkten Turban eines Aegypter-Fürsten, erglänzte das prachtvolle Denkmal in den Lüften, ein Symbol des Ruhmes. Das Innere des Domes erschallte von geistlichen Gesängen, denn es war die Stunde, in welcher 3000 fast sämmtlich verstümmelte Tapfere eine der herrlichen Hymnen des königlichen Propheten, durch welche er dem Jubel eines Kriegervolkes Ausdruck gibt, zu singen pflegten; vorher war ein Te Deum zur Feier des am 14. Oktober zwischen Napoleon und dem Kaiser von Oesterreich in Schönbrunn abgeschlossenen Friedens gesungen worden. Die Feier war zu Ende und alle diese alten Märtyrer der Schlachten hatten sich schweigend erhoben und zogen zur Kirche hinaus, als ein Zug von mehreren in Federn ruhenden Wagen von Trainsoldaten geleitet, sich mitten in dem Hofe zeigte und vor ihnen Halt machte.
— Da bringt man uns die Amputirten, welche in der Schlacht von Wagram verwundet worden sind, sagte einer der höheren Offiziere des Invalidencorps.
Sogleich eilten die Verwundeten der großen Armee, jung und alt, ihren neuen Cameraden entgegen. Unter ihnen bemerkte man Gesichter von der Sonne Aegypten's gebräunt und jugendliche Gestalten, deren Oberlippe noch nicht einmal mit dem leichtesten Schnurbart geziert war. Hier stand ein Deutscher, dort ein Italiener; alle aber hatten unter den französischen Fahnen gedient und Frankreich hatte sie, als zärtliche Mutter, ohne Unterschied unter die Zahl seiner Kinder aufgenommen, denn auch sie hatten ihr Blut ohne Unterschied für sie vergossen.
— Freunde, sagte der erwähnte Offizier zu den die Wagen umstehenden Invaliden, nehmt die Neuangekommenen freundlich auf und Jeder von Euch mache den Wirth, indem er Solchen zum Führer dient, deren Wunden oder Sprache sie hindern, sich selbst zurecht zu finden.
Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Ankömmlinge, Franzosen wie Fremde, von dem Platze, auf welchem sie bis dahin unbeweglich gestanden hatten, gewissermaßen entführt wurden. Ein Ex-Grenadier der alten Garde nahm sich eines neapolitanischen Jägers an, der nur noch ein Bein hatte; ein Ex-Carabinier trug einen Sachsen mit sich hinweg, dem beide Beine fehlten. Die Leute schienen einander schon früher gekannt zu haben, die Bluttaufe, welche sie, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, empfangen hatten, hatte sie zu Brüdern gemacht. Ein früherer Wachtmeister der Guiden, dessen noch kräftiger Oberkörper von zwei hölzernen Beinen getragen wurde, näherte sich einem jungen Soldaten, dem eine Kanonenkugel beide Arme weggerissen hatte.
— Camerad! sagte er lächelnd zu ihm, willst Du mich zum Führer und Flügelmann annehmen? Du hast zwei gute Beine und ich zwei derbe Arme; ich kann für Dich handthieren und Du für mich marschiren; ich sollte denken, daß wir auf diese Weise so ziemlich einen vollständigen Mann zu Stande bringen. —
— Du meinst es gut, alter Camerad, antwortete ihm der junge Soldat und warf einen Blick auf die Silbertresse am Aermel des Invaliden; aber ich weiß nicht, ob ich Dein Anerbieten annehmen darf, denn ich bin nur Fourier.
— Vom Fourier zum Wachtmeister ist der Schritt nicht groß; entgegnete Jener, es fehlt nur die Tresse auf einem Arme; nun aber hast Du beide Arme nicht und so läßt sich von dem Unterschiede gar nichts sagen. Aber in welcher Waffe hast Du gedient?
— In der Artillerie.
— In der Artillerie! rief der alte Soldat und richtete sich stolz in die Höhe; die ist auch meine Waffe gewesen, bevor ich in Italien unter die Guiden des kleinen Corporal aufgenommen wurde, was freilich schon lange her ist. Bolardeau (so hieß der Invalide) stieß bei den Worten einen Seufzer aus, fuhr aber gleich darauf fort: Um so mehr müssen wir zusammen wirthschaften. Wie ich sehe, haben Dir die Oesterreicher gerade so mitgespielt, wie mir die Mauren in Aegypten.
— Ja leider! sagte seufzend der Fourier.
— So geht's nun einmal, nahm Bolardeau wieder das Wort und führte seinen Gast nach dem Schenkzimmer in dem Erdgeschoße des Hauses. Dich hat es etwas höher, mich etwas niedriger getroffen; es bleibt doch immer dieselbe Sache. Doch darum, junger Freund, nicht verzagt; Du bist hier unter lauter guten Freunden. Man muß die Zeit nehmen, wie sie sich giebt, die Kugeln für das, was sie werth sind, und das Gläschen guten Weines für das, was man uns dafür nach dem Tarif in der Schenke anrechnet: zumal da wir es nicht ändern können. Ich weiß sehr wohl, daß man in Deinem Alter und bei der Unterweisung, welche heut' zu Tage

*) Aus dem Siècle, nach den Lit. u. krit. Bl. der Börsenhalle.

in in der Theorie etwas bewanderter Unterofficier der Artil-erie zu besitzen pflegt, wohl auf den Marschallsstab hoffen zu dürfen glaubt; aber, was macht's, dieser närrische Stab wird aller Welt verheißen und es erhält ihn doch Niemand. Das kommt aber daher, setzte der Invalide geheimnißvoll und mit gedämpfter Stimme hinzu, daß, um es geradezu zu sagen, die Zeit vorüber ist, wo man hie und da einen auflesen konnte, und nun, da Friede geschlossen worden, ist's damit ganz und gar aus. Doch still! Der Marschall hat ganz ausdrücklich verboten, im Innern des Hôtel von Polinik zu reden und selbst draußen soll's nicht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Mandans.

(Fortsetzung.)

Aber plötzlich veränderte sich die Scene, und von allen Seiten ertönte Jammer und Klaggeschrei. Weiber und Kinder krochen die Dächer ihrer Wigwams hinan und streckten angstvoll die Arme nach der Wiese aus, während geschwärzte Krieger wüthend durch die Straßen des Dorfes rannten, und mit tobendem Geschrei ihre Waffen an den rothbemalten Pfosten stießen, so wie sie ihn passirten. Zwei ihrer Jäger sah man den Abhang des Hügels heruntersprengen und dem Dorfe zueilen, während ein Dritter plötzlich aus einem Hohlwege auftauchte und noch ein anderer in gestrecktem Galopp über alles wegsetzte, was ihm in den Weg kam. Die Zahl der Flüchtlinge mehrte sich von Augenblick zu Augenblick, und als sie das Dorf erreicht hatten, wurden sie von den versammelten Bewohnern desselben mit Heulen und Wehklagen empfangen. Was sie erlebt hatten, gab sich schon in ihrem Ansehn kund: dem einen strömte das Blut aus der nackten Brust und röthete das milchweiße Pferd unter ihm; ein zweiter hielt in der linken Hand einen blutgetränkten Scalp und in der andern seine Peitsche; ein dritter hatte mit der einen Hand den Zügel, und mit der andern die Mähne seines Gauls gefaßt, von dessen Schnelligkeit er mehr für sein Heil erwartete, als von seinen Waffen, die er weggeworfen hatte. Der stolze Jägertrupp, der am Morgen so heiter und wohlgemuth aufgebrochen war, war von den feindlichen Sioux überfallen und acht von ihnen erschlagen worden. Die Sioux, welche wahrscheinlich über Nacht ihr Dorf recognoscirt und so ermittelt hatten, daß sie ihren Büffeltanz tanzten, bedienten sich der folgenden List, sie in ihr Garn zu locken. Sechs oder acht der Ihrigen verkleideten sich in Büffelhäuten und zeigten sich den andern Morgen in der Gestalt von grasenden Büffeln den ausgestellten Posten der Mandans, die sich auch dadurch täuschen ließen und ihre Brüder ins Verderben jagten. —

Als die Mandan-Jäger den falschen Büffeln bis auf ungefähr eine halbe Meile nahe gekommen waren, verschwanden diese plötzlich hinter dem Hügel, auf dem man sie noch eben gesehen hatte. Das kam ihrem Anführer, Louison Frenie, verdächtig vor, und er ließ Halt machen; aber es war schon zu spät, um ganz mit heiler Haut davon zu kommen, und so kostete die verunglückte Jagdparthie acht armen Mandans das Leben!

Die Mandans sind gute Bogenschützen, und die jungen Leute, die sich in dieser Fertigkeit am meisten auszeichnen, halten zuweilen ein Wettschießen, wozu sie sich auf einer Wiese unfern des Dorfes versammeln. Wer seinen Einsatz, ein Schild, ein Gewand, eine Pfeife, oder was sonst, gemacht hat, der tritt, so wie an ihn die Reihe kommt, vor, um eine gewisse Anzahl Pfeile, je mehr je besser, in die Luft zu schießen. Zu dem Ende nimmt er zugleich mit dem Bogen acht bis zehn Pfeile in die linke Hand, von welchen er den ersten, den er abschießt, so hoch als nur möglich zu treiben sucht, um während seiner Flucht all' die andern, wenn es seyn kann, nachzuschicken, weil derjenige, dem dies mit der größten Anzahl gelungen, Sieger ist.

Was bei dieser Schießübung am meisten Verwunderung erregt, das ist nicht sowohl die Höhe, zu welcher die Pfeile geschnellt werden, als die Geschwindigkeit des Abschießens, indem geschickte Schützen dasselbe achtmal wiederholen, ehe der erstgeschossene Pfeil wieder die Erde erreicht.

Die Mandans bedienen sich ihres Bogens auf der Jagd und im Kriege, und zwar im gestreckten Galopp ihrer Pferde, mit großer Geschicklichkeit.

Die schon erwähnte Walliser Expedition, welche laut vielen und glaubwürdigen Autoren, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in zehn Schiffen, unter der Leitung eines Fürsten Madoc oder Madawc von Nord-Wallis unter Segel ging, und nie wieder heimkehrte, ist aller Wahrscheinlichkeit nach an der Küste von Florida, oder in der Gegend der Mündung des Mississippi gelandet; auch heißt es in der Poesie und der Geschichte ihres Vaterlandes, daß deren Theilnehmer sich irgendwo im Innern von Nordamerika niedergelassen hätten. Nachdem ich schon früher die Vermuthung aufgestellt habe, daß die Mandans, bei welchen ich so manche Eigenthümlichkeit im Aeußern und im Wesen wahrgenommen, wohl die Nachkömmlinge jener verloren gegangenen Colonie seyn könnten, die sich mit einem Stamme oder einem Theile eines Stammes der Eingebornen amalgamirt hätten, bin ich längs des Missouri abwärts, von dem Mandan-Dorfe bis nach St. Louis, 1800 Meilen weit gereist, und habe mich nach den verschiedenen Indicien eines vormaligen Aufenthalts der Mandans, die ich an den Ufern dieses Flusses angetroffen, überzeugt, daß ich ihre Spur bis fast zu der Mündung des Ohio's aufgefunden habe, aus welcher Gegend sie sich aus einer oder der andern Ursache allmählig bis zu dem obern Missouri zurückgezogen haben mögen. Am Ohio und an dem Muskingum, in deren Nähe die Mandans, wie ich glaube, einst gelebt haben, gibt es noch gegenwärtig eine Menge civilisirter Festungswerke, von welchen einige viele Acker Landes einnehmen und an einigen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß hohe Wälle und bedeckte Gänge haben, die zum Wasser führen, und welche die Bekanntschaft mit einer Befestigungskunst verrathen, die sichtlich keine hundert Jahre hinter der jetzigen zurück steht. Anlagen wie diese, rühren sicher nicht von amerikanischen Wilden her, sondern bekunden vielmehr unwiderlegbar die Existenz eines Volkes, welches in den Künsten der Civilisation weit vorgeschritten gewesen, und das, aus irgend einer Ursache verschwunden, diese unvergänglichen Beweise seines Dagewesenseyns hinterlassen hat. Nun möchte ich annehmen, daß die zehn Schiffe Madocs, oder mindestens einige von ihnen, zu Balize in den Mississippi eingelaufen und ihn aufwärts gefahren sind; oder auch, daß sie irgendwo an der Küste von Florida landeten, und daß ihre wackeren und beharrlichen Colonisten sich durch das Innere einen Weg zu einer Position am Ohio bahnten, wo sie das Feld baueten und in einem der schönsten Länder auf Erden eine blühende Colonie gründeten, am Ende aber mit den Wilden in Streit geriethen, und sich, von deren Uebermacht gedrängt, in die zum Schutz wider dieselben errichteten Festungswerke zurückziehen mußten. In diesen mögen sie dann, als ihnen zuletzt die Munition und die Lebensmittel ausgegangen, umgekommen seyn, mit Ausnahme derer, welche sich ehelich mit den Indianern verbunden hatten. Da aber die Nachkommen von diesen, als nicht vollbürtig, von den wirklichen Indianern wahrscheinlich verächtlich behandelt worden sind, so werden sie

sich von ihrem Mutterstamm getrennt haben und den Missouri aufwärts gezogen seyn, wo sie dann, mehr und mehr angewachsen, viele Jahre unter dem Namen **Mandans** bekannt gewesen sind, was wohl eine Corrumpirung oder Abkürzung von Madawgwys seyn könnte, wie diejenigen, welche dem Madawc gefolgt waren, von den Wallisern genannt wurden. — (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Die Frau von Ganges) Der tragische Tod der Frau von Ganges ist höchst romantisch aber sehr wenig bekannt. Sie war eine der Schönheiten am Hofe Ludwig's XIV. und bekannt als „die schöne Provençalin," eine reiche Wittwe, obgleich erst 22 Jahr alt und verheirathete sich 1658 mit dem Marquis von Ganges. Das erste Jahr ihrer Ehe war glücklich, dann aber führten Verschwendung auf der einen und Coketterie auf der andern Seite Mißverständnisse herbei. Beide Brüder des Marquis hatten sich in sie verliebt und, da sie dieselben abwies, kamen sie überein, sich an ihr zu rächen und sie zu vergiften. Die Frau von Ganges erhielt das Gift in Chokolate, es war aber entweder nicht stark genug oder wurde durch die Vermischung geschwächt, kurz sie befand sich nur unwohl darauf. Das Verbrechen wurde jedoch in Avignon öffentlich bekannt. Später willigte sie ein, ihren Gemahl nach dem Schlosse Ganges zu begleiten, wo er sie aber ebenfalls bald wieder mit seinen beiden Brüdern allein ließ, während er selbst nach Avignon zurückkehrte. Um dieselbe Zeit erbte sie ein bedeutendes Vermögen, das sie in einem Testamente ihrer Mutter vermachte, bis ihre Kinder mündig seyn würden. Wegen dieses Testamentes hatte sie von ihren Schwägern so viel zu leiden, daß sie es endlich widerrief. Kaum war dies geschehen, so machte man einen neuen Versuch, sie zu vergiften. Er schlug abermals fehl, die Brüder waren aber bereits zu weit gegangen, als daß sie hätten zurücktreten können. Eines Tages sah die Frau von Ganges, die krank im Bette lag, ihre beiden Schwäger in ihr Zimmer treten. Der Abbé trug ein Pistol und einen Becher mit Gift, der Andere hielt ein bloßes Schwerdt in der Hand. „Sie müssen sterben," sagten sie; „wählen Sie sich die Todesart." Die Frau von Ganges sprang aus dem Bette, warf sich vor den Unmenschen nieder und fragte, welches Verbrechens sie sich schuldig gemacht habe. „Wählen Sie die Art, auf die Sie sterben wollen, lautete die Antwort. Da alles Widerstreben nutzlos und keine Hilfe zu erlangen war, so nahm das unglückliche Weib den Giftbecher und trank ihn aus, während ihr der Abbé das Pistol auf die Brust setzte. Als diese schreckliche Scene vorüber war, schlossen die Brüder ihr Opfer in dem Zimmer ein und entfernten sich mit dem Versprechen, der Unglücklichen einen Geistlichen zu senden. Sobald sie allein war, dachte sie zuerst an Flucht und dann, wie es möglich sey, das genossene Gift wieder aus dem Körper zu bringen. Das letztere gelang ihr zum Theil, indem sie ihr langes Haar sich in den Schlund steckte; dann trat sie an das Fenster und stürzte sich, kaum halb bekleidet, zwei und zwanzig Fuß hoch in den Hof hinunter. Aber wie ihren Mördern entgehen, welche Herren im Schlosse waren? Ein Diener öffnete ihr aus Mitleid eine Thüre, welche durch die Ställe in das Freie führte, und sie suchte Zuflucht in einem nahen Pächterhause. Der Chevalier von Ganges, der minder mordsüchtig zu seyn schien als sein Bruder der Abbé, folgte ihr und redete dem Pächter ein, daß sie wahnsinnig sey. Er verfolgte sie aus einem Zimmer in das andere mit bloßem Schwerte und brachte ihr, eben als sie aus dem Hause flüchtete, mehrere Wunden bei; die Spitze des Schwertes brach sogar bei einem dieser Hiebe ab und blieb in ihrer Schulter sitzen. Auf ihr Geschrei stürzte der Abbé herbei und schoß nach ihr, fehlte sie aber. Unterdeß waren Leute herbei gekommen, die nach dieser That den Abbé ergreifen wollten, welcher indeß entkam. Die Frau von Ganges lebte nach diesen gräßlichen Auftritten noch neunzehn Tage und verzieh, ehe sie starb, ihren Mördern. Ihr Gemahl, der unterdeß in das Schloß zurückkam, scheint von dem beabsichtigten Morde gewußt zu haben, und der Verdacht wendete sich auch gegen ihn, die Frau aber that, trotz ihren fast unerträglichen Schmerzen Alles, um diesen Verdacht von ihm abzuwenden. Die beiden Mörder, welche entflohen waren, wurden im Jahre 1667 verurtheilt; die Güter des Marquis von Ganges belegte man mit Beschlag, er selbst wurde seines Ranges entsetzt und lebenslänglich des Landes verwiesen. Der Chevalier entkam nach Malta und fiel im Kampfe gegen die Türken. Der Abbé entfloh nach Holland und erlebte da unter falschem Namen die seltsamsten Abenteuer. (Allg. Modenz.)

*** (Paris.) Der Corsaire richtete dieser Tage ein warm und gut geschriebenes Lied an **Béranger**, um den berühmten Chansonnier, dessen heitere und patriotische Muse in seinem ländlichen Aufenthalt zu Passy bei Paris melancholisch verstummt zu seyn scheint, an seinen Beruf zu erinnern. Das letzte Couplet lautet:

„Dieu l'a dit: Chante, et telle est ta consigne.
O Béranger! fais un dernier effort;
Un chant encor! fût-ce le chant du cygne!
Chantre immortel! chante jusqu'à la mort.
Cincinnatus, il faut quitter la bêche
Et flageller ceux que nous maudissons!
Allons, debout! luth en main sur la brèche!
Le pauvre peuple a besoin de chansons." *)

Béranger hat darauf schön und einfach in Prosa geantwortet. Als ein Mann, der die Sechzig überschritten, glaubt er seine Liederzeit hinter sich zu haben, und freut sich des Nachwuchses junger Kräfte, wofür die im Corsaire gegebenen Proben zeugen. „Wenn jedoch," fügt er bei, „die Lieder jüngerer Sänger nicht ganz das Glück machen sollten, wie einst die meinigen, so würde dieß nur beweisen, daß die Zeit der Chansons nicht mehr günstig ist. Dann halte sich die Arme am häuslichen Herd zu einigen alten Freunden und bekümmerten Patrioten; dort mögen sie mit einander klagen und sich trösten und aufrecht halten am trüben Tag. Was mich betrifft, so trillre ich nur noch selten und in der Einsamkeit." (Allg. Ztg.)

*) In freier Uebersetzung etwa:
„Gott sprach: du singe, dein Beruf ist Singen,
O Béranger! gehorche dem Gebot;
Ein Lied, und wär's dein Schwanenlied, laß klingen,
Du Sangesheld! ja, singe bis zum Tod.
Leg' ab den Karst, o Cincinnat, die scharfe,
Die dornenscharfe Geißel nimm zur Hand!
Zur Bresche vor mit hochgeschwungner Harfe!
Denn Lieder braucht das arme Vaterland."

## Geographischer Verein.

Freitag 11. Februar, Abends 7—8 Uhr: Ueber die verschiedenen Wohnarten in der Berberei, von Dr. Kriegk.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 10. Febr. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abth. Musik von Meyerbeer. Isabella: Demoiselle Rudersdorff, aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 42. 11. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Wie so, guten Abend?“ versetzte der General; „ich denke icht, daß Ihr mich zu Fuß, bei solchem Wetter, in die Vorstadt St. Antoine werdet gehen lassen; denn ich benachrichtige Euch, daß ich meines Theils fest entschlossen bin, icht eher zu soupiren, bevor ich die Voisin geküßt habe, wenn e nur leidlich aussieht. Seht jetzt zu, ob Ihr mich begleiten wollt?“ Und la Meillerape schien unschlüssig, allein St Evremond machte seinem Zaudern ein Ende, indem er ihm ns Ohr flüsterte: „Bedenkt, daß es Fräulein Hortense gilt.“ Und sich an einen Bedienten wendend: „Holla, Flegel!“ rief r, „thue mir den Gefallen, an diese Thüre zu klopfen; Du ragst nach Mamselle de Lenelos; Du sagst ihr, daß Herr von St. Evremond ihr sein Compliment macht, und sie bittet, as Souper für heute Abend um ein Paar Minuten zu verschieben, aus Liebe zu mir; und Du fügst hinzu, es sey nicht unmöglich, daß ich einen Gast mitbringe. Und Du Lümmel,“ prach er zum Anderen, „befiehl dem Kutscher, im Namen Deines Herrn, rechts zu fahren, bis zu Ende der Straße, ann schnell an der Bastille vorüber zu eilen, die Ihr Beide ür mich grüßen müßt, und am Eingange der Vorstadt zu alten. Das Uebrige ist meine Sache. Jetzt, Ihr Schurken, macht das Fenster zu, denn es ist nicht warm draußen, und ugefahren.“

Einige Minuten nachher klopfte St. Evremond, in Begleitung des Herrn Armand de la Meillerape, welcher bleich war und zitterte, an die Thüre eines Hauses von ziemlich ärmlichem Ansehen, vor welchem bereits eine schlechte Miethkutsche tand. Es dauerte eine Zeitlang, ehe man auf das Klopfen Antwort gab; eben, als St. Evremond den ehernen Hammer um zweiten Male aufheben wollte, rief eine rauhe Stimme von Innen:

„Was wollt Ihr?“

„Wir sind,“ versetzte Herr von St. Evremond, „zwei Edelleute, welche sich die Karten schlagen lassen wollen.“

„Es ist zu spät,“ versetzte die Stimme.

„Das lügt Ihr,“ erwiederte St. Evremond, „denn da ist in Kutscher, der mit seinem Kasten gewiß nicht dasteht, um eine Schindmähren schlafen zu lassen. Also, ausgemacht, und as sogleich, wenn Ihr nicht vorzieht, daß wir die Thüre einstoßen.“

„Die Thüre ist fest,“ rief man Innen heraus, „und man fürchtet Eure Drohungen nicht.“

„Das wollen wir sehen,“ sagte der General, und zugleich ing er an, wider die Thüre zu schlagen, daß es durch die ganze Straße St. Honoré wiederhallte, während la Meillerape, dem es sehr erwünscht war, auf diese Art loszukommen, ihm zuredete, den Platz zu räumen und wieder in den Wagen zu steigen.

„Nicht doch, theurer Markis,“ versetzte Herr von St. Evremond, unausgesetzt auf die Thüre stürmend, „gelingt es mir auch nicht, sie aus den Angeln zu reißen, so will ich mir doch die Satisfaction geben, die Bewohner des verdammten Hauses zu hindern, die Nacht über ein Auge zu schließen.“

Da ertönte hinter dem Gitter, das in der Mitte der Thüre angebracht war, plötzlich eine weibliche Stimme:

„Holla, Vigoureux! laß diesen beiden Herren die Thüre aufmachen.“

Zugleich hörte man im Innern ein Klirren von Riegeln und Schlössern, und die Thüre that sich auf.

St. Evremond trat entschlossen ins Haus, mit einem Lächeln der Zufriedenheit auf den Lippen, und die beiden Enden seines breiten Schnauzbartes aufzwickend. La Meillerape folgte, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

### VII.

Armand de la Meillerape und St. Evremond befanden sich einem ältlichen Weibe gegenüber; sie war schlecht gekleidet und unter ihrer braunen Haube sah eine wilde, abstoßende Physiognomie hervor. In einer ihrer schwieligen Hände hielt sie einen großen eisernen Leuchter, der eine schauerliche Helle auf die Wände eines jener düstern, feuchten Hausgänge warf, wie deren noch heut zu Tage im Mittelpunkt von Paris angetroffen werden. Eine schwarze Katze, deren Augen Funken sprühten, fletschte die Zähne auf ihren Armen; eine ungeheure Scheere, die ihr zur Seite hing, gab ihr eine ferne Aehnlichkeit mit jener der Parzen, welche den Lebensfaden der Menschen abschneidet. Das häßliche Geschöpf, welches im Hause gar mancherlei Verrichtungen hatte, war die Vigoureux, welche neben der Voisin einigen Ruf gehabt. Sobald die Thüre wieder zugeriegelt war, winkte die Vigoureux den beiden Edelleuten, ihr zu folgen. Sie schritten, nicht ohne zu stolpern, die morschen Stufen einer Treppe hinauf, die einer solchen Wohnung würdig war. Im ersten Stocke angelangt, schickten sie sich eben an, ins Zimmer zu treten, allein das Weib winkte ihnen, zu warten. In gleicher Zeit öffnete sie eine Thüre und verschwand, indem sie beide Edelleute im tiefsten Dunkel ließ. —

„Nun, mein lieber Markis,“ rief St. Evremond laut lachend aus, „was sagt Ihr dazu? Dieses Abenteuer ist besser als alle Trauerspiele von der Welt. Langeweile haben wir einmal auf keinen Fall, da wir die Helden des Stückes sind.“

„Soll ich aufrichtig seyn, Herr von St. Evremond, so gestehe ich, daß ich anfange, einen Schritt zu bereuen, an dem

ich, wie Ihr wißt, nur mit Widerwillen Theil genommen. Man gewinnt nie etwas dabei, den Himmel zu versuchen."

„Das wollen wir sehen," versetzte St. Evremond. „Um Gotteswillen, Herr Markis, habt ein wenig Geduld, und überdenkt ein wenig die Vorzüge Eurer Geliebten; das wird Euch die Zeit verkürzen." Und zur Lehre das Beispiel fügend, fing er an, ein damals sehr bekanntes Liedchen zwischen den Zähnen zu singen, dessen Strophen jedesmal mit folgenden Versen anfingen und schloßen:

Mein Röschen ist so reizend ach!
So reizend ach! ist Röschen.

Allein er hatte die sechs oder sieben Strophen bereits dreimal gesungen, ohne daß die Voisin, noch ein Diener des Hauses ein Lebenszeichen gegeben.

„Potz Element!" brach er endlich los, „hält man uns für Auslaufer, daß man uns hier so auf der Treppe stehen läßt. Das dauert bereits über eine gute Viertelstunde, und wenn mir nicht bange wäre, mir in dem Labyrinthe den Hals zu brechen, so würde ich auf der Stelle mich aufmachen, um unserer Ariadne beide Ohren abzuhauen."

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als eine Thüre, neben derjenigen, durch welche die Vigoureux verschwunden war, sich aufthat, und ein junges Kammermädchen mit dem lieblichsten Gesichtchen zum Vorschein kam; sie war im elegantesten Deshabillé und hielt in der weißen Hand einen hübschen silbernen Candelaber, mit parfümirten Wachskerzen.

Nachdem das Mädchen mit schalkhaftem Lächeln sich vor beiden Edelleuten verneigt hatte, bat sie höflichst dieselben, ihr zu folgen, mit dem Zusatze, sie habe Befehl, sie zu ihrer Herrin zu führen. (Fortsetzung folgt.)

## Der verwünschte Thurm.

(Fortsetzung.)

Nachdem die beiden Invaliden längere Zeit sich mit einander unterhalten, und der junge Fourier, auf Befragen Bolardeau's, diesem erzählt hatte, wie er auf der Insel Lobau durch eine österreichische Stückkugel seine beiden Arme eingebüßt, begann Jener seine Erzählung von St. Jean d'Acre, welche ihm seine beiden Beine gekostet hatte, in folgender Weise:

„Während des raschen Zuges nach St. Jean d'Acre, welcher die französische Armee stets längs der Meeresküste hinführte, hatte dieselbe weder so große Triumphe aufzuzeichnen, noch so große Hindernisse zu besiegen, wie diejenigen, welche sie bis dahin schon überwunden hatte. Der General en chef hatte in Aegypten zwei Schwadronen einer neuen Waffengattung gebildet, welche bestimmt waren, der Armee als Vortrab zu dienen und die Araber zu verfolgen; es war dies das Regiment der Dromedar-Reiter. Jedes Dromedar trug zwei vollkommen bewaffnete Männer, welche Rücken an Rücken auf dem Thiere saßen. Die Kraft und Schnelligkeit des Dromedars ist so groß, daß diese leichte Cavallerie an einem Tage ohne Aufenthalt einen Marsch von fünf und zwanzig und selbst dreißig Stunden machen konnte. Wir wurden während des langen und mühseligen Marsches durch die syrische Wüste gar nicht beunruhigt und Alles beschränkte sich auf ein Scharmützel, welches General Lannes, ungeachtet der bestimmten widerstreitenden Befehle des kleinen Corporal, mit einem Haufen Bergbewohner in den Gebirgschluchten von Naplus auszufechten sich nicht abhalten lassen wollte. Auf der Rückkehr fand Lannes einen Theil dieser fast wilden Horden auf Felsen verschanzt, zu denen sie allein den Zugang kannten und von denen herab sie fast auf Pistolenschußweite ihr Feuer auf seine Leute richteten, ohne daß diese sich dagegen zu schützen im Stande waren. Während der ganzen Dauer dieser thörichten Unternehmung äußerte der Oberbefehlshaber, welcher den Lärm des Gewehrfeuers vernahm, die größte Unzufriedenheit, und seine üble Laune war dieses Mal allerdings sehr wohl begründet. Endlich zogen sich die Naplusier ins Gebirge zurück, Lannes kam wieder zum Vorschein und Napoleon, der ihm die bittersten Vorwürfe machte, fragte ihn unter Anderem:

— Warum wagen Sie sich ohne Grund so weit vor? Warum wollen Sie so nutzlos Ihre braven Leute opfern? Darin ist kein Sinn und Verstand.

— Aber, Bürger-Oberbefehlshaber, diese Halunken haben mir Trotz geboten!

— Nun! Und was hat das auf sich?

— Ich habe ihnen einen kleinen Denkzettel geben und ihnen zeigen wollen ...

— Deinen Rücken? unterbrach ihn lebhaft der kleine Corporal. Dürfen wir uns unter den jetzigen Umständen wohl dergleichen Prahlereien erlauben?

— Aber, ich wiederhole es, Bürger-Oberbefehlshaber, entgegnete Lannes, den diese Ausdrücke etwas unsanft berührt hatten, ich habe ihnen beweisen wollen, daß wir keine päpstlichen Soldaten sind und uns nicht davor scheuen, dem Tode entgegen zu gehen.

— Eine saubere Absicht, meiner Treu!!... Aber zum Henker! Ich weiß sehr wohl, daß Du keine Furcht hegst! Du brauchst dergleichen Beweise nicht abzulegen! Doch, genug davon.

Die letzten Worte waren in einem Tone gesprochen, der hinlänglich darthat, daß der General en chef Gehorsam verlange und so wurde die Discussion geschlossen.

Zeta, wo wir unser Nachtlager nahmen, war leer an allen Ressourcen. Während wir die Zelte aufschlugen, fand sich der kleine Corporal, wie es schien, abermals sehr unangenehm berührt durch eine heftige Kanonade, die sich auf dem Meere vernehmen ließ.

— Schon wieder, sagte er mit einer Bewegung der Ungeduld. Und da ich nun gerade auf Wache am Eingange seines Zeltes stand, fügte er hinzu: Bolardeau, sitz' auf, da es noch Tag ist und reite schnell an's Ufer, um zu erfahren, was die Musik zu bedeuten hat.

Er war der Mann darnach, zu verlangen, daß seine Befehle mit Gedankenschnelle zur Ausführung gebracht würden. Bald hatte ich den Raum, der uns vom Meere trennte, hinter mir, aber je weiter ich ritt, um desto weiter entfernte sich der Lärm und als ich am Ufer selbst angekommen war, sah ich nichts als den ganzen Himmel im Feuer und das Meer, das in ruhiger Strömung eine Anzahl Leichen an die Küste spielte. Ich fürchtete, diese Kanonade möchte ein Vorzeichen trauriger Ereignisse seyn und wagte bei der Rückkehr zum Zelte diese meine Vermuthung dem General en chef mitzutheilen, der indeß nur die Achseln zuckte, mir rasch den Rücken zuwendete und mit hartem Tone sagte:

— Lassen Sie Ihr Pferd trinken, Herr Bolardeau; das Thier ist durstig geworden.

Obgleich der kleine Corporal mit den meisten seiner Soldaten sehr traulich umging, besonders wenn sie die ersten Feldzüge in Italien mitgemacht hatten, so unterließ er doch nicht selbst seine Guiden mit strengen Worten an ihre Stellung zu erinnern, sobald sie sich vergessen hatten; aber stets war in seinem Wesen etwas Würdevolles, so daß die Soldaten stolz und glücklich waren, wenn er sie, bei ihren Namen nennend, anredete und wäre es auch gewesen, um ihnen einen leichten Verweis zu geben, denn auch darin sahen sie

noch den Beweis, daß er wahre Theilnahme für sie hege. Ich fühlte sehr wohl, daß ich meinen Auftrag überschritten habe, als ich mir erlaubte, meine Meinung zu äußern, wiewohl ich mich unglücklicherweise nicht geirrt hatte. Ich ließ mir die Sache also gesagt seyn, nahm mein Pferd an den Zügel und begab mich in unser Bivouac, wo ich für eigene Rechnung von dem Auftrage profitirte, welchen der General nur für mein Pferd gegeben wissen wollte.

Beim Einrücken in Syrien hatte Napoleon, dessen Voraussicht sich auf alle Schwierigkeiten erstreckte, dem Brigadegeneral Marmont den Befehl ertheilt, ihm auf einigen Briggs die Munition zu schicken, deren er bei der beabsichtigten Belagerung von St. Jean d'Acre bedürfen würde. Das Unglück wollte, daß diese kleine von dem Capitän Standeley befehligte Flotille den Engländern in die Hände fiel. Das war die Ursache der Kanonade gewesen, die wir von der See her vernommen hatten. Es kam daher jetzt darauf an, die Belagerung mit den alleinigen Mitteln zu unternehmen, welche die Artillerie, die wir mit uns führten, darbot, und diese Artillerie war nicht sehr furchtbar. (Fortsetzung folgt.)

## Die Mandans.

(Schluß.)

Als Stützpunkte meiner vorbesagten Meinung möge Folgendes dienen. Die Plätze, wo früher Mandan-Dörfer gestanden, sind durch Ausgrabungen von zwei Fuß Tiefe und darüber bei einem Durchmesser von dreißig bis vierzig Fuß in kreisförmiger Gestalt, die ihren Wigwams als Fundament gedient haben, bekannt und noch nach Jahrhunderten erkennbar. Ich habe deren ungefähr 60 Meilen weit unterwärts des Dorfes gefunden, wo die Mandans gegenwärtig leben, und aus ihrem eigenen Munde gehört, daß ihre Vorfahren vor sechzig oder achtzig Jahren von dort weggezogen sind. Nach der Zahl jener Wohnstätten muß ich glauben, daß sie damals dreimal stärker gewesen sind, als zu der Zeit, wo ich mich unter ihnen befand. Unfern des Shienne-Flusses, 200 Meilen abwärts ihrer letzten Wohnstätte, fand ich noch mehr alte Spuren, so auch an sechs oder sieben andern Plätzen zwischen diesem und der Mündung des Ohio's, von welchen mir immer einer älter als der andere erschien, was mich überzeugte, daß dies Volk, woher es auch gekommen seyn mag, sich allmählig an den Ufern des Missouri bis zu der Stelle zurückgezogen hat, wo ich es gefunden habe. Den größern Theil dieser Strecke befanden sie sich mitten in dem großen Lande der Sioux, von welchen sie als unbefugte Eindringlinge angesehen und auf Leben und Tod bekriegt wurden, auch wohl ganz ausgerottet worden wären, wenn sie sich nicht gegen deren Uebermacht einigermaßen durch Verpallisadirung u. s. w. geschirmt hätten. — Ob meine Ableitung des Wortes Mandan von Madawgwys begründet sey oder nicht, lasse ich einstweilen dahin gestellt seyn, gebe aber statt seiner noch ein anderes, das Walliser Mandon, Labkraut, eine Art von Krapp, welches die Walliser Colonisten wohl auf ihre Nachbarn angewendet haben könnten, weil sie die Stacheln des Stachelschweins, die sie zu ihrem Putz gebrauchen, so schön roth zu färben verstanden. In ihrer eigenen Sprache nannten sich die Mandans See-pohs-ka-nu-mah-ka-kee, das Fasanenvolk, was wahrscheinlich die Benennung des Urstammes gewesen ist, ehe sich derselbe mit einem andern vermischt hatte.

Nun läßt sich aber doch wohl natürlicherweise annehmen, daß sie, um sich so zu nennen, aus einem Lande gekommen seyn müssen, wo es Fasanen gab, d. h. in der bewaldeten Strecke am Fuße des Felsgebirges, 6 bis 800 Meilen westwärts ihres jetzigen Wohnortes, oder auch in den Waldungen der Indiana und Ohio's, einige hundert Meilen südlich oder östlich von ihnen. Als ferneren Beweis, daß die Mandans von den Ufern des Ohio's herabgekommen sind, und einige der Gebräuche des civilisirten Volkes mitgebracht haben, welches die erwähnten Festungswerke aufgerichtet hat, kann es gelten, daß sie sich noch jetzt gleicher Töpferwaaren bedienen, als deren in den Grabhügeln unfern von diesen gefunden werden. Viele davon, meheere durch mich geschenkt, bewahrt das Museum zu Cincinnati. Zur Sommerszeit vergeht in dem Mandanendorfe fast kein Tag, wo man nicht Frauen beschäftigt sehen könnte, aus schwarzem Lehm Vasen, Trinkgeschirr, Krüge und Töpfe zu kneten, die sie dann in ihren kleinen Oefen in den Seiten eines Hügels oder unter dem Ufer des Flusses fertig brennen. Außer dieser Kunst, von der kein andrer Stamm auf dem ganzen Continente Kenntniß hat, verstehen sie auch sehr schöne und starke blaue Glasperlen zu verfertigen, die sie in großen Schnüren um den Hals tragen, und die sie höher schätzen, als alle andere, welche ihnen von den Pelzhändlern u. s. w. angeboten werden. Das Geheimniß des Glasbrennens können sie von diesen auch nicht erlernt haben, weil sie es selber nicht kennen, und es ist demnach außer Zweifel, daß es ihnen von irgend einem civilisirten Volke mitgetheilt worden ist. Schon vor 33 Jahren, wo noch keine Pelzhändler oder andere Weiße mit den Mandans verkehrten, ist dieses merkwürdigen Umstandes von den Herren Lewis und Clarke gedacht worden. Die Böte oder Canots der Mandans sind von denen aller andern Stämme ebenfalls verschieden und ganz den Walliser Coracles ähnlich, aus Weiden oder Krummhölzern zusammengesetzt, mit rohen Büffelhäuten überzogen, und fast rund, wie ein Kübel. Solch ein Boot nun wird von den Frauen auf dem Kopfe von ihren Hütten bis an's Wasser getragen, wo sie es besteigen und im Stehen, die Ruderschaufel immer an sich ziehend, fortbewegen.

Ich könnte außer dem schon Gesagten noch eine Menge Belege für meine entschiedene Meinung, daß die Mandans von den kühnen Colonisten Madawcs herstammen, anführen, will mich aber, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, auf die Bemerkung beschränken, daß selbst in ihrer Sprache manche Worte (der Verfasser citirt deren verschiedene) vorkommen, welche den Walliserschen so auffallend ähnlich sind, daß man dies unmöglich für bloß zufällig halten kann.

## Frankfurt.

Theater: Die Stieftochter. — Belisar.

Am 5. Februar sahen wir ein Schauspiel von bekannter hoher Hand: „Die Stieftochter." Ton und Manier lassen die Verfasserin nicht verkennen, die mitten in einer Zeit des Uebereizes und der krampfhaften Kränklichkeit sich ein freundliches Publikum für ihre Darstellungen einfacher und anspruchsloser Verhältnisse zu gewinnen wußte. Dies Werk, auf das wir später einmal ausführlicher zurückkommen werden, hat seine Lichtpunkte im dritten Akte, gegen den die beiden ersten wie der vierte sehr zurücktreten. Es ward nicht ohne Beifall aufgenommen; — es erwärmte jedoch nicht: es stand in Harmonie mit der Februarsonne. Von den Darstellern zeichnete das Auditorium die Herren Weidner, H. und C. Schneider, und die Damen Lindner und Leelece aus. Auch über ihre Leistungen behalten wir uns ein Näheres vor. — Außerdem brachte uns das Repertoire Wiederholungen von Norma und Zampa, und am Sonntag Donizetti's Oper: „Belisar." Dem Helden, welchen das Stück so

zweideutig im Leben behandelte, ward es beschieden, am Ende noch mit Galopade- und Contredanse-Melodien des jüngsten Italieners verherrlicht zu werden. Recht anmuthige Gesänge, für eine römische Kirmeß und ein venezianisches Fischerfest das Non plus ultra der Vollendung; Recitative, denen man eine Liebeserklärung, einen Spottvers, eine Vergantungsanzeige mit eben so viel Recht unterlegen kann, als die Gebote eines Kaisers und die Klagen eines Feldherrn. Einer unserer Nachbarn im Parterre machte sich anheischig, für die ganze Oper einen andern Text auszuarbeiten, dessen Inhalt die Herzensgeschichte eines florentinischen Vetturin und die Eifersucht eines Zöschens seyn sollte; und er ging so weit, zu behaupten, das Publikum würde die Veränderung nicht bemerken, oder doch nicht unpassend finden. Wir halten dies jedoch für eine große Anmaßung. Ein Anderer meinte, die schöne Arie des heldenmüthigen Alamir sey eigentlich und ursprünglich ein Seitenstück zu der berühmten „Einladung zum Tanz"; auch dies ist nur halb wahr, denn die Arie ist noch bei weitem einladender; die Füße hüpfen von selbst dabei. *) — Der General Belisar, seine Frau Antonina und seine Tochter Irene, kurz die ganze Familie erwarb sich die Rührung der Zuhörerschaft. Herr Pischeck, als Belisar, war nicht bloß die äußere Erscheinung eines Helden; seine Töne herrschten und siegten, weinten und erstarben in gleicher Kunstvollendung. Antonina (Dlle. Rudersdorff) hob die Momente der Rache, des schrecklichen Triumphes, dann der Zerknieschung und schrecklicheren Reue in dramatischer Steigerung plastisch hervor. Der Beifall des Publikums blieb auf derselben Höhe, wie bei dem früheren Auftreten der Künstlerin. **) Dlle. Capitain, als Irene, war lieblich in Gesang und Spiel, wie es die Rolle fordert. Etwas Mannichfaltigkeit in den lyrischen Momenten der Mimik ließe sich vielleicht noch wünschen. Das Publikum hatte auch etliche Anfälle von Lustigkeit über ein paar untergeordnete Mitwirkende; ich weiß nicht mehr, wie sie heißen. Nun, es trug zum Pläsir des Abends bei. — Wenn wir nur immer vergnügt nach Hause gehen! —

*) Indessen finden sich im dritten Akte treffliche dramatische Stellen.
**) Demoiselle Rudersdorff ist eine zu gebildete und bescheidene Künstlerin, als daß sie nicht selbst wissen sollte, daß ihr Gesang noch an manchen Ungleichheiten und Mängeln leidet, die sie bei fortgesetztem Studium gewiß bald beseitigen kann und muß, damit sie nicht zu übeln Gewohnheiten werden. Hierhin rechnen wir z. B. die zu breite Betonung der Endsylben in den tiefen Tönen. Anm. der Red.

## Tabletten.

*** (Tables d'Hôte in London.) In den „Lichter und Schatten des Londoner Lebens" kommt auch ein Capitel vor über Speisehäuser, und darin heißt es unter anderm: „Mehrere Versuche sind schon gemacht worden, Tables d'Hôte in London zu gründen, wie dieß in Paris und in andern Städten des Continents so gewöhnlich ist, aber alle diese Versuche haben fehlgeschlagen. Es finden sich zwar noch einige Häuser, welche eine Table d'Hôte ankündigen, und in guten Umständen zu seyn scheinen, dem ist aber nicht also, sie sind von sehr wenigen Leuten besucht, und namentlich fehlt die Freiheit und Ungezwungenheit, wodurch die Tables d'Hôte auf dem Continent so angenehm werden. Der eifrigste Versuch, eine Table d'Hôte zu gründen, wurde vor fünf oder sechs Jahren von einem Hrn. Leach gemacht, der damals Anderton's Hôtel in Fleetstreet besaß. Es fanden jeden Tag Mittagsmahle um 1, 3 und 5 Uhr statt. Die Zahl der Personen, die jeden Tag kamen, wechselte von 50 bis 150. Ich war zugegen, als die Gäste der letztern Zahl nahe stunden. Der Preis betrug nur 18 Pence, das Mahl war ausgesucht und in Fülle. Man hatte drei Gänge, wie dieß bei allen öffentlichen Mahlzeiten gewöhnlich ist; man hatte alles, was bei solchen Gelegenheiten auf den Tisch gesetzt wird, wo die Karte eine Guinee kostet, und nichts fehlte, als, wie natürlich, Wein und Dessert. Die Sache war, wenn sie rentiren sollte, darauf gegründet, daß die meisten Gäste mehr oder weniger Wein trinken würden, allein hier machte der Wirth die Rechnung ohne die Gäste. Von zwanzig trank kaum einer gewöhnlich Wein, die meisten hielten sich an Dr. Wahr's beliebtes „schweers Naß" (Bier), und andere handelten gar nach dem Princip des Teatotalismus, obgleich das Wort damals noch unbekannt war. Hr. Leach setzte die Probe 7 oder 8 Monate fort, und gab es dann mit dem Verlust von einigen tausend Pfund auf." Fortwährend ist die Mode nach der Karte zu speisen herrschend, und dabei geht es, auch wenn vierzig bis fünfzig Personen anwesend sind, so still zu, als hätte jeder das größte Geschäft vor sich: man hört kein Gespräch, höchstens werden einige Worte gewechselt, und zwar flüsternd zwischen einigen Freunden, die sich zufällig trafen, oder miteinander kamen.

*** (England.) Die neue St. Georgskirche zu Everton bei Liverpool macht, als die erste in England von Gußeisen errichtete Kirche, bedeutendes Aufsehen. Die Rahmen der Thüren und Fenster, die Querbalken, die Böden und Dielen oder Zierrathen u. s. w. sind alle aus Eisen gegossen. Die Kirche ist 119 Fuß lang und 47 breit. Das Licht erhält sie durch ein prachtvolles eisernes Fenster mit gemalten Scheiben. Man weiß, daß seit zehn Jahren in England an den meisten großen Fabrikgebäuden die Thüren, Treppen, Böden, Schornsteine, Fenster u. dergl. ausschließlich aus Gußeisen bestehen. In England, wo das Eisen wohlfeil, das Holz theuer ist, sind die Baukosten eiserner Häuser geringer als hölzerne. Sowohl an Dauer als an Eleganz lassen sie die andern weit hinter sich zurück. Einmal vollendet, bedürfen sie keiner Ausbesserungen, und die lieblichsten zartesten Sculpturzierrathen kosten wenig mehr als das einfache, glatte Gußeisen. (A. Z.)

*** (In Wien ist der sogenannte Ausverkauf) dermaßen übertrieben forcirt, daß sich bereits der Wiener Spaß sehr komisch darüber kund gibt. Von allen Seiten stürmen Parodiren gegen diese Ausverkauf-Manie an. So hörte man neulich auf einem der belebtesten Plätze Wien's, einen zerlumpten Jungen in einem Athem schreien: „Meine Herren und Damen, spottwohlfeilen großen Ausverkauf! Ausverkauf!" Er hatte ein verdecktes Körbchen in der Hand — und in demselben zwei Päckchen — Schwefelzündhölzchen.

*** (In Coburg-Gotha haben sich zwei Theater-Partheien gebildet) — die Halbreiterianer und die Stemmlianer. Die Halbreiter hatten die haute volée, die Stemmler das — Volk für sich. Dem. Stemmler war noch vor kurzer Zeit — Choristin der Wiesbadner Bühne und jetzt ist sie Volkssängerin in Coburg-Gotha. Sie kann die Volksstimme für sich haben — aber die Götterstimme fehlt ihr. (Rheinland.)

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 12. Februar. Die Rosen des Herrn von Malesherbes, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue. Hierauf folgt: Die Königin von sechzehn Jahren, Lustspiel in 3 Abth., aus dem Französischen von Theodor Hell.

Montag, den 14. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Capitain (neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth. von Wohlbrück. Musik von Marschner.
(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 43. 12. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

La Meilleraye und St. Evremond folgten dem Mädchen ganz verblüfft; doch erstaunten sie noch weit mehr, als sie durch verschiedene, mit dem größten Luxus möblirte Zimmer kamen, wo der Schall ihrer Tritte durch weiche Teppiche von den reichsten Farben gedämpft wurde, wo von allen Seiten bei dem flüchtigen Schimmer des Candelabers, welchen das Kammermädchen trug, das Gold an dem Getäfel und an den Möbeln schimmerte. Nachdem diese endlich einen Thürvorhang von Sammt aufgehoben, winkte sie den beiden Edelleuten, in das Cabinet ihrer Gebieterin einzutreten, und einige Sekunden nachher befanden sich la Meilleraye und St. Evremond in Gegenwart der berühmten Wahrsagerin, die gewöhnlich unter dem Namen der Voisin bekannt ist.

Die Voisin! Wenn man das Wort ausspricht, so ist's, als ob ein Trauerflor alle Gegenstände verhülle, als ob man aus dem finstersten Winkel einer Höhle eine düstere Pythia aufsteigen sähe, umgeben von Todtenköpfen, Nachtvögeln, Flaschen und Retorten, mit stierem Auge, die Haare um die dürren, welken Schultern hängend, im schwarzen, zerrissenen Gewande, und an einer zu ihren Füßen liegenden Leiche den Zerstörungen eines plötzlichen Uebels nachforschend, eines mysteriösen, stets tödtlichen und nur ihr allein bekannten Uebels.

Die Voisin! Es ist jene bleiche Gestalt, deren Scheiterhaufen noch heute auf den glänzendsten und glorreichsten Theil des Jahrhunderts Ludwig's XIV. einen so grausigen Wiederschein wirft. Und dennoch übte die Voisin in keiner Epoche ihres Lebens auf ihre Zeitgenossen jenen schreckensvollen Einfluß, den ihr Andenken begleitet.

Katharina Deshayes, verehelichte Montvoisin, oder von Montvoisin, wie sie sich nennen ließ, hatte zuerst die Hebammenkunst ausgeübt; bald aber wurde sie ein Metier überdrüßig, das ihr nicht viel eintrug und sich nicht wohl mit ihrem Hang zum Vergnügen und zur Verschwendung vertrug; sie hatte viel natürlichen Verstand, großen Scharfsinn und ein entschiedenes Talent zur Intrigue, und so begann sie an einem schönen Morgen auf den Aberglauben und andere menschliche Schwachheiten zu spekuliren. Sie schlug die Karten, prophezeite die Zukunft, braute Liebestränke, zum Gebrauche der unglücklich Liebenden In allen diesem hatte sie eine solche Geschicklichkeit gezeigt, daß bald ihr Haus von den ausgezeichnetsten Personen des Hofes und der Stadt besucht wurde. Nun sah sie sich im Stande, ihre zügellose Leidenschaft für die Genüsse des Luxus zu befriedigen. In ihrer Spelunke, die im Innern zu einem Palaste umgeschaffen war, hatte sie einen Thürsteher, Lakayen und hielt offene Tafel. Der bekannte Fabulist Lafontaine war oft bei ihr zu Gast; als er eines Tages von einer kleinen Reise zurückkehrte, ging er zur Voisin, um sich bei ihr zu Tisch zu laden, und erfuhr, daß sie an demselben Morgen als Hexe und Giftmischerin auf dem Grèveplatz hingerichtet worden sey.

In dem Zeitraum, in welchen gegenwärtige Erzählung fällt, war die Voisin jung und, wie es heißt, von angenehmem Aeußern. Sie war stets von guter Laune; die Augenblicke, die sie nicht ihrem schrecklichen Handwerke widmete, brachte sie mit singen, essen und trinken zu. An den Umgang mit Leuten von feiner Bildung gewöhnt, hatte sie die große Kunst erlernt, ihren Ton, ihre Manieren und ihre Sprache nachzuahmen, wann es ihr einfiel oder es in ihrem Interesse lag. Sobald sie aber nicht mehr in Scene war, gewann die angeborene Gemeinheit wieder die Oberhand; sie wetteiferte in schmutzigen Redensarten mit ihrem Adepten, dem Priester Lesage, mit der Vigoureur und Consorten. Kurz, sie wurde wieder das Weib, von welchem Frau von Sévigné in ihren Briefen spricht, und das mit ihren Aufsehern Trinklieder sang, nachdem sie die außerordentliche Tortur erlitten.

Dies war die Person, in deren Gegenwart la Meilleraye und St. Evremond eingeführt wurden, und welche eine so große Rolle in dem Lebenslaufe so vieler berühmten Personen des 17. Jahrhunderts spielen sollte, namentlich in der wahrhaft epischen Familie der Mancini, die, gleich den Atriden, das Siegel der Fatalität auf der Stirne zu tragen scheint.

Die Voisin trug an jenem Abende ein Kleid von braunem Gros de Tours mit Bouffeten von feuerfarbenem Atlas, ein kleines Spitzenhäubchen verhüllte kaum zur Hälfte ihr ziemlich hübsches schwarzes Haar; sie war nachlässig auf eine Ottomane am Kamine gelehnt. Neben ihr auf einem Tische bemerkte man eine Guitarre, Musikalien und einen aufgeschlagenen Band des neuesten Romans von Scudéry. Als sie die beiden Edelleute ansichtig wurde, entschuldigte sie sich in sehr gewählten Ausdrücken, daß man sie habe warten lassen, und zeigte ihnen mit einer sehr graziösen Geberde zwei Stühle, die ein Lakay, mit Goldborten auf allen Näthen, zum Feuer gerückt hatte; dann, in demselben Tone, als wäre sie die Tochter eines Herzogs und Pairs, rief sie aus:

„Nun, meine Herren, was gibt's Neues diesen Abend im Louvre? Kommt Ihr schon vom Petit-Coucher? Wie befinden sich die Majestäten? —

(Fortsetzung folgt.)

## Der verwünschte Thurm.

(Fortsetzung.)

Am 18. März traf das Heer vor St. Jean d'Acre ein und begann sein Lager im Norden der Stadt aufzuschlagen. Napoleon hielt sich mehrere Stunden lang auf einer kleinen Anhöhe auf, welche ungefähr tausend Toisen weit von der Stadt entfernt lag und sie beherrschte. Als der Feind unsern Generalstab erblickte, versuchte er alsbald, was die Geschicklichkeit seiner Artilleristen vermöge. Zwei Bomben wurden so wohlgezielt geworfen, daß die eine derselben wenige Schritte von dem General en chef in die Erde schlug und zwar gerade zwischen zwei seiner Adjutanten, dem Capitän Croisier und dem jungen Commandanten der Guiden, Eugene de Beauharnois.

— Gar nicht schlecht gezielt, sagte trotzig lächelnd Napoleon. Es scheint, diese Schelme sind bei uns in die Schule gegangen.

Er glaubte selbst nicht, daß er so vollkommen Recht habe, wie sich bald zeigte. Kaum hatten wir uns ein wenig von der Stelle entfernt, als noch eine Bombe einschlug und einen Fuß breit entfernt von uns mitten in einem Haufen Soldaten platzte, der ruhig auf dem Boden saß und seine Suppe kochte. Alles verschwand, den Fleischtopf mitgerechnet, und von neun Infanteristen, die dort gesessen hatten, blieben nur zwei am Leben. Der eine von diesen Beiden, der mit ganz heiler Haut davon gekommen war, sagte zu seinem durch den von der Explosion aufgeregten Staub geblendeten Cameraden in lustigem Tone:

— Nun, das ist mir eine schöne Sache! Wenn die Gemeinden hier zu Lande so schlecht für die Suppe der armen Leute sorgen, so könnt' es wohl kommen, daß wir bald gar nichts mehr zu essen erhielten.

Der kleine Corporal, der die Worte gehört hatte, wendete sich um und sagte:

— Nur Geduld, Freund, das soll nicht lange so dauern, sie wollen da drüben nur den Anfang machen.

— Bitte um Entschuldigung, Bürger-Oberbefehlshaber, entgegnete der Soldat; wenn aber das erst der Anfang ist, wie wird's dann mit dem Ende aussehen?

St. Jean d'Acre liegt auf der Spitze einer Landzunge, welche an der Seeseite mit Batterien von schwerem Geschütze und durch einen kleinen ebenfalls mit Kanonen besetzten Leuchtthurm vertheidigt wurde. Nach der Landseite hin bestand die Umwallung aus einer hohen Mauer, in deren Mitte sich ein Thurm mit Geschützen von verschiedenartigem Kaliber armirt, befand. Dieser Thurm führte mit vollem Rechte den Namen „der verwünschte Thurm." Kleine Gärten umgaben die Stadt in ziemlich weiter Ausdehnung, und da dieselben größtentheils mit Caktus und andern hohen Pflanzen, wie man sie auch in den ägyptischen Gärten findet, bepflanzt waren, so fand man es bei den gegen die Festung gerichteten Recognoscirungen ziemlich schwierig, die türkischen Tirailleurs zu vertreiben, welche sich hinter diesen beweglichen Pallisaden aufgestellt hatten, uns von dort aus mit ihrem Kleingewehrfeuer empfingen und uns unaufhörlich neckten. Nachdem der erwähnte vorspringende Thurm mehrere Tage lang ohne Aufhören beschossen worden war, zeigte er sich hinreichend zertrümmert, um die Möglichkeit vermuthen zu lassen, daß man einige Mineurs nebst einem Offizier zur Untergrabung desselben anstellen könne. Die Truppen wurden daher in Bewegung gesetzt, um an dem Fuße des Thurmes Posto zu fassen, aber sie fanden sich plötzlich durch einen fünfzehn Fuß breiten und zehn Fuß tiefen mit einer guten Contrescarpe versehenen Graben aufgehalten, an den bis dahin Niemand gedacht hatte. Man mußte also nun das Werk in die Luft zu spreng- suchen und der junge Mailly de Château-Renau, ein Offi- vom Stabe des Generaladjutanten Berthier, wurde befeh- in den „verwünschten Thurm" einzudringen. Ein Dutz- Mineurs faßte mit ihm Posto, um die Untergrabung zu b- werkstelligen, während die Infanterie sich in Besitz des Gra- bens setzen sollte. Der unerschrockene junge Mann und sei- zwölf Soldaten führten ihren Auftrag vollkommen aus, ab- während der Operation unterhielt der Feind ein so heftig- und wohlgenährtes Feuer auf unsere Truppen, daß dieselb- genöthigt wurden, den Graben zu verlassen. Der tapf- Mailly und seine zwölf Genossen wurden darauf bei näch- licher Weile von den Türken erdrosselt.

Schon vor unserer Ankunft vor der Festung hatte der Ge- neral en chef an den Befehlshaber derselben, Dschezzar Pa- scha, den ältern Bruder des unglücklichen Mailly mit ein- friedlichen Botschaft abgesendet; dieser junge Offizier ab- war als Kriegsgefangener behandelt und vorläufig nebst ein- hundert Christen, welche der blutdürstige Pascha an der syr- schen Küste hatte aufheben lassen, in den Leuchtthurm ein- sperrt worden. Am Tage nach dem Mißlingen unseres ers- Sturmes benachrichtigten die Soldaten den General Bo- welcher in den Transcheen commandirte, daß auf dem Me- resufer viele Leichname mit abgeschnittenen Köpfen zu seh- seyen. Es war die Vollendung des Blutbades, welches d- Türken in der vorhergehenden Nacht begonnen hatten. M- erkannte unter den Leichen die Körper der beiden Mailly; - waren erdrosselt worden, vielleicht ohne daß ihnen das Gl- zu Theil geworden war, sich vor dem Tode noch einmal - umarmen.

Als der General en chef von diesem neuen Beweise - Grausamkeit Dschezzars (des Schlächters, wie ihn der Na- bezeichnet) Nachricht erhielt, zog er krampfhaft die Hände - sammen und stieß zwischen den Zähnen die Worte aus: Ba- bar, Wilder; dann befahl er diesen Opfern des Kampfes a- Leben und Tod die letzten Ehren zu erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Ruinen von Peru.

In der Akademie der Naturforscher zu Philadelphia ist - 14. November v. J. folgende Mittheilung eines correspo- direnden Mitgliedes, des Herrn J. B. Quinby verle- worden:

„Zu Chili ging das Gerücht, es seyen die Kostbarke- des Sonnentempels, welche die Eingeborenen zur Zeit d- Eroberung Peru's durch die Spanier auf die Seite gebra- hatten, vor Kurzem unfern Cerrio de Paseo im Peruanisch- wieder aufgefunden worden und man schätze deren We- auf 180 Mill. Dollars."

Der Palast des Inca und der Sonnentempel, von welch- hier die Rede ist, haben sich unsers Dafürhaltens zu Hu- nuco Viejo befunden, welches an der Ostseite der Anden la- zwanzig Liguas nordwärts von Cerrio de Paseo und auf d- rechten Ufer der Chucabamba, einer der Hauptarme des M- ranons, in einer Erhöhung von ungefähr 14,000 Fuß ü- der Meeresfläche, im 108. Grad S. Breite und 74. Gr- W. Länge. Es ist eine bekannte Sache, daß, als Pizar- vor mehr als 300 Jahren, den Sonnentempel zu Cu- welches circa zwölf Grad südlich von Huanuco Viejo entfe- liegt, wegnahm, und dem Inca seine unermeßlichen Sch- an Gold raubte, ja ihm sogar, als ihm durch Drohun- nichts mehr abzupressen war, verrätherisch ums Leben brac- der Inca von Huanuco Viejo, durch diesen Fall gewa-

die Kostbarkeiten des Tempels und das Gold seines Palastes in schwer aufzufindenden Plätzen der Anden und der benachbarten Flüsse und See'n verbarg. Auf diese vergrabenen Schätze haben Habgier und Ehrsucht seit Pizarro's Zeiten bis auf den heutigen Tag Jagd gemacht, ohne irgend eine Spur von diesem El Dorado zu finden, falls nicht die obige Mittheilung gegründet seyn sollte, woran wir aber zweifeln.

Der Schreiber dieses hat diese großartigen Ruinen zu fünf verschiedenen Zeiten besucht und jedesmal in deren Nähe Leute beschäftigt gesehen, nach den verborgenen Schätzen des Inca's zu graben. Das ganze Ufer der Chueabamba ist viele Meilen oberhalb und unterhalb des Sonnentempels goldhaltig, und die Bewohner der Provinz Huamelies, welche dieser Fluß durchströmt, sammeln durch das Waschen seines Sandes und vermittelst Schaafvließen an Goldkörner einen Werth von jährlich 200,000 bis 300,000 Dollars. Die zu diesem Zweck verwandten Schaaffelle werden so weit geschoren, daß ihre Wolle nur noch einen halben Zoll lang ist, dann versenkt man sie, mit losen Steinen beschwert und die rauhe Seite nach oben, bei den verschiedenen Wasserfällen und Strömungen, wo man sie 6 bis 24 Stunden liegen läßt. Hiernach werden sie vorsichtig wieder aufgezogen, und, die Wollseite unterwärts, in eine Kufe mit Wasser gelegt, um das Gold wieder abzugeben, was sich darin angesetzt hat. Da es zu den Zeiten der Ineas noch keine Schaafe in Südamerika gegeben, so mögen sie sich wohl der Lamafelle in gleicher Weise bedient haben.

Wenn man bedenkt, daß die Indianer und die Spanier bei ihrem plumpen Verfahren dennoch diesem Flusse seit zwei oder drei Jahrhunderten jährlich 100,000 bis 300,000 Dollars Werth an Gold abgewonnen haben, was muthmaßlich nicht der hundertste Theil desjenigen gewesen ist, was der Strom mit sich fortgeführt hat, so bekömmt man einen oberflächlichen Begriff von der unerschöpflichen Quelle dieser ewigen Goldgrube. Nur den wundersamen Anden ist es möglich, solche unzählige Reichthümer zu spenden.

Wir wollen es nicht versuchen, eine Beschreibung des prachtvollen Sonnentempels zu Huanneo Viejo, seiner mächtigen Veste und der Trümmer der großen Stadt, über die er hinaus sah, zu geben. Wann, und durch wen eins oder das andere gebaut worden seyn mag, lehrt uns weder die Geschichte noch die Tradition. Die Ineas hatten keine Schriftsprache, und wir sind sonach bloß auf Vermuthungen beschränkt. Aber die großartigen massiven Mauern, aus riesigen viereckigten und länglich viereckigten Blöcken zusammengesetzt, so wie der zierlich gearbeitete Marmor und Porphyr, viele Tonnen schwer, legen ein zwar stummes, aber dennoch höchst beredtes Zeugniß von der unverdrossenen Industrie der Incas und ihren Fortschritten in den Künsten der Gesittigung ab. Trotz der Verwüstungen und der Erdbeben von Jahrhunderten sind diese Denkmäler jetzt noch fast eben so intact, als sie es zur Zeit der Eroberung Peru's durch Pizarro waren. Selbst das große Erdbeben, welches die von den Spaniern erbaute Stadt Callao mit ihren 30,000 Einwohnern zerstörte, hat den massiven Mauern des Sonnentempels nichts anhaben können, und Referent selber kann bezeugen, daß sie ebenfalls von dem heftigen Erdbeben am 30. März 1828 nur sehr wenig gelitten haben. Das Serail und seine verschiedenen Abtheilungen, mit Ausnahme der Decke, und die üppigen, in massiven Felsen ausgehauenen, Bäder für eine Menge Frauen, sind fast noch eben so vollkommen, als sie es zur Zeit von Pizarro's Landung gewesen sind.

Wenn es im ganzen Bereiche der Anden eine Stelle geben sollte, die erhabener als alle die andern wären, so kann dies keine andere seyn, als die Füße des Piks von Naura, Angesichts des Tempels.

Ich habe die Anden vier und zwanzig Mal hin und zurück an sieben oder acht verschiedenen Pässen überschritten, zweimal von Naranjal am Golf von Guajaquil, anderthalb Grade südlich vom Aequator, nach der Stadt Cuenea, Hauptstadt der Provinz Azuoy, etwas südlich vom Chimborasso; und da ich mich länger als vierzehn Tage am Fuße des Berges von Naura, mindestens 1000 Fuß über der ewigen Schneeregion, aufgehalten habe, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß dies bei weitem die hehrste Landschaft ist, welche ich auf der ganzen Andenkette gesehen habe.

Außer dem Pik von Naura, den ich für reichlich so hoch als den Chimborasso halte, erheben sich eine Menge kleinerer längs der Cordilleras nach Norden und Süden, deren Basis in einem ewigen Schnee steht, und die ihre schneeigten Häupter mehrere tausend Fuß hoch in die reine und verdünnte Luft ausstrecken, fast außer dem Bereich des Auges und der riesigen Schwingen des Condors oder südamerikanischen Adlers. Der größte und nächste dieser Piks ist der von Nueva Potosi, dessen Basis sich der des Naura bis auf eine Meile nähert und der selbst dem Naura an Höhe und Herrlichkeit wenig nachsteht. Den Raum zwischen diesen beiden Piks nimmt der See von Neu-Potosi ein, dessen Oberfläche fast 500 Fuß über der untern Grenze des ewigen Schnees erhaben ist, welche Schneeregion innerhalb der Tropen bekanntlich ungefähr 15,500 Fuß über der Meeresfläche erhaben liegt. Dieser See ist nach Westen und Osten von einem Theile des Bergrückens der Anden, nach Norden von der Basis des Naura, und nach Süden von der des Nueva Potosi eingeschlossen. Sein reichliches Gewässer findet Abfluß durch einen unterirdischen Canal, der sich längs einem hochgelegenen Kalksteingebirge hinzieht, und bricht dann an der Westseite der Anden an einer Stelle durch, wo das Gebirge fast völlig schräge liegt, daher es nun einen prachtvollen, viele hundert Fuß hohen, Wasserfall in einen zweiten See von mehreren Meilen Umfang bildet. Eine kurze Strecke nordwestlich dieser Cascade befindet sich ein großer Hügel von Gyps- oder Schwefelkalk. Der See des Nueva Potosi ist die Hauptquelle des Flusses Huara, der in einer beinah westlichen Richtung längs den Seiten der Anden hinströmt und sich zu Huacho, den berühmten Salinen der Westküste, welche den größeren Theil der südlichen Halbkugel mit Salz versehen, in das stille Meer ergießt.

Nordöstlich der Basis des Piks von Naura liegt der nach ihm benannte See, eine Meile im Norden des vorbeschriebenen Sees. Dieser See, der ungefähr 150 Meilen von dem stillen Meer entfernt ist, liegt ein wenig höher als der von Nueva Potosi, und hat nach Osten einen offenen Abfluß über einen mehrere hundert Fuß tiefen schroffen Abgrund. Er bildet das Haupt des Chucabamba, einer der Hauptarme des Amazonenflusses, und muthmaßlich die höchste und entfernteste Quelle dieses großen Stromes. Die Gewässer dieses Sees durchströmen den Continent von Südamerika von Westen nach Osten in seiner weitesten Ausdehnung, fast von dem Saume des stillen Meeres bis zu dem atlantischen Ocean, d. h. bei 5000 Meilen. In beiden Seen stürzen die Lawinen der Piks ihrer respectiven Namen herab. Ich erlebte das mit zweien von dem Pik von Naura, als ich in dessen Nachbarschaft auf dem Schnee campirte. Der erste Sturz erfolgte um Mitternacht, und der Lärm und die Erschütterung davon waren so groß, daß ich glaubte, es sey ein Erdbeben; der zweite Sturz fand Morgens um 10 Uhr statt.

## Tabletten.

⁂ (Hadamar, 6. Febr.) Erfreulich ist das regsame Streben, welches in unserer Zeit zur Förderung des Gesanges allenthalben sich kund gibt. Auch in unserem stillen Elbthale *) wurde durch die Bemühungen unsers verdienstvollen Schulinspectors, des Herrn Pfarrer Hilf in Hadamar, ein Gesangverein unter den Lehrern seines Amtsbezirkes ins Leben gerufen und kräftigst gefördert. Ein erfreuliches Ereigniß gab diesem Vereine Gelegenheit, gestern die erste öffentliche Probe seiner Leistungen abzulegen. Se. herzogliche Durchlaucht hatten nämlich dem Stifter und Protector dieses Vereines — in lohnender Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Schulwesen — den Dienstcharakter eines Schulrathes huldreichst zu verleihen geruht, welcher aufmunternde und belohnende Akt bei allen Freunden der edelsten Interessen herzlichste und ungetheilte Freude erregte und die Lehrer, an deren Spitze Herrn Schulinspector Hilf solche Ehrenauszeichnung geworden war, bestimmte diese ihre Freude in einem demselben gestern Abend dargebrachten Ständchen öffentlich und feierlich auszusprechen. Die sinnig gewählten vierstimmigen Sangstücke wurden von kräftigen und reinen Männerstimmen recht brav ausgeführt; den Mittelpunkt derselben bildete ein zu diesem Zwecke eigens gedichtetes Festlied, das zu Haydn's berühmter Composition der österreichischen Volkshymne als Text unterlegt war. Dem Ganzen ward verdienter Beifall und Anerkennung. Möge der Verein auf dem rühmlich betretenen Wege rüstig vorschreiten und uns recht bald in einer öffentlichen Darlegung seiner Leistungen mit gleichem Genusse erfreuen.

⁂ Auf der London-Brighton-Eisenbahn hat sich folgendes komische Ereigniß begeben, welches jedoch beinahe sehr traurig ausgefallen wäre. Ein Herr hatte eine ihm gehörige Kutsche zur Beförderung übergeben; das Gestell, auf welches man sie lud, bildete das letzte Glied des Zuges; er selbst wollte, troß aller Warnungen, in derselben sitzen bleiben. Mitten in einem Tunnel lös'te sich das Gestell mit der Kutsche zufällig vom Zuge los, und blieb mit dem unglücklichen Reisenden im Finstern sitzen. Vergebens rief dieser dem Zuge nach; er mußte allein zurückbleiben, mit der gräßlichen Aussicht, in wenigen Minuten vielleicht von einem nachkommenden Wagenzuge zerschmettert zu werden. In dieser verzweifelten Lage fuhr eine Dampfmaschine keuchend in den Tunnel ein, und schon glaubte der arme Reisende sein Schicksal gewiß, da klärte sich Alles zum Guten auf. Die Maschine war abgeschickt worden, um nach dem Zurückgebliebenen zu sehen, den sie nun, ohne andern Schaden, als die Angst, die er ausgestanden hatte, nach Brighton brachte.

## Aus Mainz.

(9. Februar.)

Das Carnevalsfest wurde dießmal auf eine sehr heitere Weise begangen, und keiner der frühern Faschings, seit der neuen Carnevals-Aera, kann sich an Volkslust, Laune und Humor dem diesjährigen an die Seite setzen. Vieles wirkte zusammen, um das Narrenfest ganz besonders auszuzeichnen. So die große Anzahl aktiver Theilnehmer an den Zügen und Spielen auf der Straße, so die Verlegung der so sehr ergötzlichen Kappenfahrt auf den ersten Faschingstag, so die zweimaligen Narrentheater-Vorstellungen am ersten und dritten Faschingstage, so die brillante Narrenmesse in der Fruchthalle so endlich die gemeinsamen Manövres der männlichen und weiblichen Ranzengarde, welche letztere mit Recht den Namen „Nobelgarde" verdient, den sie trägt. Die Hauptsache aber ist und bleibt der große Maskenzug am Faschings-Montag, den ich Ihnen hier skizziren will. Wie Sie wissen, lag in der Grundidee des Zugs eine Persifflage auf die Vereinswuth des Jahrhunderts. Wir haben eine Unzahl Vereine, die mehr lächerlich, als nützlich sind, weil sie extravagiren. Diese lächerlichen Seiten der Vereine wurden durch treffende Satyren gegeißelt, welche man in einzelnen Gruppen dem Zuge einverleibte. So wurden die Literaten-Associationen durch eine Windmühle und Maculatur-Maschine persifflirt; dabei befand sich ein riesiges Dintenfaß, in welches später einige arme Poeten hineingesteckt wurden, während Andere die Literatur mit Ellen ausmaßen. So ferner der Verschwiegenheitsverein, bestehend aus Waschweibern und Büglerinnen, als Verfechter der Oeffentlichkeit des Verfahrens in heimlichen Sachen. Unten auf dem Wagen sah man großes Wasch- und Klatsch-Vergnügen, oben das Symbol des Geschnatters, nämlich lebende Gänse. Kann man besser die bodenlose und oft so leere Geschwätzigkeit in den wichtigsten Angelegenheiten persiffliren? So weiterhin der Verein gegen Thierquälerei, hier persifflirt durch die besondere Liebhaberei der Menschen für die Esel; so der Mäßigkeitsverein, an welcher Gruppe, beiläufig gesagt, kein Mensch sich betheiligen wollte; so endlich der Verein gegen Luxus und Mode, der Frauen-Emancipations-Verein u. s. w. Dieses Alles auf die originellste und witzigste Weise im Zuge nicht blos angedeutet, sondern wirklich ausgeführt, konnte nicht anders denn von der drastischsten Wirkung seyn. Nachdem sich dieser Zug längere Zeit durch die Straßen bewegt hatte, kam er auf dem Marktplatze an, wo die Spiele begannen, welche dießmal in einem großen Audienztag der Narrheit bestanden. Auf der prächtigen Tribune befand sich Se. hanswurstliche Majestät und ließ durch den Herold einige der Capital-Unnützenden des Menschengeschlechts vor sein Forum laden, Gericht über sie halten und sie verdammen. Dieses Loos theilte der Kistengeist mit dem Kastengeist, der Hochmutsteufel mit dem Egoismus; sie alle wurden gehenkt, gespießt und geköpft, und man hegt nun im Narrenreiche die Hoffnung, daß sie nie mehr das Menschengeschlecht plagen wollen. Narrische, eitle Hoffnung! Diese Scenen auf den Straßen und vor dem Richterstuhle des Hanswursten brachten einen Totaleindruck in der ungeheuern Zuschauermenge hervor, wie noch kein ähnlicher Mummenschanz aller unsrer Carnevalsfeste, und wir haben den Mainzer Narrenhelden wirklich zu danken für die ergötzlichen und launigen Tage, welche uns ihre Narrenvirtuosität bereitete. —

*) Die Elbe, Albula, ein auf dem Westerwalde entspringendes, unfern Limburg in die Lahn mündendes Flüßchen.

---

Der unterzeichnete Vorstand ist von dem Comité der Taunusfreunde ersucht worden, der Errichtung eines soliden Steingebäudes auf dem Feldberge seine unmittelbar stellvertretende Thätigkeit zu widmen, indem die am 5. Februar gehaltene Versammlung die Ansicht ausgesprochen, daß bei der vorherrschend wissenschaftlichen Tendenz und der Nothwendigkeit mancherlei schwieriger Unterhandlungen, das Unternehmen durch einen schon constituirten wissenschaftlichen Verein besser vertreten seyn würde.

Da wir diese Ansicht theilen, so haben wir uns mit Vergnügen bereit erklärt, jenem Ersuchen zu entsprechen. Die zunächst vorbereitenden Schritte sind von uns eingeleitet, und wir hoffen in Kurzem im Stande zu seyn, dem Publikum günstigen Bericht über den Fortgang der Sache zu erstatten.

Frankfurt, den 10. Februar 1842.

Der Vorstand des geographischen Vereins.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 12. Februar. Ueber das Verhalten des metallischen Kupfers zu einigen Metalllösungen. — Ueber den Zwaner Meteorstein-Regen und dessen nachweislicher terrestrischer Ursprung.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 12. Februar. Die Rosen des Herrn von Malesherbes, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue. Hierauf folgt: Die Königin von sechszehn Jahren, Lustspiel in 3 Abth., aus dem Französischen von Theodor Hell.

Montag, den 14. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Capitain (neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth. von Wohlbrück. Musik von Marschner.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 44. 13. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Armand de la Meilleraye war vor Staunen gelähmt, er vermochte nicht sogleich eine Antwort zu finden. St. Evremond, bei den ersten Worten, welche die Wahrsagerin gesprochen, hatte sich vor die Stirne geschlagen, als suche er sich auf Etwas zu besinnen; den Blick fest auf sie heftend, stammelte er nach Verlauf einiger Minuten:

„Ist es wirklich Madame Voisin, mit welcher der Herr Markis und ich in diesem Augenblicke zu thun haben?"

Sie bejahte es lächelnd.

„So ist es nicht das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, Euch zu sehen..."

„Noch das letzte Mal," versetzte sie; „ich hoffe es wenigstens..."

„Ihr seyd die Dame, der ich auf der großen Stiege im Schlosse zu St. Germain begegnete; die Stimme, die Züge, welche die Larve nur theilweise verbarg, Alles verbürgt mir, daß ich mich nicht getäuscht..."

„Wie es Euch beliebt! Worin kann ich Euch dienen, meine Herren?"

„Wißt Ihr es nicht? Ihr gebt doch vor, Alles zu wissen?"

„So weit geht mein Ehrgeiz nicht, Herr General; ich beschäftige mich blos mit der Zukunft."

„Nun, wir kommen, der Herr Markis und ich, damit Ihr uns die Zukunft enthüllet."

„Ich werde mein Möglichstes thun, in so fern der Geist mir zu Hülfe kommt. Wer von Euch, meine Herren, wünscht sein Loos zuerst zu erfahren?"

„Es ist an Euch, Herr von St. Evremond," sagte la Meilleraye.

„Nicht mehr als billig," erwiederte dieser, „es ist ein Vorrecht des Alters."

Die Voisin schlug drei Mal auf eine Glocke. Ein Neger erschien; er hielt ein Plateau von sonderbarer Form in der Hand und stellte es auf den Tisch. Auf dem Plateau befanden sich ein Spiel Karten, ein Glas Wasser, ein hölzernes Stäbchen, ein Zauberspiegel, ein Zauberbuch, worin man kabalistische Zeichen erblickte. Nachdem der Schwarze sich entfernt, öffnete die Voisin das Buch, mischte drei Mal die Karten, indem sie jedesmal durch St. Evremond abheben ließ, sodann legte sie dieselben in seltsamer Ordnung auf den Tisch, wobei sie leise vor sich hin Zauberformeln murmelte, die keiner menschlichen Sprache anzugehören schienen, und die sie aus dem vor Ihr aufgeschlagenen Büchlein las.

Während dieser verschiedenen Operationen hatte sich ihr Aeußeres verändert; sie war ernst geworden und es lag schier etwas Feierliches in ihrem Blicke und ihren Geberden. Der junge Markis folgte unruhig allen Bewegungen der Zauberin, allein St. Evremond behielt fortwährend ein spöttisches Lächeln auf den Lippen. Endlich zogen sich seine dichten Augenbrauen zusammen und er rief etwas ungeduldig:

„Wohlan, Frau Prophetin, es scheint, daß meine Zukunft sehr dunkel ist?"

„Geduld," versetzte die Voisin, „sie wird sich gleich aufhellen, denn der Geist steht mir bei. Herr General, Ihr seyd verliebt..."

Hier warf sich St. Evremond rücklings auf seinen Sessel, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach. Nachdem er seiner Fröhlichkeit freien Lauf gelassen, rief er aus:

„Aber, wie meint Ihr das? Ich befrage Euch über die Zukunft, und Ihr redet vom Vergangenen. Wenn Ihr so Eure Kunst treibt, hole der Henker die Astrologie. Wollen wir zusammen eine Courante tanzen? Das ist gescheidter."

„Lacht, so lang es Euch beliebt," versetzte die Wahrsagerin mit zuversichtlichem und selbst ein wenig stolzem Tone; „ich aber wiederhole Euch, daß Ihr im Augenblicke, wo ich mit Euch spreche, verliebt seyd, und daß diese Liebe, die erst begonnen, die heftigste seyn wird, die Ihr empfunden."

„Ich habe Nichts dagegen," versetzte der General aufs Neue lächelnd, „allein den Gegenstand dieser Liebe muß ich doch wenigstens kennen, und Ihr werdet mich ohne Zweifel deßfalls belehren? Es soll mich sehr freuen, auf Ehre."

„Ich kann es Euch in Gegenwart des Herrn Markis nicht sagen."

Bei diesen Worten fuhr St. Evremond unwillkührlich zusammen, und trotz seiner affektirten Leichtfertigkeit, konnte man doch sehen, daß er vieles von seiner Zuversicht verloren.

„Und wird diese heftige Liebe, weil Ihr denn doch darauf besteht, erwiedert?"

Die Voisin sah ihn lange an, indem sie dabei von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Karten warf, dann schüttelte sie zweifelhaft den Kopf.

„So? Das wäre das erste Mal," versetzte St. Evremond ziemlich geckenhaft. „Schönen Dank für Euer Horoskop, meine theure Madame Voisin. Habt Ihr mir sonst Nichts zu sagen?"

„Fragt und ich werde antworten."

„Gerne. Werde ich noch lange leben?"

„Gebt mir Eure Hand, Herr von St. Evremond."

Nachdem sie die Linien seiner Hand lange beobachtet, antwortete sie:

„Ihr werdet ein hohes Alter erreichen."

„Desto schlimmer! Saperlot, desto schlimmer! Da werden die Frauen mich bald nicht mehr wollen, und ich habe sie so

sehr geliebt! Aber, werde ich wenigstens ein ruhiges Alter haben?"

Die Voisin faßte mit der einen Hand das hölzerne Stäbchen, das auf dem Plateau lag, und schwang es drei Mal über dem Glase mit Wasser, sodann mit der andern Hand dem General den Zauberspiegel darreichend, sprach sie:

„Neiget den Spiegel dergestalt, daß das im Glase befindliche Wasser sich darin spiegele. Das Wasser ist ein Symbol Eures Lebens. Wenn es in dem Spiegel so rein und klar bleibt, wie es im Glase ist, so könnt Ihr auf eine ruhige Zukunft hoffen. Im entgegengesetzten Falle habt Ihr Alles zu befürchten. Was seht Ihr?"

„Gar Nichts."

„Ihr schaut nicht recht. Gebt mir den Spiegel wieder. O Gott! wie trübe ist es! Herr von St. Evremond, seyd auf Eurer Huth, es bedroht Euch irgend ein großes Unglück."

„Alle Wetter! wie geht Ihr mit mir um, Frau Wahrsagerin! Eine Dame, die ich liebe, und die mich nicht mag! Der Tod, den ich auf dem Schlachtfelde oder im Zweikampfe gesunden hätte, und der, wie es scheint, mich auch nicht will! Das Glück mag mich eben so wenig. Glücklicherweise glaube ich von alle dem kein Wort."

„Habt Ihr noch einige Fragen an mich zu richten, Herr General?"

„Ganz und gar nicht; damit ist's wahrhaftig genug. Auch ist hier mein Freund, der kaum erwarten kann, daß die Reihe an ihn komme." (Fortsetzung folgt.)

## Der verwünschte Thurm.

(Fortsetzung.)

Es wird behauptet, alle Anordnungen in Beziehung auf die Belagerung von St. Jean d'Acre seyen mit dem Leichtsinne und der Sorglosigkeit getroffen worden, welche stets ein zu großes Vertrauen zum Erfolge einzuflößen pflegt. Die Gräben der Transcheen waren kaum drei Fuß tief, so daß viele Soldaten, welche nicht genug gedeckt waren, auf diese Weise die Opfer der dem commandirenden General vom Geniecorps mangelnden Vorsicht wurden. Eines Morgens ging General Kleber mit Eugène Beauharnois im Lager spazieren. Letzterer wurde als Befehlshaber der Guiden des Generals en chef stets von einigen der Unsrigen begleitet, und so hörte ich denn bei der Gelegenheit den General Kleber Beschwerde darüber führen, daß die Transcheen noch nicht weiter vorgerückt und insbesondere, daß sie so wenig tief seyen. —

— Sieh' nur einmal, Blondkopf, sagte er zu Eugène, dies Stückchen Tranchee von Deinem Stiefvater; sie geht mir nur bis an's Knie.

Der General liebte Eugène wie seinen Sohn; Eugène war erst neunzehn Jahre alt und der General spielte durch die Bezeichnung Blondkopf auf seinen üppigen blonden Haarwuchs an. Kaum hatte Kleber jene Worte gesprochen, als eine aus dem „verwünschten Thurm" abgeschossene Kugel ihm eine Klappe an seinen Stulpstiefeln abreißt und dem neben ihm stehenden Guiden den Schenkel zerschmettert. Rasch wie der Blitz hatte sich der General auf Eugène geworfen und die Arme über ihn ausgebreitet, um ihn zu decken; dann wandte er den Kopf zu dem Verwundeten hin und sagte kalt zu unserm Commandanten:

— Nun! Blondkopf, habe ich nicht Recht gehabt?

Die That, die Worte, die Bewegung Kleber's, durch welche er seine breite Brust den feindlichen Kugeln preisgab, um seinen jungen Freund zu schützen, erschienen mir erhaben; und der Eindruck muß in der Sache begründet gewesen seyn, denn Eugène konnte den Zug später niemals wieder erzählen, ohne daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Die Türken sind hinter Mauern bewundernswerthe Soldaten; in St. Jean d'Acre bewiesen sie es während der ganzen Dauer der Belagerung. Fast unmöglich war es, sich außer Deckung zu zeigen, ohne daß man alsbald verwundet wurde, wie weit man auch von der Festung entfernt war. Ihre Schützen, meist Albanesen, legten auf die Mauerzinnen mehrere Steine über einander, bildeten sich auf diese Weise Schießscharten für ihre Flinten, die noch bedeutend länger sind als gewöhnliche Vogelflinten und schossen auf Alles, was sich ihren Blicken zeigte, mit der todbringendsten Sicherheit. Dazu kommt noch, daß sie unter dem Commando zweier französischer Emigranten standen, denen die Vertheidigung des Platzes ausdrücklich übertragen war, *) und deren Anwesenheit in der Festung die Verwunderung zur Genüge erklärt, welche der General en chef äußerte, als er die von den ersten Bomben, mit denen sie unsere Ankunft begrüßten, beschriebenen Elipsen bemerkte. Ueberdies sandten sie uns unsere eigenen Kugeln zu, welche Sir Sidney Smith dem Capitain Standeley abgenommen hatte. Unter den verwundeten Offizieren fand sich auch der General Caffarelli, den eine Kugel am linken Ellenbogen traf, so daß man ihm den Arm abnehmen mußte. Bereits hatte er ein Bein auf dem berühmten Rückzuge in Deutschland eingebüßt, den Marschall Jourdan, jetzt (1809) Gouverneur unseres Invalidenhauses ausgeführt hat.

Am Tage darauf begab sich der General en chef früh Morgens in die Transcheen, begleitet von dem Capitain Croisier, einem seiner Adjutanten, der schon seit dem Beginn der Belagerung sich vergebens dem Tode preisbot. Das Leben war ihm zum Ueberdruß geworden. Zur Zeit als Napoleon sich noch zu Dumanchue befand, drang ein Haufe berittener Araber höhnend auf das Hauptquartier ein. Bonaparte, welcher in dem Hause des Scheich am Fenster stand, wurde über diese Frechheit unwillig und wandte sich an den Capitain Croisier, der gerade den Dienst bei ihm hatte, mit den Worten:

— Nehmen Sie einige von meinen Guiden mit sich und jagen Sie die Canaillen fort, die sich den Spaß machen, dort herumzuplänkern.

Alsbald ritt der Capitain mit einem Dutzend Reiter in die Ebene hinab. Das Scharmützel begann, wurde aber unsererseits sowohl bei'm Angriffe, wie bei der Vertheidigung mit einer Lässigkeit betrieben, welche der Oberbefehlshaber sich gar nicht zu erklären vermochte. Er stellte sich in seinem Unwillen an's offene Fenster und fing laut an zu schreien, wie wenn es möglich gewesen wäre, daß die Reiter ihn hätten verstehen können.

— Vorwärts doch! Croisier, so chargiren Sie doch!

Ganz gegen ihre Gewohnheit aber zogen sich unsere Cameraden zurück, sobald die Araber zum Angriffe schritten und endlich zogen sich die letzern nach einem ziemlich anhaltenden Gefechte zurück, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben oder auf dem Rückzuge beunruhigt zu werden. Da konnte sich der Zorn des Oberbefehlshaber nicht länger zähmen. Er ließ denselben in vollem Maaße gegen seinen Adjutanten aus, als dieser wieder in das Haus des Scheich trat, um ihm von der spaßhaften Expedition Bericht zu erstatten. Vermuthlich war also die Art und Weise, in der er empfangen wurde, nicht gerade die liebenswürdigste, denn der junge, sonst bei allen Gelegenheiten so tapfere und stolze Mann trat

*) Philippeau, ein ausgezeichneter Ingenieur und ehemaliger Mitschüler von Napoleon in der Militairschule zu Brienne, war der Eine, Tromelin, ein ausgezeichneter Artillerie-Offizier, der Andere.

mit thränenden Augen wieder aus dem Zimmer hervor. Ein Offizier unseres Regiments suchte vergebens ihn zu beruhigen. (Fortsetzung folgt.)

## Der Festordner.

Arrangirende Talente sind das Oel des socialen Lebens, sie verstehen es, die verschiedenartigsten Substanzen der Gesellschaft mit einander zu vereinigen und geschmeidig zu machen, sie sind die hörnernen Löffel, mit welchen der Salat der großen Städte auf elegante Weise vor Aller Augen durcheinander gerührt, und zugleich das gläserne Gefäß, in welchem er angerichtet wird.

Der Festordner ist die ausgebildetste Klasse dieser Art von Talenten, er ist das officielle Modell aller maitres de plaisir, er macht sich zum Factotum für jede Berühmtheit, welche durch den Punkt der Landkarte kommt, an welchem er sein Netz ausgespannt hält.

Er gedeiht nur in großen Städten, „denn der große Mann braucht überall viel Boden;" seine Thätigkeit ist nur eine gelegenheitliche und deßhalb muß er an einem Orte leben, wo ein mannigfacher Verkehr ihm Gelegenheiten zur Thätigkeit verschafft.

Wer wollte seine Nützlichkeit verkennen? In heutiger Zeit, wo Nichts theurer ist als Zeit, wo Jedermann mit sich selbst so viel zu thun hat, daß er nur beiläufig sich um Andere kümmern kann, wo es die meisten Leute zu unbequem finden, berühmte Bekanntschaften aufzusuchen, da muß eine Person einem gefühlten Bedürfnisse abhelfen, welche es sich zur Pflicht macht, die durchreisenden Celebritäten aller Welt zu apportiren.

Beiden Theilen geschieht damit ein großer Gefallen. Die Celebrität wird nicht zu sehr überlaufen und die Celebrirenden haben weiter keine Mühe, als einmal an einem bestimmten Tage für den und den Preis zu diniren und zu soupiren.

Es dinirt und soupirt wohl so mancher feierlichst bei einer solchen Gelegenheit, läßt sich den Wein schmecken, hört gemüthlich die gegenseitigen Lobreden mit an, bewundert die vorgetragenen Gedichte, die respectiven Festmusiken, die geschmackvolle Decorirung des Saales und stimmt in den gewöhnlich ausgebrachten Toast auf den Ordner des Festes ein, ohne eigentlich ernsthaft daran zu denken, was Alles, und in wie fieberhafter Geschäftigkeit, der betriebsame Veranstalter hat durchkämpfen, durch welche Rücksichten und Anstände er sich hat durchwinden müssen.

Der Festordner ist aber auch ein eigenthümlich organisirtes Wesen; was er vermag, ist Tausend andern unmöglich, er ist ein wahres Arsenal von Fähigkeiten, welche das Leben Anderer verschönern und sein eignes auch; denn hinterdrein oder mittendrin sagte er sich schweißtriefend: „und ich, der all' dies Herrliche vollendet, mich rührt allein das allgemeine Glück."

Wie Weiber, die zu häßlich oder zu alt sind, um selbst Gelegenheit zu finden, sich am Gelegenheitsmachen ergötzen, so hat der Ruhm eines Mannes nur für ihn Werth, insofern er ihn machen kann, denn darin besteht sein eigner.

Der Festordner hat gewöhnlich sein gutes Auskommen aus eigner Wohlhabenheit, oder wenn er ein Amt hat, so ist dieses eine Sinecure, welche es ihm möglich macht, den tausenderlei Allotriis nachzulaufen, welche er zu seiner Wirksamkeit nöthig hat.

Er ist vor allen Dingen Dichter, und weiß sein Talent an die Leute zu bringen, indem er sie ansingt, er ist Kunstkenner, Kunstliebhaber, damit er Maler, Architekten u. s. w. zur Hand habe, sobald eine Dekorirung bei einer Festlichkeit nothwendig wird; er kennt alle Leute, denn wer wäre nicht schon bei einem Festessen zugegen gewesen, das er arrangirt hat?

Er weiß sich jedem angenehm zu machen durch Gefälligkeiten, welche zu erweisen, seiner Eitelkeit schmeichelt; in allen Gesellschaften ist er gern gesehen, in den Familien wird er um Rath gefragt bei den idyllischen Begebenheiten der Geburtstagsfeiern, Hochzeiten u. dgl. m.

Dafür kann er aber auch auf seine zahlreichen Bekanntschaften rechnen, sobald es sich darum handelt, irgend ein Jubiläum, einen Jahrestag oder — o Wonne — die Ankunft eines Mannes zu feiern, der im Conversationslexikon cum laude figurirt, oder von dem vorauszusehen ist, daß er in den Nachtrag zur „Gegenwart" oder „zur neuesten Zeit" kommen wird.

In welcher Weise der zu Feiernde sich ausgezeichnet hat, ob er ein Bildhauer oder ein Staatsmann, ein Schauspieler oder ein Gelehrter ist, ob er zur historischen oder philosophischen Schule gehört, ob er Feinde oder Freunde in der Stadt hat, das Alles gilt ihm gleich; nur Eines weiß er: daß der Angekommene unter allen Umständen gefeiert werden muß.

Da gilt es nun Visiten hin und her zu machen, ein Programm zu entwerfen, Listen zum Unterzeichnen zu präsentiren, zum Traiteur zu laufen und die Couverts zu bestellen, zum Gärtner, um etwanige Blumenkränze winden zu lassen, dazwischen ein Gedicht zu machen und drucken zu lassen, sich eine Rede für einen etwa auszubringenden Toast auszuarbeiten und doch noch Zeit genug zu behalten, um dem Fremden alle mögliche Merkwürdigkeiten der Residenz, alle Lustörter der Umgebung zu zeigen, außerdem aber Berichte für die am meisten im Orte gelesenen Zeitungen vorzubereiten.

Begegnet man ihm auf der Straße, so hält er in seinem eilenden Schritte nur ein paar kurze freudestrahlende Minuten an und sagt etwa: „ich komme eben von dem größten Philosophen und gehe zur größten Sängerin." Oder er annoncirt bereits einen neuen berühmten Gast, von dessen zu feiernder Ankunft er eben durch Privatcorrespondenz benachrichtigt worden ist.

Ist es ein Schauspieler, eine Schauspielerin, Klavierspieler oder Violinvirtuose, den er unter seine Flügel genommen, so breitet er ihren Ruf auf jede mögliche Weise aus, sucht die Leute ins Theater, Concert zu verlocken, und beklatscht jede Stelle, bei welcher es nur irgend der Anstand und seine enthusiastische Kennerschaft erlaubt; ist es jedoch ein anderer geistig bedeutender Mann, so weiß er die goldenen Worte, welche derselbe zu ihm gesprochen, durch die ganze Stadt zu bringen, und das Verdienst des Mannes ins beste Licht zu stellen und vor Anfeindungen zu schützen; er macht es wie die alten Philologen, welche in ihrem annotationibus immer den Autor, welchen sie gerade ediren, bis in den Himmel erheben. —

Daß Festordner — bloß um nicht feiern, oder vielmehr um feiern zu dürfen — sich berühmte Leute nach ihrem Wohnorte eigends herangeschleppt hätten, ein solcher Fall ist noch nicht bekannt geworden; aber es gibt Fälle, wo berühmte Leute befürchten müssen, daß sie in dem Wohnorte des Festordners eher auf Abneigungen als auf Sympathien stoßen werden, weßhalb sie auch nicht geneigt sind, dort zweideutige Festdemonstrationen entgegenzunehmen; in solchen Fällen scheut wohl auch der Festordner die Mühe, Kosten und Beschwerlichkeiten einer ziemlich bedeutenden Reise nicht; schläfert die Befürchtungen und etwa feindlichen Gesinnungen der Celebrität auf die geschickteste Weise ein, indem er sich als Deputirter einer großen Anzahl freundlich Gesinnter präsentirt und

ihn in deren Namen bittet, die Ovation huldreichst entgegenzunehmen, welche man ihm vorbereite.

Läßt sich der große Mann endlich zu gnädiger Gesinnung verlocken, so kehrt der Festordner triumphirend heim, und beginnt die Leute, deren Deputirter zu seyn er vorgab, die aber von der ganzen Sache nichts wußten, zu bearbeiten, und eine Bereitwilligkeit in ihnen dadurch künstlich zu erzeugen, daß er ihnen confidentionell mittheilt, wie versöhnlich der große Mann gesprochen, wie er sich in eine ganz andere Stellung zu ihnen zu begeben hoffe, als sie vielleicht nach allen Antecedentien zu glauben geneigt seyn könnten.

Nicht immer gelingt dies höchst diplomatische Manöver, aber dann hat doch der Festordner seine Schuldigkeit gethan, er wird es in der Folge so zu karten wissen, daß er sein Gelegenheitsgedicht oder Festrede in petto doch noch einmal verwenden kann.

Freuen wir uns anerkennend seiner Bemühungen und gestehen wir von ihm, daß es auch solche Käuze geben müsse, die ihre liebenswürdige Gesinnungslosigkeit zur Verherrlichung aller Leute und Partheien ausbeuten, und ein wahrer Ankerplatz für zuwandernde Celebritäten sind, ohne dafür irgend einen andern Lohn, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit durch den Umgang mit ihnen zu finden.

## Tabletten.

*** In einem Wirthshause zwischen Villefort und Langogne ließen sich zwei Reisende eine Flasche Wein geben. Kaum hatten sie davon getrunken, so fielen sie nieder und starben unter fürchterlichen Zuckungen. Das Gericht, davon benachrichtigt, begab sich sogleich zur Stelle, um über die muthmaßliche Vergiftung Untersuchung anzustellen. Die Wirthsleute betheuerten auf das angelegentlichste ihre gänzliche Unschuld bei der Sache, und zur Bekräftigung erbot sich die Wirthin, von demselben Weine zu trinken, der den Gästen aufgestellt worden war. Allein kaum hatte sie ein Glas getrunken, so starb auch sie unter denselben Symptomen. Man untersuchte das Faß und fand darin einen todten Salamander, dessen Gifte man jene furchtbaren Wirkungen zuschrieb.

*** Die berühmte Luftschifferin Mad. Margate ist am 22. Januar zu Batignolles bei Paris, 62 Jahre alt, gestorben. Diese unerschrockene Frau hat mehr als einmal ihr Leben für die Armen gewagt. Zu ihren Abenteuern gehört unter Andern die schreckliche Nacht, die sie im Jahr 1824 in einem Gehölz der Gemeinde Baligy zubrachte. Ihr Ballon hatte sich an einem Baum festgerannt, und sie mußte den Tag abwarten, um sich an einem Seile herabzulassen. Die auf einem benachbarten Felde arbeitenden Bäuerinnen waren nicht wenig erstaunt, eine „vornehme Dame" in reichem Anzug vom Himmel herabfallen zu sehen.

*** (Volksfeste.) In manchen Gegenden bringen die Behörden, geistliche wie weltliche, auf Abschaffung der Volkslustbarkeiten und Volksfeste, weil es, nach alter Sitte, dabei etwas handgreiflich zugeht, und weil sie den „guten Sitten" zuwider seyen. Aber wenn man dem Menschen Tanz und Musik nimmt, wenn man ihm, nachdem er sechs Tage lang gearbeitet hat, auch den Sonntag Nachmittag und Abend verkümmert, so wissen wir nicht, wie der ärmere Mann — denn der Reiche hat 365mal im Jahre Sonntag — sich noch in seiner Weise ergötzen kann. Soll alles frische und derbe Leben verschwinden, Alles glatt und eben geschoren werden? — Es gibt Leute, die aus dem Staate einen chinesischen Garten machen möchten; — aber die Natur verkünsteln, heißt auch immer die Natur verpfuschen. Wozu das Bestreben, Alles nach dem beschränkten Maße des eigenen Begriffes nivelliren zu wollen? (Oberd. Z.)

*** (Neapel, 25. Januar.) Der Carneval hat hier nach dem Kalender am 17. d. begonnen. Während aber die Lust des Neapolitaners sich den Freuden des Carnevals hinzugeben mit jedem Jahr abnimmt; scheint sich auch der Himmel dieses Jahr förmlich dagegen verschworen zu haben, denn seit vierzehn Tagen haben wir abscheuliches Wetter mit Sturm und Wind; wenn der Regen zuweilen aufhört, so geschieht es bloß um dem Hagel und Schnee Platz zu machen, welch' letzterer jedoch in der Ebene den Boden nie erreicht, sondern nur die Gipfel der Berge schmückt, die in diesem Augenblick einen nordischen Anblick gewähren. Von den Corsobelustigungen konnte bis jetzt noch nicht die Rede seyn und die wenigen Masken, die dem ersten Festino im Theater San Carlo beiwohnen wollten, hätten beinahe zu Wasser vorfahren können. Die Fêten in der vornehmen Welt folgten vor Beginn des Carnevals sehr rasch auf einander und haben jetzt etwas nachgelassen. Bei Hofe ist nichts zu erwarten, indem sich JJ. MM. der König und die Königin dermalen in Caserta, dem Lieblingsplatz der Königin, aufhalten. (A. Z.)

*** Der Baltimore American erzählt folgenden merkwürdigen Fall: „John Dougherty, der vor einiger Zeit so furchtbar verletzt wurde, indem ihn bei dem Eisenbahn-Depot ein Waggon an der Mauer des Billet-Büreaus zerquetschte, ist so weit hergestellt, daß er von hier nach seiner Heimath zu Lancaster, in Pennsylvanien, hat abreisen können. Die ihm von jenem Zufall gebliebene Erinnerung ist in der That so bestimmt als schrecklich. Als er den Waggon herbeischießen sah, hoffte er zuerst, daß man ihn noch zeitig genug in seinem Laufe hemmen würde; aber bald empfand er an den vorstehenden Theilen seines Körpers die Quetschung, das Brechen seiner Rippen; dann folgte das furchtbare Gefühl, welches mit der gewaltsamen Zuströmung des Blutes aus dem Körper nach dem Kopfe verbunden ist: es war ihm, wie wenn sich ein Feuerstrom aus dem Letzteren nach dem Ersteren ergöße. In diesem Augenblicke verlor er das Bewußtseyn, und als der Wagen gleich darnach zum Stehen gebracht und etwas zurückgeschoben worden war, fiel er, einer Leiche gleich, zur Erde nieder. Endlich wieder zur Besinnung gekommen, war ihm, wie wenn er einen unangenehmen Traum gehabt hätte, und er freuete sich, durch sein Erwachen davon befreit zu werden. Wer ihn in dem Augenblicke seines Unfalls gesehn, der mußte es für unmöglich halten, daß er ihn überleben würde; doch ist dies, Dank einer gütigen Vorsehung und der geschickten Behandlung seines Arztes, des Doctors Dundar geschehen."

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 13. Febr. Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt von Angely. Hierauf folgt: Der Bürgerkapitain, oder: Die Entführung, heroisch-bürgerlich Lustspiel in 2 Abtheilungen.

Montag, den 14. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Capitain (neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth. von Wohlbrück. Musik von Marschner.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 45. 14. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Die Voisin schlug nochmals auf die Glocke; der Schwarze kam; sie sagte ihm ein Paar Worte ins Ohr, und schien selbst einige Fragen an ihn zu richten, die er sämmtlich mit bejahendem Kopfnicken beantwortete. Hierauf entfernte er sich, und trug das Plateau, die Karten, das Glas und das Zauberbuch hinaus. Nach Verlauf von zwei Minuten ungefähr erschien er wieder; diesesmal trug er blos einen Zauberspiegel von besonderer Form, den er knieend der Wahrsagerin überreichte. Diese befahl die Kerzen auszulöschen und das Zimmer war nur noch durch einige Scheiter Buchenholz erhellt, welche im Kamine allmählig in schwacher Gluth erstarben.

„Ha! ha!" rief St. Evremond aus, „es scheint, diesesmal haben wir das große Spiel! So ist's, wenn man der Sohn des Feldmarschalls, Herzog von la Meilleraye, Großmeister der Artillerie ist."

Die Voisin war aufgestanden, näherte sich dem jungen Manne und heftete ihre Augen auf die seinigen, als habe sie trotz der Finsterniß gesucht, ihn durch die Macht ihres Blickes zu bezaubern.

„Markis de la Meilleraye," rief sie, „was wollt Ihr von mir?"

„Mein Schicksal erfahren," erwiederte Armand.

„So folgt mir," versetzte die Wahrsagerin, ihn bei der Hand fassend, indem sie dabei über seinem Kopfe den Zauberspiegel schwang, der, die Flamme des Kamins reflektirend, Blitze zu sprühen schien.

Bleich und zitternd erhob sich la Meilleraye von seinem Sitze, und er schickte sich an, der Wahrsagerin zu folgen, da rief St. Evremond aus:

„Halt, wenn's beliebt! Ich will auch dabei seyn."

Die Voisin sagte dem jungen Manne leise Etwas ins Ohr, und fügte dann mit lauter Stimme hinzu:

„Herr Markis, entscheidet Ihr, ob Herr von St. Evremond Zeuge seyn soll?"

„Nein, nein," versetzte der Markis. „Aber was Ihr mir versprochen, kann nicht in Erfüllung gehen. Es ist unmöglich. Die Gesetze der Kirche, der Natur und der Vernunft geben es nicht zu."

„Herr Markis, die Gesetze, von denen Ihr redet, weichen der Macht meiner Kunst. Bei Allem, was heilig ist in der Welt, ich werde mein Versprechen halten, allein dazu ist es nöthig, daß Ihr allein bei mir seyd, in dem Zimmer, in welches ich Euch führen will."

„So kommt denn," stammelte la Meilleraye in großer Aufregung; „ich vertraue mich Euch an. Mein lieber Herr von St. Evremond, ich bitte Euch, mich hier zu erwarten."

Der General hatte nicht Zeit, ein Wort hinzuzufügen, denn der Markis war bereits verschwunden. Er blieb ungefähr fünf Minuten allein. Dann ging die Thüre auf, die Voisin trat herein, ein Licht in der Hand haltend. Sie sah verstört aus, und war allein.

„Was habt Ihr mit meinem Gefährten gemacht?" rief St. Evremond, ihr drohend entgegen stürzend. „Antwortet, Ihr haftet mir für ihn mit Eurem Leben."

Er hatte den Degen gezogen, indem er dieses sprach; verächtlich lächelte die Voisin, und da sich in demselben Augenblicke eine maskirte Thüre aufgethan, erwiederte die Wahrsagerin ruhig:

„Ihr fragt nach Eurem Gefährten, da ist er."

In der That traten zwei Lakayen ein, den jungen Markis auf einem Sessel tragend. Er schien in tiefsten Schlaf versunken und war sehr bleich. St. Evremond näherte sich ihm und schüttelte ihn beim Arme; la Meilleraye rührte sich nicht und schien unempfindlich.

„Todt!" rief der General mit fürchterlicher Stimme. „Ihr habt ihn gemordet! Weh Euch, abscheuliche Hexe!"

Die Voisin, ohne ein Wort zu erwiedern, näherte sich dem jungen Manne, und zog aus dem Busen ein Fläschchen, an dem sie ihn riechen ließ. Alsbald kam la Meilleraye zu sich; die ersten Worte, die seiner gepreßten Brust entfuhren, waren diese:

„Hortense! Hortense! Ich sehe sie nicht mehr. Und doch war sie so eben da... ja, da!... O Gott! gib' mir sie wieder!"

„Er ist wahnsinnig," sagte St. Evremond.

„Noch nicht," murmelte die Voisin, und sprach dann laut: „Seyd Ihr zufrieden, meine Herren?"

„O," erwiederte la Meilleraye, einen Diamantring von großem Werth vom Finger ziehend, den er sogleich der Voisin an den Finger steckte, „nur noch ein einziges Wort, sagt mir, welchen Tag wird sie mir angehören? und ich gebe Euch, was Ihr haben wollt."

„Herr Markis, über diesen Punkt kann ich Euch noch keine Antwort geben, es sind da viele Hindernisse, allein Gott ist groß."

„Ich werde ihn zu jeder Stunde des Tages anflehen."

„Armer Markis," sprachen leise zu gleicher Zeit der General und die Wahrsagerin.

„Bei alle dem," fuhr St. Evremond munter fort, „Madame Voisin, Ihr seyd ein gewandtes Weib, ich bin bereit, es aller Orten zu erklären, und trotz Eurer düsteren Prophezeiungen muß ich Euch küssen, ehe wir gehen."

„Sehr gern, Herr von St. Evremond."

Hierauf entfernten sich beide Edelleute; diesmal geleitete sie nicht die Vigoureur, sondern das hübsche Kammermädchen, die St. Evremond gleichfalls mit aller Gewalt küssen wollte. Indem sie über die Schwelle des Hauses schritten, bemerkte Letzterer, daß die Miethkutsche sich entfernt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Erlebnisse aus den Musenjahren.

Von J. H***

Während meiner Studienzeit zu B. wohnten in demselben Hause, in welches ich mich eingemiethet hatte, noch zwei andere junge Leute, von denen einer Jurist, der andere Theolog war. Der erstere führte einen von jenen Namen, die in der deutschen Sprache ungemein häufig vorkommen, und denen man etwa Meier zur Seite setzen darf; weßhalb ich mich denn auch, da ich den wirklichen Namen nicht hersetzen zu dürfen glaube, des angegebenen im Laufe dieser Erzählung, zur Bezeichnung meines Freundes bedienen werde. Meier war zwar von gutmüthigem Charakter, besaß aber einen Leichtsinn, der in's Grenzenlose ging. Er hatte neun Jahre studirt, oder vielmehr die Universität besucht, war Senior bei mehreren Verbindungen gewesen, trank am meisten Bier, paukte am trefflichsten, spielte mit der größten Tollkühnheit, ritt, tanzte ausgezeichnet schön: kurz, war ungefähr Das für die Universität, was Alcibiades für Athen gewesen war. Trübseliger sah es freilich um seine Wissenschaft aus; nichts desto weniger hätte er doch wohl ein Examen nothdürftig bestehen können, wenn nicht seine äußern Verhältnisse, namentlich eine ungeheure Schuldenmasse ihm die erforderlichen Zeugnisse vorenthalten hätten. Mit seinen Eltern stand er seit mehreren Jahren in durchaus keiner Verbindung mehr; er wußte nicht, ob sein Vater noch lebte, todt war, oder, wie er zu sagen pflegte, sich in irgend einem Mittelzustande befände. Seine gute Mutter hatte anfänglich die unterbrochene Correspondenz heimlich fortgesetzt und von den Ersparnissen des Haushaltes dem lieben Sohne Unterstützungen zufließen lassen. Ein Zufall hatte dies jedoch dem Vater entdeckt, und, überzeugt, daß auf solchem Wege sein Sohn, welchen er, da er außer diesem nur noch eine jüngere Tochter besaß, trotz des verursachten Kummers immer noch liebte, ganz verloren seyn würde, hatte er durch die eindringlichsten Vorstellungen seine Gattin bewogen, nicht durch unzeitiges Mitleid den entworfenen Besserungsplan zu vereiteln. Der Nothzustand, welcher für unsern Leichtfuß daraus hervorgehen und denselben zu einem geregelten Lebenswandel zurückführen sollte, war aber auf eine andere Weise abgewendet worden. Die Verbindungen nämlich, von denen er in den letzten Jahren Ehrenmitglied war, zahlten aus ihren Kassen monatliche Beiträge zur Bestreitung seiner nothwendigsten Bedürfnisse. Eben dieselben hatten auch auf eigene Kosten eine Deputation an die Eltern unsers Meier gesandt, deren Mitglieder mir den Erfolg dieses Unternehmens selbst erzählten. Anfänglich hatte zwar der Vater die eingelegte Fürsprache standhaft zurückgewiesen; die Bitten seiner Gattin aber, und vorzüglich die Thränen der fünfzehnjährigen Tochter, der Schwester unsers Sausewinds, hatten denselben umgestimmt, so daß er bereit gewesen war, das Geschehene zu vergessen, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen und ebenso die Kosten zu bestreiten, welche der Aufenthalt auf der Universität bis zum Examen etwa nöthig machen werde. Dies glückliche Resultat war aber zu Aller Bedauern nicht verwirklicht worden, als der Vater in Erfahrung gebracht, daß die Deputation ganz ohne Wissen seines Sohnes gehandelt hatte. Er wollte durchaus, daß Letzterer sein Unrecht einsehen, ihm dies selbst gestehen, und um Verzeihung bitten sollte. Aber gerade hierzu war dieser bisher nicht zu bewegen gewesen. Er hatte seinem Vater schon zu oft Besserung versprochen, es war ihm schon so oft verziehen worden — und immer war der frühere Leichtsinn wieder Meister über ihn geworden. Er fürchtete, daß er auch dieses Mal nicht werde Wort halten können und wollte wenigstens seine Schuld nicht durch diese Wortbrüchigkeit erhöhen. Die Briefe, welche ihm dieserwegen seine Schwester damals geschrieben hatte, waren von dem ergreifendsten Inhalte, aber, wie zu erwarten stand, ohne Erfolg. Er zeigte sie mir später, wenn wir allein auf unserm Zimmer waren, mit Thränen in den Augen. Er verurtheilte sich selbst, erklärte sich unwürdig, der Sohn solcher braven Eltern zu seyn, nahm sich hundertmal vor, sich erst zu bessern und dann seinen Vater um Verzeihung zu bitten; aber was halfen solche Entschließungen? — eine Stunde nachher ritt er mit seinen Genossen im wildesten Galopp vor dem Fenster vorüber, als sey Nichts vorgefallen.

Auf diese Weise waren schon dritthalb Jahre nach der Absendung jener Deputation verflossen; und obgleich er einsah, daß diese Lebensart jedenfalls bald aufhören müsse, so that er doch Nichts, eine Beendigung herbeizuführen, so sehr ich selbst, und vorzüglich unser beiderseitiger Hausfreund, den ich Kollmann nennen will, ihn hierzu zu bewegen suchte.

Dieser letztere war ein höchst achtungswerther junger Mann und hinsichtlich des Charakters in den meisten Punkten gerade das Gegentheil von Meier. Er war der Sohn eines armen Landmanns aus der Umgegend. Schon von früher Jugend hatte er eine unwiderstehliche Neigung zum Studium der Theologie in sich gefühlt. Durch Ertheilung von Privatunterricht war es ihm, freilich unter Entbehrungen aller Art, möglich geworden, sich auf der Universität zu erhalten. Er besaß gründliche theologische Kenntnisse, predigte mit großem Beifall und war besonders wegen seines bescheidenen, anspruchslosen Betragens, bei dem angenehmsten Aeußern, in den geselligen Männerkreisen der Universitätsstadt sehr beliebt. Die Armuth, in welcher er, namentlich in früheren Jahren gelebt, hatte aber bei ihm, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, eine gewisse Schüchternheit zurückgelassen, die er, wie er mir selbst oft gestand, trotz aller deßfallsigen Bemühungen, nie ablegen konnte. Dies war denn auch der Grund, weßhalb er von Meier, wenn wir die traulichen Dämmerstündchen verplauderten, fortwährend geneckt wurde. Der ruhige Ernst, welchen er solchen Neckereien gewöhnlich entgegensetzte, ergötzte mich oftmals und verleitete ersteren, seine Späße bis auf's Aeußerste zu treiben. Ließ sich Kollmann in solchen Augenblicken gar einfallen, Ermahnungen anzubringen, dann entwickelten sich Scenen, bei denen ich hätte vor Lachen himmelan fliegen mögen. Bei den wörtlichen Neckereien ließ es aber Meier nicht einmal immer bewenden. War Kollmann zur Kaffeezeit nicht zu Hause, so konnte er darauf rechnen, den Porzellantopf leer zu finden. Die besten Bissen wurden aus der Kollmannschen Portion des Mittagessens fein in die des Meier's spedirt, wenn letzterer dem Mädchen, welches dasselbe aus dem Speisehause besorgte, auf dem Gange begegnete und erwarten durfte, nicht gestört zu werden. Kollmann wußte dann nicht zu begreifen, wie bei gleichem Preise der Tisch von so verschiedener Güte seyn könne. Meier suchte Alles dem Zufalle aufzubürden, aß aber dabei mit innigem Wohlgefallen, während ich Alles anwenden mußte, zu vermeiden, daß ich nicht laut auflachte. Wenn Kollmann Abends länger wie gewöhnlich arbeitete, so fand er entweder unter dem Betttuche, Holzscheite, oder es waren die Bretter aus der Sponde gehoben, oder gar das Bett umgekehrt: kurz auf

etwas Schlafftörendes durfte er sich gefaßt machen. Pfeifen und Spazierstöcke konnte Kollmann nicht so viel anschaffen, als ihm Meier verbrauchte.

Ungeachtet aller dieser Vorfälle war nie unter beiden eine Zwistigkeit entstanden; welcher Umstand sicher dem herrlichen Charakter des ersteren zuzuschreiben war, welcher wohl einsah, daß nicht Bosheit, sondern nur Leichtsinn die Quelle war, aus der diese drolligen Späße, über die er am Ende selbst lachen mußte, hervorgingen. (Fortsetzung folgt.)

## Der verwünschte Thurm.

(Fortsetzung.)

— Das überlebe ich nicht, sagte der Capitän. Der General en chef hat mich einen Feigling genannt.

— Du wirst wohl unrecht gehört haben, wie Dir das mitunter begegnet.

— Ich erkläre Dir hiermit, daß ich bei der ersten Gelegenheit den Tod suche, denn entehrt kann ich nicht leben.

Vor St. Jean d'Acre war es, wo der unglückliche junge Mann die Erfüllung seines Wunsches fand. Während der General en chef ihm den Rücken zugekehrt hatte, stieg er auf eine Batterie, wo seine hohe Gestalt nothwendigerweise die Kugeln der Feinde auf sich ziehen mußte.

— Was machen Sie da, Croisier? schrie ihm der General en chef zu, als er ihn in dieser Stellung erblickte. Sie suchen den Tod ohne Noth; kommen Sie herab!

Der Capitain blieb ohne zu antworten stehen.

— Croisier! haben Sie mich nicht verstanden? herrschte ihm Bonaparte von Neuem zu. Sie haben dort oben nichts zu schaffen; kommen sie herunter, ich befehle es!

Der Adjutant bewegte sich nicht, sondern stand ruhig mit über der Brust gekreuzten Armen da. Einen Augenblick darauf hatte ihm eine Kugel beide Beine zerschmettert.

— Ach! Mein Gott! Das habe ich ja verhergesehen, sagte Napoleon, als er ihn fallen sah und wandte das Gesicht ab.

Die Amputation schien nicht unumgänglich nöthig; der Capitain wurde auf eine Senfte gelegt und außerhalb der Tranfcheen in Sicherheit gebracht; wenige Tage darauf starb er aber am Todtenkrampf.

Die Artillerie zeigte sich noch immer außer Stande den berüchtigten „verwünschten Thurm" zu zertrümmern. Man nahm daher zur Unterminirung seine Zuflucht. Während an derselben rasch und schweigend gearbeitet wurde, versuchte eine Abtheilung Grenadiere und Sappeurs sich dort festzusetzen. Der nach der Stadt zu gelegene Theil des Thurmes war von den Belagerten besetzt, welche unaufhörlich einen Hagel von Gewehr- und Kanonenkugeln über uns ergossen. Auch erriethen die beiden französischen Ueberläufer bald unsere Minir-Arbeiten und suchten dieselben durch Gegenwerke zu vereiteln, besonders aber unsere Mine unter dem Festungsgraben zu zerstören. Zu dem Zwecke ordneten sie einen allgemeinen Ausfall an, der mit so vielem Nachdrucke bewerkstelligt wurde, daß es ihnen gelang, einen Theil unserer Transchee-Arbeiten zu zerstören. Die feindliche Colonne war von englischen Offizieren befehligt, und diese waren so trefflich von der Lage der Dinge unterrichtet, denn es gelang dem Einen derselben bis zum Eingang zu unserer Mine vorzudringen, wo er von unsern Grenadieren getödtet wurde. Sein Tod brachte die feindliche Colonne in's Schwanken; sie wurde lebhaft angegriffen und es gelang ihr erst nach Verlust vieler Todten und Verwundeten die Festung wieder zu erreichen.

Noch mörderischer war ein Gefecht, welches am 6. April stattfand, wiewohl dasselbe zu gar keinem Resultate führte. Der Feind hatte uns am Tage zuvor ein schaudervolles Schauspiel gegeben. Er hatte nämlich auf den Mauerzinnen des „verwünschten Thurmes" ein halbes Dutzend Lanzen aufgepflanzt, auf deren jeder der frischabgeschnittene Kopf eines der Unsrigen steckte. Wir erkannten sie leicht an der Länge der Zöpfe und der Haarflechten, mit denen sie geziert waren und welche die Muselmänner, von denen die Gemordeten zu Gefangenen gemacht worden waren, absichtlich nicht abgeschnitten hatten, damit wir sie leichter erkennen konnten. Bei diesem Anblick erreichte die Wuth der Soldaten den höchsten Gipfel. Bald wurde der Befehl zum Sturm gegeben und in den vier darauf folgenden Stunden des Kampfes blieben vier Hundert Soldaten todt auf der Bresche, ohne daß es den Angreifern gelang den Graben zu überschreiten, der sie von der Festung trennte; sie konnten nicht vorwärts, wollten aber auch nicht zurück, wie schrecklich auch die Verheerung war, welche das Kartätschfeuer unter ihnen anrichtete. Endlich machte die einbrechende Nacht der Schlacht ein Ende, indem sie zum Rückzuge nöthigte.

Wir erlitten an diesem Tage besonders unter den Ingenieur-Offizieren ungeheuere Verlüste. General Caffarelli, auf dessen Erholung man Anfangs gerechnet hatte, fragte alle Augenblicke, warum seine Cameraden ihn nicht mehr besuchten. Man hatte ihm sorgfältig den Tod des Capitain Croisier verschwiegen, für den er die lebhafteste Freundschaft hegte; aber was man auch anwenden mochte, ihm die Trauerbotschaft zu verheimlichen, so trugen doch Unruhe und Kummer über seine Verlassenheit dazu bei, seine Krankheit zu verschlimmern. Jedes Mal, wenn ich im Auftrage des Oberbefehlshabers nach seinem Befinden fragte, sagte er zu mir:

— Mein lieber Bolardeau, wenn ich meine Knochen nicht hier lassen muß, so wird mir nur eine Sache Kummer machen, nämlich, daß ich sehen muß, daß so viele brave junge Leute, voll von Hoffnung auf die Zukunft, wie Du, ruhmlos vor einem solchen elenden Neste umkommen müssen, und zu wissen, daß ich, ja ich allein sie in's Verderben gestürzt habe, indem ich sie in dies Land führte.

— Bürger General, antwortete ich ihm, Sie werden nach Frankreich zurückkehren, sobald der Bürger General en chef Egypten erobert hat, was, wie ich hoffe, bald geschehen wird.

— Glaubst Du?

— Ich bin ganz fest davon überzeugt.

Ich glaubte übrigens kein Wort von dem, was ich da sagte, denn ich war mehr als irgend Jemand davon überzeugt, daß früher oder später, wenn mein Körper nicht den Krokodilen im Nil zum Futter dienen solle, mein Kopf gleich denen meiner unglücklichen Cameraden auf der Spitze einer Lanze oben auf den Zinnen des „verwünschten Thurmes" zu figuriren bestimmt sey.

Caffarelli lebte nur noch eine kurze Zeit. Der Tod des jungen Say, seines General-Stabs-Chef, den man ihn nicht verheimlichen konnte, versetzte ihn in die größte Niedergeschlagenheit. Am Tage vor seinem Tode sagte er zu mir:

— Bolardeau, da ich nur Dich habe, mit dem ich mich unterhalten kann, so lies mir doch die ersten Seiten des Buches vor, das dort auf meinem Mantelsack liegt; es wird mir und auch Dir Vergnügen machen.

Ich nahm das Buch und begann laut zu lesen: es war die Vorrede des Bürger Voltaire zu dem Esprit des lois; kaum aber hatte ich die erste Seite umgeschlagen, als der General einschlummerte. Ich ging zum General en chef zurück, der mich zu ihm geschickt hatte.

— Wie geht's mit Caffarelli? fragte er mich schon von weitem, als er meiner ansichtig wurde.

— Bürger General en chef, ich glaube, sein Ende ist nahe; indeß hat der Bürger General von mir verlangt, daß ich ihm die Vorrede des Bürger Voltaire zu dem Esprit des lois des Bürger Montesquieu vorlesen sollte.

— Nun! Und was weiter?

— Nun! Er ist darüber eingeschlafen.

— Und Du auch, nicht wahr? setzte Napoleon spöttelnd hinzu. Es ist närrisch, diese Vorrede hören zu wollen, so kurz vor dem Tode. Es sieht ihm ganz ähnlich. Ich will selbst sehen, wie es ihm geht.

Er ging in das Zelt des Generals; aber der Sterbende schlief und er wollte seinen Schlummer nicht stören. In der darauf folgenden Nacht hauchte Caffarelli seinen letzten Seufzer aus und sein Tod erregte im ganzen Heere tiefes Bedauern. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Der schlimme Bewunderer.) Zu den Zeiten, wo es noch im preußischen Heere unter den Offizieren Sonderlinge gab, die sich darin gefielen, Zweikämpfe mit Kameraden zu suchen, nur um sich die Langeweile der Friedens-Garnison zu vertreiben, saß ein Infanterie-Offizier solcher Gattung in einem Kaffeehause. Da trat ein ihm wildfremder junger Kavallerie-Offizier herein, schmuck, hübsch, von freundlichem Ansehn. „Bruder" — sagte jener Griesgrämige leise zu einem Kameraden seines Regiments — „der blanke Bursch dort ist mir zuwider. Mit dem muß ich mich schlagen." — Umsonst blieb das versuchte gütliche Abreden. Der Griesgram lauerte auf seinen harmlosen Widersacher, wie der Luchs auf eine erkorne Beute. — Der junge Kavallerist bestellte sich eine halbe Portion Kaffee — „Wie mäßig!" accompagnirte der Griesgram. — Jener, ohne es zu beachten oder beachten zu wollen, bezahlte das Gebrachte. — „Wie baar!" hieß das bewundernde Accompagnement. Und nun ging das kuriose Gespräch folgendergestalt weiter: — „Es scheint, Herr Kamerad, als würdigten Sie auch meine unbedeutendsten Aeußerungen Ihrer besondern Aufmerksamkeit." — „Wie richtig und flink im Errathen!" — „Ich hoffe, Sie tragen damit nichts Beleidigendes wider mich im Sinn" — „Wie gutmüthig!" — „Das bin ich nur bis auf einen bestimmten Grad, und Sie überschreiten ihn. Ich fordre Genugthuung." — „Wie muthig!" — „Und zwar sogleich!" — „Wie entschlossen!" — Rasch gings in den Garten des Hauses hinunter, zwei Kameraden als Sekundanten mit. — Der Reiter-Offizier war ein gewandter Fechter. Nach einigen frischen Gängen lag des entwaffneten Griesgrams Klinge im Grase. — „Nehmen Sie Ihren Degen auf!" sagte der, natürlich innehaltende Gegner. — „Wie großmüthig!" erwiederte der Griesgram. — Nun aber ging der Kampf noch heftiger los. Bald blutete der Griesgram aus einer tiefen Wunde am rechten Arm. „Wie geschickt!" rief er aus, indem er den Klingenhieb empfand. — Da jedoch war aller Unmuth wider den lästigen Bewunderer aus des Siegers Seele entschwunden. Er bot dem Sonderling, der ohnehin für den Augenblick kampfunfähig war, lachend die Hand zur Sühne, und man ging in waffenbrüderlicher Befriedigung, ja, man möchte wohl sagen: Befreundung, heiter auseinander. (Gesellschafter.)

*** (Liszt-Wahnsinn.) Die Berliner sind außer sich — über Liszt. Ein Berliner kündigt, um Liszt's Namen zu feiern: „Wasser-dichte Liszt's-Stiefel" an, mit dem Zusatze: „in diesen Stiefeln ist es nicht möglich auf dem Glatteise zu fallen, man gleitet, wie Liszt über die Tasten, in diesen Stiefeln leicht und fröhlich hin." Die Berliner Journalisten nennen Liszt „den Gott des Piano's." Was muß der Bischof von London, der es nicht gestattete, einen Leuchthurm das „Licht der Völker" zu nennen, dazu sagen, wenn er Liszt den Gott des Piano's nennen hört? Liszt hat übrigens über zehn tausend Thaler in Berlin eingenommen. Er soll diesen Berliner Witz — sehr gut aufgenommen haben! (Rheinland.)

## Männerwort.

Männerwort!
Sey Aller Ort
Eiden gleich gehalten!
Halte Stich!
Nimmer brich
An unsel'gem Walten!

Männerwort!
Du starker Port
Leuchte stets in Klarheit;
Immer sey
Ächt und treu,
Wie die lautre Wahrheit!

Männerwort!
Sey Schild und Hort,
Briefen gleich und Siegel!
Nie zerbeiß'
Rost, Geschmeiß
Deine ehr'nen Riegel!

Männerwort!
Winkt da und dort
Dir Etwas bestechlich,
So sey stark!
Bruch ist arg,
D'rum sey unverbrechlich!

Männerwort!
Die schlechte Sort'
Schmettre fuchtlos nieder!
Wer nur spricht
Ist ein Wicht
Und der Wort hält, bieder.

Männerwort!
Ja, fort und fort
Schneide gleich dem Schwerte
Böses durch;
Brech' die Furch'
In gestampfter Erde!

C. Vorholz.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 14. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Capitain (neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth. von Wohlbrück. Musik von Marschner.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 46. 15. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

### VIII.

„Ihr sagt also, daß sie Beide sich kaum einen Augenblick in der Comödie gezeigt haben, in der Loge der Gräfin von Soissons. Was ist nachher aus ihnen geworden? Redet, ich will die ganze volle Wahrheit wissen, hört Ihr?"

Die Person, an welche der Cardinal diese Worte richtete, war eine Art Verwalter oder Geschäftsführer, in sehr einfacher Kleidung, ohne Bänder, Borten noch Spitzen an dem dunkelfarbigen Rocke von ziemlich grobem Stoffe, und ohne Federn auf dem Hut. Er hielt eine schwarzsammtne Tasche voll Papieren in der Hand. Der Mann, ungefähr vierzig Jahr alt, war von mittlerer Statur; er hatte ein scharfes Auge, dichte Augenbrauen, einen zugleich ernsten und tückischen Blick, und ganz das Aeußere und die Manieren eines Bürgerlichen, obschon er den Degen an der Seite trug. Obskurer Commis in einem Bankierhause, bevor ihn der argwöhnischste aller Minister ausgewählt, um seine Privatgeschäfte zu besorgen, war er bereits durch die mächtige Fürsprache des Cardinals zum Secretair des commandements bei der Königin Mutter und zum Staatsrathe avancirt; allein dabei sollte er nicht stehen bleiben. Seine Geistesfähigkeiten waren beschränkt und wenig kultivirt; allein was ihm an Naturgaben abging, ersetzte er durch eine ans Fabelhafte gränzende Thätigkeit. Obgleich von Abkunft und in Manieren ein ächter Bürgersmann, träumte er bereits von einem wahrhaft königlichen Stammbaume. Diese Person, deren Andenken von dem Ruhme des siebenzehnten Jahrhunderts unzertrennlich ist, hieß Johann Baptiste Colbert.

„Gnädiger Herr," erwiederte er, nachdem er sich eine Zeitlang besonnen, „es gehört meine ganze Ergebenheit für Eure Eminenz dazu, mich zu bewegen, derselben eine Eröffnung zu machen, die sie unfehlbar betrüben wird; aber im Interesse der Fräulein von Mancini, glaube ich kein Geheimniß daraus machen zu dürfen." Sodann die Stimme dämpfend: „Fräulein Marie und Fräulein Hortense haben jenen Abend bei einer Kartenschlägerin zugebracht, welche sich die Voisin nennt, und wohin sie durch die Gräfin von Soissons geführt worden sind. Diese Thatsache habe ich aus dem Munde einer Person im Dienste der Wahrsagerin, und die sie alle Drei wieder erkannte, da sie dieselben bereits in der Kirche St. Germain-l'Auxerrois gesehen, wo sie der Messe beiwohnten. Sie waren bürgerlich gekleidet und sind in einer Vinaigrette hingefahren."

„In einer Vinaigrette!" rief der Cardinal mit einem tiefen Seufzer aus. „Diese Kinder bringen mich noch ins Grab. Erst kürzlich habe ich ihren Bruder wegen der Geschichte von Roissy fortschicken müssen. Ihr werdet sehen, mein lieber Colbert, ich bin zuletzt genöthigt, gegen die Schwestern ebenfalls Strenge anzuwenden. Welch' ein Skandal für meinen Namen, für meine Familie! Nun, erzählet mir den Hergang der Sache."

„Fräulein Marie verlangte zuvörderst, so hat man mir berichtet, einen Liebestrank, der ihr wieder zur Liebe des Königs verhelfe."

„Fräulein Marie soll mir nächstens unter sicherer Bedeckung nach Italien abgehen, wo der Herr Connétable von Colonna mit ihr anfangen mag was er will, wenn er nur erst ihr Gatte geworden. Aber Hortense?"

„Fräulein Hortense fragte blos, ob ... Jemand, den sie nicht nannte, noch immer an sie denke und ob er glücklich und wohlbehalten in der Heimath angelangt sey."

„Und was hat die Wahrsagerin erwiedert?"

„Sie wisse es nicht, allein sie würde durch eine magische Beschwörung die Neugierde des Fräulein zu befriedigen suchen."

„Und hernach?"

„Hernach wollte Fräulein Hortense, wie es scheint, gleichfalls ihre Zukunft kennen lernen. Die Voisin hätte ihr darauf erwiedert, sie habe sehr schöne Augen, die gleich den Augen der Schlange in der heiligen Schrift, gar Vielen den Tod bringen würden."

„Das ist Alles?"

„Alles, gnädiger Herr."

„Und Ihr habt die völlige Gewißheit, daß keine andere Person meine Nichten an einem solchen Orte erkannt hat?"

„Gnädiger Herr, es ist noch ein Umstand, den ich Eurer Eminenz berichten muß. An demselben Abend war der junge Herr von Meilleraye gleichfalls zu der Voisin geführt worden, und zwar durch Herrn von St. Evremond."

„Schon wieder Herr von St. Evremond! Muß mir denn dieser Mensch überall im Wege seyn! Nun, und?"

„Gnädiger Herr, die Wahrsagerin hat die Liebe benutzt, welche bekanntlich Fräulein Hortense dem jungen Markis eingeflößt, um ihn zu überzeugen, daß sie ihn den Gegenstand seiner Leidenschaft in einem Zauberspiegel würde blicken lassen um den Preis eines schönen Solitärs, den er am Finger trug."

„Und ia Meilleraye hat eingewilligt?"

„Und die Voisin hat ihm durch eine Fensterscheibe Fräulein Hortense gezeigt, die sie während ihrer Unterredung mit beiden Herren in einem Cabinet verborgen hatte."

„O die Elende! Wäre sie mir nicht so nützlich, gewisse Geheimnisse zu erspähen, wie wollte ich sie auf der Stelle einstecken lassen."

„Herr de la Meilleraye war dergestalt von der Allmacht

der Wahrsagerin überzeugt, daß er vor Schrecken ohnmächtig wurde, und daß er das Bett hüten muß und ein hitziges Fieber hat."

„Und Ihr sagt, daß ihn St. Evremond dahin geführt?... Der Verräther! Aber er soll mir seine Ränke theuer bezahlen. O, Colbert, fürchtete ich nicht alle diese wüthenden Kerls von Frondeurs, die sich doch nur dem Scheine nach unterwerfen, gegen mich aufzuwiegeln, wie wollte ich in aller Geschwindigkeit diesen Herrn von St. Evremond in die Bastille zurückschicken, die er nie hätte verlassen sollen. Und wäre einmal die Thüre hinter ihm zugeriegelt!... Aber dazu bedürfte es eines Grundes, den ich vorschieben könnte beim Könige, oder bei jedem Andern, der es wagen würde, mich zu beschuldigen, daß ich die Freiheit eines qualificirten Mannes meinem Privatinteresse opferte." (Fortsetzung folgt.)

## Erlebnisse aus den Musenjahren.

Von J. H***

(Fortsetzung.)

Kollmann hatte damals bereits seit längerer Zeit sein letztes Examen gemacht, und war anfänglich entschlossen, sich für die akademische Laufbahn zu bestimmen. Schon seit einem Jahre gab er Repetitionen, die sehr gesucht wurden. Er würde daher ohnstreitig seinen Zweck erreicht haben, wenn nicht eine anderweitige Aussicht sich ihm eröffnet hätte, die ihm in kurzer Zeit eine sorgenfreie, seinen Neigungen entsprechende Existenz zu bereiten versprach.

Ein naher Verwandter von dem Herrn v. R., dessen letztern Sohn Kollmann in früherer Zeit unterrichtet hatte, schrieb ihm aus dem Bade P. und bot ihm eine eröffnete reich dotirte Pfründe an, bei deren Besetzung ersterem das Präsentationsrecht zustand. Er wünschte jedoch den Adspiranten vorher persönlich kennen zu lernen und namentlich predigen zu hören, weßhalb er ihn einlud, nach P. zu kommen, durch welchen Besuch beide Zwecke erreicht werden könnten. Kollmann war der Einladung gefolgt und kehrte mit der besten Hoffnung zurück. Der Herr v. F., so hieß sein Gönner, hatte ihm die feste Zusicherung gegeben, die ein um so größeres Gewicht hatte, als die bestätigende Behörde an der Person und den Kenntnissen des präsentirten Candidaten, wie zu vermuthen stand, unmöglich würde etwas auszusetzen haben.

Deffenungeachtet schien Kollmann nach seiner Rückkehr unbegreiflicher Weise beinah niedergeschlagen zu seyn. Anfänglich war mir dies weniger auffallend; da er jedoch nebenbei ungemein zerstreut war, so konnte mir eine solche Veränderung für die Dauer kein Geheimniß bleiben. Bei Tisch aß er die Suppe mit der Gabel. Auf die Fragen, welche an ihn gerichtet wurden, gab er mitunter die drolligsten unpassendsten Antworten. Er seufzte, wenn er allein war, oder es zu seyn glaubte, brach oftmals mitten im Gespräche ab und starrte vor sich hin — war mit einem Worte ein ganz anderer Mensch geworden. Psychologen würden vielleicht von Vornherein auf den wahren Grund gekommen seyn; mir — will ich offen bekennen — war diese Metamorphose ein undurchdringliches Geheimniß, was ich schwer enthüllt haben würde, wenn nicht Kollmann selbst sich mir eröffnet hätte.

Meier war zu einer Parthie eingeladen, als jener eines Nachmittags zu mir auf's Zimmer trat und mich bat, eine Tasse Chocolade — der damals übliche Satz — bei ihm einzunehmen. Er ließ zugleich merken, mir etwas mittheilen zu wollen. Geduldig schlug ich meinen Chelius zu, stopfte mir eine Pfeife und folgte ihm. Auf seinem Zimmer war schon alles bereit.

„Mach' Dir's bequem," hub Kollmann mit etwas gedämpfter Stimme an, indem er einen Stuhl vor das Sopha schob, auf welchem wir, wenn wir à la studio uns bene thaten, unanständig genug, die Füße legten und Rauchwolken aufsteigen ließen, die man kaum mit einem Säbel durchhauen konnte.

Er schenkte mir ein und setzte sich schweigend neben mich. Ihn schien etwas zu beunruhigen; er wollte reden und suchte es doch wieder zu vermeiden. Man sah ihm an, daß er uneinig mit sich selbst war. Ich wurde besorgt, ich fürchtete, es sey ihm ein unangenehmer Vorfall begegnet.

„Lieber Kollmann," begann ich endlich nach einer langen Pause zutraulich, als ich sah, daß er keine Miene machte, das Schweigen zu unterbrechen; „Dir muß etwas Außergewöhnliches widerfahren seyn! Gesteh' es mir nur! Seit Deiner Rückkehr bist Du höchst sonderbar, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, fast möchte ich's melancholisch bezeichnen. Ich habe das Glück unter Deine Freunde zu gehören; dieses Verhältniß gibt mir ein Recht auf Dein Zutrauen. Sey also offen, entdecke mir die Ursache Deiner trüben Stimmung; vielleicht kann ich Dir helfen. Bedarfst Du etwa irgend Geld zu Deiner Einrichtung, oder sonst Etwas? Rede frei, ich bitte Dich dringend darum, Du weißt, wie gern ich Dir diene."

„Ach! Nichts von allen Dem," erwiederte er seufzend, stand auf, eilte zum Fenster, sah hinaus, ging dann einige Male im Zimmer auf und ab, blieb endlich vor mir stehen und sagte mit kaum hörbarer Stimme die Worte: „ich bin verliebt!" —

Fast hätte ich vor Lachen bersten mögen. „Kollmann verliebt? — verliebt? — Bist Du denn rein von Gott verlassen?" — schlug ich ihm aufspringend auf die Schulter. „Du verliebt?" —

„Ach! und ohne Hoffnung," entgegnete er höchst sentimental, „je erhört zu werden!"

Ich war herzensfroh, daß nur sonst kein Unglück sich zugetragen hatte. „Wenn das Alles ist," rief ich jubelnd, „so erinnere Dich des herrlichen Denkspruchs, den ein B. Studio unter sein Bildniß schrieb, welches er dem liebenswürdigen E. W. aus H. schenkte:"

> „O! diese Rührungen, lang und breit,
> Sie verderben die köstlichste Zeit;
> 'S sind doch Mädchen genug auf Erden,
> Laßt nur die Jünglinge erst Männer werden."

„Aber wer ist denn diese angebetete Donna? Schnell? — Wo weilt sie? — Wo spielt der Abendwind, wie Hölty sagt, mit ihren blonden Locken? Schnell! Schnell! Ich bitte! — Schnell!" —

„Ach! wenn Du so profan von diesem Götterkinde redest, dann reut es mich, Dich zum Vertrauten meines Geheimnisses gemacht zu haben."

„Nein, wahrlich nicht profan! — Ein Götterkind? — Ja allerdings, das muß sie seyn, wenn es ihr gelungen ist, einen Kollmann zu fesseln. — Sag' mir nur schnell, wer sie ist? wo sie wohnt? was sie treibt? wie sie? — wo sie? — wann sie? — u. s. w."

„Du sollst Alles erfahren," entgegnete er, sich über meine Theilnahme freuend, mit einer halblächelnden Miene und schob mich dabei auf's Sopha zurück. „Nur Geduld! — Geduld!"

Wir ließen uns beide nieder. Ich, in der gespanntesten Erwartung, die man um so weniger auffallend finden würde, wenn man den Charakter unsers Freundes eben so genau wie ich gekannt hätte. Seine einzige Beschäftigung war bis

her das Studium der Theologie gewesen. Damenzirkel hatte er sogar mit wahrer Geflissenheit gemieden.

Nachdem er sich gehörig zurecht gesetzt und den Taback in der Pfeife einige Mal niedergedrückt hatte, fing er an zu erzählen. (Fortsetzung folgt.)

## Der verwünschte Thurm.

(Schluß.)

An demselben Tage, an welchem Caffarelli der Arm zerschmettert wurde, war ein Adjutant des General en chef der Bürger Duroc, damals Brigadechef und heut' zu Tage Großmarschall des Palastes des kleinen Corporal, abgesandt worden, um über die Erweiterung, welche die Bresche erlangt hatte, Bericht zu erstatten. Dies war eine Stunde vor der Verwundung Caffarelli's. Eine Haubitzkugel, welche ihm fast zwischen den Beinen zerplatzte, schlug ihm in dem Dickbein des Schenkels eine so tiefe Wunde, daß er davon lahm geblieben ist. Ich hatte ihm mittelst einiger Bretter ein Feldbett gemacht und dasselbe mit dürren Blättern bedeckt. Oft ging ich zu ihm, um zu sehen, ob ihm etwas fehle. Als ich eines Morgens in sein Zelt trat, fand ich ihn fest eingeschlafen. Die übergroße Hitze hatte ihn veranlaßt, seine Kleider zum Theil abzulegen und so war die Wunde, welche nach Anweisung des Bürgers Larrey, des Ober-Chirurgen bei der Armee austrocknen sollte, theilweise aufgedeckt worden. Plötzlich bemerkte ich einen kleinen Skorpion, der vom Fuße des Bettes in die Höhe gekrochen war und sich langsam der Wunde des Kranken näherte. Ich nahm das Insect schnell hinweg, aber so ungeschickt, daß der Schlafende aufwachte; unwirsch sagte er deshalb zu mir:

— Warum hast Du mich gestört? Ich bedarf Deiner nicht ... geh'!

— Bürger Brigadechef, entgegnete ich ihm, weil ich nicht wagte, ihn durch die Wahrheit in Schrecken zu setzen: ein Floh von großem Caliber war auf Sie gesprungen und wollte beißen.

— Nun zum Henker, rief er darauf noch heftiger als zuvor; hast Du denn geglaubt, der Floh könnte mich verschlingen? Geh', mach' daß Du fortkommst und lass' mich in Ruhe!

Als ich aus dem Zelte trat, sah ich den verwünschten Skorpion, der mir diese harte Zurechtweisung für einen Liebesdienst zugezogen hatte. Ich trat ihn sogleich mit der Ferse todt, mit größerem Vergnügen vielleicht, als ich meinen Säbel einem Mauren in den Rachen gestoßen hätte.

Bereits hatte die Armee zwölf Mal den Sturm versucht und sechs und zwanzig Ausfälle zurückzuschlagen gehabt. Eine neue Mine war gelegt worden und man stand auf dem Punkte sie zu füllen, als der Feind sie abermals zerstörte. Endlich aber war es unsern Batterien gelungen, einen großen Theil der Courtine niederzuschießen und dadurch einen breiten Raum zum Sturm zu erlangen, und es erhielten daher die Grenadiere der Division Kleber den ehrenvollen und gefährlichen Auftrag den Sturm zu unternehmen. Sie drangen bis in die Stadt vor, fanden dort aber neue Hindernisse und noch ein lebhafteres Feuer als sie bisher auszuhalten gehabt hatten. Die Tapfersten waren gefallen und man mußte die Truppen wieder in die Laufgräben zurückführen. Der General en chef trug Bedenken vor einem vierzehnten Sturm, aber die Grenadiere und die meisten Offiziere drangen so heftig in ihn, sie noch einmal den Versuch machen zu lassen, daß er seine Zustimmung gab. Da stellte sich Kleber, den Säbel in der Faust frei auf den Abhang des Grabens hin und befeuerte mit donnernder Stimme seine Soldaten mitten unter Todten und Sterbenden.

Noch heute, wenn ich an Kleber denke, der um einen ganzen Kopf die Grenadiere überragte, wenn ich mir seine schöne Gestalt und seinen vollen, auf die Schultern herabhängenden Haarwuchs ins Gedächtniß zurückrufe, kann ich mich nicht erwehren ihn den Helden zu vergleichen, von denen der alte Spaßmacher Homer in seiner Geschichte von den Feldzügen der Griechen gegen die trojanischen Kaiser, die ich in der Bibliothek des Invalidenhauses gesehen habe, erzählt. Der Lärm und Dampf der Kanonen, das Geschrei der Soldaten, das Geheul der Türken, das Zusammentreffen dieser Masse von Kriegern, Alles machte das Herz vor Begeisterung laut aufschlagen. Niemand zweifelte daran, daß die Stadt sich ergeben müsse, als plötzlich die erste Sturmcolonne ins Stocken gerieth. Der General en chef hatte sich in eine Batterie postirt, um die Bewegungen der Truppen genauer übersehen zu können. Er hatte sein Fernrohr zwischen zwei Faschinen gesteckt, um sicherer zu sehen, als eine Kugel plötzlich in die obere Faschine einschlug. Der kleine Corporal fiel dem Bürger Berthier in die Arme, seinem Freund und Stabschef. Wir glaubten, er sey todt. Glücklicherweise war er nicht getroffen worden und nur die Lufterschütterung hatte ihn niedergeworfen. Vergebens forderte ihn Berthier auf zurückzugehen, er erhielt nur kurze, trockene Antworten, welche allem ferneren Ersuchen ein Ende machten. Während ich den sonderbaren Stillstand der Truppen in's Auge faßte, fuhr eine Kugel dem jungen Arrighi, der zwischen mir und dem General en chef stand, durch den Kopf. Fast in demselben Augenblicke wurden zwei meiner Cameraden neben mir getödtet und doch war es nicht möglich, den kleinen Corporal hinweg zu bringen.

In der Zwischenzeit zwischen den beiden Stürmen hatte der Feind Gelegenheit gefunden, den Graben mit allen Arten von entzündbaren Stoffen anzufüllen. Der Graben war zu breit, um überstiegen zu werden und man konnte ihn auch nicht umgehen. Mehrere Soldaten, obgleich einem Feuermeere gegenüber, waren doch von Wuth ergriffen, nicht hinüberkommen zu können und wollten hartnäckigerweise nicht umkehren, obgleich unaufhörlich das Kartätschenfeuer unter sie hineinschlug. Es wurden denn auch dort eine große Menge verdienstvoller Offiziere getödtet, eine sehr große Anzahl von Soldaten und mehrere Generale, unter Andern der Divisionsgeneral Bon und der Generaladjutant Foulers. Endlich wurden wir ungeachtet der tollkühnsten Bravour genöthigt, dem hartnäckigen Widerstande der Belagerer zu weichen. In dem Augenblicke, als der General en chef den Befehl zum Rückzuge ertheilte, kam eine Kugel aus dem „verwünschten Thurm" herausgeflogen, schlug gegen einen Quaderstein an, traf mein Pferd in die Seite und ... Alle Wetter!...

Bei den Worten unterbrach Bolardeau seine Erzählung und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen in die Höhe flogen.

— Wer da! rief er mit furchtbarer Stimme.

— Zu den Waffen! erwiederte der junge Fourier, der plötzlich erwachte, mehr noch durch den Ruf als den Lärm aufgeschreckt, denn von der Reise ermüdet, war er in tiefen Schlaf versunken gewesen, den Kopf gegen die Wand gelehnt, und zwar schon von dem ersten Beginn der Erzählung Bolardeau's, ohne daß dieser, ganz in seine Erzählung vertieft, es bemerkt hätte.

— Wie, junger Mensch, sagte er mit vorwurfsvollem Tone zu ihm, Du unterhältst Dich damit, incognito einzuschlafen, während ich Dir die Belagerung von Saint Jean d'Acre erzählte, die schönste Waffenthat, die je vorgekommen ist.

— Verzeihung, Wachtmeister, stammelte der Fourier, ich war ...

Bolardeau ließ ihn nicht weiter reden, sondern stand auf

und zog den jungen Mann in seine kraftvollen Arme, so daß dieser, jedes Widerstandes unfähig, zu zittern begann. Nachdem er ihn lange umarmt, ohne zu reden, weil die Thränen seine Stimme erstickten, sagte er zu ihm:

— Schweig! Schweig! Die Schuld ist mein: Dein Unglück hat mich auf immer Dir zum Bruder gegeben.

Emile Marco de Saint-Hilaire.

## Tabletten.

⁂ (Berlin, 6. Februar.) Die gestrige durch Taglioni und Stuhlmüller arrangirte Redoute im K. Opernhause ist Seitens der Besuchenden mit einer normalmäßigen Ruhe und Ordnung abgehalten worden, so daß dadurch auch den kühnsten Ansprüchen über öffentliche Sittlichkeit Genüge geleistet werden mußte, und wenn man die bei Gelegenheit des famösen Maskenballs im verflossenen Jahre so vielfach ausgesprochenen Gründe zu düsteren Aufstellungen wegen des moralischen Verfalls unserer Gentlemen im umgekehrten Sinne anzuwenden sich erlauben darf, so läßt dies erfreuliche Ereigniß den ungemein beruhigenden Schluß ziehen, daß im Jahre 1842 die Moralität unserer jungen Cavaliere einen gewissen Glanzpunkt erreicht, die zarte Achtung gegen das weibliche, die Redouten besuchende Geschlecht wieder in ihren ritterlichen Herzen Wurzel geschlagen hat, und im Allgemeinen die Schranken, welche die verschiedenen Stände so lange Zeit trennten (das bis jetzt unauflösbare Problem der Staatsmänner und Philosophen) nunmehr glücklich hinweggeschafft sind. Heil also dieser Taglioni und Stuhlmüller'schen Redoute! Die genannten beiden Herren hatten übrigens Alles und fast mehr gethan, als man füglicher Weise von dergleichen Festen prätendiren kann. Der Bühnensaal war geschmackvoll decorirt und mit Luxus erleuchtet. Sehr originell hatte man die Tanzmusik in einer durch drei große Luftballons getragenen Gondel mitten im Saale schwebend angebracht. Umzüge von grotesken Banden, der sogenannte Nürnbergische Schnurrbart und ähnliche Scherze unterhielten das Publicum, das in dem bedeutenden Raume des Concertsaales, neben steiermärkischer Tafelmusik, vielfache Gelegenheit zum Restauriren der erschöpften Kräfte fand. Außerdem aber konnten sich die Damen noch der schmeichelhaften Hoffnung überlassen, drei durch Placate und sonstige Anoncen gehörig zur öffentlichen Kenntniß gebrachte werthvolle Gegenstände, mit Anwendung einer in Brillantfeuer blitzenden und durch Genien gewiegten Tombola zu gewinnen. Alle diese Genüsse und Hoffnungen führten das frohe Resultat herbei, daß der Ball überaus besucht war und vorschriftsmäßig bis zum frühen Morgen gewähret haben soll.

⁂ (Berlin.) Man liest im Schwäb. Merkur: „Liszt's Concerte haben hier einen Enthusiasmus erregt, wie er wohl noch nie da gewesen ist, selbst nicht in der schönen Zeit, wo Henriette Sonntag oder Paganini für Berlin die höchsten Interessen der Menschheit ausmachten. Es ist dieser Kunstenthusiasmus schön, und gewiß ist er besser, als wenn der republikanische Bruder Jonathan den Wagen einer Tänzerin durch Washington nach dem Concerthause zieht, aber er zeigt uns doch sehr deutlich unsern Standpunkt, und wie ein Virtuos auf dem Claviere sich zum Mittelpunkt aller Oeffentlichkeit, aller Tagesinteressen machen kann. Liszt entging der Ehre, von den Studenten in seinem Wagen nach Hause gezogen zu werden, nur durch den gescheiten Einfall, auszusteigen und lieber zu gehen, als es zu erlauben, daß die Blüthe der Nation sich an seinen Wagen spanne, was sie sehr stark Willens war. Herr Liszt ist ein liebenswürdiger Mann und großer Künstler; wir wünschten sehr, daß er länger bei uns bliebe, um den Berlinern Zeit zu lassen, sich etwas abzukühlen, was ihnen recht nöthig und nützlich wäre."

⁂ (London.) Dieser Tage starb in den Royal Mews, Pimlico, 80 Jahre alt, Herr Roberts, der die Ehre hatte vier brittische Monarchen nach einander bei den vornehmsten Staatsfeierlichkeiten zu fahren. „Er war auf solche Weise," sagt der Sun, „gewissermaßen der Lenker der Staatslenker, und zwar ohne ein einzigmal umzuwerfen, was doch bei den erlauchten Wageninsassen mitunter der Fall gewesen. Zuletzt hatte er noch die Ehre in großer Livrei den Wagen zu kutschiren, in welchem der Prinz von Wales zur Taufe geführt wurde. Da betete er: Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren."

## Literatur.

**Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß, mit besonderer Beziehung auf den Unterschied zwischen dem religiösen und dem philosophischen Standpunkte und auf das Verhältniß der Kirche und Kirchenlehre zum Christenthum. Von August Boden. Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer, 1842. X. u. 54 S. 8. Preis 48 kr.**

Von dem Verf. dieser Schrift erschien vor einem Jahre „Geschichte der Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule von Zürich" &c. *), worin derselbe alles sorgfältig zusammengestellt hatte, was den Kampf für und gegen die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich betraf. Der Verfasser wollte, der ausdrücklichen Beziehung auf dem Titel gemäß, damit nur einen „Beitrag zur Chronik der neuesten kirchlichen Ereignisse" liefern, hatte sich aber doch bemüht, der Schrift durch eingeflochtene kritische, meist gegen Strauß und dessen Partei gerichtete Bemerkungen ein größeres Interesse zu ertheilen. So mochte daselbst das von den Anhängern des Herrn Strauß so gerühmte, damals von Professor Orelli herausgegebene Sendschreiben, Strauß an's Züricher Volk, wohl schlagend in seiner Werthlosigkeit hingestellt seyn. A. a. O. S. 71—83. — Die vorliegende Schrift beschäftigt sich nun mit der innersten Natur der Gegenstände selbst, um welche in Zürich nur ein äußerer leidenschaftlicher Kampf geführt wurde. Philosophie und Religion oder vielmehr Philosophie oder Religion ist eine der Hauptfragen, die gegenwärtig die Geister in Deutschland bewegen. Der Verfasser hat aber auf dem Grund vieler Studien und Nachdenkens, diesen Gegenstand als einen solchen behandelt, der stets gleich große Wichtigkeit hat, und seine Polemik gegen die extremen Parteien geht, genau betrachtet, eigentlich dahin, die Frage über den unlautern und leidenschaftlichen Kampf der Parteien hinauszuheben. †

*) Frankfurt, bei Sauerländer.

## Repertoire des Theaters in Wiesbaden.

(Vom 15. bis 20. Februar.)

Dienstag den 15.: „Die Falschmünzer". Donnerstag den 17. (zum Erstenmale): „Rococo, oder: Die alten Herren", Lustspiel in 5 Akten von Laube. Samstag den 19. (zum Erstenmale): „Zum treuen Schäfer". Sonntag den 20.: „Dinko".

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 15. Februar. Egmont, Trauerspiel in 5 Akten von Göthe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 47. 16. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Gnädiger Herr! Der Herr Cardinal von Richelieu seelig pflegte zu sagen, er brauche nur zwei Zeilen von der Hand eines Mannes, um ihn an den Galgen zu bringen."

„Und das war ein großer Minister,' mein lieber Colbert, der Herr Cardinal Richelieu. Macht, daß Ihr diese Paar Zeilen auftreibet, und am Tage, wo Ihr mir sie bringet, könnt Ihr mit voller Zuversicht um ein Amt für irgend einen Eurer Verwandten bitten, wenn Ihr deren noch unterzubringen habt."

„Gnädiger Herr, es bedarf dieser neuen Freigebigkeit nicht; meine unbeschränkte Anhänglichkeit ..."

„Ich weiß, ich weiß, Colbert, Ihr habt es bewiesen..."

„Und soll ich es offen bekennen? Ich kann den General nicht ausstehen. Weil er ein Schöngeist ist und in seinem Leben ein paar Brocken Latein übersetzt hat, stellt er sich an, als verachte er ..."

„Alle, die kein Latein verstehen, nicht wahr, Colbert?"

Der Intendant des Cardinals senkte erröthend das Haupt. Nach einer Weile fuhr Mazarin fort:

„Aber das ist nicht Alles Colbert. Und der Page? Der verdammte Page! Wie kommt es, daß man ihm nach Verlauf von sechs Wochen noch nicht auf die Spur gekommen?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr; man hat doch nichts versäumt."

„Ha," murmelte Mazarin zwischen den Zähnen, „St. Evremond, St. Evremond, auch dafür sollst Du mir büßen." Dann fügte er laut hinzu: „Die Zeit vergeht. Dieser Page muß aus dem Wege geräumt werden, hört Ihr, Colbert? Ihr habt nicht vergessen, was deßfalls zwischen uns verabredet worden?"

„Gnädiger Herr, Eure Absichten sollen pünktlich erfüllt werden."

„Ihr wißt, es ist heute der 7. Dezember, und wenn der Courier, den ich nach London geschickt, sich ein wenig sputet, so kann er heute Abend zurück seyn. O, Colbert, der 7. Dezember kann ein großer Tag werden für das Haus Mazarin!"

Während der Cardinal so sprach, war ein Page eingetreten.

„Gnädiger Herr," sagte der junge Mann, „der Herr Marschall, Herzog de la Meilleraye wünscht vorgelassen zu werden."

„Sagt, es thue mir unendlich leid, ich könne ihn nicht empfangen, ich sey krank."

„Gnädiger Herr, der Herr Marschall sagt, wenn auch Eure Eminenz zu Bette lägen, so müßte er doch vorkommen, es handle sich um Leben und Tod."

„So mag er kommen und seine Sache in aller Kürze vorbringen."

Der Herzog wurde eingeführt; seine Züge waren verstört; er schien athemlos zu seyn.

„Was giebt es denn, Marschall? Ihr könnt in Colbert's Beiseyn reden; er ist ein treuer Diener."

„Nicht doch, gnädiger Herr, mit Euch allein muß ich reden," versetzte der Marschall, indem er sich auf den Sessel fallen ließ, den man für ihn vorgeschoben.

„Da Ihr es wünscht, so mag es seyn." Der Cardinal winkte Colbert, sich zu entfernen. „Jetzt könnt Ihr reden; was geht vor?"

„Was vorgeht? Wenn Ihr mir nicht zu Hülfe kommt, so könnt Ihr das Haus la Meilleraye aus dem Buche des Lebens streichen."

„Guter Gott!" rief der Cardinal aus, „und warum denn?"

„Weil, gnädiger Herr, Ihr der Oheim eines hübschen Mädchens seyd, die allen Blondins am Hofe den Kopf verrückt, und namentlich meinem armen Sohne, der das Fieber hat und unfehlbar stirbt, die Aerzte haben es gesagt, wenn Ihr nicht dareinwilligt, daß er Euer Neffe werde. Ich komme also, Euch ohne Umschweife zu fragen, ob Ihr mir die Hand Eurer Nichte für ihn geben wollt?"

„Mein lieber Marschall," erwiederte Mazarin mit einer bewundernswerthen Verstellung, „das ist viel Ehre für meine Nichte und ich danke Euch in ihrem Namen. Unglücklicherweise ist es mir nicht möglich, so viel für die Kinder meiner Schwester zu thun, als ich wohl wünschte. Ach! mein lieber Marschall! wir leben in einer Zeit, wo die Minister des Königs sich nicht sonderlich bereichern!"

„Auch ist meine Absicht nicht, in diesem Punkte große Ansprüche zu machen; wir begnügen uns mit dem, was Ihr für Frau von Soissons gethan habt."

„Nun, Ihr seyd vernünftig; aber Ihr habt mir ja noch nicht gesagt, um welche meiner Nichten Euer Sohn sich bewirbt?"

„Wie, gnädiger Herr, Ihr wißt es nicht? Um Fräulein Hortense."

„Die kleine Crepa! Wo denkt Ihr hin! Es ist ja noch ein Kind!"

„Ein Kind! Alle Wetter, gnädiger Herr!"

„In zwei oder drei Jahren wollen wir sehen!"

„In zwei oder drei Jahren ist mein Sohn längst todt."

„Laßt das gut seyn, Herr Marschall; die Aerzte haben Euch das gesagt, allein die Aerzte sind Esel."

„O sähet Ihr meinen Sohn im Zustande, in dem er ist, Ihr würdet Mitleid mit ihm haben."

„Glaubt mir, mein lieber Marschall, es thut mir leid, Euren Wunsch nicht erfüllen zu können, aber, ernstlich, es ist

unmöglich. Ich will Euch im Vertrauen sagen, denn Ihr seyd mein Freund, daß ich bereits für Crepa drei Herzöge aus regierenden Häusern ausgeschlagen habe, die Herren von Lothringen, Mercoeur und Bouillon, zwei Fürsten und einen König."

„Nun dann," rief der Marschall aus, rasch vom Stuhle aufspringend, „so verheirathet sie an einen Kaiser..." In heftigster Gemüthsbewegung that er einige Schritte nach der Thüre hin, doch plötzlich näherte er sich wieder dem Sessel des Cardinals, und sich vor ihm auf die Kniee werfend: „Gnädiger Herr, laßt mich nicht gehen..."

Dieser reichte ihm theilnehmend die Hand: „Nun, ich will Etwas für Euch thun, denn Euer Schmerz rührt mich. Hört mich also an. Meine zweite Nichte Marie habe ich dem Connetable von Colonna versprochen; diese Heirath will ich versuchen zu hintertreiben, und wenn es mir gelingt, so gehört Marie Eurem Sohne."

„Ich habe Euch aber schon gesagt, daß mein Sohn Fräulein Hortense liebt, nur diese kann ihn vom Tode retten."

„Ich könnte Euch auch Marianne geben, fuhr der Cardinal unbarmherzig fort; sie verspricht gleichfalls eine große Schönheit zu werden."

„Ein Kind von zehn Jahren! O, Herr Cardinal! das ist zu arg. Ihr seyd unerbittlich gegen einen Vater; nehmt Euch in Acht, daß mich Gott nicht an Euch räche."

Mit blutendem Herzen und drohendem Munde ging der Marschall hinaus und eilte zu seinem Sohne ins Arsenal.

(Fortsetzung folgt.)

## Erlebnisse aus den Musenjahren.

Von J. H***

(Fortsetzung.)

„Du weißt" — hier folgten ein paar derbe Züge — „Du weißt doch, daß ich" — die Pfeife wollte nicht brennen, er machte Miene, sie erst zu reinigen. Um nur keine Zeit zu verlieren, reichte ich ihm schnell die meinige. „Nun, Du weißt doch, daß ich in P**..."

„Gewesen bist," setzte ich unbekümmert hinzu. „Ja! ja! also in dem Postwagen lerntest Du sie kennen. — Wo fuhr sie denn hin? Wo kam sie denn her?" —

„Nicht doch! Ich fuhr nicht mit der Post! Als ich in P** ankam — es war ungefähr Abends acht Uhr, d. h. nach der dortigen Stadtuhr — die meinige war, wie Du weißt zerbrochen — und der Wagen vor dem Gasthause hielt: so erkundigte ich mich gleich nach dem Herrn v. F."

„Gott im Himmel! nur schnell. Du folterst mich ja zu Tode. Es kommt ja nicht darauf an, ob die Uhr ging, oder nicht, ob Du still hieltest, oder bis an's Ende der Welt fuhrst. Sag' mir nur kurz, wer ist Deine Dulcinea?" —

„Du mußt doch Alles wissen," entgegnete er etwas unwillig. „Also ich erfuhr, daß der Herr v. F. mit seiner jungen Frau..."

„Da haben wir's! — Also die junge Frau! — O allerliebst! — Daß Dich! — Für einen Theologen! — Meisterhaft! — Die junge Frau! — Siehst Du! — —"

„Wenn Du mir nur einmal Zeit ließest. Es ist ja von einer jungen Frau, die ich liebe, gar nicht die Rede. Ich erfuhr, daß Herr v. F. mit seiner jungen Frau, nebst einer Freundin der letztern..."

„Haha! also in diese Freundin," fuhr ich ergänzend fort, „sind der Herr Evangeliums-Verkünder jämmerlich verschossen?" —

Das Erzählen hatte ein Ende; er fing jetzt an zu deklamiren.

„Ach, Du solltest sie sehen, diesen Engel! — Engel? — Ach nein, so will ich sie nicht nennen. Unmöglich können diese fünf Buchstaben die unendliche Liebenswürdigkeit eines Wesens bezeichnen, dessen Züge der Ausdruck der anspruchlosesten Zartheit, dessen Bewegung der Adel des Anstandes und dessen Gliederbau der Inbegriff aller Schönheit ist. An ihr ist Alles, Alles unaussprechlich anziehend, bezaubernd, entzückend, und wenn ich mit Seraphstimmen redete: es würde mir nimmermehr gelingen, den himmlischen Reiz ihres Rosenmundes zu schildern. Mit einem Worte, sie ist eine Tochter der Anmuth, eine wahre verkörperte Grazie!"

Wetter! was war das auf einmal für eine Sprache! Ich glaubte, die Wunder des Pfingstfestes hätten sich erneuert.

„Und dieser herrliche Charakter," fuhr er fort, „die Sanftmuth selbst spiegelt sich in ihrem großen blauen Auge. Fern von der eitlen Gefallsüchtigkeit verbildeter Großstädterinnen wandelt sie einfach, natürlich, schön die goldne Mittelstraße der Unschuld. Oftmals folgte ich ihr unbemerkt in die Tanzsäle des Badeortes; und welcher Unterschied zwischen ihr und den beflitterten Modepuppen? — Hier das Produkt der raffinirtesten Buhlsucht, dort die bescheidenste Anspruchslosigkeit; hier der kränkende Stolz, dort die mildernde Demuth; hier die hochtrabende Spottsucht, dort die besänftigende Nachsicht: kurz, mein Wilhelm!" und hier umarmte er mich unter heftigen Thränen — „entweder Diese, oder nimmermehr will ich Hymens Fluren betreten!"

Wo er nur diese poetischen Floskeln hergenommen hatte? Das war mir gerade unbegreiflich. Knigge mag wohl recht haben, wenn er behauptet, mit einem Verliebten gehe eine totale Veränderung vor. Früher waren, wie ich schon oben anführte, seine einzige Beschäftigung, theologische Schriften gewesen. Er hatte meines Wissens, nie ein junges Mädchen liebgewonnen, oder sich nur irgend darum bekümmert; jetzt war er ganz hingerissen. — Er weinte helle Thränen, und auch meine frühere Heiterkeit, da ich die Sache bisher von einer scherzhaften Seite aufgefaßt hatte, ging allmählig in eine trübere Stimmung über, als er mir erzählte, daß er keine Hoffnung habe, je das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Sie war eine Freundin der Gattin seines Beschützers, wie hätte er unter solchen Verhältnissen nur einen Antrag wagen können? Auch wußte ich wirklich nicht, wie Kollmann dies hätte anfangen sollen? Er schien mir, wenigstens zu einer mündlichen Eröffnung, viel zu schüchtern, und auch — offen gestanden — etwas zu linkisch. Er sah dies selbst ein, und hierdurch entstand gerade ein Grund seiner Trostlosigkeit mehr. —

Da ich es wahrlich redlich mit ihm meinte: so rieth ich ihm, statt seine Phantasie mit sanguinischen Hoffnungen zu erhitzen, vielmehr diese Leidenschaft zu bekämpfen, und setzte die meiste Hoffnung in die langsam, doch sicher heilende Zeit. —

Von den äußern Verhältnissen der Dame wußte er gar Nichts, als daß sie „Fräulein Meier" genannt worden und ungefähr im achtzehnten Lebensjahre stehe. Wo sie her war, so wie den Stand ihrer Eltern hatte er nicht zu erforschen sich getraut.

Wir planderten noch bis in den späten Abend hinein, als wir durch die Rückkehr unsers Freundes Meier in unserer Unterredung gestört wurden. Kollmann war sehr angegriffen, suchte dies jedoch in Gegenwart des ersteren zu verbergen.

Wir verließen ihn.

Kaum waren wir auf unserm Zimmer angekommen, so fragte mich Meier, dem die traurige Stimmung doch nicht entgangen war, mit einer geheimnißvollen Miene: „Weißt Du denn, Freundchen, warum Kollmann so niedergeschlagen ist?" —

Ich verneinte es.

„Er ist im höchsten Grade verschossen.“

— Bist Du bei Trost?

„Bei meiner Ehre! Glaub' mir's, ich setze Hundert gegen Eins!“

— Woher weißt Du das?

„Das sey Dir gleich; aber damit Du siehst, wie wohl ich unterrichtet bin, so will ich Dir auch den Namen seiner Herzenskönigin nennen; es ist eine gewisse Fräulein Meier.“ —

Ich glaubte, er kenne das ganze Verhältniß, und machte ihm nun auch kein Geheimniß mehr von Dem, was heute vorgefallen war. Er hatte jedoch, wie ich später erfuhr, nur diesen Namen in Ohlshausens Commentar zufällig gelesen, worin ihn Kollmann beim Studiren unwillkührlich auf den Rand gezeichnet hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Fanchon das Leiermädchen. *)

### I.

Wenn man jetzt die Feuilletons des in der Zeit Napoleon's so gefürchteten Kritikers Geoffroy liest, so fragt man sich verwundert, wie dieser Mann so lange sein Ansehen hat behaupten können? Es gibt keine andere Erklärung dafür, als die geringe Anzahl der damals erscheinenden Journale und die außerordentliche Stellung, welche das Journal de l'Empire (das jetzige Journal des Débats) einnahm. Geoffroy's Kritik war roh, ungerecht und leidenschaftlich; seine einzige Kunst bestand darin, Beleidigungen und Schmähungen in ziemlich gutem Styl zu sagen. Seine Kritik griff Alles an, was Erfolg hatte; sie bellte, biß, zerfleischte, wiederholte unaufhörlich ihre Angriffe und ließ sich durch keine Niederlage entmuthigen. —

Dieser Herostrat, welcher statt der Brandfackel die Feder schwang, bespritzte alles Glänzende und Hohe mit seiner zerfressenden Tinte. Diese machte indeß doch nur Flecken, welche die Zeit wieder verwischte, und trotz aller Mühe gelang es ihm nicht, irgend etwas Bedeutendes zu vernichten. Selbst ein ganz mittelmäßiges Vaudeville, gegen welches er seine Wuth zu zwölf oder dreizehn verschiedenen Malen losließ, machte ein unerhörtes Glück. Es wurde mehr als zweihundertmal aufgeführt, und noch jetzt werden viele Leute aus den ersten Zeiten der Kaiserherrschaft sich des Namens Fanchon mit großem Vergnügen erinnern. **)

Napoleon, der damals gerade einen neuen Adel creirte, sprach sich mißfällig über ein Stück aus, in welchem ein vornehmer Herr eine Straßensängerin heirathete. Sobald die Meinung des Kaisers bekannt geworden war, machte sich Geoffroy ans Werk. Er fiel über Alles her, über die Idee, den Styl, die Couplets und den „philosophischen Gedanken“, wie er sich ausdrückte. Dieses Geschrei und dieser bestellte Zorn schadeten aber dem Stücke durchaus nicht, sondern reizten vielmehr die Neugier des Publikums. Dasselbe riß sich um die Plätze, und es fanden mehrere Duelle für und gegen das Leiermädchen statt. Wie sich leicht begreifen läßt, trugen zum Erfolge Fanchon's nicht wenig die Erörterungen bei, welche täglich über die größere oder geringere Authenticität der Anekdote erhoben wurden, die den Stoff des Stückes bildete. Es bestand eine Art unbestimmter Tradition; aber man wußte nichts Bestimmtes, da die Revolution und ihre Verwüstungen über diese Anekdote hinweggegangen waren. Je dunkler aber das Räthsel war, desto eifriger suchte man nach der Auflösung. —

Eines Abends saß Brazier im Orchester und mochte wohl weniger an Fanchon als an das scenarium irgend eines noch ungeborenen Stückes denken, als er durch einen Ausruf seines Nachbars aus seinem Nachdenken geweckt wurde. Dieser war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, der sich durch feinen Anstand auszeichnete. Er schien den Abenteuern des Leiermädchens eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken, und als der Vorhang fiel, sagte er seufzend: „Arme Fanchon!“ — „Sie kennen also Fanchon das Leiermädchen?“ fragte Brazier. — „Sie können also Fanchon?“ riefen alle in der Nähe befindlichen Personen. — Augenblicklich wurde der Unbekannte von einem dichten Schwarme von Neugierigen umgeben, die auf die Bänke stiegen, um ihn zu sehen und zu hören. — „Sie täuschen sich,“ antwortete derjenige, welcher sich plötzlich einem so ungestümen Andrange ausgesetzt sah: „ich weiß nichts von dem, was Sie zu erfahren wünschen.“ — „Fanchon! Erzählen Sie uns Fanchon's Geschichte!“ Der Unbekannte setzte sich wieder auf die Bank. Aber die Fragen und die Aufforderungen nahmen nun fast einen drohenden Charakter an. Der Nachbar Brazier's ließ sich indeß dadurch nicht irre machen: er schien den ihn umtosenden Tumult gar nicht zu beachten.

Unterdeß war der Vorhang wieder aufgezogen worden, und allmählig wurde die Stille wieder hergestellt. „Mein Herr,“ sagte Brazier zu seinem Nachbar, „ich muß Sie um Entschuldigung bitten; verzeihen Sie meine Unbesonnenheit.“ — „Die Schuld ist mein,“ erwiederte dieser; „ich habe mich zu laut geäußert. Indeß muß ich Ihnen gestehen, daß ich nach Beendigung des Schauspiels abermals bestürmt zu werden fürchte. Ich möchte aber nicht gern hier eine öffentliche Rolle spielen.“ — „Ich kann Ihnen diese Unannehmlichkeit ersparen: das Stück neigt sich seinem Ende zu: folgen Sie mir, und wir werden durch eine kleine Thür, die nur wenigen Personen bekannt ist, auf die Bühne gelangen.“

Als der Unbekannte auf diesem Wege in Freiheit gelangt war, sagte er zu seinem Führer: „Ich weiß kein anderes Mittel, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken, als Ihnen die Geschichte zu erzählen, die das Publikum auf eine so zudringliche Weise von mir forderte. Wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, so finden Sie sich morgen um elf Uhr im Café de Foy ein.“

Zur bestimmten Stunde stellten sich Beide am verabredeten Orte ein. „Da Niemand da ist, der uns einander vorstellen könnte,“ sagte der Mann zu Brazier, „so erlauben Sie mir, Ihnen selbst meinen Namen zu sagen. Ich bin der Graf von C… Während der Schreckenszeit wurde mein Name auf die Emigrantenliste gesetzt. Jetzt bin ich in Paris, um die Streichung desselben durchzusetzen. Lassen Sie uns nun zu der Geschichte kommen, die ich Ihnen versprochen habe. Dazu ist aber erforderlich, daß ich mit meinen Erinnerungen auf eine Zeit zurückgehe, wo Sie kaum geboren waren: ich meine das Jahr 1773. Ich war damals mousquetaire rouge und brachte, wie alle meine Kameraden, die Zeit, welche mir der Dienst und die galanten Abenteuer frei ließen, im „Cadran bleu“ zu. Der „Cadran bleu“ war damals der Sammelplatz aller eleganten jungen Leute. Dort spielte man und veranstaltete Frühstücke und kleine Soupers. Die Abbés und Dichter hatten eine besondere Zuneigung für diesen Ort, und auch die Wucherer fanden sich regelmäßig ein, denn das Geld ging hier schnell aus einer Hand in die andere.

Unter den Blutegeln, die diesen Ort besuchten, zeichnete sich besonders ein kleiner, sorgfältig geputzter und gepuderter Mann, Namens Blandin, aus. Es ist unmöglich, die Men-

*) Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.

**) Nach diesem Vaudeville hat Kotzebue den Operntext bearbeitet, der von Hummel mit so glücklichem Erfolg in Musik gesetzt worden, daß Fanchon nachmals in Deutschland noch viel bekannter wurde, als sie in Frankreich war.

schen mit mehr Heiterkeit und Bonhommie zu ruiniren, als dieser sonderbare Mann es that. Es fehlte ihm nicht an Geist, und er nahm an allen Thorheiten Theil, deren Schauplatz der „Cadran bleu" war, aber er ließ sie von seinen Kunden bezahlen. Wenn er Geld lieh, so stellte er immer seine Einladung zu einem Souper als Bedingung.

(Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Prophezeihungen eines wahnsinnigen Mönches.) Dieser Mönch, der außerordentlich alt und aus Jerusalem vor Kurzem nach Petersburg zurückgekehrt ist, erbat sich eine Audienz bei dem Kaiser, dem er eine Ueberschwemmung und einen Aufstand verkündete. Man behandelte ihn als Wahnsinnigen und brachte ihn in Sicherheit. Da, in seiner einsamen Zelle, prophezeihet er, England würde im Jahre 1842 im Meere untergehen, Frankreich aber einem Schiffe gleichen, das von widrigen Winden umher geworfen wird. Dieser Mönch ist, wie man sagt, derselbe, welcher seit Katharinen bis zu Alexander alle wichtigen Ereignisse in Rußland verkündete. Er begab sich zuerst aus seinem Kloster nach Petersburg und verlangte da, mit der Kaiserin Katharina zu sprechen. Er wurde nicht zugelassen und stellte sich später der Kaiserin in den Weg. Als sie erschien, hielt er ihr um Almosen bittend die Hand entgegen. Sie gab ihm Geld und er sagte zu ihr, nachdem er ihr gedankt: „Majestät, geht niemals irgend wohin allein, denn es wird Euch Unglück treffen." Drei Monate später wurde Katharine todt gefunden. Paul I. erinnerte sich des Mönches, ließ ihn rufen und gestattete ihm für immer freien Zutritt im Palaste, wenn er ihm etwas zu sagen habe. Vier Jahre lang hörte man nichts von ihm. Da erschien er wieder, erbat sich eine Audienz und sagte dem Kaiser: „Ihre Unterthanen sind unzufrieden; wenn Sie Ihr Verfahren nicht ändern, könnte Ihnen ein Unglück begegnen." Der Kaiser erzürnte sich und ließ den Mönch einsperren, 1801 aber starb Ersterer. — Alexander bestieg den Thron und erlaubte dem Mönche, in sein Kloster zurück zu kehren. Zwei Jahre lang sah man den Mönch nicht in dem Palaste. Endlich kam er wieder und sagte: „heute habe ich nicht den Tod eines Menschen, sondern den einer großen Stadt zu verkünden. Eine der schönsten und reichsten Städte des Reiches wird bald untergehen. Die Franzosen werden bis Moskau dringen und Moskau wird ein Aschenhaufen werden." Alexander mußte diesen Ausspruch für die Rede eines Wahnsinnigen erkennen und schickte ihn nach Archangel, wo der Mönch blieb, bis 1812 seine Prophezeihung in Erfüllung ging. Da bot man ihm eine Belohnung. Der Mönch erbat sich nur eine kleine Geldsumme, die hinreiche, ihn nach Jerusalem zu bringen, wo er die heiligen Stätten besuchen wollte. Er erhielt das Geld und reisete ab; erst vor Kurzem erschien er wieder, wie wir eben meldeten. (So erzählt der Moniteur parisien.)

*** (Schwyz) Eine eigene Erscheinung in den Straßen des Fleckens Schwyz war am 7. d. ein stattlich ausgerüstetes Schiff, mit fliegendem Segel, auf dessen Verdeck eine wohlbestellte Blechmusik spielte. Der Segel trug die Inschrift: „Die Schiffergesellschaft von Brunnen sammt der Gemeinde Ingenbohl." Und worin bestand die Ladung? In Sand — als Beitrag zur Baute der neuen Jesuitenkirche und des Pensionats. Das große Schiff ruhte auf zwei Schlitten, die eine Unzahl von Menschenhänden daherzogen. Eine lange Reihe von Schlitten, mit gleichem Baumaterial beladen, theils von Menschen, theils von Pferden gezogen, folgten dem Schiffe.

---

*** Man liest im Salon: „Wieviel schaden die Schriftsteller sich selbst und der Literatur durch das gegenseitige Schelten und Schimpfen! Der letzte zarte Duft, der noch eine Dichtergestalt umgiebt, wird damit ganz und gar zerstreut, die Ehre der Literatur wird befleckt, der Künstler wird eben das, was er nicht seyn will — ein Hohn für das gebildete Publicum, ein Camerad für den Pöbel! Da stehn wir! Vor aller Augen, Angesichts der Welt geht der Scandal vor und nun — freie Presse, Ein schmachvoller Widerspruch, so lange die Schriftsteller bleiben, wie ihrer viele sind! Es ist nicht nöthig, die Sache zu schonen, aber die Ehre verlangt's, daß die Person geschont werde. Wer geht mit Lust an ein Werk, das aus denselben Händen gekommen ist, die eben noch so schmutzige Fäuste schienen, wer sieht mit Lust ein Schauspiel, das aus derselben Schmiede kommt, worin wie noch eben in Ruß und Staub den ungeschlachten Schmied erblicken. In der Brust, wo das Gold der Poesie schon geläutert fließen soll, darf nicht nebenher ein Abzugskanal für Lache seyn. — Möchten die Worte doch nicht vergebens gesprochen seyn, möchte das Publicum doch nicht mehr nöthig haben, ein Blatt aus der Hand zu werfen, weil es voll ist von den niedrigsten Schmähungen und statt ein Banner zu seyn für die Ehre und den freien Geist, eine zerfetzte Fahne des Scandals ist."

---

## Vorläufige Anzeige einer großen musikalisch-dramatischen Academie,

im Saale des Weidenbusches, am 25. Februar 1841.

In der Absicht, von dem gewöhnlichen Gange der Concerte einmal abzuweichen, und den Musikfreunden mehrfach Anziehendes zu bieten, hat sich Unterzeichneter entschlossen, eine Academie zu veranstalten, deren Aufgabe es seyn soll, den verehrlichen Freunden der Tonkunst chronologisch geordnete Bruchstücke aus der Entwickelungsgeschichte der Oper von den Zeiten Lully's, dem Gründer der Academie Royale zu Paris, bis auf unsere Zeiten vorzuführen.

Es bedarf hierbei wohl kaum der Bemerkung, daß nur streng wissenschaftliche Anordnung und irgend vollständige Erschöpfung des vorliegenden, reichen Materials dabei nicht erstrebt werden kann; vielmehr soll, mit Vermeidung einer gelehrten, durch den trockenen Ernst der Belehrung den Freund des Schönen so leicht ermüdenden Academie, nur eine Blumenlese, ein duftiger Blüthenstrauß dargeboten werden.

Daß eine, in solcher Weise veranstaltete Academie nicht ohne Interesse seyn dürfte, schmeichelt man sich um so mehr annehmen zu dürfen, als auf eine, des Gegenstandes möglichst würdige Ausführung, in Unterstützung von den gesammten Kräften unserer Oper, alle Sorgfalt verwendet werden wird.

Frankfurt, den 15. Februar 1841.

Karl Guhr, Kapellmeister.

---

## Geographischer Verein.

Freitag 18. Februar, Abends 7—8 Uhr: Ueber die Araber in Bezug auf ihre Baukunst, von Herrn Professor Hessemer.

Samstag 19. Februar, Abends 7—8 Uhr: Ueber die zeichnende Methode des geographischen Unterrichts und das freie Entwerfen physischer Räumlichkeiten, von Herrn J. Ravenstein.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 48. 17. Februar 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Marschall Mazarin's Cabinet verlassen, so fing dieser an wie wahnsinnig zu lachen; dann befahl er, seine Nichte Hortense zu rufen. Als sie eingetreten war, betrachtete er sie schweigend und brach auf's Neue in lautes Gelächter aus.

„Was ist denn, Oheim? Was habt Ihr so zu lachen?" stammelte Hortense.

„Was ich zu lachen habe?" sagte der Cardinal, seiner Heiterkeit freien Lauf lassend; „o ich werde noch lange darüber lachen! Der alte Narr, der la Meilleraye geht so eben hinaus; er hat um Deine Hand geworben für seinen langen Pinsel von Sohn! Lieber würde ich Dich einem Bedienten geben — meinst Du nicht, Crepa?"

„Aber, Onkel!" — —

„Warum die Augen senken? Warum so traurig? Mir ist das Herz voll Freude, und Du sollst Deinen Theil davon haben. Geht Dir etwas nicht nach Deinem Kopfe? Du brauchst nur ein Wort zu sagen. Aergert Dich Frau von Benelle? Sag's nur, ich will ihr schon den Text lesen. Hast Du nicht Geld genug für Deine kleinen Ausgaben? Bringe mir das Kofferchen dort auf dem Tische; es sind sechshundert, funkelneue, vollwichtige Pistolen darin; ich habe sie selbst gewogen; es ist mein Gewinn im Spiele von voriger Woche. Crepa, ich schenke sie Dir, mache damit, was Du willst."

Hortense machte große Augen, und fragte sich, ob er es wirklich sey, er, der ärgste Filz im ganzen Königreiche, den sie reden höre. Nachdem er sich an ihrem Staunen geweidet: „Crepa, glaubst Du, daß es für ein Weib ein schöner Stand sey, Königin zu seyn?"

„Man sagt es, allein die Wahrheit zu gestehen, ich glaube es nicht, weil Jedermann Ehrfurcht vor einer Königin hat, und zwar zunächst der König! Aber Niemand sie liebt, und zwar zunächst — — —"

„Schweigt. Ihr seyd eine Thörin! Heut zu Tage sind die jungen Mädchen in der That wunderliche Geschöpfe; sie sehen in Allem nichts als die Liebe. Wenn die Königinnen jung und schön sind — —"

„O freilich," versetzte Crepa, „dann liebt sie Jedermann, und zwar zunächst der König. Aber an einem schönen Morgen wird er eifersüchtig, dann läßt er sie ermorden oder in's Kloster sperren."

„Wer hat Euch das gesagt?"

„Die Geschichte und Frau von Benelle."

„Die Geschichte lügt, und Frau von Benelle ist eine unverschämte Person, die höchstens dazu taugt, Bürgerstöchter zu erziehen."

„Werdet nicht böse, Onkel, ich sage nicht nein."

„Du bist verständig, Du hast Geist, Du sollst mir gleichen. Wohlan, so laß uns vernünftig mit einander reden. Schiebe aber zuerst den Riegel vor, damit Niemand uns störe, dann öffne dort den Schrank, im Hintergrunde des Zimmer, links; Du findest darin den Mantel und die Krone, welche Henriette von Frankreich, die verwittwete Königin von England, an ihrem Krönungstage trug, und die sie mir vorigen Monat, bei ihrer Abreise anvertraute. Mit dieser Krone, mit diesem Mantel will ich Dich geschmückt sehen."

„Onkel! Welch ein närrischer Einfall!"

„Thue, was ich Dir sage; es ist von keiner Narrheit die Rede. Bringe mir die Krone, damit ich sie Dir selbst auf's Haupt setze, gib mir den Mantel, ich will Dir ihn auf Deinen Schultern zurecht legen. Recht so, mein Kind, recht so! Jetzt sieh' mich an. O Crepa, wie gut steht Dir der Mantel und die Krone, und was wärest Du für eine schöne Königin!"

Indem er so sprach erhob er sich von seinem Sessel, küßte Hortense auf die Stirne und verbeugte sich dann ehrfurchtsvoll vor ihr."

„Was macht Ihr, Oheim?" stammelte Hortense staunend.

„Meine Tochter, ich begrüße, wie es sich gebührt, die Königin von Schottland und Irland."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Große Dinge, Crepa, große Dinge. Auch halte ich es nicht mehr aus; dieses Geheimniß erstickt mich; ich muß meinem Herzen Luft machen. Ich habe Unrecht, ich weiß es wohl, aber ich kann nicht anders. So wisse denn, daß alle Vorkehrungen getroffen sind, damit Krone und Mantel auf Deinen Schultern und auf Deinem Haupte keine hohlen Symbole mehr seyen, und Dir fortan rechtmäßig angehören. Die Königin Mutter, Henriette von Frankreich, habe ich in unser Interesse gezogen. Karl II., wie es heißt, träumt nur von Dir. Heute erwarte ich den Courier, der mir die definitive Werbung des Königs von England um Deine Hand überbringen soll. Hortense, Hortense, theure Nichte, meine schöne Königin! wie werden sie wüthend werden, die vermaledeiten Frondeurs, wenn sie mich sagen hören: mein Neffe, der König von England! welche Feste, Kind, welche Freude! Und dann noch die päpstliche Krone. Mazarin bleibt Nichts mehr zu wünschen übrig."

Plötzlich bemerkte der Cardinal, daß Hortense ihr Gesicht zwischen den Händen verborgen hatte und bitterlich weinte.

„Nun," sagte er, „was soll das heißen? Du weinst? Wohl vor Freude?"

Hortense kniete vor ihm nieder: „Onkel," sagte sie, „guter

Onkel, ich bitte Euch demüthig um Verzeihung. Auch ich habe ein Geheimniß, das ich Euch enthüllen muß. Ich liebe. Ich fühle wohl, daß ich dem nicht angehören kann, dem ich mein Herz geschenkt; so will ich aber wenigstens keinem anderen angehören; ich habe es vor Gott geschworen, und Ihr werdet mich gewiß nicht dazu bewegen wollen, einen so heiligen Schwur zu brechen."

Zu ihrem großen Staunen reichte ihr Mazarin gelassen die Hand: „Ich vermuthete es Crepa, und Dir's offen zu gestehen, es thut mir leid, daß sich mein Argwohn in Gewißheit verwandelt. Ich weiß nicht, was König Karl denken wird. Glücklicherweise hast Du noch zwei Schwestern, und ich will suchen, die Unterhandlungen auf dieser Seite wieder anzuknüpfen. Allein Du versprichst mir, die größte Verschwiegenheit über diesen Punkt?"

„O wie gut und edel Ihr seyd, Onkel, und wie bereue ich es, Euch nicht früher die Wahrheit gesagt zu haben."

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

„Was gibt's," rief der Cardinal.

„Gnädiger Herr," antwortete eine Stimme durch's Schlüsselloch, „ein sehr pressanter Brief vom Herrn Gouverneur von Guyenne, den Herr Colbert Ew. Eminenz sendet.

(Fortsetzung folgt.)

## Erlebnisse aus den Musenjahren.

Von J. H***

(Fortsetzung.)

Am andern Tage zeigte er mir dies; wir untersuchten mehrere andere Werke und fanden unzählige Male in verschiedenen Büchern, die Kollmann in diesen Tagen in Gebrauch gehabt hatte, die Worte: „Fräulein Meier" mit kernigen Ausrufungszeichen versehen.

„Wir wollen schon Rath schaffen, rief Meier leichtsinnig aus, als ich ihm die hoffnungslose Zukunft unsers Freundes erzählt hatte.

— Wie so? fragte ich ihn bedeutungsvoll.

„Kollmann wird's nie erreichen, bekommt nie ein Weibchen, wenn ich ihm nicht beistehe. Mein Plan ist gemacht. — Gib Acht! es geht!" —

Er wurde mir immer dunkler. „Was wolltest Du denn eigentlich?" fragte ich neugierig.

„Morgen entwerf' ich ein feines, schmelzendes Liebesbriefchen, lasse dies von einem Bekannten abschreiben auf goldberändertes Rosapapier und sende es im Namen unsers Kollmann als Einlage in ein Briefchen an Frau v. F. per Dampf nach P***..."

Bist Du rasend! —

„Bei Gott, ich thu's! verlaß Dich d'rauf!"

— Einen unsinnigeren Streich könntest Du doch wahrlich nicht begehen! — rief ich aus und setzte ihm die höchst nachtheiligen Folgen auseinander, die ein solcher Leichtsinn für unsern Freund herbeiführen könne.

Er nahm nach heftigen Protestationen sein Licht und verließ mich lachend mit den Worten: „Wenn Kollmann Pfarrer ist, so muß er auch eine Frau haben"

Ich hatte nicht weiter an das Vorgefallene gedacht. Am andern Tage saß Kollmann mit mir in seinem Zimmer, als Meier unbefangen eintrat und sich unter irgend einem Vorwande, der mir entfallen ist, des erstern Petschaft erbat. Ich dachte nichts Arges dabei. Nach einer Weile stellte Meier das Petschaft zurück, setzte sich neben uns, war ungemein heiter, scherzte, lachte und machte Späße.

„Der hat wieder ein Fädchen gesponnen," sagte Kollmann in seiner Unschuld.

Jetzt fiel es mir zentnerschwer auf's Herz. Meier sah meine Bestürzung und lachte noch mehr. Ich fragte ihn mit einem Blicke, ob er das Petschaft zu dem mir gestern angegebenen Zwecke gebraucht habe? — Er bejahte es.

Welcher Leichtsinn! Er hatte es wirklich gethan. Unwillig warf ich ihm seine Unbesonnenheit, als wir allein waren, vor. Aber dieses Windspiel war über alle Vorwürfe erhaben.

„Du kennst die Mädchen nicht," demonstrirte er mit philosophischer Miene — „der einzige Weg das Spiel zu erreichen — es geht Alles gut!" — und dabei suchte er diese Ellipsen durch lebhafte Gesten zu ergänzen.

Was war zu machen? Ich überlegte mit mir, ob ich Kollmann Alles entdecken sollte. Aber wozu sollte dies nützen? — Der Brief war einmal fort! — Nach langem Ueberlegen der Gründe Für und Wider beschloß ich den Ausgang ruhig abzuwarten. Ich war ja unschuldig und würde auch gewiß das Geheimniß der stillen Liebe nicht verrathen haben, wenn nicht Meier dasselbe mir auf eine so feine Weise entlockt hätte. Letzterer war indeß seines Sieges schon gewiß und konnte kaum den Tag erwarten, an welchem eine Antwort zu hoffen war.

Sie blieb wirklich nicht aus. Weislich hatte er durch den Wichsier, dessen sich auch Kollmann bediente, dem Briefträger die Weisung gegeben, ein unter der Adresse des Letztern etwa ankommendes Schreiben nicht selbst abzugeben, sondern dasselbe bis zur Abforderung zurückzubehalten.

Triumphirend trat Meier mit demselben in mein Zimmer. Es war noch unentsiegelt. Ich bebte vor Erwartung. Wir verschlossen die Thüre. Meier nahm die Entsiegelung vor, und sieh! es war ein Brief von Frau v. F. Das Fräulein hatte nicht selbst geschrieben.

Erstere entschuldigte zuvor in äußerst gewandten Wendungen ihre Freundin, die geglaubt habe, ohne Wissen ihrer Eltern mit einem jungen Herrn nicht in Correspondenz treten zu dürfen. Auf die Sache selbst eingehend, bedaure dieselbe innig, wider ihre Neigung und wider ihren Willen einen Antrag ablehnen zu müssen, der sie, wenn nicht die Rücksicht auf das Wohl des Herrn Kollmann sie hierzu gezwungen, für die Dauer ihres Lebens zu der glücklichsten Sterblichen würde gemacht haben. Die Zeit ihrer Bekanntschaft sey nämlich zu kurz, als daß Herr Kollmann einzusehen vermocht hätte, wie wenig sie den gehegten Erwartungen zu entsprechen im Stande sey u. s. w.

Dies der wesentlichste Inhalt. Indeß war der Brief, so viel entsinne ich mich deutlich, überaus zart gehalten und mit der größten Schonung für unsern Freund abgefaßt.

„Da haben wir nun Deine Thorheit!" rief ich ärgerlich aus. — „Was ließ sich anders erwarten! — Kollmann ist schrecklich compromittirt."

„Nichts weniger als das," jauchzte Meier in voller Freude, der in diesem Schreiben ganz etwas Anderes fand, als was es mir zu enthalten schien. „Vollkommen gewonnenes Spiel! Kollmann bekommt ein famoses Weibchen, und zwar," fügte er, indem er den Zeigefinger auf die Brust setzte, selbstgefällig hinzu: „durch mich! durch mich, sag' ich Dir Bruder! — durch mich!" —

Er deducirte mir nun in einer langen Rede, wie gerade dieser Brief das sicherste Sympton einer gefaßten Neigung und zugleich der unwiderleglichste Beweis des edlen Charakters des Fräuleins sey. „So habe sie gerade handeln müssen; das passe ganz in seinen entworfenen Plan. Jetzt müsse ein abermaliges Schreiben abgehen, in welchem alle gemachten Einwürfe bescheiden widerlegt würden. Es müsse eine gesteigerte Glut durch die Zeilen wehen; jeder Buchstabe müsse Liebe athmen, dann könne es nicht fehlen, daß ein glückliches Resultat das Ende seiner Bemühung sey."

Bei diesen letzten Worten hatte ich Mühe, mich zu zügeln. Mein Unwille erreichte den höchsten Grad, als ich hörte, Meier wolle diesen Leichtsinn bis zur Unverschämtheit treiben. Wir stritten noch lange, ich nicht ohne Heftigkeit und Bitterkeit, er freudig und wohlgemuth. Es war nicht möglich, seine heitere Laune durch empfindliche Reden zu stören. Er verließ mich endlich mit den Worten: „Sey unbesorgt, Kollmann bekömmt ein famoses Frauchen." Dies sprach er in einer Stellung und mit einer so possirlichen Miene, die mich nicht nur zu fernerm Zürnen unfähig machte, sondern auch laut auflachen ließ, als dieser Flinkfuß mein Zimmer verlassen hatte.

Mit nächster Post war richtig wieder ein Schreiben abgegangen. Er hatte dies so eilig und heimlich betrieben, daß ich außer Stande gewesen war, ihn daran zu verhindern. Noch in derselben Nacht war das Concept von ihm entworfen, am andern Morgen in aller Frühe, von einem Bekannten abgeschrieben, so daß es schon mit der einige Stunden darauf abgehenden Post an seine Adresse gelangen konnte.

Ich erfuhr dies Alles erst, als er mir, fast unter gleichen Umständen, die Antwort vorlegte. Anfänglich sträubte ich mich, selbige anzuhören; doch muß ich offen bekennen, meine Neugier besiegte den gefaßten Entschluß. (Fortsetzung folgt.)

---

## Fanchon das Leiermädchen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war er nachlässig auf einen Stuhl hingestreckt und schien nur mit seiner Verdauung beschäftigt zu seyn, als ich plötzlich sein röthliches Gesicht erbleichen sah. Es hatte sich ihm Jemand gegenübergesetzt, der ihn auf eine ziemlich beunruhigende Weise betrachtete. Nach einiger Zeit aber brach dieser in lautes Lachen aus und wendete mir sein Gesicht zu. Ich erkannte den Chevalier Dorat. Dorat war 1773 nicht mehr jung. Die Jahre und der Kummer hatten sein Gesicht etwas entstellt, und obgleich er erst 45 Jahre alt war, so hätte man ihn doch unbedenklich für einen 70jährigen Greis halten können. „Ha! Ha! Meister Blandin," rief er, „Ihr Gewissen muß Ihnen sagen, daß Sie die Stockschläge wohl verdient haben, die ich Ihnen versprochen, da Sie sich so sehr fürchten. Aber beruhigen Sie sich; ich habe Ihnen schon verziehen, daß Sie mich 14 Tage haben einsperren lassen. Mercier hat den Begründer des Journal des Dames nicht in Ihren Klauen lassen wollen; er hat meinen Wechsel bezahlt, und Sie sehen mich jetzt wieder bereit, neue zu unterschreiben."

Während Dorat so sprach, hatten Blandin's Wangen sich wieder geröthet, und sein Auge erglänzte wieder von roher Freude. „Schämen Sie sich denn gar nicht, Herr Chevalier," murmelte er, „daß Sie ein so schönes Vermögen verschwendet haben?" — „Du willst mir Moral predigen und hast mit Deinen Wucherzinsen mehr als die Hälfte meines Vermögens aufgezehrt. Indeß beklage ich mich nicht; ich brauchte Geld; Du hast es mir theuer verkauft, aber ich würde es noch theurer bezahlt haben, wenn ich gemußt hätte." — „Indeß, wenn Sie sparsam gewesen wären —" — „Höre, alter Beutelschneider, erspare mir Deine guten Lehren. Nun ich ruinirt bin, kann ich wie Du leben. Du bist ein Tropf." — „Also wenn man für die Zukunft sorgt — " — „Wenn man nicht ein Cretin wie Du bist, so brennt einem das Gold in den Händen; je mehr man ausgiebt, desto mehr möchte man ausgeben; der Aermste würde ein Verschwender werden, wenn er plötzlich zu Geld käme." — „Nein, mein Herr, er würde sich seiner Armuth erinnern und die Rückkehr derselben fürchten." — „Du bist eben so einfältig wie schurkisch. Sieh nur diese kleine Savoyardin an, die wahrhaftig nicht häßlich seyn würde, wenn man sie aus ihrem Schmutz schälen wollte. Sie schreit sich jetzt die Kehle heiser, um einige Sous zu verdienen. Ich wette, daß, wenn man sie plötzlich reich machte, das Geld wie Wasser bei ihr zerfließen würde." — „Sie kennen die Savoyarden nicht, Herr Chevalier: ich bin selbst aus dem Lande." — „Willst Du die Wette eingehen?" — „Pfui! Sie haben ja kein Geld mehr." — Nun wohl, ich stelle Dir einen Wechsel aus, und Du leihst mir Geld." — „Das mag seyn, aber wie sollen wir das Mädchen reich machen?" — „Das muß einer von uns Beiden thun." — „Einer von uns Beiden; ich allein kann es thun und habe wahrhaftig wenig Lust dazu. Aber doch! ich weiß ein Mittel. He, Kleine! komm her, ich will Dich reich machen."

Als das Mädchen herbeigekommen war, faßte Blandin sie bei der Hand und führte sie zu Jedem der Anwesenden. „Einen Louisd'or für meinen Schützling!" sagte er. Nach Verlauf von fünf Minuten kamen Blandin und die Savoyardin zu Dorat zurück; in ihrer Schaale funkelten ungefähr 30 Louisd'ors. „Das nennst Du das junge Mädchen reich machen?" rief Dorat verächtlich aus. „Das ist zu wenig, als daß sie es nicht sparen sollte." — Nicht wahr, ich soll 100,000 Fr. ausgeben, um 100 Louisd'ors zu gewinnen; dafür danke ich. Machen Sie sie selbst reich, wenn Ihnen das nicht genügt." — „Ich nehme Deine Herausforderung an, ich, den Du bis auf die Haut ausgezogen hast, will sie reich machen. Komme morgen zu mir, Kleine: hier ist meine Adresse."

Acht Tage später sah Blandin im „Cadran bleu" ein allerliebstes Mädchen, in welcher kaum die kleine Savoyardin wiederzuerkennen war. Sie war bekleidet mit einem scharlachrothen Atlasmieder, das reich mit Gold gestickt war, mit einem schwarzseidenen Kleide und einem koketten Hute; ihre niedlichen Hände, die mit kostbaren Ringen geschmückt waren, hielten eine Leier von Polisanderholz und Gold. Man hätte sie für ein Gemälde von Watteau halten können. „Meine Herren," sagte sie, auf eine Gruppe von musquetaires zuschreitend, „erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Couplets vom Chevalier Dorat mit Musik vom Chevalier Piccini vorsinge?" — „Sehr gern!" rief man von allen Seiten. Sie sang einige recht geistreiche Couplets mit einer Stimme, der es allerdings an Methode fehlte, die aber rein und tönend war. Als sie geendet hatte, reichte sie den Zuhörern eine silberne Schaale, die sich bis zum Rande füllte. Mit ihren kleinen weißen Fingern schied sie alles kleine Geld aus und ließ es auf die Erde fallen; sie rief einige Bettler herbei, zu denen sie sagte: „Das ist für Euch; ich behalte nur das Gold." Sie entfernte sich hierauf. Am anderen Tage kehrte sie wieder, aber in einem noch prächtigeren Anzuge. Wie am vorigen Tage, warf sie den Armen wieder alles Silbergeld zu.

Nach Verlauf von acht Tagen sprach man in Paris nur vom Leiermädchen im „Cadran bleu"; man war außer sich über ihre Schönheit und erzählte sich Wunderdinge von ihr. Die Louisd'ors flogen ihr zu, und wer einen Blick oder ein Lächeln erhalten konnte, war glücklich. (Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurt.

Theater: Robert; Dlle. Rudersdorff. — Die Königin von sechszehn Jahren; Madame Frühauf.

Am 10. Februar gab uns das gute Stück Meyerbeer's Meisterwerk: Robert. Wem der musikalische Magen eine Zeitlang mit allen italienischen Süßigkeiten überladen wurde; wer zwei-

dreimal die Woche an Werke gebannt war, in denen, wie beim doppelten Janusgesicht, Poesie und Musik unabhängig von einander jede ihren besonderen Weg hinausblicken, so daß man kaum begreift, warum statt eines Libretto der Componist seine Noten nicht aufs ABC setzte: — wer das miterlitten hat, der hat sich auch mitgefreut bei einer Aufführung, wo der Verstand nicht stets auf seine Anfragen trostlose Antworten erhält; bei einer Oper, wo Deklamation und Melodie den ewigen Bund zusammen feiern, und jeder Ton, wie die ehernen Züge einer Statue, feststeht auf dem erhabenen Antlitz der Kunstschöpfung: „anders durfte er nicht seyn!“ Vermag die Musik nicht in scharfen Umrissen einen Charakter zu zeichnen und äußerlich hinzustellen, so kann sie sich dafür in den Charakter hineinzaubern, und die Klänge seiner Empfindung heraustreten lassen, so daß er selbstständig erscheint, weil er selbstständig und eigenthümlich fühlt. Darin waren die deutschen Meister des vorigen Jahrhunderts groß, und darin gleicht ihnen Meyerbeer. Hierin suchen wir auch den Grund, weshalb Robert beim oftmaligen Hören nur gewinnt, und die meisten neuesten Italiener bei näherer Bekanntschaft fast immer verlieren: diese beschäftigen nur einseitig den Schönheitssinn, jener zugleich unsern Drang zu denken; bei diesen tanzen die Grazien ewig im nämlichen Kreise, bei jenem schreiten sie unter der strengen Zucht Minerva's. — Schade nur, daß die Poesie hier der Musik den schlechtesten Dienst leistete; daß sie nur baaren Unsinn darlieh, der mit dem strahlenden Gewand der Schwester bekleidet werden mußte! Verrücktheit ist neu französische Romantik. Da war der zahme alte Quinault doch besser! — Von der Aufführung sollten wir reden. Die Künstler führten sich gut auf. Herr Dettmer erschien nach längerer Krankheit zum ersten Mal wieder als Bertram, wurde freundlich vom Publikum begrüßt, und entfaltete, wenn auch noch etwas getrübt, die gewohnte Kraft seiner mächtigen Stimme. Alice (Dlle Capitain) war ganz die fromm begeisterte Seele, die sie seyn muß Dagegen war Alicens Bräutigam nicht der Mann des Publikums. Dlle. Rudersdorff (Prinzessin Isabelle) sang zum ersten Mal in einer nicht-italienischen Oper, und sang ganz vortrefflich, mit Geschmack und Würde. Und so war auch ihr Spiel; verständlich fast bis auf die geringste Nüancirung, dabei wahrhaft prinzeßlich. Nur in Betreff einer Stelle im vierten Akte sind wir nicht mit ihrer Auffassung einverstanden; wir wünschten eine andre Art der Theilnahme bei der Gefahr, die den geliebten Robert bedroht. Es gibt Momente, wo das Fürstliche verschwinden, das rein Menschliche siegreich hervortreten muß. Herr Chrudimsky sang den Robert gut, war aber kein Teufel. — Samstag den 19. Februar: „Die Rosen des Herrn von Malesherbes.“ Mit dem Motto:

„Der liebe goldne Kotzebue ist so übel nicht.“

Börne.

Diese sanfte Idylle bedürfte nur einiger geringen Reinigung, um ein allerliebstes Stückchen zu seyn und zu bleiben; — ein wohlthuendes Stillleben von Ostade, das jedoch diesmal sehr lärmend wurde durch vielfältiges Logenthüren-Geklapper; denn das Publikum bricht nicht mehr gerne diese Rosen, und stellt sich erst ein, wenn sie ausgeblüht haben. Herr C. Schneider traf den patriarchalischen Ton des alten Malesherbes recht glücklich. Dlle Leclere ist ein nettes Susettchen (so heißt sie doch? Mir fehlt in diesem schreibenden Moment der Komödienzettel und das Gedächtniß.) Doch sollte sie sich bemühen, die zu häufige Accentuirung jedes einzelnen Wortes, wodurch die wohlgeordnete Monarchie des Satzes in eine Menge kleiner störrischer Republiken zerfällt, etwas mehr zu vermeiden. Herr Wenzel versuchte sich zum ersten Mal auf der Bühne als Peter. Wir stellen ihm folgenden theatralischen Paß aus:

Gestalt: vortheilhaft;
Bewegung: leicht und angemessen;
Mimik des Gesichtes: nicht ohne Ausdruck;
Ditto der Hände: natürlich; (NB. ist besser als künstlich.)
Stimme: noch nicht klar entfaltet, noch nicht rein austönend, daher etwas dumpf. Auf diesen Punkt muß sich hauptsächlich das Studium des jungen Mannes richten.
Deklamation: richtig, aber etwas einförmig.

Und bitten alle hohen Musen, den Inhaber bei seinen Reisen durch die Kunstgebiete zu schirmen und als unverdächtig passiren zu lassen.

Nach den Rosen des Herrn von Malesherbes erschien Königin Christine, die Königin von sechszehn Jahren. Christine hätte sich nicht beschweren können, von Madame Frühauf dargestellt zu werden; sie war, auch in ihrem sechszehnten Jahr, weder so allerliebst launenhaft, noch so anmuthig, noch so ernst in ihren majestätischen Augenblicken, noch so kindisch froh in ihrer Traulichkeit, noch so — — — noch so — — — als ihre Repräsentantin. Wie wahr, wie wahr dies Aufthauen in Liebe, dies Aufbrausen der Eitelkeit, dieses krampfhafte Zucken des betrogenen Herzens! In der Schlußscene des zweiten Aktes, man konnte nicht anders, man fühlte tiefes Mitleid mit der verarmten Königin, der Bettlerin eines Herzens, der gekrönten Sklavin ihres Ministers. Vom Lächeln der Zufriedenheit bis zum Brausen des Zornes und dem Ungewitter der Wuth, sprang sie die ganze Windesrose der Seele hindurch, und war ein Weib in allem Widrigen und Schönen, in der Verzerrung der Eifersucht und im edlen Glanze der Entsagung. Es dünkte uns eine vollendete Darstellung. — Herr Weidner gab uns in dem Grafen Rantzau ein ernstes Charakterbild, einen Mann der Staatskunst, in dessen Streben sich die eigene Größe und das Landeswohl wechselseitig durchdringt und Eines dem Andren als Folie dient. Er gemahnte uns wie eines jener Porträts von van Dyk auf dunkelm Grunde, mit der steinernen Haltung, mit den verschlossenen Zügen, — die aus ihrem Rahmen heraus die Geschichte ihrer Zeit deutlicher erklären, als Lehrbücher und geheime Berichte. Die Scene mit der Königin, wo er ihr Würden und Orden zurückgibt, gehörte zu dem Besten, was wir auf unserer Bühne sehen können. — Herrn Grahn's Persönlichkeit paßt nicht ganz zu der Rolle des Friedrich von Bury; dennoch ist seine Ausführung der Rolle nicht mißlungen, — aber eben so wenig gelungen — zu nennen. Die danklose Rolle der Emma war in den Händen der Dlle. Arnold, einer Anfängerin, die Gutes hoffen läßt. Noch fehlt es an Lebenswärme, an den feinern Schattirungen des Dialoges; doch waren einzelne Momente schon ganz ansprechend. Herr Lincker karrikirte den albernen Nörberg nicht, und hatte darin Recht; wo der Dichter des Guten zu viel gethan hat, darf der Darsteller nicht mehr hinzufügen. — Die Verdeutschung des Stückes ist bekanntlich von Theodor Hell. Der Zettel sagt es; der Styl beweist es:

Pourquoi vous en defendez-vous?

übersetzt Hell mit dieser Verszeile:

Warum vertheidigen Sie sich dagegen?

Es sollte aber heißen: Warum wollen Sie es nicht Wort haben; oder: Warum wollen Sie's nicht zugestehen. Dieses eine Beispiel ist uns zufällig im Gedächtniß haften geblieben; auf Verlangen stehen mehrere zu Diensten.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 49. 18. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufü,en.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Der Cardinal stand vom Sessel auf, was ihm selten widerfuhr, und ging selbst die Thüre aufzuriegeln und zu öffnen; sodann nahm er den Brief, entsiegelte ihn, und nachdem er ihn dem Anscheine nach nur flüchtig durchgelesen, faltete er ihn wieder zusammen. „Ich weiß, was es ist; es ist die Rede von Alonzo, ich will später lesen.“

„Später?“ konnte sich Hortense nicht enthalten zu sagen, und eine lebhafte Röthe färbte ihre Wangen; ihre schönen schwarzen Augen, die noch feucht von Thränen waren, zum Himmel aufschlagend: „Dieser Brief,“ lispelte sie vor sich hin, „O Gott! Nimm die Hälfte meiner Tage hin, und mache, daß ich den Inhalt dieses Briefes erfahre!“

Mochte nun der Cardinal sich hinlänglich an dem Schmerze seiner Nichte geweidet haben, oder hatte er wirklich Mitleid mit dem Zustande, worin er sie erblickte, er schien seine Gesinnung zu ändern und den Brief auf's Neue entfaltend: „Im Grunde,“ sprach er, „da unsere Unterredung zu Ende ist, so sehe ich nicht ein, warum ich das Sendschreiben nicht lesen sollte.“

Es würde schwer seyn, den fieberhaften Ausdruck in den schönen Zügen des Mädchens zu schildern, während der paar Sekunden, welche diese Lektüre dauerte. Man hörte das Herz in ihrer Brust klopfen, als wollte es sie zersprengen; nachdem der Cardinal geendet, seufzte er, und ihr das Papier hinreichend:

„Eine böse Nachricht, die mir der Gouverneur von Guyenne meldet; der arme Alonzo — —“

„Nun?“ stammelte Hortense, das Papier mit bebender Hand fassend.

„Nun,“ antwortete kalt der Cardinal, indem er auf seine Nichte einen Blick heftete, der ihr wie ein glühendes Eisen ins Herz drang; „der Gouverneur meldet mir, der junge Mann sey in einem Gasthofe in den Pyrenäen erkrankt, und vor acht Tagen daselbst verschieden.“

Mazarin hatte nicht Zeit, ein Weiteres hinzuzufügen; Hortense war ohnmächtig hingefallen, und die Krone, die sie noch auf dem Haupte trug, fiel ihr vom Kopfe und rollte halb zerbrochen dem Cardinal vor die Füße. — — — —

Des Abends nach dem Souper, als der Cardinal durch die große Galerie des Palastes schritt, fand er sie mit einer noch zahlreicheren Menge von Höflingen angefüllt, als gewöhnlich. Durch einige Indiscretionen, die nie ausbleiben, hatte man Kunde erhalten von dem bevorstehenden Abschlusse der Unterhandlungen mit dem englischen Hofe in Betreff der Vermählung der Fräulein Hortense von Mancini mit König Karl II. Man wußte, daß der Courier, der die Depesche überbringen sollte, noch an demselben Abende erwartet wurde, und da Niemand an dem Resultate zweifelte, welches so viele Rücksichten wünschenswerth machten, selbst im Interesse des Königs von England, so hatten sich die Höflinge eifriger als je eingestellt, dem Minister ihre Huldigung darzubringen, in der Hoffnung, ihr Eifer werde von Sr. Eminenz bemerkt und belohnt werden. Gestützt auf den Arm des Grafen von Soissons trat der Cardinal in die Galerie. Man bemerkte, daß er nur mit Mühe gehen konnte, und von Zeit zu Zeit stehen blieb, um einem trockenen Hüsteln Lauf zu lassen, das ihn sehr ermüdete. Sein Anzug war noch gesuchter als gewöhnlich; er trug eine prächtige feuerfarbene Simarre; der spitze Bart, der Schnauzbart zu beiden Seiten des Mundes aufgezwickt, waren sorgfältiger gekräuselt und gewichst; allein durch die dicke Lage von Schminke leuchtete seine Bläße durch, und indem man beim Schimmer der Girandolen den Sterbenden vorübergehen sah, bei dessen Anblick alle Häupter sich beugten, konnte man glauben, man sähe eine Leiche dahin wandeln, welche durch Zauberkünste wieder zum Leben geweckt worden.

Da erklangen plötzlich der Galopp eines Pferdes und das Knallen der Peitsche in den Höfen des Palastes. Mazarin bebte zusammen, und den Arm des Grafen von Soissons loslassend, richtete er sich stolz in die Höhe. „Es ist der Courier aus England!“ rief eine Stimme. Tiefe Stille verbreitete sich in der Galerie. Ein Offizier von der Garde des Cardinals trat ab, und kehrte bald darauf zurück, ein mit dem Staatssiegel England's gesiegeltes Schreiben in der Hand haltend, das er dem Cardinal überreichte. Dieser nahm es, dem Anscheine nach, mit fester Hand; nachdem er es geöffnet, las er es, faltete es wieder zusammen und steckte es zu sich in den Gürtel.

Die Höflinge, ihn anstarrend, mit offenem Munde, warteten auf ein Wort, auf eine Geberde, auf ein Zeichen, um ihren jubelnden Zuruf durch die Hallen des Palastes schallen zu lassen; allein ihre Erwartung sah sich getäuscht, und der Cardinal setzte schweigend seine Wanderung durch die Galerie fort. In diesem Augenblicke erschien Colbert und da Jedermann bereits in ihm den Vertrauten des Cardinals erkannt hatte, theilte sich die Menge, um ihm Platz zu machen. Beide gingen miteinander in eine Fenstervertiefung.

„Nun, gnädiger Herr, welche Neuigkeit?“

„Eine sehr gute,“ erwiederte Mazarin, die Stimme erhöhend und ein Lächeln auf den Lippen; „mein heißester Wunsch ist erfüllt: Hortense bleibt Französin.“

Ein schwer zu beschreibendes surrendes Gemurmel nahm diese Worte auf, und der Lärm der Privatconversationen, die

sich auf allen Seiten entspannen, übertäubte folgendes Zwiegespräch:

„Auch ich, gnädiger Herr, habe Euch eine gute Nachricht zu überbringen.“

„Welche?“

„Herr von St. Evremond begnügt sich nicht damit, gegen das Interesse Eurer Eminenz zu reden und zu handeln, er schreibt auch —“

„Und Ihr habt den Beweis in Händen?“

„Gnädiger Herr, diesen Beweis werde ich morgen haben.“

„Hat das Ding so ungefähr das Ansehen von Conspiration?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Gut, so soll mir Herr von St. Evremond für Alle bezahlen.“

Darauf die Fenstervertiefung verlassend, rief der Cardinal lachend: „Meine Herren, haltet Eure Pistolen bereit, ich fühle, daß mir das Glück heute hold seyn wird. Man stelle die Tische zum Pharao zurecht.“ Sodann einen Offizier von seiner Leibwache zu sich winkend, sprach er leise zu ihm: „Geht auf der Stelle zum Marschall de la Meilleraye; sagt ihm, ich habe noch heute Abend über eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu reden.“ (Fortsetzung folgt.)

---

## Erlebnisse aus den Musenjahren.

**Von J. H*****

(Fortsetzung.)

Der Brief enthielt abermals eine abschlägliche Antwort, wiewohl diesmal aus einem andern Grunde. Ihre Freundin könne unmöglich, schrieb Frau v. F. ohne Wissen ihrer Eltern ein Verhältniß knüpfen, das von so wichtigen Folgen sey. Sie bitte deßhalb, den gemachten Antrag, der, wie sie zugebe, im höchsten Grade ehrenvoll für sie sey, zurückzunehmen und nicht länger ihrer Schwachheit einen Kampf zu bereiten, in welchem die Pflicht gegen ihre guten Eltern verletzt zu werden Gefahr laufe.

Kaum hatte Meier das letzte Wort gelesen, so glaubte ich, er habe den Veitstanz bekommen. Wie eine Bachantin sprang er im Zimmer umher. Seine Freude kannte keine Grenzen.

„Freue Dich doch mit mir,“ rief er aus, und hielt mir den Brief dicht vor's Gesicht.

„Dazu hast Du mir wahrlich schlechte Gelegenheit gegeben,“ entgegnete ich ärgerlich.

„Wie so? — Konntest Du beim zweiten Briefe schon solche glückliche Resultate erwarten?“

„Allerdings ein sehr glückliches Resultat: daß durch Deinen unverzeihlichen Leichtsinn Kollmann auf eine empörende Weise compromittirt ist.“

„Alle Welt mit zwanzigtausend Dörfern! Enthält denn der Brief etwas Anderes, wie eine verblümte Zusage?“

„Das gesteh' ich! — Bei Gott! — Eine allerliebste Interpretationsmethode! — Wer hat Dich die gelehrt? — Wendet ihr Juristen auch solche bei Gesetzen an, dann wundert's mich nicht, wie es möglich wird, optime jure, optimaque forma die Unschuldigen zu verurtheilen.“

„Nur nicht räsonnirt auf die edle Rechtsgelehrsamkeit,“ erwiederte er scherzhaft zürnend, „Du Aesculapsjünger! Als miles Justiniani würde ich sonst meine Wissenschaft kräftiglich zu vertheidigen wissen.“

„Mag immerhin seyn! Wer in dem Briefe eine verblümte Zusage finden will, muß eine eigene Gabe zu interpretiren besitzen. Ich für meine Person bin dazu nicht im Stande, will aber auch offen gestehen, wenig Uebung in der Erklärung von Liebesbriefen gehabt zu haben.“

„Kurz und gut, der langen Rede kurzes Resultat ist: daß ich zum dritten Male hinschreibe, und zwar kategorisch, ob Fräulein Meier Nichts dagegen einzuwenden habe, wenn die Eltern in diese Verbindung willigen sollten.“

Hatte ich bei den früheren Briefen durch ernstliche Mahnung ihn von seinem Vorhaben abzubringen gesucht, so nahm ich jetzt meine Zuflucht zu milderen Maßregeln. Ich bat, ich beschwor ihn, davon abzulassen. Alles vergeblich; er war nicht zu bewegen. Im Gegentheil suchte er mich zu überzeugen, daß nach allen seinen bisherigen Erfahrungen, die allerdings in diesem Felde nicht unbedeutend seyn mochten, dies Alles habe so kommen müssen. Ich war seiner Deductionen müde. „Mach, was Du willst,“ sagte ich verdrießlich, „ich wasche meine Hände in Unschuld,“ wandte ihm den Rücken und verließ ihn.

Wir sahen uns nach einigen Tagen in Gegenwart Kollmann's, so daß über den Gegenstand Nichts geredet werden konnte. Ich wußte nicht, ob er wirklich geschrieben hatte, oder zur Besinnung gekommen war, wollte mich auch nicht ferner um diese Angelegenheit bekümmern.

In diese Zeit fiel Kollmann's Geburtstag. Bei Tisch hatte uns dieser Tags vorher auf den folgenden Nachmittag zu sich eingeladen, um, wie dies gewöhnlich geschah, in einem etwas erweiterten Kreise, da auch andere Freunde daran Theil zu nehmen pflegten, einige heitere Stunden zu verleben. Damit ich dieses Vergnügen zu entbehren nicht genöthigt würde, wollte ich die mir obliegenden Arbeiten noch heute vollenden, und verschloß deßhalb mein Zimmer.

Plötzlich wurde gepocht. „Mach' auf! schnell! mach' auf!“ Es war Meier's Stimme. „Gleich!“ antwortete ich, stand auf und öffnete die Thür!

„Hallelujah! Hallelujah! Triumph, die gute Sache siegt.“ Mit diesen Worten stürzte er ins Zimmer und hielt ein großes versiegeltes Schreiben und zwei andere in den Händen, welche als Einlage nicht besonders, sondern nur durch das größere Couvert verschlossen gewesen waren.

„Lies! Lies! ungläubiger Thomas!“ mit diesen Worten drückte er mir einen der Briefe folgenden Inhaltes in die Hand.

Hochehrwürdiger Herr!
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Die fortgesetzte Bewerbung um die Hand meiner Freundin hat dieser, so wie mir die Ueberzeugung verschafft, daß die Zuneigung, welche Sie zu der erstern hegen, nicht das Ergebniß eines augenblicklichen oberflächlichen Eindrucks, wofür wir beide es bisher gehalten hatten, sondern eines überlegten und reiflich erwogenen Entschlusses ist. Sie hat mich daher gebeten, Ihnen zu eröffnen, daß sie sich überaus glücklich schätzen werde, wenn ihre Eltern es gestatteten, an der Seite eines so edlen Mannes durch dieses Leben wandeln zu dürfen. Sie bietet Ihnen also unter dieser Bedingung freudig die Hand zu dem schönen Bunde, den der Herr, wenn er mein inbrünstiges Flehen erhört, mit reichem Segen überströmen wird.

Wir hoffen, daß die Eltern meiner Freundin, welche nun auch die Ihre ist, Nichts gegen eine so ehrenvolle Verbindung einzuwenden haben werden. Wir wollen gemeinschaftlich um deren Einwilligung bitten, sobald Ihr angenehmer Besuch, welchem wir nun stündlich entgegen sehen, dies möglich machen wird.

Entschuldigen Sie übrigens Fräulein Meier, daß sie auch dieses Mal nicht eigenhändig schrieb; sie hat als eine folgsame Tochter die Pflichten gegen ihre Eltern nicht verletzen zu dürfen geglaubt. Mündlich wird sie Ihnen sagen, wie

schwer ihr solches dies Mal geworden ist, und mit welcher Sehnsucht sie den Augenblick erwartet, wo es ihr gestattet ist, Ihnen zu bekennen, mit welcher Innigkeit Sie von ihr geliebt werden.

Beschleunigen Sie Ihre Abreise und bedenken Sie, wie sehr Sie von uns Allen erwartet werden.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren.

Ew. Hochehrwürden
ergebenste Dienerin
G. v. F. geb. K.

Ich sank, nachdem ich diese Zeilen gelesen hatte, stumm in das Sophakissen; ich konnte keine Worte finden, meine Bewunderung auszudrücken. Meier, im höchsten Grade entzückt, ob des gelungenen Werkes, stand vor mir und erwartete den Augenblick, wo ich wieder Sprache bekommen würde.

Er reichte mir den zweiten Brief. Es war dies ein Schreiben vom Herrn v. F., in welchem dieser unter Beilegung der erfolgten Bestätigung, von Seiten des Consistoriums, wegen der erhaltenen Pfründe herzlich gratulirte und den jungen Pfarrer zugleich einlud, schleunigst zu ihm zu kommen, damit dieser, wegen der Antretung der Stelle die geeigneten Anordnungen treffen könne. (Fortsetzung folgt.)

## Fanchon das Leiermädchen.

(Fortsetzung.)

### II.

Kaum war ein Monat verflossen, als Fanchon in einer herrlichen Equipage mit zwei Lakeien und einem Läufer sich nach dem „Cadran bleu" begab. Jetzt entstand ein furchtbarer Andrang nach diesem Orte, und man scheute kein Mittel, weder Geld noch Duelle, um einen Platz in der Restauration zu erhalten. Manche brachten die Nacht in derselben zu, um Fanchon am folgenden Abend mit Bequemlichkeit hören zu können. Während eines Jahres nahm dieser außerordentliche Zulauf nicht ab. Die vornehmsten Herren suchten ihre Liebe zu erwerben, ohne daß es Einem gelungen wäre.

Ist das Glücksrad einmal in Bewegung gesetzt, so dreht es sich rasch. Der Zufall fügte es, daß der Abbé von Lattaignant, als er eines Abends im Fiaker vom Kloster der Pères de la Doctrine chrétienne zurückkehrte, durch die lange Wagenreihe aufgehalten wurde, welche vor der Thür des „Cadran bleu" hielt. Er stieg aus und trat in Fanchon's Umgebung ein. Die Liebenswürdigkeit und Schönheit des Leiermädchens machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sein Gelübde vergaß, keine Couplets mehr zu dichten. Am folgenden Tage ließ die Savoyardin bekannt machen, daß sie ein ländliches Gedicht vom Abbé von Lattaignant vortragen werde. Ausrufungen der Verwunderung und lauter Beifall begrüßten diese Ankündigung; denn nicht nur war der Abbé sehr beliebt, sondern man sah auch in seiner Rückkehr zur Poesie einen Triumph des Voltaireschen und philosophischen Geistes.

Dorat war unterdeß fortwährend bemüht, seinem Schützling ein romantisches Interesse zu verleihen. Er verbreitete auf eine geschickte Weise die widersprechendsten Gerüchte über ihre Geburt und ihre Familie. Es hieß, sie sey von vornehmer Geburt, aber durch unverschuldete Unglücksfälle verarmt und deshalb gezwungen, von ihrem Talent zu leben. Andere machten sie wieder zur Tochter einer Gasthofsmagd, die der Marschall von Richelieu verführt haben sollte. In Wahrheit war sie aber, wie viele andere Savoyardinnen, von ihrem Vater nach Paris geschickt worden, um zu betteln und die Leier zu spielen.

Fanchon konnte nicht lesen, aber sie hatte Takt genug, um die Sonderbarkeit ihrer Lage zu fühlen, und sie gab ihrem Beschützer mehr als einmal Veranlassung, sie in ein glänzendes Licht zu stellen. Kaum war eine Anekdote vergessen, so wurde die Aufmerksamkeit schon wieder durch eine andere auf sie gezogen. Als z. B. eines Abends Fanchon nach Hause fuhr, sah sie unter einem Thorwege eine alte Savoyardin liegen. Es war gerade ein außerordentlich kalter Winter, und die Kälte hatte die alte Frau so erstarrt, daß sie bewußtlos dalag. Fanchon glaubte, sie wäre todt. Sie ließ dieselbe indeß doch in ihren Wagen tragen und fuhr mit ihr nach ihrem Hotel. Es gelang ihr auch, diese wieder in's Leben zu rufen, obschon sie in ein hitziges Fieber verfiel.

Das Gerücht von Fanchon's Wohlthätigkeit verbreitete sich am folgenden Tage in ganz Paris, und ganz Paris enthusiasmirte sich für die alte Frau, um die sich vorher Niemand bekümmert hatte und die man ruhig hatte erfrieren lassen. Von allen Seiten ließ man sich nach Madelon's Befinden erkundigen oder beeiferte sich, ihr Geld zu schicken, und als sie wieder genesen war, gratulirte man sich auf den Straßen zu diesem glücklichen Ereignisse. An dem Abende, wo Fanchon wieder im „Cadran bleu" erschien, wurde sie mit enthusiastischem Beifalle empfangen, und ihre Einnahme stieg auf mehr als 2000 Louisd'ors. Als sie nach Hause zurückkehren wollte, spannte man die Pferde aus, und das begeisterte Volk zog sie nach ihrer Wohnung.

Fanchon's gutes Herz hatte diesen kleinen Roman begonnen; der Chevalier Dorat endete ihn auf eine sinnreiche Weise. In ihren Phantasieen hatte Madelon häufig ihren Mann und ihre Kinder angerufen. Ein Courrier, der heimlich nach Savoyen geschickt worden war, hatte die nöthigen Erkundigungen eingezogen. Als Madelon wieder ausgehen konnte, schlug der Chevalier eine Spazierfahrt vor. In der Vorstadt St. Antoine hielt der Wagen vor einem Hause von bescheidenem Ansehen. Kaum war die Thür geöffnet, als Madelon in Ohnmacht fiel. Sie hatte ihr Haus in Savoyen erkannt. Noch größer wurde aber ihre Rührung, als sie ihren Mann und ihre vier Kinder aus der Hütte hervortreten und weinend in ihre Arme stürzen sah. Diese rührende Scene wurde mit lautem Beifall begrüßt, denn 2—300 Personen waren, hinter den Bäumen versteckt, Zeugen derselben gewesen.

Madelon wurde mit Geschenken überhäuft und in Besitz des Hauses und des Gartens gesetzt. Der Abbé Lattaignant brachte die Geschichte in Verse, welche Fanchon im „Cadran bleu" sang. Die Leierkasten machten sie volksthümlich und verbreiteten sie in den Provinzen, so daß ganz Frankreich das rührende Schicksal Madelon's erfuhr und die Wohlthätigkeit Fanchon's segnete. *)

Um indeß die Bedeutung einer solchen Komödie zu würdigen, muß man sich in die damalige Zeit zurückversetzen. Watteau und Bouchet hatten die ländlichen Scenen wieder in Mode gebracht. Man mußte um jeden Preis gepuderte und frisirte Lämmer mit rosafarbnen Bandschleifen haben. Schäferinnen in weiten Reifröcken hüteten diese niedlichen Heerden. Es läßt sich leicht denken, daß Madelon's Mann und Kinder in Seide gekleidet waren, und daß der Garten und das Haus in demselben Geschmacke ausstaffirt worden waren. Jedenfalls hatte dieses Abenteuer die Folge, daß es die Schäfereien mehr als je in die Mode brachte. Die Kö-

*) Wer erkennt in dieser Geschichte nicht den Stoff zu Weigel's „Schweizer-Familie"? Fanchon hat uns Deutschen also zwei gute Opern verschafft und zweien Komponisten Gelegenheit zu eben so gemüthreichen als echt nationalen (deutschen) Melodieen geliefert.

nigin wollte eine Sennerhütte in Trianon haben, und selbst Ludwig XVI. übernahm eine Rolle in dieser unschuldigen Parodie, indem er im Pächtercostüme erschien. Marie-Antoinette kam ihm in kurzem Rocke entgegen und kredenzte ihm die Milch, die sie mit ihren königlichen Händen gemolken hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Nach Allem, was in den öffentlichen Blättern über das tragische Ende des belgischen Kriegsministers, Herrn General Buzen, der das volle Vertrauen seines Monarchen und die verdiente Achtung seiner Mitbürger genoß, berichtet worden ist, darf man glauben, daß dieser Staatsmann und Krieger dem häßlichsten menschlichen Laster, der Verläumdung, zum Opfer gefallen ist. Möchten doch in allen Staaten die Gesetze gegen Verläumder, diese scheußliche Brut der Menschheit, die im Finstern ihre giftigen Pfeile gegen die Bessern und Besten in der Nation schmiedet und in den Familienkreisen namenlose Zerwürfnisse anstiftet, die Guten einander entfremdet, die Existenz und den wohlerworbenen Ruf des redlichen und gewissenhaften Dieners und Beamten untergräbt, vollkommener, der Größe des entstehenden Uebels angemessener und nachdrücklicher seyn. Amasis, König von Egypten, schickte dem Bias ein Opferthier, mit dem Auftrage: daß er das beste und schlechteste Stück Fleisch davon nehmen solle. Der Weltweise schnitt die Zunge heraus, sendete sie dem Könige und erwarb sich dadurch allgemeines Lob. Betrachtet man, bemerkt hierbei irgendwo ein geistreicher Schriftsteller, das durch böse Zungen angerichtete Unheil: so möchte man fast wünschen, daß die Prozedur des Ausschneidens mit allen Zungen dieser Gattung vorgenommen werden könnte. Ein König des Alterthums zwang jeden Verläumder in seinem Staate, mit eigenen Händen eine schön gewölbte Straße von einer Meile anzulegen. Chateaubriand, der diese Anekdote erzählt, schildert den jetzigen Social-Zustand in Frankreich mit wenigen treffenden Worten, indem er hinzufügt: Wenn ein solches Gesetz in Frankreich existirte, so hätten wir die schönsten Straßen in Europa. Daß die Demoralisation in Frankreich weit weniger durch das Jagen nach Aemtern, als durch die Sucht, Alles, was ehrwürdig und achtunggebietend ist, mit dem Gifte der Verläumdung und der Mißgunst zu besudeln und jede Stellung, auf welche im Dunkeln speculirt wird, durch die fein ersonnensten Lügen und Intriguen zu untergraben, auf einen höchst betrübenden Punkt gekommen ist, davon gibt die, in der Sitzung vom 10. Februar d. J. in der Deputirtenkammer zu Paris von dem Deputirten Liadières gehaltene, Rede gegen den Antrag des Deputirten Ganneron, die Incompatibilitäten (Nicht-Wählbarkeit gewisser Staatsbeamten) betreffend, Zeugniß. Er sagt unter Andern: „Ihr seht in dem Jagen nach Aemtern die Ursache der Demoralisation, welche die Gesellschaft untergräbt; Euer Patriotismus ist davon ergriffen; Ihr wollt durch ein Gesetz dem Uebel Einhalt thun; ich billige Eure Absicht, aber seyd Ihr sicher, den Ursprung des Uebels, das Ihr beklagt und um jeden Preis ausrotten möchtet, erkannt zu haben? Dieser Stellenjagd, so heftig die Leidenschaft auch dazu treibt, wird doch wenigstens durch das Budjet eine Grenze gesetzt. Wollt Ihr aber wissen, was keine Grenze kennt, was die Gesellschaft weit mehr entartet? — ich will es Euch sagen, — was keine Grenze kennt, es ist die Sucht nach Popularität, es ist die Sucht, Alles, was Achtung und Ehrfurcht einflößt, anzuschwärzen und das Gift der Mißgunst darüber auszuschütten; — die Sucht, welche die ehrenwerthesten Eigenschaften, die hochgestelltesten Charaktere, die edelsten Männer des Landes den täglichen Verläumdungen nichtswürdiger Scribler preisgibt." — Mag diese ernste, aber traurige Betrachtung mit dem Worte Göthe's schließen:

> Mit dieser Welt ist's keine Wege richtig;
> Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
> Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!

M. T.

*** (Ein Duell in der Schweiz.) Herr von G** und Herr von L** kommen an der Grenze zusammen. Herr von L**, ruft Herrn von G** zu: Sie haben mich im vorigen Sommer an der Spielbank in Baden-Baden einen Esel genannt. Erst hier gelingt es mir, Sie zur Rede stellen zu können. Widerrufen Sie, daß ich ein Esel bin? — Herr von L**: Nein, mein Herr, nein und nie. Sie haben das Geld Ihrer Gattin verspielt, Sie haben das Vermögen Ihrer Kinder auf eine Karte gesetzt. Ihre Freunde beschworen Sie, aufzuhören; man bewies Ihnen, daß der Bankhalter ein Betrüger sey; Sie spielten fort, und verloren noch gegen einen Schuft von falschen Spieler auf Ihr Ehrenwort tausend Friedrichsd'or. Alle Ihre Freunde zürnten über Ihr Benehmen, nannten Sie einen Gewissenlosen; ich war gutmüthiger und behauptete nur, Sie seyen ein Esel. Dies nehme ich auch nicht zurück. — Herr von G** (wüthend): So schießen wir uns; hier sind Pistolen, Sie haben den ersten Schuß. — Herr von L**: Mit Vergnügen; wenn ich Ihnen die Ohren wegschießen kann, so mag es geschehen. — Das Duell findet Statt. Herr von G** stürzt: Mein Gott — ich bin tödtlich verwundet. Herr von L**, ehe ich sterbe nur die Frage, bin ich noch ein Esel? — Herr von L**: ein sehr großer! — Er entflieht. Herr von G** stirbt.

## Programm des Museums.

Freitag, den 18. Februar.

Zweite Symphonie von Onslow.
Die Entzückung des Las Casas, von Engel, gelesen von Herrn E. Schneider.
Cavatine von C. M. v. Weber, gesungen von Fräulein Kramer.
Variationen für das Bassethorn, componirt und vorgetragen von Herrn Springer.
Sonne und Rose, Gedicht von Rückert, gesprochen von Madame Frühauf.
Soldatenabschied, von Wolfgang Müller, componirt von W. Speyer, gesungen von Herrn Pischek.
Clavier-Fantasie von Thalberg, gespielt von Herrn Rosenhain.
Monologe aus Schiller's Jungfrau von Orleans, gesprochen von Fräulein Arnold.
Ave Maria, von Schubert, gesungen von Fräulein Kramer.
Ouverture aus der Oper Zemire von Spohr.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her. Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig. Kinder können nicht zugelassen werden. Die geehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die am Eingang angeordnete Controle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand veranlaßt, im Interesse der Mitglieder und Abonnenten die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 50. 19. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

### IX.

Am Morgen des 11. Februar 1661, nach beendigtem großen ver, begegneten zwei Edelleute einander im Hofe des Louvre: war St. Evremond und der junge Markis de la Meille-ye. Sobald diesen der General ansichtig wurde, stürzte er n entgegen und umarmte ihn.

„Bei Gott! mein lieber Markis," sagte St. Evremond, h bin höchst erfreut, Euch zu sehen; Ihr wart sehr gefähr- h krank, wie ich gehört habe, und wenn ich's Euch gestehen ll, so finde ich Euch in der That sehr verändert."

„Lassen wir das," versetzte der junge Mann heftig; „gegen-ärtig, mein lieber Herr von St. Evremond, bin ich geheilt, llkommen geheilt, und ich habe mich selbst nie besser befun-n in meinem ganzen Leben. Reden wir vielmehr von einem reignisse, das ich mich glücklich schätze, Euch zuerst zu mel-n, da ich nicht zweifle, daß Ihr lebhaften Antheil daran hmt. Mein lieber Herr von St. Evremond, Ihr seht in r den glücklichsten aller Sterblichen. Es ist Alles richtig, d ist Alles abgemacht; ich sage es Euch im Vertrauen, ich irathe Fräulein Hortense von Mancini."

Wenn das Gewitter zwischen beiden Edelleuten eingeschla-n hätte, St. Evremond wäre nicht so verblüfft gewesen, als er diese Nachricht vernahm. Mit kaum hörbarer Stimme esetzte er:

„So! Ihr heirathet Fräulein Hortense von Mancini? id diese willigt ein?"

„Ich denke wohl," antwortete de la Meilleraye, „es ist ja r Wille ihres Onkels. Habt Ihr einigen Grund, daran zu eifeln?"

„Ich? Keineswegs."

St. Evremond setzte bei Seite hinzu: „Freilich, der Page todt, wie es heißt; aber wenn auch, sie hat ihn schnell rgessen. O, die Weiber! die Weiber!"

„Was fehlt Euch," fragte de la Meilleraye, „Ihr scheint Gedanken?"

„Ich? O, Nichts. Mein theurer Markis, ich wünsche Euch lück."

„Ich bin nicht mehr Markis; ich bin Herzog von Mazarin, rt Ihr? Ich nehme den Namen und das Wappen des errn Cardinals an. Se. Eminenz will es so. Der Mar-all, mein Vater, tritt mir seine Stelle eines Großmeisters r Artillerie ab; ich habe des Königs Einwilligung in der asche und ehe ein Monat vergeht, wird Se. Majestät, wie hoffe, meinen Ehekontrakt unterzeichnen. Das Alles hat sich so schnell gemacht, daß ich mich noch heute frage, ob es nicht ein Traum sey. Jedenfalls ist es der schönste Traum meines Lebens. Aber die Zeit vergeht, man erwartet mich zu Vincennes, wo sich gegenwärtig der Herr Cardinal aufhält. Ich muß Fräulein Hortense meine Aufwartung machen. Ihr seht das wohl ein; entschuldigt mich, daß ich Euch so schnell verlasse, mein lieber Herr von St. Evremond, und versprecht mir, daß Ihr bei meiner Hochzeit nicht fehlen werdet."

„Herr Herzog, ganz gewiß."

„Also, bleibt's dabei, umarmen wir uns nochmals."

Im Augenblicke dieser Umarmung ging eine Dame mit verlarvtem Gesichte an den beiden Edelleuten vorbei; nachdem sie näher getreten, um sie Beide in Augenschein zu nehmen, blieb sie stehen und machte ihnen eine tiefe Reverenz. Da Herr de la Meilleraye sie etwas scheu ansah, nahm sie die Maske ab, und Beide erkannten — die Voisin.

„Nun, mein Herr Herzog," rief sie aus, sich gegen Armand wendend, und nachdem sie die Larve wieder vorgebunden, „meint Ihr, daß Euch Euer Besuch bei der Wahrsagerin Unglück gebracht?"

„Still!" versetzte lebhaft der junge Mann, indem er eine wohlgefüllte Börse aus der Tasche zog, die er der Voisin einhändigte, „ich habe eine große Sünde begangen; aber wenigstens hoffe ich, daß Ihr keiner lebendigen Seele ein Aergerniß geben werdet, indem Ihr sie weiter erzählet."

Die Wahrsagerin wiegte die Börse in der Hand, und sie dem jungen Manne wieder zustellend:

„Gnädiger Herr," erwiederte sie etwas kalt, ich pflege mich wohl dafür bezahlen zu lassen, daß ich rede, nie aber, damit ich schweige."

Und da Armand, verblüfft über diese Antwort sowohl, als über die Zurückgabe, womit sie begleitet war, da stand mit offenem Munde, in lautlosem Staunen, fügte sie bei:

„Wenn der Herr Herzog im Geringsten neugierig ist, das Ende von Alle dem zu erfahren, so weiß der Herr Herzog die Wohnung seiner gehorsamsten Dienerin"

„Davor bewahre mich der Himmel!"

Diese Worte brachte endlich la Meilleraye hervor, und zweimal das Kreuz machend, lief er so eilig von dannen, als habe er mit dem Teufel in Person zu thun gehabt.

St. Evremond brach in ein lautes Gelächter aus über diese so drolle Entwicklung. Als er sich etwas beruhigt, fuhr die Voisin fort:

„Und Ihr, Herr von St. Evremond, wird man Euch nicht dieser Tage bei der Wahrsagerin wieder sehen?"

„Wozu?" versetzte der General nachlässig; „ich bin nicht verliebt."

(Fortsetzung folgt.)

## Erlebnisse aus den Musenjahren.

Von J. H***

(Fortsetzung und Schluß.)

Was war nun zu machen? Nachdem die Sache einen so glücklichen Ausgang genommen hatte, erklärte ich mich bereitwillig, an der weitern Entwickelung Theil zu nehmen. Aber auf welche Weise war unserm Freunde sein Glück zu eröffnen? Er werde die Größe desselben nicht fassen können, davon war ich überzeugt. Trostlos hatte er die Stunden seit seiner Rückkehr dahin geschmachtet; er hatte mich oft mit seinen Liebesklagen heimgesucht. Wo er ging, saß und stand, war sein einziger Gedanke „Fräulein Meier" gewesen. Und nun obendrein die Pfründe, welche ihm sogleich Gelegenheit gab, sein Bräutchen heimzuführen! — Wahrlich, ich mußte gestehen, in meinem ganzen Leben war ich nie vom Schicksal auf einmal so sehr beschenkt.

Wir überlegten hin und her, wie wir die Mittheilung recht frappant machen sollten. Meier hatte die wunderlichsten Einfälle. Einmal wollte er die Briefe in eine Pastete backen lassen und bei dem morgen stattfindenden Geburtstagsmahle dem überraschten jungen Pfarrer und Bräutigam solche vorsetzen lassen. Ein ander Mal wollte er einen Postillon dingen, der Kollmann gleichsam per Estafette die Briefe überbringen solle. Beide Wege verwarfen wir, weil die Art und Weise, wie Kollmann Bräutigam geworden, Dritten ein Geheimniß bleiben mußte. Endlich faßten wir folgenden Entschluß: Wir wollten beide in langen schwarzen Chorröcken, in der einen Hand eine Spirituslampe, in der andern die Briefe haltend, am andern Morgen, an welchem Tage Kollmann's Geburtsfest war, in aller Frühe in dessen Schlafzimmer treten, und ihm, ohne ein Wort zu reden, zuerst das Bestallungsrescript überreichen; wenn er dies gelesen, eine Abschrift von dem ersten Briefe, welchen Meier an seine Geliebte geschrieben hatte, darauf die Antwort u. s. w. bis zu Ende. Wenn Kollmann alle diese Schriften empfangen, wollten wir uns eben so stumm wieder zurückziehen und erwarten, was er anfangen werde.

Hier war Meier so recht in seinem Elemente. Noch an demselben Abend lieh er von einigen Candidaten der Theologie die erforderlichen Chorröcke, nebst den dazu gehörigen Mützen. Der Wichsier erhielt Bescheid, uns frühzeitig zu wecken, was aber eigentlich unnöthig gewesen wäre, denn Meier, der für dergleichen Späße leibte und lebte, konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Schon um zwei Uhr erschien er vor meinem Bette, und so viel ich auch protestirte, es half Nichts, ich mußte mich ankleiden. Wir machten uns, nachdem alles in Ordnung war, auf den Weg. Leise öffneten wir die Thüre von Kollmann's Zimmer. Er schlief. Auf dem Tische, der vor seinem Bette stand, fanden wir Werther's Leiden und ein angefangenes Gedicht, betitelt: An „Fräulein Meier", das ihm, wie aus den mit Heftigkeit ausgestrichenen Reihen hervorging, viel zu schaffen gemacht haben mußte. —

Wir schoben ohne Geräusch den Vorhang zurück; das plötzliche Licht weckte ihn. Er schlug die Augen auf, sah die beiden gespensterartigen Gestalten, deren Geisterteint durch die Spirituslampe außerordentlich erhöht wurde. Heftig fuhr er vor Schrecken in die Höhe, als habe er einen elektrischen Schlag von einer nicht mittelmäßigen Ladung bekommen. Ohne ihm jedoch Zeit zum Sammeln zu lassen, überreichte ich ihm das Bestallungsrescript. Er las es schnell; besann sich einen Augenblick, schlug die flache Hand vor die Stirn: „Pfarrer Kollmann, wer ist denn das?" — Meier überreichte ihm den ersten Brief. „Was ist denn das?" rief er aus. Ich gab ihm die Antwort. Er wurde immer verwirrter und konnte in seiner Schlaftrunkenheit sich gar nicht zurecht finden. Endlich erhielt er den letzten Brief von F. v. M. Er rieb sich die Augen, setzte sich aufrecht: „Gott im Himmel! Was soll dies Alles bedeuten?" Ein Ausruf, in dem Staunen und Wehmuth zugleich lag. Meier stand wie eine Statue; auch nicht eine Miene verzog er zum Lachen. Ich dagegen war einem gespannten Gewehre gleich, das jeden Augenblick loszuplatzen droht. Wir entfernten uns im Paradeschritt, legten uns wieder zu Bett und fingirten einen tiefen Schlaf. Eine Weile war es in Kollmann's Zimmer ruhig. Auf einmal ging der Schellenzug, als wenn Alles in Flammen stehe. Er forderte Licht von dem herbeieilenden Mädchen. Nachdem er dies erhalten, ward es wieder ruhig; wahrscheinlich durchlas er noch einmal die Briefe.

„Aber sagt doch, was habt Ihr gemacht?" stürzte er unerwartet in Meier's Zimmer, fiel über dessen Bett her, umarmte, küßte, drückte letzteren bis zum Ersticken, eilte zu mir, nannte uns seine Beglücker, weinte, lachte, sprang vor Freuden über die Tische, und wußte mit einem Worte nicht, ob er im Himmel oder auf Erden war. „Noch heute, noch in dieser Stunde will ich abreisen," rief er aus!

„Mit Nichten!" protestirte aber Meier ganz gewaltig. „Nimmermehr können wir das zugeben, Du junger Bräutigam! Heute Mittag feiern wir erst ganz con amore bei einer tüchtigen Flasche Champagner Deine Verlobung. So viel will ich wenigstens als Brautwerber davon genießen."

„Du sollst Alles bekommen, lieber Kuppler. Ihr Beide begleitet mich bis nach T.; hier trinken wir, was die Welt nur an kostbaren Flüssigkeiten aufzuweisen hat!"

Es geschah. — In welchem Zustande Meier bei Kollmann's Abfahrt sich befand, darüber schweigt die Weltgeschichte. —

---

Eher als ich glauben konnte, schrieb mir Kollmann und bat mich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, ihm die ungefähre Summe der Schulden, welche Meier zu zahlen habe, anzugeben; jedoch erwähnte er auch nicht im Geringsten der übrigen Punkte, die mir doch gewiß interessant seyn mußten, was mir höchst auffallend war. Ich erfüllte sofort sein Verlangen. Nach einiger Zeit übersandte er die angegebene Summe nebst den Examengeldern, begleitet von einem Schreiben an Meier, worin er im scherzhaften Tone diesen bat, die beikommenden Freiwerbergebühren huldreich anzunehmen.

Nur auf vieles Zureden von mir und seinen übrigen Freunden, die ihm seine braven Eltern ins Gedächtniß zurückriefen, so wie deßhalb, um den Verbindungen nicht länger zur Last zu fallen, verstand sich Meier dazu, wollte jedoch das Angebotene nur als Darlehn betrachten, dessen Rückzahlung er sich vorbehalte. Er befriedigte nun auf der Stelle seine Gläubiger, unterzog sich der Prüfung und erhielt einen für seine Studien höchst befriedigenden Grad. Durch die nächste Post ging das Zeugniß mit einem reuigen Schreiben an die nur zu sehr gekränkten Eltern ab. Schon umgehend schrieb der Vater einen Brief zurück, den Meier, in welchem wirklich ein gutes Herz schlug, mir nicht ohne Thränen im Auge vorlas. Die ganze Familie wollte ihm mehrere Meilen entgegen fahren, und gab ihm zu dem Zwecke die Orte P. und S. an, über welche er seinen Weg nehmen solle, damit das Zusammentreffen durch die Wahl zweier verschiedener Reiserouten nicht vereitelt werde.

Wir erhielten fast zu gleicher Zeit einen Brief von Kollmann, der uns freundlich einlud, der Feier seiner ehelichen Verbindung, welche an einem bestimmten Tag zu G., dem Wohnorte des Herrn v. F., stattfinden sollte, beizuwohnen.

Der Brief war wieder so kurz, wie möglich, nur in sofern hatte er keine Worte gespart, uns zu veranlassen, seiner Einladung zu folgen, so daß daraus deutlich hervorging, wie viel ihm an der Erfüllung seines Wunsches liege. Wir sahen wenigstens hieraus, daß eine Veränderung der Freundschaft nicht der Grund der sonst höchst dürftigen Briefe sey, was wir zu glauben beinahe in Versuchung kamen.

Zu meinem Bedauern konnte ich nicht Zeuge seiner Verbindung seyn. Die Reise war zu weit und würde allzusehr meinen Studien nachtheilig gewesen seyn. Glücklicher war Meier. Nach einer nähern Untersuchung ergab sich nämlich, daß die Stadt G. gerade zwischen dem Orte P. und S., über welche Meier reiste, in der Mitte liege, so daß er auch ohnehin nicht vermeiden konnte, G. zu berühren.

Der Abschied von diesem that mir herzlich weh; wir trennten uns unter der Versicherung einer ewigen Freundschaft, indem ich ihm noch viele Glückwünsche für die Neuvermählten mit auf den Weg gab. Er versprach mir, sobald als thunlich zu schreiben und hielt Wort. Das höchst unerwartete Resultat will ich kurz mittheilen:

Ein Unfall, den mein Freund unterwegs hatte, bewirkte, daß er einen Tag später, als sonst zu erwarten stand, in G. eintraf. Er eilte zu der Wohnung des Herrn v. F. Im ganzen Hause war Alles prachtvoll geschmückt. Ein Bedienter meldete ihm, daß so eben die Trauung des Herrn Pfarrers Kollmann vollzogen werde. Man öffnete ihm die Flügelthüren des Trauungssaales; er trat ohne Geräusch ein. Stummes Schweigen ruhte auf der Menge, nur die Stimme des Geistlichen war vernehmbar. Gerade der Thüre gegenüber war ein Altar von duftenden Blumen angebracht. Vor diesem stand sein Freund an der Seite eines blühenden Mädchens. Ein blauseidenes Gewand umhüllte die Graziengestalt. Ihre schwarzseidenen Locken von knospenden Myrthenzweigen umkränzt, wallten auf den Schwanenbusen hernieder. Sie schlug die Augen auf. — O Himmel! — es war seine Schwester. Eine Minute nachher, und er lag in den Armen der Seinigen.

## Fanchon das Leiermädchen.

(Fortsetzung.)

Inmitten ihrer Triumphe widerstand indeß Fanchon allen sie umringenden Verführungen. Selbst der Graf von Artois war bei ihr gescheitert. Die Verleumdung mußte ihr in Ermangelung eines Anderen den Abbé Lataignant zum Liebhaber geben, der älter als 70 Jahre war. In der Zeit, wo Fanchon auf dem Gipfel ihres Glücks stand, führte mich Dorat zu ihr. Sie bewohnte ein herrlich meublirtes Hotel, und die vornehmsten Herren stritten sich um die Ehre, ihren Soupers beizuwohnen.

Eines Abends sah ich Dorat traurig und sorgenvoll. Er erzählte mir die Wette, die er mit dem Wucherer Blandin eingegangen. „Ach", sagte er, „meine Ahnungen waren nur zu gegründet; das arme Kind läßt sich zu einem maßlosen Luxus fortreißen und hat sich schon in Schulden gestürzt. Sie sieht nicht ein, daß die Laune und die Mode, welche sie so hoch erhoben haben, sie in ihr Nichts zurückschleudern können."

Diese Worte Dorat's betrübten mich nicht, sondern verursachten mir vielmehr große Freude, denn ich war damals 20 Jahre alt und im Besitze eines großen Vermögens, über das ich frei verfügen konnte. Ich war sterblich in Fanchon verliebt, wie Alle, die sich ihr näherten und, wie sie, abgewiesen worden. Ich war entschlossen, der schönen Savoyardin mein Vermögen, meinen Namen und meine Hand anzutragen. Man hat vielleicht solche Situation in Theaterstücken gemißbraucht, aber man kann sich doch einer tiefen Bewegung nicht erwehren, wenn man eine Frau mit thränenden Augen und mit zitternder Stimme sagen hört: „Wenn Sie meines Standes wären, würde ich mich glücklich schätzen, die Ihrige zu seyn. Sie würden bald diese Mesalliance bereuen, und ich will Sie nicht für Ihre Großmuth strafen."

Meine Thränen, meine Bitten erschütterten sie nicht. Verzweiflungsvoll begab ich mich nach Amerika, um im Kampfe für die Freiheit Fanchon zu vergessen. Die Abwesenheit und das Kriegsleben heilen schnell von der Liebe.

Allmählig konnte ich ruhiger an Fanchon denken; ich vergaß sie nicht, aber ich empfand keine Sehnsucht mehr.

Viele Jahre waren verflossen, als ich nach Frankreich zurückkehrte. Der Chevalier Dorat, der Wucherer Blandin und der Abbé Lattaignant waren gestorben; Niemand dachte mehr an Fanny, die aus Paris verschwunden war. Ich war aus Amerika mit liberalen und republikanischen Ideen angelangt. Die Republik bedrohte mein Leben, und ich mußte auswandern. Ich suchte eine Zuflucht in Deutschland.

Eines Abends irrte ich traurig durch die Straßen Wien's umher, als ich plötzlich eines der Lieblingslieder Fanchon's hörte. Eine erschöpfte Stimme sang die Verse des Abbé Lattaignant und begleitete sie mit einer Leier. Bis zu Thränen gerührt, näherte ich mich dem Orte, von dem die Töne ausgegangen waren, und sah beim Scheine zweier flackernder Lämpchen einige Hunde einen Tanz aufführen. Eine Frau bildete das Orchester, welches so mächtige Erinnerungen in mir angeregt hatte. Ich näherte mich ihr. Krankheit und Elend leuchteten aus ihren verblühten Zügen und aus ihren abgetragenen Kleidern hervor. „Von wem haben Sie diese Verse gelernt?" fragte ich, indem ich eine Gabe in die Schale warf. Sie sah mich an, schauderte plötzlich zusammen und entfernte sich, ohne zu antworten.

Ich kehrte tief betrübt, ohne zu wissen, worüber, nach Hause zurück. Während der ganzen Nacht sann ich nach, wo ich diese Frau schon gesehen habe; es wollte aber keine bestimmte Erinnerung in mir aufkommen. Endlich erleuchtete mich eine schreckliche Klarheit. „Fanchon!" rief ich, „Fanchon ist's!" Ich stand gleich auf und durchstreifte alle Gasthäuser, besuchte am Abend alle öffentliche Plätze, konnte aber Fanchon nicht wiederfinden.

Das ist Alles, was ich von Fanchon zu erzählen habe. Noch weiß ich immer nicht, ob sie es war, die das Elend so tief erniedrigt hatte. Nach diesen Worten reichte der Graf Herrn Brazier die Hand und entfernte sich schweigend.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Bemerkenswerthes Grab in Malta.) Ein Schreiben aus Malta vom 29. December v. J. in der Litt. Gaz. vom 29. Januar enthält Folgendes: „Der neuliche allgemeine Regen nach einer fast fünfjährigen Dürre hat den maltesischen Landmann wieder auf's Feld gelockt, und der eine Zeit lang unfruchtbare Boden ist wieder grün und verspricht eine reiche Ernte. Man hat Land umgebrochen, das seit Jahrhunderten brach lag, und bei der allgemeinen Geschäftigkeit hat man auch einige alte Gräber entdeckt, die jedoch alle, mit Ausnahme eines einzigen, nichts Besonderes darboten: gewöhnliche Urnen von maltesischem Thon mit Asche gefüllt, Thränenschalen, einige Grablampen, zum Theil sehr schön geformt, und hie und da zum Zeichen des orientalischen Ursprungs des Volks, das hier wohnte, das Modell einer ägyptischen Mumie aus einer grünen halb durchsichtigen Substanz. Als man ein Stück Land in der

von Città vecchia umbeach, entdeckte man an der Seite Felsens den niedrigen Eingang in ein Grab, und da das- allem Anschein nach noch ganz unberührt war, so machte er Polizeiofficiant, Hr. St. Jehn, der bereits viele merk- ge Ueberreste des alten Malta besitzt, daran, die Sache zu untersuchen. Die obere in den härtesten bekannten Stein der gehauene Kammee enthielt einen länglichen in den festen der den Boden dildet, gehauenen Sarkophag von etwas 4 Fuß Tiefe; vier kleine Nischen in den Seiten der Kam- nthielten Lampen der rohesten Art, die man je in Malta sie bestanden bloß aus Thon, den man nachlässig in eine gedrückt und getrocknet hatte. In einer Höhlung in der befand sich eine bedeutende Menge Asche, so fein wie steinstaub, und zwölf gewöhnliche Urnen, zur Hälfte zer- n, zur Hälfte völlig erhalten. Bis jetzt bot das Grab nichts Besonderes dar, nun aber fand St. John zu seinem n Erstaunen die Rippe eines Walifisches nebst eini- ndern Knochen, die nicht dem Menschen angehören, son- vielleicht Theile desselben Thieres sind. Die Rippe, die man ner Insel des Mittelmeeres fand, in welchem nie lebende ische sich aufhielten, ist volle fünf Fuß hoch, und wenn die Curve dazu rechnet, fast sieden Fuß lang. Der Kno- st im Besitz des Hrn. St. John, der schon früher einen hen, obwohl viel kleinern Knochen in einem Grabe in der von Città vecchia fand; derselbe gleicht aber nicht so ent- n einem Wallfischknochen, wie der letztere. Wie ein sol- Knochen hierher kam, darüber lassen sich nicht einmal Ver- ungen hegen."

. (Lüttich, 12. Februar.) Hier ist eine Heirath vollzo- worden, die ihrer außerordentlichen Umstände wegen etwas mnißvolles an sich trägt. Die Besucher von Spaa und osfontaine werden sich ohne Zweifel noch eines jungen, arti- Mädchens erinnern, das mit einer Schachtel voll Edelstei- herausging, und Loose zu einer Lotterie derselben andot, der nie zu Stande kam Im vorigen Monate gingen zwei viduen, von denen dee Eine, nach seinem Altee und seinem en zu urtheilen, der Mentor des jüngern war, in der ner-Allee spazieren. Sie müssen sich doch endlich zu einer th entschließen, sagte der Aeltere zu dem Jüngern. — ist mein Wunsch, suchen Sie mir eine Frau aus. — sagen Sie zu jenem Mädchen dort? — Dieses so gut wie andere. — Die Edelstein-Händlerin kam auf die Herren d bot ihnen Loose an. Wie groß war ihr Erstaunen, als ihr, statt ihre Loose abzunehmen, die Heirath mit einem n, schönen und reichen Manne antrug. Wie leicht zu den- ward der Vertrag bald geschlossen; die Verlobte war ohne ögen, und der Onkel des Verlobten versprach eine starke, he Pension unter der einzigen Bedingung, daß man nie digungen über die Familie seines Neffen anstelle. Da Verlobte fremd waren, konnte die Trauung erst nach ei- sechsmonatlichen Aufenthalte in einer Gemeinde vor sich t. man mußte dieselbe bis dahin aufschieben. Um die ge- en Bedingungen zu erfüllen, kam die Braut nach Lüttich ezog mit ihrer Mutter ein Gasthaus auf der Bath. Die Fremden hatten ihre Reise fortgesetzt. Längere Zeit hat- nichts von sich höeen lassen; erst voe drei Wochen er- en sie in Lüttich und stiegen im Hotel des schwarzen Ad- b. Mit ihnen kam noch eine dritte Person, welche der er zu seyn schien. Der junge Mann brachte die drei en vor seiner Heirath in der größten Gleichgültigkeit gegen und Hochzeit zu und nahm an nichts Theil. Der ältere , der sich Oheim nannte, aber sich nicht als solcher im ths-Akte genannt hat, betrieb allein die ganze Angelegen- heit. Die erforderlichen Papiere waren an den Prinzen von .... adressirt. Die Heirath ward diese Woche ganz einfach vollzo- gen. In Ermanglung von Verwandten, waren Bürger aus Lüttich als Zeugen gebeten. Der Bräutigam begab sich in sei- ner gewöhnlichen Kleidung auf das Rathhaus, wie immer an die Table d'Hôte, und fuhr am andern Tage mit seiner Frau nach Paris. Ganz Lüttich spricht von dieser Heirath und ver- liert sich in allerhand Vermuthungen. Der Civilakt giebt keine Aufklärung; der Bräutigam erklärte sich für den Sohn eines Gutsbesitzers zu Versailles; von seinem Gefährten hat man wie- derholt vernommen, daß er in Deutschland geboren und in Pa- ris erzogen worden ist. Nach der Verheirathung hörte man den ältern zu dem jüngern Mann sagen: „Unser Auftrag ist voll- bracht und wir kehren nach Deutschland zurück; thun Sie, was Ihnen ansteht und suchen Sie auf die anständigste Weise die Pension, die ihnen regelmäßig wird ausbezahlt werden, zu ver- zehren." (Rhein- und Mosel-Zeitung)

** (Berlin.) Durch einen Zufall ist man jetzt hier einer sauderen Clique von Katzen- und Hundefleischessern auf die Spur gekommen. Bei einer wegen Diebstahls und Kuppelei mehrfach bestraften Person wurde vor einigen Tagen eine polizeiliche Haus- suchung abgehalten. Bei dieser Gelegenheit stieß man auch auf einen mit Tüchern umbundenen Zuber. Als man ihn öffnete, fanden die Polizeibeamten zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine Quantität abgeschlachteter und eingepöckelter Katzen und Hunde darin vor. Es liegt so ziemlich außer Zweifel, daß jene Person mit mehreren Helfern abendlich auf den Katzen- und Hunde- diebstahl ausgegangen ist. Im Fangen und Tödten jener Thiere sollen diese Leute besondere Geschicklichkeit entwickelt haben; die Felle wurden an die Kirschner verkauft, das Fleisch aber von den Dieben, so wie von mehreren großen Personen und kleinen Kin- dern mit außerordentlichem Behagen verzehrt, namentlich sollen die Katzenbraten vortrefflich geschmeckt haben. Das eingepöckelte Fleisch dürfte zum Theil für den Verkauf bestimmt gewesen seyn. (N. C.)

** In Paris ist jetzt „Löwe des Salons" nicht etwa ein weißbehandschuhter Jüngling obee ein Tabacksschmauchendes Fräu- lein, sondern ein neufundländischee Hund, den ein He. v. C. in Italien gekauft hat. Es ist aber auch ein Wunderthier, das alle Fido savants und Munitos weit hinter sich läßt Was er Alles macht, und thut, und kann, ist kaum zu glauben, wenn man's nicht sieht, und wenn man's sieht, glaubt man es kaum. Er spielt Schach, Dame, Karten, hat die vier Spezies inne und irrt sich nie, und kann — sprechen, nämlich dreiunddreißig fran- zösische Wörter je von vier bis sechs Sylben. Den Graf v. C. hat das Thier 24,000 Francs gekostet; einem Engländer, der ihm 48,000 Gulden bot, hat er es nicht verkaufen wollen. — Scheint ein Puff „à l'americaine" zu seyn. (Oberb. Z.)

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 19. Februar. Ueber einige noch nicht gehörig er- klärte chemische Erscheinungen. — Anwendung des Asbestes zur Pla- stik. — Ueber eine künstliche Hornmasse.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 19. Februar. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dlle. Rudersdorff, aus Mailand.

...rlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, № 51. 20. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne zu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorarbedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Seyd Ihr dessen ganz gewiß? Seht, in diesem Augen-
:e sogar, Ihr mögt Euch noch so sehr zu betäuben suchen,
:t ein Gedanke auf Euch, den Ihr Euch selbst zu verber-
bestrebt: die Heirath des Herrn de la Meillerape; ich
te, Ihr gäbet Vieles darum, daß sie nicht vor sich ging."
Und warum? Der so gut wie ein Anderer —"
„Warum? warum? Weil, da Ihr wohl fühlt, daß Ihr
ie Ansprüche machen könnt auf die Hand Derjenigen, die
heirathet, Ihr wünschet, daß sie Niemand angehören möge."
„Wo, zum Henker, seht Ihr dies Alles?"

„In Euren Augen, auf Eurer Stirne, überall! Uebrigens
ßtet Euch, der Herzog wird nicht geliebt; und wenn Herr
n Frejus, der Helfershelfer des Herrn Cardinals, sich nicht
ein gemischt hätte, vermittelst 50,000 Thaler, die man ihm
ıdschriftlich zugesichert, so wäre die Sache nicht so weit ge-
ben. Aber davon ist jetzt nicht die Rede; habe ich Euch
ıt gesagt, daß Euch ein Unglück bedrohe?"

„Und deßwegen erwartet Ihr einen zweiten Besuch von
:?"

„Vielleicht. Hört," sagte die Voisin leiser sprechend, „erin-
rt Ihr Euch nicht eines gewissen Briefs, den Ihr an den
arkis von Créqui geschrieben habt, bei Veranlassung des
'enäischen Friedens und der Heirath des Königs? Der
ief war sehr geistreich."

„Großen Dank für Eueren Beifall, Madame .... Mont-
sin."

„Aber der König, die Königin Mutter, und der Herr Car-
al zumal wären vielleicht nicht ganz meiner Ansicht, wenn
Kenntniß von dem Briefe hätten; denn in diesem Send-
:reiben werden alle Drei, wenn ich gut unterrichtet bin,
's grausamste mißhandelt, und es gibt sogar Leute, welche
inen, daß, wenn je dieser Brief in ihre Hände fiele, der
rfasser wegen Majestätsverbrechen könnte belangt werden."

„Möglich. Doch Créqui ist mein Freund, ein Mann wie
behält solch' einen Brief nicht, er hat ihn gewiß längst
brannt."

„Ihr täuscht Euch, Herr von St. Evremond, er hat ihn
ıt verbrannt, er hat ihn verloren."

„Großer Gott!" rief St. Evremond aus, und erbleichte.

„Kurz vor seiner Vermählung mit Fräulein Du Plessis-Belle-
re, hat mich Herr von Créqui befragt."

„Nun?"

„Da er zu größerer Sicherheit Eueren Brief stets bei sich
g, so hat es sich ereignet, daß dieser, ich weiß nicht wie,
ihm aus der Tasche fiel; es hat sich ferner ereignet, daß er
von einem Kammermädchen gefunden worden ist, das Ihr
vielleicht bei mir zu Hause bemerkt habt. Dieses Mädchen,
welches eben so boshaft als hübsch ist, und das Geld sehr
liebt, ist zu Herrn Colbert gegangen, und hat ihm Eueren
Brief zum Kauf angeboten für den Herrn Cardinal."

„Ha!" stammelte St. Evremond, „ich bin verloren!"

„Beruhiget Euch," versetzte lebhaft die Voisin; „ich war
da, um Euch zu beschützen. Ich weiß nicht, ob es daher
kommt, daß Ihr wie ich, gerne gut esset und trinket und Euch
lustig macht, aber ich habe eine Schwachheit für Euch. Durch
inständiges Bitten habe ich von meinem Kammermädchen so
viel erhalten, daß sie den Brief Herrn von Créqui überlas-
sen wolle, wenn dieser ihr denselben Preis dafür zahle, wie
Herr Colbert. Unglücklicherweise war Herr von Créqui ab-
wesend, er befand sich mit der neuen Markise auf dem Land-
sitze der Frau Du Plessis-Bellière, seiner Schwiegermut-
ter; ich mußte einen Unterhändler an ihn schicken, einen Prie-
ster, dessen ich mich bei dergleichen Vorfällen bediene und den
man Lesage nennt; der Abbé ist seit gestern zurück, und hat
seinen Auftrag vollkommen ausgerichtet. Ich zweifle nicht,
daß er mit seinem Talente eines Tages Gesandter wird, es
sey denn, daß man ihn hänge."

„Oh!" rief St. Evremond aus, „Euch habe ich es zu dan-
ken, daß ich auch diesmal mich herausziehe! O meine theure
Madame Voisin oder Montvoisin, wären wir nicht im Hofe
des Louvre, ich würde Euch aus vollem Herzen auf beide
Wangen küssen."

„Für den Augenblick erlasse ich Euch das; aber Herr von
St. Evremond, seyd vorsichtig. Die Spione des Herrn Car-
dinals haben ihr Augenmerk auf Euch, und der geringste un-
besonnene Schritt würde Euch theuer zu stehen kommen. Sorgt
vor Allem dafür, daß Herr von Créqui Eueren Brief ver-
brenne, denn er hat sich geweigert, es in Gegenwart des
Abbé Lesage zu thun, unter dem Vorwande, ein Schreiben
von Euch sey zu kostbar, um es in Asche zu verwandeln. Es
ist kein Augenblick zu verlieren, hört Ihr wohl! und an Eurer
Stelle würde ich ungesäumt ein gutes Postpferd besteigen,
und zu Herrn von Créqui reiten, und ich würde weder Ruh
noch Rast haben, bis ich mit eigenen Augen den Brief zwi-
schen meinen Fingern hätte verbrennen sehen."

„Der Rath ist gut, Madame Montvoisin, sehr gut, und
ich will ihn auf der Stelle benutzen. Bei Gott! wenn ich den
Spürhunden des Herrn Cardinals als Wildpret dienen soll,
so sollen sie mir wenigstens lange genug nachlaufen! Jetzt
lebt wohl, und zählt darauf, daß wenn irgend ein Edelmann
sich beigehen ließe, unziemlich über Euch sich auszulassen, so
würde er es zuerst mit mir zu thun haben."

(Fortsetzung folgt.)

# Fanchon das Leiermädchen.

(Schluß.)

III.

Als ich neulich Abends nach Hause kam, fand ich einen Brief mit unbekanntem Siegel. Er enthielt Folgendes: „Ich habe Ihnen ein Geheimniß zu offenbaren; kommen Sie also heute Abend in die Oper und begeben Sie sich in die Loge, wo eine Frau einen Strauß von rothen und weißen Kamelien in der Hand haben wird."

Das verabredete Zeichen erschien erst gegen Schluß der Oper. Als ich in die bezeichnete Loge eintrat, empfing mich eine alte Dame, die mich zum Sitzen einlud und zu mir sagte: „Sie erwarten vermuthlich eine jüngere Fee zu finden. Verzeihen Sie mir die Täuschung, zu der ich Sie vielleicht durch meine romanhafte Einladung verleitet habe. Wenn Ihnen meine 65 Jahre und meine grauen Haare keine Furcht einflößen, so will ich Ihnen zum Danke dafür etwas von einer Person erzählen, von der Sie Ihre Leser unterhalten haben. Ich habe Fanchon gekannt und kann den beiden Kapiteln, die Sie mitgetheilt haben, ein drittes hinzufügen."

Es war nicht Fanchon, welche der Graf von Foreeville in Wien getroffen hatte. Während er glaubte, daß Fanchon ins tiefste Elend versunken sey und Hunden zum Tanze aufspiele, bewohnte dieselbe unter dem Namen Madame Laurent ein hübsches Hotel im Faubourg Saint-Antoine; sie wurde während der Revolution nicht beunruhigt. Als es endlich den Herren Bouilly und Pain beliebte, ihre Geschichte auf die Bühne zu bringen, konnte sie Zeuge ihrer Apotheose seyn. An dem Tage, wo der Graf von Foreeville in Gesellschaft des Herrn Brazier der Vorstellung von Fanchon beiwohnte, befand ich mich mit ihr in einer Seitenloge. Dort sah ich die Rührung der alten Frau, als sie in diesem weißköpfigen Greise denjenigen wieder erkannte, der sie einst so sehr geliebt hatte. Eine Thräne glänzte in ihren Augen und schweigend drückte sie meine Hand.

Seitdem bemächtigte sich meiner Freundin eine jugendliche Regsamkeit. Nicht nur ging sie oft allein aus, was ihr früher nie begegnet war, sondern sie nahm auch die Leier von der Wand, wo diese so viele Jahre gehangen hatte, und sang wieder die Lieder, die so oft die Gesellschaft im „Cadran bleu" entzückt hatten.

Fanchon, oder vielmehr Madame Laurent, war nicht so unwissend geblieben, wie Sie sie geschildert haben. Als sie das öffentliche Singen eingestellt hatte, ließ sie es sich ernstlich angelegen seyn, die ihr fehlenden Kenntnisse zu erwerben; so wurde sie mit der Zeit nicht nur eine geistreiche, sondern auch eine gebildete Frau. Jeden Abend besuchte sie mein Vater, den ihr Ansehen und ihre Volksthümlichkeit aus den Stürmen der Revolution gerettet hatten, um eine Parthie Reversis bei ihr zu machen; die anderen beiden Partner waren der Abbé Moreau und ich. Eines Tages sagte mir Fanchon, daß ich von dieser Last befreit werden würde; ich hatte einen Nachfolger erhalten. In der That sah ich in Gesellschaft des Abbé einen alten Herrn eintreten, welchen jener der Herrin vom Hause vorstellte.

Der neue Ankömmling war der Graf von Foreeville. Meine Freundin schien zu fürchten und zugleich zu wünschen, daß der Graf sie erkennen möge. Aber Fanchon's Stimme und Züge erweckten in ihm keine Erinnerung. Er beschäftigte sich nur mit dem Spiele, in welchem er eine ungewöhnliche Stärke entwickelte. Als die Zeit des Abendessens gekommen war, zeigte er einen eben so außerordentlichen Appetit. Beim Abschiede bat er Madame Laurent, ihr zuweilen einen Besuch abstatten zu dürfen. „Von morgen an erwarte ich Sie alle Abende," erwiederte diese lächelnd.

Als der Graf sich entfernt hatte, sagte sie, mit Thränen im Auge, zu mir: „Ich bin thöricht; in meinem Alter sollte ich die Erinnerungen und Träume meiner Jugend vergessen haben. Und dennoch empfinde ich einen bitteren Kummer, daß der Mann, der mich einst so sehr geliebt, in meiner Nähe gesessen hat, ohne mich zu erkennen."

Ein ganzes Jahr lang brachte der Graf alle seine Abende bei Madame Laurent zu. Obgleich er seine Armuth sorgfältig zu verbergen suchte, so gehörte doch kein großer Scharfsinn dazu, sie zu errathen. Allmählig verschwanden alle Sachen von Werth, die er trug, und eines Abends schnupfte er, statt aus seiner goldenen Dose aus einer von Horn. Selbst seine Wäsche entging dieser allgemeinen Verwandlung nicht. Uebrigens schien seine Heiterkeit dadurch nicht getrübt zu werden. Eines Tages, als mein Vater und der Abbé Moreau sich nicht hatten einfinden können, sagte Fanchon zum Grafen: „Das einsame Leben ist traurig für eine Frau meines Alters; ich hätte wohl Lust, zu heirathen." Der Graf schwieg. „In einem Alter von 70 Jahren, lieber Graf," fuhr sie fort, „kann eine Frau sich wohl zuerst erklären. Wollen Sie mich heirathen?" — Der Graf faßte ihre Hand und sagte: „Ich begreife den Edelsinn Ihres Benehmens und bin Ihnen sehr dankbar dafür; aber ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen." — „Sie können mich also nicht lieben?" — „Im Gegentheil, ich empfinde große Zuneigung für Sie, aber in meinem Herzen lebt eine Erinnerung, die den Inhalt meines Lebens ausmacht, und der ich nicht untreu werden möchte. Ich habe nur einmal in meinem Leben geliebt, und die, welche ich liebte, hat mir eine so edle Uneigennützigkeit gezeigt, daß ich auch jetzt noch den Vorwurf der Undankbarkeit fürchten würde, wenn ich meinen Namen einer anderen Frau gäbe."

Madame Laurent faßte den Grafen bei der Hand und führte ihn in ein kleines Gemach, wo eine Leier, ein seidenes Kleid und ein Sammet-Spenzer aufgehängt waren. „Fanchon!" rief der Graf. „Fanchon's Gewand! O, täuschen Sie mich nicht! Wenn Sie wirklich Fanchon sind, so sagen Sie es mir." — „Wollen Sie noch meine Hand ausschlagen?" fragte Fanchon. Der Graf sank vor ihr auf die Knie und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

Drei Wochen später feierte der Abbé Moreau die Hochzeit Fanchon's mit dem Grafen von Foreeville. Mein Vater unterzeichnete den Contrakt, und ich wohnte dem Hochzeitsmahle bei. Die beiden alten Eheleute verlebten noch zehn glückliche Jahre. Der Graf starb im Jahre 1809; Fanchon folgte ihm am 11. Mai 1810. Als Fanchon starb, wohnte sie rue Ménilmontant No. 7. H. Berthoud.

# Tabletten.

*** (Rom, 7. Februar) Der diesjährige Carneval, durch das heiterste Wetter begünstigt, reiht sich in jeder Hinsicht würdig seinen Vorgängern an. Hier fern von aller Tagspolitik überläßt sich Jung und Alt der allgemeinen Heiterkeit, wobei der Signor Conte neben dem Pulcinell, der Poet, Räuber, Doctor und Apotheker, die charakteristischen Lieblingsmasken der Römer, ihrem sprudelnden Witz freien Lauf lassen. Arlechini und Grisetten in Unzahl treiben ihr tolles Wesen so laut und gut als je; das Werfen der ordinären Confetti wird von Jahr zu Jahr mehr durch zierliche Blumenbouquets verdrängt. Das Zuwerfen von Bonbons und Blumen ist und bleibt eine Eigenthümlichkeit des hiesigen Carnevals, aber bei vielen Fremden, die nur in dem unmäßigen Werfen ihre Unterhaltung finden, artet es in Roheit aus, bei welcher die sonst so zarten englischen

Damen sich männlich hervorthun. Der Giovedi grasso war äußerst lebhaft und wir haben alle Hoffnung, daß der morgende Tag mit dem Moccoli-Abend, wodurch der Carneval gleichsam zu Grabe gebracht wird, den heitern Tagen ein fröhliches und brillantes Ende geben werde. (A. Z.)

⁂ (Paris.) Die Wittwe des Schauspielers Alex. Duval hatte vom franz. Theater eine Benefiz-Vorstellung erhalten. Fräul. Mars wird gebeten, eine Rolle darin zu übernehmen. Fräul. Mars antwortete: Ihr Gatte hat viel für mich gethan und ich verschulde ihm die schönsten Rollen meines Repertoires. Meine Erkenntlichkeit ist groß und ich wünsche nichts mehr, als sie bei dieser Gelegenheit beweisen zu können; ich habe aber geschworen, keine Bühne mehr zu betreten und werde den Schwur halten. Ich ziehe daher vor, Ihnen das aus vollem Herzen anzubieten, was mein Spiel Ihnen vielleicht hätte eindringen können und betrüge die Summe auch 30,000 Fr. — Mad. Duval hat das Anerbieten nicht angenommen. —

⁂ (München, 12. Febr.) Der Carneval ist vorüber und auf die allerdings nur kleine Aufregung ist die gewöhnliche Ruhe wieder eingetreten. Der Rückblick auf diese Zeit des Frohsinns und des Scherzes, der vor noch nicht 25 Jahren München gleich nach Venedig, Rom und Köln als ihre heiterste Repräsentantin nannte, gibt uns diesmal wenig Stoff zur Erzählung. Am Fastnachtsdienstag Nachmittags gab ein Maskenzug, der über die Isarbrücke herein durch die Stadt zog, durch seine launige Zusammenstellung viel Stoff zur Heiterkeit. — Dem Vernehmen nach bereiten die hiesigen Künstler einen großen Zug zur Feier der von ganz Bayern mit Jubel begrüßten Vermählung unsers Kronprinzen vor. Wenn wir recht unterrichtet sind, so ist der Vorwurf: der Triumpheinzug des Kaisers Ludwig des Bayern nach seinem Sieg bei Ampfing über den Gegenkaiser Friedrich den Schönen. Zur Darstellung der Hauptpersonen dürfte wohl das treffliche Frescogemälde über dem Isarthore als Anleitung dienen.

⁂ (Dresden, 10. Februar.) Vorige Woche ist Franzilla Pixis hier angekommen, um an unserer Oper in einer Reihe von Gastrollen zu singen. — Fr. Laun — Commissionsrath Schulz — der von jeher in Dresden heimisch war, hat sich entschlossen, eine Auswahl seiner zahlreichen Schriften zu veranstalten. — Einige Verehrerinnen und Freunde des verstorbenen Tiedge haben der Versuchung der noch immer herrschenden Denkmalmanie nicht widerstehen können und wollen einen Fonds zusammenbringen, von welchem dem Verfasser der Urania ein steinernes oder moralisches Denkmal gesetzt werden soll.

⁂ (Danzig.) Eine Vergiftungsgeschichte, welche zeigt, wie vorsichtig man seyn müsse, beschäftigte eine Weile alle Gesellschaften. Der Lieutenant H., ein sehr geachteter und beliebter junger Offizier, bezog das Quartier eines Kameraden, welcher darin eine Tüte mit Belladonna, die er zu einer Pferdekur gebraucht hatte, zurückließ, und ihn bat, sie zu vernichten. H. bewahrte aber in demselben Gelaß eine Tüte Thee auf; es besuchte ihn der Lieutenant v. K. und Jener befiehlt seinem Bedienten, Thee zu bereiten. Dieser nimmt die Belladonna, und Beide finden den Thee, mit Rum und Milch getrunken, vortrefflich. Der Bediente hatte vor dem Auftragen desselben auch seine Portion davon eigenmächtig abgenommen. K. genießt nur ein Paar Tassen, und entfernt sich, H. aber etwas mehr von diesem Getränk. Plötzlich fühlt er ein Unwohlseyn, er ruft nach dem Bedienten; dieser stürzt ihm aber fast sinnlos entgegen, jedoch kann er die Tüte bezeichnen, aus welcher er das Getränk bereitet hat. H. trägt den betäubten Bedienten noch zur Wirthin, einer Milchhändlerin, herunter und von hier wird zu den Aerzten geschickt, deren auch gleich Sieben an der Zahl eintreffen. Der naschhafte Bediente hat am meisten gelitten, denn er fiel in eine Tobsucht, daß ihm die Zwangsjacke angelegt werden mußte. Man sandte einen Freund zu K., um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ihm anzuzeigen, daß er vergiftet sey; dieser, welcher hievon nichts fühlte, glaubte, daß man sich einen Scherz mit ihm machen wollte; aber bald stellten sich bei ihm die Symptome ein. Genug alle Drei sind gerettet, und haben nur mehrere Tage die Folgen des Giftes in einer Betäubung der Sinne gefühlt. — H., ein Mann, der seinen Muth mehrfach gezeigt, und dafür die Rettungsmedaille erworben hat, bekennt doch, daß es ein eigenes Gefühl, zu wissen, man sey vergiftet, aber nicht zu wissen, ob Rettung möglich sey. (Gesellschafter.)

⁂ Die Mittheilung einiger Blätter, daß Heinrich Zschokke in Aarau (der Autor der Stunden der Andacht) des seltenen Glücks sich erfreue, zwölf durchaus wohlgerathene Söhne zu haben, ist nur in so weit richtig, daß Zschokke 12 Söhne gehabt, wovon jedoch nur noch acht, nebst einer Tochter am Leben sind. Seine gegenwärtig noch lebenden Söhne sind: 1) Theodor, Professor und Bezirksarzt in Aarau; 2) Emil, Pfarrer in Liestal, Cantons Basel-Landschaft; 3) Alexander, Kupfer- und Stahlstecher in Aarau; 4) Julius, Criminalrichter und Landrath in Liestal; 5) Eugen Student, geht nächste Ostern nach Berlin; 6) Achill, 7) Alfred, 8) Olivier, Schüler. Die Tochter heißt Cölestine und ist 13 Jahre alt. Diese 9 Kinder sind gleich ausgezeichnet durch ihre moralischen und physischen Eigenschaften, wie durch ihre Herzensgüte und ihre Talente. Die drei ältesten Söhne sind verheirathet, der vierte vermählt sich im nächsten Mai. Dr. Theodor Zschokke hat bereits fünf Kinder und Pfarrer Emil Zschokke deren 2, jetzt bald drei, eben so auch Alexander Zschokke bald 1 Kind. Die Zschokke'sche Familie besteht also in diesem Augenblick aus 22 Personen und wird bis zu nächsten Pfingsten deren 25 begreifen. — Heinrich Zschokke, geboren den 22. März 1771 zu Magdeburg, ist 71 Jahre alt. Er verlor seine Mutter, als er kaum sieben Wochen, und seinen Vater, als er acht Jahre alt war. Dagegen lebt noch die hochbetagte Mutter seiner Gattin, Wittwe des Decans Nüsperli. Zschokke's verstorbene Söhne hießen: Guido, starb in einem Alter von 2 Jahren; Hermann, 4 Jahre alt; Arnold, 13 und Antonin, 23 Jahre alt. (Gr. Hess. Z.)

⁂ Man meldet aus Havre vom 25. Januar: „Vor einigen Tagen wurde die Abends im Dunkeln von hier nach Bolbec abgehende Diligence auf der Straße von einem Manne angehalten, der noch mitzufahren wünschte. Es war kein anderer Platz mehr da, als oben auf derselben unter dem Gepäck. Auf die Versicherung jedoch, daß der Reisende sich dort oben ganz sicher und warm auf einem Lager Stroh befinden werde, nahm er diesen Platz an. Kaum war man jedoch eine Viertelstunde gefahren, als man ein fürchterliches Geschrei hörte: „Halt, halt! Mörder, Mörder!" Der Kondukteur ließ anhalten, und in demselben Augenblicke sprang jener Passagier von der Decke herab, und lief mit der Schnelligkeit eines Hasen in's Feld. Man vermuthete sogleich, daß derselbe ein Dieb sey, und die Diligence bestohlen haben werde; doch bei'm Nachsehen fand der Kondukteur Alles in Ordnung. Zugleich entdeckte sich aber auch die Ursache des seltsamen Ereignisses. Ein Reisender, der aus Amerika gekommen war, hatte einen jungen texianischen Bären bei sich, dem man Quartier auf dem Deckel des Wagens gegeben hatte. Dieser war der Nachbar des Fremden auf dem Stroh gewesen, und hatte vermuthlich, um seine europäische Zivilisation darzuthun, eine nähere Bekanntschaft mit demselben anknüpfen wollen, welcher der Reisende jedoch so entschieden ausgewichen war." (N. C.)

⁂ Ein Schweizerblatt erzählt eine kuriose schweizerische „Kriminalgeschichte." Der Gefangenwart von Bisy ließ ein mehrmaligen Kindesmordes geständiges Weibsbild aus der Haft laufen. Die „abgefeimte Person" ersuchte ihn nämlich eines Tages, sie auf einige Zeit loszulassen, um sich „Raths zu erholen," unter Betheurung, daß sie auf die bestimmte Minute wieder zurück seyn

werde. Der „verliebte Kerkermeister" konnte der Bitte nicht widerstehen. Wer nun fort ging, aber nicht zur bestimmten Zeit zurückkam, das war die Gefangene. Dem Manne ward angst; er dachte an Nichts mehr, als wie er die Entweichung vertuschen wollte, band die Leintücher vom Bett der Ausgewichenen an einander, hing sie zum Fenster hinaus, und klagte dann bei der Polizei, das Weib sey entsprungen. Die Polizei sah aber auf dem mit Schnee bedeckten Boden unter dem Fenster keine Fußstapfen, nahm den Gefangenwart beim Kopf, und steckte ihn in das gleiche Loch, aus welchem er die Person hatte entlaufen lassen. Als es nun wieder Nacht wurde, klopfte es an der Käfigthüre, und siehe, die Entlaufene war wieder da und verlangte Einlaß. Der Gefangenwart rief ihr aber zu, er könne nicht aufmachen, da er selber eingesperrt sey. Ein paar Polizeidiener jedoch, die zum Aufpassen in der Nähe waren, thaten den Dienst. Das Zehnengericht verurtheilte den Gefangenwärter, während einer halben Stunde auf dem Lasterstein zu stehen, von da zum Spießruthen-Laufen, 3 Streiche auf 10 Schritt, und dann auf 20 Jahre Schellenwerk.

⁂ Zu Tivernon bei Rithiviers hat sich dieser Tage ein schreckliches Unglück zugetragen; 19 Kinder waren nach der Schule auf einen Teich gegangen, um zu schleifen; das Eis brach ein, und die unglücklichen Kinder versanken und kamen sämmtlich um. (N. C.)

---

## Aus Mainz.

(Mitte Februar 1842.)

Unsere so heitere Carnevalsaison, dießmal besonders reich an kräftigen Witzen und treffenden Ironisirungen, ist nun vorüber, und wenn auch den lebensfrohen Mainzern noch nicht Aschermittwochlich zu Muth ist, so mag es doch einem großen Theil der Mainzer Börsen und Brieftaschen recht flau zu Muthe seyn. Unsere drei großen Carnevalstage haben eine große Anzahl Fremden von Frankfurt und Wiesbaden herbeigelockt, die gewiß noch bedeutender gewesen wäre, hätte nicht plötzlich die Abführung der Rheinbrücke den leichtern Verkehr nach außen in etwas gehemmt. Indem ich diese Zeilen schreibe, ist man wieder im Begriff, die Rheinbrücke aufzuführen, da das noch störende Maineis größtentheils flott geworden. Nun werden auch bald wieder die Dampf-Adler ihre Schwingen heben und Mainz wieder auf diesen Sturmes-Fittigen die fremden Gäste in Hülle und Fülle wie alljährlich zutragen. Unsere großartigen rheinischen Hotels sehen einer sehr günstigen Saison entgegen, wenigstens werden schon jetzt in diesen herrlichen Etablissements Verschönerungen aller Art zum würdigen Empfang der reisenden Menschheit getroffen. Der Neubau des Rheinischen Hofes dürfte jedoch nicht vor der Versammlung der Naturforscher in Mainz vollendet seyn. Der Rheinische Hof nimmt noch immer mit dem Holländischen Hof die bedeutendste Stelle in unserer so überreichen Gasthof-Branche ein; doch wollen feine Gourmands wie geprüfte Weinkenner der Küche und dem Keller der Herren Kern und Hahn den Vorzug vor allen rheinischen Rivalen einräumen. Ein neues, vierstockhohes Etablissement: „Hôtel l'univers", ebenfalls am Rhein, sieht der Bauvollendung entgegen. Nach der Ballsaison ist auch bei uns die Concertsaison im Anmarsche begriffen. Bereits hat das Concert zum Besten der hiesigen Kleinkinderbewahranstalt im großen Casinosaal vor einer sehr zahlreichen und feingebildeten Gesellschaft Statt gefunden. Die treffliche Pianistin, Fräulein Braunrasch verherrlichte das Concert durch ihr gefälliges und in jeder Beziehung meisterhaftes Mitwirken. Herr Musikdirektor Bärwolf hat sich durch die geschmackvolle Zusammenstellung der einzelnen Concertpiecen wie durch die energievolle Leitung des Ganzen ein Verdienst um die gute Sache erworben. Das Institut steht unter dem Protectorate unserer hochverehrten Frau Regierungspräsidentin, Freifrau von Lichtenberg. — Pianist Waldmüller aus Wien hat ebenfalls für die nächste Woche schon ein Concert angekündigt, und eine humoristisch-musikalische Soiree, wie sie Dr Wieſt alljährlich veranstaltet hat, ist uns ebenfalls in Perspective gestellt. — Die Entreprise der deutschen Oper für die Londner Frühlingssaison 1842 ist nunmehr festgestellt. Direktor August Schumann hat das Coventgardentheater gepachtet und die erste Aufführung ist für den 2. Mai bestimmt. Von unsern Gesangsnotabilitäten wird Staudigl, Erl, die Hasselt u[illegible] Schodel nach London gehen und der berühmte Liszt an der Sp[illegible] des Orchesters stehen. Eine ähnliche Expedition der Mainzer Oper[illegible] gesellschaft nach Paris, ebenfalls unter Schumann's Aegide, ist [illegible] im Werden begriffen. Doch sind auch in Bezug zu dieser Entrepr[illegible] lebhafte Unterhandlungen mit deutschen Künstlern ersten Ranges [illegible] Gange. — Unter den Gästen, welche wir in letzter Zeit auf [illegible] Mainzer Bühne sahen, tritt der Tenorist Abresch, vom k. k. H[illegible] operntheater in Wien, mit entschiedner Talentbegabung hervor. Se[illegible] Othello war in vielen Einzelnheiten eine ächt dramatisch-musikalis[illegible] Schöpfung. Herr Abresch ist im Besitz eines angenehmen Tenors, u[illegible] die Studien, welche dieser interessante junge Künstler im Gesangdurch[illegible] bildeten Wien gemacht hat, verleihen ihm eine ehrenvolle Stellung [illegible] der Reihe der besten deutschen Tenoristen. — Vor einigen Tagen h[illegible] ten wir Lortzing's „Hans Sachs" zum ersten Male. Die Oper[illegible] obgleich in ihrer Titelparthie durch Mellinger trefflich im Gesang[illegible] und Spiel repräsentirt, errang nur einen succès d'estime. Einzel[illegible] heiten gefielen; der komische Musikantheil entbehrt der frischen ä[illegible] heitern Laune, die wir im „Czaar und Zimmermann" so liebgewonne[illegible]

Dr. M—er.

---

## Aus Leipzig.

(16. Februar.)

Gestern Abend fand die Darstellung von Heinrich Laube's: „Monaldeschi" Statt. Das Haus war nicht allein mit Einheimische[illegible] und zufällig hier Anwesenden besetzt, sondern es hatten sich auch a[illegible] Dresden, Berlin und selbst aus dem Hannöverischen Zuschauer einge[illegible] funden, zum Theil, um die scenische Anordnung des Stückes behuf[illegible] anderwärtiger Aufführungen kennen zu lernen. Der Erfolg war, w[illegible] Jedermann erwartet hatte, ein sehr glänzender. Die Theilnahme st[illegible] gerte sich und der Beifall von Scene zu Scene; — ganz besonder[illegible] wirksam aber bewährte sich der dritte Akt, der Christinens Thronent[illegible] sagung enthält; — die Schauspieler und der Dichter wurden na[illegible] dem Schlusse des Stückes gerufen. Was die Darstellung selbst an[illegible] langt, so ist sie eine der vollkommensten unserer Bühne und möch[illegible] wohl nirgendwo so leicht übertroffen werden. Mad. Dessoir al[illegible] Christine, Hr. Düringer: Monaldeschi, Hr. Reger: Graf Brah[illegible] spielten mit hinreißender Wahrheit und Wärme. Auch die kleinere[illegible] Partien des Santinelli, Malström, Schnure und der Sylva hatten i[illegible] Fräul. von Tennecker und den Herren Baudius, Heese und Lortzing[illegible] die besten Repräsentanten erlangt. Die Darstellung von Laube's „Ro[illegible] koko" wird demnächst nachfolgen. — Seit Ende des vorigen Mona[illegible] hat sich ein Leipziger Literatenverein gebildet, der seine Zusam[illegible] menkünfte im Hôtel de Bavière hält. Die Anregung zu einem de[illegible] artigen Verbande achtbarer Schriftsteller gab ursprünglich das Bu[illegible] druckerjubiläum im Jahre 1840, bei welcher Gelegenheit die hiesige[illegible] Literaten einen Ausschuß, zu ihrer Vertretung, aus ihrer Mitte [illegible] wählten. Obschon der eigentliche Zweck damals, nämlich die selb[illegible] ständige Mitfeier des Säcularfestes, aus Gründen verfehlt ward, [illegible] jener Zeit weitläufig besprochen wurden, so schien es doch wünsche[illegible] werth, den Verein fortbestehen zu lassen. Die ehemaligen Bevollmäch[illegible] tigten desselben: Gustav Kühne, Robert Heller, Karl Herlo[illegible] sohn und Rob. Blum riefen daher eine Anzahl der Mitglieder, [illegible] sich bisher noch immer auf ihre Einladung, gewöhnlich des Freitag[illegible] zu geselligen Zwecken versammelt hatte, zu Bildung eines feste[illegible] Vereins zusammen. Ein solcher hat sich denn nun mit bestimm[illegible] Gesetzen aufgethan und während er jetzt noch ungefähr aus drei[illegible] Mitgliedern besteht, so ist demnächst der Beitritt der übrigen hiesig[illegible] Berufsgenossen zu erwarten. Die Aufgabe des Vereins ist übrig[illegible] weder ästhetischer noch politischer Art, der Zweck vielmehr darauf ge[illegible] richtet, das Interesse der Presse in Gesammtheit zu wahren und [illegible] persönliche Annäherung und Bekanntschaft der einzelnen Schriftstelle[illegible] zu vermitteln. An der Spitze des neuen Directoriums steht der Pr[illegible] Karl Biedermann, der Herausgeber der deutschen Monatsschrift.

---

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 20. Februar. Der Freischütz, große Oper [illegible] 4 Abth. Musik von C. M. v. Weber. Aennchen: Dlle. Kramer.

Dienstag, den 22. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Lindn[illegible] (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen [illegible] Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmal[illegible] Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersuch[illegible] Local-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, № 52. 21. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Hierauf schieden St. Evremond und die Voisin; diese begab sich in das Innere des Palastes, wo sie, wie überall, geheime und zahlreiche Verbindungen hatte, und der General schickte sich an, das Schloß zu verlassen, um sich bei irgend einem seiner Freunde einen tüchtigen Renner zu verschaffen. Ganz mit diesem Gedanken erfüllt, war er eben zum Thore des Louvre hinausgegangen, als er längs dem Wasser einen Reiter im vollen Galopp seines Pferdes auf sich zukommen sah. —

„Hm!“ rief er aus, „das ist eine treffliche Mähre, wo ich nicht irre, und wie ich sie eben brauche!“

Noch hatte er das kurze Selbstgespräch nicht vollendet, als bereits der Cavalier an ihm vorüber gesprengt war, in dem er Herrn von Artagnan, Capitän der Compagnie der Mousketairs des Cardinals erkannte. Keuchend, mit Staub bedeckt, warf sich der Edelmann vom Pferde, sobald er die Schwelle des Palastes betreten; sodann, nachdem er das Thier der Sorgfalt der Thorwächter anvertraut, trat er eilenden Schrittes ins Schloß.

„Was soll das bedeuten,“ murmelte Herr von St. Evremond vor sich mit besorgter Miene, und machte sich schleunigst aus dem Staube. Auf dem Quai begegnete ihm ein zweiter Reiter, der gleichfalls mit verhängtem Zügel vorübersprengte.

„Auch eine Mähre, die mir trefflich zu Statten käme!“

Diesmal erkannte er Herrn von Guilleragues, einen Edelmann aus dem Gefolge des Cardinals, und mit welchem er im besten Vernehmen stand. „Holla! he! Guilleragues, habt Ihr mit d'Artagnan gewettet, wer von Euch Beiden zuerst im Louvre ankäme? Ihr habt verloren, Theuerster, Ihr habt verloren!“

„Wer denkt jetzt an Wetten,“ erwiederte Guilleragues, sein Pferd anhaltend.

„Nun, wo rennt Ihr denn so hastig hin?“

„Ich hole den Pfarrer von St. Nicolas des Champs.“

„Weßhalb?“

„Daß er das Viaticum bringe.“

„Wohin?“

„Nach Vincennes: der Herr Cardinal liegt im Sterben.“ Und ohne ein Wort hinzuzufügen, gab er dem Pferde die Spornen.

„Güte des Himmels!“ rief St. Evremond aus, indem er das Haupt entblößte, „jetzt bedarf's keines Kleppers!“ Und plötzlich sich dessen erinnernd, was de la Meillerave ihm anvertraut hatte: „Dieser Sterbfall könnte wohl gewisse Heirathsprojecte in die Brüche fallen lassen, und dann wäre Hortense frei! Schade, daß ich nicht Herzog und Pair bin mit einigen Schlössern mehr und einigen Jahren weniger.“ Der General ging, dergleichen Träumereien nachhängend, in seine Wohnung.

Die Nachricht von dem bevorstehenden Ende des Cardinals war gegründet; die Gicht war ihm aus den Beinen in den Magen gestiegen; die Aerzte hatten vorhergesagt, er würde unfehlbar einer der Krisen unterliegen, die ihm dieser qualvolle Zustand verursachte. Seine getäuschte Hoffnungen, hinsichtlich der Vermählung der geliebtesten seiner Nichten, hatte ohne Zweifel auf das rasche Umsichgreifen des Uebels Einfluß gehabt. Mazarin war zwar einer jener kecken Betrüger, deren Lippen lächeln, während die Bestie, die sie unter der Tunika verbergen, ihnen die Eingeweide zerfleischt; allein trotz der erheuchelten Ruhe, womit er die Nachricht von dem Mißlingen der Unterhandlung vernommen, war es klar, daß sie ihn desto heftiger affizirte, je weniger er einen solchen Ausgang voraussah.

Es war bereits Alles abgeschlossen in Bezug auf die Vermählung seiner Nichte Hortense mit Armand de la Meillerave, als am Morgen des 11. Februars 1661, die Krankheit des Cardinals plötzlich einen beunruhigenden Charakter annahm. Man benachrichtigte sofort den König und die Königin Mutter, und ließ zugleich den Abbé Joly rufen, den Pfarrer von St. Nicolas des Champs, zu welchem Mazarin volles Zutrauen hatte.

Anna von Oesterreich und Ludwig XIV. fanden sich zuerst ein und wurden ins Zimmer des Sterbenden eingeführt.

Es war ein feierlicher Augenblick, der diese drei Personen zusammenführte, deren Schicksal durch so mannichfaltige Ereignisse verknüpft worden waren! Von da an nahm Ludwig XIV. Besitz von seinem Königreiche; denn er war bis zu diesem Augenblick blos dem Namen nach König.

Der Cardinal ließ seine Nichte Hortense rufen, und meldete ihr im Beiseyn des Königs und der Königin Mutter, ihre nahe Vermählung mit Herrn Armand de la Meillerave. An diesem Sterbebette, im Beiseyn jener allerhöchsten Personen hatte Hortense die Kraft nicht, ein Wort einzuwenden, und da sie zudem überlegte, daß der Einzige, dessen Besitz sie beglückt, nicht mehr am Leben sey, kniete sie weinend am Bette des Cardinals nieder.

„Sire,“ sprach der Cardinal mit merklich geschwächter Stimme, „die Gnade, die Ihr Eurem Minister erwieset, erlaubt mir, sie für dieses Kind in Anspruch zu nehmen.“

„Herr Cardinal,“ antwortete der König mit seiner gewohnten Huld, „Euere Familie ist die Meinige. Aber Ihr seyd so krank noch nicht, daß man nicht hoffen könnte, Euch noch

lange zu besitzen. Wir wollen Euere Genesung abwarten, um die Hochzeitsmusik zu bestellen."

Darauf erhob er sich, und die Königin Mutter folgte seinem Beispiel; allein der Cardinal schüttelte traurig den Kopf. —

„Ach! es ist Alles vorbei, ich fühle es wohl, und ich hoffe nur noch auf die Barmherzigkeit Gottes. Ich wünsche, daß diese Vermählung vor meinem Verscheiden vollzogen werde, und ich bitte Euch, Sire, zu erlauben, daß die Trauung in Eurem Beiseyn stattfinde."

Der König nickte zustimmend, und entfernte sich mit seiner Mutter. Hortense that ein Gleiches. Der Abbé Joly erschien hierauf im Sterbezimmer. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Octoberfest zu Rom.

Von J. Heitmann.

Wenn der October kommt, erhebt sich Rom und sagt zu sich selbst: jetzt will ich mich vergnügen. Sonst ist Rom ernst, wie ein Franciskanermönch, der auf seine Kirchen und Ruinen blickend dasitzt und sich kaum bewegt; nur an den schönen Abenden fährt es etwas auf dem Corso hin und her; wenn aber der Octobermonat kommt, steht es auf und spricht: jetzt will ich mich freuen. Dann legt es die ernsthafte Haltung und die ernsten Mienen ab, kleidet sich in Seide und Sammt und flechtet Blumen in sein Haar; es steigt zu Pferde oder zu Wagen, oder eilt auf seinen Füßen nach der Villa Borghese hinaus. In der Villa Borghese trinkt Rom Wein, es tanzt, geht spazieren, horcht auf die Musik, koquettirt und — amüsirt sich göttlich.

Als ich im September in Rom ankam, lebte dieses schon im October. O, schöner October! riefen die Römer, wie wollen wir uns in ihm vergnügen! wie wollen wir spazieren gehen, und wie wollen wir tanzen! Dies wirkte auch auf mich so, daß ich den September vergaß, und mit unbefriedigter Sehnsucht in meiner Brust umherging, einer Sehnsucht, die wie eine liebeskranke Miß seufzt und ausruft: O, wäre doch der October erst da!

Er kam, und am ersten Sonntage, einem elastischen, stillen, durchsichtigen Herbsttage, zog ich schon früh meinen Schlafrock aus, kleidete mich in meinen Staatsanzug und ging aus. Die Straßen wimmelten von Menschen, eine dichte, enggeschlossene, bunte Schaar, die nach dem Volksplatze wogte. Ein romantisches Genie würde schwerlich unterlassen haben, sie mit einer ungeheuren bunten Schlange zu vergleichen, welche sich durch die Straßen hinwand, oder mit einem tausendfüßigen Thiere, das langsam dahinkroch. Aber diese Schlange oder dieser Tausendfüßler war ein sehr reizendes Geschöpf; viele liebliche Amorköpfe saßen auf dem langen tausendgliederigen Rücken und schossen mit glühenden Pfeilen. Ja, hier konnte man schöne Gesichter sehen! helle Schönheitssonnen, welche unsere Ballmonde und Ballsterne in rabenschwarze Nacht verschwinden ließen. Ja, schöne Gesichter! und schöne Gestalten, nach meinen Begriffen. Keine zusammengeschnürte, wespendünne, engbrüstige Taillen, nein, ungenirt, natürlich und kräftig, wie eine Antike, wie Minerva! Doch hierüber mögen die Meinungen getheilt seyn, aber in Hinsicht der Gesichter kann nur eine gelten. Und welche Blicke sie werfen, diese bezaubernden, diese schönen Römerinnen! Die starken Strahlen davon sieden einem durch das Blut und heiß, ja zu heiß an einem warmen Tage. Leser! solltest Du Verdacht haben, daß ich übertreibe, so bitte ich Dich inständigst, wende Dich an den Dicksten aller Deutschen, der in Rom gewesen ist, und Du wirst hören, daß auch er sich warm um die Leber gefühlt hat. Und wie bunt und wechselnd war diese ungeheure Volksmenge! Ja, sie bot lebendigere Farben dar, als selbst die schönste Schlangenhaut aufzuweisen hat, Farben, die in mein Auge stachen, welche aber die Italiener lieben, und ganz natürlich, denn ein starkes Auge fordert starke Farben, ebenso wie ein starker Magen starke Kost fordert. Vorliebe für glühende Farben ist natürlich im Süden, aber unnatürlich im Norden; darum ist es auch ungereimt, daß man in der letzten Zeit bei uns angefangen hat, die Zimmer im sogenannten Pompejanischen Geschmack zu decoriren. Indem ich den Pompejanischen Geschmack nenne, fällt mir eine Geschichte von einer Dame ein, die etwa vor einem Jahre mit einem interessanten Lächeln auf ihrem schönen Munde mich fragte: „Baut man noch in Pompeji?" Doch diese Geschichte würde mich zu weit führen, ich will sie lieber kurz abbrechen.

Die Menge drängte sich über den Volksplatz. Der Volksplatz! ein schöner Name, nicht wahr? O, welches Hohngelächter in diesem Namen! denn was hat das Volk als solches wohl jetzt auf dem öffentlichen Platz zu thun? Hat es Consuln zu wählen? oder Gesetze zu bestätigen? oder Staatsverbrecher zu verurtheilen? O nein! Wenn das arme Volk nach einem schweren und mühseligen Tage sich dort versammelt, um freie Luft zu schöpfen, so kann es überzeugt seyn, daß schmutziges Polizeiungethüm unter ihm herumkriecht, um die wenigen unschuldigen Worte aufzufangen und vielleicht zu verpesten. Das weiß auch das römische Volk, darum steht es so ernsthaft mit gekreuzten Armen auf dem öffentlichen Platze und spricht fast nichts, sondern schaut nur mit bedeutsamen Blicken auf die alten Ruinen hin, schaut sie so ununterbrochen an, als wenn es hoffte, einen Schatten heraufmahnen zu können, der dieses Kreuz zerbräche, welches so lange das römische Volk auf seine Brust gepreßt und es mit seinem Alpdruck geplagt hat.

Auf der einen Seite des Platzes liegt eins von den Thoren der Stadt. Sobald man aus diesem herausgekommen, hat man gleich zur Rechten die Villa Borghese. Der Eingang zu ihr ist prachtvoll: Griechenland's schöne Propyläen haben hier zum Muster gedient.

Innerhalb der Villa liegt links ein kleiner ruhender See; er wird mit Wasser aus einem unbedeutenden Bache versorgt, welcher munter plätschert und murmelt, indem er über einige nackte Felsenstücke hinunter sprudelt. Die ganze Parthie ist ausnehmend lieblich, und würde noch viel anziehender seyn, wäre sie bloß durch Kunst entstanden. Und doch sieht sie vollkommen natürlich aus! Welche Stimme ist es nun in der menschlichen Brust, die sich gegen jede Bestrebung der Kunst erhebt, sich zu verstecken und sich wie die wahre Natur zu zeigen! Oder ziehst Du vielleicht in Zweifel, ob es eine solche Stimme gibt? Ich will Dir ein anderes Beispiel geben, von dem ich hoffe, es wird Dich überzeugen.

Denke Dir ein schönes Mädchengesicht, wenn Du willst, eins von den schönen Gesichtern unseres Landes, Lilienstirn und Rosenwangen und Himmelsaugen, über dem Ganzen ein Engelslächeln und als Einfassung die vollsten, weichsten goldgelben Locken, denke Dir, Leser, daß ein solches Gesicht Dir auf Deinem Wege begegnet; Du wirst natürlich stehen bleiben und Dich über den schönen Anblick freuen. Aber da kommt Jemand, nimmt Dich unter den Arm und flüstert Dir ins Ohr: wer sollte wohl glauben, daß jene glänzenden weichen Locken in den Fingern des Perückenmachers gewachsen sind! Wäre nicht der ganze Zauber verschwunden? Ja, gewiß. Jene Stimme in der menschlichen Brust ist keine andere, als die Stimme der Wahrheit, die sich gegen alles Falsche und Angenommene erhebt, und fordert, daß jedes Ding sich als sich selbst zeigen soll.

Rings um den kleinen See, der am Eingang der Villa

liegt, wächst ein Kranz von Weidenbäumen, welche sich über den glatten Spiegel neigen, wie eine Mutter, die sich über ihr schlummerndes Kind beugt, und welche in Zwischenräumen stehend mit ihren zarten grünen Armen wehen, als wenn sie die Insekten oder den säuselnden Wind verhindern wollten, die tiefe Ruhe des Wassers zu stören.

Als ich an jenem ersten Octobersonntage am Ufer dieses Sees stand und mich in ihm spiegelte, hörte ich Musik, fröhliche Töne, welche gedämpft aus der Ferne kamen und mein Herz in tanzende Bewegung brachten und mich zu sich hinzogen. Ich ging mit einer Eile ihnen nach, die mir kaum erlaubte, einen Blick auf den schönen Sarkophag zu werfen, der zur Rechten am Wege steht; ich nahm mir nicht einmal Zeit, mich umzudrehen, um die Stadtmauer zu betrachten, die sich in der Nähe der Villa hinzieht, diesen interessanten Theil der Stadtmauer, wo Belisar eindrang, als er Rom stürmte. Der Weg führte durch eine ägyptische Pylonä, welche die Scheidewand zwischen der alten und neuen Villa bildet. Als ich in letztere gekommen, blieb ich stehen. Ja, hier ging es munter zu! O, mit welcher Leidenschaft die leichten Füße sich bewegten!, und die Arme und der Kopf! und die Augen! sie leuchteten wie zwei Fackeln, welche man schwingt. Der Busen stieg und sank wie eine Sturmwoge; aber sie vergaß die Anstrengung, die eifrige Tänzerin! Die Bewegungen wurden anstatt schwächer, nur immer geschwinder und heißer, o welche Lust fühlte ich in meinen Beinen! hätte ich nur tanzen können, ich glaubte, ich hätte meinen Rock ausgezogen und mich ohne Bedenken der Lust hingegeben. Aber plötzlich brach die Musik ab, und erröthend stand sie da, das schlanke, leichte Mädchen, und schlug verlegen das Auge zur Erde; sie fühlte sich ohne Zweifel verschämt, zu deutlich an den Tag gelegt zu haben, welches Feuer in ihrem raschen Blute strömte. Ich habe schon oben gesagt, daß die Blicke der Römerinnen zu heiß an einem heißen Tage sind; dies gilt noch vielmehr von denen der tanzenden Römerinnen. Ich sah die ganze Gefahr ein, welche mir drohte, wenn ich mich noch länger diesen scharfen, wohlgerichteten Batterien aussetzte; ich ging darum weiter.

Einige hundert Schritte von der ägyptischen Pylonä theilt sich der Weg in zwei Arme. Der rechte läuft bei einem Casino vorbei, welches Raphael gehörte, und welche der göttliche Meister mit seinen Farben geschmückt hat. Ich folgte dem Wege links, der sich unter den Bogen einer Wasserleitung hinzieht. Wenn man diese Wasserleitung hinter sich hat, so kommt man zu einem Hain, in dessen Schatten unzählige alte Götter stehen. Ich hörte wieder Musik, und ließ mich wieder von den Tönen führen. Ich drang in das Wäldchen und kam zu einem See, dem See des Aesculap, so genannt von einem Tempel des Aesculap, der auf einer kleinen Halbinsel steht. Zwei himmelblaue Gondeln schwammen auf der Wasserfläche; von ihnen strömten die Töne herüber. In einem Fenster des Tempels ruhte, den Kopf auf beide Arme gelehnt, ein junges Frauenzimmer, ein reizender, goldlockiger Kopf, eine nordische Schneeglocke, welche der Sturm auf den Boden des Südens niedergesetzt; es lag ein Lächeln auf diesem Gesicht, so bezaubernd, wie der Duft, welchen die Nachtviole, im Schutze der Birken versteckt, in den maigrünen Thälern eines unserer Sommerabende aushaucht. Auf dem See drüben schwammen Schwäne; es war, als wenn sie es wären, welche die beiden Gondeln zögen. Die ganze Scene, die ich jetzt vor Augen hatte, war wundervoll wie ein Feenbild. Ich zweifle, ob die alten Troubadoure jemals schönere vor ihrer Phantasie hatten, wenn sie ihre Helden, sitzend im Hintertheil ihrer glänzenden Schnecke, während „das seidene Segel schwellend von der vergoldeten Raae flatterte," auf Abentheuer ausziehen ließen. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Es ist abermal eine sehr brave Schauspielerin gestorben, Mad. Auguste Döbbelin, geb. Lange. Sie verschied, 36 Jahre alt, in Kobneg, und war wirklich ausgezeichnet im Fache der Anstandsdamen und Heldinnen rc. rc. Ihre letzte Rolle war die Herzogin im „Glas Wasser." Bei der Anzeige von ihrem Tode im Koburger Wochenblatte hat sich ein gräßlicher Druckfehler ergeben. Es hieß nämlich: Sie sey gestorben an der Wasserscheu — statt Wassersucht. Zum Glück war in der kleinen Stadt die Berichtigung mündlich schneller im Umlaufe, als Tags darauf durch den gedruckten Widerruf.

*** (Vorliebe des Londoner Pöbels für Knauser-Hinterlassenschaften.) Zu den merkwürdigen Passionen des Londoner, wie wohl überhaupt des englischen Pöbels, gehört folgende weniger bekannte, nemlich eine unbezwingbare Passion, irgend etwas von der Hinterlassenschaft eines verstorbenen sogenannten „Miser," d. h. Knausers, zumal von dessen Effecten, zu erstehen, vorausgesetzt natürlich, daß derselbe notorisch ein großes Vermögen hinterlassen hat. — Der Londner Pöbel geht von der allerdings durch tausenderlei neue und neueste Fälle gerechtfertigten Voraussetzung aus, daß in dem oder jenem alten Pantoffel oder in anderen derlei Siebensachen eine Rolle Sovereigns oder ein Packet Banknoten versteckt seyn mag, und so entspinnt sich bei dergleichen Versteigerungen eine förmliche Raufferei um solche Dinge, und manche zerlumpte Flanelljacke geht zu einem Preise ab, wofür man ganz füglich ein Dutzend der feinsten haben könnte. — Ein Schauspiel dieser Art bot die vor Kurzem zu London Statt gefundene Auction der Effecten eines verlebten Filzes, Namens Smith dar. Der Zudrang des Pöbels, nach dem elenden Gäßchen, wo derselbe gewohnt hatte, war so groß, daß die Polizei sich in's Mittel schlagen mußte. Einige alte Gebetbücher und Unterhaltungsschriften, welche zusammen kaum 8 Pence werth waren, gingen zu überspannten Preisen weg, weil die Käufer wohl mit Sicherheit darauf rechneten, Hundert- und Tausendert-Pfund Banknoten zwischen den Blättern eingeklebt vorzufinden. — Dieser Filz, welcher eine namhafte Anzahl von Häusern hinterließ, die er selbst in verschiedenen Gegenden von London hatte aufführen lassen, und überdieß ein ungeheures Vermögen in Baarschaften, fertigte bis kurz vor seinem Tode alle kleinen Schlosserarbeiten, z. B. für Thüren, Fenster u. dgl., deren seine zahlreichen Neubauten benöthigten, mit eigenen Händen, und lebte dabei vom gröbsten Brode, Zwiebeln und ähnlichen nobeln Nahrungsmitteln. Mit den Anecdoten, die von seiner entsetzlichen Knauserei in Umlauf waren, könnte man Bände füllen. — Ein berüchtigter Londoner Filz früherer Zeit, welcher Elwes hieß, und von welchem noch jetzt viele saubere Märchen dort im Umlauf sind, soll ihm bei weitem nachgestanden haben.

*** (Neue Art seine Identität zu beweisen.) Als neulich das Packetboot aus Indien in London anlangte, meldet der „Standard," befand sich zufällig in dieser Hauptstadt ein alter Seemann, gegenwärtig Schiffseigenthümer und Kaufmann in Liverpool. Da auch er Briefe aus Indien erwartete, so verfügte er sich nach dem Postbureau, wo sich auch wirklich Briefe unter der von ihm angegebenen Adresse vorfanden. Aber die Schwierigkeit war, seine Identität zu beweisen, daß er wirklich die Person sey, für die er sich ausgab. Da er weit entfernt von seiner Heimat war, so war dieses keine leichte Sache, und er zerbrach sich den Kopf, Mittel zu finden, seinen Zweck zu erreichen. „Ich hab's! ich hab's!" rief er plötzlich aus, „ich kann meine Identität beweisen," und er zog einen Zipfel von seinem Hemde hervor, worauf nach alter, jetzt kaum noch gebräuchlicher Art, sein voller Name eingenäht war. Der Postbeamte konnte gegen einen solchen Beweis nichts einwenden, und übergab dem Manne seine Briefe.

*** (Paris) Ein neues Werk des berühmten Klavierspielers Rosenhain, ein großes Trio für Piano, Violine und Violoncelle macht viel Aufsehen in der hiesigen Künstlerwelt, und wird von den Journalen als meisterhaft gerühmt. — Halévy hat schon wieder eine Oper in der Arbeit. Der Text ist von Casimir und Germain Delavigne.

---

Freitag den 25. Februar

hat Kapellmeister Guhr die Ehre,

## Eine große musicalisch-dramatische Academie

im Saale des Weidenbusches zu veranstalten, in welcher chronologisch geordnete Bruchstücke aus den Entwicklungsperioden der Oper von Lully's Zeiten, dem Stifter der Academie Royale zu Paris, bis auf die unsrigen gegeben werden.

### Erste Abtheilung.

**Französische Opern.**

Proserpine, von Lully. 17. Jahrhundert.

1) Ouverture.
   a) Duettino, vorgetragen von den Damen Kapitain und Kratky.
   b) Chor mit Echo, (einer damals sehr beliebten Form der Tonstücke.)

Alceste, von Lully.

2) Große tragische Scene.
   a) Admet — Herr Caspari. Cephise — Fräulein Kramer. Chor.
   b) Baßarie mit Chor, vorgetragen von Herrn Dettmer.

Le devin du village, von Rousseau.

3) Ariette, vorgetragen von Fräulein Kramer.

Zemire und Azor, von Gretry.

4) Romanze.
   a) Schönste der Blumen rc., vorgetragen von Fräulein Capitain.

Richard Löwenherz, von Gretry.

   b) Duett: Mich brennt ein heißes Fieber rc. Blondel — Herr Chrudimsky. — König — Herr Caspari.

Das Lotterieloos, von Nicolo Isouard.

5) Arie: Nein, ich singe nicht mein Herr rc., vorgetragen von Fräulein Rudersdorf.

Der Wasserträger, von Cherubini.

6) Erstes Finale, vorgetragen von den Damen: Capitain, Holzhäuser, den Herren Nork, Discant, Beer und Wiegand.

### Zweitte Abtheilung.

**Italienische Oper.**

Paesiello.

1) Italienisches Duettino, vorgetragen von Fräulein Kratky und Herrn Pischeck.

Baum der Diana, von Martini.

2) Bravourarie: Noch fühl ich meine Stärke rc., vorgetragen von Fräulein Rudersdorf.

Die heimliche Ehe, von Cimarosa.

3) a) Buffoduett, vorgetragen von den Herren Pischeck u. Dettmer.
   b) Terzett, vorgetragen von den Damen Rudersdorf, Capitain und Kratky.

Diebische Elster, von Rossini.

4) Terzett, vorgetragen von Fräulein Kratky und den Herren Pischeck und Dettmer.

Lucia di Lammermoor, von Donizetti.

5) Zweites Finale mit Chor, vorgetragen von Fräulein Rudersdorf.

### Dritte Abtheilung.

**Deutsche Oper.**

Doktor und Apotheker, von Dittersdorf.

1) Quintett: O! wie herrlich rc. rc., vorgetragen von den Damen Kramer, Holzhäuser, Hofmann; den Herren Wiegand, Nork, Hassel.

Axur, von Salieri.

2) Duett: Astacia — Fräulein Capitain.
   Tarar — Herr Chrudimsky.

Iphigenia in Aulis, von Gluck.

3) Quartett, vorgetragen von den Damen Capitain, Kratky; den Herren Pischeck u. Chrudimsky.

Idomeneus, von Mozart.

4) Terzett, vorgetragen von den Damen Kramer u. Kratky, und Herrn Caspari.

Zemire, von Spohr.

5) Cavatine: Rose, wie bist du so reitzend rc., vorgetragen von Fräulein Capitain.

Euryanthe, von Weber.

6) Jagdchor.

Don Juan, von Mozart.

7) Erstes Finale.

Entréebillets sind von Montag den 21. Februar bis Freitag den 25. Februar, Mittags 12 Uhr, in der Musikalienhandlung des Herrn André auf der Zeil à 1 fl. 24 kr. zu haben. Später und Abends an der Casse à 1 fl. 45 kr.

Anfang 6 Uhr. Ende gegen 9 Uhr.

---

## Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Begrüßen dich des Phöbus erste Strahlen,
Erfreut dein Herz des jungen Tages Licht,
Dein wachend Aug' gewahret mich vor Allen,
Ich scheide von der Morgenstunde nicht.
Gedenkst du dieser goldbegabten Stunden,
So hast du auch mein Wörtchen schon gefunden.

Zweite Sylbe.

Ein harmlos Wörtchen ruft zum wilden Streite,
Den süßen Schlummer störet dieses Wort, —
Ruhst du in deiner Freunde fröhlichem Geleite,
Es reißt dich aus dem Bruderkreise fort.
Und bleibt der Bühnenvorhang lang gefallen,
So hört man tobend dieses Wort erschallen.

Das Ganze.

Ein liebes Bild des Schönen und des Wahren,
Ein dankenswerth' Geschenk aus werthem Nachbarland,
Ein freundlich Wesen, dem in frühen Jahren
Die Muse schon die Lorbeerkränze wand!
Nie wird Bewunderung, nie Neigung ihr erkalten,
Der holden Zauberin mit wechselnden Gestalten.

---

## Theater-Anzeige.

Montag, den 21. Februar. Der Fabrikant, Lustspiel in 3 Abtheilungen von Devrient. Hierauf folgt: Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudevilleposse in einem Akt von Angely.

Dienstag, den 22. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Lindner (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen von Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersucht, Local-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 53. 22. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Indeß hatte der Cardinal sein, obgleich nahes, Lebensziel, noch nicht erreicht. Seit dem 11. Februar wartete man ihm das Ende ab, und am 28. erlebte er noch die Hochzeit seiner Nichte. Das Paar wurde getraut in der Capelle von Vincennes, im Beiseyn der königlichen Familie und der vornehmsten Personen des Hofes. De la Meilleraye war am Ziele seiner Wünsche; wie berauschten sich seine Blicke in der Schönheit seiner Braut! Aber troz dieser Schönheit, troz all' des feierlichen Gepränges, hatte die Ceremonie etwas Schauderhaftes, der Tod hatte seinen Flor darüber gebreitet, und während die Orgel ihre Jubelhymnen erschallen ließ und der Weihrauch vor dem Altare dampfte, konnte man an einem Fenster des Schlosses das Gesicht des Cardinals sehen, das bereits die Todesnacht umschattete.

Die Trauung war eben vollzogen, da trat plötzlich St. Evremond ein. Er war athemlos, und in den Zügen bemerkte man einige Alteration, die man seiner Verspätung zuschrieb. Er wünschte, wie die übrigen Anwesenden, der neuen Herzogin seine Aufwartung zu machen. Man bemerkte, daß er beim Handkusse einige Worte mit leiser Stimme gesprochen, und daß sie verwirrt geschienen.

Als der Abend gekommen, führte man die Braut in ihr Gemach mit dem herkömmlichen Ceremoniel. Der Gatte, zitternd, außer sich, erwartete in dem seinigen, daß man ihn benachrichtige, er könne erscheinen. Da Niemand kam, entschloß er sich, des Harrens müde, ungerufen in das Gemach der Herzogin zu gehen, und klopfte furchtsam an ihre Thüre. Leise that sich diese zur Hälfte auf und eine Kammerfrau, den Kopf zwischen beiden Flügeln hervorstreckend: „Was will der gnädige Herr," flüsterte sie.

„Zum Henker!" antwortete der Herzog, „ich will sehen, ob die Frau Herzogin ihre Toilette beendet hat, und ob sie mich empfangen kann."

Die Kammerfrau legte lebhaft ihren Finger an den Mund, und versetzte noch leiser: „Die Frau Herzogin kann den gnädigen Herrn nicht empfangen; sie betet, damit Gott Sr. Eminenz die Gesundheit wieder geben möge; sie hat sich vorgenommen, die Nacht im Gebete zuzubringen. Der gnädige Herr wird sie wohl nicht stören wollen."

Der Herzog wagte nicht, auf sein Verlangen weiter zu bestehen, und entfernte sich ziemlich unwirsch.

Am anderen Tage war die Herzogin in Thränen, denn die Aerzte hatten erklärt, der Herr Cardinal habe nur noch acht Tage zu leben, und die Thüre ihres Gemaches blieb unerbittlich verschlossen. Endlich starb der Cardinal, am 9. März, wie Jedermann weiß, und der Herzog von Mazarin konnte sich einer Anwandlung von Freude nicht erwehren, in der Hoffnung, daß nun endlich seine schöne Gemahlin ihn erhören werde. Sobald die prachtvolle Leichenfeier des ersten Ministers vorüber war, fand sich der Erbe seines Namens und seines Vermögens auf's Neue des Abends im Gemache der Herzogin ein. Diesmal empfing sie ihn selbst. Nie hatte er sie so reizend gesehen. Mit einer anmuthigen Bewegung der Hand, lud sie den Herzog ein, sich niederzulassen.

„Herr Herzog," sprach die junge Frau mit einer Stimme, deren sanfte Melodie sowohl als ihre Schönheit an das Land erinnerte, wo sie geboren, „Herr Herzog, verzeiht, wenn ich bis jetzt eine der Pflichten verkannt habe, die mir der Name Gattin, Euch gegenüber, auferlegt. Nicht der Schmerz über den Tod meines Wohlthäters hat mich daran gehindert, zu meiner Schande muß ich es bekennen. Ich will offen gegen Euch seyn, damit ich wenigstens ein Recht auf Euere Verzeihung, wenn nicht auf Euere Achtung habe. Ich habe Euch ein peinliches Geständniß zu machen," fuhr Hortense beschämt und mit gesenktem Haupte fort: „als Ihr um meine Hand anhieltet, war mein Herz nicht mehr frei."

„Armand stieß einen Schrei aus und verbarg das Gesicht in seinen Händen."

„Freilich war es Unrecht, daß ich mit dem Bilde eines anderen Mannes im Herzen einwilligte, Euere Gattin zu werden, und deßwegen müßt Ihr mir fluchen. Allein ich bin in einer Hinsicht zu entschuldigen. Meine Weigerung hätte die letzten Augenblicke meines Oheims verbittert; auch hatte man mich hintergangen; man hatte mir versichert, derjenige, dem ich meine Liebe geschenkt, sey nicht mehr unter den Lebenden."

„Nun?" rief der Herzog in fieberhafter Angst aus.

„Er lebt noch! Seht hier," fügte sie hinzu, ein Papier aus dem Busen holend, „dies Billet von ihm, empfing ich, als unsere Verbindung bereits unauflöslich war. Ich gebe es Euch, zerreißt es, vernichtet es, es brennt mich. Ich bringe Euch das größte Opfer, das eine Frau bringen kann; es ist Alles, was ich noch von ihm hatte. Beweiset mir, daß Ihr es verdient, und kniend beschwöre ich Euch, wenn Ihr mich noch achtet, schonet meiner, und vielleicht wird der Tag kommen — — — wo besiegt durch Eueren Edelmuth, durch Euer Zartgefühl, ich Euch lieben kann — ich bin ja noch so jung. Herr Herzog, ich gebe mich in Eure Gewalt und flehe Euch an. O, nicht wahr, nicht wahr, Ihr habt Mitleid mit mir?" —

Indem sie so sprach, war ihm die Herzogin wirklich zu Füßen gefallen, mit gefalteten Händen, und weinte. Ihre

Thränen, ihre bittende Stellung, die Unordnung in ihrem Anzuge, Alles verlieh ihrer Schönheit neue Reize.

Der Herzog, der bis dahin bleich, unbeweglich, das Auge starr auf das Billet gerichtet, da gestanden, konnte sich nicht enthalten, auf seine junge Frau einen Blick zu werfen, in welchem sich zugleich Liebe, Verzweiflung und Unschlüssigkeit malten. Er wollte reden, allein das Wort erstarb auf seinen Lippen. Plötzlich, gleichsam mit krampfhafter Bewegung sich von seinem Sitze aufraffend, näherte er sich dem Kamine, warf das Papier in die Gluth, und nachdem er gesehen, wie es die wirbelnden Flammen im Nu verzehrt hatten, stürzte er zum Zimmer hinaus. Wir brauchen wohl dem Leser nicht zu sagen, daß Alonzo's Billet, welches Herrn von St. Evremond auf sicherem Wege, allein zu spät zugekommen, durch Letzteren, nach vollzogener Trauung der Herzogin war eingehändigt worden.

Marie von Mancini, die vielgeliebte Schwester der Herzogin von Mazarin, die sie bisher durch Trost und Rath aufrecht erhalten, die berühmte und unglückliche Marie von Mancini verließ am anderen Tage Vincennes. Sie reis'te nach Italien, wo sie, gleichfalls eine andere Liebe im Herzen, sich dem Connetable von Colonna vermählen sollte. Ehe sie schieden, hielten sich beide Schwestern lange umarmt, weinend und schluchzend: „Lebe wohl, arme Crepa!" rief endlich Marie, sich aus ihrer Schwester Armen reißend; „ich bedaure Dich, denn ich fühle es wohl, Du wirst noch unglücklicher seyn als ich." (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Octoberfest zu Rom.

**Von J. Heitmann.**

(Fortsetzung.)

Als die Musik verstummte, ging ich wieder durch den Hain zurück und kam bald zum Hyppodrom, dem sogenannten Sienna-Platz. Unzählige Menschen umgaben ihn; in seiner Mitte standen drei Mastbäume. Dies waren glattgehobelte Bäume, welche man, um die Glätte noch zu vermehren, mit Seife stark überzogen hatte. Sie waren aufgerichtet, um jeden, der sich berufen fühlte, Veranlassung zu geben, seine Fertigkeit im Klettern zu zeigen, und um die Lust anzufeuern, waren Gegenstände von verschiedenem Werthe an ihren Gipfel befestigt. Wer von den Kletternden sich zuerst hinaufzuarbeiten vermag, hat die Wahl unter denselben. Es hingen auf ihnen Schinken und Enten und als vornehmster Preis eine silberne Uhr. Aus dem Volke versuchten Manche, diese Gaben zu erlangen, aber so lange ich Zeuge dieses Spieles war, nur vergebens. Die Mehrsten sanken bald wieder zurück, nur Einzelne arbeiteten sich bis gegen die Spitze hinauf und machten so nahe am Ziel, ungeheure Anstrengungen, aber umsonst; statt höher zu kommen, ging es vielmehr jetzt hurtig auf der glatten Bahn hinunter, und das Volk umher schrie mit lautem Gelächter und freute sich kindisch darüber. Es war ein wahres Bild des Lebens, welches ich jetzt vor mir hatte. Ist es nicht so, fast Jeder von uns strebt und strengt sich an und mattet sich ab, um ein Ziel zu erreichen, dessen man doch nur meistens verlustig geht? Und dieses Ziel, wie oft ist es nicht selbst von Gütern eines geringeren Werthes, als die, welche hier an den Gipfeln der Masten waren, entblößt? Denn diese hatten doch einen wirklichen Werth und mit Rücksicht auf die, welche darum stritten, in ihren Besitz zu kommen, einen nicht unbedeutenden; eine silberne Uhr, ein Schinken, ein Paar Enten, waren doch Gegenstände, welche ein armer Teufel, ein hungriger Magen oder ein leckerer Mund gern mit etwas Mühe erkaufen konnte. Aber die Kämpfe, in welche Ehrg[eiz und] Eitelkeit uns stürzen, zu welchem Ziele führen sie? [An]genommen auch, daß das Ziel erreicht wird, wa[s haben] wir gewonnen? Täuschung und Ueberdruß.

Diese Betrachtungen stürmten so gewaltig auf m[ich ein], während ich auf die Bemühungen dieser Kletternden [sah, daß] mir traurig zu Muthe wurde. Meine Stimmung u[mzog sich] mit düstern Wolken; von dem heitern sorglosen Be[obachter,] welcher ich war, als ich mein Zimmer verließ, wa[r ich in] einen langweiligen Lebensphilosophen verwandelt; ich [kehrte] der Volksmenge den Rücken, flüchtete mich auf eine [abgele]gene Stelle und setzte mich auf eine Bank; ich hoff[te, daß] die Einsamkeit mir meine verlorene Laune wie[dergeben] würde. Als ich dort saß, näherte sich ein alter Ha[rfenspie]ler; er stellte sich nicht weit von mir, schlug in sein[e Harfe] und sang dazu. Sein Lied will ich Dir mittheilen, ich weiß es noch genau, denn derselbe Harfenspiele[r hat es] mir später oft singen müssen:

> Welche Sehnsucht, welches Bangen,
> Welcher Wünsche wild Verlangen,
> Welche Unruh', welche Schmerzen
> Glühen in dem heißen Herzen.
>
> Schon als Kind vergoß ich Thränen,
> Fing schon damals an zu sehnen,
> Wenn der Töne flieh'nde Wogen
> Klagend in die Oede zogen.
>
> Wenn als Jüngling ich die Nacht
> Oft in stillem Schmerz durchwacht,
> Hing mein Blick nur an den Sternen
> In den blauen Himmelsfernen.
>
> Noch füllt Sehnsucht meine Brust
> Nach der ungekannten Lust;
> Wiederklang fand ich noch nimmer,
> Ach! die Hoffnung sinkt auf immer.
>
> Jugendliche Lilienwangen,
> Die in Unschuldsfarben prangen,
> Kleinen rosenrothen Mund,
> Seidenweiche Hand so rund,
>
> Aug' worin Gedanken träumen,
> Reinheit in des Herzens Räumen,
> Weißer Hals im Lockengold,
> Keusch die Brust, die Stirne hold,
>
> So, ach, möcht' ich Dich umarmen,
> Und an Deiner Brust erwarmen,
> Aug' ins Auge Dir dann schau'n,
> Ganz in himmlischem Vertrau'n.
>
> Doch die Sehnsucht ist vergebens
> Auf dem öden Weg des Lebens;
> Wiederklang find ich doch nimmer,
> Und die Hoffnung sinkt für immer.

Aber weit entfernt, daß meine düstere Stimmu[ng durch] diesen Gesang erleichtert worden wäre, wurde sie [noch] trüber, denn sowohl der Harfenspieler als sein Lie[d gaben] mir Veranlassung, die Betrachtungen in Anwendung [zu brin]gen, die kurz vorher in mir aufgestiegen waren. Diese[r Greis,] auf welchen goldenen Träumen hatte nicht wahrschein[lich seine] Jugend sich gewiegt? Er hatte die Harmonie zu sei[ner Gebie]tin erwählt, und nach ihrem Tempel hin, der ma[n sieht ihn] hoch oben im Golde der Sonne auf den laubbekrän[zten]

birgsabhängen thront, wanderte er unverdrossen; er hoffte mit der Zeit dorthin zu gelangen, wo nur wenige Auserwählte sich sammeln; er hoffte, daß die Göttin ihn selbst an ihrer Hand ins Heiligthum führen würde, während das Volk, das an der Stufe des Tempels stünde, ihm Kränze und Gold zuwerfen und ihm rauschenden Beifall zurufen sollte; — und im Innern des Tempels, was hoffte er dort nicht zu finden? seinen eignen lieblichen Traum, die Blume der Schönheit, die in seinem eignen Herzen entsprossen, und die er mit sich in seine stille Heimath nehmen und mit liebender Hand pflegen wollte. So flüsterte ohne Zweifel seine Hoffnung, und was hat die Wirklichkeit ihm gebracht? Graue Haare und Armuth und eine verzweifelte Thräne. (Fortsetzung folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

⁂ (Die Zwillinge.) Vor beiläufig 20 Jahren etablirten sich in Berlin zwei Brüder, die, von kleiner Statur und schwächlichem Bau, zugleich von so simplem Wesen waren, daß man ihnen um so mehr einen baldigen Geschäftstod prophezeihte, als sie ihr Verkaufslokal in einer der schlechtesten Gegenden der Stadt gewählt hatten. Die Prophezeihung ward jedoch zu Schanden; Fortuna suchte die beiden Brüder auf, und ehe ein Jahrzehend in's Land gegangen war, hatten dieselben ein eigenes großes Haus in dem besten Stadttheil und ihr Geschäft war das größte in Berlin. Die beiden Brüder waren — und das ist bei weitem das interessanteste — Zwillinge und sahen einander so ähnlich, daß kaum die eigene Mutter sie unterscheiden konnte. Nun trug es sich zu, daß die Mutter dieser Dioskuren ein Hausmädchen miethete, welches so hübsch war, daß beide Brüder sich in dasselbe verliebten. Jeder von ihnen gab der Geliebten seine Gefühle auf unverkennbare Weise kund und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß das wackere Mädchen nichts dagegen haben würde, Madame H.... zu werden. Indessen entdeckten die Brüder auch sich gegenseitig und nicht minder der Mutter, ihre Gefühle, Absichten und Wünsche, und da hieraus eine sehr fatale Kollision entstand, so fügten sie sich in den Vorschlag der Mutter, daß das Mädchen selbst sich für Einen von ihnen entscheiden möge. Das Mädchen aber, um ihre Meinung befragt, erklärte, sie sey außer Stande, Einen von ihnen zu wählen, da es ihr unmöglich sey, Beide zu unterscheiden, und daß wenn sie auch ein körperliches Unterscheidungsmerkmal auffände, die Brüder doch in Sprache, Benehmen, Denkungsweise und Charakter einander so ähnlich wären, daß sie durchaus für Einen dieselben Gefühle hegen müsse, wie für den Anderen. Diese biedere Aufrichtigkeit ist eben so merkwürdig, als die Aehnlichkeit der Brüder, aber auch eben so wahr. Das Resultat war nun Folgendes: Das wackere Mädchen blieb im Hause, ward von beiden Brüdern mit liebevoller Achtung wie eine Geliebte behandelt, beschenkt u. s. w.; alle Partheien aber (Mutter, Brüder und Geliebte) waren damit einverstanden, daß erst, wenn ein Bruder gestorben wäre, der andere Ueberlebende die Geliebte heirathen solle. Fünfzehn Jahre und noch länger haben seitdem die Brüder neben einander gelebt, ohne daß je der kleinste Zwist zwischen ihnen Statt gefunden hätte. Vor einigen Wochen endlich ist einer von den Brüdern, ich glaube in einem Alter von 42 Jahren, gestorben, und es steht nun zu erwarten, daß der Ueberlebende die Geliebte heirathen wird. (Abendz.)

⁂ (Die beiden Hunde.) Capitän S., Befehlshaber eines Sydneyer Wallfischfahrers, hatte zwei Hunde, die ihn auf vielen langen Fahrten nach den Polarmeeren begleitet hatten. Beide waren denn auch einander so zugethan, daß, wo der eine war, sofort auch der andere seyn mußte. Sappan, ein gewaltiger spanischer Bluthund, wie sie im sechzehnten Jahrhundert zur Jagd auf die armen südamerikanischen Eingebornen, und in a lerneuster Zeit von den Yankihs zum gleichen Geschäft gegen d Seminolen gebraucht worden sind, war von der gleichnamige Insel, der andere war ein kleiner chinesischer Hund von de Ladronen. Eines Tages nahm der Capitän, als er ausgin um seinem Schiffe einen Besuch abzustatten, nur Sappan mi und ließ den Chinesen, welcher eben in einem Winkel Sie hielt, zu Hause. Kaum war dieser erwacht und vermißte seine Genossen, als er sofort spornstreichs dessen Witterung folgt Auf einem Schiffswerft, den er passiren mußte, ward er abe von einem Rudel wilder Wachthunde angefallen, und ehe die Hü ter herbeieilten, dermaßen zerzaust, daß er nur mühselig wiede nach seinem warmen Winkel daheim zurückkehren konnte. Am folgenden Morgen sah man ihn jedoch in Begleitung seines ko lossalen Genossen furchtlos auf dem Werft erscheinen. Beid schlichen behutsam rings umher, spähten und spionirten, wen man so sagen darf, die Physiognomien der Hunde auf's Sorg fältigste, und als der Rädelsführer des gestrigen Angriffs endlic ausgemittelt war, sprang ihm der Chinese wüthend an de Hals und richtete ihn mit dem Beistand seines kolossalen Bun desgenossen binnen wenigen Minuten auf's Jämmerlichste zu Die übrigen wurden von Sappan bloß tüchtig durchgebeutelt Dieser entfernte sich hierauf langsam von dem Werft und war von Zeit zu Zeit nur einen bedeutungsvollen Blick zurück.

⁂ (Sonderbare Hasenjagd.) Die englische Zeitschrif „Cork Paper" berichtet, daß ein von den Jägern hart verfolgte Hase sich vor Kurzem in die Stadt Mallow flüchtete, und na türlich nicht geringes Aufsehen unter den ehelichen Bürgern er regte, die aber noch mehr erstaunten, als bald darauf die ganz Jagdparthie, mit der Meute voran, durch die Straßen sprengte, um dem flüchtigen Hasen nachzusetzen, der auch alsbald unte tobendem „Halloh" gefangen wurde.

---

## F r a n k f u r t.

### Gutenberg und Göthe.

Die Beziehung, in welcher diese beiden großen Männer hier betrachtet werden, ist nur eine monumentale. Es steht unserer Stadt eine doppelte Zierde bevor, gleichartig darin, daß es zwei Denkmäler sind, die die Persönlichkeit jener großen Männer vergegenwärtigen und unsere Huldigung ihres großen Geistes ausdrücken sollen, ungleichartig aber in ihrer Bedeutung für unsere Stadt. Nun ist darüber kein Zweifel, daß diesen universellen Menschen — von denen der Aeltere mit vorahnendem Geiste sein Leben auf's Einzelste und Kleinste verwendend die ganze Menschheit beglückte, der Neuere mit weltumfassendem Genie dem Kleinsten und Einzelsten unendliche Bedeutung gab im Großen und Ganzen — die höchste Huldigung verdienen, die Menschen zu geben vermögen, aber auch darüber sollte kein Zweifel seyn, wo die Monumente allgemeiner Huldigung aufzustellen seyen? Unter diesem wo? versteht man hier nicht etwa die engere Frage, die innerhalb einer gewissen Stadt gestellt zu werden pflegt, sondern die weitere: an welchem Fleck der Erde oder eines Landes überhaupt? Diese letztere Frage könnte fast als müßig erscheinen, da man sich bisher hierin einer natürlichen Eingebung fast nur überlassen und doch das Richtige getroffen hat. Denn da eine allgemeine öffentliche Huldigung durch ein Monument nicht überall, sondern nur an einem einzigen Orte dargebracht werden kann, so entschied man sich natürlicher Weise für jenen Ort, der die engste Beziehung zu der Persönlichkeit des zu Feiernden anerkanntermaßen hat; z. B. also für den Geburtsort oder den Ort vorzugsweiser Wirksamkeit. Es ist daher gar nicht oder doch nur sehr schwach bestritten gewesen, als Mainz den Gedanken ergriff und ausführte, in seinen Mauern dem Erfinder der Buchdruckerkunst Namens und unter Beihülfe der civilisirten Welt das ihm gebührende Denkmal zu errichten. Offenbar ein ähnliches unbestrittenes Vorzugsrecht besitzt Frankfurt in Beziehung auf Göthe und wir handeln ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit allen Gebildeten der Gegenwart und Zukunft, wenn wir ihm in unsrer Mitte sein Ehrendenkmal gründen. Oeffentliche Monumente dieser Art, so sehr sie auch der Ausdruck des allgemeinen Gefühls sind, wollen und müs-

sen doch auch für den Ort, wo sie stehen, eine noch besondere Bedeutung haben, weil sonst bei dessen Betrachtung die unbehagliche Frage entsteht, warum aber gerade hier? es könnte eben so gut auch in jener oder dieser Stadt stehen. Man denke sich z. B. ein öffentliches Denkmal Schiller's in Hanau, ein gleiches Denkmal Blücher's in Darmstadt oder ähnliche Fälle. Wir würden uns in diese Sonderbarkeiten, obgleich sie in ihrem Grunde Ausdruck der allgemeinen Stimme wären, gar nicht zu finden wissen. Es ist einleuchtend, daß es nur zu Lächerlichkeiten führen würde, wenn jede Stadt um ihres sonst guten Antheils willen, den sie an großen, eine Idee vertretenden Persönlichkeiten nimmt, sich auch dadurch allein zur Errichtung eines öffentlichen Denkmals wollte verleiten lassen. Was soll man daher sagen, wenn man beabsichtigt, dem Erfinder der Buchdruckerkunst in Frankfurt ein Monument zu errichten? Es müßte hierzu doch irgend eine Art von Legitimation vorhanden seyn und es wird erlaubt seyn, sich darnach umzusehen. Will man damit diesem großen Manne huldigen, so ist dies bereits in Mainz und mit gutem Bedachte gerade dort geschehen. Frankfurt blieb damals nicht zurück und gab zu jenem universellen Feste seinen guten Tribut. Dasselbe nun noch einmal hier zu wiederholen ist überflüssig und deßhalb nicht wohl zu rechtfertigen. Aber vielleicht hat Frankfurt noch besondere engere Beziehungen zu Gutenberg und seiner Erfindung? Gut, welche denn? War jener Mann vielleicht eine Zeitlang hiesiger Einwohner? Genießt Frankfurt vielleicht mehr als andere Länder die Wohlthaten der Presse? Hat es vielleicht einen bedeutenden Verlagshandel, oder ist die so glänzend blühende Druckerei von Frachtbriefen, Formularen, Scheinen, Preis-, Cours-, Schluß- und andern Zetteln und dergleichen wirklich hinreichend, um zur Stiftung eines Denkmals für den Erfinder des Buchdruckes zu begeistern? Auf Alles ist die Antwort: Nein! — Aber unser Gutenbergsfest; diese schöne Feier darf doch nicht so leicht vergessen werden? Gewiß nicht; aber müssen wir, um unser Gedächtniß aufzufrischen, eine Decoration mit großen Kosten in Stein ausführen lassen, die an jenem Tage, wo die Beziehung auf Gutenberg die Seele aller Bewegung war, verständlich und verständig da stand, an allen andern Tagen aber beziehungslos und befremdlich seyn wird?

In der That ist auch der Gedanke zur Errichtung eines Gutenbergdenkmals keineswegs irgend einer innigeren Beziehung zuzuschreiben, wie dies bei dem Göthe-Denkmal der Fall ist; sondern er hat seinen Ursprung bekanntermaßen lediglich von dem an gedachtem Feste zum Vorschein gekommenen Modell genommen. Es würde daher wohl auch diese monumentale Darstellung selbst einmal zu prüfen seyn, was bisher, wenigstens öffentlich, nicht geschehen ist. Es wird dieses Monument bekanntlich eine Gruppe von Gutenberg, Schöffer und Fust darstellen. Nun leuchtet aber unmittelbar ein, daß der geniale Blick, der eben das entscheidende Moment und Wesen der Erfindung ausmacht, der das Dunkel des Suchens plötzlich in die Helle des Findens umwandelt, doch nur Einem beigemessen wird, dieser Eine war Gutenberg. Dieser Eine reicht mithin auch hin, die ganze Idee mit allen ihren weltumfassenden Erscheinungen zu personificiren. Stand Schöffer ihm auch in der Wirklichkeit vielleicht sehr nahe, so hatten die Gernsheimer freilich Recht, ihrem tüchtigen Landsmanne auch ein Andenken zu stiften; aber gleichwohl ist eben nicht Schöffer, sondern Gutenberg der Erfinder und dies ist ein unendlicher Unterschied. Schöffer verliert also außerhalb Gernsheim alle ideelle Bedeutung. Er kann auf einem Denkmal oder auf irgend einer Kunstdarstellung nicht mit Gutenberg gleichgestellt werden, da er wesentlich nur ein, wenn auch nothwendiges, Beiwerk ist und war. Noch weniger darf dies bei Fust Statt finden. Fust steht noch unendlich tiefer unter Gutenberg als Schöffer, ja er ist mit Einem Worte für die Hauptsache Nichts, für die Ausführung nur Etwas; denn auch ohne ihn wäre jener Gottesfunke, der in Gutenberg aufgegangen, nicht mehr zu Grunde gegangen. Fust war nicht einmal ein sittlich guter Mensch. Er war ein schmutzig eigennütziger Speculant, ein Wucherer, und spielt in dieser neuen Erlösungsgeschichte des Geistes die Rolle des Judas Ischariot, der den Herrn selbst für Geld verkauft. Fust umgarnt den bedürftigen Gutenberg mit schlauen Pacten, handelt ihm sein Geheimniß ab und vertreibt nun den Ueberlästigen aus der Officin. Der große Erfinder geht betteln; der kluge Herr Fust ärndet, wo jener gesäet. Was soll uns also Fust auf jenem Monumente brüderlich gestellt neben den edlen von ihm mißhandelten Meister. Diese Gleichstellung, oder Nebenstellung wenigstens mit gleicher Würde verletzt das sittliche Gefühl und hat durchaus keine historische Wahrheit für sich.

Es ist gewiß, daß das Kunstwerk, welches uns im Modell vorgeführt wurde, in der Ausführung hohe Vorzüge besitzt. Wahrhaft imponirend traten uns die drei herrlichen kräftigen Männergestalten entgegen und in den allegorischen Nebenwerken war eben so viel Geschmack als Sinn entwickelt. Ob aber diese bloß äußerliche Schönheit der Hauptgruppe hinreicht, so viele andere Bedenklichkeiten zu überwinden, dies möchte denn doch sehr zu bezweifeln seyn. Werden nicht die Tausende von Fremden, die unsere Stadt besuchen, verwundert fragen, was wir denn für ein so besonderes nahes Interesse an Gutenberg hätten, und was denn sogar Schöffer und Fust in solcher Verherrlichung hier bedeuten sollten? Und müßten wir hierauf nicht bis zur Langweile wiederholt antworten: das darfst Du, Fremdling, nicht so genau nehmen. Wir haben keine nähere Beziehung als alle Welt, aber es ist uns auch nur eingefallen, dies Monument zu errichten, weil sein Vorbild uns gefallen hat. Daß bei näherer Ueberlegung dieser Beifall sich modificiren könnte, hat uns nicht irre gemacht; wir fragen nicht nach der tiefern Bedeutung, und diese drei Männer da oben sind uns gleichlieb, weil sie gleich schön sind. Der höfliche Fremde wird vielleicht hierauf stillschweigen; die Nachwelt wird aber nicht stillschweigen und was sie, was insbesondere unsere Nachkommenschaft sagen wird, dürfte uns wenig schmeichelhaft seyn. Ja, Alles wohl erwogen, dürfte es wohl rathsam seyn, von der Errichtung dieses Monumentes abzustehen.

Diese Ansicht wird noch unterstützt durch die Beziehung beider Monumente, denen diese Zeilen gewidmet sind, auf einander, eine Beziehung, die ebenfalls noch nicht öffentlich besprochen ist, obgleich die Wichtigkeit des Gegenstandes es wohl verdiente. Denkt man sich beide Denkmäler errichtet, so wird es so fort einleuchten, wie das Gutenbergdenkmal durch seinen größern Umfang, durch seine Gruppe von drei großen Figuren, kurz durch die stärker wirkende größere Masse, das einfachere Göthe-Denkmal ästhetisch dominiren wird, was aber sicherlich dem allgemeinen Gefühle widerspricht. Wir müssen aus guten Gründen wünschen, daß Göthe, wie er der höchste Stolz seiner Vaterstadt ist, auch im Bilde in königlicher Hoheit frei und seine Umgebung beherrschend vor uns stehe. Unsere Empfindung wird verletzt seyn, wenn wir, nicht weit hinter seinem Bilde, die drei Buchdrucker in kolossaler Größe auf hohem Postamente herüber drohen sehen. Solche Erwägungen verdienen Beachtung. In seiner Stube kann es jeder Kunstfreund halten, wie er will. Bei öffentlichen Werken aber gilt es die umfassendste Ueberlegung, daß nur das Bedeutende zur Darstellung komme, dieses aber auch in voller Reinheit und Kraft, damit Gegenwart und Zukunft sich daran erfreuen könne.

Für Göthe's Denkmal hat man kein Wort nöthig. Es ist uns und unsern Enkeln eine unmittelbar verständliche und erfreuliche Erscheinung. In das Gutenberg-Denkmal dagegen wäre es rathsam, eine Geschichte seiner Entstehung und die etwaigen Motive für die Beiziehung Schöffer's und Fust's einzugraben, damit es nicht mit der Zeit zum Räthsel würde. Darum sey es im Vertrauen auf Erhörung wiederholt: Lassen wir den Mainzern die Ehre des Besitzes ihres Gutenberg's allein. Unser projektirtes Denkmal steht dem ihrigen an Werth nach, obgleich es, mehr zu leisten, den Schein hat. Lassen wir den Gernsheimern ihren tüchtigen Schöffer und lassen wir der Vergessenheit den schmutzigen Fust. Und um dem gesammelten Kapitale, welches jedenfalls einen dem geistigen Fortschritt zugewendeten ehrenhaften Sinn beurkundet, eine verwandte Bestimmung zu geben, sey der Vorschlag gemacht, es der hiesigen Bibliothek zu verehren, um die Zinsen zur Vergrößerung ihrer Schätze zu verwenden. A. B.

## Repertoire des Theaters in Wiesbaden.

(Vom 22. Februar bis 1. März.)

Dienstag den 22.: „Der neue Gutsherr“, Oper, und: „Das Jubiläum“, Ballet. Donnerstag den 24.: „Rococo“, neues Lustspiel von Laube. Samstag den 26.: „Zum treuen Schäfer“. Sonntag den 27. (neu einstudirt): „Die Kreuzfahrer“. Dienstag den 1. März: „Othello“.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 22. Februar. Zum Vortheil der Dlle. Lindner (zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen von Johanna Franul von Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersucht, Local-Lustspiel in 2 Akten. (Abonnement suspendu.)

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 54. 23. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

### X.

Nach dieser Unterredung mit seiner jungen Gemahlin schloß sich der Herzog von Mazarin drei Tage lang in seinem Zimmer ein, ohne zu essen noch zu trinken, im peinlichsten Zustande ängstlicher Unschlüssigkeit. Was machen, was beschließen bei solchen Umständen? Auf Scheidung antragen? Aber welch' ein Aufsehen, welch' ein Skandal würde ein solcher Schritt erregen? Er würde das Gespötte des Hofes und der Stadt dadurch auf sich ziehen, und ein allerliebstes Wesen mit Schmach bedecken, das vielleicht leichtfertig und unbesonnen gehandelt, das aber ihr zartes Alter einigermaßen entschuldigte, und dessen Offenheit auch wohl einige Schonung verdiente. Und dann — und dies war vielleicht wohl der triftigste Grund — er mußte auf ewig dem Besitze eines Schatzes entsagen, der um so höheren Werth für ihn hatte, je schwieriger es gewesen, ihn zu erringen. Andererseits das schönste Weib des Hofes geheirathet zu haben, und nur dem Namen nach ihr Gatte zu seyn, dies war allerdings sehr hart. Hätte er sich wenigstens bei seinem Vater Rath erholen können! Allein nach der Trauung war der Marschall auf sein Landgut in der Bretagne gereist, und wie angenehm, einem Dritten anzuvertrauen: „Ihr haltet mich für den glücklichsten aller Sterblichen! Aber Ihr seyd ganz und gar im Irrthum. Nicht allein werde ich nicht geliebt, sondern die Herzogin von Mazarin ist für mich noch immer Hortense von Mancini." — — Es war um sich den Kopf gegen die Wand zu zerschmettern!

Als der unglückliche Herzog endlich sich entschloß, den Fuß vor die Thüre zu setzen, war es noch ärger. Er konnte nicht einen Schritt thun, ohne einen mehr oder weniger ungereimten Glückwunsch zu empfangen. Prinz Condé sagte ihm, er gäbe seine Siege bei Nordlingen und Rocroy, um an seiner Stelle zu seyn. Bei solchen Reden wurde der Herzog feuerroth, und obgleich von ziemlich lymphatischem Temperamente, hatte er oft die heftigste Versuchung, den Ersten Besten zu prügeln; wer ihn zum Duell gefordert hätte, den würde er aus vollem Herzen auf beide Wangen geküßt haben.

Zuweilen stieg wohl der Gedanke in ihm auf, daß er der Herr sey, und daß er handeln könne, wie es ihm gut dünke; allein, wenn er als Tyrann auftrat, so lief er Gefahr, sich das Herz seiner Frau auf immer zu entfremden. Und sie erwies sich so dankbar, sie bezeigte ihm so viel Freundschaft, ja beinahe zärtliche Neigung in den Unterredungen, die sie gezwungenermaßen mit ihm hatte! Freilich waren fast immer Zeugen zugegen. Traf es sich zufällig, daß beide Gatten allein waren, verkündete ein tiefer Seufzer des Herzogs einen Versuch seinerseits sein Herz auszuschütten, so ließ sich die Herzogin schnell ihre Guitarre bringen; dies Instrument war sehr verbreitet, seitdem eine spanische Infantin den Thron Ludwig's XIV. theilte; da war dann immer irgend eine neue Arie, womit Hortense die Ohren des Herrn Herzogs erfreuen wollte, oder eine alte italienische Romanze, womit man ihre Kindheit gewiegt, und die sie ihm vorzusingen wünschte. Gerührt und entzückt durch die Töne ihrer frischen und reinen Stimme, versank dann der Herzog in extatische Träumereien, und er wähnte sich im Voraus an den Pforten des Paradieses, in Gesellschaft seines Schutzengels.

Ein halbes Jahr war auf diese Weise verstrichen. Hortense befand sich allein im Palast Mazarin. Den Herzog hatten Amtspflichten in's Arsenal gerufen. Der Tag begann zu sinken. Die junge Herzogin saß an einem Fenster, das auf den Garten ging, und ließ nachlässig ihre Finger über die Saiten hinschweben. Ihre Blicke verloren sich in den Wolken oder folgten den welken Blättern, die der Abendwind von den Bäumen herabwehte. Als es Nacht geworden, und man die Kerzen angezündet hatte, erhob sich Hortense, legte ihre Guitarre nieder, und nachdem sie das Gemach von innen verriegelt, schlich sie mit leisen Schritten an den großen Schrank, wo früher der Cardinal die neuen Pistolen und goldenen Quadrupel zu verschließen pflegte, die er im Spiele gewann. Behutsam öffnete sie den Schrank, und zog aus einer Schublade einen Brief hervor, der unter einem Haufen Handschuhe verborgen lag. Dieses sehr lange Schreiben war von der Gemahlin des Connetables von Colonna. Die Herzogin las es ganz durch, aber eine Stelle besonders schien den tiefsten Eindruck auf sie zu machen. Diese Stelle lautete also:

„Da Dir dieser Brief durch eine sichere Hand zugestellt wird, (durch den Herzog von Nevers, ihren Bruder, der Marie nach Italien gebracht hatte, und seit Kurzem von seiner Reise zurückgekehrt war,) so muß ich Dir eine große Neuigkeit melden. Dieser Tage sagte mir der Connetable, Se. Majestät der König von Spanien habe ihm durch seinen ersten Minister schreiben lassen, um ihm einen jungen Mann zu empfehlen, der bei unserem Oheim Page gewesen, und der als Fahnenjunker nach Neapel abgegangen sey. Du kannst Dir meine Ueberraschung denken, als der Connetable hinzufügte, der junge Mann nenne sich Alonzo de Lara, und er habe für gut befunden ihm eine Lieutenantsstelle in seinem Regimente zu übertragen. Am anderen Tag kam der junge Mann in den Palast, dem Herrn Connetable zu danken, und er verlangte, mir vorgestellt zu werden, da er ehedem Sr. Eminenz dem Cardinal Mazarin angehört habe. Ich konnte

mich nicht gut weigern, seinem Wunsche zu willfahren, aber, wie Du Dir wohl denken kannst, ich nahm ihn kalt auf, damit er ja nicht vermuthen konnte, ich wisse um seine Liebe zu Dir. Der arme Junge gerieth ganz außer Fassung, und er dauerte mich in der That. Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welchem Ausdruck der Ueberraschung, und ich möchte sagen, des Vorwurfs, er seine großen blauen Augen auf mich heftete! Dennoch wagte er es, sich nach Dir zu erkundigen, aber wie zitterte seine Stimme! Ich weiß nicht, ob er schon von Deiner Vermählung Nachricht bekommen hatte; allein ich wäre geneigt, das Gegentheil zu vermuthen, denn da Herr von Nevers, unser Bruder, der nebst dem Connetable zugegen war, auf seine Anfrage erwiederte, Du seyst verheirathet und sehr glücklich, wurde er plötzlich sehr bleich, und ich glaubte jeden Augenblick, er würde rücklings zu Boden fallen. Glücklicherweise war es ziemlich düster im Zimmer; auch plauderten der Connetable und der Herzog mit einander und haben nichts gemerkt. O Hortense, Hortense, wie beneide ich Dein Loos, so geliebt zu werden! und warum muß ich selbst!... Mit welcher Gleichgültigkeit hat man mich abreisen lassen! Gegen eine Fremde hätte man nicht anders gehandelt. Und dennoch liebe ich ihn noch immer, und mir ist, als wenn die Entfernung meiner Liebe neue Stärke gebe. Du, Schwester, Du hast Gelegenheit ihn zu sehen, mit ihm zu reden; sage mir, ob er mich ganz vergessen. Sey offen gegen mich, verhehle mir Nichts, dafür verspreche ich Dir meinerseits, meine allerschönste und vielgeliebte Hortense, hier Deine Interessen auf's Beste zu wahren, und pünktlich den Wünschen nachzukommen, die Du mir deßhalb mittheilen wirst...."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Octoberfest zu Rom.

Von J. Heitmann.

(Fortsetzung.)

Ich fühlte mich trauriger, warf dem Harfenspieler einiges Geld zu und stürzte mich wieder in die Volksmasse. Da fühlte ich einen sanften Schlag auf meine Schulter, ich wandte mich um, und erkannte meinen deutschen Freund aus Venedig; ich legte meinen Arm in den seinigen, und wir gingen weiter. Als wir eine Meile gewandelt, stand der Deutsche still, sah mich fragend an und rief aus:

„Aber, mein Gott! was ist Ihnen denn zugestoßen? denn — erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Sie sehen verdammt wortkarg und mürrisch aus!"

Ich versicherte ihn, daß mir nichts zugestoßen wäre, und wir gingen weiter; aber nach einigen Augenblicken stand er auf's Neue still, sah mich wieder an und fragte:

„Sagen Sie mir, wer ist Ihr Bankier hier in Rom?"

Ich nannte ihm Valentini.

„Sie haben doch nicht unangenehme Nachrichten von Hause erhalten?" fuhr er fort, „vielleicht sind Briefe ausgeblieben, Briefe und Wechsel?"

Ich fragte ihn, wie er auf solche Gedanken verfallen könnte. —

„Nun," antwortete er, „ich weiß aus eigner Erfahrung, wie unangenehm es ist, wenn so etwas eintrifft, während man gerade wie Sie jetzt sehr weit von der Heimath entfernt; das ist wahrhaftig ein Fall, welcher den heitersten Menschen düster machen kann, gerade so düster, wie Sie jetzt aussehen, — oder sollten Sie vielleicht verliebt seyn?"

„Ich? nein! Ich und verliebt, das ist wie Nacht und Tag, eine reine Unmöglichkeit."

„Nun, wenn ich Sie aufmerksam betrachte, muß ich gestehen, daß Sie eben nicht aussehen, wie ein Liebender — wenigstens nicht wie ein glücklich Liebender; — aber wie ist es denn möglich, daß man ohne irgend einen Anlaß in Schwermuth versinken kann, wie die Schnecke in ihre Conchylie, oder wie ein Römer in seiner Carbonarikappe versinkt, oder wie die zarten Frauenformen es in vorigen Jahrhunderten in den Fischbeinsröcken thaten, und dies an Rom's schönstem und lebendigstem Tage, wo man tausend interessante Dinge wahrnehmen kann. — Sie müssen in der That sich aufheitern und die Blicke umherwerfen! Sagen Sie mir, kennen Sie die junge Dame, die eben vorbeifährt?"

„Nein!"

„Ist das möglich? Das ist ja die schönste Signora der Stadt, die bezaubernde Gräfin Bentivoglio, die Sonne der Salons. Und der ernsthafte junge Mann an ihrer Seite, der seine Blicke so spähend umhersendet, ist ihr Mann, der Graf; ja, wüßte ich nicht, daß Sie unverheirathet wären, so würde ich glauben, Sie befänden sich in demselben Casus, wie er, denn Sie müssen wissen, daß er von einer fürchterlichen Krankheit gepeinigt wird, von der Eifersucht; zur Entschuldigung für den Mann muß man indeß einräumen, daß er freilich nicht ohne Grund gequält wird. Sehen Sie den jungen Herrn mit der kühnen Adlernase, welcher dort auf seinem schönen Pferde geritten kommt? Gut unterrichtete Leute wollen behaupten, er sey il buon amico, das heißt il cavaliere servente. O, der arme Graf! Sehen Sie, wie er seinen Hut tief herunterzieht; ja, er stößt gewiß auf Hindernisse, indem er ihn über die Stirn drücken will! und doch, von seiner Eifersucht wird er noch geheilt, Sie kennen ja den italienischen Ehemann: im Anfang heiß, wie eine siedende Theemaschine, später ruhig, wie stillstehendes Wasser. Aber die Dame, welche jetzt unter der Wasserleitung hinfährt, kennen Sie diese?"

„Nein!"

„Kennen Sie nicht die Gräfin Guiccioli, die schöne Gräfin Guiccioli, die Muse des erotischen Byron? Sehen Sie sie genau an! Ach, wie schön muß sie gewesen seyn! Ja, er hat sich auf solche Dinge verstanden, der poetische Lord. Kann man sich wohl ein runderes, sanfteres, niedlicheres Püppchen denken! — Aber der braune Ritter, der dort kommt, den kennen Sie doch?"

„Nein!"

„Nein! nein und wieder nein und nichts als nein. Mein Gott, mein Bester! Sie sind ja wie Göthe's Mephisto, der nur verneint. Und von diesem Teufel muß man doch wenigstens zugeben, daß er auf eine pikante Art verneint; — kennen Sie den braunen Ritter nicht? Don Miguel! Portugal's gekrönter Henker, jener Don Miguel, der das französische Ministerium in eine so unangenehme Verlegenheit brachte, als sich die Deputirtenkammer darüber beklagte, seine Reise durch Frankreich hätte der französischen Staatskasse mehr gekostet, als die Reise der Giraffe von Marseille zum Jardin des plantes; — kennen Sie Don Miguel nicht? Sagen Sie mir, wie lange sind Sie in Rom?"

„Ungefähr vierzehn Tage!"

„Vierzehn Tage, ist das möglich? Was haben Sie mit Ihrer Zeit angefangen? Ich habe mich nur eine Woche hier aufgehalten, und Sie sehen, daß ich die Mehrsten der uns Begegnenden kenne."

Auf diese Weise fuhr der Deutsche fort, mich mit seinen Sarkasmen zu spornen, mich auf die interessantesten Personen aufmerksam zu machen, an denen wir vorüber kamen, und mich mit der chronique scandaleuse zu unterhalten, bis wir den Ausgang der Villa erreichten, wo er wieder anhielt und sich zu mir wandte:

„Erinnern Sie sich noch an unsre schöne Signora aus Venedig?"

„Ja!"

„Endlich ein Ja. Aber wie kann man mit einem so trocknen und kalten Ja antworten, wenn die Rede von der schönen Signora ist, der Perle im Hôtel de l'Europe. Eine interessante Dame, diese Signora, nicht wahr? Sehr interessant, ja noch viel mehr, als Sie vielleicht glauben, ach! ich habe ihre Lebensgeschichte genau kennen gelernt, seitdem wir uns sahen!"

Der Deutsche betrachtete mich mit einem forschenden Blick, aber ich blieb unbeweglich.

„Ja, ich habe seltsame Dinge über diese Signora erfahren, seitdem wir uns sahen," fuhr er fort.

Ich blieb unbeweglich.

„Ja, ganz seltsame Dinge, die ich Ihnen mittheilen könnte."

Ich blieb unbeweglich, jedoch keineswegs unbewegt.

„Wunderbare Dinge, die ich Ihnen erzählen will, doch hier sind so viele Menschen. Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir den Monte Pincio hinaufgehen, dort ist es sicher still." —

„Gern," antwortete ich kalt.

Wir bestiegen den Berg, und oben angekommen, setzten wir uns auf eine Bank.

Der Deutsche begann:

„Sind Sie am Rhein von Coblenz bis Mainz gereist?"

„Ja, mehrere Mal."

„Dann kennen Sie die schöne Ruine Sternfels, die gegenüber von Bingen liegt?"

„Nein."

„Aber, wie sind Sie gereist? Sternfels ist eine der besterhaltensten und malerischsten Ruinen, die man an den Ufern des Rheins findet."

„Mein Gott!" erwiederte ich halb unwillig, „Sie können doch von mir nicht verlangen, daß ich mich an die Namen von allen Schutthaufen aus dem Mittelalter erinnern soll, die an den Rheinufern hingestreut liegen!"

„Schutthaufen!" rief Jener aus. „Ja, man merkt aus diesem Wort, wo Sie heimgehören, man merkt, daß Sie ein Wanderer aus der großen prosaischen Krämerstadt sind. Schutthaufen! Wie kann man so die schönsten Denkmale nennen, welche das poetische Zeitalter uns hinterlassen hat. Doch gleichviel. Eine Ruine prangt stolz auf einem laubbekränzten Hügel gegenüber von Bingen, sie heißt Sternfels. An sie knüpft sich eine Sage, die ich Ihnen jetzt erzählen will, denn diese Sage steht auch in Verbindung mit unserer Signora."

(Fortsetzung folgt.)

## Frankfurt.

### Schauspiel und Oper.

Am Sonntag, 13. Februar: „Fünfzehn Mädchen in Uniform". Die ursprünglichen Sieben haben sich, um das Witzwort von der bösen Sieben zu vermeiden, in fünfzehn verwandelt. Ein prächtiges Stück! Fünfzehn Mädchen in wirklicher Uniform! Das Haus war über und über gefüllt. Die Fünfzehn machten ihre Sache zur Bewunderung aller Militärs im Parterre; die selige Armee des seligen römischen Reichs hätte was lernen können, wenn das Stück vor vierzig Jahren aufgeführt worden wäre. Sie bewiesen, daß jener asiatische Sultan nicht Unrecht hatte, eine Leibgarde von Amazonen zu errichten; sie machten das ganze Exercitium sehr pünktlich durch, fürchteten sich nicht vor dem Feuer, und unterließen sogar das Plaudern in Reih' und Glied. Madame Johanna Hoffmann war ein Unteroffizierchen wie gedrechselt; sie kann beim nächsten Avancement Lieutenant werden; das Publikum gab ihr das Patent im Voraus. Herr Hassel, als Briquet, war bei guter, derber Laune; Herr Meck, ein Sansquartier ohne Gleichen, ein Schlafmützen-Invalide aus der besten alten Schule. Es gab viel Lachen und viel lustige Gesichter; was will man mehr? —

Hierauf: „Der alte Bürgerkapitain". Herr Hassel, als Kimmelmeier, Dlle. Lindner, als Lieschen, Dlle. Hoffmann, als Gretchen, gaben ihre Rollen mit Liebe und meisterhafter Charakterisirung. Um das zu wissen und zu sagen, braucht man bei der Vorstellung nicht einmal anwesend zu seyn: — in diesem Falle befanden wir uns leider heute, wie wir demüthig eingestehen.

Ein gleiches Bekenntniß wird uns einer Besprechung von Marschner's „Templer und Jüdin" überheben, worin, wie man vernimmt, Dlle. Capitain Ausgezeichnetes geleistet.

Am 17. Februar: „Der Strauß", Spiel in Versen von G. v. K. Da es sich nur als Spiel ankündigt, so wollen wir es auch nicht mit Ernst behandeln. Es giebt freilich Spiele von Bedeutung; das gegenwärtige gehört zu den unbedeutendsten, und obendrein zu den langweiligen, so kurz es ist. Das Stückchen ist eine nach dem Lexikon gearbeitete Paraphrase des Wortes Strauß in seinen verschiedenen Anwendungen; ein Quartaner könnte was dabei lernen. — Dlle. Lindner gab die Flora.

Hierauf: „Die gefährliche Tante" von Albini. Dieser Albini hieß zu seinen Lebzeiten Meddlhammer. Als wir diesen Abend so herzlich lachten über den ächten Onkel und die falsche Tante, kam uns unwillkürlich die Hungersnoth ins Gedächtniß, in (oder an) welcher der arme Meddlhammer in dem reichen Berlin gestorben. Er hat den Leuten so viel Freude gemacht, und verging im tiefen Leibe. Ist denn nicht einmal die Freude mehr mitleidig? Wäre der Mann ein großer Dichter gewesen, wie etwa England's Otway, so läge noch ein Sinn darin, daß er aus Mangel an Brod aufhörte, des Brodes zu bedürfen; für einen mittelmäßigen Schriftsteller war die Ehre zu groß. *)

Diese philanthropischen Ideen hinderten uns jedoch nicht, die sehr brave Darstellung des Herrn Meck (Freiherr Emmerling) und der Mad. Frühauf (Adele Müller) mit frohem Muthe zu verfolgen. Eine meisterhaft gedachte, meisterhaft ausgeführte Charakterzeichnung war die des trockenen, harmlosen aber derben Landedelmannes; und wie natürlich, wie allmählig heranschwellend erschien die Liebesgluth am dürren Holze! wie ließ er sich so sachte, so unbewußt in den Irrgarten der Ehelust hineinzaubern! Diese Zauberei erreichte Mad. Frühauf in einer Weise, daß wir an ihren Beruf zum Zaubern glauben mußten. Wir heben nur den einen Moment hervor, wo sie mitten in ihrer Verstellung, vom Zwang ihrer Verhältnisse und von der Liebe zu den Ihren redend, mit gerührter, halb erstickter Stimme fast in ihre natürliche Rolle zurückfällt, und dann plötzlich sich ermannt, und sich wieder in den schärfern greisenhaften Ton der Tante mühsam hineinkämpft. Ja wohl war's eine „gefährliche" Tante! Aber der gute Emmerling war auch aller Mühe werth, sich ihm gefährlich zu machen. — Das Mitspielen des alten Freiherrn bei der Ausmalung eines häuslichen Ehеglücks ist vom Verfasser vorgeschrieben, es ist demungeachtet so unnatürlich als möglich. „Es macht sich aber hübsch auf der Bühne!" Nun, ein schöner Grund für jede mögliche Widersinnigkeit. — Der Student Süßhain (Herr Lincker) — ein gutes Bild aus der Mappe des Pariser Charivari; Herr Hassel — Bankier Adamssohn, Schützer der Künste und der holden Musen, vom Backenbart bis zum Stock aus Einem Holz geschnitten; Herr Diehl — Bolzmann, der ländlichen Einfaltsnatur treu abgestohlen. Die Herren Künstler werden sich beschweren, daß ich sie zu viel lobe; aber dazu habe ich ein ganz gutes Recept: zu tadeln pflege ich ge-

*) Eine alte Grabschrift auf den Poeten Günther lautet:
Zu essen verstand er, doch wußt' er nicht, was;
Nichts hatt' er zu beißen, da biß er in's Gras.

ohnlich nur schweigend. Ueberdieß muß man als moralischer Mensch ein gutes Gedächtniß für Wohlthaten haben, und ein schlechtes für Mißhandlungen: d. h. ein gutes Gedächtniß für gutes Spiel, ein schlechtes für schlechtes. Hiermit soll aber nicht gesagt seyn, als ob man auf der Bühne zuweilen schlechtes Spiel einheimisch fände; Gott bewahr' uns in Gnaden.

Den 19. Februar: Norma; zum drittenmal seit ein paar Wochen, und das Haus gefüllt wie immer, und Dlle. Rudersdorff, als Norma, begeistert und anerkannt und gerufen wie immer. Wie war es dem Sever nur möglich, nicht zu beben bei dieser Verklärung der eifersüchtigen Wuth in dem herrlichen Trio am Schlusse des ersten (bei uns zweiten) Aktes? Und so im letzten Akte, der mitleidige Hohn in den Worten: „Das Leben sey Dir geschenket!" und die zarte Todesergebung, so sanft herausgehaucht:

In dieser Stunde
Sollst Du erkennen,
Was für ein Herz Du
Dein konntest nennen!

Die Seele ihres Gesanges floß hier mächtig in den kalten Sever über; wir haben nichts Zarteres gehört, als die Ausführung dieses Duo's. — Adalgisa (Dlle. Kratky) erhielt den Beifall des Publikums. Wagen wir es dennoch mit einem bescheidenen Tadelversuch? Er betrifft diesmal nur das Spiel Adalgisens. Die Bewegung der Arme soll die Deklamation tragen helfen, nicht aber die Situation telegraphirend vermelden und die Seelenstimmung gleichsam ins Publikum hinausschleudern. Dies heroische und unablässige Telegraphenspiel der Arme paßt nicht für die schüchterne Vestalin. Im Uebrigen war die Leistung der Dlle. Kratky eine dankenswerthe, und griff harmonisch in die ganze treffliche Darstellung ein. — Beinah hätten wir Pischeck's würdig-erhabenen Orovist vergessen, d. h. schreibend vergessen. Denn im Herzen unverhallt bleibt dieser männlich liebenswürdige Gesang jedem Hörer. — Nachträglich noch ein Wort über Norma. Der Vortrag ihrer Recitative zeugt von der besten italienischen Schule. Doch eine Stelle schien uns nicht richtig aufgefaßt. Wenn sie die Druiden und Krieger entläßt, um mit Sever die entscheidende Zwiesprach zu halten, so sagt sie die Worte: „Ich will ihn erst befragen ꝛc." im gebieterisch kräftigen Ton. Die Erschütterung dieses Augenblicks kann aber nur durch eine zitternde Unsicherheit der Stimme in ihrer wahren Bedeutung hervortreten; denn es gilt Liebe und Haß, Leben und Tod. Das sind Schicksalspfeile, deren Flug kein Weib mit festem Auge begegnet.

## Tabletten.

*** (Wien, 15. Februar.) In unserer Residenz ist gegenwärtig ein förmlicher Kongreß der berühmtesten Violinspieler Europa's zusammengetreten. Außer dem vortrefflichen Merk, den wir so glücklich sind, für immer den Unsern nennen zu dürfen, sind hier noch anwesend: die beiden Brüder Mahlknecht, der ausgezeichnete Bohrer, Oheim des berühmten Klavierspielers gleichen Namens, und der längst erwartete Virtuose Servais. — Endlich sind auch die beiden Dekorationsstücke vom Stapel gelaufen, denen das Theaterpublikum der Vorstädte schon seit Wochen mit den ungeheuersten Erwartungen entgegensah. Im Josephstädter Theater ging unter dem Titel: „der Zauberschleier"; eine Parodie des Feensee's mit einer Pracht der Ausstattung über die Bretter, deren sich das Hofoperntheater kaum schämen dürfte, und hinter welcher es sogar bei manchen Gelegenheiten zurückbleibt. Fama spricht von 8000 fl. Konventionsmünze, die das Stück gekostet haben soll; auch die Hälfte wäre für die Kräfte dieses Miniaturtheaters noch immer ein beachtenswerthes Opfer der Direktion zu nennen. Beiläufig gesagt ist auch das dramatische Bild selbst dießmal seines glänzenden Rahmens nicht unwürdig, ein Fall, der in den Told'schen Piecen neuerer Zeit wirklich eine bemerkenswerthe Anomalie bildet. Im Theater an der Wien rivalisiet die glänzende Ausstattung des „Dschingis-Kahn" mit dem Zauberschleier"; leider hat der Verfasser des Schauspiels, Herr Blum, den Garten der Poesie gerade nicht seiner schönsten Blumen beraubt. — In den beiden Hoftheatern nichts von Bedeutung. „Der Sohn der Wildniß" fährt fort, die Kasse zu füllen, und ist gewiß berufen, die schönen Tage der Griseldis hinsichtlich des beispiellosen Erfolges in jeder Hinsicht zurückzuführen. Ingomar und Parthenia sind ein Paar Rollen, welche die schon etwas verbrauchten Paradepferde der Schauspieler, Perceval und Griseldis, für etwas längere Zeit in den Ruhestand versetzen dürften. Einen heftigen Gegner hat der geniale Halm in dem „Humoristen," der über sein neuestes Stück gar keine Kritik veröffentlichte, mehr zum eigenen Nachtheile des Blattes, dessen Hauptstütze Saphir's immer geistreiche, nicht immer unumstößliche Beurtheilungen des Burgtheaters sind. Auch mit einem Wortspiel hat der Wiener Witz Halm regalirt, aber nicht ganz mit gewohntem Glück. Man sagt: der Verfasser der Griseldis, Adept unter den Dichtern, bittet um ein mildes Urtheil für König und Bauer, da er ein Sohn der Wildniß ist. Wegen der letzten zarten Bemerkung mag der Dichter mit seinen Helden rechten, die ihren Kleiderschmuck in der Regel freilich mehr den Bären des Waldes verdanken, als unserem Gunkl, dem Wiener Humann — In der Handelswelt macht das Falliment des Hauses Fogolari großes Aufsehen, nicht sowohl, weil die Schulden bedeutend, als weil es ganz unerwartet über die Köpfe unserer nichts ahnenden Krösusse hereingebrochen. (R. C.)

** Bekanntlich hatte die baierische Regierung Zschokke den Auftrag gegeben, eine baierische Geschichte zu schreiben. Als das Werk fertig war, ernannte der vorige König den Verfasser zum Commandeur des Civilverdienstordens. Der aargauer Rathsherr befand sich in keiner geringen Verlegenheit; als Republikaner durfte oder wollte er keinen Orden tragen, und eine Ablehnung desselben konnte ohne Beleidigung des königlichen Gebers nicht wohl statthaben. Wie nicht anders zu erwarten, siegte in Zschokke der Grundsatz über die Convenienz. In einem eben so bescheidenen als gemüthlichen Schreiben eröffnete er dem König seine Bedenken. Was that nun der alte Max? Er schrieb zurück, wenn der Zschokke von dem König keinen Orden nehmen dürfe, so solle er beifolgendes Andenken von dem Privatmann nehmen. Das Andenken bestand in einer goldnen, reich mit Brillanten besetzten Dose im beiläufigen Werthe zu zwanzigtausend Gulden, und darauf noch etwas Wertheres, das Brustbild des allen guten Baiern Unvergeßlichen. Nicht wahr, lieber Leser! Bei solchen Gelegenheiten verstummt die Parteimeinung, und es heißt: „Hut ab vor zwei Ehrenmännern!" (Dorfz.)

** In Naumburg hat die Schauspielerin Mad. Lebew, geborne Ohl, die Jungfrau von Orleans gespielt. Die Darstellung war so schauderhaft, daß die Zuschauer vor Lachen nicht pfeifen konnten. Man rief daher: Lebe wohl, Johanna! Mad. Lebew-Ohl glaubte jedoch ihren Namen und sich hervorgerufen zu hören, und erschien voll Dünkel. Nun ging der Spectakel erst los, und sie wurde ausgepfiffen.

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 23. Februar. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth. Musik von C. M. v. Weber. Aennchen: Dlle. Kramer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 55. 24. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie diese Stelle zweimal überlesen und einige Thränen darauf fallen lassen, setzte sich Hortense an einen Tisch und schrieb folgende Zeilen:

„Liebe Marie!

„Seit einem halben Jahre, wo ich die Gemahlin des Herzogs von Mazarin geworden, habe ich Zeit zu manchen Betrachtungen gefunden. Die Person, von welcher Du sprichst, liebe ich noch immer aus dem Grunde meiner Seele; allein mir däucht, daß ich mich an Gott und an dem Herzoge versündigen würde, wenn ich einer Leidenschaft nachhinge, die mir die Pflicht gebietet zu bekämpfen. Die Güte meines Mannes, die zarte, ehrfurchtsvolle Schonung, womit er mich behandelt, der Kummer, den ihm das Geständniß meiner Liebe zu jener Person verursacht, Alles dieses, theure Schwester, hat mich bewogen, einen großen Entschluß zu fassen. Um ihn auszuführen, habe ich Deine ganze Hülfe vonnöthen, und ich zähle darauf. Bei Empfang dieses Briefes bitte ich Dich, die bewußte Person zu Dir zu bescheiden. Sage ihm, daß Du Alles weißt, und zum Beweise zeige ihm dieses Schreiben. Und dann sage dem jungen Manne in meinem Namen, daß ich ihn um ein gutes Werk bitte, wofür ihn Gott belohnen wird: mir nämlich mein Wort zurückzugeben, wogegen ich ihn seiner Schwüre gegen mich entbinden werde. Du kannst hinzufügen, daß ich ihn nie vergesse; aber dann werde ich wenigstens an ihn denken können, ohne ein Verbrechen zu begehen. Es ist ein edler Jüngling und ich schätze ihn genug, um überzeugt zu seyn, daß er eine solche Sprache verstehen wird. Auch zähle ich auf Dich, um ihn dazu zu überreden. Allerdings, ich will es Dir nicht verhehlen, allerdings bringe ich ein schmerzliches Opfer, und ich fühle, daß mein armes Herz mein ganzes Leben lang bluten wird; aber was liegt daran, daß das Herz blute, wenn nur das Gewissen ruhig ist?“

So weit war die Herzogin in ihrem Briefe gekommen, als man leise an die Thüre klopfte und sie zugleich benachrichtigte, Herr von St. Evremond wünsche sie zu sprechen.

St. Evremond! Bei diesem Namen fuhr Hortense zusammen und erbleichte, als wäre sie ins Herz getroffen worden. Durch eine seltsame Fatalität fand Hortense in den feierlichsten und entscheidendsten Umständen ihres Lebens stets diesen Edelmann in ihrer Nähe, mit dem geistreichen und scharfen Blicke, mit dem maliziösen Lächeln, gleichsam wie die lebendige Personificirung einer Erinnerung, die sie, in gegenwärtigem Augenblicke zumal, auf immer aus ihrem Gedächtnisse hätte vertilgen wollen. Es war, als wenn Satan in Gestalt eines Hofmannes ein boshaftes Gefallen darin fände, sie in ihren besten Entschlüssen irre zu machen. Nach einigem Zögern antwortete die junge Frau mit bebender Stimme:

„Entschuldigt mich bei Herrn von St. Evremond; sagt ihm, ich könne ihn in diesem Augenblicke nicht empfangen ... ich sey beschäftigt, unpäßlich ... was Ihr wollt.“

Und sie fuhr fort zu schreiben; aber nach wenigen Augenblicken klopfte man neuerdings.

„Herr von St. Evremond bestehe darauf, vorgelassen zu werden; er habe über eine wichtige Angelegenheit mit der Frau Herzogin zu sprechen.“

Hortense fühlte wohl, daß sie das Recht nicht habe, für einen Mann unsichtbar zu seyn, der im Besitze ihres Geheimnisses war, und sie gab Befehl, ihn einzuführen. St. Evremond trat herein; er schien sehr bewegt.

„Nun, mein Herr,“ sagte Hortense, die ihn bei weitem nicht so freundschaftlich aufnahm, wie sonst, „was führt sie zu mir?“

„Verzeiht, Frau Herzogin,“ rief er aus, „verzeiht, wenn ich so indiscret war, darauf zu bestehen, Euch zu sprechen. Ein unabweislicher Umstand wird mich entschuldigen. Ich habe so eben eine schreckliche Neuigkeit erfahren; der Oberintendant Fouquet ist zu Nantes, als des Hochverraths schuldig, verhaftet worden.“

Sodann berichtete er ihr die einzelnen Umstände dieser mysteriösen Catastrophe, die übrigens aus der Geschichte hinlänglich bekannt ist.

„Es ist ein trauriges Ereigniß, Herr von St. Evremond,“ sprach Hortense, „allein was kann ich dabei thun?“

„Sehr viel,“ erwiederte der General lebhaft; „der König ist Euch gewogen. Begebt Euch morgen ins Louvre. Euer reizender Mund spreche einige Worte zu Gunsten eines Unglücklichen, den der Stolz vielleicht irre geleitet, der aber rein von aller Schuld ist. Die Cabale gegen ihn ist allmächtig. Weder Frau von Sévigné, noch Mamsell Scudéry, noch ich, retten ihn mit unserer Feder. Herr Colbert will Blut und keine Dinte. O, aus Gnade und Barmherzigkeit, versagt mir Euere Hülfe nicht.“

Während dieser Anrede war Hortense nachdenkend gewesen; als St. Evremond aufgehört hatte zu reden, fuhr sie mit einiger Kälte fort: „Gott ist mein Zeuge, daß es mir angenehmer wäre, ein großes Unglück abzuwenden; allein, gesetzt auch, die Worte einer Person meines Alters hätten auf den Geist des Königs einen so mächtigen Einfluß, als Ihr voraussetzt, so habt Ihr ohne Zweifel nicht bedacht, Herr von St. Evremond, daß diese Person dem Herrn Herzog von Mazarin, von allen ihren Handlungen Rechenschaft zu geben hat; daß sie ohne dessen Einwilligung den gewünschten Schritt nicht

thun darf, und daß es demnach vielleicht natürlicher gewesen wäre, sich an ihn zu wenden, um für's Erste diese Einwilligung zu erhalten."

St. Evremond betrachtete die junge Frau mit einiger Befriedigung; dann sich ihr nähernd und zu gleicher Zeit die Stimme dämpfend: „In dem ganz eigenen Verhältnisse, in welchem ich zu Euch stehe, Frau Herzogin, hätte ich geradezu das Gegentheil vermuthet...."

Und da Hortense feuerroth geworden, beeilte er sich hinzuzufügen: „Verzeiht, wenn ich es wage, eine Erinnerung zu wecken, die mir vielleicht noch peinlicher ist als Euch."

„Ich verstehe Euch nicht," stammelte die Herzogin.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Octoberfest zu Rom.

Von J. Heitmann.

(Fortsetzung.)

Gerade gegenüber von Bingen prangt auf einem laubbekränzten Hügel die Ruine von Sternfels, eine der schönsten an den Ufern des Rheins.

Vor langer, langer Zeit lebte dort ein Ritter, welcher der einzige Sprößling eines durch Jahrhunderte reichen und berühmten Geschlechtes war. Obgleich Ritter Otto erst in seinem zwanzigsten Jahre stand, hatte er sein Schwerdt doch schon oft auf dem Wahlplatze geschwungen, und in manches kühnen Feindes Brust gesenkt; oft schon hatte ihm in den Turnieren manch' schneeweiße kleine Hand Beifall zugewinkt, und manche Wange war dabei in stiller Bewunderung erröthet. Otto war reich; er war jung und tapfer, im Besitz der Eigenschaften, welche zu der Zeit den Mann am meisten adelten, kein Wunder also, daß er manchen Weibesseufzer hervorgerufen, der ihm heiß und minnesüß entgegen gekommen war; aber die Liebe war noch ein unverstandenes Räthsel für ihn, sie hatte noch keine Form angenommen; ihren Flammen hatte bisher die Nahrung gefehlt, und sie lagen noch gefesselt in seiner Brust.

Eines Morgens ließ er sein Pferd satteln, rief seine Hunde und zog auf die Jagd aus.

Zu jener Zeit dehnte sich ein uralter Wald von Sternfels weit, weit, nach Osten hin. Manch' seltsame Geschichte wurde in der Gegend von nächtlichen Erscheinungen erzählt, die zu verschiedenen Zeiten in diesem sich sehen ließen, und von übernatürlichen Wesen, die sich dort aufhielten.

Der Ritter war noch nicht tief in den Wald gekommen, als seine Hunde bereits einen Hirsch auffagten. Er gab seinem Pferde die Sporuen und setzte ihm nach; aber der Hirsch war leicht und schnellfüßig, lange verfolgte er ihn vergebens. Er verschwand oft hinter den dicken bemoosten Stämmen, kam wieder zum Vorschein, schwebte flüchtig dahin wie ein Schattenbild und verschwand aufs Neue. Es kam Otto vor, als wenn er ungeachtet aller Anstrengung ihm nicht näher käme. Endlich, nachdem er mehrere Stunden geritten, erreichte er ihn auf Schußweite. Er faßte einen bestimmten Punkt an dem Thiere ins Auge, zog den Arm rückwärts, spannte alle seine Muskeln, der Pfeil flog sausend durch die Luft, der Hirsch machte einen weiten Sprung und stürzte in seinem Blute.

Otto stieg jetzt vom Pferde und warf einen zufriedenen Blick auf das herrliche Wild, das von ungewöhnlicher Größe war. Da hörte er fern hin im Walde ein schwaches Bellen, das stärker nnd stärker wurde; es waren zwei seiner Hunde, die sich schweißtriefend und stöhnend näherten. Es wurde wieder still, und erst nach einem langen Zeitraume hörte er von Neuem das entfernte Bellen der übrigen Meute. Nachdem er eine Weile das todte Thier betrachtet, und während er noch die treuen Hunde streichelte, die voll Freude mit dem Schweife wedelten, fühlte er sich plötzlich von einer unwiderstehlichen Müdigkeit überwältigt. Er band den Zügel seines Pferdes an einen jungen Stamm, streckte sich ins Gras hin, — und die Hunde lagerten sich rings um ihn her.

Bald sank der Schlaf auf seine Augenlieder; aber es war kein ruhiger Schlummer, es bewegten sich darin viele seltsame Traumgebilde. Zuerst schien es ihm, als wenn er sich selbst und den großen Hirsch sehe; er hörte den Pfeil durch die Luft pfeifen, und sah den Hirsch stürzen. Aber in demselben Augenblicke kam es ihm vor, als vernähme er aus dem tiefen Walde ein wildes schreckliches Lachen. Der Hirsch lag vor ihm und in seiner Brust klaffte eine tiefe, weite Wunde, woraus das Blut in langen Strömen floß; doch der Dampf, welchen das warme Blut aushauchte, formte sich zu einer Rose, die aus ihrem Stengel aufschoß und wuchs, bis sie so hoch wurde, wie der höchste Baum, und einer von ihren ellenlangen Dornen war gegen sein Herz gerichtet und drang jeden Augenblick weiter vor, bis er endlich seine Brust durchbohrte.

Hier bewegte sich Otto unruhig.

Jetzt schien es ihm, als wenn ein Saft, klar wie reines Wasser aus seiner Herzader flösse, und dieses Wasser wurde zu einer Lilie, die sich in Liebe zu ihm hinaufschlang und einen wundervollen Wohlgeruch verbreitete. Eines ihrer Blätter berührte seine Wange und in demselben Augenblick fühlte er sich, als wenn er von einer tödtlichen Qual befreit worden, — und er fühlte eine unaussprechliche Regung, die seine Brust erwärmte und erquickte. Aber wieder sah er jetzt einen Dorn aus dem Stengel der Rose hervordringen, der jeden Augenblick länger wurde und dessen scharfe Spitze sich gegen die wunderschöne Lilie richtete. Da ergriff ihn eine grenzenlose Angst, er umarmte die Lilie und drückte sie mit Gewalt an sein Herz. Doch der Dorn kam näher und näher, bis er endlich seinen Arm erreichte, den er durchbohrte, und als er die Lilie berührte, wurde diese zu einer Thräne, die jeden Augenblick größer ward, bis sie ihn endlich wie ein See umgab, der unaufhörlich höher stieg und ihn zuletzt überschwemmte.

Hier bewegte sich Otto wieder unruhig und die Traumgebilde waren auf einige Zeit verschwunden.

Nach Verlauf einiger Minuten stellten sie sich wieder ein. Es war dieselbe Rose, die aus dem warmen strömenden Blute aufgewachsen; aber ihr Stengel erschien jetzt nicht mehr so hoch wie der höchste Baum, er war nur von der Größe eines gewöhnlichen Rosenbusches. Aus ihrem Kelch stieg ein durchsichtiger ätherblauer Dampf auf, der sich ausbreitete, umherkreiste und dichter wurde. Er fesselte Otto's Aufmerksamkeit, weil er sich zu einer ihm bekannten Form zu bilden schien. Endlich stand er vor ihm, wie eine Jungfrau von wundervoller Schönheit. Da schmolz das Eis zum ersten Male in Otto's Busen, die Liebe strömte glühend durch seine Adern, sein Herz wurde schmerzerfüllt und drückte ihn in seiner Brust. Er hörte folgende Worte, die von Stimmen auszugehen schienen, welche in der Luft tönten:

Stille! Stille!
Fächelnde Lüfte,
Senkt euch kühlend nieder
Auf des Ritters Wangen;
Weht des Zaubers Bangen
Aus den Träumen wieder
In des Waldes Grüfte.
Stille! Stille!

Stille! Stille!  
Duftende Blüthen,  
Schwebt in Wohlgerüchen  
Um des Ritters Träume;  
Wonne sie umsäume  
Bis ihr Bild entwichen,  
So wir euch gedielen.  
Stille! Stille!

Jetzt fingen die Hunde zu heulen und bellen an; das Pferd wieherte und Otto erwachte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Stunden der Andacht. Oeffentliche Blätter haben Herrn Zschokke als Verfasser der Stunden der Andacht genannt. Das verhält sich nicht ganz so. Allerdings hat derselbe dieses Buch redigiet und eigenhändig manchen Beitrag dazu geliefert: allein ganz geschieden — und das versteht man doch wohl unter dem Worte Verfasser? — hat er es nicht, wie das die Verschiedenheit und Abweichung im Ideengang und Stil unter den einzelnen Theilen des umfangreichen Werkes zum voraus zeigt. Die drei namhaftesten Mitunternehmer waren die drei katholischen Priester, der vor Jahren im Breisgau verstorbene Pfarrer Keller, der noch in Konstanz als Bisthumsverweser lebende Freiherr v. Wessenberg, zwei Namen guten Klanges, dann Bock, früher Stadtpfarrer zu Aarau, jetzt Domherr in Solothurn, der nämliche, der die Schrift über den nothwendigen Protestantismus der Katholiken und über den nothwendigen Katholizismus der Protestanten geschrieben. Diese und andere Mitarbeiter überließen an Zschokke die Redaktion und Oberleitung des Werkes aus dem dreifachen Grunde, weil er als Protestant dasselbe am besten im Bereich seiner Tendenz, der reinen Moral, das heißt von dogmatischen Reminiszenzen frei erhalten konnte, weil er als gewandter Schriftsteller auch für die möglichste Conformität des Stils, für die Verschmelzung des Verschiedenartigen Gewährschaft bot, endlich weil er am Platze der Verlagshandlung und Druckerei seinen bleibenden Wohnsitz hatte. Nur in diesem oder ähnlichem Sinne kann und wird sich Zschokke in seinem zitirten magdeburger Schreiben ausgesprochen haben. Daß er dessen irrthümlicher Auslegung, welche durch so viele deutsche Zeitungen gewandert und wahrscheinlich zu seinen Augen gekommen ist, nicht selbst widerspricht, rührt wohl daher, daß es seit einem halben Jahrhundert fester Grundsatz des helvetischen Aristides ist, jede öffentliche Aufforderung oder Berührung seiner Person, sey sie bös oder gut gemeint, mit der Sprache des Schweigens zu beantworten. (Dorfz.)

*** (London.) Die Arbeiten zu den gewundenen Treppen für Fußgänger so wie zu den Fahr- und Reitwegen am Tunnel sind jetzt in Contract gegeben und alsbald angefangen worden. Der bis jetzt offene Schacht, welcher bekanntlich fertig ist — der König von Preußen fügte bei seinem Besuch den Schlußstein auf der Nordseite ein — wird nun auf einige Wochen geschlossen werden. Man rechnet, daß jetzt auf der über dem Tunnel sehr breiten Themse ungefähr 3000 Menschen täglich in Booten überfahren, welche Zahl, wenn erst die Zugänge des Tunnels fertig sind, sich verdreifachen dürfte. Die beiden Gewölbegänge sind ganz trocken.

*** (Nonnenklöster in Neapel.) K. A. Mayer bemerkt in seinem Werke: „Neapel und die Neapolitaner"; daß die Stadt nicht weniger als eintausend Nonnen zähle. Aber der Verfasser rühmt sehr den Geist, der in ihren Klöstern vorwalte und der ganz dem zu entsprechen scheint, wozu ursprünglich die Klöster gegründet wurden. Vielleicht findet sich eine ähnliche Ergebung in das Nonnenleben nirgends sonst wo, als unter den einfachen Naturkindern des Südens, die von Kindheit auf sorgfältig vor jedem störenden Eingriff in ihren Frieden verwahrt werden. Gewiß ist das nachfolgende Bild sehr ansprechend: „Männern ist der Eintritt in Nonnenklöster streng untersagt, und ich kann es als ein seltenes Glück ansehen, daß es mir dennoch einmal vergönnt war. Die Königin Mutter stattete nämlich gerade zur Zeit, da ich mich in Sorrent aufhielt, einen Besuch bei den dortigen Camaldulenserinnen ab, weßhalb das Kloster an diesem Tage dem Publikum offen stand. Es wurde in der Kirche ein Hochamt gehalten, wobei die Nonnen auf dem Chore hinter dem gewöhnlichen hölzernen Gitter sangen; dann versammelten sich alle Schwestern, in die weißen, keuschen Gewänder ihres Ordens gehüllt, mit der Aebtissin in einem Saale zum Empfang der Königin. Hier hatte jeder Anständiggekleidete Zutritt, und konnte die Himmelsbräute nach Muße beschauen. Die armen Jungfrauen, von denen viele so manches Jahr keinen Bart gesehen hatten, schlugen in größter Befangenheit die Augen vor dem dreisten Blick der Männer nieder; ja zwei von Alter ganz zusammengeschrumpfte Schwestern, von denen die eine achtzig, die andere fünf und neunzig Jahre zählte, waren sichtbar in voller Verzweiflung. Denn es wogte eine neugierige Menge schwatzend und lachend hin und her; in die sonst so stillen Räume setzte sie den unheiligen Fuß, und durchstöberte nicht allein die Säle, sondern auch die kleinlichen, reinlichen Zellen. Solchen Greuel hatten sie nicht mehr zu erleben gedacht, sie, die vielleicht sechzig Jahre lang ihre strenge Ordensregel befolgt, sechzig Jahre lang die größte Enthaltsamkeit in allen Dingen, besonders aber Einsamkeit und Stillschweigen geübt hatten. Das Kloster zählte sechzehn Nonnen und zehn Novizen, die sämmtlich vorgestellt wurden. Man reichte der Königin, mehreren Freunden des Klosters aus Sorrent und mir, der durch einen solchen eingeführt war, allerlei Zuckerwerk und Eingemachtes. Zwei Töchter des Sorrentiners, mit dem ich gekommen, Mädchen von etwa vierzehn und sechzehn Jahren, befanden sich seit acht Jahren unter den Novizen des Klosters, um daselbst erzogen zu werden. Sie hatten den Vater lange nicht gesehen, begrüßten ihn aber wie einen Fremden. Man sah, Alles, was außer ihrem Kloster lag, hatte keinen Reiz mehr für sie. Ich war überrascht von ihrer schon völlig entwickelten Schönheit, die trotz der klösterlichen Verhüllung, welche die reizenden Formen des Frauenkörpers ganz versteckt, und weder Hals noch Haar sichtbar werden läßt, siegend hervorbrach. Der Vater war so gütig, mich ihnen vorzustellen; ich fragte sie, ob sie wohl bald wieder in das väterliche Haus zurückkehren würden, worauf sie lächelnd eine verneinende Bewegung machten. Später sagte mir der Sorrentiner: seine Töchter seyen im Kloster glücklich; ob sie es blieben, wenn sie in die Welt zurückkehrten, wogegen sie eine große Abneigung zeigten, sey sehr ungewiß. Er beabsichtige daher, wenigstens Maria, die jüngere und ernstere, dem Himmel, der sie verlange, zu weihen, obgleich die Mädchen seine einzigen Kinder seyen. Diese Maria hatte ein schmales, völlig griechisches Gesicht, mit dem Rosenhauche der frischesten Jugend übergossen, und dazu eine volle, schlanke Gestalt, als wäre sie eben von dem Postament einer Hebe herabgestiegen. Ich verließ das Kloster wie ein Träumender, und konnte dieß Mädchen nicht aus dem Sinne bringen. In den Camaldulenser-Klöstern hat jede Nonne ein abgezäuntes Gärtchen, das sie baut; auch Maria war ein kleines Beet eingeräumt worden, zu dem uns der Vater führte. Ich bewahre noch eine Blume von da — Maria hat seitdem den Schleier genommen. Eine der strengsten Regeln haben die Eremite, Einsiedlerinnen, eine Art Nonnen, die, einmal in ihre Zelle eingetreten, auf ewig von allem Lebendigen geschieden sind.

Solche Eremito bewohnen eine besondere Abtheilung des Klosters Santa Concezione di Suor Orsola im Quartier Monte Calvario. Die Nonnen eines Theatinerklosters, das sich ebenfalls in Neapel befindet, haben in neuerer Zeit eine mildere, menschlichere Regel erhalten. Früher mußten sie, sobald einmal die Klosterpforte hinter ihnen geschlossen war, auch das letzte Band, das sie mit der Welt und den Ihren verknüpfte, zerreissen. Kein Geschenk, kein Brief, kein Wort der Liebe, nicht einmal ein Gruß wie ihn Fremde sich bieten, gelangte mehr zu ihnen. War einer der Schwestern der Vater gestorben, so rief die Aebtissin alle zusammen und sagte blos: Ein Vater ist todt. Betet für seine Seele.

*** (Grabgewölbe in Neapel.) Manche Vornehme und Reiche besitzen in den Kirchen eigene Kapellen mit Grabgewölben, wo sie dann ihre Todten in Särgen bestatten; außerdem giebt es auch noch in vielen Kirchen einen unterirdischen Raum, terra santa genannt, wo Todte in Erde begraben werden. Diese mit Brettern eingehegte Erde, welche nur vier Fuß hoch liegt, heißt giardinetto, d. i. Gärtchen, und in der That hat sie das Ansehen von Gartenbeeten. Die Todten trocknen darin in sechs, acht Monaten ein, werden dann herausgenommen und in standesgemäßer Kleidung in Glaskasten die Wände entlang ausgesetzt. An solchen Orten findet auf Aller Heiligen und Aller Seelen eine feierliche Todtenausstellung bei festlicher Beleuchtung Statt. An den Wachen vorbei drängt sich die Menge die schmalen Treppen auf und ab, und ergeht sich neugierig in der schwarz ausgeschlagenen, von Moderduft erfüllten Kapelle. Einige Todte, die Du hier siehst, sind altväterisch reich gekleidet; andere tragen die Flitter der neusten Mode. Aus goldverbrämten Kleide grinzt der Schädel eines Kammerherrn. Ein schnurrbärtiger General liegt in voller Uniform, mit Handschuhen, Stiefeln und Spornen ausgestattet. Ein Advokat erscheint in schwarzem Talar mit weißen Bäffchen; nur fehlen Arme und Füße. Ein Geistlicher, der in festlicher Tracht mit gefalteten Händen ruht, ist noch ganz frisch wie von gestern, obgleich er nach dem überall beigelegten Zettel, der Namen, Stand, Alter und Todesjahr angibt, schon sieben Jahre lang hier unten weilt. Eine Braut ist weiß gekleidet und reich geschmückt; als sollte sie jetzt nach der Kirche gehen, aber ihr scheußlich entstelltes Angesicht wird keinen Bräutigam mehr locken. Den Körper zweier Kinder hat man zu einem Leibe zusammen geschnürt, so daß an jedem Ende ein kleiner Todtenkopf in reicher Spitzenhaube erscheint. Ueberhaupt sind viele Leichen sonderbar zusammengeschoben, so daß oft der Kopf viel zu groß gegen den schmalen kurzen Leib erscheint. — Das Volk beschaut diese widrigen Gestalten mit lebhafter Freude. Sie sind glücklich, wenn ein Verwandter noch ein gutes Ansehen hat. „Mein Mann ist noch so frisch, sagt ein Weib scherzend, daß er morgen könnte freien gehen.“ — Auf Aller Seelen ist der alte Campo santo dem Volk geöffnet, und in der Kapelle wird Gottesdienst gehalten. Viele finden sich dann aus Neugierde ein, Viele aber auch, um für ihre hier bestatteten Verwandten zu beten. Da sie nicht wissen können, welches Gewölbe deren Gebeine birgt, schreiten sie unbedeckten Hauptes mit gefalteten Händen über alle Schlußsteine; Einige sieht man auch vor den Bildern an der Mauer knieen. Sodann gehen sie, wie Galanti selbst erzählt, auf's Land, und zechen und schmausen dort „zur Erleichterung der Seelen im Fegefeuer.“ — In den Straßen, die nach dem Campo santo führen, hält man an dem genannten Festtage legno santo, nämlich Zweige mit eßbaren, mir unbekannten Beeren feil. Die Conditors verkaufen dann kleine Todtenköpfe und Gerippe aus Zucker für Kinder, die sich sehr auf diesen Tag freuen. Bisweilen backen sie sogar Todtenköpfe in natürlicher Größe. Ueberall sieht man Knaben mit Taschen, auf welche Todtenköpfe gemalt sind; Bekannte stecken ihnen Geld zum Naschen hinein. Arme Jungen betteln mit solchen Täschchen, indem sie: I morti! i morti! rufen.

---

## Frankfurt.

### Gutenberg und Göthe.

**Andere Ansicht.**

(Eingesandt.)

Während die Ausführung des Denkmales für die Erfindung der Buchdruckerkunst bereits im Fortschreiten begriffen, und in einem Augenblicke, wo man bemüht ist, neue Kräfte in Bewegung zu setzen, um ein Werk, welches schon im Umrisse einen großen Eindruck machte, dessen Dauer die Volksstimme verlangte, zur Vollendung zu bringen; zu spät, wenn die Ansicht gegründet wäre, erhebt sich in diesem Blatte eine Stimme, welche das ganze Unternehmen als ein tadelhaftes bezeichnet.

Wir sind weit entfernt, bei dem Verfasser eine unedle Absicht vorauszusetzen, halten es aber für Pflicht um die Sache, und glauben auch hier im Gefühle unserer Mitbürger zu sprechen, wenn wir äußern, daß jener Aufsatz nicht auf dem rechten Standpunkte des Urtheils stehe.

Die Zusammenstellung des Göthe-Monuments mit dem für die Erfindung der Buchdruckerkunst ist eine unglückliche, denn beide berühren sich nicht; dort soll ein Mann gefeiert werden, hier eine That.

Meint aber der Verfasser, eine Blücher-Statue zu Darmstadt sey lächerlich, so finde ich diesen Gedanken traurig und unvaterländisch. Jede Stadt sollte ihren Blücher haben und eine Vendômesäule für alle Helden von Dreizehn. Blücher war nicht für Berlin geboren, und was der Brave vollbracht, ist für uns Alle gewesen. — Wir finden freilich auf Etageren viele Napoleone und keinen Gneisenau.

Das Denkmal, welches gesetzt wird, soll nicht zum Ruhme eines Menschen seyn, sondern ist bestimmt, die Erfindung zu verherrlichen, welcher die Civilisation ihre Fortschritte verdankt, und die ihrer Dauer Sicherheit verleiht. Die That selbst liegt in der Ferne und über die Männer zu richten, welche der großen Erfindung dienten, ist nicht unsere Aufgabe; aber es erscheint überall als ein Fehler unserer Zeit, daß sie lieber vernichtet, als erhebt, und dem Idealen abhold ist.

Jene, mit ihren Vorzügen und Fehlern im Grabe ruhende Menschen sind bei diesem Kunstwerke kaum mehr als Symbole. — Wie jede Erfindung drei Momente hat: die Idee oder Conception des Gedanken, den Stoff oder die Bildung desselben, und die Verwirklichung oder Verbreitung desselben in der Welt, so hat auch der Künstler die drei in der Geschichte gegebenen Namen benutzt, weniger, um diese längst gewürdigten, zu ehren, als um Allegorieen zu seyn für jene drei Richtungen seiner poetischen Auffassung.

Streiten Städte, in welcher zuerst, was die Zeit geboren, lebendig geworden, so ist man doch darüber einig, daß die Menschheit unserem deutschen Vaterlande die Kunst zu drucken verdankt.

Wird nun ein Denkmal gesetzt, nicht jenen drei Männern, sondern zur Ehre des Volkes, welchem der Allmächtige vergönnte, daß unter ihm sich diese Kraft des Geistes offenbarte, wo kann es besser stehen, als in jener Stadt, in welcher damals die Kaiser gekrönt wurden und jetzt der Sitz des Bundestages ist?

Hier ist das Werk ein Eigenthum aller Deutschen, und bringen es die Frankfurter zu Stande, so geben sie es der Nation.

Darum werden sich unsere Mitbürger nicht irre machen lassen, sie werden mit besonnener Ruhe vollenden, was im Schwung der Begeisterung begonnen wurde; denn gehen die Deutschen auch langsam, so ist doch nicht ihre Art, sich von dem abzuwenden, was sie einmal für gut erkannt haben.

***

---

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 24. Februar. Don Carlos, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Schiller.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 56. 25. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Ach! Madame," versetzte der General, „ich fürchte, ich be zu weit und reize Eueren Zorn; aber wir sind allein; ist eine Gelegenheit, die sich ohne Zweifel sobald nicht ieder darbieten wird. Erlaubt mir, daß ich sie benutze, um uch mein Herz aufzuschließen. Erinnert Ihr Euch noch jenes bends, wo Ihr im Vestibule dieses Palastes nebst der Frau räfin von Soissons und der Frau Connetable an mir vorerginigt, und für mich so süße Worte und einen noch süßeren lick hattet? O! bedauert mich! Ich bin ein Thor; denn hr dachtet dabei an einen andern, ich weiß es wohl, und nnoch seit jenem Tage fühle ich, daß mir mein Herz nicht ehr angehört. Gegen Euch bin ich fast ein Greis; dies uß Euch einiges Mitleid für mich einflößen. Mitleid ist och sehr wenig, nicht wahr? Und doch ist es Alles, um was h Euch bitte. — — —"

Hier glaubte Hortense den verliebten Herrn General unrbrechen zu müssen: „Entschuldigt," sprach sie lächelnd, „allein ir däucht, daß Ihr mich eben um Etwas ganz anderes ttet. Kommen wir auf Herrn Fouquet zurück, wenn's beebt. Da Ihr es wünschet, so werde ich mich zum Könige gebeu, und zu Gunsten des Intendanten reden, und möchte eine schwache Stimme den Zorn Sr. Majestät beschwören!"

„O Frau Herzogin, Ihr seyd eben so gütig als schön, erubt, daß ich auf meinen Knien — —"

St. Evremond wollte ihr eben zu Füßen fallen, als die hüre mit großem Lärm aufging und der Herzog von Marin hereintrat. Als er den General in lebhaftem Gespräch it seiner Frau fand, konnte er sich eines eifersüchtigen Argohns nicht erwehren; indeß hielt er an sich. Auch beeilte h St. Evremond, den Grund seines Besuchs zu erklären; llein der Herzog fiel ihm ziemlich peremptorisch ins Wort, ndem er erklärte, er wisse Alles, und ob er gleich den Obertendanten des Hochverraths nicht schuldig hielt, so sey denoch seine Ansicht, man müsse mit äußerster Strenge gegen n verfahren, weil er die Finanzen des Königreiches vergeuet habe.

Der Herzog vergaß ohne Zweifel in diesem Augenblicke, aß wenn der Cardinal Mazarin diese Vergeudungen nicht ufgemuntert und angerathen, ihm dessen Nichte nicht das rößte Vermögen des Königreichs als Mitgift zugebracht ätte, und St. Evremond, der sich in der Person eines seiner ertrautesten Freunde auf's Tiefste verletzt fühlte, schickte sich n, ihn daran zu erinnern, als ihn ein Blick der Herzogin avon abhielt. Einige Augenblicke nachher fand er für gut, sich zu beurlauben, und sich vor der jungen Frau verbeugend, sprach er: „Welches auch die Ansichten des Herrn Herzogs von Mazarin seyn mögen, darf ich hoffen, daß die Frau Herzogin ihres Versprechens eingedenk seyn wird?"

„Es wäre das erste Mal," erwiederte Hortense, ihm die Hand reichend, „daß ich einen Freund vergessen, und Ihr seyd der unsrige, Herr von St. Evremond."

Der General küßte ehrfurchtsvoll die Hand, die sie ihm so huldvoll darreichte, und entfernte sich.

Armand und Hortense befanden sich allein. Der Herzog that ein Paar Schritte im Zimmer in einiger Aufregung; sodann den Brief, den Hortense angefangen, auf dem Tische bemerkend, da sie vergessen hatte, ihn seinen Blicken zu entziehen, sagte er zur Herzogin:

„Ihr schreibt? Darf ich wissen, an wen?"

„Meiner Schwester," antwortete Hortense, „der Frau Connetable."

Zugleich nahm sie das Papier, faltete es zusammen und schob es in den Busen.

Der Herzog fuhr fort schweigend auf und ab zu gehen; nach einigen Augenblicken:

„Könntet Ihr mir den Brief nicht zeigen?"

„O," versetzte Hortense bestürzt, „es ist ein Geheimniß zwischen meiner Schwester und mir."

„Als Mann habe ich das Recht, um die Geheimnisse Eurer Briefe zu wissen."

„Diesen Brief, Herr Herzog! soll ich meine Schwester bitten, ihn mir zurückzuschicken? Eines Tages vielleicht kann ich ihn Euch zeigen; aber heute, ist es nicht möglich."

„Und wird es auch der nämliche Brief seyn?"

„Mein Herr, ein solcher Argwohn ist meiner und Eurer unwürdig, und Ihr verdientet, daß ich ihn verbrennte."

„So wollt Ihr ihn mir nicht geben?"

„Herr Herzog, ich kann nicht! Armand, ich bitte Euch, grollt mir deßhalb nicht. Habt Zutrauen zu mir. Ich schwöre vor Gott, daß ich die Absicht nicht habe, Euch zu hintergehen. Was wollt Ihr mehr. Soll ich vor Euch niederknieen und meinen Schwur wiederholen?"

„Schuldig oder nicht, ich will diesen Brief sehen!"

Zugleich wagte es der Herzog, im Paroxismus der Eifersucht, die Hand dem Busen seiner Frau zu nähern. Diese wurde sehr bleich, und ihn fest ansehend, ohne ihn aber auch nur durch eine Geberde abzuwehren:

„Herr Herzog," rief sie aus, „Ihr seyd ein Mann und ich bin nur ein Weib; ich bin schwach, und Ihr habt die Gewalt; Ihr könnt mir diesen Brief entreißen; allein, wenn Ihr es thut, so verlasse ich auf der Stelle den Palast, und im Angesicht des Himmels, der uns hört, schwöre ich, ihn nie wieder zu betreten."

Armand fuhr zurück und heftete nun seinerseits einen Blick der Ueberraschung auf seine junge Frau; dann zerfloß er in Thränen und, hastig aus dem Zimmer stürzend, lief er in sein Gemach, wo er sich einschloß. Hier kniete er in seinem Betstuhle nieder und verbarg das Gesicht in seinen Händen. Er wollte beten; allein die tausend Nattern der Eifersucht wühlten in seinem Busen, und alle seine Gebete schlossen mit den Worten: „Wenn Hortense ihre Pflicht nicht verletzte, warum hätte sie sich geweigert, mir dieses Schreiben zu übergeben?" — (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Octoberfest zu Rom.

**Von J. Heitmann.**

(Fortsetzung.)

Er erhob sich unwillig darüber, daß sein Schlummer gerade in demselben Augenblick unterbrochen worden war, wo er ihm das schönste Bild gezeigt, was jemals über seinen Lebensweg gegangen. Zum ersten Mal hatte die süße Qual der Liebe in seiner Brust gekeimt, und er seufzte bei dem Gedanken, daß es nur leeres Traumbild gewesen, welches sie hervorgerufen. Er stand auf, und war nicht wenig erstaunt, als er dieselbe Jungfrau, die er in seinem Schlummer gesehen, lebend und wirklich vor sich stehen sah.

Vergebens wäre es zu schildern, was in diesem Moment in seinem Innern vorging; es war eine Bewegung, eine Sehnsucht von heftigen ungekannten Gefühlen, eine Mischung von Schmerz und Wollust, die ihn hinriß, und eine Furcht, die ihn zurückhielt; sein Auge war auf das wunderschöne Wesen geheftet, und sein Blick schmolz hin in inniger Liebe; ein wehmüthiges Lächeln schwebte bittend auf seinen Lippen. Aber je länger er sie betrachtete, desto stärker fühlte er sich angezogen, und schon stand er im Begriff, sich zu ihren Füßen zu werfen, um ihr seine Leidenschaft zu gestehen, und sein Urtheil zu hören, da hob sie die Hand, und ein Wink hielt ihn zurück.

„Ritter," sagte sie, „ein altes Band hält mich an Deine Familie geknüpft, darum siehst Du mich heute hier. Vergebens würdest Du Dich bemüht haben, Dich aus diesem Walde nach Deinem Schloß zurückzufinden, Du hast Dich zu weit in ihn gewagt, und die Nacht ist schon herabgesunken. Nimm Dein Pferd und folge mir, ich werde Dir den Weg zeigen."

So sprach sie. Es tönte in ihrer Stimme, und es lag über ihr eine so ruhig gebietende Würde verbreitet, daß Otto gehorchte, ohne den geringsten Widerstand zu äußern. Die Worte, die schon bereit auf seiner Zunge standen, wurden zurückgedrängt; er löste den Zügel des Pferdes, schwang sich in den Sattel und folgte dem wundervollen Wesen, welches so leicht vor ihm hinschwebte, daß es ihm schien, sie berühre die Erde nicht.

Obgleich die Nacht schon eingefallen und es stockfinster war, so wurde es doch rings um Otto hell, er konnte deutlich jeden Gegenstand sehen. Es war ein Licht, dem ähnlich, welches in einer kalten Winternacht ein starkes Nordlicht über die Erde wirft. Seltsame Dinge zeigten sich auf dem nächtlichen Zuge durch den Wald. Auf jeder Seite von Otto's Wegweiserin tanzte ein Irrlicht, das bald hurtig an der Erde hinkroch, bald die Stämme der Bäume hinauflief, von Zweig zu Zweig hüpfte, wieder herabkam und wieder rasch an der Erde hinkroch. Ein Rabe flatterte öfters über des Ritters Kopfe, ruhte zuweilen auf einem Ast und schrie dann durchdringend. Weiterhin im Walde heulten ununterbrochen die Eulen. Manche wundersame Gestalten zeigten sich hinter den Baumstämmen, aber der Eindruck, welchen die schöne Führerin auf Otto gemacht, war so tief und lebendig, daß er diese Erscheinungen kaum bemerkte. Auf sein Pferd und seine Hunde dagegen schienen sie mit Schrecken einzuwirken. Die Muskeln an dem Kopf seines Hengstes drangen hervor, er spitzte die Ohren, seine Nasenlöcher dehnten sich aus und zitterten, er bäumte häufig und nur ein kräftiges Mahnen mit den Spornen vermochte ihn dann vorwärts zu zwingen; die Hunde folgten hintendrein, mit herabhängendem Schweife, mit hängenden Ohren, und oft fingen sie zu heulen an. Endlich, nachdem er viele Stunden geritten, kam er aus dem Walde und als er den Weg erreichte, der den Hügel zu seiner Burg hinaufführete, blieb seine Führerin stehen, wandte sich zu ihm und sagte:

„Ritter! es ist unnöthig, daß ich Dich weiter begleite. Lebe wohl! und hüte Dich, wenn Dir Dein Leben theuer ist, ein anderes Mal so tief in den Wald zu dringen."

Jetzt vermochte Otto sich nicht länger zu halten, sein Herz strömte über.

„Wundervolles Wesen!" brach er aus, „ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit dem ganzen Feuer einer ersten Leidenschaft. Wenn Du nicht kalt gegen menschliches Elend bist, wenn das Mitleid einen Platz in Deinem Busen hat, so stoß' mich nicht von Dir. Mit Freuden werde ich mich jeder Prüfung unterwerfen, aber laß' mir nur die Hoffnung."

„Otto!" entgegnete sie milder, „uns Beide kann kein Gefühl zusammenknüpfen. Vergiß Deine Liebe, oder wende sie einem Gegenstande zu, der sie mit Dir theilen und Dich glücklich machen kann."

„O, Grausame!" rief Otto aus, „willst Du also, daß mein Jugendleben hinwelken soll, wie eine Pflanze, die vom Fuße des Mörders geknickt ist; willst Du, daß ich in meinen kraftvollsten Jahren vergehen und hinschwinden soll, als wenn der Geist einer Verdammniß mich berührt hätte? Wenn Du von grenzenloser Verzweiflung mich retten willst, so laß' mich Dich wenigstens noch einmal sehen!"

„Wohlan," erwiederte sie, „finde Dich dann morgen zur Mitternachtsstunde unten an der Winfrieds-Quelle ein, dort werden wir mehr sprechen. Doch für Deine Zufriedenheit würde es besser seyn, wenn Du mich zu vergessen vermöchtest. Lebe wohl!" fügte sie liebevoll hinzu und verschwand.

Am nächsten Abend stand Otto schon lange vor Mitternacht unten an der Winfrieds-Quelle. Die Nacht war vollkommen ruhig; die Luft war klar, und die Sterne flimmerten wie kleine Lichtpunkte am dunkeln Himmelsbogen. Ihr schwacher Schimmer fiel auf die Wasserstrahlen, die rieselnd unten in der Quelle strömten, und dort glichen sie großen Johanniswürmchen, welche durch die Nacht dahinzogen. Nicht weit davon sang eine Nachtigall hoch oben im Gipfel einer alten Eiche in langen schmelzenden Tönen von den Freuden und Schmerzen der Liebe. Die Töne trafen Otto und riefen bei ihm einen stummen aber tiefen Wiederklang hervor. Er hob den Blick gen Himmel und heftete ihn auf den hellsten und schönsten Stern, — und er seufzte; denn ein Vorgefühl sagte ihm, daß er vergebens das Glück hienieden suchen würde, doch hoffte er es einst dort oben zu finden; dort hoffte er einst, vereinigt durch die heißeste Liebe zu einem Wesen mit dem zusammen zu schmelzen, an welches er so innig dachte.

Jetzt schlug die Glocke Zwölf in dem nahe liegenden Kloster. Eine Rabe flatterte schreiend über ihn weg, und er glaubte nicht weit von sich zwei bläuliche Lichter im Grase hin und her tanzend zu bemerken. Da lief ein kaltes Grausen durch seine Glieder, und er verlor eine Zeitlang die Besinnung.

Als er wieder zu sich gekommen, stand das wunderschöne Mädchen an seiner Seite.

„Ach, Geliebte!" seufzte Otto, „kommst Du, um die Qual von mir zu nehmen; kannst Du denn jemals erwiedern, was

fühle, oder erblicke ich Dich nur, um ohne Hoffnung der
ttung in den tiefsten Abgrund des Schmerzes und der Ver-
iflung gestürzt zu werden?"

„Otto!" entgegnete die Jungfrau, „meine Liebe hat Dir
n lange gehört, aber sie war nur wie die Liebe der Mut-
für ihr Kind, wie die Liebe der Schwester für ihren Bru-
, — und anders kann sie niemals werden. Und beide
n kein Bund vereinen; wenn Du Kraft genug besitzest,
Ketten zu zerreißen, womit niedere Begierden Dich an
Leib gefesselt halten; nur wenn Du, selbst Fleisch, das
isch zu vergessen vermagst, wenn Dir die Form genügt
die reinste, wärmste Seelensympathie, nur dann kann ich
r gehören und will Dir ewig gehören!"

„Gern will ich mich Allem, Allem unterwerfen!" rief Otto
, „wenn ich Dich nur sehen kann! Was könnte es mehr
en, als die Liebe in Deinem sanften Blicke zu lesen und
iner Stimme zu horchen."

„Wäge Deine Kraft!" sagte sie, „ehe Du Dich fesseln
t, denn ist unser Bund einmal geschlossen, so kann ihn
ts in der Welt zerreißen. Nie kann ich Deine Liebe mit
em irdischen Mädchen theilen!"

„Geliebte!" erwiederte Otto, „meine Liebe ist bereits zu
ß für mein Herz! in ihm findet sich kein Gefühl, außer
, Dir anzugehören; die ganze Welt hat sich in dieses Bild
mmengedrängt, und außer Dir ist Alles Nichts für mich."

„Ich zweifle nicht an Deiner Aufrichtigkeit," sprach die
ngfrau, „aber Otto! die Menschen sind schwach, so schwach!
Versprechen geht warm und aufrichtig über die Lippen,
einige kurze Augenblicke, und es ist vergessen; die Liebe
nmt auf und reißt mit sich fort, und einige wenige kurze
ge, so verschwindet auch sie, und der geliebte Gegenstand?
er wird verlassen, thränenerblindet und verzweifelt, er
kt in der Einsamkeit hin und stirbt. Aber ich will Dir
uben," fügte sie hinzu, indem sie sich niederbeugte und eine
chviole pflückte, die am Rande der Quelle blühte. „Netze
inen Finger in dem Thautropfen, der in dieser Blume
nzt, und schwöre mir ewige Treue bei jenem Stern, der
t im Osten fällt."

Otto wandte sich nach Osten und bemerkte eine Stern-
uppe. Er hob seine Hand auf und schwur der Geliebten
ge Treue.

Da schrie wieder der Rabe und die beiden blauen Flam-
stiegen auf und zogen ein Lichtkreuz über Otto's Haupt;
mmen erklangen in der Luft, und folgendes Lied ließ sich
en:

Lichtpunkt, der jetzt niedersinkt,
Kugel, die im Fall erblinkt,
Des Allvaters Fluch Dich traf,
Stürzt hinunter Dich zur Straf'.
Nimm den Eid, der jetzt geschworen,
Mit Dir zu den dunkeln Thoren.
Wehe! wenn er nicht gehalten!
Schrecklich wird die Hölle walten!

Thräne in der Sommernacht,
Die im Blumenkelche lacht,
Tropfen Thau, der niedersank,
Als das Zauberlied erklang;
Dieser Eid, den Du gehöret,
Hat Dich jetzt in Hauch zerstöret.
Wehe! wenn er nicht gehalten!
Schrecklich wird die Hölle walten!

Bald fing die Morgenröthe an zu schimmern, da nahm das
dchen Abschied von Otto und er kehrte in seine Burg
ck. (Fortsetzung folgt.)

## Fanatismus eines Derwisch. *)

In der im Süden des Kaukasus belegenen Stadt Achalzik, welche die türkische Regierung durch den Tractat von Adrianopel an Rußland abgetreten hat, lebte Sehin Bei, ein Sohn des früheren türkischen Gouverneurs dieses Ortes. Sehin war erst sechszehn Jahre alt, als die Moskowiter seine Heimat in Besitz nahmen, aber sein in den Kerkern von Anapa gestorbener Vater hatte ihm seinen Haß gegen die Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens als Erbtheil hinterlassen. Bei jeder Gelegenheit gab der junge Mann seine Gesinnungen kund, blieb aber ungeachtet dieses eingewurzelten Hasses, oder vielmehr gerade wegen desselben, nach wie vor in Achalzik. Er war tanzender Derwisch geworden, eine Art von muselmännischen Mönchen, welche ihr Gebet zu Gott richten, während sie sich mit weit ausgestreckten Armen und mit zum Himmel gerichteten Augen in Kreuzesform unaufhörlich auf ihren Füßen herumdrehen. Das Unglück, das den jungen Mann betroffen hatte, seine Frömmigkeit, sein Eifer hatten ihm bei den altgläubigen Türken Achtung und Vertrauen erworben und sie verbeugten sich stets ehrfurchtsvoll vor ihm, wenn er in seinem Mantel von weißem Lammsfell und seinem aus gleichem Stoffe verfertigten Kolback, dem gewöhnlichen Costüm der tanzenden Derwische, durch die Straßen der Stadt ging. Gegen das Ende des Jahres 1840 indeß schloß sich der junge Derwisch, zum Erstaunen Aller, näher an die Russen an und suchte vorzugsweise die Gunst des General Grabbe, des Oberbefehlshabers der russischen Truppen, sich zu erwerben. Diese plötzliche Umwandlung erschien um so auffallender, da Sehin in dem General Grabbe, einem ausgezeichneten Officier und persönlich überaus tapfern Manne, mit Recht den gefährlichsten aller Giaurs (Ungläubigen) erblickte und mit vieler Wuth wiederholt sich dahin ausgesprochen hatte, daß, wenn der General nicht existirte, die Muselmänner leicht die Russen besiegen und das Land dem Großherrn wieder unterwerfen könnten.

General Grabbe zeigte sich, dem von seiner Regierung angenommenen System gemäß, stets ganz besonders wohlwollend gegen die Diener der Religion, welche in jenen Ländern einen so bedeutenden Einfluß auf die Gesinnungen des Volkes ausüben. Er kam daher dem jungen Derwisch sehr eifrig entgegen und dieser seinerseits ermangelte niemals, dem General, wenn er die Stadt besuchte, seine Aufwartung zu machen.

Obgleich General Grabbe sich gewöhnlich in seinem von der Stadt entfernten Hauptquartiere aufhielt, so stand er doch in sehr genauer Verbindung mit der jungen in Achalzik wohnenden Wittwe eines armenischen Juden, welche Esma-Kasla Ohlu hieß. Jedes Mal, wenn er nach Achalzik kam, wohnte er bei der hübschen Armenierin und in dem Hause derselben pflegte auch Sehin Bei den General zu besuchen. Das Gerücht von seiner Speichelleckerei hatte sich rasch in der Stadt verbreitet und das Volk, wie immer vorzugsweise geneigt, Alles im schlimmsten Sinne zu deuten, erklärte ganz unverholen, daß Sehin ein Spion, ein den Russen verkaufter Spitzbube sey, ein Heuchler, welcher sich seines ehrbaren Costüms nur bediene, um sein Vaterland bequemer verrathen und seinen Glauben den Fremden verkaufen zu können. Bald erlangte diese Ansicht so viel Consistenz, daß die Gläubigen es vermieden, mit dem Derwisch zusammenzutreffen, und der Iman (Priester) sich gezwungen sah, ihm den Eintritt in die Moschee zu verbieten. Sehin Bei beklagte sich darüber nicht, ließ durchaus keine Recrimi-

*) Aus der Gazette des Tribunaux.

nationen vernehmen, aber man bemerkte, daß seine Stimmung sich verdüsterte, wiewohl seine gewöhnliche Lebensweise dieselbe blieb.

Gegen Anfang des Monates September verbreitete sich in Achalzik das Gerücht, daß General Grabbe bald zur Stadt kommen werde, und daß man die Absicht hege, ihm ein prachtvolles Fest zu bereiten, zur Feier seiner Erhebung zum Großkreuz des St. Annen-Ordens, mit welchem ihn der Kaiser begnadigt hatte. Den russischen Officieren, welche ihm diese Nachricht mittheilten, antwortete Sehin Bei: „Ich werde an dem Feste ebenfalls Theil nehmen; der General ist mein Wohlthäter und vornehmster Beschützer; der unbedeutende Strauch muß auch seine Blume darreichen."

Sehin kaufte ein tscherkessisches Pferd von ausgezeichneter Schönheit, nahm Abschied von seiner Frau und seinen Kindern, steckte eine bedeutende Summe Geldes zu sich und machte sich allein auf den Weg nach Wed-Kafar, dem Stapelplatz jener Gegenden für alle Handels-Artikel, die aus Mekka, Antiochia, Aleppo und Kairo kommen. Als er seiner Frau Lebewohl sagte, wiederholte er mehrmals die folgenden Worte: „Ich will ein Geschenk einkaufen, aber weder für Dich, noch für meine Kinder, noch für mich, noch für die Meinigen."

Am 15. September Morgens, an dem Tage, welcher für den Empfang des Generals Grabbe angesetzt worden war, zeigte sich Sehin Bei zu Pferde auf dem großen Platze von Achalzik. Staub und Schaum bedeckten sein Pferd und gaben Zeugniß von der Schnelligkeit seines Rittes und der Beeilung seiner Ankunft. Ohne in seiner Wohnung vorzusprechen, begab er sich schleunigst in das Haus der Esma, in welchem der General wenige Augenblicke zuvor eingetroffen war; Sehin trat wie gewöhnlich ganz ungehindert ein, begab sich in das vornehmste Zimmer des Hauses und warf auf einen in der Mitte desselben stehenden Tisch ein umfangreiches Packet, indem er sich mit folgenden Worten an den General Grabbe wandte: „Mächtiger General, ich bringe Dir hier die reichsten und feinsten Gewebe Ostindiens; nimm sie als Geschenk von mir an und möge Gott Dich in diesem Leben erhalten und in jenem." (Fortsetzung folgt.)

## Dreisylbige Charade.

### Erste Sylbe.

Es ist ein Haus, das stets beweglich ist,
Es ist ein Haus, in dem du selbst wohl heimisch bist; —
Gar wechselnde Bewohner füllen dieß Gemach,
Vernichtet zieh'n sie ein, und andre folgen nach.
Bald ist's ein Thier, das in die Klüfte dringt,
Bald ist's ein Strom, der in die Tiefen sinkt,
Ja selbst die holde Pflanze stellt sich häufig ein,
Mit Strom und Thier vereinigt hier zu seyn.
Behaglich wird es dir, hast du den Kampf gerungen,
Mit freundlicher Gewalt sie alle Drei bezwungen, —
Doch wohnt ein hoher Gast in diesem Arbeitshaus; —
Beherrsche Dich im Kampf, sonst zieht er von dir aus;
Und stürzet sturmbewegt einst das Gebäude ein,
Es wird der hohe Gast stets unverwüstlich seyn.

### Die beiden letzten Sylben.

Ich bin ein Ding, bald groß, und öfter wohl noch klein,
Ich trete vornehm auf, und kann bescheiden seyn;
Ich lasse mich oft reich, bald wieder arm erblicken,
Ich dehne mich oft aus, bald bin ich zum Erdrücken,
Ich stell' mich zahlreich ein, bald bin ich gar nicht da,
Und weh' dem armen Schelm, der mich nur selten sah.
Aus Süden stamm' ich her, im Norden wohl gelitten,
Wird um mein bess'res Ich manchmal sehr warm gestritten;
Doch löse ich den Streit durch meine Gegenwart,
Wenn sich der frohe Kreis um uns're Menge schaart;
Die Noth ruft mich hervor, der Luxus wohl nicht minder,
Ich bin zur Lust und Plag' für alle Menschenkinder,
Die fremde Heimath macht mich stets empfehlenswerth,
Und selten geit' ich viel am eignen kleinen Heerd.
Geschrieben und gedruckt hab' ich mich anzukünden,
Es weiß mich jeder nach Belieben auszufinden.

### Das Ganze.

Das Ganze ist ein Ding, wie soll ich es wohl nennen;
Ein Jeder wird es selbst nach Lust und Wahl erkennen,
Es blickt der Mann wohl lächelnd noch auf das zurück,
Was ihm der Jugendtraum erscheinen ließ als Glück;
Der Liebe gleich, kann nur die Neigung es entfalten,
Oft tritt ein Wechsel ein, oft bleibt es auch beim Alten.
Natur und Kunst sind hier wohl oft im Streite,
Ein fein geschärfter Sinn legt die Natur bei Seite.
Die Mehrzahl nimmt's, wie sie es finden kann,
Die Uebersättigung legt andern Maßstab an.

Auflösung der Charade in Nro. 52.

F r ü h a u f.



## Geographischer Verein.

Freitag 25. Februar, Abends 7—8 Uhr: Ueber die klimatisch[en] und hydrographischen Verhältnisse der Berberei, von Hrn. Dr. Kriegk.

Samstag 26. Februar, Abends 7—8 Uhr: Ueber Georg Ra[pp] und die Harmoniten zu Economy in Pensylvanien, von Herrn [Dr.] Blumenthal.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 26. Februar. Die Puritaner, große Oper [in] 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Demoise[lle] Andersdorff, aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, №. 57. 26. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

So lange er nur gegen eine Erinnerung zu kämpfen gehabt, hatte sich der Herzog mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er durch sein edelmüthiges Betragen über ein Gefühl siegen werde, welches bei der Entfernung des Gegenstandes und bei der zarten Jugend seiner Frau, muthmaßlich nicht von langer Dauer seyn konnte. Aber sollten nun so viel Selbstverläugnung und so viele Opfer nur endlich dahin führen, einem anderen das Feld zu räumen, so blieb ihm Nichts übrig, als zu sterben.

Wie konnte er das Geheimniß aufhellen, und auf welche Weise fand sich St. Evremond darin verwebt? Um zu dem Schlüssel dieses Räthsels zu gelangen, hätte der Herzog von ganzem Herzen seine Stelle eines Großmeisters der Artillerie, nebst seiner Gouverneurstelle in der Bretagne gegeben, wenn ihm auch das Geheimniß das Herz zernagt und ihn mit Schmach bedeckt hätte. Inmitten der labyrinthischen Muthmaßungen, in denen er sich verwirrte, stieg plötzlich eine Erinnerung in ihm auf. Die Wahrsagerin, die ihn einst das Bildniß seiner Geliebten hatte blicken lassen, konnte sie ihm nicht auch diesmal zu Hülfe kommen? Es war freilich eine große Sünde, sich nochmals an ein solches Weib zu wenden, allein da ihn der Himmel verließ, so mußte er ja wohl zur Hölle seine Zuflucht nehmen. Es war finstere Nacht; kein Stern leuchtete am Himmel. Er ging selbst in die Garderobe, hüllte sich in einen großen Reisemantel, gelangte auf einer geheimen Treppe in den Garten, öffnete eine Thüre, wozu er allein den Schlüssel hatte, und befand sich hierauf in der Stadt. Unterwegs begegnete ihm eine Vinaigrette, welche unbesetzt war; er stieg hinein und ließ sich in die Vorstadt St. Antoine führen. Hier stieg er aus, und ging allein in die Vorstadt, schüchtern längs den Häusern hinschleichend. Als er an der Wohnung der Wahrsagerin anlangte, verlor er den Muth und war im Begriff, wieder umzukehren; aber Eifersucht und Neugierde spornten ihn aufs neue, und alle seine Kräfte sammelnd, schickte er sich schon an, zu klopfen, als er plötzlich das Schloß und die Riegel klirren hörte, die man von innen öffnete. Wohl vermuthend, es sey ein nächtlicher Besucher, der das Haus verließe, und aus Furcht, erkannt zu werden, trat er eiligst einige Schritte zurück, und duckte sich unter die Vorhalle eines Nachbarhauses. Da vernahm er nun gleichsam wie im Traume folgendes Gespräch, und erkannte ohne große Mühe die Stimme des Redenden.

„Wie!“ sagte man, „ich erweise Euch die Ehre, bei Euch zu Nacht zu speisen, nachdem ich von Euch dazu eingeladen worden, und Ihr schickt mich nüchtern wieder fort?“

„Unbesonnener!“ lautete die Antwort; „kein Wort weiter, und folgt mir. Mein Haus selbst ist für Euch nicht mehr sicher, und Ihr könntet hier verhaftet werden.“

„Verhaftet? Wie meint Ihr das?“

„Ihr habt auf meine Warnung nicht geachtet, Herr General, und jetzt ist Alles verloren. Wisset, daß das Original Eures Briefes über den pyrenäischen Frieden in einem Kästchen auf dem Schlosse der Frau Duplessis-Bellelièvre gefunden worden; daß Ihr gleich Herrn Fouquet des Hochverraths angeklagt seyd, und daß in diesem Augenblicke Eure Wohnung bereits von den Häschern durchsucht wird.“

„Großer Gott! was ist da zu machen?“

„Was Ihr einst dem jungen Alonzo de Lara riethet, als er unter dem Balkon der Fräulein Hortense von Mancini überrascht wurde.“

„Und die Mittel?“

„Ich habe für Alles gesorgt. Hier ist ein Paß nach Holland, unter einem falschen Namen, und hier in der Nähe wartet Eurer ein Wagen nebst Postpferden. Eine Nacht Vorsprung ist viel.“

„Abreisen! abreisen! meine liebe Madame Voisin! mein Vaterland verlassen und Alles was mir theuer ist!“

„Zieht Ihr vielleicht vor, Euren Kopf hier zu lassen? Es ist kein Augenblick zu verlieren. Lebt wohl, Herr von St. Evremond. O, ich weiß wohl, an wen Ihr denkt in diesem Augenblicke, und ich habe es Euch vorausgesagt, vor einem halben Jahr! — — Aber die Frau Herzogin kann Euch nicht angehören, so lange sie ihren hübschen Pagen im Herzen hat. Dies gereiche Euch zum Troste und jetzt macht Euch auf den Weg.“ — —

Der Herzog hörte nichts weiter; denn St. Evremond und die Wahrsagerin, nachdem sie dicht an ihm vorübergegangen und seinen Mantel gestreift, waren eben in einem Gassenwinkel verschwunden. Er kam alsbald aus seinem Verstecke hervor, und wie man wohl vermuthet, fand er nicht für gut, der Voisin den ihr zugedachten Besuch abzustatten. Kaum eine Stunde nachher, befand er sich wieder im Palast, und trat ins Gemach der Herzogin. Da ihre Frauen ihm den Durchgang verwehren wollten, sagte er barsch:

„Wohlan! kennt Ihr mich nicht? Ich bin der Herzog von Mazarin und begebe mich zu der Frau Herzogin.“

### XII.

Es gibt vielleicht keine schwerere Wissenschaft, als die, welche uns lehrt, das Herz der Weiber zu enträthseln. Ohne indeß ein großer Hexenmeister zu seyn, kann man annehmen, daß in psychologischer Hinsicht die Lage der schönen Hortense

sich bedeutend umgestaltet, seitdem sie Herzogin von Mazarin geworden. Durch seine Blödigkeit und sein schüchternes Betragen hatte der Herzog mehr gewonnen als der stolzeste Eroberer durch ein entgegengesetztes Betragen würde gewonnen haben. Man bemitleidete ihn, und vom Mitleid zur Liebe ist oft nur ein Schritt. Auch ist die Zeit in allen Dingen eine mächtige Helferin. „Die Zeit und ich," pflegte der Cardinal Mazarin zu sagen; die Zeit **allein** hat aber auch ihren mächtigen Einfluß. Auch verlor der schöne Page durch die Abwesenheit nothwendigerweise Alles, was der Herzog durch die Gegenwart gewann. Kurz, die Angelegenheiten des Letztern hatten den besten Fortgang; allein es gibt Leute, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie unter einem bösen Gestirn geboren sind, so unerbittlich verfolgt sie die Fatalität auf ihren Schritten. Hätte der Herzog einige Tage länger in seinem bisherigen Systeme ausgedauert, vielleicht würde ihn die Herzogin geliebt haben; allein die Geduld ging ihm aus, und indem er den Sieg übereilen wollte, entging ihm dieser auf immer. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Octoberfest zu Rom.

Von J. Heitmann.

(Fortsetzung.)

Von jetzt an fand er sich jede Nacht zur Mitternachtsstunde an der Winfrieds-Quelle ein und traf dort die Geliebte. Lange erfüllte ihn eine vollkommene Zufriedenheit. Seine Wünsche kannten kein höheres Ziel, als sie zu sehen und ihre Stimme zu hören, die wie schmelzende Harfentöne klang, und in ihre reinen feurigen Augen schauend die Zeit in unendlicher Seligkeit hinzuträumen. Aber der Mensch kann dem nicht entgehen, ein Mensch zu bleiben. Seine Liebe begann zuletzt eine eigennützigere Richtung anzunehmen, er sehnte sich nach einer innigeren Vereinigung. Das Mystische, was über der Geliebten ruhte, gab ihm oft Zweifel ein, die bisweilen zur Angst stiegen; er nahm sich vor, sie auf die Probe zu stellen, und eines Abends bat er sie, ihm eine Zusammenkunft zu einer anderen Zeit und an einem weniger einsam gelegenen Orte zu gewähren; aber sie schlug es aus, zwar mit Zärtlichkeit, doch mit Festigkeit. Mehrmals kam er auf dieselbe Forderung zurück und wiederholte sie mit immer steigender Wärme, denn der Zweifel wuchs unaufhörlich bei ihm; aber sie entschuldigte sich, und da sich zuletzt der Unmuth auf Otto's Gesicht zeigte, erblaßte sie, warf einen ungewissen forschenden Blick auf ihn, schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe, und ein langer und tiefer Seufzer drängte sich hervor. Einige Tage nachher kam Otto auf dieselbe Bitte zurück, und als sie ihm dieselbe wieder versagte, verließ er sie im Unwillen, ungeachtet der flehenden Blicke ihres thränenvollen Auges, ungeachtet ihres schmerzbewegten Erbleichens und ihrer wehmüthigen Mienen.

Die nächste Nacht war eine jener ruhigen Sommernächte, wo man glaubt, die Stille selbst hören zu können, die nur unterbrochen wird, wenn die Drossel vom Gipfel der Birke aus ihre klagenden Töne sendet, oder wenn man selbst sich ein leises Liedchen trillert — eine jener Sommernächte, wo eine Kindeserinnerung nach der andern in der Seele auftaucht, und wo das ganze Leben farbenreich, reizend und wunderbar wie ein Traum vorüber zu ziehen scheint. Der Mond stand rund und klar am Himmelsbogen, die Mitternachtsstunde schlug in der Klosterkirche, aber Otto war noch nicht an der Winfrieds-Quelle, und als er zu spät dort ankam, wurde er auf das heftigste ergriffen. Die Jungfrau, die er so innig geliebt, saß am Rande der Quelle, und den Kopf, der in den weißen Händen ruhte, beugte sie über die Wasserfläche, die dann und wann glänzend sich kräuselte; — ihre langen Lock hingen aufgelöst über die Wangen herunter. Otto nähe sich; aber sie bemerkte ihn nicht. Er hörte, wie sie bitterl weinte, und er sah, wie eine schwere Thräne nach der ande in die Quelle sank und einen Kreis auf der Wasserfläche b dete. Da schmolz sein Unwille; Reue und Mitleid ergr ihn und seine Liebe erwachte auf's Neue wieder so hefti daß sie warm und uneigennützig, wie am ersten Tage wur Er bog sich zu ihr nieder und sagte mit der zärtlichsten The nahme: „O, Geliebte, weine nicht!"

Sie erhob sich und kämpfte mit sich, um ihr Schluchzen stillen und ihre Thränen zurückzuhalten, und vermochte endli hervorzustammeln: „Otto! Du hast mich gestern schmerzli verwundet!"

Otto warf einen Blick voll tiefer Reue auf sie, und er e starrte vom Schreck, als er die große Veränderung bemerk die ihre Gesichtszüge in diesem einzigen Tage erfahren ha ten. Sie waren noch so reizend als je zuvor; aber das G präge des tiefsten innern Schmerzes hatte sich ihnen aufg drückt. Otto bemühte sich, sie zu trösten, seine Worte trug den Ausdruck der innigsten Liebe und Zärtlichkeit, und ba verschwand die schwarze Wolke, die auf ihr geruht; eine vo kommene innere Zufriedenheit erheiterte wieder ihr Angesich sie wurde sanft und ruhig wie früher.

Einige Augenblicke schwanden jetzt für Otto wieder hi wie sie den ersten Tagen seiner Liebe gehört, aber wie er jetzt in langer Zeit entbehrt, Augenblicke, so voll von Wonn daß Erinnerung und Hoffnung, Vergangenheit und Zukun verschwinden, und das ganze Daseyn sich in der Gegenwa verliert. Da hörte er einen Raben schreien und der Zweif begann wieder in seinem Busen aufzutauchen, und er wuch bis er unbezähmbar wurde; er beschloß zur Gewißheit üb seine Geliebte zu kommen, es koste, was es wolle.

Die Morgenstrahlen begannen bald die Gipfel der Bäum zu röthen, und als sie Miene machte, Abschied zu nehme streckte Otto seine Arme aus, um sie an sein Herz zu drücke Aber als er sie zärtlich umschloß, da fühlte er dasselbe ka Grausen, das ihm schon mehrere Male überkommen, sein ganzen Körper kälter als jemals durchlaufen; seine Besinnun verließ ihn, doch ehe sie gänzlich schwand, hörte er ein durchdringenden Schrei und einige Augenblicke nachher, ei Plätschern in der Quelle, als wenn Jemand hineinstürz Bald breitete sich eine tiefe Nacht über seinen Blick und stürzte bewußtlos nieder.

Als er wieder zu sich selbst kam, stand die Sonne sch hoch am Himmel, er erhob sich und wanderte düster und mi muthig nach seiner Burg zurück. Mehrere Abende hinter ei ander fand er sich wieder ein, aber die Geliebte traf er nic Da hörte er zuletzt mit seinen nächtlichen Besuchen hier au Nicht, daß die Sehnsucht so rasch verschwunden wäre, nei in der Zeit, die auf jene Nacht folgte, war sie vielleicht he tiger als je gewesen, denn die Reue, selbst sein Glück ze stört zu haben, verband sich mit seiner Liebe und machte i stärker; außerdem fühlte er sich durch das Ungewisse, da über der Geliebten und ihrem Schicksal schwebte, angezoge aber jedesmal, wenn er sich jetzt der Quelle näherte, wur er von einem unerklärlichen Schrecken überwältigt, den er si vergebens zu beherrschen strebte; und dies war es, was i zurückhielt. Der Mensch ist das Kind der Vergessenheit, ke Wunder also, daß Otto's Liebe, als er sich jetzt wieder in da Getümmel zu mengen, sich nach neuen Lorbeern zu sehn und sie zu erkämpfen anfing, sich nach und nach verlor. Sel die Erinnerung an den ersten kurzen Herzensrausch sein Jugend verschwand. Sie fand sich nur noch in den düste Augenblicken ein, wo das Leben wie eine rabenschwarze Nac vor ihm lag; wenn die ganze Welt um ihn her sich ihm u

harmonisch und mißtönend darstellte; wenn der Gedanke, der in die Zukunft schaute, wie an dem Rande eines tiefen Abgrundes da stand und mit Grausen zurückbebte. In solchen Augenblicken sah Otto eine bleiche Gestalt sich erheben, er erkannte die schönen Züge, über welche ein trauriges Lächeln sich wie ein Wiederschein verbreitete, den eine Seele von sich warf, welche in den Erinnerungen glücklicher Tage sich wiegte; — und die kleine Hand hob sich auf und winkte ihm; — und ein Theil seines eignen Lebens lag vor ihm, jene farbenreichen Tage, wo Alles noch Lust und Sehnsucht war; — und Otto schaute nach dem bleichen Bilde hin, bis sein Auge eine Thräne wurde, bis die Gedanken schwanden und seinen Busen die Verzweiflung ergriff; da streckte er seine Arme aus, um es zu erfassen, aber vergebens, eine unbesiegbare Scheidewand lag dazwischen. In einem dieser Augenblicke verließ er seine Burg und wandte seine Schritte nach der naheliegenden Klosterkirche; er hoffte dort Trost und Erleichterung zu finden.

Als er in die Kirche trat, begann schon das Abenddunkel, die Mönche waren eben zum Gottesdienst versammelt, und es wurde eins jener alten rührenden Lieder gesungen. Die Orgel begleitete den Gesang, ihre mächtigen Wellentöne wogten langsam und majestätisch die hohen Wölbungen hinunter; sie rissen Otto's Seele mit sich dahin und erhoben sie zur Andacht. Da warf er zufällig den Blick auf ein junges Frauenzimmer, das in der Nähe kniete, und seine Andacht ward inniger, denn die vollkommenste kindliche Unschuld weilte auf den sanften Zügen; die tiefste Rührung lag in ihrem Gesicht und eine Thräne glänzte in ihrem großen Auge. Welche Perle schimmert wohl reiner und fesselt stärker als die feuchte Perle solcher Gefühle; Otto fühlte sich tief bewegt und mächtig angezogen. (Schluß folgt.)

---

## Fanatismus eines Derwisch.

(Fortsetzung.)

Die junge armenische Wittwe und ihre Frauen machten sich sogleich über das geheimnißvolle Packet her, als Sehin dasselbe auf den Tisch gelegt hatte. Nachdem sie die Verpackung aufgeschnitten hatten, untersuchten sie die kostbaren darin enthaltenen Kaschemir-Shawls, schlugen sie auseinander, wandten sie um Hüften und Haupt und bewunderten die Schönheit und Feinheit des Stoffes. Während dieser Zeit verhielt sich Sehin ganz passiv, blickte indeß von Zeit zu Zeit nach dem General hin und forderte ihn endlich auf, sich selbst von der Vorzüglichkeit der Kaschemirs zu überzeugen: „Sieh', fühle, General," sagte er zu ihm, „möge Mahomed Dich schützen und Du wirst unter Deinen Fingern das zarteste Gewebe fühlen, das jemals die Sonne beschienen hat."

Drei Mal wiederholte Sehin diese Aufforderung in etwas ungeduldiger Weise. „Du siehst, Derwisch," entgegnete ihm der General, indem er ihm seine rechte Hand entgegenstreckte, „daß ich mir die Hand verletzt habe; das Blut auf meinen Fingern und meinen Handschuhen würde die Farben Deiner kostbaren Stoffe verderben; aber," fügte er hinzu, um sich dem Derwisch gefällig zu zeigen, „ich will meine Hand sogleich in Essig tauchen und dann wiederkommen, um an der Bewunderung der jungen Frauen Theil nehmen zu können."

„Löwenblut befleckt nicht," erwiederte Sehin; „im Gegentheil, es bringt Ehre, es verschönert die Standarte des Kriegers und die Trophäen der Liebe."

„Ich glaube Dir's gern," sagte lächelnd der General, „aber ich bin weder ein Löwe, noch ein Verliebter, und würde mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich ein Gewand, das die Schönheit so hoch schätzt, mit Blut beflecken wollte."

General Grabbe, der sich bei diesen Worten entfernte, hatte sich wirklich am Morgen dieses Tages leicht an der Hand verletzt. Das ihm eben erst verliehene Großkreuz des St. Annenordens, welches er, dem Brauche gemäß, am Halse trug, hatte sich durch die Bewegung des Pferdes in das Commandeurkreuz des polnischen weißen Adlerordens verwickelt und eine der scharfen Spitzen eines der beiden Orden war ihm, als er im Galopp die beiden Ordenszeichen wieder auseinander zu bringen suchte, in den Zeigefinger gedrungen. Das Blut aus dieser übrigens ganz unbedeutenden Wunde war unaufhörlich herabgequollen bis zu dem Augenblicke, wo er sich entfernte, um die Blutung zu stillen.

Als nach Verlauf einer Viertelstunde der General wieder in's Zimmer trat, stürzte ein Kosackenoffizier in's Haus und schrie, der Feind habe unerwartet die Linien angegriffen und bereits die Avantgarde über den Haufen geworfen. Statt aller Antwort stieg General Grabbe ohne Abschied zu nehmen, schleunigst die Stufen der Vorhalle hinab, schwang sich auf's Pferd, zog den Säbel und ritt davon.

Auf diese plötzliche Entfernung folgte eine unruhige Bewegung unter den Anwesenden, von der man indeß bald zurückkam, weil dergleichen Ueberfälle häufig stattfinden und in der Regel mit geringer Mühe zurückgewiesen werden. Sehin aber wurde plötzlich bleich, seine Augen glühten, krampfhaftes Zittern schien seinen ganzen Körper zu erfassen, Thränen der Wuth flossen über seine Wangen und er rief mit mächtiger Stimme aus: „Ja, ja! der Giaur soll am Leben bleiben. Allah will es; Ihr aber, Ihr Frauen, hört; Jumudiar (die Pest) ist Euer Gast; ich habe sie mit den Shawls eingeschleppt, welche zu berühren Schaitan (der Teufel) den Moskowiter verhindert hat."

Gegen die Gewohnheit der Muselmänner sprach Sehin diese Worte mit großer Schnelligkeit, stürzte dann plötzlich nach dem Balcon des Hauses, vor welchem eine große Menge Volkes versammelt war, und schrie: „Hört mich, hört mich, Ihr Anhänger Mahomed's! Gott ist Gott und Mahomed ist sein Prophet! Nein, ich bin kein Diener der Giaurs, ich bin ihr Feind; bald werdet Ihr erfahren, was ich gethan habe, um sie zu vernichten.

Schrecken ergriff das Volk, das nach allen Seiten hin auseinander flob und das Geschrei der Menge mischte sich in den Kanonendonner, der von den Vorposten her erschallte. Der Gouverneur, als er erfahren, was geschehen sey, zog in aller Eile mit einem Bataillon mit gefälltem Bayonette heran. Er ließ um das verpestete Haus einen Cordon ziehen und befahl, ungeachtet aller Betheuerungen Sehin's, daß er sein eigenes Haus nicht betreten habe, daß dessen Frau, seine beiden Kinder und Diener die Quarantaine im Hause der jungen armenischen Wittwe abhalten sollten.

Durch diesen mit Donnerstimme ausgesprochenen Urtheilsspruch wurde bei Sehin Bei das Gefühl des Gatten und Vaters lebhaft erweckt; er wollte sich dem Gouverneur zu Füßen werfen, aber die Bayonette verweigerten ihm den Zugang. Er mußte sich seinem Schicksale ergeben, und dem Schreckensbefehle geschah Genüge. Die Quarantaine wurde auf das Strengste beobachtet, wie dies in jenen russischen Provinzen der Brauch ist, in welche eben dieser Strenge wegen, ungeachtet der Nähe des furchtbaren Gastes in der Türkei, die Pest doch selten eindringt. Erst am siebenten Tage brach die Krankheit in dem Hause aus und ihre Wirkungen waren schrecklich; der Gouverneur hatte befohlen, daß die Frau Sehin's alle an der Pest erkrankten Frauen, Sehin selbst aber die Männer bedienen solle. Von allen in der Quarantaine befindlichen Personen kamen nur wenige mit dem Leben davon, unter ihnen ein Adjutant des Gene-

rals Grabbe, der schon früher einmal die Pest gehabt hatte, eine alte Frau und Sehin selbst, der Urheber so vielen Unheils und so großer Leiden. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Diebstahl aus Zerstreuung.) Ein junges Mädchen, Namens Miß Allen, Tochter des reichen Obersten Hrn. Allen, erschien, wie der „Globe" berichtet, vor dem Geschwornengericht zu Cheltenham, in der Landschaft Glocester, des Diebstahls beschuldigt, und der Sitzungssaal war mit einer ungeheuern Menge von Menschen angefüllt. Als der Name der Miß Allen aufgerufen wurde, trat die junge Dame herein, in Begleitung ihrer Mutter und ein'ger Hausfreunde, die eine große Besorgniß für sie äußerten. Sie war sehr elegant gekleidet, doch verhüllte sie ihr Gesicht in einem dichten Creppschleier. Als sie vor den Richtern erschien, zitterte sie so heftig, daß der Gefängnißschließer sie unterstützen mußte; der Präsident befahl ihr einen Stuhl zu reichen, und auf seine erste Anfrage erwiederte sie mit schwacher Stimme: sie sey nicht schuldig. Die Anklage gegen sie lautete: daß sie am 22 November v. J. sich in dem Laden eines Materialienhändlers, Namens Joslin, eingefunden und gefragt hatte, ob der Herr zu Hause sey? Als dieses verneint wurde, ging sie fort, kehrte jedoch bald zurück und bat den Ladendiener um die Erlaubniß, hier warten zu dürfen. Der Ladendiener ging unterdessen in das Nebenzimmer, stellte sich daselbst vor einen Spiegel, in welchem man Alles sehen konnte, was in dem Laden vorging. Hier bemerkte er, daß die Angeklagte sich zu dem Waarentische hinschlich, ein Packet mit wohlriechenden Sachen nahm und unter ihren Mantel verbarg. Als kurz darauf Hr. Joslin nach Hause kam, sagte ihm der Ladendiener was vorgefallen, und der Kaufmann klagte die junge Dame des Diebstahls an. Sie läugnete anfänglich, doch als Hr. Joslin nach einem Polizeimann sandte, gab sie die Sachen mit der Versicherung heraus, sie sey so zerstreut gewesen, daß sie nicht gewußt, was sie that. Es wurde auch bei den Gerichtsdebatten durch ärztliche Zeugnisse und andere Zeugenaussagen bestätigt, daß das junge Mädchen einer großen Zerstreuung und Verstandesschwäche unterworfen sey, worauf die Geschwornen nach kurzer Berathung die Angeklagte frei sprachen.

*** (Eine Tragödie aus dem Leben.) Vor einigen Tagen starb zu Paris eine junge Schauspielerin, Dem. Estival, welche früher auf den kleinen Bühnen daselbst mit vielem Beifall aufgetreten war. Erst fünfundzwanzig Jahre alt, war sie doch schon solcher Dürftigkeit anheim gefallen, daß sie nach schrecklichen Leiden ihr junges Leben in einem Spital verhauchen mußte. Dem. Estival war schön, anmuthig, verständig, und ihre ersten theatralischen Versuche gaben die Bürgschaft künftiger Auszeichnung, als ein eigenthümliches Verhältniß sie bestimmte, Paris plötzlich zu verlassen, und ein Engagement auf einer Londoner Bühne anzunehmen. Ein junger Mann, der sich Graf v. Bonconrt nannte, den Orden der Ehrenlegion trug, und den Titel eines Oberforstmeisters führte, hatte der jungen Schauspielerin seine Huldigungen dargebracht, und durch bedeutende Geschenke ihre Gunst gewonnen. Dieser angebliche Graf war aber Niemand anders, als ein gewisser Henri Journet, der früher wegen Fälschung zu fün'jähriger Kettenstrafe verurtheilt worden war, darauf abwechselnd als Unteroffizier in einem Kavallerieregiment und als Lackei gedient, und zuletzt seinem Herrn 50,000 Frcs. und eine bedeutende Menge Kleinodien entwendet hatte. Am 25. Oktober 1836 wurde Journet zu 20 Jahren Strafarbeit verurtheilt. Dem. Estival, welche von ihm eine ansehnliche Summe und den größten Theil der geraubten Kostbarkeiten (ohne deren unlautern Ursprung zu vermuthen) erhalten hatte, war als Zeugin vorgeladen worden, hatte sich jedoch, um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, eiligst nach England begeben. Vor einigen Monaten wurde indeß ihr Gesundheitszustand in Folge ihrer Nachtwachen, ihrer Lebensweise und vielleicht auch geheimer Gewissensbisse so bedenklich, daß ihr die Aerzte die heimathliche Luft als letztes Heilmittel anriethen. Sie kehrte nach Paris zurück; doch hier fand sie Alles verändert: auch sie war nicht mehr dieselbe. Den unablässigen Schmerzen eines Brustleidens preisgegeben, erschöpfte sie bald ihre Hilfsquellen, und sah sich genöthigt, unter falschem Namen in einem Spital Zuflucht zu suchen. Vier Monate lang erwartete sie ruhig und ergeben ihr Ende, und weigerte sich standhaft, irgend Einen von Denen zu sich berufen zu lassen, welche sie im Glanze der Schönheit und des Glückes gekannt hatten. Vor einigen Tagen jedoch, da sie sich ihrem Ende nahe fühlte, nannte sie auf die Bitten der sie pflegenden barmherzigen Schwester den Namen eines Mannes von welchem sie früher Beweise aufrichtiger Zuneigung erhalten hatte. Dieser, es war der Vicomte ***, begab sich sogleich in das Spital. Bei seinem Eintritt bewegte ein leises Lächeln die Lippen der Sterbenden; sie dankte ihm mit gerührter Stimme, bat ihn um Verzeihung, und erklärte, daß sie nun ruhig sterbe, da er ihr Andenken nicht von sich gewiesen habe. Eine Stunde darauf war die einst gefei'erte Schauspielerin, das blühende Mädchen in der Zufluchtsstätte der Armuth verschieden. (N. C.)

## Frankfurt. —

Nächsten Montag wird zum Vortheile des Herrn Dettmer eine Darstellung auf hiesiger Bühne stattfinden, welche den Theaterfreunden einen heitern Abend verspricht: Holberg's „politischer Zinngießer" in neuer Bearbeitung von Birnbaum, mit einigen Episoden (der bekannten drolligen Nasenharmonica und einem von dem Beneficiaten trefflich komponirten Rheinweinlied) ausgeschmückt, wird gewiß um eine so zahlreicheres Publikum herbeiführen, da das ergötzliche Stück die letzte Benefizvorstellung des so beliebten Sängers seyn wird, der uns schon so manchen Genuß verschafft und nun bald von einer Bühne scheidet, die ihn zu ihren schönsten Zierden zählte.

## Zweisylbige Charade.

Das erste Ding beweglich ist
Und gar zu gern den Takt vergißt.
Das Zweit' in keinem Haus vermißt,
Stets als Geschenk mit Recht verdrießt.
Das Ganze mit Gewalt und List
Das Erste weislich oft verschließt.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 26. Februar. Ueber Ehrenberg's neueste Entdeckungen fossiler Infusorien. — Vorzeigung verschiedener galvanoplastischer Gegenstände.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 26. Februar. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Demoiselle Rudersdorff, aus Mailand.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 58. 27. Februar 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach dem verhängnißvollen Abende, wo Armand als Gebieter in das Schlafgemach seiner Frau gedrungen war, schrieb diese an ihre Schwester einen Brief, der dem früheren, den sie in Tausend Stücke zerrissen und in den Wind geworfen hatte, nicht im Mindesten ähnlich war; hier folgt der Anfang: „Marie! gute Marie! Wie sehr hattest Du Recht, als Du mir bei Deiner Abreise sagtest, ich würde noch unglücklicher seyn, als Du.“ — — Ist es nöthig, hinzuzufügen, daß in diesem Briefe mehrmals von dem schönen Pagen die Rede war, ohne daß ein Wort darauf hindeutete, als sey Hortense bereit, ihm sein Wort gegen das ihrige zurückzugeben! Daß sie dieses Wort, ach! ohne ihren Willen gebrochen, darüber vergoß sie heiße Thränen. Arme Hortense! Wie verändert ist seit diesem Augenblick ihre Lage! Der Herzog ist nicht mehr für sie der zärtliche, unterwürfige Liebhaber, den sie mit einem Winke ruft und entfernt! Die Fehler, die bis jetzt im Keime bei ihm geblieben, entwickelten sich mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen. Seine Furchtsamkeit hat sich in Mißtrauen verwandelt, seine Eifersucht steigert sich bis zum Lächerlichen; seine Frömmigkeit artet in unaus-[l]ebliche Bigotterie aus. Wohl fühlend, daß ihn seine Frau nicht liebe, umgibt er sie mit Spionen, die ihn von jedem ihrer Schritte und Worte in Kenntniß setzen. Frau von Venelle, die ehemalige Gouvernante der Nichten des Cardinals, mußte ihr früheres Amt wieder übernehmen. Allein trotz ihrer strengen Obhut, überredet sich der Herzog bald, der Palast Mazarin sey für eine junge Frau ein schlimmer Aufenthalt: er liegt so nah beim Louvre, daß wenn die jungen Blondins vom großen Lever kommen, sie nicht umhin können, den schönen Augen der Frau Herzogin zu huldigen. Er beschloß, dem Unfug abzuhelfen. Eines Tages wird Hortense, fast unvermuthet, in den finstern Palast des Arsenals gebracht; hier ist der Herzog allmächtig, als Großmeister der Artillerie. Nie war die Consigne so streng gewesen, selbst nicht zu Zeiten des ernsten Sully; nie sah man dort eine solche Menge von Schildwachen. Jeder Tag bringt neue Besorgnisse und neue Maßregeln. Herr von Polastron, der Hauptmann von der Garde, kann vor Müdigkeit kaum sich aufrecht erhalten. Und es ist dies nicht, wie man denken könnte, ein hyperbolisches Anhäufen mehr oder weniger wahrscheinlicher Umstände, welche die fieberhafte Phantasie eines Romandichters erzeugt. Es existirt in einem der Säle der königlichen Bibliothek (ehemals das Palais Mazarin), wer weiß, vielleicht in dem Gemache der Herzogin von Mazarin, eine kleine, in Köln vor hundertsechsundsechzig Jahren (1675) gedruckte Schrift, worin unsere Heldin selbst alle besonderen Umstände ihres abgeschiedenen Lebens aufgezeichnet hat. „Ich konnte nicht mit einem Bedienten reden, oder er wurde den anderen Tag fortgeschickt. Besuchte mich ein Mann zweimal hintereinander, so wurde ihm das Haus verschlossen. Er (der Herzog) hätte verlangt, daß ich Niemand auf der ganzen Welt, als ihn sähe. Besonders konnte er nicht leiden, daß ich mit seinen Verwandten verkehrte, noch mit den meinigen, weil diese dann sich zu meinen Gunsten aussprachen, und jene sein Betragen eben so wenig billigten, als meine Angehörigen. Im Arsenal wohnte ich lange mit Frau von Oradous, seiner Cousine, zusammen, ohne daß es mir erlaubt gewesen, sie zu sprechen. Bald war es eine Sünde, mit meinen Frauen Blindekuh zu spielen; bald zu spät, zu Bett zu gehen; dies waren die zwei einzigen Gründe zur Klage, die er vorbringen konnte, als Herr Colbert sie *alle* wissen wollte. Oft war es (so sagte er) eine Gewissenssache, mich spazieren oder gar in die Comödie gehen zu lassen. Ein andermal war mein Gebet zu kurz. Genug, er hatte einen solchen Kummer hinsichtlich meiner, daß, wenn man ihn gefragt, wie er denn wolle, daß ich leben sollte, er sich mit sich selbst nicht hätte verständigen können. Wenn seine Liebe zu mir ihn zwang, mich auf eine so seltsame Weise zu behandeln, so wäre es für uns Beide zu wünschen gewesen, daß er mich mit seiner Gleichgültigkeit beehrt.“

Wer von Beiden, Armand oder Hortense, war am meisten zu bedauern? Was uns betrifft, wir gestehen in der ganzen Aufrichtigkeit unseres Herzens, daß dieser arme Herzog, der sich unaufhörlich in hoffnungsloser Liebe verzehrt, zu der sich alle Qualen eines unruhigen, geängstigten Besitzes gesellen, uns mehr Mitleid zu verdienen scheint, als seine junge liebenswürdige Frau, ob sie gleich im Arsenal eingesperrt ist, wie eine Gefangene. Wenn auch für sie die Gegenwart düster ist, so lebt ihr in der Vergangenheit eine süße Erinnerung und in der Zukunft vielleicht gar manche Hoffnung. Hätte der Herzog seiner Frau einige Freiheit gelassen, so würde er seinem abwesenden Nebenbuhler nicht so gefährliche Waffen gegen sich in die Hände geliefert haben. Vielleicht wäre nach Verlauf von zwei Jahren der Page vollständig vergessen gewesen. Und was die übrigen Mitbewerber betrifft, die jener wundervolle Hof Ludwig's XIV. bei seiner Morgenröthe darbot, so ist's erlaubt, zu vermuthen, daß ihnen Hortense widerstanden haben würde. Sie hatte nicht vom Himmel jenes glühende Gefühl erhalten, welches ihre Schwester, die Colonna, ins Unglück stürzte; sie hatte zu viel Phantasie, um ein zärtliches Herz zu haben; von Italien's Sonne, die blos ihre Wiege beschienen, hatte sie blos einen *äußeren* Widerschein angenommen. Ihr verdankte sie ohne Zweifel die Rein-

heit der Formen, die regelmäßigen Linien, die plastische Schönheit, welche ihre Zeitgenossen an ihr bewunderten; allein in ihrem Innern fühlte sie den Einfluß der französischen Sonne, sie war ganz Französin geworden durch Grazie, Geist, Leichtsinn und Koketterie. Sie liebte die Belustigungen und Feste, und die Eifersucht ihres Mannes zwang sie, ihre Frauen Theil an ihren Vergnügungen nehmen zu lassen, wie wir eben gelesen. Sie fühlte einen unwiderstehlichen Hang zur Verschwendung, und sie erzählt selbst, daß sie oft nicht gewußt, was sie mit ihrem Geld anfangen sollte und sie habe es oft durch das Fenster ihren Lakayen zugeworfen. (Forts. folgt.)

## Das Octoberfest zu Rom.

Von J. Heitmann.

(Schluß.)

Einige Tage darauf versammelte ein Tournier die Ritterschaft der ganzen Umgegend, auch Otto war zugegen. Jugendliche Kraft schwellte seine Glieder, und Muth und Ehrgeiz wogten in seiner Brust; einen großen Theil des Tages wehte sein Helmbusch stolz und siegreich innerhalb der Schranken. Manche Lanze bog sich an seinem Panzer und sprang entzwei; manches kräftige Roß warf er rückwärts nieder und Mancher sank ihm gegenüber in den Staub, und mußte den Kampfkreis schmachvoll und beschämt verlassen. — Nachdem er eben wieder einen starken Gegner besiegt, wandte er sein triumphirendes Auge nach den Logen, von welchen die Damen den Streit betrachteten. Aber wessen Blick ist es, der den seinigen begegnet? Und weßhalb zieht sich derselbe so verwirrt zurück? Und weßhalb diese fieberhafte Röthe auf den schönen Wangen? — Otto hatte das junge Mädchen aus der Klosterkirche wieder erkannt.

Er verlor auf einmal die Lust, noch länger am Kampfspiel Theil zu nehmen und begab sich bald aus den Schranken hinaus. Er erkundigte sich, wer die junge Dame wäre, und erfuhr, daß sie die Tochter eines in der Nachbarschaft wohnenden Ritters sey.

Von nun an ergriff er jede Veranlassung, um mit ihr zusammenzukommen, und bald knüpfte sich ein zärtliches Verhältniß zwischen ihnen an; er forderte sie von dem Vater zur Gemahlin, und dieser gab seine Einwilligung.

Seine Hochzeit wurde nicht lange darauf auf Rosenberg gefeiert. Es war ein schöner Herbsttag. Zeitig näherten sich an dem Tage die Ritter und adeligen Damen in glänzenden, bunten Anzügen der Burg; Alles, was sich von Vornehmen in der Gegend befand, war eingeladen worden.

Nach dem Mahle versammelte sich die Gesellschaft in der langen gewölbten Halle; die Instrumente ertönten und der Tanz begann. Die Nacht war schon herabgesunken, aus den hohen Fenstern der stark erleuchteten Halle warf sich ein langer glänzender Schein auf die gegenüber liegenden Hügel und unten über den Rhein, welcher schimmerte, indem er vorbeiströmte, als wenn auch er an der allgemeinen Freude Theil nähme.

Oben im Saale ließen Jung und Alt sich von den wirbelnden Tönen hinreißen, drehten sich leicht herum und sprangen fröhlich auf und nieder. Hier war manche Wange, die erröthete, mancher umschlingende Arm, manches Auge, das funkelte, und ab und zu eine Hand, welche drückte, und ein Gesicht, welches erblaßte. Nur Otto hielt sich vom Getümmel der Tanzenden zurück. Er saß an Clotildens Seite und ihre Hand hielt er in der seinigen; bisweilen flüsterte er ihr zärtlich zu, und dann schlug sie den Blick nieder oder lauschte erröthend, oder sie sah ihn an und lächelte und seufzte.

Zuletzt begannen die Lichter schwächer zu schimmern, als wenn sie müde und schläfrig geworden wären; die Instrumente ertönten noch einmal, und der alte Ritter von Rosenberg führte seine Tochter zu dem letzten Tanze auf. Otto verließ seinen Sitz, lehnte sich gegen eine Säule und folgte Clotilden mit seinem Blick. Die Musik rauschte und die Tanzenden bewegten sich munter; endlich begann die letzte Tour. Aber plötzlich wird Otto bleich, große Schweißtropfen stehen auf seiner sich zusammenziehenden Stirn, starr und wild wirft er den Blick in die Nacht hinaus und seine Hand sucht nach des Schwertes Griff; und horch! welcher Lärm unten im Hofe! Er näherte sich, Alles im Saale steht wie versteinert, die Musik hört auf; die Thüren öffnen sich, und ein Windhauch bläst kalt und pfeifend herein und löscht in einem Augenblick die Lichter aus. Alles ist still, aber plötzlich hört man einen durchdringenden Schrei, darauf ein schwaches Stöhnen, — und wieder wird es stille. Und als endlich die Dienerschaft mit angezündeten Fackeln hereindringt, welch gräßlicher Anblick! Die schöne Clotilde bleich und todt zu den Füßen des Vaters hingestreckt, — und Otto? er wirft noch einen starren, wilden Blick in den Saal, aber bald öffnet er die Lippen, redet mit lauter Donnerstimme unverständliche Worte, eilt hinaus, — und von diesem Augenblick wurde er nie mehr gesehen. —

## Fanatismus eines Derwisch.

(Schluß.)

Mit stoischem Gleichmuthe blickte Sehin-Bei auf den Tod seiner Frau und seiner Kinder hin. Aber wenige Tage nachher trat die Natur wieder in ihre Rechte ein. Man sah den unglücklichen Derwisch sich das Haupt- und Bart-Haar ausraufen, und sich im Staube wälzen, während er ein furchtbares Geheul ausstieß. Aber selbst in seinem tiefsten Schmerze fluchte er dem Schicksal nicht, nur gegen die Moskowiter schüttete er die furchtbarsten Verwünschungen aus: „Allah! Allah!" schrie er, „Du hast nicht gewollt, daß meine Hand den Islam von den Verfolgungen der Giaurs befreie! Möge Mahomed einen andern Glücklicheren den Gedaken eingeben, den Du mir in's Herz gelegt hattest!"

Als er aus dem Gefängniß vor den Gouverneur geführt und über die Beweggründe befragt wurde, welche ihn zu einer so verabscheuungswürdigen Handlung verleitet hätten, antwortete er: „Der große Prophet ist mir erschienen, auf einer Schimmel-Stute reitend; er hat mir befohlen zu thun was ich gethan. Ich bin in Erzerum im Hospital der Pestkranken gewesen und habe die von mir erkauften Kaschemir-Shawls auf den Leichen von mehr als zwanzig der unglücklichen an der Pest Verstorbenen abgerieben. Darauf bin ich zurückgekehrt, den Tod auf der Croupe meines Pferdes; in düsterer Nacht habe ich den Militair-Cordon durchritten, wie ich es auch auf dem Hinwege gethan hatte. Mir ist das Glück anfangs günstig gewesen, aber Gott hat demselben keine Dauer geben wollen. Mein Unternehmen ist mißglückt; Allah sey gepriesen! vielleicht wird ein Anderer glücklicher seyn; vielleicht findet der abyssinische Löwe seine Mähne und seine alte Kraft wieder; mögen alle Anbeter des wahren Gottes gesegnet seyn bis zum Ende der Jahrhunderte!"

Der Unglückliche gestand so offen sein Verbrechen ein, sein blutgieriger Fanatismus rechnete es sich so unverholen zum Ruhme an, daß er das Signal gegeben habe zu dem scheußlichsten Kriege, den die Menschen unter einander zu führen im Stande sind, daß das Urtheil der Richter nicht zweifelhaft seyn konnte: Sehin-Bei wurde verurtheilt, auf dem großen Platze von Achalzik erschossen zu werden.

Am Morgen des zu seiner Hinrichtung angesetzten Tages
gann er damit, sechzig Verse aus dem Koran herzusagen,
nn rauchte er einige Pfeifen, trank zwei Tassen Caffee und
terredete sich traulich mit den Anwesenden: „Bald stehe ich,"
gte er, „dem Propheten gegenüber, dem großen Sultan
rkan und Mahomed II., der den silbernen Mond auf den
äuptern der Christen aufgepflanzt hat." So zählte er nach
r Reihe alle Sultane auf und ließ nur, ohne Zweifel ab-
htlich, Selim und Mahmud aus, die beiden Reformatoren,
elche den wahren Gläubigen für gottlos gelten.

Um zehn Uhr holte ein Peloton Soldaten den Gefangenen
, um ihn zum Richtplatze zu führen. Zwei Soldaten woll-
n ihn stützen: „Ihr Giaurs!" rief er diesen zu und stieß
zurück, „glaubt Ihr, daß man Furcht hegen könne, wenn
an nicht dem Tode, sondern dem Ruhme entgegengeht?"

Als er auf dem Richtplatze angekommen war, legte er die
and an seine aus weißem Lammsfell verfertigte Kopfbe-
ckung und rief mit lauter Stimme aus: „Ich sterbe für
ein Vaterland, für meinen Glauben; gedenkt meines Wortes,
luselmänner."

Als er erschossen war, legten die Russen in Gemäßheit der
uarantaine-Verordnungen Feuer an das Haus der armeni-
hen Wittwe.

Das Volk blickte mit schicksalsergebener Neugierde auf die
lamme, welche dem mächtigen Brande entstieg und die
römmsten unter demselben schaueten mit düsterer Trauer dem
rchtbaren Schauspiele zu, gleich als wenn Hoffnung und
laube der Muselmänner mit der Flamme zugleich in den
ften verschwinde.

## Jagd in Chili. *)

Während des Winters und gleich nach dem heftigen Schnee-
ill, der gewöhnlich die Cordilleren bis an ihren Fuß be-
eckt, kommen eine Menge Guanaco's bis in's Niederland
rab, und da sich hier genug Stellen finden, wo man
iese Thiere in natürliche Gehege treiben kann, so werden
iele gefangen und getödtet. Die Chilenen zeigen dabei
roße Geschicklichkeit, und die jungen Herren reiten in phan-
istischer Kleidung mit langen ungegerbten Stiefeln oder Ga-
aschen, die ihnen die Schenkel decken, hinaus; diese Stie-
'ln sind oft aus einem Pumafell gemacht und haben eine
nzahl von silbernen Knöpfen und kleinen Riemen; diese
nöpfe und ihre ungeheuren Sporen, ihre Lasso, ihre Bo-
as und ein großes Messer sind ihre Ausrüstung, und wenn
e auf einem feurigen Rosse sitzen in ihren zierlichen Jacken,
en Poncho über die linke Schulter geworfen, mit dem
Strohhut und der Cigarre, sind sie, was die Chilenen aus-
esuchte „Lachos" nennen. Das Fleisch des Guanaco ist
iemlich gut, doch jagt man das Thier mehr wegen seines
elles und seiner Wolle, die, eben so wie die des Vicunna,
amentlich zu Hüten verarbeitet wird.

Ich habe auch den Pumajagden beigewohnt, die aber weit
ehr ermüdend, als einträglich sind; indeß ist es für die
Hacienda's es nöthig, die „Leones" zu tödten, so wie eine kleine
rt, Guinas genannt, eine Art wilder Katzen; man hält
dem Ende auch besondere Jäger. Kurz nach meiner An-
unft in Chili kam ich auf die Hacienda von Canquenes,
velche dem verstorbenen Marquis de la Casa Larrayn ge-
örte, um einer Pumajagd beizuwohnen; ein Vaquero (Vieh-
üter) machte den Anführer in Verbindung mit einem Jäger,
er mehrere kleine Hunde bei sich hatte, welche bald die Spur
uswitterten. Wir folgten zwei Stunden weit in dem Ge-
birge, bis wir endlich auf ein zerrissenes Kalb stießen, das
mit Zweigen und Blättern überdeckt war, wie man mir sagte,
durch den Puma selbst. Es dauerte einige Zeit, bis wir die
Spur des Thieres wieder auffanden, endlich aber entdeckten
wir es in einem Quillai (Seifenbaum). Der Vaquero ließ
die Hunde koppeln, und schickte einen Mann mit einem Stock
und einem Lasso den Baum hinauf, um sich des Puma zu
bemächtigen; diesem entsank aber aller Muth, und er ließ bei-
des herabfallen. Zudem befand er sich in einer Stellung,
daß er das Hinaufsteigen eines andern hinderte; somit legte
ich denn meine Doppelbüchse an und suchte dem Puma den
Schuß so nahe wie möglich unter der Vorderschulter beizu-
bringen; aber er blieb in seiner Stellung, und bald hernach
war der Poncho des armen Teufels auf dem Baume mit
Blut bedeckt. Die Huassos wurden bestürzt, und fürchteten,
ich hätte den Mann verwundet, während sie aber noch An-
spielungen darauf machten, stürzten beide vom Baume herab.
Der Puma war durch meinen Schuß getödtet, und der Huasso
halb todt vor Schrecken. Einer der Hunde schnupperte an
ihm herum, was ihn wieder zur Besinnung brachte, worauf
er von seinen Cameraden nicht wenig geneckt wurde. Der
Puma hatte ungefähr die Größe eines starken Neufundlän-
der Hundes; er wurde abgestreift, und das Fett, welches sich
in großer Menge fand, zu einem medicinischen Gebrauche
aufbewahrt.

Ich habe oft Pumajagden beigewohnt, wurde ihrer aber
endlich müde, denn es ist allzu anstrengend, meilenweit ein
gebirgiges Land zu durchstreifen, und dabei oft mehrere Nächte
von Haus wegzubleiben; Jäger und Hunde finden aber Ge-
fallen daran, und werden für die getödteten Thiere reichlich
belohnt. Molina gibt folgende Beschreibung des Thiers. „Der
Pagi (felis Puma), von den Mexikanern Mitzli, in Peru
Puma genannt, unter welchem Namen er den Naturforschern
am bekanntesten ist, erhielt bei den Spaniern die Bezeichnung
„Löwe"; er gleicht diesem in der Gestalt und im Brüllen,
hat aber keine Mähne. Das Haar auf dem obern Theil des
Körpers ist von aschgrauer Farbe mit gelben Flecken, und
länger als bei dem Tiger, namentlich auf dem Hintertheil,
am Bauche aber ist das Haar grauweiß. Die Länge von
der Nase bis zur Wurzel des Schwanzes ist etwa 5 Fuß,
und seine Höhe bis zur Schulter 26½ Zoll. Er hat einen
runden, katzenartigen Kopf, die Ohren sind kurz und spitzig,
die Augen groß mit gelber Iris und braunen Pupillen. Die
Nase ist breit und flach, die Schnauze kurz, die Oberlippe
ungespalten und mit einem Schnurbart versehen, der Mund
tief, die Zunge groß und rauh. In jedem Kiefer hat das
Thier vier Schneidezähne, vier scharf gespitzte Hundszähne
und sechszehn Malmzähne. Die Brust ist breit, die Pfoten
haben fünf Zehen mit starken Nägeln, und der Schweif ist
über zwei Fuß lang, wie der des Tigers. Das Weibchen
ist, wie die afrikanische Löwin, etwas kleiner und heller von
Farbe; sie hat zwei Zitzen und wirft nur zwei Junge.

„Dies ist der Löwe von Chili; in den andern Theilen
Amerika's mag er etwas verschieden seyn, wie er denn in
Peru eine längere und spitzigere Schnauze haben soll. Der
Pagi bewohnt die dicksten Wälder und die unzugänglichsten
Berge, von denen er Ausflüge in die Ebenen macht, um Haus-
thiere, namentlich Pferde anzugreifen, deren Fleisch er jedem
andern vorzieht. In der Art, wie er seine Beute faßt, gleicht
er der Katze; er nähert sich derselben auf dem Bauch, schleicht
sich durch Stauden und Büsche, verbirgt sich in Gräben, stellt
sich, wenn er sich offen zeigt, ganz sanft, ersieht sich aber die
günstige Gelegenheit, stürzt seiner Beute auf den Rücken, faßt
sie mit der linken Pfote und den Zähnen, reißt sie mit der
Rechten in wenigen Minuten in Stücke, saugt das Blut aus,
verzehrt das Brustfleisch, und schleppt dann den Rest in den

*) Aus: Sixteen years in Chile and Peru, nach dem „Ausland".

nächsten Wald, um ihn mit Blättern und Zweigen zu bedecken. Trotz seiner Wildheit greift der Pagi niemals Menschen an, obgleich er stets von ihnen gejagt wird. In diesem Falle springt er auf einen Baum, oder sucht eine Zuflucht auf einem Fels, oder vertheidigt sich, gegen einen Baum gelehnt, wüthend gegen die Hunde, bis der Jäger die Gelegenheit benutzt, und ihm die Schlinge um den Nacken wirft. So wie das Thier sich so gefangen fühlt, brüllt es fürchterlich und vergießt einen Strom von Thränen. Aus dem Fell macht man gute Stiefel, und das Fett gilt als ein Specificum gegen Sciatik.

Die Jagd auf wilde Pferde und Strauße ist eigentlich nur auf der Ostseite der Cordilleren zu Hause.

## Tabletten.

⁂ (Weimar, 18. Februar.) In diesem Monat geben die Geburtstage unsers Großherzogs und unserer Großherzogin Anlaß zu den vorzüglichsten Winterfestlichkeiten. Das Theater bringt neue Opern und Schauspiele. Am 2. Februar wurde der „Scheibentoni" von Mad. Birch-Pfeiffer zum Erstenmal gegeben. Es konnte sich dieses Stück jedoch nur durch die Pracht der Aufzüge und das ausgezeichnete Spiel des Herrn Winterberger, der uns den treuen, biedern Tyroler in voller Nationaltracht vorführte, Beifall erwerben. Am 16. Februar sahen wir zum Geburtstag der Großherzogin, bei glänzender Versammlung des Hofes und seiner Gäste, „Klara von Rosenberg", eine Oper von Ricci, die (so viel uns bekannt) noch nicht in Deutschland gegeben worden ist. Ein langweiliges, unverständliches Sujet wird durch eine larmoyante, ennuyante Musik mehrere Stunden lang hingezerrt; das Publikum sah sich einander an, und wußte nicht, wie ihm war, nur der festliche Tag erhielt einige Spannung in demselben. Keine Hand regte sich während des Stücks, bis endlich am Schluß, zur Feier des Tages, eine prächtige Dekoration erschien, das hohe Peterhof darstellend, in dessen, den Vordergrund einnehmendem Schloßgarten wohl fünfzig und mehr Fontainen wasserrauschend bis zur Decke aufstiegen, und mit lautem Geplätscher in Bassins niederfallen; allerlei bronzene Gestalten spritzen und werfen Wasser, Cascaden fallen an den Seiten nieder. Es war Alles von so täuschender Natürlichkeit, daß man sich in die Wirklichkeit versetzt glaubte. So konnte sich denn auch das Publikum durch lauten, jubelnden Beifall von der lähmenden Abspannung erholen. Das Zuströmen der Menschen aber zu den beiden Geburtstagsstücken war so stark, daß man eine ungewöhnlich starke Militärwache vor dem Theater aufstellen mußte, um Unordnungen vorzubeugen. (M. C.)

⁂ (Die Marcuskirche zu Venedig.) Auf den ersten Anblick gewährt die Marcuskirche keinen erfreulichen, beruhigenden Eindruck. Sie imponirt weder durch ihre Größe, wie die meisten deutschen Kirchen, noch durch die ruhige Harmonie, wie die Tempel von Pästum. Die bunte, mit Säulchen und Bildwerk überladene Vorderseite, die fünf Spitzbogenfelder über den Portalen, die dahinter aufsteigenden blaßgrauen Kuppeln stehen in keinem gegenseitigen Verhältniß. Und dennoch hält man das Ganze unwiderstehlich fest und nöthigt uns zu Erforschung der Geschichte des Gebäudes, zu Betrachtung der Einzelnheiten an demselben — und wir gelangen bald zu der Ansicht, daß diese Kirche das historische Museum der Republik Venedig sey. Man nennt uns das Stiftungsjahr, 828 n. Ch., wo die beiden Bürger Buono Tribuno von Malomocco und Rustico von Torcello den Leichnam des heiligen Marcus zu Alexandria erbeutet und nach Venedig gebracht, woselbst kurz vorher der Sitz der Regierung von Malomocco nach dem Rialto verlegt worden war. Für diesen neuen Heiligen gründete der damalige Doge Justinian Partecipazio die Kirche, welche sein Bruder und Nachfolger Johann vollendete. Der Leichnam ward in die Kirche gebracht und diese zur Hofkapelle des Dogen erklärt. Als nun im Jahre 976 das Volk, in seinem Aufstand gegen den Dogen Peter Candian, den herzoglichen Palast in Brand steckte, ward auch die Kirche ein Raub der Flammen. Der nachfolgende Doge, Peter Orseolo, baute sie wieder auf und zwar durch Constantinopolitanische Baumeister. Die Kirche ward, fast hundert Jahre nach der zweiten Begründung, 1071 beendigt, unter dem Dogen Domenico Contareni. Sein Nachfolger Domenico Selvo begann die Auskleidung mit Marmor, den Schmuck mit den Mosaiken; die nachkommenden Dogen setzten dies Alles fort. Nachdem nun unter Henrico Dandolo in Gemeinschaft mit den Franzosen Constantinopel im Jahre 1204 erobert worden, schleppte man eine Menge Säulen, Statuen und andere Bildwerke nach Venedig und stellte sie an und in der herzoglichen Hofkapelle auf. An dieses schloß sich an, was die späteren Eroberungen darboten. Und so reihte sich um das ursprüngliche Kreuz der Kirche ein Porticus. So sehen wir denn die Außenseite mit einem Heere von Säulen aus Marmor, Porphyr und Granit geschmückt. Wir bemerken über dem mittelsten Portale vier antike Bronzepferde, die durch ihre Wanderungen nicht minder berühmt wurden, wie durch ihre Schönheit. Sie wurden aus Rom nach Constantinopel, von da nach 1204 nach Venedig, von hier durch die neufranzösischen Republicaner nach Paris gebracht, von wo sie nach 1815 nach Venedig zurückkehrten. Sonderbar bleibt es, daß man damals den Pferden nicht die Stellung gab, wie sie eine Quadriga, Viergespann, haben muß, und daß man vorzog, sie als doppeltes Zwiegespann aufzustellen. — Wie sehen unten an den Portalen alle Bronzethüren, die gleicherweise aus Constantinopel stammen; es ist treffliche Arbeit, ja an der vierten Thüre glaube ich sogar kleine Masken antiker Arbeit bemerkt zu haben. Am andern sind Apostelköpfe und Löwen angebracht. Die Säulen links vom Hauptportale haben orientalische Inschriften. Nach dem Dogenpalast hin, so wie im Hofe desselben, finden sich antike Statuen, und an der Ecke zwei Paar Gruppen aus rosso antico. Es sind je zwei Helden, die mit der linken Hand ihre in Vogelköpfe endigenden Schwertgriffe umfassen, während sie sich mit der rechten umarmt halten. Sie haben niedrige, flache Helme auf den Köpfen, die Arme sind mit Maschen bedeckt, die Tunica scheint mit langen Schienen, wie an römischen Imperatorenstatuen gewöhnlich ist, geschützt zu seyn, der Mantel, auf der linken Schulter geheftet, deckt den linken Arm und reicht bis über die Waden. Beide Gruppen stehen so an einander, daß sie die Ecke bilden. Der Tracht nach stammen sie aus dem zwölften Jahrhundert. Es überrascht, im Vatican zu Rom noch eine dritte derartige Gruppe zu finden.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 27. Februar. Belisar, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Die Kartenschlägerin, oder: Die bestärkte Eifersucht, Lokallustspiel in 2 Abth. von C. H. A. Hallenstein.

Montag, den 28. Februar. Zum Vortheil des Herrn Dettmer (zum Erstenmale): Der politische Zinngießer, Vaudevilleposse in 3 Abth. nach Holberg, neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. — Einlage im dritten Akt: Die Nasen-Harmonika, musikalischer Scherz. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Montag,** **Nro. 59.** **28. Februar 1842.**

**Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:**
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
**einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.**


## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

Eines Tages erwachte der Herzog mit dem Gedanken, das Irsenal selbst liege zu nahe beim Louvre, als daß Hortense aselbst hinlänglich gegen galante Intriguen geschützt sey. Als-ald läßt er seine Reisewagen in Stand setzen und an demsel-en Abend fuhr er mit der Herzogin in sein Gouvernement Elsaß. Hier angelangt, eilte er gleich wieder von dannen, denn es war ihm berichtet worden, die großen Herren der Provinz ätten sich vorgenommen, die Ankunft der Frau von Mazarin urch glänzende Feste zu feiern; der Herzog begibt sich nach Sedan, und da ihn hier dieselbe Gefahr bedroht, eilt er nach Paris zurück, wo er kaum vierundzwanzig Stunden verweilt. Ein paar Tage nachher befand er sich zu Nevers, dann in le Maine, dann in der Bretagne; denn indem er die junge Her-ogin auf solche Weise durch seine Besitzungen und seine Gou-ernements spazieren fuhr, ohne ihr Zeit zu lassen, auszu-uhen, hoffte er die Liebhaber, die nur in seinem Gehirne pukten, von der Spur abzubringen. Er vermied es sorg-ältig, in den Palästen und Schlössern abzusteigen, die er be-aß, oder die ihm als Gouverneur zu Gebote standen. Trotz illen Vorstellungen seines Vaters, nahm er die Herzogin mit n die Bäder von Bourbon, da er sich nicht entschließen konnte, ich von ihr zu trennen; und die Herzogin von Mazarin, die chönste Frau am Hofe Ludwig's XIV., wo es so viele und o schöne Frauen gab, die Herzogin von Mazarin, für welche der Kardinal den regierenden Herzog von Savoyen, den Herzog von Nereveur und viele andere große Herren ausgeschlagen, und die beinahe den Thron von England bestiegen hätte, lebte zu Bourbon vier Wochen mit ihrem Manne in einem Zimmer.

Zwei Personen hätten den Kummer der unglücklichen Hor-ense einigermaßen lindern können: ihre Schwester, die Gräfin von Soissons, und der Herzog von Nevers, ihr Bruder. Allein die Gräfin, die damals den wichtigen Posten einer Oberintendantin des Hauses bei der Königin bekleidete, hatte nicht ohne Verdruß ihre Reize durch die Schönheit der jün-zeren Schwester verdunkelt gesehen, und auf den etwas locke-ren Herzog von Nevers war zuletzt der Herzog von Mazarin ebenfalls eifersüchtig geworden.

Was war unterdessen aus Herrn von St. Evremond ge-worden, der im Anfange unserer Erzählung eine nicht unbe-deutende Rolle gespielt? Zu rechter Zeit vor der Gefahr gewarnt, die ihn bedrohte, hatte dieser Philosoph in Gene-ralsuniform bei Spinoza in Holland Aufnahme gefunden. Im Umgange mit Gelehrten und durch literarische Beschäfti-gungen erleichterte er sich die Leiden des Exils, worunter die Unmöglichkeit, Hortense wieder zu sehen, nicht das kleinste war, wie man sich wohl denken kann. Man erblickte ihn öf-ters gegen Abend am Ufer eines Canals sitzend, mit einem Buche in der Hand. Es waren die Tristia des Ovid, die er stets wieder las, indem er sich mit dem Dichter verglich, den der Kaiser August in das Land der Sarmaten verwiesen hatte.

Bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie am Hofe erschien, hatte Hortense, ohne ihres Mannes Wissen, die Minister und selbst den König zu Gunsten des Generals zu stimmen ge-sucht. So wenig sie geneigt war, seine Liebe zu erwiedern, so war sie wie alle Frauen, und konnte sich nicht erwehren, ihm im innersten Herzen Dank dafür zu wissen. Auch hatte sie die Ansprüche nicht vergessen, die Herr von St. Evremond sich in der Allerheiligennacht 1660 auf ihre Dankbarkeit er-worben. Indessen blieben Ludwig XIV. und seine Minister taub gegen die Fürsprache der schönen Herzogin; und da alle Schritte, welche von Seiten der zahlreichen und mächtigen Freunde des Herrn von St. Evremond zu demselben Endzwecke gethan wurden, stets auf die peremptorischste Weise abge-wiesen worden, so war man stets der Meinung, der fa-mose Brief über den pyrenäischen Frieden sey nicht die ein-zige Veranlassung zu der Ungnade gewesen, in die St. Evre-mond gefallen. Welches war der andere Grund? Dies ist ein Geheimniß geblieben.

Wenn, von dem glänzendsten Hofe unter den nebligen Him-mel Holland's verschlagen, St. Evremond ein ziemlich trüb-seliges Leben führte, so konnte er eben, wie wir gesehen, die Herzogin von Mazarin nicht beneiden. Tage, Monate und Jahre verstrichen, ohne in ihre Lage einige Aenderung zu bringen. Anfangs hatte sie sich ohne Murren in die unsin-nigsten Launen ihres Mannes gefügt. Sie war in der stren-gen Regel des Klosters St. Maria zu Chaillot *) erzogen worden, und zu jener Zeit galt der Ehemann noch für einen vom Himmel gegebenen Herrn. In ihrer fröhlichen Laune fand sie die nöthige Kraft, die Sklaverei zu dulden, welcher ihre schönsten Tage geweiht waren. Wie viel Kummer wurde nicht vergessen bei einem Carrousel! Wie viele Thränen ge-trocknet bei einer Courante, die man bei einem Feste im Louvre oder zu Versailles mit Herrn von Lauzun tanzte! Oft frei-lich, im Augenblicke, wo sie ihre Toilette vollendet, und wo sie in all dem Glanze, den der Putz ihrer Schönheit verlieh, vor ihrem Manne erschien, befahl der Herzog, nachdem er sich einige Zeit im Anblick so vieler Reize berauscht hatte, die Pferde auszuspannen, damit Niemand, außer ihm, an jenem Abend sähe, wie schön Hortense sey. Dann vergoß die junge Frau einen Strom von Thränen, allein am anderen Morgen dachte sie nicht mehr daran. Auch darf man die vertraulichen

*) Ein Dorf bei Paris, wozu es gegenwärtig gehört.

Botschaften der Frau von Colonna nicht vergessen, und die Nachrichten, die man in Betreff des schönen Pagen erhielt, der noch immer sehr verliebt war, und den der Herr Connetable zum Hauptmann in seinem Garderegiment befördert hatte, und die Hoffnung einer baldigen Reise nach Italien. Allein, welch' hohen Werth Hortense auf diese Entschädigungen legen mochte, flüchtige Strahlen, die von Zeit zu Zeit über die Nacht ihrer Seele glitten: in derartigen Verhältnissen kömmt zuletzt ein Augenblick, wo die zu straff gespannte Fessel zerreißt, wo der volle Becher überläuft. Dieser Augenblick war für die Herzogin von Mazarin gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Deportirte.

Gierig nach Luft und Sonne, wie alle Großstädter, sucht sie der Pariser meist im Tuileriengarten auf. Unter den Vielen, welche sich 1829 an die spärlichen schon lauer gewordenen Strahlen der Herbstsonne noch erquicken wollten, saß fast täglich ein alter Herr in jenem prächtigen königlichen Lustgarten. Eine lange erhabene Gestalt, dessen edles Aeußere und die Anständigkeit in Bewegungen und Manieren eine Person von hohem Range und feiner Bildung verrieth.

Neu belebt durch das Bischen Sonnenschein, erhob er sich dann, obschon mühsam von seinem Stuhle, und kroch, vom Arme seines Dieners unterstützt, bis zum Eingangsgitter, wo der Wagen seiner harrte, um ihn nach der Pairskammer zu bringen. Dort war dieser alte Mann doch noch eine der erleuchtetsten, der berühmtesten Stützen des Staates. Außer dieser Sphäre führte er aber ein stilles, sehr bescheidenes Leben, denn seine Vermögensumstände waren immer auf einer mäßigen Stufe geblieben.

Und doch war dieser Mann einst König von Frankreich gewesen; nämlich einer der Directoren, welche vom höchsten Herrscherstuhle herab, Frankreich wie Könige regierten. Von beiden gesetzgebenden Räthen ward er 1796 zu dieser höchsten Würde erhoben.

Es war der Marquis Franz Barthelemy, Neffe des Abbé Barthelemy, Verfasser der allbekannten Reise des jungen Anacharsis. Dieser berühmte, hochgeachtete Schriftsteller hatte die Zuneigung des Herzogs von Choiseul für seinen Neffen benutzt, um dem noch kaum Erwachsenen schon eine Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu verschaffen.

Dem Baron von Breteuil beigegeben, zog der junge Barthelemy mit diesem Gesandten zuerst nach der Schweiz und dann nach Schweden; dann begleitete er, als Gesandtschafts-Secretär den Herrn von Adhémar nach London und ward bald darauf selbst französischer Gesandter in der Schweiz. Er verdankte diese Stelle dem Wohlwollen des Königs Ludwig XVI., und behielt sie wie durch ein Wunder und als einen kräftigen Beweis seiner Achtung gebietenden Tüchtigkeit, selbst während der Schreckenszeit bei. Auch wußte er da seine einflußreiche Stellung in einem neutralen Staate so gut zu benutzen, daß es ihm gelang, in Basel mit den Bevollmächtigten Preußens, und dann mit den Bevollmächtigten Spaniens die ersten Friedens- und Freundschaftsbündnisse zwischen fremden Mächten und der verwehmdeten französischen Republik abzuschließen.

Dieser zweifache diplomatische Erfolg war höchst vortheilhaft für die Republik, und als bald darauf Barthelemy aus der Schweiz nach Paris kam, umglänzte ihn der Ruf seiner außerordentlichen diplomatischen Geschicklichkeit, Rechtlichkeit und Treue. Seine Berufung ins Directorium, auch noch durch den royalistischen Klub zu Clichy unterstützt, ging ohne Anstand durch und ward mit allgemeinem Beifall begrüßt.

Barthelemy hatte sich mit Carnot verbunden, um die allzu republikanischen, exaltirten Ideen seiner andern drei Collegen zu bekämpfen, und ward darum eines der ersten Opfer des schrecklichen 18. Fructidors. Noch Tags vorher hatte ihn sein College Barras gewarnt und dringend beschworen, seine Entlassung einzugeben, um das Gewitter von seinem Kopfe abzuleiten, aber umsonst, der rechtliche Mann im Gefühl seiner Unschuld und Tugend verweigerte hartnäckig, seinen Posten feige zu verlassen.

Da ward er arretirt, mit Ramel, dem Commandanten der Directorialwache, mit Tronçon du Coudray, Barbé-Marbois, Pichegrü, Willot, dem General Murinais, Aubry, de Larue und Lafont-Ladebat, Präsident des Raths der Alten, ins Gefängniß geworfen, und bald zur Deportation verurtheilt. Da erschienen vergitterte Karren vor dem Gefängniß, um diese ausgezeichneten Männer aufzunehmen und sie ins wahrscheinlich ewige Exil abzuführen.

Aber wie öfters schon die treuloseste, unmenschlichste Behandlung gerade die schönsten Beispiele edler Menschlichkeit und theilnehmender Treue hervorrief, so auch jetzt. Als die so dem Ostraeismus Verfallenen, gleich wilden Thieren in ihre ambulante Käfige einsteigen sollten, ward Barthelemy durch einen athemlos herbeistürzenden Menschen angerufen.... Es war Letellier, sein treuer Kammerdiener. Mit der seltensten, edelsten Aufopferung und Treue hatte er so eben erst die Erlaubniß errungen, seinen geliebten Herrn nach Cayenne ins Exil begleiten, mit ihm alle Gefahren, Leiden und Entbehrungen der langen Reise, Gefangenschaft und Deportation theilen zu dürfen. Kniefällig bat er, auch hier noch seinen Herrn um Erfüllung des Wunsches, und ließ sich von keinen Vorstellungen, keinen Bitten, keinen Befehlen desselben abhalten. Beharrlich warf er sich mit in den Karren, klammerte sich an den Eisenstäben fest, und bat seinen Herrn um Verzeihung für seinen ersten so lobenswürdigen Ungehorsam.

„Es sey! weil Du es durchaus willst," — rief Barthelemy, überwältigt von so seltener Anhänglichkeit. — „Komm mit, aber nur als Freund und Bruder!"

Nur durch einen stummen dankbaren Handkuß wußte Letellier zu antworten, aber keine noch so dringende Bitten seines Herrn vermochten ihn seine Stellung als Diener bei ihm aufzugeben. Hartnäckig bestand er darauf, ihm fortwährend auch den niedrigsten Dienst zu leisten und nie als seines Gleichen behandelt zu werden.

„Kränken Sie mich nicht so, gnädiger Herr," — sagte er zum Marquis von Barthelemy. — „Ich thue ja nur meine Schuldigkeit. Immer haben Sie mich gnädig und gütig behandelt, als Sie im Glück waren; ich müßte ein schlechter Kerl seyn, wenn ich Sie jetzt im Unglück verlassen sollte."

„Halt's Maul! Du fanatischer Kerl!" — unterbrach ihn eine rauhe Stimme, und gab das Zeichen zur Abfahrt. Es war die Stimme des Transport-Commandanten, dessen Namen wir aber hier verschweigen wollen, weil er ihn später mit Ruhm krönte, und dadurch wieder reinigte.

Rasch fuhren die Karren ab, und kamen, ohne den Deportirten einen Moment Ruhe zu gönnen, den andern Tag in Tours an. Sie hielten vor dem Arresthause; man trieb sie in den Hof hinein, gab jedem ein Pfund Brod und eine halbe Flasche Wein, und schloß das Hofthor hinter ihnen zu.

Man sperrte sie hier in denselben Hof ein, der kurz vorher einen Transport Galeerensträflinge aufgenommen hatte. Diese hielten sich aber abgesondert in achtungsvoller Distanz, beriethen sich leise, dann trat ihr Sprecher so weit vor, als es seine Kette gestattete, und sagte zu den Deportirten:

„Meine Herren, es thut uns leid, Sie hier zu sehen. Wir

nd nicht würdig mit Ihnen vermengt zu werden. Wir wün-
hen Ihnen Beweise unserer Hochachtung zu geben, Dienste
isten zu können, so viel unsere eigene traurige Lage es er-
ubt. Wir wissen, daß man den kleinsten, feuchtesten, kälte-
en aller hiesigen Kerker für Ihr Nachtquartier bestimmt hat;
lauben Sie, daß wir Ihnen den unsrigen als Tausch an-
eten; er ist geräumiger, trockener, heiterer.
Freundlich dankend, nahm der General Pichegru das An-
bieten für sich und seine Mitdeportirten an; und die Ga-
erensträflinge begaben sich, nach respectvoller Begrüßung in
n kleinen Kerker, aus dem sie erst den anderen Morgen
üh wieder heraustraten, um ihren Marsch nach der Galeere
rtzusetzen. (Fortsetzung folgt.)

## Peter's des Großen Aufenthalt in Holland.

Von Dr. Reiche.

Von Emmerich aus seiner Begleitung zuvoreilend, fuhr
eter in einem kleinen Fahrzeuge den Rhein hinab und er-
ichte am 7. August das Ziel seiner Wißbegier, die Haupt-
adt von Holland. Hier, meinte er nicht ohne Grund, müß-
n alle, seinem Lande damals nützlichen Künste in höchster
lüthe seyn.
Der Stadt-Rath bot ihm — denn sein wahrer Rang war
cht unbekannt — ein prächtiges Haus zur Wohnung an;
ch litt es ihn hier nicht, vielmehr suchte er sich eine kleine
Wohnung auf dem Bau-Platze der Admiralität aus, und
rließ auch diese wieder, um sich mit einigen jungen Russen
cognito nach dem großen, schon damals durch seinen
chiffsbau berühmten Flecken Saardam (Zaardam) zu
geben. Aber schon auf dem Wege dahin sah er sich wieder
kannt. Ein Saardamer Aal-Fischer fuhr an seinem Schiffe
rüber: die Russen erkannten in ihm einen ehemaligen Mit-
beiter des Czaren, den Schmied Gerrit Kist, und riefen ihm
. Mit Erstaunen bemerkte der Mann den Czaren, der
n freundlich anredete und unerkannt bei ihm wohnen wollte.
ist erklärte zwar, seine Wohnung sey zur Aufnahme solcher
äste zu eng und zu klein: Peter aber war bereit, in's Hin-
haus zu ziehen, das dermalen eine arme Wittwe bewohnte,
nd diese ließ sich gegen Zahlung von 7 Gulden bewegen,
s Haus zu räumen.
Leider war der Tag, an welchem Peter ankam, ein Sonn-
g, so daß er, ohne etwas thun zu können, sich mit seinen
egleitern der Neugier der Müssiggänger blosgestellt sah.
brigens erregte die Menge von Mühlen und Maschinen,
elche in Saardam zusammengedrängt war, das Erstaunen
d die Bewunderung des Czars in hohem Grade. Er ver-
lang dies Alles mit den Augen; aber er wollte noch
ehr: er wollte dies Alles innerlich, genau und in seinen
insten Theilen kennen lernen.
Zu dem Ende hatte er das Gewand eines Schiffers an-
legt, ging in seiner kurzen, rothen Frieswest und in lan-
n Beinkleidern auf den Bau-Platz, und gab sich für einen
ussen aus, der den Schiffsbau erlernen wollte. Man hatte
inen Grund, ihn zurückzuweisen: er wurde unter dem Na-
n Peter Michailow auf dem Schiffswerft eines gewissen
ogge als gemeiner Zimmermann eingeschrieben, theilte die
esellschaft, Kost und Speise seiner Kameraden, kleidete sich,
beitete und schlief wie sie, und zeichnete sich durch nichts
s, als durch Fleiß und Fassungsgabe. Er unterließ nicht,
e Familien der in Rußland befindlichen Werft-Genossen zu
suchen, trank bei der Mutter von Thomas Josias ein
las Wachholder-Branntwein und genoß bei der Gattin des
an Rensen ein kärgliches Mittagsmahl. Als die Frau des
rrien Metje nach ihrem Manne fragte, rühmte Peter ihn
als einen tüchtigen Schiffbauer, mit dem er zusammen gear-
beitet habe. „Seyd Ihr denn auch ein Schiffszimmermann?"
fragte die Frau, und der Czar bejahte dies mit großer
Selbstzufriedenheit.
Während Peter sich noch ganz unbemerkt glaubte, schlief
der Verräther nicht. Ein in Moskau lebender Holländer
hatte seinem Vater in Saardam die Person des Czaren so
genau beschrieben, daß man diesen bald aus seinen Umge-
bungen herausfand. Ganze Schaaren Neugieriger strömten
zu Peter's großem Verdrusse herbei, um das Wunder zu se-
hen. Selbst die Gassenjungen wurden auf ihn aufmerksam.
Als er — wahrscheinlich um den Charakter dieser Brut zu
ermitteln — aus seinem Hute Obst unter sie streute, entstand
ein Handgemenge und die Knaben warfen ihn mit Steinen.
Der Bürgermeister glaubte dem Czaren eine Aufmerksamkeit
zu erweisen, wenn er den Platz vor seinem Hause mit Wache
besetzte: Peter aber fiel nicht aus der Rolle und wollte von
solcher Auszeichnung nichts wissen.
Auch das äußere Betragen der Meister und Schiffs-Ar-
beiter änderte sich und Peter sah sich mit dem Titel „Excel-
lenz" oder „Majestät" überrascht. Er gab indessen hinläng-
lich zu erkennen, wie er diesen Titel nicht haben wolle, und
so nannte man ihn denn „Meister Peter," ohne sich weiter
in seiner Nähe großen Zwang anzuthun. —
Die Nachricht von der Anwesenheit und dem Thun und
Treiben des Czaren in Saardam schien in Amsterdam so un-
glaublich, daß man Wetten einging. Zwei, früher in Mos-
kau gewesene Kaufleute wollten dieselben lösen und fuhren zu
dem Ende nach Saardam. Als sie den Czaren erblickten,
äußerten sie ihr Erstaunen, und Peter rief aus: „Ihr
seht es!"
Der Kaufmann Bloem bot dem Czaren ein geräumiges
Haus mit einem Garten an. Es wurde abgeschlagen.
„Wir sind geringe Leute," — hieß es — „und mit unserer
jetzigen Wohnung vollkommen zufrieden." — Doch tafelte der
Czar als Hausfreund bei Bloem und einem andern Kauf-
mann Calf. Dabei machte er einst nach der Mahlzeit eine
Wasser-Partie, stieg vor einer zu bauen begonnenen Grau-
pen-Mühle aus und arbeitete mit der Axt daran. Diese
Mühle besteht noch jetzt und heißt der Großfürst.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Aus den Niederlanden.) Großes Aufsehen erregt
gegenwärtig in den Städten Holland's der ausgezeichnete Pianist
Conrad Baldenecker aus Frankfurt durch seine trefflichen
Kunstleistungen. Vor einigen Tagen ließ sich derselbe in dem
Verein Felix Meritis zu Amsterdam mit dem glänzendsten Bei-
fall hören. Nächstens wird Herr Baldenecker Belgien besuchen,
und auch in diesem Lande werden dem jungen Künstler die ver-
dienten Lorbeern blühen.

*** Man schreibt aus New-Orleans, vom 1. Januar: „Im
Monat April des letzten Jahres forderte Hr. James Allston,
wohnhaft zu Tallassée, den General Reed, aus Florida, zum
Zweikampf heraus und wurde in demselben getödtet. Einige
Monate nachher wollte Hr. Willis Allston, Bruder des Verstor-
benen, dessen Tod rächen. Ein erstes Zusammentreffen fand
statt; mehrere Pistolenschüsse wurden ohne Resultat gewechselt.
Man kam zum zweiten Mal zusammen; die gewählte Waffe
war, nach dem Gebrauch der Amerikaner, der Karabiner; der
General Reed fiel tödtlich getroffen nieder. Daraus entstand eine
Vendette, welche nicht minder beklagenswerth ist, als die erb-
liche Rache in Korsika. Hr. Willis Allston hatte sich, um den

gerichtlichen Verfolgungen zu entgehen, nach Texas zurückgezogen. Er kam den 10. Dezember in der Umgegend von Brazoria an. Beim Durchgang durch einen Wald begegnete er einem Reisenden zu Pferd, dem Doktor John Mac-Neil-Stewart. Der Letztere war ein Verwandter des Generals Reed. Er erkannte Willis Alston und verlangte von ihm über den Tod des Generals, dem sein Bruder James und er Rache geschworen hatten, Rechenschaft. Alle beide waren bewaffnet. Hr. Willis Alston kam ihm entgegen mit einem Dolchmesser in der Hand. Der Doktor Stewart kam ihm zuvor, indem er eine Pistonpistole auf ihn abschoß. Schwer in der linken Seite verwundet, ergriff Willis Alston seinen Karabiner, zielte und streckte den Doktor todt zu Boden. Die Einwohner von Brazoria, welche durch den Lärm herbeigerufen worden waren und die beiden Kämpfenden, den einen todt und den andern sterbend auf dem Kampfplatz fanden, haben, ohne lange Aufhebens zu machen, Willis Alston mit mehreren Flintenschüssen den Rest gegeben. Die Mörder waren Freunde oder Verwandte des Doktors."

*** (Paris.) Ch. Th. L***, gebürtig aus Paris, einst Metzger der Vorstadt St. Antoine und unter dem Namen Charlot bekannt, ist in Lons le Saulnier gestorben; es ist dasselbe Ungeheuer, welches in der französischen Revolution den Kopf der unglücklichen Lamballe auf einer Pike umhergetragen. Wenige Jahre nach dieser That hatte er sich in Lons le Saulnier niedergelassen, wo er in tiefster Stille lebte und nicht durch die leiseste Spur seinen grausamen und blutgierigen Charakter mehr verrieth.

*** Georg Herwegh, der stürmende Dichter der „Lieder eines Lebendigen" wird uns folgender Maßen geschildert: 25 Jahr alt, ein ächter Fanatiker, ein St. Just, kein Mirabeau; schwarzes Haar und ein wunderhübsches Auge; schwäbischer Dialect; bei Weibern unbeholfen, bei Männern wüthend. Immer von Bastilletagen ...... träumend. Jetzt noch ein Schwärmer, sogar ein unschädlicher, weil er ins Allgemeine geht und mit Inspiration, statt durch Ironie wirkt; in zehn Jahren (vielleicht) ein gefährlicher Mensch, in zwanzig entweder todt oder verheirathet." (Salon.)

*** Das Ziel, welcher sich der wissenschaftliche Lehrer des weiblichen Geschlechts vorhalten muß, sey, dem weiblichen Gemüthe in der Jugend, wo es sich leicht in Aeußerlichkeiten und in Leerheit verliert, durch die Theilnahme an dem Ernste der Wissenschaften einen höhern Lebensernst zu geben, um mit demselben auch zugleich ein selbstständiges Geistesleben in Ansicht und Gesinnung in dem weiblichen Wesen zu erwecken, dadurch die Fähigkeit geistiger Einwirkung in die Erziehungsthätigkeit zu begründen und hiermit dem weiblichen Geiste seinen kräftigen Einfluß auf die Gestaltung des Lebens zu verleihen. Die schwere Mühe, welche ihm dies Streben allerdings verursachen mag, kann ihm wohl durch die Vorstellung von dem hohen Ergebniß versüßt werden, zu welchem dasselbe hinführen kann: es ist kein geringeres, als die Entwicklung und Erhebung des weiblichen Geistes zu einer sittlichen Macht in der Bildung und Vervollkommnung der allgemeinen Lebensverhältnisse. Das sey die Emancipation der Frauen für uns Deutsche; eine solche ist unsers Volkes, unserer Bildung würdig! (Hamb. Lesefr.)

## Dreisylbige Charade.

### Erste Sylbe.

Die Unermeßlichkeit nenn' ich mein glänzend Reich,
Kein Erdensohn darf lebend mich bewohnen,
Bin eine Welt für mich, mir ist kein Herrscher gleich,
Un- ausgebreitet bin ich unter allen Zonen.
Entbehr' ich auch der Wälder, Saaten, Fluren,
Voll bin ich dennoch lebender Naturen.

Zum Sklaven hab' ich mich zwar hergegeben,
Die Last ertrag' ich, die man mir erbaut;
Erzürnt kann ich dem Drucke widerstreben,
Und wehe dem, der meiner Treu vertraut!
In meiner Wuth hat Keiner mich bezwungen,
Ein Reich von Schätzen hab' ich mir errungen.

### Zweite Sylbe.

Dem Trauernden bin ich ein Bild des Lebens,
Es weist der Fröhliche mich nicht zurück,
Mich festzuhalten suchest du vergebens,
Denn schnell entsteht, und schnell erstirbt mein Glück;
Zu Sturmestoben wirst du mich erblicken,
Im engen Raume bring' ich dir Entzücken.

An meine Dauer wird kein Weiser glauben,
Dem Wirthe steh' ich lobend an der Hand;
Dem Manne helf' ich seine Zierde rauben,
Und in der Küche bin ich wohlbekannt.
Mein Daseyn dank' ich oft der Freude und dem Wein,
Oft führen Schläge mich in's Leben ein.

### Dritte Sylbe.

In mir ist alle Weisheit aufgehoben,
Ich nenne mich den Herrn der Welt,
Man will mein Wirken zwar nicht immer loben
Und Manches ist, was Andern nicht gefällt;
Doch weiß ich mich nach Würden zu erheben,
Ich schreite muthig vor, das Höchste zu erstreben.

Es will der Sprung nicht immer mir gelingen
Und schmerzlich stoß' ich mich dann an der Wand,
Die Noth gebot, Bescheidnes zu erringen,
Wenn ich des Gegendruckes Schmerz empfand.
Stell' ich mich hinter Trotz und Schlauheit ein,
Dann erst verdien' ich, vorne dran zu seyn.

### Das Ganze.

Du kennest wohl mein reinliches Geschlecht,
Ich diente willig zu Genuß und Zierde,
Man prüfte mich, und war ich gut und ächt,
Erzog man mich mit sorglicher Begierde;
Mit einem Seidenkleide wurde ich beglückt,
Mit einer Silberkron' mein Haupt geschmückt.

Für dich erglühte ich in froh bewegten Stunden,
Ich war dein Tröster in der Einsamkeit,
Stets hast du mich als Freund treu ausgefunden,
Dein Blick hing oft an mir mit Freudigkeit.
Vergessen bin ich nun, treulos von dir betrogen,
Ein schmucklos Blatt hat mir dein liebend Herz entzogen.

Auflösung der Charade in Nro. 56.
Leibspeise.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 25. Februar. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 60. 1. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

### XIII.

„Wenn die Dinge, die ich Euch zu erzählen habe, viel Romanhaftes zeigen, so gebe man dem feindlichen Schicksale Schuld, das mich verfolgte, und nicht meiner Neigung. Ich weiß es, der Ruhm einer Frau besteht darin, daß sie nicht von sich reden mache, und die, welche mich kennen, wissen hinlänglich, daß alles Aufsehenerregende mir nicht zusagt. Aber man hat nicht immer die Wahl der Lebensart, die man führen möchte, und die Fatalität mischt sich selbst in Dinge, welche zunächst von unserem Willen abzuhängen scheinen."

Diese, aus der schon erwähnten Schrift buchstäblich ausgezogene Stelle, könnte der Erzählung der Abenteuer und Mißgeschicke, die von nun an das Leben der Herzogin von Mazarin bezeichneten, füglich als Motto dienen. Und doch, wenn je ein düsterer Horizont sich plötzlich auf's anmuthigste erheiterte, und die schönsten Tage zu verkünden schien, so war es bei der Rückkehr der Herzogin nach Paris 1667; sie war damals zwei und zwanzig Jahr alt und stand in der vollen Blüthe ihrer Schönheit. Nachdem sie während acht Monate mit ihrem Manne durch die Bretagne gereist, über Berg und Thal, im ganzen Umkreise seines Gouvernemens, durch Röhricht und Haiden, die selbst heut zu Tage kaum mitten im Sommer zugängig sind, war es endlich der Herzogin vergönnt, in die große Stadt Paris zurückzukehren.

Mit welcher unsäglichen Freude hielt sie ihren Einzug! Der Geächtete, der in sein Vaterland zurückberufen wird, begrüßt nicht mit wärmerer Liebe und Dankbarkeit das väterliche Haus, das er nicht mehr hoffte je wieder zu sehen. Statt des einsamen Strandes der wilden Armorica, wo nur das einförmige Brausen der Wellen an ihr Ohr schlug, sah sie die Myriaden Häuser der Hauptstadt sich freundlich vor ihr aufreihen; die in den Straßen und auf Plätzen wogende Bevölkerung hatte für sie Etwas Festliches. Diese Leute sprachen wenigstens französisch; und die Carrossen, die Portchaisen, selbst die Karren, die sich kreuzten, diese Bewegung, dieses fieberhafte Leben einer großen Stadt, übten eine Art Zauber auf sie aus.

Statt wie früher das Arsenal zu beziehen, stiegen der Herzog und seine Gemahlin im Palast Mazarin ab. Armand hatte sich zu dieser Veränderung ihres Wohnortes verstanden, sey es, weil er seit dem Absterben seines Vaters in abergläubischer Furcht besorgte, das Gespenst des alten Marschalls möge ihm in irgend einem finsteren Gang erscheinen; sey es, weil er anfing sich mit der Nachbarschaft des Louvre auszusöhnen, seitdem der König laut die Absicht verkündete, seinen Hof und den Sitz der Regierung nach Versailles zu verlegen. So nahm Hortense auf's Neue Besitz von dem Palast, wo die ersten und sorglosen Jahre ihrer Jugend vergangen waren, wo zum ersten Male Alonzo de Lara es gewagt hatte, einen jener Blicke auf sie zu heften, welche brennen, verwirren und entzücken, wo sie bei jedem Schritte die Erinnerung ihres schönen Pagen wieder fand, und den Duft alles dessen, was in der ersten Liebe das Herz berauscht. Im Palast des Arsenals trugen die feuchten Platten und das schwarze Getäfel die Spuren der Sparsamkeit Sully's; es war erbaut worden, um von Leuten seines Schlages bewohnt zu werden, Leuten mit mürrisch finsterem Gesichte, mit vernachläßigter oder altmodischer Kleidung; der Palast Mazarin hingegen hallte noch wieder von der Musik und von den Tänzen der italienischen Baladins, die der Cardinal dahin berufen: Albano, Correggio, Raphaël, Guido-Reni, und so viele andere Meister, in ihren herrlichsten und mitunter üppigsten Werken personificirt, luden zur Lust und Liebe ein. Lust und Liebe! Waren es nicht die einzigen Gottheiten, denen die schöne Hortense Mancini hätte huldigen sollen? Waren es nicht damals die einzigen Gottheiten Frankreich's?

Ludwig XIV. hatte eben Flandern erobert, und suchte sich von dem, was man die Strapatzen dieses Feldzugs nannte, bei Festgelagen zu erholen. Es war die Zeit, wo der junge König, ganz seiner Leidenschaft für die schöne La Vallière hingegeben, ihr zu Ehren ohne Unterlaß Bälle, Schauspiele, Carrousels und Belustigungen jeder Art gab, wo Molière, Lulli, Benserade, den Zauberstab in der Hand, alle diese Feerien leiteten. Der Hof war damals ein Zauberland, wo man nichts hörte als Gesang und Töne der Lust, wo man nichts als Tänze und Lächeln sah. Hortense erschien, und sie wurde wie von einem Schwindel ergriffen, und ihr war als wenn die Vergangenheit mit allen ihren Irrfahrten, ihrem Verdruß und Kummer plötzlich auf Flügeln von dannen eilte. Sie hörte all' die Stimmen der Höflinge um ihre Ohren surren, die sie noch schöner fanden als früher. Und der König, mit der huldvollsten Anmuth, hatte ihr die Hand gereicht und geruht, ihr zu sagen:

„Seyd willkommen, Herzogin; schon lange ist der Hof einer seiner schönsten Zierden beraubt, und es soll ferner nicht so seyn. Diesen Winter wird es Feste geben im Louvre, zu St. Germain, zu Versailles. Ihr werdet nicht dabei fehlen. Morgen ist Ballet und Gala bei der Königin, und ich will eine Courante mit Euch tanzen." Und Hortense hielt einen zugleich schüchternen und triumphirenden Blick auf ihren Mann geheftet, denn der König hatte gesagt, ich will! und der Herzog hatte verlegen die Augen niedergeschlagen. Als er aber nicht mehr in Gegenwart des Königs war, sagte er, den Blick

zum Himmel erhebend: „Wie Schade, daß der größte König der Welt, seinen Unterthanen ein so böses Beispiel gibt, indem er seinen ganzen Adel zu Festen lädt, deren einziger Gegenstand eine Ehrendame ist, und wie würde Gott den segnen, der glücklich genug wäre, diesen neuen David zur Buße zu bekehren!"

Indem sie ihren Mann also reden hörte, sah sie ihn an, dann fing sie an zu lachen und antwortete: „Wollt Ihr vielleicht, daß ich zu Sr. Majestät gehe, um ihm den Rath zu geben, er möge die Herzogin von La Vallière fortschicken?"

„Ei! warum denn nicht?" versetzte Armand mit naiver Ueberraschung, „das wäre sehr wohl gethan; denn der Mann muß ganz seiner Frau und die Frau ihrem Manne leben." Er wurde nachdenkend, und bei seiner Rückkunft in den Palast Mazarin, zog er sich in sein Gemach zurück, um, wie er sagte, den Allerhöchsten anzuflehen, damit er Sr. Majestät die Augen öffnen möge.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Deportirte.

(Fortsetzung.)

Beim Bedienten also, und bei den Galeerensträflingen fand sich mehr wahrer aufopfernder Seelenadel, mehr Dankbarkeit, mehr Anerkennung geistiger Würde und Vorzüge, als bei den damaligen Regenten Frankreich's; ja auch mehr noch als bei dem Volke, denn der vor dem Gefängniß und in den Straßen versammelte Pöbel verhöhnte und insultirte die abfahrenden Deportirten weit mehr, als die kurz zuvor nach der Galeere abmarschirten Diebe, Räuber, Verfälscher und Mörder. Der edle Barthelemy ward durch einen Stein im Gesichte verwundet, den man zwischen den Eisenstangen seines Käfigs auf ihn hineingeworfen hatte, und den alten ehrwürdigen General Murinais sah man mit wahrer Märtyrersgeduld sich ruhig den Koth aus dem Gesichte wischen, den das Volk auf ihn und seine Unglücksgefährten geworfen hatte.

So erfuhren sie die ungerechtesten Verwünschungen des aufgeregten Pöbels durch alle Städte, welche sie passirten, bis sie endlich in Rochefort anlangten. Hier verließ sie der rohe niederträchtige Dutertre, der auf der ganzen Reise die Stelle ihres Kerkermeisters versah. Dieser ehemalige Geflügelhändler aus Cayenne, erfüllte diesen schmählichen Auftrag mit solcher Brutalität und Gehässigkeit, daß sich das Directorium durch den allgemein gegen ihn ausgesprochenen Unwillen und Abscheu genöthigt sah, ihn zu desavouiren, ihn zurückzurufen, ins Gefängniß zu werfen, und ihn mit ein Paar Monate gefänglicher Haft für die allzu pünktliche Erfüllung der erhaltenen Befehle zu bestrafen.

Nachts brachte man die Deportirten in ein Boot, fuhr mit ihnen die Charente herab, um sie am Bord der Fregatte la Vaillante einzuschiffen, die sogleich unter Segel ging.

Anfangs wurden die ihrem Vaterlande gewaltsam entrissenen Opfer der Parteiwuth von der Schiffsmannschaft kalt aufgenommen, scheel angesehen und rauh behandelt; bald aber verwischte die Geduld und das würdige Benehmen, womit diese hochgebildeten Männer ihre Leiden ertrugen, jede vorgefaßte üble Meinung von ihnen, und die Matrosen behandelten sie jetzt mit einer Achtung und Zuvorkommenheit, die vieles zur Erleichterung ihrer Lage beitrug.

So wie sie aber nach Cayenne kamen, verschlimmerte sich alles wieder. Jeannet, ein würdiger Neffe des ruchlosen Danton herrschte damals als oberster Beamter dieser Colonie. Ergrimmt über die freundliche und achtungsvolle Aufnahme, welche die Exilirten bei den Einwohnern der Colonie fanden, beschloß er, sie nach Sinnamary, dreißig Stunden von Cayenne, zu senden. Eine abscheuliche, tödtlichen Hauch verbreitende Wüste, in welcher früher, unterm Ministerium des Herzogs von Choiseul während weniger Monaten eine ganze Colonie ausgestorben war.

Da half keine Einwendung, sie mußten gehorchen und sich auf den Weg begeben. Als die Deportirten sich Sinnamary näherten, kam ihnen ein Mann, ein höchst unglücklich aussehendes Wesen entgegen, das sie für einen 80jährigen Greis hielten. Es war einer der zwei einzigen in diesem unheilvollen Orte noch lebenden Exilirten.

„Meine Herren! gerne möchte ich Sie willkommen heißen, mich über ihre Ankunft freuen, aber ich darf nicht, es wäre unmenschlich. Sehen Sie mich an, ich bin erst 35 Jahre alt, und 7 Jahre hier; und nun urtheilen Sie selbst, in welches offene Grab Sie kommen."

Während sich die neuen Ankömmlinge in die elenden verlassenen halbverfallenen Hütten dieses Dörfchens theilten, sahen sie auch die andern nach Sinnamary Exilirten. Es war der niederträchtige blutdürstige Billaud Varennes. Aber keiner von ihnen wollte mit diesem Wüthrich sprechen. Mit Abscheu entfernten sich alle von ihm, und keine Befehle, keine Drohungen und üble Behandlung des Commandanten, Jeannet's ehemaligen Bedienten, vermochten die Aufnahme dieses Kopfabschlägers in ihre Gesellschaft und an den gemeinschaftlichen Tisch zu bewirken. Wie eine wilde Bestie war er genöthigt, abgesondert und für sich allein zu leben; Niemand sprach ein Wort mit ihm.

Die Verbannten theilten unter sich die Geschäfte ihrer gemeinschaftlichen Haushaltung. Weil nun Barthelemy kränklich war, von einem schleichenden Fieber abgezehrt ward, so hatte man ihm das leichtere Geschäft zugetheilt, die Skorpionen und anderes Ungeziefer aus ihren Hütten zu vertilgen. Er war eine Art von Kammerjäger der Colonie geworden. Aber immer schwächer werdend, gebrachen ihm bald die Kräfte zu solcher Kammerjagd, und sein guter Letellier, der Hauptkoch geworden war, übernahm es noch, außer diesen Küchenfunctionen, seines Herrn Geschäfte zu besorgen.

Doch Barthelemy's und des Generals Murinais Schwäche und Krankheit nahm so sehr überhand, daß man für ihr Leben besorgt war, und für diese zwei Hinsiechenden die Begünstigung nachsuchte, nach Cayenne gebracht zu werden. Lange ward die Bewilligung verzögert, und als sie endlich anlangte, stand Tronçon Ducoudray an Murinais Grabe, um in einer rührenden Leichenrede das Andenken an den ausgemarterten Gefährten, den Gemüthern der herumknieenden Deportirten, Soldaten und Neger einzuprägen.

Der endlich nach Cayenne versetzte Barthelemy verdankte die Erhaltung seines Lebens nur der sorgfältigen Pflege seines treuen Bedienten und der barmherzigen Schwestern von St. Vincent de Paul im dortigen Spital. Denn ins Spital verwiesen ward unser Kranke, der früher einer der fünf Regenten Frankreich's war. Bald erholte er sich, und nach einem Monat höchst gefährlicher und beschwerlicher Krankheit konnte er schon wieder das Bett verlassen und sich mit Appetit zu Tische setzen. Da bemerkte er, wie Letellier steif und ernst, die Serviette unterm Arm zu seiner Bedienung hinter ihm stand.

„Was machst Du Alter?" — rief ihm Barthelemy zu, — „Du sollst mir Freund nicht Diener seyn. Komm, setz' Dich her, und iß mit mir am Tische. Im Spital ist Alles gleich, da gibt's keine Herren und Diener, da sind wir alle Brüder."

Ungern folgte Letellier dem Wunsche seines Herrn, und setzte sich zu ihm an die Tafel. Aber plötzlich sprang er auf.

„Es geht nicht, Herr Marquis," — rief er aus, — „ich gehöre nicht neben Sie, kann nicht mit Ihnen zu Tische sitzen,

n keinen Bissen hinunterbringen. Erlauben Sie mir, daß Sie bediene."

Es half nichts, Barthelemy mußte es sich gefallen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Peter's des Großen Aufenthalt in Holland.

Von Dr. Reiche.

(Fortsetzung.)

Theils um ungestört Wasser-Partien machen, theils um n Andrange der Neugierigen ausweichen zu können, hatte Czar sich erst ein Boot, dann ein Jachtschiff gekauft. r das Erstere zahlte er nach langem Handel vierzig Gul- ı und eine Kanne Bier, welche letztere gemeinschaftlich im irthshause ausgetrunken wurde; das Jachtschiff erwarb er 450 Gulden. Er gab diesem Fahrzeuge einen Vorder- st von eigener Erfindung und schiffte nunmehr nach Am- dam, wo er in seiner, schon oben gedachten, kleinen Woh- ng auf einem selbstbereiteten Lager schlief. Am folgenden orgen war er, wie jeder andere Tagelöhner, die Art auf Schulter, an seiner Arbeit, ohne je der Letzte zu seyn.

Es läßt sich denken, daß die Wasserfahrten ebenfalls nicht ie Abenteuer abgehen konnten. Die Verwegenheit des aren erregte sogar bei den Seeleuten Erstaunen, und sie tte ihn beinahe den Tod gebracht, als er einmal falsch die Segel griff und das Schiff umschlug. Herbeieilende hwimmer kamen ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe. — großem Verdrusse gereichte es ihm, wenn man am rande, oder aus vorübersegelnden Schiffen ihn anstarrte. warf er einem zu nahe heransegelnden Schiffer ein paar re Flaschen entgegen, und ein gewisser Martzen erhielt st bei der Landung eine Ohrfeige. Man behauptete, daß ser Mensch dadurch zum Ritter geschlagen sey, und trug n den Ritter-Namen stets nach.

Der Zudrang der Neugierigen wurde überhaupt lästig und g wohl dazu bei, daß Peter den Flecken Saardam schon ch einer Woche wieder verließ. Am Tage vor seiner Ab- ise sollte ein, dem Kaufmanne Calf gehöriges, neues Schiff er einen Deich gewunden werden. Peter versprach sich von sem Schauspiele viel; als er aber bemerkte, daß Dächer d Fenster seinetwegen mit Zuschauern besetzt waren, eb er zurück. Der Bürgermeister versprach, ihn so zu füh- n, daß er sehen könnte, ohne gesehen zu werden. Vergnügt achte Peter sich zum Ausgange bereit. Indem er aber die forte öffnete und die Menge Volk sah, warf er die Thüre eder zu und rief wild: „Zu viel Volk! Zu viel Volk!"

Am andern Tage, einem Sonntage (15. August), hatte die eugier eine Menge Menschen nach Saardam gezogen, wie nst kaum zur Zeit eines Volksfestes. Schon früh Mor- ns waren alle Zugänge zu Peter's Wohnung besetzt und s Gedränge nahm stündlich zu, ohne daß die Polizei den aufen bändigen konnte. Mit Ingrimm sah der Czar den eg zu seinem Schiffe gesperrt; mit Gewalt mußte er sich nen Weg bahnen; nach allen Seiten stoßend und schlagend ürzte er durch die dichte Masse und erreichte glücklich das ahrzeug.

Wiewohl es stürmte, zog er doch die Segel auf und kam, nach ner dreistündigen gefährlichen Fahrt, mit zerrissenem Tauwerke Amsterdam an. Aber auch hierher waren ihm schon andere ahrzeuge zuvorgekommen und neue Menschen-Massen wog- n ihm am Landungs-Platze entgegen. Er drängte mit sei- en Begleitern sich durch, doch war sein Zorn so gestiegen, aß mehre blutig geschlagen wurden. Von der Stadt-Po- zei geschützt, langte er glücklich im Gesandtschaftshause an. —

Die jetzt aus Westphalen ankommende Gesandtschaft wurde mit großer Feierlichkeit empfangen und bewirthet, und Peter sah sich nun wieder im Stande, einigermaßen incognito zu leben. Als der sächsische Gesandte sich Audienz bei ihm er- bat, antwortete er: der Czar befinde sich in Rußland. Schauspiele, und sogar Feuerwerke, die man veranstaltet hatte, interessirten ihn nicht: seine Wißbegier war gediegenerer Natur. Ihr genug zu thun, diente ihm der Bürgermeister Nikolaus Witsen, welcher sich früher in Rußland aufgehal- ten und über einige Theile dieses Reichs Karten und Be- schreibungen herausgegeben hatte, auch zu den Direktoren der ostindischen Kompagnie gehörte und in mehreren Wissenschaf- ten ausgezeichnete Kenntnisse besaß. Durch ihn wurde eine Wohnung in der Nähe des ostindischen Schiffswerfts gemie- thet, ein kleines Fahrzeug zum Lehrlingswerke für den Meister bestimmt, der zur Erlernung des holländischen Schiffs- baues ein Kriegsschiff zu Stande bringen wollte.

In jener Wohnung sah man den Czaren früh Morgens aufstehen, dem gemeinsten Schiffer gleich die selbst eingekauf- ten Nahrungsmittel kochen und selbst Mahlzeit halten ohne bestimmte Zeit. Niemand durfte ihn anders nennen, als: den Zimmermann Peter von Saardam, oder kurzweg: Mei- ster Peter. Als eines Tages, in Gegenwart eines reichen Engländers, einige Arbeiter ein schweres Stück Holz vorbei- trugen und der Werftmeister dem Zimmermanne Peter anzu- fassen gebot, stemmte dieser, ohne Widerrede, seine Schulter an und leistete Gehorsam. (Schluß folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** Ein merkwürdiges Beispiel, wie auch die geheimsten Verbrechen oft an den Tag kommen, gibt folgende Geschichte: Einer der ersten Schuhmachermeister Danzig's besaß im Jahre 1827 ein Gärtchen in Schidlitz, und sendete eines Abends seine beiden Lehrburschen mit Taubenfutter hinaus. Vor dem Neu- garter Thore begegnete ihnen ein Schweinekäufer, der sie fragte wo Zigankenberg liege, und ihnen ein Trinkgeld versprach, wenn sie ihn dahin führten. Sie nahmen den Vorschlag an; doch bald leuchtete ihnen die große, anscheinend wohlgefüllte Geld- katze, die der Mann um den Leib geschlungen hatte, in die Augen, und erregte ihre Habgier. Sie führten den Fremden auf öde Nebenwege, ermordeten ihn hier vermittelst einiger Steinwürfe, fanden in der Geldkatze 604 Thaler, und theilten das Geld, worauf Beide den Getödteten unter die Erde brach- ten. Sie kehrten heim, und beschlossen, da sie jetzt so reich waren, durch schlechtes Betragen den Meister dazu zu bringen, daß er sie fortjagte. Es gelang ihnen nur zu bald; der Eine wanderte rechts, der Andere links, und Beide haben sich seitdem nicht wieder gesehen. Einer derselben gerieth in die Gegend von Graudenz, wo er als Knecht in Dienste ging, jedoch von sei- ner Neigung zu Gräuelthaten nicht lassen konnte. Man spricht von Brandstiftungen und einer neuen Mordthat. Er wird ein- gezogen und gesteht mehrere Vergehungen, und namentlich auch den vor den Thoren von Danzig begangenen Mord: er erwähnt jenes Mitschuldigen, weiß jedoch nichts weiter von ihm, als daß er Franz gerufen worden sey; seinen Zunamen habe er nie in Erfahrung gebracht. Das Gericht schreibt darauf an die betref- fende Behörde in Danzig. Der Schuhmacher wird zuerst be- fragt: er hat jedoch im Laufe der Jahre so viel Burschen ge- habt, daß er sich auf diese beiden durchaus nicht besinnen kann. Sein Sohn erinnert sich, als ihm der Name Franz genannt wird, der beiden Taugenichtse. „Wie der Franz mit Zunamen heißt, weiß ich nicht," entgegnete er nach einigem Nachdenken, „aber das weiß ich, daß der Mensch jetzt in Danzig ist; er muß Observat (Sträfling) seyn, ich habe ihn neulich die Straße fe-

gen gesehen." Bald wird auf den rechten Mann gemuthmaßt, der sich nichts Böses versah, und kein Hehl hatte, daß er in der Jugend eine kurze Zeit bei einem Schuster in der Lehre gewesen. Natürlich, daß er nach diesem Geständniß sofort in das Kriminalgefängniß abgeführt wurde. (N. C.)

*‸* Die „Berlinschen Nachrichten" enthalten einen größern Artikel, in welchem folgende Stelle vorkommt: „Der Sonntag soll ein Tag des Herrn seyn, an ihm soll der Mensch ruhen, wie der Schöpfer geruht, und seinem Gott dienen. Ist das Lesen, oder das Schreiben, Setzen und Drucken einer Zeitung eine Arbeit? — Wie mag es Sonntags in den Zeitungslokalen aussehen, wo von zwei Tagen sich der Stoff angehäuft hat, und verarbeitet, wo doppelt gearbeitet werden muß? Welcher des Sonntags unwürdige Unfrieden mag sich dort in allen Gestalten äußern! Der Redakteur kann nicht vertreten werden, und wenn er zehn Jahre Redakteur wäre, so würde er, bei der jetzigen Einrichtung, alle zehn Jahre hindurch nicht im Stande seyn, die Kirche zu besuchen, und seinen Setzern und Druckern wird es nicht besser ergehen. Der Arbeiter, der am Sonntag so gern fröhlich wäre mit den Fröhlichen, der gern in die Kirche ginge, gern mit seiner Familie unter Gottes freien Himmel träte und sich an der Schöpfung erfreute, er muß arbeiten. Er mag dabei ein außerordentliches Honorar für den Sonntag verdienen, aber wiegt dies den Dienst Gottes, seiner Familie und der Natur auf? Wir hören jetzt so viel von Sonntagsfeier sprechen: hier ist eine wunde Stelle, wo geholfen werden kann. Das Publikum möge nicht, wie bisher, das Lesen, sondern das Schreiben, Setzen und Drucken für eine Arbeit halten, und des Sonntags eine Zeitung erscheinen, des Montags aber diese be ausfallen lassen. Gewiß kann eine Zeitung nie willkommener seyn, als am Sonntag, wo sie immer eine gelegene Aushülfe der Unterhaltung bilden wird, und nie leichter entbehrt werden, als am Montag, wo jeder mit ganzer Kraft wieder zum Werke greift und tausendfältige andere Beschäftigungen findet."

*‸* Der königliche Gerichtshof von Aix hat sich am 15. Februar in Betreff des Duells, das dem Commandanten Arrighi das Leben gekostet, ausgesprochen. General Levasseur und die vier Zeugen wurden vor die am 7. März zu eröffnenden Assisen verwiesen. Nur der General, der Capitän Duvillier und Herr Casabianca, der Hauptzeuge des Herrn Arrighi, befinden sich in Haft. Die andern Zeugen werden sich wohl auf die gegen sie jetzt erst erlassene Ordonnanz selbst stellen. Man glaubt die Debatten werden am 10 März beginnen.

*‸* Nachstehender Scherz ist das Resultat einer Wette, nach welcher ein grammatikalisch-richtiger Satz mit dem sechsmal hintereinander stehenden Wörtchen „die" anfangen sollte. Für Ausländer, welche die deutsche Sprache erlernen wollen, wird er wohl nicht zur Uebersetzung zu empfehlen seyn: „Die, die die, die die, die hülflos umherirrende Tugend beschützenden Edlen irrende Ritter nennen, für Irre halten, irren nicht."

## Frankfurt.

Am 24. Juni vorigen Jahres hatten wir die Ehre unsern hochgeschätzten Mitbürgern mitzutheilen, daß uns wenige Tage zuvor von Seiten hohen Senats die Erlaubniß zu Theil geworden sey, das von Herrn von Launitz entworfene Monument der Erfindung der Buchdruckerkunst auf dem Roßmarkt zu errichten.

Wir haben uns seitdem die Förderung dieser Sache thätigst angelegen seyn lassen, und sehen uns nun in Stand gesetzt, folgende weitere Mittheilungen machen zu können.

Der ursprüngliche Plan des Monumentes ist im Allgemeinen, wie in allen Einzelheiten von dem Künstler und dem Comite nochmals sorgfältiger Prüfung unterworfen worden und beide Theile sind seit längerer Zeit genau über die Art und Weise der Ausführung einverstanden.

Ein kleines Modell, mehrere Zeichnungen über Grundriß, Aufriß, Durchschnitt und allgemeine Ansicht, sind zur bestimmten Feststellung aller Details angefertigt. Wie aus einer unter des Künstlers Augen angefertigten Lithographie zu ersehen ist, welche, sobald deren Vollendung nochmals in den öffentlichen Blättern angezeigt seyn wird, von den verehrten Unterzeichnern gegen Vorzeigung ihrer Quittung bei Hrn. Jügel (an der Hauptwache) oder Herrn Sauerländer (Sandgasse) in Empfang genommen werden kann, wird das zu errichtende Denkmal nicht viel von dem bei der Jubelfeier aufgestellten abweichen. Doch werden sämmtliche eilf Figuren und sonstige Ornamente in demselben Metall, wie die Monumente zu Wien, Prag und Salzburg, alle übrigen Arbeiten aber in Sandstein ausgeführt werden. Vier Bassins mit fließendem Wasser werden zwischen den äußeren Vorsprüngen angebracht und an der Stelle des jetzigen Brunnens sich als schmückende Zuthat einem großartigen Denkmale geschmackvoll unterordnen.

Seit Anfang August ist der Contract über Ausführung aller Bildhauerarbeiten und sämmtlicher Modelle und Formen für die zu gießenden Figuren mit dem Künstler, und von diesem und unter seiner Garantie mit dem Gießer über den Guß abgeschlossen. Der Künstler hat sich verbindlich gemacht, längstens binnen 4 Jahren seine sämmtlichen Arbeiten vollständig beendet zu liefern. Die Voranschläge sämmtlicher Bauhandwerker zur Aufstellung des Monumentes liegen definitiv regulirt vor. Die Kosten für die Ausführung des eigentlichen Denkmals sind auf fl. 20,000; die für den Unterbau, die Maurerarbeit und Aufstellung auf fl. 9000 berechnet.

Die gezeichneten Beiträge sind laut unsrer Bekanntmachung vom 4. Juli v. J. eincassirt und auf sichere Weise zinstragend angelegt. Mit den Zinsen und einigen sonstigen fest zugesicherten Beisteuern sind hierdurch die Kosten der Ausführung des Monumentes gedeckt. Für die Kosten der Aufstellung ist aber noch nicht gesorgt und zu deren Erlangung wenden wir uns denn nun an diejenigen unsrer verehrten Mitbürger, welche noch nicht unterzeichnet haben. Eine Liste wird ihnen in diesen Tagen in ihrer Wohnung durch zwei Mitglieder des engern oder des größern Comite's vorgelegt werden. Wir hoffen dabei um so sicherer auf einen reichlichen Ertrag, als uns auch von unsern früher darum angegangenen Mitbürgern willig reichliche Unterschriften zu Theil wurden. Um übrigens ihren persönlichen Eifer nicht nur für die Leitung der Sache, sondern auch für die finanzielle Verhältnisse zu beweisen, haben sämmtliche Comitemitglieder beschlossen, alsbald nochmals die Hälfte ihrer ursprünglichen Unterschrift nachzuzahlen. Die Ausführung des Monumentes, welches bei seinem ersten Anblick so allgemeinen und lebhaften Enthusiasmus erregte, daß ein Jeder es in dauerndem Material ausgeführt zu sehen wünschte, darf und wird nicht in Frage gestellt werden. Wir wenigstens zweifeln so wenig daran, daß wir, um auch eine möglichst schnelle Aufstellung zu bewerkstelligen, dem Künstler den Auftrag zur Ausführung seiner Arbeiten ertheilten, sobald wir nur diese Kosten gedeckt sahen.

Daß wir mit Recht auf die baldige Zusammenbringung der Aufstellungskosten gezählt haben, wird uns der oft erprobte Gemeinsinn und der lebhafte Antheil unserer Mitbürger an allem Schönen und Großen, wie wir nicht zweifeln, in kürzester Zeit beweisen.

**Das Comité zur Ausführung des Denkmals der Erfindung der Buchdruckerkunst.**

**Moritz von Bethmann,**
Präsident.

---

Auflösung der Charade in Nro. 57.
**Maulkorb.**

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 1. März. Die Puritaner, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini.

Mittwoch, den 2. März. Zum Vortheil des Herrn Dettmer (zum Erstenmale): Der politische Zinngießer, Vaudevillposse in 3 Abth. nach Holberg, neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. — Einlage im dritten Akt: Die Nasen-Harmonika, musikalischer Scherz. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schnürr. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 61. 2. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Als wenn an jenem Tage Alles sich vereinigen sollte, die Herzogin glücklich zu machen, so berichtete ihr, als sie kaum wieder im Palaste war, der Chevaliee von Rohan, daß der Herzog von Nevees am anderen Tage aus Italien anlangen werde; also sollte sie ihren vielgeliebten Bruder wiedersehen, von dem sie so lange getrennt gewesen, und der ihe so vieles zu sagen hatte von ihrer Schwester Marie, und von einem Andern vielleicht — — es war um vor Freude närrisch zu werden! Sie konnte nicht euhig an einer Stelle bleiben. Mit großen Schritten eilte sie durch die Gemächer, die Galerien, sich fragend, ob das Alles wohl wahr sey, und sie nicht eräume; sie begrüßte die Gemälde und Statuen, gleich alten Bekannten, die man glücklich ist wieder zu finden; sie nahm ihre Guitarre und entlockte ihr einige Töne, und tanzte und sang dazu. Des Abends bei der Tafel konnte sie nichts essen voe freudiger Aufregung. Der Herzog von Mazarin wae abwesend; eine Vierielstunde vor dem Souper hatte er anspannen lassen und war ausgefahren, ohne zu sagen, wohin. Nach dem Essen erschienen die Kammerfrauen, um die Frau Herzogin zu entkleiden: „Nicht doch," sagte sie, „ich gehe heute nicht so früh zu Bette, die Freude erhält wach; aber ich will, daß Jedermann hier meine Freude theile, höet Ihr?" Dann öffnete sie einen großen Scheank, in den sie ihe Gold und ihre Juwelen verschloß, holte Ringe, Ohrgehänge, Fläschchen mit Rosenöhl und Granatenwasser hervor, um sie unter ihre Frauen zu vertheilen. „Nun," fügte sie hinzu, „um keine Eifersucht zu wecken, will ich eine Lotterie veranstalten; wer von Euch ist so gelehrt, die Nummern zu schreiben?"

„Ich, wenn es die Frau Herzogin erlauben," erwiederte eine kleine Kammerfrau, mit einem allerliebsten Gesichtchen.

„Nun dann," versetzte die Herzogin, „Nanon, so sollst Du mein Sekretär seyn. Setze Dich an diesen Tisch und schreibe die Nummern, wie ich sie diktire."

Unter den Kammermädchen der Heezogin war Nanon die Julezt angenommene und die Schönste. Ihr Vatee, einer der untersten Diener im Hause, hatte sie gegen ihren Willen verheirathen wollen; sie hatte aber mit Festigkeit erklärt, sie werde eher in's Kloster gehen, als den Mann heirathen, den man ihr aufzwingen wolle. Der Herzog, welcher das Mädchen oft ganze Tage in der Kirche zubringen sah, hatte Antheil an ihr genommen, und sie im Dienste seiner Frau angestellt. Nanon hatte viel natürlichen Verstand, einige Bildung, und die Herzogin hatte sie bald lieb gewonnen, obgleich man sie vor ihr gewarnt. Wäre sie alt und häßlich gewesen, so würde Hortense vielleicht auf diese Warnungen geachtet haben; aber bei ihrem gewöhnlichen Leichtsinne, bei ihrer Unbesonnenheit, konnte sich die Herzogin nicht denken, daß ein hübsches Gesicht, in einem Alter von siebzehn Jahren, dem Betruge und der Vereätherei zur Larve dienen könne.

Als die Feauen ihr Entzücken über die Güte und die Freigebigkeit der Herzogin bezeigten: „Wißt mir das nicht allzusehe Dank," sagte diese, „das sind ja nur Kleinigkeiten, die mie zu Nichts dienten. Was soll ich mit diesen Ringen, mit diesen Ohrgehängen thun; ich habe doch, wie man sagt, die schönsten Juwelen in ganz Frankreich." Und sich zu ihrer Favorite wendend: „Nanon," fügte sie hinzu, „Du hast mich noch nicht in meinem Schmucke gesehen; so bin ich erst schön! Soll ich Die ihn zeigen? Er ist in einem kleinen Koffer in diesem Schranke. Mit diesem Köfferchen, Nanon, könnte man eine Prinzessin aussteuern. Steh' auf und hole es herbei." —

Nanon war todtenbleich geworden, und als sie auf den Befehl ihrer Gebieterin sich erhob, hätte man glauben sollen, sie sey im Begriff niederzusinken. Die Herzogen, welche es merkte," fügte hinzu: „Aber, Kleine, was fehlt Dir denn? Bist Du schläfrig? Du Faule! Morgen kannst Du ausschlafen, denn ich gehe zur Königin, und ehe ich weggehe, sollst Du mich mit allen meinen Steinen sehen. Setze Dich wieder, und zur Strafe sollst Du bis morgen warten, um die schönen Diamanten zu bewundern, die mir der Herr Cardinal hinterlassen."

Es teat ein Augenblick Stille ein, und man hörte die Uhr des Palastes eilf schlagen.

„Schon eilf Uhr!" sagte Hortense; „wie die Zeit vergebt! Der Herzog ist noch nicht nach Hause gekommen; sonderbar! Er geht doch so gern früh schlafen! Was fangen wir einstweilen an! denn heute gehe ich nicht vor Mitternacht zu Bett. Ich habe Lust, Blindekuh zu spielen. Nanon hat die Augen schon halb geschlossen, so kann sie sich dieselben völlig zubinden lassen. Komm, kleine Schläferin, halte mir den Kopf her, daß ich Dir selbst das Tuch umbinde. Mit großer Hast faltete Hortense das Tuch zu einer Binde und legte es um die Stirne des Kammermädchens, wobei sie wie närrisch lachte. Unteedessen war ein heftiges Ungewitter ausgebrochen; der Regen schlug gegen die Fenster, und man hörte den Dezemberwind in den hohen Schornsteinen des Palastes heulen. Aber was kümmerten Hortense die empörten Elemente? sie wae glücklich und spielte Blindekuh mit ihren Frauen.

Plötzlich rief Nanon: „Es ist die Frau Herzogin, die ich festhalte!"

„Es scheint," versetzte Hortense, „daß Du vollends erwacht bist." —

Sie schlang selbst das Tuch um ihren herrlichen Kopf.

Die Unordnung in ihrem Anzuge, die lebhafte Röthe der Wangen, die schönen schwarzen Haare, die in zierlichen Locken auf Nacken und Schultern herabfielen, Alles trug dazu bei, ihr einen entzückenden Reiz zu verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Deportirte.

(Fortsetzung.)

Als der Gouverneur Jeannet die Wiedergenesung des ehemaligen Direktors vernahm, befahl er seine augenblickliche Einschiffung auf eine Fregatte, die unter den Befehlen des Capitain Freitag nach Sinnamary segeln sollte.

„Als wir aus dem Flusse bei Cayenne heraus und auf die Höhe kamen," — erzählt dieser Schiffscapitain in seinen nachgelassenen Memoiren — „war uns der Wind entgegen und die See sehr hoch. Der noch schwächliche Barthelemy, von der Seekrankheit heftig ergriffen, lag wie todt auf dem Verdeck hingestreckt. Besorgt stand ich bei ihm, und konnte es trotz meiner Warnungen nicht verhindern, daß die manövrirenden Matrosen in ihrer Raschheit über ihn und auf ihm herumtrampelten. Genöthigt zu laviren und alle Augenblicke das Schiff zu wenden, schleuderte dessen Schaukeln Menschen und allerlei Takelwerk auf den armen Kranken hin."

„Das that mir leid und ich beschloß ihn, wo möglich, in die Kajüte hinunter zu bringen, wo Letellier selbst von der Seekrankheit wie todt hingestreckt lag und unfähig war, mir zu helfen. Einen Mann von der Größe und Schwere des Barthelemy, der sich nicht rühren konnte, aufzuheben und hinunterzutragen, war keine geringe Sache und stieg über meine Kräfte, besonders während der heftigen Stöße und Schwankungen eines sturmbewegten Schiffes. Es gelang mir zwar, ihn bis zum Kajütentreppchen zu schleppen, aber hier war er noch schlimmer aufgehoben; hier befand er sich den Tritten der Matrosen noch mehr ausgesetzt, und keiner konnte mir helfen, denn die Bemannung war zu schwach und im Sturme zu sehr vom Schiffe in Anspruch genommen. Da packte ich ihn bei den Beinen, zog ihn, so sanft ich konnte, über das Treppchen hinunter in die Kajüte, wo es mir gelang, ihn etwas bequemer zu legen. Er entbehrte zwar hier sehr der frischen Luft, lief aber doch nicht mehr Gefahr, getreten zu werden. So elend, dachte ich, liegt nun hier dieser große Mann, den einst Frankreich und die Schweiz als Friedensstifter mit Jubel begrüßten, der Mitregent eines der größten Reiche war. Geächtet von den Machthabern des Tages und mit Füßen getreten von den ungebildeten groben Matrosen."

Der Schiffscapitain Freitag war mit der Küstenbewachung und dem Kommando über Sinnamary beauftragt. Er benahm sich sehr sanft und gütig gegen die Deportirten. Das mißfiel seinem Obern. Plötzlich kamen Soldaten, nahmen ihn fest, bedeuteten ihm, daß der Gouverneur Jeannet einen gewissen Aymé zu seinem Nachfolger ernannt habe, brachten ihn an Bord seines eigenen Schiffes, um ihn an einer wüsten unwirthbaren Küste auszusetzen.

Dieser neue Commandant Aymé hütete sich wohl, sanft und gütig gegen die Deportirten zu seyn. Er zwang sie, eine noch ungesundere Gegend, Conanaa, zu bewohnen, versagte ihnen die dringendsten Lebensbedürfnisse und machte ihr Schicksal so unerträglich, daß sie den verzweifelnden Entschluß faßten, sich ihm um jeden Preis zu entziehen.

Wir müssen nun unsere geehrten Leser bitten, sich mit uns über einen bedeutenden Zeitraum, über manche wichtige Ereignisse, über das Konsulat, das Kaiserthum, die Verhängnisse von 1814, die hundert Tage, die Restauration hinwegzusetzen und den 20. Februar 1819 auf der Tribune in der Pairskammer der Rede eines ehrwürdigen Greises zuzuhören.

Mit aller Kraft seines Genies sprach er sich gegen die seit zwei Jahren versuchsweise eingeführten Erweiterungen des Wahlmodus aus und trug auf Wiederaufhebung oder doch Modificirung desselben an.

Es ist schwer, den Effect und das Aufbrausen zu schildern, den diese kühnen Worte hervorbrachten, besonders bei der damaligen politischen Lage Frankreich's, und den Gährungsstoff, der sich 1819 in allen Gemüthern regte. Groß war der Tumult, der darüber in der Pairskammer ausbrach, eine allgemeine Aufregung entstand in ganz Paris und verbreitete sich wie ein Lauffeuer bis in die entferntesten Provinzen.

Nur Barthelemy, der kühne Redner, blieb ruhig dabei und verwunderte sich, so wenig Anklang für eine Sache zu finden, welche seine auf tiefe Erfahrung gestützte Ueberzeugung als gut und vortheilhaft darstellte. Wie er nun nach aufgehobener Sitzung die herrliche breite Treppe des Luxembourgpalastes behutsam hinabstieg, holte ihn ein junger Pair ein, der sich nicht enthalten konnte, obwohl mit gehöriger Achtung, ihm seine Mißbilligung des ausgesprochenen Vorschlags aufs Lebhafteste zu bezeugen. Barthelemy hing sich an den Arm des jungen, liberalen Pairs, blickte ihn mit seinem freundlichen, einnehmenden, seiner edlen Physiognomie so eigenthümlichen Lächeln an und sagte:

„Sie wissen noch nicht, was Revolutionen sind, und wohin sie führen können. Schenken Sie mir einen Augenblick Gehör, ich will Ihnen Etwas davon erzählen."

„Es sind nun 22 Jahre her, daß in den verpesteten Wüsten Sinnamary's eine Handvoll Männer sich mit einander berathschlagten. Es handelte sich darum, zu entscheiden, ob es besser sey, sein Leben in einer verzweifelnden, tollen Unternehmung sogleich aufs Spiel zu setzen, oder den unbezweifelten Tod vom mörderischen Klima abzuwarten, das bereits den ältesten der Verbannten, den General Murinais hinweggerafft hatte."

„Zwei dieser Männer, schwer erkrankt, verzichteten ungerne auf die Theilnahme an dem vorgeschlagenen Rettungsversuch, zu dessen Ausführung Kräfte, Rüstigkeit und Entschlossenheit nöthig waren, die ihr schleichendes, sie langsam verzehrendes Fieber, schon längst vernichtet hatten. Es waren Brotier und La Villeurnoy."

„Barbé-Marbois — wie klingen Ihnen solche berühmte Namen, junger Herr? — fand die Sache unmöglich. Lafond-Ladebat und Tronçon-Ducoudray befürchteten, ihren Familien das Bischen Vermögen zu berauben, das sie denselben bei ihrer Abführung zurückgelassen hatten, und als wenn es damals in Frankreich noch Gerechtigkeit gegeben hätte, zogen sie vor, zu Sinnamary ihre Rechtfertigung abzuwarten, die man ihnen im Vaterlande verweigert hatte. Tronçon-Ducoudray war zudem krank. Auf sein Gesuch aber, nach Cayenne versetzt zu werden, hatte der Gouverneur Jeannet geantwortet: Warum belästigen diese Leute mich immer mit solchen Gesuchen. Sie sollten doch wissen, daß man sie nicht nach Sinnamary geschickt habe, damit sie ewig leben." (Fortsetzung folgt.)

## Peter's des Großen Aufenthalt in Holland.

Von Dr. Reiche.

(Schluß.)

Der Czar versäumte nichts, was seine Kenntnisse des Schiffswesens, und nebenbei auch die der übrigen Künste und Wissenschaften, vermehren konnte. Bei einem Seegefechte,

welches die Stadt Amsterdam veranstaltete und das für ihn ein angenehmes Schauspiel war, bestieg er eins der kämpfenden Fahrzeuge und lenkte es mit eigener Hand. Er besuchte die angekommene Wallfischflotte, stieg in den Thranräumen umher und unterrichtete sich von Allem, was diesen Gegenstand betrifft. — Er nahm Unterricht bei den Mathematikern Dam und Hartzocker, bei den Schiffsbaumeistern Bysselaer, Kardinaal, Rhenen, Peter Pool, und bei dem Schiffszeichenmeister Adam Silo; besuchte in Witsen's Begleitung alle öffentliche Anstalten und Gotteshäuser, wie nicht minder die angesehensten Gelehrten, Fabrikanten und Handwerker und zeichnete sich auf, was ihm irgend neu war. Sein höchstes Erstaunen erregte das anatomische Cabinet des Professors Ruysch († 1731), welches er später für 30,000 Gulden an sich kaufte. Als er hier die ersten Mumien sah, stand er wie besinnungslos da, so daß man ihn mit Mühe wegbrachte; er küßte die Leiche eines noch im Tode lächelnden Kindes. Ueberhaupt waren die Kenntnisse, welche Peter hier einsammelte, ihm in chirurgischer Beziehung wichtig, denn er hoffte damit in Fällen der Noth sich selbst oder Andern nützlich werden zu können.

Während Peter sich solchergestalt ganz in seinem Berufe fühlte, war dies mit den ihn begleitenden Russen ganz und gar nicht der Fall. Die meisten von ihnen betrieben das ihnen auferlegte Handwerk nur sehr ungern, klagten auch wohl mit Thränen über die Trennung von ihren Angehörigen und über den Zwang, der auf ihnen laste. Die Klagen Einiger wurden so laut, daß Peter die Unzufriedenen verhaften und im Gesandtschaftshause einsperren ließ.

Am 25. September fand die feierliche Audienz der Gesandtschaft im Haag statt. Peter erschien dabei in blauen Tressenkleide, mit Perücke und Federhut. Nikolaus Witsen führte ihn nach einem Nebenzimmer, welches, vermöge eines Thürfensters, eine Aussicht nach dem Audienz-Saale gestattete. Der Czar war mit der Aufnahme, welche man seinen Gesandten erwies, vollkommen zufrieden; die Sache dauerte ihm aber zu lange und er konnte sich der Blicke der Neugierigen nicht mehr erwehren. Da ihm nun kein anderer Ausgang freistand, als der durch den Saal, so ließ er die Generalstaaten ersuchen, ihm während seines Durchganges den Rücken zuzuwenden: dies geschah zwar nicht, er erhielt aber den Bescheid, daß alsdann die Versammlung aufstehen würde. Peter zog nun seine große Perücke über das Gesicht und rannte durch den Saal nach seinem Wagen.

Bei den der Gesandtschaft zu Ehren veranstalteten Lustbarkeiten mochte Peter nicht erscheinen; dagegen besuchte er zu wiederholten Malen den Erbstatthalter und König Wilhelm von Oranien und lernte die vorzüglichsten Staatsmänner und Gelehrten kennen. Unter den letzten verdienen Leuwenhoek und Boerhave genannt zu werden. Jener kam zu ihm auf die Jacht und zeigte ihm unter andern den Umlauf des Blutes im Schwanz eines Aales. Diese Beobachtung und mehre anziehende Versuche, welche der Gelehrte mit seinen Mikroskopen machte, gefielen dem Czaren so sehr, daß er sich mehr als zwei Stunden damit beschäftigte und beim Abschiede dem Naturforscher dankbar die Hand drückte. — Boerhave führte den Czaren auf das anatomische Theater; die ihn begleitenden Russen fühlten bei dem Anblick eines von der Haut entblößten Leichnams den heftigsten Ekel; grade deshalb zwang Peter sie, die Sehnen des todten Körpers mit den Zähnen abzulösen. —

Peter fuhr fort in Amsterdam zu verweilen und seine Kenntnisse zu erweitern. Er beschäftigte sich auch namentlich mit der Zahnbrecherkunst, die er später in Rußland zuweilen praktisch ausübte. Seine Wißbegier trieb ihn an, die halsbrechendsten Dinge zu unternehmen und öfter gerieth er darüber in Lebensgefahr. Einmal kletterte er einen Krahn hinauf und fiel so unglücklich, daß er mehre Tage seinen Stuhl nicht verlassen konnte. Ein anderes Mal griff er in das Maschinenwerk einer Sägemühle, wurde aber noch glücklich zurückgerissen und ertrug die Scheltworte seines Retters mit großer Geduld.

Peter hatte durch seine anziehende Weise die Herzen Aller gewonnen, die mit ihm in Berührung kamen. Er nahm eine Menge vertriebener Franzosen, so wie auch Schweizer und Deutsche, in seine Dienste, gewann auch mehre holländische Künstler von Ruf und verpflanzte sie nach Rußland. Unter seinen Augen, und indem er selbst mitarbeitete, war eine Galeote, oder, wie Andere wollen, ein Schiff von 60 Kanonen erbaut und ausgerüstet worden; die Stadt Amsterdam schenkte es dem Monarchen und dieser schickte es im folgenden Jahre nach Archangel. *)

---

## T a b l e t t e n.

*** (Berlin, 22. Februar.) In der höhern Welt macht in diesem Augenblick die Verhaftung einer vornehmen Gaunerin und Diebin großes Aufsehen. Frau v. W. vermißte eines Tages ein bedeutendes Paket Kassenanweisungen, und machte davon Anzeige bei der Polizei. Der Polizeirath Dunker erfährt von der Frau v. W., daß an dem Tage, wo der Verlust bemerkt wurde, nur Personen der höhern Stände zugegen waren. Unter ihnen befand sich eine Marquisin von Hereford, ein Sprößling der berühmten englischen Familie. Diese Dame war es zunächst, welche dem Polizeirath Verdacht erregte, und er beschloß, bei ihr eine Untersuchung zu veranstalten, welche jedoch unfruchtbar auszufallen drohte, da die Marquisin bereits von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt war, und Zeit gehabt hatte, alles Verdächtige zu beseitigen. Am Morgen nach dem Diebstahl, in den letzten Tagen der vorigen Woche, erscheint der Polizeirath Dunker bei der Marquisin. Auf sein Schellen wird ihm durch ein Kammermädchen geöffnet, welches er anscheinend zufällig fragt, wenn die gnädige Frau am Abend vorher nach Hause gekommen sey? Das Mädchen antwortet: um 8 Uhr. Jetzt wird der Polizeirath vorgelassen, und findet eine sehr stattliche, feingebildete Dame. „Sie werden mir verzeihen,“ sagt der berühmte Polizeibeamte, „daß ich Sie störe. Ich bin der Polizeirath Dunker, und habe den Auftrag, die Umstände eines Diebstahls zu ermitteln, welcher bei Frau von W. vorgekommen ist. Sie waren gestern dort, und ich bin in der Nothwendigkeit, auch an Sie einige Fragen zu richten. Wann sind Sie zum Beispiel gestern nach Hause gekommen?“ Die Gefragte antwortete, sie sey gar nicht abwesend gewesen. „Dennoch weiß ich,“ entgegnete der Polizeirath, „daß Sie erst um 8 Uhr nach Hause gekommen sind.“ — „Wer sagt das?“ — „Ihr Mädchen.“ — „Das ist eine Lüge!“ — „Verzeihen Sie, daß ich in diesem Falle dem Mädchen mehr glaube; es ist gar nicht abzusehen, warum das Mädchen eine Lüge sagen sollte. Dieser Umstand, und noch mehr Ihr Betragen überzeugen mich — daß Sie die Diebin sind. Streiten Sie nicht weiter, geben Sie mir Ihre Schlüssel.“ Die Schränke und Kommoden werden nun geöffnet, und es finden sich viele merkwürdige Gegenstände, aber nichts Verdächtiges, Konzepte einer Eingabe an Se. Maj. den König in Bezug auf den katholischen Kirchenstreit, Briefwechsel mit Gelehrten und hochgestellten Personen, unter Anderm auch Schreiben an den Pastor Binterim, in welchem sie sich als gute Katholikin darstellt, während sie in andern wieder als eifrige Protestantin erscheint. Unter diesen Papieren fand sich auch ein altes Stück Messing, und wie ein guter Polizeibeamter bei einer Untersuchung nichts unberücksichtigt läßt, so wurde auch dieses Stück mitgenommen. Nach so fruchtloser

---

*) Dieses Schiff wurde sorgfältig aufbewahrt, verbrannte jedoch unter Elisabeth Petrowna.

Durchsuchung verfügte sich der Polizeirath Dunker wieder zur Frau v. W., und zeigte ihr unter Anderm auch das Stück Messing. Kaum hatte Frau v. W. dasselbe erblickt, als sie es erkannte. Es war ein Andenken an irgend ein Lebensereigniß, und sie hatte es stets in ihrem Juwelenkästchen aufbewahrt gehabt. Die Juwelenschachtel wurde herbeigeholt, indessen fand sich, ausser jenem Messingstück, Alles vor. Eine spätere Untersuchung aber hat ergeben, daß alle noch vorhandenen Juwelen unächt, und die ächten ausgebrochen und verkauft worden sind. Die Diebin muß also das Schmuckkästchen mehrere Tage in Händen gehabt, und dann wieder an Ort und Stelle geschafft haben. Bei Haller und Rathenau und andern Juwelieren hatte sie die Steine unter den unverdächtigsten Umständen verkauft, so z. B. in einem Schreiben von ausserhalb als Frau v. Alvensleben sich angekündigt, die in Berlin ankommen, und einen bedeutenden Schmuck zu Gelde machen wolle. Se. königl. Hoh. den Prinzen August hatte sie ersucht, ihr eine Stelle als Vorleserin zu verschaffen, und selbst Geistliche als ihre Gewährsmänner produzirt. Auch als Schriftstellerin war sie aufgetreten, und hatte eine Schrift des Fürsten G. über seinen Uebertritt zur katholischen Kirche übersetzt. Die Druckerrechnung bezahlte sie mit 60 bayerischen Kronthalern, die sie ebenfalls gestohlen. So soll diese Person hier sechs Jahre verkehrt, ein anständiges Haus gemacht haben, und nie ohne Geld gewesen seyn, ohne jemals zu borgen; sie pflegte nur zu stehlen. Die Nachforschungen nach ihrer Persönlichkeit ergaben, daß sie die Tochter eines Försters Mensen aus Herford in Westphalen ist, und ihr Paß hat ihr zu ihrem Marquisate verholfen, indem sie nur aus Mensen aus Herford, Mensen of Hereford machte, wobei ihr denn ihre große Gewandtheit, sich englisch auszudrücken, sehr zu Statten kam. Gegenwärtig ist die ausgefeimte Gaunerin eine Bewohnerin unserer Kriminalgefängnisse geworden, und man hofft von ihr noch manches Geheimniß zu ermitteln. (N. C.)

*** (Neapel, 4. Februar.) Unter den neuesten Entdeckungen in Pompeji zeichnet sich die Fortunastraße aus, welche in einer geraden Richtung von dem Tempel der Fortuna auf die Porta di Nola führt, so daß man von den Thermen und dem Hause des tragischen Dichters das Nolanische Thor sehen kann, welches einen herrlichen eigenthümlichen Anblick gewährt. Da die Aufgrabung dieser Straße beinahe zwei Jahre in Anspruch genommen hat, so sind in dieser Zeit wenig Malereien, die man nur in den Gebäuden selbst findet, zum Vorschein gekommen; doch haben sich einige ausgezeichnete Bronzen und Terracotten in der letzten Zeit vorgefunden. Kürzlich hat man eine Ausgrabung begonnen hinter dem Hause des Castor und Pollux, neben dem Hause des Labyrinths. In dem Hause des Labyrinths wurde das schöne Gemälde Paris und Helena, so wie die für Architektur und Perspective wichtigen Malereien entdeckt, die so eben in Zahn's Pompeji, Herculanum und Stabiä erscheinen. — Bei der Ausführung der Eisenbahn von Neapel nach Nocera hat man bei Torre del Greco, in der Nähe der frühern Ausgrabung des Abbate, mehrere interessante Alterthümer entdeckt, worunter ein Candelaber in Bronze und eine kleine Statue in Marmor besonders bemerkenswerth sind. Der Architekt der Eisenbahn, Hr. Bayard, hat diese Gegenstände dem hiesigen königlichen Museum übergeben. Bei Torre dell' Annunziata sind auch in Folge der Vorbereitungen zur Eisenbahn, in der Besitzung des Hrn. Scognamiglio, mehrere antike Gebäude ausgegraben worden, die mit schönen Malereien geschmückt sind, worunter sich ein Opfer, mehrere Bachantinnen und viel schöne Verzierungen auszeichnen. Das Hauptgemälde ist auf Kosten der Regierung in das hiesige königliche Museum gebracht worden. Diese antiken Gebäude stehen in Verbindung mit denjenigen, welche bei der Anlage der Mineralwasserbäder des Generals Nunziante zum Vorschein gekommen; auch sollen sie im Zusammenhang stehen mit den antiken Gebäuden, welche der Prof. Zahn vor einigen Jahren daselbst ausgraben ließ und dadurch die Stadt Teglana entdeckte. Es ergiebt sich aus allen diesen Entdeckungen, daß diese Stadt, welche unter Torre dell' Annunziata liegt, eben so groß als Pompeji seyn mußte. (A. Z.)

*** Man lies't in der Dorfzeitung: Es vergeht kein Monat, daß man nicht in öffentlichen Blättern von einem aus unvorsichtigem Umgehen mit Feuergewehren entstandenen Unglück liest. Die damit verbundene Warnungsstimme aber verhallt immer noch im Winde. Dieser Tage ging ein Soldat der weimarischen Truppenabtheilung, welche zur Abwehr des Holzfrevels im Amte Kaltennordheim liegt, spät Abends in eine Spinnstube des Dorfes Wollmuthhausen. „Dich möchte ich todtschießen," mit diesen Worten legte er auf ein zuvörderst sitzendes, ihm unbekanntes Mädchen sein Gewehr an, welches er an diesem Tage abgeschossen, dann aber wieder in der Trunkenheit geladen hatte, und wovon ihm nur der erste Umstand, nämlich das Abschießen, noch erinnerlich war. Mit zerschmettertem Kopfe fiel das Mädchen todt zur Erde. Dicht hinter ihm saßen noch etliche Personen, an welchen die Kugel vorüber in die Wand fuhr. Was half es nun, daß sich der Thäter über die Leiche warf und mit zu sterben wünschte! Die Todte, die einundzwanzigjährige einzige Tochter eines Taubstummen, war als das schönste und bravste Mädchen der Umgegend bekannt und ihr tragisches Ende hat große Sensation gemacht. Das Militärobercommando von Eisenach hat den Thäter sogleich an das Criminalgericht Dermbach abgegeben. Ein alter Praktiker meinte, der eingewurzelte Unfug nähme nicht eher ein Ende, bis im Strafgesetzbuch stünde: „Wer scherzweise ein ungeladenes Feuergewehr auf einen Menschen hält, bekommt so und so viel Wochen oder Monate Arrest." Schon der Scherz in dieser Art ist unsittlich und möglicher Weise durch Erschreckung des Andern schädlich und verdient daher Strafe.

## Zweisylbige Charade.

### Erste Sylbe.

Man setzet mich als möglich oft voraus,
Oft will man von der Möglichkeit nichts wissen;
Bedrohlich bin ich für so manches Haus,
Bedrohlich Dir, stehst Du auf schwachen Füßen.

### Zweite Sylbe.

Vertraue mir in jedem Mißgeschick,
Vertraue mir in Noth und in Gefahren;
Ich schütze Dich, ich trete nicht zurück,
Will Dich vor Neid und Arglist treu bewahren.

### Das Ganze.

Erhebst Du Dich in ferne Regionen,
Zeigt Dir Dein Unstern schon das sich're Grab;
Dein Glaube soll Dir Dein Vertrauen lohnen,
Ich leit' sanft zur Heimath Dich herab.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 3. März. Zum Vortheil des Herrn Dettmer (zum Erstenmale): Der politische Zinngießer, Vaudevilleposse in 3 Abth. nach Holberg, neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. — Einlage im dritten Akt: Die Nasen-Harmonika, musikalischer Scherz. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 62. 3. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke schlug es Mitternacht. Die Thüre des Zimmers drehte sich in ihren Angeln, und die jungen Mädchen entflohen, indem sie einen Schrei ausstießen. Hortense machte mit vorgehaltenen Armen einige Schritte durchs Zimmer, und eine Stimme, eine einzige — es war Nanon — flüsterte ihr einige Worte zu.

„Was gibt's?“ fragte die Herzogin. Niemand antwortete. Eine düstere Stille herrschte im Zimmer. Hortense hörte nichts als ihre Schritte, die ein Teppich dämpfte, und draußen den noch immer herabströmenden Regen. Erstaunt tappte sie vorwärts und lauschte. Ein gehemmtes Athmen ließ sich leise neben ihr vernehmen. Sie streckte den Arm aus, und eine Hand berührte die ihrige: „Ich habe Eine gefangen,“ rief sie frohlockend aus. Doch sich rasch besinnend: „Es ist eine Mannshand; ich wette, es ist Herr von Polastron, den wir geweckt. Es thut mir leid, Herr Hauptmann, es thut mir leid für Euch; aber an Euch ist die Blindekuh.“ Und schon fuhr sie mit der Hand nach der Binde, um sie loszuknüpfen, als ein Kuß ihre Stirne streifte. Rasch riß sie das Tuch ab; „ha! Ihr seyd es, Herr Herzog; warum redet Ihr nicht? Ihr habt mich erschreckt.“

„Wie?“ versetzte Armand, ohne auf diese Frage zu antworten, „noch auf, zu dieser Stunde! Mitternacht vorbei! Das heißt Gott beleidigen, mein Schatz, und dem Geiste der Finsterniß trotzen, dessen Fallstricke nie mehr zu fürchten sind als zur Nachtzeit.“

„Ich wartete auf Euch,“ versetzte Hortense mit bewundernswerther Zuversicht, „und glaubte nicht, daß ich deßwegen Vorwürfe bekommen würde.“

„Schon recht! aber konntet Ihr nicht einstweilen zu Gott beten? das wäre anständiger gewesen, als Euch Belustigungen hinzugeben, die Gott dem Herrn mißfällig sind, zumal an einem Sonnabend. Nicht allein habt Ihr eine Sünde begangen, sondern Ihr habt Eure Frauen dazu verführt, Theil daran zu nehmen.“

„Allein konnte ich doch nicht Blindekuh spielen!“

„Hortense, Hortense, das ist eine boshafte Antwort, und wenn Ihr mich nur ein klein wenig liebtet, so würdet Ihr mir sie nicht gegeben haben.“

„Herr Herzog, ich liebe und ehre Euch, wie es einer gehorsamen Frau ziemt.“

„Ihr liebt mich, sagt Ihr? o! Ihr habt keine Liebe zu mir!“ Und der Herzog stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Meine Schuld ist es nicht; ich war offen gegen Euch; ich habe Euch Nichts verhehlt; Liebe habe ich nur einmal in meinem Leben gefühlt, und da wart Ihr noch nicht mein Mann.“

„Undankbare! jetzt wo ich es bin, und Euch so sehr liebe, jetzt wette ich, daß ein Andrer — —“

„Ihr seyd wohl nicht zu mir gekommen, um mir das zu sagen?“

„Nicht ganz deßhalb,“ stammelte der Herzog in sichtbarer Verlegenheit.

„Nun, warum denn?“ versetzte Hortense.

„Ich komme vom König.“

„Schon wieder? Hat er Euch rufen lassen?“

„Hatte man Jeanne d'Arc rufen lassen, als sie sich zu dem König und zu seinen Feldherren begab, um ihnen ihr Traumgesicht zu erzählen?“

„Ein Traumgesicht, Herr Herzog, Ihr habt ein Traumgesicht gehabt?“

Die Herzogin hielt das Tuch vor den Mund, um den mächtigen Reiz zum Lachen zu verbergen, der sie anwandelte.

„Ja, Madame,“ versetzte ernsthaft der Herzog. „Diesen Abend, als ich im Gebete war, sendete mir Gott einen seiner Engel, der mir in seinem Namen gebot, zum Könige zu gehen, ihm zu Füßen zu fallen, und ihn mit gefalteten Händen zu bitten, seiner sträflichen Liebe zur Herzogin von La Vallière zu entsagen. Ich habe gethan, wie mir Gott durch seinen Engel geboten.“

„Und was hat der König geantwortet?“

„Der König blieb eine Zeitlang nachdenkend, dann winkte er mir aufzustehen, und befahl mir binnen vier und zwanzig Stunden in mein Gouvernement Elsaß abzureisen.“

Bei diesen Worten wurde Hortense bleich, und nachdem sie auf dem Punkte gewesen, in ein helles Gelächter auszubrechen, zerfloß sie in Thränen, und stammelte mit erstickter Stimme: „Was gedenkt Ihr zu thun?“

„Könnt Ihr fragen, mein Schatz! ich werde dem Könige gehorchen; morgen nach der Vesper fahren wir ab. Die Wagen sind schon bestellt, und Ihr könnt Eure Koffer packen lassen.“

Hortense schwieg eine Zeitlang, und war wie niedergedonnert, dann heftete sie auf den Herzog einen jener Blicke, womit sie einst den Cardinal selbst bestrickte: „Um Vergebung,“ lispelte sie mit ihrer lieblichsten Stimme, „der Befehl, wie mir däucht, betrifft .... nur Euch.“

„Wohl wahr,“ erwiederte der Herzog, die Augen senkend, gleichsam um sich der Zauberkraft dieser Blicke zu entziehen: „Ist es aber nicht Pflicht der Gattin, ihrem Manne zu folgen?“ —

„Könntet Ihr aber nicht die Erfüllung dieser Pflicht aufschieben? Hört Ihr, wie es regnet, und wie der Wind heult?

Es ist kalt auf der Landstraße; wenn ich krank würde unterwegs? wenn ich stürbe? Ihr würdet es Euch nie verzeihen Euer Lebenlang."

„Ich würde Euch nicht überleben." (Fortsetzung folgt.)

---

## Der Deportirte.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Es blieben also nur noch 8 Personen, welche im verzweifelnden Entschluß beharrten, sich zu ihrer Flucht, in einer leichten Pirogue hunderte von Stunden weit in's hohe unbekannte Meer hinauszuwagen. Anfangs wollten sie versuchen, landeinwärts die portugiesischen Niederlassungen zu erreichen. Allein es fehlte ihnen ein sicherer Führer, und die Horde der Gabinis, zunächst der Küste, hatte mit den Franzosen gebrochen und massakrirten ohne Mitleid alle, welche ihnen in die Hände fielen; da überdies unwegsame, dichtverwachsene Wälder zu passiren waren, so zogen sie den Versuch vor, zur See nach Surinam zu kommen."

„Doch auch dazu bedurften sie eines Führers, der ihnen fehlte und so wäre beinah das Ganze aufgegeben worden, als ein neuer Gefangener bei ihnen ankam. Er nannte sich Tilly, war ein Amerikaner, der aus Mitleid mit den armen französischen Deportirten, ihnen hatte helfen wollen. Darum hatte er sein Schiff unterm Wind von Cayenne auf den Strand gelassen, damit er Anlaß habe, in die Bucht von Sinnamary einzulaufen, und die dortigen Gefangenen zu retten. Gott wollte aber nicht, daß die Leiden dieser Unglücklichen schon ein Ende nähmen. Denn Tilly ward von einem Korsar aus Cayenne angegriffen, gekapert und als Gefangener nach Sinnamary zu denen gebracht, die er hatte befreien wollen."

Hier benachrichtigte dieser großmüthige Mann die Deportirten von seinen gehegten wohlwollenden Absichten und erhielt dagegen ihr ganzes Zutrauen und die Mittheilung ihrer projektirten Entweichungspläne. Er tadelte zuerst ihre Tollkühnheit und suchte sie von dem Vorhaben einer so gefahrvollen Fahrt auf gebrechlicher Pirogue abzubringen. Doch als er sie entschlossen sah, lieber alles zu wagen, um nur ihrer unausstehlichen Gefangenschaft zu entkommen, da versprach er an ihre Spitze zu treten und ihnen als Führer zu dienen."

„Aber auch dieses Glück sollte den armen Verbannten nicht werden. Denn am folgenden Tage ließ der Gouverneur von Cayenne, den wackern Kapitain Tilly unter starker Eskorte gewaltsam hinwegführen. Kaum hatte er noch Zeit, den Verbündeten zuzuflüstern:"

„Verlaßt Euch nur auf meinen Steuermann Barrick" — und dann ward er fortgeschleppt."

„Drei Tage später waren die 9 Flüchtlinge schon in ihrem schwachen Fahrzeuge auf offener See, beständiger Gefahr ausgesetzt und das Wasser der überstürzenden Wellen mit ihren Hüten aus der Pirogue schöpfend. Die erste Nacht mußten sie sich noch ganz nah an den französischen Küsten von Guiana halten, und im Bereiche der Kanonen, die alles zerschmetterten, wenn eine Schildwache sie entdeckte. Den folgenden Tag war gänzliche Windstille, die 24 Stunden dauerte und sie auf dem gleichen Flecke festhielt. Erst den dritten Tag ward der Wind günstig, und sie konnten nun mit höchst gefährlichen Anstrengungen den Marron-Fluß durchschneiden, der das französische Guiana vom holländischen trennt."

„Jetzt glaubten sie sich außer aller Gefahr, glaubten sich schon am Ziele ihrer Rettung gewiß... Da flog eine Kanonenkugel ganz dicht an der Pirogue vorbei. Eine sehr unfreundliche Einladung aus der Festung Oranien, zum Aufziehen der Flagge, deren sie keine hatten. Sie suchten dennoch sich zu nähern, da fliegt eine zweite Kugel herbei; und endlich eine dritte, die ihr Steuerruder streift. Jetzt mußte umgewendet, die Nähe der Festung Oranien verlassen und wieder auf die hohe See hinaus gesteuert werden, um wo möglich die entferntere Festung Monte-Krick zu erreichen."

„Doch trüb und schwer belastet war der Himmel, die Nacht umhüllt die Flüchtlinge mit einem undurchdringlichen Trauermantel; der Sturm erhebt sich, wüthet herbei und schleudert ihr schwächliches Fahrzeug auf eine weiche schlammige Bank. Zerschmettert steckt die Pirogue fest; keine aufwühlende Welle hebt sie mehr empor, nur tiefer und tiefer drücken sie die überstürzenden in den Schlamm. Verlassen mußten die Fliehenden das trügerische Rettungsboot mit allen Waffen und Mundvorrath, mit allem, was zur Fristung ihres Lebens dienen konnte."

„Endlich erreichen sie halb watend, halb schwimmend festen Boden; fröhlich über ihre Rettung treten sie auf und schreiten landeinwärts. Doch fürchterliches Gebrüll schreckt sie zurück. Es ist das Jubelgeschrei blutdürstiger Tiger, die ihre neue Beute wittern. So zwischen Sturm und Tigerrachen festgebannt, sinken sie ermattet, und an aller Rettung verzweifelnd auf das Ufer hin, geduldig den unabweisbaren Tod erwartend."

„Da jauchzt einer ihrer Unglücksgefährten freudig auf. Er hatte einen alten Feuerstein gefunden, den er wie eine Reliquie küßte. Mit Hülfe dieses Steines und seines Taschenmessers kann er nun trocknes Meergras, kann er dürres Reisig anzünden, und durch den Schein der tobenden Flamme die wüthigen Bestien verscheuchen. Dieser so beglückte Finder war Pichegru."

„Jetzt leuchtet die Flamme hellauf. Die Tiger ziehen sich schweigend zurück; diese Gefahr ist vorüber, doch nicht jede Pein. Verscheuchte das Licht der Flamme die Tiger, so zog es dagegen einen dichten Schwarm Moskitos herbei. Diese lästigen Insekten bedeckten alsobald Gesicht und Hände unserer schiffbrüchigen Reisenden; durchbohrten die Haut mit ihren höchst schmerzlichen aufschwellenden Stichen, drangen in Augen und Ohren, in die Nasenlöcher, Mund und Rachen, und brachten besonders den armen Steuermann Barrick fast ums Leben!"

„Endlich nach dieser schrecklichen, ewig scheinenden Nacht, bricht der Tag heran. Was beleuchtet er aber? Eine unfruchtbare Wüste mit undurchdringlichen Wäldern oder bodenlosen Sümpfen und Mooren durchschnitten. Der ganze Tag verstreicht in fruchtlosen Versuchen aus dieser unglücklichen Gegend herauszukommen, in welche eine unheimliche Macht die armen Flüchtlinge gebannt zu haben schien. Ein nächtlicher Regenguß löschte ihr Feuer aus und das Gebrüll der Tiger näherte sich wieder."

„So ging es bis zum achten Tage nach ihrer Flucht. Von Anstrengungen, Hunger und Nachtwachen ganz erschöpft, hatten sie schon alle Hoffnung aufgegeben, als sie von weitem zwei menschliche Wesen, zwei Wanderer, erblickten. Mit allen Zeichen der Noth, mit dem Geschrei der Verzweiflung werden sie angerufen, und endlich, Gott sey Dank, lenken sie ihre Schritte herbei. Es waren zwei holländische Soldaten, die man als Ordonnanz von Monte-Krick nach der Festung Oranien sandte und die einen fast ungebahnten aber nähern Weg eingeschlagen hatten."

„Diese mitleidigen Soldaten stehen den armen Gestrandeten mit Trost und Hülfe möglichst bei, berichten, daß Monte-Krick nur ein paar Stunden entfernt ist, geben ihnen den Weg an und ziehen dann weiter."

„Nun beschließen die Verlassenen, zwei der ihrigen, die noch am besten gehen können, nach Monte-Krick zu den Holländern, um Hülfe und Aufnahme zu senden. Es gelingt; bald kommen sie zu ihren Unglücksbrüdern zurück, mit Lebensmitteln zu ihrer Stärkung und mit Arbeitern, um die Pirogue wieder zusammen zu flicken. Dann schifften sie sich aufs Neue ein und langten bald glücklich zu Monte-Krick an, aber höchst elend aussehend, ganz sonnverbrannt, aufgeschwollen von Moskito's Stichen, ausgehungert, zerlumpt und der größte Theil gefährlich krank. Man pflegte sie, und als sie sich wieder etwas erholt hatten, zogen sie weiter nach Paramariko, wo die sanfte Hand der großmüthigsten Gastfreundschaft bald alle Spuren ihrer Unglücksfälle und Leiden verwischte."

„Der Gouverneur Jeannet unterließ nicht, die entwichenen Gefangenen zurückzufordern, worauf der holländische Gouverneur dem elenden Wüthrich nur ausweichend antwortete. Doch rieth er seinen Gästen Surinam, wo sie sich eben befanden, der Sicherheit wegen zu verlassen. Diese Geächteten Frankreich's befolgten den freundschaftlichen Rath, und begaben sich erstlich nach Martinique und von da nach England."

„Alle erfreuten sich, dort angekommen, wieder in Europa, ihrem Vaterlande so nahe zu seyn. Nur einer nicht .... er hatte seinen treuesten Freund und Gefährten, seinen aufopfernden Diener verloren, der ihm gegen des Herrn Willen, aus eigenem Antrieb muthig in Gefahr und Verbannung gefolgt war, alle Leiden und Entbehrungen geduldig mit ihm theilte und ertrug. Ja, Herr, der gute Letellier war in Martinique als Opfer seines Edelmuthes gestorben."

Und mit verkehrter Hand fuhr er sich thränentrocknend über die Augen.

„Solches sind die Früchte" — fuhr Barthelemy fort „die uns Revolutionen bringen."

Und als der junge ungeduldige Pair sich entfernen wollte, hielt er ihn zurück.

„Noch einen Augenblick! gleich ist's zu Ende. Unter den Deportirten, deren Schicksal ich Ihnen so eben mit wenig Worten schilderte, die berühmte Namen, wie Pichegru, Ramel, Delarue, Williot trugen, befanden sich auch zwei Männer, die Sie wohl kennen — Ihr Vater und ich. Und nun überlegen Sie alles wohl, das Gute und auch das Schlimme. Revolutionen brechen rasch, oft unaufhaltsam hervor, können leicht wieder Verbannungen und Deportationen im Gefolge haben."

Nachdenkend schlich der junge liberale Pair sich fort.

Barthelemy, der Aeltere, Erfahrungsreichere, trat nicht mehr als Redner auf, und starb den 5. April 1830 im 80. Jahre seines vielbewegten Lebens — kaum noch einer neuen Revolution enthoben.

---

## Frankfurt.

Theater: Die Fremde, von Fr. v. Weissenthurn. — Die Kartenschlägerin, Lokalposse.

Sonntag den 20. Februar: Lortzing's hübsche Oper, Czar und Zimmermann, in welcher Dlle. Kratky, als Marie, eine ihrer besten Leistungen hat. Herr Dettmer ist der weise, kluge, unbetrügliche Bürgermeister; Herr Nork erhält stets Beifall als Peter Iwanow; und Herr Pischek singt mit innigstem Gefühl seine Romanze. Diese hat allerdings den Fehler, daß sie den Czaren Peter von der sentimentalen Seite zeigt. Den Mann, der beim Gastmahl hundert gefangene Rebellen mit eigner Hand hinrichtet, können wir uns wohl als einen kräftigen Herrscher, nicht aber als einen Gefühlsmenschen vorstellen. —

Am 23. Februar, zum Benefiz für Dlle. Lindner: Die Fremde, Schauspiel von Frau von Weissenthurn; und: Die Kartenschlägerin, Lokalposse von Hallenstein. Die „Fremde" ist auf Germaniens Bühne längst einheimisch in hundert ähnlichen Figuren und Verhältnissen. Es ist die Kotzebue'sche Tugendprahlerei und das Schönthun mit den gemeinsten Sätzen der Moralität, gepaart mit der zähen Langweiligkeit der Iffländerei. Wir glaubten, diese Edelmuthsperiode weit hinter uns zu haben; aber sie ist in tückischer Eile uns vorangeflogen, und wir sehen ihr mit Schrecken wieder in's kraftlose unwürdige Antlitz. Die Fremde der Frau Johanna Franul von Weissenthurn ist ein Familienstück in grauen wässerigen Farben, ein ultraprosaischer Congreß von Philistern, dessen Verhandlungen langweilig und lächerlich zugleich sind, und daher unsere Gesichtsmuskeln doppelt anstrengen. Es ist eine Apotheose der hausbackenen Tugend. Da ist eine sentimentale Waise, ein edelherziger Schuhmacher, eine wohlthätige Schuhmacherin, und ein Viertelduzend liebreiche Schustergesellen; neben dieser Tugendhütte steht ein Tugendpalast, mit einer großmüthigen Gräfin Mutter, einem desgleichen Herrn Sohn und einigen andern eben so vortrefflichen Wesen vom Stande geziert. Beide Regionen werden in Verbindung gesetzt durch das seltenste Wunder der Humanität, durch einen liebevollen, milden, zartsinnigen, feinfühlenden Sicherheitskommissär. Ja, es ist wahr, es ist sehr wahr, die Polizei spielt in diesem Stücke die Vorsehung, die himmlische Fügung. Lebt Frau von Weissenthurn im Arkadien unserer Civilisation? Während wir uns unter Polizei den breiten Präventivschild gegen Verbrechen denken, oder mindestens das Linienblatt, welches die gesellschaftliche Ordnung an die nothwendige Regelmäßigkeit ihrer Linien und Schriftzüge mahnt, macht uns die Wiener Autorin daraus einen Zauberspiegel, mittelst dessen die reiche vornehme Tugend ihre arme standesgeringe Schwester zu erkennen vermag. So wüßten wir denn, wohin das Bewußtseyn der Menschheit im Fortschreiten endlich seine Ziele gesteckt: was den Alten das Schicksal, was den Neueren die Gottheit, ist den Neusten die Polizei geworden! Und es ist nicht zu läugnen, daß Frau von Weissenthurn gewissermaßen Recht hat: wer das Leben und seine Bedingnisse auffaßt wie sie, dem ist ein Rock mit bunten Aufschlägen oder gar mit einem Ordenszeichen, ganz consequent, die wichtigste Erwerbung der Menschheit. — „Die Fremde" ist eins der vielen Dramen, die auf den Widerstreit conventioneller Standessitte mit der subjektiven Anschauung gebaut sind. Ein Gegensatz dieser Art, soll er friedlich und freundlich versöhnt werden, läßt nur zwei Lösungen zu: entweder wird das in der Gesellschaft Anerkannte, für die uns vorliegenden Verhältnisse, als ein besiegbares Vorurtheil dargethan, oder die Gültigkeit des Conventionellen bleibt und wird noch bestärkt, indem sich die Neigung darunter fügt, sey es durch die glückliche Entdeckung, daß man sich in Rang, Stand oder Charakter der betreffenden Personen geirrt. Der Frau Weissenthurn blieben nach ihrer Lebenserkenntniß nur die zwei letzteren Auswege offen, und sie hat den schlechtesten beider gewählt. Die Moral ihres Stückes ist in ihrer ganzen Großartigkeit diese: wenn ein Graf eine arme Bürgerdirne liebt, so darf er sie heirathen, sobald es sich herausstellt, daß die Geliebte eine heimliche Gräfin ist. Dieser interessante Gedanke, diese goldne Gouvernantenregel ist mit merkwürdiger Dehnbarkeit zu fünf Akten auseinandergeschlagen, ohne Hülfe von Poesie, Geist, Feinheit und andern solchen Ueberflüssigkeiten. Eine Schustersfrau beredet ihren Mann, ein äußerst gefühlvolles Waisenmädchen, die von ihrer Hände Arbeit leben will, in sein Haus zu nehmen. Sobald dies geschehen, setzt sich die Schusterwirthschaft zu Tische, nicht ohne ein Vaterunser zu beten. Während sie essen, stürzt ein junger Graf vom Pferde; natürlich geschieht es an der Schusterésthüre. Der wohlthätige Handwerker bringt den Gestürzten herauf, und läßt dessen Hand von der gefühlvollen Waise verbinden. Der Graf verliebt sich stehenden Fußes in die Gefühlvolle. Hierauf wird wieder ein Tischgebet gehalten. Der Graf hat aber auch eine Braut, die er nie gesehen, und die ihn nie gesehen, was etwas ganz Alltägliches in

der Türkei ist. Da er gestürzt ist, so reitet an seiner Statt ein anderer Graf, sein Freund, der Braut entgegen, die eben vom Lande kommen soll. Der andere Graf (Graf Nummer II.) und die Braut verlieben sich ebenfalls in einander im ersten Augenblick, beim ersten Blick der Augen. Der junge Graf (der Graf Nummer I.) besucht die Schustersfamilie, und belohnt sie mit Gold zum Besten der Waise; der Schuster, der in dem Gold den Satanas wittert, bringt diesen Versucher sogleich zur Gräfin Mutter zurück. Wir fragen sämmtliche Gräfinnen Mütter unter unseren Leserinnen, ob sie in einem solchen Falle nicht ganz dankerfüllt wären für den armen Handwerker, der ein Verhältniß nicht dulden will, welches dem Brautstand des Sohnes gefährlich werden könnte? So ist aber nicht die Gräfin aus der Weissenthurn'schen Schule, sie ist dem Schuster böse, sie ist der unschuldigen Waise sehr böse, und schickt sogleich zur Polizei, um das Mädchen aufzuheben und aus der Stadt zu schaffen, weit in die Welt hinaus, wahrscheinlich per Schub von Ort zu Ort. Ihr guten Götter! wo ist noch der glückselige Staat zu finden, in welchem mütterliche Fürsorge dergleichen offizielle Unterstützung erhält? Der Präsident von Walter ist bei weitem nicht so grausam; er will Luisen doch nur an den Pranger stellen, — eine Auszeichnung, die ein Verliebter leichter als Abwesenheit verwindet. Und unsere Gräfin Mutter ist trotzdem, wie sie und ihr Sohn uns versichern, eine recht gute Person. Nur etwas dumm ist sie; denn sie läßt unter ihren Augen den Grafen Nummer II. mit der Braut ihres Sohnes ein sehr gefährliches Liebesband anknüpfen, ohne es anders als durch gelegentliche Grobheiten hindern zu können. Warum läßt sie nicht auch den Grafen II. durch die Polizei beseitigen? Würde der polizeiliche Blitz an dem Wetterableiter des Grafenthums ersterben? O Mangelhaftigkeit alles Irdischen! — Der Sicherheitskommissär, dem die Ausschaffung des Mädchens anbefohlen war, hatte indessen ein Herz voll Gefühl für Menschenrecht; darauf hatte die Gräfin nicht gerechnet. Statt die Waise den Gendarmen zu übergeben, befiehlt er bloß, daß sie der Gräfin einen Besuch abstatte. Dies führt die Katastrophe herbei; denn die Polizei hatte berechnet, daß durch eine solche Zusammenkunft die Gräfin gerührt werden müsse. Luise kömmt nun wirklich zu Lady Milford; — ich will sagen, Marie kömmt zur Gräfin Mutter. Jene offenbart nun dieser, daß sie, die arme Waise, eigentlich auch eine Gräfin sey, deren Vater bei Gelegenheit einer Verschwörung in figürlichem und natürlichem Sinne, den Kopf verloren. Man bedenke hier die absonderliche Großmuth des Mädchens: dem Grafen (I), der gute Absichten hegt, hatte sie ihren Stand nicht entdecken wollen, damit er sie nicht zwinge, ihn zu heirathen; derböswilligen Mutter gibt sie ihr Geheimniß preis! Dieser Edelsinn wird denn auch sofort belohnt; die nunmehrige Gräfin wird dem Grafen Nummer I. in die Arme gelegt, und dessen Braut erhält der Graf Nummer II. Die Gräfin Mutter ist vergnügt; Schuhmachermeister, Meisterin und Gesellen desgleichen; die Tugend setzt sich an den Tisch, Laster ist keins da zur Bestrafung, und als Schutzengel über der glücklichen Gruppe schwebt die Polizei, die Alles so schön geleitet. — Und diese ganze schale Gewöhnlichkeit, diese ägyptische Finsterniß der Bornirtheit wird nirgends durch den Sternenblitz eines Gedankens oder nur einer feinen Weltbeobachtung erhellt. Graue Prosa ist die Handlung, graue Prosa der Dialog; jene ein Bogen ohne Spannung, dieser ein Geschoß ohne Spitze. Dafür soll uns der Edelmuth eines Schusterpaars entschädigen. Der Edelmuth! ist er denn wirklich ein dramatisches Moment? An und für sich gewiß nicht, so wenig wie Liebe für sich ohne Haß, Zorn ohne den Gegensatz der Milde, Rache ohne das Nebenlicht der Vergebung. Der Edelmuth ist dramatisch, sobald er im Widerstreite steht mit den Lebensverhältnissen des edlen Menschen; sobald er aus einem Charakter hervorgeht, welcher gegen die Bedrängniß der Umstände erst ankämpfen muß, um seiner Natur gemäß handeln zu können; sobald er in solchen Lagen sich wirksam zeigt, die einen gewöhnlichen Menschen zu unwürdiger Gesinnung verführen würden. Nicht die leicht vollführte, nur die erschwerte Tugendübung fordert unsre Theilnahme. Aber auch der Gegenstand der edlen Handlung darf nicht aus der gemeinen Alltäglichkeit entnommen seyn. Der Arme, der mit dem ärmeren Bruder seine Brodrinde theilt, gehört in die Kindermoral, nicht in die Kunstgalerie. Unser ästhetisches Gefühl wird nicht davon gereizt, daß ein Handwerker eine Waise in's Haus nimmt, damit sie ihm Schuhe einfassen helfe; es mag recht schön seyn, aber es gehört nicht in ein Drama, nicht in ein Werk, das des Lebens tiefere Beziehungen und feinere Wahrheiten in ernster oder scherzender Idealisirung darstellen soll. Denn nicht die Wirklichkeit, sondern das Bedeutungsvolle und Charakteristische derselben wollen wir in der Komödie wiederfinden; nicht eine gemeine Anschauung des Lebens erwarten wir, sondern einen neuen Aufschluß, eine eigenthümliche Erkenntniß desselben. — Aber freilich haben wir Unrecht, solche Ansprüche an unsere schreibselige Wienerin zu stellen. Sie hat einmal ihre bekannten Musterformen, nach denen sie mit der großen Scheere ihre Gebilde ausschneidet. So kann sie leicht hunderte von Werken liefern, die, gleich den Rekruten Falstaff's, zum Bühnenfutter so gut sind wie andre auch. Zu bedauern ist dabei nur das Publikum, das jeden Abend die Bekanntschaft der Weissenthurn erneuern muß, während Lessing's **Minna** schläft, Moreto's **Diana** keine Altäre hat, Vega's **Stern** nicht leuchtet, Calderon's **Traumleben** auf die Auferstehung wartet. — Das treffliche Spiel der Demoiselle **Lindner**, als Schusterin, rettete das Stück vom Untergang.

Die Lokalposse, welche zum Beschluß gegeben wurde: „**Die Kartenschlägerin**," von **Hallenstein**, ist eine Parodie auf Werner. Ein Stück, dem die zweideutige Ehre einer Parodirung wird, muß allgemein bekannt seyn, und dabei einige Punkte bieten, welche mit dem Streiflichte des Humors eben so gut, als mit dem hellen Strahl des Ernstes beleuchtet werden können. Dies trifft auf Werner zu. Aber diese Parodie, obwohl sie die bedenklichste Schwierigkeit in jenem Drama, das Verhältniß Mariens im Hause Werner's, richtig auffindet und mit komischer Laune löst, leidet an einer unerfreulichen Gedehntheit, und ist obendrein eine große Hetzjagd auf solche Witze, die man billigerweise der niedern Jagd überlassen müßte. Derbe Zötchen und Anspielungen ohne Scheu gehören in's Gebiet der Marionetten und vor ein Dorfschenkenpublikum. Wenn Herr Hallenstein die Sprudelquelle seines Witzes in ein reines Bette leiten, wenn er seine gute Beobachtungsgabe auf ein selbstständiges Bühnenwerk verwenden wird, wenn er dabei nicht vergißt, daß Scherz und Laune nie die **Würde** ausschließen, so werden wir ihm vielleicht einst eine Bereicherung unsers Lustspiels danken können. Mit den Parodieen ist's nun genug und zu viel.

## Repertoire des Theaters in Wiesbaden.

Donnerstag den 3. März: „Die Fremde". Samstag den 5. (neu einstudirt): „Othello". Sonntag den 6.: „Die Grabesbraut". Dienstag den 8. (neu einstudirt): „Die unglückliche Ehe durch Delikatesse". Mittwoch den 9.: „Zum treuen Schäfer". Donnerstag den 10. (neu einstudirt): „Die Quälgeister".

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 3. März. Zum Vortheil des Herrn **Dettmer** (zum Erstenmale): **Der politische Zinngießer**, Vaudevilleposse in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. — Einlage im dritten Akt: **Die Nasen-Harmonika**, musikalischer Scherz. (Abonnement suspendu.)

**Verlag:** Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — **Verantwortl. Redakteur:** Dr. J. N. Schuster. — **Druck von** A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 63. 4. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Ich will Euch glauben; aber ich habe Euch noch nicht Alles gesagt. Morgen Abend wird der Herzog von Nevers erwartet, mein geliebter Bruder, den ich so lange nicht gesehen. Erlaubt mir, einige Tage wenigstens, bei ihm zuzubringen; ich komme Euch nach, sobald Ihr es befehlt. O bewilligt mir diese einzige Bitte, Armand; ich werde Alles thun, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen. Soll ich vor Euch niederknien? Wohlan, Armand, da knie ich; werdet Ihr nichts thun für Eure Hortense?“

Der Herzog, selbst noch in seiner Liebe durch Frömmelei beherrscht, drückte viermal seine Lippen auf das frische, holde Antlitz der Herzogin, indem er bei der Stirne anfing, und bei ihren Augen aufhörte, so daß er das Zeichen des Kreuzes vorstellte; dann reichte er der jungen Frau die Hand, um sie aufzuheben.

„Nein, so lange Ihr mir nicht geantwortet, bleibe ich in dieser Stellung.“

Der Herzog seufzte tief auf, und: „o Gott!“ rief er aus, die Augen zur Decke des Zimmers erhebend, und als hätte er ein Zwiegespräch mit irgend einer übernatürlichen Macht gehalten: „o Gott! Du hast Recht, daß Du nicht zugibst, daß ich mich von diesem angebeteten Geschöpfe trenne, denn ich fühle, daß es mich das Leben kosten würde, und Du verkündest mir Deinen Willen durch das Organ Deines Engels. „Hortense,“ fuhr er fort, „Ihr müßt reisen; der Engel hat gesprochen; Ihr müßt mir in's Elsaß folgen.“ Er wollte sich entfernen, allein Hortense warf sich ihm entgegen, und mit einer Stimme, welche Thränen erstickten, rief sie aus: „Gnade, Herr Herzog, Gnade! Nur acht Tage, acht Tage; es ist doch wenig!“

„Nein,“ stammelte der Herzog, „es ist unmöglich.“

„Unerbittlich,“ rief die Herzogin schluchzend, „unerbittlich! Herr Herzog, nehmt Euch in Acht! Bis jetzt war ich eine unterwürfige Gattin, aber wenn Ihr mich zur Verzweiflung treibt!“ — —

„Nun?“

„So gehe ich davon.“

„O Himmel! seyd Ihr's wirklich, Hortense, die ich so reden höre? Und wohin wollt Ihr gehen?“

„So weit, daß Ihr mich nicht einholen könnt.“

„Aber Ihr müßt Geld haben, um zu leben, und Ihr habt Alles verthan.“

„Ich habe meine Juwelen,“ antwortete die Herzogin entschlossen, „die verkaufe ich.“

„O, über diesen Punkt bin ich ruhig,“ sagte der Herzog. Zugleich richteten sich seine Augen maschinenmäßig auf den Schrank, wo die Herzogin ihr Geschmeide verschlossen hatte. Hortense hatte kaum diesen Blick bemerkt, so ging ihr plötzlich ein Licht auf. Die Verwirrung des Kammermädchens, als von ihren Diamanten die Rede war, der Verdacht, den man ihr in Betreff dieses Mädchens hatte einzuflößen gesucht, alles dies weckte bei ihr eine Besorgniß, die sie auf der Stelle heben wollte. Zitternd ging sie an den Schrank und öffnete ihn. Das Köfferchen, das alle ihre Diamanten enthielt, war verschwunden. Sie wandte sich gegen ihren Mann, und einen Blick der verachtenden Entrüstung auf ihn heftend, sprach sie: „Herr Herzog, das hätte ich nicht von Euch erwartet.“

Große Verlegenheit malte sich in den Zügen des Herrn von Mazarin. Allein diese Verlegenheit wich bald dem Zorne, sich so plötzlich auf frischer That ertappt zu sehen; er ging heftig auf die Thüre zu, die er öffnete, und mit wildem Tone rief er: „Jetzt, mein Schatz, könnt Ihr fliehen, wenn es Euch gut dünkt; einstweilen aber rüstet Euch auf morgen nach der Vesper zur Abreise in mein Gouvernement Elsaß.“

Darauf schlug er die Thüre zu, und die Herzogin hörte den Schlüssel zweimal im Schlosse herumdrehen; sie war eingesperrt! Von Schmerz und Schaam niedergedrückt, ließ sie sich in einen Sessel fallen und vergoß heiße Thränen. Plötzlich bewegten sich die an einem Fenster herabgelassenen Vorhänge, und es erschien der allerniedlichste Kammermädchenkopf, den man sich denken kann. Die Herzogin stieß einen Schrei aus; doch Nanon — denn sie war es — legte geheimnißvoll den Finger an den Rand der Lippen.

„St! St! Frau Herzogin,“ sprach sie leise, „hier sind Euere Juwelen, die ich Euch wiederbringe, der Herr Herzog hat blos das leere Kofferchen in Händen. Und zugleich legte sie auf den Schoß der staunenden Herzogin den prächtigsten Schmuck, der vielleicht je in Frankreich gesehen worden.

„Wie ist es möglich!“ stammelte Hortense.

„Vor Allem laßt mich Euere Knie umfassen,“ versetzte Nanon, „und ich will Euch Alles sagen. Frau Herzogin! es ist nur zu wahr, daß ich in Euere Dienste gebracht wurde, unter der Bedingung, dem Herzog über alle Euere Handlungen, über alle Euere Schritte Bericht abzustatten. O, verzeiht mir, allein Ihr seyd so schön und so gut, daß ich das Herz nicht gehabt habe, dieses häßliche Handwerk fortzusetzen. Da mir heute der Herr Herzog befohlen, mich Euerer Geschmeide zu bemächtigen, und sie ihm zuzustellen — aus Furcht, meinte er, daß Ihr, bei Euerer Freigebigkeit, einen üblen Gebrauch davon machtet — habe ich gethan, als gehorchte ich ihm, und ihm blos das leere Kofferchen gebracht. Da es verschlossen ist, und ich ihm gesagt, der Schlüssel befinde sich in Euern Händen, so bin ich überzeugt, daß er nicht den gering-

ten Argwohn hegt. Und jetzt, Frau Herzogin, bin ich bereit, Euch zu dienen, in Allem, was Ihr mir befehlen werdet, wenn Ihr mich Eueres Dienstes nicht unwürdig haltet."

„Gute Nanon," versetzte die Herzogin, freundschaftlich die Hand ihres Kammermädchens drückend, „wie kann ich Dir je meine Dankbarkeit beweisen?"

„O!" rief das Mädchen aus, ehrerbietig die Hand der Herzogin küssend, „ich bin zu sehr belohnt!"

„Rathe mir, Nanon," fuhr Hortense fort; „was soll ich thun in dieser schlimmen Lage, worin ich mich befinde? O ich bin so unglücklich, daß der Tod mir willkommen wäre!"

Was Nanon der Herzogin rieth, weiß man nicht; allein am andern Morgen, kurz vor der Messe, als Herr von Polastron, der Gardehauptmann, im Namen des Herzogs kam, um die Befehle der Frau Herzogin einzuholen, waren Herzogin und Kammermädchen verschwunden, ohne daß irgend Jemand im Palaste sagen konnte, was aus ihnen geworden.

Als man dem Herzog von Mazarin diese Nachricht hinterbrachte, stieß er einen lauten Schrei aus, und fiel ohnmächtig in die Arme seines treuen Gardekapitäns. (Forts. folgt.)

## Das Opfer der Pflicht.

(Nach dem Englischen von J. H.)

Sobald unser Regiment das Großherzogthum Posen betrat, — schrieb Major Bosé seiner Mutter, — eilte ich Ihrem Auftrage gemäß, nach Kalisch, um Ihre unglückliche Freundin aufzusuchen. Doch alle meine Bemühungen, Nachricht von der Wittwe des preußischen Capitains v. Tannenberg und ihrer Tochter zu erhalten, blieben fruchtlos. Wiewohl ich wußte, daß dieser Offizier bei Auerstädt gefallen war, daß er seine Frau, eine geborne Schlesierin, die aber keine bemittelte Anverwandten mehr dort besaß, sammt ihrer erwachsenen Tochter, einem Mädchen von vorzüglicher Schönheit, ganz unversorgt hinterlassen hatte; daß beide, als eifrige Anhänger der katholischen Religion, entschlossen waren, Polen nicht zu verlassen, und aus dem kleinen Orte, wo vormals des Capitains Schwadron im Quartiere stand, nach Kalisch zu ziehen — wiewohl mir dieses Alles schon bekannt war, so erhielt ich dennoch keine Auskunft.

Theils um meinen Wunsch zu befriedigen, die Gegend von Kalisch, welche für Militairs nicht ohne Interesse, näher kennen zu lernen, theils auch, weil man mich aufmerksam machte, daß es möglich wäre, Ihre Freundin als Gesellschafterin oder Erzieherin in dem Kreise einer ansehnlichen Familie anzutreffen, beschloß ich, einige Tage hier zu verweilen, und mir Mühe zu geben, einige Bekanntschaften in der Umgegend zu machen.

Auf einem Spazierritt, den ich diesem zu Folge machte, traf ich einen Mann zu Pferde, welcher mit mir gleiche Absicht zu haben schien. Es war ein Preuße, der zur Zeit, da dieses Land preußisch war, sich mit seinem Vater hier angesiedelt hatte. Er sagte mir, er heiße Müller, daß er Geschäfte mit dem Herrn v. Salinsky habe, dessen elegantes Schloß er mir von Ferne zeigte, die ihn höchstens eine halbe Stunde aufhalten würden. Da mir dieser junge Mann gefiel, und ich ihm gleichfalls zu gefallen schien, so kamen wir bald überein, daß ich ihn dahin begleiten, dort im Gasthause auf ihn warten, und mit ihm nach der Stadt zurückkehren sollte. Auf unserem Wege dahin war er eben so geschwätzig und guter Laune, als er auf unserer Rückkehr nachdenkend und zurückhaltend war. Ich wünschte nicht zudringlich zu scheinen, und daher ritten wir einige Zeit stillschweigend Einer neben dem Andern. Endlich redete mich mein Gefährte an. „Ich hoffe," sagte er, Sie werden me Zerstreuung nicht übel nehmen. Ich habe so eben einen glücklichen Mann besucht, dessen Sohn ich schätzte und lie Der junge Mensch erhielt eine vorzügliche Erziehung; hatte seine Studien auf einer deutschen Universität beend und die Vortrefflichkeit seines Charakters, so wie auch se ausgezeichneten Talente, ließen ihn, wären wir unter die Regierung geblieben, eine der ersten Stellen erwarten. D Verlust solcher schmeichelhaften Aussichten verursachte i nicht wenig Kummer. Er nahm seinen Aufenthalt auf nem kleinen Landgute, das ihm von einem seiner Anve wandten als Erbschaft zugefallen war, wo er sich größte theils mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, und in m nem väterlichen Hause wurde er durch Zufall mit der Freu din meiner Schwester, einem Mädchen, deren Schönheit i ren Tugenden gleich kam, bekannt. Schon glaubte er d Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, hätte sein stolzer u hartherziger Vater sich nicht dieser Verbindung widerse Das vortreffliche Mädchen starb vor Kummer, und d arme Theodor, mein Spiel- und Schulcamerad, ist, wie i so eben von seinem Vater erfahren habe, schlimmer als todt.

Während dieses Gesprächs näherten wir uns der Stad Müller lud mich ein, ihn bei seinem Vater den folgende Tag zu besuchen. Ein großer Theil des Tages blieb mi noch übrig, und ich beschloß, ihn zum Besuche der vorzüg lichern Kirchen zu verwenden. Ich fand aber deren nu wenig zu bewundern, desto mehr wurde ich bei dem Anblick eines jungen Frauenzimmers überrascht, welches ich beschäftig fand, Stöcke an weißen Rosensträuchen, die auf ein Grab gepflanz waren, zu befestigen. Sie hatte ein einnehmendes Aeußere und ihre schönen Augen zeigten Spuren von unlängst vergossenen Thränen. Mein Mitgefühl wurde unwillkührlich rege. „Unglückliches Mädchen!" dachte ich, „wie viele deiner schönsten Hoffnungen schlummern in diesem Grabe!" Der Todtengräber, dem ich ein kleines Geschenk machte, und der mich aus Höflichkeit begleitete, bemerkte meine Rührung. „Dieses Mädchen," sagte er, „ist die Tochter eines Kaufmanns; sie heißt Müller." Dieser Name überraschte mich. „Vielleicht," dachte ich, „ist dies die Schwester des Mannes, den ich erst heute kennen lernte," und als ich dem Todtengräber meine erhaltene Adresse zeigte, fand ich meine Vermuthung bestätigt.

„Ohne Zweifel liegt ihr Geliebter hier begraben?" fragte ich; — „O nein! ein armes junges Mädchen, fromm und tugendhaft, wie eine Heilige. Fräulein Müller pflanzte die Rosen auf ihr Grab, und pflegt sie mit besonderer Sorgfalt."

Ich harrte mit desto größerer Ungeduld der Stunde, in der ich meinen ersten Besuch dieser Familie abzustatten versprach. Ich wurde mit größter Herzlichkeit empfangen. Sobald ich es mit Anstand thun konnte, wendete ich mich an die Tochter. „Ich hatte gestern," sagte ich, das Glück, mit Ihrem Bruder bekannt zu werden, und eine Weile nachher genoß ich das Vergnügen, Sie ebenfalls kennen zu lernen." — „Mich?" fragte Felicie, (dies war ihr Name) mit einigem Erstaunen; worauf ich ihr erzählte, daß ich sie auf dem Kirchhofe gesehen, und auf was für eine Art ich ihren Namen erfahren hätte. „O," versetzte der Vater, „dieses Grab ist der Lieblingsaufenthalt meiner Tochter, und so sehr ich auch wünschte, daß sie ihrem Kummer daselbst nicht länger neue Nahrung geben möchte, so kann ich doch nicht ihre trostlose Anhänglichkeit an ihre verstorbene, vortreffliche, doch unglückliche Freundin mißbilligen."

„Ich habe bereits viel Lobes von diesem Mädchen gehört," erwiederte ich, „allein die Ursachen ihres Unglückes sind mir noch unbekannt."

„Wenn Täuschung,“ sprach Felicie, in einem erhabenen, tierlichen Tone, „Täuschung der schönsten Hoffnungen hinieden — jener, an denen unsere ganze Seele hängt — eine Person unglücklich machen kann, so war sie es im höchsten Grade; allein, wenn die Ueberzeugung, das Opfer der Pflicht geworden zu seyn, Trost verschafft, wenn ein unverkennbares Zeichen der Gnade des Himmels uns die Stunde des Todes erleichtert —“

Sie schien sich zu erholen, und schwieg. Meine Neugierde war so sehr erregt, daß ich sie bat, fortzufahren, und mir die Geschichte ihrer Freundin mitzutheilen. Ihr Bruder unterstützte meine Bitte, und sie begann, wie folgt.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Darmstadt.) Man lies't in der Gr. Hess. Zeitung: „Fräulein Lindner aus Frankfurt, die mit Recht so hochgefeierte Künstlerin, uns schon durch frühere Gastdarstellungen freundlichst bekannt, hat uns am 26. Februar wieder in zwei Rollen auf der hiesigen Hofbühne hocherfreut. Als Frau des Fabrikanten im Drama der „Fabrikant“ und als Lieschen im „Bürgerkapitän“ gab sie uns abermals treffliche Proben ihres herrlichen Talents. Wahrheit und Natur in der Darstellung, tiefes inniges Gemüth, deutliche, klare, zum Herzen redende Sprache, treffliche Mimik, höchste Bestimmtheit und Sicherheit in der ganzen Charakteristik bis in die kleinsten Nuancen, erheben diese ausgezeichnete Künstlerin zu einem Muster vollendeter wahrer Charakterzeichnung. Möchte sie mehr Nachahmung finden und es würde besser um die deutsche Bühne stehen! Fräulein Lindner war in der Darstellung der beiden so ganz entgegengesetzten Charaktere gleich ausgezeichnet und erhielt den rauschendsten Beifall. — Im letztern Stücke gab Herr Hassel aus Frankfurt den Bürgerkapitän. Herr Hassel war uns hier nur seinem Rufe nach bekannt; diesen rechtfertigte er aber vollkommen. Er ist classisch in der Darstellung dieser Rolle und darf in derselben den ersten Künstlern der deutschen Bühne zur Seite gestellt werden. Wir erinnern uns seit Iffland nicht ein so vollendetes Genrebild der Art gesehen zu haben. Er erhielt wie Fräulein Lindner den stürmischsten Beifall des überfüllten Hauses.“

*** Ein französisches Blatt warnt vor der Vertilgung des Igels, da dieses Thier eines der nützlichsten für den Ackerbau ist, indem es alles schädliche und giftige Ungeziefer, Schnecken, Insekten, Frösche, Kröten, auch Mäuse und Ratten, ja sogar Vipern und Schlangen tödtet und frißt. Merkwürdig dabei ist, daß die stärksten Gifte, wie Blausäure, Arsenik, Opium und Sublimat, die bei dem gewöhnlichen thierischen Organismus augenblicklichen oder schnellen Tod zur Folge haben, auf den Igel keine schädliche Wirkung äußern.

*** (Der Philosoph und der Eierkuchen.) Ein trauriges aber lehrreiches Beispiel von der Nützlichkeit der Kenntniß gewöhnlicher Dinge auch für Gelehrte und Philosophen hat der unglückliche Condorcet geliefert: seine Unwissenheit hinsichtlich der Bestandtheile eines Eierkuchens war zufällig die Ursache seines Unglücks und seines Todes, wie Folgendes lehrt. Condorcet floh als Geächteter (1793) während der französischen Revolution aus Paris und kam ärmlich verkleidet in ein Wirthshaus, wo er sich etwas zu essen bestellte. Der Wirth war nicht im Gastzimmer, sondern irgendwo in seiner Behausung beschäftigt, und die Wirthin, welche dem augenscheinlich armen Wanderer nicht zumuthete, ein ordentliches Essen bezahlen zu können, fragte Letzteren: ob er einen Eierkuchen (omelette) haben wollte? und auf seine Bejahung fragte sie ferner: wie viel Eier sie dazu nehmen sollte? — Der Philosoph, welcher sich wohl niemals um solche Kleinigkeiten (Bestandtheile eines Eierkuchens!) bekümmert hatte, antwortete verlegen: „Ein Dutzend!“ — Die erstaunte Wirthin, — ganz verdutzt über einen Menschen, der zwölf Eier nebst den anderen zum Eierkuchen gehörigen Zuthaten von Mehl, Fett rc. in Einer Mahlzeit verzehren wollte, — hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Manne die drollige Neuigkeit von dem ungeheuren Hunger des Fremden mitzutheilen. Der Wirth aber schöpfte Verdacht gegen den Letzteren, — verfängliche Fragen und verwirrte Antworten thaten das Ihrige, — der unglückliche Philosoph wurde verhaftet und nach Paris gebracht, wo er im Kerker sein Leben durch Gift endigte, welches er unter dem Ueberzug der Knöpfe seiner Kleidung versteckt bei sich getragen hatte. (Mag. für die Liter. des Ausl.)

*** Die Berliner allgemeine Kirchenzeitung meldet aus Rom: „Durch die Anwesenheit des jungen Paganini ist hier die Verweigerung der kirchlichen Bestattung seines Vaters wieder zur Sprache gekommen. Paganini starb zu Nizza; er war bekannt wegen seines unordentlichen Lebenswandels und seiner Irreligion; von Erfüllung der österlichen Pflicht war keine Rede, und auf dem Todtenbette wies er noch die Hülfe der Kirche zurück. Dieß wurde erwiesen durch eine Untersuchung, welche der Bischof von Nizza auf Antrag der Testamentsvollstrecker vornehmen ließ, und in Folge deren am 28. Juli 1840 eine förmliche Sentenz erfolgte, die auch der Metropolitan, der Erzbischof von Genua, am 19. August 1841 bestätigte. Zu bemerken ist, daß Paganini eingeschrieben war als Confrère et protecteur bei der Confrérie charitable de Saint Jacques dans la réunion du Vendredi-saint; dabei stand er in solchem Rufe, daß der Priester Carraccio sich nicht in sein Haus zu seinem Sohne wagte, weil er fürchtete, von dem Vater übel empfangen zu werden. Der Leichnam, welcher bis zur Bestätigung des Urteils noch über der Erde stand, ist nun außerhalb des Kirchhofs eingescharrt und der Name Paganini's aus dem Parochial-Register gestrichen.“ (A. Z.)

*** (Doctor-Hüte! Doctor-Hüte! — Auch Liszt soll einen haben!) Liszt hat nun wirklich von der philosophischen Fakultät zu Berlin, für sein zum Besten der Aula veranstaltetes Conzert, das Diplom als Doctor der Weltweisheit erhalten. Liszt ist gewiß der merkwürdigste Doctor der Philosophie in der ganzen Welt. Andere Doctoren bilden sich ein, die Philosophie im Kopfe zu haben, Liszt hat die ganze Philosophie in den Händen. Nächstens wird ein Tanzmeister Doctor Philosophiae werden; der bekommt dann die Philosophie in die Füße! So entfernt sich die Weltweisheit aus den Köpfen nach unten zu immer mehr und mehr aus den Körpern! Liszt ist übrigens ein berufener Doctor der Weltweisheit — weil er die Welt alles weiß machen kann — wenn er am Claviere sitzt. Liszt hat aber nicht — Einen Doctorhut von der Fakultät zugeschickt bekommen, sondern zehn kleine Doctorhüte — für jeden Finger seiner beiden Hände, die das Non plus ultra von Niedlichkeit seyn sollen. Uebrigens soll Schelling in Berlin, Liszt's Philosophie für eine staatsgefährliche erklärt haben — „sie mache zu excentrische Sprünge und führe immer nur gefährliche Dinge im Anschlage. (Rheinl.

*** (Die Kraft-Genies des Jahrhunderts. — Jean Dupuis, der letzte Ringer für Wahrheit und Recht. Der kühne Recke, der noch nicht mit dem Denkzettel zufrieden ist, den ihm der Münchner Hausknecht — in die Rippen gestoßen — spukt jetzt in Berlin, und setzt neuerdings jedem 500 Thaler aus, der ihn besiegen würde. Ein Berliner Eckensteher — „Gosser nennt ihn die Weltgeschichte — schrieb auf diese Ausfoderung dem Herrn Dupuis folgendes Billetdoux:

„Mein Herr Franzose!
Mein bester, starker Mann!
Sehr kühner Musie!

Nach Regeln mit Ihnen zu raufen, det versteh ich nich! A wenn Sie mir nach Herzenlust etwas hinter die Kehle gießen

sen, etwa Kümmel oder Wachholder, so verspreche ich Ihnen, daß ich Sie auf zwei Faustschläge zu Boden purzeln lasse; spendiren Sie mir noch mehr Kümmel oder Wachholder, so peugle ich Sie noch ins Angesicht von janz Berlin; um ein Fäßchen Kümmel oder Wachholder schlage ich Ihnen noch die Rippen ein, oder tödte Sie anderweitig. Die 500 Thaler können Sie dann Ihren Kindern vererben, denn die werden froh sind, wenn Sie todt sind, und doch etwas herzunehmen haben. — Mit Hochachtung — Gossen, Eckensteher, Nro 53, Gendarmplatz. Se non è vero, est ben trovato. Ob sich Jean Dupuis auf solche geistige Kämpfe einlassen wird? (Rheinland.)

## Aus Darmstadt.

(25. Februar.)

Folgende, das Hermanns-Denkmal betreffende Einladung wurde vor kurzem von einem hiesigen Vereine an die Bewohner der deutschen Rheinufer-Staaten erlassen:

Der hiesige Verein für das Hermanns-Denkmal hat zum Einschluß bei dessen Grundsteinlegung eine Flasche Rheinwasser und eine Flasche Rheinwein übersandt, symbolisch andeutend, daß der Rhein und das Rheinland mit der Gesammtfülle seiner materiellen und geistigen Segnungen und der patriotischen Idee seines germanischen Besitzes den Manen des Arminius geweiht und dem Schutz seines Genius empfohlen werde.

Von Westen her kam vor 1800 Jahren die Gefahr, die unserm Volksthum Vernichtung drohte; von Westen her kehrte sie wieder zu Anfang unseres Jahrhunderts, und noch ist kein volles Jahr verflossen, seitdem eine ähnliche Bedrohung erneuert wurde. Hoffen wir, daß in durchlichteter Atmosphäre die Sonne der Eintracht zwei edle Nationen zu Gefühlen wechselseitiger Achtung und Bruderliebe erwärmen werde. Frankreich sey glücklich und groß, außer im Kampfe gegen uns, den wir nie muthwillig beginnen werden, zu dem wir aber entschlossen sind, wo es gilt, das Vaterland zu vertheidigen. Dieß ist die zeitgemäße Bedeutung von dem Standbilde des Arminius, der nicht in der Geberdung eines ausfallenden Gladiators dastehen soll, sondern in aufrecht ruhiger, nach Osten gelehnter Stellung, auf Felsen gegründet, und das Siegesschwert mit stumm beredter Mahnung und dem Gefühl rüstiger Thatkraft in der Richtung gegen Westen zur Höhe des Himmels emporstreckend.

Aber eben dieses Schwert, welches die Rheinlande gegen ungerechten Angriff schützen soll, wer dürfte es dem Helden würdiger darreichen, als die Anwohner des Rheins, und wer von unsern deutschen Brüdern möchte ihnen nicht willig und freudig diese Ehre gönnen? Wir glauben ein ganz Deutschland einmüthig belebendes Gefühl auszusprechen, wenn wir an die Bewohner von Baden, Rheinbaiern, Hessen, der freien Stadt Frankfurt, Nassau, Rheinpreußen und Luxemburg und an alle deutschen Anwohner des Rheins, von seiner Quelle bis zu seiner Mündung, hiermit das Ersuchen richten, durch besondere Beiträge die Summe aufzubringen, welche erforderlich ist, um jenes Schwert zu beschaffen. Wir bitten daher, in Uebereinstimmung mit dem Hauptvereine für das Hermanns-Denkmal zu Detmold, die Redaktionen öffentlicher Blätter, diesen Aufruf durch Abdruck zu verbreiten, und ersuchen die für das Hermanns-Denkmal in den Rheinlanden gebildeten und etwa noch zu bildenden, sowie alle sonstigen, dazu geeigneten Vereine und Gesellschaften ihre Mitwirkung zur Ausführung dieser Idee zu bethätigen

Jeder der Unterzeichneten ist bereit, Geldbeiträge anzunehmen und auf Anfragen die etwa gewünscht werdenden Erläuterungen zu ertheilen.

Darmstadt, den 4. Februar 1842.

Dr. Dilthey, Oberstudienrath. Professor J. Felsing. Ernst Emil Hoffmann. H. K. Hofmann, Advokat. Jaup, Geheimer Staatsrath.

Knorr, Oberschulraths-Direktor. J. G. Kahlert, Kaufmann und erster Beigeordneter. Ernst Rauch, Kupferstecher. Frhr. v. Wedekind, Oberforstrath.

Bemerkung. Das seiner Vollendung nahende Hermanns-Denkmal auf dem 1200 Fuß hohen Teut im Teutoburger Walde erhält eine Höhe von 165 Fuß. Hiervon beträgt der Unterbau a[illegible] Quadersandstein 90, die Bildsäule vom Fuß zum Scheitel 42, [illegible] zur erhobenen Schwertspitze 75, das dauerhaft zu vergoldende Schwe[rt] allein 22 Fuß. Zur Bildsäule werden 164 Centner Kupfer, zu[m] Gerüste darin 550 Centner Eisen erfordert. Die Kosten des Ga[n]zen sind auf 50,000 Rthlr. veranschlagt.

## Dreisylbige Charade.

Die beiden ersten Sylben.

Wir sind ein drollig, lustiges Geschlecht,
Und wo wir hausen, machen wir's nicht recht;
Die schnellsten Springer sind wir, die man kennt,
Nach uns ein Wirthshaus sich in Frankfurt nennt.

Die letzte Sylbe.

Du lebst auf mir groß oder klein,
Ich muß der Maßstab deines Lebens seyn,
Gar flink und zierlich künd' ich mich oft an,
Der Dichter braucht mich, und der Handwerksmann.

Das Ganze.

Ich bin behende, wenn Gefahr mir dräut,
Seh' ich den Feind, so bin ich auch schon weit,
Ich glaub' es wohl, daß man mich leicht begreift,
Ich bin ein Fuß, der mit zwei Füßen läuft.

Auflösung der Charade in Nro. 59.
Meerschaumkopf.

## Programm des Museums.

Freitag, den 4. März.

Erste Symphonie von Beethoven (C dur).
Die langen und die kurzen A und O; eine declamatorische Etude, von Saphir, gesprochen von Madame Frühauf. (Auf vieles Begehren wiederholt.)
Arie von Rossini, gesungen von Fräulein Rudersdorff.
Scenen aus Shakspeare's Heinrich IV.; nebst einem Vorwort; gesprochen von Herrn Baison.
Adagio aus der Fis moll Sonate von Hummel; gespielt von Herrn Perabeau.
Soldatenabschied, Lied mit Orchesterbegleitung von W. Speyer; gesungen von Herrn Pischeck.
Die Seeschlacht von Lepanto, nach Lope de Vega; aus der dramatischen Dichtung Don Juan d'Austria, von P. W. Kramer; nebst einem Vorwort; gesprochen vom Verfasser.
Terzett aus der Heimlichen Ehe, gesungen von den Damen Rudersdorff, Capitain und Kratky.
Violinvariationen, gespielt von Herrn Ballin.
Ouverture zur Oper Anacreon von Cherubini.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her. Alle Museumskarten sind nur persönlich gültig. Kinder können nicht zugelassen werden. Die geehrten Mitglieder und Abonnenten sind gebeten, sich mit ihren Eintrittskarten zu versehen, damit die am Eingang angeordnete Controle genau beobachtet werden könne. Die Gastkarten angehend, sieht sich der Vorstand veranlaßt, im Interesse der Mitglieder und Abonnenten die größte Beschränkung eintreten zu lassen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 64. 5. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Das Opfer der Pflicht.

(Nach dem Englischen von J. H.)

(Fortsetzung.)

In jener sturmvollen Zeit, als bei Herannäherung der französischen Armee der Aufstand der Süd-Preußen begann, zog Frau v. Berg mit ihrer Tochter Therese hierher, und nahm eine kleine Wohnung unweit des Kirchhofes. Bald wurden beide durch ihre vortrefflichen Arbeiten, womit sie sich ernährten, bekannt. Ich wünschte einige davon zu lernen, und dieses gab Anlaß zu meiner Bekanntschaft mit dieser ehrbaren Familie, deren würdevoller Anstand, und einnehmendes Betragen Jedermann gleich bei'm ersten Anblicke überzeugte, daß sie eines bessern Schicksals würdig waren. Sie schienen die Einsamkeit zu lieben, ihr einziger Ausgang war zur Kirche, auch empfingen sie nie Besuche, aber da ich in der obenerwähnten Absicht oft zu ihnen gehen mußte, so wuchs meine Liebe für Beide täglich, und die treueste Freundschaft knüpfte mich bald an Therese; jedoch war es mir noch immer nicht leicht, selbst nach wiederholten Bitten meines Vaters, sie zu bereden, daß sie uns besuchen möchte. Sie schlugen selbst die kleinsten Geschenke, durch die ich ihre Lage mildern wollte, auf eine solche Weise aus, daß, obschon mir das Nichtgelingen meiner guten Absicht kränkend war, dennoch dieser edle Stolz mir um so größere Achtung einflößte. Als ihre Mutter wirklich krank wurde, und heftige Schmerzen litt, nahm Therese bloß in der Absicht, ihre Leiden durch Gesang und Spiel erträglicher zu machen, das ihr angebotene Clavier an, obschon sie es zuvor, unter dem Vorwande, daß es ihre Geschäfte ihr nicht erlaubten, sich dem Vergnügen zu überlassen, jederzeit abgeschlagen hatte. Auch erlaubte sie mir, zu meiner größten Freude, der Patientin zu Zeiten eine Flasche Ungarwein, oder sonst was Stärkendes zu bringen.

Einige Zeit vor der Krankheit unterbrach sie ihre Besuche bei uns, weil sie da von ungefähr den Sohn des Herrn Salinsky, den Jugendfreund meines Bruders, antraf, und seine Aufmerksamkeit sie in Verlegenheit setzte.

Die Krankheit der Mutter nahm täglich zu. Therese wachte bei Nacht am Siechbette, obschon sie des Tages ihre Anstrengungen verdoppelte, damit es ihrer geliebten Mutter an nichts mangeln möchte, was ihr Erleichterung verschaffen könnte. Bei ihrer Bescheidenheit und ihrem ungekünstelten Betragen wären diese Anstrengungen unbemerkt geblieben, hätte der Arzt entgingen sie indessen nicht. Er sprach so viel Rühmliches von ihr, daß sie der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs wurde, und die Mütter stellten sie als Muster ihren Töchtern auf. Salinsky gestand nun meinem Bruder, welchen Eindruck Therese auf ihn gemacht habe; seitdem er sie in unserm Hause traf, sah er sie nur noch in der Kirche, wo inbrünstige Andacht während des Gebets für ihre Mutter ihre Reize nur noch erhöhte. Mein Bruder theilte meinem Vater diesen Umstand mit, und beide gebrauchten alle mögliche Ueberredung, um Theodor von seiner Leidenschaft zu heilen. Sie sprachen von dem Vermögen seines Vaters. „Ich bedarf dessen nicht,“ versetzte er; „ich besitze eigenes Vermögen, um eine Frau zu erhalten, wenn auch nicht im Ueberfluß, dennoch hinlänglich, um vor Mangel uns zu schützen.“ Sie machten ihn aufmerksam auf den Charakter seines Vaters. „O!“ sagte er, „ich bin kein Kind mehr; nie machte ich mich einer unedlen That schuldig, und hoffe daher, daß mein Vater sich meinem Glücke nicht widersetzen wird, da Therese mir im Range gleich ist. Immer war ich besorgt, dieser möchte ein Stein des Anstoßes seyn, doch mein liebendes Herz entdeckte bald, daß Theresen's Mutter bloß der Armuth wegen, ihren Stand verheimlichte; und daß sie die Wittwe des preußischen Hauptmanns v. Tannenberg sey —“

„Gerechter Himmel!“ rief ich aus, „mein Vetter Tannenberg! —“

Sobald es meine Gemüthsbewegung gestattete, entdeckte ich ihnen, daß ich bloß in der Absicht nach Kalisch gekommen sey, um Erkundigungen über Frau v. Tannenberg und ihre Tochter einzuziehen, indem ich hinzufügte, daß die Annahme eines fremden Namens vermuthlich alle meine Bemühungen vereitelt haben würde. Felicie fuhr hierauf in ihrer Erzählung fort. „Theodor fand keine Gelegenheit, sich den Eintritt in dem Hause der Kranken zu verschaffen, aber Therese sah ihr oft in der Kirche; sie bemerkte wohl, daß seine Blicke di ihrigen suchten, und bezeigte mißvergnügt ihr Erstaunen, da der Mann, den ihr mein Bruder als seinen Freund und al einen vortrefflichen Menschen beschrieb, so wenig Bescheidenheit habe, ihre Andacht zu stören. Als ich die Bemerkun machte, daß ihr übles Aussehen mich beunruhige, entdeckte si mir, daß ihre Kräfte durch beständige Anstrengung erschöp wären, und der Gedanke, daß sie zuletzt unterliegen, u vielleicht selbst krank werden müßte, sie zittern machte. I fand um so weniger Bedenken, ihr die Erklärung Theodor gegen meinen Vater und Bruder mitzutheilen, und redete i zu, nicht die Hand des jungen Mannes auszuschlagen, d vieles dazu beitragen könnte, die letzten Tage ihrer Mutt zu erleichtern, und ihre eigene Zukunft zu erheitern. Ei leichte Röthe überzog ihre blassen Wangen, ein leiser Seuf hob ihre Brust; „ich habe keinen Antheil an dieser Sach sagte sie, „und gab nie Anlaß dazu; möge Gott Alles n seinem Willen leiten!“

„Um ihm auszuweichen, ging sie seit einigen Tagen bl in die Frühmesse, und wegen der Verschlimmerung der Kra

heit ihrer Mutter hatte sie die letztere Zeit das Haus gar nicht verlassen. Da die Kranke während der letzten Nacht etwas besser zu werden schien, und des Morgens in einen sanften Schlummer fiel, eilte Therese, als man zur Frühmesse läutete, zur Kirche, um dem Himmel Dank zu sagen. Auf dem Rückwege nahte sich ihr Theodor, bat sie um Vergebung, daß er ihr sich nähere, weil er keine andere Gelegenheit hätte, bot ihr sein Herz und Hand an, und beschwor sie, ihn zu ihrer Mutter zu führen, für welche er als ein liebender Sohn die treueste Sorge tragen wolle. Seine Bitten waren so dringend, daß Therese dadurch gerührt wurde; sie erklärte, daß sie alles der Entscheidung ihrer Mutter überlassen werde, und gab ihm die Erlaubniß, sie zur Mittagsstunde zu besuchen, um die Entscheidung zu vernehmen. Eben war sie im Begriff, die Sache ihrer Mutter vorzutragen, als ich eintrat. Wie sehr freute mich's, zu sehen, daß alles schon so weit gediehen war! Ich benützte diese Gelegenheit, um Lobeserhebungen über die vielen guten Eigenschaften, die ich an meines Bruders Freund erkannt hatte, anzustimmen, und wiederholte, was er meinem Vater und Bruder über seine Gesinnungen mitgetheilt hatte. Eine Freudenthräne entrann dem Auge der zärtlichen Mutter. Sie ergriff die Hand ihrer Tochter. „Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen," sagte sie, „Dich versorgt zu wissen, allein opfere Dich nicht der kindlichen Pflicht auf; laß Dein Herz allein entscheiden." Therese, tief gerührt, küßte ihrer Mutter Hand. In diesem Augenblick trat Theodor ein; sein achtungsvolles Betragen gegen die Kranke, und seine bescheidene, dennoch ernstliche Bewerbung um Theresen's Hand, deren Besitz er für das höchste Glück erklärte, gewannen ihm der Mutter und der Tochter Gunst. Alle Einwendungen in Betreff seines Vaters wurden durch die Versicherung beseitigt, daß er sich dem Glücke seines einzigen Sohnes sicher nicht widersetzen würde, und durch das Versprechen, daß er ihn bei seiner Ankunft in die Stadt, die binnen drei Tagen erfolgen würde, um seine Erlaubniß ansuchen werde. Unter dieser Bedingung gab ihm die Mutter ihren Segen, und schien alle ihre Leiden vergessen zu haben. Therese überzeugte sich immer mehr, daß sie die Gattin des vortrefflichsten und liebenswürdigsten Mannes werden würde."

(Schluß folgt.)

## Kaiser Nicolaus. *)

Der Kaiser Nicolaus von Rußland ist einer der unermüdlichsten und unerschrockensten Reisenden in seinen Staaten. Sein Auge kennt keine Weite und Entfernung; wer ihn heut in Petersburg gesehen, weiß ihn schon in acht Tagen in Astrachan. Er reist Tag und Nacht, mit der Eisenbahn um die Wette, stets in einer einfachen Droschke, sein Geschick den Händen seiner wilden Kutscher anvertrauend, die er an jedem Relais wechselt, und es ist merkwürdig genug, wie ihn bei den Tausenden von Meilen, die er auf diese Weise schon zurückgelegt, noch nie ein ernstlicher Unfall getroffen hat, obschon ihm das Geschick oft genug Bauern als Kutscher zuführte, die im ganzen Jahre höchstens zwei Mal ein Pferd besteigen. Nur einmal, als er gegen die Türken marschirte und auf die, schon jenseits der Grenzen des Reichs erhaltene traurige Botschaft vom bevorstehenden Tode seiner Mutter eiligst nach Petersburg zurückkehrte, ohne unterwegs einen einzigen Rasttag zu machen, zerbrach zwischen zwei Relais sein Wagen, so daß er die Reise auf sogenannten Telega's fortzusetzen gezwungen wurde. Er kam noch zur rechten Stunde an, um von seiner sterbenden Mutter den letzten Segen und Kuß zu empfangen — ein Charakterzug, der genau mit Allem übereinstimmt, was wir sonst vom Privatleben des Kaisers wissen. Als Gatte, Vater und Sohn ist er ein Muster häuslicher Tugenden, und Jeder, wer ihn mit seiner Gemahlin vor ein Paar Jahren in den deutschen Bädern gesehen, kann das einfache, herzliche und würdevolle Benehmen nicht genug rühmen, durch welches Herr und Madame Romanow Aller Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

Das fast kindliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Volk ist eine Frucht seiner Tugenden und seiner unerschütterlichen Charakterfestigkeit. Sein persönlicher Einfluß auf das Volk rettete ihn zwei Mal aus drohender Gefahr: das erste Mal, als zur Zeit der Cholera der wüthende Pöbel in dem Glauben, daß man die Nahrungsmittel vergifte, auf dem großen Markte sich zusammenrottete, um von hier aus die ganze Hauptstadt in Allarm zu versetzen. Mitten im tobenden Haufen erschien der Kaiser ganz allein in seiner Droschke und auf seine Stimme sah man die plötzlich verstummende Schaar niederknien und, statt aller Gegenrede, ihr Gebet mit dem des Kaisers vereinen, daß Gott die Stadt von der Geißel der Cholera bald erlösen möge. Hierauf folgten sie ihm in die Kirche und stimmten aus freien Stücken die Nationalhymne an, in der die Russen den Segen des Himmels auf das Haupt ihres Vaters (so nennt dies Volk bekanntlich seinen Monarchen) herab erflehen.

Eine zweite, weit gefährlichere Probe bestand der Kaiser, als ebenfalls zur Zeit der Cholera die Militärcolonnen sich gegen ihre Offiziere empörten, und hier stieg die Gefahr, weil er es mit Leuten zu thun hatte, welche mit Waffen umzugehen wußten. Schon war Blut geflossen, schon rollten die Köpfe mehrerer Offiziere von den Treppen in den Kasernen herab, als der Kaiser erschien. Von keiner Kanone, von keiner Bedeckung geschützt, nur in Begleitung des neben ihm sitzenden Grafen Orloff, erblickte man ihn in seinem Reisewagen. „Soldaten," rief er mitten im dichtesten Haufen der Meuterer, „Soldaten, auf Euch lastet das scheußlichste Verbrechen; nur sofortige unbedingte Unterwerfung, nur ein freimüthiges Geständniß kann Euch noch retten!" Der Kaiser hatte nicht vergebens auf den Erfolg seiner Worte gebaut. Die Rebellen schleuderten sogleich ihre Waffen von sich und warfen sich rings um seinen Wagen auf die Knie. „Jetzt vergebe ich Euch!" fügte der Kaiser hinzu, „doch nur unter der Bedingung, daß Ihr mir sogleich die Namen derjenigen nennt, die Euch irre geleitet haben." — Die Rädelsführer mußten in Sibirien büßen und dieser Aufstand war ohne weitere Folgen.

Entlehnen wir jetzt der Verfasserin der „Baltischen Briefe" einige Notizen über die Persönlichkeit eines Monarchen, von welchem unsre Reisende sagt, es sey ihr derselbe, bevor sie je noch daran gedacht, ihn zu sehen, als der „schönste Mann geschildert worden, den sich die Phantasie nur ausmalen könne." — Vielleicht werden auch unsere Leserinnen für die folgenden Mittheilungen uns Dank wissen.

„Ich habe den Kaiser einige Male gesehen, sey's von der Höhe des weißen Saals herab, sey es, daß er im einspännigen Schlitten, in seinem Militärmantel gehüllt, mit weit hinflatterndem weißen Federbusch an mir vorüberflog. Ein anderes Mal zeigte man mir ihn auch, wie er ganz allein und mit langen Schritten, der Newsky-Perspective entlang, in der Dämmerung einherwandelte. Eine Gelegenheit, ihn ganz in der Nähe zu sehen, bot sich mir bald genug dar. Es war an einem Sonntage, als ich mich — um Mitternacht — in Begleitung der Fürstin B. und der Gräfin L. auf einer jener Redouten befand, die man während der Carnevalszeit zwei oder drei Mal wöchentlich im großen Theater, nach Beendigung des Schauspiels, veranstaltet. Sie werden von

*) Aus der „Revue britannique", nach dem „Gesellschafter."

einem gemischten Publikum besucht, ohne daß es jedoch die haute volée, für die ausschließlich nur der Adelssaal bestimmt ist, verschmähte, am Anblick jener Plebejer-Freuden sich von den Logen aus zu weiden. — Der Anblick war in der That originell genug. Mehrere hundert Personen spazierten, die artigsten Gruppen bildend, in den weiten Räumen des Theaters auf und ab. Die Damen allein waren maskirt und trugen größtentheils schwarze Dominos, die Mehrzahl der Herren sah ich bedeckten Hauptes in militairischen Uniformen und ihre Auszeichnung bestand nur in einer schwarzseidenen Schleife am linken Arm. Keine Musik, kein Tanz — nur leises Geflüster; kokette Gesten, allerlei Mysterien und galante Intriguen.

Der Großfürst-Thronfolger, der Großfürst Michael, der Herzog von Leuchtenberg wandelten in unsrer Nähe auf und ab. Ueberall hörte man die leise Frage: „Wo ist der Kaiser?“ und die Antwort: „Er ist noch nicht da!“ — Da erblickte man plötzlich den wohlbekannten, Aller Köpfe weit überragenden Federbusch; der Haufe wich ehrfurchtsvoll von allen Seiten auseinander und in dem so gebildeten Spalier erschien eine Manns-Gestalt, die in Rußland, vielleicht in ganz Europa nicht ihres Gleichen findet; hätte so viel Adel, Schönheit und Würde, statt dem Selbstbeherrscher aller Reußen dem einfachen Manne angehört — unsre Bewunderung, unser ehrfurchtsvolles Staunen wäre in Nichts gemindert worden. — Eine Zeit lang blieb er still und schweigend stehen; als aber seine Blicke unsre Loge trafen, sahen wir ihn mit schnellen Schritten sich uns nahen. Mit unbeschreiblicher Anmuth salutirte er mit seinem Hut, und indem er sich etwas neigte, küßte er die Hand der Fürstin, welche ihrerseits ihre Lippen an seine kaiserliche Wange drückte. Dann blieb er, an eine Säule gelehnt, stehen, um mit der Fürstin sich zu unterhalten.

Der Kaiser ist von kolossalem Wuchse (er mißt 6 Fuß 2 Zoll englisches Maaß), 44 Jahr alt und steht in der herrlichsten Fülle des Lebens und der Gesundheit, ohne jene Anlage zur Wohlbeleibtheit zu besitzen, welche das Auge so oft beleidigt. Seine Taille ist schön, die Brust breit, der Kopf steht im schönsten Verhältniß zum übrigen Körper und seine Hände und Füße sind die zierlichsten von der Welt. Er hat griechische Züge: Stirn und Nase gehen in einer geraden Linie in einander über; seine Augenbrauen sind dicht, seine blauen Augen groß und weit geöffnet. Sein Blick ist ruhig, voller Würde und doch wieder auch eigens dazu geschaffen, um eine Empörung zu ersticken, den Verbrecher zu erschrecken und eine zum Frevel erhobene Hand zu lähmen. Der von einem stattlichen Schnurrbart umschattete Mund ist regelmäßig, seine Zähne sind schön; das Kinn ragt etwas hervor. — Das Lächeln, welches um des Kaisers Lippen spielt, verirrt sich nie bis zum Auge hinauf, das stets starr an einem Gegenstande haftet und Dich zwingt, das Deine zu Boden zu senken, wenn Du dieser Gegenstand bist.

Wenige Minuten nach seiner Ankunft gewahrte mich der Kaiser. „Kto eta?“ (Wer ist's?) fragte er in seiner gewohnten Weise. Nachdem ihm die Fürstin über diesen Punkt Auskunft ertheilt hatte, setzte er die Unterhaltung, welche die Vorfälle dieses Abends betrafen, in russischer und französischer Sprache mit ihr fort. „Keiner sucht heute Abend eine Intrigue mit mir anzuspinnen,“ sagte er unter Anderem; „ich weiß nicht, woran es liegt, daß Niemand meiner begehrt.“ In diesem Augenblick näherten sich ihm schon mehrere Masken; sie wußten aber aus Verlegenheit und Mangel an Geistesgegenwart ihm gegenüber keine Worte zu finden und wichen beschämt von dannen. Eben so erging es zweien Domino's die sich jetzt an den Kaiser herangeschlichen hatten. Die Eine schien die Andere zu einigen Worten ermuthigen zu wollen. „Reich' mir die Hand!“ stotterte endlich der eine Domino mit zitternder und kaum hörbarer Stimme. „Da ist sie;“ erwiederte sogleich der Kaiser, „und hier die andere!“ fügte er hinzu, indem er sie dem Domino darbot, der den Mund gar nicht zu öffnen gewagt hatte. Beide verschwanden, ohne noch ferner ein Wörtchen zu verlieren, aber gewiß nicht ohne eine Erinnerung mehr für ihr künftiges Leben mit fortzunehmen.

Indeß spähete der Kaiser sorgfältig rings herum und er versicherte uns, daß er eine Maske aufsuche, die ihn bei seinem Eintritt auf's Korn genommen habe. „Sobald ich sie gefunden, werd' ich sie zu Ihnen führen,“ versprach er uns, indem er sich plötzlich entfernte. Meine Blicke verfolgten den Kaiser in den dichtesten Haufen hinein und bald erblickte ich in der That eine kleine Maske, die dreist genug nicht von seiner Seite wich, und zu klein, um bis an seinen Arm heraufzureichen, auf die Zehen sich stellend ihren Zweck zu erlangen wußte. Der Kaiser warf jetzt einen Blick in unsre Loge, als wolle er sagen: „Da ist sie!“ und verlor sich dann wieder mit ihr im bunten Gewirr. Fünf Minuten später standen Beide uns gegenüber. Der Kaiser schien einige vergebliche Versuche zu machen, seine Gefährtin bis an uns heran zu bringen; die kleine schwarze Sylphide leistete hartnäckigen Widerstand und es gelang ihr, ihrem imposanten Cavalier zu entwischen. „Sie will nicht,“ scherzte jetzt der Kaiser, „daß ich mich mit ihr Ihnen nähere; sie bewegt sich nur — meint sie — in guter Gesellschaft.“ Als es ihm indeß zum zweiten Male geglückt war, der kleinen Rebellin ganz unvermerkt zu nahen, riß sie geschwind genug ihren Arm aus dem seinigen. „Geh nur,“ sagte sie, abermals die Flucht ergreifend, und dabei einen leisen Schlag auf die Hand ihm versetzend, „geh' nur, ich will Dich nun nicht mehr!“

Der Kaiser lachte und man versicherte mir, daß der Kaiser an jenem Abend ausgelassener als je gewesen war. Ich bin wohl geneigt, es zu glauben.

L. W.

---

## Tabletten.

⁂ (München, 28. Februar.) Unserer berühmten Anstalt für Glasmalerei, welche die Fürsorge Sr. Maj. des Königs bei der Porcellanfabrik gegründet und gepflegt hat, ist nach Antrag des Geheimeraths v. Klenze von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland die Bestellung eines großen Glasfensters gemacht worden, welches einen Theil des prachtvollen Entwurfs bildet, den jener Architekt für die innere Ausschmückung der St. Isaakskirche in Petersburg gemacht hat. Dieses Glasgemälde wird die von einer Glorie umgebene Gestalt des auferstehenden Heilandes darstellen, welche eine Höhe von etwa 30 Fuß erreicht und hierin also wohl alles übertrifft, was bis jetzt von der Hyalographik geleistet worden. (A. Z.)

⁂ (Die Journale des Jahres 1841 in Paris.) Von den im Jahre 1841 ausgebeuteten Journalen läßt sich unmöglich eine genaue Rechenschaft ablegen, denn das Journal des Buchhandels zeichnet nur die Geburten, nicht die Sterbfälle auf. Wer glücklich genug ist, als Franzose geboren zu seyn, sieht sich von einer Masse Journalisten umgeben, die seine geringsten Wünsche zu errathen streben: mit einladender Miene legt man ihm die freilich fast immer leere Abonnementsliste vor. Wer Kinder hat und sie in Geologie und Mythologie, in römischer Geschichte und Botanik zu unterweisen wünscht, braucht ihnen weder Lehrer zu halten, noch sie in die Schule zu schicken, das ist alles zu kostspielig; man braucht sich nur auf die „Instruction sans maître“, zu 6 Fr. jährlich, zu abonniren, und die Kinder wissen bald so viel als alle encyclopädischen Schriftsteller.

Liebhaber von Predigten ist, unterschreibe für das „Echo de la chaire"; wer sich mit Pferden abgibt, versäume nicht das „Avenir des haras", 20 Fr. jährlich, eine Nummer monatlich, zu nehmen. — Einige dieser Blätter haben Namen, die jeden verführen, der nicht ein Herz von Erz hat: „La charité", kostet 10 Fr. jährlich; „la Fraternité" nur drei. Wir übergehen die „Unité", das „Panthéon de la jeune France", „le Succès", dem nur der Erfolg fehlte, so wie die „Tisiphone"; auch der „Vampire" saugt vielleicht nicht das reinste Blut unsers Beutels aus, und dem raschen Aufflug des „Aigle" mag ein anderer folgen. Kennt ihr die Straße Mulet zu Lyon, dort wird „le Travail" redigirt, das Organ der socialen Revolution; das Abonnement kostet nur 75 Cts. für drei Monate. Die Actien kosten nur 5 Fr., aber auf der ersten Linie steht geschrieben, daß „kein Literat, kein unthätiger Mensch" unter die Zahl der Actionnäre aufgenommen werden darf. Um unter den Schriftstellern des „Travail" zu figuriren, sind Kenntnisse streng verboten. — Der „Club" kostet nur 3 Fr. alle sechs Monate, und seiner Ankündigung zufolge ist er der philosophischen Discussion des demokratischen Princips in seiner weitesten und umfassendsten Anwendung gewidmet; aber die erste Nummer sollte nur dann erscheinen, wenn die Zahl der Abonnenten 2000 übersteigen habe; sie soll noch immer erscheinen. Die „Reforme" wollte sich gar nur auf den Weg machen, wenn sie 200,000 Abonnenten hätte. „Gott! Gott! heutzutage sind 200 schwer zu gewinnen. Man wird mir wohl die Aufzählung von einer ganzen Cohorte von „Glaneuses", „Eclaireurs" und „Ermites" erlassen, aber den „Zahnstocher" („Curedent"), der jeden Tag zur Essensstunde vertheilt wird, können wir nicht übergehen; eben so wenig das „Journal de tous les ménages" für alle Hausfrauen, sie mögen Kinder haben oder nicht, und vollends gar den „Messager des Mariages", der allen Verlobten gratis zugesendet wird — Man hatte monatliche, halbmonatliche, wöchentliche Journale, und beklagte sich noch immer; man brauchte auch eins, das alle zehn Tage erschien, das ist nun geschehen, es kostet 40 Fr. jährlich, hat aber dafür einen sehr langen und sehr sonoren Titel: „Humanité, Liberté, Civilisation, Paix générale, Revue orientale, Maintien de l'Equilibre européen etc. etc." Dieses etc. repräsentiert noch fünf lange Linien. Ein anderes Blatt „Echo des Neothermes" kündigt sich an als das Werk von drei Kranken, die indeß ihr Blatt überlebt zu haben scheinen; die „Folie" rühmt sich zu Charenton von drei Irren redigirt zu seyn; der „Compas" ist nur für die Freimaurer; die „Orties" (Nesseln) brennen vielleicht nicht so arg, als ihr Namen besagt. Der „Mercure des Demoiselles" hat wohlgethan, sich in eine „Revue des Demoiselles" umzuwandeln; der „Bas bleu" und der „Gant jaune" sind in der Geburt gestorben. — Die französisch-katholische Kirche hat zum dritten oder vierten Male die erste und letzte Nummer ihres eigenen Journals herausgehustet; letzteres, das kein Mensch wollte, nennt sich „la réligion naturelle". Die Journale dieses Priesterrenegaten, der sich Monseigneur Chartel nennt, und seiner Schüler haben so wenig Erfolg, als die Broschüren der Fourrieristen und die Pamphlete der „Tempelherren."

*** (Wien, 25. Februar.) Ein galizischer Hebräer, der sich selbst Professor Dänemark nennt, bildet hier durch sein erstaunliches Gedächtniß das Tagesgespräch und beschäftigt selbst die Forschungen der Gelehrten. Schon in seinem zwölften Jahre wußte er den ganzen Talmud auswendig. Dem in seiner nationalen polnischen Tracht in Nichts von einem gewöhnlichen polnischen Juden sich unterscheidenden Manne wurde die Ehre zu Theil, sich im Salon des Fürsten Metternich zu produciren, wozu auch ausgezeichnete hiesige Naturforscher und Sprachkundige beigezogen waren. Neben Beweisen seines ungemeinen Gedächtnisses wußte er (wie man sich erzählt) auch den Inhalt unaufgeschlossener hebräischer Briefe anzugeben; legte man ihm ein gebundenes Buch vor, so betastete er mit den Fingern den Deckel und bezeichnete die Sprache, in welcher es geschrieben. Ward in einem ihm fremden Buche ein Blatt eingebogen, so wußte er das Wort zu nennen, welches durch die Spitze jenes Einbuges berührt worden ist. Der Hebräer wurde bei dem Abschied von dem Fürsten mit einer goldenen Tabacksdose, worein eine Banknote von 100 fl. C. M. gelegt war, beschenkt. Auch Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Franz ließ den Professor zu einer Production zu sich bescheiden, die eben so zur höchsten Zufriedenheit ausfiel und ihm ein ansehnliches Geschenk brachte. Professor Dänemark machte allen Ernstes den Vorschlag, wenn man die gesammte Besazung von Wien ausrücken lassen wollte und ihm jeder Soldat seinen Namen nennen würde, so sey er im Stande, sie alle wieder der Reihe nach herzusagen. Auch im Hause des Frhrn. v. Rothschild fand eine derartige Production statt, wobei auch der hiesige Oberrabiner Dr. Mannheimer anwesend war und wo es sich hauptsächlich um den Talmud drehte. Bezeichnete man Seite und Zeile dieses großen Werkes, so wußte der Professor den Inhalt derselben anzugeben und das Weitere auf- oder abwärts aus dem Gedächtnisse. (S. M.)

## Zweisylbige Charade.

### Erste Sylbe.

Geschwätzig bin ich, nichts kann ich verschweigen,
Und kein Geheimniß wird mir anvertraut;
Kein Rückhalt ist bei mir, ich muß mich offen zeigen
Mit Mund und Schrift; — selbst amtlich werd' ich laut.
Verrathen ist bei mir der Liebe Glück und Pein;
Ich sprech' im Herrscherton, und will befolget seyn.

### Zweite Sylbe.

Ich bin das Ende von gar manchen Dingen,
Bei Liebe, Freund und Feind kann ich zugegen seyn,
Der Wirth kann ohne mich kein Glück erringen,
Denn ohne mich stellt nie ein Gast sich ein;
Der Baukunst edler Styl kann meiner nicht entbehren;
Du reichst die Wange mir, und siehst mich an Gewehren.

### Das Ganze.

Ich bin gesucht, geschmeichelt und geehrt,
Denn meine Wahl dient Andern zu Gesetzen,
Mir ist kein Lob, kein Tadel selbst verwehrt,
Darf ungerügt wohl manchmal albern schwätzen.
Vom Handelsstand bin ich der Anfang und das End',
Mir macht ein Jeder gern sein Kompliment.

## Physikalischer Verein.

Samstag den 5. März: Ueber ein in den Steinkohlen sich vorgefundenes Mineral. — Ueber Temperaturerniedrigung bei Vermengung zweier fester Metalllegirungen. — Mittheilung der neueren Ansichten über Bildung und Gährung des Zuckers.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 5. März. Das Nachtlager in Granada, Oper in zwei Abtheilungen. Musik von C. Kreutzer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Ostereleth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 65. 6. März 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben-bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Das Opfer der Pflicht.

(Nach dem Englischen von J. H.)

(Schluß.)

„So schwanden drei Tage, die glücklichsten ihres Lebens. Am vierten hielt plötzlich ein eleganter Wagen vor der anspruchslosen Wohnung still. In der frohen Gewißheit, daß der Besuch des Vaters der deutlichste Beweis seiner bereits erfolgten Einwilligung sey, erhob die Kranke ihre schwachen Hände zum Himmel empor, und Therese eilte dem Manne entgegen, den sie für ihren Vater hielt. Doch Entsetzen ergriff sie, als sie auf dem Gesicht des alten Salinsky die schreckenvolle Nachricht las. Im Ausbruche seines Zornes erklärte er, daß er den Beistand der Gesetze gegen die Verführerin seines Sohnes suchen, und wäre dieser unzulänglich, ein Fluch den Bund vernichten werde. Sein Entschluß sey unabänderlich. Therese hatte sich indessen etwas aufgerichtet und erholt. Mit aller der erhabenen Würde, welche Tugend und Unschuld gewähren, trat sie dem erzürnten Alten entgegen, und versicherte ihn hoch und theuer, daß sie nie ihre Hand einem Manne geben würde, der nicht den Segen seines Vaters zu erhalten wüßte."

„Plötzlich stieß die Mutter einen lauten Schrei aus. Der Schrecken hatte ihren schwachen Lebensfaden abgerissen. Theresen's Augen starrten nun verzweiflungsvoll auf die schon halb Entseelte. Theodor, der von des Vaters Absicht ihn mit der Tochter eines seiner reichen Freunde zu verehlichen, noch nicht unterrichtet war, hatte diesen Widerstand nicht erwartet. Er eilte ihm nach, denn er sah wohl ein, daß die Drohungen des Vaters seiner ersehnten Verbindung hinderlich seyn würden. Er erkannte dessen Wagen am Hausthor und in größter Eile, immer noch voll Hoffnung, seinen Zorn durch Vorstellungen und Bitten zu besänftigen, trat er in das Zimmer, in demselben Augenblick, als jener es verließ. Therese lag knieend am Bette ihrer sterbenden Mutter; sie hörte ihn eintreten, und warf einen schmerzlich trüben Blick auf ihn. „Wir müssen scheiden auf immer," waren die einzigen Worte, welche mit zitternder Stimme und gebrochenem Herzen ihren Lippen entfuhren. Sie zog von ihrem Finger den Ring, den er ihr vorher gegeben hatte, und überreichte ihm denselben mit weggewandtem Angesicht. Sein Vater faßte ihn beim Arm, und riß ihn bewußtlos mit sich fort. Vergebens versuchte Theodor alle erdenkliche Mittel, um die Einwilligung des Erzürnten zu gewinnen. Jetzt erst, nachdem er den ganzen Werth dieses vortrefflichen Mädchens kannte, empfand er, daß er ohne sie nicht leben könne. Therese lehnte jedoch seine Besuche ab, und als er es unternahm, an sie zu schreiben, erhielt er seinen Brief unerbrochen mit diesen Worten zurückgesendet: „Wenn Sie mich lieben, Theodor, so verlassen Sie mich, und geben Sie mir einen Beweis von Seelengröße und Ueberwindung einer Leidenschaft, die mit unserer Gewissensruhe nunmehr unverträglich ist, und über uns nur Elend bringen würde. In einer bessern Welt werden wir vielleicht glücklicher seyn."

„Auf diesem Entschluß beharrte sie. Umsonst beschwor mein Vater sie und ich, in unser Haus zu ziehen, wo sie wie meine Schwester betrachtet werden sollte. „Theodor," sagte sie, wenn ich mit ihr allein über diesen Gegenstand sprach, „ist Ihres Bruders Freund, und ich will, so lange ich noch lebe, nur an das Grab erinnert werden. In dieser stillen Hütte habe ich die drei glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht, und dort — auf den Kirchhof zeigend — sehe ich den Hügel, wo meiner theuern Mutter Ueberreste ruhen."

„Gram und Schmerz zerrütteten bald ihre Gesundheit, und in wenigen Wochen welkte sie dahin. „Meine theure Therese!" sagte ich eines Tages, als ich sie besuchte, und mit wehmüthigen Blicken die Veränderung ihres ganzen Wesens bemerkte; „wie schnell verließ die Rosenröthe diese freundlichen Wangen!" Sie seufzte und lächelte. Den nächsten Morgen fand ich sie in einem heftigen Fieber. Der Arzt erklärte ihren Zustand für gefährlich."

„Sie zog mich sanft zu ihrem Lager hin. „Vergangene Nacht," sprach sie mit schwacher Stimme, „erschien mir ein Engel im Traume." „Die Rosen auf Deinen Wangen sind verwelkt," sagte er zu mir, „doch weil Du auf Erden strebtest, Deine Pflicht nur zu erfüllen, so empfang' hier des Paradieses Rosen, welche nie verwelken." — Er überreichte mir drei weiße Rosen, und als ich sie berührte, war der Engel schnell verschwunden." — Von diesem Augenblick an, schwebte nur der Tod vor ihrer Seele, und schon am dritten Tag entschlummerte sie sanft in eine bessere Welt." —

„Ihr Grab ward an der Seite ihrer Mutter zubereitet. Drei weiße Rosenstöcke hab' ich auf jenen Hügel hingepflanzt, zur Erinnerung an meine theure Freundin. Am frühen Morgen begleitete mein Bruder und ich im Stillen ihre Leiche. In dem Augenblicke, als man den Deckel des Sarges verschließen sollte, trat Theodor, dem ihre Krankheit unbekannt geblieben war, und der sie in der Frühmesse wieder zu sehen hoffte — ganz unerwartet in die Kirche. Mit starrem Blicke und unaussprechlicher Verzweiflung stürzt' er gegen den Sarg hin, und sank auf seine Knie, kein Laut kam über seine Lippen.

Er ergriff die kalte Hand der Verblichenen, drückte sie an seine Lippen, und mit Mühe nur vermochten wir, ihn zu entfernen. Jeden Morgen besuchte er ihr Grab, und verweilte dort, bis der Todtengräber die Thüre zu verschließen kam."

„Er sprach mit Niemand mehr, wild waren seine Blicke, und Stunden lang starrte er ihr Grab an. Sein Vater glaubte, die Veränderung seines Aufenthalts würde den tiefen Schmerz besänftigen, und mit großer Mühe nur gelang es, ihn dahin zu bringen, daß er ihm nach Warschau folgte. Doch alle ärztliche Hülfe war vergebens, seine Geisteszerrüttung vermehrte sich von Tag zu Tag, und wurde endlich unheilbar. Des Vaters Reue kam zu spät; armer Theodor! er schmachtet jetzt im Irrenhause!"

## Die Marketenderin.

Im Jahr 1809 bivouakirte bei Erfurt ein Bataillon von der alten Garde. Es war eine kalte, regenschaurige Nacht. Die erstarrten Soldaten hatten unter den aus Brettern und Stroh erbauten Baracken gegen Frost und Nässe Schutz gesucht. Auf einmal wird auf dem Vorposten Lärm geschlagen; eine Schaar ungarischer Husaren, von welchen jeder einen Infanteristen hinten aufsitzen hatte, wollte in das Hauptquartier einfallen. Sogleich sammelt sich das Bataillon, es beginnt eine heftige Füsillade, und die alten Grenadiere der französischen Garde dringen vorwärts, um die feindlichen Parteigänger über den Haufen zu werfen. Ein Mädchen, die Schwester eines Unteroffiziers von dem Corps, folgte dem Bataillon als Marketenderin. Elternlos seit ihrer zartesten Kindheit, begleitete sie ihren Bruder Germain, welcher mit väterlicher Sorgfalt über sie wachte. Er hatte viele blutige Schlachten mitgemacht, und in diesem leichten Vorpostengefechte traf ihn eine mörderische Kugel durch das Herz. Die arme Louise saß neben ihm, die Gefahr nicht achtend, welche sie umgab; sie hielt den Kopf ihres Bruders in ihrem Arme, und bemühte sich unter Weinen und Wehklagen, doch vergeblich ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Unterdessen waren die französischen Scharfschützen genöthigt, sich in die Reihen des Bataillons zurückzuziehen, und die Deutschen waren einige Minuten lang Herren des Kampfplatzes. Der Graf von G...., Major der ungarischen Husaren, welcher das hübsche, junge Mädchen weinend und schluchzend unter Sterbenden und Todten sitzen sah, ließ sie fortführen und in sein Quartier bringen. Bald darauf kam er auch an, denn sein Regiment war mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen worden.

Louisens Anblick hatte auf den Grafen einen tiefen Eindruck gemacht, und es dauerte nicht lange, so fühlte auch Louise für den Major, welcher sie mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelte, eine Anhänglichkeit, die sie sich nicht erklären konnte.

Vierzehn Tage waren vergangen, da erhielt der Major Befehl, zu der Armee des Prinzen Karl zu stoßen, der gegen Napoleon eine Schlacht liefern sollte. „Nichts bindet Sie mehr an Frankreich," sagte vor seiner Abreise der Graf von G.... zu dem jungen Mädchen; „Sie besitzen Vorzüge und Eigenschaften, welche mich glücklich machen würden, wenn Sie mein Herz, meine Hand und mein Vermögen annehmen wollten."

Louise gab bereitwillig den Wünschen des Majors nach; ihre Verbindung wurde den folgenden Tag im Stillen vollzogen, und die neue Gräfin von G.... reiste auf die Güter ihres Gemahls ab, während dieser zu seinem Regiment in den Ebenen von Wagram ging. Die Abwesenheit des Majors dauerte zwei Monate; und als es Friede war, nahm der Graf seinen Abschied und kehrte auf seine Güter zurück, wo er vier Jahre in Glück und Liebe mit seiner jungen Gemahlin, die ihm unterdessen einen Sohn geboren hatte, seine Tage ungetrübt dahin fließen sah.

Sein Glück wurde dann gestört durch die Vorwürfe seiner Familie, welche seine Verbindung mit Louisen, die übrigens nicht wußte, daß sie mit dem Grafen blos heimlich getraut worden war, im höchsten Grade mißbilligten. Ein Oheim, der ihn adoptirt hatte, der Feldmarschall von B...., schrieb ihm, daß er nach Wien kommen sollte, um dort, nach seinem ausdrücklichen Befehle, eine junge Dame zu heirathen, welche man für ihn, nebst dem Dekret eines Obristen bestimmt hatte. Der Major blieb lange unentschlossen; aber am Ende unterlag er im Kampfe mit sich selbst, und sich die Ohren verstopfend vor der warnenden Stimme seines Gewissens, entschied er sich zu gehorchen, und reiste nach Wien. Er hatte seinem Verwalter aufgetragen, sorgfältig über Louisen zu wachen; allein ein Brief von dem Oheim, den er in seinem Schreibpulte aus Vergessenheit zurückgelassen hatte, entdeckte der Gräfin das Unglück, das ihr bevorstand. In dem nämlichen Augenblicke überfiel eine schreckliche Verzweiflung ihre Seele; sie nahm so geschickt ihre Maßregeln, daß es ihr gelang, mit ihrem Kinde zu entkommen.

Sie kam auf dem Landgute des Feldmarschalls im Augenblicke an, wo die Vermählung des Grafen von G.... in der Schloßkapelle vollzogen wurde. Sie hatte diese Mittheilung von dem Verwalter erhalten, zu welchem sie gegangen war, um einige Worte an den Grafen zu schreiben. Ein schauderhafter Entschluß geht ihr im Kopfe herum; sie schreibt eiligst die folgenden Zeilen:

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr. Ich will Dir über Deine Handlung keine Vorwürfe machen; aber ich empfehle Dir unser Kind an; sorge für dasselbe. Lebe wohl!" „Louise."

Während der Verwalter Louisens Brief in das Schloß trägt, öffnet die Unglückliche ein Fenster, unter welchem der Fluß vorbeilief, und stürzt sich hinein. In einem Augenblicke ist der Fluß mit Kähnen bedeckt; der Körper der Unglücklichen kommt wieder zum Vorschein; der Major, der auch herbeigeeilt war, stürzt sich in die Fluthen, und es gelingt ihm, schwimmend sie an das Ufer zu bringen .... aber leider! entseelt!

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.*)

### Die Räuber in Tusculum.**)

Es war am 4. November 1817. Der Tag hatte rein und heiter begonnen. Seiner Gewohnheit gemäß, war Lucian mit Sonnenaufgang aufgestanden. In meiner Begleitung hatte er die agricolischen Arbeiten besichtigt, und wie immer galten unsere Untersuchungen dem Boden, um die Orte kennen zu lernen, wo sich für unsere Nachgrabungen die besten Hoffnungen zeigten. Als wir in den Palast zurückkehrten, begegnete uns Madame Lucian, die mit ihren beiden Töchtern und der Prinzessin Hercolani von Bologna spazieren ging. Dem Prinzen entging auf dem Gesichte seiner Frau ein trauriger Zug nicht, der ihn beunruhigte; er fragte nach der Ursache. „Es ist nichts, sagte sie lächelnd; „aber Du weißt, daß das gewöhnlichste Ereigniß zuweilen traurige Ahnungen in mir

*) Quinze ans d'exil dans les états Romains, pendant la proscription de Lucien Bonaparte. Par M. le Comte de Chatillon, ouvrage orné de portraits et de dessins représentant les principales scènes. T. 1 et 2. Paris 1842. — Der Verf. sagt unter Anderem in der Vorrede: „Ich erzähle, was ich gesehen und gehört habe; meine Malerlupe war mein alleiniger Führer, und meine auf Thatsachen und positive Erinnerungen gestützte Phantasie brauchte nicht erst zu erschaffen und zu erfinden." (Bran's Miszellen ꝛc.)

**) Das Landgut Lucian Bonaparte's.

hervorzurufen vermag. Nun will ich's nicht verhehlen, ich bin besorgt, ohne es zu wollen; denn ich war so eben Zeuge einer Scene, die traurige Eindrücke zurückgelassen hat."

Nun erzählte uns die Prinzessin, als sie von lebhaftem Vogelgeschrei herbeigelockt, an einer Lorbeerhecke vorübergegangen sey, habe sie einen Sperber bemerkt, der aus derselben aufgestiegen; als sie näher gekommen, wären ihre Blicke auf ein blutiges Nest gefallen.

Leicht zerstreute Lucian diese traurigen Empfindungen und bestellte, um jede Spur davon zu verwischen, das Frühstück in's Freie. Hier herrschte die Heiterkeit wieder, wie gewöhnlich, und wir zogen uns hierauf in unsere Zimmer zurück, um uns mit unsern gewöhnlichen Arbeiten zu beschäftigen.

Eine Glocke rief zur Zeit des Diners alle Welt in den Salon. Man bemerkte nur die Abwesenheit des Herrn Cun..., auf den man eine Zeitlang wartete; als man aber sah, daß er nicht kam, setzte man sich an Tafel. Da Lucian diese Verzögerung einer etwas längern Promenade zuschrieb, so war man Anfangs ohne Sorge; als er aber auch nach dem Diner noch nicht zurückgekehrt war, schickte Lucian einen leichten Wagen in Begleitung zweier Feldaufseher und einiger mit Fackeln versehener Bedienten aus, um ihn zu suchen.

Dieser Befehl war so eben ausgeführt worden, als man ein leises Gemurmel im Corridor des Erdgeschosses vernahm. Man dinirte in der ersten Etage, und alle Bedienten im Palaste waren bei der Tafel beschäftigt. Im Erdgeschosse befanden sich in diesem Augenblicke nur einige Waschfrauen und drei Arbeiter, die mit diesen plauderten und von ihrer Arbeit ausruhten.

Beeifert, dem Prinzen und der Prinzessin schnell Nachricht über eine Person zu bringen, der sie sehr zugethan waren, und in der vollen Ueberzeugung, daß der Vermißte zurückgekehrt sey, verließ ich die Tafel und eilte die Treppe hinunter. Mir folgte Carl, der älteste Sohn des Prinzen Lucian und Cäsar, Sohn des Prinzen Hercolani. Als ich im Halbgeschosse war, blieb ich stehen und fragte mit lauter Stimme, ob Hr. Cun... zurückgekehrt sey. Mehrere halblaute Stimmen antworteten: „Ja, ja!..." Zu gleicher Zeit vernahm ich ein dumpfes Geräusch in der Gegend der zweiten Treppe, die ebenfalls in's erste Stockwerk führte. In der Meinung, man habe diesen Weg gewählt, kehrte ich um; Carl und Cäsar folgten meinem Beispiele und kehrten in den Saal zurück. Kaum aber war ich vier Stufen zurück, als ich mich an der Schulter gepackt fühlte, und von einem Gefühle beherrscht, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben vermag, stieg ich maschinenmäßig die Stufen wieder hinab, von der Hand festgehalten, die mich gefaßt hatte. Auf die letzte Treppenstufe gelangt, stand ich einem bizarr gekleideten und bis an die Zähne gewaffneten Manne gegenüber. Sein schmalkrempiger Hut in Zuckerhutform war von einem Federbusche überragt und mit gelben, rothen und blauen Bändern umwickelt, die über die breiten Schultern wallten; sein vorn offenes Hemd ward nur durch eine leicht geknöpfte roth und schwarze Cravatte zusammengehalten, deren Enden mit einer Menge Ringe und Edelsteinen geschmückt waren; die kurze Jacke, Weste und Hose waren aus schwarzem Sammet; rechts und links an der Weste hingen Uhren, Medaillen, Ohrringe und anderes Geschmeide, dessen Ursprung leicht zu errathen war. Ein bunter Gürtel war über der linken Hüfte zusammengeknöpft; große silberne Schnallen schlossen die Hose über dem Knie und ein Paar Pistolen und ein Dolch staken in einem breiten, ledernen, mit Cartouchen versehenen Gürtel. Seine Fußbekleidung bestand in einem Paar Sandalen, denen ähnlich, welche die alten Römer trugen.

Aus dem Gesichte des Mannes sprach die Kühnheit des Verbrechers, und doch war er damals nicht ohne Besorgniß und Furcht. Mit wilder Freude rief er, als er sich auf mich stürzte, aus: Ecco il principe! (da ist der Prinz); und nun zweifelte ich keinen Augenblick länger an der Eigenschaft der Person, in deren Hände ich gefallen war, und indem ich mich bestrebte, so kaltblütig zu seyn, als in einer solchen Lage nöthig war, richtete ich meine Blicke nach dem Hintergrunde des Corridors, wo ich bei'm Schein einer Lampe Flinten glänzen sah. Zugleich erblickte ich mehrere Gestalten, die ganz in derselben Weise gekleidet und bewaffnet waren, wie der, welcher sich meiner bemächtigt hatte. Sie standen da, wie zehn der Hölle entsprungene Teufel, unbeweglich und auf ihrer Hut. Ich aber hatte nichts, als meine Arme zur Vertheidigung, ja nicht einmal meinen Hut auf dem Kopfe.

Das Haupt der Bande hielt mich am Halse fest, und bestürmte mich, ihm zu sagen, ob ich Prinz Lucian wäre. Er schien davon überzeugt zu seyn, und dennoch versetzten ihn meine absichtlich unbestimmten Antworten in Wuth. Seine Gefährten rührten sich nicht.

Sie hatten im Corridor und in den Stuben des Erdgeschosses die Waschfrauen und die wenigen Arbeiter, die sich daselbst befanden, gefangen genommen und an einander gefesselt, so daß sie sich weder zu bewegen, noch ein Wort zu schreien vermochten; die Unglücklichen waren mehr todt, als lebendig. Ich für meine Person hoffte noch, daß ich durch Entledigung meines Gegners schnell die Treppe und den Zwischenstock erreichen könnte, wo sich mein Zimmer befand und wohin der Räuber gewiß nicht gewagt hätte, mir allein zu folgen. In der That hätte ich, einmal dahin gelangt, schnell die Thür verschlossen, meine geladenen Gewehre ergriffen, mich an das Ochsenauge postirt, welches die Treppe beherrscht, und von da aus die Räuber aufgehalten. Denn leicht wäre mir's gewesen, auf sie in einer Entfernung von sechs Schritten zu schießen, wenn sie es noch ferner gewagt hätten, sich des Prinzen und seiner Familie [illegible]

(Fortsetzung folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

*** (Regensbueg, 24. Febeuae.) Eine längeee Schilderung dee Walhalla, die das hiesige Tagblatt gibt, sagt übee das Innere dieses nationalen Prachtbaues: „Teitt man in das Inneee der Walhalla, welche ihe Licht von oben, duech Oeffnungen der mit Beoncepiatten und Goldveezierungen eeich geschmückten Decke erhält. so wied der Blick bei all der blendenden Pracht, woduech uns d'e Wände, dee Fußboden, die Thronstühle nnd Tische übeeraschen, doch zunächst von einem geoßen Macmorfeies angezogen, welchee sich in einee Gesammtlänge von 292 Fnß eings nm die Wände zieht. Ee stellt Deutschland's Urgeschichte, nach Entwüefen des Bildhanees M Wagnee, in erhabener Aebeit dae. Folgende sind die Hauptmomente: Zuerst sieht man die Wanderung des deutschen Stammes von dessen Ursitzen am kaukasischen Gebiege hee in die Ländee des Niedergangs. In der zweiten Abtheilung ist das Leben nnd Treiben der alten Deutschen daegestellt; da sieht man den Sänger, dessen Heldenliedern Männee nnd Frauen lauschen, die opfeenden Priester und die weissagenden Seheeinnen, die Fertigung der Waffen nnd Schilde, nnd den bei unseen kriegeeischen Urväteen so beliebten Schwerttanz. In dee dritten Abtheilung erblicken wir die Darstellung einee deutschen Volksveesammlnng, wo der Stamm Gesetze beräth und sich den Heezog eewählt, so wie ferner den Handel mit fremden Kanfleuten, welche Beenstein eintauschen. Die vierte Abtheilung stellt den Zug dee Deutschen über die Alpen, den Sieg des Bojoeix nnd die Niederlage dee Römer bei Noreja dae; die fünfte den Kampf am Rhein zwischen den Deutschen nnd den Römern untee dem Bataver Claudius Civilis; die sechste den

Kampf der Deutschen mit den Römern in Thrazien vor den Mauern der Stadt Hadrianopolis; die siebente die Huldigung Rom's vor dem siegreichen Gothenkönig Alarich; die achte Abtheilung endlich zeigt die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum durch den heil. Bonifacius, wie er die uralte verehrte Donner-Eiche fällt, predigt und tauft. In dieser durch die Meisterhände bildender Künstler so bedeutungsvoll geschmückten großen Halle stehen nun die Marmorbilder der berühmten Deutschen auf Tragsteinen, welche unter dem oben beschriebenen Friese angebracht sind. Von jenen, deren Portraits man nicht besitzt, prangen doch die **Namen** in glänzenden Buchstaben an den Wänden. Anderthalbhundert Bildnisse, von den ersten deutschen Meistern ausgeführt, veranschaulichen uns hier die Entwicklung unserer Geschichte. Von jenen alten Helden an, welche Rom's weltbeherrschende Macht zertrümmerten, von jenem gewaltigen Geschlecht Pipin's von Heristall, dessen Sprößling Karl der Große das römisch-deutsche Kaiserreich gründete, sind die edelsten Träger der deutschen Kaiserkrone hier zu schauen, wie ein Rudolph I. und Maximilian von Habsburg, ein Ludwig von Bayern — alle jene Fürsten einzelner deutscher Länder, welche Großes und Segenreiches gewirkt, wie die Wittelsbacher Otto und Maximilian, wie der unsterbliche Friedrich II. von Preußen, — alle die Feldherrn, die für Deutschland's Ehre und Freiheit gekämpft von uralten Tagen bis zum Marschall Vorwärts im letzten heiligen Krieg, — alle die Eroberer im unendlichen Reiche der Gedanken, die Weisen, deren Geister ihren Zeitgenossen siegreich voranschritten zum großen Ziele der Menschheit (und welche Namen hat Deutschland hier aufzuweisen, einen Leibnitz, einen Kant vor allen!) — alle die Gottesgelehrten, welche tausend Herzen durch die Kraft des Glaubens veredelten und beseligten, — alle die Dichter und Künstler, vom Sänger des Nibelungenliedes an bis zu Schiller und Göthe, von den frommen großen Meistern des Mittelalters, — Albrecht Dürer voran, — bis zur Gegenwart, der ernste großartige Meister der Tonkunst, Gluck und jener Lieb- [illegible], Mozart, ... welche Versammlung, die der König in der deutschen Halle vereinigt! Möge dieser Tempel Jahrhunderte lang auf seiner freien Bergeshöhe stehen, den Böhmerwald und die Alpengipfel überschauend, am deutschen Donaustrom, jedem Wanderer schon von fern ein leuchtendes Zeichen deutscher Herrlichkeit, und in jedem den Gedanken an Deutschland's Kraft durch Einigkeit erweckend, in jedem Herzen das Nationalgefühl befestigend."

*** (Dresden, 28. Februar.) Gestern Abend wurde hier Laube's **Monaldeschi** mit einer vortrefflichen Ausstattung, mit einer Vollkommenheit der Darstellung und mit einem Erfolg aufgeführt, wie dies Alles seit Jahren im recitirenden Schauspiele nicht vorgekommen ist. Auf Befehl des Königs, welcher der Vorstellung beiwohnen wollte, ward der angesetzte Termin um einen Tag hinausgeschoben, und die Erwartungen im Publikum waren in der That überspannt. Laube hat von gutem Glück zu sagen, daß die Hauptrolle in Emil Devrient denjenigen Darsteller fand, welcher dafür wahrscheinlich der vollendetste in Deutschland seyn wird. Schon nach dem dritten Akte wurde Herr Devrient und nach ihm Fräulein Berg, Darstellerin der Königin Christine, gerufen. Dies ist etwas Außerordentliches bei unserm onst stillen Publikum: es applaudirte jeden Akt, einmal sogar en Anfang des Aktes, welcher eine poetisch schöne Darstellung ines Schiffes auf hohem Meere zeigt und es ward durch den tzten, ohne Zweifel wirksamsten Akt des Stückes in dieser er-hten Stimmung dergestalt erhalten, daß am Schlusse die obi-n Darsteller nochmals gerufen, und nach deren Erscheinen der erfasser des Stückes allgemein verlangt wurde. Der Regisseur schien und dankte im Namen desselben. Möge es ihm eine Ermunterung für unsere so verwaiste dramatische Thätigkeit seyn. Das Stück soll, da Hr. Devrient schon am 10. März eine längere Urlaubsreise antritt, binnen acht Tagen drei bis vier Mal gegeben werden.

*** (Probates Hausmittel.) Man weiß allgemein, wie schnell die Frauen mit sogenannten **Hausmitteln** bei der Hand sind. Unlängst machte eine alte Frau ihrer Nachbarin einen gar seltsamen Antrag. „Seh'n Sie, Frau Gevatterin!" sagte sie „ich will Ihnen für Ihr Uebel ein probates Hausmittel sagen, **Sie müssen mir aber versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen!**"

*** (Amusantes.) Mehrere Studenten badeten sich einst auf ihrer Ferialreise in einem ziemlich ferne von einem Dorfe gelegenen Bache. Da schon einige Tage bei ihnen Schmalhanns Küchenmeister gewesen, so machte es ihnen keine geringe Freude, als sie zwölf Enten den Bach herab schwimmen sahen, die sie sofort als ihre Beute erklärten. — Vergebens harrte der Eigenthümer dieser Enten auf ihre Zurückkunft, erst spät am Abend kam der Entrich ganz allein auf das Haus zugewackelt, und wies seinem Herrn ein Täfelchen, auf welchem dieser, nicht ohne Verwunderung, die Worte las:

Wir alle zwölf Enten
Geriethen unter die Studenten,
Ich, die Zwölfte ganz allein
Bring' von den andern, den Todtenschein.

## Dreisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ich bin und werde Nichts, dieß ist und bleibt mein Wesen,
Man wird mich armen Schelm bedauern und verlachen,
Doch kennen muß man mich, denn ich bin auserlesen,
Mich hintendrein recht geltend oft zu machen.

Die beiden letzten Sylben.

Ich darf das deutsche Land als Heimathland begrüßen,
Ich bin ein fröhlich Kind und munter ist mein Lauf; —
Bin ich im Herzen wach, so eil' ich nach den Füßen,
Das Ausland nimmt den heitern Fremdling freundlich auf.

Das Ganze.

Man zählt mich nicht, und doch werd' ich gezählet,
Es hält kein früher Wort die Neigung hier zurück,
Ich bin's, in dem das Herz nach eigner Richtung wählet,
Der Augenblick macht oft des ganzen Festes Glück.

Auflösung der Charade in Nro. 61.
Fallschirm.

## Generalversammlung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc.

Montag den 7. März, Abends 7 Uhr: Fortsetzung der Vorträge des Herrn Dr. Thomas.

Dr. **Wöhler.**

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 6. März. (Neu einstudirt) **Drei Tage aus dem Leben eines Spielers**, Melodrama in 3 Abth., nach dem Französischen von L. Angely.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterlein.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 66. 7. März 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Geisterbanner.

Die Vorstädte von Genf werden häufig von Wahrsagerinnen besucht, die sich auf Kosten der leichtgläubigen Landleute und bisweilen auch der vornehmen Damen in der Stadt ernähren. Eine Verwandte von mir, welche in der Umgegend wohnte, hatte einen blinden Glauben an die Wahrsagerkunst. Seit langer Zeit hatte sie von ihrem Sohne, welcher in Bonaparte's Heer diente, keine Nachricht erhalten; sie war äußerst um ihn bekümmert. Sie entschloß sich deßhalb die Pythia des Ortes um Rath zu fragen. Ich begleitete sie dahin. Man führte uns zu einer noch jungen Person von hohem, aber wohlgestaltetem Wuchse, mit blonden Haaren und blauen Augen. Ich konnte Anfangs nicht glauben, daß es die Wahrsagerin wäre, die wir suchten, ich hatte sie mir ganz anders gedacht. Nach meiner Vorstellung mußte es ein altes, abgelebtes Weib seyn, mit einem bleichen, runzeligen Gesichte und spärlichen, weißen Haaren. Doch meiner Ungewißheit wurde dadurch ein Ende gemacht, daß die Wahrsagerin ihr geheimnißvolles Rad umdrehte, und uns versicherte, daß die Person, für welche wir uns interessirten, sich ganz wohl befände, und daß wir nächstens einen Brief von ihr erhalten würden. Drei Tage darauf kam der Brief wirklich an; die Freude, welche meine Verwandtin darüber hatte, war groß; allein sie wunderte sich nicht, denn die Prophezeiung der jungen Isaura war für sie ein Evangelium. Unsere Besuche in dem engen, finstern Gäßchen, wo sie wohnte, wurden öfters wiederholt und unmerklich entstand zwischen Isaura und uns eine Art von vertraulichem Verhältnisse. Isaura, obgleich ernst und kalt beim ersten Zusammentreffen, war doch äußerst liebenswürdig und geistreich; sie hatte eine gute Erziehung erhalten, sie beschäftigte sich lieber mit dem Lesen der guten italienischen Schriftsteller, als mit den Centurien des Propheten von Saint-Remi. *) Ich hörte ihr stundenlang zu, wenn sie sprach, und konnte mich nicht genug wundern, mit welcher Verachtung sie sich über ihr Gewerbe äußerte.

Eines Tages beschlossen wir eine Spazierfahrt auf dem See; wir nahmen Erfrischungen mit uns, und bestiegen einen kleinen Fischerkahn. Ich hatte lange kein so großartiges und mannichfaltiges Schauspiel gesehen, als dieses, welches sich unsern Blicken darstellte. Auf der einen Seite sah man den Jura, auf der andern in der Ferne den Mont-blanc, und zu unsern Füßen das kleine Meer mit seinen Stürmen und seiner Ruhe, umgeben von zahlreichen Landhäusern. Wir landeten in der Nähe der hübschen Stadt Thonon, an dem entgegengesetzten Ufer, und traten in eine Einsiedelei, die hinter Gebüschen versteckt lag. Der alte Mann, welcher sie bewohnte, kam uns entgegen, umarmte Isaura und hieß uns auf das Herzlichste willkommen.

Einen Augenblick darauf bemerkte ich, wie das gute Mädchen dem Alten heimlich eine Börse in die Hand drückte, die er gleichgültig annahm, während schwere Thränen in Isaura's Augen standen....

Wir kehrten nach dem See zurück; der Alte hatte mich beim Arm genommen, und wir gingen voraus, meine Verwandtin und Isaura ziemlich weit hinter uns lassend. Trotz seiner 70 Jahre, hatte Alberti noch nichts von seiner jugendlichen Hitze verloren; er setzte mich in Erstaunen durch eine Menge scharfsinniger und witziger oder schalkhafter Bemerkungen; zuweilen ließ er sogar über sein Leben Worte fallen, welche im höchsten Grade meine Aufmerksamkeit fesselten und meine Neugierde rege machten. „Sie sind ein Ausländer?" wagte ich ihn endlich zu fragen.

Er zog die Augenbrauen zusammen, und einen Augenblick darauf sagte er:

„Ja wohl, junger Mann; ich bin in Calabrien geboren im Jahre 17..; unvorhergesehene Ereignisse nöthigten mich, mein Vaterland zu verlassen. Doch ich werde Ihnen diese Geschichte ein andermal erzählen, wenn Sie mich ferner besuchen wollen."

Ich ermangelte nicht, seiner Einladung zu folgen. Ich kehrte mehrere Male allein zu Alberti zurück. Allein er schien nicht geneigt zu seyn, die versprochenen Mittheilungen zu machen, und ich wagte es auch nicht, ihn an sein Versprechen zu erinnern. Eines Tages aber, als ich ihn in tiefe Schwermuth versunken fand, zog er mich an einen einsamen und entlegenen Ort und erzählte mir Folgendes:

„Von Jugend auf beschäftigte ich mich mit der Kunst, die Menschen zu täuschen. Ich erlangte zu Neapel eine Art Berühmtheit in der Geisterbannerei. Vornehme Herren und Damen von Hof und aus der Stadt kamen zu mir, um mich um Rath zu fragen. Ich erwarb mir ein glänzendes Vermögen, und zuletzt glaubte ich selbst an meine Kunst. Ein trauriges Ereigniß machte, daß ich meinem sträflichen Gewerbe entsagte.

„Der Marquis von B...., aus einer alten italienischen Familie, war ein großer Verehrer der geheimen Künste; er ließ mich zu sich rufen, und bald war ich sein Orakel. Herr von B.... hatte zwei Söhne, Giachino, welcher seine Titel

*) Centurien oder Weissagungen des Nostradamus oder Michel de Nostre-Dame, geb. zu Saint-Remi in der Provence 1503. Diese waren in mehrere Hunderte von vier- oder sechszeitigen Strophen eingetheilt, und erschienen in zehn Centuries zu Lyon 1568. Nostradamus studirte Medicin zu Marseille, erhielt 1525 zu Montpellier die Doctorwürde, und nachdem er sich längere Zeit in Italien herumgetrieben hatte, nahm er seinen festen Aufenthalt in Salon, und kam auf die Grille, daß ihm vermittelst Benutzung der Astrologie, die Zukunft vorherzusagen in hohem Grade verliehen sey.

und seine Güter erben sollte, und Ludovico, den man zum Maltheserritter gemacht und für den Waffendienst bestimmt hatte. Die beiden Brüder schienen sich zärtlich zu lieben. Giachino war mit der jungen Maria, seiner Base und die einzige Erbin des reichen Grafen von G...., auferzogen worden. Um die unermeßlichen Güter der beiden Familien in einem Hause zu vereinigen, hatte man von beiden Seiten ihre Verbindung beschlossen. Die jungen Brautleute hatten sich heimlich Treue geschworen, ohne jedoch eine heftige und leidenschaftliche Liebe zu fühlen. Alles war zur Hochzeit bereit; in wenigen Tagen wollte man die Verlobten zum Altare führen, als Giachino plötzlich verschwand. Der Tag ging zu Ende, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihm geworden sey. Die ganze Familie war bestürzt, und vor allen gab sich Ludovico dem Schmerze hin. Den folgenden Tag sandte der Marquis von B.... seine Leute aus, um Erkundigungen über seinen Sohn einzuziehen; allein er erfuhr durch sie nichts weiter, als daß man seinen Sohn den Tag vorher gesehen habe nach dem Meere zu gehen, wo ihn, ohne Zweifel, Corsaren, welche die Küste beunruhigten, entführt haben. Herr von B... ließ sogleich eine Schaluppe ausrüsten, und eilte mit Ludovico seinen Sohn aufzusuchen, in der Hoffnung, die Seeräuber durch ein reiches Lösegeld zur Rückgabe desselben zu bewegen. Sie hatten schon lange das Raubschiff erblickt und waren auf dem Punkte, dasselbe einzuholen, als ein Windstoß sie zurück warf, so daß Herr von B.... verzweiflungsvoll in den Hafen zurückkehrte. Was aus dem Raubschiff geworden, ob es von den Fluthen verschlungen worden, das erfuhr man nicht. Herr von B.... schickte auf die Küste der Berberei; über das Schicksal seines Sohnes hat er nichts erfahren können. (Schluß folgt.)

---

## Ueber Paganini, bei der Nachricht von seinem Tode.*)

Von Franz Liszt.

Paganini hat die Augen geschlossen. In ihm ist einer jener mächtigen Lebenshauche erloschen, welche die Natur zurückzurufen sich zu beeilen scheint; mit ihm verschwindet ein Phänomen, einzig in der Sphäre der Kunst.

Sein Genie, welches weder Meister noch Gleiche kannte, war so groß, daß es nicht einmal Nachahmer haben konnte; die Spur der Bahn, welche er zurückläßt, — Keiner wird sie betreten; mit seinem Ruhme verbindet sich kein anderer Ruhm, sein Name gehört zu denen, welche allein genannt werden. Der schattenlose Glanz seines Rufes, das Königthum ohne Einschränkung, das die öffentliche Meinung ihm bei Lebzeiten zusprach, der ungeheure Abstand, den sie zwischen ihm und denen, welche ihm zu folgen wagten, erkannte, sind Dinge, die ohne Zweifel niemals in ähnlichem Grade in dem Lebensgange (destinée) eines Künstlers vorgekommen sind.

Als Paganini, vierzig Jahr alt, aus seiner Zurückgezogenheit mit einem Talent, das den höchsten Grad der Vollendung erreicht hatte, hervortrat, sah man sein Erscheinen in gewisser Hinsicht für ein übernatürliches an. Er erregte ein so lebhaftes Aufsehen, er ergriff die Einbildungskraft in so hohem Grade, daß diese nicht bei der Wirklichkeit stehen zu bleiben vermochte. Er gab Veranlassung, daß die Mährchen von Zauberei und Magie des Mittelalters wieder auflebten; man trug die Wunder seiner Kunst auf die Ereignisse seines Lebens über, man wollte ein unerklärbares Genie durch Thatsachen erklären, die noch unerklärbarer waren; wenig fehlte daran, daß man glaubte; er habe seine Seele dem Satan verkauft oder zum wenigsten seine Frau erwürgt, und aus einer ihrer Sehnen die vierte Saite gemacht, auf welcher er seine bezaubernden Melodien spielte.

Er durchzog Europa, eine begeisterte Menge anziehend, welche ihm das Gold zu Füßen ausschüttete und seinen Namen als schönsten Lohn Künstlern zutheilte, die sich auf anderen Instrumenten auszeichneten. Nun sah man Paganini's des Piano, Paganini's des Cello, der Guitarre u. s. w. Die Violinisten strengten sich an, seine Geheimnisse zu errathen, sie studirten im Schweiße ihres Angesichts die Schwierigkeiten, welche er spielend geschaffen hatte; allein das Publikum bemitleidete ihre Anstrengungen und erwies ihnen nicht einmal die Ehre, von ihrer Unbedeutendheit zu sprechen. Welch' ein seltenes Glück! Der Stolz Paganini's, wenn er Stolz besaß, konnte bis zur letzten Stunde auf unerreichbarer Höhe athmen, er wurde nicht durch Ungerechtigkeit gestört, nicht durch Gleichgültigkeit beunruhigt; er stieg in das Grab, ohne auch nur von fern den lästigen Schatten eines Ruhmes-Erben gewahr worden zu seyn.

Würden wir es glauben, wenn wir nicht Zeugen davon gewesen wären? Dieser Künstler, im Triumphe getragen, erhoben, vergöttert, dieses Talent, dem das Volk so freigebig gab, was es oft den größten Männern verweigerte: Reichthümer und Ruhm, dieser Mann, welcher solche Begeisterung hervorrief, ging unter der Menge umher, ohne sich mit ihr zu vermischen, Niemand kannte die Aufregungen, die sein Herz schlagen machten; sein Leben warf keinen Strahl auf das Leben Anderer, er hatte mit anderen Menschen keine Gemeinschaft der Gedanken oder der Gefühle, er schien fremd jeder Sympathie, fremd jeder Leidenschaft, ja er schien fremd seinem eigenen Genie, denn das Genie ist die Macht, Gott der menschlichen Seele zu offenbaren, und Paganini hatte nie einen anderen Gott, als eine finstere und gereizte Persönlichkeit.

Mit Bedauern spreche ich diese strengen Worte aus. Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß man eben so unwillkommen ist, wenn man die Todten tadelt, als wenn man die Lebenden lobt, und daß, unter dem Vorwande, das Grab zu ehren, bei dem Urtheil über ein Individuum, unmittelbar auf die Lüge der Apotheose, die Lüge der Verleumdung zu folgen pflegt; auch weiß ich, daß man einige Handlungen der Wohlthätigkeit anführen kann, welche jene Anklage zu widerlegen scheinen. Allein was bedeuten vereinzelte Handlungen in einem ganzen Leben? Im Guten wie im Bösen kann der Mensch nicht consequent seyn. Nun frage ich, wenn ich das Wort Egoismus nicht in dem engsten, sondern in einem weiteren Sinne nehme und ihn auf den Künstler noch mehr als auf den Menschen beziehe, habe ich nicht Grund, zu sagen, daß für Paganini der Ausgangspunkt sowohl als das Ziel immer ein beschränkter Egoismus war?

Wie dem auch seyn mag, Friede seinem Andenken! Er war groß; eine jede Größe trägt in sich ihre Freisprechung (toute grandeur porte avec elle son absolution). Wissen wir wohl, um welchen Preis dem Menschen die Größe verliehen worden?

Wird die Leere, welche Paganini zurückläßt, wohl so bald wieder ausgefüllt werden? Sind die wesentlichen und zufälligen Ursachen, welche dasjenige ausmachen, was ich gern seine Souverainetät nennen möchte, sind sie von der Art, daß sie sich wiederholen können?

Wird das von ihm errungene künstlerische Königthum in andere Hände übergehen?

Ist der Artiste-Roi noch möglich?

Ich nehme keinen Anstand, zu sagen: eine Erscheinung wie die von Paganini wird sich nicht wiederholen können. Die eigenthümliche Verbindung eines kolossalen Talentes mit allen Umständen, die am geeignetsten waren, ihn mit dem Wunder-

*) Magazin für die Literatur des Auslandes.

baren (prestigo) zu umgeben, wird in der Geschichte der Kunst eine vereinzelte Thatsache bleiben. Der Künstler, welcher es heute versuchen würde, die Gemüther dadurch in Erstaunen zu setzen, daß er sich, wie es Paganini that, in ein absichtliches Geheimniß hüllte, indem er um sein Leben einen ehernen Reifen zöge, würde nicht mehr überraschen; und wenn wir bei ihm sogar ein unschätzbares Talent voraussetzen wollten, das Andenken an Paganini würde immer gegenwärtig seyn, um ihn des Charlatanismus und des Plagiats anzuklagen. Außerdem erwartet das Publikum von dem Künstler, welchen es adoptiren soll, heutzutage etwas Anderes; es sind andere Wege, auf denen es möglich ist, einen gleichen Ruhm und eine höhere Macht zu erreichen.

Die Kunst zu betrachten nicht als ein sicheres Mittel, zu egoistischen Vortheilen zu gelangen, zu einer unfruchtbaren Berühmtheit, sondern als eine sympathische Gewalt, welche die Menschen einander näher bringt und vereinigt; sein Leben zu jener hohen Würde zu erheben, deren Ideal das Talent ist; den Künstlern begreiflich machen, was sie seyn können und müssen; die öffentliche Meinung durch das Uebergewicht einer edlen Lebensweise zu beherrschen — dies ist die Aufgabe, die sich ein Künstler stellen muß, welcher sich stark genug fühlt, auf das Erbtheil Paganini's Anspruch zu machen.

Diese Aufgabe ist schwer, allein sie ist nicht durchaus unmöglich. Allen Ehrbestrebungen (ambitions) stehen heutzutage breite Wege offen; ein Jeder, der seine Kunst einer Ueberzeugung oder Gesinnung weiht, darf sich eines sympathischen Verständnisses versichert halten. Jedermann ahnt eine neue Gestaltung der politischen Zustände der Gesellschaft. Ohne die Bedeutung des Künstlers in den socialen Umbildungen zu übertreiben, ohne in pomphaften Ausdrücken, wie man es so oft gethan hat, seine Mission und sein Apostolat zu verkündigen, glauben wir, daß auch ihm in den Anordnungen der Vorsehung seine Stelle angewiesen ist, daß auch er berufen ist, für einen Theil an einer dauerhaften und sittlichen Schöpfung mitzuarbeiten.

Möge daher der zukünftige Künstler — und zwar von ganzem Herzen — auf jene egoistische und eitle Rolle Verzicht leisten, in welcher, wir glauben es, Paganini ein letztes und berühmtes Beispiel war; möge er seinen Zweck nicht in sich, sondern außer sich setzen, möge ihm die Virtuosität ein Mittel, nicht ein letzter Zweck seyn, möge er sich daran erinnern, daß, wie ein alter Wahlspruch sagte: Der Adel verpflichtet (noblesse oblige), eben so sehr und mit noch mehr Recht wir heutzutage sagen können:

„Das Genie verpflichtet."

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Diese Idee belebte meinen Muth; des Räubers Hals war bloß, meine Arme waren frei. Mit einem kräftigen Griffe preßte ich plötzlich mit der rechten Hand seinen Hals und fiel ihm mit der linken in seinen mit einer Flinte bewaffneten Arm. Diese mit der Kraft ausgeführte schnelle Bewegung, welche stets das Gefühl großer Gefahr zu verleihen pflegt, verbunden mit dem Schmerze, welchen ich meinem Feinde verursachte, hatte seine Kraft geschwächt. Es gelang mir, ihm zu entwischen, als ich plötzlich von hinten gepackt ward.

Es war Décésaris, der, als er meinen Kampf mit seinem Genossen bemerkte, herbeieilte; und als der Letztere sich nun von meinem Drucke frei fühlte, stürzte er sich aufs Neue mit wuthentbrannten Blicken auf mich und versetzte mir mehrere Stöße mit der Flintenkolbe, von denen einer mich schwer verwundete, so daß ich blutend zu Boden sank. Diesen Moment benutzten die Räuber, sich meiner Uhr, meines Geldes, meiner Tuchnadel und einiger Ringe zu bemächtigen. Ich für meine Person war erstaunt, der Betäubung und dem Schmerze nicht unterlegen zu seyn, noch mehr aber, neue Kraft zu finden. Ich verband sogar eigenhändig meine Wunde mit einem Taschentuche, als ich den berüchtigten Décésaris ausrufen hörte: „Es ist der Prinz, es ist gut, schnell nun fort!" Von der ganzen Bande umringt, ward ich nun aus dem Palaste geschleppt, und erst auf den Berghöhen um Tusculum wurden sie ihren Irrthum gewahr. Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Die Arbeiter, welche sich im Erdgeschosse des Palastes befunden hatten, folgten mir mit auf den Rücken gebundenen Händen. Die Frauen hatten zu ihrem Glücke die Verwirrung des Kampfes benutzt und waren entwischt.

Indessen erscholl von allen Seiten Glockengeläute, um den Landbewohnern ein Signal zu geben, denn der Prinz hatte unbestimmte Kunde von dem, was vorgegangen, durch einen braven Franzosen, Namens Brunot, erhalten. Dieser, einer seiner Intendanten, kehrte gerade in dem Augenblicke in den Palast zurück, als die Räuber mich herausschleppten, und da er mich in der Dunkelheit nicht erkennen, noch auch die Trachten unterscheiden konnte, hatte er sie für Soldaten gehalten, die Lucian Bonaparte suchten. Von dieser Idee beherrscht, hatte er sich vor den Räubern versteckt und war dann eiligst in den Salon gelaufen, wo sich der Prinz allein mit Pater Mauriee, dem Lehrer von Don Charles, befand. „Es sind Soldaten, sagte er heimlich zu ihm; ich habe sie gesehen... ja!... bewaffnete Soldaten, welche Sie suchen... Sie sind alle im Corridor des Erdgeschosses; aber ich habe keinen nach dem Garten zu gesehen, in welchen die Thür des Salons führt. Kommen Sie, Prinz, und folgen Sie mir." Mit diesen Worten, die er sich kaum Zeit nahm, auszusprechen, schob der treue Franzose den Prinzen fast mit Gewalt nach der Gartenthür.

Brunot führte seinen Herrn nicht weit vom Palaste unter einen von dichtem Hagedorn gebildeten dunkeln Bogengang, und hier befahl ihm der Prinz, sich auf Umwegen nach Frascati zu begeben und den Gouverneur von den Vorgängen zu benachrichtigen. Ueber Hecken und tiefe Gräben eilte Brunot zum Gouverneur, um ihm genauen Bericht über die Catastrophe zu erstatten. Wenige Augenblicke nach dem Ereignisse aber hatte Hr. Boyer, ein Neffe des Prinzen, erfahren, daß ein Trupp Räuber, der mich für Lucian gehalten, meine Entführung bewerkstelligt hätte; und in der Vermuthung, daß diese Verbrecher wahrscheinlich, sobald sie ihres Irrthums inne geworden, in den Palast zurückkehren würden, hatte er die Bedienten bewaffnet. Die zu Tode erschrockenen Prinzessinnen und Kinder waren in ein entlegenes Gemach entflohen; sie wußten noch nicht, daß die Räuber den Palast verlassen, und die selbst geängstigten Mütter mußten noch versuchen, ihren Muth zu sammeln, um ihre zitternden Töchter zu beruhigen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Merkwürdiger Fall einer Aushungerung.) Ueber diesen mehrerwähnten Fall finden sich in der Baireuther Zeitung folgende, als wahr verbürgte Angaben: Am 22. Februar Abends endete der Sohn einer rechtschaffenen Familie in Allersdorf bei Baireuth, in Folge einer Aushungerung, nachdem er 61 Tage lang keine Nahrung zu sich genommen hatte. Derselbe

war 23 Jahre alt; bis zu seinem 19. Jahre wurde nichts Auffallendes an ihm bemerkt, er war heitern Sinnes, und nahm an unschuldigen Vergnügungen gerne Antheil. Von seinem 19. Jahre an aber zog er sich auf eine auffallende Weise zurück, ging zwar seinen Arbeiten fleißig nach, nahm aber keinen Antheil mehr an öffentlichen Vergnügungen. Vom Militärdienste kehrte er nach kurzer Zeit zurück, weil er, nach seiner Versicherung, freche Reden und Fluchworte mehrerer Kameraden nicht vertragen konnte, und sein Vater kaufte ihn auf seine dringende Bitte los. Wenn er irgend Zeit hatte, las er fleißig in der Bibel, als seine liebste Unterhaltung. In den spätern, besonders letztern Jahren unterhielt er sich gerne über religiöse Gegenstände mit andern Freunden, las in Gesellschaft derselben Missionsblätter, welche gemeinschaftlich gehalten wurden, er bekam auch verschiedene sogenannte Erbauungsschriften und Traktätchen in seine Hände, die leider jetzt so häufig ohne Auswahl verbreitet, und vom gemeinen Mann um so begieriger gelesen werden, je mehr sie sein sinnliches Gefühl erregen und seine Phantasie erhitzen. Insbesondere leitete ihn eine neuere Schrift über Somnambulismus irre, und mehrte seinen Hang, in der Bibel vorzüglich dunkle prophetische Stellen, die seine Fassungskraft überstiegen, zu suchen, darüber zu grübeln, und sie sogar auf sich anzuwenden, so daß er sich am Ende für ein auserkohrnes Werkzeug Gottes hielt, und sich selbst über die Apostel stellte, ohne sich jedoch seiner eigenen Bestimmung klar und bewußt zu seyn, weßhalb er bis zu seinem Tode auf eine weitere besondere Weisung von oben harrte. Da ähnliche Ueberspanntheiten zu allen Zeiten hie und da vorgekommen sind, und besonders in unsern Tagen Religionsschwärmerei Manche sogar bis zum Selbstmorde verleitet hat, so würde auch die Verirrung dieses Menschen weniger befremden; allein die seltsame, wenn gleich schon hie und da vorgekommene Erscheinung, sich aller und jeder Nahrungsmittel zu enthalten, und dieselben so lange Zeit standhaft zurückzuweisen, mußte allerdings einiges Aufsehen erregen, und gab bei Manchen, besonders unter Verwandten und Freunden der Ansicht Raum, als ob derselbe wirklich von Gott zu einer besondern Bestimmung auserkohren wäre. Offenbar lag auch hier, wie gewöhnlich bei den Geisteskranken, ein körperliches Uebel zu Grunde, was schon daraus hervorgeht, daß er seit langer Zeit über Appetitlosigkeit klagte, und sein Körper abnahm. Vom 24. Dezember, als vom heiligen Weihnachtsabend an, versagte er die Nahrung, ohne jedoch den Grund hiefür anzugeben. Sein um ihn bekümmerter Vater suchte einige Tage darauf ärztliche Hilfe; als diese eintreten sollte, wies er dieselbe zurück, mit den Worten: „Herr Doktor, ich habe keine Krankheit, wo ein Arzt mir helfen kann, habe Sie auch nicht rufen lassen, ließ es jedoch geschehen, um meinen Vater zu beruhigen. Mir ist es auf einmal geworden, als dürfte ich keine Nahrung mehr zu mir nehmen, bis meine Bestimmung erfüllt ist; wann dies geschehen, kann ich nicht voraus sagen, aber mir wird bekannt werden, was kein Mensch weiß. Sobald mein Schicksal erfüllt ist, wird Wunderbares sich ergeben, ich werde scheiden, aber nicht sterben, und mein Körper wird mit mir entschwinden, daher nicht begraben werden." Indeß sprach er im Allgemeinen wenig über seine höhere Bestimmung, und selten ohne besondere Aufforderung. Was sein früherer Beichtvater und andere Geistliche, die ihn besuchten, aus ihm herausbrachten, waren meistens Hindeutungen auf einzelne biblische Ausdrücke und Bilder, welche er auf sich anwendete. Er war sich selbst nicht klar, und sagte auch immer, daß ihm das Nähere noch offenbart werden würde. Sobald man weiter in ihn dringen wollte, entgegnete er, daß er zu fest überzeugt sey, als daß er von seinen gewonnenen Ansichten abstehen könne, oder er bat, daß man ihn in Ruhe lassen möge. Uebrigens aber wußte derselbe sich gut, verständig, und nach seinem Stande selbst mit vieler Gewandtheit auszudrücken; auch lag in seinen Gesichtszügen etwas Interessantes. Auf das Fasten legte er keinen besondern Werth, er sah dasselbe mehr als Vorbereitung an, und beharrte dabei. Sein Vater, wie seine Geschwister, welche nach und nach auch eine höhere Ansicht von seiner Bestimmung zu bekommen schienen, ließen ihn gewähren, und meinten, daß ihnen dieses Alles von oben auferlegt sey, und sie sich geduldig darein ergeben müßten, was Gott mit ihm vorhabe. So dauerte der Zustand dieses Unglücklichen fort, er verweigerte standhaft jede Nahrung, bis er nach und nach zu einem Skelet herab sank, und es darf als erwiesen angenommen werden, besonders da er während der letzten drei Wochen, vorzüglich zur Vermeidung des Zudrangs von Neugierigen, strenge durch Gendarmerie und Gerichtspersonal bewacht wurde, daß er keine Nahrung zu sich genommen hat, obwohl er allerdings sehr häufig seinen Mund mit Wasser ausspülte, wovon nach eigenem Geständnisse oft unwillkührlich etwas hinabkam, was auch angenommen werden muß, da nach den neusten Erfahrungen von anerkannt berühmten Männern eine 60 Tage lang dauernde Aushungerung, jedoch bei ungeschmälertem Wassergenuß, stattgefunden hat. Die Annalen der Chemie und Pharmazie von Wöhler und Liebig geben in dem neuesten Heft hierüber interessanten Aufschluß. Körperlich gesund und nicht geisteskrank dürfte kaum ein Fasten über neun Tage ertragen werden, aber im gegentheiligen Falle ist allerdings, nach Theorie und Erfahrung, ein solches Resultat, wie hier angegeben, möglich. Der königl. Gerichtsarzt erklärt den hier besprochenen Unglücklichen, bezüglich auf seine fixe Idee, für geisteskrank, und hieran dürfte wohl nicht zu zweifeln seyn. Seit 9 Jahren wurde progressiv sein Zustand herbeigeführt, und, wie bereits gemeldet, nothwendig durch unpassende Lektüre, fortwährendes Grübeln über dunkle Stellen der heiligen Schrift, die er bei seiner geringen Vorbildung um so weniger aufzuhellen vermochte, mehr und mehr verschlimmert, bis er endlich ein Opfer seiner traurigen Verirrung wurde. Die Leichensektion unterblieb nach dem Wunsch des Vaters.

*** (Sonnenfinsterniß im Jahre 1842.) Nächsten 8. Juli, zwischen 41 Minuten nach 4 Uhr und 51 Minuten nach 9 Uhr des Morgens, wird die schönste Sonnenfinsterniß statt finden, unter denen, welche man während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich und selbst in Europa sehen wird. Die nach der Bessel'schen Art gemachte Berechnung stellt heraus, daß die Finsterniß eine Totale sey, sich zugleich über einen und einen halben Breitegrad erstrecken wird. In der Mitte Portugal's wird sie anfangen, sich von Portugal nach Spanien ziehen, von dort nach dem mittäglichen Frankreich, nach den sardinischen Staaten, dem lombardisch-venetianischen Königreich, nach Oesterreich, Ungarn, Galizien, Polen und nach Rußland. Auf der Grenze von Rußland nach Sibirien, gegen den 54. Grad hin, wird die Finsterniß die größte nördliche Breite erreichen. Sie wird sich endlich gegen den Aequator ziehen, indem sie sich von dem südlichen Theil Sibiriens, nach der Mongolei und nach dem nördlichen China wendet. Diese Sonnenfinsterniß wird demnach in ganz Europa, in ganz Asien, im Norden Afrika's und in dem nördlichen Theile von Neu-Holland sichtbar seyn. In Paris, welches fast in der Mitte Frankreich's gelegen ist, wird die Finsterniß nicht total, aber doch sehr bedeutend seyn. Die Dunkelheit wird ohngefähr der Abenddämmerung gleich kommen, besonders, wenn das Wetter etwas bedeckt ist. (Elsaß.)

---

(Theater-Anzeige.) Montag, den 7. März. (Zum Erstenmale wiederholt) Der politische Zinngießer, Vaudeville-Posse in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet von Birnbaum.

Mittwoch, den 9. März. Zum Vortheil des Herrn Pischek (neu einstudirt) Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart.

Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 67. 8. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Geisterbanner.

(Schluß.)

„Zwei Jahre waren unter vergeblichen Nachforschungen verflossen. Ludovico hatte selber einen Theil von Italien durchreis't, um seinen Bruder aufzusuchen. Der Marquis von B.... tröstete sich einigermaßen über Giachino's Verlust beim Anblick der Tugenden seines zweiten Sohnes. Die junge Gräfin Maria schien auch von der Aufopferung desselben gerührt zu seyn, jedoch ohne sich einer geheimen Abneigung gegen ihn, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte, erwehren zu können. In ihrer ersten Hoffnung auf eine Gütervereinigung getäuscht, beschlossen die beiden Familien, Maria mit Ludovico zu verbinden. Dieser vernahm anfangs den Vorschlag mit Freuden, denn er konnte gegen die Reize seiner Base nicht unempfindlich seyn; allein er schlug denselben aus, vorgebend, daß sein Bruder noch am Leben seyn könnte, und daß er verzweifeln müßte, ihm das Theuerste, was er auf der Welt hatte, geraubt zu haben, wenn er wiederkehren sollte. Er veranlaßte zu gleicher Zeit seinen Vater, von Neuem Nachsuchungen anzustellen, welche aber, so wie die früheren, erfolglos blieben. Es vergingen noch zwei Jahre und Giachino erschien nicht. Da erneuerten die Eltern ihre Anträge bei Ludovico, welcher endlich ihren dringenden Bitten nachgab. Die junge Gräfin aber schien wenig Neigung zu dieser Verbindung zu haben; sie hoffte noch immer, daß Giachino zurückkehren werde. Das Geheimnißvolle, das sein Schicksal umhüllte, hatte ihre Anhänglichkeit an ihren Verlobten nur noch vermehrt.

„Ich gerieth damals auf den Einfall, um ihre Widerspenstigkeit zu besiegen, meine Kunst in Anwendung zu bringen. Ich gehe eines Morgens zu Ludovico und theile ihm meinen Plan mit. Es kostete mich einige Mühe, um ihn dahin zu bringen, daß er einwilligte. Den folgenden Tag versammelte ich die beiden Familien in einem untern Saale des Schlosses, welcher mit Kerzen halb erleuchtet war. Der düstere Anblick dieses Saales, seine schwarzen gothischen Fensterscheiben, die geheimnißvollen Instrumente, welche ich auf einem mächtig großen Tische von Eichenholz aufgestellt hatte, dieses Alles hatte etwas Feierliches, das die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, noch erhöhten. Nach einigen Präliminarien, welche die Phantasie der Anwesenden in die gehörige Stimmung bringen sollten, rufe ich drei Mal den Geist des Giachino. Endlich erscheint er, und schreitet langsam wie von schweren Leiden belastet, von dem einen Ende des Saales daher; er trug die Kleidung eines afrikanischen Sklaven; sein Blut strömte aus einer tiefen Wunde am Halse. Schrecken hatte alle Anwesenden ergriffen. Ich rede Giachino an, ich frage ihn, ob er von den Seeräubern sey gefangen worden, ob er von ihnen sey getödtet. Er antwortete, indem er mit dem Kopfe nickt und mit der Hand auf die Halswunde deutet. Ich fragte weiter, ob es auf der Welt Etwas gebe, weßhalb er den Verlust seines Lebens bedauerte? Er verneinte es kopfschüttelnd und ließ einen Ring fallen; es war Mariens Brautring. Die junge Gräfin fiel in Ohnmacht; die ganze Familie stand vor Entsetzen wie versteinert da. Der Eindruck, den diese Erscheinung auf Maria's Gemüth machte, war so heftig, daß sie bald darauf in ein hitziges Fieber verfiel, welches Anfangs ernstliche Besorgnisse für ihr Leben erregte. Beim Anblick so vieler dahinwelkenden Reizen und der Leiden, die ich verursacht hatte, machte ich mir die bittersten Vorwürfe. Doch sie genaß wieder, und nach und nach war dieser traurige Auftritt aus ihrem Gedächtnisse verwischt.

„Maria konnte nun der Verbindung mit Ludovico nichts mehr entgegensetzen. Er hatte ihr, während ihrer Krankheit, so viel Anhänglichkeit und eine so zärtliche Sorgfalt bewiesen, daß sie ihre frühere Abneigung darüber vergaß. Sie willigte endlich ein. Ihre Vermählung wurde mit großer Pracht gefeiert. Aber nicht ohne Verwunderung bemerkten die Hochzeitsgäste einen Mönch, in Franciskanerkleidung, welcher die Neuvermählten überall hin zu verfolgen schien. Jedermann überlegte bei sich, um zu wissen, was ihn wohl zu einer solchen Festlichkeit führen konnte. Es war schon spät geworden; man fing schon an, den Tanzsaal zu verlassen, um sich in den Speisesaal zu begeben. Man setzte sich zur Tafel. Der Mönch, ohne dazu die Einladung zu erwarten, setzte sich Ludovico gegenüber, auf den er unaufhörlich seine forschenden Blicke heftete. Das Erstaunen nahm zu, und das Mahl war ziemlich traurig. Um die Stimmung zu erheitern, brachten mehrere Gäste Toaste auf das Wohl der Neuvermählten aus. Als die Reihe an den Franciskaner kam, erhob er sich feierlich von seinem Sitze, ergriff den Becher und sich an Ludovico wendend, forderte er ihn auf, die Gesundheit auf Giachino auszubringen. Ludovico zögerte, er war sichtbar bestürzt: „Wenn Du Etwas von meinem Giachino weißt," rief Herr von B.... aus, der zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, „so rede, und stille die Unruhe eines Vaters, der ihn schon so lange beweint."

Der Mönch erwiederte Nichts auf die Aufforderung, sondern heftete immer seine Blicke auf Ludovico, und schien seine Entschließung abzuwarten. Endlich steht Ludovico auf, indem er ausruft: Auf Giachino's Andenken! Möge unsre Trennung nicht ewig seyn! Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erschien an der Thüre des Saales ein blutiges Phantom, und sprach mit hohler Stimme, auf Ludovico zeigend: Dieser ist mein Mörder, und verschwand. Ludovico stürzte, wie vom Blitz getroffen, zusammen; man trug

… Tage darauf starb, nachdem er ohne Zweifel seinem Beichtvater allein seine Geheimnisse anvertraut hatte....

„Die Familie des Marquis von B.... ist ausgestorben. Man erfuhr nichts weiter mehr von Giachino; anderthalb Jahre nach diesem Ereignisse fand man beim Graben im Keller des Hauses ein männliches Gerippe. Maria war längst schon ihrem Schmerze unterlegen.“

Hier schloß der Alte seine Erzählung. Man wird schon errathen haben, daß es der Mönch war, welcher den Geist zum zweiten Male hervorgerufen hatte. Was mochte sein Zweck dabei gewesen seyn? dem öffentlichen Gerede nach, soll wenige Tage vor der Hochzeit, zwischen Ludovico und Alberti ein heftiger Streit stattgefunden haben, dessen eigentliche Veranlassung man nicht kannte. Alberti, der schon lange den jungen Grafen im Verdacht hatte, daß er der Mörder seines Bruders sey, faßte den Entschluß, sich zu rächen. Es gelang ihm nur zu gut.... Und da er selber als Mitschuldiger des Verbrechens angeklagt wurde, mußte er das Land meiden.. . Die arme Isaura, welche alles verlassen hatte, um ihrem Vater zu folgen, sah sich genöthigt, das entwürdigende Gewerbe einer Kartenschlägerin zu treiben, um den alten Vater in seinem Elende zu unterstützen.

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Indessen hörte der Lärm, welcher noch einen Augenblick zuvor den Palast erfüllt hatte, plötzlich wieder auf, und man vernahm nur dann und wann einige Stimmen und gemessene Schritte: es war die von Boyer befehligte Patrouille, der übrigens die Bande nicht zu verfolgen versuchte, zum Glück für mich und meine Unglücksgefährten.

Boyer kehrte mit der Versicherung zurück, daß nichts mehr zu fürchten und die Räuber sich mit meiner Person begnügt hätten.

Die Leser werden erstaunt seyn über diese überraschende Visite der Räuber, und die Frage aufwerfen, war man denn bei offenen Thüren und ohne alle Vorsicht in Betreff der Vertheidigungsmaßregeln? Ich muß daher, ehe ich fortfahre, die Geschichte meiner Entführung zu erzählen, erst die Ursache einer ebenso außerordentlichen, als unvorausgesehenen Ueberraschung erklären.

Was war aus dem Prälaten Cune... geworden? Er promenirte auf der Höhe des Berges Tusculum, unweit der neuen Ausgrabungen, als er von Décésaris und seiner Truppe bemerkt ward. Dieser Räuberhauptmann lag seit zwei Tagen im Walde und in den Felsen, welche das Kloster der Camaldulenser umgeben, im Hinterhalte, und hatte sich sogar mehrmals bis zu den Ruinen von Cicero's Villa vorgewagt, indem er sich in den tiefen Höhlen verbarg, um den Prinzen bei einem seiner Excursionen, die er jeden Morgen nach den benachbarten Ausgrabungen machte, zu überfallen. Um nun aber nicht vergebens zu warten, hatte Décésaris sehen wollen, ob nicht der Geistliche, den er in den Ruinen bemerkt, ihm von Nutzen seyn könne und deßhalb seinen Leuten befohlen, sich desselben zu bemächtigen. Obgleich im höchsten Grade erschrocken und an allen Gliedern zitternd, hatte der ehrwürdige Herr doch nicht den Kopf verloren, und antwortete dem Räuberhauptmanne in einer Weise, die ihm das Leben rettete und zugleich das große Lösegeld ersparte, das der Hauptmann gewiß von dem Prälaten gefordert hätte, wenn er zu seinem Unglücke in die… Augenblicke die violettfarbigen Strümpfe trug, die s… Würde verrathen konnten. Der Prälat gab sich nämlich … einen armen Priester aus, der die Messe im Palaste … Prinzen lese, und der dem Hauptmanne als Lösegeld lei… nur 20 Piaster bieten könne, die Lucian vielleicht aus M… leid senden werde. Achselzuckend machte sich Décésaris ü… die Armuth des Dieners Jesu Christi lustig. Indessen na… er doch die Börse, Uhr und den mit einem goldenen Kno… geschmückten Stock des Gefangenen in Beschlag, und … vom Kopfe bis zu den Füßen mit Blicken musternd, vor d… nen der Prälat erzitterte, sagte er mit furchtbarer Stim… zu ihm: „Da Du nichts bist, als ein armer Priester, … Sold und Lohn des Prinzen Lucian Bonaparte, so will … Gnade üben an Dir; Du sollst uns aber den besten W… in's Schloß zeigen, auf dem man am unbemerktesten dah… gelangt. Du gehst vor mir her, bis wir im Schloßho… sind; ist die Thür offen, so kannst Du mich verlassen un… bist frei; ist sie zu, so klopfst Du und nennst Dich und führ… uns selbst zum Prinzen. Vollführe genau, was ich Dir sag… oder Du bist des Todes.“

Eine grausame Alternative; allein der Prälat gehorchte… wenn auch nicht ohne einige Gewissenszweifel, ob er nic… als elender Feigling handle. Die Räuber folgten ihm, un… da das Palastthor offen war, weil man des Prälaten Rück… kehr erwartete, konnte Décésaris mit 10 Mann aus seine… Bande ungehindert hereinschleichen. Das Uebrige kennt man…

Kehren wir nun zu mir zurück. Wir hatten einen Augenblick am Fuße jenes berühmten Gebirges angehalten, auf… dessen Höhe gegenwärtig eine friedliche Bauernhütte den antiken Palast des prunkvollsten der Römer vertritt. Ein vielfach gekrümmter Fußsteg führt nach einem Bosquet hoher Fichten, wo der Prinz eine Marmorcopie des Apollo von Belvedere hatte aufstellen lassen. Ehe wir bis zu diesem Fußstege gelangten, führte mich Décésaris, der noch immer glaubte, der Prinz sey in seinen Händen, im Triumphe, indem er sich begnügte, mich mit drei seiner Satelliten zu umringen, ohne daß sie mich irgendwo festhielten.

Bisher war ich gebeugten Hauptes gegangen, gefaßt auf Alles, was da kommen möchte...; allein beim Anblicke des Fußsteges, welchen wir zu betreten im Begriff waren, stiegen Hoffnung, Muth und kühne Entschlossenheit wieder in mir auf, und ich beschloß, noch einen Versuch zu machen, den Räubern zu entfliehen.

Die Nacht begann; die Krümmungen des Weges, die dichten Hagedorngebüsche, die denselben begrenzten, konnten meine Flucht beschützen und mich gegen die Flintenschüsse sichern, auf die ich gefaßt seyn mußte; kurz meine Rettung war nicht unmöglich; genug, um meine Kräfte und Hoffnungen wieder zu beleben.

Die Glocken läuteten, wie bereits erwähnt, von allen Orten; der Fackelschein der Patrouillen drang durch's Gehölz und verkündigte thätige Nachsuchungen, und ich glaubte nicht, daß mich die Räuber, der durch das Terrain und die Dunkelheit gebotenen Hindernisse halber, verfolgen könnten. Durch diese Hoffnung verblendet, springe ich schnell und plötzlich zur Linken, um den Weg abzuschneiden, auf dem wir gingen, und den Fußsteg nach dem Apollobosquet einzuschlagen.

In demselben Augenblicke sehe ich aber die Mündung eines Flintenlaufs vor mir, und bekomme zu gleicher Zeit einen Kolbenstoß in die Rippen, der mich zu Boden stürzte und mir fast den Athem benahm. Dieser abermalige mißglückte Versuch zeigte mir, wie vergeblich meine Hoffnungen seyen und Décésaris donnernde Stimme, die mir zubrüllte: „Steh auf, oder Du bist des Todes!“ machte, daß ich den argen Schmerz vergaß und so viel Kraft zu erringen suchte, um

mich in die Höhe zu richten. Ich erklärte dem Räuber, daß ich nun keinen Versuch, zu entweichen, mehr machen werde, mich in mein Schicksal füge und bereit sey, ihm zu folgen. Zweifelnd schüttelte er den Kopf, zog die Augenbrauen zusammen und wir verfolgten unseren Weg nach dem Kamme des Gebirges. Unterwegs näherte sich Décésaris oft den gefangenen Arbeitern, die er mit leiser Stimme ausforschte, und seine Gesten verriethen Unzufriedenheit oder Zorn. Es ward indessen immer dunkler; Décésaris und seine Truppe machten Halt, und ich sah, wie sie jetzt Alle ihre Mäntel umthaten, welche sie hinter den Felsen und Ruinen versteckt hatten. In diesem Augenblicke sah mich Décésaris festen Blickes an; sein Auge sprühte in hyänenhafter Wuth. Mit furchtbarem, drohenden Tone sagte er zu mir: Du hast mich betrogen und mußt sterben! Dadurch, daß Du Dich für den Prinzen ausgegeben, habe ich mein Glück verfehlt. Und nun heulte er, fluchte, schimpfte mit seinen Genossen, die bereits an die Griffe ihrer Dolche faßten und auf mich losrückten. Zum Glück hatten ihm die Arbeiter, welche ihn über die eigentliche Qualität seines Gefangenen aufgeklärt, versichert, der Prinz werde große Opfer für meine Freiheit bringen; sonst war es um mich geschehen. Gerade diese Versicherung vermehrte aber auf der andern Seite die Schwierigkeit sehr, welche ich zur Wiedererlangung meiner Freiheit zu überwinden hatte.

Als der Räuberhauptmann mein Todesurtheil ausgesprochen, that mir es wehe, meine Verwandten und Freunde nicht wieder zu sehen; denn mein Leben selbst, das unter Unglück, Mühe und Zwietracht dahingeflossen, bedauerte ich nicht sehr. Weit energischer, als alle diese Gefühle, machte sich aber die Indignation und Verachtung bemerkbar, welche mir dieser Verbrecher einflößte, dessen Wuth ich unbewaffnet und machtlos preisgegeben war. Mein Tod schien mir gewiß zu seyn; ehe ich aber unter den Dolchstößen dieses Elenden fiel, wollte ich mir erst noch den Genuß gewähren, ihm zu trotzen, da ich ohnedieß die Ueberzeugung hegte, daß dieß ein besseres Mittel möglicher Rettung sey, als zu versuchen, sein Eisenherz zu erweichen.

Kühn ging ich daher auf ihn zu, und meine Brust bietend, sagte ich: „Die einzige Gnade, die ich von Dir erbitte, ist, Deinen eben so feigen, als grausamen Plan so schnell als möglich auszuführen; ... stoß zu!" Bei diesen Worten, die ihn zu verwundern schienen, trat er drei Schritte zurück; mit halb grausamen, halb ironischen Blicken maß er mich vom Kopfe bis zu den Füßen. Dann schien er sich plötzlich zu beruhigen, und winkte seinen Gefährten, ihm zu folgen. „Nur fort, wollen später schon sehen."

Nun ging es auf dem Wege, der nach Rocca-Priori führt, bergab, und als wir in der Nähe des Gasthofes waren, der einsam auf diesem Wege liegt, ließ Décésaris Halt machen und befahl das tiefste Schweigen.

Es regnete; die Nacht war sehr dunkel, und beim Scheine einer Lampe, die unter einer an der Wirthshauswand gemalten Madonna brannte, sah ich, wie Décésaris sich allein der Thür naheschlich. Diese sah er sich aufmerksam an, und als er ein an der Außenseite der Thür befindliches Zeichen bemerkte, kehrte er schnell zurück und gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß man näher kommen solle. Später erfuhr ich, daß der Besitzer dieses Gasthofes mit Décésaris im Einverständnisse war. Sobald nun Polizeipatrouillen drinnen waren, wurden die Räuber durch ein verabredetes Zeichen gewarnt. Im entgegengesetzten Falle konnten sie sicher eintreten und waren eines guten Empfangs gewiß.

In wie vielen einsamen Gasthöfen der römischen Staaten bedroht die Reisenden eine gleiche Gefahr. Dieß sollten vor Allem die Künstler nicht vergessen, die sich unvorsichtig in diese gebirgigen und einsamen Gegenden begeben, die so reich sind an originellen und pitoresken Partieen. Viele kehren in solchen Wirthshäusern ein, die fast tief im Gebirge liegen, ohne zu wissen, daß die Räuber, welche gut bezahlen, hier immer die willkommensten Gäste sind.

Ich wunderte mich, daß Décésaris immer auf einer der Hauptstraßen blieb; allein nicht weit vom Wirthshause schlug er die Richtung nach dem Gebirge ein und nach dem Walde, der Rocca-Priori umgiebt. Nach einem langen, mühseligen Marsche durch Felsen und dorniges Genište und nach vielen Umwegen gelangten wir in ein dichtes Gehölz, in dessen Mitte der Trupp Halt machte. „Du kannst Dich setzen, sagte Décésaris zu mir. Und auf ein gegebenes Zeichen bildeten seine Genossen einen Kreis um mich, indem sie dabei ihre Mäntel ausbreiteten. Ich befand mich nun gleichsam in einem drapirten Zimmer, dessen Caryatiden durch Räuberkörper gebildet wurden.

Gespannt suchte ich die Absichten des furchtbaren Hauptmannes zu errathen, als er mit kalter, wichtiger Miene Feuerstein und Schwamm aus seiner Tasche holte; und bald brannte eine Fackel. Das Manöver mit den Mänteln hatte keinen andern Zweck, als zu verhindern, daß die Lichtstrahlen nicht durch den Wald drängen, den der Monat November bereits eines großen Theiles seines Laubes beraubt hatte.

Mit einem Schreibzeuge in der Hand näherte sich Décésaris und reichte mir eine Feder und Papier: „Schreib, was ich Dir dictiren werde," sagte er mir rauhem, drohendem Tone zu mir. In diesem Augenblicke stand er vor mir, wie ein Richter der Hölle, die linke Hand auf die Hüfte gestemmt und mit den Fingern die goldenen Nägel zählend, die seinen Dolch schmückten. Einen Augenblick schien er nachzudenken, strich mit der rechten Hand über die Stirn, blickte nach einigen Sternen, die am Himmel glänzten, und fing an, mir eine Art Brief zu dictiren. Ich mußte gehorchen und schrieb. Er verlangte vom Prinzen 3100 Piaster Lösegeld, wo nicht, würde ich sogleich umgebracht.

Da ich diese Depesche sehr lächerlich, die Ausdrücke unpassend und burlesk fand, so sagte ich ihm, daß ich es für besser halte, französisch zu schreiben, daß die Forderung einer so starken Summe, die mit meiner persönlichen Wichtigkeit nicht im Verhältnisse stehe, vom Prinzen nicht angenommen werden könne, daß ich weder dessen Verwandter, noch Freund sey, sondern nur ein Künstler, der mit einigen Arbeiten beauftragt sey, deren pecuniären Werth ich ihm mit Vergnügen opfern wolle, daß er daher als Lösegeld für meine Freiheit nur auf eine mäßige Summe rechnen könne; und daß er übrigens wohl schon bemerkt habe, wie wenig mir an meinem Leben gelegen sey. (Fortsetzung folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

*** Französische Blätter berichten, wahrscheinlich übertrieben, über die unwürdige Behandlungsweise einer französischen Sängerin in Neapel. Dem. Hallez, am dortigen Theater (San Carlo?) engagirt, wurde am Morgen vor einer großen Vorstellung heiser, und ließ sich deßhalb bei dem Director entschuldigen. Dieser schickte alsbald den Arzt, der die Patientin zwar an einem heftigen Halsübel leidend, jedoch fieberfrei fand. Da aber nach dem Reglement nur Fieber vom Bühnendienst entbindet, so erhielt Dem. Hallez förmlichen Befehl, zu singen. Die sonst ausgezeichnete Künstlerin konnte kaum ihre erste Arie zu Ende bringen, das Publikum zischte, da trat Dem. Hallez vor, und erzählte offen und wahrheitsgetreu den ganzen Hergang. Einstimmiges Bravo, ein Regen von Blumenkränzen folgte dieser Erklärung, und das Publikum verlangte, daß die Vorstellung

aufgehoben würde. Gleich darauf erscheint ein Polizeicommissär mit Gensd'armen bei der Sängerin, sie wird, noch im Theaterkostüm, in Ketten geschlossen und in einen dumpfen Kerker gesperrt. Hier blieb sie stehend an die Wand gekettet, (?) bis am nächsten Morgen ein vornehmer Herr ihre Freilassung vom Minister des Innern auswirkte. Sterbenskrank am Fieber wurde sie nach Hause gebracht. Auf die Beschwerde des französischen Botschafters sind der Director, der Arzt und der Polizeicommissär abgesetzt worden.

*,* (Dresden, 27. Februar.) Gestern ward unter den Auspicien der Madame Schröder-Devrient das Concert für die Tiedge-Stiftung im Saale der Harmonie veranstaltet, und ward, wie denn Alles einem großen Genius zufallen muß, zu einem wahren Triumphe dieser außerordentlichen Künstlerin. Sie sprach einen Prolog und einen Abschnitt aus der Urania, sprach — sonst die gefährlichste Klippe für alle Sängerinnen — und brachte damit eine Wirkung hervor, die man immer nur ihrem Gesang erreichbar geglaubt hatte. Allgemeiner Enthusiasmus der Zuhörer steigerte sich so weit, daß Lorbeer und Blumenkronen herbeigeholt, und die Künstlerin, deren für alle Wohlthätigkeit offenes Herz hier hoch in Ehren steht, wurde zu ihrer größten Ueberraschung damit geschmückt und bekränzt, und mit ungewöhnlich lebhaftem Jubel gefeiert. Der König so wie der Hof waren zugegen.

*,* Prag. (Die sympathetische Kur.) Zu unserm geachteten Mitbürger Herrn L*, der eine Holzhandlung besitzt, kommt vor Kurzem ein kränklich aussehender Mann, und spricht ihn folgendermaßen an: „Ich komme mit einer Bitte, Herr L*, schlagen Sie mir dieselbe nicht ab — nun freilich, wenn Sie nicht wollen, muß ich auch zufrieden seyn." — Hr. L* ermuntert ihn, seine Bitte auszusprechen. Zögernd erwiederte der Erstere: „Sie sehen mir's wohl an, daß ich krank bin; man hat mir eine sympathetische Kur angerathen; ich soll mir nämlich von der Rinde von 18 Scheitern Birkenholz eine Lauge kochen und mich darin baden; aber das Holz muß geschenkt seyn, sonst nützt die Kur nichts; ich bitte Sie daher, mir diese 18 Scheiter Birkenholz zu schenken; bin ich kurirt, dann will ich mit großem Dank meine Schuld zurückzahlen." — Hr. L* denkt sich: was liegt auch an den 18 Scheitern, wenn du Jemanden damit helfen kannst — und schenkt ihm das Holz. — Bald darauf erzählte Hr. L* dieses Geschichtchen einigen Bekannten. „Wie sah der Mensch aus?" — fragt Einer, der ebenfalls mit Holz handelt. Es kommt nun heraus, daß jener Mann auch von dem Fragenden, ja von den meisten Holzhändlern Prag's unter dem erwähnten Vorwand Holz bekommen, und sich dadurch einen hübschen Vorrath für den Winter ergaunert hatte; ja endlich bringt man in Erfahrung, daß noch viele Kaufleute auch andere Sachen, z. B. Schnupftücher rc. zur sympathetischen Kur beigesteuert hatten. Das war wirklich eine sympathetische Kur im strengen Sinne des Wortes: denn Viele waren dabei mitleidend und wurden von ihren Sachen kurirt!

*,* (Chinesische Waffenrüstung.) Obristlieutenant Knowles hat kürzlich aus China ein vollständiges Assortiment von chinesischen Waffen, Flinten und Kleidern der Soldaten des himmlischen Reichs gesendet. Alles dies mit der Figur eines chinesischen Soldaten in seiner Tigerkleidung wurde kürzlich in dem Arsenal zu Woolwich aufgestellt. Diese Waffen contrastiren seltsam mit den neuen Waffen, die sich in demselben Arsenal befinden, und stimmen bei weitem mehr zu den alterthümlichen Feuerwaffen Europa's. Unter den aus China angelangten Gegenständen befindet sich auch eine Kleidung, die einem Officier von hohem Rang gehörte, und obgleich sie ziemlich abgetragen ist, sieht man doch noch Spuren von Verzierung, indem der dunkle Grund dicht mit metallischen Zierrathen und mit seidegestickten Figuren bedeckt ist. Man will die Kleidung ausstopfen und aufstellen. (Indian News.)

*,* (Todesfall durch Zahnausreißen.) Vor einiger Zeit, meldet der „Globe", ging ein junger Mensch in Edimburgh zu einem Zahnarzte, um sich einen Zahn ausreißen zu lassen. Nach vollendeter Operation war die Verblutung so stark, daß sie durchaus nicht gehemmt werden konnte und der junge Mensch verblutete sich auch wirklich zu Tode. Fälle dieser Art, fügt das englische Blatt hinzu, gehören eben nicht zu den Seltenheiten, und vollblütige Personen müssen sich besonders hüten, ihre Zuflucht zum Zahnausreißen zu nehmen.

*,* Eine bei Nola gefundene Vase, von der Art der sogenannten etrurischen, war in einem Steinblock eingeschlossen und so erhalten worden; sie ist etwas über anderthalb Fuß hoch, vortrefflich erhalten und mit dem glänzendsten Firniß bedeckt. Sie zeichnet sich durch die große Anzahl der Figuren und die Mannichfaltigkeit der Stellungen aus; die Figuren sind roth mit einigen weißen Strichen, wodurch sie auf dem schwarzen Grunde sich besser heben; griechische Inschriften erleichtern die Erklärung: es ist die letzte Nacht des trojanischen Kriegs.

## Dreisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ich bin des Menschen Wunsch und seine Lust,
Wer mich genießt, ist meiner nicht bewußt,
Vor mir entflieht des Lebens Schmerz und Pein,
Und nur die Hoffnung nenn' ich Schwesterlein.

Die beiden letzten Sylben.

Mich schuf die Mode und Nothwendigkeit;
Bald bin ich schmal, bald bin ich lang und breit;
Ich bin das Sinnbild einer neuen Zeit,
Das wohl manch' sehnend Herz erfreut.

Das Ganze.

Ich bin ein Mann und bin wohl auch ein Weib,
Ich tauge schlecht als Lust und Zeitvertreib,
Ich wüßte nichts, was mich so leicht erhitzt,
Ich bin das selbst, was auf dem Kopfe sitzt.

Auflösung der Charade in Nro. 63.
Hasenfuß.

## Generalversammlung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc.

Dienstag den 8. März, Abends 7 Uhr. — Außer den Berichten über die Institute kommt vor: Bilanz vom Jahr 1841 der Sparkasse, Vorlage des Budjets für das Jahr 1842, rc.

Dr. Wöhler, Präsident.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 8. März. Die verhängnißvolle Wette, Drama in 5 Abth. von Franz von Holbein.

Mittwoch, den 9. März. Zum Vortheil des Herrn Pischek (neu einstudirt): Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart.
Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 68. 9. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

### XIV.

In der Abtei von Chelles, sechs Lieues östlich von Paris, befand sich ein Saal, den man den Rathssaal nannte, und der nur durch ein Wunder gerettet wurde, als 1462 der Blitz in das Kloster schlug, das größtentheils die Flammen verzehrten. An den Fensterscheiben prangten kostbare Glasmalereien, und das Innere war mit den Bildnissen der Aebtissinnen geschmückt, von der Königin Bathilde, der Wittwe des Königs Clodvig II. an, bis zu Henriette von Bourbon, einer natürlichen Tochter Heinrich's IV.

An einem regnerischen Tage des Jahres 1667 waren in diesem heiligen Orte die Würdenträgerinnen des Klosters versammelt, unter dem Vorsitze der Aebtissin, der hohen und mächtigen Dame de la Porte de la Meilleraye, einer Schwester des seligen Marschalls, Herzogs de la Meilleraye, und Tante des Herrn Herzogs von Mazarin. Man berathschlagte über eine Novize, welche dem Kloster entsprungen war, im Augenblick, wo sie ihr Gelübde ablegen sollte. Man seufzte laut über einen solchen Skandal, und schon war von der Strafe die Rede, welche man der Flüchtigen auferlegen sollte, als die Pförtnerin des Klosters meldete, eine junge Dame sey an dem Gitterthore des Klosters abgestiegen, und wünsche auf der Stelle die Frau Aebtissin zu sprechen. Sie sehe höchst verstört aus, und scheine sich in einem wirklich bedauernswürdigen Zustande zu befinden, obgleich ihr Gesicht mit einer Larve bedeckt sey; ihren Namen wolle sie bloß der Frau Aebtissin entdecken.

Frau von Meilleraye tauschte mit den übrigen Klosterfrauen einen Blick des Einverständnisses aus, und in der Ueberzeugung, es sey die entflohene Novize, gab sie Befehl, sie in den Rathssaal zu führen. Einige Augenblicke nachher war die Unbekannte wirklich in den Saal eingetreten, zitternd, kaum sich aufrecht erhaltend, und in die Falten eines Mantels von dunkelfarbener Seide gehüllt. Als sie durch die engen Oeffnungen ihrer Maske dieses Consistorium von Nonnen erblickte, konnte sie sich des Schreckens nicht erwehren, und sah umher, ob sie nicht einen Ausgang entdecken würde; doch bald sich kräftigend in ihrem Entschlusse, durchschritt sie rasch den Raum, der sie von der Aebtissin trennte, und ohne ein Wort zu sprechen, kniete sie vor ihr nieder, eine ihrer Hände ergreifend, die sie küßte.

„Ihr thut wohl, Euch zu verhüllen," sprach die Aebtissin, ihre Hand zurückziehend, „denn Ihr seyd eine große Sünderin. Eine exemplarische Strafe soll alle die schrecken, welche versucht seyn könnten, Euch nachzuahmen. Ihr werdet vier Wochen im Kerker zubringen, bei Wasser und Brod, und dann soll über Euer Schicksal entschieden werden."

Hierauf sich gegen die übrigen Nonnen wendend: „Meine Töchter," fügte sie hinzu, „das Urtheil werde auf der Stelle vollzogen: es ist unwiderruflich."

Alsbald erhoben sich die Nonnen von ihren Sitzen; schon umringten sie die Unbekannte, schon wollten sie ihr mit den eisigen Händen Mantel und Maske abreißen; doch diese erhob sich plötzlich und schrie: „Zu Hülfe, Nanon! zu Hülfe! Komm Deine Gebieterin zu vertheidigen."

„Heilige Muttergottes, es ist die Novize nicht!" riefen einige Stimmen: „Wer seyd Ihr denn?"

„Gütiger Himmel!" rief die Aebtissin, welche gleichfalls aufgestanden, „es ist die Herzogin von Mazarin!"

Bei diesem doppelt berühmten Namen, hefteten die Nonnen auf die Neuangekommene einen Blick, worin sich jene naive Neugierde malte, womit, wie man erzählt, die Indianer einst die Spanier zur Zeit der Eroberung von Südamerika betrachteten. In ihr stellte sich ihnen gleichsam eine reizende und unerwartete Offenbarung, eine lebendige Personifizirung jener Welt von Festen, Vergnügungen, Luxus und verführerischen Genüssen aller Art dar, welche die Meisten nur von Hörensagen kannten, und die anderen längst unter den Kasteiungen des Klosters vergessen hatten. Es war vielleicht der Engel der Finsterniß, aber in der entzückendsten Gestalt und in vollem Glanze der Schönheit. Die Aebtissin gebot den Nonnen alsbald, sich zurückzuziehen, und Tante und Nichte blieben allein im Saal.

„Jetzt werdet Ihr mir erklären, Madame," sagte die Aebtissin, „was Euch ohne Eueren Mann zu mir führt. Bisher habt Ihr vor dem Anblick eines Klosters einen solchen Abscheu gezeigt, daß Ihr, seit Euerer Vermählung, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, mich nur ein einziges Mal in Gesellschaft Eueres Mannes besucht habt."

„Und das war sehr Unrecht von mir, liebe Tante," antwortete Hortense, „denn ich bitte Euch, mir zu erlauben, daß ich Euch diesen Namen gebe, so wie ich Euch gleichfalls ersuche, mir den Namen Nichte zu gewähren, den ich mich fortan bestreben werde, zu verdienen. Und deßwegen bitte ich Euch vor Allem um Verzeihung. Sodann müßt Ihr wissen, daß ich Euch nicht bloß einen Besuch mache, sondern, daß ich Euch um eine Zufluchtstätte bitte."

„Für Euch eine Zufluchtstätte?" erwiederte die schon weit milder gestimmte Aebtissin; „gegen wen denn?"

„Gegen die blinde und tyrannische Eifersucht Eueres Neffen, des Herzogs von Mazarin."

Sodann belehrte sie die Aebtissin über das Betragen des Herzogs gegen sie, das sie endlich zu diesem verzweifelten

Schritt gezwungen, um der Nothwendigkeit zu entgehen, ihn nach dem Elsaß zu begleiten.

„Ich will gerne glauben," versetzte Frau von la Meilleraye, tief aufseufzend, „daß mein Neffe zu weit gegangen ist; aber mir, der Schwester seines Vaters, geziemt es weniger als jeder Anderen Partei gegen ihn zu nehmen, und es ist mir nicht möglich, Euch hier aufzunehmen. Wenn ich Euch einen Rath zu geben habe, so eilet ungesäumt zu Euerem Gatten zurück, damit er Euch verzeihe."

„Lieber sterben," rief Hortense in entschlossenem Tone aus, dann mit sanfter Stimme, die einen Felsen hätte erweichen können, fuhr sie fort: „Also muß ich nun in der Welt umherirren, ohne Stütze, allen Gefahren der Verleumdung preisgegeben. O Tante! liebe Tante! ich hatte gehofft, daß Ihr Euch meiner erbarmen würdet! Wie sehr habe ich mich getäuscht, und wie unglücklich bin ich!"

Im Grunde war Frau von la Meilleraye eine herzensgute Person. Ueberdem besaß Hortense im höchsten Grade die Kunst zu gefallen und zu überreden. Die Conferenz hatte keine zwanzig Minuten gedauert, und schon hatte die Aebtissin ihr keinen anderen Einwurf entgegen zu stellen, als den Contrast, den sie zwischen dem reichen Palaste des Cardinals Mazarin und einem kalten, düsteren und feuchten Kloster finden würde. Da öffneten sich plötzlich die Thüren des Saals mit großem Lärm, und mehrere Nonnen, bleich vor Schrecken, eilten herein, und stellten sich neben die Aebtissin.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bemerkt, daß eine ruhige Festigkeit immer den meisten Eindruck auf ihn mache, und die Gemüthsstimmung, in der ich mich damals befand, diente wunderbar zur Nährung dieses Gefühls. Indessen sah ich doch, wie er, als ich aufgehört hatte zu sprechen, die Hand an den Dolch legte; dann aber besann er sich plötzlich eines Andern, riß mir den Brief, den er so eben dictirt, aus der Hand, faltete ihn selbst, und befahl mir in drohendem Tone, ihn an den Prinzen zu adressiren. Hierauf rief er einen der gefangenen Arbeiter herbei und schickte ihn auf der Stelle damit nach Tusculum. Dieser, der bisher in Todesängsten geschwebt hatte, war hoch erfreut über diesen Auftrag und versprach, schnell wiederzukommen. Es war derselbe, den er unterwegs über mich ausgeforscht hatte, und in welchen er das meiste Vertrauen zu setzen schien.

„Nun kannst Du schlafen, wenn Du willst," sagte der Räuberhauptmann zu mir. Und trotz der kühlen Nacht und der Feuchtigkeit des Bodens ließ ich mich dazu nicht lange bitten, so hatten mich Ermüdung und körperliche Schmerzen erschöpft. Die ganze Bande breitete nun ihre Mäntel auf's feuchte Gras und legte sich dämonenartig grinsend um mich. Nur Einer erhielt den Befehl, sich in einiger Entfernung zu postiren, um für die Sicherheit seiner Cameraden zu wachen. Diese Schildwache ward alle zwei Stunden abgelöst, und mein vom durchdringenden Froste eines feinen Regens häufig unterbrochener Schlummer hinderte mich nicht, ihre Bewegungen zu beobachten. Die Nothwendigkeit macht erfinderisch, und so kam ich auf die Idee einer neuen Art, mich zu bedecken. Ich rief einen meiner Unglücksgenossen herbei, und ließ ihn neben mich legen; es war ein großer, fetter, robuster Mann, und wenn ich nun fühlte, daß eines meiner Glieder kalt ward, nahm ich bald einen Arm, bald ein Bein meines Nachbars, und legte es auf den Theil meines Körpers, der vom Froste am meisten litt. Auf diese Weise konnte ich mich doch einiger Momente Ruhe erfreuen. Bei den ersten Strahlen der Sonne aber ertönte Décésaris Stimme wieder in meinem Ohre.

„Steh auf, jetzt geht es in's Gebirge." Ich erhob mich sogleich und machte mich fertig, ihm zu folgen. Indessen erschien er mir bei aufmerksamer Betrachtung etwas milder, als den Tag zuvor, und er war sogar so aufmerksam, mich zu unterstützen, während wir den steilen Berg hinanstiegen, aus dessen Schooße ein reißender Strom sich durch die Felsen stürzte. Endlich gelangten wir nach ungeheuerer Anstrengung auf den Gipfel des Berges. Wunderbar ist die Macht einer erhabenen Natur! Beim Anblicke der aufgehenden Sonne mitten im Gebirge der Abruzzen, mit ihren tiefen Schluchten und steilen Abhängen, beim Anblicke dieser pittoreskesten Gebirgslinien, vergaß ich meine Lage, meine Wunden und Befürchtungen.

Die Räuber erstaunten über meine Bewunderung eines Gegenstandes, der in ihren Augen so gewöhnlich war; ich aber zog, ohne an sie oder meine Gefahren zu denken, da sie gerade an einer Stelle Halt gemacht hatten, deren Höhe die ganze Umgegend beherrschte, mein Skizzenbuch, das mich nie verließ, aus der Tasche, und entwarf einen Umriß der schönen Landschaft, die sich vor meinen Blicken aufrollte.

Plötzlich durch Vogelgeschrei und Thiergeblöke zerstreut, blickte ich um mich, und sah meine beiden, unter der Last ihres Unglücks fast erliegenden Unglücksgefährten allein. Da unterdessen das Geschrei vom Gipfel der Bäume fortdauerte, wende ich den Kopf und sehe meine zehn Räuber in hohen Eichenbäumen sitzen; sie waren es, welche diese Thiersprache redeten, in die Tiefe der umliegenden Thäler späheten und sich Zeichen machten, die ich nicht verstand. Bald darauf kamen sie wieder von ihren luftigen Sitzen herunter. Décésaris postirte hierauf Einen an jede der drei Seiten des unbedeckten Berges, und ließ nur Einen bei mir zurück, um mich zu bewachen. Er selbst begab sich, nachdem er noch einen Vorposten ausgestellt an den Saum des Waldes, in dem wir die Nacht zugebracht hatten.

Der beste Capitän konnte nicht besser für die Sicherheit seiner Leute sorgen. Ich hatte noch immer mein Skizzenbuch in der Hand. Décésaris verlangte es zu sehen, und durchblätterte es Seite für Seite, von Zeit zu Zeit zum Zeichen des Beifalls mit dem Kopfe nickend. „Ich zweifle nun nicht mehr, daß Du ein Maler bist," sagte er endlich. Diese Worte wurden mit einer Art von Wohlwollen ausgesprochen, das ich zu benutzen suchen mußte. Eine freimüthige Miene annehmend, sagte ich daher, daß ich als Künstler vortheilhaft von seiner Physiognomie dächte, daß ich einen gewissen Adel in seinen Zügen und Blicken bemerkte, einen Ausdruck, der verkündigte, daß er nicht für das teuflische Metier geboren sey, welches er betreibe; daß seine Frau und Kinder einen Vater forderten, und daß er endlich daran denken müsse, sich mit sich selbst zu versöhnen, indem er die Gnade jener Madonna anflehe, deren Bild an seiner Brust hänge. Nicht vergebens wendet man sich an den Aberglauben der Italiener; denn selbst Décésaris schien bewegt zu seyn: „Ja, rief ich mit Wärme, um diesen Preis kann ich Dir noch eine glückliche und ehrenvolle Laufbahn öffnen."

Da ergriff er meine Hand und sie lebhaft drückend sagte er: „Du hast mich recht beurtheilt." Und der Ton seiner Stimme verrieth Gewissensbisse. Nach und nach der Art von trunkener Eigenliebe nachgebend, mit der ich ihn geschickt zu umhüllen gewußt hatte, und gewissermaßen gezwungen, seine Gedanken auf die religiösen Ideen zu richten,

mit denen die Kindheit der Italiener immer genährt wird, rief er endlich aus: „Ich muß Dir meine Geschichte erzählen."

Ich hatte ihm geschmeichelt, als Freund gerathen; sein zerrüttetes Gemüth mußte sich ausschütten, und sein Vertrauen zu mir hatte sich allmälig begründet. So hatte ich mehr erlangt, als ich hoffte, und ich begann, freier zu athmen. — Indessen ward er immer düsterer, und seine Blicke nach den Bergen richtend, von denen aus man in's Königreich Neapel blickt, unterdrückte er einen Seufzer, der ihn zu ersticken schien; wir setzten uns, und er erzählte, wie folgt.

Ein Theil von Décésaris Lebensgeschichte.

„Mein Vater, so begann er, war ein wohlhabender Landmann aus dem Dorfe Prossédi, unweit der neapolitanischen Grenze. Der Herr des Dorfes war Fürst Gabrieli. Wir lebten friedlich und in glücklicher Unabhängigkeit vom Ertrage unserer Felder, als ein neuer Anführer der Sbirren nach Prossédi kam, um hier die Leitung der Ortspolizei zu übernehmen. Ich war damals 22 Jahre alt. Ein innerliches Gerechtigkeitsgefühl und der Wunsch für das Glück meiner Landsleute flößten mir gegen diesen Sbirrenanführer einen Haß ein, den ich nicht zu verhehlen vermochte. Zorn und Rachegefühle entflammten mein Gemüth, und mein eisenfester Character, vereint mit einer glühenden Seele, reißten in mir den Entschluß, das Land von diesem Feinde zu befreien. Mit dem festen Vorsatze, diesen Plan auszuführen, stand ich eines Morgens auf und unter meinen Kleidern den Dolch verbergend, den Du hier siehst, lauerte ich dem Sbirrenhauptmanne in der Nähe des Dorfes auf, in welchem er seine Schleichgänge zu machen pflegte. Kaum ward ich seiner ansichtig, so stürzte ich wie ein Tiger auf ihn, und von mehreren Dolchstößen durchbohrt, lag er zu meinen Füßen."

Ein satanisches Lachen folgte diesen Worten: doch gleich darauf fuhr Décésaris fort: „Ich schaute umher, und floh, da ich Niemand erblickte, eiligst meinem Dorfe zu. Dort angelangt, begegneten mir zwei Sbirren, und fragten mich, ob ich ihren Hauptmann nirgends gesehen. — Nein, antwortete ich mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Forschend richteten sie zwar ihre Blicke auf mich, setzten aber ihren Weg fort, und brachten einige Stunden später die Leiche ihres Hauptmanns nach Prossédi. Ich war bereits der Gegenstand ihres Verdachtes. In der Nacht brachen die Schändlichen in mein Haus ein, und rissen mich aus den Armen meiner Frau. Armes Weib! Sie bat, weinte, umklammerte mich; sie wollte mir folgen; Alles vergebens. Mit roher Gewalt stießen sie dieselbe zurück, daß sie ohnmächtig auf dem Straßenpflaster liegen blieb. In diesem Augenblicke hätte ich mein Leben um einen Dolch gegeben. Allein ich mußte gehorchen, mein Weib, meine Kinder und meinen alten Vater in Verzweiflung verlassen!

„Mit Ketten belastet schleppten sie mich in einen feuchten Kerker, wo ich kaum Stroh zum Lager fand. Das wenige durch ein Luftloch in meinen Kerker dringende Licht zeigte mir einige Stücke schwarzes Brod und einen Krug Wasser. Fluch und Tod den Sbirren und den römischen Fürsten! Die Guillotine harrt meiner, ich weiß es; sie sinnen auf meine Bestrafung; aber Rache bis zum Tode, gleichviel welche! In diesem feuchten Kerkerloche, wo ich Kälte, Hunger und alle Schmerzen erduldete und fast keinen Augenblick Schlummer finden konnte, verstrichen mehrere Wochen. Fürst Gabrieli ließ meinen Proceß instruiren, man schaffte einen Zeugen herbei, der mich neben der blutigen Leiche des Sbirrenhäuptlings gesehen haben wollte; dieß reichte hin, um die Richter zu überzeugen. Mein Urtel ward gefällt, und ich zu 30 Jahren Galeerenstrafe verdammt."

Bei dieser Stelle seines Berichtes brüllte Décésaris mit flammendem Auge vor Wuth; er fluchte dem Tribunal und dem Fürsten Gabrieli, der ihn seiner Ansicht nach so streng hatte richten lassen, während andere römische Fürsten zu derselben Zeit noch weit schuldigeren Mördern, als er, Asyl und Schutz hätten angedeihen lassen. Uebrigens erschien ihm auch seine That so schön, daß er sich bescheiden mit Brutus verglich, der Cäsar ermordete, um sein Vaterland zu retten, er fuhr fort:

„Mit neunzehn gleich mir zu den Galeeren Verurtheilten, mit Ketten an den Füßen, ward ich in's Bagno von Civita-Vecchia gebracht. Gräßlich war mir die Gleichgültigkeit meiner Unglücksgenossen, von denen Mehrere diese Reise zum zweiten Male machten: sie machten ihre niederträchtigen Bemerkungen, lachten, schworen und verhöhnten, was sie meine Unschuldsmienen nannten; aber Geduld, sagten sie, wollen ihn schon bilden. Ich war wüthend, mit solchem Gesindel vermengt zu seyn. (Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Gorinchem.) Das Amsterdamer Handelsblad berichtet über ein am 25. Februar hier stattgefundenes Conzert, in welchem sich Herr Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M. durch sein vortreffliches Pianofortespiel höchst ehrenvoll auszeichnete. Besonderes Interesse erregte, nach brieflichen Mittheilungen, ein von ihm componirtes Notturno, in welchem sich eine jugendlich kräftige Phantasie, Geschmack und die moderne Technik kund gab, welche die gegenwärtigen Kunstansprüche bedingen. Wir können mit Fug und Recht behaupten, daß Herr Baldenecker zu den Matadoren des Piano gezählt werden darf.

*** (Ein Souper bei dem Cardinal von Richelieu.) Dumont, ein kleiner Fabrikant in Paris, erhielt eines Tages ein Schreiben aus Ruelle, wo der Cardinal ein Landhaus besaß; in diesem Schreiben wurde er für den nächsten Tag zum Souper bei Sr. Eminenz eingeladen. Dumont traute seinen Augen nicht, las den Brief wohl viermal, besah die Aufschrift und mußte sich endlich überzeugen, daß kein Irrthum vorwalte Er rief seine Frau und seine Töchter, um ihnen sein großes ungehofftes Glück mitzutheilen. Sie erzählten es weiter allen Verwandten und Bekannten und alle kamen, um der kleinen Familie wegen des großen Glückes zu gratuliren. Dumont selbst schlief, wie man sich wohl denken kann, die Nacht wenig; einen großen Theil des nächsten Tages widmete er den Vorbereitungen zu seiner Reise und um vier Uhr Nachmittags bestieg er sein Maulthier, um sich nach Ruelle zu begeben. Kaum hatte er die Stadt verlassen, so thürmten sich Gewitterwolken auf. Der Fabrikant hatte keinen Mantel bei sich und trieb sein Maulthier zur Eile an; aber das Gewitter war schneller und bald fiel der Regen in Strömen herab. Der arme Eingeladene mußte, durchnäßt, in dem ersten besten Wirthshause einkehren. Bald nach ihm kam in demselben ein zweiter ebenfalls ganz durchnäßter Reisender an; sie setzten sich beide an den Kamin, in welchem man ein großes Feuer angezündet hatte, damit sie ihre Kleider wieder trocknen könnten, und begannen endlich ein Gespräch, in welchem Dumont bald erzählte, daß er bei dem Cardinal Richelieu zum Souper erwartet werde. „Sind Sie schon früher mit dem Cardinal bekannt gewesen?" fragte der zweite Reisende. — „Nein; ich gestehe sogar, daß ich nicht weiß, was mir die Ehre dieser Einladung verschafft hat." — „Der Cardinal ist sehr eifersüchtig auf seine Gewalt; er liebt es nicht, daß man ein Urtheil über seine Handlungen ausspreche; es genügt bei ihm oft ein Wort, den Argwohn in ihm zu erwecken. Denken Sie nach, haben Sie dem Cardinal Ursache zu einer Klage über Sie gegeben?" — „Ich glaube nicht; ich beschäftige mich blos mit meinem Gewerbe und kümmere mich nicht um die Politik; doch glaube ich

vor einigen Personen den Tod des Herzogs von Montmorency getadelt zu haben, in dessen Hause mein Vater gewesen war." — Sie scheinen ein ehrlicher Mann zu seyn; ich nehme Theil an Ihnen; wenn ich Ihnen rathen darf, gehen Sie nicht nach Ruelle. Sie glauben, zum Souper dort erwartet zu werden; Sie täuschen sich; man erwartet Sie dort allerdings, aber um Sie — hängen zu lassen." — „Das ist ja nicht möglich." — „Ich wiederhole es." — „Sagen Sie mir um Gottes Willen, woher können Sie das wissen? Und wodurch habe ich ein solches Schicksal verdient?" — „Das weiß ich nicht, aber daß Sie dazu bestimmt sind, ist gewiß, denn ich selbst soll Sie hängen." — Der Fabrikant prallte entsetzt drei Schritte zurück. „Wer sind Sie?" — „Der Henker von Paris und von Se. Eminenz berufen, Sie in die andere Welt zu spedieren. Das Gewitter trieb mich, wie Sie, in das Wirthshaus. Ihr offenes ehrliches Gesicht gefiel mir; der Cardinal giebt mir von Zeit zu Zeit ähnliche Aufträge, die mir nicht behagen. Ich habe mir deshalb vorgenommen, mein Amt niederzulegen; benutzen Sie den Rath, den ich Ihnen gebe, und kehren Sie, trotz dem Regengusse, so schnell als möglich nach Paris zurück. Bedenken Sie aber auch, daß ich Ihnen einen großen Dienst erweise und daß die geringste Indiscretion von Ihrer Seite mich ins Unglück stürzen würde." — Der Fabrikant bestieg sofort sein Maulthier wieder, ohne auf den herabstürzenden Regen zu achten, und kam nach Paris zurück. Statt sich aber in seine Wohnung zu begeben, bat er um Zuflucht bei einem Freunde, dem er sein Abenteuer erzählte. Es gelang, ihm durch Geld einen falschen Paß zu verschaffen; verkleidet reisete er in einer Nacht nach Calais ab und dort schiffte er sich nach England ein, wo er bis zum Tode des Cardinals blieb, der zwei Jahre darauf erfolgte. (Erzählt von Baour-Lormian, Mitgl. der franz. Academie.)

*„* (Die Alençoner Spitzen.) Unter der Regierung Ludwig's XIV. lebte im südlichen Frankreich ein reicher Herr, der sich eines Tages entschloß, sich zu vermählen. Seine Braut, eine junge Bretagnerin, war schön und gut. Ludwig XIV. unterzeichnete den Heirathscontract und einen Monat lang war am Hofe fast von nichts die Rede, als von den prächtigen Brautgeschenken, welche die Herzogin von L. erhalten hatte, besonders von einem Stück Spitzen, das der Herzog mit hunderttausend Thalern in Venedig bezahlt hatte. Dies verdroß Colbert, der sofort eine Denkschrift an den König entwarf und demselben empfahl, die Spitzenklöppelei in Frankreich einzuführen. Der König ließ den Herzog selbst zu sich bescheiden, um ihn über die Spitzenangelegenheit zu befragen, und erfuhr denn, daß derselbe die Spitzen für seine Braut mit 400,000 Livres bezahlt habe. Dies entschied; der König genehmigte den Antrag Colbert's. Es wurden dreißig Spitzenarbeiterinnen aus Venedig verschrieben und denselben zweihundert flamändische Mädchen zum Unterricht übergeben. Die Mädchen wurden in einem Kloster in der Normandie untergebracht und Colbert konnte dem Könige bald Proben von der Kunstfertigkeit derselben vorlegen, Alençoner Spitzen. Diese Spitzen wurden am Hofe und in der Stadt bald allgemein Mode; sie verdrängten die venetianischen und sie stehen bekanntlich noch heute in großer Gunst bei den Damen. (Allg. Modez.)

*„* (Gotha.) Wir sahen vor einigen Tagen Göthe's Faust auf unserer Bühne, eine Aufführung, die wir unserm beliebten Schauspieler Herrn Hinze verdanken, der sie zu seinem Benefiz wählte; er hatte die Rolle des Mephisto übernommen und führte sie zur Zufriedenheit des Publikums aus. Herr Kawaczinski, als Faust, stand ihm würdig zur Seite. Die lieblichste Erscheinung an diesem Abend war aber unstreitig das anspruchlose Gretchen, welche durch Dlle. Mügge, dem Liebling unseres Publikums, in den ersten Akten mit so vieler Anmuth und Natürlichkeit, im letzten so ergreifend dargestellt wurde, daß ein Jeder, davon hingerissen, den lebhaftesten Beifall spendete; die liebenswürdige Künstlerin ward am Schlusse verdientermaßen herausgerufen. — Eben so befriedigend war ihr Spiel in Werner, als Julie, und in der klugen Königin, als Katharina; ihre ausgezeichneten Leistungen gewannen ihr die vollkommene Gunst und allgemeine Anerkennung des Publikums. — Wir sind jetzt in Erwartung einiger neuen Stücke, wozu wir bei unseren Mitteln, und bei der von wahrer Liebe zur Kunst durchdrungenen Intendanz, die besten Hoffnungen haben.

## Viersylbige Charade.

Die beiden ersten Sylben.

Du wirst die edelsten von unserem Geschlechte
An Großmuth und an Grausamkeit erkennen, —
Nicht Unterwerfung dulden wir, wir sind nie Knechte,
Und Jeder wird uns stets mit Achtung nennen.
Verächtlich sind wir stammverwandte Wesen,
Die nur gemeine Gier zu List und Diebstahl treibt,
Der Treue ewig fremd, sind wir zum Schutz erlesen,
Daß kein verhaßter Gast in unsern Mauern bleibt.
Bald haben wir den Königstitel angesprochen,
Bald auch vor bösen Jungen uns verkrochen.

Die beiden letzten Sylben.

Wir dürfen in kein fröhlich Antlitz schauen,
Unheilverkündend ist stets unser Blick;
Der bessern Zukunft müssen wir vertrauen,
Sonst wär' Verzweiflung unser hart Geschick; —
Der Schmerzensruf erschallet in den Lüften,
Wir dringen tödtend in der Feinde Wohnung ein,
Des Hauses goldnen Frieden können wir vergiften,
Und Thränen müssen uns Erleicht'rung seyn.
Wir fallen unbewacht und blitzesschnell den Menschen an,
Den weder Stand und Rang, noch Reichthum schützen kann.

Das Ganze.

Ich bin ein Leiden von ganz sonderbarer Art,
Ich habe mit Entbehrung nichts zu schaffen,
Ich stell' mich öfter ein, wenn ihr zu fröhlich wart,
Und laß mein trübes Antlitz dann begaffen.
Auf hohen Schulen hab' ich's gern zu thun,
Da ich den Kopf zum Wohnsitz mir erkoren,
Und laßt ihr nur den Magen wieder ruh'n,
Bin ich und mein Geleite bald verloren.
Mein Stamm kömmt eigentlich aus dem Schlaraffenland,
Den lebensfrohen Römern war ich schon bekannt.

Auflösung der Charade in Nro. 64.

Kundschaft.

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 9. März. Zum Vortheil des Herrn Pischek (neu einstudirt): Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart.
Abonnement suspendu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 69. 10. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Was gibt es? was hat sich ereignet?“ rief Frau von la Meilleraye.

„Möge sich die heilige Muttergottes unser erbarmen!“ erwiederten die Nonnen, „unsere heilige Wohnung ist mit Soldaten umringt, welche die Thüren einzustoßen drohen, wenn man ihnen nicht sogleich die Person ausliefere, die sich hinein geflüchtet.“

Bei diesen Worten warf sich Hortense der Aebtissin in die Arme, indem sie ausrief: „Rettet mich! rettet mich! Aus Gnade und Barmherzigkeit, rettet mich! Ich bin bereit, den Schleier zu nehmen, wenn es seyn muß, lieber als ferner mit Herrn von Mazarin zu leben.“

Zu gleicher Zeit trat die Pförtnerin herein und meldete, der Herr Herzog sey selbst am Gitter, an der Spitze eines starken Trupps Reiter, und er habe eine Erlaubniß, ganz von der Hand des gnädigen Herrn Erzbischofs von Paris vorgezeigt, welche ihn ermächtigte, in die Abtei zu dringen, um die Frau Herzogin zu holen, und sich sogar mit Gewalt ihrer zu bemächtigen, im Falle es Noth thue.

„Was soll ich thun? mein Gott, was soll ich thun?“ stammelte Frau von la Meilleraye, die zwar Mitleid mit der unglücklichen Hortense hatte, aber zugleich die Unmöglichkeit einsah, ihr zu helfen.

Es gibt im Leben gewisse feierliche Umstände, wo der Charakter sich gewissermaßen augenblicklich umgestaltet. Als sie die Nonnen um sich her sah, zitternd und bestürzt, ermannte sich plötzlich Hortense, und zum erstenmale in ihrem Leben kaltes Blut und Entschlossenheit zeigend: „Ich bin Schuld an Allem, was vorgeht,“ rief sie, „ich will es wieder gut machen. Tante, gebt Befehl, alle Thüren der Abtei zu schließen, und mir die Schlüssel einzuhändigen; sodann ersuche man den Herzog von Mazarin, sich ins Sprachzimmer zu begeben, und ich stehe für Alles.“

Der Macht gehorchend, welche ein energischer Wille stets in kritischen Umständen ausübt, gab Frau de la Meilleraye den gewünschten Befehl. Hortense, ihrer Tante für diesen Beweis von Zutrauen dankend, verfügte sich an das Gitter des Sprachzimmers, wo sich der Herzog bereits befand. Er stand da, gestiefelt und gespornt, in Uniform, als gelte es, eine feindliche Festung mit Sturm zu nehmen; er war indeß darauf gefaßt, daß er mit seiner Tante werde zu unterhandeln haben, die Hortense nicht ermangeln würde, in ihr Interesse zu ziehen. Wie sehr war er überrascht, als, nachdem der Vorhang weggezogen worden, er sich der Herzogin gegenüber sah! Alles Blut drängte sich ihm nach dem Herzen zurück, und er wäre schier rücklings zu Boden gefallen. Hortense nahm alsobald das Wort.

„Herr Herzog,“ sprach sie, „ich habe Euch selbst hier empfangen wollen, um mich für's Erste bei Euch zu entschuldigen, Euch verlassen zu haben, ohne daß ich Euch vorläufig davon benachrichtigt. Ich hatte von Eurer Seite einen Widerstand zu finden gefürchtet, den zu besiegen nicht in meinen Kräften stand, und somit habe ich zur List meine Zuflucht nehmen müssen. Auch will ich von heute an mit aller Offenheit handeln; deßwegen bin ich gekommen, Euch anzuzeigen, daß ich den festen Entschluß gefaßt, vor den Gerichten, durch alle Mittel, welche die Gesetze des Königreichs mir gewähren, eine Scheidung nachzusuchen, welche unerläßlich geworden ist. Ich fühle, daß in einer, wie Ihr wißt, gegen meinen Willen geschlossenen Verbindung kein Glück möglich ist, so wenig für Euch, als für mich.“

Als der Herzog dieses hörte, blieb er eine Zeitlang wie vom Blitze getroffen. Endlich siegte der Zorn in seinem Herzen selbst über die Verzweiflung:

„Ihr seyd nicht die Aebtissin,“ rief er aus, „ich will mit der Aebtissin reden, der Befehl des Erzbischofs von Paris lautet, die Aebtissin von Chelles habe mir die Herzogin von Mazarin auszuliefern, meine Frau, die aus meiner Wohnung entflohen, mit Hintansetzung aller ihrer Pflichten, und die ich zu holen komme, um sie in mein Gouvernement von Elsaß zu führen, und zwar auf der Stelle. Also schickt Euch an, mir zu folgen, und laßt die Aebtissin kommen.“

„Hier ist für Euch,“ erwiederte Hortense, „keine andere Aebtissin als ich, und zum Beweise, hier sind die Schlüssel, die man mir ausgeliefert; nur durch meine Vermittlung könnt Ihr eingelassen werden.“

„Wenn Ihr die Schlüssel habt, so beeilt Euch, mir die Thore aufschließen zu lassen, wo nicht, so gebe ich meinen Garden Befehl, sie einzustoßen.“

„Ihr werdet es nicht wagen; es wäre eine Entweihung, die Gott schwer an Euch ahnden würde.“

Bei diesen letzten Worten fuhr der Herzog unwillkührlich zurück, als habe er in den Augen seiner Frau das Schwert des Schutzengels der Abtei flammen sehen. „Indeß,“ fügte er mit einem fast grimmigen Tone hinzu, „Madame, der Weg nach Elsaß führt hier vorüber. Ich lasse meine Truppen hier lagern. Die Nacht bringt Rath. Ueberleget wohl, was Ihr thun wollt. Wenn Ihr morgen bei Tagesanbruch nicht entschlossen seyd, mir gutwillig zu folgen, so mache ich meine Rechte geltend, und hernach mag Gott zwischen uns richten.“

Nachdem er so gesprochen, verließ er ungestüm das Sprachzimmer.

So viel Entschlossenheit die Herzogin auch gezeigt hatte,

so begreift man leicht, mit welchen Besorgnissen diese Drohung des Herzogs sie erfüllte. Sie ließ Nanon, ihr Kammermädchen, rufen, die sie auf ihrer Flucht begleitet hatte, und fragte sie um Rath. Dem Mädchen lag zum mindesten eben so viel daran, als ihrer Gebieterin, dem Herzog zu entgehen; sie sprach ihr Trost ein, indem sie bemerkte, daß der gottesfürchtige Herzog, es nie wagen würde, seine Drohung in's Werk zu setzen.

Da unterdessen die Nacht angebrochen war, wurde ein Zimmer für Hortense eingerichtet, in dem Flügel des Klosters, wo sich die Fremdenwohnungen befanden. Die Herzogin ließ neben ihrem Lager ein Bett für ihre Zofe aufstellen. Beiden hätte die Ruhe sehr Noth gethan, aber alle Augenblicke wachte die Herzogin auf und sagte zu ihrem Kammermädchen: „Nanon, hast Du kein Geräusch im Kloster gehört?"

Und nachdem sie eine Zeitlang gelauscht, schliefen Beide ein, um höchstens eine Viertelstunde nachher dasselbe Gespräch wieder zu beginnen. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Besuch auf Corsika.

Mit schwerem Herzen lenkte ich meine Schritte nach dem Hafen Palermo's. Ich hatte Briefe aus der Heimath bekommen, die mich früher, als ich beabsichtigt, zur Rückkehr nöthigten. Der Gedanke der Trennung von diesem himmlischen Erdstriche betrübte mich so sehr, daß ich gar keinen klaren Entschluß fassen konnte, auf welche Art ich die Rückreise bewerkstelligen sollte, und als ob ich aus dem Gemurmel der klaren Meereswellen, die Stimme irgend eines günstigen Orakels vernehmen könnte, beugte ich mich über den Rand der Mauer, die die Küste schützend von dem Meere trennet; die Stimme meines Herzens hieß mich noch einmal zurückkehren nach Neapel's reizenden Gestaden, aber die Vernunft ermahnte mich einen Weg zu wählen, wo ich Neues konnte kennen lernen; ich kämpfte hart mit mir selbst. Ich sah hinaus in die weite See, zog endlich meine Reisekarte aus der Tasche, legte meinen Finger auf den Namen der Stadt, die mit ihren schönen Villen, ihren Orangenhainen, ihren Lorbeerwäldchen mich umgab, und suchte den Weg hier mir herauszufinden. Rechts von mir, oder vielmehr meines Fingers, die grandiosen Ufer Calabriens und Neapel's fruchtbare Gefilde, links das mir unbekannte Sardinien und die Wiege des Helden unsers Jahrhunderts: Corsika. Dort das schon Gesehene, das unauslöschlich meiner Erinnerung Eingeprägte; hier neue Länder und erhabene Eindrücke anderer Art. Ich faßte meinen Entschluß, und um jeder Aenderung darin vorzubeugen, miethete ich mir sogleich einen Platz auf einem sardinischen Handelsschiffe, das im Hafen vor Anker lag und den folgenden Tag zur Abfahrt bestimmt hatte.

Noch einmal durchstrich ich die Straßen Palermo's, deren Lebhaftigkeit selbst den Bewohner London's oder Paris erstaunen könnte, da oft das Gewimmel so groß, der Lärm so betäubend ist, daß man seine eigenen Worte nicht hören kann. Viel mag zu diesem Gewirre, die im Süden heimische Sitte beitragen, daß die Handwerker ihr Gewerbe meist vor ihren Häusern treiben, wodurch natürlich Wagen und Menschen gezwungen sind, im Mittelpunkt der Straßen sich zusammenzudrängen. Ueberhaupt trägt die ganze Stadt in Bauart und Sitten, noch die Spuren des orientalischen Einflusses, der einst hier geherrscht, und den selbst sieben volle Jahrhunderte nicht ganz zu verwischen vermochten. Von Strecke zu Strecke sind Limonen- und Früchte-Händler; da und dort Cantastorie, eine Art arabischer Mährchen-Erzähler, von welchen sie gewiß ihren Absprung herleiten könnten; bei jedem Schritt sieht man schöne Springbrunnen, welche mit ihren krystallhellen Strahlen die heiße Luft kühlen; mitten zwischen häuserreichen Nonnenklöster, deren Balkon an die Harems erinnern; ja selbst bis auf die afrikanische Physiognomie der Bewohner, verleiht Alles dieser Stadt ein ganz orientalisches Ansehen.

Meine Schritte führten mich hinaus, in die reiche, üppige Natur, die überall Palermo umgibt, und ihr mit Recht den Namen der Glückseligen, „Palermo felice," verschafft hat. Der Abend war so schön, daß ich beschloß einen Theil des Monte Pellegrino zu ersteigen, um einen Blick noch in dies schöne Land zu thun, und vielleicht zum letzten Mal an diesem Orte der Sonne Untergang in dem unermeßlichen Ocean zu bewundern. Ich ließ mich auf einer der Ruhebänke nieder, die zur Bequemlichkeit der frommen Wanderer, welche nach der Capelle der heiligen Rosalie pilgern, recht häufig hier angebracht sind, und hatte gerade den Halbkreis, in dem Palermo von einer Bergkette eingeschlossen liegt, vor mir. Sanft senkt sich das Thal nach dem Meeresufer hinab und birgt wie in einem Korb voll Blüthen und Früchten, das glückliche Palermo in seinem Schoße. Recht sinnig stellten die Alten die Schutzgöttin von Panormus in einer Muschel, von Aehren, Weintrauben und Füllhörnern umgeben, dar, um die vortheilhafte Lage der Stadt darzustellen.

O, welch ein herrliches Land ist dieses Sicilien! Alles ist hier vereint; Neapel's üppige Fluren, des Orients wollüstige Sitten, des Alterthums heilige Ueberreste, der Mitwelt schöne Monumente, und vor allem der ernsten, schaffenden Natur hohe Schönheiten.

Wer hat je auf deinem Aetna gestanden, Sicilien! und hat nicht die Allmacht des Schöpfers so tief empfunden, daß er auf die Knie gesunken wäre, um Ihn anzubeten und als besserer Mensch aufzustehen? Wer hat hier nach Deinem reinen, blauen Himmel geblickt, o Vater, ohne die Güte zu fühlen, die Du Deinen Geschöpfen zu Theil werden lässest? Wer hat das Auge nach dem unermeßlichen Ocean gerichtet, dessen Wogen deine Ufer, schönes Sicilien! umspülen, und nicht Deine Weisheit bewundert, o Herr!

Klopstock hätte mögen bei dem Rheinfall von Schaffhausen Hütten bauen, und wünschte alle seine Lieben um sich; aber auf des Aetna's Gipfel schließt man die ganze Welt entzückt an sein Herz und betrachtet jeden Menschen als Bruder und Schwester. Doch wahr ist's, größer ist die Liebe zur Heimath, und inniger und sehnsüchtiger das Andenken an die Geliebten dort, in solchen erhabenen Augenblicken, und auch jetzt, wo alle diese reinen Genüsse an meiner Erinnerung vorüberzogen, fühlte ich recht tief den Werth des Vaterlandes, dessen Boden ich nun bald wieder betreten sollte. Die Sterne traten schon hervor, unter mir flimmerten Palermo's Fenster von dem Wiederschein der Lichter und auf den Wellen der See tanzten Sterne und Lichter zugleich. Ich ging langsam zurück; die belebten Straßen durchstreichend, blickte ich noch einmal nach den zahllosen Säulen, Thürmen nnd Basreliefs, die die prachtvolle Cathedrale schmücken, besuchte noch einmal den Palast Butera, vor dessen Fronte Orangen und Myrthen die süßesten Düfte in die Abendluft aushauchten, und begab mich dann zur Ruhe, um die in früher Morgenstunde bestimmte Abfahrt nicht zu versäumen.

Die Betglocken weckten mich aus meinem Schlafe; es war ein Sonntag. Gewiß der schönste Tag zum Reisen. Im Hafen selbst herrschte eine fromme Ruhe, und unser Schiff stach so feierlich in die See, als ob es die Feier des Tages mitfühlte. Ich hätte mir keinen schönern Abschied von dem bewunderten Lande wünschen können, als so unter dem Geläute der Glocken, die von Palermo's Kirchen, der Martorana, der Santa Maria alla latena, der Cathedrale und von

den frommen Brüdern zu Monreale uns nachhallten, bei dem reinsten Himmel und günstigem Winde auf den klaren Fluthen des tyrrhenischen Meeres dahin zu segeln.

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Seit sechs Monaten war ich mit einer Frau verheirathet, die ich liebte und schwanger zurückließ; der Gedanke an ihre Lage war meine größte Qual. Endlich schwebte mir auch die Verzweiflung und Schmach meiner Familie immer vor Augen.

„Lange Zeit war ich vergebens bemüht, meine Ketten zu brechen. Endlich fand ich ein Stück Eisen, daß ich sorgfältig verbarg, und mit Hülfe einiger Nägel, die ich überall entwendete, wo ich deren habhaft werden konnte, versuchte ich, eine Art von Feile zu machen. Nur während der Nacht war es mir möglich, diese Arbeit zu betreiben. Als sie vollendet war, war noch geraume Zeit erforderlich, ehe es mir gelang, einen der Ringe meiner Kette zu lösen; denn ich war angelegt, wie ein wildes Thier, das unaufhörlich an den Stäben seines Käfigs rüttelt und nagt.

„Gott! als endlich der Ring fiel, und mir die Befreiung gelang, wie glücklich war ich! Mit Blitzeseile ergriff ich die Flucht und in kurzer Zeit durcheilte ich das Land, welches Civita-Vecchia von den Bergen trennt, von denen Prossédi umgeben ist. Mehrere Wochen irrte ich auf's blinde Ungefähr umher, bis es mir endlich gelang, meiner Frau den Ort wissen zu lassen, wo ich Zuflucht gefunden hatte. Hier suchte sie mich oft auf; und nachdem sie lange, aber vergebens den von mir unwiderruflich gefaßten Beschluß bekämpft hatte, mich an die Spitze einer Räuberbande zu stellen, gab sie endlich meinen Gründen nach und billigte meine Rachepläne. Sie brachte mir meinen Dolch, und entdeckte dann dem Freunde, den Du hier neben mir siehst, den Ort, wo ich mich versteckt hatte. Der da wäre mir zur Hölle gefolgt... Er war es, der uns Waffen, Munition verschaffte, und mehrere tapfere junge Leute der umliegenden Dörfer beredete, sich zu meiner Bande zu gesellen

Décésaris schöpfte hier tief Athem und zog die Stirn in düstere Falten; Liebe, Eifersucht, Verzweiflung schienen sein Herz zu erfüllen und sein Gesicht mit feurigen Strichen zu durchfurchen. Er trocknete den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen herabrollte, und tiefstöhnend drangen die Worte: infelice Margarita! (unglückliche Margarita) aus seiner Brust..... „Höre weiter, fuhr er dann fort, und die Haare werden Dir vor Schauder zu Berge stehen." Er stand auf, ging einige Zeit auf und nieder, athmete kurz und ängstlich, setzte sich dann wieder und begann also:

### Margarita.

„Meine Frau vermochte die Beschwerden nicht länger zu ertragen, die ihr daraus erwuchsen, daß sie jeden Tag die Mundvorräthe für meinen Trupp und mich herbeischaffen mußte; dazu die ungeheure Angst im Mutterherzen, und die Sorgen, wenn sie an die Gefahren dachte, welche mich unaufhörlich bedrohten. Eine schwere Krankheit überfiel sie, und sie sah sich genöthigt, statt ihrer eine ihrer Cousinen zu senden, deren Jugend und Schönheit schon vor meiner Verheirathung Liebesverlangen in mir erregt hatte. Margarita, so hieß sie, war flink und kräftig, und da sie von jeher freundschaftlich gegen mich gesinnt war, übernahm sie gern den ihr anvertrauten abenteuerlichen Auftrag.

„An dem jähen, mit Buschholz bedeckten Berge, an dessen Fuße Prossédi liegt, gab es einen höhlenreichen Felsen, dessen mit Epheu und wildem Weine überwachsener Eingang den Blicken derer, die ihn nicht kannten, durchaus verborgen blieb. Hier lagen meine Gefährten und ich nach einer beschwerlichen Excursion, während welcher wir zwei reiche englische Familien ausgeplündert hatten, die auf dem Wege nach Neapel begriffen waren, und theilten hier die Beute. Plötzlich hörten wir die Blätter rauschen, einzelne Steinchen fielen in die Höhle hinab und Margarita stand vor uns. Es schien ihr Freude zu machen, mich wiederzusehen, und sie übergab mir, nach den ersten Worten der Begrüßung, im Namen meiner Frau ein großes Paket. „Sie ist noch immer krank, sagte sie, und wird sobald nicht wiederkommen können; darum hat sie mir ihren theuern Décésaris anempfohlen. Du und Deine Leute können auf meinen Eifer zählen." Der Freund meiner Kindheit und jetzt mein treuester Gefährte kannte Margarita. Carlini, dieß ist sein Name, hat mir trotz des Leids, das ich ihm zugefügt, vergeben, und ist mir immer treu geblieben." Bei diesen Worten stieß Carlini, der neben uns lag, einen tiefen Seufzer aus. Décésaris aber fuhr fort: „Meine anderen Cameraden sahen Margarita zum ersten Male; sie konnten ihre Bewunderung ihrer Schönheit nicht verhehlen, und schienen sie als sichere Beute zu betrachten. Mit gebieterischer Stimme verkündete ich, daß sie meine Verwandte sey, mir Nachricht bringe von meiner kranken Frau, die ihr den Ort gesagt habe, wo sie mich gewöhnlich zu finden pflegte. Dies Paket, sagte ich, indem ich es öffnete, enthält Pulver und Blei für uns; außerdem zwei Dolche, die bisher unseren beiden letzten Genossen fehlten. Ich verlange, daß Margarita respectirt werde! Diese im strengen Tone gesprochenen Worte schienen sie im Zaume zu halten und ihnen zu genügen. Dennoch flüsterten sie heimlich mit einander, und Einer von ihnen, der fürchterliche Lorenzo, verrieth durch seine funkelnden Blicke unter den buschigen Augenbrauen, und durch sein Hohnlächeln, was in seinem Innern vorging.

„Als Margarita mich verlassen wollte, bot ich mich ihr zur Begleitung bis an den Saum des Waldes an, um ihr den Weg zu zeigen, den sie in Zukunft zu gehen habe, wenn sie mich an den zwischen uns verabredeten Tagen und Stunden treffen wolle. Ich entfernte mich daher mit ihr, nachdem ich zuvor dem Freunde, in den ich mein ganzes Vertrauen setzte, aufgetragen hatte, die Genossen zu bewachen und namentlich Lorenzo nicht aus dem Auge zu verlieren. Nun machte ich mich mit dem jungen Mädchen auf den Weg; mein Arm schlang sich um ihre reizende Taille, während ihre Hand auf meiner Schulter ruhte, und von Zeit zu Zeit ein feuriger Blick aus ihren schwarzen Augen tief genug in mein Herz drang, um dort die Leidenschaften zu entflammen, von denen es durchwühlt ward.

Margarita, siehst Du dort durch die Bäume die Grotte, welche der Erdbeerbaum mit seinem schönen Laube und purpurrothen Früchten beschattet und schmückt? — Ja, ich sehe sie, wir werden bald dort seyn. Warum aber machen wir einen so langen Umweg, und wenden Prossédi den Rücken? ... Ich weiß nicht warum, aber beim Anblicke dieser Grotte durchrieselt ein unwillkürlicher Schauer meine Glieder. Ich lache über diesen Eindruck, denn Du bist ja bei mir; allein ich will es nicht verhehlen, daß unter den fürchterlichen Gesichtern in der großen Höhle namentlich eins mich mit Entsetzen erfüllt hat. Ich glaubte den leibhaftigen Teufel zu sehen — Du hast Dich nicht getäuscht, Margarita, es ist der Lorenzo von Sonino, der Schnellste beim Angriff und der

Tapferste zugleich, der die Waffen am gewandtesten zu handhaben weiß; er fürchtet sich nicht vor zwei Carabiniers zu Pferde. Lorenzo hat unter dem berüchtigten Fra-Diavolo gedient, unser Aller Meister. Ich fürchte ihn, aber er ist mir nothwendig. Die meisten meiner Genossen sind noch Neulinge im Handwerke, und sein Beispiel und seine Lehren werden meine Bande in kurzer Zeit furchtbar machen. — Hüte Dich vor ihm, warnte das Mädchen, der Mann hat ein Verderben weissagendes Auge. — Ich kenne ihn, Margarita; allein ich bin sein Hauptmann, und dieser Tiger gehorcht mir und windet sich brüllend unter mir. Er hat es bereits versucht, mir die Macht zu entreißen; es ist ihm aber mißlungen, und er wird so bald nichts wieder wagen. — Santa Madonna, erbarme Dich unser! sagte Margarita. — Fürchte nichts, Décésaris steht für Alles. Doch hier sind wir bei der Grotte; hinter dem Berge geht die Sonne auf, und wenn wir hier zu lange plaudern, wird die Hitze Dich auf Deinem Rückwege drücken. Ich verlasse Dich hier, Margarita, erinnere Dich dieser Grotte, die von nun an für unsere Zusammenkünfte bestimmt ist. — Gewiß, ich werde sie wieder erkennen," antwortete Margarita; und ihr feuriger Blick, ihre Hand, die die meinige drückte, luden mich ein, sie an mein Herz zu pressen und einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, der meine Sinne verwirrte. Sie entfernte sich.

„Ich bin in diese Einzelheiten eingegangen, fügte Décésaris hinzu, um Dir den Beweggrund des furchtbaren Opfers begreiflich zu machen, dessen Erzählung Du nicht ohne Schaudern anhören wirst. (Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Darmstadt, 6. März.) Des Königs von Peeußen Majestät haben dem berühmten Feeiligeath eine jäheliche Pension von 300 preuß. Thalern zu verleihen geeuht und hierdurch auch hiee die vielen Freunde und Veeehree dieses interessanten Mannes zu ehrfuechtsvollem Dank veepflichtet. (M. Z.)

*** Als dee verstoebene Eduard Gans zu Berlin einst vom Catheder herab zu seinen Höeern sagte: „Meine Heeren, Sie sind die Säulen der Zukunft," geiff sich ein junger Heglianer in die Taille und rief aus: „Gott, wenn ich doch nur stärker wäre." — Seltne Bescheidenheit eines Jung-Hegelings. (Rhein.)

*** Wie die Alten gebaut haben mag jetzt, wo vom Ausbau des Kölner Doms die allgemeine Rede ist, nützlich zu wissen seyn. Die höchsten Gebäude dee Welt waren ehemals die deei Thürme der Peterskirche zu Löwen, die ein ungeheurer Oekan am 31. Januar 1604 umstüezte. Dee Plan ist noch auf dem Löwenee Stadthause zu sehen. Dee mittlere Thurm

| | | |
|---|---|---|
| war . . . . . . . . . . . . . . | 536 | Par. Fuß hoch. |
| Die beiden Seitenthürme . . . . . . | 430 | " " " |
| Gegenwärtig ist das höchste Gebäude der Erde die Pyeamide des Cheops. | 439 | " " " |
| Die Spitze des Thurms der Feauenkirche zu Brügge . . . . . . | 435 | " " " |
| Das Straßbueger Münster . . . | 427 | " " " |
| Dee Wiener Dom . . . . . . . | 415 | " " " |
| Die Peterskirche zu Rom . . . | 396 | " " " |
| Der Thurm der Frauenkirche zu Antwerpen . . . . . . . . . | 391 | " " " |

Woraus denn als merkwürdiges Ergebniß hrevoegeht, daß belgische Frömmigkeit am höchsten gebaut hat; nächst ihe adee, und am dauerhaftesten, phacaonische Tyrannei.

*** (Gedächtnißpeobe.) Man erzählt von dem beeühmten Haller, daß, als er einmal eine Treppe herunter und auf den Kopf gefallen war, er sogleich, nachdem er aufgestanden, sich die Namen der chinesischen Kaiser nach der Reihe hersagte, um zu versuken, ob sein Gedächtniß nicht gelitten habe.

## F r a n k f u r t.

### Kaiserbild Conrad's III.,

für den Kaisersaal gemalt und gestiftet von Dr. Ferd. Fellner von hier.

Schon seit einigen Wochen ist dieses Gemälde im Lokal des Kunst-Vereins im Städelschen Institut zur Ansicht des Publikums ausgestellt, und erregt die Bewunderung der Kenner nnd Laien. Es könnte daher unnöthig scheinen, hier die Verdienste des Werkes besonders hervorzuheben, allein der Künstler, der uns vor Jahren durch seine frühern Hervorbringungen zu hohen Erwartungen berechtigte, hat sie jetzt erfüllt, und wohl ziemt es sich, nun öffentlich die Frende und Anerkennung zu bezeugen, welche bei seinen Freunden und allen seinen Landsleuten durch das schöne Geschenk an seine Vaterstadt ist hervorgerufen worden. Dieß geschehe denn hier durch einige nähere Angaben über das Werk selbst. Was uns sogleich lebhaft angesprochen, ist die historisch wahre und lebensvolle Auffassung des Gegenstandes; das ist ein Kaiser! das ist ein Hohenstaufen! — voll Muth und Kraft zur Herrschaft und zum Kampfe, voll Begeisterung für die seine Zeit belebenden Ideen. Schon 60 Jahre alt, steigt er mit jugendlicher Kraft herab von seinem Throne, des Reiches Sturmfahne und sein Schwert erhebend, um im Jahe 1150 an der Spitze seiner Schaaren den Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Ueber dem Waffenrock trägt er den mit einem rothen Kreuz bezeichneten, silbergewirkten St. Georgen-Mantel; auf des Banners einen Seite befindet sich das Wappen Schwaben's, drei schwarze, gelöwte Leoparden im goldenen Felde, auf der andern der einfache schwarze kaiseeliche Adler, gleichfalls im goldenen Grunde, und im Wipfel die Worte: Hie Waiblingen! Dieses in Erinnerung dee Schlacht von 1140 bei Weinsberg mit Herzog Welph von Bayern, womit der hundertjährige Kampf der Ghibellinen mit den Welfen beginnt und in welchem zum ersten Mal der Partheiruf: Hie Welf! — Hie Waiblingen! gehört wurde. Diesen Kampf um das Reich noch näher symbolisch bezeichnend, schließt die architektonische Einfassung mit zwei Drachen, welche kämpfend mit ihren Zähnen einen Reichsapfel festhalten. Eben so deuten auf die damaligen Verhältnisse zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, der Hierarchie und dem Kaiserthum, die Sculpturen der Säulensockel, wo in gehaltener Stellung ein Bischof mit Stab, Schlüssel und Bulle, gegenüber einem Krieger mit Schild und Schwert sitzen. Durch diese historischen Anspielungen neben der energischen Haltung der Hauptfigur eröffnet sich dem gebildeten Beschauer der ganze geschichtliche Zusammenhang der Zeit, des Landes und der Verhältnisse, in denen der Herrscher gelebt, und wird das Bild recht eigentlich ein monumental-historisches. Wenn der Künstler dem Kaiser Conrad, Grafen von Hohenstaufen, Herzog in Schwaben, geboren 1090, im Jahr 1135 von Kaiser Lothar zum Reichsfahnenträger ernannt und ihm den Vorrang vor allen übrigen Herzogen bewilligt, 1138 von den deutschen Füesten zum Kaiser erwählt, bereits ein ganz weißes Haar gegeben, so wollte er wohl damit andeuten, daß er bald nach dem Kreuzzug im Jahr 1152, als er nach Italien ziehen wollte, zu Bamberg gestorben und in Speier beigesetzt wuede. Die Unteeschrift: Conradus III. R. (Rex) statt Imp. ist die, wie sie der Kaiser selbst gebrauchte, da er nicht vom Papst war gekrönt worden. — Diese wenigen Angaben mögen hier statt aller Lobeserhebungen, die auch der tüchtigen Ausführung gebühren, genügen; nur sey es uns noch gestattet, den Wunsch auszusprechen, daß von den noch zu erwartenden Kaiserbildern recht viele in gleichem Maaße die Vorzüge vereinigen möchten, welche dem Bilde Kaiser Conrad's III. von Fellner in so hohem Grade eigen sind.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 10. März. Das goldne Kreuz, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Französischen von G. Harrys. Hierauf folgt: A. B. C., Lustspiel in 2 Abth., nach dem Englischen von Kettel.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt

Freitag, №. 70. 11. März 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Zwischen vier und fünf Uhr, als die Nonnen zur Mette gingen, fuhr Nanon plötzlich aus dem Schlafe; sie hatte ganz deutlich Pferdegestampf unter den Mauern der Abtei vernommen. Alsbald sprang sie aus dem Bette, in das sie sich ganz angekleidet niedergelegt. „Madame," rief sie, „steht auf! steht schnell auf! da sind sie! Hört Ihr die Pferde stampfen?"

„O Gott! o Gott!" rief Hortense, indem sie ebenfalls das Lager verließ; sie hatte sich gleich ihrem Kammermädchen nicht entkleidet. „Alle meine Juwelen gäbe ich darum, wenn ich einen sicheren Zufluchtsort finden könnte, denn Herr von Mazarin muß in sein Gouvernement reisen, und wenn ich ihm nur heute entgehen kann, so habe ich Ruhe, wenigstens auf einige Zeit. Er wird dann meinen, ich habe das Kloster verlassen."

„Wenn's weiter nichts ist," versetzte Nanon, „ich habe im Sprachzimmer eine Oeffnung am Gitter bemerkt, durch welche die Schüsseln, die man aus der Küche bringt, hineingereicht werden. Schlank, wie Ihr seyd, werdet Ihr leicht durchkommen, und seyd Ihr einmal im Sprachzimmer, das jetzt geschlossen ist, und erst spät am Tage geöffnet wird, so wird es dem Herzog nicht einfallen, Euch dort zu suchen." Als Nanon so sprach, hörte man Stimmen von Menschen unter den Fenstern der Abtei, und man schellte am Thore: „Ha!" rief die Herzogin, „wir dürfen nicht länger zaudern, da sind sie. Komm, komm, Nanon! retten wir uns."

Alle Beide eilten hinaus an das Gitter des Sprachzimmers, wo Nanon zuerst durch die Oeffnung schlüpfte, denn sie war klein von Gestalt. Als aber die Reihe an Hortense kam, welche größer und stärker war, so wurde sie zwischen den eisernen Stangen eingeklemmt, ohne vorwärts noch rückwärts zu kommen, so daß sie dem Ersticken nahe war. Nanon wollte nach Hülfe rufen, allein die Herzogin untersagte es ihr, und erklärte, sie wolle lieber auf solche Weise umkommen, als dem Herzog folgen.

Im Hofe der Abtei hörte man wirklich Stimmen, welche durcheinander riefen: „Wo ist die Herzogin von Mazarin?" Die gespornten Stiefeln der Reiter hallten auf dem Steinpflaster wider, und an den Mauern sah man den Widerschein der Fackeln hin und her schweben. Keuchend, außer sich, fühlte Hortense bereits ihre Augen sich schließen, und das Leben sie verlassen.

Plötzlich ging die Thüre des Sprachzimmers auf; drei von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Cavaliere stürzten herein, von Dienern begleitet, welche brennende Fackeln trugen. Die Herzogin stieß einen Schrei aus, und durch eine letzte, gewaltsame Anstrengung gelang es ihr, sich von den eisernen Stangen loszumachen, welche ihren Körper festhielten und verwundeten. Halb entseelt fiel sie in's Sprachzimmer zu den Füßen ihres Kammermädchens.

Einige Sekunden nachher lag sie lächelnd in den Armen eines der drei Cavaliere, der sie zärtlich küßte. Es war ihr geliebter Bruder, der Herzog von Nevers, und die beiden anderen waren der Herzog von Bouillon und der Graf von Soissons, ihre Schwäger. Die Blüthe des französischen Adels war draußen, Schwert und Pistolen in der Faust und bereit, sich zum Schutze der schönen Herzogin von Mazarin gegen alle Teufel der Hölle zu schlagen, den Herzog von Mazarin mit inbegriffen.

XV.

Den übrigen Theil der Nacht hindurch, wie auch den ganzen folgenden Morgen, sah es rund um die Abtei von Chelles wie in einem Lager aus. Herr von Mazarin kam nicht zum Vorschein; gegen eilf Uhr brachten Kundschafter, mit lautem Gelächter die Nachricht, Herr von Mazarin habe die Messe zu Crécy gehört, sey hierauf in seinen Wagen gestiegen, und fahre ganz ruhig auf der elsäßer Straße, in Begleitung seiner sämmtlichen Reiterei. Sobald man erfuhr, der Herzog habe seinem Projecte entsagt, dachte man nun mehr daran sich zu belustigen; alle Wirthe von Chelles wurden requirirt, um das Nöthige zu einem Mahle zu liefern, dessen man sehr bedurfte.

Dieses Abenteuer beschäftigte acht Tage lang die Stadt und den Hof. St. Evremond, der in Holland einen umständlichen Bericht darüber von Herrn von Crequi erhielt, konnte es gar nicht verschmerzen, daß er eine so herrliche Parthie versäumt. Herr von Nevers und sein Schwager drangen mit inständigen Bitten in die Herzogin, um sie zu bewegen, mit ihnen nach Paris zurückzukehren, und boten ihr eine gastfreie Aufnahme an. Hortense glaubte aber ihr Anerbieten ausschlagen zu müssen, um allen üblen Nachreden vorzubeugen. Sie beschränkte sich darauf, ihren Bruder und ihre beiden Schwäger zu bitten, sie von Zeit zu Zeit zu trösten und zu zerstreuen in ihrer Einsamkeit. Alle Drei versprachen es gerne, und hielten Wort. Von dieser Zeit an, sah man häufig Hofequipagen, welche durch das Gehölz von Vincennes fuhren und die Richtung nach Chelles nahmen. Es war zur Mode geworden, diese Fahrt zu machen; für die Frauen war es ein Mittel, sich gegen die eheliche Gewalt aufzulehnen; und unter den Männern befand sich mehr als Einer, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, die von dem Herzog leer gelassene Stelle einzunehmen. Man sprach von Versuchen, über die Schwelle des Sprachzimmers zu dringen, von Serenaden,

welche zu Zeiten die Nonnen im Schlafe gestört, von Geschenken, die der hübschen Nanon waren angeboten worden. Allein Nanon war unbestechlich, und ihre schöne Herrin trug auf dem Herzen eine Aegide, an welcher alle Pfeile abprallten. Es war ein Brief ihrer Schwester, der Frau Connetable von Colonna, den ihr Bruder, der Herzog von Nevers, ihr gebracht, und der viel Interessantes über Don Alonzo de Lara y Penaflor enthielt. Der junge Mann hatte nun einen Anspruch mehr auf ihre Liebe zu machen; in der Franche Comté hatte er tapfer gefochten, und war verwundet worden. Zur Belohnung hatte ihn der Connetable mit einem Mädchen aus seiner Familie vermählen wollen, die jung und reich war, um ihn in den Stand zu setzen, ein Regiment zu kaufen. Alonzo hatte das Anerbieten ausgeschlagen, und erklärt, er werde sich niemals verheirathen. Man denke sich, welche Wirkung ein solches Schreiben auf Hortense machen mußte, in der Lage, worin sie sich befand! Die Treue des Pagen, verdiente sie nicht eine Belohnung? und mußte man nicht darauf denken, sie ihm zu bewilligen? (Fortsetzung folgt.)

## Ein Besuch auf Corsika.

(Fortsetzung.)

Ich war noch nie weniger begierig, das Ziel meiner Reise vor mir zu sehen, als hier auf die Ankunft in dem Hafen von Cagliari. Die Fahrt war so schön und von dem Lande Sardinien hatte ich noch so wenig Rühmens gehört, daß ich es gleichsam nur wie einen nöthigen Ruhepunkt auf der Reise nach Corsika ansah. Ich machte mir heimlich Vorwürfe darüber, und verglich mich fast mit meiner wenigen Wißbegierde jenem Spaßvogel, der, als er eine Beschreibung Sardinien's gelesen hatte, ausrief: daß eine neue Insel im Mittelmeere entdeckt worden sey. Es ist mir aber in der That unbegreiflich, wie bei unsern so belesenen und bereisten Zeitgenossen, eine noch fast völlige Unkenntniß dieser Insel herrscht, deren Regenten doch eigentlich die Schlüssel Italien's in Händen hatten, und in unsern Kriegen, wie bei den Friedensverhandlungen ziemlich einflußreiche Rollen spielten.

Wir landeten am Abend des vierten Tages in Cagliari, dessen Rhede mit Schiffen angefüllt war, da es für alle, die aus der Levante nach dem Osten und Norden des Mittelmeeres segeln, der angemessenste Ruhepunkt ist. Man sagt, Griechen seyen es gewesen, die zuerst auf der Insel gelandet und sie um ihrer sonderbaren Form willen, die einem menschlichen Fuße ähnlich ist, Ichnosa nannten. Es scheint eine Manie dieses Volkes gewesen zu seyn, derartige Vergleichungen anzustellen; so verglichen sie die Abruzzen einem Eichenblatt, den Pelopones dem Blatt einer Platone, und Mesopotamien einer Galeere.

Als ich den Hafen verließ, um mir eine Wohnung zu suchen, begegnete ich einem Engländer, den ich in Neapel kennen gelernt, und der, wie er mir sagte, schon seit mehreren Wochen die Insel durchstrich. Er war eine von den wenigen Ausnahmen seiner Landsleute, die nach der Ueberzeugung ihrer Augen und ihres Verstandes, und nicht nach den Vorurtheilen ihres Nationalstolzes schließen; ich freute mich daher doppelt bei seinem Anblick; einmal war es das Vergnügen auf fremder Erde einen Bekannten zu finden, und dann, weil ich von ihm Auskunft über die Insel, ihre Bewohner und ihre Merkwürdigkeiten zu erhalten hoffte, da ich, mit meiner nur kurz zugemessenen Zeit, sie mir nicht selbst verschaffen konnte. Er führte mich nach seiner Wohnung, und versprach mir die Dienste eines Cicerone zu versehen, was ich dankbar annahm.

Ich fand die Stadt sehr schön; stolz thront das Schl… der Viceкönige, umgeben von den Wohnungen der Beamt… und des Adels auf einer Anhöhe, wo auch die Cathedra… auf den Fundamenten eines von Constantin gebauten Tem… pels sich erhebt, und zu ihren Füßen dehnen sich drei Vor… städte nach dem Meere und in das üppige Land hin au… Die eine dieser Vorstädte heißt la Marina, die zweite dell… Stampace, die dritte Villanuova.

Mein freundlicher Cicerone erzählte mir, daß das sardin… sche Volk, die schönen Eigenschaften der Betriebsamkeit, de… Muthes und eine wilde Originalität des Charakters besitz… und daß das Land, welches erhabene Naturschönheiten schmük… ken, in seltener Fruchtbarkeit blühe. Wie aber überall zu dem Glanze auch eine Schattenseite gehört, so auch hier auf die… ser Insel. Es ist dies der Hang ihrer Bewohner zum Räu… berwesen und dem Rachetrieb bei ererbten und persönlicher Feindschaften; Leidenschaften, die dem Gemeinwesen unendlic… schadeten, und die auszurotten, das eifrigste Bestreben de… jetzigen Regierung ist. Oft, so erzählte ein alter Sarde mei… nem Freunde auf seinen Ausflügen in die Gebirge, oft zeig… ten Mütter Tag für Tag ihren Söhnen das blutige Hemd… des ermordeten Vaters, um sie zur Rache zu begeistern, un… verfehlten nie ihren Zweck. Unter den Räubern herrschten ganz charakteristische Sitten, und die Regierung muß auf ein… ganz eigene Weise die größten Verbrecher in ihre Gewalt zu bringen suchen. Sie schließt mit einem Theil der Banditen eine Art Waffenstillstand, wo die Auslieferung der gefährlichsten Glieder ausbedungen wird. Einst fiel der Häuptlinge einer, Peter Mamia, in die Hände der königlichen Soldaten. Dies hört sein Todfeind Pompita. Er eilt mit seiner Truppe herbei, kämpft und befreit seinen Feind. Dann gibt er ihm seine Waffen und spricht: „Mamia, Du bist mein Feind, aber auf dem Schaffot sollst Du nicht umkommen. Ich lasse Dir drei Tage Zeit, um Deine Freunde zu sammeln, dann schlagen wir uns. Hüte Dich, Du bist nun benachrichtigt.“

Uebrigens soll der häusliche Friede der Sarden selten gestört werden und an ein patriarchalisches Leben erinnern. Es soll ein eigener Gebrauch bei ihren Tänzen herrschen, wo nur den verheiratheten Frauen und den Bräuten erlaubt ist, ihre Hand so in die der Männer zu legen, daß die Ballen sich berühren. Wehe dem Mann, der es bei einem Mädchen wagen würde, das er nicht zu ehelichen denkt.

Ich hätte gerne von Cagliari aus, die Insel durchstreifen und über den Golf von St. Bonifacio nach Corsika segeln mögen, aber mein Freund sagte mir, wie zwar neue Straßen nach allen Seiten hin angebracht seyen, daß ich aber auf diese Weise sehr lange würde aufgehalten werden. Ich nahm also auf's Neue einen Platz auf einem Schiffe, das mich gerade nach Ajaccio zu bringen versprach.

Plutarch sagt irgendwo, daß die angenehmsten Reisen zu Lande die sind, wo man dem Wege an der Meeresküste hin folgt, und die schönsten Seefahrten diejenigen längs der Ufer fruchtbarer Gegenden.

Ich hatte die Wahrheit dieser Meinung des alten Dichters schon längst empfunden, aber sie erneute sich mir jetzt wieder, als das Schiff längs der Küste Sardinien's auf den klaren Wogen dahinstreichend, mir manche herrliche Ansicht der Insel gewährte. Oristano's Thürme, Boza's Häuser, Alghero's Hafen, Villen und duftende Haine; des Gennargent's schneebedecktes Haupt und der Lymbarra waldiger Gipfel, Alles tauchte abwechsend vor meinen bewundernden Augen auf. Aber als wir das Cap Falcone und die Insel Asinara umsteuert und nach den Ufern Corsika's zu schifften, wurde die Fahrt einförmiger. Von Sardinien's nördlicher Spitze sahen wir nur, am Rande des Horizonts, der Nurra dunkle Bergkette und auf Corsika's äußerster Küste, die in

unzähligen Riffen in das Mittelmeer ragt, unterbrach kein freundliches Dorf, keine ländliche Wohnung die dichtbewachsenen Makis (Steppen), deren ungesunden Dünsten der Wanderer wie der Landmann zu entkommen sucht. Tiefer hinein in die Insel thürmten sich ungeheure nackte Felsen, deren Kuppen mit Schnee bedeckt waren, bis zu den Wolken hinauf, als ob hier der Cyclopen Heer sich die Wälle zur Himmelserstürmung erbaut.

Endlich als wir um eine Landzunge bogen, die sich weit hinaus in die See erstreckte, erblickten wir zahlreiche Wimpel und Masten und die Thürme von Ajaccio. Ich konnte den Augenblick des Landens kaum erwarten, um zu dem Hause eilen zu können, wo der größte und unglücklichste Mann unsers und manchen Jahrhunderts, das Licht der Welt erblickte. Wie ich diese Thüren, diese Fenster betrachtete, als ob irgendwo eine der Gestalten, die einst hier aus und eingingen, mir erscheinen würde! Ich stellte mich der Reihe nach vor die vier Akazienbäume, die einen kleinen viereckigen Platz vor dem Hause beschatten, wo der Held, der auf den Flügeln des Sieges Europa durcheilte, vielleicht seine ersten zagenden Schritte gemacht, wo er seine ersten kriegerischen Spiele gespielt. — (Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Das reizende, treue Mädchen kam nun täglich in die bezeichnete Grotte. Sie kam dahin außer Athem von Ermüdung erschöpft. Ich trocknete den Schweiß, der von der schönen Stirn über die langen Augenwimpern herabfloß, gab ihr vom feurigen Weine von Orvieto, der ihre Kräfte wieder belebte, und das Feuer in den Augen wieder anfachte, wo es erloschen war. O, welche Wonne habe ich in dieser von grünen Weinranken beschatteten Grotte genossen!

„Drei Wochen verstrichen, während deren meine Zusammenkünfte mit Margarita ein Geheimniß blieben; nur der Schuft Lorenzo hegte fortwährend Verdacht und streifte, die Augenblicke benutzend, wo ich von der Haupthöhle abwesend war, unaufhörlich am Saume des Waldes umher. Er hatte Margarita mehrmals auf dem Fußstege bemerkt, der zur Grotte führt, und seine wilde Liebe fachte in ihm die zügellose Lust nach Rache an. Er wollte einen Eclat, und mir mit der Macht auch die Geliebte entreißen.

„Eines Abends nun versammelte er, während ich abwesend war, alle meine Gefährten in der Höhle und redete folgendermaßen zu ihnen: „Die Bindekraft unserer Eide ist zerrissen; nach dem, was ich entdeckt habe, sollte ich noch diesem Despoten gehorchen, noch der Sclave des Elenden seyn, den nur ein unglücklicher Irrthum zu unserem Hauptmanne machen konnte; nein, nimmermehr! Wir sind nichts, als die Werkzeuge seines Geizes und seiner schändlichen Wollust. Décésaris darf uns nicht mehr befehligen. Hört Alle, denn ich habe Euch außerordentliche Dinge zu enthüllen: Nicht weit von unserer Höhle, wo die Polizei und die Carabiniers von Frosinone und Possédi uns noch nicht zu entdecken vermochten, liegt eine in dichtem Gebüsche verborgene Grotte. Hier berathschlagt der Verräther unsern Untergang mit jener Margarita, die Ihr kennt, und die nichts Anders ist, als ein Freudenmädchen, ein weiblicher Spion der Regierung von Frosinone. Zudem ist Décésaris nur ein Neuling auf der Laufbahn, die ich nun schon seit zehn Jahren betrete: Stolz und alle Leidenschaften der Tyrannei sind seine einzigen Verdienste, sein ganzer Charakter. Stets hat mich Fra Diavolo als den ersten, den Unerschrockensten beim Angriffe gesehen, fähig, Alles zu unternehmen und stets gehorsam gegen die Befehle eines Hauptmannes, der diese Würde verdiente. Freunde, ich erbiete mich, Euch zu befehligen, wenn Ihr mich dessen würdig findet. Décésaris liegt in diesem Augenblicke in den Armen seiner Maitresse; die Nacht rückt vor, und bei den ersten Strahlen des Tages kann ich Euch den Beweis meiner Behauptungen liefern. Sein Tod ist nöthig für unsere Sicherheit, und nachher ist die schöne Margarita unsere Beute!"

Schweigend hatten die Räuber ihm zugehört. Einige schienen von Lorenzo's Worten überzeugt zu seyn, ließen sich aber nichts merken; sie erwarteten erst den Beweis vom Verrathe eines Hauptmanns, den sie von Kindheit an gekannt hatten. Die Andern waren noch ungläubig, denn sie kannten den unversöhnlichen Haß und die Eifersucht Lorenzo's gegen mich.

„Unterdessen war es Carlini, meinem treuen Freunde, gelungen, sich unbemerkt von der Bande wegzuschleichen, mich in der Grotte aufzusuchen, und von den Vorgängen zu unterrichten. Ich dankte ihm für seinen Eifer, und erwiederte, daß ich des Elenden Complott vernichten werde.

„Margarita hatte mich vor Aufgang der Sonne verlassen. Ich wußte gewiß, daß ihr der Schändliche nicht gefolgt war, und schickte Carlini zurück, indem ich ihn einen Umweg nehmen ließ. Mit den Vorräthen für meine Leute beladen, schritt ich der Höhle zu. Ich fand daselbst meine Genossen im Kreise um Lorenzo sitzend; er sprach eifrig zu ihnen, schwieg aber augenblicklich, als er mich bemerkte. Der Satan, wenn er sich über die Strafe der Verdammten freut, hat gewiß kein grausameres, ironischeres Lächeln, als damals über Lorenzo's bleiche Lippen irrte. Ich that, als bemerkte ich nichts, zeigte kein Mißtrauen, und lud sie sogar mit scheinbarer Heiterkeit zum Frühstücke ein, ehe wir den Wald zur Sicherheit der Bande durchsuchten. Meine Absicht war, sie den ganzen Tag zu beschäftigen, um Lorenzo immer im Auge zu haben. „Cameraden," sagte ich, „wir dürfen heute nicht zur Ruhe kommen; meine Spione haben mich benachrichtigt, daß mehrere fremde, reichbeladene Wagen auf dem Wege nach Neapel sind. Morgen vor Tagesanbruche geht es nach Fondi."

„Wir brachen auf, und der Tag verging mit Manövern und Strapazen aller Art. Ich ließ sie auf die Bäume steigen, um die Ebene zu besichtigen, Felsen erklettern und Schluchten durchsuchen; ich trennte sie in Pelotons zu vier Mann, und ließ den Wald nach allen Richtungen durchstreifen. Meine Leute waren von Ermüdung erschöpft, und ich selbst.... sann über ein scheußliches Verbrechen... Verflucht seyst du, Lorenzo! Ja, es war unumgänglich nöthig, dieß Verbrechen, um meinen gefährlichen Nebenbuhler zu vernichten, und die Bande wieder zu dem gewohnten Gehorsam zu zwingen. Die Nacht nahte, und der Wald ward düster. Wir zogen in die Höhle, und meine Genossen stärkten ihre Kräfte wieder durch ein Mahl, das sie mit Wein von Montefiascone hinunterspülten. Bald waren Alle eingeschlafen; nur Lorenzo wachte und harrte des Morgens. Auch ich harrte... denn es war der Todesmorgen für Einen von uns Beiden. Als ich die Höhle verließ, ertheilte ich strengen Befehl, daß Jeder während meiner Inspection in der Umgegend auf seinem Posten bleibe. Ich ging hierauf nach der Grotte, wo ich Margarita, die unglückliche Margarita erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Frankfurt.) Nächsten Montag oder Mittwoch findet die Benefizvorstellung der Madame Frühauf statt. Die Künstlerin, eines der beliebtesten Mitglieder der hiesigen Bühne, hat ein neues Stück von Charlotte Birch-Pfeiffer (Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Lustspiel in 4 Akten und einem Vorspiele: Der Kaiser und der Seiler) gewählt, das bereits auf mehreren Bühnen mit Beifall aufgeführt wurde und auch von der Kritik als ein heiteres, effektreiches dramatisches Werk bezeichnet wurde.

*** (Wien.) Vor einigen Tagen hielt ein ganz eigenthümlich konstruirter, von vier Extrapostpferden gezogener Wagen vor dem Gasthof zur „goldenen Birn“ (Vorstadt Landstraße). Seiner Form nach schien er ein Ableger der Arche Noah's zu seyn. Hunderte von Neugierigen drängten sich in seine Nähe und erriethen seine Bestimmung nicht, als bis aus dem Innern desselben zwei englische Vollblutpferde herausspazierten. Sie hatten die Reise von England bis Wien — die Ueberfahrt zur See abgerechnet — durchaus mit Extrapost gemacht. Ihre Bestimmung ist die gräflich Huniady'sche Trainiranstalt zu Pahrendorf in Ungarn, wo sie zu Wettrennen vorbereitet werden sollen, um dann im Mai auf der Wiener Rennbahn Proben ihrer Schnelligkeit abzulegen. (Sammler.)

*** (Verleumdung — Heuchelei.) Der „Allgemeine Anzeiger“ (Nationalzeitung der Deutschen) enthält Folgendes: „Unter die verabscheuungswürdigsten sittlichen Gebrechen der Menschen haben wir stets die Verleumdungssucht gezählt, die in diesen Tagen von mehreren Seiten her mit wohlverdienten Ruthen scharf gegeißelt wird. Sie ist eine im Finstern schleichende Pest, die das ehrliche Leben und das Lebensglück der Menschen mordet, ohne daß ein Schutz- und Heilmittel dagegen aufgefunden werden mag. Wehe dem Orte, wo ein Verleumdungssüchtiger umherschleicht und sein Gift in die Familien ausströmen läßt! Er ist weit schädlicher, als ein Spion, der nichts als austragen will, oder als ein Achselträger, der gewöhnlich aus moralischer Schwachheit, Lumperei — man verzeihe uns dieses Wort; es bezeichnet die Sache treffender, als irgend ein anderes — es bei mehreren Parteien nicht verderben will, oder ein Ohrenbläser, der fremde Reden in Anderer Ohren leitet, wie eine Röhre den beißenden Rauch in die Augen. Diese Leute schaden, stehlen und tödten auch unendlich viel, aber sie stehen doch mit dem Verleumdungssüchtigen nicht auf gleich tiefer Stufe. Dieser, der darauf ausgeht und raffinirt, wie er in der feinsten Weise Andere politisch morde, steht weit tiefer und verdient den Abscheu, mit dem man allerwärts ihn betrachtet und brandmarkt. — Allein man sehe sich wohl vor, auf Treu und Glauben das Vorhandenseyn der Verleumdungssucht da anzunehmen, wohin mit dem Ausrufe gezeigt wird: seht, da ist sie! Es gibt ein noch weit schändlicheres und verderblicheres Laster, das mit frecher Erhebung des Hauptes gern alle Wahrheitsliebe durch den Namen jenes sittlichen Gebrechens schänden und besiegen möchte. Das ist die Heuchelei, welche mit um sich geworfenem Schafpelz, wo sie Winter findet, und wo's ihr Sommer scheint, mit einem stolzen seidenen Kleide, reich ausgeschmückt mit unechten, aber gut gehaltenen und geputzten Goldtressen, einherschreitet. Inwendig ist sie immer eine reißende Wölfin, die für sich und ihre blutgierigen Jungen, als da sind: Hab-, Herrsch-, Rach- rc. Sucht, Raub erjagen will. Wo Jemand sich untersteht, ihr Kleid etwas lüften zu wollen, um sie mit ihrem Treiben richtiger zu erkennen, da schreit sie gleich: Feuer! Feuer der Verleumdung! um die Menge eilig herbeizuziehen mit Wassereimern und Spritzen, damit der unbefugte Visitator, der lästige Wahrheitsfreund tüchtig begossen und als ein begossenes, verächtliches Thier mit Schim[pf] und Spott davon gejagt werde. Läßt sich aber gar Jema[nd] beigehen, von ihrem dennoch erkannten teuflischen Wesen e[in] Wörtchen zu reden: so schreit sie noch mehr, nimmt ihre Jüng[er] und Gesellen, ihre Untergebenen und Handlanger, bei Rede u[nd] Schrift, zu sich, damit sie mit ihr Steine aufheben und d[ie] Menge aufreizen, dasselbe zu thun und tüchtig zuzuwerfen, dam[it] der angebliche Verleumder auf's schnellste umkomme. Das g[e]lingt ihr denn auch nicht selten! Ihre gewöhnlichsten Stei[ne] aber sind: Herabsetzung der Kenntnisse und Geschicklichkeiten, Ve[r]drehung der Thatsachen und Reden, Verkleinerung der Anstre[n]gungen und Leistungen, Einflößung von Mißtrauen und Wide[r]willen, Entziehung von Verdientem und Einkommen, Zurü[ck]drängen rc. — Man sieht wohl, Verleumdung ist e[ine] Dienstmagd der Heuchelei, und diese, die im Herzen Go[t]tes und der Menschen lacht, weit verabscheuungswürdiger, a[ls] jene. Arglistig und so recht planmäßig geht sie auf ihren Ra[ub] aus, meuchelt sie die Wahrheitsliebe und deren Bruder, de[n] Ernst für's Heilige. Sie untergräbt aber durch ihr Thun de[n] Boden, auf welchem allein alle Säulen des Heiligen sicher stehe[n]. Sie theilt nach allen Seiten vergiftete Süßigkeiten aus, un[d] sucht Jedem betäubende Milch aufzudringen, durch deren Genu[ß] die sittlich gute Constitution zerstört und heilsame Grundsätze a[b]geführt werden. Wahrhaftig, es ist nicht zu verwundern, da[ß] der liebreiche und sanfte Christus da im großen Unwillen vo[n] Schlangen und Otterngezüchte redete, wo ihm das Heuchlerge[]schlecht in den Weg trat. Leider gilt aber auch von ihm da[s] Wort: dieser Jünger stirbet nicht! Ihm ist nirgends ei[n] Mittel, das zum Ziele führen kann, zu schlecht, und deßwege[n] bleibt ihm meist die Oberhand gegen die Wahrheitsliebe, die [er] fast immer mit dem Namen der Verleumdung zu brandmarke[n] sucht.“

*** (Theater-Anekdote.) In dem Landstädtchen S. wurd[e] vor nicht gar langer Zeit „Die Waise aus Genf“ gegeben, wo[]bei die Gendarmerie durch Soldaten dargestellt werden mußt[e,] die der Landessprache nicht mächtig waren. Es wurde ihnen da[]her bedeutet, genau auf ihren Anführer (einen Schauspieler) z[u] achten, und genau dasselbe zu thun, was dieser thun würde[,] nämlich über ein praktikables Gebirge herabzugehen, und sich s[o]dann im Hintergrunde aufzustellen. — Die Scene, in welche[r] die Gendarmerie erscheinen sollte, kam, der Anführer derselbe[n] ging über das Gebirge, ihm folgten die Soldaten. Auf de[r] Mitte des Weges aber strauchelte der Unglückliche und fiel her[]unter, und zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer un[d] der Mitspielenden kugelte seine ganze Mannschaft unter fürchter[]lichem Gepolter und Staub ihm nach. (Ungar.)

---

Auflösung der Charade in Nro. 65.

Nullwalzer.

---

## Geographischer Verein.

Freitag 11. März, Abends 7—8 Uhr: Ueber die Flüsse der Berberei und über das Volk der Mosabiten, von Herrn Dr. Kriegk.

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 12. März. (Neu einstudirt) Jakob und seine Söhne in Aegypten, musikalisches Drama in 3 Abth. Musik von Méhul.

☞ Von Samstag den 12. März an, nehmen die Theater-Vorstellungen wieder um halb sieben Uhr ihren Anfang.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 71. 12. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Der König trat als Vermittler zwischen beide Gatten; er ließ die Herzogin bitten, von ihrem Scheidungsgesuch abzustehen, und machte sich sogar anheischig, den Herzog zu bewegen, daß er ihr mehr Freiheit, als bisher, zugestehen solle. Hortense konnte nicht wohl die Vermittlung des Königs abweisen, und sie war entschlossen, sich zu Allem zu verstehen, als ihr im Namen Ludwig's XIV. bedeutet wurde, sie möchte Sr. Maj. das Vergnügen machen, die Abtei Chelles mit dem Kloster St. Marie de la Bastille zu vertauschen. Der Herzog war unterdessen nach Paris zurückgekehrt, hatte den König gesprochen, und sich laut über die Freiheit beschwert, die man seiner Frau gelassen, indem er sie beschuldigte, das ganze Kloster verzaubert zu haben. Genug, Frau von Toussi, Ehrendame der Königin, erschien eines Morgens in einer Hofkutsche, nebst sechs Garde-du-Corps, um die Herzogin abzuholen. Als sie die Abtei verließ, wo sie eine so freundschaftliche Aufnahme gefunden, konnte Hortense ihre Thränen nicht zurückhalten, und sie nahm sich nun fest vor, was auch daraus entstehen möge, nie mehr mit dem Herzoge von Mazarin unter einem Dache zu leben.

Als sie von ihrem neuen Asyl Besitz genommen, war ihre erste Sorge, daß sie Herrn Colbert bat, dem Könige für seine Vermittlung, welcher sie entsagte, zu danken, und ihm zugleich ihre Absicht mitzutheilen, den Proceß auf Scheidung durchzuführen. Die Sache kam vor die dritte Untersuchungskammer, die, wie uns Hortense in der erwähnten Schrift meldet, fast aus lauter sehr vernünftigen jungen Leuten bestand.

Die Magistratspersonen waren eben so wenig als die Nonnen dem unwiderstehlichen Zauber entgangen, den die Herzogin auf Alle ausübte, die ihr nahe kamen. Sie wetteiferten, der Herzogin ihre Dienste anzubieten, und in ihre Wohnung zurückgekehrt, sprachen sie von nichts Anderem, als von den unvergleichlichen Vorzügen der Frau Herzogin von Mazarin, indem sie hinzusetzten, der Herzog sey ein eifersüchtiger Ehemann, nicht werth, einen solchen Schatz zu besitzen. Das Urtheil fiel nach Wunsch aus; es verfügte, daß sie ihren Wohnsitz im Palast Mazarin nehmen solle, während der Herzog im Arsenale verweilen würde, bis über die Scheidung von Tisch, Bett und Gütern in letzter Instanz gesprochen worden.

Mit welcher Wonne verließ sie ihr Kloster der Bastille! Alles, was ihr in der Abtei von Chelles, das einförmige Klosterleben erleichtert, hatte sie in jenem Aufenthalte vermißt. Die Nonnen, durch die Mönche bestochen, welche nachgerade die gewöhnliche Gesellschaft des Herzogs bildeten, waren darauf aus gewesen, sie auf alle mögliche Weise zu peinigen, und hatten sie sogar zur Beobachtung ihrer Regel anhalten wollen, als wenn sie durch ein Gelübde gebunden gewesen wäre. Immer unbesonnen, selbst in den wichtigsten Momenten ihres Lebens, rächte sie sich mehr als einmal durch ächte Pagenstreiche. Als man ihr einst ein Fußbad verweigert hatte, unter dem Vorwande, es sey gegen die Observanz, ließ sie Dinte in alle Weihwasserkessel schütten, und lief des Nachts mit Nanon durch die Schlafsäle, schreiend: Tayaut! Tayaut! indem sie dazu zwei Schoßhündchen bellen ließ, die sie gewöhnlich um sich hatte.

In Schiller's Marie Stuart ist eine Scene, die einen tiefen Eindruck auf uns gemacht; es ist der Augenblick, wo die unglückliche Königin die Erlaubniß erhielt, im königlichen Park von Fotheringay spazieren zu gehen. So mochte es Hortense Mancini, die eine schwache Aehnlichkeit mit jener historischen Figur hatte, zu Muthe gewesen seyn, als es an einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1668 ihr endlich vergönnt war, ihr Kloster zu verlassen. Nicht weit von dem Eingange des Palastes erblickte Nanon den Herzog in einer Vinaigrette. „Was liegt mir am Herzoge," sagte die Herzogin zu Nanon, welche ihr davon Nachricht gab, als sie triumphirend im Palaste ihres Oheims eingezogen war; „ich fürchte ihn nicht mehr, ich habe meinen Proceß gewonnen."

„Ja, wohl vor den jungen Herren der Untersuchungskammer, aber noch nicht vor den Graubärten der großen Kammer."

„Die werden wir auch schon zu überreden wissen."

„Das gebe der Himmel, Madame."

Des Abends, als sie sich schlafen legte, und ihrem Bette gegenüber ein großes Portrait des Herzogs in Lebensgröße erblickte, ließ sie es wegnehmen. „Kein Mazarin mehr! kein Mazarin mehr!" sagte sie zu wiederholten Malen, auf eine alte Redensart anspielend aus den Zeiten der Fronde. „Jetzt will ich singen, tanzen, lachen und Blindekuh spielen, bei Tag und bei Nacht, wenn mir's gefällt, und Niemand kann was dagegen haben."

Doch täuschte sie sich sehr darin. So lange man sie in einem Kloster eingesperrt wußte, war der Hof für sie; sobald sie aber frei war, und das Scepter der Eleganz und der Schönheit wieder ergreifen konnte, das sie aus den Händen hatte fallen lassen, verwandelte sich das Mitleid in Neid. Hortense hatte nicht berechnet, wie falsch die Stellung einer jungen, von ihrem Manne geschiedenen Frau sey. Sie konnte sich davon überzeugen, durch die kalte Aufnahme, die ihr überall zu Theil wurde. Die Frauen fürchteten, sich durch den Umgang mit ihr zu compromittiren. Ihre Besuche konnte

man nicht abweisen, wegen ihres hohen Ranges, allein man wich ihnen so viel wie möglich aus. Andererseits hielten sich die Männer dazu berechtigt, eine Sprache gegen sie zu führen, über die sie erröthete. Jeder sogenannte roi du bel-air, gehörte er auch zu den unbedeutendsten, warf sich zu ihrem Liebhaber auf, wodurch mehrere Duelle veranlaßt wurden. Obgleich die Herzogin unschuldig daran war, so ermangelte man nicht, sie ihrer unbegrenzten Koketterie zuzuschreiben. Endlich hielt Hortense für rathsam, eine Audienz zu begehren, und den König um Schutz gegen diese Verleumdungen zu bitten. Der König empfing sie kalt, und beobachtete kaum gegen sie die ihm eigenthümliche Höflichkeit. Die Thränen traten ihr in die Augen; sie hatte die Kraft nicht, ein Wort vorzubringen. In ihre Wohnung zurückgekehrt, warf sie sich in einen Sessel und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Besuch auf Corsika.

(Fortsetzung.)

In dem Salon vor dem Schlafzimmer, hängt ein Porträt Napoleon's im kaiserlichen Schmucke, aber von dem Teppich, mit den darauf gewirkten Helden der Iliade fand ich keine Spur mehr, und wie man mir hier sagte, soll er auch nie bestanden haben. An diesen Salon grenzt das Schlafzimmer, das, von einem einzigen Fenster matt erhellt, ein geheimnißvolles Ansehen hat. Aber nicht hier in bequemer Einrichtung und unter sorglicher Erwartung kam das Kind zur Welt, sondern in dem anstoßenden Zimmer auf dem Sopha. Madame Lätitia hatte nämlich in Hingebung für ihren Gatten und von männlichem Muthe beseelt, nicht gescheut, die Gefahren des Kriegs mit ihm zu theilen und war ihm auf seinen Zügen gefolgt. Als sie nun bald Mutter werden sollte, kehrte sie nach Ajaccio zurück. Aber frommer Sitte treu, wollte sie nicht versäumen, das Fest der Himmelfahrt in der Kirche mitzubegehen. Doch kaum hatte sie ihre Knie zur Andacht gebeugt, als die Kindeswehen sie befielen; sie enteilte, so viel sie vermochte, der Kirche, erreichte noch das Sopha des ersten Zimmers und gab hier dem einstigen Herrscher von Millionen das Leben.

Hätte nicht das Interesse für einige wohlgesinnte Nachbarn, deren Wohnungen dadurch der Gefahr ausgesetzt worden wären, das Haus beschützt, so würden wir uns jetzt nicht mehr an Ort und Stelle in alle diese Details hinein denken können. Denn als 1793 die antirepublikanischen Bauern das Haus plünderten, und die herbeigeeilten Engländer eine Kaserne daraus machten, war es nahe daran, verbrannt zu werden.

Wie viele große Männer hat nicht Corsika dem achtzehnten Jahrhundert gegeben, alle in Charakter und Thaten verschieden, doch durch die Folgen ihrer Handlungsweise zusammenwirkend. Paoli, der Vaterlandsfreund, dessen einziges Ziel für alle Anstrengungen seines Lebens die Unabhängigkeit Corsika's war, und in dem Europa den Rächer seines Vaterlandes und den weisen Gesetzgeber bewundert; Napoleon, der größte Mann seiner und, ich möchte sagen, aller Zeiten; Pozzo di Borgo, der zwar für seine Heimath nichts gethan, aber in den Annalen der Geschichte als großer Staatsmann genannt wird. Auch einzelne Glieder des bonapartischen Hauses, die als Menschen groß und herrlich waren, verdienten der Erwähnung, wie Lucian und Louis. Lucian, der einen Thron ausschlug, weil seine Ueberzeugung eine andere war, als die er durch die Annahme desselben hätte bekennen müssen; Louis von dem Volke, das er regierte, angebetet, und edel in der Verwaltung, die er führte, wie in der Art und Weise, mit der er sie aufgab; Jerome endlich, der Bühnenheld, der den schönsten und größten Lohn erwarb, der einem Manne werden kann, die wahre Liebe eines reinen tugendhaften Weibes. Aber auch in den Herzen vieler Corsikanerinnen wohnt eine so hohe Vaterlandsliebe, daß es kein Wunder ist, wenn der Heldensinn ihrer Söhne und der Thatendurst der Männer zu wahrer Größe heranreift.

Corsika's Geschichte liefert uns Züge, die Sparta's und der Gracchen Mütter würdig sind. Als einst Paoli von den Genuesern in dem Kloster Bozzio eingeschlossen, seinem unvermeidlichen Untergang entgegen ging, drang die Kunde davon auch in die Wohnung seines persönlichen Feindes, Thomas Cervoni.

„Auf!" rief seine Mutter, „ergreife Deine Waffen, zur Hülfe!"

„Wie, dem, der mich beleidigte?"

„Feigling, Du gedenkst Deiner Beleidigung, wenn das Vaterland in Gefahr ist! Eile, oder ich fluche dem Blut und der Milch, die ich Dir gegeben! Rette zuerst das Vaterland, und dann räche Dich!"

Cervoni schwankte nicht mehr; mit einem Häuflein tapferer Freunden warf er sich in das Handgemenge und befreite Paoli. Als dieser nach seinem Retter fragte, war Cervoni, seinem Hasse getreu, schon wieder fort. — Ein anderes Mal, als Paoli auf einem Zuge gegen die Genuesern in Corte ruhte, hörte er seine Schildwache mit einem Weibe zanken, das sich nicht wollte zurückweisen lassen. Unmuthig öffnete er die Thüre, um zu hören, was sie zu solcher Zudringlichkeit bewege, als das Weib, einen kräftigen Jüngling an der Hand, ihm entgegentrat und sprach: „General! ich habe meinen Erstgebornen im Kampfe für das Vaterland verloren, nehmt hier meinen letzten Sohn! Ich bin zwanzig Meilen gegangen, um ihn Euch zu bringen."

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Bewohner von Gebirgen oder nicht umfangreichen Eilanden noch Tugenden besitzen, die in großen Städten und deren Bereich, zu dem entschwundenen Glück des goldenen Zeitalters gezählt, oder als eine fromme Schwärmerei überspannter Gemüther betrachtet werden. Hier, in Corsika's Bergen, herrscht noch echte Gastfreundschaft und Sinn für Sittenreinheit und Treue. Wehe dem Mädchen, das seiner Unschuld Blüthe verliert, sie ist ausgestoßen aus dem Kreise jugendlicher Freude; wehe dem Weibe, das seinen Gatten betrügt, der Tod ist ihr Loos, wenn sie nicht in quälender Gewissensangst sich selbst ihn giebt.

Doch zurück nach Ajaccio. Als ich das Haus verlassen, dem Napoleon einen europäischen Ruf gegeben und das in fremden Händen, ohne eine Inschrift, ohne ein Wappen, vielleicht bald nicht mehr von den andern Häusern unterschieden werden wird, wandte ich mich dem Platze zu, auf dem Napoleon ein Monument in Bronze, nach dem Muster der Säule auf dem Vendôme-Platze errichtet worden ist. Man hatte der Stadt die herrliche, poetische Marmorstatue, Napoleon im kaiserlichen Ornate darstellend, ein Meisterstück des toskanischen Künstlers Bartolini, für 60,000 Frcs. zum Kaufe angeboten, allein die Stimmenmehrheit fiel für das erste aus.

Die Cathedrale ist schön, im rein italienischen Style erbaut und bewahrt noch die weiße Marmorschaale, aus der Napoleon das geweihte Wasser zur Taufe gegeben wurde.

Der Marmorbrunnen, der auf dem Hauptplatze im Jahre 1827 beendigt wurde und für ein Monument gelten soll, ist nichts weniger als schön. Die Caserne ist ein großes geräumiges Gebäude, und der Hafen von einer Citadelle beschützt, weit und bequem. Auch schmückt die Stadt manche wohlthätige und wissenschaftliche Anstalt.

Nur drei ordentliche Straßen durchziehen das Land, wovon

die längste und beste, die von Ajaccio nach Bastia ist. Da mein Weg nach dem Norden ging, mußte ich den schönsten Theil der Insel mit den Häfen von Bonifacio und Vecchio unbesehen hinter mir liegen lassen. Ich miethete mir ein Pferd, schickte mein Gepäcke fort, und ließ mich nun von dem kleinen flinken Corsen durch die fruchtbaren Thäler und über steile Felsen dahin tragen. Der erste bedeutende Ort, den ich berührte, war Guagno, welches mit Vico wegen des reinen italienischen Dialekts, der dort gesprochen wird, berühmt ist. Von hier führte der Weg nach Corte, das fast im Mittelpunkt der Insel, von Bergen umgeben, liegt; seine entfernte Lage von der Küste hindert den Handel, der nur in Naturalien besteht. Das Städtchen ist sehr klein und schlecht gebaut. Calenzana und Alata sind noch zwei Orte, welche die Straße durchzieht. Oletta oder Alata ist der Geburtsort Pozzo di Borgo's, des unversöhnlichen Feindes Napoleon's, der den Haß aus den frühesten Jugendtagen mit auf die bewegte Bahn der Diplomatik nahm und in den Mauern von Paris seine Vendetta vollbrachte. Er war es, der die Mächte zu der That antrieb, die sie nur zögernd gedacht, und ihnen zurief: Waget. — Das alte Pozzo di Borgo, das auf einem nahen hohen Berge liegt, zählt nur einige dreißig Häuser, belohnt aber den Wanderer durch die schönste Aussicht nach den beiden Meeren und sprudelt aus seinen Quellen das frischeste Wasser, das ich je getrunken. Ganz nahe liegen auch die drei Thürme von Monticchi, des ursprünglichen Namens der Familie Pozzo di Borgo, welche ihnen als Schutzwehr dienten und ihre Wappenschilder schmückten.

(Schluß folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„O, Himmel!... verflucht sey mein Haupt, schrie Décésaris, und sein schäumender Mund verstummte. Von fürchterlichen Zuckungen erzitterte sein ganzer Körper, und einige Augenblicke schwankte er hin und her, so daß er sich festhalten mußte. Ich hörte folgende mit hohler Stimme gesprochene, unglückweissagende Worte, während er sich die Stirn rieb, als wolle er hier einen Flecken wegwischen: „Immer Blut an meiner Stirn und meinen Händen... ah! diese Flecken vergehen nie." Dann ward er so schwach, daß ich ihn stützen mußte. Endlich kam er, nach ungeheuren Anstrengungen, wieder zu sich, und fuhr fort in seiner scheußlichen Geschichte.

„Ach! sagte er, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Verzweiflung, noch wenige Tage zuvor ging ich mit einem Herzen voll heißer Liebe zu Margarita, nach der Grotte...; und jetzt ging ich hin, sie der mich verzehrenden Wuth, über meinen Feind zu triumphiren, zu opfern!" Sein Auge flammte, daß ich schaudernd den Blick wegwendete, und die Finger seiner rechten Hand krallten sich mit den Nägeln so fürchterlich in meinen Arm ein, daß das Blut heraussprützte. Es war entsetzlich! Er fuhr fort:

„Diese Gedanken folterten mein Herz; welche Höllenqual habe ich erduldet, den von mir gefaßten, teuflischen Entschluß zu bekämpfen! Dennoch gelang es mir, dieß Herz zu überwältigen, an dem jetzt eine Schlange unaufhörlich nagt, und ich schritt vorwärts, überzeugt, unbarmherzig seyn zu können. Noch war Margarita nicht da. Die Nacht war völlig hereingebrochen; blutroth erhob sich der Mond langsam hinter dem Bergrücken hervor und warf sein bleiches Licht weit hin über den Wald. Plötzlich hörte ich schnelle, leichte Schritte, und durch die Bäume sah ich einen weißen Schleier wehen...; sie war es. Liebend breitete sie mir die Arme entgegen, und ich ergriff, von Wuth und Verzweiflung beherrscht, meinen Dolch, stieß zu, und strömend floß das Blut aus der Wunde der Unglücklichen."

Der Mörder war kaum noch zu verstehen. Seine Augen rollten in ihren Höhlen, und er röchelte, wie im Todeskampfe begriffen. Endlich sammelte er alle seine Kräfte und fuhr fort: „Ihre halberloschenen Blicke schienen mir zu verzeihen, und ihre Lippen bewegten sich, als wollten sie das letzte Lebewohl sprechen. Kommen wir zu Ende mit dieser entsetzlichen Geschichte. Meine Kraft hatte mich verlassen, und vergebens versuchte ich, mein Opfer in die Höhe zu heben. Endlich nahm ich sie wie ein Wahnsinniger in meine Arme, und trug sie in den Hintergrund der Grotte."

Bei diesen Worten zitterte Décésaris an allen Gliedern, blutige Röthe überzog sein Gesicht und den Kopf in die Hände nehmend, heulte er vor Schmerz.

„Mit diesem Dolche schnitt ich einiges Farrenkraut ab, und bedeckte damit den leblosen Körper derjenigen, die mir so theuer gewesen war, und die ich dennoch geopfert hatte. Ich konnte mich nicht losreißen von dieser Stelle. Nur nach langem Zaudern begab ich mich auf den Weg nach der Höhle, von wo Lorenzo, von meinen Leuten gefolgt, bei Tagesanbruch ausmarschiren sollte. Der Verräther wollte mich überrumpeln, und glaubte so seinen Triumph zu sichern; schon glaubte er, mein Leben in Händen zu haben. Kaum war ich in der That hundert Schritte gegangen, als ich die Bande bemerkte; sie eilte raschen Schrittes herbei, Lorenzo an der Spitze. Beim Anblicke dieses Ungeheuers wallte mein Blut siedend heiß in meinen Adern.

„Halt! rief ich mit donnernder Stimme. Wer war so frech, Euch meinen Befehlen zuwider hierher zu führen? Du bist es, Schändlicher, rief ich, durchbohrende Blicke auf Lorenzo werfend. Elender! Bisher haben Deine dummköpfige Eifersucht, Deine lächerlichen Anmaßungen, Deine heimlichen Umtriebe, mir eine Macht zu entreißen, die ich der freien Wahl meiner Gefährten verdanke, nur Mitleid eingeflößt. Was ich aber jetzt über Deine feigen, niederträchtigen Anschläge, über Deine wahnsinnige Leidenschaft für Margarita erfahren habe, verwandelt meine Verachtung in Wuth. Ein Opfer, ein fürchterliches Opfer war nöthig für diese treuen Gefährten, welche Du auf Irrwege zu leiten gesucht hast. Nun denn! Ich habe es gebracht! Kommt Alle in diese Grotte, ... und seht...

„Ein allgemeines Gemurmel ward hörbar; sie traten näher...; ich nahm die Zweige und das Gras hinweg, welches die Leiche meines Opfers barg. „Da liegt sie, diese Margarita! rief ich, der Spion des Gouverneurs von Frosinone; nicht ich habe sie getödtet, sondern Du, Lorenzo, Du feiger Verräther und Angeber."

„Alle meine Gefährten traten um die Leiche und stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

„Cameraden, sagte ich, richtet nun, und entscheidet, wer von uns Beiden den Tod verdient."

„Bei diesen Worten zog Lorenzo seinen Dolch, und wollte sich mit wuthentflammten Blicken auf mich stürzen; allein beim ersten Schritte fielen Alle über ihn her, und unter unzähligen Dolchstößen fiel der Verräther. Meine Gefährten vermochten die Wuth nicht zu bemeistern, von der sie ergriffen waren; sie zerstampften den Elenden mit ihren Füßen, schleppten ihn in die Grotte und warfen den Leichnam auf den blutigen Körper des jungen Mädchens... Dann riefen Alle: Hier hast Du das Opfer, das wir Dir schulden! Un-

ser Hauptmann trägt nicht die Schuld von Deinem Untergange."

Nun aber vermochte Décésaris kein Wort mehr hervorzubringen. Er hatte sich, während er seine furchtbare Geschichte erzählte, mehrmals gesetzt und war wieder aufgestanden. Aber als er aufgehört hatte, zu erzählen, lag er wie todt zu meinen Füßen. Erst nach langer Zeit gewann er wieder so viel Kraft über sich, um sich zu erheben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

** (Stuttgart, 9. März.) Herrn Hofschauspieler Feodor Löwe, dessen Name auch als Dichter einen guten Klang in Deutschland hat, wurde gestern die unerwartete Gnade zu Theil, von Sr. Majestät unserem König, der so gerne Künsten und Wissenschaften, so wie jedem aufstrebenden Talente Aufmunterung und Würdigung zu Theil werden läßt, für das auf das Jubelfest von dem jungen Dichter verfaßte, und auf der Bühne von Moritz und Maurer gesprochene Gedicht „Krieg und Frieden," mit einem werthvollen Brillantring, der die Namens-Chiffre Sr. Majestät trägt, beglückt zu werden. (Verkündiger.)

** (Berlin, 4. März.) Die Angelegenheit der Direction unserer königl. Schauspiele ist dem Vernehmen nach jetzt dahin festgestellt, daß der Graf v. Redern die große Hofcharge eines Generalintendanten der königl. Schauspiele mit der Leitung des Generale, und als Mittelbehörde zwischen der Intendantur und der höchsten Stelle behält, während Hr. v. Küster im Monat Mai die Direction der Schauspiele übernimmt, und der Ritter Spontini, der bei'm Ordensfest, so wie bei den letzten Hoffesten wieder zugezogen wurde, im Gehalt und in den Funktionen eines königl. Generalmusikdirektors, und nur mit einigen Einschränkungen in Beziehung auf die Geschäfte bei der Oper verbleibt. Man frägt sich nun aber, wie es der Hr. Generalmusikdirektor anfangen wird, das noch immer mit mehr oder minder größerm Recht gegen ihn eingenommene Publikum zu besänftigen, wenn ihn die Fortsetzung seiner Funktionen zum erstenmal wieder zum Dirigiren des Orchesters bei der Vorstellung einer Oper berufen werde. Eine zu bemerkende Erscheinung ist es, daß sich die Zahl der königlichen Kapellmeister von zweien in neurster Zeit bis auf fünfe vermehrt hat; denn ausser den wirklichen, bei der Kapelle angestellten Kapellmeistern, dem Ritter Spontini, und den HH. Möser und Hennig, haben, wie bekannt, auch die HH. Meyerbeer und Bartholdy diese Charge, oder vielmehr diese Titel erhalten. Jedoch ist nur der Letztere von diesen beiden, und zwar sehr ansehnlich besoldet. Unsere sekundäre Bühne in der Königsstadt, deren halbe Existenz auf die italienische Operngesellschaft übergegangen ist, erhält sich nur kümmerlich durch die Lokalpossen, in welchen der Hr. Beckmann der Liebling des Publikums ist, und noch immer exzellirt. (Karlsr. Z.)

** (New-York.) Der „Löwe des Tags" ist in den nördlichen Staaten, seit der Prinz v. Joinville abgereist ist, der Dichter Charles Dickens (Boz), Verfasser der Pickwickier. „Wir in unserem Land, sagt ein Blatt, lieben die Aufregung. Ein Krampf hie und da ist nothwendig für unsere Existenz. Die Politik, unsere gewöhnliche Hülfsquelle, ist todt, darum brauchen wir einen Löwen, einen Ball, Belustigung, Kurzweil; da läuft uns der Boz in die Arme, ganz zu rechter Zeit." Ueberall, wohin Dickens kommt, wird er durch Festmahle gefeiert. Deputationen bitten ihn, auch ihre Stadt mit seiner Gegenwart zu beehren. Mehrere Damen der Quäkerstadt Plymouth ersuchten ihn um Locken von seinem Haar; er glaubte jedoch des Vorgangs wegen, aus Furcht, am Ende kahl nach Hau'e zu kommen, das Gesuch seiner Anbeterinnen abschlägig beantworten zu müssen.

** (Selbstverstümmlung.) Wie hoch der musikalische Wahnsinn steigen kann, wie merkwürdig tolle Verirrungen in der Kunst vorkommen, und welche Nebenresultate Liszt's und seiner ebenbürtigen Kollegen Spiel unter Dilettanten hervorbringt, mag nachstehende Mittheilung beurkunden, deren Wahrheit wir buchstäblich verbürgen können. Ein junger Klavierlehrer in Dresden hat sich vor Kurzem, nachdem er Liszt gehört, die Zwischenhäute an allen seinen Fingern aufgeschlitzt, um die monströsen, modernen Akkorde spannen und greifen zu können! (Humorist.)

** Die Revue des deux Mondes, in einem Artikel: Souvenirs de la jeunesse de Napoléon, erzählt, im Nachlaß des Cardinals Fesch habe sich ein Pack Papier vorgefunden, achtunddreißig dicke Hefte enthaltend, theils Auszüge Napoleon's aus verschiedenenen Werken älterer und neuerer Literatur, historische Studien über Herodot, Strabo, Diodor, über Frankreich und die gallicanische Kirche, über England, Deutschland, China, Indien und das Reich der Chalifen, staatsökonomische und legislative Studien nach Filangieri, Mably, Necker, Smith mit einer Masse kritischer Bemerkungen, theils Aufsätze und biographische Nachrichten, alles von ihm eigenhändig geschrieben in den Jahren 1786 bis 1793, versiegelt und schon zur Zeit des Consulats niedergelegt mit der Ueberschrift: A remettre au cardinal Fesch seul. Darunter soll ein Heft seyn mit der Ueberschrift: Epoques de ma vie. Auch seine von Ludwig XVI. unterzeichnete Capitainsbestallung vom 30 August 1792, so wie die Nachweisung, daß ihm im Jahr 1791 eine königliche Pension bewilligt und er einmal, weil er bei einer Musterung fehlte, abgesetzt worden. Ferner eine Menge Correspondenzen mit Paoli, Dupuy, Saliceti, Lajard, eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte von Corsica in Briefen an Raynal in drei starken Heften, zwar nicht von Napoleon's Hand, aber von ihm corrigirt und mit Anmerkungen versehen, eine kleine orientalische Novelle die Prophetenmaske zur Beleuchtung einer ausschweifenden Ehrsucht (fureur de l'illustration), eine skizzirte Abhandlung über die königliche Autorität, ein Dialog über die Liebe, eine Widerlegung der Theorie Rousseau's vom Naturzustand als Beigabe zu einem Auszug des Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité de l'homme, wo am Schluß jedes Abschnitts von Napoleon's Hand zu lesen: „Je ne crois pas cela! Je ne crois rien de tout cela!" Endlich ein unvollendetes geographisches Heft, dessen letzte Worte gewesen: Saint-Hélène, petit île. Ominos! Kurz man hat jetzt eine authentische Jugendgeschichte des Kaisers, vorausgesetzt freilich, daß nicht das Ganze auf eines der in Frankreich so gewöhnlichen Memoirenfabricate hinausläuft, was hier indessen nicht der Fall zu seyn scheint. (A. Z.)

---

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 12. März. Ueber den Nutzen des Boraxes zur Entfernung der bei gewissen Operationen sich entwickelnden schwefligen Säure. — Ueber die Magnetisirung des Eisenblechs beim Verzinken desselben. — Was versteht man unter hallymetrischer Bierprobe und wie ist solche anzustellen?

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 12. März. (Neu einstudirt) Jakob und seine Söhne in Aegypten, musikalisches Drama in 3 Abth. Musik von Méhul.

☞ Von Samstag den 12. März an, nehmen die Theater-Vorstellungen wieder um halb sieben Uhr ihren Anfang.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 72. 13. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

So saß sie eine geraume Zeit, als sie plötzlich fühlte, daß man ihr die Hand küßte; sie bemerkte Nanon, welche zu ihren Füßen kniete. „Meine arme Nanon," rief sie, „ich bin sehr unglücklich."

„Ich muß es Euch glauben; aber um's Himmelswillen! weint nicht also, sonst muß ich auch weinen."

„Du hast Recht, es frommt zu nichts, daß man sich so grämt."

„Hier sind zwei Briefe, die in Euerer Abwesenheit angekommen sind," sagte Nanon, mit der Hand an die Tasche ihrer Schürze fahrend: „Wollt Ihr sie lesen? Das würde Euch zerstreuen."

„Was liegt mir an diesen Briefen! ich habe für Nichts mehr Sinn."

„Den einen hat der Courier des Herrn Herzogs von Nevers gebracht."

„So erbrich ihn, und lies ihn mir vor, ich bin zu schwach dazu."

Nanon gehorchte, und las eine Epistel in ziemlich schlechten Versen von dem Herzoge von Nevers vor, worin er seiner Schwester im Wesentlichen meldete, ihr Gemahl ginge damit um, sich ihrer gewaltsam zu bemächtigen, und Polastron, der Gardekapitain, habe sich zur Ausführung seines Projectes erboten.

Als sie den Brief des Herzogs ausgelesen, flüsterte Nanon: „Frau Herzogin, beliebt es Euch, daß ich jetzt den anderen lese?"

„Thue, was Du willst," erwiederte Hortense.

Schon hatte Nanon das Siegel erbrochen, und las Folgendes: Rom, den 1. Mai 1668. Bei diesem Namen fuhr sie auf: „Ein Brief aus Rom!" rief sie stürmisch aus, „damit hättest Du anfangen sollen! lies! lies geschwinde!"

Das zweite Schreiben lautete also: „So ist es denn wahr, Crepa, daß die Gerichte Dir erlaubt, die Bande zu zerreißen, die so schwer auf Dir lagen! O, ich kenne Jemanden, dem diese Nachricht große Freude gemacht, der beinahe wahnsinnig geworden! Nichts kann Dich jetzt mehr an der Ausführung des reizenden Projects hindern, wovon Du so oft in Deinen Briefen gesprochen; wir erwarten Dich, der Herr Connetable und ich, und noch eine andere Person, oder vielmehr ich muß Dich von einem Projecte benachrichtigen, das wir ausgesonnen haben, Dir alle Drei bis Mailand entgegen zu gehen. Ein Wort von Dir, schöne Crepa, und wir machen uns auf den Weg."

Hortense hatte die Geduld nicht, das Weitere zu hören; sie riß ihr das kostbare Schreiben aus der Hand mit einer fast fieberhaften Hast: „Gib! gib!" rief sie, „jetzt werde ich schon allein lesen. Auch liesest Du zu langsam."

Kaum war die Herzogin mit dem Briefe zu Ende, so öffnete sich ungestüm die Thüre des Gemachs, und der Herzog von Nevers trat herein und schien verstört.

„Mein Gott, Bruder!" fragte ihn Hortense, sobald Nanon sich entfernt hatte, „was geht denn vor?"

„Ich bringe Euch eine böse Nachricht, Schwester. Herr von Mazarin hat die Oberhand in der großen Kammer, ich weiß es aus guter Quelle; alle Räthe, ohne Ausnahme, sind gegen Euch. Das Urtheil wird diese Woche gefällt, und Ihr wißt, daß es unwiderruflich ist."

„Gott im Himmel!" rief Hortense aus, „so ist das Maas also voll. Der König, der Hof, das Parlament, Alles verläßt mich. Alles ist gegen mich! Was soll ich machen, mein Gott! was soll ich machen! O, mein Bruder, der Du immer so gut und hülfreich für mich warst, verlaß mich nicht!"

„Hört, Schwester," versetzte der Herzog. „Ihr könnt auf mich und auf die Hülfe meiner Freunde zählen, aber ich darf Euch die Schwierigkeiten Eurer Lage nicht verhehlen! Der Herzog von Mazarin läßt Euch nicht außer Acht, seine Spione geben ihm Auskunft über alle Euere Schritte, und wenn Ihr versucht, zu entkommen, so hat er die Gesetze für sich; er kann Euch in eins seiner Schlösser sperren, wohin der Zutritt mir selbst untersagt werden kann. Wenn Ihr Euch geduldig in Euer Schicksal fügtet, so könntet Ihr vielleicht bessere Tage hoffen."

„Ich danke Euch für den weisen Rath," erwiederte Hortense nach einigem Nachdenken. „Es ist spät. Laßt mich für's Erste mich sammeln. Ich muß vorher wohl überlegen, ehe ich einen Entschluß fasse. Morgen sollt Ihr ihn wissen."

Der Herzog küßte die Schwester auf die Stirn und entfernte sich. Kaum hatte er das Gemach verlassen, so kniete sie auf den Fußboden nieder: „O Gott!" sprach sie, „bin ich zuweilen leichtsinnig und kokett gewesen, so bestrafst Du mich hart dafür. Und dennoch, bei Deinem heiligen Namen schwöre ich es, daß ich nie meine Pflichten als Gattin verletzt. O Gott! halte mich aufrecht am Rande des Abgrunds, und entferne die Versuchung von mir, denn ich fühle es, wenn Du mir nicht zu Hülfe kommst, so ist es um meine Tugend geschehen."

Sie schlug das Gebetbuch auf, um sich gegen die Rathschläge des Bösen zu stärken; allein zum Unglücke stieß sie den daneben liegenden Brief ihrer Schwester von dem Tisch, und ein kleines Papier fiel heraus. In geheimnißvoller Ahnung öffnete sie es mit bebender Hand. Eine Locke von den schönsten blonden Haaren lag darin, auf dem Papier standen

mit Blut, statt Dinte, die Worte geschrieben: „Die Zeit und Hortense." Nachdem sie sich überzeugt, daß Niemand sie belausche, drückte sie auf das Papier und auf die Locke einen Kuß, in welchem sie gleichsam alle ihre Gedanken und alle ihre Erinnerungen concentrirt hatte; dann schob sie Papier und Locke unter das Busentuch, und betete nicht mehr an jenem Abend. Den andern Morgen ging ein durch Nanon gewonnener Kammerdiener, als Courier nach Rom ab, mit einem langen Schreiben an die Colonna, und einem Blättchen Papier, welches eine Locke schwarzer Haare enthielt, nebst den Worten: „Von Hortense." (Fortsetzung folgt.)

## Ein Besuch auf Corsika.

(Schluß.)

Ich erwähnte vorhin der Vendetta, die in Corsika noch in höherm Grade, wie auf der Schwesterinsel Sardinien herrscht. Diese Vendetta ist nur ein übel verstandenes Ehrgefühl, das ihnen nicht erlaubt, dem Mörder ihres Vaters oder eines ihrer Verwandten ungestraft zu begegnen, denn das Herz des Corsen ist von Liebe für seine Familie erfüllt. Es ist nicht das Bedürfniß zu tödten, nicht der Hang zu einer barbarischen Rache, was der Corse unter dieser Vendetta versteht, sondern die peinliche Erfüllung einer für heilig gehaltenen Pflicht. Dies Vorurtheil, das noch aus der Kindheit des gesellschaftlichen Lebens stammt, ist jedoch nicht allein auf diesen beiden Inseln heimisch; die Erbschaft des Hasses und der Rache bestand auch bei den alten Germanen, wie uns Tacitus erzählt; man findet sie wieder bei den Franken und unter den Bewohnern Hochschottland's, sie wuchert noch in dem Innern Arabiens. Die Corsen sind nicht blutdürstig und wild, sie sind nur in der Civilisation zurück. Sie ward genährt, diese unheilvolle Sitte, durch den Mangel an Justiz zu den Zeiten fremder Herrschaft, deren Zwecken es dienlich war, den Unfrieden zu fördern, anstatt zu hemmen.

Es herrscht übrigens bei den Privatfeindseligkeiten eine Art Menschenrecht, wie bei den Mächten einander gegenüber; man kündigt dem Gegner den Tag an, wo man suchen wird, ihn zu tödten. Jeder trifft nun seine Maßregeln, und oft Monate lang bekriegt man sich, ehe einer gefallen, manchmal aber wird auch Friede geschlossen, der dann aufrichtig und herzlich ist.

Der Weg, der mich nach Bastia führte, war mühsam, doch belohnend gewesen; an dem Fuße steiler Felsen vorüber, deren höchste Gipfel mit Schnee bedeckt sind, durch hohe Tannen- und kräftige Eichenwälder, die den Rücken anderer Berge bedecken, durch dunkle und enge Thäler, von reißenden Bächen durchströmt, zuweilen an einer einsamen Wohnung vorüber, die wie ein Adlernest in den Lüften zu schweben scheint, das ist das Innere der Insel; gegen die Meeresküste hin, erweitern sich die Thäler; Dörfer strecken sich an den Ufern der Bäche hin, deren Wasser hier langsam durch blumenbekränzte Beete rieseln; auf sanften Abdachungen prangen Oliven, Orangen und Lorbeern, und hinter ihnen, auf höhern Hügeln heben hundertjährige Kastanien ihre Häupter in die Wolken; das Alter hat ihre Stämme geborsten, daß zehn Menschen in ihrer Höhlung Schutz finden könnten, und die wenige gute Erde hat ihre mächtigen Wurzeln zurückgetrieben, daß sie wie Schlangen auf der Oberfläche des Felsens herumliegen, aber doch sind die Zweige mit unzähligen Früchten beladen. Die äußerste Küste jedoch ist mit Sümpfen bedeckt, und obschon hier Myrthen, Lorbeern, Heidekraut und Cistenrosen in wildem Gemisch durcheinander wachsen, so flieht jeder die schädlichen Dünste, die ihm in diesen Makis die Brust beklemmen.

Bastia liegt Italien und der Insel Elba gerade gegenüber; auf einem Berge erhebt sich die Citadelle, und an seinem Fuße liegt die Stadt, deren Hafen zwar sehr schön, aber wegen eines Molo und mehrerer kleinen Vertheidigungsthürmen keine großen Schiffe aufnehmen kann. Was sie indeß vor allen Städten Corsika's auszeichnet, ist ihre Betriebsamkeit und ihr ausgedehnter Handel.

Bei heiterm Wetter verließen wir den Hafen und steuerten Elba zu.

Es schlägt ein deutsches Herz in meiner Brust, das tief die Schmach empfindet, die Napoleon durch so manchen Sieg und mehr noch durch seine tyrannische Willkür meinem Vaterlande aufdrückte; ein Herz, das stolz empfindet, wie deutscher Geist das fremde Joch abgeschüttelt, und sich die angestammten Herrscher und seine freie Verfassung wieder errang und mit größern Siegen die seinen quitt machte; aber auch dem Feinde muß die Bewunderung werden, die er verdient.

Napoleon war ja nicht der Gegner Deutschland's allein, er war der Welteroberer, er war nicht der Unterjocher eines einzelnen Landes, sondern der Sieger über einen ganzen Welttheil. Warum sollte ich mich schämen, es zu sagen, daß mein Herz pochte, dieses Elba zu sehen, das er zum Schrecken und zur Freude so manches Tapfern wieder verließ, um noch einmal das große Spiel um Throne und Völker zu beginnen?

Zwei Wohnungen, einst die Akademie und Artillerieschule, bildeten, durch einen Salon verbunden, den kaiserlichen Palast Napoleon's auf der Insel Elba. Eine Akazienallee auf dem alten Walle und ein Pumpbrunnen sind sein Werk. Man erkennt in der Wohnung den Geist und die Gewohnheiten ihres Herrn, und all' die Sorge, die er für die materiellen Bedürfnisse des Lebens trug, ohne jenen Sybarismus jedoch, der alle die kaiserlichen Residenzen auszeichnete, die unter seiner Regierung wieder hergestellt und verschönert worden waren. Eine Hinterthüre, die zur Fürsorge bei einem etwaigen Ueberfall dienen sollte, erinnert schmerzlich an die Wendungen des Schicksals, so daß der, welcher so lange gebot, unter seinem eigenen Dache sich fürchten mußte. Man bemerkt in dem Vorzimmer seines Schlafgemachs einige Abbildungen von der großen Unternehmung gegen Aegypten, Erinnerungen der Jugendzeit, der Hoffnungen und des Ruhmes des gefallenen Gastes. In dem Cabinet steht der Schreibtisch von Mahagoni noch an demselben Platze, und der jetzige Gouverneur der Insel, ein ehemaliger Gardeoffizier mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, bedient sich jetzt seiner. Als er noch in den Reihen seines Regiments stand, hätte er wohl nie geglaubt, daß er einst an dem Arbeitstische seines Kaisers die eigenen Befehle ausfertigen würde.

Drei Meilen von Porto Ferrajo liegt St. Martin, die Villa Napoleon's; Porto Ferrajo, das Meer, die Schiffe und die Berge bilden eine schöne Aussicht. Das kleine aber wohleingerichtete Haus, besteht auf einer Seite aus einer, auf der andern aus zwei Etagen. Der Eßsaal ist auf ägyptische Weise geschmückt; auf dem Kamin des Salons stehen noch die Büsten aus Marmor, die die Prinzessin Elisa Baciochi und ihr Gemahl zurückgelassen hatten. Auf der Terrasse vor dem Hause stehen einige Orangenbäume, die Napoleon selbst gepflanzt. St. Martin ist heute unter der Herrschaft der Erzherzogin Marie Louise, und ihr Verwalter hat hier seine Wohnung. Diese baufällige Villa ist das einzige Erbtheil, das der mächtige Besitzer so manches Reiches zurückgelassen hat, und eine Kaisertochter ist die Erbin des Repräsentanten der größten Volksrevolution. Nirgends vielleicht ist das Wunder seiner Erhebung und seines Falles so auffallend, wie hier.

Der Palast Napoleon's zu Portolungone, nahe bei der

Citadelle ist fast ganz verfallen. Von einer sehr im kleinen betriebenen Thätigkeit für die Bauten auf der Insel, geben noch Anweisungen auf Bezahlungen von hundert Thalern Beweise; sie sind mit den wenigen Worten seiner eigenen Hand begleitet: „Approuvé à faire le plus tôt possible." Welch ein Abstand mit den Budgets von 1810, wo sich die Summen für die kaiserlichen Bauten auf 5,200,000 Franken beliefen.

Auf dem Lande ist eine lange Bank in den Felsen gehauen, die man, ihrer Form wegen, das Kanapee nannte, und vor welches Napoleon im Halbkreis Maulbeerbäume pflanzte; oft ließ er sich hier sein Zelt aufschlagen und sein Mittagessen hinbringen, und schaute durch das Fernglas nach den Schiffen, die vorübersegelten, nach der Küste Italien's und nach seinen engen Umgebungen.

So hatte ich denn, in den für mich so kurz entschwundenen Monaten, die ich von der Heimath entfernt war, die Erinnerung der Denkmäler des grauen Alterthums und der neuesten Zeit in meinen Geist aufgenommen; aber mein Herz erfüllte Sehnsucht und Hoffnung, daß ich noch einmal zurückkehren werde unter diesen herrlichen Himmel, der selbst im Vaterlande mir nicht so schön scheint, so innig ich es liebe. Noch einmal hin zu deinen Füßen, o Ajaccio! und dann in die Arme meiner Lieben! —

## T a b l e t t e n.

*,* (Middelburg.) Das „Amsterdamer Handelsblad" berichtet, daß der Frankfurter Pianist Conrad Baldenecker auch hier mit wahrhaft enthusiastischem Beifalle für sein treffliches Spiel belohnt worden sey. Ein von ihm componirtes, zur Aufführung gekommenes Violinquartett fand ebenfalls, wie man uns schreibt — glänzende Aufnahme von Seiten der anwesenden Künstlern und Kunstdilettanten. Die Gediegenheit der Composition, die brillanten Passagen und reizenden Melodieen reihen das Werk den gelungensten Quartetten an. Wir sind begierig, welche Resultate das Talent, der Kunsteifer und das rastlose Streben des Hrn. Baldenecker bei seinem nächsten Auftreten in Belgien herbeiführen werden.

*,* (Mainz, 9. März.) Unser Theaterdirektor Schumann führte bekanntlich in den letzten Jahren regelmäßig eine deutsche Oper nach London. Die vorjährige war aber pecuniär so total mißlungen, daß Schumann, um nur seine Gesellschaft unterhalten zu können, in London Geld aufnehmen mußte gegen Zurücklassung seiner Garderobe. Es soll laut einer zwischen ihm und den neuen Unternehmern in hiesigen Blättern geführten Polemik, nicht weniger als 1000 Pf Sterling auf diese Garderobe zu zahlen haben, und deßhalb vor der Hand verhindert seyn, nach London zu gehen. Während also zwei mit dem Theaterwesen vertraute, hiesige Bürger dießmal die Oper auf eigene Rechnung nach London fahren, und mit ansehnlichen Mitteln versehen, und im Besitze einer ausgezeichneten Gesellschaft, gute Geschäfte zu machen hoffen, wird Hr. Schumann mit einer andern Operngesellschaft nach Paris gehen, um dort sein Glück zu versuchen. Man prophezeit unterdessen dieser Unternehmung keinen glücklichen Erfolg, da man in Paris andere Ansprüche an eine deutsche Oper zu machen gewohnt ist, als in London, und da die Unternehmer der englischen Entreprise bereits die besten Sänger und Sängerinnen engagirt haben. Wie ich höre, wird Kapellmeister Lachner in Mannheim mit nach London ziehen, und dort mit mehreren ausgezeichneten Operndirigenten, Kapellmeister Ganz alternirend, die deutsche Oper dirigiren. Ob diesen Sommer, wie im vorigen, das Schauspiel hier thätig bleibt, oder ob die Bühne ganz geschlossen wird, davon kann ich noch nichts bestimmtes sagen: wohl aber ist es gewiß, daß demnächst eine neue Concurrenz für die hiesige Theaterunternehmung ausgeschrieben wird, da Hrn. Schumann's Pachtzeit mit Sept. d. J. abläuft. (Mannh. J.)

*,* (Außerordentliche Einladung.) Die „Western-Times" veröffentlichen nachstehenden, nur unter Albion's Himmel denkbaren Vorfall: Vorgestern Morgens wurde in dem Dorfe Sampford Peverell auf dem Hauptplatze durch den öffentlichen Ausrufer, unter Trommelschlag, den Ortseinwohnern folgende Kundmachung verlesen: „Der Gutsbesitzer, Herr Richard Shackell, läßt jene Individuen, welche aus seinen, unter dem Namen „Townsend-Fields" bekannten Aeckern einen Theil der trefflichen Florentiner Rüben ausgruben, freundlich grüßen, und auffordern, sich heute (den 16 Februar) Abends zwischen 10 und 12 Uhr, freien Angesichts oder vermummt, bewaffnet oder wehrlos, in dem anliegenden Wirthschaftsgebäude einzufinden, und dort auch den übrigen Theil in Empfang zu nehmen. Indem ihnen sämmtlich auf Edelmannswort ungehinderter Abzug zugesichert wird, werden sie erinnert, daß nur jenen Personen, welche sich mit Mustern der besagten Rübengattung ausweisen, der übrige Theil wird ausgefolgt werden." (N. C.)

*,* (Literarisches.) Von dem trefflichen Werke: „Der Main von seinem Ursprunge bis zur Mündung, von F. Menk Dittmarsch (Mainz, bei V. v. Zabern)", sind drei Lieferungen erschienen, welche die Geschichte und Schilderung der Maingegenden bis Schmachtenberg führen. Wenn in Frankreich, wenn in England solche nationale Unternehmungen, wie Menk's herrliches Werk eines ist, stets mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen und unterstützt werden, so wird das gediegene Teutschland nicht zurückstehen wollen und nicht zurückstehen; und somit wird sich die historisch-topographische Beschreibung einer der interessantesten Wasserstraßen unseres Vaterlandes, der König Ludwig eine wichtige Zukunft aufschließt, der größten allgemeinsten Theilnahme zu erfreuen haben. Der Verfasser führt uns den Main in seiner Vergangenheit und Gegenwart in kaleidoskopischen Wechselbildern, voll Ernst und Scherz, Lob und Tadel, voll innigen Gefühles und ironischen Witzes, vorüber. Die Anmuth, welche sich unvergänglich auf des Maines Gegenden gelagert, hat der Verfasser auch über seine Schilderung ausgegossen, welche, bei der Tiefe der Empfindungen und Hoheit der Gesinnungen, in das Gewand des geschmeidigsten und reinsten Styles gekleidet ist. Wahrlich, Menk's Werk über den Main verdient des Volkes Buch zu werden. (Aschaff. Z.)

*,* In Malta fiel im letzten Carneval ein unglückliches Duell zwischen englischen Offizieren vor. Capitain Levick und Lieutenant Adams schlugen sich auf Pistolen und beim zweiten Feuern erhielt letzterer einen Schuß in den Leib, in dessen Folge er am Abend des andern Tages starb. Der Anlaß war, Lieutenant Adams hatte in der Strada Reale zu Valetta eine der Misses Levick, die ihm mit ihrem Vater begegneten, mit Rosinen beworfen, was in Malta, wie das Confettiwerfen in italienischen Städten, zu den gewöhnlichen Carnevalsscherzen gehört, die sonst Niemand übel nimmt. Cap. Levick nahm es aber übel und schlug Lieutenant Adams, der in Civilkleidung war, ins Gesicht, was dieser erwiederte. Cap. Levick und der eine Secundant wurden verhaftet, um vor die Jury gestellt zu werden; der andere Sekundant war nach Sicilien entwichen. Der Gebliebene wird allgemein bedauert. (N. C.)

*,* (London.) Bulwer's neuestes Werk Zanoni, eben erschienen, ist so voll ernster, philosophischer Betrachtungen, daß es kaum ein Roman zu nennen. Die Erzählung beginnt in Neapel, kurz vor Ausbruch der großen französischen Revolution. Zanoni hatte durch tiefe Studien das Geheimniß entdeckt, so lange nur stets in frischer Jugendkraft zu leben, als ihm beliebte. Jahrhunderte waren ihm bereits dahingeschwunden, endlich besiegt ihn die Liebe, bestimmt ihn, sich aufzuopfern, und mit Entzücken erfaßt er den Begriff der Ewigkeit jenseits des Grabes. Die Charakterzeichnung Zanoni's und seines

Genossen Mejnour, die Schilderung der Ereignisse der Revolution bewähren Bulwer's hohes Talent.

*** (Prag, 4. März.) Am 19. v. M. starb hier Hr. Ritter von Flix mit Hinterlassung von 22 lebenden Kindern, die er mit einer Gattin gezeugt hatte.

*** (Der Lerchenfang unterm Eise) Auf der längs des Dive-Canals im Maine- und Loiredepartement gelegenen Ebenen ereignete sich vor Kurzem ein Vorgang, welcher seit Menschengedenken, ja vielleicht noch nie vorgekommen ist. Auf jenen Ebenen pflegen um Mitte Februars die Lerchen in großen Zügen zu erscheinen, wo sie dann von den Bevölkerungen der Ortschaften mit Netzen gefangen werden. Eines Morgens war auf sämmtlichen Ebenen keine einzige Lerche zu sehen. Die Verwunderung darüber war allgemein; doch die Sache verhielt sich auf folgende, wundersame Weise. Während der Nacht war Thauwetter eingetreten; als nun die Lerchen in der Frühe einfielen, geriethen sie sehr tief in den durchweichten Boden. Während sie da emsig nach Futter umherpickten, trat plötzlich ein starker Frost ein, welcher über jede der armen Lerchen eine Art von Eiskäfig bildete, dessen Decke sie sich vergebens anstrengten, mit ihren Schnabelstößen zu zertrümmern. Die Schadenfreude der Bevölkerungen der ringsumhergelegenen Dorfschaften, als sie endlich diese Entdeckung machten, war über alle Maßen. Ah, haben wir euch auf diese Weise, riefen sie, und eilten nach Hause, um so viel Körbe u. dgl als möglich zu holen. Mittlerweile ging die Sonne auf, und ihre ersten Strahlen kamen den bisher machtlosen Anstrengungen der armen Lerchen zu Hülfe. Es währte nicht lange, und sämmtliche Tausende und Tausende von Gefangenen durchbrachen, wie mit Einem Schnabelschlage, ihre Eisverließe, und rauschten mit einem hellen, durchdringenden Wonnegezwitscher über ihre Erlösung hinauf in die sonnigen Lüfte. Freudejubelnd kreisten sie lange umher und verließen endlich die Ebenen. Die langen Gesichter der nun aus allen Ecken und Enden zur leichten Lese herbeieilenden Landleute, als sie die Tausende und Tausende von leeren Eisnestern, dagegen die wirbelnden ihnen unerreichbaren Schaaren hoch oben in den Lüften erblickten, lassen sich denken. Welches anziehende Gegenstück zu diesem buchstäblich wahren Vorfall bildete nicht jenes edle Benehmen der Gitschiner Bevölkerung, welche, wenn wir nicht irren, vor einigen Jahren, mehreren Hunderten armer Lerchen auf einmal die Freiheit gab.

*** Die beliebte Schauspielerin Miß. Howard, vom Victoria-Theater in London, kehrte am 8. Februar nach Beendigung des Schauspiels in ihre Wohnung zurück und während sie am Tische zum Abendessen saß, fiel sie vom Stuhle herab und verschied plötzlich, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Die Verstorbene, sagt das „Morning Chronicle“, war eine hoffnungsvolle, junge Schauspielerin von vielseitigem Talente und dem musterhaftesten Lebenswandel.

## Aus Breslau.

(Anfang März.)

Dem Beispiele der Berliner Gelehrten, Vorträge für ein gebildetes Publikum zu halten, sind die hiesigen gefolgt, und obgleich Anfangs diese Vorlesungen als Nachahmerei Berlin's, das immer als Muster betrachtet wird, manchem Zweifel ausgesetzt schienen, so ist die Sache doch mit Beifall aufgenommen worden. Gegen 500 Personen der gebildeten Stände (die höchsten insbesondere finden sich ein) versammeln sich alle Sonntage im Universitätsmusiksaale. Bereits sind vier Versammlungen vorüber. Professor Stenzel sprach über Wesen und Bedeutung des historischen Studiums; Prof. Nees von Esenbeck über den Begriff des Organismus; Prof. Braniß über das Charakteristische der modernen Bildung; Prof. Kahlert über den Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst. Der Ertrag wird für die Freitische verwandt. Diese Vorlesungen sind um so mehr willkommen, als die gesellschaftlichen Freuden in diesem Winter nicht sehr reichhaltig sind; viele Familien des Adels sind diesmal nicht in die Hauptstadt gekommen, weil sie in vorigem Herbste zur Feier der Anwesenheit des Königs hier einen höchst kostspieligen Aufenthalt genommen hatten. An öffentlichen Vergnügungen ist aber kein Mangel; die Fastnacht hat ein sogenanntes Narrenfest gebracht, das der Künstler-Verein sehr ergötzlich und witzig arrangirt hatte, eines der wenigen Feste, wobei aller Lustigkeit ungeachtet, und bei einer Vermischung aller Stände kein Zank vorkam. Dieses Letztere ist dagegen auf der zweiten Theaterredoute so sehr der Fall gewesen, daß einige Personen aus adeligen Familien, in Folge ähnlichen Uebermuthes als der auf der Berliner berüchtigten Redoute, gewaltsam aus dem Saale entfernt worden sind. Die Zeiten, wo gegen junge Leute, die einen vornehmen Namen tragen, Nachsicht geübt wurde, wenn sie sich gegen Bürgerliche etwas herausnehmen wollten, sind längst vorbei. Aber leider wird durch solche Geschichten das Verhältniß der verschiedenen Stände nur um so gespannter. Einigermaßen hängt wohl hiermit auch zusammen, daß unser neues Schauspielhaus oft weniger, als man es erwarten sollte, besucht ist. Die Direktion nämlich hat einzelnen Familien ein Vorkaufsrecht auf Logen gegen ein Pauschquantum zugestanden, so daß diese Logen vor einer bestimmten Stunde nicht anderweitig verkauft werden können. Gegen diese Maßregel an sich läßt sich nichts einwenden, Viele jedoch im Publikum sehen dies als eine Bevorzugung Einzelner auf Kosten des Allgemeinen an. Genau betrachtet, liegt der Grund dafür, daß der Theaterbesuch sich nach den ersten Wochen verringert hat, darin, daß das Schauspiel lückenhaft besetzt ist. Außerordentlicher Fleiß ist auf die Darstellung der Oper: „Die Geisterbraut“, componirt von Sr. k. Hoh. dem Herzog Eugen von Würtemberg, der seit dreißig Jahren in Schlesien zu Karlsruhe residirt. Das Sujet ist aus Bürger's Leonore entlehnt, jedoch in den dreißigjährigen Krieg verlegt. Für Dekorationen und reichen Wechsel des Costume's ist viel Gelegenheit gegeben, und diese verschwenderisch benutzt worden, so daß in Wahrheit der Eindruck ein sehr imponirender ist. Auch die Musik, die das Studium der klassischen Meister verräth, ist sehr charakteristisch, und besonders reich an schönen Ensemblestücken. Sechs Vorstellungen, davon die ersten vier bei erhöhten Preisen, sind bereits vor überfülltem Hause vorübergegangen. — „Muttersegen, oder die neue Fanchon“ ist durchgefallen. Die am meisten beliebte Schauspielerin ist Mad. Schreiber-St. George, die mit Recht gefeiertste Sängerin. Dlle. Spatzer, die für die hiesige Oper ein wahrer Gewinn heißen darf, wobei man nicht vergessen muß, daß sie noch nicht den Höhepunkt ihres Talents erreicht hat, worauf die einsichtigeren unserer Kritiker sie aufmerksam machen mögen, damit die Eitelkeit nicht diese trefflichen Mittel und Anlagen auf Abwege leite. — Die Nachricht, daß ein schlesischer Standesherr sich in Dresden mit einem Schriftsteller, dem Verfasser des Romans: „Schöne Welt“, von Jean Charles, (Leipzig 1841) geschlagen habe, erregte hier großes Interesse. Allerdings ist dieses Buch ein Pamphlet auf hiesige Familienverhältnisse, die aber der Vergangenheit angehörend, den Verfasser jenes Buchs, der einstens hier gastlich aufgenommen war, nicht zu einer Indiscretion verleiten durften. — Im Gebiete der schönen Literatur ist hier erschienen: „Marie“, von der Verfasserin von „Schloß Goszyn“, welches eine vornehme Dame seyn soll. Dann „der Titanide“, von Eitner. Zu den fleißigsten hiesigen Novellendichtern gehören Herr von Heyden und Ladislav Tarnowsky. Von der neuen Zeitschrift umfassender Art, die durch Lewald (einem Vetter des bekannten Schriftstellers) hier herausgegeben werden soll, spricht man von Neuem. Der Buchhändler Hirt hat den „Oberschlesischen Anzeiger“, ein altes, früher ganz unbedeutendes Lokal-Blatt angekauft und zu einem würdigeren Ansehen gebracht. Es enthält nur Originalartikel. — Seit 14 Tagen läßt sich die Gautier'sche Kunstreitertruppe hier sehen, die nebenher auch im alten Theatergebäude Ballete giebt. Sie findet vielen Zulauf. An Kuriositäten, als Riesen, Wachskabinette u. s. w. ist hier niemals Mangel.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 13. März. (Neu einstudirt) Jakob und seine Söhne in Aegypten, musikalisches Drama in 3 Abth. Musik von Méhul. Hierauf folgt: Hampelmann sucht ein Logis, Lokal-Lustspiel in fünf Bildern.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 73. 14. März 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Daesberg.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später, am Mittwoch, 13. Juni 1668, fuhr bei Einbruch der Nacht ein sechsspänniger Wagen aus dem Palast Mazarin. Zwei allerliebste Jungen in Reisekleidern saßen darin. Obgleich sich beide alle Mühe gaben, eine entschlossene Miene anzunehmen, so zeigte der Ausdruck ihrer Physiognomie die lebhaftesten Besorgnisse; man glaubte zwei Schüler vornehmer Abkunft zu sehen, welche der Aufsicht ihrer Hofmeister entronnen. Brauchen wir hinzuzufügen, daß einer dieser Schüler Hortense, und der andere Nanon hieß?

Im Augenblicke, wo der Wagen am Thore St. Antoine anlangte, stieß Hortense einen Schrei aus. Sie hatte eben bemerkt, daß sie in der Uebereilung, das Kästchen, welches all' ihr Hab und Gut, nämlich ihr Gold und ihre Juwelen enthielt, vergessen hatte. Eben hatte sie dem Kutscher befohlen, zu halten, als eine Stimme, die sie sofort erkannte, und die in ihren Ohren, wie die Posaune des jüngsten Gerichts tönte, ihre Diener anrief: „Platz! Platz! Ihr Schurken! seht Ihr denn nicht, daß Ihr dem Wagen des gnädigen Herrn Großmeister der Artillerie den Weg versperrt."

Es war in der That der Herzog von Mazarin, welcher von Vincennes kam, und in's Arsenal zurückfuhr. Hortense fühlte einen kalten Schweiß über den ganzen Körper laufen, und drückte sich rasch in den Wagen zurück; aber nicht schnell genug, um nicht beim Fackelschein die ziemlich mönchsartige Gestalt des Herrn von Mazarin zu erblicken, der sich mit dem Kopfe an's Kutschenfenster gelehnt, um zu sehen, was es gäbe.

### XVI.

Der Herzog bebte zusammen: „Polastron," sagte er mit erstickter Stimme, „habt Ihr Nichts gesehen, an dem Kutschenfenster dort."

„Was denn! gnädiger Herr?"

„Mir dünkt, ich habe Frau von Mazarin erkannt; seht doch einmal nach. Ein sechsspänniger Wagen, der um diese Stunde aus Paris fährt, das ist verdächtig."

Zwischen beiden Karossen war höchstens eine Entfernung von sechs Schuh. Polastron lehnte sich vorwärts, so daß er in den Wagen schauen konnte, in welchem Hortense fuhr. Nach Verlauf von etwa zehn Sekunden berichtete Polastron: „Gnädiger Herr! es ist eine Täuschung Eurer Sinne, die immer mit demselben Gegenstande beschäftigt sind. Es sind nur zwei junge Leute im Wagen, die sehr eifrig mit einander reden, so daß ich ihre Züge nicht unterscheiden konnte, denn sie kehren einander das Gesicht zu. Auch führt der Wagen nicht Euer Wappen, sondern das Wappen der Familie Rohan, und ich wette, es ist der Chevalier, der eine Lustparthie nach seinem Landhause vorhat. Auch sehe ich einen gewissen Taugenichts, Namens Narciß, hinten aufstehen, es ist einer seiner Kammerdiener und soll sein Helfershelfer seyn."

Unterdessen setzte sich der Wagen des Herrn von Mazarin wieder in Bewegung, und fünf Minuten nachher, befand sich der Herzog im Arsenal: „O du himmlische Güte!" rief er, als er ausstieg, wie konnte ich mir nur einbilden, es sey die Herzogin, da man mir berichtet hat, daß sie den ganzen Tag zu St. Germain, bei ihrer Schwester, der Oberintendantin, zubringen würde. O jetzt bin ich ruhig, ganz ruhig; auch fällt morgen die große Kammer das Urtheil; morgen, Polastron, trete ich wieder in meine Rechte ein! morgen führe ich Hortense in's Arsenal! übermorgen fahren wir auf mein Schloß de la Meilleraye, und der müßte sehr geschickt seyn, der ohne meine Erlaubniß bis zu ihr dränge! O, Hortense ist so schön! Polastron, ich liebe sie so sehr! Wenn mich nur der Himmel nicht dafür straft! denn ich kann es Euch im Vertrauen sagen, obgleich es eine ungeheure Sünde ist: ich glaube, daß ich Hortense noch mehr liebe, als Gott!"

„In der That," erwiederte Polastron, „die Frau Herzogin ist eine wunderschöne Frau."

„Glücklicherweise," versetzte der Herzog, „hat mir mein Beichtvater gesagt, daß man die schwersten Sünden abbüßen könne, durch Almosen und Kasteiungen."

Unterdessen wurde dem Herzoge gemeldet, das Essen sey aufgetragen: „Sollte ich nicht fasten, diesen Abend, um dem Herrn für die Gnade zu danken, die er mir morgen erweisen wird?"

„Wie es dem gnädigen Herrn gefällt," erwiederte Polastron."

„So fasten wir zusammen," versetzte der Herzog.

Bei diesem Vorschlage schnitt der Gardekapitain ein häßliches Gesicht: „Gnädiger Herr," stammelte er, „die frische Luft im Gehölz um Boulogne hat mir den Appetit bedeutend geschärft, und wenn es dem gnädigen Herrn gleichgültig wäre, allein zu fasten, so ———"

„Mann von schwachem Glauben," unterbrach ihn der Herzog, „Ihr wißt nicht, wie viele Sünden Ihr also abbüßen könntet; da Ihr es aber ausschlaget, so muß ich Euerem Beispiele folgen, und ich will mit Euch speisen, wir trinken auf's Wohl der Herren von der großen Kammer, und des verirrten Schafs, das zur Heerde zurückkehrt. Wohlan, zu Tisch! zu Tisch!"

Gegen das Ende der Mahlzeit, als beide, beinahe fröhlich, mit den Gläsern anstießen, verlangte ein Bedienter der Frau Gräfin von Soissons mit dem Herzoge zu reden. Als er vorgelassen wurde, meldete er, daß ihn die Gräfin sende, um

bei dem Herrn Herzoge nachzufragen, ob er ihr Nachricht von der Frau Herzogin geben könne, da man diese vergebens den ganzen Tag zu St. Germain erwartet habe, und sie seit den Abend ihren Palast verlassen. (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

### I.

Nikolas Fouquet, Oberintendant der Finanzen unter Ludwig XIV., hatte die höchste Ungnade seines Souverains verwirkt; er hatte in der Gewalt, im Aufwand und in der Liebe mit dem König rivalisiren wollen. Fouquet hatte vom Cardinal Mazarin gelernt, durch die Macht des Geldes mehr König zu seyn, als der König selbst, und auf Kosten des Staatsschatzes sich bedeutend bereichert. Die Geldverschleuderungen seines Ministeriums mußten seinem Verhaft und seinem Prozesse zum Vorwand dienen: allein die eigentliche Ursache waren sie nicht; Ludwig XIV. würde Fouquet selbst die Erschöpfung der Finanzen des Staates verziehen haben, wenn die vielen für thörichte und schimpfliche Ausgaben verschwendeten Millionen dem Uebermuthe des Oberintendanten genügend gewesen wären. Dieser, der sich laut rühmte: „er habe alles Geld des Königreichs und den Tarif einer jeden Tugend," verstieg sich in seinen Verführungsprojekten bis zu Fräulein de la Valliere, die der König insgeheim liebte, und ließ dem schönen Hoffräulein die Summe von 100,000 Livres anbieten, als Preis der gehofften Begünstigung: la Valliere wies das Anerbieten mit Entrüstung zurück, und beschwerte sich bei dem König. Diese Insolenz Fouquet's setzte den alten Beschwerden, die man gegen ihn hatte, die Krone auf, und sein Verderben wurde beschlossen.

Fräulein von la Valliere, um ihrem königlichen Liebhaber zu beweisen, wie tief sie den verwegenen Antrag Fouquet's verachte, drang selbst auf eine nachdrückliche Bestrafung. Der Oberintendant wurde verhaftet zu Nantes am 5. Sept. 1661, beim Weggehen aus dem versammelten Staatsrathe, vierzehn Tage nach den prächtigen Festen zu Vaur, wo der über ihn eifersüchtige und erzürnte König sein Gast gewesen war; man durchsuchte mit der äußersten Genauigkeit alle Papiere des angeklagten Ministers, mehr um den Beweis seiner galanten Intriguen, als seiner Vergehungen im Fache der Finanzen zu entdecken; die Briefe, Gemälde, Locken, die er von Frauen empfangen hatte, fanden sich in einer chronologischen Sammlung vor, an der fast alle Damen des Hofes ihren Antheil hatten.

Erst drei Jahre nach seiner Gefangennehmung wurde sein Prozeß entschieden; mittlerweile war er erst nach Amboise, dann nach Vincennes, nach Moret und in die Bastille gebracht worden. Seine Verwandte, seine Domestiken waren verhaftet oder verfolgt worden, und doch verließen die Freunde, die er während seiner glücklichen Umstände sich gewonnen hatte, ihn im Unglück nicht. Mehrere vertheidigten ihn laut, als Pomponne, Pellisson, la Fontaine, Moliere, St. Evremond, Gourville, Frau von Sevigné; die übrigen nahmen sich seiner mit solchem Eifer an, daß die öffentliche Meinung sich zu Gunsten des Angeklagten erklärte. Seine Feinde, nicht minder zahlreich, und mächtiger als seine Freunde, steigerten ihre List und Leidenschaftlichkeit, um die Richter zu einem Todesurtheil zu stimmen. Colbert, der im Rathe des Königs an die Stelle seines Wohlthäters Fouquet getreten war, der Minister Michel Letellier, der Kanzler Seguier und der General-Advokat Talon arbeiteten gemeinschaftlich zu diesem Zweck: Fouquet vertheidigte sich aber mit so viel Würde und Beredtsamkeit, daß das Gewissen des Tribunals gerührt wurde; nur neun Stimmen trugen auf Todesstrafe an (20. Dez. 1664), und Fouquet wurde zu lebenslänglicher Landesverweisung verurtheilt; der König verwandelte die Strafe in lebenslängliches schweres Gefängniß.

Zwei Tage nach diesem lächerlichen Gnadenakte wurde der Verbannte nach dem Schlosse Pignerol dicht an der piemontesischen Gränze gebracht, und eigens dem vom König hierzu als Gouverneur des Gefängnißthurms ernannten Capitain Saint-Mars zur Bewachung übergeben. Von diesem Augenblick an war Fouquet wie von der Welt abgeschnitten; umgeben von außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, unausgesetzt durch Söldlinge bewacht, der inquisitorischen Tyrannei seines Kerkermeisters unbedingt überlassen, lebte er seit fünfzehn Jahren in völliger Einsamkeit, ohne sein Zimmer verlassen zu dürfen, ohne das Angesicht eines Freundes zu erblicken, ohne eine freiere Luft zu athmen, ohne irgend eine Nachricht von seiner Familie, selbst ohne den einzigen Trost, den Tod des größten Theils seiner Verfolger zu erfahren.

Einer der Aufwärter, die ihn bedienten, und die, wie alle andern, nur mit ihrem Tode Pignerol verlassen sollten, Mani, ein roher piemontesischer Bauer, gebungen um jährliche 600 Livres als Preis seiner Freiheit und einer ausschließlichen Untergebung unter die Befehle des Commandanten Saint-Mars, übergab an Fouquet eines Tages ein zerrissenes Stück Leinwand, worauf mit Blut folgendes geschrieben war:

„Seit achtzehn Jahren eine Gefangene mit Ihnen und um Ihretwillen, denke ich nur an Sie, der mich ohne Zweifel vergessen hat."

Fouquet, betroffen über diese räthselhafte Zuschrift, bemühte sich, einige nähere Aufklärung von dem Boten zu erhalten: allein dieser weigerte sich zu sagen, von wem das blutbefleckte Linnen herrühre, und forderte ihn bloß auf, alles zu verbrennen, was ihm auf gleiche Weise zukommen würde.

Der unwissende Piemonteser, der nicht lesen konnte, und seiner Pflicht nicht sonderlich durch Ueberbringung eines Lappens Leinwand untreu zu werden glaubte, brachte bald eine zweite Botschaft, gleich jener mit Blut auf ein linnenes Gewebe mit einer Nadel gezeichnet, doch etwas ausführlicheren Inhalts:

„Gedenken Sie der Carmeliterinnen! Ich habe Sie zu sehr geliebt, als daß meine Liebe durch die Abwesenheit erlöschen konnte, und durch die unerhörten Leiden, die man über mich verhängt hat; doch muß in dem Alter, worin wir stehen, die Liebe sich in Freundschaft verwandeln; übrigens hat das Schicksal uns vorbehalten, daß wir nie uns wiedersehen sollen! Der verabscheuungswürdige Tyrann, der uns trennt, würde hundertmal lieber sterben, als aus unserer grausamen Sklaverei uns erlösen. So nahe bei Ihnen und so fern! Ich bitte Gott um meine Freiheit nur deßhalb, um für die Ihrige mich zu bestreben; endlich hoffe ich doch noch meinem Henker zu entrinnen!"

Ein einziges Wort in diesem Schreiben könnte zur Entdeckung der Verfasserin führen. Fast mit verliebten Empfindungen bemühte sich Fouquet, diejenige unter den Carmeliterinnen zu errathen, für die seine Liebe so traurige Folgen haben konnte, und er blieb zuletzt bei einem schönen jungen Fräulein, Henriette de Moresant, stehen, die ihre Eltern in das Kloster der Carmeliterinnen gesandt hatten, um dort ihre religiöse Erziehung zu vollenden, und die er wenige Monate vor seiner Katastrophe dort hatte kennen lernen.

Dieses Mädchen, verleitet durch die verderblichen Rathschläge

der Madame Duplessis-Belliere, hatte erst eingewilligt, Briefe vom Oberintendanten anzunehmen, dann sie zu beantworten, und der Briefwechsel war so lebhaft unter ihnen geworden, daß die unschuldige Carmeliterin im Begriffe stand, sich ihrem Verführer selbst in die Arme zu werfen, als Fouquet den König nach Nantes begleiten mußte, von wo er nur als Staatsgefangener zurückkehren sollte. Diese romanhafte Episode in Fouquet's galantem Leben hatte den Gewinn für ihn, daß sie ohne Entwickelung geblieben war, und der Schluß der weit umfassenden Geschichte seiner flüchtigen Neigungen wurde. Oft erschien Henriette ihm in seinen Träumen, selbst wachend, als sein trostbringender Engel, Fräulein von la Valliere dagegen erschien ihm zuweilen wie ein böser Dämon in diesem Gefängnisse; das sie ihm als einem Nebenbuhler des Königs geöffnet hatte. Als ein Sechziger bereits war Fouquet eben so wenig mehr fähig, Liebe zu empfinden als einzuflößen, aber eine treue und innige Zuneigung weihte er der Person, wer sie auch seyn mochte, die nach so vielen Jahren kalten Vergessens noch ein warmes Andenken an einen Unglücklichen hegte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

### Neuer Lärmen.

„Sie ist todt! rief er plötzlich aus, und ich habe sie getödtet! Aber sie ist gerächt... Doch Ruhe finde ich nicht wieder!" Dann fuhr er mit gräßlichem Tone fort: „O mein Gott! mein Gott! Ich unterliege den fürchterlichen Gewissensbissen, die mir die Seele zernagen. Reiche mir deine Hand, tröste mich, sey mein Freund! Diese Hoffnung lindert meine Qual. Alles gelang mir, bis zu der unglücklichen Catastrophe, deren Erinnerung meine ewige Strafe ist, und ohne den Mißgriff, dessen Gegenstand Du bist, wäre jetzt mein Glück gemacht. Dennoch bin ich Dir deßhalb nicht gram; ich will Dich sogar beschützen und die meinen Befehlen gehorchende Bande soll meiner Milde kein Hinderniß in den Weg legen. Du bist ein Künstler, und die Künstler habe ich von jeher gern gehabt. Bleib daher noch einige Tage bei mir. Ich führe Dich in den Wald von Nettuno, der an die Meeresküste grenzt; hier kannst Du Deine Mappe mit den pittoresken Partieen bereichern, und wird Dich der Anblick der geheimnißvollen Grotten erfreuen, die uns hier zum Zufluchtsorte dienen. Dort ruhen wir aus von unsern gefährlichen Arbeiten, thun uns was zu Gute, haben hübsche Mädchen und schlafen auf Betten von Moos und Rasen, die mir lieber sind, als Eure Federbetten."

Lächelnd sah er mich an und erwartete meine Antwort; er glaubte mich durch seine Schilderung verführt zu haben. Aber seine furchtbare Geschichte hatte mein Herz zerrissen und mich tief erschüttert. Mit gekreuzten Armen, den Kopf tief in den Schultern, war meine Brust beklemmt, als läge der Alp auf mir. Dennoch machte die Beschreibung der Grotten Eindruck auf mich, und hätte ich sie in besserer Gesellschaft besuchen können, so würde ich den Vorschlag mit Vergnügen angenommen haben. Indessen war meine Lage doch, wie man sieht, nicht mehr so penibel, wie Anfangs; ich hatte den grausamen Décésaris umgänglich gemacht und seinen Instinct des Geizes wie durch ein Wunder gedämpft; kurz, ich konnte nun doch hoffen, er werde mich für ein mäßiges Lösegeld frei lassen, und mit Ungeduld erwartete ich die Rückkehr des Commissionairs. Plötzlich sah ich eine der Schildwachen der Bande herbeieilen; es war diejenige, welche Décésaris an die Stelle postirt hatte, von der aus man die Aussicht in die Ebene von Molara hatte. Sie verkündete dem Hauptmanne, daß er Carabiniers von einem Gasthofe herkommend bemerkt habe, der nicht weit vom Fuße des Berges läge." „Sie sind, meinte die Schildwache, gewiß von der Polizei von Frascati gegen uns ausgeschickt, und wenn sie die geringste Bewegung nach dem Berge zu machen, muß dieser da (auf mich zeigend) mit seinen Gefährten für unsere Sicherheit stehen. Wir sind verrathen!" Kaum waren diese Worte gesprochen, als ich Décésaris schon nicht mehr erkannte; er war wieder ganz der frühere wilde Hauptmann, und stimmte seinem Cameraden bei. Dahin waren meine Träume von Freiheit und selbst mein Leben schien mir gefährdet zu seyn, wenn die Carabiniers unserm Zufluchtsorte näher kommen sollten. Ich beobachtete tiefes Schweigen und offenbarte kein Zeichen der Besorgniß; dagegen waren meine armen Leidensgenossen bleich und zitternd. Die Schildwache ward mit dem Befehle zurückgeschickt, sogleich wiederzukommen, wenn die Carabiniers dem Berge näher rückten. In diesem Augenblicke stand der Tod vor uns, wie ein drohendes Gespenst. Décésaris näherte sich mir und flüsterte mir zu, ohne Sorge zu seyn; wie er gethan, müsse man mit diesen dummen Menschen verfahren; übrigens glaube er nicht, daß man so unklug seyn werde, Carabiniers gegen ihn zu senden, da man wisse, welch sicherer Gefahr in solchen Fällen diejenigen ausgesetzt seyen, welche in seinen Händen wären. Er könne mir hierbei nicht verhehlen, daß Gesetz und Eid der Banden unabänderlich seyen und Keiner sich derselben entbinden könne; allein er stehe mir für mein Leben, wenn ich Muth genug hätte, im Falle eines Ueberfalls mit ihm zu fliehen. So galt es also, Muth zu fassen und zu hoffen.

Der Hauptmann verließ mich und ich nahm mein Skizzenbuch wieder zur Hand, um meine Landschaft zu beendigen, oder vielmehr, um zu versuchen, ob ich mich nicht durch Zeichnen von den entsetzlichen Ahnungen zu zerstreuen vermöchte. Eine Stunde verstrich ungefähr auf die Weise, als die Schildwache von fern durch Zeichen, die mir erklärt wurden, Décésaris zu verstehen gab, daß die Soldaten ihren Marsch fortgesetzt und bereits am Berge vorüber seyen. Décésaris antwortete durch andere Zeichen, daß sie an ihrem Posten bleiben solle.

Décésaris holte ein Blatt Papier aus seinem Tornister und wendete sich mit den Worten an mich: „Die Blätter Deiner Zeichenmappe sind zu klein; nimm das da und zeichne mein Portrait." Mit Vergnügen willigte ich ein und fing an, ihn in verschiedenen Stellungen zu skizziren, ihm dabei Complimente machend über seine männliche Schönheit, den stolzen Ausdruck seines Gesichts, seine imponirenden Gesten, kurz wegen seiner ganzen Persönlichkeit. Uebrigens muß ich gestehen, daß er mir immer mehr gefiel, je aufmerksamer ich ihn vom künstlerischen Standpuncte aus betrachtete. Ich ließ ihn sich hin und her drehen, richtete ihm den Kopf in die Höhe und placirte ihn, zufrieden mit seiner Gelehrigkeit, in eine energische, aber einfache Stellung, die ihm sehr zu gefallen schien. Ich stellte ihn dar, wie er auf seine Flinte gestützt, über eine Expedition nachsann. Merkwürdig war die Gruppe, die sich während dessen um mich bildete. Der Eine sah mir über die Schultern weg ruhig beim Zeichnen zu, Nase und Augen die Rauchwolken seiner Cigarre spendend; zwei Andere mit kleinen rothen Augen, die eng verbrüdert zu seyn schienen, hatten sich umschlungen, und der bittere, ironische Zug um ihren Mund verrieth ihre Eifersucht gegen ihren Hauptmann; kurz, ich hatte eine interessante Umgebung. Unter diesen Gruppen, wo die Einen hier und da auf der Erde oder auf Felsen lagen, Andere standen,

rauchend, plaudernd, lachend, war viel Stoff für einen Schidone, Caravaggio, Murillo, und selbst für einen Callot und Ostade. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Wiesbaden, 9. März.) In der Nacht vom 3. auf den 4. dieses Monats starb dahier, nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen, der hiesige Hofbuchhändler Louis Schellenberg im 36. Jahre seines Alters. Derselbe gehörte zu den wenigen Menschen, die aus angeborner Liebe zur Kunst nicht ermüden, durch sie dem Wohlhabenden Genuß, dem Armen und Nothleidenden aber zugleich die fehlenden Subsistenzmittel zu verschaffen. Zeugen davon sind die vielen Concerte und Kunstproductionen, welche dahier nicht allein während der Cursaison, sondern auch zu andern Zeiten des Jahrs Statt fanden, zu denen er die Anordnungen traf und deren Ertrag für milde Zwecke bestimmt ward. Die vielen, fast aus allen Ländern in unserm berühmten Badeort alljährlich sich einfindenden Künstler konnten im Voraus auf seine thätige und intelligente Mitwirkung zur Erreichung ihrer Zwecke zählen. Seiner Leiche folgten am 6. dieses gegen Abend Hunderte seiner zahlreichen Freunde und Bekannten. Unter den Trauerklängen der ausserhalb des Friedhofes angestellten Harmonie-Musik wurde seine irdische Hülle der Erde zurückgegeben, worauf die Mitglieder der hiesigen Oper eine Cantate von Salieri sangen, welcher der geistliche Segen folgte.

*** (Das Gericht der Wölfe; von glaubwürdigen Augenzeugen) Eine Abtei in den Gebirgen von Auvergne wurde, sobald tiefer Schnee lag, von Wölfen gleichsam belagert. Eines Winters nahm die Zahl der grausamen Thiere so sehr überhand, daß der Prior mehrere Jäger in der Nachbarschaft beschwor, sich zur Befreiung des Cantons von diesen Ungeheuern zu vereinigen. — Zehn oder zwölf entschlossene Männer begaben sich in die Abtei; jedoch der ungewöhnlich hohe Schnee gestattete keine Wolfsjagden. Am Abend ihrer Ankunft verkündete fürchterliches Geheul die Annäherung der Wölfe; sie kamen zahlreicher als gewöhnlich herbei, weil sie ein todtes Pferd in der Abtei witterten, das außerhalb des Stalles abgesondert lag. Die Wölfe wagten sich bis an die Hofmauern. Ein viel erfahrner Jäger führte sogleich seinen klug ersonnenen Plan aus. Er befahl, die eisernen Hofflügel ganz offen zu lassen, doch ein starkes Seil an jedem so zu befestigen, daß man mit dem ersten Wink sie zuschlagen könne. Er wies allen mit Büchsen und Flinten wohl Bewaffneten an gewissen Fenstern ihre Posten an. Die Lichter wurden ausgelöscht — Grabesstille herrschte. Nach etwa drei Viertelstunden erschien ein ungeheuerer Wolf an der Pforte; er schlich mit außerordentlicher Vorsicht heran, spähte ringsumher, beroch das liegende Pferd, und ging, immer zurückschauend, wieder fort. Aber in Eile kam er zurück im Geleite von zweiundzwanzig Wölfen, die hastig in den Hof rannten. Jetzt fielen alle hungernd über die willkommene Beute her. Da schlugen die eisernen Thore zu. Schüsse von allen Seiten. Die Truppe voll Entsetzen, zerstreut sich, will entfliehen, späht nach Ausgängen. Umsonst! Nun bilden die hoch ergrimmten Wölfe einen Kreis, oder, um das eigentliche Wort zu brauchen, einen Rath, ein Gericht; plötzlich stürzen alle auf ihren verhaßten Führer und zerfleischen ihren schuldlosen Verräther. Als ihr Strafurtheil vollzogen war, ließ Jeder ohne Widerstand sich niederschießen.

*** Der bekannte Boxer Richard Keicknelt starb zu Norwich in Folge eines Boxerkampfes, in den er sich mit einem andern Boxer, Namens Cain, eingelassen hatte. Die Verletzung, die er bei diesem Kampfe am Kopfe erhalten hatte, beraubte ihn des Verstandes und er wurde deßwegen ins Narrenhaus gebracht. So war das traurige Ende, sagt die „Bury Post", aus der wir diese Nachricht entnehmen, eines so höchst entwürdigenden Schauspieles, das vernünftige und gebildete Leute sich nicht schämen zu ermuntern, ja sogar zu beschützen.

## Ultramontan.

Dort, wo die blauen Gebirge aufragen,
Scheint von der Erde der Himmel getragen!
Himmlisches Sehnen erfüllet die Brust;
Dorthin zu denken, ist göttliche Lust!
Jenseit der Berge, da schließet die Welt
Sich an der Sterne entzückendes Zelt.

Golden im Osten erglänzet der Morgen;
Glücklicher Säugling, da bist du geborgen!
Tage der Jugend, o zaub'risches Licht,
Kennest die falschen Gestirne noch nicht!
Jenseit der Berge, da strahlt es so hold,
Glänzet viel reiner, als Perlen und Gold.

Doch schon versenget der Mittag die Matten;
Glücklicher Mann, da erquickt dich der Schatten!
Stärkende Ruhe vergilt dir den Fleiß,
Wischt von der Stirne den träufelnden Schweiß!
Jenseit der Berge, da spendelt so hell
Lechzenden Lippen der labende Quell.

Freundlich hinab ist die Sonne geschieden;
Glücklicher Greis, o da gehst du im Frieden!
Wo man nur öde Gebilde sonst blickt,
Gehst du, gelabet, getröstet, erquickt!
Jenseit der Berge, da winket die Bucht,
Göttlicher Schimmer und himmlische Frucht.

Dort, wo die blauen Gebirge aufragen,
Wird von der Erde der Himmel getragen!
Himmlisches Sehnen erfüllet die Brust;
Dorthin zu streben, ist göttliche Lust!
Jenseit der Berge, begeisterndes Wort,
Lebend und sterbend mein Wahlspruch, mein Hort! —

W. Alois der Taunide.

## Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften.

Montag den 14. und Montag den 21. März, Abends 7 Uhr: Fortsetzung und Schluß der Vorträge des Herrn Dr. Thomas, „über allgemeine Geschichte der Menschheit rc."

Der Präsident: Dr. Wöhler.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 14. März. Die Gunst des Augenblicks, Lustspiel in 4 Abth. von Devrient. Hierauf folgt: Die zwei letzten Akte des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland.

Mittwoch, den 16. März. Zum Vortheil der Madame Frühauf (zum Erstenmale): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Akten; mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seller, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 74. 15. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Nachricht ließ der Herzog das Glas, das er in der Hand hielt, zu Boden fallen, und einen schreckensvollen Blick auf den Gardehauptmann richtend: „Polastron,“ stammelte er mit kaum artikulirter Stimme, „dieser Wagen, der uns begegnete, die Züge, die ich erkannt — — o, ich hatte mich nicht geirrt.“

„Gnädiger Herr,“ erwiederte der Gardehauptmann mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, „ich habe bereits die Ehre gehabt, zu bemerken, es müsse der Chevalier von Rohan gewesen seyn.“

„Entschuldiget,“ unterbrach der Bediente; „diesen Abend, als wir von St. Germain zurückfuhren, ist uns bei la Croix-de-Manterre, der Herr Chevalier von Rohan, nebst dem Herrn Herzoge von Nevers begegnet; beide fuhren nach St. Germain, um dort zu übernachten, und auf die Frage der Frau Gräfin, haben sie erwiedert, die Frau Herzogin sey lange vor ihnen abgefahren, und sie müsse einen anderen Weg genommen haben.“

„Die Verräther! die Nichtswürdigen!“ rief der Herzog aus, „sie waren mit im Complot, ich bin's gewiß, ich werde sie als der Entführung schuldig, beim Könige verklagen; ich will sie beim Parlament, beim Erzbischof denunciren, damit sie excommunicirt werden. — Polastron! Polastron! Ihr haftet mir für die Herzogin mit Euerem Kopfe! hört Ihr! denn Ihr seyd an Allem Schuld! Zu Pferde, Herr Hauptmann! zu Pferde! und reitet zu, bis Ihr sie eingeholt. Ihr müßt mir sie wieder schaffen, todt oder lebendig.“

„Aber, gnädiger Herr,“ erwiederte Polastron mit dem nämlichen Phlegma, „ich kann ja nicht wissen, welchen Weg die Herzogin genommen; es gibt gar viele Straßen, welche an dem Thore St. Antoine zusammenlaufen.“

„Freilich! freilich!“ rief der Herzog, mit großen Schritten im Sale auf und abgehend, und sich die Haare ausraufend. Plötzlich sich besinnend: „Man lasse anspannen,“ rief er aus, „ich eile selbst zum König nach St. Germain. Se. Majestät muß erfahren, was vorgeht; ich bitte Sie, nach allen Straßen des Reichs Befehle auszusenden, damit man mir meine Hortense zurückbringe. Das kann mir der König nicht verweigern. Kommt, kommt, Polastron, folgt mir, wir fahren nach St. Germain.“

Und es war Mitternacht vorbei, als der Herzog den Palast des Arsenals verließ, und in Gesellschaft seines Gardekapitäns, nach der königlichen Residenz fuhr, nachdem er dem Kutscher befohlen, wenn es seyn müsse, die Pferde zu Tode zu fahren, nur dürften sie nicht eher, als in St. Germain niederfallen.

Wer nicht wenig erstaunte, das war die dienstthuende Mousketiercompagnie, als sie mitten in der Nacht, den Großmeister der Artillerie sah, welcher, die Haare in Unordnung, und starren Blickes, sofort den König zu sprechen verlangte.

„Gnädiger Herr,“ versetzten die Mousketiere, „es ist verboten, den König zu wecken, es sey denn, daß Feuer im Schlosse ausbreche, oder daß die Königin sich in Kindesnöthen befinde.“

„Meldet Sr. Majestät,“ versetzte der Herzog, „es sey noch Schlimmeres, als dies Alles, und ich müsse ihn auf der Stelle sprechen, sollte ich auch von hier aus für mein ganzes Leben in die Bastille geschickt werden.“

In jedem großen Schmerze liegt eine Art von magnetischer Macht, welche Ehrfurcht gebietet, und vor welcher sich alle Schranken senken, wie durch Zauberkraft. Beim Anblicke dieses Mannes, der mit bald stierem, bald thränenfeuchtem Blicke, mit dem Ausdrucke der Verzweiflung im Gesichte vor ihnen stand, fühlten diese leichtsinnigen jungen Leute das Lachen auf ihren Lippen und den Spott in ihrem Herzen ersterben. Man benachrichtigte Bontemps, den Kammerdiener, und um drei Uhr nach Mitternacht (dies ist historisch) wurde Herr von Mazarin in das Gemach Ludwig's XIV. geführt. Der arme Herzog hatte nicht die Kraft ein Wort vorzubringen, und er fiel Sr. Majestät weinend zu Füßen.

„Ich weiß Alles,“ sprach der König, ihm huldvoll die Hand zum Aufstehen reichend; „vor einigen Stunden hat Frau von Mazarin, durch den Herzog von Nevers, Herrn Colbert ein Schreiben zustellen lassen, worin sie ihn ersucht, mir den Entschluß mitzutheilen, den sie gefaßt, sich der Vollstreckung des Urtheils des Parlaments durch die Flucht zu entziehen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts versäumt habe, um einem Skandal vorzubeugen, der mich betrübt. Frau von Mazarin hat ganz besondere Ansprüche auf mein Wohlwollen, so wie Ihr. Ich hatte dem Cardinal auf seinem Sterbebette versprochen, stets über seine vielgeliebte Nichte zu wachen; und ich hätte gewünscht, so lange es noch Zeit war, zwischen Euch Beiden eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, die, wie ich hoffen durfte, meiner Vermittlung nicht versagt werden würde. Es ist anders gekommen und ich habe mein Wort gegeben, mich nicht mehr in Euere Angelegenheiten zu mischen. Mein Wort werde ich halten, wie immer. Es thut mir leid, Ihr könnt mir's glauben, und handeln nach Gutdünken.“

Der Herzog suchte vergebens den König von seinem Entschlusse abzubringen, und da er sah, daß er nichts ausrichtete, so wendete er sich an Herrn Colbert, den er gleichfalls wecken ließ. Dieser sagte ihm, er wisse nicht, welchen Weg die Her-

zogin genommen, da sie in ihrem Briefe nicht einmal die Stätte angezeigt, die sie zu ihrem Wohnorte auserseheń; auch käme es den Ministern des Königs nicht zu, Verhaftsbefehle aus bloßen Privatgründen zu erlassen; dies sey die Sache des Parlaments.

Es war ohngefähr vier Uhr des Morgens und der Tag brach an. In düsterer Verzweiflung schritt der Herzog, wie ein unerlöseter Geist, durch die Galerien des Schlosses, in Begleitung seines getreuen Polastron's. In der Nähe der Gemächer, welche der Bruder des Königs inne hatte, stieß der Herzog auf zwei Individuen, welche in ein ziemlich vertrauliches Gespräch vertieft zu seyn schienen. Es war ein Mann und ein weibliches Wesen. Der Mann, ein junger Blondin, mit weibischen Zügen, dem Ansehen nach, von höchstens achtzehn Jahren, stieß Anfangs einen kräftigen Fluch aus; kaum aber hatte er den Großmeister bemerkt, so machte er sich eilends davon, doch nicht so schnell, daß man nicht in ihm den jungen Chevalier von Lorraine, den Liebling des Bruders König Ludwig's erkannt hätte. Die Dame, welche maskirt war, weit entfernt, zu entfliehen, verbeugte sich und rief dem Herzoge spottend zu: „Der Herr Großmeister ist heute früh aufgestanden."

„Geht Eueres Weges," antwortete barsch der Herzog, „mir steht der Kopf nicht nach Alfanzereien, und ich kenne Euch nicht."

„Um Vergebung, gnädiger Herr," antwortete die Unbekannte, die Larve abnehmend; „ich dachte nicht, daß der gnädige Herr ein so kurzes Gedächtniß habe, um nach sieben Jahren seine gehorsamste Dienerin, die Frau Montvoisin nicht wieder zu erkennen."

„Die Wahrsagerin," stammelte der Herzog in großer Bestürzung. „O doch! doch!"

Und plötzlich, bei der Erinnerung an die Vergangenheit, fuhr es ihm wie ein Blitz durch die Seele: „Weib!" rief er aus, sie am Arme fassend, „sagt man nicht, Euere Kunst könne auf die Spur verlorner Dinge bringen?" (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.

### (1680.)

(Fortsetzung.)

Die Correspondenz fand keinen Fortgang mehr; Fouquet hatte seinem Aufwärter Mani eine Belohnung in Gold angeboten, um ihn zu Ueberbringung einer mündlichen Antwort an jene Frau, welche die blutigen Leinwandstücke ihm zugestellt hatte, zu bewegen; Mani, bestürzt, fragte ihn, ob mit diesem Blut etwas geschrieben gewesen? und auf ein bejahendes Zeichen schlug er sich vor die Stirn, und rief, daß er verloren sey.

Der Unglückliche hatte das Schicksal eines früheren Wächters, der sich von Fouquet hatte gewinnen lassen. Saint-Mars hatte Verdacht geschöpft, der andere Aufwärter Fouquet's, Eustach, der geheime Vertraute und Späher des Commandanten, überbrachte jenem mit einem Male die Nachricht, daß Mani plötzlich erkrankt sey, und nur wenige Stunden mehr zu leben habe.

Die Botschaft von seinem Tode folgte denn auch bald nach: von Eustach konnte Fouquet auf alle seine ängstlichen Fragen nichts erlangen, als daß jener ihm mit höhnischem Grinsen versprach, ihm bald einen tüchtigen Nachfolger Mani's zu verschaffen. Fouquet hatte durch dringende Erkundigungen bei Saint-Mars nach den übrigen Gefangenen der Festung — nach einer Frau — nach Henriette — und durch die Unvorsichtigkeit, womit er die Quelle seiner Kunde, den vermeintlich gestorbenen Mani preis gab, diesen nun erst wirklich dem Tode geweiht. Der unerbittliche Saint-Mars ließ einen Galgen vor Fouquet's Fenster errichten, an dem der arme Bursche sein Leben aushauchte.

Der Gouverneur Benigne d'Austergne de Saint Mars war ein Edelmann der geringeren Klasse aus der Champagne, und Bailli von Sens, ehe er zu dem Garde du-Corps des Königs versetzt wurde, wo ihn endlich ein unverhoffter Zufall aus der Dunkelheit seiner Lage emporhob bereits in den Fünfzigen stehend, verheirathete er sich mit einer Schwester der Madame Dufresnoy, der Gattin eines der ersten Secretaire beim Kriegsdepartement, und der Geliebten Louvois, der zu jener Zeit mit seinem Vater Michel Letellier sich in die Verrichtungen eines Ministers theilte Madame Dufresnoy verwendete den Einfluß ihrer schönen Augen, um das Glück ihres Schwagers zu begründen, der aus einer unerklärlichen Sonderbarkeit die Bewachung Fouquet's wählte, und diesem beschwerlichen und verantwortungsvollen Dienste den Vorzug vor den einträglicheren und ehrenvolleren Aemtern gab, die man ihm anbot. Er selbst verlangte, daß der Festung ein Militairgouverneur vorgesetzt werden möchte: der hierzu ernannte Marquis d'Herleville wohnte in der Stadt und Herr Lamothe de Nissau führte als Lieutenant des Königs das Commando in der Citadelle; Saint-Mars verlangte nichts weiter, als uneingeschränkter Gebieter im Gefängnißthurm zu seyn, den er gemeinschaftlich mit seinen Gefangenen bewohnte. Man glaubte zwar, daß seine Gattin bei ihm sey, allein völlig unbekannt war es, welches Leben diese Dame bei ihrem Manne führte, der niemals von ihr sprach, wie denn auch kein Mensch im Pignerol sich erinnerte, Frau von Saint-Mars gesehen zu haben.

Saint-Mars war damals nahe an siebenzig Jahre alt, und glich mehr einem Gespenst, als einem Manne; sein großer Wuchs erschien riesenhaft bei seiner abgemagerten, hinfälligen Gestalt: seine Glieder wurden ununterbrochen von habituellem Zittern bewegt, und eben so sein Kopf, der mit einer gelben Perrücke bedeckt war; seinen von Runzeln und nervösen Zuckungen entstellten Gesichtszügen war nur noch der Typus der Gemeinheit geblieben, niemals zeigten sie den Ausdruck eines großmüthigen Gefühls: Falschheit und Bosheit blinzten aus seinen kleinen schielenden Augen, die sich nur zuweilen verstohlen vom Boden erhoben, und keinem anderen Auge begegnen mochten; eine spitze, rothe Nase ragte aus seinem hagern Leichengesichte hervor: dem violetten Mund schien kein Athem mehr geblieben zu seyn.

### II.

Es war sieben Uhr Abends; nach dem Reglement der Citadelle war nun jede Verbindung mit der Stadt aufgehoben, und die Zugbrücke durfte vor Sonnenaufgang nicht niedergelassen werden, als ein schon weither im Gebirge vernommener Pferdegalopp am äußersten Bollwerk der Festung gehört wurde und endlich am Hauptthor, welches man auf einen Trompetenstoß öffnete, nachdem der Reiter sich an der Einlaßpforte zu erkennen gegeben hatte. — Saint-Mars, dem das Herannahen des Couriers nicht entgangen war, versah erschreckt sich nichts Geringeres, als die Ankunft des Herrn von Louvois: doch konnten die Tritte eines einzigen Pferdes noch nicht das Eintreffen des Ministers in eigener Person ankündigen.

Saint-Mars Vertrauter, Eustach, erschien.

„Wer ist es denn, Eustach?" fragte der Gouverneur beunruhigt.

„Es ist Herr d'Augicourt, der vom Fort Exiles herkommt," erwiederte Eustach den Kopf schüttelnd.

„Der Secretair des Ministers? Herr von Louvois kommt wohl auch?"

„Noch nicht, aber ohne Zweifel morgen, er hat sich drei Tage in Exiles verweilt, um die neuen Festungswerke zu besichtigen, die der König dort bauen läßt."

„Welche Veranlassung führt Herrn von Louvois hierher?" rief Saint-Mars heftiger zitternd.

„Wie? Sie haben es nicht errathen?"

„Mir meinen Gefangenen nehmen vielleicht?"

„Nicht unmöglich."

„Schnell, führe Herrn d'Augicourt hier in dieß Zimmer, ehe er mit Jemand anders, als mit mir gesprochen hat."

„Er wird nicht sprechen, und Sie werden so bald nicht eine vernünftige Antwort von ihm erhalten, so sehr ist er in Nöthen wegen seiner Perrücken und seiner Bänder; er hat mir nichts gesagt, ich habe Alles errathen."

Herr d'Augicourt erschien, eingeführt von Eustach, in einem Aufzuge, sehr verschieden von dem, worin er auf zwei früheren Reisen sich gezeigt hatte. Seine triefende Perrücke hing entkräuselt ihm über die Wangen herab, von denen die Schminke bis auf seinen venezianischen Spitzenumschlag heruntergeflossen war; seine Manschetten waren zu kothbedeckte Lappen geworden, sein rother Sammetrock mit goldenen Knöpfen hatte vom Schneewasser die Farbe eingebüßt, und seine Beine waren von den Schuhen bis zum Gürtel hinauf mit einem dicken Ueberzug von Erde bedeckt, der weder die Farbe der Strümpfe noch der Beinkleider erkennen ließ. Herr d'Augicourt war nicht gewöhnt, sich in einem solchen Costum zu sehen, und so oft er den Blick auf irgend einen Theil seiner Person warf, wehklagte er wie ein Kind, und murrte über den Minister, der ihm eine so unangenehme Sendung aufgetragen hatte.

„Was befiehlt Herr von Louvois?" fragte Saint-Mars, nachdem Eustach abgetreten war.

„Die Wege sind abscheulich," antwortete d'Augicourt, an seinem nassen, zerrissenen Ueberschlag ziehend und rückend; „sehen Sie, mein Herr, welche traurige Gestalt ich vorstelle." —

„Ich bitte Sie, mein Herr, mir Nachricht von Herrn von Louvois zu ertheilen."

„Er befindet sich sehr übel," seufzte der Secretair, und machte den Gouverneur auf den betrübten Zustand seiner Manschetten aufmerksam.

„Herr von Louvois ist krank?" fragte Saint-Mars, ungeduldig über d'Augicourt's alberne Digressionen.

„Ja, mein Herr, im Fort Exiles. Meinen Sie, daß ein geschickter Schneider diesen Rock wieder in seinen frühern Stand setzen könne?"

„Um's Himmelswillen, mein Herr," rief Saint-Mars, „lassen wir den Rock da und Ihre Manschetten! Wir haben ernsthaftere Geschäfte."

„Herr von Louvois ist zu Exiles, sehr angegriffen von einer Erhitzung des Blutes; ich bin von ihm selbst gesandt worden, Sie zu ersuchen, ihm sogleich eine Sänfte zum Transport nach Pignerol zu schicken."

„Ist es möglich, daß Herr von Louvois Sie so geschickt haben sollte?" unterbrach ihn Saint-Mars, bei dem der Argwohn zu erwachen begann, „das war ein Geschäft für einen Bedienten."

„Sie spotten, mein Herr; ein Bedienter wäre ohne Zweifel geeigneter gewesen, seine Livrée auf dieser abscheulichen Reise schmutzig zu machen; aber ein Bedienter war der Mann nicht, Staatsdepeschen zu überliefern."

„Diese Papiere, mein Herr," rief Saint-Mars, „geben Sie schnell, daß ich sie lese!"

„Sie sind meinem Hut in irgend einen Abgrund nachgereist! den Mantelsack, worin sie enthalten, hat der Waldstrom fortgerissen, den ich im Galopp durchritten bin."

„Himmel, was haben Sie gemacht!" erwiederte Saint-Mars, ungewiß, ob er über den Verlust sich freuen oder betrüben solle.

„Wenig hätte gefehlt, so wären Roß und Reiter dem Mantelsack nachgefolgt," bemerkte d'Augicourt, wehmüthig auf seine nassen, entfärbten Achselbänder deutend; „und doch hatte ich meinen Mantel um!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Eben war ich mit dem Umrisse meines Helden fertig, als wir glücklicher Weise durch die Rückkehr des Boten unterbrochen wurden. Er brachte die Antwort des Prinzen und Décésaris schien sehr erstaunt zu seyn, daß kein Lösegeld das Schreiben begleitete. Ich öffnete den Brief und las mit lauter Stimme. Folgende Phrase fiel ihm auf:

„Die Räuber, welche die Frechheit gehabt haben, in meinen Palast zu dringen, und welche von Ihnen eine Summe von 4000 Piaster verlangen, weil sie Sie für mich gehalten haben, verdanken Ihnen das Leben. Wären sie so tollkühn gewesen, die Treppen des ersten Stockwerks hinaufzusteigen, so wäre gewiß Keiner den Schüssen und Hieben der 20 Mann bewaffneter Soldaten entgangen, welche hier standen."

Der Prinz fügte hinzu, daß er eine Anweisung von 500 Piaster beischließe, zahlbar an den, der mich gesund und unversehrt nach Rom zurückbringe.

Um 2 Uhr Morgens nach Tusculum gelangt, hatte der Bote den Prinzen noch im Bette gefunden. Da Lucian in diesem Augenblicke nicht die nöthige Summe besaß, so hatte er gemeint, daß man provisorisch eine Anweisung von 500 Piastern senden könne, um den Räubern dadurch die Sicherheit zu gewähren, daß sie mein Lösegeld empfangen sollten; eine Stunde darauf hatte er mit seiner Familie und der von Hercolani den Weg nach Rom eingeschlagen.

Lange Zeit war Décésaris in Nachdenken versunken, während ich ihn fixirte, ungeduldig, den Entschluß, welchen er fassen werde, zu erfahren. Endlich wendete er sich, nicht ohne ein bitteres Lächeln, mit den Worten an seine Cameraden: „Tutti quetti Bonaparte sono veramente curiosi." (Alle diese Bonaparte sind merkwürdige Leute.) Endlich fragte er mich, ob es wahr sey, daß so viele Soldaten im Palaste gewesen wären. Die Idee war zu glücklich, um sie nicht zu bestätigen. Ich bestätigte dies daher und präsentirte ihm zugleich die Anweisung von 500 Piaster. Er nahm sie ziemlich ruhig in Empfang und begnügte sich, zu bemerken, daß Anweisungen, und wären sie vom Kaiser ausgestellt, Räubern nichts helfen könnten; er habe Niemand, mich nach Rom zu senden; alle seine Cameraden seyen bei der Polizei signalisirt, und keiner derselben werde sich dazu verstehen, mich zurückzuführen. „Ich verlange, fügte er dann mit lauter Stimme hinzu, die Summe in Gold oder Silber; um diesen Preis verspreche ich Dir die Freiheit sammt Deinen Gefährten."

„Ich will nochmals an den Prinzen schreiben, erwiederte ich, und der Bote wird gewiß mit klingender Münze zurückkehren." Als mein Brief beendigt war, nahm ich das Blatt Papier aus der Mappe und bemerkte jetzt erst, daß ich auf der darunterliegenden andern Hälfte des Bogens Décésaris Portrait gezeichnet hatte. Als ich dieß Décésaris sagte und es abreißen wollte, meinte er, es schade nichts, wenn ich es mit nach Rom sende. Denn Alles, was ich

ihm über sein Gesicht und seine Figur gesagt, verleite ihn zu der Hoffnung, daß auch der Papst, der Prinz., seine Familie und alle römischen Vornehmen, denen man es zeigen werde, meiner Ansicht seyn würden, kurz, er wolle bewundert seyn. Dieser sonst immer so kalte, mißtrauische, höchst vorsichtige Räuberheld gab in diesem Augenblicke einer Eitelkeitsschwäche nach, deren ich ihn nicht fähig gehalten hätte, und sie verblendete ihn dergestalt, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, wie dieß Portrait ein für ihn sehr gefährliches Signalement werden könne. Und in der That benutzte die römische Regierung dasselbe später zu seiner Verfolgung. Ich für meine Person aber hielt es sogar für Pflicht, aus der blinden und lächerlichen Eitelkeit des Banditen den letztgenannten Vortheil zu ziehen, und beeilte mich, meinen Brief zuzumachen und dem Bolen zu geben, der sich sogleich damit auf den Weg machte.

Es war eilf Uhr Vormittags und ich spürte großen Hunger, denn bis jetzt hatte mir Décésaris nichts zu essen angeboten; aber auch er selbst und seine Cameraden hatten in meiner Gegenwart nichts genossen. Auf meine deßfallige Bitte bezeigte er sein Bedauern und sagte, da seine Expedition nach Tusculum ihm drei Tage und drei Nächte im Walde und Höhlen gefesselt habe, so wären seine Vorräthe erschöpft; allein er werde auf Mittel denken, neue herbeizuschaffen. Er ließ mich nun unter der Aufsicht seines Cameraden, dem er ganz vertraute, und versicherte, daß wir, ehe zwei Stunden verstrichen, ein treffliches Diner halten sollten. Dieß war ein Räthsel für mich; allein ich empfand stark das Bedürfniß, daran zu glauben. Er verließ uns. Mein Wächter aber hatte, nachdem wir einige Worte gewechselt, ganz den Anschein, als wolle er einschlafen.

Der jüngste und kräftigste Räuber der ganzen Bande, war er mir wegen seines traurigen und nachdenkenden Wesens aufgefallen, und ich war neugierig, die Ursache des Unglücks kennen zu lernen, das auf ihm zu lasten schien. Mit mildem Tone fragte ich ihn, ob er es nicht bedaure, seine Familie verlassen zu haben; bei diesen Worten richtete er seinen düstern Blick auf mich und sagte: „Ich hege nur einen Kummer, der aber folgt mir in's Grab." Und beide Hände gegen die Brust drückend, fügte er hinzu: „Da drinnen liegt eine Last, die mich erstickt, da drinnen wühlt es, wie mit glühendem Eisen... Allein ich bedarf der Ruhe, denn der Schlaf kehrt selten ein bei mir; später will ich Dir erzählen, was mich diesen Höllenqualen preisgegeben hat." Gewissermaßen von der Last einer furchtbaren Erinnerung erdrückt, schlief er ein. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*,* (Wien.) Der Rabbi Hirsch Dänemark, der zwölf Jahre seines Lebens dazu angewandt, den Talmud Wort für Wort auswendig zu lernen, was den Anhängern des Talmud sehr unterhaltend erscheinen mag, auf die Massen aber höchstens relativen Reiz ausübt durch die nothwendige Bewunderung einer solchen Ausdauer bei einer so undankbaren Aufgabe, ist, wie bekannt, auch im Rufe, eine Divinationsgabe zu besitzen, welche ihn zum eingebildeten Beherrscher der menschlichen Schicksale macht, und diesem Glauben hat derselbe einen komischen Vorfall zu danken, dessen Held der Kammerdiener des Fürsten von L* gewesen. Dänemark wollte mit dem Fürsten, dem er empfohlen war, sprechen, allein der Despot des Vorzimmers verweigerte unerbittlich den Einlaß. Nach wiederholten Bitten fährt der Rabbi den Kammerdiener mit den Worten an: „Sie melden mich nicht, und ich muß mich fügen, aber Kraft meines Wi sens sage ich Ihnen, daß der 27. Mai des laufenden Jahr Ihr Todestag ist." Der bestürzte Kammerdiener erschöpfte si in flehentlichen Bitten, diese schrecklichen Worte zurückzunehme führte den Besucher unverweilt zu Se. Durchlaucht, und dürf sich durch diese kleine Lektion für die Zukunft etwas milder g stimmt fühlen.

*,* (Eine Scene im schottischen Hochgebirge.) Ir rauhesten Strich der nordschottischen Hochlande trug sich vor Ku zem ein erschütternder Vorgang zu, dessen Kunde, als sie i Lande und zuletzt sogar in Edimburgh sich verbreitete, allgemein Theilnahme eregte. An einem jener Tage, wo heftige Winte stürme die Alpenheiden jener Gebirgswelt fegen, und ungestüm Schneewehen den einsamen Wanderer ereilen, kehrte ein hoc schwangeres Weib, Namens Macpherson, von dem Markto Thurso nach ihrem abgelegnen Dörfchen zurück. Die Winds braut wird immer tobender, die Schneewehen immer dichter, un schon beginnt der Abend hereinzubrechen. Bald versinkt sie Kni tief im eisigen Sumpf, bald muß sie durch Lacken waten, welch seit einigen Stunden zu kleinen Seen angeschwollen sind. Endlic gelangt die Arme auf eine kleine Anhöhe, von wo sie bereits de süßen Lichtschein ihrer mütterlichen Hütte wahrnehmen kann. Doc wehe, was sieht sie, ein kleines Bächlein, durch welches sie de Morgens, ohne die Knöchel zu netzen, gegangen war, rauscht jet als reißender Wildstrom unter ihr dahin. In ihr herbes Schick sal sich ergebend, setzt sie sich auf die höchste Stelle nieder, wo hin das Wasser noch nicht reichte, und gedenkt, vom Sturme ge peitscht, durchnäßt, erschöpft, weinend der Mutter, die daheim i einsamer Kammer um sie sorgen würde. Doch ihre Trübsal sol noch höher steigen. Während die Arme auf dem welken Ginste da sitzt, fangen die Wehen der Entbindung an sich einzustellen. Und fern von allem menschlichen Beistand, von der Wuth de Elemente umrast, gebiert sie ein Kind. Jetzt, Entsetzen, beginn das Wildwasser auch die Stelle, wo sie eben die Schmerzensgeburt überstanden, zu erreichen. Von Verzweiflung und Mutterliebe zur Vollbringung des fast Unglaublichen gestählt, rafft sie sich empor, verhüllt das Kind mit dem kärglichen Gewande, und eilt auf der andern Seite, immer längst des tobenden Waldstromes, fast eine Wegstunde weit, bis zu einem ihr bekannten Stege da findet sie, daß dieser Steg, ihre einzige Hoffnung — vom Gewässer nicht abgebrochen ist. Wer schildert ihre Freude! Sie wankt hinüber, muß dann wieder den ganzen langen Umweg auf dem jenseitigen Ufer zurück machen, und gelangt endlich nach Zurücklegung von drei Wegstunden von der Stelle, wo sie entbunden, an die Thüre ihrer Hütte, wo sie der öffnenden Alten halb todt in die Arme stürzte. Doch Preis der kernhaften Hochlandsnatur, das Weib erholte sich nach wenig Tagen schon, und sie wie das unter so unerhörten Umständen, in ächt Ossianischer Landschaft geborne Kind, sind am Leben und unversehrt.

---

Auflösung der Charade in Nro. 67.
Schlafhaube.

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 15. März. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth. Musik von Bellini.

Mittwoch, den 16. März. Zum Vortheil der Madame Frühauf (zum Erstenmale): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Akten; mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seller, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 75. 16. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

„Man sagt die Wahrheit, gnädiger Herr, wie tief verborgen ein Schatz auch seyn mag, ich mache mich anheischig, ihn aufzufinden."

„Was liegt mir an allen Schätzen der Welt; es ist von einem Weibe die Rede!"

„Ich weiß es, gnädiger Herr; der Geist hat mir es gesagt; Ihr meint die Herzogin von Mazarin. Sie hat gestern Abend den Palast verlassen, und Ihr wollt wissen, welchen Weg sie genommen. Nichts ist leichter."

„Ha!" sagte der Herzog, der mit herabhängenden Armen und offenem Munde dastand. „Weib! wer hat Euch das offenbart?"

„Der Geist."

„So redet, um unseres Heilandes Willen, und sagt mir, wo ich meine Hortense wieder finde, und meine Dankbarkeit wird ohne Grenzen seyn, und ich gebe Euch, was Ihr haben wollt."

Die Voisin konnte ein Lächeln nicht zurückdrängen, und feierlich nach einem Fenster hinschreitend, das man wegen der Hitze in der Nacht hatte offen stehen lassen, sprach sie, die Hand nach Osten ausstreckend: „Gnädiger Herr, seht Ihr die Sonne dort aufgehen, neben dem Donjon von Vincennes?"

„Nun?" fragte der Herzog keuchend außer sich.

„Nun, es sprenge Einer im Galopp durch das Gehölz, er eile durch die Ebenen der Brie, und verfolge schnurstracks, ohne sich aufzuhalten, die Straße nach Bar-le-Duc in Lothringen, und er wird die Herzogin reden hören."

„Weib! Weib!" versetzte der Herzog, ihr seine Börse reichend, „nehmt dieses Gold, und wenn Ihr wahr gesprochen, wenn man Hortense einholt, so kommt nur in's Arsenal, und meine Protection, mein Credit, meine Schätze, Alles steht Euch zu Diensten."

„Gnädiger Herr," versetzte die Voisin stolz, „der Ort, wo ich bin, beweiset Euch zur Genüge, daß ich noch mächtigere Gönner habe, als Ihr seyd. Was Euer Gold betrifft," fügte sie hinzu, ihm die Börse wieder zustellend, „so behaltet es für Euere Geistlichen, mit denen ich es nicht verderben will. Wäre es die Frau Gräfin von Soissons gewesen, oder die Frau Herzogin von Bouillon, so hättet Ihr nichts von mir erfahren; denn das sind meine Kunden, und sie glauben an die Astrologie; aber die Frau Herzogin von Mazarin ist ein **starker Geist**, und sie macht sich über die Wahrsagerinnen lustig. Adieu, gnädiger Herr, es stand dort oben geschrieben, daß wir uns wiedersehen würden." Hierauf machte sie dem Herzoge eine Reverenz und entfernte sich.

Dieser, ohne Zeit zu verlieren, wendete sich gegen Polastron, der nicht weniger verwundert war, als er selbst: „Ihr habt es gehört," rief er aus, „die Straße nach Bar-le-Duc! Zu Pferde! zu Pferde! Polastron! der Himmel geleite Euch."

Nicht gar drei Stunden nachher galoppirte Polastron auf der Straße nach Bar-le-Duc. Der Artillerielieutenant Lalouvière war vorausgeeilt, um das Nöthige zu veranstalten, damit stets frische Pferde bereit seyen. Polastron hatte einen schriftlichen Befehl des Parlaments in der Tasche, die Herzogin überall zu verhaften, wo er sie treffen würde. Der Herzog, dem die Hoffnung, daß diese Anstalten nicht erfolglos bleiben würden, das Herz ein wenig erleichtert hatte, kehrte in's Arsenal zurück.

Sehen wir uns jetzt nach der Herzogin um. Nachdem sie am Thore St. Antoine, dem Herzoge und Polastron gleichsam durch ein Wunder entgangen war, hatte sie sich entschlossen, zurückzufahren, um das Kästchen, welches ihr Gold und ihre Juwelen enthielt, zu holen. Hierauf hatte sie in der That, wie die Voisin gesagt, die es durch gar viele Mittel zu erfahren wußte, die Straße nach Lothringen eingeschlagen, die dazumal wenig befahren wurde, und wo man sie, ihrem Vermuthen nach, nicht verfolgen würde. Indeß, da die Landstraßen 1668, selbst in der Nähe von Paris, bei weitem nicht waren, was sie heut zu Tage sind, kam sie spät in der Nacht in einem Lustschlosse der Prinzessin von Guimenée, der Mutter des Chevalier von Rohan, an, wo sie ausruhte. Dort fand sie einen Wagen, den der Chevalier und der Herzog von Nevers, die beide am Complotte Theil genommen, wie man wohl vermuthet, in Bereitschaft hatten setzen lassen. Hortense und ihr Kammermädchen, noch immer in männlicher Tracht, stiegen in den Wagen. Narciß, der Kammerdiener des Herrn von Rohan, und ein Edelmann aus dem Hause des Letzteren, Namens Courbeville, begleiteten sie zu Pferde. Kaum aber hatte die Herzogin einige Meilen zurückgelegt, so fand sie in ihrer Angst, daß es nicht rasch genug voran ging, und wollte, gleich ihren Gefährten, die Reise zu Pferde machen. In ihrer Todesangst rief sie öfters aus: „Meine Freunde, meine guten Freunde, hört Ihr nichts kommen hinter uns?" Allein man hörte nichts auf der einsamen Straße, als den taktmäßigen Trab der vier Pferde. Zuweilen fragte sie: „Sind wir noch weit von Lothringen?" — Denn Lothringen, das dazumal noch nicht zum Königreiche gehörte, war für sie gleichsam das gelobte Land.

Endlich langte sie ermüdet zu Bar-le-Duc an, am Freitag 15. Juni, und wollte noch an demselben Abend zu Nancy übernachten. Sie stieg im Gasthofe ab. Aber beim Anblick dieser beiden Cavaliere, mit so zarten, lieblichen Zügen, und so gewaltigen Perrücken, argwohnte jeder, daß hier irgend ein Geheimniß verborgen sey. Eine junge Magd, neugieri-

ger als die übrigen, wollte wissen, woran sie sey. Sie schlich leise an die Thüre des Zimmers mit zwei Betten, welche die Herzogin bestellt hatte, und nahm durch's Schlüsselloch die beiden Frauenzimmer wahr, die, endlich von ihren unbequemen Perrücken befreit, ihre langen Haare losgeknüpft hatten, und kaum einer dringenden Gefahr entgangen, um die Wette über das Abenteuer lachten, das sie bestanden. Leichtsinnig, wie sie war, ließ sich's die Herzogin nicht ahnen, daß sie in diesem Augenblicke größere Gefahr lief als je.

(Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

„Wissen Sie nicht wenigstens den Inhalt der Depeschen?" fragte Saint-Mars eifrig, „kamen sie vom König?"

„Ohne Zweifel, mein Herr," antwortete der Secretair gleichgültig, „weil ich sie zum Theil geschrieben hatte. Es war eine Ordonnanz des Königs dabei, die ich vor Allem bedaure: in Betreff der Freilassung des Herrn Fouquet."

„Herr Fouquet in Freiheit!" schrie der Gouverneur, und schüttelte, mehr in Wuth, als in Erstaunen gesetzt, d'Augicourt am Arm, um ihn zum Widerruf zu nöthigen, „das ist nicht wahr, mein Herr!"

„Lügen strafen, Herr von Saint-Mars!" rief der Secretair, und suchte nach seinem Degen, den er beim Eintritt in den Gefängnißthurm abgelegt hatte.

„Wir sind ohne Zeugen, mein Herr," erwiederte Saint-Mars, heftiger zitternd, „und meine Worte sind keine Ausforderung, aber ich kann nicht glauben, was Sie mir da sagen."

„Beweise habe ich in der That nicht; Herr von Louvois wird bei seiner Ankunft die Nachricht bestätigen, die ich Ihnen gab."

„Sie versichern mich also, daß es die Absicht des Königs ist, Herrn Fouquet frei zu geben?" fragte Saint-Mars, Thränen in den Augen.

„Das ist eine abgemachte Sache, denn die Ordonnanz ist erlassen, und ich sollte sie Ihnen überbringen; nicht um sie vor der Ankunft des Herrn von Louvois in Vollzug zu setzen, sondern um die favorabeln Dispositionen zu motiviren, die man von heute an für Herrn Fouquet hat."

„Um Gott! ist Herr Fouquet wieder zu Gnaden aufgenommen?" fragte der Gouverneur, schäumend vor Aerger, und tausend Anschläge im Sinn, wie er mit Gewalt seinen Gefangenen sich erhalten könne.

„Ich setze voraus, mein Herr, Sie werden sich nach den Wünschen des Herrn Marquis von Louvois richten, und Herrn Fouquet jede Art von Rücksichten verstatten, was seine Nahrung, seine Kleidung, Wohnung und andere Dinge betrifft, ohne daß Sie die Briefe zu sehen brauchen, die man mit der Ordonnanz des Königs an Sie sandte, zur Unterstützung dieser Instructionen?"

„Mein Herr, ich werde nach dem Gebote meiner Pflicht handeln," erwiederte Saint-Mars trocken.

„Herr von Louvois wird gut heißen, was Sie thun werden, um das Ende der Gefangenschaft des Herrn Fouquet zu versüßen; ich stelle mir vor, der arme Mann ist nicht mehr die Blume der galanten Herren in Frankreich."

„Kehren Sie noch heute Nacht zurück nach Fort Exiles?"

„Ich bleibe, wenn es Ihnen gefällig, in einem guten warmen Bette, das Sie mir werden geben lassen," sagte d'Augicourt lachend; „meine Bedienten werden bis morgen Arbeit genug haben, meine Toilette rein zu machen, zu trocknen und wieder herzustellen."

„Mein Herr, ich fordere Sie auf im Namen des Königs, Niemanden, wer es auch seyn möge, die Absichten des Königs hinsichtlich des Herrn Fouquet zu entdecken."

„Für Wen halten Sie mich, mein werthester Herr von Saint-Mars? Weiß ich nicht, wie schwer ein Staatsgeheimniß wiegt?"

„Ums Himmelswillen! Stillschweigen über Alles, was Sie wissen! Ein unüberlegtes Wort würde schwere Folgen haben!"

„Sorgen Sie vielleicht, ich würde in der Stadt herumspazieren in diesem Anzuge?" sagte d'Augicourt, und hob sein Bein in die Höhe, fast bis an's Gesicht des Gouverneurs?"

„Sie werden nicht einmal das Zimmer verlassen dürfen, wohin man Sie führen wird."

„Holla! behandeln Sie mich denn auch als Staatsgefangener?"

„Ja, mein Herr," antwortete Saint-Mars strenge, „weil Sie Ihre Beglaubigungsschreiben nicht haben: ich werde die Ankunft des Herrn von Louvois erwarten, ehe ich Sie in meiner Festung frei herum gehen lasse."

„Was sind Sie für ein Mann, Herr von Saint-Mars!" versetzte der Secretair etwas betroffen über diese unerwartete Entschließung; „ich beklage Herrn Fouquet, daß er unter Ihrer Aufsicht ist: man wird Sie wenigstens keiner Schwäche und Nachlässigkeit beschuldigen."

„Mein Herr," erwiederte der Gouverneur durch heftige Bewegungen wiederholt seine Absicht ausdrückend, dieser Unterhaltung ein Ende zu machen: „ich bin entschlossen, mich des Auftrags würdig zu zeigen, womit Se. Majestät mich beehrt hat. Ich wünsche Ihnen guten Abend."

Saint-Mars, nun mit seinen Gedanken allein, ließ sich entmuthigt in einen Lehnstuhl fallen, und verbarg, zitternd wie ein Verbrecher, das Gesicht in den Händen. Er dachte sich Fouquet befreit, frei in einigen Wochen, und diese unerträgliche Idee preßte ihm Thränen der Wuth aus, und trieb ihn zur Ersinnung von hundert mehr oder minder unmöglichen Projekten: denn er fand keine Auskunft, wie er sich dem Willen des Königs widersetzen wollte. —

Indessen war doch die Ordonnanz vernichtet, und mehr als ein Monat mußte verlaufen, bis Ludwig XIV. von Fontainebleau, wo er sich aufhielt, einen neuen Gnadenbrief an die Stelle des verloren gegangenen senden konnte; dies war ein Licht- und Hoffnungsschimmer für Saint-Mars, der diese Frist so benutzen wollte, daß die gnädigen Gesinnungen des Königs sich ändern, oder doch wenigstens Fouquet's definitive Freilassung noch aufgeschoben werden möchte.

Wie aber sollte er so große Hindernisse in so kurzer Zeit und mit so geringen Hülfsmitteln beseitigen? Saint-Mars konnte nicht selbst nach Hofe gehen; er hätte niemals Pignerol nur einen Tag hindurch verlassen mögen, er, der seit achtzehn Jahren sich selbst dazu verurtheilte, mit seinem Feinde zugleich das Gefängniß zu bewohnen. — Er kannte die geheimen Details von Fouquet's Proceß, und wußte, welche eifersüchtigen Beweggründe den Haß des Königs so sehr vergiftet hatten — er wußte, daß Colbert stets noch die Intriguen der Freunde Fouquet's, und die Wiedereinsetzung seines gestürzten Rivalen in die Gunst des Königs fürchtete, — und er argwohnte, nach gewissen Anzeigen, daß die Eifersucht Ludwig's XIV. wegen Madame de la Valliere seine Liebe überlebt habe, in welche sich um diese Zeit Frau von Montespan und Fräulein von Fontanges theilten — und diese Eifersucht eines Königs war ihm, nach seinen eigenen Gefühlen schließend, sehr begreiflich.

Der schändliche Eustach trat ein, das Gesicht nach den Mie-

nen des Gouverneurs in trübselige Falten gelegt. — Eustach Bordas, vormals Schreiber, war ein Urkundenfälscher der verworfensten Gattung; er hatte unter andern falsche Adelsdiplome verfertigt, und wäre ohne Zweifel dafür vom Parlament der Provence zum Tode verurtheilt worden, hätte sich nicht ein großer Herr, dem er einen ähnlichen Dienst geleistet, für ihn verwendet. Er war in früheren Jahren der Vertraute und Geheimschreiber der berüchtigten Kartenschlägerin und Giftmischerin Voisin gewesen; — genöthigt, Paris zu verlassen, um in den Proceß der Marquise von Brinvilliers, der Vergifterin ihrer eigenen ganzen Familie, nicht verwickelt zu werden, hatte er sich in den Provinzen herumgetrieben und Fälschungen jeder Art sich schuldig gemacht, bis Saint-Mars, der einen Aufwärter und Kundschafter für Fouquet nöthig hatte, ihn in seine Dienste nahm. Seitdem genoß Eustach des vollkommnen Vertrauens seines Vorgesetzten und sollte nun auch jetzt mit einem Auftrage beehrt werden, für den er ihm das tauglichste und zuverlässigste Werkzeug schien.

Am Tage vorher hatte Fouquet den Versuch gemacht, mit einem zufällig in seinem Kerker gefundenen Eisen, das er heimlich zugeschliffen, sich zu entleiben. Die Wunden waren nicht gefährlich; einige Aderlässe von der Hand Reilh's, des Chirurgen des Gefängnisses, den wir bald werden kennen lernen, hatten allen übeln Folgen vorgebeugt, und er war, einige Schwäche abgerechnet, fast ganz hergestellt. Aber bei dieser Gelegenheit hatte der Gouverneur das mit Blut beschriebene Linnen gefunden, das Fouquet bei sich trug, und zu vernichten vergessen hatte.

Diese, nicht für ihn, aber für jeden Dritten räthselhafte und verschiedener Deutung fähige Zuschrift, übergab Saint-Mars seinem Boten Eustach; er unterrichtete ihn, was er zu Fontainebleau am Hofe des Königs, zu unternehmen habe, und Eustach reiste dienstbeflissen noch in der nämlichen Nacht dahin ab. (Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatitton.

(Fortsetzung.)

Jetzt war ich Herr seiner Person und seiner Waffen, und konnte meine Flucht ausführen ohne Gefahr. Allein meine Lage war nicht ohne Hoffnung, und durch meine Entweichung setzte ich das Leben meiner Unglücksgefährten auf's Spiel. Der Räuber hatte seine Flinte neben sich gelegt und in der Stellung, welche er im Schlafe eingenommen, sah der Dolch zur Hälfte aus der Scheide. Die Flinte zu ergreifen und ihm den Dolch in's Herz zu stoßen, wäre Sache eines Augenblicks gewesen. Seine Cameraden, die als Schildwachen am Rande des Berges standen, hatten mir den Rücken zugekehrt und spähten in die Ebene; ich konnte sogar nur zwei von ihnen sehen und auch diese nur in ziemlicher Entfernung. Ich gestehe, daß ich mich in diesem Augenblicke stark versucht fühlte, mich zu befreien und gerechte Rache zu üben gegen diesen Elenden; allein, wie gesagt, ich hätte meine beiden armen Gefährten geopfert, die in tiefem Schlafe die Gefahren ihrer Gefangenschaft vergaßen. Zudem erwartete ich ja den dritten dieser Unglücklichen mit den 500 Piastern Lösegeld, und auch dieser hätte das Leben verloren, ohne das Geld zu retten, dessen Ueberbringer er war. Endlich konnte ich auch nicht die gute Gesinnung des Räubers Décésaris gegen mich vergessen, und ich fühlte mich völlig sicher in Betreff meiner demnächstigen Befreiung.

Diese Gedanken beruhigten mich und ich nahm meinen Bleistift wieder zur Hand, um die reiche Landschaft zu benutzen, die sich vor meinen Blicken aufrollte. Indessen lag ich aber im harten Kampfe mit meinem Magen. Eine Stunde war vergangen und ich zeichnete noch immer, als ich endlich menschliche Stimmen und den Tritt eines Pferdes vernahm. Als ich mich umsah, erblickte ich Décésaris, dem ein Bauer folgte, der ein Maulthier mit einem wohlgefüllten Sacke vor sich her trieb. Bald eilten auch die übrigen Räuber, die nicht minder hungrig waren, als ich, von den drei Seiten des Berges herbei. Alle beeilten sich, die mitgebrachten Mundvorräthe aus dem Sacke ans Licht zu fördern. Ein ungeheurer Schinken, dessen Farbe einen Teniers inspirirt haben würde, erschien zuerst vor meinen zufriedenen Blicken; ihm folgte ein großer Käse, ein Sack voll gerösteter Kastanien, ein Fäßchen Wein und eine gehörige Quantität Brod. *)

Symmetrisch ordnete Décésaris das Mahl auf dem Rasen, bot mir dann sein Messer an und lud mich ein, zuzulangen. Alle setzten sich nun im Kreise, die Einen im Grase liegend, die Andern knieend. Mein Appetit war stärker, als mein Widerwille gegen die Genossen meines Mahls, und ich aß mit den Andern um die Wette. Das Fäßchen Wein machte dabei die Runde. Ich mußte mich entschließen, meinen Mund an dieselbe Oeffnung zu setzen, aus der der Wein wie aus einer Dachrinne in die schmutzigen Mäuler mit den rothen oder schwarzen Schnauzbärten geflossen war.

Décésaris hatte fortwährend ein wachsames Auge auf die, welche bereits anfingen, sich hin und her zu wiegen, wie Bären in einer Menagerie, und ertheilte plötzlich, damit sie sich nicht völlig berauschten, den Befehl, um den Berg zu patrouilliren und die Ebene zu inspiciren. Sie brummten zwar zwischen den Zähnen, mußten aber gehorchen. Kurz das Essen ward durch keinen neuen Allarm gestört. Als wir fertig waren, ließ Décésaris die Ueberbleibsel sorgfältig zusammensuchen, um zum Frühstücke für morgen zu dienen. Trotz des Schmerzes, den mir jetzt meine Wunden verursachten, fühlte ich doch meine Kräfte wieder erwachen, und ich bekenne, nie einem so pikanten und pittoresken Diner beigewohnt zu haben. Der Bauer, der die Eßwaaren geliefert hatte, bekam seine Vorräthe ums Dreifache bezahlt, und die Börse des Prälaten Cun... diente zur Bestreitung dieser Ausgabe. Diesem kam es dabei gewiß nicht in den Sinn, mir dadurch zu einer solchen Festivität zu verhelfen.

Die Sonne ging unter und vergoldete die Gipfel der Abbruzzen; einige mit Schnee bedeckte Berge erglänzten im strahlenden Lichte, und contrastirten wunderbar mit denen, die in Schatten gehüllt, sich durch ihr tiefes Violett auszeichneten. Trotz der Unruhe, von der meine Seele erfüllt war, gewährte mir der Anblick dieser wundervollen Gebirgseffecte doch große Freude; ein neuer Beweis, daß selbst in den peinlichsten Lagen wirkliche Tröstungen unzertrennlich sind von der Kunst, die wir cultiviren. Indessen versenkten mich diese Helle am Horizonte, dieß Spiel des Lichts und der Dunkelheit, dieß Labyrinth von Bergen, die über einander gethürmt, allmälig in der Abenddämmerung zu collosalen Schattenbildern verschwammen, diese ungeheure Einöde, die wilden, schwarzen, kupfrigen Gesichter um mich, die einen so auffallenden Gegensatz bildeten zu jenen schönen römischen Gesichtern,

*) Das Erste, was ich that, als ich wieder in Rom anlangte, war, die Regierung über die Versorger der Räuberbanden aufzuklären, da diese Menschen meiner Ansicht nach eben so gefährlich sind, wie die Räuber selbst, weil Letztere ohne jene oft Mangel an Lebensbedürfnissen fühlen würden. Ohne Gnade zeigte ich daher jenen Bauer von Rocca-Priori an, trotz seines guten Diners. Dieß glaubte ich der öffentlichen Sicherheit schuldig zu seyn; der Bauer ward ergriffen und zu den Galeeren verurtheilt.

die den Malern gewöhnlich zu Modellen dienen, die in meinem Herzen immer lebendiger werdende Erinnerung an meine Freunde, unwiderstehlich in Melancholie. Dieß entging Décesaris nicht, und er befahl, ohne Zweifel in der Absicht, mich zu zerstreuen, eine Absicht, die man von seiner Seite merkwürdig finden wird, seinen Genossen, mir ihre Kleinodien, Caméen zu zeigen; er selbst wolle mit gutem Beispiele vorangehen, da ich als Künstler im Stande sey, sie zu beurtheilen und ihren Werth zu schätzen. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Sonnabend den 5. März, Vormittags zwischen 11 und 1 Uhr, ereignete sich in der Nähe Berlin's folgender Vorfall, welchem von einem wahrheitsliebenden Manne als Augenzeuge beigewohnt wurde: Am Ufer des Rummelsburger Sees, der größtentheils noch mit Eis belegt war, versammelten sich bei dem ungünstigsten Wetter (es fiel Hagel und Regen und der Fußboden war kothig) einige 30 Personen beiderlei Geschlechts, die theils zu Wagen, theils zu Fuß angekommen waren. Von dem einen Wagen wurden verschiedene leinene Zeuge herabgenommen und bald darauf 2 viereckige Zelte, welche oben offen waren, aufgeschlagen. In das eine gingen 5 Männer, in das andere 4 Frauen (sie gehörten sämmtlich dem Mittelstande an, was aus ihrer sorgfältigen Kleidung gemuthmaßt werden konnte). Nach Verlauf einiger Zeit trat aus dem Männerzelt ein mit einem schwarzen Badehemde, welches durch einen Leibgurt festgehalten wurde, angethaner Mann heraus, ging zu dem Frauenzelte, aus welchem eine mit einem weißen Badehemde in wollenen Socken bekleidete Frau trat, führte diese mit abgemessenen Schritten an der Hand in den See, bis ihnen das Wasser an die Brust reichte, schöpfte mit der Hand Wasser, begoß ihr Haupt damit und bog sie zum Schlusse hinterwärts über, so daß die Wellen über sie zusammen schlugen. Darauf gings eben so gravitätischen Schrittes zurück und diese Prozedur wiederholte sich mit noch 3 Frauen und 4 Männern. Unter den letzteren befand sich ein mit weißen Haaren geschmückter alter Mann. Noch in den nassen Badekleidern fielen sie zur Erde, sangen und beteten. Der muthmaßliche Priester im schwarzen Badehembe hielt unter Zähneklappern eine Rede, bis ihm fast die Stimme versagte. Mit dem Umkleiden endete diese Prozedur. In einiger Entfernung standen zwei Polizeibeamte und ein Gendarm und betrachteten mit größter Ruhe und Zurückhaltung diese Mummerei. Die Zelte wurden abgebrochen und lautlos verließ die Menge, wie sie gekommen, den Taufplatz. (Düsseld. Ztg.)

*** (Englische Bälle.) Nicht blos die englischen vornehmen Familien, sogar die Krämer etc., welche Bälle, Soiréen u. s. w. geben, pflegen eine meist im hohen Grade übertriebene Schilderung dieser ihrer Gesellschaften, welche sie selbst abfassen, in die Zeitungen rücken zu lassen. In solchen Zeitungsberichten heißt es dann ungefähr: „Lady N. gab in ihrer prächtigen Wohnung in . . einen der glänzendsten Bälle, von dem man noch lange sprechen wird. Die ganze lange Reihe ihrer reich decorirten Zimmer war geöffnet. In einem derselben standen die seltensten Erfrischungen in einem Ueberflusse bereit, welcher der Freigebigkeit wie dem guten Geschmacke der Frau vom Hause alle Ehre machte.“ Ganz anders nimmt sich freilich die Sache aus, wenn man eine solche Soirée beschreibt, wie sie wirklich war. Der Schreiber dieses hatte Gelegenheit, einen Ball in London zu besuchen, der in den Zeitungen als das non plus ultra des Glanzes geschildert war. Das Haus war nicht groß und die Zahl der Gäste, wie bei den meisten Gesellschaften in England, im Verhältniß zu dem Raume viel zu bedeutend. Das Empfangszimmer wurde durch etwa dreißig Kerzen auf zwei Kronleuchtern erhellt. An der Treppe, die so schmal war, daß kaum zwei Personen neben einander darauf gehen konnten, standen ein Paar Vasen mit Blumen. Als ich halb elf Uhr ankam, saßen der Herr und die Frau vom Hause allein an der Thüre des Zimmers und warteten auf die Gesellschaft, die erst um elf Uhr zu erscheinen pflegt. Die zwanzig Sessel und zwei Sophas waren bald besetzt. Zweihundert Damen, die sich aus Rücksicht auf den guten Ton bis Mitternacht zu Hause gelangweilt hatten, füllten die zwei Zimmer und ein drittes kleineres, das noch durch eine mit Caricaturen, Albums etc. bedeckte Tafel verengt war, so wie ein kleines Vorzimmer und einen Platz an der Treppe, auf deren Stufen die Zuletztangekommenen paarweise stehen bleiben mußten. Um Mitternacht wurde der Ballsaal geöffnet und er verminderte auf einige Augenblicke das peinliche Gedränge in den andern Zimmern. Aber die Wagen brachten fortwährend neue Gäste in solcher Anzahl, daß endlich die Dienerschaft ihre Stube räumen und sich auf das Trottoir flüchten mußte. Die Damen, welche nicht die Kraft hatten, durch Einbogenstöße sich Platz zu machen, und nicht den Muth, einen Theil ihrer Toilette zurückzulassen, vermochten sich nicht von der Stelle zu bewegen. In dem Saale, in welchem getanzt wurde, herrschte eben solches Gedränge, mit dem Unterschiede, daß es da viele Einbogenstöße und Fußtritte gab. Das Orchester bestand aus einem Piano, einer Harfe, einigen Violinen, einem Contrebaß und einer Posaune. Um drei Uhr entfernten sich die, welche der Erstickungsgefahr am nächsten waren. In Folge der allgemeinen Verwirrung brauchten die Wagen zwei Stunden, um die Toiletten, die so frisch angekommen waren, zerdrückt und zerrissen zurück zu schaffen, und am nächsten Morgen konnte Jedermann in der Zeitung von dem Vergnügen lesen, das er genossen haben sollte.

*** Die vor einigen Jahren so viel besprochene Tochter des Generals Morel, um deretwillen der Officier Emil de la Roncière vor die Assisen gestellt und zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt wurde, hat sich seit dieser Zeit verheirathet, wird aber jetzt von ihrem Manne — als Ehebrecherin vor Gericht verklagt.

*** Bei einem Kirchthurmrennen, das vor Kurzem in Romford Statt fand, wurde die Eisenbahn der Eastern Counties auf eine ganz neue Weise benutzt. Man nahm nämlich einen besondern Wagenzug auf dieser Bahn, um die Personen zu befördern, welche dem Rennen beiwohnen und ihm folgen sollten. In dem Augenblicke, als die Wettenden von Romford abritten, setzte sich auch der Wagenzug auf der Eisenbahn in Bewegung; die Wagen hielten sich stets gleich mit den Wettrennern und zwar in geringer Entfernung von denselben, so daß man einen Anblick hatte, wie nie vorher, nämlich einem Kirchthurmrennen in seiner ganzen Ausdehnung in aller Gemächlichkeit beiwohnen konnte.

*** (Prag.) Vor einigen Tagen war eine rührende Feierlichkeit in der Maltheserkirche. Ein junger Ordensgeistlicher segnete seine, die goldene Hochzeit feiernden Eltern ein.

Auflösung der Charade in Nro. 68.

Katzenjammer.

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 16. März. Zum Vortheil der Madame Frühauf (zum Erstenmale): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Akten; mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 76. 17. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Mitten in der Nacht, während in tiefem Schlaf versunken, Hortense vielleicht im Traume einen schönen Pagen vor sich knien sah, der ihr die Hand küßte, und mit schüchterner Stimme um einen Lohn bat, den er durch achtjährige Treue so wohl verdient hatte, knallte plötzlich eine Peitsche unter den Fenstern des Gasthofes, und zugleich wurde heftig an das Thor geklopft. In einer Minute waren Diener und Mägde auf den Beinen, und nachdem das Thor geöffnet worden, trat ein Fremder, von hohem Wuchse, mit magerem und vertrocknetem Antlitze und staubigen Kleidern in's Zimmer; ihn begleiteten zwei Bediente.

„Entschuldigt, mein Herr," sagte der Wirth, der in Person herbeigeeilt war, „aber der Gasthof ist voll von Fremden, und ich kann nur Euch allein aufnehmen."

„Oh," meinte einer der Bedienten, „was uns betrifft, wir werden schon Platz finden, zumal wenn Damen hier sind, und diese sich ein wenig gefällig zeigen."

„Wir haben bloß Herren," erwiederte der Wirth.

Der Fremde, der bisher stumm da gesessen, erhob sich, und wollte eben sich entfernen, um einen anderen Gasthof mit seiner Gegenwart zu beehren, als die junge Magd, den Kopf schüttelnd, mit einem schalkhaften Lächeln ausrief:

„Herren! Herren! Seyd Ihr ganz gewiß, daß Ihr nur Herren beherberget?"

Der Fremde fuhr auf, als werde er plötzlich aus dem Schlafe geweckt, und sich der Magd nähernd, der er ein Paar Worte in's Ohr sagte, drückte er ihr eine Pistole in die Hand, wofür er ohne Zweifel die gewünschte Auskunft erhielt, denn er ging mit den beiden Dienern hinaus, nachdem er nicht unterlassen, sich für die Störung höflichst beim Wirthe zu entschuldigen.

Hortense und Nanon that nach den Reisestrapatzen die Ruhe so sehr Noth, daß sie von all' dem Lärm nichts vernahmen, und erst spät am anderen Morgen erwachten. Als sich die Herzogin mit ihrem Kammermädchen berieth, ob es nicht zweckmäßig sey, ihren Mannskleidern zu entsagen, die ihnen sehr unbequem waren und unnütz geworden schienen, klopfte man an die Thüre, die sie zur Vorsorge verriegelt hatten.

„Wer da!" rief Nanon mit ihrer feinen Stimme, die sie vergebens zum männlichen Baß herabzustimmen suchte, „es kann noch Niemand herein: mein Kamerad zieht sich an."

„Es ist vergebens, Euch weiter zu verstellen. Ich weiß sehr gut, mit wem ich zu thun habe. Im Namen des Königs, des Gesetzes und der Justiz, öffnet auf der Stelle," antwortete im ernsten Tone eine wohlbekannte Stimme.

„Es ist Polastron," stammelte die Herzogin niedergedonnert. —

„Der Teufel ist's!" versetzte Nanon, „wo fliehen wir hin, wo verbergen wir uns, Frau Herzogin?"

„Laß mich machen," sagte die Herzogin. „Herr von Polastron," fuhr sie mit lauter Stimme fort, „da Ihr Euch die Mühe gegeben, mir zu folgen, so will ich nicht läugnen, daß ich die Herzogin bin; allein die Rechte meines Mannes haben auf der Grenze ein Ende. Habt demnach die Gefälligkeit, Euch zu entfernen und mich in Ruhe zu lassen, widrigenfalls Ihr mich zwingen würdet, mich an die Landesbehörde zu wenden."

„Frau Herzogin," versetzte Polastron durch's Schlüsselloch, „ich bitte demüthigst um Verzeihung, wenn ich auf meiner Aufforderung bestehe. Der Parlamentsbefehl, Euch zu verhaften, ist vom Ministerresidenten Sr. Majestät des Königs in dieser Stadt unterzeichnet, und er hat sogar bewilligt, mir hülfreiche Hand zu leisten. Entschließet Euch also, mir zu folgen, und zwingt mich nicht, Gewalt zu brauchen, was mich sehr betrüben würde, Frau Herzogin."

Indem sie diese schrecklichen Worte vernahm, schlug sie ihre Augen zum Himmel auf, der sich nie in so schönem reinem Blau gezeigt hatte; entschlossen das Aeußerste zu wagen, um nicht Herrn von Polastron in die Hände zu fallen, öffnete sie ein Fenster. Dieses Fenster befand sich im ersten Stocke, und ging zugleich auf einen Hof und einen Garten, der nur durch eine Mauer von dem Hofe geschieden war. Die Mauer befand sich unmittelbar unter dem Fenster. Ehe Nanon sich ihrem Vorhaben widersetzen konnte, hatte Hortense behende das Fenster erklettert, und indem sie sich bis zur Spitze der Mauer hinab gleiten ließ, wo sie sich mit beiden Händen festklammerte, wollte sie den Boden erreichen; dazu mußte sie aber einen Sprung von ungefähr zehn Fuß wagen; sie fiel mit aller Schwere auf ein Knie und wurde ohnmächtig. Nanon, die sie für todt hielt, stieß ein solches Angst- und Nothgeschrei aus, daß bald ganz Nancy in Aufruhr gerieth, und der Gasthof von einer Menge Menschen umringt wurde, welche neugierig waren, die schöne Herzogin von Mazarin zu sehen, die ihre Schönheit sowohl als ihre Streitigkeiten mit ihrem Manne in ganz Europa berühmt gemacht hatten. Man hatte bereits ihre Ankunft in der Stadt erfahren, und zu dieser Nachricht gesellte sich bald die von ihrem Tode; denn man zweifelte nicht, daß sie sich aus dem Fenster gestürzt, um sich das Leben zu nehmen, und auf diese Weise der Rache des Herzogs von Mazarin zu entgehen.

In der Zwischenzeit ritt der Herzog von Lothringen, der von der Jagd heimkehrte, nicht weit vom Gasthofe vorbei,

und näherte sich dem Schauplatze der Begebenheit, um nach der Ursache dieses Tumultes zu forschen. Hortense hatte sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt; allein ein Wundarzt, den man sofort gerufen hatte, erklärte, es sey kein Bruch vorhanden, und sie würde mit einem Aderlaß und einigen Tagen Ruhe davon kommen. Beim Anblicke dieser reizenden Person, die auch er, der Herzog von Lothringen, vergebens vom Cardinal zur Ehe begehrt, und deren Schönheit einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Herzen zurückgelassen hatte, — dieser jungen Frau, die er nun in einer, in jedem Bezuge, so unglücklichen Lage fand, wurde der Herzog vom tiefsten Mitleid gerührt. Aus Besorgniß, wenn die Herzogin die Augen aufschlagen würde, seine Rührung im Beiseyn seiner Unterthanen nicht bemeistern zu können, entfernte er sich eiligst, und kehrte in seinen Palast zurück. Aber kaum hatte er sich wegbegeben, so erschien einer seiner Offiziere, und erklärte in seinem Namen, er nehme die Herzogin in seinen Schutz, und würde nicht zugeben, daß ihr Leids geschehe. Die Agenten des Herzogs von Mazarin erhielten zu gleicher Zeit Befehl, die Staaten des Herzogs von Lothringen zu verlassen. Endlich stellte er seinen Palast zur Verfügung der Herzogin von Mazarin, indem er ihr erklärte, er werde nur mit ihrer Genehmigung vor ihr erscheinen.

Hortense hielt für rathsam, dies letzte Anerbieten auszuschlagen. In ihrer Ungeduld, Mailand zu erreichen, entschloß sie sich auf einer Tragbahre die Reise fortzusetzen. Großmüthig und voll Zartgefühl, wie ein romantischer Schäfer, schickte ihr der Herzog zwanzig Mann von seiner Garde, nebst einem Lieutenant, mit dem Befehl, sie bis in die Schweiz zu escortiren. In diesem fast königlichen Aufzuge verließ Hortense die Stadt Nancy. (Fortsetzung folgt.)

---

## Louvois zu Pignerol.
## (1680.)

(Fortsetzung.)

### III.

In's Cabinet des Gouverneurs berufen, trat der Chirurg Reilh geschäftig ein, die Werkzeuge seines Barbierberufes in voller Bereitschaft. Der Gouverneur verschloß die Thüre sorgfältig, und befahl ihm, sich zu setzen.

Nach Eustach war Reilh es, den Saint-Mars seines Vertrauens würdigte, obgleich sonst zwischen ihnen weder eine physische noch moralische Aehnlichkeit stattfand. Reilh war ein kurzer, dicker, kräftiger Mann, mit rothem, blühendem Gesicht, stumpfer Nase, breitem Mund, runden, glänzenden Augen und Pausbacken; sein Kopf stak zwischen hohen Schultern, und er konnte nur mit Mühe ihn drehen, wie wenn er habituell mit einem steifen Halse behaftet wäre, obgleich er nicht eigentlich bucklicht war; er hatte einen majestätischen Bauch, über dem er gewöhnlich die Hände verschlungen hielt, die Finger in steter Bewegung. Er trug eine schwarze Perrücke, so lockenreich, daß sie zwei bis drei Pfund wiegen mochte, und Rücken, Brust und Schultern mit einem Wald von Haaren bedeckte; seine Kleidung bestand, nach den Gebräuchen der Facultät, in einem langen, schwarzen, zugeknöpften Rock, einem gestärkten Umschlag und rothen Strümpfen.

Seine Grade hatte er in Pignerol genommen, und seine Thesen vor Saint-Mars vertheidigt, der mehr Treue als Geschicklichkeit von ihm forderte; Reilh, vormals Barbier in Fontainebleau, wo er rasirte, Hühneraugen beschnitt, zur Ader ließ, Wunden verband, und Perrücken verfertigte, war von Saint-Mars selbst angestellt worden, um für Fouquet's Gesundheit zu sorgen, oder vielmehr, um noch einen weiteren Spion und Kerkermeister bei dem Gefangenen zu haben. Der medizinischen Theorie war Reilh allerdings fremd: allein die Erfahrung, die er auf Kosten einiger vergifteten oder verstümmelten Individuen sich erworben hatte, mußte bei ihm die Stelle der Kenntnisse vertreten, die man sonst nur durch Studium erwirbt; und da er in schwierigen und dunkeln Fällen die Natur mit einer rührenden Bescheidenheit walten ließ, so starben die Kranken nicht allemal an seinen Mitteln; war die Krankheit nicht sonderlich gefährlich, so bestand seine ganze Apotheke in strenger Diät. Uebrigens setzte er die minder erhabenen Geschäfte seines früheren Berufes nicht bei Seite: im Gegentheil vergaß er gern seine After-Medizin über der Barbierkunst; er hätte einen Todten rasirt, nur um die Uebung der Hand nicht einzubüßen, wie er sagte. Mit einem Wort, er war Chirurg wider Willen.

Unfähig eines ehrlichen Gefühls und eines edlen Gedankens, nahm er doch im ersten Augenblick durch einen Anschein von Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit ein, die aber nichts anders waren, als Gleichgültigkeit gegen das Gute wie gegen das Böse, seine joviale Laune bedeutete bloß einen Mangel jeder Art edler Gesinnung, denn er hatte keinen Sinn für fremdes Unglück oder Leiden; seine unversiegbare, oft gemeine und beschwerliche Lustigkeit war keine der geringsten Qualen, die Fouquet auszustehen hatte, wenn Reilh jeden Morgen zu ihm kam, den Puls zu fühlen, und ihn mit Fragen zu belästigen, die in einem halb spaßhaften Tone vorgebracht wurden, angeblich um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen.

„Die Seife schäumt, und das Rasirmesser ist frisch abgezogen," sagte Reilh, und machte Anstalt, Saint-Mars die Serviette um den Hals zu binden.

„Laß meinen Bart und Dein Rasirmesser, Freund Reilh," antwortete der Gouverneur, und schob den geschäftigen Barbier zurück; „hier handelt es sich von einer ernsthafteren Angelegenheit."

„Was ist ernsthafterer Natur, als der Bart eines Edelmannes!" rief Reilh, fast empfindlich über die Geringschätzung seiner Dienste, doch zugleich geschmeichelt von dem Beweise der Freundschaft seines Gebieters, den ihm dieser so eben gab.

„Setze Dich, und höre mir zu mit aller Aufmerksamkeit, die diese Sache verdient."

„Darf ich nicht, so lange Sie sprechen?" — fragte der zudringliche Barbier, und machte Miene, die Seifenkugel am Kinn des Gouverneurs in Bewegung zu setzen.

„Laß doch!"

„Der Weise muß seinen alten Bart ablegen, wie seine alten Sünden. Erlauben Sie doch — "

„Der Teufel möge Deines Barts und Deiner Sünden walten!" unterbrach Saint-Mars ihn ungestüm, „das ist der Augenblick nicht — ich will nicht rasirt seyn; ein andermal, morgen will ich dem Barbier Audienz geben, jetzt" — setzte er mit milder Stimme hinzu — „ist es nur der Freund, dessen ich bedarf."

Betrübt legte Reilh die Seifenkugel weg, und setzte sich, ganz außer Fassung gebracht, dem Gouverneur zur Seite.

„Reilh," begann Saint-Mars und faßte ihn vertraulich am Arme, „es sind nun fünfzehn Jahre, daß Ihr mir beigegeben seyd, und ich denke, ich habe durch meine Handlungsweise Euch zu erkennen gegeben, wie hoch ich einen guten und redlichen Diener schätze; ich habe Euch zum Chirurgen der Citadelle gemacht, mit einem Einkommen von 1200 Livres, ich werde Euch früher oder später zu einer höheren Stufe befördern, und aus Euch, der ihr vorher nur

**ein** lumpichter, armseliger Barbier waret, einen angesehenen Mann machen und reicher als ein Lieutenant meiner Compagnie." (Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Dieser Vorschlag schien ihnen zu gefallen und bald sah ich vor mir Rubine, Caméen in Ringe gefaßt, in Nadeln von ciselirtem Golde, diamantne Ohrgehänge, Uhren in Emaille, Ketten, Medaillons u. s. w. Mit wahrem Vergnügen betrachtete ich die gravirten Steine, die goldenen und silbernen, griechischen und römischen Medaillen, von denen die meisten antike waren; Portraits en miniature, unter denen ich auch das der Königin von Neapel, der Schwester des Kaisers Napoleon, erkannte. In diesem Augenblicke hatte ich die glückliche Idee, meine mir genommene Uhr wieder zu erobern. Ich sagte ihnen nämlich, daß sich unter den Gegenständen, die sie mir zeigten, sehr kostbare befänden, die man an reiche Fremde in Rom sehr theuer verkaufen könne. Die Grenzstädte des Königreichs Neapel dagegen, wo sie dieselben zu verkaufen suchten, wären ja wenig bevölkert und von Fremden kaum besucht, weßhalb es ihnen unmöglich wäre, diese Sachen vortheilhaft los zu werden. Augenblicklich ward ich des Eindrucks gewahr, den dieser Rath auf die Habgier dieser Verbrecher machte. Schnell trat der jüngste Räuber der Bande hervor und schlug dem, der mir meine Uhr genommen hatte, vor, sie ihm für 60 Piaster zu verkaufen. Ein Petschaft, welches mir meine Mutter geschenkt, hing an der goldnen Kette dieser Uhr, und gerade dieses machte den Wunsch nach Wiedererlangung meiner Uhr so lebhaft in mir rege. Der Camerad willigte in den Handel, und kaum war er abgeschlossen, so bat der Käufer seinen Hauptmann um Erlaubniß, sogleich nach Rom gehen zu dürfen, ihm auf Räuberwort versprechend, in zwei Tagen wieder an der Stelle zu seyn, die er ihm bezeichnen werde. *)

Décésaris gab seine Zustimmung, befahl ihm aber, seine Flinte und seinen Dolch in seine Hände zu deponiren; dann nahm er ihn bei Seite, sagte ihm heimlich etwas in's Ohr und bezeichnete ihm das nächste Rendezvous. Seine Genossen vertrauten ihm die Schmucksachen an, die sie loszuwerden wünschten, und strahlend vor Freude machte er sich auf den Weg.

Indessen neigte sich der Tag zu Ende, und der Bote, welcher zum zweiten Male zu Lucian gesendet worden war, kehrte nicht wieder. Der Gedanke, noch eine zweite Nacht im Walde, auf feuchtem Grase, mit diesen Ungeheuern zur Seite und um mich, zubringen zu müssen, machte mich sehr mißmuthig. Traurig dachte ich über diese unglückliche Nothwendigkeit nach, und bemühte mich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, als Décésaris vier Mann aus seiner Bande befahl, ihm zu folgen. Auf meine Frage, wohin er ginge, antwortete er, die Schildwachen müßten ihre Posten wieder einnehmen, und wenn der Bote vor Einbruche der Nacht nicht zurück sey, so erfordere die Sicherheit Aller, diese an einem anderen Orte zuzubringen. *)

(Fortsetzung folgt.)

## Frankfurt.

### Schauspiel und Oper.

Am Montag, den 28. Febeuae, wuede uns Schiller's Don Caelos voegeführt. Herr Schneidbee d. j. eeschien in der Titelrolle und entspeach wohl duech seine äußere Erscheinung dem Bilde, unter welchem man sich den Infanten vorstellt. Herr Schneidbee wird indessen selbst bekennen müssen, daß diese Aufgabe seine Keäfte noch übersteigt. Dee Gedanke, die Absicht stand mitunter nähee als die That, und das Studium hatte sich nicht so geläutert, daß dessen Eegebniß ein volles Hineinleben in die darzustellende Individualität vermittelt hätte. Königin Elisabeth fand in Madame J. Hofmann eine neue und in jeder Hinsicht würdige Repräsentantin: äußere Anmuth und richtiger Gefühlsausdruck standen in vollkommener Harmonie. Der übrigen Mitwiekenden Leistungen sind bekannt und genügend besprochen; doch können wie nicht umhin, des Beifalls zu gedenken, den Dlle. Lindnee als Eboli fand und verdiente. Sie führte die Rolle durch alle Stadien des innern Kampfes mit einee Meisterschaft duech, deeen eindringliche Wahrheit zur Bewunderung hinriß. — Der politische Zinngießer ging zweimal (das Erstemal zum Vortheile des Herrn Dettmee) über unsere Bühne. Die bunten Lapp n von modernem Stoffe, womit man die Rococo-Figur des Dänen Holberg's neu zu schmücken suchte, schienen dem Geschmacke des Publikums wenig zu behagen; übeedies mühte sich dee Darsteller des Zinngießers vergebens ab, seine Komik geltend zu machen: er hätte seinen Stoff in eine ganz andere Form gießen müssen. Der Zinngießerjunge (Herr Hassel) aebeitete schon wirksamee mit den Blasebälgen seiner Komik und es gelang ihm nicht selten, das Publikum in Feuer zu bringen. — Zum Vortheile des Herrn Pischeck wurde Mo-

---

*) Mein Calcul war sehr glücklich. Ich hoffte nämlich, daß irgend ein Zeichen den Räuber in seiner Teacht verrathen werde; und so geschah es auch. Als der Räuber nach Rom kam, erregten sein zuckerhutförmiger Hut, der tabackfarbige Mantel, in welchem er sich bis zum Kinn verhüllte, die Fußbekleidung, der heimtückische, mißtrauische Blick die Aufmerksamkeit des Coeporals der Wache am Thore des heiligen Johann von Lateran, durch das er so eben heimlich schlüpfen wollte. Augenblicklich hatte ihn der Corporal am Kragen, und von seinen Soldaten unterstützt, nahm er ihn mit auf die Wache. Als man ihm hier seinen Mantel abgenommen hatte, fand man Schmuck aller Art an ihm; seine Taschen waren ganz damit angefüllt, wie auch mit Geld. Augenblicklich ward er nun zum Gouverneur gebracht. Unterwegs kam man auch aufs Forum. Mit demüthiger, heuchlerischer Miene klagte der Räuber den Soldaten, daß ee vor Duest sterbe, und daß sie nur einen Augenbick mit ihm in ein Wiethshaus treten möchten, um ein Glas Wein zu trinken. Er wolle es bezahlen und sie möchten trinken, so viel sie wollten. „Euer Corporal hat mir nicht Alles genommen, fügte er mit erzwungenem Lachen hinzu; diesen Bentel hat er nicht gefunden." Die Soldaten vermochten einer solchen Einladung nicht zu widerstehen und gingen mit ihrem Gefangenen ins nächste Wirthshaus. Der Räuber schenkte ein und beim zweiten Glase warf er ihnen, als sie gerade tranken, die Bouteille ins Gesicht und ergriff schleunigst während der Verwirrung die Flucht. Die Soldaten, betäubt und sogar verwundet, konnten ihm nicht sogleich folgen; dann brachen sie mit den im Wirthshause befindlichen Gästen auf, aus vollem Halse schreiend: Al ladro! Dieser eilte schon die Stufen der Terppe des Capitols hinauf, und hätte sich wahrscheinlich gerettet, wenn nicht ein Carabinier, der so eben die Treppe herunter kam, den Lärm gehört hätte. Da er nun einen Menschen im vollen Laufe sah, packte ee diesen und hielt ihn fest. Bald halfen ihm zwei der verfolgenden Soldaten und dießmal trug man Sorge. den Banditen tüchtig zu knebeln. Er ward nun zum Gouverneur Paka geführt und dieser befahl voe Allem, ihm Alles zu nehmen, was er bei sich trug Die gestohlenen Sachen nahm er den Soldaten ab, legte sie auf den Tisch und schickte den Räuber ins Gefängniß. Augenblicklich ertheilte der Gouverneur dem Prinzen Lucian Kunde davon. Als ich mich bei meiner Rückkehr nach Rom bei ihm vorstellte und er mie die Sammlung von Schmucksachen und Uhren zeigte, erkannte ich die meinige und erhielt sie sofort zurück.

*) Wir übergeben hiee eine Episode ähnlichen Inhalts, wie der oben berichtete Abschnitt aus Décésaris Leben, welche in gleich schaudererregender Weise endigt.

zart's **Don Juan** aufgeführt. Herr Pischeck sang die Parthie vortrefflich und entsprach in dieser Hinsicht allen Erwartungen. Zur Repräsentation des Don Juan's ist aber sein Schauspielertalent noch nicht genügend ausgebildet. Niemand glaubt dem Leporello die Geschichte von den Tausend und drei. Dlle. Rudersdorff gab die Donna Anna und mit ihr den Beweis, daß sie auch die Saiten anderer Sangweisen, wie Bellinische, mit Erfolg anzuschlagen versteht. Ausgezeichnet brav sang Dlle. Capitain die schwierige Partie der Elvire und sie verdiente die Anerkennung, die ihren Bemühungen wurde. — **Drei Tage aus dem Leben eines Spielers** wurden jüngst einem Sonntagspublikum geboten. Ein Prachtstück für den Haut-Goût der Galerie, ein Vomitif für den guten Geschmack! Wollte eine Theater-Direktion aber immer nur dem guten Geschmacke huldigen, sie würde verhungern müssen. Also — faites votre jeu, Messieurs! — Herr Schneider d. ä. spielte den Dalville vortrefflich: ein Schuft comme il faut; Herr Baison, als Germany, stand ihm würdig zur Seite. Madame J. Hoffmann milderte einigermaßen durch ihr seelenvolles Spiel den widrigen Eindruck, den der dreistündige Anblick all der Abscheulichkeiten erzeugen mußte. — Nach einer langen, gefährlichen Krankheit trat Herr Lußberger zum Erstenmale wieder in der ergötzlichen Posse: A. B. C. als Landjunker auf und wurde auf das Herzlichste begrüßt. Das war kein Händeklatschen gedungener Claqueurs, denen die Theaterbillets im Cafehause heimlich zugesteckt werden — das war die Aeußerung des Wohlwollens und wahrer Achtung — Eine Aufführung der Gluck'schen **Iphigenia in Aulis** veranlaßt uns, unsern Lesern eine Stelle mitzutheilen, die wir so eben in einer Kritik über Rossini's „Stabat" *) gefunden: „Das Ungereimteste, was darüber gesagt worden, ist: Rossini's „Stabat" habe so große Wirkung hervorgebracht, weil es theatralisch sey, die ächte Kirchenmusik sey langweilig, woraus dann hervorgeht, daß es keinen religiösen Styl in der Musik gebe, oder daß wenigstens Rossini ihn umgebildet. Jules Janin nennt es ein „joli stabat" und das ist eben so wahr als geistreich; es ist eine hübsche Lamentation, die sich zu Palästrina verhält, wie ein Boucher zu einem Lesueur. Als der selige Choron im Sterben lag, fragte er seinen Arzt: „Wissen Sie, was Palästrina ist?" — „Einer der großen Meister im idealen oder ernsten Style," war die Antwort. — „O, er ist noch ganz was Anderes; merken Sie sich, was ich Ihnen sage, und verbreiten Sie es; es ist neu. Denken Sie sich einen unermeßlichen Ocean, der ruhig und majestätisch seine Wogen dahin wälzt, das ist die antike Musik. Auf der andern Seite sehen Sie diesen Ocean, dessen wüthende Wellen bis zum Himmel schlagen, und dann plötzlich wieder im Abgrunde versinken, das ist die moderne Musik. Palästrina bildet den Vereinigungspunkt, den Zusammenfluß beider Oceane: Palästrina ist der Racine, der Raphael der Musik!" — Mehul's herrliches Drama: **Jacob und seine Söhne in Egypten**, wurde am Sonntage wieder einmal aufgeführt. Ein Tongemälde, voll reizender Melodien! Wie erhebend ist diese Musik! Wessen Herz ist wohl so frostig, daß er ungerührt bleiben könnte bei diesen heiligen Tönen! Herr Caspari sang den Joseph. Dieser Part ist ganz für den zarten Wohlklang seiner Stimme geeignet. Herr Caspari im Spiel — — —? war schüchtern wie ein Lamm!" — Herr Wiegand gab den Jacob mit Würde in der Darstellung und zeichnete sich als Sänger durch Kraft des Ausdrucks und Schönheit des Tones aus. Ein gar lieblicher Benjamin war Dlle. Capitain, ein vortrefflicher Simeon, Herr Nork, der mit erschütternder Macht und Leidenschaft des Gefühls wirkte und den Ausdruck der Reue und Verzweiflung mit künstlerischer Wahrheit zu bezeichnen verstand. — Nach der Oper: **Herr Hampelmann sucht ein Logis.** Der Sprung von den egyptischen Pyramiden ins Frankfurter Philisterthum, als arge Zumuthung vermeidend, suchte Ref. auch ein Logis und zwar das seinige.

*) Wie wir vernehmen, wird Rossini's Stabat, das gegenwärtig so viel besprochene und von vielen Seiten hochgerühmte neueste Werk des großen Tonsetzers, nächsten Charfreitag im hiesigen Schauspielhause durch die rastlose Thätigkeit des Herrn Guhr zur Aufführung gebracht.

## Tabletten.

*** (**Mutterliebe unter den Wilden.**) Wenn unter den Irokesen und Schoctans ein Kind in der Zeit stirbt, während welcher es in der Wiege getragen zu werden pflegt, so wird es begraben und die trostlose Mutter füllt sodann die Wiege mit schwarzen Federn in den Theilen an, wo der Körper des Kindes lag, und so trägt sie die Wiege bei sich, wohin sie auch geht, ein Jahr und noch länger, mit eben der Vorsicht, als lebe ihr Kind noch und liege darin: oft liegt oder steht diese Wiege neben der Hütte, in welcher die Frau den ganzen Tag mit weiblichen Arbeiten beschäftigt ist, und die Mutter spricht und schwatzt so vertraulich und liebevoll, als redete sie mit ihrem geliebten Kinde, nicht blos mit der Wiege, in der es sonst lag. Die Liebe dieser Weiber zu dem verlorenen Kinde ist so stark und so dauernd, daß, wie schwer und drückend auch die Last, welche sie zu tragen haben, wie beschwerlich auch der Weg seyn möge, auf dem sie gehen, sie diese Wiege dennoch Tag für Tag bei sich tragen.

*** (**Seltsame Entweichung.**) Eine barmherzige Schwester, berichtet die Gazette des Tribunaux, deren besonderes Geschäft es ist, Trost und Hülfe in die Gemächer des Elends und des Jammers zu bringen, begab sich unlängst nach dem Gefängnisse Saint Lazare, um unter die dort eingesperrten Weibspersonen einiges Almosen zu vertheilen. Im Vorsaal des Gefängnisses legte sie ihren Hut, an dem ein schwarzer Spitzenschleier befestigt war, und ihren Pelzmantel von sich, und ging dann, von einer andern Schwester begleitet, in die Gefängnißzimmer, um ihr frommes Geschäft zu vollziehen. Eine gefangene Weibsperson, die alle ihre Bewegungen ausspionirt hatte, benutzte die augenblickliche Abwesenheit der Schwester, zog sogleich die abgelegten Kleidungsstücke an, hüllte sich dicht in den Schleier, präsentirte sich an der Ausgangsthüre, die sogleich geöffnet wurde, und da die Gefängnißwärter keinen Betrug ahnen konnten, war auch die Gefangene bald verschwunden.

*** **Eine neue Composition von Vincenz Lachner:** „**Waldhornklang**", Gedicht von A. Schnezler, für Männergesang mit Begleitung des Waldhorns oder Violoncells, ist so eben bei Schott's Söhne in Mainz erschienen. Wir machen alle Gesangliebhaber und Liedertafeln auf diese werthvolle Composition des genialen Tonkünstlers aufmerksam.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 17. März. **Die Hochzeit des Figaro**, große Oper in 3 Abth. Musik von Mozart.

Freitag, den 18. März. Vorstellung der französischen Schauspieler aus St. Petersburg, unter der Direction der Herren **Armand** und **Levasseur**: *L'Héritière*, comédie-vaudeville en 1 acte par Scribe. Suivi de: *Les vieilles Amours*, ou: *l'Etudiant de Paris*, comédie-vaudeville de Aevers. Suivi de: *Indiana et Charlemagne*, comédie-vaudeville en 1 acte de Bayard et Dumanoir.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, №. 77. 18. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Nach mancherlei Widerwärtigkeiten, bald im Triumphe getragen, bald vom Dolche des Meuchelmörders bedroht, gelangte die Herzogin endlich gegen Ende des Monats Juli 1668 in den Ebenen von Mailand an. Wie klopfte ihr das Herz, als sie in der Ferne die Dächer der Häuser und die hohen Thürme der alten lombardischen Stadt erblickte! Sie fuhr in die Stadt, ohne etwas zu sehen. Ihr Leben war ganz **innerlich**, die äußere Welt war für sie nicht mehr vorhanden. Auch bezeigte sie eine große Ueberraschung, als Leute aus dem Volke ihren Pferden in den Zügel fielen:

„Was gibt's denn," fragte sie, „ich sehe meine Schwester nicht, ich sehe den — —"

„Madame," lautete die Antwort, „Ihr könnt im Augenblicke nicht weiter fahren; es kommt ein Leichenzug."

„Ein Leichenzug? Was wollt Ihr damit sagen?" denn sie konnte sich gar nicht denken, daß man ein Leichenbegängniß in der Stadt feiern könne, an dem Tage, wo sie daselbst voll Liebe und Wonne anlangte.

„Madame," sagte ein Weib aus dem Volke, „man bestattet einen jungen Mann zur Erde, der dieser Tage im Duell geblieben ist."

„Der arme junge Mann," flüsterte Hortense, bei welcher auf einmal das Gefühl der Wirklichkeit wieder rege wurde; „er hatte Freunde, eine Familie, eine Geliebte vielleicht? Das ist sehr traurig! und ohne Zweifel hatte das Duell einen nichtigen Grund!"

„Allerdings, denn man sagt, er habe Streit bekommen mit einem großen Herrn, der den Ruf einer vornehmen Dame angegriffen, einer Fremden, die viel von sich reden gemacht; es ist die Herzogin von Mazarin, Ihr wißt wohl, die ihren Mann verlassen hat."

Hortense ward roth und bleich. Da der Zug sich näherte, schrie das Volk: „Madame! Madame! steigt aus dem Wagen, da kommt der Todte. Auf die Knie! Auf die Knie! Jedermann! Arme wie Reiche! Groß und Klein!"

Hortense gehorchte; bleich und bebend kniete sie nieder. Nach italienischer Sitte war das Antlitz des Todten unverhüllt. Es war ein wunderschöner junger Mann, mit schönen blonden Haaren, einem lilienweißen Teint, einem Profil, dessen Reinheit an die schönsten Typen des Alterthums erinnerte. Der Ausdruck seiner Physiognomie war traurig, aber ruhig, so daß man hätte glauben können, er schliefe nur. Von gräßlicher Ahnung getrieben, trat Hortense vor, um die Leiche zu beschauen, dann stieß sie einen Schrei aus und fiel regungslos auf das Straßenpflaster. Zugleich rief die näselnde Stimme eines Mönchs: „Betet für die Ruhe der armen Seele des Don Alonzo de Lara."

Auf den Schrei der Herzogin sah man einen von denen, die dem Zuge folgten, sich durch die Menge nach ihr hindrängen; der Mann konnte ein Fünfziger seyn, er hatte noch immer eine kriegerische Haltung, scharf geschnittene Züge, seine Augen blitzten wie Karfunkel unter zwei mächtig dicken Augenbrauen; er eilte der Herzogin zu Hülfe und empfing sie in seine Arme. — Es war der General von St. Evremond. —

### XVII.

Die Schönheit der Frauen hat drei Epochen, welche auf ihre Gefühle, auf ihre Neigungen und selbst auf ihre Ideen einen unbestreitbaren Einfluß ausüben. Die erste findet sich in jener so süßen und so kurzen Lebenszeit, ohngefähr zwischen dem fünfzehnten und dem zwanzigsten Jahre. Es ist die erste Blüthenzeit des Baumes, der späterhin reichliche Früchte trägt. Alles in der Natur ist Ahnung und Hoffnung; dies ist der Frühling.

In der zweiten Periode ist das Mädchen zur Frau geworden. Die Rose hat sich entfaltet, der Baum hat seine Blüthen abgeschüttelt; allein die Vegetation ist dann oft bei ihm nur desto kräftiger und üppiger. Diese zweite Periode umfaßt gewöhnlich den Zeitraum zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre; es ist der Sommer.

Endlich gibt es für wahrhaft schöne Frauen, was man die dritte Jugend nennen könnte, wo ihre Schönheit, wie die Sonne im Versinken ihre glänzendsten Strahlen wirft. Im allgemeinen dauert sie zehn Jahre, wie die zweite Periode, selten länger und oft nicht so lang; es ist der Herbst.

Gott bewahre uns davor, des Winters zu erwähnen, zumal in Bezug auf die Herzogin von Mazarin, die ihn nie gekannt. Im fünfzehnten Jahre entsagte sie, wie wir wissen, den feenhaften Träumen, um in die rauhe Wirklichkeit der Ehe zu treten. Im zwei und zwanzigsten Jahre sahen wir sie unglücklich in der Gegenwart durch die Eifersucht ihres Mannes, wie sie es in der Vergangenheit gewesen, und ohne Hoffnung für die Zukunft, plötzlich ihre Fesseln zerreißen und der Welt ein um so größeres Aergerniß geben, da es von einer hoch gestellten Person ausging. Aber die Strafe war eben so schnell als fürchterlich. Eilen wir jetzt über einen Zeitraum von mehreren Jahren hinweg. Wir finden die Herzogin in der dritten Phase ihrer Schönheit. Nachdem sie Europa durchirrt hatte, stets verfolgt und gehetzt durch die Agenten ihres Mannes, oder vielmehr ihres Verfolgers, hatte sie Schutz und Zuflucht bei Carl II., König von England gesucht, der einst so nahe daran gewesen, seinen Thron mit ihr zu theilen.

(Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

„Je nun, Herr Gouverneur, ich wollte lieber ein Lügner heißen, als ein Undankbarer — aber ich gestehe Ihnen, daß ich mich oft wieder in meinen vorigen Stand zurück wünsche."

„Pfui doch, Reilh! ein schönes Vergnügen, den Bauern zu Fontainebleau die Bärte zu schinden."

„Was wollen Sie damit sagen, schinden? — ich hätte eine schwere, ungeschickte Hand, Ihrer Meinung nach?"

„Das sage ich nicht," beschwichtigte Saint-Mars, der ohne Aufschub zum Ziel zu kommen wünschte; ich sage, daß wenn Ihr mir jetzt schon vielen Dank schuldig seyd, Ihr mir künftig noch weit mehr schuldig werden könnt, falls Ihr Euch dessen würdig machen wollt."

„Ich werde Alles thun, was Ihnen belieben wird, mir zu befehlen, Herr Gouverneur," erwiederte Reilh, betroffen über diesen feierlichen Eingang. „Soll ich Aderlassen, Arme und Beine abschneiden, fünfzig Zähne ausreißen, Wunden verbinden, Trinklieder singen, oder vielleicht einen Tanz anstellen zu Ihrer Belustigung?"

„Keine Thorheiten!" sagte Saint-Mars mit hohler Stimme, die der Lustigkeit Reilh's, womit dieser ihn aufzuheitern gemeint hatte, plötzlich ein Ende machte; „hier ist eine Frage über Leben und Tod zu verhandeln."

„Für mich?" fragte der Chirurg erschrocken.

„Für mehrere," versetzte der Gouverneur.

„Wenn es so ist, so wäre mir lieber Eustach hätte die Rolle übernommen, die Sie mir zudenken."

„Eustach ist heute Nacht nach Fontainebleau abgereis't."

„Abgereis't! unrasirt! der ungehobelte Bursch! — Aber wozu diese Abreise, wenn es Ihnen gefällig?"

„Ihr sollt es erfahren nach seiner Rückkunft, aber dies hat keinen Bezug hierbei. — Ich will Euch Gelegenheit geben, Reilh, Euren Eifer in meinem Dienste zu beweisen, und es ist mir angenehm, Euch zeigen zu können, wie groß mein Zutrauen zu Euch ist."

„Ich schwöre Ihnen, Herr Gouverneur, wenn mir der Gefangene der Damen" (so pflegte er Fouquet stets zu nennen) „zehntausend Thaler verspräche, damit ich meine Pflicht vergessen, und Ihre Befehle übertreten solle, so würde ich ihm schön danken, und es ihm rund abschlagen; das Geld ist ein angenehmer Gesellschafter, aber Leben ohne Geld ist doch besser, als Geld ohne Leben."

„Ich weiß Euch Dank dafür, daß Ihr meine Instructionen so gut im Gedächtniß habt," sagte Saint-Mars, und nahm aus einem verschlossenen Kästchen ein Pergament, mit den daran herabhängenden Siegeln der Chancellerie; „leset dies königliche Handschreiben."

„Herr Capitain Saint-Mars," las der Chirurg laut, und zitterte bei jeder Zeile, aus Furcht, sein Todesurtheil zu finden, „damit Ihr persönlich für die Individuen haften könnet, die Ich unter Eure Bewachung gesetzt habe, und ganz besonders für Hrn. Fouquet: in Anbetracht, daß Meine Regierung bei der Gefangenschaft dieses gefährlichen Mannes, der im Besitz der wichtigsten Staatsgeheimnisse, interessirt ist, ist Meine Intention, daß Ihr unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod aller Domestiken, Soldaten und in Löhnung stehenden Leute haben sollt, die Ihr auswählen und verwenden möget nach Eurem Willen, unter der Bedingung, daß Ihr verantwortlich seyd für die Gefangenen, die in Eure Hände übergeben worden sind. Ich verlasse Mich daher in allen Punkten auf Eure Weisheit und Gerechtigkeit wegen schneller und exemplarischer Bestrafung der Verbrechen, die im Innern des Gefängnisses begangen werden könnten, [illegible] genehmige zum Voraus, was Ihr diesfalls anzuordnen [illegible] gut finden werdet, indem Ich Gott bitte, Euch in Seinen heili[illegible] Schutz zu nehmen. Gegeben zu Fontainebleau, den 30 [illegible] 1666. (gez.) Ludwig. (Weiter unten) Letellier."

„Die Vollmacht ist in Ordnung," sagte Saint-Mars, [illegible] Wirkung dieser Ablesung auf Reilh's bestürztem Gesichte b[illegible] obachtend, „aber bis jetzt habe ich davon keinen Gebrau[illegible] gemacht, als bei einigen Dienern, die Herr Fouquet dur[illegible] Versprechungen verführt hatte"

„Ein rechter Narr, der sich fangen läßt!" versetzte Reil[illegible] das Lächeln eines Mannes, der keine Furcht hat, affektiren[illegible]

„Meine Versprechungen sind von größerem Werth und g[illegible] ringerer Gefahr," erwiederte der Gouverneur, und drück[illegible] ihn zu beruhigen, ihm die Hand. „Reilh, Du weißt, da[illegible] ich in meiner Ehe keine Kinder gehabt habe, und darum ha[illegible] ben an meinem Testamente bloß meine Freunde Antheil."

„Reden wir nicht vom Testamente!" sagte Reilh, entzü[illegible] über die künftige Erbschaft. „Indessen vom Testamentmache[illegible] stirbt man nicht, im Gegentheil, man lebt desto länge[illegible] nach dem Sprichwort."

„Freunde habe ich nur zwei — Eustach und Dich, [illegible] lieber Reilh."

„Eustach ist Ihnen nicht so anhänglich wie ich; er würd[illegible] übrigens Ihr Vermächtniß sicherlich im Spiel verlieren, in[illegible] dessen ich von Ihrem Gelde eine Barbierstube in der gute[illegible] Stadt Paris errichten würde."

„Wenn ich zwei Freunde habe, ihnen mein Vermögen z[illegible] vermachen," ging Saint-Mars in seinen Eröffnungen, Schrit[illegible] vor Schritt weiter, „so habe ich auch zwei Feinde, gege[illegible] die ich ebenfalls ein Vermächtniß meiner Rache aussetze[illegible] möchte."

„Setzen Sie mich zum Universalerben ein, so versprech[illegible] ich Ihnen, nach Ihrem Willen zu verfahren, bis zu meine[illegible] letzten Stunde."

„Ich verlange noch nicht zu sterben, oder einem Ander[illegible] meine Rache zu überlassen."

„Das ist im Grunde ein Reichthum, nach dem mir nich[illegible] sonderlich gelüstet. Wer sind denn die beiden Feinde?"

„Was! kennst Du den Einen nicht?"

„Das Podagra vielleicht?"

„Der Fall ist nicht dazu geeignet, den Spaßmacher z[illegible] spielen, Herr Reilh," entgegnete Saint-Mars strenge, un[illegible] am ganzen Leibe krampfhaft zitternd; „ich habe Euch sche[illegible] bemerkt, daß es sich hier um den Tod von mehr als eine[illegible] Person handelt."

„Wollte Gott, es mögen dies Eure Feinde seyn!" erwiederte der Chirurg, vom Zittern des Gouverneurs angesteckt.

„Lieber magst Du für ihr Leben Gelübde ablegen, wie ich selbst! — Denn sterben sie, so sterbe ich auch, und Du stirbst mit, damit mein Geheimniß von einem und demselben Gra[illegible] bedeckt werde."

„Ich ziehe mich freiwillig zurück," sagte Reilh voll Schrecken über die drohende Prophezeiung, „und ich will zu Gott beten, daß er Ihre Feinde erhalten wolle, und sie recht lange leben lasse, weil sie es so wünschen."

„Einer dieser Feinde, den ich mit aller Kraft meiner Seele hasse, und den ich mit meinem Hasse bis in die Hölle verfolgen werde, wenn mir der Himmel die Gnade verleiht, und dort wieder zu treffen, ist Fouquet."

„Das konnte ich mir denken, Herr Gouverneur, doch wundere ich mich über die merkwürdige Sorge, die Sie für sein Leben und seine Erhaltung tragen, da Sie doch nach Belieben über ihn verfügen können."

„Ha, wie wenig begreifst Du meine Gesinnung, wenn Du Dich wunderst, daß sein Leben mir theuer ist! Wenn er stürbe,

o würde mein Haß leer und unnütz; nur so lange er lebt, kann ich mich zu immer größerem Hasse anregen. Das ist das einzige Glück, auf das ich noch Anspruch mache."

„Das wußte ich nicht, daß die Rache ein so leckeres Ragout ist. — Wer ist denn aber Ihr anderer Feind?"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

### Befreiung.

„Vorwärts! sagte der Hauptmann, wir müssen diese Höhe verlassen, da die Sonne im Begriffe unterzugehen, und der Bote noch nicht zurück ist. Ich will einen meiner Leute am Rande des Berges zurücklassen, der den Schäfer an den Ort führen soll, wo wir die Nacht zubringen werden."

Diese Nachricht war für mich ein Donnerschlag. Ich hatte den ganzen Tag in Nebelwolken, ohne Mantel und Hut auf diesem Berge zugebracht und sehr an meinen Wunden gelitten. Mein Kopf brannte und Fieberhitze durchschüttelte meinen Körper. Der Anblick dieser Henker war nicht geeignet, mich zu beruhigen, und die schauderhafte Erzählung, welche ich so eben vernommen, erfüllte mich nicht mit frohen Ahnungen. Alle meine Pläne waren vernichtet, meine Hoffnung getäuscht, und ich bereute tief, das Ungeheuer nicht getödtet zu haben, das mich bewachte, um einen Fluchtversuch zu wagen. Da der Regen in Strömen fiel, bat ich Décésaris, doch wenigstens zu warten, bis der Sturm vorüber. Er runzelte die Stirn, blickte mich an, ohne ein Wort zu sagen, und ertheilte seiner Bande das Signal zum Abmarsche. Widerstreben half nichts und ich folgte mit Resignation. Nun ging es den Wald und Berg hinunter, den wir am Morgen so mühevoll erklettert hatten, und bald fanden wir uns auf einem Wege, der betretener zu seyn schien. Die Räuber gingen mit gespannten Gewehren, und warfen rings umher argwöhnische Blicke. Wir kehrten Rocca-Priori den Rücken zu, und setzten unseren Weg fort, als ich einer Quelle ansichtig ward, zu der man aber schwer gelangen konnte. Halbtodt vor Durst bat ich Décésaris, mir einen Augenblick Ruhe zu gewähren, um trinken zu können. Darauf eilte er selbst an die Quelle, um Wasser mit seinem Hute zu schöpfen, und bot mir dasselbe an. Nach kurzem Aufenthalte setzten wir unseren Weg fort, als ich plötzlich am äußersten Ende einer Querallee eine weißgekleidete Frau zu Pferde bemerkte; sie war allein, und ich zitterte für sie... In demselben Augenblicke ward auch einer der Räuber ihrer ansichtig, und sich durch's Gebüsch schleichend, eilte er so schnell als möglich nach dieser Seite hin. Plötzlich hielt er inne, legte sich auf den Bauch und lauerte auf die Unbekannte. Mit Herzensangst verfolgte ich mit meinen Blicken alle Bewegungen der Reisenden, und welche Freude empfand ich, als ich sah, daß sie einen entgegengesetzten Pfad einschlug, der in einer andern Richtung in's Freie führte. Dieß rettete sie.

Ich begriff nicht, warum sich Décésaris so weit von dem Berge entfernte, auf welchem er die Schildwache zurückgelassen hatte, welche die Rückkehr des Boten erwarten sollte; ich war von Ermüdung erschöpft, und vermochte ihm kaum zu folgen. Endlich gelangten wir nach dreistündigen Manövern, die ich mir nicht zu erklären vermochte, an das Ende desselben Waldes, auf dessen Höhepunkte wir während des Tages gewesen waren, und mit großer Freude hörte ich Décésaris Halt gebieten.

„Du wirst sehr müde seyn, sagte er zu mir; allein ich mußte die Umgegend recognosciren, um während der Nacht nicht überrascht zu werden. Hätten wir der furchtbaren Bürgergarde von Rocco-Priori mit ihren zerlumpten Kleidern und verrosteten Flinten begegnet, beim Teufel, dann hätte es ein schönes Spiel gegeben."

„Und sich mit ganzer Länge in die Höhe richtend, drehte er stolz seinen Schnauzbart, und ich mußte fast wider Willen die kalte Gleichgültigkeit, die unermüdliche Vorsicht dieses Banditenhelden bewundern. Ich bereitete mich nun zum Schlummer vor, dessen ich so dringend bedurfte.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt; der Wind wehte von den Bergen her, und die Nacht kündigte sich prächtig, wenn auch etwas kalt an; der Mond, welcher roth und glänzend am wolkenlosen Horizonte aufging, erhellte die Landschaft, und hier und da erglänzende Lichter verriethen die Hütten der Schäfer. Wie am Abende zuvor wollte ich mich auf den feuchten Rasen legen, um mich in der Hoffnung auf meine demnächstige Befreiung zu wiegen, als Décésaris befahl, mir ein Lager aus dürren Farrenkräutern zu bereiten.

„Deine erste Nacht war schlecht, sagte er, ein wahres Bivouak; die heutige soll gut werden, und Dir Kräfte geben, um morgen nach Tusculum zurückkehren zu können. Hier hast Du Matratze und Kopfkissen aus dürren Farrenkräutern; sie werden Dich gegen die Feuchtigkeit des Bodens schützen, und mein Mantel wird Dir als Decke dienen."

Ich wollte ihm für seine Aufmerksamkeit danken, als er meine beiden Hände ergriff und mich bat, ihn anzuhören. Nun fragte er mich, ob es mir nicht möglich sey, ihm einen Paß nach den Vereinigten Staaten zu verschaffen, da er seiner Profession überdrüssig sey; der Kummer seiner Frau und seines alten Vaters machten ihn unglücklich; er habe Geld genug, und sey, eingedenk meines guten Rathes, entschlossen, fortan als ehrlicher Mann im Schooße seiner Familie zu leben. Natürlich schenkte ich diesem löblichen Entschlusse meinen Beifall und versprach, Alles zu thun, was in meinen Kräften stehe, um ihm die Mittel der Ausführung zu erleichtern. Ein abermaliger Händedruck bezeugte mir seinen Dank, und mir eine gute Nacht wünschend, verließ er mich.

Behaglich dehnte ich mich auf meinem vortrefflichen Bette, auf dem ich gegen Feuchtigkeit geschützt lag; und voll Vertrauen auf die milden Worte des Dämons, der mich in seinen Krallen hielt, schlief ich in einem Zuge bis zum Signal des Erwachens. Es war fast 6 Uhr Morgens, als der Tag anbrach. Da Décésaris den Ort, wo wir die Nacht zugebracht, zu freiliegend fand, machten wir uns tiefer in den Wald. Hier ließ er ein Feuer anzünden; das Manöver mit den Mänteln ward erneut, und erst als die Flamme nicht mehr loderte und das Feuer in Kohlen glühte, sanken die Mäntel herab, und wir lagerten uns im Kreis.

„Du wirst frieren, sagte er zu mir; leg Dich näher an's Feuer, die Füße müssen warm seyn, ehe man frühstückt. Dann bist Du gestärkter, um nach Tusculum zurückzukehren, denn Dein Lösegeld wird ja hoffentlich nicht mehr lange ausbleiben."

Ich versetzte mich in Gedanken in die alten von Homer beschriebenen Zeiten zurück. Auf den glühenden Kohlen fehlte nur das Schlachtopfer, und in unseren Händen das geweihte Messer, um das Opfer zu zerlegen. Indessen ließ Décésaris anstatt des Mahles von Achilles oder Agamemnon auf den Rasen die Trümmer des Schinkens vom vorigen Tage legen; auch noch etwas Brod, Käse und Wein war übrig, von dem meinen Theil zu genießen, ich mich sammt Romulus Abkömmlingen anschickte, als ich ein Blöken vernahm, ähnlich dem eines Schafes. Décésaris antwortete in ähnli-

cher Weise und mit gleichem Nachahmungstalente. Ich wendete meine Blicke nach der Höhe des Waldes, von wo aus die blökenden Töne kamen, und sah von da zwei Menschen herabkommen. Sie waren eilig und ihr Gang verrieth frohen Muth; lebhaft klopfte mein Herz von Hoffnung. Endlich erkannte ich die Schildwache, welche zurückgeblieben war, und den Boten. Décésaris ging ihnen entgegen, und kehrte nach kurzer Unterhaltung, wie es schien befriedigt, zurück. Mich an der Hand fassend, sagte er: „Dein Lösegeld ist entrichtet, Du bist frei, und Deine Leidensgefährten sind es mit.“ Endlich war ich frei. Die Augen gen Himmel gerichtet, erstaunte ich, diesen Canibalen entwischt zu seyn. Ich sollte meine Freunde wiedersehen, ich glaubte an Wunder, denn mir war es, als käme ich aus der Hölle; ich war fast närrisch vor Freude. In diesem Augenblicke trat Décésaris zu mir, reichte mir die Hand, und bat um Erlaubniß, einmal an mich schreiben zu dürfen; sodann fügte er leise hinzu, die Pässe nicht zu vergessen, die ich ihm versprochen hätte. Ich antwortete, daß ich sicher hoffe, ihm dienen zu können, dagegen aber auch mein gewiß billiges Verlangen befriedigt sehen werde, die vom Prinzen Lucian signirte 500 Piasternote zurückzuerhalten, da ja die Summe bezahlt sey. Befremdet sah er mich an, machte ein verdrießliches, ironisches Gesicht, schien sich aber doch nach kurzer Ueberlegung eines Bessern zu besinnen, und übergab mir das Papier kalt mit den Worten: „Du hast Recht, hier ist es; ich wünsche Dir eine glückliche Reise, lebe wohl.“ Und kräftig schüttelte er mir die Hand. Nun trennten wir uns, ich danke dafür noch jetzt dem Himmel, und voll freudigen Gefühls schlugen meine Unglücksgefährten und ich den Weg nach Tusculum ein.

(Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Paris.) Am 10. März stand August Luchet, Verfasser des Romans: „Familiennamen“, vor dem Pariser Assisenhofe. Er war angeklagt, durch diesen Roman die Sittlichkeit verletzt, zum Haß und zur Verachtung gegen die Regierung aufgereizt, eine Störung des öffentlichen Friedens durch Aufreizung der Bürger zum Haß und zur Verachtung gegen mehrere Klassen von Bürgern versucht, und die Religion der Mehrheit der Franzosen verhöhnt zu haben. Der Roman geht von Ehebruch aus und endet mit Vatermord, greift auf alle Weise die Ehe an und beleidigt drei noch bestehende altfranzösische Adelsgeschlechter. Der Angeklagte wurde von der Jury in Beziehung auf alle Anschuldigungspunkte für schuldig erklärt, und zu zweijährigem Haft und einer Geldbuße von 1000 Franken verurtheilt; auch verordnete das Gericht die Vernichtung aller mit Beschlag belegten Exemplare des Romans. (Schw. M.)

*** (Bericht über einige neue große Bauten in London.) Die neuen Parlamentshäuser fangen jetzt an, da sie sich ihrer Vollendung immer mehr und mehr nähern, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Derjenige Theil, welcher für den Sprecher bestimmt ist, gehört zum östlichen Flügel, der, obgleich nur ein Theilchen des Ganzen, schon für sich allein ein großes Gebäude bildet und ein Meisterstück von architektonischer Kunst ist. Dieser mit dem gegenüberstehenden westlichen Theil, welche die Front des Flusses einnehmen, sind schon bis zum ersten Stockwerke aufgeführt und übertreffen jede Vorstellung, die man sich durch eine Zeichnung davon machen konnte. Die Struktur und Farbe des Bolsover Steins, den man dazu verwendet, ist bewunderungswürdig und macht besonders auf das Auge einen angenehmen Eindruck, denn seine Farbe spielt v der des Ockers in ein Silbergrau über. Nicht minder bewu derungswürdig zeigt sich die bis aufs Einzelnste sich erstrecke Kunst der Bildhauer-Arbeit. Mehrere viereckige Schilder, v welchen ein jedes aus einem großen, mit einem Wappenschild Relief verzierten Stein besteht, sind dazu bestimmt, zwischen d Fenstern des ersten und zweiten Stockwerks angebracht zu w den, und sollen die Wappen aller englischen Könige, die König Victoria mit eingeschlossen, darstellen. Außerdem sieht man j die Börse in majestätischer Gestalt sich erheben. Das Mater dieses Gebäudes, außer dem Säulenfuß, der von Granit ist, b steht aus dem besten Portland-Stein. Von dem Nelso Monument auf dem Trafalgar-Platz kann man bis jetzt m nicht mehr sehen, als sein Piedestal. Der Plan, das Inn der Guildhall mit einem neuen Täfelwerk zu verzieren, ist jetzt wieder aufgegeben worden. In der Threadneedle-Straße wi jetzt an derjenigen Stelle, wo früher die französische protestantis Kirche stand, an einem großen Gebäude gearbeitet, wo man b der Grundsteinlegung ein schönes römisches Plattstein-Pflaster g funden hat, welches natürlich im britischen Museum aufbewah wurde. Erwähntes Gebäude ist eine der großartigsten Bauten der Hauptstadt und ein Muster von architektonischer Kunst; d obere Theil der Front, die 73 Fuß lang ist, soll mit Basrelie von lebensgroßen Figuren verziert werden. Um zugleich de Fußgänger am Ende der Prince-Street, unweit von der Ba wo mehrere Straßen zusammenlaufen, einen Schutz darzubiete hat die Londoner Kommune beschlossen, auf ihre Kosten Wi helm IV. eine Statue zu errichten, welche durch mehrere Kan nen, die als Pfosten dienen, vor Wagen und anderen Fuhrwerk geschützt werden soll. Das ganze Monument wird vierzig, d Statue selbst aber nur vierzehn Fuß hoch seyn. Der Victori Park, für welchen das Parlament 100,000 Pfund verwilligt h wird den östlichen Theil der Stadt verschönern. Seine Ausde nung wird sich auf 290 Morgen erstrecken, ein Raum, der d St. James-Parks übertrifft Seine Gränzen im Westen sin der Regent-Kanal, im Süden der George Duckets-Kanal und i Norden die Grave-Street-Lane. Man spricht indessen auch v öffentlichen Erholungs- und Vergnügungs-Anlagen, die in de Boroughs Lambeth und Finsbury angelegt werden sollen. Ei Irrenhaus wird in dem südwestlichen Theil von der Wandswort Common angelegt, welches 60,000 Pf. St. kostet und für di Aufnahme von 300 Kranken bestimmt ist. (M f. d. L. d. A.)

*** (Eine 56 Jahr alte Delicatesse.) Aus der Wrack des bekannten Royal George, welcher vor 56 Jahre auf der Themse versunken, jetzt seit geraumer Zeit schon mittel Taucherglocken untersucht und ausgebeutet wird, ist ganz kürzlic eine hölzerne Kiste heraufgefördert worden. Sie trug die no ziemlich kenntliche Etikette: „Conserve Artich. de Catron Marseille,“ enthielt ein Dutzend hermetisch verschlossener Zinn büchsen, welche sämmtlich mit gekochten französischen Edelbohnen angefüllt waren. Ein Theil dieses seltsamen, submarinen Fun des wurde alsbald zugerichtet, und siehe, die Bohnen schmeckte köstlich und zwar so, als ob sie erst auf Coventgardenmarkt ein gekauft worden wären.

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 18. März. Vorstellung der französischen Schauspiele aus St. Petersburg, unter der Direction der Herren Armand un Levasseur: *L'Héritière*, comédie-vaudeville en 1 acte par Scribe Suivi de: *Les vieilles Amours*, ou: *l'Etudiant de Paris*, comédie vaudeville de Arvers. Suivi de: *Indiana et Charlemagne*, comédie vaudeville en 1 acte de Bayard et Dumanoir.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oster.leth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 78. 19. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Wir fahren nun in unserer Erzählung fort.

An einem Frühlingsmorgen des Jahres 1682 hatte sich die Blüthe des englischen Adels in einem der schönsten Häuser von London versammelt, dessen Fenster auf den Park von St. James gingen. Es war der muntere Lord Talbot, der Graf von St. Albans, Großfalkonnier des Reichs, Lord Godolphin, erster Lord der Schatzkammer, der Graf von Essex, die Lords Montaigu und Darlington, der Prinz von Hessen-Darmstadt, und viele andere. Alle diese Herren drängten sich um einen Greis, dessen Costum so ziemlich die Mitte hielt zwischen der modernen Tracht und den Moden, die fünf und zwanzig Jahre früher in Frankreich im Gebrauch waren. Diese wunderliche Person, die wohl siebenzig Jahr alt seyn konnte, obgleich sie noch immer ein sehr lebhaftes Auge hatte, war besonders durch ein ziemlich starkes Geschwulst auffallend, gerade mitten zwischen beiden ziemlich starken Augenbrauen, die seiner spöttischen Physiognomie einen äußerst charakteristischen Ausdruck gab. Inmitten dieser Edelleute, die den Greis mit ehrfurchtsvoller Neugierde betrachteten, glaubte man ein Familienporträt zu erblicken, das aus seinem Rahmen herabgestiegen, um irgend eine wunderbare Geschichte aus der Vergangenheit zu erzählen.

Der Greis, in dem man ohne Zweifel bereits den General St. Evremond wird erkannt haben, sprach Folgendes:

„Milords, ich danke Euch im Namen der Herzogin von Mazarin, für den Antheil, den Ihr an ihrer Gesundheit nehmt. Sie befindet sich heute viel besser, und ich hoffe, daß dieser Vorfall keine Folgen haben wird."

Und da die Gesellschaft in ihn drang, Aufklärung über ein Ereigniß zu geben, das der Gegenstand aller Gespräche bei Hofe und in der Stadt war, fügte er hinzu:

„Sehr gern. So wisset also, daß gestern Abend die Herzogin in's Theater gegangen war, um das „gerettete Venedig" von Ottway zu sehen; ich saß neben ihr. Plötzlich wurde sie todtenbleich, und mir den Arm drückend: „Seht! seht dort!" sagte sie, stier vor sich hinblickend und mit dem Fächer auf eine Loge deutend, worin sich mehrere fremde Herren, unter andern der schwedische Gesandte befanden. Ich neige mich über, und erblicke einen blonden jungen Mann, mit einer zugleich edlen und melancholischen Physiognomie von seltner Schönheit; der junge Mann heftete einen liebetrunkenen Blick auf die Herzogin."

„Nun," unterbrach ihn der Graf von St. Albans, „ich finde da nichts Außerordentliches, und ich wüßte nicht, daß sich die Herzogin je öffentlich gezeigt habe, ohne nicht alsbald dasselbe Gefühl in dem Herzen nicht eines einzigen Mannes, sondern von zwanzig, von hundert Männern zu erregen.

„Milord, laßt mich ausreden," versetzte Herr von St. Evremond; „der junge Mann war für uns kein Unbekannter, wie Ihr vielleicht vermuthet. Ich habe ein gutes Gesicht, und ich erkannte in ihm Zug für Zug einen Cavalier Namens Alonzo de Lara, früher Page in Diensten des Cardinals von Mazarin, welcher vor fünfzehn Jahren in einem Duell blieb, in dem ich sein Sekundant war."

„Das ist ein starkes Stück," rief die Versammlung einstimmig aus.

„Ihr werdet sehen," sagte Graf St. Albans, „daß der Verstorbene von den Todten auferstanden ist, um seinen Gegner zu ärgern, in so fern er nicht, was wahrscheinlicher ist, von seinen Wunden geheilt worden."

„Nicht möglich, Milord, denn ich war bei seiner Beisetzung zugegen, ich habe ihn im Sarge liegen sehen; die Herzogin hat ihn gesehen wie ich, ja, noch mehr, der Sarg wurde vor meinen Augen in die Erde gesenkt."

„Das ist allerdings wunderbar, und wie hat sich's geendigt?"

„Die Herzogin, welche sah, daß der junge Mann beständig seine Blicke auf sie richtete, konnte ihre Gemüthsbewegung nicht bemeistern; sie stieß einen Schrei aus und bekam heftige Nervenkrämpfe. Man brachte sie fast sterbend in ihr Hôtel zurück, wo sie eine schreckliche Nacht zugebracht."

„Man hat Nachforschungen in Betreff des jungen Mannes angestellt?"

„Allerdings."

„Und?"

„Es scheint, daß die Frau Herzogin und ich uns geirrt haben; der Fremde nennt sich nicht Alonzo de Lara. Es ist ein schwedischer Cavalier, der zum Vergnügen reiset, und Freiherr von Banner heißt. Er ist der Sohn des berühmten Generals, dem Gustav Adolph, nächst Gott, den Sieg zu Leipzig verdankte, wie der Monarch sich selbst geäußert."

„Das ist eine sehr befremdende Aehnlichkeit," rief Jeder aus. —

„Ich wäre wirklich neugierig, diesen Baron von Banner zu sehen," sagte der Prinz von Hessen.

„So wird Ew. Hoheit wohl thun, sich zu eilen, denn der schwedische Gesandte, von dem ich diese Nachrichten habe, sagte mir, er gehe noch heute nach Frankreich ab, von wo aus er sich nach Italien begebe."

„Desto besser, Herr von St. Evremond, desto besser," versetzte lebhaft Milord St. Albans, der sich seit einiger Zeit den eifrigsten Verehrern der Herzogin zugesellt hatte. „Dieser Baron Banner hätte für uns ein furchtbarer Nebenbuhler

werden können, da er einen so lebhaften Eindruck auf die Herzogin gemacht."

„Irrthum! Milord, Irrthum!" rief der General aus. „Hortense hat nur einmal geliebt in ihrem Leben, und diese Liebe ist so unglücklich gewesen, daß sie ihr Herz gegen jede andere Liebe geschützt hat. So leichtsinnig auch Frau von Mazarin scheinen mag, so ist sie doch dieser süßen und grausamen Erinnerung treu geblieben, und Niemand wird es vermögen, sie in ihrem Herzen auszulöschen."

„Wie wißt Ihr das?" versetzte heftig der Graf von Esser.

„Ja, wie wißt Ihr das," riefen im Chore alle Anwesenden.

„Ho! ho! meine Herren," versetzte spöttisch Herr von St. Evremond, „versucht es, ob Ihr glücklicher seyn werdet als alle Prinzen und Herzoge, deren Liebe sie verschmäht! werdet Ihr glücklicher seyn, als Euer König Carl II., und habt Ihr vergessen, daß er ihr noch kürzlich die Erbschaft der Herzogin von Portsmouth hat anbieten lassen? Und dann, soll ich es Euch sagen, es ist gefährlich, Hortense zu lieben, und noch gefährlicher, von ihr geliebt zu werden. Die Voisin, die Wahrsagerin, die kürzlich auf dem Grèveplatz verbrannt worden, hatte prophezeit, diese Augen, die wir bewundern, würden gar Vielen den Tod bringen, und sie hat sich nicht geirrt. Der einzige Mann, den die Herzogin je geliebt, blieb im Duell in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren. Dem Chevalier von Rohan wurde der Kopf durch das Henkerschwert abgeschlagen. Der Herzog von Savoyen ist eines plötzlichen und verdächtigen Todes gestorben. Courbeville, ein armer Teufel von Edelmann, der die Herzogin auf ihrer Flucht begleitete, starb vergiftet. Wer möchte um solchen Preis die Liebe der schönen Hortense gewinnen, vorausgesetzt, daß sie noch lieben könnte?"

„Ich! ich!" riefen alle.

„Amen," sagte St. Evremond, „und ich auch, und wenn mir mein Alter alle Hoffnung untersagt, so gibt es mir das Recht, offen zu seyn. Nie wird sie ihre Liebe einem Engländer schenken. Laßt Euch Gerechtigkeit widerfahren, Milords! würde man ohne Hortense es in Euerer Nebelatmosphäre aushalten können? wenn man in Europa anfängt, ein wenig von London zu sprechen, so verdankt Ihr es der Frau von Mazarin." (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.

(1680.)

(Fortsetzung.)

„Diesen kannst Du nicht errathen. Es ist eine Frau."

„Eine Frau!" lachte Reilh, „wie! in Ihrem Alter, Herr Gouverneur, was haben Sie da mit den Damen auszufechten?"

„Es ist **meine** Frau," antwortete Saint-Mars mit einem Blick, der der possenhaften Laune des Barbiers mit einem Male ein Ende machte.

„**Ihre** Frau? Frau von Saint-Mars? Hier ist kein Grund zum Lachen."

„Sie ist meine Gefangene seit siebenzehn Jahren."

„Siebenzehn Jahre! Sie hat also ein schweres Verbrechen begangen?"

„Siehst Du diesen Schrank?" sagte Saint-Mars; „darin öffnen sich drei Thüren innerhalb der Mauerdicke, dann führt eine Treppe in eine Zelle, wo die Armselige eingeschlossen ist; — dorthin bringe ich ihr täglich ihre Nahrung, und freue und ergötze mich an ihrem Elend."

„Das ist eine seltene Beharrlichkeit, und eine sonderbare Verfeinerung der Rache!" sagte Reilh, nicht ohne einen Schauder von Furcht und Abscheu.

„Die Ehrlose hat mir eine grausamere Beleidigung zugefügt, als ihre Züchtigung es seyn kann."

„Das ist so ein Vortheil der Ehemänner," sagte der Wundarzt, seine Gedanken pantomimisch ausdrückend.

„Ein höllisches Complott gegen meine Ehre war es!" erwiederte Saint-Mars, und sein Zittern ging fast in Convulsionen über; „doch hätte ich ihr die Beleidigung verziehen, wäre es eine solche gewesen, die man gut machen kann, oder von der Niemand weiß." —

„Die Sache ist also an und für sich selbst nicht schädlich oder ungesund," unterbrach ihn Reilh.

„Es gibt Beleidigungen, die größere Bitterkeit und Schande für weiße Haare in sich tragen: ein Greis wird zum Tode getroffen von einer Sache, die einen jungen Mann kaum verletzt."

„Die grauen Bärte werden in Ehesachen am leichtesten betrogen — aber wie hängt das mit Ihrem Hasse gegen Herrn Fouquet und Frau von Saint-Mars zusammen? Es müßte denn der **Gefangene der Damen** —"

„Du spottest, glaube ich, Schurke!" schrie der Gouverneur, und schlug schallend mit der Knochenfaust auf den Tisch; „wenn ich Dich nicht eben jetzt brauchte, so ließe ich Dich Mani's Halsband versuchen! — Die Sache ist zu ernsthaft, um darüber zu lachen," fuhr er fort, und that wieder sanftmüthig, ungefähr wie ein Wolf, der in der Grube gefangen ist, — „das Zutrauen, mein lieber Reilh, das ich in Euer Wort setze, beweist die Achtung, die ich vor Euch habe, denn es ist Niemand auf der Welt, dem ich anvertrauen möchte, was ich Euch sagen werde."

Reilh zuckte die Schultern. Er empfand durchaus keine Neugierde.

„Ihr werdet mir also treu dienen in dieser Angelegenheit," fuhr er in einem Tone fort, der Reilh keine Wahl ließ. — „Hört mich also an:"

„Damals, wie Fouquet zu Nantes war in Verhaft genommen worden, hatte ich das Glück, bei dem Garde-du-Corps angestellt zu werden. Ich war ungefähr fünfzig Jahre alt, älter als alle die übrigen, weil ich später als sie an den Hof gekommen war, aber selbst mein Alter, das die Festigkeit meines Betragens verbürgte, konnte meinem Glück nicht im Wege stehen, und ich war bald bekannt durch die rühmliche Weise, wie ich die Ehre eines Edelmannes zu behaupten wußte. Bei einem der Feste, die während des Carnevals 1662 zu Fontainebleau gegeben wurden, ward ich auf dem Balle von einer Dame von Stande angeredet, der schönsten und geistreichsten, die man sehen konnte; sie war das erstemal an den Hof gekommen, und hatte kaum das Kloster der Carmeliterinnen verlassen, wo sie war erzogen worden. Sie rühmte, um zur Sache zu kommen, die unersättliche Ehrbegierde, die ich an den Tag gelegt hatte, und sagte mir auf die anmuthigste Weise, daß der König mich nicht besser belohnen könne, als wenn er Herrn Fouquet unter meine Aufsicht stellen wollte. Ich wurde bezaubert von der Person, die mir eine so hohe Achtung bewiesen hatte."

„Ich erfuhr, daß sie ein adliches Fräulein sey, Henriette de Moresant; — und am andern Morgen wurde ich zum Kriegsminister berufen, der mir ankündigte, daß ich ausersehen sey, Fouquet, der damals während der Instruction seines Prozesses auf dem Schloß Amboise gefangen saß, unter meine Aufsicht zu nehmen. — Noch an demselben Tage ging ich dahin ab, nachdem ich Fräulein Henriette für ihre Nachricht gedankt hatte; doch verwunderte ich mich über die Eindringlichkeit, womit sie mir empfahl, mit Sanftmuth und Gefälligkeit diesem **armen** Herrn Fouquet, wie sie sagte, zu begegnen."

„Seit zwei Tagen war ich bei meinem Gefangenen ange-
…llt, als ich von Herrn von Louvois ein Schreiben erhielt,
…s mich freute, und zugleich in Erstaunen setzte: denn der
…inister schrieb mir, daß ein Fräulein aus guter Familie sich
… Vorbeigehen in mich verliebt habe, und mir ihre Hand
…it einer sehr guten Aussteuer anbiete; Herr von Louvois
…gte hinzu, daß er selbst sehr gern diese Heirath sehen würde,
…nd daß er mit Vergnügen dazu beitragen wolle, mein Glück
… befördern, wenn ich eine Frau nähme, die er als die beste
…nd würdigste für einen Mann, wie ich sey, mir garantire.
…ch antwortete Herrn von Louvois, daß ich aus Achtung
…gen ihn die Frau annähme, die er mir nicht nannte, die
… mir aber deutlich genug beschrieb."

„Es war in der That die hübsche Henriette, die einige
…age vorher mit ihrer Schwester, Madame Dufresnoy, und
…nigen Personen ihrer Familie angekommen war, und die
…ir sehr anstand; die Heirath wurde so schnell vollzogen,
…aß mir keine Zeit blieb, um zu beobachten, ob meine Frau
…ich wahrhaft liebte: überdies war weder mein Alter, noch
…eine Gestalt dazu geeignet, eine solche Liebe zu begehren,
…ie die, womit sich die jungen Leute unterhalten; ich verlangte
…ur eine Gattin, die sich zur Ehre rechnete, meinen Namen
… tragen, und die vor jeder Befleckung seines Glanzes sich
…üten werde. Die unwürdige Henriette stellte mir eine Falle,
…e wollte nur Herrn Fouquet nahe seyn, um ihm nützlich
…erden zu können; sie hatte sich entschlossen, mich zu heira-
…en, um ihn zu befreien, und mit ihm zu entfliehen."

„Sie bestach vier Musketiere, den Schließer, zwei Diener
…it vielem Geld, woran es ihr nicht fehlte; sie ließ Pferde,
…erkleidungen in Bereitschaft setzen, sie war auf dem Punkte,
…r Entweichungsproject auszuführen, wovon Fouquet indessen
…eine Kenntniß hatte, als einer der Diener sich mir zu Füßen
…arf, und mir Alles entdeckte. — Fouquet wurde auf meinen
…ntrag nach dem Gefängnißthurm von Vincennes gebracht,
…o ich ihn für besser verwahrt hielt, und von nun an hatte
…h beständig zwei Personen zu bewachen, Fouquet und meine
…rau: doch hoffte ich, diese wieder zur Vernunft zurückzufüh-
…en, wenn ich ihr vorstellte, wie sehr meine Ehre bei der Be-
…achung des Gefangenen betheiligt sey, den mir der König
…us besonderer Gunst anvertraut hatte; ich sagte ihr sogar,
…aß, wenn Fouquet entweichen würde, es für meine Ehre
…ein anderes Mittel mehr gebe, als den Tod!"

„Reilh, Du ahnest nicht den schändlichen Streich, wodurch
…ieses unwürdige Weib mich beschimpfen wollte," fuhr der
…ouverneur fort, in den Details des von Henrietten ihm zu-
…efügten Unrechts sich gefallend, gleichsam um in seinen Au-
…en seine Rache zu rechtfertigen, und sich zu größerer Un-
…armherzigkeit zu stacheln. — „Die genauen Nachforschungen,
…ie man im Landhause des Oberintendanten zu St. Mandé
…ngestellt hatte, brachten einen beklagenswerthen Skandal ans
…icht; hinter einem Spiegel, wo das Project der Verschwö-
…ung gefunden wurde, die Fouquet's Verurtheilung nach sich
…og, entdeckte man auch in der Mauer ein eisernes Kästchen:
…as meinst Du, was es enthielt?"

„Gold und Diamanten?" (Fortsetzung folgt.)

## Frankfurt.

### Das Versorgungshaus.

Das Versorgungshaus beging am 9. März d. J. die Jubilar-Feier seiner vor 25 Jahren geschehenen Einweihung. Auf erfolgte Einladung versammelten sich die beiden wohlregierenden Herren Bürgermeister, die Mitglieder hochlöblicher Stiftungs-Deputation, mehrere Mitglieder hohen Senats, die Herren Senioren der übrigen öffentlichen milden Stiftungen, und eine sehr ansehnliche Zahl Zuhörer, geistlichen und weltlichen Standes, in dem neuen Betsaale der Anstalt zu einem feierlichen Gottesdienste, welcher Nachmittags um 3 Uhr begann, und den, nach Absingung eines Wechselgesangs, Herr Consistorial-Rath, Pfarrer Zimmer, durch ein mit tiefer Andacht und ergreifender Wärme gesprochenes Gebet eröffnete, worauf Herr Pfarrer Kirchten eine sehr gehaltvolle, alle wichtige geschichtliche Momente der Anstalt aufzählende und die lebendigste Theilnahme erregende Festrede hielt, auf welche ein kurzer Gesang folgte, nach dessen Beendigung ein Segensspruch die religiöse Feier schloß.

Es erfolgte hierauf die Besichtigung der Arbeits- und Speise-Säle, Schlaf- und Kranken-Zimmer und sonstigen Räume des fertigen Theils des Hauses, welche allgemeine Befriedigung gewährte, und einen erfreulichen Schluß auf die vermehrten Leistungen der Anstalt nach dereinstiger gänzlicher Vollendung des neuen Baus ziehen ließ.

Wenn schon in der obenerwähnten Festrede und in einer an diesem Tage durch das Pflegamt des Hauses ausgetheilten gedruckten Mittheilung die wohlthätige Wirksamkeit der Anstalt geschildert, zugleich aber auch darauf hingedeutet wurde, wie hemmend der baufällige Zustand der beschränkten alten Gebäulichkeiten einer größeren Entfaltung derselben im Wege stand, und von welcher dringenden Nothwendigkeit daher die Aufführung eines Neubaues geboten war, so mußte es einen überraschend angenehmen Eindruck bewirken, in einem der Arbeitssäle eine aus grünenden und blühenden erotischen Gewächsen gebildete Nische und in derselben die wohlgelungene Büste des in Mailand wohnenden hiesigen Bürgers, Herrn Heinrich Mylius des älteren, zu erblicken, der, nachdem er schon während einer Reihe von Jahren ungenannter Weise durch ansehnliche Gaben zur Versorgung und Ernährung der Pfleglinge und Pfründner edelmüthig beitrug, durch ein vor zwei Jahren zugesichertes und überwiesenes großartiges Geschenk von 30,000 fl. nun auch ihren festen und sicheren Wohnsitz für alle Zeiten begründen half. Zwar stellen die Jahresberichte der Anstalt während des abgelaufenen ersten Vierteljahrhunderts ihrer Dauer eine glänzende Reihe ausgezeichneter Wohlthäter auf, in welcher die Namen der meisten hier wohnenden Familie der drei christlichen Confessionen, so wie auch achtbare israelitische Namen erscheinen, allein, wie beträchtlich ihre Geschenke zum Theil auch waren, so konnten sie doch nur zur Erfüllung der vielfältigen Bedürfnisse einer ohne alles Capitalvermögen in das Leben getretenen Anstalt, zum Beginn des im Jahre 1824 unternommenen Anbaues, und zur Vorbereitung des unentbehrlich gewordenen Neubaues mitwirken. Erst das Geschenk des obengenannten Wohlthäters und die demselben beigefügte Bedingung gaben die Losung zur äußeren Vollendung des Letzteren, und ist derselbe auch noch innerlich vollendet, so besitzt die Vaterstadt eine öffentliche Stiftung, auf welche sie mit Recht stolz seyn darf. Dazu aber und zur Erhaltung und Verpflegung eines Personenstandes von 150 bis 200 Köpfen, bedarf sie noch weiterer ansehnlicher und fortgesetzter Unterstützungen, soll sie anders ihre schöne Aufgabe, eine Versorgungsanstalt alter, siecher und hülfloser Armen zu seyn, würdig erfüllen. Ist es indeß bedeutungsvoll, daß die Jubilarfeier ihres 25jährigen Bestehens mit der Einweihung ihres neuen Baues zusammen traf, so berechtigt wohl auch Alles zur frohen Erwartung, daß der Wohlthätigkeitssinn, der Frankfurts Bewohner so rühmlich auszeichnet, sich auch künftig gegen diese junge und unbemittelte Anstalt nicht verläugnen werde. Unser Zeitalter macht sich vor andern dadurch bemerkbar, ausgezeichneten Männern dauernde Denkmäler zu errichten, oder unvollendet gebliebene Werke älterer Baukunst zu vollenden, und wer möchte ein solches Bestreben anders

als preiswürdig finden, aber wer möchte nicht auch gern voraussetzen, daß der Sinn für das Schöne und Erhabene in Kunst und Wissenschaft auch mit dem Sinn für Wohlthätigkeit, mit dem warmen Mitgefühl für die Noth der Armuth gepaart sey, und sich daher nicht auch vertrauungsvoll der frohen Hoffnung überlassen, daß mit und neben den Denkmälern für Kunst und Wissenschaft auch dieses Denkmal der Wohlthätigkeit für alle Zukunft feste und dauernde Begründung erhalten, und späten Enkeln noch den hochherzig-menschenfreundlichen Sinn unserer Zeitgenossen verkündigen werde?

## Tabletten.

*,* (Königin Victoria und der Bijou Almanac.) Seit einigen Jahren erscheint in London der „Bijou Almanac", von so kleiner Composition, daß unbewaffnete Augen ihn kaum lesen können und deßhalb jedem Exemplare ein Vergrößerungsglas beitiegt. Er ist weder mehr noch weniger als eine Curiosität und ein zierliches Toilettengeschenk, und der Herausgeber heißt Schloß, ein Deutscher. Wie besagter Herr Schloß ein Exemplar seines „Bijou Almanac" auf 1842 der Königin Victoria überreicht hat, macht seinem Geschmack alle mögliche Ehre. Aus einem Fußgestelle von Perlmutter erhebt sich die Rose von England. Das Fußgestell ruht auf einem Kissen von karmoisinem Sammt, das ringsum mit in Gold gefaßten Amethysten bestreut ist. Die bald erschlossene Rose ist von weißester Perlmutter, Stengel und Blätter vom reinsten Gold, und im Kelch der Blume liegt der Almanach sammt Vergrößerungsglas. An fast unsichtbarem Goldrathe schwebt überm Rande der Rose ein Kolibri, so zart aus rother Perlmutter geschnitten, daß der Glanz der Farbe dem Glanze und der Pracht des natürlichen Gefieders kaum nachsteht. Neugierig schaut das Vöglein auf den Almanach, und mit einiger Phantasie läßt sich glauben, es denke: wie schön bist du. Am Saume des Fußgestelles steht: 1842, und darunter: British Industry. Ueber das Ganze wölbt sich eine Krystallglocke, und die Königin erhielt es in einem mit weißem Atlas gefütterten Maroquinkästchen. Die baare Auslage des Herrn Schloß wird auf 600 Thlr. geschätzt, und auch in England sind 600 Thlr. für den Herausgeber eines Almanachs keine Bagatelle. Die Königin hat jedoch Herrn Schloß in einem eigenhändigen Schreiben ihres Secretairs den Empfang des Geschenks und ihre Zufriedenheit melden lassen. Herr Schloß soll sich ungeheuer gefreut haben.

*,* Ein englischer Advocat erzählte kürzlich einen Vorfall, der vor mehreren Jahren bei den Assisen von Lancaster vorkam, wo Brougham die Sache des Beklagten führte, während Campbell der Anwalt des Klägers war. Es war bereits elf Uhr in der Nacht als Brougham seine Rede zu beginnen hatte; er bat deßhalb, man möchte die Sache, weil es schon so spät sey, vertagen, der Advocat seines Gegners gab aber dazu seine Einwilligung nicht, weil er Brougham's gewaltiges Talent fürchtete, das um so wirksamer seyn mußte, wenn der berühmte Mann frisch und gestärkt erschien. Wenn Brougham nun auch die Vertagung nicht erlangen konnte, so bewilligte man ihm doch eine Pause von einer Viertelstunde zur Stärkung. Als der vorsitzende Richter den Saal für diese kurze Zeit verlassen hatte, legte sich Brougham über den Tisch weg, an welchem die Zeugen saßen, warf seine Perücke und sein Halstuch ab, gab dem Aufwärter einen Sovereign und trug ihm auf, zwei Flaschen Burgunder, einen Eßlöffel und ein Waschbecken zu holen. Die Anwesenden folgten allen seinen Bewegungen mit der gespanntesten Neugierde; sie glaubten, er wolle sich mit Burgunder waschen und sie wurden in dieser Vermuthung bestärkt, denn als die beiden Flaschen Burgunder erschienen, goß er sie in das Waschbecken aus. W[ie] groß aber war Aller Verwunderung, als er sodann den Löf[fel] nahm und den Wein damit aus dem Waschbecken aß, als habe er e[ine] Schüssel mit Suppe vor sich. In sehr kurzer Zeit hatte er das Bec[ken] auf diese Weise zur Hälfte ausgeleert. Da hörte er auf, stel[lte] das Becken neben sich, und als der Richter mit den Geschwo[re]nen zurückkam, begann er sofort seine Rede, in der er bisweil[en] inne hielt, um ein Paar Löffel voll Burgunder zu sich zu nehme[n]. Nachdem er auf diese Weise zwei Stunden gesprochen hatte, fo[r]derte ihn der Gerichtshof auf, abzubrechen; aber nein; er woll[te] sich rächen und fuhr in seiner Rede fort bis lange nach drei U[hr] am folgenden Morgen. So lange mußte natürlich auch se[in] Gegner, Campbell, aushalten.

*,* (Ein großmüthiger Zweikampf.) Im Jahre 180[.] wurde ein österreichisches Streifcorps beordert, die Stellungen d[er] französischen Armee unter Jourdan zu recognosciren. Die Fran[]zosen, trunken von manchen errungenen Vortheilen, ließen die gewöh[n]lichen Vorsichtsmaßregeln aus den Augen, und so konnte es geschehe[n,] daß die Oesterreicher, geführt von treuen Landleuten, einem i[n] der Nähe liegenden französischen Cürassierregiment, welches zu[m Theil] weise einquartirt war, in die Flanke kamen, und so das ganze R[e]giment gefangen nahmen, ohne daß ein Schuß gefallen wär[e]. Nur der Oberst und Commandant jenes Regiments fehlte noc[h]. Er lag in einem nahgelegenen Wirthshause, und der mit vier Mann z[u] seiner Gefangennehmung abgeschickte österreichische Wachtmeister Ha[]ling, fand ihn, ganz entkleidet auf dem Bette liegend, in eine[m] Buche mit so großer Aufmerksamkeit lesend, daß er die Feinde b[ei] ihrem Eintritte für seine eigenen Soldaten hielt und sie fragte: „I[st] es denn schon Zeit zum Aufbruche?" — „Ja, Herr Oberst," e[r]wiederte der Wachtmeister, „kleiden Sie sich an, Sie sind mei[n] Gefangener." Der Oberst blickt gelassen auf, erkennt seine La[ge] und spricht gefaßt: „c'est bon." — Er erhebt sich von seine[m] Bette und geht an den Tisch, wo seine Kleidungsstücke lage[n,] wie es schien im Begriffe, sich anzukleiden; doch auf demselbe[n] Tische befand sich auch sein Sattel; im Nu riß er eine Pistol[e] aus der Halfter und feuerte sie auf den Wachtmeister ab. Glück[]licher Weise sauste die Kugel an seinem Ohr vorüber, und di[e] Dragoner wollen den Oberst niederhauen; doch dieser hat seine[n] Säbel bereits aus der Scheide gerissen und dringt auf den Wacht[]meister ein. — Dieser Edle drängte mit einem verweisenden Blick und den Worten: „Vier gegen Einen", seine Soldaten an di[e] Thür zurück und parirte zugleich mit seinem Säbel die Hieb[e] des eindringenden Obersten. Mehre Minuten blieb der Kamp[f] unentschieden, und beide Streiter waren verwundet, bis endlic[h] der Oberst über den Fuß seines Bettes strauchelte und von der Säbel seines Gegners durchbohrt fiel.

*,* (Eingesandt.) Die in Nro. 75 des Konversations[]blattes enthaltene Angabe (aus der Leipz. Allgem. Modezeitung) von einer gegen die Tochter des General Morel intendirten Schei[]dungsklage beruht, sicherem Vernehmen nach, auf einer böswillige[n] Verleumdung und wir beeilen uns, diese Nachricht hiermit föm[]lich zu widerrufen. —

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 19. März: Ueber ein neues Unterscheidungsmitte[l] des Arsenikwasserstoffgases vom Antimonwasserstoffgase. — Anstellun[g] eines Versuches, um Stärkmehl in Zucker zu verwandeln.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 19. März. Drei Tage aus dem Leben eine[s] Spielers, Melodrama in 3 Abtheilungen, nach dem Französische[n] von L. Angely.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 79. 20. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, nicht dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke nahm ein junger Mann, der unbemerkt eingetreten war, das Wort und sagte: „Milords, ich habe mir sagen lassen, Frau von Mazarin habe den Wunsch geäußert, noch bei ihren Lebzeiten ihre Leichenrede zu hören, und Herrn St. Evremond beauftragt, diese zu fertigen. Wahrscheinlich haben wir so eben einen Auszug daraus gehört. Doch erlaubt mir zu bemerken, daß, wenn England ohne die Herzogin arm wäre, die Herzogin ihrer Seits ohne England wohl nicht sehr reich seyn würde. Denn was würde aus ihr, ohne die Pension von vier tausend Pfund Sterling werden, welche Euer gnädigster Monarch ihr ausgeworfen."

Aller Augen richteten sich sogleich auf den Sprechenden; es war ein Mann mittleren Wuchses, gut gebaut und von regelmäßigen Gesichtszügen. Er hatte einen braunen Teint, ein schwarzes, stolzes Auge, ein längliches Gesicht; indeß bildete der kalte, strenge Ausdruck seiner Züge einen Contrast zu seiner großen Jugend; er konnte nämlich höchstens zwei bis drei und zwanzig Jahr alt seyn.

„Vier Tausend Pfund Sterling!" rief St. Evremond aus, „das ist was Rechts! Ist es nicht ein Grund mehr, die Frau Herzogin zu bedauern? Was soll sie damit anfangen? Auch steckt sie bis über die Ohren in Schulden. Wißt Ihr denn nicht, daß sie ihrem Manne eine Mitgift von anderthalb Millionen Livres zugebracht, ohne die Schlösser und Paläste in Anschlag zu bringen?"

„Der Herzog," erwiederte der Unbekannte stolz, „ist bereit, sein Vermögen mit ihr zu theilen, sobald sie wieder bei ihm leben will."

„Nie wird sie diese Schwäche haben; seit fünfzehn Jahren ist er ihr Tyrann und Verfolger: er hat sie in ganz Europa verläumden lassen, und das Vermögen ist größtentheils in die Hände der Geistlichen übergegangen. Alle Gemälde, die Statuen, die reichen Tapeten im Palast Mazarin, sind zertrümmert oder den Flammen überliefert worden, unter dem Vorwande, sie könnten bei der Herzogin sündhafte Gedanken rege machen. Soll sie zwischen den vier nackten Wänden mit einem Manne leben, welcher Keuschheitsregeln für die Schäfer- und Milchmädchen seines Gouvernements entwirft, und der in's Narrenhaus geschickt werden sollte, wäre er nicht Großmeister der Artillerie, und Gott weiß, was sonst Alles? Ehe wir Hortense zu ihrem Manne zurückgehen lassen, sind wir sammt und sonders bereit, uns mit Herrn von Mazarin den Hals zu brechen; nicht wahr! Milords? Sie ist unsere Königin, und wehe dem, der versuchen sollte, sie uns zu entführen!"

„Wehe ihm!" riefen die Anwesenden in ritterlicher Begeisterung.

In diesem Augenblick erschien ein Page und meldete, die Herzogin wäre aufgestanden und nehme Besuche an. Die Höflinge stürzten hastig in ihr Gemach, sich einander um die Gunst beneidend, ihr zuerst die Hand zu küssen. Der Unbekannte zuckte die Achsel und murmelte zwischen den Zähnen: „Auch ich will dem Lever Euerer schönen Königin beiwohnen, und wir wollen sehen, ob sie sich weigern wird, mir nach Frankreich zu folgen"

### XVIII.

Das Cabinet, wo die Herzogin Audienz gab, bildete ein Achteck; es war mit reichen Tapeten ausgeschlagen, und die damastenen Vorhänge ließen bloß ein wollüstiges Helldunkel hereinfallen. An einer Wand hing ein großes Gemälde welches Venus mit ihrem Adonis vorstellte; rund umher, auf Piedestalen, standen Blumenvasen, Figuren aus chinesischem Porzelain und seltene Vögel in vergoldeten Käfigen. Die Göttin dieses Tempels saß nachlässig auf einer Ottomane vor ihrer Toilette, von ihren Frauen umgeben, in einem koketten anmuthigen Negligé. Zu ihren Füßen lagen auf sammetnen Kissen einige bologneser Hündchen, während ihr Papagei Pretty, und ihre Lieblingskatze Pussy (warum sie nicht mit Namen anführen, da sie von den Dichtern jener Zeit besungen worden sind?) von ihrer Toilette herab sie freundlich ansahen. Zu beiden Seiten der Toilette standen Mustapha, der kleine Türke der Herzogin, und Pompejus, ihr Neger, beide in reicher Nationaltracht. Ihre Pagen, der junge Dery, dessen Stimme so melodisch war, der junge Stourton, und die übrigen standen am Eingange des Zimmers. In einer Ecke las Abbé Milon, ihr Almosenier, andächtig in seinem Brevier.

Die Wangen der Herzogin waren noch etwas bleich; übrigens, obgleich damals schon sechs und dreißig Jahr alt, war sie noch ausgezeichnet schön. Indem die Höflinge in ihr Cabinet traten, küßten sie ihr nach der Reihe die Hand. St. Evremond, als gewöhnlicher Gast, kam zuletzt an die Reihe. „Ihr seht es, mein alter Freund, Ihr müßt Euch eilen, meine Leichenrede anzufertigen, Ihr wißt, daß ich sie noch zu Lebzeiten hören will, und wenig hätte gefehlt, daß sie erst nach meinem Tode gehalten worden wäre."

„Da haben wir's!" rief der General, „da sind Euch wieder die finsteren Gedanken gekommen. Ich wette, Abbé Milon ist Schuld daran. Der Almosenier konnte nicht umhin, von seinem Brevier weg, nach der Herzogin zu blicken, und machte ein gar jämmerliches Gesicht dazu."

„Der arme Abbé! ihm dürft Ihr die Schuld nicht geben;

ich hatte ihn rufen lassen, um ihn wegen einer neuen Frisur zu befragen."

„Das laß ich gelten!"

„Uebrigens, wenn ich eine Bitte an den Himmel zu richten habe, so ist es, daß er mich jung sterben lasse, denn das Alter ist die Hölle der Frauen."

„Das ist Wiedervergeltung," sagte St. Evremond, „denn so lang sie jung sind, treiben sie es so arg, daß wir uns oft genug dem Teufel ergeben möchten." (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
(1680.)

(Fortsetzung.)

„Nein, Briefe! Liebesbriefe von den vornehmsten Damen des Hofes an den Oberintendanten, Geschenke, und darunter" — schrie Saint-Mars mit solcher Erbitterung, als wäre es eben jetzt erst geschehen, — „Briefe von Frau von Saint-Mars, unterzeichnet Henriette, geschrieben und datirt aus ihrem Kloster. Diese Briefe wurden bekannt, durch die Bosheit der Madame Dufresnoy, bei der ihre Schwester über meine Härte sich beklagte; diese Briefe liefen von Hand zu Hand, wurden gelesen, commentirt, mit Zusätzen versehen, während ich, zu Vineennes gleich einem Gefangenen in Gefangenschaft lebend, nicht ahnte, daß meine Ehre den Spöttereien der Hofleute zum Text dienen mußte."

„In Ihrem Falle waren schon so viele Leute, daß Sie ein Recht hatten, sich zu trösten."

„Mich trösten, sagst Du? über einen Schimpf mich trösten, der mir in's Angesicht widerfuhr, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes! Ich wurde nach St. Germain berufen, um über Fouquet's Reden im Gefängniß Bericht zu erstatten, und als ich durch die Galerie ging, wo ein großes Gedränge war, um den König vorüber gehen zu sehen, erhob sich ein höhnisches Murmeln um mich her, und beleidigende Worte schallten mir in's Ohr; anfänglich wußte ich nicht, daß ich der Gegenstand dieser allgemeinen Heiterkeit sey: ich nahm Antheil daran, ohne zu wissen, daß ich die Kosten davon tragen mußte. Man zeigte mir mehrere Briefe von der Hand meiner Frau, man las die Stellen vor, die für meine Ehre die beleidigendsten waren, man trieb die Grausamkeit so weit, daß man mir im Detail erzählte, was ich nie geargwohnt hätte, von den galanten Intriguen des Herrn Fouquet mit dem Fräulein, das ich geheirathet hatte; die Spöttereien und das Lachen wurden um Vieles ärger, wie man sah, daß ich die Fassung verlor, und Zeichen einer wahren Verzweiflung zu erkennen gab. Gewöhnliche Hofleute nehmen eine solche Sache ganz leicht: die Elenden sagen, die Ehre eines Mannes könne nicht von der Aufführung einer Frau abhängig seyn, und zu der Zeit wurde solch eine Meinung auf öffentlichem Theater vorgebracht, von einem Komödianten Molière!

„Was ich dabei leiden mußte, die Zielscheibe der Witzeleien und des Gelächters des Hofes zu seyn, ist mir unmöglich zu erzählen, ich alterte in wenigen Augenblicken, und meine Haare sind weiß davon geworden. Ich glaubte, so schwere Beleidigungen nicht zu überleben; und seit jener Zeit bin ich in den Zustand der Schwäche gerathen, in welchem mein Leben stufenweise erlischt, und daher kommt auch das beständige Zittern meiner Glieder, das zuweilen in epileptische Convulsionen übergeht.

„Der König, der sich ohne Zweifel meines Zustandes erbarmte, sagte mir: Herr von Saint-Mars, mit dergleichen Sachen hat die Ehre nichts zu schaffen, und die vornehmsten Herren sind nicht sicher gegen ein Mißgeschick wie das Ihre. Herr Fouquet, wie bekannt, war etwas verwegen, aber künftig wird er weder Frauen noch Mädchen mehr verführen, und damit Sie mir für ihn verantwortlich seyn können, soll er bis zu seinem Tod unter Ihrer Bewachung bleiben, wenn Sie es wollen; ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf. — Ich dankte dem König, der meinen angelegentlichsten Wünschen zuvor kam und mir die süßeste Rache gewährte, die ich nur verlangen konnte, und so schwur ich ihm, meinen Gefangenen niemals zu verlassen, so daß er gleichsam ein Theil meiner selbst werden sollte.

„So rächte ich mich an den Urhebern meiner Schande, ich wurde der Kerkermeister von Beiden — sie sind nur durch eine Mauer getrennt, und getrennt für den Rest ihres Lebens — ich ersann mir moralische Folterqualen für sie, härter als Tortur — und so lebe ich seit siebenzehn Jahren; mich erquicken die Thränen, die ich fließen mache, aber noch ist meine Rache nicht gesättigt."

„Was wollen Sie, was können Sie denn mehr thun?" sagte Reilh, der bei der Enthüllung des ächten Charakters des Gouverneurs sich von Schauer durchdrungen fühlte, und sich nicht sonderlich geschmeichelt fand, daß er eines solchen Vertrauens würdig befunden wurde.

„Nichts mehr weiter, es ist unmöglich," erwiederte Saint-Mars seufzend, „aber ich will meine Gefangenen behalten, und kann es nicht! — Frau von Saint-Mars muß ihr Gefängniß verlassen, sie muß an meiner Seite erscheinen, sie muß vor der Welt den Namen meiner Frau führen, und muß für einen Augenblick den Rang wieder einnehmen, den sie nicht mehr hat. — Herr von Louvois kommt nach Pignerol, und vielleicht Madame Dufresnoy mit ihm; — Du begreifst, daß sein Erstes seyn wird, Frau von Saint-Mars zu besuchen, und sie von ihrer Schwester zu unterhalten, wenn diese etwa nicht selbst mit kommt.

„Das ist eine schlimme Geschichte — Ihre Gefangene kann Ihnen mit einem einzigen Worte schaden. —"

„Das sey meine Sorge. Sie wird dieses Cabinet bewohnen, und Du wirst dafür haften, daß sie ohne meine Erlaubniß mit Niemand redet."

„Ja, bei meiner Treue, wenigstens nicht durch die Thür, weil ich dazu wohl den Schlüssel haben werde: aber für das Kamin, für das Fenster und für die Wände kann ich nicht einstehen."

„Du stehst dafür ein, bei Deinem Leben!" unterbrach ihn Saint-Mars erzürnt, und fuhr dann gelassen fort: „ich verlange nicht, Reilh, daß Ihr im anstoßenden Zimmer Schildwache stehen sollt, dazu würde jeder Soldat meiner Compagnie besser taugen; nein, es ist ein delikaterer Auftrag, den ich Euch ertheile: Ihr werdet Frau von Saint-Mars durch das Gitter dieser Thüre beobachten, und so unter dem Auge behalten, daß Ihr mir über Ihre Handlungen und selbst über ihre Gedanken Bericht erstatten könnt."

„Ueber ihre Gedanken!" sagte Reilh ganz erstarrt.

„Ja, wenn Du sie erräthst, mein Freund," erwiederte der Gouverneur. „Du begreifst nun endlich den Dienst, den ich von Dir verlange, und ich werde ihn theurer bezahlen, als er werth ist."

„Ich wasche mir die Hände," sagte Reilh, sie gegeneinander reibend. — „Aber wer wird derweile meine Bärte besorgen?" fragte er ganz betroffen.

„Sorge Du dafür, mein armer Reilh," versetzte Saint-Mars ironisch, „daß Du den Deinigen zugleich mit meinem Geheimniß Dir bewahrst! Denn ein Mangel an Diensteifer würde Dich meine Freundschaft kosten — eine Verletzung der Treue das Leben. Der König hat mich ermächtigt, pünktliche und schleunige Justiz gegen die Verräther zu verwalten."

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Als ich die Berge wieder erblickte, von denen Tusculum umringt ist, fühlte ich ein unbeschreibliches Gefühl der Freude, aber je näher ich kam, desto mehr schwand dieß Vergnügen. Als ich den Park betrat, sah ich keine Arbeiter mehr bei den Ausgrabungen des Circus, den wir kurze Zeit zuvor entdeckt hatten; eine einzige Marmorstatue, die auf den Stufen des Circus lag, um in den Palast transportirt zu werden, machte auf mich den Eindruck eines von Trümmern umringten Gespenstes; hier und da umhergestreute architectonische Fragmente, Alles verkündete das Verlassenseyn dieses schönen, noch vor Kurzem so belebten Ortes. Der Park war leer und öde, überall hatte der Wind des Schreckens geweht; nirgends mehr Arbeiter, Weinbauer, Gärtner, Spaziergänger, Schäfer, die neben ihren Heerden singen und stricken. Auch ich ward traurig, und das moralische Leiden, welches dieser Zustand mir zufügte, machte mir den Schmerz meiner Wunde noch fühlbarer. Auf meine Führer gestützt und uns beeilend, gelangten wir bald zum Thore der Villa. Wir schellten und Anjolina, die Frau des Thorwärters, öffnete; als sie meinen verbundenen Kopf und meine blutigen Kleider bemerkte, fing sie an zu weinen. „Ach mein guter Herr, sagte sie, wir haben viel Angst ausgestanden um Sie...; doch da sind Sie wieder, Gott sey geiobt! Kommen Sie, und ruhen Sie aus. Ihr Bett ist fertig, ich werde es wärmen lassen, und Ihnen, wenn Sie drinnen liegen, Frühstück und ein Glas Bordeauxwein bringen, da das Mittagessen noch nicht fertig ist. Ich bin allein hier mit meiner Nichte, fügte sie hinzu, wir sterben noch vor Furcht; sie sind Alle nach Rom gereist; aber da ich Sie sehe, bin ich wieder beruhigt, und die Freude, Sie wiedergefunden zu haben, wird mich von meiner Furcht heilen. — Ich danke Dir, gute Anjolina, für Deinen Eifer. Jetzt aber schicke Deine Nichte vor allen Dingen zum Chirurgen von Frascati, denn es wird dringend nöthig, meine Wunden verbinden zu lassen."

Voll Trauer sah ich die auf immer verlassenen Säle; rings um mich nichts als Statuen und Gemälde!

Dennoch war ich glücklich, als ich nach so vielen Gefahren und Beschwerden mich am Feuer in einem großen Lehnstuhle ausstrecken konnte. Ich fühlte jetzt, daß man Leiden kennen gelernt haben müsse, um nachher das Comfortable besser genießen zu können. Mich eilig auskleidend, legte ich mich dann zu Bette. Bald nachher brachte Anjolina mein Frühstück, und sagte mir zugleich, daß der Chirurg bald hier seyn werde. Nach einigen Minuten erschien er in der That; ich war indessen wieder etwas zu Kräften gekommen, und ergab mich ihm auf Gnade oder Ungnade.

Mit vieler Mühe löste er das Tuch, mit dem ich den Kopf verbunden hatte, und das in der Wunde festklebte. „Es war Zeit, sagte er, denn noch ein Tag, und der Brand konnte dazu treten." Er wusch die Wunde mit lauwarmem Wasser und legte einen Verband an. Noch war er damit nicht fertig, als man den Cardinal Somaia, Bischof von Frascati, meldete; Sr. Eminenz folgten die Fürsten Sante-Croce und Falconieri. Der Cardinal fragte nach verschiedenen Details meines unglücklichen Abenteuers, und nachdem das Gespräch über diesen Gegenstand erschöpft war, kam die Rede auf die Künste, Wissenschaften, Poesie und antiken Meisterwerke, die der Prinz in Tusculum gefördert und gefunden habe. Namentlich bedauerte der Cardinal, ein Freund des Prinzen Lucian, voll classischer Gelehrsamkeit und ausgesuchtem Geschmack, daß Tusculum von ihm verlassen sey. „Wie Schade, sagte er, daß dieser schöne Ort unseres modernen Mäcenas beraubt ist. Tusculum wird fortan eine traurige Einöde werden. Sie werden sich hier langweilen; denn einige Tage werden wohl vergehen, ehe Sie wieder so viel Kräfte gewinnen, um nach Rom zurückkehren zu können. Ich werde Ihnen unterdessen einige Lectüre senden, und unter Anderm ein merkwürdiges, noch nirgends erschienenes Manuscript, welches Sie mit Vergnügen lesen werden. Es ist nämlich ein Brief Fenelon's an Ludwig XIV., den ich vom Cardinal Bernis vor dessen Abreise nach Rom erhielt."

Nachdem ich Sr. Eminenz und den Fürsten von Santa-Croce und Falconieri mein lebhaftes Dankgefühl für ihr wohlwollendes Interesse gegen mich bezeigt hatte, verließen sie mich.

Da ich nun glaube, daß das Publicum jenen Brief mit demselben Interesse lesen wird, das er mir gewährt hat, so theile ich ihn hier mit. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Englisches Urtheil über deutschen Liberalismus.) Von Rotteck's Weltgeschichte ist eine englische Uebersetzung erschienen. „Das Original ist in mehr als 100,000 Exemplaren in Deutschland verbreitet", mit diesen Worten empfehlen die Verleger (Longman u. Co.) ihr Unternehmen; die englische Kritik ist jedoch der Meinung: auf den Absatz in England werde dieser Umstand schwerlich einen bedeutenden Einfluß üben. Die Monthly Review sagt mit Bezug auf Rotteck's Werk: „Bei uns in Großbritannien herrscht weder unter den Wohlhabenderen, welches doch die Käufer umfangreicher Werke sind, ein solcher Ton des philosophischen Liberalismus, noch selbst unter den niederen Klassen ein so dogmatischer Radikalismus, wie in manchen anderen Ländern, wo gleichwohl die Presse nicht frei ist. Der in England öffentlich gepredigte oder in den Zeitungen vertheidigte Liberalismus der extremsten Art hat doch immer eine praktische Gestalt und weiß direkt auf sein Ziel hin; derjenige dagegen, dem auf dem Continente und besonders in Deutschland gehuldigt wird, wo hauptsächlich Professoren und Privat-Docenten seine Vertheidiger sind, erscheint uns zu speculativ und hüllt sich auch nur allzuoft in den Schleier einer mysteriösen Phraseologie ein, was mit unserer Art zu denken, zu sprechen und zu handeln, im direktesten Widerspruch ist. Dr. Rotteck mag immerhin unter den speculativen Gelehrten seines Vaterlandes ganz vortrefflich angeschrieben seyn: bei uns wird er sich schwerlich eines großen Publikums zu erfreuen haben." — Dieses englische Urtheil ruht allerdings auf ganz falschen Prämissen, denn Rotteck, wenn er auch keine bloß pragmatische Geschichte geschrieben, war doch nichts weniger als ein spekulativer Philosoph, aber es giebt doch mit wenigen Zügen das Bild, das in England überhaupt von deutscher und englischer Art, die Geschichte aufzufassen, so wie von englischem und deutschem Liberalismus, verbreitet ist. (M. f. d. L. d. A.)

*** (Haemopis vorax.) Hierunter versteht man eine Blutegelgattung, welche sehr häufig in den Gewässern von Algerien vorkommt, und erst in der neuesten Zeit als höchst verderblich erkannt worden ist. Die Franzosen fluchen jetzt diesem Wasserthier mit dem bittersten Ingrimm, denn es war den Eroberern dieses Raubstaates ein verlarvter Feind, der ihnen bisher wenigstens mittelbar nicht geringen Schaden zugefügt hat. Man hat es nemlich nicht begreifen können, daß die Viehheerden, welche man aus Europa zum Proviant der Armee übergeschifft hatte, so schnell abmagern und erkranken, ohne daß sie von einer Seuche befallen worden waren. Natürlich schrieb man das alles auf Rechnung

des Klima, und achtete wenig darauf, daß das abgemagerte Vieh auch wirklich krank sey, und der Genuß seines Fleisches nachtheilig auf die Soldaten einwirken müsse. Nun ist man gleichsam durch Zufall auf den wahren Grund gekommen. Man bemerkte nemlich diese Haemopis vorax in den Eingeweiden von Kaninchen und Hühnern, und sah, daß diese Thiere, welche solche Blutsauger in sich trugen, völlig abgezehrt und saftlos seyen, während jene, die noch keinen solchen Würger in sich trugen, gesund, lebensmunter und wohlgenähet blieben. Nun erst nahm man sich die Mühe, die geschlachteten Rinder in all ihren Eingeweiden, Speiseröhren und Blutgefäßen genau zu untersuchen, und gelangte zur selben Entdeckung, welche man an den kleineren Thieren gemacht hatte. Es braucht nicht angeführt zu werden, daß man sogleich thierärztliche Maßregeln ergriff, um diesen Feind in seinem Hinterhalte zu vertilgen, und bei der Tränke des Viehes künftig alle Vorsicht anzuwenden.

*** Unter den Irländern in London läuft die Prophezeiung um, daß London am 16. März d. J. durch ein Erdbeben werde verschüttet werden. Sie sollen deßwegen schaarenweise aus der Hauptstadt auswandern. Die Weissagung ist die eines Mönchs aus dem Jahre 1203. (A. Z.)

*** Ich sah einmal — erzählt Dr. Lieber — in einer Straße in Boston mit dem Schritte, welchen Cicero den Philosophen empfiehlt, vor der Thüe eines Gastwirths eine Schildkröte herumgehen, auf deren Rücken zu lesen war: „Morgende Suppe", so daß das arme Geschöpf zum Genusse seines eigenen Fleisches selbst einladen mußte. Das Mittel wirkte auch; alle Vorübergehenden lasen die Einladung, das Wasser lief ihnen in dem Munde zusammen, und sie gingen sehnsüchtig mit der Zunge schnalzend vorbei.

## Frankfurt.

Cäcilienverein; Symphoniecantate von Mendelssohn-Bartholdy, aufgeführt am 11. März.

Wenn ein so bedeutendes Werk, wie das uns durch den Cäcilien-Verein in seinem letzten Conzerte dargebotene von F. Mendelssohn, zum ersten Male zur Aufführung gelangt, so mag es die gebührende Aufmerksamkeit auf die Entwickelung eines Geistes, wie der Componist dieses Werkes, rechtfertigen, daß man sich von dem erhaltenen Eindrucke möglichst Rechenschaft zu geben sucht. Und zwar kann dies hier nicht vom Standpunkte des sogenannten Kenners aus geschehen, der nach andern Principien urtheilt, sondern lediglich von dem der allgemeinen Bildung.

Gleich bei den ersten Sätzen der Symphonie nimmt Jeder wahr, daß der für die moderne Musik Empfängliche vollkommene Befriedigung findet. Man erkennt, daß hier ein ganz anderer Geist weht, als in den bekannten älteren kirchenmusikalischen Werken, deren erhabene Schönheit durchweg in grandioser Haltung einhertritt, und worin sich die Grazie nur mit Schüchternheit und fast verstohlen zu zeigen wagt. Hier indessen fühlt man, daß der Componist von seinem Gegenstande bis in die Tiefen seines Herzens durchdrungen ist, und mit Gott auf einem viel vertrauleren Fuße steht, als die älteren Componisten. Wenn diese kaum sich mit Mühe zum Gefühl ihrer Freiheit gegen ihn zu erheben vermögen, so empfinden wir hier bei Mendelssohn die Seligkeit dieser Freiheit. Ueberall im ganzen Werke schimmert diese Wonne durch, wo sie auch noch nicht zum fessellosen Durchbruche gelangt ist, wie in dem herrlichen Chor: „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen." In sich befriedigte Heiterkeit tönt uns entgegen und sucht sich in immer neuen melodiösen Wendungen, deren Bewegung stets die Grazie der wahren Schönheit leitet, kund zu geben. Da ist kein Zwang, keine Stockung, keine Bizarrerie, keine Farle; trotz der gewaltigen Herrschaft über die Form läßt doch der Künstler diese niemals bloß ihrer selbst wegen erscheinen, sondern immer ist sie nur der folgsame Unterthan seines geistigen Inhalts, seiner reichen Gedanken und Empfindungen.

Wie aber niemals in der Musik bei bedeutenden Werken der Text gleichgültig ist, so verdient auch der unsrige, besonders da Mendelssohn ihn selbst sich gewählt und combinirt zu haben scheint, eine nähere Betrachtung. Wir finden ihn, obgleich der Bibel entlehnt, im Unterschiede von dem der älteren Componisten, keineswegs dogmatisch und durchweg nur mit dem geschichtlichen Materiale des Christenthums angefüllt, sondern allgemeiner und rein humaner Natur. Der Humanismus charakterisirt ihn. Denn Licht und Finsterniß bilden hier die kämpfenden Gegensätze, nicht wie in seinem Paulus das positive Christenthum und seine geschichtlichen Feinde, Römer und Juden; und man darf keck behaupten, der Kampf ist schon gewonnen bei seinem Beginne.

Auf der andern Seite muß aber bemerkt werden, daß hier nicht etwa bloß die bekannte träge Beschaulichkeit des eigentlichen Humanismus auftritt, sondern in Verbindung mit ihm auch der begeisterte feurige Drang nach praktischer That und der ernstliche männliche Entschluß, sich die Waffen des Lichts anzueignen.

Dieser Charakter des Textes scheint sich durchgehends in der Musik wieder zu finden. Eine Folge davon ist jene bereits oben erwähnte Sicherheit und Ungezwungenheit freier Bewegung. Sobald nur die Melodie schön ist und graziös, und dies sind sie hier alle, darf sie sich auch hören lassen, wenn sie auch nach dem hergebrachten Kirchenstyle die Kritik nicht bestünde. Andere Zeiten, andere Leute. Käme der tiefsinnige Sebastian Bach heute zur Welt, wahrlich, wir würden auch von ihm andere Töne hören, als die der großen, erhabenen Passionsmusik u. s. w.; wahrscheinlich hätten sie mit den Mendelssohnschen viele Aehnlichkeit.

Mendelssohn hat in diesem Werke, wie der Ausdruck: Symphonie-Cantate ankündigt, die Fesseln des Kirchenstyles auf die genialste Weise gänzlich von sich abgeschüttelt, und sie im Geiste des Jahrhunderts reproducirt. Der Styl ist ganz Schönheit, Wohllaut und Freiheit, aber dabei doch voller Kraft, wie sich bei ihm von selbst versteht, da wir einen ernsten Deutschen vor uns haben. Wie ernst es ihm mit der Versöhnung seines Innern war, davon überzeugt uns hinlänglich der Gesang: „Stricke des Todes hatten uns umfangen." Er fragt in steigender Sehnsucht mehrmals, ob die Nacht bald vorbei ist? Es ist aber die thatkräftige Sehnsucht, der die innere Gewißheit der Erreichung nicht mangelt, nicht die verschwebende krankhafte, die niemals mehr als bloßer Ausdruck der Schwäche bleibt. Mitten in jener noch schmerzlichen Sehnsucht fühlen wir schon, daß der ersehnte Tag kommen wird, bei dem so redlichen Streben kommen muß. Er kömmt dann auch wirklich, ehe wir's uns versehen; und wird nun empfangen mit dem vollen Jubel eines edlen Geistes, der sich nur in ihm zu finden vermag, und der nun sein ganzes Wesen energievoll zusammen nimmt, um sich aus der Nacht des Geistes herauszuwinden. Doch die Welt verlangt auch That, und der Freie, der Erlöste ist auch darin frei, daß er seinem inhaltsvollen Willen entsprechende Wirklichkeit zu verschaffen vermag. Dieser feste Entschluß zu wahrhafter Thätigkeit und diese rüstige Thatkraft beseelen den energischen Rhythmus dieses herrlichen Chors.

Aber die gute That geschieht nicht ohne Gott; das Gemüth wendet sich nach gefaßtem Entschluß und zum Behufe der Ausführung nothwendig wieder zur Quelle aller Thatkraft, dankend sowohl für das gewordene Gute als um Hülfe rufend zu dem werdenden. Dies hat nun Mendelssohn in dem so geistreich angebrachten Chorale dargestellt, dessen Wirkung hier im höchsten Grade ergeift. Es ist die Gemeinde, die sich vernehmen läßt; es ist auch die religiöse Gemeinde, doch aber trotz der alten Melodie nicht die alte Kirchengemeinde, sondern, wie die Gesänge der nachfolgenden zwei Stimmen zeigen, die sich vollkommen klar gewordene Gemeinde, die den Bau der Neuzeit zu vollenden haben mit der himmlischen Erleuchtung. Felsenfestes Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit spricht sich überall in diesen schönen Melodien aus, so wie Sicherheit des ganzen Wesens.

Aecht charakteristisch für den Geist des ganzen Werks ist auch noch der Schlußchor; denn auch er ist im Vergleiche mit denen der ältern Componisten in einem bei weitem nicht so strengen Style geschrieben, sondern wie die ganze einleitende Symphonie, gleichfalls in heiterer Erhabenheit, ohne daß übrigens dadurch seine Wirkung irgend beeinträchtigt würde.

So haben wir denn in diesem neuen Werke Mendelssohn's eine wahre Verherrlichung unserer modernen Ideen und Gefühle, und wir finden sie alle in einer höheren Gestalt wieder. Dank daher unserm Cäcilienverein, der uns ein solch treffliches Werk vorführte!

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 20. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 80. 21. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Ein Page brachte Briefe, die für die Herzogin angekommen waren. Sie enthielten Verse von Abbé Chaulieu, welche Herr von St. Evremond vorlas, und im Auftrage der Herzogin beantwortete, während der Page Dery eine italienische Arie sang; die Herzogin begleitete ihn mit ihrer Guitarre. Die Antwort des Herrn von St. Evremond durchlief damals das ganze galante und literarische Europa, wie er denn mit Recht oder Unrecht von seinen Zeitgenossen für eine literarische Zierde des siebenzehnten Jahrhunderts galt.

Da trat plötzlich Einer der Anwesenden vor, der bis dahin theilnahmslos zugehört hatte, verbeugte sich vor der Herzogin und sprach: „Auch ich habe eine Botschaft an Frau von Mazarin auszurichten.“ Man erkannte in ihm den jungen Edelmann, der schon vorhin so seltsame Reden an einem Orte geführt hatte, wo gewöhnlich nur das Lob der Herzogin gehört wurde. Allein diese vermuthete so wenig, daß der Mann, der vor ihr stand, andere Gefühle gegen sie hegen könne, als die, welche ihren ganzen Hof beseelten, daß sie nachlässig und ohne die Augen vom Papier aufzuheben, auf welches sie schrieb, (es war St. Evremond's Antwort, welcher sie einige Zeilen beifügte,) sagte: „Nun, so gebt mir Euere Botschaft.“ Da aber der Fremde sich nicht anschickte, ihrem Wunsche zu willfahren, richtete sie ihren Blick zu ihm empor mit einer Bewegung von Ungeduld und Stolz; als sie dem finsteren Blicke des Unbekannten begegnete, indem sie seine Züge, die sich ihr zum Erstenmale darboten, anschaute, fragte sie mit unwillkührlichem Schrecken: „Wer seyd Ihr? was wollt Ihr? ich kenne Euch nicht.“

„Und doch,“ versetzte er, „kann der Sohn der Gräfin von Soissons für die Herzogin von Mazarin kein Unbekannter seyn.“ —

„Seyd willkommen,“ erwiederte Hortense mit einiger Bewegung, „in diesem Hause, wo Ihr ein wenig nach Art der Romanhelden auftretet. Ich verzeihe es Euch, denn ich habe immer gerne Romane gelesen. Je mehr ich Euch ansehe, desto deutlicher treten mir Euere Züge vor das Gedächtniß. Ohne Zweifel bringt Ihr mir Nachrichten von meiner Familie: das macht mich immer so glücklich! Euere Mutter ist meine älteste Schwester, und obgleich sie mir nicht immer schwesterliche Gesinnungen gezeigt hat, habe ich dennoch stets eine zärtliche Freundschaft für sie im Herzen bewahrt. Sagt mir, ob auch sie mich nicht vergessen.“

„Ich weiß es nicht, Madame; seit einiger Zeit hat meine Mutter ihren Wohnsitz in der Nähe des Klosters genommen, in welches Frau von Colonna sich zurückgezogen, und in den Briefen, die meine Mutter mir gesendet, habe ich Eueren Namen nicht gefunden.“

Bei dieser strengen Antwort senkte Hortense das Haupt mit einiger Verwirrung. Es war nicht allein der Sohn der Gräfin von Soissons, sondern der Prinz Philipp von Savoyen, der vor ihr stand. Die Familie Mancini, die während ihrer langwierigen Streitigkeiten mit ihrem Manne zuletzt Partei gegen sie ergriffen, schien in diesem jungen Manne wieder aufzuleben, und durch seinen Mund zu ihr zu reden. Einen Augenblick nachher fuhr die Herzogin fort: „Wenn sich mein Name nicht in den Briefen meiner Schwester befindet, so ist es deshalb, weil sie mich erwartet.“

Sodann wendete sie sich zu ihren Anbetern, die doch erstaunt dieser Unterredung zugehört hatten und sagte: „Milords, nächstes Frühjahr sind es dreißig Jahre, daß eine genuesische Galeere Olympia, Marie und Hortense Mancini nach Frankreich brachten. Dünkt es Euch nicht möglich, daß zu dieser Zeit, die drei Schwestern, nach mancherlei Unfällen, sich in einem spanischen Kloster vereint fänden, alle drei ihrer irdischen Gatten beraubt, alle drei aus Frankreich, ihrem Adoptiv-Vaterlande verbannt, alle drei endlich für ihre übrige Lebensdauer dem himmlischen Gatten angetraut, von dem man sich nie wieder scheidet!“

„Gott möge das verhüten!“ riefen Alle.

Jedoch unfähig, sich lange Zeit mit der ernsthaften Seite einer Idee zu beschäftigen, fuhr die Herzogin fort: „Ihr habt Unrecht! fragt nur den Abbé, der Schleier würde mir sehr gut stehen.“

„Prinz,“ sprach sie dann weiter, „Ihr habt eine Botschaft an mich auszurichten?“

„Das Schreiben wünschte ich Euch zu überreichen, wenn Ihr allein seyd, Ihr müßt es ohne Zeugen lesen, und so bald als möglich.“

„So!“ versetzte Hortense bestürzt. „Wißt Ihr wohl, Prinz, daß diese Zurückhaltung und Vorsicht mich abschrecken würden, wenn nicht die Neugierde die Oberhand behielt?“

„Allerliebst!“ rief St. Evremond. „Wißt Ihr wohl, meine Herren, daß man uns fortschickt?“

„Prinz,“ fügte er hinzu, als er an Philipp von Savoyen vorüberging, „nach mir seyd Ihr der Erste, welcher von unserer schönen Königin ein tête-à-tête erhalten. Dankt den Banden der Blutsverwandtschaft, die Euch an sie knüpfen; wäre dem anders, so hätte sich mehr als Einer von uns berechtigt gehalten, Eure Hoheit um die Ehre zu bitten, sich mit ihm zu schlagen.“

„Mein Herr,“ versetzte der Prinz stolz, „in unserer Familie ist es eher Sitte, diese Ehre zu fordern, als sie zu bewilligen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

Reilh zog sich zurück, ganz trostlos über die schwere Verantwortlichkeit, die auf ihn geladen war; Saint-Mars öffnete die drei Thüren, die zu Henriettens Kerkerzelle führten, und rief die Gefangene mehrmals beim Namen, ohne Antwort zu erhalten. — „Madame!" schrie er beim dritten Male: „ich glaubte Sie an Gehorsam gewöhnt; wenn Sie mir wieder keine Antwort geben wollen, so werde ich eine Woche lang Ihre Nahrung auf die Hälfte herabsetzen."

„Was will man von mir?" antwortete eine schwache Stimme, eher gleichgültig als unwillig.

„Man beruft Sie hierher, um Ihnen eine Nachricht zu geben, die Sie sehr erfreuen wird."

„Lassen Sie mich in Ruhe sterben!" erwiederte die Stimme, matter, aber mit größerer Bitterkeit als vorhin.

„Kommen Sie hierher, Sie werden Ihre Sterbelust aufgeben."

„Unbarmherziger Spott!"

„Ich spotte nicht: ich nehme Sie aus dem Gefängniß."

„Sie, mein Herr!" rief die Stimme, neubelebt von Ueberraschung und Hoffnung.

„Hier haben wir etwas, Sie aufzuerwecken, und hundert Jahre erleben zu lassen!"

„Herr von Louvois ist also angekommen?" fragte Henriette.

„Wer sagt Ihnen das?" erwiederte Saint-Mars ärgerlich.

„Er ist gekommen, oder er wird bald kommen!" entgegnete Henriette zuversichtlich.

„Vielleicht."

„Ah! mein Herr," frohlockte sie, „Sie fürchten sich!"

„Ich habe fast Lust," entgegnete der Gouverneur, und rasselte mit der eisenbeschlagenen innern Thüre, „Sie zu lassen, Madame, wo Sie sind, bis Herr von Louvois Sie frei macht." —

„O nein! mein Herr, thun Sie es nicht!" seufzte Henriette, und eilte, so schwach sie war, auf den Knien und mit den Händen sich forthelfend, die Stufen zu übersteigen, ehe es Saint-Mars einfallen möchte, die Thüre wieder zu verschließen.

„Nun Madame," fragte er, wie er sie oben am Eingang erscheinen sah, abgemagert wie ein Gespenst: „wem wollen Sie Ihre Befreiung verdanken, Herrn von Louvois oder mir?" —

„Ihnen, um in der Folge Ursache zu haben, Ihnen vergeben zu können!" sagte sie ganz erschüttert, wie sie sich so auf der Grenzscheide zwischen Kerker und Freiheit erblickte.

„Werden Sie große Eile haben, mich bei Herrn von Louvois zu verklagen?" fragte Saint-Mars, ohne sie von der Stelle gehen zu lassen, und fortwährend an ihrer fürchterlichen Angst sich weidend.

„Ich werde schweigen, ich werde mich entfernen, Sie werden mich nie wiedersehen, und nie von mir reden hören."

„Sie weinen jetzt," sagte er, und that, als wolle er sie in den Kerker zurückdrängen, „Sie sparen die schönen Worte nicht, um mich zu rühren, aber morgen werden Sie mich anklagen, und Alles aufbieten, sich an mir zu rächen."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie segnen werde, statt Ihnen zu fluchen!" sprach sie mit lebhaftem Ausdruck, der zwar nicht vom Herzen ausging, aber doch so klang.

„Schwören Sie bei Ihm!" sagte Saint-Mars unter heftigeren und anhaltenden Zuckungen.

„Ich schwöre!" erwiederte sie, stockend, wegen der Unverletzlichkeit eines solchen Eides in ihren Augen.

„Bei Ihm!" wiederholte Saint-Mars, mit der unbestimmten Formel, deren Henriette aus Schüchternheit sich bedient hatte, nicht befriedigt.

„Ich schwöre es Ihnen also bei der Person, die Sie meinen, beim Haupte des Herrn Fouquet."

„Es ist gut," sagte der Gouverneur, und trat ihr nicht länger in den Weg, „wenn Sie diesen Eid brechen, so würde Ihre Treulosigkeit auf seinen Kopf fallen."

„O mein Gott!" rief Henriette, die sich nicht länger auf den Füßen halten konnte, „mein Gott, wie danke ich Dir!"

„Sie würden mit größerem Rechte mir danken," sagte Saint-Mars, sie am Arm festhaltend, während sie mit der andern Hand sich auf die Lehne eines Sessels stützte, „wären Sie ohne mich nicht an dem Orte geblieben, wohin ich Sie gebracht habe?"

„Feuer!" rief sie heftig, und versuchte dem Kamin sich zu nähern, wo noch zwei halbverkohlte Brände dampften. — „Seit fünfzehn Jahren habe ich kein Feuer gesehen!" sagte sie, ihre starren, kalten Hände nach der Flamme ausstreckend, die Saint-Mars mit einem Blasebalg wieder angefacht und Holz nachgelegt hatte. — „Oh! wie lieblich ist diese Flamme, wie angenehm die Wärme! o mein Gott! wie glücklich bin ich!"

„Sie werden Hunger haben?" fragte der Gouverneur, und holte Speisen von einem Tische, der nach dem Gebrauche jener Zeit immer bereit stand, die unvermutheten Bedürfnisse des Magens zu befriedigen, welchen man damals viel zu sehr wie ein verwöhntes Kind behandelte.

„Wollen Sie mich denn zwingen, Ihnen dankbar zu werden?" sagte sie, und fiel gierig über die Speisen her, die bei weitem reichlicher und nahrhafter waren, als jene, die sie gewöhnlich erhielt.

„Glauben Sie noch, daß ich Sie sterben lassen wolle?" fragte Saint-Mars, sich an dem Gedanken ergötzend, daß dieses Glück von kurzer Dauer seyn werde.

„Hat ein Strahl vom Himmel Ihr Gemüth erleuchtet und Ihr Gewissen gerührt?"

„Mein Gewissen gerührt, Madame!" schrie Saint-Mars, sie derb am Arm fassend, wer von uns hat sich Gewissensvorwürfe zu machen?"

„Sie haben mir das Leben wieder geschenkt!" sagte Henriette die Antwort umgehend, die sie, ohne zu lügen, nicht nach dem Wunsch ihres Quälers einrichten konnte.

„Trinken Sie ein wenig Wein," sagte der Gouverneur, und reichte ihr ein Glas, er wird Sie vollends stärken."

„Seit fünfzehn Jahren habe ich keinen Wein gekostet," sprach sie mit unwillkührlicher Dankbarkeit, und setzte das geleerte Glas nieder.

„Nun, da Sie wieder Muth zum Leben gefaßt haben," sagte Saint-Mars, und zog aus einer Garderobe einen Koffer mit seidenen und wollenen Kleidungsstücken, die Henriette für die ihrigen erkannte, „werden Sie auch wohl eine anständigere Toilette machen?"

„Ich kann mich nicht von der Stelle rühren, und meine Hände nicht brauchen, die noch ganz starr von Kälte sind, und mich nicht aufrecht halten."

„Ich werde Ihnen helfen, Madame."

„Aber — diese Kleider?"

„Sind die Ihrigen, die ich aufgehoben habe."

„Das sind siebzehn bis achtzehn Jahre — Sie werden mich doch nicht lächerlich machen wollen?"

„Hier fragt es sich wohl um Lächerlichkeit, Madame," schrie Saint-Mars ungestüm, und warf die Kleidungsstücke seiner Frau vor die Füße, die sie seufzend Stück vor Stück untersuchte."

„Dies ist das Kleid, das ich bei den Festen zu Fontainebleau getragen habe."

„Ich habe sie nicht vergessen," murrte der Gouverneur vor Wuth zitternd.

„Wenn Herr von Louvois mich in diesem Aufzuge sehen sollte!"

„Wollten Sie lieber in dem schönen Zustand bleiben, in dem Sie jetzt sind, oder wollen Sie wieder in Ihre Zelle zurückkehren?"

„Ich habe nichts mehr zu sagen, ich werde Alles thun, was Ihnen beliebt, mein Herr." (Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Fenelon's Brief an Ludwig XIV. *)

„Sire!

„Die Person, welche sich die Freiheit nimmt, Ihnen diesen Brief zu schreiben, hat kein Interesse in dieser Welt. Sie schreibt ihn weder im Aerger, noch aus Lust, sich in politische Angelegenheiten zu mischen; sie liebt Sie Ihrer selbst willen, Sire, und sieht nur Gott in Ihrer Person. Mit all' Ihrer Macht können Sie ihr kein Gut verleihen, welches sie wünscht, und es giebt kein Uebles, welches sie nicht freudigen Herzens erduldete, um Ihnen die für Ihr Heil nöthigen Wahrheiten kennen zu lehren. Wenn ich in starker Sprache zu Ihnen rede, so wundern Sie sich nicht darüber; denn die Wahrheit ist immer frei und stark.

„Sire, Sie sind nicht gewohnt, die Wahrheit zu hören: die, welche gewohnt sind, daß man ihnen schmeichelt, halten gar leicht das für Aerger, Rauheit und übertriebene Strenge, was nur die reine Wahrheit ist. Es ist aber Verrath an der Wahrheit, wenn man sie nicht in ihrem ganzen Umfange zeigt, und Gott ist mein Zeuge, daß derjenige, der jetzt zu Ihnen spricht, es thut mit einem Herzen voll Eifer, Achtung, Treue und Zärtlichkeit für Alles, was Ihr wahres Interesse betrifft.

„Sire, Sie sind geboren mit einem Herzen voll Sinn für Recht und Billigkeit; allein die, von denen Sie erzogen wurden, haben Ihnen statt der Kunst zu regieren, nichts gelehrt, als Mißtrauen, Eifersucht, Entfremdung von der Tugend, Furcht vor jedem hervorragenden Verdienste, Geschmack an einfältigen, kriechenden Menschen, Hochmuth und übertriebene Aufmerksamkeit auf Alles, was Ihr eigenes Interesse betrifft. Seit ungefähr dreißig Jahren haben Ihre bedeutendsten Minister alle ehemaligen Staatsmaximen erschüttert und umgewälzt, um Ihre Autorität, welche die ihrige geworden war, weil sie in deren Händen ruhte, bis zum Gipfel zu steigern.

„Man sprach nicht mehr vom Staate und dessen Regeln, sondern nur vom Könige und dessen Willen; man steigerte Ihre Einkünfte und Ihre Ausgaben bis in's Unendliche; man erhob Sie bis in den Himmel, weil Sie, wie sie sagten, die Größe aller Ihrer Vorgänger zusammengenommen verdunkelt hätten, das heißt, weil Sie ganz Frankreich verarmt haben, um am Hofe einen monstruösen, unheilbaren Luxus einzuführen.

*) Dieser unedirte Brief ward dem Grafen von C.... vom Cardinal von Somaia mitgetheilt, welcher ihn vom Cardinal Bernis in Rom erhalten hatte. Das Original muß sich in den Archiven der Erben des Cardinals vorfinden.

„Sie wollten Sie erhöhen auf den Ruinen aller Zustände des Staats, als ob Sie groß seyn könnten, wenn Sie Ihre Unterthanen zu Grunde richten, auf denen doch Ihre Größe begründet ist.

„Zwar waren Sie eifersüchtig auf Ihre Autorität in Beziehung auf Aeußerlichkeiten, und vielleicht zu sehr; aber im Grunde war jeder Minister unumschränkter Herr im Bereiche seiner Verwaltung. Sie glaubten zu regieren, weil Sie die Grenzen zogen zwischen denen, die regierten; allein Sie zeigten dem Publicum ihre Macht, und man hat sie zu sehr gefühlt. Die Minister waren hart, hochmüthig, ungerecht, gewaltthätig, in bösem Glauben; sie kannten keine andere Regel, weder in Beziehung auf die Verwaltung der innern Angelegenheiten des Staats noch in Betreff der auswärtigen Unterhandlungen, als zu drohen, zu erdrücken, und Alles zu vernichten, was ihnen Widerstand leistete. Mit ihnen sprachen sie nur davon, um alle Verdienstvollen von Ihrer Seite zu entfernen, die Argwohn gegen sie erregen konnten; sie gewöhnten Sie, unaufhörlich übertriebene Lobeserhebungen anzuhören, welche an Abgötterei grenzten, und die Sie Ihrer Ehre halber mit Unwillen hätten zurückweisen sollen. Man hat Ihren Namen verhaßt gemacht, und die französische Nation allen Nachbarn unerträglich; man hat keinen Verbündeten behalten, weil man nur Sclaven wollte, und darum seit länger als zwanzig Jahren blutige Kriege veranlaßt.

„Sire, so veranlaßte man z. B. Eure. Maj. im J. 1672, den Krieg gegen Holland zu Ihrem Ruhme zu unternehmen, und um die Holländer wegen einer Spötterei zu bestrafen, die sie sich aus Kummer erlaubt hatten, weil man die vom Cardinal Richelieu erlassenen Handelsbestimmungen zerstört hatte. Ich nenne gerade diesen Krieg, weil er die Quelle aller andern war; seine Basis war nur die Sucht nach Ruhm und Rache, welche einen Krieg nie gerecht machen kann, woraus denn folgt, daß alle Grenzen, welche Sie in Folge dieses Kriegs erweitert haben, von Anfang an ungerecht eroberte genannt werden müssen. Zwar scheinen die nachfolgenden Friedensschlüsse diese Ungerechtigkeit zu decken und wieder gut zu machen, weil sie Ihnen die eroberten Festungen und Städte vertragsmäßig zuwiesen; allein ein ungerechter Krieg bleibt immer ungerecht, wenn er auch glücklich durchgeführt wird. Die von den Besiegten unterzeichneten Verträge sind nicht von freien Stücken unterzeichnet, sondern man thut es, das Messer an der Gurgel, und unterzeichnet gegen seinen Willen, um große Verluste zu vermeiden, man unterzeichnet, wie man seine Börse bei der Drohung giebt, entweder sie oder das Leben zu verlieren. Und bis zu diesem Ursprunge des Krieges gegen Holland muß man zurückgehen, Sire, will man vor Gott alle Ihre Eroberungen prüfen.

„Nutzlos ist die Behauptung, sie seyen nothwendig gewesen für Ihren Staat. Anderer Gut ist uns nie nothwendig; aber wahrhaft nothwendig für uns ist es, strenge Gerechtigkeit zu üben. Ja, man darf nicht einmal behaupten, daß Sie von Rechtswegen noch immer gewisse Festungen zurückhalten, weil sie zur Sicherheit Ihrer Grenzen dienen, sondern Sie müssen diese Sicherheit suchen durch gute Bündnisse, durch Ihre Mäßigung, und durch die Festungen, die sie hinter jenen anlegen können. Kurz die Nothwendigkeit, für unsere Sicherheit zu wachen, giebt uns nie das Recht, unserer Nachbaren Land zu nehmen. Ziehen Sie hierüber erfahrene und gerechte Männer zu Rathe, und sie werden Ihnen sagen, daß, was ich behaupte, in Gerechtigkeit und Wahrheit begründet ist.

„Genug schon, Sire, habe ich gesagt, um Ihnen zu zeigen, daß Sie Ihr ganzes Lebelang außerhalb des Weges der Gerechtigkeit und Wahrheit gewandelt sind, und folglich

nicht im Geiste des Evangeliums. Die entsetzlichen Verwüstungen, von denen Europa seit zwanzig Jahren heimgesucht wurden, so viel vergossenes Blut, so viel begangener Scandal, so viel verwüstete Provinzen, so viel eingeäscherte Städte und Dörfer, dieß Alles sind die verderblichen Folgen jenes Kriegs von 1672. Prüfen Sie, Sire, ohne sich selbst zu schmeicheln, und nach Befragung rechtschaffener Männer, ob Sie von dem allem etwas behalten können, was Sie in Folge von Verträgen besitzen, zu denen Sie Ihre Feinde durch einen so schlecht begründeten Krieg veranlaßt haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*.* Die erwähnte sonderbare Prophezeiung vom Untergange der Stadt London ist in der dem britischen Museum einverleibten Harleianischen Manuscriptensammlung enthalten und lautet:

„Im Jahr Achtzehnhundert Vierzig und Zwei
Wird die Sonne schauen viererlei:
London die Stadt so reich und groß
Verschlingt der hungrigen Erde Schooß;
Frankreich trifft Sturm und Regen schwer,
Bis jeder Fluß anschwillt zum Meer;
Hispanien wird sich zerspalten *),
Und Hungersnoth im Lande walten.
Ich, der Mönch von Dree, dieß prophezei'
Im Jahre des Herrn Zwölfhundert und Drei."

Das Datum des Untergangs von London ist hier nicht angegeben, findet sich aber in einer zweiten, gleichfalls auf dem Britisch-Museum aufbewahrten Weißagung des Astrologen Dr. Dee vom Jahre 1598, auf den 16. des dritten Monats 1842, zwei Tage früher oder später, gesetzt, und zwar ist der Untergang der „großen Babel" hier als Sündenstrafe bezeichnet. Der Astrolog hat wohl die Prophezeiung des Mönchs vor sich gehabt und nur ein Corollar beigefügt. Der Grundtext der von uns übersetzten Prophezeiung ist in einem für das dreizehnte Jahrhundert verdächtig modernen Englisch abgefaßt. — Das Chronicle scherzt, unter der „hungrigen Erde die das reiche London verschlingen soll", seyen ohne Zweifel die hungrigen Grundeigenthümer zu verstehen. (A. Z.)

*.* Salzburg. (Mozart's Wittwe.) Die Beerdigung der Etatsräthin v. Nissen, aus erster Ehe Wittwe Mozart's, erfolgte am 8. März auf eine eben so rührende wie glänzende Weise. Die Leiche wurde von dem hochwürdigen Herrn Domkapitular Schumann, Edlen von Mansegg, feierlichst eingesegnet, worauf ein schöner, vom Chordirektor Daisbeck komponirter, vierstimmiger Gesang ertönte. Nach Beendigung desselben setzte sich der Zug in Bewegung. Die zahlreichen Zöglinge der unter dem Namen Mozarteum seit Kurzem gegründeten Musikschule des hiesigen Dommusikvereins eröffneten denselben unter Vortritt der Harmoniemusik des Letztern. An den Sarg, der von der Dienerschaft der angesehensten Honoratioren Salzburg's getragen und umgeben wurde, schlossen sich viele hochgestellte Männer, die Glieder des Mozart-Comité's und des Repräsentantenkörpers des Dommusikvereins an. Auch das hierortige Lyzeum hatte seine Studirenden zu dem Zuge gesandt. Auf dem St. Sebastianskirchhofe angelangt, wurde, nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten, bei dem Grabe der Verblichenen ein von dem Kapellmeister Taux komponirter vierstimmiger Gesang exekutirt, welcher, in melodiöser wie harmonischer Rücksicht gleich ausgezeichnet, durch seine edle Einfachheit und seelenvolle Innigkeit die mächtigste Rührung unter allen Anwesenten hervorbrachte. Zum Schlusse wurde noch in der Kirche das Regina coeli nach Abbé Stadler's Composition in würdigster Weise gesungen. Am folgenden Tage fand in der St. Sebastianskirche ein feierlicher Trauergottesdienst Statt, bei welchem der hochwürdigste Herr Domdechant Czenick von Wartenberg pontifizirte, und an allen Seitenaltären fortwährend Seelenmessen für die Verstorbene gelesen wurden. Das Orchester und der Gesangchor des Dommusikvereins exekutirte dabei mit ausgezeichneter Präzision das von Mozart gedichtete Requiem. (N. C.)

*.* (Die Loafers.) Wie wir eben erfahren, schreibt die englische Zeitschrift: „The Atlas", so wurde jener neugeschaffene Ausdruck Loafers (von loaf — Laib, Brot) von Seite der Polizeisoldaten einer besondern Klasse von Dieben beigelegt, welche sich vornehmlich im Laufe dieses Winters als eine eben so furchtbare, als bedaurungswürdige Dieberotte in der menschlichen Gesellschaft erweisen. London wimmelt gegenwärtig von solchen Elenden, welche durch den Drang der bittersten Noth auf das Aeußerste gebracht sind, und kein göttliches und menschliches Gesetz mehr scheuen, sondern ganz Thiere, ganz wüthende Wölfe sind, die nur noch auf den Ruf ihres leeren Magens achten, um Leben und Freiheit verzweiflungsvoll in die Schanze zu schlagen. Sie rotten sich in den Gassen bei hellem Tage zu Duzenden zusammen, entwerfen einen Angriffsplan auf Bäckerladen, Vorrathskammern und Proviantháuser, zerstreuen sich hierauf zu Dreien und zu Vieren, und geben sich das Wort, in den nächsten paar Stunden an einem bestimmten Orte zusammen zu treffen, und ihre Beute brüderlich zu theilen. Sie halten Wort, wie gewissenhafte Raubgesellen im Kriege, und theilen die Beute in Frieden und Ordnung und bestellen sich wieder für den nächsten Tag. Werden sie ergriffen und eingefangen, so leisten sie keinen andern Widerstand als mit Worten, und Mancher von ihnen war schon recht ein ergreifender Redner, daß die Richter selbst in Thränen ausbrachen, eine Collecte unter sich machten, und den Schuldigen zu seiner verschmachtenden Familie zurückschickten. — Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Menschen solcher Art, die nur Verbrecher werden, weil sie nichts zu verdienen fanden, weit größere Schrecknisse für ein Land sind, als seine wahrhaft verlornen Bürger, seine Diebe, Ganner, Räuber und Mörder aus Profession, und der Atlas sagt: Wir zittern, wenn wir an diese Dinge denken. Wir wissen gar wohl, daß unsere Landsleute nicht darnach geartet sind, mitten im Ueberflusse um sie her vor Hunger zu sterben — und Gott verhüte, daß sie so würen. Wäre das der Charakter des englischen Volkes, so wäre England nie geworden, was es ist.

*.* (Mittel gegen Pasquille.) Als ein Schriftsteller Gustav III. von Schweden in einer Schmähschrift verunglimpft und auf des Königs Befehl persönlich vor demselben sich gestellt hatte, richtete dieser an ihn die Worte: „Sie scheinen viel Witz aber wenig Geld zu besitzen" und entließ ihn mit einem ansehnlichen Geldgeschenk. — Aus dem Pasquillanten ward in der Folge der eifrigste Lobredner des Königs.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 21. März. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth. Musik von Herold.

Dienstag, den 22. März. Zweite und letzte Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft, unter der Direction der Herren Levasseur und Armand: *Michel et Christine*, comédie-vaudeville en 1 acte par Scribe. Suivi de: *Le fin mot*, comédie-vaudeville. Suivi de: *Un Monsieur et une Dame*, comédie-vaudeville en 1 acte par Devert et Lauzanne.

*) Spain shall be rent in twain.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 81. 22. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Als Jedermann, selbst der kleine Mustapha und der kleine Pompejus sich entfernt hatte, lud Hortense durch ein Zeichen den Prinzen von Savoyen ein, sich neben ihr niederzulassen. Er händigte ihr ein Schreiben von dem Herzoge von Mazarin ein, das dieser auf dem Krankenlager geschrieben, worin er ihr seinen bevorstehenden Tod anzeigte, und sie ersuchte, ihm durch ihre Gegenwart seine letzten Augenblicke zu erleichtern. Nachdem sie es durchgelesen, blieb sie eine Zeitlang nachdenkend: „Prinz," sprach sie endlich, „wie groß auch das Unrecht des Herrn von Mazarin gegen mich seyn mag, so kenne ich meine Pflicht. Indeß, aller Unterstützung von Seiten meines Mannes beraubt, von Jugend auf an Verschwendung gewöhnt, habe ich hier beträchtliche Schulden gemacht, und die Herzogin von Mazarin darf nicht Bankerott machen."

„Alles ist vorgesehen; ich habe Creditbriefe, für den Fall, daß Ihr geneigt seyd, mir zu folgen."

„Ich habe nichts mehr zu begehren."

„Also findet Ihr Euch bereit, auf der Stelle abzureisen? Der Herr von Mazarin hat, wie gesagt, nur noch kurze Zeit zu leben. Wenn Ihr wollt, so können wir in zwei Stunden aus London seyn."

„In zwei Stunden!" stammelte die Herzogin; „nicht einmal die Zeit nehmen, den Personen Lebewohl zu sagen, die mir am theuersten sind. Prinz, es ist schon spät, und Ihr werdet mir wohl noch eine Frist bis morgen bewilligen."

„Ihr wollt es!" versetzte der junge Mann, indem er ihren Blicken auswich; „aber ich zähle auf Euer Versprechen, und morgen bei Sonnenaufgang?" — — Er endete nicht, denn Hortense reichte ihm die Hand mit einem wehmüthigen Lächeln: „Man hat Euch gegen mich eingenommen, doch wenn Ihr mich besser kennt, werdet Ihr mich weniger hassen." Philipp von Savoyen faßte nach einigem Zögern plötzlich ihre Hand, heftete seine zitternden Lippen darauf, und stürzte zum Zimmer hinaus, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich bin nicht abergläubisch," sprach Hortense zu sich selbst, als sie ihn weggehen sah, „aber in dem ganzen Wesen dieses jungen Mannes liegt Etwas, das mich bis in den Grund meines Herzens mit eisigem Schrecken erfüllt. O Gott! bin ich denn noch nicht genug gestraft?" Die Herzogin ließ hierauf den Abbé Milon kommen und beauftragte ihn, am anderen Morgen eine Messe für die Ruhe des verstorbenen Alonzo de Lara zu lesen.

### XIX.

Die Sonne ist eben in den Wellen der Themse untergegangen. In Abenddünste gehüllt, bietet London ein wahrhaft feenhaftes Schauspiel dar. Von Zeit zu Zeit sieht man über die blauen Fluthen des Stroms die Kähne der Herren vom Hofe und der reichen Bürger der Stadt gleiten. Unter allen zeichnet besonders dieser Fahrzeuge sich aus. Auf dem Hintertheile des Schiffs erblickt man durch die halb offenen Vorhänge die Herzogin von Mazarin, und neben ihr St. Evremond. Beide in tiefes Träumen versunken. Auf dem Vordertheile drängt sich eine Gruppe Zuhörer um einen jungen Pagen, der zur Guitarre singt.

„Tröstet Euch," sprach die Herzogin, während der Sänger ausruhte; „Ihr solltet mir Muth einflößen, und ich sehe wohl, daß ich für uns beide Muth haben muß. Seht mich nicht so trübselig an. Ich komme wieder, Euch zu besuchen, ich verspreche es Euch; unterdeß sollt Ihr Alles, was ich hier lasse, unter Euerer Obhut behalten. Ihr versprecht mir es?" Der Greis, bis zu Thränen gerührt, konnte Anfangs keine Worte finden, und begnügte sich damit, die Hand seiner schönen Gefährtin an den Mund zu führen: „O immer so gut als schön," sprach er sodann; „ich segne Euch für die Hoffnung, die Ihr mir gebet! So lange Ihr abwesend seyd, will ich bloß mitten unter Gegenständen leben, die mich an Euch erinnern. Alles, was Ihr auf Erden liebt, will ich lieben; alles, womit Ihr Euch zu beschäftigen pflegt, soll mich beschäftigen."

„Das laß ich gelten, so ist's recht," sprach die Herzogin, „jetzt seyd Ihr, wie ich Euch haben will, und Euer Auge glänzt wie das Auge des St. Evremond früherer Zeiten, als ich noch ein kleines Mädchen war und Ihr in den Palast Mazarin kamt und mich zu trösten suchtet, wenn Frau von Venelle mich auszankte. Wie schön der Abend ist! Welche süße Düfte der Wind verbreitet! Habe ich Unrecht gehabt, daß ich Euch vor meiner Abreise, nach meinem Landhäuschen von Chelsea, an den Ufern der Themse, geführt habe?"

„Ihr, meine reizende Königin! könnt Ihr denn jemals Unrecht haben?"

„Nun, so laßt uns blos an das Souper denken, das unser harrt. Ich kenne Leute genug, mein alter Freund, die viel darum gäben, diesen Abend an Euerer Stelle zu seyn."

„Allerdings, aber dieses Souper ist es nicht für uns, wie das Henkermahl, das man zu Rom den zum Tode Verdammten gab!"

Die Herzogin versank auf's neue in düstere Träume; nach einer Weile, setzte sie hinzu: „Warum vom Tode reden? Man sollte meinen, Jedermann gebe sich seit gestern das Wort, mir Schrecken einzujagen."

Da fing Dery wieder an zu singen; es war eine jener klagenden, spanischen Romanzen, welche die Leute im Gefolge der spanischen Infantin, die sich einige zwanzig Jahre vorher an Ludwig XIV. vermählt, am französischen Hofe ver-

breitet hatten. Dery hatte sie von Hortense gelernt; wir brauchen nicht zu sagen, von wem Hortense sie gelernt hatte. Die Nacht brach an; der Mond stieg am Horizont auf; man konnte die Gegenstände auf eine große Entfernung unterscheiden. Ein kleiner Nachen, der, von einem Ruderer geführt, dennoch leicht und schnell wie ein Schatten über die Fluthen hinglitt, kam näher und näher; der Passagier, den er an Bord hatte, trug eine dunkelfarbene Kleidung, und einen Hut mit schwarzen Federn. Es war der Baron von Banner, derselbe, der eine so auffallende Aehnlichkeit mit Alonzo de Lara hatte. Indem sein Fahrzeug an Hortense vorbeifuhr, grüßte er sie auf's höflichste. Hortense neigte sich, seine Begrüßung zu erwiedern; allein sie fühlte kalten Schweiß auf der Stirne. „Ihr hattet mir doch gesagt, St. Evremond, der Baron von Banner sey nach Frankreich abgegangen?"

„Man hatte mich's versichert," versetzte der General, „er muß seinen Entschluß geändert haben."

„Aber warum?"

„Wer weiß! vielleicht, um Euch wiederzusehen."

„Schweigt," versetzte die Herzogin, deren Wangen eine lebhafte Röthe bedeckte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

Frau von Saint-Mars wählte aus dem vor ihr liegenden Haufen von Kleidern eines, dessen Farbe nicht gar zu sehr vom Staube gelitten hatte, das aber unter den Moden des Versailler Hofes eine groteske Wirkung gemacht haben würde.

Er vergönnte ihr, vollständig Toilette zu machen, doch unter einer Menge bitterer Anspielungen, die Henriette's Eigenliebe schwer verwundeten. Endlich war sie fertig, er pries ihre Schönheit, die durch die Gefangenschaft nicht gelitten habe, ein wenig Magerkeit und Bläffe abgerechnet, was ihr aber gar nicht übel stehe.

„Können Sie ein Vergnügen daran finden, mich so zu verhöhnen? Ist dies der letzte Schlag Ihrer Grausamkeit?"

„Herr Fouquet würde Sie wieder erkennen, Madame, und würde Ihnen noch immer die galanten Episteln schreiben, auf die Sie so bereitwillig geantwortet haben. — Ich bin recht alt, nicht wahr? recht runzlicht, recht häßlich anzusehen — nun, Madame, müssen Sie wissen, der arme Herr Fouquet ist noch hundertmal häßlicher von Ansehn und Gesicht. — Künftig können Sie ihn lieben, ohne daß ich eifersüchtig werde — ich weiß, Sie lieben ihn noch immer, Madame!"

„Immer, ich habe nichts dagegen zu sagen," erwiederte Henriette, empört über diese Verhöhnung des Unglücks.

„Lieben Sie ihn nach Gefallen, versetzte Saint-Mars zähneknirschend und zitternd vor Zorn, „wie einen Todten, der seit achtzehn Jahren begraben ist! aber sprechen Sie seinen Namen nicht aus, lassen Sie mich ihn nicht in Ihren Augen lesen, denn nicht Sie wären es, wer dafür die Strafe leiden würde."

„Mein Herr, ich gehe, ich werde Sie nicht länger mit meiner Gegenwart belästigen, ich werde mich zu meiner Familie flüchten —"

„Sie werden ohne mich nicht zu diesem Zimmer hinausgehen, und selbst hier werden Sie unausgesetzt von einer Person bewacht werden, die mir über Ihre Handlungen und Reden Rechenschaft abzulegen hat. —"

„Ist es das, was Sie mir versprochen haben?" fragte Henriette, mehr gereizt, als betroffen.

„Ist das nicht genug, meine ich?"

„In diesem Falle habe ich nichts beschworen." —

„Sie haben geschworen, Madame," rief Saint-Mars wüthend, „Niemand, wer es auch sey, die Behandlung zu entdecken, die Sie seit unserer Heirath von mir erfahren haben. — Sie werden hier bleiben, um Ihren Eid halten.

„Wer steht Ihnen dafür, daß ich ihn halte?"

„Herr von Louvois kommt nach Pignerol, Madame, ich könnte Gebrauch von dem Briefe machen, den ich Ihnen einmal diktirt habe, und Sie als abwesend angeben, ohne Sie aus Ihrem Verwahrungsort zu entlassen; allein ich habe meinen Plan geändert; Sie werden vor dem Minister erscheinen, Sie werden sich verstellen, Sie werden der Wiederhall meiner Worte seyn, sonst schwöre ich Ihnen, Madame, wenn Sie ein Wort sagen, das mich verletzt oder mir schadet, so wird Herr Fouquet allein darunter leiden, und wenn Sie ein Aufsehen erregen sollten, etwa mich verklagen, und Herrn von Louvois um seine Unterstützung anflehen, daß er mir meinen Gefangenen nehme, so gehe ich auf der Stelle zu Herrn Fouquet, schieße ihm eine Kugel durch den Kopf und behalte die andere Pistole mir vor."

„Mein Herr — mein Herr — ich verspreche zu schweigen. —"

Im selbigen Augenblicke wirbelten die Trommeln, und begannen die Kanonen der Citadelle zu donnern."

### IV.

Sämmtliche unter dem Commando des Marquis d'Herleville stehende Soldaten waren längs der äußern Bollwerke im Spalier aufgestellt, und in Bereitschaft, den Minister, Marquis von Louvois, zu empfangen; d'Herleville, ein alter Hofmann, ging an der Spitze seiner Offiziere der Sänfte des Herrn von Louvois entgegen, ihn zu bekomplimentiren, aber kaum hatte er seine Glückwünsche und Ergebenheitsversicherungen begonnen, als die Person, die in der Sänfte saß, unter heftigem Fluchen dem Kutscher befahl, die Maulesel anzutreiben.

„Monseigneur," sagte Herr von Herleville, der Sänfte nachfolgend, „würden Sie nicht eine Wohnung bei mir annehmen?"

„Herr Marquis," schrie eine heftige, zornige Stimme im Hintergrund der Sänfte, „können Sie nicht meine Instruetionen abwarten, ehe sie so viel Pulver unnütz verbrennen?"

„Monseigneur, es geschah, Ihnen Ehre zu erzeigen."

„Ich will nicht, daß man mir Ehre erzeige, ohne meine Erlaubniß," antwortete die Stimme, noch brutaler und gebieterischer.

„Aber Monseigneur," sagte der Gouverneur beständig neben der Sänfte hergehend, „Sie selbst haben befohlen. —"

„Allerdings," unterbrach ihn die Stimme, „müssen die Minister des Königs, zumal der vom Kriegsdepartement, auf diese Weise empfangen werden."

„Sie kommen, den Platz zu besichtigen, dessen Gouvernenr ich bin?"

„Ich komme — ich komme — Morbleu! um die beschwerlichen und zudringlichen Menschen zum Teufel zu schicken."

„Monseigneur!" sagte d'Herleville, der ein wenig hinter der Sänfte zurückgeblieben war, und sie jetzt in geringer Entfernung von den Vorwerken der Citadelle einholte.

„Sind Sie es noch, Herr von Herleville?" fragte die Stimme, die während der eingetretenen Stille etwas milder geworden war.

„Ja, Monseigneur."

„Nun, mein Herr, machen Sie dieser höllischen Kanonade ein Ende, die mir das Hirn zerreißt, und bringen Sie Alles wieder in den vorigen Stand zurück. Es sollte Niemand meine Anwesenheit hier wissen."

„Ah, Monseigneur!“ sagte d'Herleville mit der Schmeichelei, die der König in allen Verhältnissen der Subalternen zu ihren Vorgesetzten, in Uebung gebracht hatte; „man würde Sie gar bald an Ihren Mienen erkannt haben, und Sie würden mit keinem meiner Soldaten sprechen können, ohne daß er erriethe, wer Sie sind.“

„Richten Sie sich also nach meinen Wünschen, mein Herr,“ sagte die Stimme, nun ganz gelassen. „Bringen Sie Ihre Kanonen und Glocken zum Schweigen, die mir sehr weh' thun, denn ich fühle mich sehr unpäßlich.“

„Wie, Monseigneur!“ rief der offiziose Marquis, „Ihre Gesundheit ist nicht so gut, wie Ihre Bewunderer es wünschen?“ —

„Sehr verbunden, mein Herr.“

„Wünschen Sie einen Arzt, Apotheker, Leinenzeug, Dienerschaft, ein Zimmer, Feuer?“

„Ich wünsche Ruhe zu haben, mein Herr,“ sagte die nun wieder trotzig und mürrisch gewordene Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Dieser Krieg ist die alleinige Quelle alles Unheils, an dem Frankreich seitdem leidet; Sie wollten stets nur Frieden geben als Herr und Meister, und Bedingungen aufzwingen, anstatt dieselben mit Billigkeit und Maß zu regeln; darum konnte kein Frieden von Dauer seyn. Ihre mit Schmach zu Boden gedrückten Feinde waren natürlich immer nur bedacht, sich wieder aufzurichten, und gegen Sie zu vereinen. Darf man sich darüber wundern? Ja, Sie haben sogar die Grenzen des Friedens nicht beachtet, den Sie erst so hochmüthig gegeben haben. In vollem Frieden haben Sie Krieg geführt und ungeheure Eroberungen gemacht; Sie haben eine Reunionskammer gebildet, um zugleich Richter und Partei zu seyn. Dadurch haben Sie Verhöhnung und Spott zur Usurpation und Gewaltthätigkeit gefügt. Sie haben im westphälischen Friedensvertrage zweideutige Ausdrücke gesucht, um Straßburg zu überrumpeln. Nie hat irgend einer Ihrer Minister seit so vielen Jahren gewagt, sich auf diese Ausdrücke in irgend einer Unterhandlung zu berufen, um zu beweisen, daß Sie auch nur den geringsten Anspruch auf diese Stadt hatten. Ein solches Benehmen hat ganz Europa gegen Sie vereint und aufgebracht. Selbst die, welche nicht gewagt, sich öffentlich zu erklären, wünschen wenigstens mit Ungeduld Ihre Niederlage und Demüthigung, als einzige Möglichkeit der Freiheit und Ruhe für alle christlichen Nationen.

„Sire, Sie, der Sie so viel soliden und friedlichen Ruhm erwerben, der Sie der Vater Ihrer Unterthanen und der Schiedsrichter Ihrer Nachbarn seyn konnten, hat man zum gemeinsamen Feind Ihrer Nachbaren gemacht, und Sie gelten für einen grausamen Herrn im eigenen Königreiche. Die merkwürdigste Wirkung dieser schlechten Rathschläge ist die Dauer der gegen sie gebildeten Ligue. Die Alliirten wollen lieber Krieg führen mit Verlust, als mit Ihnen Frieden schließen, weil sie aus eigener Erfahrung überzeugt sind, daß dieser Frieden kein wirklicher Frieden seyn würde, daß Sie ihn eben nicht mehr beachten würden, als die andern Friedensschlüsse, und Sie sich desselben nur bedienen würden, um jeden Ihrer Nachbaren besonders und ohne Mühe zu Boden zu drücken, sobald sie nicht mehr einig wären.

„Je siegreicher Sie also sind, desto mehr fürchten sie Sie und vereinigen sich, um die Sclaverei zu vermeiden, von der sie sich bedroht glauben. Da sie Sie nicht besiegen können, so wollen sie Sie wenigstens auf die Länge erschöpfen; kurz sie glauben nicht eher sicher zu seyn vor Ihnen, als bis Sie unmächtig sind, ihnen zu schaden.

„Sire, denken Sie sich einen Augenblick an ihre Stelle, und sehen Sie dann, was es heißt, seinen Vortheil der Gerechtigkeit und dem guten Glauben vorgezogen zu haben. Indessen sterben Ihre Völker, welche Sie wie Ihre Kinder lieben sollten, und die Ihnen bisher so leidenschaftlich ergeben waren, den Hungertod. Der Ackerbau ist verlassen, Städte und Dörfer entvölkern sich, alle Handwerke sind im Verfall und nähren ihre Arbeiter nicht mehr; aller Handel ist vernichtet. Folglich haben Sie die Hälfte der wirklichen Kräfte des Innern Ihres Staates vernichtet, um eitle Eroberungen nach Außen zu machen und zu vertheidigen. Anstatt Geld von diesem armen Volke zu erpressen, sollte man ihm Almosen geben und es nähren. Ganz Frankreich ist nichts Anderes mehr, als ein großes Hospital und ohne Vorräthe, die Magistrate sind entwürdigt und erschöpft, und Sie werden von einer Menge von Menschen belästigt, die von Ihnen Unterstützung verlangen und murren.

„Sie selbst, Sire, haben diese Verlegenheiten gewaltsam herbeigezogen, denn da das ganze Königreich ruinirt ist, haben Sie Alles in Ihren Händen, und Niemand kann mehr von Ihren Gaben leben.

„So ist dieß große Königreich, so blüht es unter einem Könige, den man uns alltäglich als die Wonne des Volkes schildert, und der es in der That auch seyn würde, wenn ihn nicht schmeichlerische Räthe verdorben hätten. Das Volk selbst (denn ich muß Alles sagen), das Sie so sehr geliebt hat, das so großes Vertrauen zu Ihnen hegte, fängt an, diese Liebe, dieß Vertrauen und selbst die Achtung zu verlieren, welche es Ew. Majestät schuldig ist. Es erfreut sich nicht mehr an Ihren Siegen und Eroberungen, sondern ist voll Kummer und Verzweiflung. Der Aufruhr entzündet sich allmählig aller Orten: sie glauben, Sie hätten kein Mitleid mit ihren Leiden, Sie liebten nichts, als Ihre Autorität und Ihren Ruhm. Hätte der König, so sagt man, ein väterliches Herz für sein Volk, würde er lieber seinen Ruhm darin suchen, ihm Brod zu geben, und ihm gestatten, sich nach so vielen Leiden zu erholen, als einige Grenzfestungen zu behalten, die Veranlassung zum Kriege geben. Welche Antwort haben Sie hierauf, Sire?

„Die Volksemeuten, welche seit langer Zeit unbekannt waren, häufen sich wieder. Paris selbst, das ihnen so nahe, ist davon nicht ausgenommen.*) Die Obrigkeit sieht sich gezwungen, die Insolenz der Meuterer zu dulden und unter der Hand etwas Geld zu vertheilen, um sie zu beruhigen. So also bezahlt man die, welche man bestrafen müßte. Sie sehen sich zu der schmachvollen, traurigen Nothwendigkeit gezwungen, entweder den Aufruhr ungestraft zu lassen, und ihn durch diese Straflosigkeit zu ermuntern, oder unmenschlich Bevölkerungen niedermetzeln zu lassen, welche Sie selbst zur Verzweiflung gebracht, indem Sie Ihnen durch Ihre Steuern für diesen Krieg das Brod entrissen, das sie im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen trachten. Während es ihnen aber an Brod mangelt, mangelt es Ihnen selbst an Geld, und Sie wollen die Noth nicht sehen, zu der Sie gebracht sind; weil Sie glücklich waren, können Sie sich nicht denken, daß Sie je aufhören würden, es zu seyn. Sie scheuen sich, Ihre Augen zu öffnen, wollen sie sich nicht öffnen lassen, und fürchten, Ihren Ruhm geschmälert zu sehen: diesen Ruhm, der Ihr Herz verhärtet, der Ihnen theurer ist, als die Ge-

*) Emeute von 1694, durch Brodtheurung verursacht.

rechtigkeit, als Ihre eigene Ruhe, als das Wohl Ihrer Völker, die täglich Krankheiten erliegen, welche durch Hunger erzeugt werden, einen Ruhm, Sire, der Ihnen theurer ist, als Ihr ewiges Heil, da dieses unvereinbar ist mit diesem Götzenbilde des Ruhms." (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*„* Die New-York Sunday morning News enthalten Folgendes: „Getraut am Dienstage von Sr. Ehrwürden, Herrn William Ash, Thomas Mowitt und Charlotte Conroy, Beide aus hiesiger Stadt." Obige Trauung wurde vorigen Dienstag in Neuyork vollzogen und daran hängt eine wunderbare Geschichte. Herr Mowitt ist ein achtbarer Schuhmacher, der stets mehre Gesellen hält. Unter diesen befand sich John Pelsing, der durch Treue, Fleiß und Mäßigkeit sich bei seinem Meister dergestalt in Gunst brachte, daß Herr Mowitt vor ungefähr drei Jahren ihn zum Compagnon annahm und nie Ursache hatte, seine Güte zu bereuen. Von jener Zeit an waren die Herren Mowitt und Pelsing stets Freunde und Gefährten und wohnten beisammen in Einem Hause bis vor, mag seyn, zwölf Monaten, wo sie eines Tages als Geschworene zu einer Leichenschau berufen wurden. Der Todte war ein aus dem Maiden Land Dock gezogener Mann, allem Anscheine nach ein ordentlicher Dockarbeiter und, wie die Zeugen aussagten, vermuthlich im Zustande der Trunkenheit ins Wasser gefallen. Aber das Verdikt, wozu die Jury nur wenige Minuten bedurfte, lautete blos: „ertrunken gefunden." Nachdem die Geschworenen entlassen waren, sah Herr Mowitt sich nach seinem Freunde und Mitgeschwornen um, der bis dahin neben ihm gestanden; doch der war fort, und bald darauf sah er ihn aus Leibeskräften Maiden Lane hinablaufen. Das dünkte ihm höchst seltsam und nun erinnerte er sich eines andern seltsamen Umstandes — seltsam wenigstens unter Bezugnahme auf die Flucht —, nämlich, daß Herr Pelsing beim ersten Erblicken der Leiche geschaudert hatte und todtenblaß geworden war. Herr Mowitt ging nach Hause und von da in sein Geschäft; aber sein Compagnon war weder hier noch dort, stellte sich auch zur Nachtzeit nicht ein und kam ebenso wenig am nächsten, wie am übernächsten Tage. So vergingen zwei Monate, ohne daß irgend etwas von ihm bekannt wurde, und Herr Mowitt war bei sich überzeugt, daß zwischen seinem Freunde und dem Ertrunkenen irgend eine geheimnißvolle Verbindung stattgehabt und in deren Folge Herr Pelsing sich ein Leid zugefügt. So standen die Sachen bis zu einem gewissen Tage im letzten Juni, wo eine Dame bei Hrn. Mowitt einsprach und nach Hrn. Pelsing fragte. Sie erfuhr, was Hr. Mowitt wußte. „Und ist er denn seitdem nicht hier gewesen?" fragte sie. „Mit keinem Tritte", sagte Hr. Mowitt. „Das weiß ich besser," sagte die Dame. „Können Sie's beweisen?" fragte der Schuhmacher. „Sehr leicht," antwortete die Dame, „denn Sie sehen mich, und ich und Herr Pelsing sind Eine Person." Und sonderbar, wie es scheinen mag, aber so war's. Nun fragte es sich, war Hr. Pelsing ein Herr oder eine Dame? Und es ergab sich, daß er nicht bloß eine Dame, sondern auch sein Name nicht John Pelsing, sondern Charlotte Conroy, ja, er die Wittwe des Ertrunkenen war. Sothane Wittwe erzählte, ihr Ehemann sey ein Schumacher in Philadelphia und sie fast zwei Jahre seine Frau gewesen. Weil er sie aber schlecht behandelt, habe sie ihm heimlich sein Handwerk abgesehen und sich dann in Männerkleidung nach hier begeben. Unmittelbar nach der Leichenschau war sie nach Philadelphia gegangen und hatte daselbst erfahren, daß ihr Ehemann in Folge eines erhaltenen Winkes vor einer Woche sich nach York aufgemacht, um sie aufzufinden. Statt einer gemißhandelten Frau hatte er ein Wassergrab gefunden. Hr. Mowitt ersuchte nun Mrs. Conroy, es sich häuslich bei ihm gefallen zu lassen, gewahrte nach einiger Zeit, daß Mrs. Conroy ihm noch lieber sey als Herr Pelsing, proponirte eine Erneuerung der Compagnonschaft und wurde demgemäß vorigen Dienstag mit dem ehemaligen Hrn. John Pelsing getraut. Dies vermuthlich das erste Beispiel, daß eine Frau bei der Schau über die Leiche ihres Mannes als Geschworner fungirt, und der Geselle seinen Meister geheirathet hat.

*„* (Beethoven als Koch.) Bekanntlich war Beethoven in den letzten Jahren seines Lebens menschenscheu und mysantrop im höchsten Grade; seine Taubheit, die er nicht gerne merken lassen wollte, trug wesentlich dazu bei, ihn rauh, unfreundlich, ja oft ganz unzugänglich für seine Freunde zu machen, die ihn vergebens in seiner von innen verschlossenen und verriegelten Wohnung besuchen wollten. — In einer solchen hypochondrischen Laune entließ er ohne erklärliche Ursache, eines Tages seine alte Haushälterin und beschloß sein kleines Hauswesen allein zu führen. Der nächste Morgen sah unsern Beethoven schon auf dem Markte, und die erstaunten Nachbarn sahen den großen Compositeur mit einem Laibe Brot und einem Stücke Fleisch nach Hause kehren, während Kohlköpfe und Suppen-Grünzeug aus den Taschen seines schlichten braunen Ueberrockes hervorragten. Beethoven ließ nun Partituren und Clavier, vertauschte seine Studien mit dem Linzer Kochbuche und bereitete sein Essen trotz dem berühmten Carême. — Eines Tages, als er sich von seinen Fortschritten in der Kunst hinlänglich überzeugt glaubte, wandelte ihn die Lust an, seine besten Freunde zu einem selbst bereiteten Mittagsessen einzuladen. Wie zu erwarten stand, war Alles neugierig und um die bestimmte Stunde fanden sich die Freunde pünktlich ein, die unsern Beethoven in einer Schlafmütze und mit einer weißen Schürze, in voller Thätigkeit in der Küche fanden. — Nach langem Warten setzt man sich endlich zu Tische, Beethoven servirt selbst, aber es ist eben so unmöglich das schreckenvolle Erstaunen der Gäste, als das Mittagsmahl zu schildern. Eine Suppe, nicht unähnlich der berühmten schwarzen Suppe der Spartaner, in der einige unförmliche und unerklärliche Substanzen herumschwammen, ein Rindfleisch, zäh wie Sohlenleder, rohes Gemüse, zu Kohlen verbrannten Braten und ein Pudding — ein Pudding, der aussah und schmeckte, wie eine im Thran gesottene alte Mütze. — Die Gäste konnten keinen Bissen hinunterwürgen, blos Beethoven aß mit ungeheuerem Appetite, pries jede Speise und behauptete, daß Alles ganz vortrefflich wäre. — Erst auf der Straße, nachdem sie sich durch zwei Stunden mit bloßen Schaugerichten begnügt hatten, konnten sie ihrer unbändigen Lachlust freien Lauf lassen, und nie haben sie dieses musikalische Diner vergessen. Es war übrigens das Letzte, welches Beethoven kochte, denn er wurde der Arbeit, wie der Kost müde, die alte Haushälterin wurde wieder in Gnade aufgenommen, Beethoven kehrte zu seinen Partituren zurück und componirte jene berühmten Symphonien, die noch heute ganz Europa entzücken. (Gasthofszeitung.)

*„* Ein Fiaker bemerkte, daß ein Schusterjunge hinten auf seinem Wagen saß. Da haute er mit der Peitsche zurück und rief: „Steigst du hinab, Spitzbube, es sitzen ohnedies schon vier darinnen."

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 22. März. Zweite und letzte Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft, unter der Direction der Herren Levasseur und Armand: *Michel et Christine*, comédie-vaudeville en 1 acte par Scribe. Suivi de: *Le fin mot*, comédie-vaudeville. Suivi de: *Un Monsieur et une Dame*, comédie-vaudeville en 1 acte par Duvert et Lauzanne.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 82. 23. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf von einigen Minuten langte man zu Chelsea an; die Ruderer der Herzogin drehten das Fahrzeug um, und man schickte sich an auszusteigen. Der Baron Banner winkte seinem Piloten ein Gleiches zu thun, und sprang behende an's Ufer, während Hortense ihrer Seits, den Fuß auf das Brett setzte, welches die Ruderer an die Vorderseite des Schiffs gelegt hatten. Allein, mochte nun das Brett nicht festliegen, oder gab die Herzogin in ihrer leicht erklärbaren Verwirrung nicht Acht, der Fuß glitt ihr aus. Sie wankte und stürzte in die Themse, die an dieser Stelle ziemlich tief ist: dies alles war das Werk eines Augenblicks. Ein Schrei des Schreckens ließ sich vernehmen, denn die Herzogin war verschwunden, und man mußte natürlicherweise befürchten, daß sie unter das Fahrzeug gerathen, das man alsbald losband. Allein dieses ging nicht so schnell. Ehe man damit zu Stande kam, stürzte sich ein junger Mann, ganz angekleidet in den Strom, tauchte unter, ergriff die Herzogin und legte sie auf den blumigen Rasen des Ufers nieder. Die Herzogin blieb lange ohnmächtig liegen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, erblickte sie ihre Leute, welche mit dem Ausdrucke der ängstlichsten Erwartung einen Arzt von Chelsea umgaben, den man in aller Eile hatte holen lassen. St. Evremond allein kniete neben ihr und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Ich danke Euch, mein alter Freund," sagte sie, sobald sie im Stande war zu sprechen; „ich danke Euch, denn Ihr habt mich gerettet."

Er schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Frau Herzogin, ich habe das Glück nicht gehabt. Ein Anderer ist mir zuvorgekommen, ein Anderer, der jünger und flinker ist als ich."

„Und wer denn?"

„Der Fremde, ... der Herr Baron Banner."

Bei diesem Namen übergoß eine lebhafte Röthe einen Augenblick ihre bleichen Wangen.

„Schon wieder Er!" stammelte sie mit bewegter Stimme. „Wo ist er? Herr von St. Evremond, wo ist er? O, ich will ihm selbst meinen Dank abstatten."

„Ich weiß es nicht, Frau Herzogin; sobald er die Gewißheit hatte, daß Ihr zum Leben erwachen würdet, entfernte er sich."

„Und Ihr ließ't ihn gehen? O, mein alter Freund, wenn ich Euch so theuer bin, als Ihr sagt, so müßt Ihr mir es beweisen. Ihr müßt den Fremden aufsuchen und ihn mir zuführen: hört Ihr! Ich will ihn sehen, mit ihm reden... o thut dieses noch für Euere Hortense."

„Habt Ihr denn vergessen, Madame, daß Ihr selbst morgen frühe England verlasset?"

„Freilich," sagte die Herzogin, die Augen zum Himmel aufschlagend; „allein etwas in meinem Herzen verbietet mir, abzureisen, ohne den Fremden wieder gesehen zu haben."

Der alte General konnte sich nicht enthalten, einen tiefen Seufzer auszustoßen, und er erwiederte im schmerzlichen Tone: „Madame, ich werde Euch gehorchen."

Am anderen Tage in der Frühe ruhte Hortense, welcher der Arzt verboten hatte, Chelsea zu verlassen, auf einer Ottomane; zu ihren Seiten befanden sich St. Evremond und der Baron von Banner, denn St. Evremond hatte sein Versprechen erfüllt, mit dem größten Widerwillen, wie man sich wohl einbilden kann; auch hatte er den Namen Ritter von der traurigen Gestalt, den ihm die muntere Herzogin gegeben hatte, nie besser verdient. Hortense war noch sehr bleich, aber ihre Züge hatten Etwas Schmachtendes, das nicht ohne Reiz war: „Verzeiht, Herr Baron," sprach sie, den Neuangekommenen mit lebhafter Neugierde betrachtend, „verzeiht, daß, bevor ich dieses Land verlasse, ich Euch für eine That der Selbstaufopferung danken wollte, die ich durchaus nicht berechtiget war, von Euch zu erwarten, und der ich vielleicht das Leben verdanke."

„Frau Herzogin," erwiederte er, „an mir ist es vielmehr, Euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen, daß Ihr mich gewürdigt habt, mich vor Euch zu lassen. Es gibt keine Gefahr, der ich nicht bereit wäre zu trotzen, wenn mir immer ein solcher Lohn dafür werden sollte. Wie sehr wünsche ich mir Glück, meine Abreise aufgeschoben zu haben, da mir dieser Umstand Gelegenheit verschaffte, der schönen Herzogin von Mazarin einen, wenn auch unbedeutenden Dienst geleistet zu haben. Diese Erinnerung wird mich auf allen meinen Reisen begleiten, und nur mit mir sterben. Ich verdanke es dem schwedischen Gesandten: er meldete mir, der König werde heute von Windsor zurück erwartet, und es würde Sr. Majestät angenehm seyn, mich zu sehen; das bewog mich, meine Abreise zu verschieben."

Während Herr von Banner sprach, wechselten Hortense und St. Evremond Blicke des Staunens. Nicht allein hatte dieser Edelmann die Züge des Alonzo de Lara, sondern man fand selbst in seiner Stimme eine entfernte Aehnlichkeit mit der des Pagen. Obgleich seine Aussprache sehr rein war, so hatte er doch einen leichten Accent, was seine Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen nur noch auffallender machte. Doch müssen wir hinzusetzen, daß sein Wuchs höher, und seine Züge schärfer ausgeprägt waren; aber es waren auch viele Jahre verflossen seit Allerheiligen 1660, und selbst seit dem Duell, in welchem Alonzo de Lara geblieben war. Und doch war es unmöglich, anzunehmen, es sey dieselbe Person. Es war

bloß eine jener wunderbaren Aehnlichkeiten, wovon es mehr als ein Beispiel gegeben, und welche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern so seltsame Abentheuer veranlaßt haben. Herr von Banner war sehr viel gereis't, hatte viel beobachtet, und großen Nutzen von seinen Reisen gezogen. Seine Unterhaltung war äußerst anziehend, und die Herzogin sowohl als St. Evremond fragten ihn über sein vergangenes Leben aus, gleichsam, als hätten beide sich in der Ueberzeugung bestärken wollen, daß sie wirklich einen Anderen, als Alonzo de Lara vor sich hatten. Indeß war Herrn von Banner der Eindruck nicht entgangen, den er sowohl auf die Herzogin als auf Herrn von St. Evremond gemacht hatte, und da er bemerkte, daß selbst nach einer viertelstündigen Unterhaltung dieser Eindruck noch fortdauerte, wagte er es, sich nach den Ursachen desselben zu erkundigen. Die Herzogin beschränkte sich darauf, ihm in einem anscheinend ziemlich gleichgültigen Tone zu antworten, sie fände große Aehnlichkeit zwischen ihm und einem jungen Pagen ihres Oheims, des Cardinals. (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
## (1680.)

(Fortsetzung.)

Eben zog die Sänfte über die Zugbrücke in die Citadelle ein, wo Herr von Nisson auf die Meldung eines Mannes der Escorte, sogleich das betäubende Concert der Trompeten, Trommeln und Kanonen eingestellt hatte; er stand am Thor mit den Offizieren der Garnison, als die von allen Seiten geschlossene Sänfte erschien; da er bemerkt hatte, daß Louvois sich weder zeigen, noch der ceremoniösen Etikette eines öffentlichen Empfangs sich hingeben wollte, so begnügte er sich, beim Vorübertragen der Sänfte, den Hut abzunehmen.

„Herr von Nisson!" sprach eine Stimme hinter den Vorhängen in strengem Tone, „Sie hätten sich erkundigen sollen, was diese Sänfte enthielt, ehe Sie sie in die Citadelle einließen."

„Monseigneur!" erwiederte Nisson, betroffen über diesen Vorwurf, und die Meinung des Ministers nicht verstehend.

„Wissen Sie, wer ich bin?" versetzte heftig die Stimme; „es könnte also ein Feind Sr. Majestät sich unter meinem Namen in den Platz einschleichen, wo Sie kommandiren? — Sie hätten herein sehen müssen, und sich überzeugen, wen man Ihnen bringt!" damit zog Louvois die Vorhänge zurück, und ließ sein mehr vom Fieber als vom Zorn erhitztes Gesicht sehen.

„Werden Sie nicht die Revue der Truppen vornehmen?" fragte der Gouverneur.

„Ich werde mich zu Bette legen, wenn Sie es erlauben."

„Sollten Sie krank seyn, Monseigneur?"

„Man legt sich nicht zu Bette, sollte ich meinen, wegen allzugroßer Gesundheit," sagte Louvois mürrisch.

„Ihre Züge sind in der That alterirt, Monseigneur, und das Blut ist nach dem Kopf gestiegen."

„Sind die beiden Regimenter der Garnison vollzählig?" unterbrach ihn der Minister, der sich über das Kapitel seiner Gesundheit zu verbreiten keine Lust hatte.

„Es fehlen nur sechs Mann, Monseigneur: drei sind desertirt, einer ist gehangen worden, die zwei andere sind gestorben."

„Die Schurken sollten stolz darauf seyn, dem größten König der Welt zu dienen! Keine Gnade den Deserteurs, mein Herr."

„Sie scheinen sich übel zu befinden, Monseigneur?" fragte Nisson zögernd, da er bemerkte, daß der Minister mit der Sprache zu stocken anfing, und einer Ohnmacht nahe war. — „Soll ich Leute rufen?"

„Thun Sie nichts, mein Herr," erwiederte Louvois, der sich zu sammeln suchte, und die möglichste Haltung affektirte; „ich werde selbst rufen, wenn ich es für gut finde."

Louvois, der in dieser Unterredung sich gezeigt hatte, wie gewöhnlich launisch, mürrisch, ungerecht, gebieterisch und grimmig, befahl seinem Kutscher, die Sänfte, die mittlerweile still gehalten hatte, in den Gefängnißhof einzulenken, wo Saint-Mars, Commandant dieses Theils der Citadelle, ihn erwartete, ganz allein am Eingang der Zugbrücke stehend, wo die verschlossene Sänfte an ihm vorübergetragen wurde.

„Halt, Kutscher!" schrie er, „man dringt nicht ohne Untersuchung in ein Staatsgefängniß ein."

„Mein Herr, ich bin im Dienste von Monseigneur, Marquis von Louvois," antwortete der Kutscher, und peitschte seine Maulthiere.

„Und ich bin Gouverneur des Gefängnißthurms, und schieße Dir eine Kugel durch den Kopf, wenn Du nicht hältst."

„Was giebt's denn?" fragte mit matter Stimme der Minister.

„Es ist der Herr Gouverneur, der mir droht, eine Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn ich einen Schritt vorwärts thue."

„Morbleu! das verlohnt sich zu sehen!" schrie der Minister, dem die Wuth Kraft gab, die Vorhänge zu zerreißen, und sich zu erkennen zu geben.

„Ich freue mich, Sie von Angesicht zu begrüßen, Monseigneur," sagte Saint-Mars, und steckte seine Pistole in den Gürtel, „seit fünfzehn Jahren hatte ich die Ehre nicht."

„Was war das mit der Pistole, mein Herr, und wer hat sich unterstanden, meine Leute zu bedrohen?"

„Ich würde diese Sänfte nicht in den Gefängnißhof eingelassen haben, ehe ich sie untersucht hätte, um mich zu überzeugen, ob sie nichts Verdächtiges oder etwas gegen den Dienst des Königs enthalten."

„Nun, mein Herr, wußten Sie nicht, daß ich es war, und haben Sie mir nicht selbst diese Sänfte geschickt?"

„Ich weiß, Monseigneur," antwortete Saint-Mars mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene, „daß die Freunde des Herrn Fouquet verwegen sind, und fähig, Alles zu versuchen."

„Welche Einbildung!" versetzte Louvois, noch übler gestimmt durch sein Unwohlseyn, „kein Mensch in Frankreich bekümmert sich jetzt um den armen Fouquet."

„Das ist Ihre Ansicht, Monseigneur; jedenfalls, um den Befehlen des Königs nachzukommen, werde ich mich dem Vertrauen, das Sie hegen, nicht sorglos hingeben —"

„Künftig, mein Herr, um meinen Befehlen nachzukommen, werden Sie mehr Rücksichten für meine Person und meine Leute haben!" unterbrach ihn Louvois hochfahrend und nicht ohne Unruhe über die Symptome seiner Krankheit; gern hätte er einen Arzt zu Rathe gezogen, wollte aber seine Besorgnisse nicht merken lassen.

„Wünschen Sie, daß ich Sie in das Zimmer führe, das ich Ihnen bestimmt habe, Monseigneur? denn ich selbst wohne im Gefängnißthurm unter meinen Gefangenen."

„Ein wenig Ruhe und Schlaf werden mich wieder herstellen," sagte der Minister, und hob sich mit Saint-Mars und seiner Diener Hülfe aus der Sänfte; „die freie Luft thut mir jetzt schon sehr wohl, ich werde mich nicht einmal niederlegen."

„Sie würden besser gethan haben, Monseigneur, Ihre Reise bis zur schönen Jahrszeit zu verschieben."

„Sind Sie vielleicht ein Arzt, daß Sie mir dergleichen Rath geben?" fragte Louvois, gereizt durch eine Bemerkung,

die seinem Willen zu widersprechen versuchte. — „Hat Herr von Augicourt Ihnen meine Instructionen mitgetheilt?"

„Nein, Monseigneur."

„Morbleu! Augicourt, so leichtsinnig er von Natur ist, hat den Gegenstand seiner Sendung doch nicht so weit vergessen können! Wo ist er?"

„Ich habe ihn in sein Zimmer einschließen lassen."

„Aus welchem Grund, mein Herr!" schrie Louvois, überrascht und erzürnt über diesen Gewaltstreich.

„Weil er keinen schriftlichen Beweis über die seltsamen Dinge mit sich brachte, die er mir von Ihrer Seite meldete."

„Und die Briefe?"

„Er hat sie unterwegs verloren, sagt er."

„Verloren! und die geheime Ordonnanz des Königs?"

„Es ist ihr nicht besser ergangen, scheint es, Monseigneur."

„O, der Unbesonnene! meine Briefe! die Ordonnanz des Königs! Verloren! nicht möglich! Vielleicht hat man sie ihm gestohlen!"

„Monseigneur, Sie werden Ruhe nöthig haben, Sie scheinen sehr leidend zu seyn —"

„Ich! Es ist nicht so weit mit mir, als Sie meinen, Herr von Saint-Mars; ein kleiner Fieberanfall, das ist Alles. — Aber d'Augicourt?"

„Ich habe es ihm sagen lassen, und überdies gaben die Kanonen ihm hinlänglich Nachricht."

„Die Kanonen! Die Pest über die Kanonen! Denen habe ich das rasende Kopfweh zu danken. Nun, warum kommt er nicht?"

„Herr von Augicourt hat zu viel Arbeit, um seine Toilette fertig zu bringen."

Saint-Mars führte den Minister in die Gouverneurswohnung, ein kleines, neues Haus neben dem Gefängnißthurm. Sein Zustand hatte sich bedeutend verschlimmert durch den lärmenden Empfang und durch die Mühe, die er sich angethan, sein Uebelbefinden zu verbergen; das Fieber, von dem er seit zwei Tagen befallen, war während der Reise heftiger geworden, und bis zu dem Grade gestiegen, daß es ihm alle Fähigkeit zum Denken und Handeln benahm; es traten beunruhigende Symptome ein, und zu wiederholten Malen hatten den Kranken Ohnmachten ergriffen, mit Frost, Schweiß und Schwindel, der Kopf war eingenommen von einer fast unwiderstehlichen Schläfrigkeit, und alle seine Glieder gingen stufenweise in einen Zustand von Starrheit über. Länger konnte er seine Besorgniß nicht verbergen; er erinnerte sich, daß sein Arzt ihm öfters angerathen hatte, die Hitze seines Blutes durch kühlende Getränke, Bäder und Aderlässe zu mildern, weil seine kräftige und volle Constitution ihn zum Schlagfluß prädisponire. In diesem beängstigenden Gefühl hatte er sich in einem Lehnstuhl fallen lassen, und saß, die glühende Stirn auf die kalte Hand gestützt, wie vernichtet da, ohne eine andere Idee, als die seines gefährlichen Zustandes fassen zu können; seine gewohnte Energie war gänzlich von ihm gewichen, obgleich er noch bei Besinnung war.

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Dieß ist der Zustand, Sire, in dem Sie sich befinden. Sie leben, als hätten Sie eine verhängnißvolle Binde über den Augen; Sie schmeicheln sich vorübergehender Erfolge, die zu keinem Ziele führen, und betrachten die Angelegenheiten von keinem höhern, allgemeinen Standpuncte. Während Sie in heißen Kämpfen Schlachtfelder gewinnen, feindliche Kanonen erbeuten, Festungen erobern *), bedenken Sie nicht, daß Sie auf einem Terrain kämpfen, das unter Ihren Füßen einsinkt, und daß Sie fallen werden, trotz ihrer Siege. Alle Welt sieht dieß, und Niemand wagt, es Ihnen zu zeigen, und Sie werden es sehen, wenn es zu spät ist.... Der wahre Muth besteht darin, sich nicht zu schmeicheln und einen festen Entschluß zu fassen in Beziehung auf die Nothwendigkeit. Sire, Sie leihen nur denen gern Ihr Ohr, welche Ihnen mit leeren Hoffnungen schmeicheln, und diejenigen, welche Sie für die Zuverlässigsten halten, sind gerade die, welche Sie am meisten fürchten und meiden sollten. Sie müßten der Wahrheit entgegengehen, weil Sie König sind; den Menschen dringend anempfehlen, sie Ihnen unverholen zu sagen, und die Allzuschüchternen ermuthigen. Statt dessen versuchen Sie nicht einmal, nach Wahrheit zu forschen; aber Gott wird den Schleier heben, der Ihre Augen deckt, und Ihnen das zeigen, was Sie zu sehen vermeiden. Schon seit langer Zeit ist sein Arm aufgehoben über Ihnen; aber Gott ist langmüthig, weil er Mitleid hat mit einem Fürsten, der sein Lebenlang von Schmeichlern belagert war, und weil Ihre Feinde auch die seinigen sind.

„Gott wird die gerechte Sache trennen von der Ihrigen, welche sie nicht ist, und Sie demüthigen, um Sie zu bekehren; denn nur in der Demuth können Sie wieder christlich gesinnt werden. Sie lieben Gott nicht, und fürchten ihn nur mit sclavischer Furcht: die Hölle ist es, die Sie fürchten, nicht Gott. Ihre Religion besteht nur in Aberglauben, in kleinlichen oberflächlichen Aeußerlichkeiten. Sie sind wie die Juden, von denen Gott sagt: sie ehren mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir. Sie sind gewissenhaft in Bagatellen und verhärtet bei schrecklichen Uebeln. Sie lieben nur Ihren Ruhm und Ihre Vergnügungen und beziehen Alles auf sich, als wären Sie der Gott der Erde, und alles Uebrige nur geschaffen, um Ihnen geopfert zu werden. Im Gegentheil hat Gott Sie nur Ihres Volkes wegen der Welt gegeben; aber ach! Sie begreifen diese Wahrheiten nicht, wie sollten Sie sie befolgen? Sie kennen Gott nicht, Sie lieben ihn nicht, Sie beten nicht zu ihm von Herzen, und thun nichts, um ihn kennen zu lernen. Sie haben einen verderbten, scandalösen, unbesserlichen, falschen, boshaften, ränkesüchtigen Erzbischof **), einen Feind jeder Tugend; allein er gefällt Ihnen, weil er Sie mit Schmeicheleien umhüllt. Es sind nun 20 Jahre, daß er, seine Ehre prostituirend, Ihr Vertrauen mißbraucht; Sie opferten ihm ehrliche Männer, ließen ihn die Kirche tyrannisiren, und kein tugendhafter Prälat wurde von Ihnen so gut behandelt, wie er.

„Ihr Beichtvater ***), Sire, ist nicht lasterhaft, aber er fürchtet die ernste Tugend, und liebt nur profane, lockere Menschen. Er ist eifersüchtig auf seine Autorität, die Sie über alle Grenzen erstreckt haben: nie noch haben Beichtväter von Königen allein Bischöfe erwählt und alle Glaubenssachen entschieden. Sie sind der Einzige in Frankreich, Sire, der nicht weiß, daß er beschränkten Geistes ist, obwohl es ihm in manchen Dingen nicht an einer gewissen Verschmitztheit mangelt. Selbst die Jesuiten verachten ihn, und sind unwillig, zu sehen, wie leicht es ihm gemacht wird, seinen lächerlichen Familienehrgeiz zu befriedigen. Sie haben einen Mönch zum Staatsminister gemacht; allein er versteht sich eben so wenig auf Menschen, wie auf andere Dinge, und wird von

*) Die Schlachten von Steenkerke und Neerwinden, in den J. 1692 — 1693, wo sich der Sieg in der That nur auf Gewinnung des Schlachtfeldes und Erbeutung einiger Kanonen beschränkte.

**) Monseigneur de Harlai, gest. im J. 1695.

***) Père Lachaise.

allen denen düpirt, die ihm schmeicheln und Geschenke machen. Er zweifelt oder zaudert bei keiner schwierigen Frage, die andere sehr geschickte und aufgeklärte Leute nicht allein zu entscheiden wagen würden, und fürchtet nichts mehr, als mit sachverständigen Männern berathen zu müssen; frech schreitet er vor, unbekümmert, ob er Sie irre führt, denn stets wird sein Streben seyn, Sie in Unwissenheit zu erhalten. So führt ein Blinder den Andern, bis endlich, wie Jesus Christ sagt, Beide in den Graben fallen. Sire, Ihr Erzbischof und Ihr Beichtvater haben Sie in die schwierigsten Verhältnisse mit Rom verwickelt; sie haben Sie verleitet, sich durch Herrn v. Louvois in die Angelegenheit von Saint-Lazare einzulassen, und Sie wären in dieser Ungerechtigkeit bis an Ihr Ende verharrt, wenn Herr v. Louvois länger gelebt hätte, als Sie. *)

„Sire, man hatte gehofft, Ihr Conseil würde Sie von dem falschen Wege ableiten, den Sie betreten; aber diesem fehlt es ja selbst an Kraft und Wollen des Guten. Zum wenigsten hätten sich aber Frau von M... und der Herzog von B.. Ihres Vertrauens zu ihnen bedienen sollen, um Sie zu enttäuschen; aber ihre Schwäche und Furcht entehren sie, und empören alle Welt. Frankreich ringt mit dem Tode ... Worauf warten sie, um frei zu reden? Fürchten sie, Ihnen zu mißfallen? So lieben sie Sie nicht; denn lieber die betrüben, welche man liebt, als ihnen zu schmeicheln, oder sie durch Schweigen zu verrathen. Zu was sind sie denn gut, wenn sie Ihnen nicht beweisen, daß Sie die Länder zurückgeben müssen, die Ihnen nicht gehören, daß Sie das Leben Ihrer Völker einem falschen Ruhme vorzuziehen, das Unrecht wieder gut zu machen haben, welches Sie der Kirche angethan, und darauf denken müssen, ein wahrer Christ zu werden, ehe der Tod Sie überrascht? Ich weiß, daß man, wenn man mit dieser christlichen Freiheit redet, Gefahr läuft, die Gunst der Könige zu verlieren; den Schmeichlern ist diese Gunst freilich lieber, als Ihr Heil. Ich weiß auch, daß man Sie beklagen, trösten, voll Eifer, Milde und Achtung zu Ihnen reden soll; allein vor Allem muß man den Muth haben, die Wahrheit zu sagen. Wehe! wehe denen, die sie nicht sagen, und wehe Ihnen, Sire, wenn Sie nicht würdig sind, sie zu hören! Schmählich ist es, daß sie seit so langer Zeit fruchtlos Ihr Vertrauen genießen, denn sie mußten sich zurückziehen, wenn Sie so mißtrauisch sind, daß Sie nur Schmeichler um sich haben wollen. Sie fragen vielleicht, Sire, was sie Ihnen sagen sollten? Ich will es Ihnen sagen: sie mußten Ihnen vorstellen, daß Sie sich vor Gottes allmächtiger Hand demüthigen sollten, wenn Sie nicht gedemüthigt werden wollen; daß Sie um Frieden bitten müßten, um durch diese Schmach den Ruhm zu sühnen, den Sie zu Ihrem Götzenbilde gemacht haben; daß Sie nur Weihrauch spendende Rathschläge zurückweisen müssen; kurz daß Sie, um den Staat zu retten, Ihren Feinden so bald als möglich Eroberungen zurückzugeben haben, die Sie ohne Ungerechtigkeit nicht länger vorenthalten können. Sind Sie nicht allzu glücklich, daß Gott dem Gedeihen ein Ende macht, das Sie verblendete, und Sie zu für Ihr Heil nöthigen Restitutionen zwingt, zu denen Sie sich im friedlichen, triumphirenden Zustande gewiß nicht hätten entschließen können?

„Der nun, Sire, der Ihnen alle diese Wahrheiten gesagt, würde, weit entfernt, Ihren Interessen feindlich gesinnt zu seyn, gern sein Leben hingeben, wenn er Sie dadurch sehen könnte, wie Gott Sie will, und er wird nicht aufhören, für Ew. Maj. zu Gott zu beten.

Fénelon, Erzbischof von Cambrai."

(Fortsetzung folgt.)

*) Er starb im J. 1691.

## Tabletten.

** (Paris.) Das Charivari macht sich lustig über den Götzendienst, der in Berlin mit Liszt getrieben worden. „Seit vier Tagen beobachten die deutschen Zeitungen in Beziehung auf den großen Liszt ein beunruhigendes Stillschweigen. Das ist eine sehr ernste Thatsache. Ich schlage vor, bei den französischen Pianos eine Subscription zu eröffnen und mit deren Betrag einen Courier nach Berlin zu schicken, damit wir erfahren, was aus dem göttlichen Liszt geworden sey. Wie, ihr schwäbischen, baierischen, würtembergischen, sächsischen, hannöverischen Blätter, habt ihr nicht die kleinste Spalte mehr übrig für den, der seit einem Monat die Columnen der deutschen Presse seufzen machte, als ob sie Tasten eines Piano wären? Wie! Liszt, der große, der berühmte Liszt hat kein ärmliches Blättchen mehr, das sein Lob posaunt? Vor einer Woche noch verging nicht ein einziger Tag, wo nicht durch einen befriedigenden Bericht die Welt erfahren hätte, was der große Liszt gemacht und gesagt hatte. Was mag wohl der Grund des Stillschweigens der deutschen Blätter seyn? Warum schweigt ihre Prosa und Poesie von dem Halbgott, Liszt genannt? O, verzeihe mir, Liszt, daß ich dich nur einen Halbgott genannt habe! Ich lebe zu Paris, in diesem gottlosen Babel, wäre ich zu Dresden, so hätte ich dich einen ganzen Gott genannt. Wißt ihr nicht, ihr unglückseligen deutschen Blätter, daß euer Stillschweigen das Universum in ein undegrenztes Feld von Vermuthungen stürzen und Diplomaten sowohl als Musiker in Angst und Besorgniß setzen wird? Wenn sich Deutschland nimmer mit Liszt befaße, womit befaßt es sich denn? Eine große hochwichtige Frage! In der That, die deutschen Blätter haben uns verwöhnt...." (A. Z.)

** Beim Gerichtshof zu Ayr in Schottland verklagte vor Kurzem eine sehr achtbare und nicht sehr junge Dame den Dorfschulmeister wegen eines auf offener Landstraße an ihrer Person verübten Ungebührnisses — for committing on the Queen's highway a misdemeanor on her person. Der Schulmeister war nämlich der Dame begegnet, als diese, zu Roß und allein, durch das Lockerwerden des Sattels sich in großer Verlegenheit befunden. Ritterlich hatte er ihr vom Rosse geholfen, den Sattel befestigt und für seine Mühe sich einen Kuß genommen. Das war das klagbar gemachte Ungebührniß. Der Schulmeister konnte oder wollte nicht leugnen und der Gerichtshof strafte ihn um fünf Schillinge und die Kosten, und verwies ihm außerdem das beklagte Ungebührniß „als ein für einen Schulmeister sich am wenigsten geziemendes."

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 23. März. Norma, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Abonnement suspendu.)

Freitag, den 25. März:

### Concert spirituel.

Erste Abtheilung: 1) Mehrere Instrumental-Sätze aus Haydn's „Sieben Worten." 2) Gesangstücke aus Graun's „Tod Jesu."

Zweite und dritte Abtheilung: Stabat mater, von Rossini.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Ostertetz.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 83. 24. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

„Frau Herzogin," versetzte Banner galant, „es macht mich glücklich, einer Person ähnlich zu sehen, die eine Stelle in Euerer Erinnerung einnimmt; allein seyd versichert, mein Glück würde noch weit größer seyn, wenn die Aehnlichkeit in jeder Beziehung vollständig wäre."

Eine leichte Röthe belebte ihre Wangen; sie versetzte wehmüthig lächelnd: „Glaubet mir, beneidet das Schicksal des jungen Mannes nicht: er war sehr unglücklich."

„Ich weiß nicht," erwiederte Banner, „welche Zukunft mir der Himmel vorbehält, allein das Schicksal meines Vaters und meines Großvaters ist eben nicht geeignet, mich zu beruhigen. Letzterer war einer der Senatoren, die der König von Schweden, Carl IX. nach einer Sitzung der Landstände hinrichten ließ, weil sie sich seinem Willen widersetzt hatten. Mein Vater starb aus Liebe für Johanna von Baden, meiner Mutter. Ich lag noch in der Wiege, als ich ihn verlor."

„Und Ihr wollt nicht auf dieselbe Weise sterben wie Er?" bemerkte die Herzogin.

„Ich weiß nicht, was Gott über mich verfügen wird; allein mein Vater wollte mich auf seinem Sterbebette gegen eine ähnliche Todesart wo möglich sicher stellen. In einem eigenhändigen Briefe, den mir mein Hofmeister zustellte, als ich das männliche Alter erreicht hatte, ersuchte er mich, während meiner ganzen Jugendzeit zu reisen, und nie über eine Woche an demselben Orte zu weilen. Bis jetzt habe ich den Rath meines sterbenden Vaters pünktlich befolgt."

„Und allem Anscheine nach, habt Ihr Euch wohl dabei befunden?"

„Ja, Madame, allein es gibt Personen, die man, so schön sie auch seyn mögen, täglich, in jedem Augenblicke, eine ganze Woche hindurch sehen kann, während es andere gibt, die man nur einmal zu sehen braucht — — —"

Banner vollendete nicht, denn die Thüre hatte sich so eben aufgethan, und eine Stimme ließ die Worte vernehmen: „Der Herr Prinz von Savoyen wünscht die Frau Herzogin unverzüglich zu sprechen."

Hortense schauderte und bebte bis in das Mark der Knochen. Es war gleichsam wie ein Traum der Liebe, den ein Donnerschlag plötzlich unterbrach. „Laßt den Prinzen eintreten," sprach sie mit kaum hörbarer Stimme. Als Philipp von Savoyen den schönen Banner bei der Herzogin erblickte, heftete er einen grimmigen Blick auf ihn. Es war das erste Mal, daß er diesen Edelmann ansichtig wurde, und schon war er dessen Feind. Banner erhob sich, um sich bei Hortensen zu beurlauben, und um dem Eintretenden das Feld zu räumen.

„Adieu, Herr Baron von Banner," sprach die Herzogin, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte. „Wird man Euch vor Euerer Abreise nicht noch einmal sehen?"

„O!" flüsterte Banner, ihre Hand küssend, die er unter seinen Lippen beben fühlte, „fragt mich eher, ob ich jetzt abreisen kann?"

Hierauf trat er mit St. Evremond hinaus, der in seinem Entzücken, den gefährlichen Nebenbuhler sich entfernen zu sehen, die Höflichkeit so weit trieb, ihn bis zu seiner Equipage begleiten zu wollen, wahrscheinlich, um sich zu überzeugen, daß er Chelsea wirklich verlassen. Unterdessen blieb Hortense allein bei ihrem Neffen.

„Ihr wißt Prinz," sagte sie, nicht ohne einige Verlegenheit, „welches Ereigniß mich, wenigstens für den Augenblick verhindert, mein Versprechen zu erfüllen!"

„Ich weiß alles, Madame," versetzte der Prinz kalt.

„Ich hoffe, fuhr Hortense fort, erstaunt, ihn noch düsterer zu finden, als am Tage vorher, „ich hoffe, daß Ihr keine schlimmere Nachrichten von Herrn von Mazarin erhalten habt?"

„Nicht doch, Madame, Gott sey Dank; aber nur zwei Worte, wenn es beliebt. Dieser lästige Kammerherr, der sich Euch beigesellt, Herr von St. Evremond, wird er bald wieder da seyn?"

„Ich weiß nicht.... Warum diese Sorge?"

„Warum? weil die Augenblicke kostbar sind, weil Ihr noch heute erfahren müßt — —"

Zu gleicher Zeit kniete der Prinz von Savoyen vor der Herzogin nieder.

„Was macht Ihr, Prinz!" rief die Herzogin bestürzt; „Ihr, vor mir auf den Knien?"

„Diese Stellung geziemt dem reuigen Sünder," versetzte der Prinz von Savoyen.

„Wie meint Ihr das?"

„Um Euch zu bewegen, mich nach Frankreich zu begleiten, habe ich, im Einverständniß mit Herrn von Mazarin, zu einer List meine Zuflucht genommen. Herr von Mazarin leidet an keiner anderen Krankheit als an seiner unsinnigen Liebe zu Euch. Ich hatte ihm versprochen, Euch gutwillig oder mit Gewalt in seine Arme zurückzuführen; allein gegenwärtig würde mir es unmöglich seyn, mein Versprechen zu erfüllen, denn auch ich liebe Euch."

Bei diesem letzten Worte erhob sich die Herzogin: „Prinz," sprach sie mit vieler Würde, „vergesset Ihr, mit wem Ihr redet?"

„Nein, Madame," erwiederte der junge Mann mit Heftig-

keit, „nein, ich vergesse es nicht; Ihr seyd die Schwester meiner Mutter, meine Liebe entweiht die Gesetze der Natur, und ist ein Verbrechen, da Euer Mann noch lebt; aber was vermag ich dagegen! Wie so viele Andere, erliege ich der Macht dieser Reize, denen ich Unbesonnener getrotzt, und es ist schon zu spät, die Leidenschaft zu bändigen, die Euere Augen in meinem Herzen entzündet."

„Aus Barmherzigkeit, Prinz," stammelte Hortense entsetzt, „kommt zu Euch und nehmt solche Worte zurück. Bedenkt nur, wenn man Euch hörte."

„Was ist mir daran gelegen, Madame, wenn Ihr mich liebt! Von Hortense geliebt werden, ist Alles, was ich wünsche, und dann komme der Tod, ich fürchte ihn nicht. O, sagt mir, daß Ihr einst durch meine Bitten, durch meine Verzweiflung besiegt — —"

„Prinz, es ist unmöglich; lasset mich, um Gotteswillen, lasset mich!"

„Unmöglich! so bleibt mir nur eine Vermuthung, daß Ihr nämlich die Liebe, die Ihr mir versagt, einem Anderen bewilligt habt! O, weh ihm! hört Ihr, wehe ihm! wenn ich ihn je ausfindig mache! Von diesem Tage an folge ich Euch, wie Euer Schatten. Ueberall sollt Ihr mich finden, und vergebens würdet Ihr mich fortjagen; denn ich liebe Euch, nicht wie man hier, unter dieser bleichen Sonne liebt, sondern wie man unter dem Himmel liebt, unter welchem wir geboren sind. Diese Liebe, es steht bei Euch, sie nicht zu begünstigen, aber wenn es Euch beliebt, einen Nebenbuhler zu begünstigen — — — so betet für ihn."

Unterdessen war St. Evremond wieder in's Zimmer getreten; er betrachtete staunend die Herzogin, welche bleich und zitternd dastand; der Prinz küßte ihr ehrerbietig die Hand und entfernte sich, indem er Herrn von St. Evremond kalt grüßte. Kaum war die Thüre hinter ihm geschlossen, so ergriff die Herzogin St. Evremond's Hand und sagte: „Mein lieber Herr von St. Evremond, Ihr müßt auf der Stelle nach London fahren und zu Herrn von Banner eilen, und ihn nöthigenfalls kniefällig in meinem Namen bitten, heute noch England zu verlassen, ohne die Rückkehr des Königs abzuwarten, und besonders, ohne zu versuchen, mich wieder zu sehen."

„Ich bin heute Morgen schon viel für Euch herumgelaufen, Frau Herzogin, und ich bin erschöpft, aber alle Wetter! das ist eine Commission, die ich mit Freuden ausrichte, sollte ich mich auch nachher auf vier Wochen ins Bett legen."

Darauf nahm er seinen Stock und Hut und fuhr sofort nach London. (Fortsetzung folgt.)

---

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

„Monseigneur," sagte Saint-Mars, „soll ich den Chirurgen der Citadelle rufen lassen, oder vielleicht einen Arzt aus der Stadt?"

„Ja," erwiederte Louvois mit steigender Angst — „ich bin in einem erbärmlichen Zustande, Herr von Saint-Mars!"

„Geht und holt zwei, drei Aerzte zu einer Consultation," sagte Saint-Mars zum Lakaien des Ministers; „Herr von Herleville wird die besten schicken."

„Nein," unterbrach ihn Louvois, und suchte mit Anstrengung aller Kräfte in seinem gewohnten Tone zu sprechen — „hüten Sie sich, daß nicht meine Krankheit bekannt werde! überdies wird meine Unpäßlichkeit morgen vorüber seyn."

„Gleichwohl, Monseigneur," sagte der älteste seiner Kammerdiener, „dürfen wir Sie nicht hülflos sterben lassen."

„Wer sagt Euch, daß ich sterben werde?" beantwort… Louvois seine eigenen Gedanken, „laßt den Chirurg… der Gefangenen rufen, hört Ihr?"

„Ja, Monseigneur," sagte Saint-Mars mit zieml… merklicher Verlegenheit, „es giebt aber einen geschickter… Arzt in Pignerol."

„Wie! Sie haben den Chirurgen noch nicht gerufen!" sch… der Minister, ungeduldig über die neue Zögerung.

„Ich thue, was Sie verlangen, Monseigneur, sagte … Gouverneur, und schickte sich zum Weggehen an, „aber …"

„Wo gehen Sie hin?"

„Ihre Befehle vollziehn, den Chirurgen rufen, den S… wünschen."

„Bleiben Sie, ich bitte, Laforet oder jeder andere ka… dies besorgen."

„Unmöglich, Monseigneur."

„Unmöglich?" versetzte Louvois gereizt, „warum unmöglich?"

„Ich allein kann ihn rufen."

„Und ich finde für nöthig, daß Sie hier bleiben."

„Man wird ihn nicht finden."

„Noch immer —?"

„Er hat sich mit Herrn Fouquet eingeschlossen, der von e… ner schweren Krankheit sich erholt."

„So gehen Sie denn selbst, und kommen Sie bald wie… der," sagte er mit schwacher Stimme, da er sich zu leiden… fühlte, um sich bei dieser Krankheit Fouquet's lange zu ver… weilen, oder sich zu erzürnen, daß man ihm darüber keine… Bericht erstattet hatte.

Saint-Mars ging, und d'Augicourt trat ein, noch immer mit seinem Anzug beschäftigt. Eben hatte Louvois sei… nen beiden Kammerdienern befohlen, ihn zu Bette zu bringen; man zog ihm die Kleider aus, unter denen er fast erstickte: er fand sich ein wenig erleichtert, aber bald vermehrt… sich wieder der Blutandrang nach dem Kopfe, und er begann von Zeit zu Zeit zu deliriren. — D'Augicourt hob seinen Bericht an, aber er erhielt nur unpassende und verkehrte Ant… worten.

„Wenn ich gestorben bin," murmelte Louvois, völlig von dieser fixen Idee beherrscht, „wer wird mein Nachfolger seyn? — Colbert! Colbert!" rief er mit einem Wuthschrei.

„Geht, und laßt mich allein bei ihm!" sagte d'Augicourt zu den wehklagenden Kammerdienern; er besorgte, der Minister möchte in seiner Geistesabwesenheit sich bis zum Aus… schwatzen von Staatsgeheimnissen verirren.

„Wir bleiben hier, mein Herr," antworteten die beiden Kammerdiener; „es ist unsere Pflicht, Monseigneur die Augen zuzudrücken. — Ich habe ihn noch als Kind gekannt," setzte Laforet zu Motivirung seiner Weigerung hinzu.

„Dufresnoy!" sagte der Minister, und glaubte mit seinem ersten Commis zu sprechen, „behauptet Deine Frau immer noch, daß Ihre Schwester in härterer Gefangenschaft je… als die Leute, die auf Befehl des Königs in Pignerol ver… wahrt sind?"

„Sein Gehirn ist ganz sicher verwirrt," sagte d'Augicourt, sich selbstgefällig in einem Spiegel betrachtend.

„Und wenn es wahr wäre, daß Saint-Mars seine Fra… in solcher Gefangenschaft hält," sagte Louvois lachend, und in seiner Phantasie mit Madame Dufresnoy, seiner Gelieb… ten, redend, „so müßte er auf beiden Knien Abitte thun, meine Liebe, und zur Buße würde ich ihm das Commando des Blindenhospitals übertragen."

„Mich freut wenigstens, daß seine Phantasien noch so ziemlich lustig sind," bemerkte d'Augicourt.

„Der Arzt kommt nicht!" rief Laforet, der nicht vom Bett… wegging, als nur um zuweilen an der Thür zu horchen, ob Saint-Mars nicht zurückkehre.

„Und der arme Fouquet?" fragte Louvois, und erwartete eine Antwort auf die halbausgesprochene Frage.

„Wenn kein Arzt, so wird doch bald ein Beichtvater kommen?" sagte Laforet zu seinem Kameraden.

Saint-Mars erschien endlich mit einem Plane beschäftigt, der ihm mehr am Herzen lag, als Louvois Krankheit, und brachte Reilh mit. Diesem schien des Ministers Zustand nicht sehr gefährlich, er hielt mit Recht einen Aderlaß für das einfachste und schleunigste Mittel, und zapfte ihm, ohne auf die wiederholten mißbilligenden Bemerkungen der Kammerdiener Rücksicht zu nehmen, sechs Unzen voll dicken, schwarzen Blutes ab. Diese reichliche Blutentziehung verfehlte nicht einer unmittelbaren Wirkung auf die Organe der Geistesthätigkeit, die sich stufenweise wieder herstellte.

„Ist Herr Fouquet aus dem Gefängniß entlassen?" war seine erste, noch halbbewußtlos ausgesprochene Frage.

„Er delirirt," sagte Saint-Mars, und gab seiner Unruhe den Schein des Mitleids gegen den tödtlich Kranken.

„Herr von Saint-Mars, sind Sie da?" fragte Louvois, dessen Besinnung zurückkehrte.

„Meine Pflicht hält mich unausgesetzt bei Ihnen, Monseigneur."

„Was halten Sie davon, wenn wir Herrn Fouquet sogleich in Freiheit setzten?" fragte der Minister, der während des langen kritischen Zustandes seines Hirns die Hauptursache seiner Reise nicht vergessen hatte.

„Ich vermuthe, Sie scherzen, Monseigneur."

„Scherzen, ich! Morbleu! ich habe große Lust zu scherzen, in diesem Augenblick! Sie müssen wissen, mein Herr, ich scherze niemals!"

„Herr Fouquet ist mir vom König zur Bewachung übergeben worden," sagte Saint-Mars mit Festigkeit, „und ich werde pflichtmäßig abwarten, bis der König mich von einer so drückenden Verantwortlichkeit frei gibt."

„Gut, mein Herr, das ist als ein treuer Diener des Königs gesprochen. d'Augicourt wird Ihnen sogleich zeigen —"

„Ich habe Ihnen schon gemeldet, Monseigneur," bemerkte der Sekretär, „daß mir der Mantelsack von der Gewalt des Wassers weggerissen wurde. —"

„Gleichviel, Herr von Saint-Mars," sagte Louvois, „Sie werden sich nach meinen Intentionen in Betreff des Gefangenen richten."

„Welche sind es?" fragte der Gouverneur, der sie wohl kannte und sich hütete, es merken zu lassen.

„d'Augicourt wird Sie davon unterrichten."

„Ich habe sie dem Herrn Gouverneur gestern schon gesagt," bemerkte d'Augicourt.

„Es wird nicht mehr als vierzehn Tage bedürfen," sagte Louvois, „um nach St. Germain zu reisen, wo jetzt der König sich aufhält, und wieder zurückzukommen."

„Vierzehn Tage!" murmelte Saint-Mars, der bei jedem Wort des Ministers zum Voraus zitterte.

„Sie werden sogleich an Se. Majestät schreiben, d'Augicourt."

„Was wollen Sie Sr. Majestät melden, Monseigneur?" fragte der Gouverneur, „Ihre Krankheit!"

„Bewahre mich Gott davor! Ich befehle vielmehr, daß dies bis zu meiner völligen Wiedergenesung ein Geheimniß bleibe."

„Es soll geschehen, wie Sie befehlen, Monseigneur," sagte Saint-Mars, dessen Project Vorschub erhielt durch diese Anordnung.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurt.

Schauspiel: Steffen Langer aus Glogau, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Das Stabat mater, von Rossini.

Am 16. März (zum Vortheile der Madame Frühauf): Steffen Langer aus Glogau, Lustspiel in vier Aufzügen, nebst einem Vorspiele: Kaiser und Seiler, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Prügel, nichts als Prügel! Das Vorspiel beginnt mit einem Zwiegespräch über einen braun und blau geschlagenen Buckel, hierauf erscheint Peter der Große, ist in Gefahr, Prügel zu erhalten, droht aber seinerseits mit ähnlichen schlagenden Demonstrationen. Mit höchst eigenen Händen reißt der Kaiser dem Seilergesellen einen Zahn aus, nachdem er zuvor zum Beweise seiner Genialität Roß und Reiter aus einem unscheinbaren Stückchen Holz geschnitzt. Im Stücke selbst will der alte Bauer seine Tochter prügeln. Wasilowitsch prügelt den Steffen, Steffen wirft den Wasilowitsch zum Fenster hinaus, nachdem zuvor Parscha, aus Furcht erschossen oder geprügelt zu werden, hinausgesprungen ist: ein Spritzencommandant bekömmt Prügel, der Czar spricht von nichts als von Prügeln. Hand in Hand mit solchen Real-Injurien gehen Verbal-Injurien der mannichfaltigsten Art. Am Ende wird herkömmlicherweise geheirathet; die Tugend geht zu Tische, das Laster erbricht sich, mit ihm die Kritik. Die Intrigue des Stücks ist ganz gewöhnlich; die Herbeiführung, Entwickelung und Lösung derselben wird durch jene abgenutzten Hebel, Stehlen und Horchen, gefördert: es fehlt weder der Dokumentendiebstahl à la Pfefferrösel, noch der Retter in der Noth, jene graue spanische Wand, durch welche Frau Pfeiffer noch immer mit dem Kopfe zu rennen versucht. Die Effekte, wir können's nicht läugnen, verblüffen einen Augenblick, sie sind aber eben so plump als unnatürlich. Charaktere sind nicht vorhanden, nur Carrikaturen. Der Kaiser ist ein Narr und wird vom Seilergesellen auch am Narrenseile geführt. Man kann der Aufführung nur Gutes nachrühmen. Besonders gab Herr Grahn die Hauptrolle des Seilergesellen mit Leben, Humor und Gewandtheit, und er verstand es, mit kluger Mäßigung und Besonnenheit die gefährlichen Klippen zu umschiffen, welche die carrikirte Derbheit des Charakters einer guten Ausführung dieser Rolle in den Weg gelegt haben.

Nachdem der Schwan von Pesaro nach seinem letzten Meisterwerke „Tell" der Bühne, vorerst wenigstens, Valet gesagt, sehen wir denselben, nach einer für seinen Ruhm nur zu langen Pause, wieder mit einem geistlichen Werke auftreten, welches in Paris selbst größere Sensation erregte, als früher seine bessern Opern; mit einem Werke, über welches Rigoristen, bevor sie es noch gekannt und gehört, schon den Stab gebrochen und die seltsame Idee Rossini's, als Kirchencomponist aufzutreten, — belächelt hatten. Der außerordentliche Erfolg der ersten, so wie aller rasch darauf folgenden vielfachen weiteren Aufführungen, mußte sie jedoch eines Bessern belehren, und sie waren gezwungen, einzugestehen, daß auch hier Rossini's großes Genie sich bewährt, und er, durchdrungen von hoher Begeisterung, seinen gegebenen Gegenstand würdig zu erfassen und in heiligen Klängen wiederzugeben gewußt.

So wie Pergolesi in seinem weltberühmten Stabat mater, hat auch Rossini hier die süßesten, einschmeichelndsten Melodien gleichsam verschwendet, geschmückt mit zahlreichen ausgezeichneten harmonischen Schönheiten, die durch Mannichfaltigkeit der Formen nur desto glänzender hervortreten. Von bezaubernder Wirkung sind die Vocalquartetten ohne Instrumentalbegleitung. Auch fehlt, das Ganze zu krönen, am Schlusse die Fuge nicht, deren gut erfundenes Thema nebst seinem Contrasubject, in allerlei künstlichen und doch natürlichen Wendungen, auf einen Centralpunkt sich hindrängend, nach den dieser Gattung der Tonstücke eigenen Regeln, meisterhaft durchgeführt wird.

Die Namen der, in Uebernahme der Solopartien Mitwirkenden: Rudersdorff, Capitain, Kratky, Theudimsky, Caspari, Pischek, Dettmer lassen eine gelungene Aufführung, der, gute Sänger eigens erfordernden Composition, zuversichtlich erwarten.

## Tabletten.

*** (Elbing, 16. März.) Ueber Hrn. Liszt's Concerte in Königsberg schreibt der Königsberger Correspondent den hiesigen Anzeigen unterm 14.: Trotz hoher Eintrittspreise (sie wurden für 1 Rang Loge, Estrade, Sperrsitze und Bühne auf 2 Thaler gesteigert) war an den ersten beiden Abenden das Haus glänzend gefüllt. Bei dem gestrigen Abschieds-Concert war ich nicht anwesend, doch höre ich, daß das Publicum sich bereits spärlicher eingestellt hatte (Königsberg ist keine reiche Stadt). Der Gesundheitszustand unserer Stadt ist übrigens vortrefflich. Die Nerven der ostpreußischen Damen sind gesunder als die der Berliner. — Unter der Ueberschrift Lisztiana liest man in demselben Blatte: Von einem überaus glaubwürdigen Reisenden, der so eben von Danzig kommt, vernehmen wir die höchst merkwürdige Nachricht, daß ganz Danzig, aus Aerger darüber, daß Liszt dort nicht gespielt hat, plötzlich über Nacht geld — quittengelb geworden ist. Die Kaufleute gehen an der Börse herum ganz verdutzt: alles rothe und weiße Weizen ist geld geworden; in den Equipagen herrscht die gräßlichste Verwirrung: es giebt keine Füchse, Braune oder Rappen mehr, nur lauter Isabellen; die Stiefelputzer wichsen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft, — vergebens, kein Stiefel wird schwarz, alles ist und bleibt geld; selbst das grüne Thor prangt in einer schönen saffrangelben Farbe.

** Lamartine — heißt es in den „Historiettes contemporaines, von E. Briffault" — ist hoch und gut gewachsen, aber hager; es liegt in seiner Persönlichkeit etwas auffallend Ausgezeichnetes; man hat ihn mit Byron vergleichen wollen und er besitzt allerdings denselben Adel in den Zügen, wenn auch weniger poetischen Glanz. Sein Gesicht ist länglich, regelmäßig und angenehm; es zeugt aber nicht von Herzensgüte, vielmehr spricht sich in der ganzen Physiognomie Egoismus und Hochmuth aus. Seine Haltung ist englisch und sie hat die aristokratische Steifheit; auch verräth er in seiner Kleidung und in seinem Gange etwas Dandy-Artiges, indeß ohne Affectation, vielmehr mit einer vielleicht gesuchten Einfachheit. Auf der Rednerbühne verlieren seine Geberde und seine Haltung, wie sein Wort viel von ihrer sonstigen Grazie. Lamartine ist prachtliebend; er besitzt alle Neigungen der Reichen; trotz der Uneigennützigkeit, die sich in seinen Versen ausspricht, verkauft er seine Werke sehr theuer und versteht sich ganz vortrefflich auf Verlagscontracte. Er liebt die Equipagen, die Livréen, die Pferde und die Hunde; sein Haushalt ist der eines großen Herrn und er würde schon durch seine persönlichen Eigenschaften, so wie durch den schönen Gebrauch, den er von seinem Vermögen macht, in der Gesellschaft eine hervorragende Rolle gespielt haben. Es dürfte wenige Männer geben, die in der Abwesenheit und in ihrer Gegenwart, so viele weibliche Herzen entzündet haben als Lamartine; die Herzen, in denen er Liebe weckte, sind zahllos, und seine galante Correspondenz dürfte wohl eine der erotischesten Schilderungen unserer Zeit seyn. Wie viele Ehemänner und Liebhaber hat sein Name schon unteröstlich gemacht! Wie groß seine Eigenliebe ist, ergiebt sich am besten aus folgendem Beispiele, das verbürgt werden kann. Es wurde ihm ein junger Mann empfohlen; nachdem er denselben bei sich gesehen, weigerte er sich bestimmt, etwas für ihn zu thun, trotz den inständigsten Bitten, die man an ihn richtete. „Er ist ein kaltes Herz", antwortete er; „er stand mir gegenüber und gerieth nicht aus der Fassung."

** (Bären-Zweikampf.) Die Nordische Biene entlehnt aus dem Journal für Pferdezucht und Jagd folgende Erzählung eines in den Annalen der Bärenjagd unerhörten Ereignisses. In den ersten Tagen des Januars wurde in der Nähe des Dorfes Marjin im Gouvernement Nowgorod eine Jagd auf zwei Bären angestellt. Der erste kam bald heraus und entkam den Jägern; man wartete auf den zweiten, aber immer umsonst. Endlich wurde ein Jäger hineingeschickt, um wo möglich die Ursache ausfindig zu machen; er kam bald wieder heraus, brachte mit ein Stück vom Fell des todten Bären mit sich und versicherte, derselbe sey von dem andern Bären in Stücke gerissen worden. Man wollte es nicht glauben, stellte eine nähere Untersuchung an, und nun ergab sich, daß der Bär, auf welchen geschossen worden war, durch Jäger in andern Wäldern verjagt und sich hier innerhalb des Jagdgeheges nicht fern von einem andern Bären, der gleich im Anfang des Winters hier sein Lager aufgeschlagen, gleichfalls eine Lagerstätte gesucht hatte. Zwei Spuren aus zwei verschiedenen Lagerstätten trafen von verschiedenen Seiten her an einer Stelle zusammen, wo der zertretene Schnee, Haarbüschel und einzelne Blutspuren deutlich für einen Kampf zeugten. Bald kam man auch an die Stelle, wo der letzte Kampf statt gefunden hatte: hier lag der halbzerbissene Kopf, der entblößte Knochen des einen Fußes mit allen Klauen, ein großes Stück vom Fell und auf 30 Schritte umher war der zerknitterte Schnee mit Blut überströmt. Augenscheinlich wollte jeder der beiden Bären die Winterruhe allein genießen, und so kam es zwischen beiden zum Kampf. Der Fall ist um so merkwürdiger, als die Bären sonst zur Winterszeit ruhig in ihrem Lager liegen und an ihren Tatzen saugen.

** In der „Altonaer Zeitung" findet sich folgender Heiraths-Antrag einer Wittwe: „43 Jahre, das ist noch kein Unglück — und doch bin ich schon drei Jahre Wittwe. Mein Gewerbe ist gut, mein Einkommen nährt einen Mann, ich bin hübsch. Im Theater sprach mich neulich Einer mit „Fräulein" an. Ich übe das Geschäft des Pergamentmachens aus. Nach Holland liefere ich die Häute Nr. 7 und 9; nach Belgien Nr. 1 und 4; nach Dänemark blos Nr. 2. Die andern Nummern sind noch zu vergeben, so wie ich. Ein Schweizermann wäre mir der liebste, wenn er Connexionen in Genf hätte. Bar besitze ich 1400 Thaler. Briefe portofrei. Auch habe ich einen Sohn, 27 Jahre alt, der sich aber selbst versorgt, er ist Schieber bei den Coulissen des städtischen Theaters in Hamburg. Felice Kriegelmann, Pergament- und Trommelmacherin, Altona, Schloßhof Nr. 73.

** (Naive Anzeigen.) Im „Intelligenzblatt", der Fundgrube Berliner Naivetät, sprach neulich Jemand den Wunsch aus, eine fehlerfreie Stute, wegen Mangel an Raum, mit einer andern zu vertauschen, und ein Kaufmann unterzeichnete die Anzeige von der Entbindung seiner Gattin — als sey von einem Handelsartikel die Rede — gleichzeitig mit seinem eigenen Namen und der Handlungs-Firma.

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 25. März:

**Concert spirituel.**

Erste Abtheilung: 1) Mehrere Instrumental-Sätze aus Haydn's „Sieben Worten." 2) Gesangstücke aus Graun's „Tod Jesu."
Zweite und dritte Abtheilung: Stabat mater, von Rossini.
(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 84. 25. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Drei Monate waren seit diesen Ereignissen verflossen. Eines Abends gingen St. Evremond und Baron von Banner im Park von St. James spazieren. „Ja, Herr Baron," sprach Herr von St. Evremond, „jetzt da Ihr auf dem Punkte steht, der glückliche Gatte der schönen Miß Charlotte von Beverweert zu werden, jetzt kann ich es Euch sagen: Der junge Mann, mit dem Ihr eine so große Aehnlichkeit habt, war der Geliebte der Herzogin. Es war ihre einzige Liebe, und da sie ihr so viele Leiden gebracht, so muß man sich nicht wundern, daß sie auf immer ihr Herz jedem zärtlichen Gefühle verschlossen. Ihr habt also sehr weise gehandelt, meinen Rath zu befolgen und Euch zu entfernen, so lange es noch Zeit war."

„Ich will Euch nicht verhehlen, Herr von St. Evremond, daß es mir schwer genug geworden; allein ich habe mich der letzten Warnung meines Vaters erinnert."

„Auch wäre es für einen Edelmann von solchem Verdienste, wie Ihr, eine Schmach gewesen, die Liebe einer Dame bloß einer Aehnlichkeit zu verdanken."

„Diese Aehnlichkeit ist also wohl sehr auffallend, Herr von St. Evremond?"

„Ueber allen Begriff. Aber reden wir von anderen Dingen, denn trotz der Dämmerung, kommt es mir vor, als sähe ich die Herzogin dort unter den Bäumen."

Der alte General hatte sich nicht geirrt. Es war in der That Hortense, welche von Mustapha und Pompejus begleitet, die beide ihre Schleppe trugen, sich durch den Park St. James, nach dem Palaste von Whitehall begab. Zwei Pagen und zwei Bedienten folgten. Sie war in reicher Hoftracht, und sah aus wie eine Königin. St. Evremond und Baron von Banner standen in stummer Bewunderung. Ihr Gesicht trug nicht die leisesten Spuren von Gemüthsbewegung: im Gegentheile, unter dem durchsichtigen Gewebe der Haut, in den klaren braunen Augen schimmerte, ich weiß nicht, welche innere Freude, die sie vielleicht zu keiner anderen Zeit ihres Lebens gekannt hatte.

„Guten Abend, meine Herren," sprach sie mit einem Lächeln voll unaussprechlichen Liebreizes; „wollt Ihr nicht auch dem König und der Königin Euere Aufwartung machen, die heute morgen von Windsor angekommen? Aber, verzeiht, ich bin wohl indiskret, denn Ihr wart eben, wie mir schien, in einem lebhaften Gespräche begriffen."

„O, Madame," erwiederte St. Evremond, „seyd Ihr nicht überall und allezeit willkommen, wie das schönste unter den Gestirnen. Ich fragte bloß Herrn von Banner, ob er uns nicht bald zur Hochzeit einladen würde."

„In der That," versetzte die Herzogin, „ich habe vernommen, daß von dieser Vermählung stark die Rede ist. Denket Ihr nicht, sie bald zu feiern?"

„Allerdings, Frau Herzogin, ich erwarte nur noch die Antwort auf einen Brief, den ich ihr diesen Morgen geschrieben."

„Eurer Braut?"

„Ja, Frau Herzogin, ihr."

„So! so! und seyd Ihr gewiß, daß sie antworten wird?"

„Warum nicht? sie hat ja schon einmal geruht — — —"

„Ich weiß! ich weiß! Aber bedenkt, daß Ihr viel verlangt, und daß man in der Liebe nicht zu viel Ungeduld bezeigen muß." —

„Ungeduld! Frau Herzogin, aber bedenkt doch gefälligst Euerer Seits, daß ich seit drei Monaten hoffe!"

„Drei Monate? das will nicht viel sagen."

„O, redet nicht also, denn wenn Miß Charlotte kein Erbarmen mit mir hätte, so bliebe mir nichts übrig, als zu sterben!"

„In der That? armer Jüngling! Findet Ihr nicht, Herr von St. Evremond, daß man sehr hartherzig seyn müßte, um nicht Mitleid mit ihm zu haben? Nun, nun! tröstet Euch, Herr Baron; ich will das Wort für Euch führen."

„O dann ist mein Prozeß gewonnen."

Hortense sah beide mit einem nicht zu beschreibenden Ausdrucke an: „Noch nicht! noch nicht!" sprach sie; den Kopf schüttelnd, und plötzlich den Ton ändernd, fragte sie dann: „Wer von Euch reicht mir die Hand, mich in den Palast zu führen?"

„Ich, Madame," sprach eine tiefe und sonore Stimme; es war weder die des Herrn von St. Evremond, noch die des Baron von Banner. Der Prinz von Savoyen trat plötzlich vor. Hortense fuhr zusammen und reichte ihm ihre Hand, ohne ein Wort zu sprechen; alle vier gingen auf den Palast von Whitehall zu.

Der Leser hat vielleicht schon errathen, daß die Vermählung mit der hübschen Miß Charlotte nur eine verabredete Comödie war, um den Argwohn der Welt abzuleiten, und die Rachepläne des Prinzen von Savoyen zu vereiteln. Die Liebe ist endlich in dem Herzen der schönen Hortense wieder erwacht; ihr däucht, sie bleibe ihrem Alonzo treu, indem sie sein Ebenbild liebe. Früh oder spät tritt in dem Leben einer Frau, mag sie noch so leichtsinnig, noch so kokett seyn, eine Epoche ein, deren Wirkung nur um so heftiger sich äußert, je später sie eintritt. In einer solchen Epoche befand sich Hortense, und ob sie sich gleich zu täuschen suchte — so hatte sie doch nie das für Alonzo empfunden, was sie für den Baron

von Banner empfand. Mit der Zeit war das schwache Reis zur mächtigen Eiche, der Bach war zum Strom geworden; das Blut der Maneini kochte jetzt endlich auch in den Adern der Herzogin von Mazarin.

Der Leser wird vielleicht fragen, wie es gekommen, daß der Auftrag, den die Herzogin dem Herrn von St. Evremond gegeben, ein ganz entgegengesetztes Resultat herbeigeführt. Herr von Banner würde sich wahrscheinlich entschlossen haben, London zu verlassen, ohne sich der Herzogin vorzustellen, wenn St. Evremond nicht selbst gekommen wäre, ihn zur Herzogin zu bescheiden. Da schimmerte ein Strahl von Hoffnung in Banner's Seele. Doch hütete er sich wohl, sich den Bitten der Herzogin zu widersetzen. Aber vor seiner Abreise ließ er ihr ein Schreiben zustellen, worin er sich zum Lohne für seinen Gehorsam, die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen. Es hält schwer, zu bestimmen, wozu sich die Herzogin würde entschlossen haben, wenn ihr nicht eingefallen, Banner's Brief einer ihrer intimsten Freundinnen anzuvertrauen, der jungen Miß von Beverweert, von welcher bereits die Rede gewesen ist. Charlotte von Beverweert, eine der Ehrendamen der Prinzessin Anna, welche später den Thron bestieg, hatte kurz vorher dem portugiesischen Gesandten, Grafen von Melos, eine lebhafte Leidenschaft eingeflößt, und diese Liebschaft, die sich durch den Tod des Grafen, auf eine plötzliche Weise aufgelöst, hatte die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Gewohnt an einem Hofe zu leben, dessen ziemlich lockere Sitten und die Memoiren des Grafen von Grammont schildern, wunderte sie sich, daß Hortense Anstand nehmen könne, eine in so ehrerbietigen Ausdrücken erbetene Erlaubniß zu bewilligen; sie war es, welche der Herzogin vorschlug, die Rolle eines Deckmantels zu übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.

### (1680.)

(Fortsetzung.)

„Wie viel Tage wird es währen, bis zu meiner vollkommenen Wiederherstellung?“ wandte Louvois sich an den Chirurgen.

„Reilh spricht frei heraus mit Monseigneur,“ sagte Saint-Mars, und erinnerte ihn durch einen geheimen Wink an die vorhin zwischen ihnen getroffene Uebereinkunft.

„Vierzehn Tage, Monseigneur,“ erwiederte Reilh.

„Vierzehn Tage soll ich zu Pignerol verlieren!“ wiederholte der Minister bestürzt.

„Und noch mehr, Monseigneur, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten.“

„Ich muß wohl, wenn auch ungern, denn ich fühle mich äußerst abgespannt.“

„Desto besser, Monseigneur.“

„Was! desto besser?“ schrie Louvois, sich im Bette in die Höhe werfend.

„Ja, Monseigneur, denn Ihr Uebel ist ein Uebermaß von Blut und Kraft, Sie dürfen den Uebergang in einen Zustand von Schwäche nicht scheuen, zu dem ich Ihnen durch Aderlässe und Diät verhelfen will.“

„Was! Unglücklicher, Du willst also, daß ich unter Deinen Händen sterben soll?“

„Ich verspreche, Sie in kurzer Zeit wieder auf die Füße zu stellen.“

„Und das soll durch Aderlassen geschehen? Hast Du mir nicht eben Blut genug genommen?“

„Nur drei Unzen, Monseigneur.“

„Und muß ich noch mehr zur Ader lassen?“

„Vielleicht heute noch — morgen gewiß — übermorgen. -

„Nun, so lasse zu, wenn Du damit die Sache beschleu gen kannst: aber halte mir Wort, und mache nur, daß den Verrichtungen meines Amtes obliegen kann, dem Kö schreiben, meine Depeschen lesen, Audienz ertheilen, die Krieg geschäfte leiten —“

„Ich halte Sie für todt, ohne Rettung, wenn Sie I Bett verlassen, und mit irgend einer wichtigen Sache Ihr Geist beschweren.“

„Mein Sekretär wird aber abfassen, was ich ihm dictir

„Nein, ich werde niemals meine Einwilligung dazu geb so lange Sie mein Patient sind.“

„d'Augicourt ist gar wohl im Stande, die Briefe zu en werfen, die ich bloß unterschreiben werde.“

„Monseigneur,“ erwiederte Reilh, eine immer größere är liche Autorität in demselben Verhältniß affektirend, als Einfluß auf die herabgestimmte Einbildungskraft des Krank gewann; „ich bitte Sie, mich allein die Vorschriften über I Benehmen ertheilen zu lassen.“

„Nun gut!“ sagte der Minister schmerzlich und nachgiebi „ich will mich der Medicin überlassen, und nach ihren Vo schriften handeln.“

„Sie werden Niemand sprechen.“

„Das ist unmöglich.“

„Dann werden Sie überhaupt wenig mehr sprechen!“

„Ich bin also sehr krank!“

„Sie vermeiden vor allem andern die Behandlung vo Staatsgeschäften, als jetzt zu mühsam und schwierig für Sie.“ -

„Lieber wollte ich aufhören, Minister zu seyn, und mei Verrichtungen dem Herrn Colbert überlassen, zum Beispiel.

„Durch diese weise Enthaltsamkeit von Arbeit und Anstren gung sehe ich Sie, ehe vierzehn Tage vergehen, in besser Gesundheit, als jemals.“

„Also vierzehn Tage, wo ich todt seyn soll?“

„Um eines längeren Lebens desto sicherer zu seyn.“

„Oh! wie bin ich so krank!“ seufzte Louvois, die Hand a seinen glühenden Kopf legend, der zerspringen zu wolle schien. —

„Heute Abend werde ich Ihnen noch eine Ader öffnen.“

„Ich werde sterben, ich sehe schon, —“ murmelte der Mi nister in schrecklicher Angst, die sich durch Beben seiner Lip pen, durch seine rollenden verstörten Augen, und durch kramp haftes Emporwerfen zu erkennen gab.

„Nein, Monseigneur, Sie sterben nicht!“ versetzte Lafor mit verweinten Augen.

„Colbert erster Minister!“ sagte Louvois, dessen Fieber phantasien immer düsterer wurden, und von einem Gegen stand auf den andern absprangen: — „und Fouquet? — e wird mich an Colbert rächen: — Meine Herren, kennen Si den Herrn Colbert nicht? Er hat den Herrn von Louvois vergiftet.“

„So lange die Krankheit des Herrn von Louvois dauert,“ sagte Saint-Mars zu den Umstehenden, „verläßt keiner vo Ihnen den Gefängnißthurm. Die Kammerdiener wachen hi bei ihrem Herrn. — Herr von Augicourt wird im anstoßen den Cabinet schlafen; ich habe Schildwachen an die Thüre stellen lassen, daß Niemand hinaus und herein gehen kann.“

„Sie sind ein Teufel von einem Mann, Herr von Saint-Mars!“ versetzte d'Augicourt bestürzt und unbehaglich.

„Es ist Zeit, auf Deinen Posten zurückzukehren,“ flüster Saint-Mars Reilh in's Ohr: „sie ist länger allein geblie ben, als billig, und ich bin überdies beunruhigt, was mei Gefangener macht.“

„Sind Sie zufrieden mit mir, Herr Gouverneur?“ frag Reilh, als sie das Zimmer verlassen hatten.

„Unvergleichlich, Du hast gesprochen, wie ein Orakel. — Aber was hältst Du von seiner Krankheit?"

„Possen!"

„Das heißt, Du weißt nicht den ersten Buchstaben davon zu nennen."

„Aber doch den letzten: wenn er nun stirbt?"

„So begräbt man ihn, man spricht einen Monat lang von ihm, und dann ist es vorüber."

„Gerade wie es Ihnen und mir gehen wird. — Könnte es mir aber keinen Verdruß machen?"

„Darüber sey ohne Sorge, mein Freund; ich habe Dir freie Hand gelassen: wenn Herr von Louvois nicht mehr aufkommen sollte, so werde ich Dir keine Schuld geben, im Gegentheil, ich sage alsdann —"

„Was werden Sie sagen?"

„Ich werde sagen," lenkte Saint-Mars ein, „daß Gott gerecht ist, weil er des Herrn von Louvois Vorhaben vereitelt, meinen Gefangenen und meine Rache mir aus den Händen zu reißen." (Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

Fortsetzung von Décésaris Leben. — Sein Tod. — Sein Character.

Ein Zufall setzte mich in den Stand, über Décésaris letzte Lebensumstände unterrichtet zu werden. Ich malte eine Soneserin *), die Frau eines begnadigten Räubers. Eines Tages, als sie mir wieder saß, fragte ich sie, ob sie nicht wisse, was aus Décésaris geworden. Sie erwiederte, daß sie allerdings von den Umständen gehört habe, die dessen Lebensende begleitet hätten, daß sie mich aber, wenn ich sie nach der Engelsburg begleiten wolle, wo ihr Mann, ein begnadigter Räuber, der einen kleinen Posten bekleidete, einen Räuber von Décésaris Bande kennen lehren wolle, der mir in dieser Beziehung Ausführlicheres berichten könne.

Ich folgte der Frau und da ich ohnedieß den Gouverneur der Engelsburg kannte, ward ich ohne Schwierigkeit zu dem Gefangenen gelassen, den ich sogleich als einen der Räuber erkannte, die mich aus Tusculum entführt hatten. Es schien ihm Freude zu machen, mich wieder zu sehen, und nachdem ich ihm eine Belohnung versprochen hatte, erzählte er mir nachfolgende Details:

Seitdem über Décésaris die Galeerenstrafe verhängt worden war, eine Züchtigung, die er ungerecht nannte, kannten sein Zorn und seine Rachsucht keine Grenzen mehr. In seiner Jugend war er gelehrig, thätig, geschickt in ländlichen Arbeiten gewesen, und mit Ausnahme einiger Debauchen, Verführungsgeschichten junger Mädchen, und einiger Händel mit jungen Männern, die ihm seine Maitressen streitig machten, hatte der Pfarrer von Prossédi sich nur selten zum Tadeln veranlaßt gesehen. Er liebte und achtete seinen Vater, hörte andächtig den Predigten des Pfarrers zu, und seit seiner Verheirathung hatte er in Betreff seiner Sitten und seines Charakters fast nie zu Vorwürfen Veranlassung gegeben.

Ein einziger Fehltritt vernichtete alle seine guten Eigenschaften, und genügte, ihn zu allen seinen Verbrechen zu verleiten; einige Erziehung und einige wenige Kenntnisse verschafften ihm bald ein grenzenloses Uebergewicht über seine plumpen Genossen. Er war das Genie seiner Profession; Gestalt und Gesicht schön, der Geist mürrisch und stolz, das Herz unerschrocken und unbarmherzig. Die Elenden, welche er commandirte, beugten sich leicht unter das drückende Joch. Wäre Décésaris in höherem Stande geboren worden, wer weiß, ob er nicht in der Reihe der Menschen figurirt hätte, die das Spiel des Schicksals und der Kämpfe mit dem Namen von Helden taufte. Seine Cameraden liebten und fürchteten ihn; seine wilden Gesten, sein imposanter Blick, das Runzeln seiner Stirn flößten ihnen Respect ein. Herr seiner selbst, kalt, verschmitzt und mit voller Gewandtheit, besaß er das Geheimniß, ihnen blindes Vertrauen einzuflößen. Er war streng, aber immer gerecht und zuweilen großmüthig. In Fällen, wo es zu handeln galt, wußte er eisernen Willen mit einer gewissen Bonhommie und dem Scheine von Gleichheit zu verbinden, die er in seinen gewöhnlichen Beziehungen zu seiner Bande mit vieler Kunst affectirte. Darum strömten ihm auch die Recruten aus allen Dorfschaften von den Grenzen der römischen Staaten und des Königreichs Neapel zu. Frosinone, Prossédi, Sonino standen mit ihm im geheimen Einverständnisse; er bezahlte seine Spione gut, und seine Polizei war besser bedient, als die der römischen Regierung. Dringend fühlte man daher das Bedürfniß, diesen furchtbaren Räuber zu beseitigen, der wie ein Tiger aus dem Gebirge hervorstürzte, um sich mit Blut zu sättigen.

Cardinal Consalvi hatte alle Mittel versucht, um diese schändlichen Banden zu vernichten, und unter Anderem auch das, die Häuptlinge durch eine Amnestie und Löhnung für sich und ihre Truppe zu ködern. Sehr oft war der Regierung dieß Mittel geglückt, so daß es ihr gelungen war, eine Menge von Räuberhauptleuten zur Ordnung zurückzubringen. Allein der furchtbarste von allen, Décésaris, hatte bisher alle dergleichen Vorschläge verworfen. Er plünderte, mordete, erpreßte, verheerte durch Feuer und Schwert, und verbreitete überall Trostlosigkeit und Schrecken.

### Unterhandlungen.

Einer der begnadigten Hauptleute war bei der Polizei von Frosinone angestellt; er kannte Décésaris und der Gouverneur glaubte mit Recht, daß ein neuer, von einem Räuber dem andern gemachter Vorschlag vielleicht ein günstigeres Resultat herbeiführen möchte. Der Gouverneur hatte den ehemaligen Räuberhauptmann zum Capitain der Sbirren gemacht, und ein Theil seiner früheren Bande diente jetzt unter seinem Befehle. Stolz auf den ihm ertheilten Auftrag, schickte der neue Capitain einen Agenten an Décésaris, der früher zu seiner Bande gehört hatte, mit den Auftrage, ihm von Seiten des Gouverneurs neue Eröffnungen zu machen.

„Wir wissen, sagte er zu ihm, daß dieser Dämon gegenwärtig in dem Walde am Abhange des Berges zwischen Frosinone und Prossédi haust; an derselben Stelle habe ich, wie Du Dich erinnerst, die Vorschläge des Papstes angenommen." Er fügte hinzu, daß er es Décésaris überlasse, sich Ort, Tag und Stunde zu wählen, wo der Gouverneur von Frosinone und er ihn treffen könnten, um die Friedensbedingungen mit ihm zu unterhandeln.

Ueberfüllt mit Gold und Blut, wie er sagte eines abenteuerlichen Lebens müde, das geraden Weges zum Galgen führe, nahm Décésaris den Vorschlag des Gouverneurs an. Allein der listige Schurke unternahm nichts, ohne zuvor alle Chancen zu berechnen und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Daher äußerte er gegen den Agenten der Polizei nicht das geringste Mißtrauen, sondern ihm freundlich, wie einem alten Cameraden zusprechend, sagte er, sich nachlässig gegen einen Baum lehnend: „Sie mögen kommen; ich will sie binnen zwei Tagen zwischen 12 und 1 Uhr hier unter der großen Platane, die uns jetzt beschattet, erwarten.

*) Einwohnerin von Sonino, einem an der Grenze zwischen den römischen Staaten und dem Königreiche Neapel gelegenen Dorfe, dessen Bewohner fast alle Räuber sind.

Aber pünctlich, denn eine Stunde später findet man mich vielleicht nicht mehr. A propos! fügte er dann hinzu, sage doch dem Diamante, meinem alten Gefährten, dem ich so manchen guten Rath verdanke, und der sich, wie ich hoffe, seitdem er Sbirrenhauptmann geworden, seinen grauen Bart nicht hat abschneiden lassen, sage ihm, daß ich ihn mit Vergnügen wiedersehen würde. Seine Begnadigung und die Indulgenz und Großmuth des heiligen Vaters gegen ihn flößen mir großes Vertrauen ein, und ich werde seinem Beispiele nachahmen. Meiner Treue, ich dächte, es wäre ein hübsches Metier, so ein Sbirrencapitain zu seyn, und ich glaube, es würde gut für mich passen; was meinst Du dazu?" — „Gewiß, gewiß," antwortete der Andere. Hierauf ergriff Décésaris, mit dem Anscheine von Freimüthigkeit und Vertraulichkeit seine Hand, und sie derb schüttelnd, fügte er hinzu: „Dunque, addio, à riveder-ti."

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*.* (Stuttgart.) Auch J. M., die Königin, hat den Dichter des sinnreichen Festspiels am Jubiläumstage, Herrn Hofschauspieler Löwe, mit einem werthvollen Brillant-Ring beschenkt.

*.* (Mainz, 22. März.) Am 18 d. M., Vormittags 10 Uhr, wurde bei den Erdarbeiten zum Umbau der Kluddisten-Schanze der deutschen Bundesfestung Mainz, ein Steinsarg entdeckt. Derselbe befand sich in einer Tiefe von kaum einem Fuß unter der Oberfläche des Hügelabhanges, auf der neu anzulegenden strategischen Straße, 90 Schritte oberhalb dem öffentlichen Richtplatz der Römer. In die Nähe des Blockhauses in der Kluddisten-Schanze gebracht, wurde dieser Sarkophag gestern um 11 Uhr Morgens geöffnet. Man fand darin ein männliches Gerippe von 5 Fuß 7 Zoll rheln. Länge, das, mit Ausnahme des Schädels, vollkommen erhalten war. Dr. Malten, der, aufgefordert zu solchem Zweck von dem königl. preuß. Genie-Director, Herrn Major Pientka-Haak, der Nachsuchung, in Gegenwart vieler Personen vom Militär- und Civilstande, sich unterzogen, nimmt an in seinem Bericht, daß Sarg und Gerippe aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung seyn mögen. In dem letzten erblickt er, des vom Rumpfe gänzlich abgesonderten Schädels wegen, den Ueberrest eines Märtyrers des christlichen Glaubens, der entweder unter Caracalla, um das Jahr 218 unserer Zeitrechnung, oder früher unter Commodus, vielleicht aber auch erst unter Alexander Severus, im 4. Jahrzehent des 3. Jahrhunderts, hingerichtet worden. — Eine Inschrift war an dem aus einem Muschelkalksteinblock roh gehauenen Sarge nicht zu erkennen; auch befand sich, mit Ausnahme von 5 Thränengläsern, nichts im Sarge, was auf die Zeit der Beerdigung, oder die Person des Beerdigten (der ein Gallier seyn mochte, weil das Gesicht gegen Südwest gerichtet war) eine annähernde Folgerung hätte begründen lassen. — Wie man vernimmt, wird der Stadtvorstand die nöthigen Schritte thun, damit dieser jedenfalls sehr alte Sarkophag und sein Inhalt der städtischen Alterthümersammlung einverleibt werde.

*.* In Kassel wurde kürzlich der alte, treffliche Kammermusikus Hasemann begraben. Obgleich er nie eine Kunstreise machte, so ist er doch als einer der vorzüglichsten Cellisten Deutschland's allgemein anerkannt. Spohr liebte und schätzte ihn, und dieß bürgt wohl für seine Virtuosität und seinen herrlichen Charakter. Er hatte unter Napoleon als Posaunist der Kaisergarde mehrere Feldzüge mitgemacht, und seine dunkeln Augen glänzten begeistert, wenn er im Gasthof zum Reiter, wo er ein alter Stammgast war, von den Schlachten bei Eylau, Jena, Wagram u. s. w. erzählen konnte. Ein besonderes Talent hatte er in dem Auffinden großer Stimmen, und die Sängerinnen Heinefetter, Pischer, Backofen u. a. führte er der Bühnenwelt eigentlich zu. (N. C.)

*.* (Der evangelische Choral und die alte deutsche Volksmusik.) Bekanntlich hat unlängst der Freiherr G. v. Tucher in dem „Schatz des evangelischen Kirchengesanges" (Stuttgart 1840) zu erweisen gesucht, daß das evangelische Kirchenlied aus dem weltlichen Volksliede hervorgegangen und daß Das, was wie heute Choral nennen, nur eine geistliche, auf den alten deutschen Volksgesang basirte Volksmusik sey, daß also der Choral nicht, wie man seit anderthald Jahrhunderten geglaubt, aus dem gregorianischen Gesange entsprungen sey. Verf. dieser Zeilen ist von der Richtigkeit dieser Ansicht vollkommen überzeugt und macht, als auf einen schlagenden Beweis dafür, hiermit auf ein niederdeutsches Büchlein aufmerksam, welches er in der Bibliothek der Mantschappy der Nederlandsche letterkunde zu Leyden zu sehen Gelegenheit hatte. Es sind die Psalmen, in Reim gebracht durch Wilhelm van Zuylen van Nyveld, unter dem Titel: „Souterlidekens" (Psalmlieder) gedruckt zu Antwerpen 1540 (neu aufgelegt Utrecht 1613). Die meisten dieser Lieder sind nach Weisen der Volks- und Straßenlieder gedichtet, um, wie Nyveld im Prologe sagt, die leichtfertigen, eitlen Liedchen zu verhüten und der jungen Jugend eine Veranlassung zu geben, statt abgeschmackter, fleischlicher Lieder etwas Gutes zu singen, dadurch Gott geehrt und sie selbst, wenn sie beieinander sey, erbaut und die Zuhörer vor des Teufels Stricken bewahrt werden mögen. So geht z. B. der 39. Psalm nach der Melodie:

Ich kam zu einem Tanze,
Wo manch schön Frauchen war.

Ob Herr von Tucher dieses interessante Büchlein kannte, ist Ref. unbekannt, da er dessen obengenanntes Werk nur aus der Recension der „Allgemeinen hallischen Literaturzeitung" im Octoberhefte von 1841 kennt.

*.* (Ein Wagen aus Eisenblech.) Kürzlich soll von Toulouse aus ein Wagen von Eisenblech nach Bordeaux gelangt seyn. Die hinteren Räder sind zum Theil verborgen; das Innere ist ein sehr elegantes Zimmer, wo man ein Bett mit einem Alkofen, eine Commode, einen Spieltisch, vier Stühle und endlich einen Keller für den Wein und die Lebensmittel findet. Dieses Wagenhaus hat acht Fenster mit Sommerläden. (Fr. Bl)

*.* (Compliment.) Einer der vorzüglichsten Pariser Prediger ist der Abbé Coquereau, dessen Vorträge häufig von dem weiblichen Theile der königlichen Familie besucht werden. Neulich begegnete die Königin nach beendigter Predigt dem Abbé und sagte ihm verbindlich: „Sie haben mit einer Beredtsamkeit gepredigt wie ein Apostel." Alsogleich antwortete der Geistliche: „Ein Leben wie das Euerer Majestät ist viel beredter."

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 25. März:

### Concert spirituel.

Erste Abtheilung: 1) Mehrere Instrumental-Sätze aus Haydn's „Sieben Worten." 2) Gesangstücke aus Graun's „Tod Jesu."

Zweite und dritte Abtheilung: Stabat mater, von Rossini.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterreich.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 85. 26. März 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise hatte sich zwischen Hortense und Baron
n Banner eine Correspondenz entsponnen; dies war das ein-
ze Mittel, ihr Geheimniß den Augen der Späher zu ent-
:hen: Anfangs ehrerbietig auf der einen Seite, zurückhal-
nd auf der anderen, war sie zuletzt, wie es zu gehen pflegt,
iderseits leidenschaftlich geworden. Banner konnte die Her-
gin nur in den Stunden sehen, wo ihre übrigen Verehrer
rgelassen wurden, oder bei Hofe, aber nie ohne Zeugen;
mußte sich mit einigen Blicken, zärtlichen Liebeszeichen,
e man verstohlener Weise austauschte, begnügen: leichte
unstbezeugungen, die so vielen Werth haben, und die man
schnell durch andere zu ersetzen sucht, ohne zu bedenken,
iß unter diesen Blumen, welche die Liebenden pflücken, die
scheidensten am süßesten duften. Banner hatte um ein
endez-vous gebeten, welches Hortense zuerst rund abgeschla-
n und dann stets verschoben hatte. An demselben Morgen
tte er der Herzogin einen glühenden und verzweiflungsvollen
rief geschrieben, worin er sich ihr als einen Menschen schilderte,
r in acht Tagen dem Tode anheimgefallen sey, wenn er so
rtleben müßte. Von diesem Briefe war eben bei seinem Zu-
mmentreffen mit der Herzogin so stark die Rede gewesen.

Hortense, zu dem entscheidenden Momente gelangt, welcher
r Niederlage vorhergeht, befand sich in der peinlichsten
ngewißheit: sey es, daß sie sich scheute, die letzten Schran-
n zu überschreiten, oder vielmehr, daß sie sich fürchtete, den
eliebten der Rache des Prinzen von Savoyen bloszustellen.
iefer hatte Wort gehalten: er folgte ihren Schritten, wie
n Schatten; der Schatz, der ihm nicht gelungen zu errei-
en, sollte wenigstens in keines Anderen Besitz kommen.
ortense konnte nicht ausgehen, sich nicht am Hofe, auf der
romenade oder im Theater zeigen, ohne vor sich ein Paar
warze Augen in düsterem Feuer leuchten zu sehen, die nicht
ne Sekunde von ihr ließen. St. Evremond konnte ruhig
lafen. Unter anderen Umständen würde die Herzogin dar-
if bestanden haben, wenigstens in ihrer eigenen Wohnung
ewacht zu bleiben; allein da sie sich schuldig fühlte, so
tte sie den Muth nicht, ihre Thüre dem Repräsentanten
rer Familie zu verschließen, aus Furcht, Verdacht zu erre-
n. So genoß sie das Glück einer erwiederten Liebe, aber
ter allen Aengsten, welche eine unrechtmäßige Liebe nach
h zieht.

Bei den Festen, welche nach dem Beispiele Ludwig's XIV.,
önig Carl II. häufig in seinen Residenzen von Whitehall oder
indsor gab, fanden sich Hortense und von Banner ein. Welche
Wonne in einem Händedrucke, in einem Blicke, in einigen Worten, die man im Fluge erhaschte, bei einer Quadrille, beim Gewirre einer Jagdparthie, unter den alten, verschwiegenen Bäumen von Windsor! Sich lieben, sich schreiben und sich sehen, war drei Monate lang ihr einziges Glück. Warum beschränkten sie sich nicht darauf?

In dem Palast zu Whitehall trug sich an jenem Abende Folgendes zu. Charlotte von Beverweert hatte bemerkt, daß der Baron Banner ein schöner Cavalier sey, und sie hätte in der That blind seyn müssen, um es nicht zu merken. Am ganzen Hofe redete man von nichts Anderem, als vom schönen Schweden. Alle Ehrendamen hatten nur Augen für ihn. Und selbst das Andenken seines verstorbenen Vaters verbreitete um den schönen Fremden einen poetischen Nimbus. Demnach darf man sich nicht wundern, wenn sie es zuletzt überdrüßig wurde, alle Last des Amtes zu tragen, das sie übernommen, ohne irgend einen Vortheil. Sie fragte sich, ob es gleichwohl natürlich sey, daß die schöne Hortense Mancini, gleich dem Hunde des Gärtners, andere verhindern wolle, zu besitzen, was sie selbst nicht mochte.

Miß Charlotte war ein rühriges Mädchen, die im fast täglichen Umgange mit Frau von Mazarin beinahe eine Französin geworden. Da sie an jenem Abend Banner's Befangenheit bemerkt, deren Ursache sie recht gut errieth, fing sie an, ihn über seine Beständigkeit aufzuziehen; sie sagte: „Bis dahin hätte sie nicht gewußt, daß die Schweden wie die Griechen seyen, welche eine Stadt zehn Jahre lang belagerten." Banner biß sich in die Lippen, doch hütete er sich zu antworten. In diesem Augenblicke näherte sich Carl II. Se. Majestät war besonders guter Laune; sie hatte so eben den Entschluß gefaßt, ohne das Parlament zu regieren, und brauchte sich demnach um nichts mehr, als um ihr Vergnügen zu bekümmern, das Uebrige ging die Minister an. Carl II. sprach lachend zu der Ehrendame der Prinzessin, seiner Nichte: „Meiner Treu, Miß, ich möchte wohl wissen, was Ihr dem Baron von Banner anvertraut?"

„Nichts ist leichter," versetzte lebhaft die Ehrendame; „ich fragte den Herrn Baron, welchen Tanz er vorzöge, die Sarabande oder die Courante."

„Und ich wette," fuhr Carl II. fort, „Herr von Banner wird nicht eher sein Urtheil fällen wollen, bevor er beide mit Euch getanzt. Nicht wahr, Herr Baron?"

Banner verbeugte sich: konnte er etwas Anderes thun? Miß Charlotte verbarg ihr Gesicht hinter dem Fächer; war es um ihr Erröthen, oder um das Lachen zu verbergen?

„Wohlan!" fuhr der König fort, „ich selbst will Kampfrichter seyn. Man hole die Violinen. Die Launen der Könige sind sehr zu beachten, wenn man am Hofe lebt. Das Tanzorchester, das unter Carl's II. lustiger Regierung nie

weit entfernt war, hatte sich sofort eingestellt. Miß Charlotte und Baron von Banner mußten sich entschließen ohne weiteres eine Sarabande und eine Courante zu tanzen. Beide zeigten eben so viel Grazie als Gewandtheit; lauter Beifall ertönte, als der schöne Baron seine Tänzerin an ihren Platz zurückführte, und Carl II., höchst erfreut über die Belustigung, die er sich und seinem Hofe verschafft hatte, rief aus: „Meiner Treu, ich wäre jetzt selbst sehr in Verlegenheit, wenn ich zwischen der Sarabande und der Courante zu wählen hätte. Wenn Miß Charlotte ihren Tänzer auf beide Wangen küssen will, und in der That, ist sie ihm wohl diesen Lohn schuldig, so wird er uns nachher sagen können, welchen der beiden Küsse, der beiden Tänze er vorzieht."

Alles lachte, und die Ehrendame, ohne sich lange bitten zu lassen, reichte, um dem Willen des Königs zu entsprechen, dem Baron von Banner ihre beiden Wangen hin, welcher einen doppelten Kuß darauf drückte. Dieser Kuß erschallte bis in eine Ecke des Saals, wo die Herzogin von York und die Herzogin von Mazarin sich befanden. Diese fuhr unwillkürlich zusammen, und zum ersten Male in ihrem Leben vielleicht fühlte sie tief in ihrem Herzen Aerger und Eifersucht gähren, und eine Wolke flog über ihr schönes Antlitz. Schon seit einigen Augenblicken war sie nicht mehr dieselbe, obgleich sie sich bemühte, ihre Befangenheit zu verbergen. Ihre königliche Hoheit, die Herzogin von York, welche es bemerkte, fragte sie: „Ei, mein Gott! was fehlt Euch, Herzogin? Ich habe Euch noch nie so ernsthaft gesehen, wie heute Abend?"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

### V.

So lange Louvois Krankheit währte, bewachte Reilh seine Gefangene mit ununterbrochener Strenge, weil er seine Freiheit, wo nicht sein Leben dabei betheiligt wußte; er verlor sie daher den ganzen Tag über nicht aus den Augen, seine flüchtigen Erscheinungen beim kranken Minister abgerechnet, die jedesmal unter Saint-Mars Anführung geschahen, welcher ihm die medicinischen Verordnungen diktirte, und unter dem Vorwande der Vorschriften der Fakultät Herrn von Louvois zum Schweigen und zur Ruhe verurtheilte. Bei Nacht übernahm Saint-Mars selbst die Bewachung seiner Frau.

Endlich hatte der Kranke sich so weit erholt, um dem Gouverneur die bestimmte Weisung geben zu können, Frau von Saint-Mars ihm vorzustellen. Noch fühlte er sich zu schwach, um die freie Luft zu vertragen, und die häufigen Aderlässe, Tisanen und verordnete Diät, Alles auf Anordnung des Gouverneurs, hatten auf das Temperament des Reconvalescenten größere Wirkung gehabt, als die Krankheit selbst; obgleich frei von Fieber konnte er sich doch vor Schwäche kaum von einem Stuhl zum andern schleppen.

Ehe Saint-Mars seine Frau zum Minister brachte, erinnerte er sie noch einmal, ihr mit drohender Geberde den Arm heftig schüttelnd, an seine Wünsche und Befehle.

„Madame, Sie haben mir bei Ihm geschworen."

„Was habe ich Ihnen denn geschworen?"

„Hüten Sie sich um seinetwillen, wenn nicht um Ihretwillen!"

„Ich werde es thun, mein Herr."

„Noch einmal, verrathen Sie mich nicht bei Herrn von Louvois!"

„Wenn ich nur die Wahl hätte, Ihn oder Sie zu verrathen, würde ich darüber sehr verlegen seyn?"

„Hören Sie, Henriette," sagte der Gouverneur, den Besänftigten spielend, in süßlichem Tone, den sein finsterer und erboßter Blick Lügen strafte: „ich werde zugegen seyn, ich werde Ihnen zuhören."

„Sie können mir zuhören, ich habe nichts dawider."

„Und welche Sprache werden Sie gegen Herrn von Louvois führen?"

„Nach Umständen."

„Werden Sie ihm entdecken, was seit unserer Heirat zwischen uns vorgefallen ist?"

„Keineswegs, das schwöre ich Ihnen."

„Sie gedenken nicht, Rache an mir zu nehmen?"

„Ich dachte nicht daran, mein Herr."

„Sie hatten doch ein Project bei dieser Zusammenkunft?"

„Der Erfolg wird es lehren."

„Madame! Sie sind gewillt, zu Gunsten des Herrn Fouquet zu reden?"

„Mein Herr!" — sagte Frau von Saint-Mars, nach Worten suchend, um ihre Gedanken zu verhehlen, die auf ihrem Gesichte zu lesen waren.

„Und Sie — Sie schmeicheln sich, mir ihn aus den Händen zu reißen?"

„Werden Sie denn niemals Mitleid haben mit diesem Unglücklichen!" sagte sie halblaut.

„Mitleid, Madame! — Mitleid mit dem Menschen, der meine Ehre in den Staub getreten hat! der alles Glück vergiftet hat, was ich auf der Welt haben konnte! — Mit dem Menschen, den ich hasse, den ich nicht unglücklich genug sehen kann!"

„Sie sind mir ein Abscheu!" zürnte Henriette, sich loszureißen suchend.

„Sie werden nicht dahin gehen, wohin Sie gedenken, Madame," rief Saint-Mars, sie festhaltend, „ehe Sie geschworen haben, Fouquet gar nicht zu nennen, ganz wie wenn er nie existirt hätte."

„Ich schwöre nicht."

„Schwören Sie, oder schwören Sie nicht, Madame, gleichviel, aber —" er zeigte ihr unter seiner Weste den Kolben einer Pistole — „bewahren Sie Ihre Zunge."

„Und wenn Sie mich auf der Stelle tödten," antwortete sie mit Festigkeit, „so habe ich denn doch geredet."

„Sie sterben nicht allein, und Sie können die Person, der Sie durch Ihre Bitten einen Dienst leisten wollen, hundert Fuß hoch in der Luft wieder finden."

„Wie?" rief Henriette erstarrt.

„Es sind dreitausend Pfund Pulver im Gewölbe des Thurms," sagte Saint-Mars gleichgültig, während sein Inneres vor Wuth kochte, über die Gewalt, die Fouquet's Name auf Henriette übte.

„Wozu dieses Pulver?" fragte sie bebend.

„Um die Citadelle in die Luft zu sprengen, Madame, wenn meine Ehre es gebietet."

„Ach! Herr von Saint-Mars, ich schwöre Ihnen, daß ich schweigen will," sagte sie in Thränen zerfließend, und mit gefalteten Händen; „ich will gern sterben, aber die Ursache des Todes so vieler unschuldigen Menschen mag ich nicht seyn." —

Saint-Mars vermuthete ganz richtig, daß seine Drohung, so übertrieben sie war, das Resultat haben werde, das er auf andere Weise nicht erlangt haben würde, und machte nun keine Schwierigkeit mehr, seine Frau bei Louvois einzuführen. Dieser hatte sich ankleiden lassen, nicht ohne mehreremale die Besinnung zu verlieren, bis er in einem Lehnstuhl am Feuer postirt war, wo er sich vor jeder Bewegung in Acht nahm,

wie Reilh beim fünften Aderlaß ihm empfohlen hatte. Der Kranke, dessen Energie mit dem Blute dahin geflossen war, fand in sich keine Kraft mehr, der zwecklosen Behandlung des Barbiers sich zu widersetzen, der sogar dem Kammerdiener das Privilegium entrissen hatte, den Minister rasiren zu dürfen. — Wie Frau von Saint-Mars eintrat, versuchte Louvois sich zu erheben, aber, von Niemand unterstützt, wankte er, und fiel schwerfällig in seinen Sessel zurück; — um seinen guten Willen zu zeigen, der stärker war, als seine Kräfte, streckte er Henrietten lächelnd die Arme entgegen, die sich ganz erschüttert darin stürzte, und die Thränen nicht zurückhalten konnte. Der Gouverneur ließ ein verdrießliches Brummen hören, und zog sie am Kleide, um sie zu erinnern, daß sie sich besser beherrschen solle.

„Nun, meine Tochter!" sagte Louvois, gerührt von Henriettens Erschütterung, die er seinem eigenen Zustande beimaß, „ich bin ja nicht gestorben, Gott sey Dank!"

„Ah, Monseigneur! wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!" rief sie, und suchte sich von ihrem Manne so fern als möglich zu halten.

„Und ich — ich bedauerte Ihre Abwesenheit während dieser so zur Unzeit gekommenen Krankheit."

„Wenn ich gewußt, wenn ich gekonnt hätte! —" schluchzte Henriette, ohne auf die schrecklichen Blicke zu achten, die Saint-Mars ihr zuwarf.

„Nun, Madame, beruhigen Sie sich," sagte Saint-Mars rauh, „es ist jetzt genug geweint!"

„Ja, beruhigen Sie sich, liebes Kind," setzte Louvois in sanftem Tone hinzu, und bezog stets die Thränen, die sich nicht stillen wollten, auf sich; ich befinde mich jetzt wohl, und habe mich nur noch zu erholen von diesem entsetzlichen Anfall." (Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

### Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Höchst erfreut über den Erfolg und das Resultat seines Auftrags beeilte sich der Agent, nach Frosinone zurückzukehren. Indessen waren Décésaris treuen Spione, die er gut bezahlte, sehr thätig. Unter diesen befand sich auch einer der Räuber von der Truppe des begnadigten Häuptlings, jenes Sbirrencapitains, der gegenwärtig in Diensten des Gouverneurs von Frosinone stand. Gerade unter den Befehlen dieses Capitains stand der begnadigte Räuber, und diente, wie so viele andere Höhergestellte als er, beiden Parteien, und nahm ohne Gewissensbisse aus Aller Händen an. Ohne es zu ahnen, war der alte Sbirrenhauptmann im Netze dieses geschickten Bösewichts, dessen Gewandheit, Klugheit und treue Ergebenheit er dem Gouverneur stets nicht genug rühmen konnte. Er war sogar so unklug, ihm zu verrathen, daß die Décésaris vorgeschlagene Unterhandlung nur ein Hinterhalt sey, um sich seiner zu bemächtigen, ihn in demselben Gehölze, wo die Conferenz Statt fände, füsilliren zu lassen und seinen Kopf nach Rom zu senden, um in den eisernen Käfigen ausgestellt zu werden, welche das Angelicator krönen. Nach dieser vertraulichen Mittheilung gab ihm der schwachsinnige Capitain die nöthigen Befehle zur unmittelbaren Ausführung des vom Gouverneur erdachten Plans.

„Es handelte sich um ein Manöver, Décésaris zu umschließen, und sich seiner Person, nebst allen Räubern seiner Bande zu bemächtigen. Demzufolge sollte das als Rendezvous bestimmte Gehölz von Soldaten der Linie und der Bürgergarde, namentlich auf der Seite umringt werden, wohin sich die Räuber am leichtesten zurückziehen konnten. Alle andern Zugänge bestanden aus unwegsamen Engpässen, Strömen, Bergen und steilen Felsen. Zudem glaubte man, daß Décésaris, im Vertrauen auf den vortheilhaften Vertrag, den man ihn vorschlagen wollte, nicht daran denken werde, sich der drohenden Gefahr zu entziehen. Allein der Räuber, der von Allem unterrichtet war, was gegen ihn angesponnen worden, sammelte seine hier und da zerstreuten Acolyten um sich, und endigte, nachdem er sie von der Gefahr in Kenntniß gesetzt, mit den Worten, die er mit donnernder Stimme rief: „Per Christo! Maledetti infami! questi schiavi del papa.

In furchtbarem Zorne stieg er dann auf einen Felsen, um mit seinem Adlerauge die Physiognomien seiner Gefährten zu prüfen. Dann seinen Dolch ziehend, rief er: „Schwöret mir von Neuem auf diesen Dolch, daß Ihr treu bleiben wollt Euren Eiden, und keiner von Euch auf die lügnerischen Worte jener Menschen hören will, die nur auf Eure Bestrafung sinnen!" Mit furchtbarem Geheule schworen Alle, nur der Stimme ihres Hauptmanns zu gehorchen.

„Wir sind verrathen, fuhr Décésaris fort, man spielt mit uns, um uns später der Tortur zu unterwerfen. Der Gouverneur von Frosinone will uns umzingeln, gefangen nehmen und füsilliren; schon sieht er uns nackt an den Zweigen dieser alten Eichen hängen."

Von Wuthgeschrei tönten die Echos des Waldes wieder. „Ruhig! fuhr Décésaris fort, ruhig, horcht auf meine Befehle, und wir werden gerächt seyn. Meine Wachsamkeit hat ihren Verrath vereitelt, ich weiß Alles: aber anstatt uns überrumpeln zu lassen, sollen der verdammte Gouverneur, der feige Diamante, sein Sbirrenkapitain und seine verruchte Mannschaft hier in's Gras beißen; unsere Flucht ist gesichert. — Ja, ja, schrien die Banditen, wie aus einem Munde, wir tödten sie Alle! — Ruhig, hört mich an." Und Alle hörten aufmerksam. „Morgen vor Sonnenaufgang werde ich Euch mittheilen, was zu thun ist, um Euren Rachedurst zu stillen."

Indessen war die Nacht hereingebrochen, die Luft glühte von der Hundstagshitze, und das düstere Schweigen, welches in dieser traurigen Einöde herrschte, ward nur durch der Eulen Unglücksruf unterbrochen. Als er allein war mit seinem Freunde Carlini, dem Geliebten und Mörder Laura's, setzte sich Décésaris an den Fuß einer alten Eiche; sein durchdringender, geübter Verstand ließ ihn die Absicht seiner Feinde errathen, und er hatte deßhalb den Andern befohlen, den Saum des Waldes im Auge zu behalten, um die Manöver seiner Verfolger zu beobachten. Er selbst dachte still über die möglichen Ereignisse des nächsten Tages nach, und überlegte, was er in der berüchtigten Conferenz thun und sagen wolle. Nur die Falten seiner Stirn verriethen seine Wuth, und der enggeschlossene, ironische Mund verkündete eine heftige Leidenschaft, die er nur mit Mühe unterdrückte. Carlini dagegen, gleichgültig gegen die Interessen seines schauderhaften Lebens, seitdem er das junge Mädchen ermordet, todt für jedes andere Gefühl, außer für seine Gewissensbisse, erwartete gleichgültig und kalt die Scenen des folgenden Tages. Er befand sich fast immer in einer Art Betäubung, aus der ihn nur das Signal zu einem Kampfe, zu einer Plünderung oder einem Blutbade zu erwecken vermochte, weil er so hoffen konnte, sich im Blute wälzend, seinen Tod zu finden.

„Willst Du essen, Carlini? Ich habe teufelmäßigen Hunger." Mit diesen Worten unterbrach Décésaris die tiefe Stille. „Ich nicht, könnte ich schlafen, das wäre meine größte Wohlthat; wie aber sollte der Schlaf den Weg zu mir finden! — Nun denn; morgen Mittag wird der Pul-

verdampf Dich wieder lebendiger machen; ich aber will meine Pagnoten *) angreifen."

Carlini erwiederte nichts, sondern legte sich auf die Erde, um einen Schlaf zu suchen, der ihn floh, während Décésaris zwei Pagnoten aus seinem Tornister holte, ferner eine Oelflasche und zwei kleine Schachteln mit Pfeffer und Salz. Diese Pagnoten halbirte er, bestreute sie mit einer Schicht Salz und Pfeffer, goß dann eine tüchtige Quantität Oel darüber, legte die beiden Stücken Brod zusammen, drückte sie stark und verzehrte sie mit vielem Appetite. Dieß bei den Räubern sehr beliebte Gericht kennt weder Robert, noch Grignon; allein desto beliebter ist es im Gebirge Italien's.

„Immer hat er seine Laura im Kopfe, sagte der Bösewicht, seinen wilden Blick auf den liegenden Räuber richtend. Er ist verrückt... aber treu, das fühle ich alltäglich. Wenn Lucian, Bonaparte's Freund, mir die versprochenen Pässe nach America geschickt haben wird, will ich den armen Carlini mitnehmen, und dann kann, da wir Geld haben, eine junge und reiche Americanerin ihn trösten.

„Du hast genug geschlafen, schrie ihm nach einiger Zeit Décésaris in's Ohr, ihm auf die Schulter klopfend. Steh auf!" Erschrocken erwachte Carlini, öffnete in fieberhaften Zuckungen die tief in den Höhlen liegenden Augen, als hätte der Teufel ihn gepackt. „Santa Madonna, fate mi misericordia! rief er. — Allons, auf! wiederholte Décésaris. Du dauerst mich, allein es ist heller Mondenschein, und wir müssen die Engpässe unseres Rückzugs recognosciren, um des Weges sicher zu seyn, den wir auf unserer Flucht einschlagen müssen... Und wer weiß, ob dieser verrätherische Gouverneur nicht auch hier irgend einen Hinterhalt gelegt hat." Währenddem hatte Carlini seine Muskeln gedehnt und gestreckt, seine heiße Stirn in den kühlen Wellen eines nahefließenden Bachs erquickt, und sagte: „Ich bin bereit, Dir zu folgen; ich fühle mich besser. Vorwärts."

Décésaris sah nach der Uhr. „Eine Stunde nach Mitternacht. In zwei Stunden müssen wir zurück seyn. Niemand kannte besser als er die verschlungenen Gebirgspässe. Felsen zu erklettern, über Ströme zu springen, und wenn sie zu breit waren, zu durchschwimmen, von einem Felsen zum andern zu springen, auf die Gipfel der Bäume zu klettern; alles dieß war für seine Kraft und Gewandtheit ein Spiel. (Fortsetzung folgt.)

*) So nennt man in Rom die kleinen runden Brode, ein Pfund an Gewicht.

## Tabletten.

*** (Dickens in Amerika.) Boz-Dickens reis't gegenwärtig in den Vereinten Staaten und wird überall mit Begeisterung aufgenommen und gefeiert. Bei einem Festmahl, das ihm zu Ehren in Boston gegeben wurde, hat der berühmte Romanschreiber seine Werke charakterisirt, wie folgt: „Ich habe stets den ernsten und aufrichtigen Wunsch gehegt, so viel an mir liegt zu dem gemeinschaftlichen Schatze gesunden Frohsinns und Genusses etwas beizutragen. Ich habe stets einen unbesieglichen Widerwillen gefühlt gegen jene maulwurfsaugige Philosophie, welche die Dunkelheit liebt und im Lichte blinzelt und scheel sieht. Ich glaube, daß Tugend eben so gut glänzt in Lappen und Lumpen wie in Purpur und feiner Leinwand. Ich glaube, daß sie, wie alles Schöne in der Welt, auch die Brust des ärmsten Mannes hebt, der sein kümmerlich Stück Brod bricht. Ich glaube, daß sie eben so gut barfuß geht als beschuht. Ich glaube, daß sie wohl öfter in Gäßchen und Seitenwegen wohnt als an Höfen und in Palästen, und daß es gut und angenehm und nützlich ist, sie aufzusuchen und ihr zu folgen. Ich glaube, daß wenn man die Hand auf einige jener von der Gesellschaft Verworfenen legt, welche die Welt nur zu leicht vergißt, nur zu oft mißbraucht, und dem Stolzesten und Gedankenlosesten sagt: diese Geschöpfe haben dieselben Elemente und Fähigkeiten gut zu seyn wie ihr, sie sind in derselben Form gegossen, von demselben Thon geschaffen und, obgleich zehnmal schlimmer als ihr, können sie doch, wenn sie inmitten der Versuchungen und des Elendes ihrer Lage etwas von ihrer ursprünglichen Natur bewahrten, in Wirklichkeit zehnmal besser seyn — ich glaube, wer dieß thut, begeht ein würdiges und keineswegs nutzloses Werk. Daß auch Sie so denken, meine Herren, bezeugt mir zur Genüge Ihr warmer Gruß. Daß dieses Gefühl lebendig ist in der alten Welt wie in der neuen, möchte Niemand besser wissen als ich, der so große und herzliche Theilnahme gefunden im eignen theuren Vaterlande. Daß wir mit diesem Ausspruch nur in die Fußstapfen jener großen Geister treten, welche vorangegangen, lehren uns die glänzenden Beispiele in unserer Literatur von Shakspeare bis auf unsere Tage."

*** (Batta's Violoncell.) Dieses Instrument wurde vor längeren Jahren in einem bescheidenen Flecken in Spanien um 300 Franken gekauft und befand sich seitdem im Besitz einer französischen Familie, schweigsam, unbeachtet, aufgegeben, kaum daß von Zeit zu Zeit irgend ein Dilettant es ausbat, um in irgend einem Privatquartett darauf mitzuwirken. Eines Tages jedoch kam ein Kenner, welcher das Violoncell sah, prüfte und laut ausrief vor Staunen: „Das Instrument ist 3000 Franken unter Brüdern werth!" Man lachte und empfahl dem Kenner, sich mit irgend einem Arzte über den Zustand seines Capitoliums zu besprechen. Nicht lange nachher gerieth das Violoncell in die Hände des berühmten Batta, welcher dasselbe mit 3000 Franken bezahlte, es von einem geschickten Geigenmacher vollständig repariren ließ und seitdem nicht mehr aus den Händen gab. Gegenwärtig hält man Batta's Violoncell für das beste in der Welt. Letztlich bot ein reicher Britte dem Künstler 25,000 Franken dafür, wurde aber abgewiesen. Der Engländer hat nun dem Meister dieselbe Summe für das bloße Eigenthumsrecht auf das Instrument angeboten, dessen Nutznießung er ihm läßt und sich den Besitz für den Fall des Todes Batta's vorbehält. — Es wird nicht gesagt, ob der noch sehr junge Meister den Vorschlag angenommen habe.

*** (Hebräisches Gebetbuch.) Der United States Literary Advertiser vom Januar d. J. gibt die Nachricht, daß in Charleston ein 1357 Jahre (?) altes hebräisches Gebetbuch sich finden soll. Es sey ein ungeheurer, auf das feinste Pergament geschriebener Band, ganz mit der Feder ausgeführt, und zwar mit einer Genauigkeit und Schönheit, daß man es als ein Meisterstück der Schreibkunst betrachten kann.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 27. März:

**Große musikalisch-dramatische Akademie,**

in welcher chronologisch geordnete Bruchstücke aus den Entwicklungsperioden der Oper von Lully's Zeit, dem Stifter der Academie-Royale zu Paris, bis auf die unsrige zur Aufführung gebracht werden.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 86. 27. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

Während Hortense, verlegen erröthend, versicherte, sie sey nie munterer gewesen, murmelte der Prinz Philipp von Savoyen in ihrer Nähe vor sich hin: „Ich weiß wohl, warum Frau von Mazarin diesen Abend so ernsthaft ist."

„Warum denn?" fragte Herr von St. Evremond.

„Weil," flüsterte ihm der Prinz in's Ohr, „sie vergißt, daß wir Beide sie beobachten."

„Prinz," sagte Herr von St. Evremond, „ich verstehe mich schlecht darauf, Räthsel zu errathen, und wenn Euch ganz besonders daran liegt, die Rolle der Sphinx zu spielen, so wendet Euch an andere Vertraute — — oder Opfer, denn die Sphinx, wie man erzählt, hatte die traurige Gewohnheit, diejenigen zu verschlingen, die sie nicht verstanden."

„Das werde ich thun," versetzte der Prinz ernst.

Frau von Mazarin ließ ihre Pagen rufen, und zog sich zurück; es war eine schöne, mondhelle Nacht, der Prinz und Herr von St. Evremond begleiteten die Herzogin durch den Park, die zu Fuß in ihre Wohnung zurückkehrte, wie sie gekommen war.

Eine Stunde nach diesem Vorfall verließ Baron von Banner den Palast, und schickte sich an, nach Hause zu gehen, als er sich an dem Rockärmel zupfen fühlte; eine Hand steckte ihm einen Schlüssel und ein Billet zu. Staunend blickte er um sich, und beim Mondscheine glaubte er, den kleinen Pompejus, den Neger der Herzogin, zu erkennen, welcher im Schatten verschwand, den die Mauern des Palastes warfen. Sein Herz klopfte heftig, ein Schauer wollüstiger Ahnung durchbebte ihm die Glieder, er wankte. Krampfhaft preßte er Schlüssel und Billet in seine Hand, als fürchte er, daß ihm Jemand rauben wolle, und ohne einen Blick darauf zu werfen, schlug er maschinenmäßig den Weg nach dem Palast Mazarin ein, so nannte man dazumal die Wohnung der Herzogin, durch den Park St. James, der um diese Stunde gänzlich öde war. Als er sich ungefähr drei hundert Schritte von Whitehall entfernt, und alles Geräusch um ihn herum aufgehört hatte, blieb er stehen, und entfaltete mit bebender Hand das Billet, das man ihm so eben zugestellt; nachdem er sich vorläufig überzeugt, daß kein menschliches Auge ihn bemerken könne, fing er an zu lesen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht; das Billet, obgleich ohne Unterschrift, war wirklich von der Hand der Herzogin. Es enthielt bloß folgende Worte: „Ich erwarte Euch. Dieser Schlüssel öffnet die kleine Thüre meines Gemachs, die zum Park führt."

Glücklicher Banner! Dieses so heiß gewünschte Rendezvous, würde er es erhalten haben, hätte er nicht in jener Nacht zweimal seine Lippen auf die Rosenwangen der schönen Beverweert gedrückt? War es nicht Iris in Person, die ihm, ohne es zu ahnen, den Tempel der Sonne aufgeschlossen?

### XXI.

Es ist Mitternacht, die Stunde der Stille und der Liebe, die süßeste der Stunden, trotz aller schrecklichen Legenden und aller Verbrechen, welche die Phantasie der Dichter an diese fast kabalistische Stunde geknüpft!

Mitternacht! Hortense hat ihre Frauen entlassen, nachdem sie entkleidet; in einem einfachen Peignoir sitzt sie am Fenster, von wo aus sie den Park St. James erblickte. Die Luft noch lau von den Sonnenstrahlen, die selbst zu London, gegen Ende Juli, glühend heiß durch die Dünste dringen, die ihnen vergebens die Themse entgegenstellt. Der Mond strömt noch immer sein weiches Licht über die Bäume des Parks aus. Auf ihren Balkon gelehnt, in einer Stellung voll schmachtender Lust, senkt die Herzogin ihr Haupt in der Richtung des Palastes von Whitehall und jener auf immer berühmten Allee, durch welche vier und dreißig Jahre früher Carl I. zum Schaffot ging. Allein wir vermuthen, daß in diesen Momente Hortense nicht im Mindesten an König Carl I. dachte. Das Wogen ihres Busens, die Röthe und Blässe, die auf ihrem Gesichte wechselte, alles zeigte an, daß ein inneres Feuer sie verzehrt. Zuweilen schlägt sie den Blick zum Himmel auf, als suche sie ihr Schicksal in den Sternen zu lesen. In einer solchen Bewegung haben sich ihre Haare gelöst, und die schönen schwarzen Locken fallen ihr glänzend herab über die Schultern. Und so ist sie wahrhaft schön, und wer sie im Vorbeigehen an ihrem Fenster sähe, würde versucht, sie für eine büßende Magdalene zu halten. Noch erinnert nichts, holde Hortense, an die Magdalene des Evangeliums, Deine Schönheit ausgenommen. Warum denn also Deine langen Haare und Deine halbnackten Schultern, dem Winde der Nacht preisgeben?

Plötzlich schließt die Herzogin das Fenster, und ergreift ihre Guitarre, auf welcher sie zwanzig verschiedene Präludien sucht, ohne bei einem einzigen zu bleiben; da fällt ihr plötzlich das Vorspiel zu Alonzo's Romanze ein; ein Schauer bangen Schmerzes durchzuckt ihre Brust. Sie legt die Guitarre nieder, und in demselben Augenblicke erhebt sich ein ferner, verschwimmender Gesang im Hause, ein Gesang, den Niemand außer der Herzogin vernehmen konnte, und es ist wieder dieselbe spanische Romanze, welche der junge Page beim Schlafengehen singt!

Hortense kann ihre Angst nicht bemeistern. Sie erhebt sich und geht mit großen Schritten durch das Zimmer. Es ist, als ob sie sich vergebens einem Traume entwinden wolle. Der

auf ihrer Seele lastet. Mit offenem Munde und stierem Blicke bleibt sie einen Augenblick stehen, um im Kalender nachzuschlagen, und das Gesicht in den Händen verbergend, zerfließt sie in Thränen. Dieses Vorspiel war eine Warnung des Himmels; an demselben Tage hatte sie vierzehn Jahre früher ihn zum letzten Mal gesehen, im Sarge ausgestreckt, ihn, der seine Hortense nie vergessen, und der für sie starb! Verzweiflungsvoll zerschlägt sie sich die Brust, und bricht in Schluchzen aus; sie fällt auf die Knie und fleht den theuren Schatten um Verzeihung an. Da schimmert auf einmal einige Hoffnung durch die Nacht ihrer Seele. Pompejus ist noch nicht zurück, vielleicht hat er Herrn von Banner nicht getroffen, und es läßt sich noch Alles wieder gut machen. Kaum hatte sie sich eine Sekunde dieser Täuschung hingegeben, so wird bereits leise an ihre Thüre geklopft, und das Kind macht ihr ein Zeichen, daß es den Auftrag ausgerichtet. (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.

(1680.)

(Fortsetzung.)

„Entschuldigen Sie die Unwissenheit meiner Frau über Ihre Krankheit," bemerkte der Gouverneur, „ich hatte unterlassen, ihr Nachricht davon zu geben."

„Nun, haben Sie denn keinen Courier nach Marseille geschickt, wo sie war?" fragte Louvois trocken.

„Allerdings, Monseigneur, aber ich meldete der Frau von Saint-Mars Ihre Ankunft, ohne sie vorher wegen der Gefahr in Angst zu setzen, worin Ihr Leben sich befand."

„Ich hatte Ihnen doch befohlen, das zu thun," versetzte der Minister, beleidigt durch diesen Mangel an Aufmerksamkeit: „wenn Madame meine Unpäßlichkeit gekannt hätte, so würde sie auf meine Bitte schneller hierher gekommen seyn."

„Der Schnee hat alle Wege verschüttet," warf der Gouverneur ein, „und die Kälte war so schrecklich —"

„Genug, mein Herr, der Schnee und die Kälte sind Vorwände, keine Hindernisse."

„Ich wußte von nichts, Monseigneur," sagte Henriette, Louvois Hände drückend und mit Küssen bedeckend, — „seit vielen Jahren —"

„Ja, Monseigneur, seit vielen Jahren," unterbrach sie Saint-Mars, und suchte mit seinem Fuße den Fuß seiner Frau, um ihr ein Zeichen zu geben, mehr an sich zu halten: „seit vielen Jahren erwarten wir Ihre Ankunft."

„Setzen Sie sich zu mir, Henriette," sagte Louvois, gleichfalls bewegt durch ihre Magerkeit und ihr kränkliches Ansehen, „wir haben viel mit einander zu sprechen; ich werde mit Ihnen von Ihrer Schwester reden, und Sie reden mir von Ihnen."

„O, es fehlt uns nicht an Nachrichten von Madame Dufresnoy," bemerkte Saint-Mars', ehe seine Frau antworten konnte.

„Herr von Saint-Mars," sagte der Minister, „ich habe alle nöthige Zeit gehabt, und werde sie noch haben, um mit Ihnen zu conferieren: aber heute verlange ich keine Geschäfte mit Ihnen vorzunehmen, wenn es Ihnen beliebt; enthalten Sie sich denn, mich jeden Augenblick zu unterbrechen, oder besser, ziehen Sie sich zurück, und lassen Sie mich allein mit Madame."

„Monseigneur!" erwiederte der Gouverneur betroffen, doch über die Parthie, die er zu ergreifen hatte, nicht zweifelhaft, und setzte sich ungeheißen neben Henriette.

„Es wäre mir eben so lieb, wenn Sie das Zimmer verließen, sagte Louvois, beleidigt durch die Kühnheit, sich ohne Erlaubniß in seiner Gegenwart zu setzen.

„Monseigneur," Frau von Saint-Mars wünscht, daß ich bleibe," antwortete er keck, ohne von der Stelle zu weichen.

„Ich, mein Herr!" rief Henriette, mehr geringschätzig als erstaunt.

„Ja, Madame," sagte Saint-Mars, und nahm alle seine Geistesgegenwart zusammen: „Sie wissen, daß öfters das Gedächtniß ihnen untreu wird, und dann komme ich Ihnen zu Hülfe.

„Madame Dufresnoy hat mir niemals etwas von dieser Infirmität gesagt," bemerkte Louvois.

„Ah! Monseigneur, ich denke mir, daß man die Naturfehler möglichst verbirgt, denen man nicht abhelfen kann," sagte Saint-Mars.

„Man hintergeht Sie, Monseigneur," flüsterte Henriette, unwillkührlich hingerissen; zog sich aber gleich wieder in sich zurück, wie sie bemerkte, daß Saint-Mars die Hand an die Pistole legte.

„Laforet," sagte Louvois, „laß einen Tragsessel herbeibringen, um mich in die Sonne zu tragen; ich will die Arbeiten besichtigen, die ich angeordnet habe, die Mauern von den Brombeerstauden zu reinigen.

„Wie! Monseigneur, ohne vorher die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen!" bemerkte der treue Laforet.

„Ich bin schwach, es ist wahr, sehr schwach! weil aber der sehr ehrliche Reilh nicht will, daß ich essen soll—"

„Will er denn, daß Sie sterben sollen?" erwiederte der alte Diener, ohne sich irre machen zu lassen. „Das ist ein Complott, Monseigneur, daß Sie vor Hunger umkommen sollen!"

„Thue, was ich Dich heiße, mein armer Laforet," sagte der Minister lächelnd, der nicht umhin konnte, mit der Ansicht seines Kammerdieners einverstanden zu seyn.

„In der That," bemerkte d'Augicourt, der das Costüm der Frau von Saint-Mars unaufhörlich mit neugierigen Blicken gemustert hatte, „diese Dame ist nach der Art unserer Großmütter gekleidet; ich muß mich wundern, daß die Moden des Hofes nicht bis hierher gelangen."

„Ich erwarte heute Briefe vom König," sagte Louvois, „wenn anders die Couriere nicht unterwegs erfroren sind; belieben Sie bei Herrn von Herleville sich zu erkundigen, ob die Post nichts mitgebracht hat."

Während dessen hatte Saint-Mars seine Frau am Arme gefaßt, und einen Drohblick ihr zugeworfen, worin sie ein Todesurtheil gegen Fouquet zu lesen glaubte; sie unterdrückte also mit Gewalt das Geständniß, das ihr eben über die Lippen gleiten wollte, und gab sich der Hoffnung hin, ein so edelmüthiges Benehmen werde ihren Mann endlich entwaffnen, und dem armen Gefangenen einige Erleichterung zu Gute kommen lassen. Sie trocknete verstohlen ihre Thränen. D'Augicourt hatte indessen dem erhaltenen Befehle gehorcht, nicht ohne mehrmals nach Frau von Saint-Mars den Kopf umzuwenden, um von ihrer wunderlichen Kleidung sich bessere Rechenschaft ablegen zu können. — Louvois nahm sie bei der Hand, und betrachtete sie mit stiller Theilnahme: in Vergleichung mit der schönen, strahlenden Henriette, deren er sich von achtzehn Jahre her erinnerte, konnte er in diesem abgemagerten, bleichen Angesichte nur einen Beweis der übeln Behandlung entdecken, deren man Saint-Mars beschuldigte; er warf dem Gouverneur einen Blick zu, vor dem dieser die Augen niederschlagen mußte.

„Madame," sagte er zu Henrietten, in deren Innern wieder ein Kampf begonnen hatte, „es freut mich, daß ich Sie habe zurückkommen sehen, ehe ich abreise, denn morgen, wenn mir so wohl ist, wie jetzt, werde ich zuverlässig unterwegs seyn."

„Morgen, Monseigneur!“ erwiederte Henriette bebend und mit Thränen.

„Gewiß, meine liebe Tochter, nun sind es zwanzig Tage und länger, seit mich die Krankheit Bett und Zimmer hüten läßt.“

„O, mein Gott! hätte man mir erlaubt, Sie zu warten, Monseigneur, an Ihrem Kissen zu wachen, Sie zu pflegen —“

„Sie waren zu der Zeit zu Marseille,“ unterbrach sie Saint-Mars, und legte besondern Nachdruck auf den Namen der Stadt, wohin er sie hatte reisen lassen, ohne daß sie es wußte.

„Zu Marseille?“ wiederholte sie, empört über diese Falschheit. —

„Wo denn sonst, wenn es Ihnen beliebt? Hätte ich vielleicht den Boten nach Paris schicken sollen?“

„Weil Sie denn doch endlich gekommen sind,“ unterbrach ihn Louvois ungeduldig, „so wollen wir die Zeit nicht mit unnützen Reden verlieren. Haben Sie mir nichts zu sagen, Henriette?“ setzte er hinzu, und betrachtete sie mit einer Bewegung, die man an diesem unbeugsamen Charakter niemals wahrnahm, wenn er bei kräftiger Gesundheit sich befand.

„Was soll Frau von Saint-Mars Ihnen sagen?“ fragte der Gouverneur, dem die Wendung unbehaglich war, welche die Unterredung zu nehmen schien.

„Noch einmal, mein Herr, ich frage Sie nicht!“ schrie Louvois mit seiner Donnerstimme, und schlug mit der Faust auf die Armlehne des Sessels.

„Monseigneur,“ versetzte Saint-Mars, vor Unruhe und Zorn zitternd, „ich werde Ihnen besser und geeigneter antworten, als Frau von Saint-Mars.“

„Und ich, ich will nicht, daß Sie antworten,“ erwiederte der Minister mit imposanter Würde, „wo nicht, so werde ich Sie ersuchen, nicht mehr im Zimmer zu bleiben.“

„Ich bleibe und schweige,“ murmelte Saint-Mars, heftiger zitternd. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*„* Die Berichte, welche die französische Regierung über die Verwüstungen des heftigen Orkans vom 10. März erhalten hat, lauten wirklich schrecklich. Der amerikanische Dreimaster „Majestie“ ist, auf seiner Fahrt von Ostende nach den Vereinigten Staaten, bei Meelimont von dem Sturme überfallen worden; die Stöße der Wogen waren so heftig, daß jede Welle einen oder zwei Matrosen vom Verdecke in den Abgrund des Meeres hinabriß, und zwölf Mann verloren so ihr Leben. Ein englisches Kohlenschiff ging in der Bucht von Somme mit Mann und Maus unter; eben so ein Kauffahrteischiff von Boulogne, und viele Fischerboote. Täglich werden Leichname Ertrunkener an's Ufer geworfen. An der Küste von Berck wurden 21 Leichname von Schiffern von Cayeux gefunden; man rechnet, daß im Ganzen 70 Fischer des letztgenannten Ortes in der Sturmnacht vom 9. auf den 10. März ihren Tod in den Wellen fanden, da 16 Fischerboote von dort sich gerade auf der See befanden, welche fast alle verunglückten. Der Jammer der Wittwen und Waisen soll schrecklich seyn. Es werden herzzerreißende Scenen gemeldet. Unter anderen ward ein Fischer von einer Welle vom Verdecke seines Schiffes in das Meer geschleudert, und von einer anderen Welle wieder in das Boot zurückgeworfen, welches er bereits untergegangen glaubte; hier seinen jungen Sohn wieder findend, der mit ihm sterben will, stürzt er sich mit diesem in die Wogen und bringt ihn schwimmend glücklich an's Ufer. Ein anderer Seemann, umgeben von seinen beiden Kindern, welche er retten will, hält schon in seinen Armen das jüngste, welches kein Lebenszeichen mehr gab; allein er will selbst dessen kostbare Ueberreste erhalten: eine wüthende Welle stürzt heran und entreißt sie ihm. Jetzt mit dem Kinde, welches ihm noch übrig bleibt, die Wogen durchschneidend, gelingt es ihm endlich nach Ueberwindung furchtbarer Gefahren, das Ufer zu gewinnen — aber dieß zweite Kind ist nun auch eine Leiche! Doch die schrecklichste Scene ist folgende: Die Matrosen eines Schiffes, das nahe daran war, zu sinken, sind sämmtlich Brüder und Verwandte; die einen könnten sich retten, da sie schwimmen gelernt; aber sollen sie ihre Verwandten, ihre Freunde, welche händeringend zu ihnen flehen, verlassen? Nein; sie bleiben bei ihnen und kommen alle um, weil nicht alle sich retten können!

*„* (Barmen, 22. März.) Am Samstag den 19. d., Nachmittags gegen 5 Uhr, ereignete sich in unserer Nachbar-Gemeinde Wichlinghausen nachstehender beklagenswerther Fall. Die Frau eines unbemittelten Bandwirkers daselbst, von einem Wochenbette noch nicht wieder genesen, trug ihrem neunjährigen Söhnchen auf, die in einem Schranke des Wohnzimmers befindlichen (für sie verordneten) Tropfen zu holen, und, als die Mutter davon eingenommen hatte, ging der Knabe damit aus der Schlafkammer wieder in die Wohnstube zurück, stellte aber dieselben statt in den Schrank, wo sie bisher aufbewahrt waren, leider auf einen Tisch. Nun war auch in demselben Zimmer ein dreijähriges Mädchen anwesend, so eben noch vergnügt und gesund von seinem Großvater, bei dem es Kaffee getrunken, heimgekehrt. Dieses Kind fand unglücklicherweise jenes Fläschchen und trank unbemerkt dessen Inhalt über die Hälfte aus. Kaum hatte der Vater das Geschehene erfahren und dem weinenden Kinde darüber einen Verweis gegeben, als sich auch die narkotisch-giftige Wirkung der Tropfen, die aus dem durch seinen Blausäure-Gehalt so sehr kräftigen Kirschlorbeer-Wasser und Bilsenkraut Extrakt bestanden, schon zeigte. Das unglückliche Kind stürzte augenblicklich, wie trunken, taumelnd und bewußtlos zur Erde nieder. Ungesäumt wurde ärztliche Hülfe in Anspruch genommen; allein selbst der sorgfältigsten Anstrengung Seitens des Arztes, gelang es nicht, dasselbe einem jammervollen, frühen Tode zu entreißen.

*„* Leipzig, dessen jetzige Bevölkerung die runde Zahl von 50,000 übersteigt, hatte merkwürdigerweise bisher die kaum glaubbare Zahl von nur 32 Bäckern aufzuweisen. Dieses statistische Mißverhältniß datirte von alten Privilegien aus der Zeit des 30jährigen Krieges, wo die dortige Bäcker-Innung das exclusivste Recht, in einer bestimmten, schon für damals geringen Anzahl von Innungsgenossen für alle Zukunft zu verbleiben, landesherrlich verbrieft ward. Dieß Privilegium war ein theuer bezahltes, und seitdem mußte jeder neu Eintretende in diese Innung seine Bäckergerechtsame mit einigen tausend Thalern erkaufen. Die kleine Bäckerzahl, die sich immer constant blieb, ward der wachsenden Stadt immer drückender. Jetzt endlich, wo ihr Druck am schreiendsten ist, wird sie eine Vermehrung erleiden. Sie soll, wie es Seitens der hohen Behörden ernstlich verfolgt wird, vorläufig um zehn, also auf 42 erhöht werden.

*„* (Rettung durch einen Hund.) Der „Satellit zum Siebenbürger Wochenblatt“ theilt aus Braila vom 15. Februar folgende interessante Thatsache mit: „An einem der Tage, als hier die Donau vor ihrem Zugefrieren schon sehr starkes Treibeis führte, wagte es dennoch ein norwegischer Schiffskapitän, dessen Schiff am andern Ufer des Kanales vor Anker lag, sich in einer kleinen Barke durch die mächtig heranschwimmenden Eisschollen nach dem festen Lande übersetzen zu lassen. Diese außerordentlich gefahrvolle Fahrt ging wohl ohne Unfall vor sich; aber nun mußte die Barke, nachdem man den Kapitän an's Land gesetzt hatte, wieder zum Schiffe zurückkehren. Kaum war der dritte Theil des Weges zurückgelegt, als das Treibeis immer heftiger andrang und endlich die Barke ganz einschloß, so daß sie weder vor- noch seit- noch rückwärts konnte. Auf solche Art schien der Untergang der sich darin befindenden sechs Personen ganz gewiß. Ein griechischer Pilot, der sich auf dem Schiffe befand, gedachte auf

den schon auch dieses umschließenden Eisschollen vorzudringen und so den Bedrängten zu Hilfe zu eilen; allein kaum aus dem Schiffe gestiegen und etliche Schritte auf dem Eise fortgeschritten, brach die Eisdecke unter seinen Füßen, er sank unter und wurde so ein Opfer des furchtbaren Elementes. Dieses Ereigniß steigerte die Angst derer in der Barke noch höher. Vom Ufer und den Schiffen aus konnte auch keine Hilfe gesandt werden, da Niemand einer augenscheinlichen Lebensgefahr sich aussetzen wollte. Doch wo die Noth am größten, da ist die Hilfe am nächsten. Dem am Boede des norwegischen Schiffes befindlichen zweiten Kapitän fiel es ein, seinem Pudel das Ende eines hinlänglich langen Strickes, der am Boede gehalten wurde, in den Mund zu geben, dann hieß er ihn, so zur Barke hinzubringen. Nach mehren Versuchen gelang es dem treuen Thiere über die Eisschollen fortzukommen und das Ende des Strickes glücklich bis zur Barke zu bringen. Hier wurde der Rettungsbringer aufgenommen, der Strick an die Barke befestigt und selbe endlich vom Schiffe aus langsam über die Eisschollen hinweg bis zum Schiffe gezogen. So wurde durch einen Hund das in augenscheinlicher Gefahr schwebende Leben von sechs Menschen gerettet.

*_* Berlin. (Stabat mater von Rossini.) Fast hatte man in der Pariser musikalischen Welt es schon aufgegeben, von dem Komponisten, der Jahre lang die italienische Oper beherrschte und zuletzt seine Muse dem ernsteren Styl der Académie royale de musique widmete, für die er seinen „Wilhelm Tell" schrieb, noch einmal neu angeregt zu werden. Da erschienen im vorigen Jahre plötzlich in zwei verschiedenen Musik-Handlungen von Paris, bei Aulagnier und bei Troupenas, zwei bis auf geringe Abänderungen gleichlautende Partituren eines Stabat mater, welches, wie man aus einem daraus entspringenden Verlagsrechts-Prozeß bald das Nähere erfuhr, Rossini vor etwa zehn Jahren für den spanischen Bischof Varela zu Madrid komponirt hatte, bei welchem er während seines Aufenthaltes in Spanien längere Zeit gastfreundliche Aufnahme gefunden. Die Sache machte natürlich großes Aufsehen, einmal in musikalischer Hinsicht, weil Rossini bis dahin niemals als Kirchen-Komponist aufgetreten war, und wenn auch gerade keine Abneigung, so doch von früh an eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen geistliche oder überhaupt gegen die in strengen, gebundenen Formen sich bewegende Musik gezeigt hatte. Die interessante Frage aber über das Eigenthumsrecht an diese Composition trug das Ihrige zu bei, die Aufmerksamkeit noch mehr auf das neue Werk zu richten. Rossini soll nämlich von dem Bischof von Varela für dies Stabat mater eine goldene Tabatiere zum Werth von 10,000 Fr. erhalten haben, und in Folge dessen glaubten die Erben des Bischofs nach dessen Tode sich berechtigt, das Werk an die Musikhandlung von Aulagnier in Paris zur Publication zu verkaufen, als sie erfahren hatten, daß Rossini selbst eine Veröffentlichung desselben beabsichtige und es an die Musikhandlung von Troupenas verkauft habe. Letztere, die sich allein als rechtmäßige Eigenthümerin betrachtete, machte nun eine Klage gegen Aulagnier anhängig, ist jedoch schließlich damit abgewiesen worden, und so giebt es nunmehr von diesem Stabat mater nicht nur zwei gesetzlich anerkannte Pariser Ausgaben, sondern auch zwei deutsche, da Aulagnier es für Deutschland an Cranz in Hamburg, Troupenas an Schott in Mainz verkauft hat. So viel über die Geschichte des Werks, über seinen künstlerischen Werth werden die hiesigen Musikfreunde nächstens Gelegenheit haben, sich ein Urtheil zu bilden, da, nachdem es in Paris von den Mitgliedern der dortigen italienischen Oper mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden ist, die Direction des Königstädtischen Theaters sich beeilt hat, auch unser Publikum damit bekannt zu machen. Das Resumé einer in der Pariser Gazette musicale befindlichen Kritik ist, daß das Werk zwar nicht in dem erhabenen Styl eines Palestrina oder Marcello geschrieben, daß sich aber auch in dieser Sphäre die reiche Erfindungskraft Rossini's, die frische Eleganz und hinreißende Macht seiner Melodieen bewähre. (Preuß. Staatsz.)

*_* John Cooper war zu seiner Zeit ein in London eben so geachteter Schauspieler als Joe Gould ein durch Witz und lustige Streiche bekannter Privatmann. Cooper und Gould waren Freunde und als Ersterer eines Tages behauptete, daß ihn auf der Bühne nichts aus dem Concepte bringen könne, bot Letzterer eine Wette, die Cooper annahm. Bald nachher spielte Cooper in Dover. Zu seinem Benefiz ließ Gould unter fremdem Namen eine Loge des zweiten Ranges, unmittelbar der Bühne gegenüber, belegen, trat während des zweiten Actes in einer von Cooper's Hauptscenen mit Geräusch ein, setzte grüne Brillen von ungewöhnlicher Größe auf, zog ein Teleskop aus dem Futterale, öffnete das lange, achtmal eingeschobene, schraubte es an die Logenwand und richtete das, mehre Fuß über die Brüstung ragende gerade auf Cooper. Cooper sprach eben einen Monolog und sobald er ihn beendigt, rief Gould mit verstellter Stimme: „Bravo, Cooper! Recht leidlich!" Das ganze Haus blickte auf den Rufenden und dessen Fernrohr. Gould aber postirte sich wieder hinter dasselbe, richtete es wieder auf Cooper und verfolgte damit jede seiner Bewegungen. Schon wurde Cooper's Unruhe bemerklich. Er hustete, schaltete hm's! und ha's! ein, stotterte und blickte immer wieder nach dem Fernrohre. So oft er aber hustete, stotterte, oder sich versprach, kam ein Zuruf von dem Manne mit dem Teleskope, bald: „Hast den Husten, Cooper!" bald: „Nicht gestottert, Cooper!" bald: „Wie war das, Cooper?" Ehe die Scene ausgespielt, vergaß Cooper jedes Wort, das er zu sagen hatte, und trat an die Lampen, sich beim Publicum zu entschuldigen. Doch bevor er begonnen, stieß Gould sein Fernrohr zusammen und rief: „Nun, frisch losgelegt, Jack!" Das war mehr als Cooper ertragen konnte; er lief spornstreichs von der Bühne und gleichzeitig verschwand Gould. In der Garderobe fand Cooper ein Billet des Inhalts: „Soupire heute bei mir und bezahle mir morgen früh die Wette. Dafür will ich dir mein Teleskop leihen. Dein treuer Joe Gould."

*_* Am Tage der vierzig Ritter ging ein ältlicher Herr an den Tuilerien vorüber, und nahm aus einer werthvollen Platinadose, eine Prise Taback. Da kommt ein modisch gekleideter Jüngling, im Löwenbart, mit lackirten Stiefeln und buttergelben Handschuhen auf ihn zu, und bittet so artig um eine Prise, daß nur ein Barbar sie ihm abgeschlagen hätte. Fünf Minuten nachher will der Herr wieder eine Prise nehmen, aber seine Dose ist verschwunden, und er findet statt ihrer eine mit Taback gefüllte Papierdüte in seiner Rocktasche. In Paris, wo man für Alles gleich entsprechende Namen findet, nennt man diesen Industriezweig „Voi à la prise de Tabac".

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 27. März:

### Große musikalisch-dramatische Akademie,

in welcher chronologisch geordnete Bruchstücke aus den Entwicklungsperioden der Oper von Lully's Zeit, dem Stifter der Academie-Royale zu Paris, bis auf die unsrige zur Aufführung gebracht werden.

(Abonnement suspendu.)

Montag, den 28. März. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth. Musik von Meyerbeer. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterleth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 87. 29. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Fortsetzung.)

Unglückliche Hortense! Könnte sie wenigstens eine zweite Botschaft an Baron von Banner abschicken, und seinen Edelmuth, sein Zartgefühl um Verschiebung einer Unterredung anflehen, die sie sich als ein Verbrechen vorwerfen müßte! Aber, wo ihn finden? Ohne Zweifel ist er unterwegs, er naht, Hoffnung und Liebe im Herzen. Was beginnen, o Gott! was beginnen? Er hat den Schlüssel zu ihrem Gemache. Sie könnte wohl die Thüre von innen verschließen; aber würde von Banner nicht vielleicht Gewalt brauchen und Lärmen machen? oder durch eine unerwartete Beleidigung zugleich gedemüthigt und erzürnt, könnte er nicht den Entschluß fassen, anderswo eine willigere Aufnahme zu suchen? Dieser Gedanke ist schrecklich für ein liebendes Weib, und Hortense kann es sich nicht länger verhehlen: von Banner ist es, den sie liebt. Alonzo ist für sie nur noch eine Erinnerung, die sich im Nebel der Zeit verliert, ein Schatten, ein theures und düsteres Gespenst, das man in Stunden der Wehmuth beschwört. Baron von Banner hingegen lebt, und auch er hat Ansprüche auf ihre Dankbarkeit; hat er ihr nicht das Leben gerettet? Und sind von Banner und Alonzo nicht eine und dieselbe Person? Und Gott, der ihnen dieselben Züge gegeben und dieselbe Stimme, sollte er ihnen nicht auch dieselbe Seele gegeben haben, oder konnte nicht Alonzo's Seele den Leib des Barons von Banner belebt haben? O, gewiß, so war es! Hortense treulos, wortbrüchig?, unmöglich! Und wenn die Seelenwanderung, in Bezug auf gewöhnliche Menschen eitel Lug und Trug ist, so muß sie für die Liebenden wahr seyn.

So wie diese Ideen durch die Phantasie der Herzogin gleiten, hellt sich ihre Stirne auf: ihre Augen, welche Thränen umwölkten, nehmen ihren früheren Glanz wieder an; sie athmet wieder frei. Auch übereile man sich nicht und beschuldige sie nicht des Leichtsinns; sie hat einen tugendhaften Entschluß gefaßt. Da der geliebte Banner kommt, da sie in einer schwachen Stunde seinen Bitten nachgegeben, ihm den Schlüssel zu ihrem Gemache geschickt — so will sie ihn einlassen; aber wenn er einmal bei ihr ist, will sie ihm zu Füßen fallen, ihn um Gnade anflehen, und Banner, der sie so ehrfurchtsvoll liebt, wird an einem solchen Tage sich an dem Namen Alonzo's nicht versündigen wollen. Ja, noch mehr, er wird mit ihr für die Ruhe des treuen und unglücklichen Pagen beten.

In diesem Augenblicke schlug eine Standuhr in ihrem Zimmer. Es war ein Uhr! Und er ist noch nicht da! sollte er sie nicht so heiß lieben, als er in seinen Briefen versichert? Um sich zu beruhigen, öffnet sie das Kösserchen, das diese theure Correspondenz enthält: ist es nicht ein Mittel, sich mit ihm zu unterhalten, bis er selbst erscheine? Indem sie in den Briefschaften blättert, fällt ein Papier aus dem Kösserchen; es ist auch eine Botschaft der Liebe, das letzte Billet, welches ihr Alonzo de Lara geschickt, und worin er eine seiner Locken eingeschlossen; die Locke lag noch darin; das Billet war mit seinem Blute geschrieben und enthielt diese Worte: „Die Zeit und Hortense."

Die Zeit! O damals warst Du noch sehr jung, schöner Page! Deine schönen blonden Haare, Dein Billet trug Hortense lange auf dem Herzen, wie einen untrüglichen Talisman. Aber es kam ein Tag, wo der Talisman seine Kraft verlor, und da wurde er in dieses Kösserchen verbannt, und in diesem Grabe ist Dein armes kleines Billet nebst Deiner Locke unter den Briefen Deines Nachfolgers begraben worden. Beim Anblick der frommen Reliquie stieß die Herzogin einen Schrei aus: in demselben Augenblicke ließ sich ein Geräusch in dem Gange vernehmen, der zu dem Thürchen führte, welches auf den Park ging. Hortense fühlte ihr Herz klopfen; rasch schlug sie das Kösserchen zu und wartete mit niedergeschlagenen Augen. Bald rollte die Thüre ihres Gemaches geheimnißvoll in den Angeln; die Tritte eines Mannes erschallten auf dem Fußboden, gehemmtes Athemholen ließ sich vernehmen, aber keine Stimme erhob sich. Erstaunt schlug Hortense die Augen auf und — wer schildert ihr Entsetzen — Prinz Philipp von Savoyen stand vor ihr bleich, stumm, unbeweglich.

„Prinz," sprach sie mit kaum artikulirter Stimme, „was wollt Ihr, und wer hat Euch erlaubt — Geht, geht ——"

Ein bitteres, kaum bemerkbares Lächeln flog über seine Lippen.

„Frau Herzogin," antwortete er, „ich weiß wohl, daß Ihr mich nicht um diese Stunde erwartet. Nun, er ist gekommen, er ist da unten unter Euerem Balkon, und ich dachte, es würde Euch freuen, es aus meinem Munde zu erfahren."

„Ha! Ihr habt ihn gemordet," versetzte Hortense in einem schrecklichen Tone; „Ihr seyd ein Mörder!"

„Ich fürchte es," erwiederte der Prinz kalt; „allein wenn der Baron die Sprache wieder erlangt, so wird er Euch sagen, daß Alles zwischen uns hergegangen, wie es die Grundsätze der Ehre erfordern, und wie es sich zwischen Edelleuten ziemt. Ich habe Euch gewarnt, und Ihr hättet bedenken sollen, daß Ihr mit einem Mancini zu thun hattet. Ich habe mich und Eueren Mann gerächt: von nun an steht es Euch frei, den Baron von Banner zu jeder Stunde zu empfangen: ich habe nichts dagegen, und Ihr werdet mich nie wiedersehen."

Hortense war vernichtet; sie sank auf den Fußboden nieder, ohne selbst das Ende dieser grausamen Worte zu hören. Als sie wieder zu sich kam, war der Prinz verschwunden; an seiner Stelle fand sie Banner's Leiche. Die Herzogin schleppte sich bis zum blutigen, entseelten Körper, den sie mit ihren Armen umklammerte, und sich über das theure Gesicht beugend, das ein bloßer Blick von ihr sonst in Liebe aufleuchten ließ, drückte sie den entfärbten Lippen einen langen bebenden Kuß auf, vielleicht den ersten! (Fortsetzung folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

„Nun, Henriette, es scheint, Sie haben einen tödtlichen Kummer, der Sie verzehrt?"

„Nicht um meinetwillen!" erwiederte sie, ohne ausreden zu können, weil ein schrecklich drohender Blick ihres Mannes sie traf.

„Sprechen Sie ohne Furcht, ich bitte Sie, und machen Sie sich keine Sorge um das, was daraus erfolgen könnte."

„Ich beklage mich nicht," sagte sie so leise, daß der Minister es nicht verstehen konnte.

„Ich glaube, Sie wagen es nicht zu reden, und wenn Sie wünschen, daß Herr von Saint-Mars sich entferne —"

„Nein, Monseigneur," unterbrach ihn Saint-Mars, und legte die Hand an die Pistole, so daß seine Frau es bemerkte.

„Ich verlange nicht, daß er gehen soll," fiel Henriette schnell ein, und faltete die Hände, um den unheilvollen Vorsatz ihres Mannes, den sie befürchtete, abzuwenden.

„Tragen Sie doch kein Bedenken, mir zu eröffnen, was Ihnen etwa Verdruß und Mißvergnügen macht; denn Sie scheinen krank und sehr bekümmert. Sie haben viel geweint, und weinen ja in diesem Augenblick."

„Alle Frauen, Monseigneur, sind reicher an Thränen, als an Gründen," warf Saint-Mars ein.

„Weil Sie denn doch durch Ihre Indiscretion mich dazu nöthigen, mein Herr," versetzte Louvois, auf's Außerste gebracht, „so werde ich mich ganz offen über dieses delikate Capitel aussprechen, indem ich jetzt klar sehen will: seit mehreren Jahren hat sich das Gerücht verbreitet, daß Sie eine schreckliche Tyrannei gegen Ihre Frau Gemahlin ausüben —"

„Dieses falsche Gerücht kommt sicher nicht von Frau Saint-Mars," sagte der Gouverneur mit einem Blick und Tone, vor denen Henriette verstummte.

„Man sagt," fuhr Louvois fort, „daß Madame tausend Grausamkeiten von Ihnen erfahren müsse, daß sie von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sey, daß die nothwendigen Lebensbedürfnisse ihr mangeln, daß sie ihre Jugend nur in Gebet und Thränen zubringe, daß sie unaufhörlich beleidigt, sogar geschlagen werde —"

„Monseigneur, Sie werden mir den Verleumder nennen, um ihn dem König anzuzeigen!" schrie Saint-Mars, eine edle Entrüstung affectirend.

„Es sind nur Gerüchte, ich gestehe es," erwiederte Louvois, beinahe irre gemacht durch Saint-Mars zuversichtliche Sprache, „aber diese Gerüchte am Hofe währen immer fort, und vergrößern sich —"

„Kann man den Jungen wehren, ihr Spiel zu treiben?" versetzte der Gouverneur, ohne daß seine Frau sich regte. — „Vertheidigen Sie mich doch, Madame," rief er gebieterisch, „und lassen Sie mich nicht Ihretwegen anklagen!"

„Sie vertheidigen sich so trefflich, mein Herr," erwiederte sie geringschätzig, „daß ich es Ihnen darin nicht gleich thun kann."

„Madame Dufresnoy sollte mich hierher begleiten," fuhr der Minister fort, „um die Wahrheit zu erforschen —"

„O wie oft habe ich mich gesehnt, meine Schwester zu umarmen, sagte Frau von Saint-Mars, in Thränen zerfließend.

„Sie wünschte es eben so sehr, mein Kind, aber am Abend vor der Abreise hat sie sich durch einen Fall beschädigt, der zwar nicht gefährlich ist, aber zwei Monate hindurch sie zu unbedingter Ruhe nöthigt: ich war daher gezwungen, ohne sie abzureisen; ich versprach ihr, mich bei Ihnen zu erkundigen, welche Beschwerden Sie gegen Herrn von Saint-Mars haben, und Pignerol nicht zu verlassen, ohne vorher genaue Nachricht über Sie einzuziehen."

„Danken Sie Madame Dufresnoy in unserm Namen," sagte Saint-Mars; „ich bin nicht weniger gerührt, als Frau von Saint-Mars über ihre angelegentliche Theilnahme an der Lage der Personen, die sie verheirathet hat."

„Henriette, Sie verhehlen mir etwas?" sagte der Minister zu ihr mit zarter Freundlichkeit: „Sie sind nicht glücklich hier? Vermissen Sie vielleicht den Hof, Ihre Schwester, die Vergnügungen Ihres Alters, die Ihrem Herkommen gebührende Ehre? Wollen Sie, daß ich Sie mit mir nehmen soll?"

„Allein!" sagte sie unüberlegt, „o nein! nie werde ich ihn verlassen."

„Sie sehen, wie sehr Frau von Saint-Mars mir anhängt!" fiel Saint-Mars ein, und warf ihr einen niederschmetternden Blick zu.

„Herr von Louvois!" sagte sie, in Schluchzen ausbrechend.

„Haben Sie Mitleid mit dieser armen Dame, Monseigneur," flüsterte Saint-Mars dem Minister in's Ohr, „sie ist so geistesschwach, daß ihr Kopf sich nach jedem Winde dreht, und Sie könnten, wenn Sie so fortfahren, sie so verrückt machen, wie ich sie schon gesehen habe."

„Verrückt?" fragte Louvois, und erklärte sich aus dieser geheimen Mittheilung die Verirrung und Verzweiflung, die in Henriettens Augen zu lesen waren.

„Monseigneur," meldete Laforet, mit einem Gedecke auf einem Kredenzteller eintretend, „der Tragsessel, den Sie befohlen haben, ist im Vorzimmer mit den Trägern."

„Was ist das?" fragte Louvois, auf das Gebrachte deutend, das der Kammerdiener vor ihn hinsetzte.

„Es ist eine Verordnung des Arztes," antwortete Laforet mit zufriedener Miene, die ihn nicht Lügen strafte, daß dies auf seine eigene Hand aus Anhänglichkeit an seinen Gebieter geschehen war.

„Von Reilh?"

„Ja, Monseigneur, ich habe ihn so gedrängt, Ihnen ein wenig Nahrung zu erlauben, bis er zugegeben hat, daß Sie vor Ihrer Promenade dies zu sich nehmen."

„Recht gern will ich essen," sagte der Reconvalescent, dessen Appetit beim Anblick eines Huhns und einer versiegelten Flasche erwacht war.

„Monseigneur, wir werden Ihre Mahlzeit nicht stören," sagte Saint-Mars, indem er aufstand, und sich anschickte, seine Frau mit sich fortzuschleppen, deren innere Erschütterung mit jedem Augenblicke zunahm.

„Bleiben Sie, unterbrach ihn Louvois mit vollem Munde, „oder führen Sie wenigstens Frau von Saint-Mars nicht fort; wenn Sie übrigens für gut finden zu gehen, so wird die liebe Henriette mir Gesellschaft leisten."

„Ja, Monseigneur," sagte sie dankbar.

„Nun denn, wir werden Ihnen Gesellschaft leisten," sagte Saint-Mars, und setzte sich nieder. (Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

### Vereitelter Verrath.

Indessen freute sich der Sbirrencapitain, der ehemalige Räuberhauptmann Diamante, über den hellen Mondenschein. Es war zwei Uhr Morgens und noch kein Schlaf über seine Augen gekommen. Die nahenden Ereignisse erregten die schönsten Hoffnungen in ihm, und er träumte von Triumph, Avancement und Belohnung, ja sah sich schon zum Obristen ernannt. Den Befehlen des Gouverneurs zufolge ließ er den Rappell schlagen, und sammelte das Detaschement, welches den Wald vom freien Felde her umringen sollte. Seiner Ueberzeugung nach durfte nicht ein einziger der Räuber entwischen. Mit möglichster Stille marschirten seine Leute und nahmen geräuschlos die Posten ein, welche sie im Walde occupiren sollten. Ihrerseits waren auch die hinter den Büschen am Rande des Waldes versteckt liegenden Genossen von Décésaris, von denen einer auf einer hohen Eiche als Vedette aufgestellt war, auf ihrer Huth, und harrten schweigend auf die Ankunft der Soldaten des Papstes. Auf der Erde liegend, vernahmen sie plötzlich in der Ferne den Schritt der nahenden Feinde, und in demselben Augenblicke ertönte auch von der Eiche herab ein pfeifender Ton, gleich dem eines Vogels. Dieß war das verabredete Signal. Derjenige, welcher gepfiffen, sprang vom Baume herab, und sie eilten nun zur Stelle des Rendezvous. Da Décésaris und Carlini noch nicht wieder zurück waren, als die Räuber zum Rendezvous kamen, so legten sie sich indessen in's Gras, aßen, tranken, fluchten und wünschten den Gouverneur von Frosinone und seinen Sbirrenkapitain zu allen Teufeln. In diesem Augenblicke erschien auch ihr Hauptmann auf einem hervorragenden Felsen; mit Leichtigkeit sprang er von demselben herunter, während sein dicker und fetter Camerad, sich an den Felsspitzen festklammernd, allmälig herabglitt.

„Nun, fragte Décésaris, was habt Ihr gethan, was gesehen? Sind des Papstes Soldaten an den Saum des Waldes gekommen, uns zu umzingeln und zu füsilliren? Corpo di Bacco, Signor governatore, wir werden heute die Ehre haben, Dein heuchlerisches Antlitz zu schauen; aber Deine Freude, alter Schurke, soll nicht lange währen." Mit wildem Hohngelächter blickte er bei diesen Worten seine Gefährten an. „Freunde, fügte er hinzu, wir haben keine Zeit zu verlieren. Schon geht die Sonne auf; der Tag wird schön werden für uns. Wir müssen nun daran denken, unserer Feinde Pläne zu vereiteln."

Er postirte hierauf sechs seiner Gefährten hinter dichtes Gebüsch, nahe an dem Wege, welchen der Gouverneur und sein Gefolge passiren mußten, und ertheilte ihnen den Befehl, sobald sie einen Pfiff vernähmen, augenblicklich auf die Mannschaft des Papstes Feuer zu geben. Um aber dem Gouverneur auch nicht die geringste Veranlassung zum Verdachte zu geben, behielt Décésaris nur zwei seiner ergebensten Räuber um sich und setzte sich mit ihnen, nachdem er ihnen zuvor allen Zorn eingeflößt, den er selbst hegte, an den Fuß der bezeichneten Platane, um hier die Gesandtschaft zu empfangen.

In der Ueberzeugung, daß sein Geheimniß vollkommen bewahrt sey, hielt der Gouverneur seine Beute schon für gewiß, und träumte schon im Voraus von dem Ruhme, das Land von den Ungeheuern zu befreien, von denen es so lange heimgesucht worden war. Voll von diesen Illusionen, hatte sich der Gouverneur auf den Marsch begeben, begleitet von dem begnadigten Räuberhauptmanne und vier Sbirren ohne Waffen. Der Zweck dieser harmlosen Escorte war, Décésaris zu beweisen, daß man volles Vertrauen in seine Aufrichtigkeit setzte, wie auch, um ihn ganz sicher zu machen.

„Siehst Du nichts, sagte Décésaris zu Carlini. — Noch nicht; aber irre ich nicht, so höre ich Pferdegetrappel. — Ich aber sehe einen ganz schwarzen Mann, mit schwarzem Hute und schwarzem Mantel; nur sein Pferd ist weiß. Gewiß ist er's; es ist der Gouverneur und neben ihm auf einem Rosse, das alle Minuten strauchelt, der Verräther Diamante. Welch stolze Miene! Wie er sich zurückbiegt! Welche Wichtigkeit und welche Hoffnung in dem alten Gesichte! Vier Sbirren zu Fuß begleiten sie und auch in ihren Augen glänzt die Freude. Geduld, meine theuren bekehrten Cameraden, ihr sollt nicht lange mehr lachen."

Jetzt legte Décésaris seinen Kopf in beide Hände, wie um sich zu sammeln; sodann nahm er eine wichtige Miene an, und gab allen seinen Zügen den Ausdruck der Ruhe und des Vertrauens wie ein vollendeter Diplomat. Hierauf erhob er sich und ging dem Gouverneur, der vom Pferde gestiegen war, und mit seinem Gefolge auf ihn zukam, entgegen. Als der Gouverneur dem Räuberhauptmanne gegenüber stand, reichte er ihm die Hand. Mit demüthiger Miene, ja fast mit Zerknirschung reichte der Räuber die seinige hin. Die Hitze war erstickend. Nachdem der Gouverneur sich den Schweiß getrocknet, eine tüchtige Prise Tabak genommen, hustete er, räusperte sich und sprach, den Räuber nur von der Seite ansehend, mit leiser, zitternder Stimme: „Du siehst, auf Diamante deutend, das glückliche Loos Deines ehemaligen Gefährten. Er war, wie Du, Hauptmann einer Räubertruppe, die seinen Befehlen blind gehorchte; aber Gott hat ihn erleuchtet, und im Vertrauen auf die Gnade des heiligen Vaters hat er die Verzeihung und den Frieden angenommen, die wir ihm darboten."

Mit scheinbar größter Aufmerksamkeit hörte der schlaue Décésaris diese Worte an, und senkte dabei die Blicke zu Boden.

„Wenn es mir, fuhr der Gouverneur fort, gelingen sollte, Dich zu überzeugen und von Deinem bisherigen Lebenswandel abzuleiten, so wirst Du hinfüro ein Leben ohne Kümmerniß führen. Wir wollen die Vergangenheit unberührt lassen, und Deine Existenz großmüthig sichern; folgst Du aber nicht, so werden wir fortan ohne Mitleid seyn. Zahlreiche Carabiniers werden Dich verfolgen, gefangen nehmen und fesseln, und eine Guillotine wird zuletzt Dein Loos seyn."

Kaum vermochte Décésaris in diesem Augenblicke seine innere Ungeduld länger zu zügeln. Nach langem Zaudern schien er sich endlich zum Reden zu entschließen; er wollte seine Bedingungen stellen, und scheinbar sehr auf deren Erfüllung dringen, um keinen Zweifel zu gestatten über seine Absichten, und glauben zu machen, er sey wirklich geneigt, den Vertrag anzunehmen.

„Mein Leben, sagte er, ist ein Leben voll Entbehrungen und Gefahren; allein ich besitze Kühnheit, Muth und Energie der Seele, und kenne das Geheimniß, mein Geschick mit einer großen Zahl anderer Menschen zu verknüpfen, und sie durch die Hoffnung nach Gold und Befriedigung aller Wollüste dieser Welt zu beherrschen. Ich bin ein Verbrecher, das weiß ich, und die Verzeihung des heiligen Vaters wird mir durch Dich angeboten... Das ist viel!" Bei diesen Worten zog er ein kleines bronzenes Madonnenbild hervor, und küßte es inbrünstig. Des alten Gouverneur bleiches gefurchtes Antlitz erheiterte sich in diesem Augenblicke, und sein Herz klopfte von Hoffnung.

„Allein, ehe ich Ihnen folge, fuhr jetzt Décésaris fort, will ich erst meiner Freiheit gewiß seyn; schwören Sie daher, daß ich

nicht in eins der schwarzen Kerkerlöcher der Engelsburg geführt werde, mit dem elenden Solde von 3 Poles den Tag. Bevor ich nicht hierüber Garantieen besitze, folge ich nicht. — Wenn Du wirklich demüthig und unterwürfig bist, erwiederte der Gouverneur, so baue auf die Großmuth des heiligen Vaters... Man wird Dich ganz so gut behandeln, wie Deinen alten Cameraden, den braven und treuen Diamante. Gott sey Dir gnädig und nehme alle Gedanken des Widerstandes von Dir. — Amen," murmelte der Räuber.

(Fortsezung folgt.)

## Tabletten.

*** (Wien.) Baron Hügel hat in seinen Gewächshäusern zu Hitzing auch dieses Jahr den Reigen der Blumenausstellung begonnen, und was uns hier gezeigt wird, dürfte an Reichthum und Geschmack der Anordnung nicht leicht zu übertreffen seyn. Wir wandeln in einer ganzen Waldmasse von Camellien, die allein in dreißigtausend Blüthen strahlen, darunter große dicke Bäume in voller Blumenpracht, im herrlichsten Glanz und Wechsel der Farben! Dazwischen bilden andere exotische Prachtgewächse der seltensten Art, so wie der dunkelste Hyacinthenflor einen Blumenteppich, von dem sich das Auge kaum zu trennen vermag.

*** (Der Hanns Jörgl in Wien.) So heißt eine in Wien erscheinende Volksschrift in monatlichen Heften, welche das Volksleben dieser großen Residenz beschreibt. Schon die Haude und Spenersche Zeitung, das Frankfurter Konversationsblatt, die Biene und der Correspondent von Deutschland haben über dieses literarische Unding gesprochen, sich über den pöbelhaften Ton desselben vernehmen lassen und mit Recht ihr Erstaunen zu erkennen gegeben, wie derlei widriges, allen Witz, allen Humor, alle Achtung für den Leser entbehrende Zeug in Wien Absatz, wenn auch nur geringen, finden könne. Da ist kein Stand, den Hanns Jörgel nicht herab zieht, keine Persönlichkeit, die er schont, ja auch die Beamten greift er an, und viele Personen in ihren Privatverhältnissen. Zugleich geschieht dieß immer in einem Tone, welcher die undelikate Gesinnung des Schreibers nur zu sehr verräth. Aber das Pasquill-Artige tritt nur desto schärfer heraus, und die rohen Ausfälle fallen nur um so mehr auf. Manchmal greift der Verfasser auch in literarische Verhältnisse ein. So tritt er dem Autor des österreichischen Parnasses mit großer Wuth entgegen. Hiezu hätte er das volle Recht, denn diese Schmähschrift hat in Wien eben so wie der Hanns Jörgl mißfallen; Pasquille haben alle dasselbe Schicksal! Daß aber der Verfasser des unsaubern Hanns Jörgl dem Autor des österreichischen Parnasses zuruft: „Du Galgenabg'schwadter Hallunk! (zu deutsch: Du vom Galgen herabgeschwemmter Hallunke!) das ist doch gar zu gemein. Für derlei Ausdrücke sollte es weder Lettern noch Buchdrucker-Schwärze geben, und verdient eine solche Sprache eines Wiener Broschüren-Schreibers in Deutschland zur allgemeinen Würdigung bekannt gemacht zu werden. (Eingesandt.)

## Aus Wien.

(19. März.)

Unsere Wintersaison war und ist noch immer aus drei Bestandtheilen zusammengesetzt, nämlich aus Concerten, dann aus — Concerten, und dann noch ein Mal aus Concerten. Sie können sich kaum einen Begriff davon machen, welche Künstlerfluth über uns herangerauscht kam, wie die Concertliebhaber zu wahren Märtyrern für ihre Gottheit wurden, wie die sämmtlichen hiesigen Concert- und Musikreferenten jetzt deutlich beweisen, daß sie „nicht umzubringen" seyen, denn, wäre z. B. Schreiber dieses so ein Musikreferent, er würde, aus Verzweiflung über die zahllosen Mittags-, Abend- und nun noch (um das Leidensmaaß voll zu machen) — Nachtconcerte, über die noch zahlloseren, und sehr oft namenlosen mitwirkenden Dilettanten, und über deren, zum wahren Eckel oft vorgesungene, vorgegeigte, vorgeblasene und vorgeklavirte Bravourstückchen, — er würde, sage ich, seinen Kunstsinn auf immer zerstört haben, indem er noch ein Concert des Flötisten ... — Doch wir wollen um der Großen willen mit den Kleinen nicht rechten, und in Lust der Genüsse gedenken, welche wir dem heurigen Künstlerkampfe doch auch verdanken. — Der interessanteste Wettstreit war unstreitig jener zwischen den beiden Cellisten Servais und Bohrer, dem würdigen Oheime der lieblichen, kleinen Clavierspielerin Sophie Bohrer. Servais ist durch und durch Romantiker, und hat sich alle üblen und guten Merkmale dieser modernen Schule in vollstem Maße zu eigen gemacht. Er behandelt sein Instrument mit staunenerregender, oft dämonischer Gewalt, während er gleich wieder nach solchen Tongewittern ein süßes Lied den zauberischen Saiten entlockt, ein so hinreißendes, schmelzendes Lied, daß es wie milder Sonnenstrahl, jedes Dunkel und Düster erhellend, in's tiefste Innere der entzückten Hörer eindringt. — Bohrer hingegen, ein treuer Anhänger der alten, Romberg'schen Schule, allen Flitter, alles Barocke, Bizarre, und wie die Modeartikel der Kunst alle heißen mögen, verschmähend, zeichnet sich durch eine solide, besonnene und edle Spielweise äußerst vortheilhaft aus, und während der „musikalisch-zerrissene" Servais sein Instrument wie ein Liebchen stürmisch und in wildem Drange an sich reißt, — streichelt und pflegt es Bohrer, wie ein liebevoller Vater sein Kind, und küßt es wohl innig, aber nicht mit so versengender Gluth wie Jener. Die beiden Künstler, die diese immer mehr mißbrauchte Bezeichnung wahrhaft verdienen, besiegten nicht Einer den Andern, sondern die, immer allgemeiner werdende Apathie gegen Concerte, und ernteten wahre Triumphe. — Den dritten Glanzpunkt der dießjährigen Concertsaison bildet der Pianist Döhler, der, von seiner Kunstreise zurückkehrend, das hiesige Publikum im wahrsten Sinne des Wortes überraschte, mit den bedeutenden künstlerischen Fortschritten, die der, schon damals eminente, Virtuose in einem Zeitraume von ungefähr sechs Jahren gemacht hatte. — Dann concertirten noch die Damen Merti und Brandis-Wabrlich, und der Fagottist Neukirchner. — Nachdem ich noch der Gesellschafts-Concerte, des Saul's von Aßmeyer Erwähnung mache, übergehe ich einige unbedeutendere Musik-Akademien, und erzähle Ihnen von der einzigen deutschen Improvisatrice Lyser, welche bei ihrer zweiten und zugleich letzten Produktion zwar nicht so reussirte, wie bei ihrer ersten, jedenfalls aber auch hier ihr wirklich seltenes Talent glänzend an den Tag legte. In Bezug auf das „Zurufen von Endreimen" hat jeder, höher strebende Stegreifdichter einen sehr schwierigen Stand, weil die höhere und gebildetere Classe sich mit dem „Endreimzurufen" nicht befassen zu wollen scheint, dieses Geschäft also dem minder gebildeten Theile des Publikums zur Last fällt, und es daher gar nicht wunderbar ist, wenn die Endreime zur Welt gebracht werden, die sich, wie z. B. „Herr Koderwein" und „Elfenbein" mit eisernem Geodianism den Fahrten der stegreiflichen Fantasie entgegenstellen. Indeß überwand die bescheidene Madame Lyser auch die Schwierigkeiten von dieser Seite, und verdient von allen bisher gehörten Improvisatoren aller (?) Nationen unstreitig den Vorzug, der ächten poetischen Ader wegen, die in allen ihren Gedichten so mächtig pulsirt, und ihren Produktionen nicht die Gestalt von tauben Nüssen verleiht, die außen golden, innen aber ohne Kern sind. — Einen neuen Zuwachs erhielt unsere Concertstagione an dem berühmten Lehrer des ebenfalls berühmten Parish-Alwars, Herrn Bochsa und dessen — Schülerin, die Sängerin Mad. Bishop, welche sich aber Beide erst in der Folge und, wie wir so eben vernehmen, ganz bestimmt in Saphir's Akademie am 3. April hören lassen werden.

(Schluß folgt.)

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 29. März. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abtheilungen von Scribe, übersetzt von Cosmar.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Ostereieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 88. 30. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Herzogin von Mazarin.

Nach dem Französischen von J. Duesberg.

(Fortsetzung.)

So ging zum zweitenmale das Horoscop der Voisin in Erfüllung, daß die Augen der schönen Hortense vielen Leuten den Tod bringen würden. Der beleidigte Gatte und der vergessene Geliebte waren auf eine grausame Weise gerächt. Der Page des Cardinals Mazarin hatte den Sohn des Siegers bei Leipzig um nichts mehr zu beneiden.

Als der Herzog von Mazarin Nachricht von dieser Katastrophe erhielt, glaubte er, der günstige Augenblick sey gekommen, die Herzogin zu bewegen, zu ihm zurückzukehren; da er aber die Zauberkraft befürchtete, die sie auf die Männer ausübte, so wendete er sich an einige andächtige Damen bei Hofe, welche ihm versprachen, Hortense ihm wieder zuzuführen. Unter ihnen befand sich eine Person, welcher die Herzogin einst in Frankreich einiges Wohlwollen erwiesen hatte, und die sich Frau von Ruz nannte. Diese Damen begaben sich nach London, und da sie den Wunsch geäußert, bei der Herzogin zu erscheinen, wurden sie durch Pagen, die in Trauer gekleidet waren, in ein schwarz ausgeschlagenes Gemach geführt, welches durch Wachskerzen und Trauerlampen erleuchtet war. Hier brachte die schöne Herzogin von Mazarin, einst die Seele der Feste von Whitehall und Windsor, ihre Tage zu, seit dem Tode des schönen Barons von Banner. Nachdem Frau von Ruz sie zärtlich umarmt hatte, glaubte sie die Herzogin gleich von vorne herein von dem Zwecke ihrer Reise benachrichtigen zu müssen, und da sie in Frau von Mazarin drang, sie solle zu ihrem Manne zurückkehren, welcher geneigt sey, das Vergangene zu vergessen, bedeutete ihr die Herzogin, ohne ein Wort zu sprechen, durch ein Zeichen, ihr nebst den übrigen Frauen zu folgen.

Nachdem sie durch mehrere sämmtlich schwarz ausgeschlagene Zimmer gekommen, befanden sie sich in einem Gemache, wo sich inmitten einer Menge Wachskerzen ein Sarg befand, über welchen eine Draperie von schwarzem Sammt gebreitet war. Ein noch junger Mann lag darin; er trug ein elegantes Hofkostüm, und schien in einen süßen Schlummer versunken. Es war der schöne Baron von Banner. Nachdem sie ihn so sehr im Leben geliebt, hatte sich die Herzogin nicht entschließen können, nach seinem Tode von ihm zu scheiden. St. Evremond hatte seinen Freund, den berühmten Doctor Ruysch bewogen, durch seine wunderbare Kunst, den Schein des Lebens einem Rivalen wiederzugeben, dessen Looß der alte General beneidete, wie er sagte.

Die Herzogin, nachdem sie den Todten auf die Stirne geküßt, lud Jedermann ein, niederzuknien. Zugleich stimmte Dery den so poetischen und so düsteren Psalm: „Jerusalem“ an, den Hortense besonders gerne hörte, und Frau von Ruz nebst den übrigen Damen mußten im Chor antworten. Als die Trauerlitanei zu Ende war, gab Frau von Mazarin ihren Pagen Befehl, die Deputation bis zur Thüre ihrer Wohnung zurückzugeleiten, ohne jedoch ein Wort hinzuzufügen. Da spätere Versuche nicht glücklicher ausfielen, so verlor Frau von Ruz zuletzt die Geduld und schiffte sich an einem schönen Morgen, nebst den übrigen Frauen, wieder nach Frankreich ein.

Philipp von Savoyen hielt sein Versprechen, nicht mehr vor der Herzogin erscheinen zu wollen. Er ging in's Kloster und starb als Malthefer Ritter, als Abt von St. Peter von Corvey, von St. Medard, von Soissons und von Notre-Dame du Gard.

### XXII.

Im Monat Juli 1699 verbreitete sich eine große Nachricht in London, und von da nach Frankreich und durch ganz Europa. Die Herzogin von Mazarin war plötzlich in ihrem Landhause zu Chelsea gestorben, in dem Glanze ihrer Reize, wie Cleopatra, wie Diana von Poitiers, wie alle jene berühmten Schönheiten, denen es vergönnt war, der zerstörenden Macht der Zeit zu trotzen. Sie war gestorben, wie ein solches Weib sterben mußte, mit dem Fächer in der einen Hand, und den Karten in der anderen. Immer noch den Erinnerungen der doppelten Liebe nachhängend, die ihr Leben erfüllt, und auf der anderen Seite zu leichtsinnig und zu kokett, um gleich ihrer Schwester Marie sich in die engen Mauern eines Klosters zu flüchten, hatte sie ihre Liebe in den fieberhaften Zerstreuungen des Spiels zu vergessen gesucht. Sie war es, welche das Bassettspiel in England eingeführt hatte, und der ganze Hof wurde von einer wahren Spielwuth befallen, sobald die Herzogin das Beispiel dazu gegeben. Nach ihrem Tode schien der englische Hof verödet.

Als der Herzog von Mazarin ihr Hinscheiden erfuhr, rief er aus: „Da sie mich im Leben nicht hat wiedersehen wollen, so will ich sie wenigstens todt besitzen.“ Er sendete Herrn Polastron nach England ab, mit dem Befehle, ihm diese theuren Reliquien zurück zu bringen. Herr von St. Evremond, dem der Gardekapitän seine Vollmacht so wie die nöthige Autorisation der englischen Behörden vorlegte, bemerkte ihm, daß der Vollziehung seiner Sendung eine Schwierigkeit im Wege stehe; die Ueberreste der Herzogin könnten ihm nur in so fern ausgeliefert werden, als der Herzog sich dazu verstände, die von ihr hinterlassenen Schulden zu bezahlen.

Polastron schrieb sofort an den Herzog von Mazarin, der ihn bevollmächtigte, alles zu bezahlen, was man verlangen werde — zum großen Schmerze des Herrn von St. Evremond, welcher gehofft hatte, die ungeheure Summe, auf welche sich

die Schulden beliefen, würde den Herzog abgeschreckt haben. Nachdem alle Gläubiger in klingender Münze waren bezahlt worden, wurde der Sarg in die Hände des Herrn von Polastron ausgeliefert. Er schiffte sich sofort ein und landete an der Küste der Bretagne, wo ihn der Herzog in einem seiner Schlösser erwartete. An diesen Ort knüpften sich für ihn süße Erinnerungen; er hatte daselbst einen ganzen Sommer mit der Herzogin zugebracht. Er empfing die Leiche kniend und mit entblößtem Haupte, in Begleitung seiner Pagen und einiger Mönche. Seine Züge waren sehr geändert seit dem Tage, wo er in der Schloßkapelle von Vincennes so zärtliche Blicke auf seine Braut heftete. Auf den hageren Wangen, in den tiefen Falten, die seine Stirn furchten, konnte man die Spuren der Leiden wahrnehmen, unter denen sein Herz geblutet, seit den dreißig Jahren, die er fern von seiner Hortense zugebracht. (Schluß folgt.)

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

### VI.

Saint-Mars mit Henrietten begleiteten den Minister in den Gefängnißhof, wo er die Arbeiten besichtigte, die eben zur Reinigung der Festungsmauern von den Brombeergesträuchen vorgenommen wurden. Er stieg vom Tragsessel herab, und versuchte, von Frau von Saint-Mars unterstützt, längs der Gräben hinzugehen. Saint-Mars blieb immer nur in solcher Entfernung, um hören zu können, was der Minister Henrietten sagen, und was diese ihm antworten möchte, allein Louvois hatte lange Zeit hindurch seine ganze Aufmerksamkeit nur auf die Reinigung der Mauern gerichtet.

„Ich befinde mich recht wohl," antwortete Louvois auf eine hingeworfene Frage der Frau von Saint-Mars, die einen Vorwand suchte, das Gespräch wieder auf den Punkt zu bringen, wo es vor der Mahlzeit des Ministers gewesen war.

„Sie sehen nun in der That, Monseigneur," sagte Laforet, der seinem Herrn nachging, „daß Ihre Schwäche nur vom Mangel an Nahrung herrührte."

„O! ich bin jetzt ganz zur Abreise geschickt," sagte Louvois vergnügt.

„Sie werden in drei bis vier Tagen abreisen?" fragte Henriette, die bloß noch von der Zeit eine Gelegenheit zu gewinnen hoffte, um zu erklären, was sie auf dem Herzen hatte.

„Morgen!" — erwiederte Louvois lebhaft, im entschiedenen und ungeduldigen Tone, „oder vielleicht diesen Abend noch — ich kann nicht länger warten, mir fehlen die Nachrichten vom Hofe, und ich muß fürchten, vergessen zu werden, wenn ich länger von der Person des Königs entfernt bleibe."

„Diesen Abend noch!" wiederholte Frau von Saint-Mars, die in diesen Worten das Urtheil über ihre und Fouquet's Gefangenschaft zu hören glaubte.

„Was ist sich da zu verwundern?" fiel Saint-Mars ein; „wir bedauern Monseigneur so bald zu verlieren, aber man darf Sie nicht einen Augenblick länger zurückhalten."

„Und Herr Fouquet?" sagte Henriette mit bittender Geberde, die ihr Interesse an dem Gefangenen vollständig ausdrückte.

„Was wollen Sie damit, Madame!" rief Saint-Mars, ihr den Arm drückend, und den Fuß beinahe zertretend.

„Sie erinnern mich an ihn," versetzte Louvois; „ich werde Pignerol nicht verlassen, ohne ihn gesehen zu haben."

„Dank, Monseigneur," flüsterte Henriette.

„Gehen Sie hinauf in sein Zimmer, und führen Sie ihn hierher."

„Wen?" fragte Saint-Mars, seinen Ohren nicht trauend.

„Herrn Fouquet."

„Fouquet!" schrie der Gouverneur außer sich.

„Nun, mein Herr! haben Sie gehört?" fragte der Minister in hohem Tone.

„Es ist unmöglich, Monseigneur."

„Unmöglich? wahrhaftig? Sie werden es **nicht** thun?"

„Gewiß, Monseigneur, werde ich einen Mann, der im Sterben liegt, nicht zwingen, aus dem Bette zu steigen, um Ihnen seine Verehrung zu erweisen," sagte Saint-Mars mit einem drohenden Blicke auf seine Frau, um von ihr nicht Lügen gestraft zu werden.

„Sie haben mir in der That bei meiner Ankunft gesagt, daß Herr Fouquet das Bett hütet," bemerkte Louvois arglos. „Ist denn sein Zustand noch immer so übel?"

„Er verschlimmert sich von Tag zu Tage."

„Lebensgefährlich also?"

„Zuverlässig."

„Warum haben Sie es dem König nicht berichtet?"

„Ich hatte noch nicht Zeit, ich werde berichten."

„Monseigneur, mir scheint, man täuscht Sie über den Gesundheitszustand des armen Herrn Fouquet," sagte Frau von Saint-Mars, alle ihre Kräfte zusammennehmend.

„Madame, sind Sie Gouverneur des Gefängnisses, und Fouquet's Wächter?" fiel Saint-Mars ein, wüthend über die Kühnheit seiner Frau.

„Seine Krankheit sey, welche sie wolle, ich will ihn sehen, selbst darüber urtheilen," sagte der Minister.

„Ihn sehen!"

„Wenn er nicht zu mir kommen kann, so werde ich nicht ermangeln, mich zu ihm zu verfügen."

„Sie wollen die hundert Stufen der großen Treppe steigen?"

„Ich werde es, in diesem Tragsessel."

„Ihr Anblick könnte ihn tödten, aus Schrecken und Ueberraschung."

„Haben Sie ihm denn die Wohlthat des Königs nicht angekündigt?"

„Welche Wohlthat?" fiel Henriette ein, in deren Gemüth ein Hoffnungsstrahl aufging.

„Herr Fouquet ist von allem unterrichtet, und dankt Ihnen," antwortete der Gouverneur verlegen: „aber ich muß glauben, daß er von einer glücklichen Veränderung seiner Lage keinen Gebrauch wird machen können."

„Warum nicht?" fragte Louvois, unzufrieden über die Widerspenstigkeit, die Saint-Mars zu erkennen gab.

„Weil er bald sterben wird."

„Dann ist es nothwendig, um des Ruhmes des Königs Willen, daß er nicht als Gefangener sterbe."

„Das hängt vom Willen des Königs ab!" erwiederte Saint-Mars, der epileptischen Zufällen nahe war.

„Oder von **meinem** Willen!" sagte der übermüthige Louvois.

„Monseigneur, wir sind nicht allein!" versetzte Saint-Mars mit Beziehung auf Henrietten, die von dem, was sie gehört hatte, entzückt war.

„Das ist richtig," bemerkte Louvois trocken, „wir werden bequemer in Gegenwart des Herrn Fouquet davon sprechen; führen Sie mich sogleich dahin, wo er sich befindet."

„Sie werden ihn todt finden!" sagte Saint-Mars mit gräßlichem Lächeln.

„Todt!" sagte Frau von Saint-Mars, den Mordgedanken ihres Mannes begreifend.

„Ich habe Monseigneur noch nicht berichten können," suchte

Saint-Mars das Gespräch zu wenden, „daß sich noch immer vornehme Damen für Herrn Fouquet sehr interessiren."

„Die Damen sind dem galanten Financier stets gewogen gewesen," warf Louvois zerstreut hin, und sah auf Henrietten, die betroffen schwieg.

„Er hat mit einer Dame vom Hofe zu correspondiren gewagt," fuhr Saint-Mars fort.

„Wer sollte dies seyn?"

„Sie errathen es wohl nicht," sagte der Gouverneur.

„Sie scheinen Ihrer Entdeckung sehr sicher zu seyn?"

„Ganz gewiß, weil ich bereits ein Billet jener Dame an den König gesandt habe."

„An den König!" wiederholte Henriette schmerzlich.

„Wo haben Sie dies Billet herbekommen?" fragte Louvois empfindlich.

„Herr Fouquet hatte es selbst bei sich."

„Warum haben Sie nicht, Ihrer Schuldigkeit gemäß, den Brief an mich gesandt?" fragte der Minister strenge.

„Nach den Verhältnissen der Person glaubte ich nicht, daß diese Sache Sie berühre, Monseigneur."

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

### Rache.

„Allmälig tauchten in dem Gouverneur bei dieser Sprache allerhand Befürchtungen auf, deren er nicht mehr Meister zu werden vermochte. Leise befahl er einem der Sbirren, die in einiger Entfernung weidenden Pferde so schnell als möglich herbeizuführen. Er brannte vor Begierde, diesen wüsten, wilden Ort zu verlassen, wo man den Räubern so ganz auf Gnade und Ungnade ergeben war. Kurz, eine böse Ahnung bemächtigte sich seiner. Indessen sammelte er sich doch so weit, um die Ruhe wieder zu gewinnen, die einem Manne in seiner Stellung geziemte, und Décésaris näher tretend, sagte er, indem er ihm die Hand bot, mit unsicherer Stimme:

„Du kannst auf mein Versprechen zählen, wie ich auf das Deinige baue. Morgen Vormittag komm mit Deinen Cameraden nach Frosinone, um den Vertrag zu ratificiren, der dann sogleich nach Rom gesandt werden soll."

Décésaris reichte dem Gouverneur dieselbe Hand, die eine Secunde zuvor noch den Dolchgriff umklammert hielt, und drückte sie so heftig, daß Jener zitterte: „Ich nehme den Vertrag an, den Du für mich und meine Leute vorschlägst. Morgen werde ich mich in Begleitung der Meinigen nach Frosinone begeben und den Eid leisten .. Rechne auf mich."

Durch diese letzten Worte ward der Gouverneur wieder völlig beruhigt. Er bestieg sein Pferd und ritt, von Diamante und den vier Sbieren begleitet, fort, im vollen Vertrauen, daß seine Pläne vom Erfolge gekrönt würden. Hohnlachend blickte ihnen Décésaris einen Augenblick nach, als er sie dem verhängnißvollen Gebüsche zureiten sah, hinter welchem seine Gefährten auf der Lauer lagen. Die Sbirren folgten ruhig hinterdrein. Als sie ungefähr 100 Schritt entfernt waren, eilte Décésaris mit Blitzesschnelle in den Wald, und zwar in einer von der Seite entgegengesetzten Richtung, wo er umzingelt war, und den Gipfel eines Felsens erklimmend, machte er hier plötzlich Halt und kniete nieder. Sein scharfes Auge entdeckte schnell wieder den Gouverneur mit seinem Gefolge, und ein gellender Pfiff ertönte aus seinem Munde, als sie an der Stelle waren, wo seine Cameraden Feuer geben sollten... Es war das Signal ihres Todes. Die Schüsse tönten weit hin durch den Wald, und das Echo trug den Schall bis zu den Soldaten, die ihn umzingelt hielten. Des Räubers Gesicht strahlte von hämischer Freude; er sah den Gouverneur stürzen, wie auch seinen ehemaligen Cameraden Diamante und zwei der Sbirren, welche zur Escorte gehörten. Die beiden andern ergriffen die Flucht. Der unglückliche Gouverneur war so gefallen, daß sein einer Fuß im Steigbügel des verwundeten Pferdes hängen blieb, welches sich bäumte, und bald darauf eine Leiche war, gleich seinem Herrn. Diamante athmete noch; unter dem Hemde hervor hatte er ein Stilet gezogen, welches er hier verborgen hielt. Er brüllte wie ein alter Löwe, den die Kugel eines Jägers getroffen. Noch hoffte er, sich rächen und seinen Dolch einem der Räuber in's Herz stoßen zu können, die er herbeieilen hörte, um ihn auszuplündern. Allein diese Hoffnung währte nicht lange. Als diese Elenden sahen, daß er noch nicht todt sey, erschlugen sie ihn vollends mit ihren Flintenkolben.

„Her mit den Börsen und Uhren, schrieen sie. Hört ihr, sagte einer von ihnen, die Soldaten, wie sie im Sturmschritte kommen?" Und Alle lachten, als sie statt deren das arme Pferd Diamante's sahen, welches auf drei Beinen galoppirend, die Flucht ergriff; das vierte Bein war von einer Flintenkugel durchbohrt, und baumelte wie ein vom Winde bewegter alter Strick. Und von Felsen zu Felsen springend, gelangten die Räuber bald in den dichten Wald, und verschwanden in den tiefen Felsenschluchten der Abruzzen.

Décésaris war mit seinen Genossen schon weit entfernt, als die Soldaten und die Bürgergarde an die Stelle kamen, wo der Mord begangen worden. Der Pulvergeruch sagte ihnen, daß sie dem Orte nahe seyen, wo die Flintenschüsse gefallen waren. Plötzlich standen sie still... und ein Schrei des Entsetzens folgte dem Anblicke, der sich ihnen darbot. Auf dem blutigen Rasen erblickten sie den unglücklichen Gouverneur, den Capitain Diamante und zwei der Sbirren, die sie begleiteten. Die Gesichter aller dieser Unglücklichen waren entstellt, zerquetscht, die Hirnschädel zerschmettert; zwei Finger des Gouverneurs waren abgeschnitten, um die Ringe zu nehmen, die nicht herunter wollten.

„Rache! rief der Capitain, laßt uns den Wald nach allen Richtungen durchsuchen!" Allein es war zu spät, man fand Niemand mehr, und die Soldaten kehrten zu den verstümmelten Leichen zurück, um sie nach Frosinone zu transportiren und ihren Familien zu übergeben. Sechs Soldaten, mit eben so vielen Sbirren, vollführten dieß traurige Geschäft, während der Capitain mit dem Reste des Detaschements den Wald nochmals durchsuchen wollte. Allein alles Bemühen war vergebens; denn Décésaris war bereits außer allem Bereiche.

Indessen setzte der Leichenzug seinen Weg langsam gen Frosinone fort. Nicht weit von der Stadt kamen demselben eine Menge von Einwohnern mit allen möglichen Waffen entgegen. Schrecken und Schmerz malten sich auf allen Gesichtern. Unter ihnen war auch die Familie des unglücklichen Gouverneurs und dessen bedauerungswürdige Gemahlin, die sich im höchsten Schmerze über die entseelte Leiche warf. Die den Schüssen der Räuber glücklich entgangenen Sbirren waren nämlich nach Frosinone geflohen, wo sich natürlich die Nachricht von dem traurigen Resultate der Expedition nur zu schnell verbreitete. Alle Einwohner eilten bei dieser Nachricht herbei, und vom Lärm und Geschrei des Schmerzes und der Verzweiflung ertönte die ganze Stadt. Die Wüthendsten waren in Begleitung der verzweiflungsvollen Gemahlin des Gouverneurs dem Leichenzuge entgegengeeilt.

Als sich der Zug nun wieder in Bewegung setzte, umringte ihn ein zahlreicher, nach Zorn und Rache dürstender Haufe, und die Wuth war so groß, daß die Obrigkeit, dem allgemeinen Rachegeschrei nachgebend, 6 Sbirren, die den Zug begleitet hatten, befahl, sich in Prossèdi Dòrèsaris ganzer Familie zu bemächtigen, die dort unter polizeilicher Aufsicht lebte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Musikalisches.) „Deutsche Liederhalle. Vollständigste Sammlung der beliebtesten ältern und neuern, so wie bisher noch ungedruckten Lieder und Gesänge mit mehrstimmigen Melodieen. Herausgegeben von Th. Täglichsbeck. Stuttgart, Göpel. 1. und 2. Heft." — Ein recht guter Gedanke, und von dem als Komponist rühmlichst anerkannten Täglichsbeck mit Geschick, Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Liederkreisen, geselligen Vereinen für Gesang, ja überhaupt den zahlreichen Freunden mehrstimmigen Gesangs wird diese Sammlung höchst willkommen seyn. Sie erscheint in einzelnen sehr handlichen Heften zu 24 Kreuzer Rheinisch und wird bei reichem Stoffe viele Fortsetzungen erleben. Der Sammler und zum Theil wohl auch Stimmenordner hat jedes Heft mit getrennten Seitenzahlen in 4 Abtheilungen gegliedert, nämlich: 1) Lieder zu Schutz und Trutz. 2) Geselliges Treiben, Lebensgenuß. 3) Frühlingslieder, Heimath und Wanderschaft. 4) Liebe, Lust und Leid. Auf der Rückseite jedes Hefts ist der Inhalt desselben mit dem Namen der Dichter und Tonsetzer bemerkt, und am Schlusse jeden Jahrgangs soll ein allgemeines alphabetisches Register gegeben werden. Von jeder Abtheilung werden stets 16 Seiten, welche 6 bis 8 und mehr Lieder enthalten, geliefert.

*** Unter den neuesten aus China nach England gebrachten Trophäen befindet sich auch ein literarisches Werk, ein 450 Bände starker Auszug einer 6000 Bände starken Encyklopädie. Was sind unsere Conversations- und Universal-Lexika gegen dieses von den Literaten des himmlischen Reichs gebrauchte „Buch zum Nachschlagen", — denn das ist der Titel!

*** Ein wenigstens im Zählen und Rechnen unermüdlicher Engländer hat herausgebracht, daß ein Klumpen von 90 Millionen Mildeneiern ganz genau so groß ist wie ein Taubenei, was unstreitig eine nicht minder scharfsinnige Entdeckung ist als die von Chevreau in seiner Weltgeschichte, daß die Welt an einem Freitage, dem 6. September, wenige Minuten nach 4 Uhr Nachmittags, erschaffen sey.

*** In dem Fremdenbuche eines Gasthofs verewigte sich ein reisender Witzbold, durch die, in die Rubrik: „Mit oder ohne Paß?" gesetzte Bemerkung: „Unpäßlich."

*** Als Jemand bei Friedrich II. übler Nachrede beschuldigt wurde, antwortete der König: „Wären es Tausende, so würde ich ihnen sofort den Krieg erklären; aber gegen den Einen vermag ich nichts auszurichten."

---

## Aus Wien.

(19. März.)

(Schluß.)

Das Burgtheater, in welchem das classische Werk: „Der Sohn der Wildniß", immer größere Anziehungskraft ausübt, brachte uns vor Kurzem die erhebende Feier des Abschiedes der Veteranin, Madame Weissenthurn, von dieser Bühne, und unser Publikum zeigte bei dieser Gelegenheit, wie es das wahre Verdienst stets anzuerkennen wisse. — Dem Vernehmen nach dürfte bald eine ähnliche Feier uns des unersetzlichsten aller Mimen, des Liebhabers, wie wir kaum einen bekommen werden, und des im Conversationsstücke eben so unerreichbaren Herrn k. k. Hofschauspieler Korn berauben! — Elisabeth, Drama, angeblich von Franz Fels, ist an sogenannten Theater-Knalleffekten ziemlich reich, und wenn ich Ihnen übrigens sage, daß die allgemeine Vermuthung, als sey Madame Birch-Pfeiffer die Verfasserin dieses Dramas, gar nicht ungegründet scheine, so kennen Sie auch so ziemlich die Physiognomie desselben, das übrigens an talentverrathenden Stellen keineswegs arm, und auch nicht ohne Beifall aufgenommen worden ist. — Heute wird in diesem Theater zur Einnahme der Regie gegeben: „Fesseln", nach Scribe. — Die hiesigen Vorstadttheater sind unglaublich thätig in Vorführung von Novitäten, mit Ausnahme des Theaters in der Josephstadt, welches den, vor seinen Dekorationsknall-Brüdern an innerem Gehalte so ziemlich sich auszeichnenden „Zauberschleier" wohl noch einige 60 Mal vorzuleiern gedenkt. — Nun! der Direktor hat Recht, aber das Publikum? — Freuen würde es mich, wenn dieses „60 Mal nacheinander Aufführen" bei einem Schiller'schen Werke möglich wäre!! — Im Theater an der Wien macht Nestroy's neueste Posse: „Einen Jux will er sich machen", fortwährend volle Häuser, und wir sagen ohne Scheu, daß diese Piece sehr amusant sey. — Spannende Handlung, Situationswitz waren es, welche man bei Nestroy's letzten Produktionen immer mehr zu vermissen begann, und in diesem neuen Stücke hat Nestroy eine Masse von Handlung, und, für zehn Possen ausreichende drollige Scenen aufeinander gehäuft, die freilich an der allgemeinen Possenkrankheit: Unwahrscheinlichkeit, bedeutend laboriren, aber so lebendig und rasch aufeinander folgen, daß man zu gründlicherer Auffassung weder Stimmung noch Zeit hat, und das ist recht gut, denn das Ganze hielte den ruhigen, und ernsten Blick der Kritik nicht aus. Und so hätte wohl Herr Nestroy dem Vorwurf wegen Mangel an Handlung u. s. w. hier wohl glänzend auf's Haupt geschlagen, wenn das ganze Stück nicht — aus dem Französischen wäre! Indeß konnte es nur ein Nestroy so klug und geschickt auf deutschen Boden verpflanzen, und obwohl Nestroy's eigentliche Stärke, der witzige, flimmernde Dialog nämlich hier etwas in den Hintergrund trat, so hat er uns wieder auf andrer Seite dadurch versöhnt, daß er nicht, wie leider schon oft, darin einen Triumph suchte, wenn die „stampfenden, wiehernden" Massen den Zweideutigkeiten der Nestroy'-Muse ein Hurrah bringen. — Wir hegen die freudige Hoffnung, daß der geniale Nestroy nun seine Stücke so gestalten werde, daß die sorgsamen Eltern keine Scheu tragen dürfen, ihre unverdorbenen Söhne und Töchter eine Nestroy'sche Posse ansehen zu lassen! — Wir können hier die Bemerkung nicht unterlassen, daß es kein erfreuliches Zeichen von dem Gesunden und Gedeihen der Wiener Volksmuse sey, daß ihre Jünger sich des französischen Vaudevilles bemächtigen, und wie diese Herren auch immer so gerne die Quelle verschweigen mögen, — der überrheinische Ursprung mit seiner Frivolität und Leichtfertigkeit, mit den Gefühlsschrauben und den andern Marterwerkzeugen für Ästhetik und Moral, — läßt sich keinen Augenblick verläugnen. Wenn das so mit dem Uebersetzen, oder, wie sie's lieber hören, mit dem „Bearbeiten" fortgeht, so lebt wohl, ihr lieben Geister der Gemüthlichkeit und des harmlosen Frohsinns, die ihr im goldenen Zeitalter der Wiener Volksmuse unter Bäuerle's, Raimund's u. A. Regierung, so bezaubernd in die Wiener Herzen einzogt, so lebt wohl, auf immer wohl! — — Doch wir wollen hoffen! — O, süße Hoffnung! — Zum Schlusse noch ein Wörtchen über den Rabbi Hirsch Dänemark, der die 36 Folianten des Talmuds auswendig weiß. Er ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung; indeß glaube ich, daß wenn er, was ihm bei seinem Gedächtnisse doch leicht werden müßte, die deutsche Sprache erlernt hätte, er eines größeren Erhebens in Deutschland dürfte gewiß seyn. Und kann er seine Mnemonik nicht auf Erlernung des Neuen anwenden, so würde er wohl jenem Künstler gleichen, der ein Hirsekorn durch ein Nadelöhr zu werfen im Stande war! — W.

---

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 30. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. — (Abonnement suspendu.)

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 89. 31. März 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Staatsmann.

Von Freiherrn von Pechlin.

> A gift, that heaven gives for him, which buys
> A place next to the king.
>
> Shakespeare.

Ein Staatsmann auf der Zeiten Höhe,
In dessen Geist die Weltgeschicke
Sich spiegeln wie in klarster Nähe,
Der überwacht mit sichrem Blicke
Die Phasen ihrer Wechselfälle,
Daß er sie lenke in's Geleise,
Gehört als Stern von erster Helle
Der Poesie geweihtem Kreise.
Wohl tauchen aus des Lichtes Fluten,
Die strömen durch die Zeitgeschichte,
Talente, die den Glanz des Guten
Verherrlichen mit dem Gewichte
Von Kräften, welche Reiche stützen.
Doch nur zu häufig glich ihr Leuchten
Der Meteore Flammenblitzen,
Und ihres Sturzes Quellen zeugten,
Daß sie vom hohen Stande sanken
Von Leidenschaften fortgerissen,
Weil sie den Schaum vom Becher tranken,
Den diese zu kredenzen wissen.

Erfahrner, reifer Staatskunst Sphäre
Liegt höher, als die Nebel ziehen —
Der Dunst aus einem trüben Meere —
Die oft als Wetterwolken glühen
Und sich in drohenden Gestalten
Am Horizonte finster thürmen,
Meist aber wie ein Rausch erkalten
Nach ausgehaltnen ersten Stürmen.
Auch schaut, beim Ausbruch unerschrocken,
Das Auge in der Aetherklarheit,
Ohn' an den Nebelhöh'n zu stocken,
Nur auf der Dinge inn're Wahrheit.

Wir brauchen Namen nicht zu nennen;
Wenn wir zurück und vor uns blicken,
Wird jeder leicht den Mann erkennen,
Dem dieser Stand allein mocht' glücken.
Er ward am ächten Gold nicht irre,
Das glänzte in den Siegesjahren,
Die aus der Politik Gewirre
Ein freies Deutschland uns gebaren.
Erobrungsreiz konnt' für's Beginnen,
Mit fremden Grenzen frei zu schalten,
Nie seine Stimme sich gewinnen,
Und ward von ihm im Zaum gehalten.
Bewahrung jedes Rechtsbestandes,
Bei der Gesetze offnen Wegen,
War ihm die Kraft des Staatsverbandes,
War ihm das Heil, der wahre Segen.
An diesen hehren Pfeilern rütteln,
Um nach der Freiheit hohlstem Rufe
Das Joch der Knechtschaft abzuschütteln,
Hieß ihm des Schwindels höchste Stufe.
Bewahrt ward Deutschland vor dem Schwanken,
Worin Begriff und Wunsch verfallen
Bei einer Presse ohne Schranken,
Und so nur mochte wiederhallen,
Als jüngst erklangen Kriegestöne,
Die Antwort wie aus Einem Herzen,
Daß man nicht straflos Deutschland höhne,
Dem's nun genug sey mit dem Scherzen.
Kein Anstoß kam durch Machtgebote,
Die Mahnung scholl aus allen Gauen;
Denn schweigend harrte der Pilote,
Ein freies Zeichen zu erschauen.
Sein Scharfblick mocht' allein gewahren,
Daß wohl die Glut im Rauch verdampfe;
Drum wollt' er unsre Schätze sparen,
Doch sehn das Volk bereit zum Kampfe.
Und es erstand im Selbstgefühle,
Gerüstet erst nach stolzer Weile,
Die Franken legten sich zum Ziele;
Wir kennen uns zu Deutschlands Heile.

Und alle Zeichen deuten weiter
Auf Glanz und Ruhm des Vaterlandes.
O bleib ihm lange nur der Leiter,
Der Bürge unsres Bruderbandes!

(Morgenblatt.)

## Die Herzogin von Mazarin.

**Nach dem Französischen von J. Duesberg.**

(Schluß.)

In seinem eigenen Zimmer, dem Bette gegenüber, hatte er ein Gerüste aufschlagen lassen, auf welchem der Sarg niedergesetzt wurde, denn er wollte sich fortan nicht mehr von den kostbaren Ueberresten trennen, deren Besitz ihm so theuer zu stehen kam. Nachdem die üblichen Gebete gesprochen, und die Anwesenden sich entfernt, wurden die Thüren geschlossen, und der Großmeister blieb mit seinem Schatze allein. Er zerbrach das Siegel an dem Papiere, welches den Schlüssel zum Sarge enthielt, und schickte sich an, den Sarg aufzuschließen, worin seine Hortense ruhete.

Die ganze Zeit über war ein Gewitter am Himmel gewesen: in diesem Augenblicke verdoppelte es seine Wuth, ein heftiger Donnerschlag erschütterte das Schloß bis in seine Grundfesten. Vor Schrecken brach dem Herzog der Angstschweiß am ganzen Körper aus: er machte dreimal das Kreuz, und war ungewiß, ob er ein Werk vollenden solle, das der Himmel durch die Stimme des Donners zu mißbilligen schien. Doch bald sich ermuthigend, kniete er nieder, murmelte ein kurzes Gebet, dann drehte er den Schlüssel um, und öffnete den Sarg; der Deckel, indem er ihn hob, verursachte einen klagenden Ton, der fast lautete wie Aechzen aus der Brust eines Lebendigen. Der Herzog schauderte: die Haare standen ihm zu Berg; keuchend, mit starrem Auge schob er die Falten des doppelten Sargtuches, von Atlas und von Sammt, auseinander; plötzlich stieß er einen Schrei aus, einen Schrei der Verzweiflung und des Schmerzes, und sank ohnmächtig auf die Stufen des Gerüstes.

Polastron, der im Nebenzimmer geblieben, stürzte auf diesen Schrei herbei; bei dem Scheine der Wachskerzen und der Blitze, welche jeden Augenblick durch das Zimmer flammten, erblickte er im offenen Sarge eine menschliche Gestalt, welcher die Kunst den Schein des Lebens erhalten, und die in tiefem Schlafe zu liegen schien; aber es war nicht Hortense Mancini. Es war — brauchen wir es zu sagen und hat man es nicht schon errathen? — es war Baron von Banner. Man hat vermuthet, daß ein vielleicht absichtlicher Irrthum, — den man einem Greise verzeihen kann, welcher nicht minder unglücklich war, als Herr von Mazarin, — diesen sonderbaren Mißgriff veranlaßt.

Der Herzog von Mazarin wurde von diesem Augenblicke an ein völliger Narr. Wenn man lies't, was die Memoiren jener Zeiten über seine Narrheit berichten, so frägt man sich, durch welches Vorrecht er dem Gesetze entgangen und nicht in Ketten gelegt worden sey. Vermuthlich hatte seine Familie und der König selbst, der ihm alle Aemter und Würden ließ, Mitleid mit einem so großen Unglücksfall. Sein Wahnsinn schien den Zeitgenossen ehrwürdig, aus Rücksicht für die Ursache, die ihn veranlaßt.

Er überlebte seine schöne Herzogin um viele Jahre; allein noch immer in Liebe zu ihr entbrannt, hatte er stets einen Sarg bei sich, wenn er seine Besitzungen und Gouvernements durchreis'te; wahrscheinlich hatte die Herzogin ihre Stelle wieder darin eingenommen. So fand sie noch nicht einmal die gewünschte Ruhe im Grabe!

Der Schöngeist, dessen Andenken von dem der schönen Hortense unzertrennlich ist, ihr Dichter und ihr Ritter, der alte General von St. Evremond, überlebte nur um eine kurze Zeit die Frau, die für ihn der Inbegriff aller Reize und aller Talente war. Er starb 1703, und England öffnete ihm die Pforten der königlichen Abtei Westminster. Dort ruht seine Asche bei Chaucer, Spenser und Cowley, aber ach! fern von Hortensen — wenn anders noch in irgend einem unbekannten Winkel Frankreich's, ein wenig Staub von dem übrig blieb, was einst Hortense Mancini, die Königin der Schönen gewesen.

Aus dem Palast Mazarin sowohl, als aus dem Arsenal hat man öffentliche Bibliotheken gemacht. Der große Name Mazarin lebt nur noch im Andenken der Menschen fort, und doch ist die Nachkommenschaft Armand's de la Meilleraye und der schönen Hortense Mancini noch lange nicht erloschen. Ohne von ihrer Enkelin zu reden, der ihre Zeitgenossen den Beinamen die Fee Guignon gegeben, so wird mancher Leser sich noch der letzten Herzogin von Mazarin erinnern, welche durch gerichtliche Debatten Aufsehen erregt.

Der letzte Abkömmling der Herzogin Hortense von Mancini ist ein Edelmann, der, nach einem, wie es heißt, so abenteuerlichen Lebenswandel, kürzlich den Thron eines kleinen italienischen Fürstenthums bestiegen. Es ist Florestan I., Fürst von Monaco.

## Louvois zu Pignerol.

(1680.)

(Fortsetzung.)

„Wer ist denn also jene Person, wenn Sie es wissen?"

„Fräulein von la Vallière."

„Urtheilen Sie nicht zu rasch, Monseigneur," flüsterte Henriette.

„Wenn dem so wäre, und der König erführe es!" sagte Louvois, den Kopf schüttelnd.

„Der König weiß es jetzt," erwiederte Saint-Mars.

„Das thut mir leid um Herrn Fouquet," bemerkte der Minister nachdenkend.

„Wäre es möglich, daß der König —" fragte Henriette unschlüssig, ob sie als Schreiberin des Briefes sich nennen solle.

„Kommen Sie Madame!" sagte Saint-Mars zu seiner Frau, die sich furchtsam an den Minister andrängte.

„Wo wollen Sie sie hinführen?" fragte Louvois befremdet.

„Madame weiß, wo ich sie hinführen will," sagte Saint-Mars mit herrischem Blick auf sie, aber sie hielt sich nur desto fester an Louvois Aermel.

„Ich will noch bleiben, um von meiner Schwester zu reden," bat sie flehend.

„So reden Sie denn!" sprach Saint-Mars bitter. — „Ich bin überzeugt, Monseigneur —" suchte er sich zu insinuiren — „Frau von Saint-Mars wird Sie nicht von Dingen unterhalten, die mir zur Unehre gereichten."

„Sie kennen mich schlecht, mein Herr," antwortete sie mit edlem Ausdrucke: „wenn Sie noch größeres Unrecht an mir begangen hätten, so würde ich es Ihnen jetzt verzeihen, da Herr Fouquet aus dem Gefängnisse frei wird."

„Wagen Sie es, Madame, diesen Namen auszusprechen!" rief Saint-Mars erbittert.

„Es ist aus Menschlichkeit," bemerkte Louvois scherzhaft; „allein ein Greis von fünf und sechzig Jahren kann dem eifersüchtigsten Ehemann keine Unruhe mehr machen."

„Mein Herr," sagte Henriette, den Gouverneur bei Seite

ziehend, „ich werde das Geheimniß Ihrer Grausamkeiten gegen mich verschweigen."

„Nach Gutdünken, Madame," erwiederte er mit kalter und ruhiger Ironie; „Herr Fouquet ist mir für Ihre Reden verantwortlich, und wenn ich zurückkomme, hüten Sie sich, daß kein Feuer am Pulver angelegt ist!"

Mit einer für sein Alter unerhörten Geschwindigkeit eilte Saint-Mars die Treppe des Gefängnißthurms hinan, zum vierten Stockwerk, ohne zu bemerken, daß der Soldat, der vor Fouquet's Thür stand, Taback schnitt, statt zu schildern. Er öffnete die Thüre seines Zimmers, und fand Reilh, mit abgelegter Perrücke vor dem Spiegel, sich rasirend. Ueber das Geräusch beim Eintritt des Gouverneurs, glitt dem Barbier das Scheermesser aus, und schrammte ihm derb die Wange.

„Sie sind Schuld, daß ich mir fast die Nase abgeschnitten hätte," sagte Reilh, und wischte sich das Blut ab.

„Das ist recht gut so, das Blut wird seine Rolle spielen; laß es nur laufen, daß Dir Gesicht, Hände und Hemde davon besudelt werden, wo möglich."

„Ja, um meine Reputation zu verlieren, durch Ihre Schuld."

„Lege Dich sogleich hier ins Bett."

„Ich bin nicht krank, Gott sey Dank."

„Du sollst es seyn. — Du wirst Herrn Fouquet vorstellen."

„Herrn Fouquet!" wiederholte Reilh unruhig.

„Es ist keine Gefahr für Dich, wenn Du Dich nicht selbst verräthst."

„Und wenn man mich entdeckt?"

„Siehst Du diese Pistole?"

„Nur zu gut," meinte Reilh, und versteckte sich ins Bett.

„Du mußt einen Sterbenden vorstellen — Du darfst Dich nicht rühren, kein Lebenszeichen von Dir geben. — Ich werde hier bleiben, so lange Herr von Louvois bei Dir seyn wird."

Der Barbier gehorchte: er hüllte den Kopf und das halbe Gesicht in eine Serviette ein; Saint-Mars beseitigte seine Kleider, Perrücke, Scheermesser, und was ihn noch sonst verrathen konnte, und eilte die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

### Ermordung der Familie Décésaris.

Der Befehl lautete dahin, die Familie von Décésaris gefangen nach Frosinone zu bringen. Mit Freuden gehorchten die Sbirren diesem Befehle. In Prossédi angelangt, umzingelten sie sogleich das Haus, in welchem die Familie wohnte; diese bestand aus Décésaris altem Vater, seiner Frau und drei Kindern, von denen das jüngste noch von der Mutter gestillt ward. Trotz alles Flehens und Schreiens banden die Sbirren die Unglücklichen mit Stricken und schleppten sie in brutaler Weise aus dem Hause. „Gnade, rief der Greis, schont meine Tochter und meinen Enkel! Sie ist Mutter und stillt ihr jüngstes Kind!" Ohne Antwort schleppten die Sbirren die unglückliche Familie fort. „Gleichviel, ob ich sterbe, fuhr der Greis fort; ich allein bin verantwortlich für meinen verruchten Sohn; ich elender Vater! O! möge die Jungfrau Maria ihm gnädig seyn, und Fürbitte einlegen vor Gott! Aber warum auch meine Tochter und meine Enkel verfolgen, warum sie quälen, wegen der Verbrechen meines Sohnes? Mich, mich allein muß man knebeln, einkerkern, ja tödten, weil ich ein solches Ungeheuer gezeugt habe." Und der unglückliche Greis weigerte sich, weiter zu gehen; er warf sich auf die Knie, schrie, bat, klammerte sich fest; aber Alles vergebens. Räuber und Henker ihrem früheren Metier nach, blieben die Sbirren taub bei seinen Bitten und bei der Verzweiflung des alten Vaters. Man schleppte ihn mit Gewalt weiter, schleifte den magern, fleischlosen Mann auf der Erde; seine Kleider hingen zerfetzt um ihn, und Beine und Knie bluteten. Seine arme Tochter und seine Enkel, die mit ihm an einen und denselben Strick gebunden waren, keuchten von den Beschwerden fast vernichtet. Endlich gingen der Mutter die Kräfte aus, den Säugling länger zu tragen, das Kind entschlüpfte ihren Armen und fiel zu Boden; auch dieß Schauspiel erregte kein Mitleid, denn man wollte Blut. In der That hatte die letzte Stunde für diese unglückliche Familie geschlagen, die doch schon seit langer Zeit mehr als Andere über Décésaris Verbrechen jammerte. Der Greis war gestürzt, Flintenkolbenstöße sollten ihn zum Aufstehen bewegen; allein vergebens. Er wollte weder in die Höhe, noch vorwärts, und immerfort flehte er um Gnade für Tochter und Enkel. Als die Sbirren sahen, daß sie nicht mehr weit von Frosinone entfernt waren, machten sie plötzlich Halt, und ihre Tigeraugen schossen wüthende Blicke auf die Unglücklichen. Plötzlich stürzten sich Alle, den Dolch in der Hand, auf die Gefangenen und ermordeten sie... In einer Fluth von Blut wadend, betrachteten die Henker ihre Opfer und jauchzten heulend in barbarischer Freude. Trunken von Mordlust, ließen sie die Leichen der armen Familie auf dem Wege liegen, und marschirten triumphirend nach Frosinone. Die Menge wogte in den Straßen, als sie ankamen; man hatte sie mit Ungeduld erwartet, und war erstaunt, sie allein einrücken zu sehen. Als man die Schauderthat erfuhr, ertönte von allen Seiten ein Schrei des Entsetzens.

Es ward ein Bericht dieses unglücklichen Ereignisses nach Rom eingesendet. Wie zu erwarten, wurde des Vicegouverneurs Benehmen in Beziehung auf die Ermordung der Familie von Décésaris streng getadelt, und er selbst zur Verbannung verurtheilt. Ein neuer Gouverneur ward an seiner Statt ernannt, mit dem Befehle, die Mörder ohne Verzögern einzukerkern und zu richten.

### Verzweiflung und Wuth von Décésaris.

Indessen hatte Décésaris Zuflucht in den wildesten Theilen der Abbruzzen gesucht, und wußte sich den lebhaftesten Verfolgungen zu entziehen. Erst nach einiger Zeit erfuhr er durch wilde Schweinsjäger das tragische Ende seiner Verwandten. *)

Dieß versetzte ihn in die ungeheuerste Wuth; er heulte gleich einer Hyäne, wenn sie des Nachts umherschleicht, um Leichen auszuwühlen. Schweigend umringten ihn seine Ge-

*) Diese Jäger führen fast dasselbe Leben, wie die Räuber; sie halten sich oft, wie jene, mehrere Tage und Nächte hintereinander im Walde auf, wohin sie Lebensmittel und hinreichende Munition für die ganze Dauer der Jagd mitnehmen. Auch betrachten sie sich als Verbündete, und die Jäger würden sich großer Gefahr aussetzen wenn sie es wagten, Jene zu verrathen. Indessen bin ich doch überzeugt, daß man sich gerade dieser Jägerbanden, die keine andere Existenz haben, als ihre Jagdbeute, hätte bedienen können; denn sicher würden sie gern einen geheimen Sold angenommen haben. wenn ihnen die Polizei nur geschickte Anführer gegeben hätte. So wäre es in kurzer Zeit gelungen, alle Räuberbanden kennen zu lernen, in ihre Zufluchtsörter zu bringen, und sie sicher zu vernichten.

Nachdem Decesaris mir die Freiheit gegeben, theilte ich dem Gouverneur von Rom, Paka, meine deßfallsigen Ansichten mit, an die vor mir Niemand gedacht hatte. Auch er schien damit einverstanden zu seyn; allein bald darauf vertauschte er Rom mit einem andern Aufenthalt und man dachte nicht mehr daran.

nossen, und ein convulsivisches Lachen zuckte über seine Lippen, als er sah, wie sie seinen Kummer und seine Wuth theilten.

„Mord, Brand und Vernichtung für Alles, was ich fortan erreichen kann!“ rief er; und von Neuem ließ er seine Genossen schwören, blind seinen Racheplänen zu dienen. Décésaris kannte von diesem Augenblicke an keine Grenzen seiner Grausamkeit mehr; er plünderte die Landhäuser, ermordete deren Besitzer, und zündete alle Getraidevorräthe an, zu denen er gelangen konnte; ja er trieb seine Wuth so weit, daß er des Nachts Feuer unter die Hütten der Schäfer anlegte, um sie zu ersticken, während er die Heerden vernichtete. Alle auf ihn in den Wäldern, Bergen und Ebenen angestellten Treibjagden blieben fruchtlos, nirgends vermochte man ihn zu erreichen, und ungestraft beging er alle Grausamkeiten, welche ihm seine Wuth einflößte.

Die Polizei von Rom ward von dieser Masse von Verbrechen in Kenntniß gesetzt, und ihre erste Sorge war, einen Preis auf Décésaris Kopf zu setzen. Sie versprach dem 500 Piaster, der die Staaten des heiligen Stuhls von diesem Ungeheuer befreien werde; und dennoch vermochte nur ein glücklicher Zufall, die Justiz von Oben, dem Leben dieses schändlichen Verbrechers ein Ziel zu setzen.

Nachdem er seinen Racheburst gestillt, oder vielmehr in seiner Rachsucht ermüdete, gewann die Liebe zur Ruhe und zu fleischlicher Lust wieder die Oberhand bei dieser zum wilden Thiere herabgesunkenen Creatur. Auch fingen seine Genossen an, dieses Lebens überdrüssig zu werden und gegen ihn zu murren. Ungeachtet seiner schändlichen Instincte lag dennoch ein gewisser Stolz in Décésaris Seele, und ein gewisser Adel, der ihm großen Einfluß auf die rohen Geschöpfe verschaffte, die er unter sein Joch beugte, war ihm nicht abzusprechen; davon war ich selbst Zeuge gewesen. Allein nachdem er unbarmherzig ringsum Alles verwüstet, Greise und Kinder ermordet hatte, gefühllos gegen das Geschrei junger Gattinnen, die er sich zur Beute erkor, gegen die Verzweiflung der Mütter, die da zusehen mußten, wie er ihre Töchter entführte, kreuzten sich der verzehrende Durst nach Sinneslust, Gleichgültigkeit gegen den Tod und noch eine Menge der widersprechendsten Gefühle in seiner wilden Seele, und seine grausame, zügellose Liebeswuth begann allmälig, seine wilde Energie zu verweichlichen. Es folgte ihm, wie einem Sultane ein Hausen junger Weiber und Mädchen, die unter seiner eisernen Hand seufzten, und die er seinen Genossen preisgab, wenn er ihrer überdrüssig war. Nur wenige dieser Unglücklichen konnten den häuslichen Herd wiedersehen, die meisten erlagen der Last des Seelenkummers, der körperlichen Ermattung und schlechten Behandlung; Mehrere wurden sogar ermordet. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

** (Bamberg, 21. März.) Heute am Geburtstage des unsterblichen Humoristen Jean Paul, verkündet der Kalender zugleich Frühlings-Andacht zum Frühlings-Anfang. Der Himmel hat aber für beides gleich wenig gethan, denn draußen schneit und regnet es, wie in den rauhesten Dezember-Tagen und statt daß man nun seinem Jean Paul, wie sich's versteht und gebührt, im Freien und von Frühlingssonnen umleuchtet, die Geburtstagsverehrung darbrächte, bleibt man auf sein Zimmer und auf eine gemüthliche Privatunterhaltung mit dem großen Dichter angewiesen. Nun, so oder so, wo wir nur halten mit kindlich frommem und gerne sich erfreuendem Geist an den unsterblichen Aussprüchen des milden Apostels einer neuen Zeit, wird seiner Erinnerung damit die würdigste Feier bereitet seyn. Draußen murmeln die Glocken; sie hatten vorgestern, am Josephi-Tage, zuletzt auch weltlicher Freude Zeichen und Signale gegeben; jetzt aber rufen sie die Gläubigen zur Passionsfeier, die Charwoche eint die frommen Seelen zum vereinten Gebet und auch zur vereinten Anbetung der Märtyrer unserer Bekennung. — Damit sind natürlich alle sonstigen lauten Freuden und Vergnügungen abgeschnitten. Am Josephi-Tage endete auch unser Theater seine diesjährige Wintersaison. — Von literarischen Bezügen wäre diesmal nur der baldigen Erscheinung eines dritten und vierten Bandes von Z. Funck's so höchst interessanten Memorabilien, Jean Paul, Marcus, Bretzner und sonstige einstige Lichter an unserm jetzt nebelreichen Horizont, umfassend, zu erwähnen. Wir hören ferner, daß dieser wackere Literat seit länger denn 30 Jahre schon mit dem an ihm bekannten Eifer, an einem vollständigen Material zu einer Göthe-Literatur sammelt, die nicht allein eine geregelte Nachweisung seiner sämmtlichen Productionen, sondern auch die Angabe aller über diese den erschienenen Schriften und Schriftchen, sämmtlicher Recensionen seiner Werke, und sämmtlicher Uebersetzungen aus denselben, so weit sie die ausländische Literatur seit dem ersten Erscheinen der Göthe'schen Productionen lieferte, enthalten wird. Das höchst mühsam zusammengestellte, gewiß aber eine bedeutende Lücke ausfüllende Werk, dürfte an zwei starke Bände umfassen, und viel Interessantes darbieten. — Das von Z. Funck kürzlich im Verlage der Palm'schen Buchhandlung zu Erlangen herausgegebene „Buch deutscher Parodien und Travestieen“, ist, wenn auch keine tief bedeutsame, dennoch aber originelle und mit vielem Tact redigirte Erscheinung, und wer das gediegene Vorwort des Verfassers zu würdigen versteht, wird dem Werke gewiß freundlich zugesinnt werden und bleiben.

** (Gräfenberg.) Prießnitz in Gräfenberg hat den ganzen Winter hindurch Gäste gehabt und zwar über 300, aber größtentheils Männer, die Frauen mögen sich vor dem Wasser im Winter fürchten. Uebrigens wäre es eine ungeheure Ironie, wenn es wahr ist, was man jetzt von dem reinen Wasserdoktor erzählt. Er soll nämlich mit dem vielen Gelde, welches er sich durch reines Wasser erworben, Bier- und Branntweins-Fabriken angelegt haben, die er auf seinen Gütern Weißbach und Hahnenberg mit noch bessern Erfolgen betreibt als das Wasserdoktern. Wie gesagt, wenn's wahr ist! — so wär's eine ungeheure Ironie! Man bittet, darüber sichere Nachrichten zu veröffentlichen.

** Ein cidevant Kunstverständiger und Sprachenkundiger übersetzte die Anmerkung eines Kunstkataloges, worin es sich um die berühmte Madonna del Caravaggio handelte, mit dem Ausdrucke: Madonna mit der Reitpeitsche. (!!!)

** Ein Tenor, der seine Stimme verloren hatte, wollte dessenungeachtet bei jeder Gelegenheit die erste Sprache führen. Bei einem Streite, wo dies wieder der Fall war, sagte der Bassist zu ihm: „Schweigen Sie! Ein Mensch, der nicht singen kann, kann bei uns keinen Ton angeben.“

** Eine große Anzahl deutscher Zeitungen druckten einander einige hübsche Verse nach, welche, so sagte man, der russische Thronfolger seiner hohen Braut in das Stammbuch geschrieben haben sollte, und keine bemerkte, daß sie ein Schalk mystifizirt hatte, da jene Verse von — Rückert sind.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 31. März. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 90. 1. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie, Madame," sagte er zu seiner Frau, leise zwar, aber in dem herrischen Tone, dem sie Gehorsam zu leisten gewöhnt war, „ich werde Sie dahin führen, wo Sie erwartet werden."

„Wohin führen Sie mich, mein Herr?" seufzte sie, und ließ sich fortschleppen.

„Sie laufen ja, daß man Ihnen nicht folgen kann!" schrie Louvois Saint-Mars nach, der auf der Treppe des Thurms mit Henrietten verschwunden war. — „Ist das die Höflichkeit, die man gegen mich beobachtet? Herr von Saint-Mars!" schrie er auf's Neue, und stieg mit Hülfe seines Kammerdieners Laforet die ersten Stufen hinan.

„Monseigneur!" antwortete der Gouverneur vom obern Stockwerk herab, und schloß eiligst die Thür seines Zimmers auf.

„Warum lassen Sie mich stehen?" rief der Minister, der vor Schwäche kaum die Stufen überschreiten konnte. Dies Betragen ist etwas sehr impertinent."

„Augenblicklich bin ich zu Ihren Diensten, rief Saint-Mars hinunter, und schloß hinter sich die Thüre ab.

„Wo führen Sie mich hin?" fragte noch einmal Frau von Saint-Mars, die sich erschreckt wieder in dem Cabinette sah, das man ihr zum Gefängniß gegeben hatte.

„Hier gehen Sie hinein, Madame!" schrie er, und stieß sie gewaltsam vorwärts.

„O mein Gott," rief sie, sich sträubend, „wollen Sie mich wieder zur Gefangenen machen?"

„Hinein, sage ich Ihnen, hinein in dies Grab, das Sie nie hätten verlassen sollen."

„Ach! zu Hülfe! hierher zu mir, Herr von Louvois!"

„Schreien Sie nicht, Madame," sagte Saint-Mars, und hielt ihr den Mund zu, „schreie nicht, Spitzbübin, sonst bist Du des Todes!"

„O mein Gott! ich verzweifle an Deiner Gerechtigkeit!" jammerte Henriette, als Saint-Mars sie mit Anstrengung aller seiner Kraft die Stufen hinabstieß, so daß sie mit blutigem Kopfe bewußtlos liegen blieb.

„Nun fordere ich Dich heraus, mir zu schaden!" schrie Saint-Mars, und schloß die dreifache Thür zu.

„Hölle und Teufel!" fluchte wüthend der Minister, und polterte mit Händen und Füßen an die Thür; — „für wen halten Sie mich, Herr!" rief er, als Saint-Mars geöffnet hatte.

„Monseigneur," erwiederte Saint-Mars, und brachte seine Perrücke wieder in Ordnung, „ich erwartete Sie."

„Ich weiß nicht, was mich abhält, Ihnen meine Protektion zu entziehen, Herr!"

„Monseigneur, ich dachte es gut so zu machen; der Schlüssel zum Gefängniß war in meinem Koffer geblieben: ich glaubte vorausgehen zu müssen, um mich zu Ihrem Empfang vorzubereiten."

„Nun, mein Herr," sagte der Minister, und nahm beim Eintreten den Hut ab, während Saint-Mars vor dem nachfolgenden Laforet die Thür zuschlug, „haben Sie Herrn Fouquet meinen Besuch angekündigt?"

„Ach, Monseigneur, der arme Mann ist nicht im Stande, uns zu verstehen."

„Wo ist er?"

„In diesem Bette, Monseigneur."

„Ich sehe ihn ja nicht," sagte Louvois sich niederbückend, ohne etwas Anderes zu erblicken, als den Zipfel der seltsamen Kopfbedeckung, die der Barbier sich ausgedacht hatte.

„Er hütet sich vor jeder Aufhebung der Decken, die Berührung der Luft, die geringste Kälte wäre hinreichend, ihn auf der Stelle zu tödten."

„Wie nennt man denn diese Krankheit?" fragte leise der Minister, den der Anblick eines solchen Unglückes mit ungewohnter Theilnahme ergriffen hatte.

„Das Alter allein ist es, was die Kräfte dieses Unglücklichen verzehrt hat."

„Das Alter? Sie haben mir nicht auf diese Weise berichtet, als Sie mir die kräftige Constitution des Herrn Fouquet rühmten, der, sagten Sie, wohl hundert Jahre alt werden könnte."

„Der traurige Zustand des Herrn Fouquet hat noch eine andere, unmittelbare Ursache —"

„Welche? Der Ueberdruß der Gefangenschaft?"

„Nein, Monseigneur — ich habe es verhehlen wollen — verzeihen Sie mir, daß ich gesäumt habe, es Ihnen zu berichten."

„Ha! Sie verschweigen mir etwas von Wichtigkeit, Herr! ich werde mich dieser Verheimlichung zu erinnern wissen!"

„Herr Fouquet hat sich zu entleiben gesucht."

„Herr Fouquet?"

„Lesen Sie dieses Protokoll, Monseigneur," sagte Saint-Mars, und überreichte ihm eine Urkunde, die er in Beiseyn von Reilh und Eustach, gleich nach dem Ereigniß aufgenommen hatte.

„Es sind drei und zwanzig Tage, sehe ich, daß sich dies begeben hat," rief Louvois, und zerknitterte das Papier voll Verdruß. — „Drei und zwanzig Tage, und erst jetzt erfahre ich ein so wichtiges Ereigniß, als der Tod Herrn Fouquet's gewesen wäre?"

„Das Unglück geschah am Tage vor Ihrer Ankunft, und

Sie waren so krank, daß ich bis zu diesem Augenblick nicht wagen wollte, Sie davon zu unterrichten."

„Ja, Herr," sagte Louvois mit Stolz und Härte, „aber seit drei und zwanzig Tagen hat mein Zustand sich so weit gebessert, daß ich eine so dringende Sache wohl vernehmen konnte."

„Wozu würde es am Ende gedient haben, Monseigneur, wenn Sie es früher erfahren hätten?"

„Wozu? — Ich finde es etwas anmaßend, daß Sie über meine Intentionen urtheilen wollen!"

„Ich gebe zu, daß ich Unrecht hatte, und bereue es," sagte Saint-Mars, sich Louvois unerschütterlichem Willen fügend.

„Nun gut," sagte Louvois besänftigt. — „Herr Fouquet!"

„Er wird Ihnen keine Antwort geben, Monseigneur!"

„Er wird mir antworten," erwiederte Louvois zuversichtlich. — „Herr Fouquet," sagte er, über das Bett sich hinbückend, „Sie werden erfreut seyn über das, was ich Ihnen anzukündigen habe."

„Er weiß nicht, was Sie ihm sagen wollen!" rief Saint-Mars, der sobald als möglich eine Zusammenkunft abzukürzen wünschte, wo Louvois die Rolle des Gefoppten spielte.

„Ich bin der Marquis von Louvois, Herr Fouquet: der König ist endlich gerührt durch Ihre lange Buße, nach dem, was ich ihm von Ihrer Resignation und Ihren schönen christlichen Tugenden gesagt habe."

„Sehen Sie zu, ob er sich nur rührt!"

„In Folge dessen," fuhr Louvois fort, „hat Se. Majestät mich beauftragt, Sie aus dem Gefängniß zu befreien, und Sie Ihrer Familie zurückzugeben, die bald in Pignerol zusammenkommen wird, um Sie aus der Citadelle herauszubegleiten."

„Der ehrliche Mann wird von hier nirgends hingehen, als auf den Kirchhof."

„Sie sind sehr grausam, mein Herr!" sagte Louvois, empört über diese Schonungslosigkeit.

„Er hört nicht, sage ich, Monseigneur."

„Sind seine Wunden geschlossen?"

„Er kratzt sie wieder auf mit den Nägeln," sagte Saint-Mars, und hob das Tuch in die Höhe, worin die blutbesudelte Wange des vorgeblich Sterbenden gehüllt war.

„Und warum in dieser Höhle, ohne Licht und Luft, ohne Aufwartung und Pflege!"

„Sie nennen das anständigste Zimmer des Thurms eine Höhle?"

„Pfui, diese Wohnung ist ungesund, zumal für einen Kranken, und ich ersuche Sie, Herrn Fouquet das Zimmer zu geben, das ich inne habe: und weil ich diesen Abend noch abreise, so rufen Sie Leute, Herrn Fouquet hinunter zu tragen."

„Monseigneur, wenn man Herrn Fouquet von der Stelle bewegt, so ist er ein todter Mann," erwiederte der Gouverneur, der auf diese Verlegenheit nicht gefaßt war.

„Bah! Einbildungen das! Aber, warum ist Reilh nicht da?"

„Reilh! Monseigneur, er verbindet einen Gefangenen, der den Kopf zwischen die Gitterstangen gebracht, und sich verwundet hat."

„Man muß ihn rufen, und mittlerweile wird Lasoret das Bett und den Kranken auf den Rücken nehmen."

„Monseigneur, ich beschwöre Sie, dies nicht zu thun," sagte Saint-Mars unter furchtbarem Zittern.

„Warum nicht?"

„Ich bin verantwortlich für das Leben meines Gefangenen, und wenn er stirbt —"

„Ist es nicht einerlei, ob in diesem Augenblick oder gleich nachher?"

„Dann ist sein Tod wenigstens nicht beschleunigt worden, und ist gekommen, ohne daß man mir ihn Schuld geben kann."

„Hm! hm!" brummte Reilh, der über die Wendung, welche die Sache nehmen wollte, nicht weniger zitterte, als Saint-Mars.

„Hören Sie, Monseigneur," machte der Gouverneur ihn aufmerksam, „der arme Mann fleht Sie an, ihn in Ruhe sterben zu lassen." (Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

### Nina. — Décésaris Tod.

Seit einiger Zeit sann Décésaris über eine neue Entführung nach. Das junge Mädchen, welches so unglücklich war, ihm zu gefallen, war seinen Genossen nicht bekannt. Allein wie fing man es an, um Zutritt ins Haus der Eltern zu erlangen? Zu diesem Zwecke mußte er sich in den Schleier falschen Wohlwollens hüllen, und dem Schurken fiel die Kunst zu betrügen und zu verführen nicht schwer. Der Vater des erkorenen Opfers besaß einen Weinberg und ein ziemlich großes Feld, das er selbst bebaute; seine Frau war ungefähr 43 Jahre alt. Außerdem hatte er einen Sohn von 22 Jahren, der gerade gescheidt genug war, um die Erzeugnisse des kleinen Gutes in den benachbarten Städten zu verkaufen. In frühester Kindheit hatte Décésaris diese Familie gekannt und häufig besucht, und war stets gütig von ihr aufgenommen worden; er hatte mit der hübschen Nina (so hieß die Tochter) gespielt, Vogelnester ausgenommen, Blumen gepflanzt, und nicht ohne Entsetzen hatte sie die Kunde von seinem Räuberleben erhalten. Armes Kind! dieser Schauder, der alle Deine Nerven erschütterte, war nichts als eine Ahnung des entsetzlichen Schicksals, das Deiner harrte.

Es war gegen Abend, als Décésaris zum ersten Male, seitdem er Hauptmann seiner Bande geworden, seine alten Freunde aufsuchte. Er sah nach der Uhr. „Halb 9 Uhr vorbei; ich kann anklopfen! Es ist die Stunde des Ave Maria, in der ich sie Alle beisammen finde." Und er klopfte an; Nina's Bruder öffnete die Thür. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf die Familiengruppe. Décésaris stand im Schatten und kehrte der Sonne den Rücken zu; sein Gesicht war von einigen Reflexen contourirt, ohne daß man es erkennen konnte. Trotz seiner affectirten Ruhe und seines scheinbar freundlichen Wesens erschrack die Familie doch bei seinem Anblicke und Costüme auf's Heftigste, und schon sprang der Sohn des Pachters nach der Flinte, die in einer Ecke lehnte. „Fürchtet nichts, sagte der Räuber, beruhigt Euch über meine Absichten... ich bin Décésaris, Euer alter Freund, und allein." Als Alle bei diesem Namen erschrocken in die Höhe fuhren, sagte der heuchlerische Schurke: „Ich stehe wieder in Unterhandlung mit der Polizei von Frosinone und hoffe, begnadigt zu werden. Man verspricht mir meine Freiheit, einen guten Sold, und meiner Treue, ich werde es froh benutzen, um in Ruhe in meinem Vaterlande zu leben. Ich hoffe, Euch öfters zu sehen, und freue mich darauf."

Und nun reichte er dem Landmanne die Hand, der treuherzig einschlug. Auf diese Weise gelang es Décésaris, den leichtgläubigen Landmann und seine Familie zu beruhigen; sodann versprach er, bis zur Zeit, wo seine Begnadigung erfolgt sey, alle nöthigen Vorräthe bei ihnen einzukaufen, die er gewöhnlich drei Mal so theuer als Andere bezahlte, und verlangte dann, zu Abend zu essen. Die reizende Nina beeilte sich mit ihrer Mutter, das Nöthige herbeizuschaffen; während dieser Zeit lehnte der Räuber seine Flinte an die

Wand, legte den Mantel ab und darauf seinen mit Bändern geschmückten Hut. Dann setzte er sich an den Tisch, streckte sich behaglich und machte sich's bequem. Sein scheinbar gutmüthiges Wesen, seine mit alten Freundschaftserinnerungen gepaarte Freimüthigkeit machten den Pachter und seine Familie zuletzt ganz sicher. Martia und ihre Tochter brachten nun eine Suppe mit Schinken und Kohl und bedeckten den Tisch mit dem Besten, was sie finden konnten. Décésaris ließ sich's schmecken, betrachtete aber dabei das junge Mädchen mit einer Begierde, die er kaum zu verhehlen vermochte. Nina's Heiterkeit, Unschuld und große Liebenswürdigkeit hatten seine durch die schmutzigsten Wollüste abgestumpfte Sinnlichkeit von Neuem entflammt. Was er jetzt empfand, erschien ihm wie ein Phänomen. Das junge Mädchen ging, kam, bediente ihn, und wenn ihre Augen den seinen begegneten, so lächelte sie freundlich.

„Wie groß Du geworden bist, Nina, seit wir zusammen die beiden Cypressen pflanzten, die wie zwei Pyramiden am Eingange zu Eurer Thür stehen."

Das junge Mädchen fürchtete sich schon nicht mehr vor dem ungeheuren Schnauzbarte, den er von Zeit zu Zeit drehte, und vor den schwarzen Augen, in denen sie freilich nicht zu lesen verstand.

Sie erwiederte: „Ich liebe diese Cypressen nicht, die Du gepflanzt hast, als wir noch Kinder waren. Seitdem sie groß geworden, machen Sie auf mich immer einen traurigen Eindruck; da lobe ich mir die Platanen, die Du an der entgegengesetzten Seite gepflanzt hast, und die jetzt so schönen Schatten geben. — Was soll das Schwätzen, Nina, grollte die Mutter, der precinto *) wird verbrennen, und die frittata **) ist auch noch nicht gemacht. — Ich laufe schon, Mutter," antwortete sie mit ihrem unschuldigen Lächeln. Einen bösen Blick schoß der Räuber auf die Mutter; aber noch durfte er seine eigentliche Gesinnung nicht kundgeben. Der Pachter saß da und rauchte ruhig seine Cigarre, aber dicht neben ihm lehnte die geladene Flinte. Den Sohn des Pachters hatte die Natur aus demselben Teige geformt, wie den Räuber; dieselbe Frische der Kraft und Jugend glänzte auf seinem Gesichte. Darum war Décésaris gezwungen, sich im Zaume zu halten, obgleich er seine Begierden nur mit größter Anstrengung zu zügeln vermochte: „Pazienza, sagte er zu sich selbst, Gott soll mich verdammen, wenn sie mir entgeht!"

Er stand auf, bezahlte sein Abendessen generös, nahm Mantel und Flinte, drückte herzhaft des Pachters Hand, rühmte das Souper, und versprach mit einem Blicke auf Nina, bald wieder zu kommen. Und in der That kam er von nun an täglich bei Einbruche der Nacht allein in die Pachterwohnung, aß dort zu Abend und bezahlte fürstlich.

„Ein rechtes Glück für uns, dieser Décésaris, zumal da er begnadigt wird und entschlossen ist, den Papst um Vergebung seiner Sünden zu bitten. Ich kann ihn wohl leiden; er hat so etwas Freimüthiges, das mir gefällt. Gott gebe, daß er nicht lange auf seine Begnadigung zu warten braucht und wir ihn bald in Proſſédi wiedersehen. Hast Du bemerkt, wie er bezahlte? — Auch ich wünsche es sehnlichst," antwortete Martia. Hierauf kniete sie vor einem kleinem Madonnenbilde nieder, und betete für die Bekehrung des Räubers. Eines Tages erfuhr der Räuber, der wie gewöhnlich gekommen und gut aufgenommen worden war, während des Abendessens, daß der Pachter den nächsten Tag mit seinem Sohne abwesend seyn werde, um Waaren auf den Markt von Frosinone zu bringen. Diese Gelegenheit beschloß er zur Ausführung seines niederträchtigen Planes zu benutzen. Seiner Gewohnheit gemäß kam er nach Sonnenuntergang, verlangte zu essen und klagte über Unwohlseyn.

„Ich werde nicht viel genießen, sagte er zu Martia;" und indem er sich stellte, als wisse er nichts von der Abwesenheit des Pachters, fügte er hinzu: „Aber ich sehe ja heute weder Antonio, noch seinen Sohn; wo sind sie? — Heute sind wir allein; allein Du sollst deßhalb nicht schlechter bedient werden; beeile Dich, Nina, ordne Alles und schnell!"

Das junge, frische und anmuthige Mädchen erregte in dem Banditen eine verzehrende Wollust, ein wahres Höllenfeuer. Kaum hatte die Mutter den Rücken gewendet, so durchbohrte er sie förmlich mit seinen leidenschaftlichen Blicken; erröthend schlug sie die Augen nieder. Plötzlich schien sich seiner ein entsetzlicher Gedanke zu bemeistern; er stand vom Tische auf, ging nach der Thür, öffnete sie leise, steckte den Kopf hinaus und sah sich vorsichtig um. Alles ringsum war still. Hierauf ging er unter dem Vorgeben hinaus, er habe Kopfweh und bedürfe der frischen Luft; allein es geschah, um sich auch draußen umzusehen, ob Alles ruhig sey. Da sich nirgends ein Grund zur Besorgniß zeigte, kehrte er mit dem Entschlusse zurück, nun nicht mehr zu schonen.

Es dünkte ihm jetzt leicht, sein Verbrechen zu vollenden, ohne genöthigt zu seyn, das junge Mädchen zu entführen, und namentlich, ohne sie seinen Gefährten zeigen zu müssen, kurz, sie ungetheilt zu besitzen, erschien ihm leicht. In tiefe Träumerei versunken, mit düsteren, unglückverkündenden Blicken, ging er eine Zeitlang rasch im Zimmer auf und ab. Schaudernd sahen sich Mutter und Tochter einander an. In diesem Augenblicke zog er seinen Dolch, und sagte in furchtbarem, drohendem Tone zur Mutter, daß, wenn sie nicht Beide auf der Stelle getödtet seyn wollten, sie aus dem Hause gehen solle; er werde sie binnen Kurzem zurückrufen. Bleich vor Schrecken warf sich die arme Mutter zu seinen Füßen, um zu versuchen, sein unversöhnliches Herz zu erweichen; sie klammerte sich an seine Kleider und küßte seine Hände, erinnerte ihn an seine Kindheit, die sie gepflegt, an seine Familie, mit der sie in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden, bis die Thränen ihre Stimme erstickten. Bei Erwähnung seiner Familie ward der Räuber traurig und nachdenklich; allein bald brach seine Wuth von Neuem aus, er knirschte mit den Zähnen, und das unglückliche Weib schnell in die Höhe reißend, schleppte er sie vor die Thür, und sagte ihr, wenn er das geringste Geräusch vernehme, so sey es um sie und ihre Tochter geschehen. Und mit diesen Worten versetzte er ihr einen so gewaltigen Stoß, daß sie mit der Stirn voran gegen eine Baumwurzel stürzte und besinnungslos liegen blieb. (Fortsetzung folgt.)

*) Schinken.

**) Eierkuchen.

## Tabletten.

*** (Ein Kind von drei Jahren als Zeuge vor Gericht.) Es kommen bei den englischen Gerichtshöfen zuweilen Fälle vor, die, ihrer Seltsamkeit wegen, in Erstaunen setzen, und zu diesen gehört folgender Fall, der in der Gerichtsprocedur wohl einer der merkwürdigsten in seiner Art seyn dürfte. — Der „Examiner" meldet, nach der von ihm angegebenen Quelle „the Monmouthshire Merlin", daß ein Watiser, Namens Tommy Hopkins, in New-Port, vor den Mayor Herrn T. Hughes und dessen Beisitzer L. Hawkins gebracht und angeklagt wurde, 10 Souvereins und 18 Schillinge von seinem Oheim gestohlen zu haben. Der Angeklagte hatte ganz gemüthlich sein Pfeifchen in dem nemlichen Zimmer geraucht, wo das Geld hingelegt worden war. Als er fortgegangen war, lief die kleine dreijährige Tochter zu ihrem Vater und schrie: „Dady, Dady, warum kamst du nicht? Tommy hat das Geld genommen und in die Tasche ge-

steckt.“ Der Vater überzeugte sich bald, daß das Kind Recht hatte; das Geld war verschwunden. Die Sache kam nun vor die obengenannten Richter, die lange darüber berathschlagten, ob das Kind als Zeuge vernommen werden könne, und sie entschieden für die Affirmative. Das kleine Mädchen wurde auf dem Arme der Gerichtsamme (the court nurse) hereingetragen, und der Mayor richtete an das Kind folgende Fragen. Mayor: Gehst du in die Schule? — Kind: Ja, Sir. — Mayor: Kannst du die Gebete hersagen? — Kind: Ja, Sir. — Mayor: Sagst du sie jeden Morgen her? — Kind: Nein, jeden Abend. — Mayor: Recht so, du bist ein liebes, kleines Mädchen. Spielst du gern mit schlimmen Kindern? (do you like to play with wicked children?) — Kind: Nein, weil sie unartig sind. — Mayor: Wo kommen diese hin nach dem Tode? — Kind: Hinab in die Hölle, Sir. — Mayor: Und die guten, wo kommen diese hin? — Kind: Hinauf in den Himmel. — Mayor: Nun, mein liebes kleines Mädchen, müssen wir dir den Eid abnehmen; du mußt die Wahrheit sprechen; thust du es nicht, so kommst du an den Ort der Verdammten. Hier ist die Bibel, das ist das Wort Gottes. Nimm das Buch in die Hand, küsse es, sprich die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit, so wahr dir Gott beistehe. (Aeußerungen des Erstaunens, Zischeln und leises Murmeln unter den Zuschauern.) — Das Kind that, was der Richter geboten hatte, und sagte dann aus: es habe in dem Hause mit andern kleinen Mädchen gespielt, als Tommy Hopkins ins Zimmer trat, wo er eine Schachtel öffnete, etwas Schwarzes herausnahm und sich dann entfernte. Darin bestand die ganze Aussage des Kindes, und der Gefangene wurde auf die nächsten Assisen verwiesen, um gerichtet zu werden.

*** (Kanzelberedtsamkeit.) Der Prediger Meyhöfer zu Barten in Ostpreußen hat vor kurzem zwei von ihm gehaltene Predigten (Königsberg 1842) drucken lassen. Die eine, am Todtenfest gehalten, ist betitelt: „Das Nichts und das Etwas“, die andere: „Siehe dein König kommt!“ Wir erlauben uns, daraus einige Stellen mitzutheilen, welche von dem merkwürdigen Inhalt und der originellen Form dieser Reden einen Begriff geben werden, und bemerken dabei nur noch, daß dieselben im J. 1841 gehalten worden sind. „Das Nichts und Etwas“ beginnt mit den Worten: „Was seyd ihr heute hierhergekommen? Einen Mann in „weichen Kleidern zu sehen?“ Die weiche Kleider tragen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seyd ihr heute hierhergekommen? Einen Mann zu sehen, der vom „Winde hin und her bewegt wird?“ Die da vom Winde hin und her bewegt werden, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da „schmücken und übertünchen die Gräber, aber drinnen sind sie doch alle voll Moder und stinkender Todtengebeine.“ Also: Was seyd ihr heute hierhergekommen? Daß ich euch mit Thränen speise, oder, wie der Prophet es nennt, mit „niedlicher Speise?“ Die euch mit niedlicher Speise speisen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seyd ihr heute hierhergekommen? Daß ich über den Gräbern Friede schreie, wo kein Friede ist? Die da Friede schreien, wo kein Friede ist, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche übertünchen und schmücken die Gräber, aber drinnen sind sie doch voll Moder und stinkender Todtengebeine“ u. s. w. In der zweiten Predigt: „Siehe dein König kommt!“ spricht Hr. Meyhöfer seine Freude darüber aus, „daß die Evangelien wiedergekommen sind.“ „Aber es sind,“ fährt er im Eingange fort, „doch manche Personen, Ortschaften und Begebenheiten, manche liebe Freunde, Bekannte, Ortschaften und Begebenheiten, die durch die Länge der Zeit uns in eine gewisse Ferne getreten sind, und es ist uns, als wären wir zu lange ausgeblieben von ihnen. Redlicher Hauptmann von Kapernaum, Wahrheit suchender Nikodemus, den Herrn bewirthende Martha, meine Maria, die du den Herrn salbtest! O mein glückliches Herz! O mein Hauptmann von Kapernaum, mein Nikodemus meine Martha, meine Maria! O dein glückliches Herz! Dein Hauptmann von Kapernaum, dein Nikodemus, deine Martha deine Maria! Nein, mein Gott! Du machst uns zu glücklich daß du in diesem Jahre uns die Evangelien wiederkommen läßest“ u. s. w. Hr. Meyhöfer versichert in der Vorrede zu der ersten Predigt, daß dieselbe unter vielen seiner Zuhörer eine große Erregung bewirkt habe, und wir wollen daran keineswegs zweifeln. (Bl. f. lit. Unterh.)

*** Am 13. März sollte auf der Edinburg-Glasgower Eisenbahn zum erstenmal ein Sonntagstrain abgehen, wogegen bekanntlich so groß Geschrei unter den Frommen von Schottland erhoben worden. Da erschien der hochwürdige Hr. Burns, eine „Heerpauke der Revivals“ (d. h. Versammlungen zur Wiederbelebung des Glaubens), intonirte einen Psalm und hielt dann gegen die Sabbathschändung eine Predigt, welche über zwei Stunden dauerte. Ob sich dadurch Jemand vom Mitreisen abschrecken ließ, ist nicht gesagt, doch hatte der Prediger ein Auditorium von mehreren Hunderten um sich gesammelt. „Im pathetischesten Theil seiner Predigt“ (wie es im Dorfprediger von Wakefield heißt) ertönte der Pfiff des Conducteurs und die Locomotive sauste zum Bahnhof hinaus. Nachmittags wiederholte sich die Scene. (A. Z.)

*** (Muster kaufmännischen Styles.) Ein Handlungs-Commis offerirte sich mit nachfolgenden Worten: „Wolgeboren! Nachdem ich mit Vergnügen erfahren, daß sich in Ihrem Hause zwei Commis-Posten lüften dürften und ich mir auf meiner zehnjährigen Wanderung durch den Merkantilismus viel Kenntnisse gesammelt habe“ u. s. w. Darauf wurde ihm geantwortet: „Erwiedernd Ihr Schreiben, müssen Sie Ihre Wanderung durch den Merkantilismus schon auf einem andern Wege fortsetzen, da die Lüftung in meinem Hause bereits verstopft ist.“

---

## Räthsel.

Ich bin ein kleines, unscheinbares Ding,  
Und doch zu großer Wirksamkeit berufen,  
Bald schätzt man mich sehr hoch, bald sehr gering,  
Du findest mich an des Altares Stufen.  
Die ernste Deutung geb' ich oft dem Leben,  
Oft werd' ich auch ein Kinderspiel genannt,  
Vereint mach' ich den Bösewicht erbeben,  
Vereinzelt kennt und liebt mich jeder Stand.  
An Mond und Sonne wirst du mich erblicken,  
Auch Ohr und Nase sind mir unterthan,  
Den Schwur empfang' ich heute mit Entzücken,  
Oft knüpft sich später manche Thräne an;  
Es kann der Bischof selbst mich nicht vermissen,  
In mir erkennst du die Unendlichkeit,  
Als stattliches Geschenk bin ich oft zu begrüßen,  
Mich kennt die Freundschaft und die Zärtlichkeit.  
Gieb' mir die Hand; die Freundschaft soll dir reichen,  
Was dauernd sie allein in unser Herz gelegt,  
Zum Siegel unsres Bund's empfange dieses Zeichen,  
Das meines leichten Räthsels Namen trägt.

---

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 1. April. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth. Musik von Mehul.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Ostereieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 91. 2. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die bessern deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Louvois zu Pignerol.
(1680.)

(Fortsetzung.)

„Er hat gesprochen?" fragte theilnehmend der Minister, der kein Wort von diesem unartikulirten Gemurmel verstanden hatte.

„Ja, Monseigneur, er hat gesagt: ich sterbe!"

„Nun, warum holt man nicht eiligst einen Priester?"

„Sein Beichtvater hat ihn gestern besucht."

„Ist es noch immer Pater Descourres, der Rektor der Jesuiten?"

„Ja, Monseigneur."

„Daß ich nicht vergesse, vor meiner Abreise ihn zu sprechen, falls Herr Fouquet —"

„Stille, Monseigneur," sagte Saint-Mars, auf Reilh deutend, der in den Betttüchern sich regte und seufzte, der arme Mann bedarf sehr der Ruhe."

„Ich glaube fast," bemerkte Louvois mit unterdrücktem Aerger, „Herr Fouquet sucht eine Ehre darin, mir nicht zu antworten, und den Uebermüthigen gegen mich zu spielen."

„Leicht möglich."

„Die Tortur werde ich freilich nicht anwenden, um ihn zum Reden zu bringen," sagte der Minister, und setzte den Hut wieder auf, den er aus Achtung vor dem Alter und Unglück abgenommen hatte, „aber er hat Unrecht, es so zu machen."

„Sehr Unrecht," wiederholte Saint-Mars voll Vergnügen, das Interesse geschwächt zu haben, das der übermüthige Louvois am Opfer seines Rivalen Colbert genommen hatte.

„Wenn der König wüßte, daß Fräulein von la Vallière geheime Correspondenzen mit Fouquet führte —"

„Der König weiß es in diesem Augenblick."

„Dann würde Herr Fouquet bedauern, mir sein Vertrauen nicht geschenkt zu haben."

„Das ist die Art, wie Herr Fouquet sich zu benehmen pflegt."

„Mein Herr," sagte Louvois sehr laut, „ich bin in Verlegenheit über jenes Schreiben, welches leicht die guten Absichten des Königs für Sie stören könnten." —

„Er ist taub," sagte Saint-Mars.

Louvois wurde in seiner Ermahnung durch die Stimme des Herrn von Augicourt und durch wiederholtes starkes Klopfen an der Thüre unterbrochen. Saint-Mars, unruhig, beeilte sich nicht, zu öffnen, und wollte dem Minister ebenfalls davon abrathen; dieser ging aber selbst nachzusehen, und ließ seinen Sekretär hereintreten, unterdessen der Gouverneur vorsichtig das Zimmer im Hintergrunde abschloß, wo Reilh keine geringe Angst über den gefahrdrohenden Besuch ausgestanden hatte. —

D'Augicourt übergab seinem Vorgesetzten ein dickes Packet Depeschen, das dieser erbrach, und mit steigender Aufregung durchlas, wie man in seinen harten und finstern Zügen wahrnehmen konnte.

„Wer hat Ihnen dieses Packet gegeben?" fragte der Minister in schrecklichem Tone.

„Ein Courier, halbtodt vom Wege, den er gemacht hat."

„Die Briefe sind vom 20. Februar datirt, und mußten seit sechs Tagen hier seyn."

„Seit sieben, Monseigneur."

„Den Courier lasse ich prügeln, und jage ihn fort!"

„Er hatte den Weg in sehr kurzer Zeit gemacht, — aber beim Eingang ins Gebirge sagte ihm ein unbekannter Mann, der dort stand, wie um die Ankunft des Couriers zu erwarten, daß Sie nicht mehr in Pignerol, sondern nach der Insel St. Marguerite gereis't seyen."

„Ja, Monseigneur, und der arme Teufel von Courier ritt auf der Stelle dahin, und da er Sie nicht fand, ist er hierher zurückgekehrt, und am Stadtthore mir begegnet."

„Haben Sie jenen Mann nicht geschickt, Monseigneur?" fragte Saint-Mars.

„Ich?" schrie der Minister in einem Anfall von Wuth; „ich werde den Kerl zu finden wissen, und ihn hängen lassen."

„Vermuthlich ein Irrthum," sagte Saint-Mars, seine heimliche Freude verbergend.

„Neiu, mein Herr," entgegnete Louvois barsch, „dergleichen Irrthümer sehen Complotten ganz ähnlich, und die exemplarische Bestrafung, die ich eintreten lassen werde, soll mir sie für's Künftige ersparen."

„Diese Nachrichten waren also wohl von großer Wichtigkeit?" —

„Von so großer Wichtigkeit, daß ich auf der Stelle abreise." —

„Betreffen sie Herrn Fouquet?" fragte Saint-Mars, nach den Papieren schielend.

„Ich kümmere mich viel um Herrn Fouquet," versetzte Louvois, mit seinen Papieren beschäftigt, und ärgerlich über die Art, wie der Gefangene sich gegen ihn benommen hatte. „Hier ist in der That die Ordonanz des Königs, ihn in Freiheit zu setzen, aber der König weiß nicht, auf welche Art man seiner Gnade sich würdig macht: ich werde ihm berichten."

„Es wird ihm Freude machen!" sagte Saint-Mars, entzückt über die Entschließung des Ministers.

„Hat man Alles zu meiner Abreise in Stand gesetzt?"

„Wie wollen Sie reisen, Monseigneur?" fragte Laforet.

„Zu Pferde!"

„Zu Pferde! Das können Sie unmöglich!" betheuerte Laforet, die Hände gen Himmel erhebend.

„Ich kann Alles, was ich will," erwiederte der Minister trocken. — „Sattelt die Pferde, und dann sogleich fort!"

„Monseigneur, ich bewundere diese ungemeine Körper- und Geistesthätigkeit," sagte Saint Mars, um möglichst zur Beschleunigung der Reise beizutragen.

„Seit einem Monat bin ich vom Hofe abwesend, und derweile arbeitete Colbert daran, mich beim Könige zu verdrängen."

„Sie dürfen nur bei Hof erscheinen, und Ihr ganzer Einfluß ist wieder hergestellt," sagte Saint-Mars, der den Moment für passend hielt, einige Schmeichelei anzubringen.

„Mein Einfluß bleibt unverändert," entgegnete der Minister stolz, „der König kann mich durch Niemand anders ersetzen."

„Also dafür, Monseigneur," seufzte d'Augicourt, „haben wir uns so sehr eilen müssen, und unsere Sachen verlieren?"

„Man eile sich!" schrie der Minister dem Kammerdiener von Weitem entgegen: „ich will in sieben Tagen beim Lever des Königs zu St. Germain seyn."

Als Louvois in den Hof kam, beständig in Saint-Mars Begleitung, der ihn anreizte, keinen Augenblick länger zu bleiben, fand er ein gesatteltes Pferd mit Schweiß bedeckt, und noch schnaubend von einem zurückgelegten weiten Wege. — Er setzte den Fuß in den Bügel, und schwang sich in den Sattel, ohne das ermüdete Thier gegen ein frisches Pferd vertauschen zu wollen, welches Laforet ihm vorführte; er hörte auf keine Vorstellung, und fixirte seinen Willen auf die Idee der unmittelbaren Abreise und schnellen Rückkehr zu Ludwig XIV.; Fouquet und Frau von Saint-Mars waren vergessen, nicht einmal nahm er Abschied vom Gouverneur, sondern trieb sein, nach dem Stalle sich sehnendes Pferd mit Faustschlägen zum Gefängnißhofe und zur Citadelle hinaus, zum allgemeinen Erstaunen der Offiziere und Soldaten der Garnison. — Seine beiden Kammerdiener und d'Augicourt, dem keine Zeit geblieben war, sein elegantes Kostüm, welches er erst vor einer Stunde zugleich mit den Depeschen erhalten hatte, mit einem Reisekleide zu vertauschen, holten ihn im Galopp in den Gebirgen ein. Das Postpferd, welches Louvois von hinnen trug, hatte Eustach Bordas nach Pignerol zurückgebracht. (Fortsetzung folgt.)

---

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Mit herabhängenden Armen, zitternd am ganzen Körper stand Nina da; Mund und Augen waren offen, wie bei einer Wahnsinnigen. Er schritt auf das arme Mädchen zu, und richtete sein Auge fest auf sie, wie der Geier, wenn er auf die Beute stürzt. „Ich liebe Dich, Nina, und Du sollst mein werden! Wir sind allein. Jeder Widerstand wäre vergeblich, selbst verderblich; nimm Dich in Acht!... Ja, wüthend liebe ich Dich; erhöre mich." Bei diesen Worten ergriff er des Mädchens eiskalte Hand. „Erinnere Dich jener süßen Stunden unserer Kindheit, jener Sommerabende, wo wir auf der Rasenbank saßen und Du mir zuweilen ein Küßchen gabst, das mir schon damals das Herz entzündete, während Du dazu lächeltest. Laß mich noch einen solchen Kuß nehmen, Nina..." Und trotz aller ihrer Anstrengungen, um ihn zurückzustoßen, preßte der Räuber sie doch fest gegen seine Brust und sog sich an ihrem Munde fest!... „O, Entsetzen! schrie sie, ich bin verloren!... zu Hülfe!... zu Hülfe!..." Und alle Kräfte sammelnd, über die sie noch zu gebieten vermochte, wand sie sich aus seinen Armen, und mit drohender Bewegung rief sie, zurückweichend: „Ungeheuer! laß mich!.... Weiche von mir, feiger Mörder meiner Mutter!" Zorn und Entsetzen erstickten ihre Stimme.

In ihrer Seelenangst rief sie die Mutter, die sie nicht hörte; und als sie endlich nicht länger Widerstand leisten konnte, glaubte sie ihn durch Bitten zu erweichen, und vor ihm auf die Knie stürzend, nahm sie seine Hände, badete sie in ihren Thränen, und erinnerte ihn mit gebrochener Stimme an ihre erste Jugendfreundschaft, an ihre Kindheit.

„Ach, mein Gott, mein Gott, schone mich, Décésaris, vernichte nicht meine Ehre. Habe Mitleid mit der armen Nina! — Widerstand! brüllte der Räuber sie heftig von sich stoßend. Du magst mich also nicht! Verflucht seyst Du und..." Seine Augen flammten. „Widerstand, und das mir!" Die Adern seiner Stirn schwollen an, er ballte die Fäuste, und sein blutrothes Gesicht verrieth furchtbare Wuth. Das junge in Todesangst schwebende Mädchen stand jetzt vor ihm, unbeweglich wie eine Bildsäule. Ihr fest auf den Räuber gerichtetes Auge starrte vor sich hin, als sähe es ein Gespenst. Dennoch aber verlieh ihr die Verzweiflung für einen Augenblick übernatürliche Kraft.

„O Himmel! O Himmel! rette mich," sagte sie, ein entsetzliches Geschrei ausstoßend. Plötzlich stürzte sie wie eine Wahnsinnige nach der Thür, zog mit übernatürlicher Kraft der Verzweiflung den ungeheuren Riegel zurück, und bemühte sich vergebens, die Thür durch gewaltsames Andrängen zu öffnen. Hohnlachend rief der grausame Verbrecher: „Was helfen Deine Thränen und Dein Geschrei, mein wirst Du doch." Und mit Tigerwuth stürzt er sich auf sie, reißt sie vom Riegel, an welchem sie sich krampfhaft anklammerte, und wirft sie gewaltsam auf die Steinplatten des Fußbodens. Besinnungslos liegt das junge Mädchen da, Todesblässe überzieht ihr anmuthiges Gesicht und sie ist dem Verscheiden nahe. Nur leise tönen die Worte: „Meine Mutter! o, meine Mutter!" über ihre Lippen. In diesem Augenblicke packt der Räuber sie an, trägt sie, wie ein Tiger eine arme Gazelle, fort, eine kleine Treppe hinauf, bis zu der Kammer, wo Mutter und Tochter zusammen schlafen, und wirft sie hier nieder. Die Unglückliche blieb liegen... unter den Krallen eines Dämons.

Indessen erwacht die unglückliche Mutter aus ihrer tiefen Betäubung; ein scharfer Stein hatte sie im Fallen an der Stirn verletzt und sie blutete stark. „Thut nichts, murmelte sie, die Hand an die Wunde legend; aber meine Tochter! er entehrt, ermordet sie..." Schnell erhebt sie sich, wie eine wüthende Löwin. „O! der feige, infame Henkersknecht! Schnell fort, fort!"

Sie eilt fort, schlägt den Weg nach Proſſedi ein, kommt außer Athem an und begegnet zum Glücke gleich am Thore einem Carabinier: mit wuthentbrannten Blicken, die Hände vor Zorn ringend, hält sie ihn an: „Komm, komm, sagte sie, sich an seinen Arm klammernd, kein Augenblick ist zu verlieren; der Schändliche ist bei meiner Tochter. Kommt, mein Kind ist verloren!... Aber auf des Banditen Kopf steht ein Preis von 500 Piaster, die Ihr verdienen könnt; folgt mir, wir wollen ihn tödten. Ich habe einen Plan und will ihn Euch unterwegs erzählen." Und bei diesen Worten zog sie ihn mit sich fort. Sodann ihre ungeheure Aufregung bemeisternd, ertheilte sie ihm unterwegs alle nöthigen Instructionen. Ihre einzige Furcht war, daß das Ungeheuer unterdessen die Flucht ergriffen haben möchte. „Kennst Du den Räuber? fragte der Carabinier; hat er Dir seinen Namen gesagt? — Es ist der schändliche Décésaris. — Welch ein Glück, „rief der Carabinier. Und nun beeilte er

seine Schritte dergestalt, daß die arme verwundete Frau kaum zu folgen vermochte. Ein Streiflicht des Mondes zeigte ihnen die Hütte in geringer Entfernung. Leise schlichen sie näher; die Thür war noch verschlossen. Nun zog die Mutter ein kleines kupfernes Madonnenbild hervor und küßte es mit Inbrunst. „Er sterbe! murmelte sie mit den Zähnen, und wenn sein Kopf abgehauen ist, werfe ich seinen Leib den Hunden und Raben vor, daß sie seine Eingeweide fressen. Hier lag ich auf der Erde, als das Ungeheuer die Thür hinter mir verschloß; ich will meine erste Stellung wieder einnehmen. Findet er mich gerade so wieder, wie er mich verlassen, so schöpft er keinen Verdacht... Was meinst Du dazu, mein Retter? — Gut so. — Du selbst versteckst Dich hinter diese Mauer und hältst Dich bereit. Bücke Dich recht, damit man Dich nicht sehen kann und ziele gut, um Gottes Willen. Mit Ruhm bedeckt wirst Du seinen Kopf nach Rom tragen, die Menge wird Dir bis zum Palaste des Gouverneurs folgen, um dort die 500 Piaster in Empfang zu nehmen." (Schluß folgt.)

## Frankfurt.

### Rossini's Stabat mater.

Selten finden sich wohl so viele Kunstabschnitte in den Werken eines Compositeurs, als in denen des genialen Rossini, dessen schöpferische Muse gleich einer leichtfüßigen Gazelle das ungeheure Gebiet der Musik in allen Richtungen durchschritt, und in farbenreichem graziösem Gewande uns bald heitere bald ernstere Gebilde vorführte, die fast zwei Decennien hindurch von den meisten Nationen mit Enthusiasmus aufgenommen, angestaunt und vergöttert wurden. Dieser phantasiereiche Meister begann mit Tell eine neue Epoche, und zwar mit einem Glück, wie es kaum seine Zeitgenossen aufzuweisen hatten; doch die Unstätigkeit seines Genius erlaubte es nicht, sich in dieser Sphäre weiter zu bewegen und neue Produkte zu schaffen. Angeregt schon früher vom Pabste, sich der Kirchenmusik in Italien anzunehmen, wollte er seine Kraft auch in diesem Zweige der Musik versuchen; ob ihm dies gelungen, und ob überhaupt Rossini befähigt ist, als Regenerator der italienischen Kirchenmusik aufzutreten, dies wollen wir in seinem Stabat mater, das am Charfreitage im Schauspielhause mit vollständiger Instrumentation zur Aufführung kam, etwas näher untersuchen.

Der Text dieses in der kirchenmusikalischen Welt so berühmt gewordenen Sanges ist keineswegs ein klassisches Latein zu nennen, athmet aber eine solche Erhabenheit, eine so tiefe schmerzerfüllte, gläubige Seele, daß man die Einkleidung und das äußere Gewand gänzlich darüber vergißt. Wieland sagt im „deutschen Merkur" (1781) sehr wahr und bezeichnend: „Seine Strophen haben bloß als stammelnde Seufzer eines einfältig redlichen Mönches, der in frommer Entzückung das Kreuz des Erlösers wirklich zu umfassen glaubt, eine Wahrheit, eine Wärme und ein Sublimes, wobei jeder nicht gefühllose oder durch Ueberverfeinerung ekel gemachte Zuhörer das barbarische Latein und die schlechten Reime gern vergißt." Wenn nun gleich die Form dieses Klageliedes nichts weniger denn musikalisch zu seyn scheint, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß dem Componisten unendlich viel Motive geboten werden, jene süße kindliche Frömmigkeit in Tönen auszuhauchen, von der ein reines gottergebenes Gemüth in banger Stunde tief durchdrungen ist. Die Einfachheit muß hier das leitende Princip seyn, die Behandlung des Themas nicht den Charakter eines flitterhaften Prunkes haben; denn der Typus des Liedes und die darin niedergelegten Gedanken zeigen sich entblößt von jeder Goldverbrämung.

Rossini hat diesen Gegenstand nun, unseres Bedünkens, in seiner Gesammtheit nicht richtig erfaßt. Der Componist ging wahrscheinlich von der Idee aus, die alte, herkömmliche, steife, pedantische Form abzustreifen, und der Composition ein gefälligeres, moderneres Gewand zu geben, das sich mehr mit unserer jetzigen Ansicht und Ideenrichtung assimilire! Allerdings der Anerkennung würdig. Indeß muß man aber bedenken, daß jener sogenannte blühende Kirchenstyl nicht im Stande ist, die Seele bis zu Gottes Thron zu erheben. So rein und klar wie jene himmlische Glorie ist, so rein und klar müssen auch die Klänge seyn, die uns in dieselbe tragen sollen.

Rossini's Stabat mater athmet nicht die engelsreine Frömmigkeit eines unverdorbenen Gemüths, sondern ist der Ausdruck des von Leidenschaften der großen Welt heimgesuchten Herzens. Zu seiner Composition gehört ein neuer Text, nicht der alte Jacoponische; denn ihr fehlt jenes erhebende sacramentale Princip, das die Composition von Pergolesi, Schuster u. s. w. so großartig auszeichnet.

In dem gesammten Stabat mater, — es besteht aus zehn Nummern, — sind nur die Introduction: Stabat mater dolorosa, Nro. 4. Baß-Arie pro peccatis, Nro. 5. Recit. für Baß mit Chor, pia mater fons amoris und Nro. 9. Quartett Quando corpus morietur, als diejenigen Musikstücke zu nennen, die den kirchlichen Charakter tragen; dagegen die übrigen Nummern mehr oder minder einen weltlichen Styl beurkunden. Wir erinnern nur an Nro. 2. cujus animam gementem und an Nro. 8. Inflammatus et accensus, worin der Componist des Tell's und Othello's seine Natur nicht verläugnet. Was nützen hier die schönen Melodieen, wenn man, erst eingewiegt, in eine angenehme Stimmung, auf einmal durch eine ganz gewöhnliche italienische Opernfigur im Orchester aufgeschreckt wird. Das Ohr muß nothwendig sich beleidigt fühlen, und der Totaleindruck unbedingt dadurch geschwächt werden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der erste Versuch Rossini's, sich im Fache der Kirchenmusik zu bewegen, gerade kein ganz glücklicher war, und wir halten selbst auch dafür, daß er, bei seinem eingeschlagenen Wege, schwerlich eine Renovation des gesunkenen italienischen Kirchenstyls wird zu Stande bringen können, es sey denn, daß, was bei der Genialität des Componisten vielleicht zu erwarten steht, er die berühmten Vorgänger durch und durch studirt, und einen gefälligeren aber fern von jeder weltlichen Beziehung erhabenen Styl einführt, wie wir ihn an Mendelssohn-Bartholdy ebenfalls bewundern.

Die Aufführung von Seiten aller Mitwirkenden war meist befriedigend und der Vortrag der religiösen Intention entsprechend. Am wirkungsreichsten, ja, am tief eingreifendsten war der vortreffliche Vortrag des wundervollen Quartetts ohne Instrumentalbegleitung: „Quando corpus morietur" durch die Herren Pischeck und Caspari und die Damen Kratky und Rudersdorff: er gab Zeugniß von würdigster Kunstauffassung. Auch heute ward Dlle. Rudersdorff bei ihrem Erscheinen von einem Theile des Publikums auf eine Weise empfangen, die ihr einen Vorzug vor den andern Sängern und Sängerinnen verleihen soll. Wir verkennen die Verdienste der Dlle. Rudersdorff keineswegs, eben so wenig läugnen wir, daß ihr Engagement unserer Oper nur zum Vortheil gereichen kann, demungeachtet halten wir aber eine solche stets wiederholte Auszeichnung für eine undelikate Verletzung der ihr zur Seite stehenden Künstler, deren Fleiß und Talent wahrlich nicht minder Achtung und Anerkennung verdienen.

## Tabletten.

*,* (Königsberg, 24. März.) Abschrift des Briefes, den Liszt nach seiner Erhebung zur Doctorwürde an die hiesige Universität gerichtet hat. „Hochzuverehrende, hochgelehrte Herren! Ich würde vergeblich versuchen, Ihnen die tiefe und herz-

liche Bewegung auszudrücken, in die Sie mich durch Ihre seltene Ehrenbezeigung versetzt haben. Die Doctorwürde aus der Verleihung einer Facultät, in der sich, wie in der Ihrigen, Männer von europäischer Bedeutung versammeln, macht mich glücklich, und würde mich stolz machen, wenn ich nicht auch des Sinnes gewiß wäre, in dem sie mir verliehen. Ich wiederhole, daß ich mit dem ehrenvollen Namen eines Lehrers der Musik (und um es hier zu bemerken, kann ich das Wort Musik nur in seiner großen, vollen, antiken Bedeutung gelten lassen), dessen Sie, hochverehrte Herren mich würdigen, die Verpflichtung unablässigen Lernens und unermüdlicher Arbeit übernommen zu haben mir wohl bewußt bin. In der steten Erfüllung dieser Pflicht: die Doctorwürde auf eine Doctor- und würdige Weise zu behaupten, den schwachen Theil des Wissens und der Technik, den ich mir anzueignen im Stande bin, als Form und Mittel der Manifestation des Wahren und Göttlichen (le beau c'est la splendeur du vrai; l'art, c'est le raisonnement de la pensée) mit That und Wort zu verbreiten — in der steten Erfüllung dieser Pflicht und bei jedem Erfolge, der mir etwa noch gegönnt ist, wird sich auch die Erinnerung an Ihr Wohlwollen lebendig erhalten und an die rührende Weise, in der ein berühmtes Mitglied Ihrer Facultät (Professor Jacobi) mich davon unterrichtet hat. Genehmigen Sie, hochgelehrte Herren, den Ausdruck meiner dankbarsten Hochachtung und vollendetsten Verehrung. Königsberg, 14. März 1842. F. Liszt."

⁂ Das „Charivari" veröffentlicht ein Wörterbuch zum Gebrauche der gegenwärtigen Zeit; wir heben folgendes aus: Gewissen. Ein altes Wort, das jetzt abgekommen ist und dessen Bedeutung sich ganz verloren hat. — Muth. Handlung eines unerschrockenen Mannes, welcher eine gute Stelle und ein vorzügliches Gehalt verachtet. Wenn man zugleich mehrere gute Stellen und mehrere vorzügliche Gehalte ausschlägt, dann hat man einen ausgezeichneten Muth. — Meinung. — Synonyme von Hemd. Man kann ohne Unterschied sagen: Meinungen wie das Hemd oder Hemden wie die Meinung wechseln. — Grundsatz. Eine Art von tragbarer Ingredienz, welcher man sich nach Willen zu entledigen wissen muß. Der beste Grundsatz ist, gar keinen zu haben. — Treue. Ein altes Wort, das fast außer Gebrauch und heute nur auf die Pudelhündinnen anzuwenden ist. — Ewig. Dieses Beiwort wird bisweilen auf die Treue angewandt. In diesem Falle bedeutet ewig bald einige Stunden, bald einige Minuten. — Eid. Dieses Wort wird nur in der vielfachen Zahl, wie kleine Pasteten, gebraucht; man giebt gewöhnlich den dreizehnten Eid in den Kauf. Der nämliche Mann kann einem unbeschränkten Monarchen, einer ein- und untheilbaren Republik, einem Directorium, einem ersten Consul, einem Kaiser, zwei Königen des älteren Zweiges, einem Könige des jüngeren Zweiges, Gott rc. rc. rc. den Eid leisten.

⁂ Auch in England sind dermalen so viele Monumente im Gang, daß mehrere derselben nur sehr langsam fortschreiten, und dieß ist namentlich bei dem bedeutendsten, dem Denkmal Nelson's auf dem Trafalgar-Platze, der Fall. Der Examiner meldet: „Die bei dem Nelson-Monument beschäftigten zwei Arbeiter haben ihre Arbeit suspendiren müssen, weil ihnen so wenig Granit geliefert wurde. So schreitet demnach dieses Nationalwerk nicht mehr mit der Schnelligkeit vorwärts wie früher, wo das Fußgestell in jedem Vierteljahre wenigstens um einen Zoll vorrückte."

⁂ (London.) Der elektrische Aal in der Royal Adelaide-Galerie ist dieser Tage gestorben. Er war aus einem der Nebenflüsse des Amazonenstroms vor vier Jahren nach London gebracht worden und das einzige Exemplar in Europa. Der Sitz seiner elektrischen Kraft war längs dem Rückgrat vom Kopf bis zum Schweif. Seine Nahrung bestand in kleinen Fischen, die er durch einen Schlag in's Wasser bis auf zwei Fuß Entfernung betäuben konnte. Er that dieß jedesmal, ehe er sie fraß. Das anziehendste Experiment, das man mit ihm vornahm, war die elektrische Entzündung eines Stücks Silberpapier in einem Glascylinder, indem das eine Ende eines Elektricitätsleiters an das Papier, das andere an den Aal gehalten wurde. Der Fisch mußte gereizt werden, ehe er seine elektrische Kraft entwickelte. Einige Zeit vor seinem Tod war er erblindet.

⁂ (Nemesis.) Eine Quartiervermietherin in Paris, die Wittwe Albouze, 71 Jahre alt, wurde kürzlich schwer krank; ein im Hause wohnendes Ehepaar pflegte sie mit der Sorgfalt von Verwandten. Da aber diese Leute dadurch ihre Arbeit versäumten, wovon sie lebten, rechneten sie nachträglich der Wittwe hierfür 35 Franken an. Diese hielt die Forderung für überspannt und bot den armen Leuten 10 Franken, welche sie ablehnten und gegen die Wittwe klagbar wurden. Bei der gerichtlichen Vernehmung erschien die Albouze zuerst, redete dem Richter ein, daß jene Leute aus bloßem Interesse gehandelt hätten, und suchte ihn gegen die klagende Partei einzunehmen; der Beamte aber wies sie auf ihren Platz, bis sie die Reihe treffen würde; sie setzte sich nieder und schien nach einer Weile einzuschlafen. Das Ehepaar ward nun vernommen und gewann alle Meinungen durch sein Benehmen, seine schlichten Reden und den allverbreiteten Ruf seiner Redlichkeit, während die Stimmung gegen die als geizig verschrieene Albouze sich nichts weniger als günstig gestaltete. Nun ward diese aufgerufen und, als sie nicht antwortete, gerüttelt; allein es half nichts, denn sie war — todt. Die Kläger sind nun gegen die Verlassenschaftsmasse eingeschritten.

---

Mit Bezug auf die frühere Anzeige vom 10. Februar, den Bau eines gastlichen Obdaches und wissenschaftlichen Beobachtungs-Lokales auf dem Gipfel des Feldberges betreffend, beehrt sich der unterzeichnete Vorstand hiermit zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß, nachdem die nöthigen einleitenden Schritte bei den betreffenden Regierungen von seiner Seite geschehen sind, eine besondere Commission in dieser Angelegenheit ernannt worden ist, welche nunmehr die weiteren Maßregeln zur Ausführung zu bringen, die Obliegenheit mit dankenswerther Bereitwilligkeit übernommen hat.

Zu dieser Commission wurden folgende Personen gewählt: zwei Mitglieder des am 5. Februar von der Gesellschaft der Taunusfreunde ernannten Comite's:

Herr August Ravenstein, Seilerstraße B. 110.
Herr Schnyder von Wartensee, schöne Aussicht A. 29.

ein Mitglied des geographischen Vereins:

Herr Dr. G. W. Hessenberg, gr. Hirschgraben K. 65.

und drei Mitglieder des unterzeichneten Vorstandes:

Herr Dr. E. H. Häberlin, gr. Bockenheimerg. K. 134.
Herr Heinr. Meidinger, Bleichstraße D. 111. c. 2.
Herr de Neufville-Pfeffel, (als Cassirer) am Roßmarkt F. 105.

Listen zur Einzeichnung von Beiträgen liegen bei sämmtlichen Commissionsmitgliedern bereit, und werden außerdem noch auf sonst zweckmäßige Weise verbreitet werden.

Frankfurt, den 31. März 1842.

Der Vorstand des geographischen Vereins.

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 2. April. Emilie Galotti, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von G. E. Lessing. (Gastrolle) Marinelli: Herr Hoffmann, vom Hoftheater zu Schwerin.

Sonntag, den 3. April. Othello, oder: Der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 92. 3. April 1842.

**Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:**

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

### VII.

Reilhl, ganz entzückt über den Ausgang der Comödie, die er gespielt hatte, und zum Voraus überzeugt von der Bewunderung und Dankbarkeit, welche der Gouverneur ihm in reichem Maße werde angedeihen lassen, war eben im Begriffe, seiner Krankenrolle sich zu entledigen, als zwei Personen in größter Eile und mit vielem Lärmen die Treppe herauf kamen, und ihn die Rückkehr des Ministers mit Saint-Mars fürchten ließen. Er hatte kaum sich wieder in seine Decken gehüllt, als die Thüre mit großem Geräusch aufflog, und Saint-Mars Stimme sich in den schrecklichsten Verwünschungen ergoß; die Antworten, die sein Begleiter murmelte, wurden stets von den donnernden Vorwürfen des Gouverneurs unterbrochen oder übertäubt. Niemals hatte Reilh ihn so wüthend gesehen, und ehe er noch vernahm, was die Ursache dieses ungeheuren Zornes sey, bemerkte er, daß Saint-Mars Begleiter Niemand anders, als Eustach war, den er eben so sehr fürchtete, als Saint-Mars selbst, und es daher nicht für gerathen hielt, sich unvermuthet unter einer so heftigen Discussion erblicken zu lassen.

„Elender, was hast Du gethan!“ schrie Saint-Mars, sich erschöpft auf einen Sessel werfend.

„Was Sie mich geheißen haben,“ antwortete Eustach, sich neben Saint-Mars niedersetzend.

„Habe ich Dich geheißen, Infamer, mir meinen Gefangenen zu nehmen?“ schrie Saint-Mars unter schrecklichen Zuckungen.

„Sie wissen nichts, und fangen Feuer von einem einzigen Wort.“

„Ja, wenn dies Wort ein Todesurtheil ist.“

„Für Sie wenigstens nicht.“

„Für mich, im Fall es meinen Gefangenen betrifft.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Der König hat Herrn Fouquet zum Tode verurtheilt.“

„So viel haben Sie nicht erwartet, ich habe Ihre Wünsche übertroffen.“

„Lieber hätte ich ihn in Freiheit gesehen,“ erwiederte Saint-Mars in der heftigsten Bewegung.

„Ich bin Tag und Nacht Post geritten, und am 20. Februar in Paris eingetroffen. Nur sechs Tage war ich unterwegs; ich eilte nach dem Hôtel Colbert, und sprach in Ihrem Namen den Minister. Herr Colbert entrüstete sich sehr über die List des Herrn von Louvois, und schwur bei allen Teufeln, daß er die Ordonnanz des Königs, die den Herrn Fouquet in Freiheit setzte, wirkungslos machen werde.“

„Und was that er deßhalb?“

„Der König war zu St. Germain, und Herr von Colbert reiste auf der Stelle zu Sr. Majestät, um das Billet zu übergeben, das auf Leinwand geschrieben war, und das ich dem Fräulein von la Vallière beimaß.“

„Und der König?“

„Der König gerieth in den fürchterlichsten Zorn, er schrie, daß er den nichtswürdigen Mädchenverführer züchtigen werde; er zweifelte nicht, daß Fräulein von la Vallière die Schreiberin sey, und wollte sie schon aus dem Kloster der Carmeliterinnen *) herbei holen lassen, um sie zum Bekenntniß ihres vormaligen und jetzigen Einverständnisses mit Herrn Fouquet zu nöthigen.“

„Fräulein von la Vallière leugnete Alles?“

„Die Maitresse des Königs, Fräulein von Fontanges, rieth von einem Verhör ab, und es gelang ihr, bei ihrem königlichen Liebhaber Zweifel zu erregen, so daß er dem Herrn Colbert zur Antwort ertheilte, daß er bessere Beweise erwarten wolle, als einen solchen Fetzen, den er in's Feuer warf.“

„In's Feuer!“ seufzte Saint-Mars.

„Ich kam wieder in's Hôtel des Herrn von Colbert zurück: er erzählte mir Punkt vor Punkt seine Verhandlung mit dem König: er sagte mir alsdann, daß man Tags zuvor die Voisin bei der Chambre ardente zu Vincennes verurtheilt habe, und daß diese Giftmischerin, die zu seiner Zeit der ganze Hof, zumal in galanten Angelegenheiten, zu Rathe gezogen, vom Einverständniß Fouquet's und des Fräuleins von la Vallière einige nähere Kenntniß haben müsse; dies war ein Lichtstrahl für mich, und wie Herr Colbert mir sagte, daß die Marquise von Brinvilliers in ihrem Prozesse eben diesem Fouquet mehrere mysteriöse Thatsachen Schuld gegeben habe, so erbot ich mich, von der Voisin, die ich sehr genau gekannt hatte, Geständnisse herauszubringen, was Herr Colbert gut hieß. Ich zog alsdann die Kutte eines Augustinermönchs an, und ging, mit einem Erlaubnißschein des Ministers versehen, Abends nach Vincennes in das Gefängniß jenes Weibes, als wenn ich sie Beichte hören wollte.“

„Eine wunderliche Erfindung!“ rief Saint-Mars beklommen.

„Ich hatte mein Projekt sehr geschickt entworfen, und ich übergab der Voisin einen Brief, den ich selbst geschmiedet hatte, als von Fouquet an sie geschrieben.“

„Ich hatte Dir doch alles Verfertigen falscher Schriften verboten!“

„Diese hier war so gut gerathen, daß die Richter und der König selbst davon getäuscht wurden.“

*) Mademoiselle de la Vallière, die erste erklärte Geliebte Ludwig's XIV., hatte nach kurzer Zeit, ihren Fehltritt tief bereuend, im Orden der Carmeliterinnen den Schleier genommen.

„Was enthält der Brief?"

„Eine Zumuthung an die Voisin, den König zu vergiften." —

„Ein Majestätsverbrechen!" schrie der Gouverneur außer sich.

„Die Voisin gab, während der ordentlichen und außerordentlichen Folter, eine Menge Lügen gegen Herrn Fouquet von sich, die auf sein Liebesverhältniß mit Fräulein von la Vallière und auf verbrecherische Unternehmungen des Liebhabers gegen Se. Majestät Beziehung hatten —"

„Mein Todfeind hätte es nicht schlimmer machen können!" schrie Saint-Mars mit gerungenen Händen.

„Endlich gelang es, den König dahin zu bewegen, daß er den Gnadenbrief zerriß, und statt dessen diese geheime Ordre erließ, die ich nach dem Befehl des Herrn Colbert nur Ihnen allein zustellen sollte."

„Gib!" schrie Saint-Mars, und riß ihm das Pergament weg. —

„Lesen Sie laut, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

„Meine Augen sind wie mit einem Schleier bedeckt," versetzte der Gouverneur, der schon bei den ersten gelesenen Worten gleichsam von Todesschauer ergriffen wurde.

„Ich will also statt Ihrer lesen," nahm Eustach das Wort.

(Fortsetzung folgt.)

## Bruchstücke aus dem Buche: Fünfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.

### Vom Grafen de Chatillon.

(Schluß.)

Auf diese Weise den Carabinier ermuthigend, der übrigens ganz kaltblütig blieb, näherten sie sich dem Hause in größter Stille. Sie sprachen nur noch durch Zeichen, und das verabredete Manöver ward schnell und geräuschlos ausgeführt. Schon lag die unglückliche Mutter, deren alleiniger Trost nur noch in der Hoffnung nach Rache bestand, seit einer halben Stunde auf der Erde, als das dumpfe Geräusch eines Riegels hörbar ward. Vorsichtig ward die Thür ein wenig geöffnet; jetzt hielt sie sogar den Athem an. Blinzelnd sieht sie Décésaris den Kopf vorstreckend und vorsichtig ringsumher spähend. Alles ist still. Der Räuber sucht und sieht sie an derselben Stelle, wo er sie gelassen. Ruhig näherte er sich ihr, erfaßte ihren Arm, schüttelt ihn heftig, und schickt sich an, sie in die Höhe zu heben. Die unglückliche Frau läßt ihre Arme wieder fallen, wie eine Todte. Der Bandit wendet sie um, und flößt ihr aus seiner Flasche einige Tropfen Branntwein in den Mund. Nun thut sie, als käme sie plötzlich wieder etwas zu sich, stößt einen tiefen Seufzer aus, scheint sich nur mit der größten Anstrengung in die Höhe zu bringen und auf den Beinen zu halten. „Nur vorwärts, vorwärts, sagt der Räuber; komm, brumme nicht, und trink' ein Glas Wein mit mir. Ich habe Gold, viel Gold, es soll Dein seyn; Du kannst Deine Tochter damit ausstatten und verheirathen." — Keine Antwort erfolgte. Sich die Hände reibend, als ob Alles sich ganz nach Gefallen arrangire, kehrt er nach der Hütte zurück. Mit langsamen Schritten folgt sie, sich so lang als möglich machend, um den Carabinier so viel als möglich zu decken, der in gebückter Stellung hinter ihr herschleicht. Des Räubers Pistolen lagen auf dem Tische, wo er gegessen hatte, seine Flinte lehnte noch an der Treppe und sein Dolch stak im Gürtel. Gegen den Tisch gelehnt, den Kopf nach der Kammer zu gerichtet, wo Nina sterbend lag, stieß er ein unverschämtes Gelächter aus. Hierauf schenkte er Wein in sein Glas und rief sein Schlachtopfer, das noch immer unbeweglich auf der Mutter Bett lag, unter der Last der Schmerzen und der Scham erliegend. Bei dieser entsetzlichen Stimme schauderte Nina, und fühlte in ihrem zerrissenen Herzen alle Qualen sich erneuen.

„Komm nur herab, mein Täubchen, Deine Mutter will Dich sehen; wir wollen alle Drei zusammen trinken und Frieden schließen."

Plötzlich ertönte ein Schuß: Décésaris war tödtlich verwundet. Die Hand auf der Brust stürzte er zusammen. Noch athmete er. — „Gott ist gerecht! rief die Mutter, und auf die Knie stürzend: meine Tochter! Du bist gerächt!" Beim Knalle der Flinte belebte ein neuer Schrecken die unglückliche Nina; wie eine geknickte Lilie, halbnackt, die Haare in Verwirrung, klammerte sie sich ans Treppengeländer; hier stand sie schweigend, wie eine Erscheinung. Noch hatte Maria ihre Tochter nicht erblickt; sie betete. Was den in der Nähe des Herzens von einer Kugel durchbohrten Räuber anbetrifft, so war dessen Wuth noch stärker, als sein Schmerz. Den Mund voll röthlichen Schaums machte er die fürchterlichsten Anstrengungen, um zu den neben ihm auf dem Tische liegenden Pistolen zu gelangen. Der Carabinier, der gerade in diesem Augenblicke seinen Säbel gezogen, um ihm den Kopf abzuhauen, errieth seine Absicht, und mit einem kräftigen Hiebe fliegt die Hand vom Faustgelenke; in demselben Augenblicke faßt er ihn bei den Haaren und schneidet ihm den Kopf ab. Die Mutter strahlte vor Freude. Aber ihre Tochter... ach! Mühsam schleppte sie sich weiter, und versuchte, sich am Geländer festhaltend, die Treppe hinabzusteigen; allein es gelang der Unglücklichen nicht, sie sank auf den Stufen zusammen, und blieb da unbeweglich liegen. Zum Tode erschrocken, stürzt die Mutter hin, sie zu stützen; sie hebt sie auf, drückt und wärmt sie an ihrem Herzen, doch das Herz des armen Mädchens schlug nicht mehr. Sie war todt!

Außer sich vor Schrecken und Wuth wirft sich die Mutter mit einem furchtbaren Schrei auf ihre Leiche, bedeckt das Gesicht der Tochter mit Küssen, überschwemmt es mit Thränen. „Meine Tochter! meine arme Tochter!" schrie sie; und den eisigen Körper fest an sich drückend, steigerte die Verzweiflung ihren Zorn bis zum Rasen. Sie stand auf; wuthentbrannt sieht ihr Auge Décésaris blutigen Kopf, der auf den Steinplatten lag, während sich der Carabinier der Flinte, der Pistolen und des Dolchs des todten Räubers bemächtigte. Dieß waren die Trophäen seines Ruhms und die Zeugen seines Glückes. „Laß mir den Dolch! schrie die Mutter, die Treppe herabeilend, es komme nur noch einer und ich werde ihn tödten... den Stahl in seinem Herzen herumdrehen, vielleicht wird dann die Rache, die mich verzehrt, sich beruhigen. Ja, ich schwöre es, das Blut dieser Elenden will ich trinken, um meine Wuth zu sättigen."

Als der Carabinier den blutigen Kopf des Räubers in den Sack steckte, lachte sie laut auf beim Anblicke dieses scheußlichen Kopfes, riß ihm eine Hand voll Haare aus, steckte sie in ihr Taschentuch, das sie fest zusammen knüpfte, und verschloß dieß dann sorgfältig in einem Schubkasten. Hierauf bog sie sich, mit in die Seite gestemmten Armen, aber thränenlosen Blicks über diese Leiche ohne Kopf, betrachtete lange seine Wunde, aus der das Blut strömte, und aus ihren flammenden Augen strahlte eine furchtbare Freude. An ihrem Gürtel hing eine Scheere und mit dieser schnitt sie ein Stück aus dem blutigen Hemde des Verbrechers und steckte es in ihr Corset.

„Daran sollen sich meine Augen weiden," rief sie mit fürchterlichem Lachen. — Sie war wahnsinnig geworden.

Bei Sonnenaufgange schickte sich der Carabinier *) zur

---

*) Ich habe in Rom den Carabinier Pasqualini, denselben, welcher Décésaris getödtet, kennen gelernt: in der Tasche hatte er immer das

Abreise an: er war Nina's Rächer, aber die Freude seines Triumphs ward ihm durch den Anblick der Mutter getrübt. „Armes junges Mädchen! Deine Mutter wird Dich nicht lange überleben... Addio, addio, Martia!“ Und sein Auge, aus dem eine große Thräne rollte, vermochte sich nur mit Mühe von der unglücklichen Martia loszureißen. Allein und traurig schlug er den Weg nach Proſſédi ein, und brachte hier dem Gouverneur den Kopf des furchtbaren Räuberhauptmanns. Der Gouverneur ließ diesen einen ganzen Tag auf dem Markte ausstellen, und beauftragte dann den Carabinier, ihn nach Rom zu bringen, um dort die versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen.

Die Regierung ließ, um ein Beispiel zu statuiren, Décésaris Kopf in den eisernen Käfigen ausstellen, welche das Anzelicathor krönen, und wo man ihn noch jetzt neben den Hirnschädeln anderer Verbrecher seiner Art sieht.

---

Porträt, welches ich in den Abruzzen gezeichnet hatte; dieß war sein Signalement, um ihn wieder zu erkennen. Pasquatini selbst hat mir alle Details dieser Geschichte erzählt, und ich habe nicht das Geringste übertrieben.

In diesen vulcanischen Ländern giebt es freilich Leidenschaften anderer Art, als in Flandern.

## Ein Weihnachtsfest in Norwegen.

Der bloße Gedanke an ein Weihnachtsfest in einer so nordischen Gegend wird dem geneigten Leser ein Frösteln verursachen. Er träumt sich schweigsame Wälder, große gefrorene Seen und Flüsse mit Eisdecken; das zum Feste versammelte Volk erscheint ihm in seiner Einbildung als ein Haufe blaunasiger, mit Frostbeulen behafteter, mit den Zähnen klappernder Geschöpfe, die sich zusammenkauern, um einander warm zu halten, und Branntwein trinken, um lustig zu werden. Der Leser hat halb Recht und halb Unrecht. Freilich hat Norwegen seine meilenlangen und nächtig dunkeln Wälder, seine prächtigen Seen, seine Flüsse, die den Schaum von Wasserfällen ins Meer wälzen; aber seine Bewohner sind das munterste, aufgewecktеste, gemüthlichste, gastfreiste Völkchen, das man nur sehen kann. Sie haben um Weihnachten und zu anderer Zeit ihre Gesellschaften, in denen man sich sehr wohl fühlt. Eine Menge von Lichtern erhellt das Zimmer; eine Fülle von Speisen und Wein steht auf dem Tische, und alle Gesichter verkünden die herzlichste Heiterkeit. Ich werde noch lange und voll dankbarer Gefühle des 25. Dezembers 1840 gedenken, den ich in einem Pfarrhause am Ufer des Glommon verlebte. Die Sonne strahlte an jenem Tage von einem ganz wolkenlosen Himmel über das beschneite Land, und obwohl das Thermometer 18° Reaumur unter Null zeigte, so hatte die helle kalte Luft doch etwas Wohlthätiges und Erfrischendes für Leib und Seele. Der benachbarte herrliche Wasserfall von Sarp donnerte in mein Ohr, aber das heitere Wetter schien sein furchtbares Tosen gemildert zu haben.

Nachdem ich in meiner Wohnung ein gutes Frühstück eingenommen hatte, setzte ich meine Zobelmütze auf, zog wollene Handschuhe an, warf meinen Mantel aus sibirischem Pelz über die Schultern und glitt in einem Schlitten nach der Pfarrkirche. Eine norwegische Kirche gewährt immer einen interessanten Anblick, obschon sie ganz ohne architektonische Zierrathen ist und auch jedes anderen Schmuckes entbehrt: diese dicken Mauern aus unbehauenem Steine, der roth angestrichene hölzerne Glockenthurm mit seinem bescheidenen Glöckchen, die hölzernen Denkmäler auf dem Gottesacker, deren Formen eben so mannigfach als geschmacklos sind, endlich die schlichte Kleidung und Haltung der Gemeinde harmoniren sehr gut zu der wilden und grandiosen Natur des Landes.

Der Gottesdienst in Norwegen scheint mir von dem in anderen lutherischen Ländern nicht verschieden. Nur an gewissen Festen, wie z. B. Weihnachten, besteht ein kirchlicher Brauch, der mir neu war, und den ich, aufrichtig gesagt, nicht unbedingt gutheißen kann. Der Prediger geht nach abgehaltener Predigt in einem sehr katholisch aussehenden Mantel an den Abendmahls-Tisch, kehrt der Gemeinde den Rücken und erwartet nun von jedem Besucher der Kirche eine Gabe an Geld, die auf den Tisch gelegt wird. Zuerst verlassen die Milizen des Distriktes ihre Betstühle, marschieren einen Mann hoch mit klirrendem Säbel um den Tisch, verneigen sich vor dem Prediger und legen ihre respektiven Beiträge nieder, die gewöhnlich in zehn bis zwölf Skilling bestehen, einer sehr kleinen, aber für so arme Leute schon bedeutenden Summe. Nach ihnen kommt die wohlhabendere Klasse, deren Gaben von zwei Mark bis zwei Thaler betragen.

Als der Gottesdienst an jenem Tag vorüber war, begaben sich Viele von uns, zu denen auch ich gehörte, einer Einladung des Predigers Folge leistend, zum Mittagessen in seine Wohnung. Nach höflichen Begrüßungen, die ich mit der biederen Wirthin, ihren hübschen Töchtern und der ganzen Gesellschaft austauschte, wurde mir eine Pfeife Taback gereicht, die erste Aufmerksamkeit, die man jedem männlichen Gaste beweist, wenn er ein norwegisches Haus betritt. Aber schon nach wenigen Minuten mußte ich von den Erfrischungen kosten, die in Norwegen jedem Diner vorangehen. Auf einen Tisch in demjenigen Zimmer, wo die Gesellschaft so lange verweilt, bis man zum Essen ruft, wird eine Speisetrage gesetzt, mit zwei Klärkannen, von denen die eine starken farblosen Branntwein des Landes, die andere aber Franzbranntwein enthält. Außerdem bietet man den Gästen Butterbrod, Wurst, harte Eier, dünne Schnittchen Käse und zuweilen einen Kartoffel-Salat mit Zwiebeln als Vorkost an. Ein Ausländer verdirbt sich an diesen leckeren Erfrischungen den Appetit zum Diner; der Norweger aber nimmt eine gute Quantität davon zu sich und steht noch tüchtig seinen Mann, wenn es ans eigentliche Diner geht. Die Damen bedient man mit leichteren Erfrischungen: feine Liqueurs vertreten bei ihnen die Stelle des Branntweins, und Phiolen mit eingemachten Früchten werden den gröberen Artikeln substituirt. Wir waren noch nicht lange bei der Vorkost, als der Diener das anstoßende Zimmer öffnete und ausrief: Spiser paa bordet! (Die Speisen sind auf dem Tische!)

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*.* In diesen Tagen erhielt **Leipzig** einen merkwürdigen Besuch aus Rußland, von dem berichtet zu werden verdient. Es war ein steinalter Greis, der jetzt 119 Jahre zählt. Seine Geschichte ist kurz die: Derselbe ist von Geburt ein Deutscher und bei Freiburg an der Unstrut gebürtig, verließ in seinem 19. Jahre Deutschland, wanderte lange als Schlosser, etablirte sich später als solcher in Rußland und ward zuletzt in der kaiserl. Gewehr-Fabrik zu St. Petersburg angestellt, wo er trotz seinem Alter noch bis vor Kurzem in voller Activität war. Der Kaiser, auf diesen merkwürdigen Greis aufmerksam gemacht, soll ihn, wie erzählt wird, neuerdings zu sich berufen und ihm einen Gnadenwunsch freigestellt haben. Da wünschte der Greis, nach 100 Jahren seine Heimath wiedersehen zu dürfen. Die Bitte ward ihm gewährt und ihm durch die gnädige Fürsorge des Kaisers auch eine Equipage und ein begleitender Arzt auf die Reise mitgegeben. Er sah Leipzig gerade nach hundert Jahren wieder,

denn mit neunzehn Jahren war er von dort, wo er das Schlosserhandwerk erlernt, in die Fremde gegangen. Wie erstaunte er, auf der Stelle des Hauses, worin er gelernt (in der ehemaligen sogenannten „Gans“ am Ende der Hainstraße), jetzt ein palastähnliches Prachtgebäude — die „Tuchhalle“ — zu finden! Er hielt sich nur ein Paar kurze Stunden hier auf, denn es drängte ihn, sein heimathliches Dorf wiederzusehen. Aus seinem eigenen Munde sey noch erwähnt, daß dieser „Greis der Greise“ einen Greis von 80 Jahren zum Sohne hat. (Magdeb. Z.)

*** (Eine Audienz bei Se. päpstl. Heiligkeit.) Ein Correspondent des New-York-American, ein Lutheraner, entwirft folgende Schilderung von einer Audienz bei dem Papste: „Der amerikanische Konsul hatte dem Cardinal-Staatssekretär unsern Wunsch, Sr. Heiligkeit vorgestellt zu werden, mitgetheilt. Einige Tage darauf erhielt der Konsul den Bescheid, daß unsere Bitte bewilligt sey; zugleich wurde der Tag der Audienz festgesetzt, und uns zu wissen gethan, daß die Damen schwarz gekleidet und verschleiert erscheinen müßten; für die Herren wurden gleichfalls schwarze Kleidung und Schuhe vorgeschrieben. Gegen 2 Uhr begaben wir uns in den Vatikan. An der Thüre des Vorzimmers empfing uns ein Leibwächter mit Degen und Hellebarde, und in der schwarz, roth und gelb gestreiften päpstlichen Uniform, welche Michel Angelo erfunden haben soll. Nach Verlauf einer halben Stunde führte uns ein Lakey in einen Saal, wo wir den Papst an einem Tische stehend fanden, auf den er sich zum Theil stützte. Se. Heiligkeit trug einen Rock und eine Soutane von weißem Kasimir, die Kleidung des Kamaldulenser-Mönchsordens, welchem er vor seiner Erhebung auf den römischen Stuhl angehörte. Die Soutane war ohne Verzierung, und von Oben bis Unten zugeknöpft. Auf dem Haupte trug er eine Mütze von demselben Stoffe. Er empfing uns mit vollkommener Grazie, und die Freundlichkeit seines Benehmens gab uns bald Ruhe und Unbefangenheit wieder. Wir nannten Namen und Vaterland, und harrten der Fragen, die Se. Heil. an uns richten möchte. Er sprach mit vieler Sachkunde von unserem Freistaate und seinen Institutionen, von den Irrungen zwischen unserer und der englischen Regierung und von den Aussichten auf einen baldigen Bruch zwischen beiden Ländern. Sodann erkundigte er sich nach unserer Reise, und ob wir den Aetna und Vesuv besuchen wollten, wobei er den Wunsch äußerte, daß es uns in Rom recht wohl gefallen möchte. Se. Heil. theilte uns hierauf mehrere Anekdoten aus der letzten Karnevalzeit mit, und erzählte mit vieler Heiterkeit, wie ein österreichischer Erzherzog bei einer ähnlichen Gelegenheit auf dem Korso mit einem Hagel von Schneeballen angefallen worden, und, sich der nämlichen Waffe bedienend, einen glänzenden Sieg über seine Angreifer davon getragen habe. So hatte die Unterhaltung eine halbe Stunde gewährt, als Se. Heil. sich gegen uns verneigte. Dieß war das Zeichen zum Aufbruche. Wir machten ihm unserer Seits eine tiefe Verbeugung und verließen den Pallast. Wenn der Papst in einem für ihn anziehenden Gespräche begriffen ist, so nehmen seine Züge einen sehr lebhaften Ausdruck an. Gewöhnlich ist jedoch seine Stimmung ernst, und nähert sich sogar der Schwermuth. In der Kapelle fließen oft Thränen über die Wangen des ehrwürdigen Greises, und es ist, als ob ein schmerzlicher Gedanke seinen Geist niederbeugte. Später begegneten wir ihm einmal in einem entlegenen Stadtviertel in Begleitung zweier Diener: er ging zu Fuß, seine Kutsche folgte in einiger Entfernung. Se. Heil. war krank gewesen, und schien noch sehr angegriffen. Er erkannte uns, und grüßte freundlich. Noch später sah ich ihn die anstrengenden Zeremonien der Charwoche begehen; seine Stimme war stark und volltönend, sein Gang fest und sicher.“ (N. C.)

*** Aus dem Elsaß werden wir nächstens einen interessanten und dabei komischen Criminalfall bei den Assisen verhandeln hören. In der Nähe von Neu-Breisach lebte ein vermöglicher, kinderloser israelitischer Handelsmann. Sein Ende nahete heran und einer seiner Verwandten, der bei ihm im Hause wohnte, Löw, bestürmte ihn, zu seinen Gunsten ein Testament zu machen. Aber es kam nicht dazu, weil bei Schmul der Gedanke an das Testament machen mit jenem an die Reise in Abrahams Schooß gar zu nahe verknüpft war und er zu jener Reise nicht recht Lust hatte. Endlich gab er nach, Löbchen eilte mit seiner Erlaubniß zum Notar, um ihn zu bestellen, als er aber wieder heim kam, welch ein Schrecken! Schmul lag in den letzten Zügen. In der Verzweiflung eilt Löw zu dem Nachbar Schlosser; dieser kommt herbei, findet aber, daß Schmul nicht mehr lebt. Löw ist in Verzweiflung über die verlorene Erbschaft, räth hin und her, wie man dem Schmul das Lebenslicht noch auf eine halbe Stunde wieder anblasen könne, aber vergeblich. „Nachbar,“ sagt endlich der Schlosser, „Ihr dauert mich; — für ein gutes Trinkgeld will ich Euch guten Rath geben.“ — Gesagt, gethan. Beide heben den kaum verblichenen Schmul ganz sachte aus seinem Bette und tragen ihn in eine Kammer im obern Stockwerk. Der Schlosser kauert sich in Schmuls Bette. Bald darauf tritt der Notar mit den Zeugen ein. „Wollen Sie ein Testament machen, Herr Schmul?“ Der Schlosser nickt bejahend. „Herr Löw, wenn Sie allenfalls bei dem Testament betheiligt sind, so entfernen Sie sich. — Löw wirft noch einen ängstlichen Blick auf den jämmerlich stöhnenden Schlosser und tritt ab. — Der Notar beginnt auf's Neue: „Herr Schmul sagen Sie mir, was ist Ihr letzter Wille?“ Der Schlosser mit vielen Unterbrechungen und Ausrufungen: „Der Löw, der ist ein Spitzbub, der hat mich betrogen, mein Nachbar, der Schlosser, ist ein braver Mann, der hat mir viel Gutes gethan, der soll mein Erbe seyn.“ Der Notar schreibt diese Verordnung nieder, verließ't sie dem immer schwächer werdenden Patienten, der sie durch Kopfnicken nochmals als seinen Willen bestätigt und ist froh, das Zimmer des todtkranken Juden bald wieder zu verlassen. Aber wer beschreibt Löw's Schrecken bei Eröffnung des Testaments? — Die Ueberraschung ist zu groß, er kann das Geheimniß der Testamentsfertigung nicht verschweigen, und es ist jetzt Sache der Justiz, seinen Helfer zum Geständniß zu bringen. (Karlsr. Z.)

*** Ein B. Burns, Engländer von Geburt, der aber seit acht Jahren in Neuseeland naturalisirt ist und sich ganz zum Neuseeländer umgebildet hat — er ist an Gesicht und Leib tätowirt — hält jetzt im Athenäum zu Kidderminster (Worcester) Vorlesungen über die dortigen Volkssitten.

*** Zu North-Glenham (Suffolk) starb dieser Tage eine Mistreß Packard 102 Jahre alt, mit Hinterlassung von 8 Kindern, 48 Enkeln, 148 Urenkeln und 14 Ur-Urenkeln, also einer Familie von 218 Personen. So berichten wenigstens Londoner Blätter in ihren Obituarien.

*** Ein Frankfurter Correspondent der Hanauer Zeitung (in Nr. 82) berichtet, daß nächstens Scribe's Chaîne nach einer Bearbeitung des Redakteurs des Konversationsblattes zur Aufführung auf hiesiger Bühne kommen werde. Der Redakteur des Konversationsblattes weis't hiermit die Ehre zurück, Bearbeiter dieses Stückes zu seyn.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 3. April. Othello, oder: Der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №. 93. 4. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoeen werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Louvois zu Pignerol.
(1680.)

(Fortsetzung.)

„Capitain Saint-Mars! Ich füge Euch zu wissen, daß Ihr, sogleich nach Empfang dieses Schreibens, den Herrn Fouquet, dermalen unter Eurer Bewachung im Schlosse zu Pignerol, in einen unterirdischen Kerker führen lasset, daß Ihr dort, und zwar persönlich, demselben das Angesicht mit einer Maske bedecket, damit er nicht erkannt werde, und ihm in Eurer Gegenwart den Kopf abschlagen lasset, als die zwar späte Bestrafung der enormen Majestätsverbrechen, die derselbe gegen Meine königliche Person verlängst begangen hat, und noch begehen wollte. Nach vollzogener Execution sollen der Körper und der Kopf in einen bleiernen Sarg eingeschlossen, und der Familie des Dahingeschiedenen dergestalt übergeben werden, daß Jedermann der Meinung bleibe, es sey der Herr Fouquet eines natürlichen Todes in seinem Gefängniß gestorben. Ueberdieß, Herr von Saint-Mars, vertraue ich Eurem Eifer, und bitte Gott, daß er Euch in seinen heiligen Schutz nehme.

Geschehen zu St. Germain-en-Layn, am 2. März 1680."

„Ha!" ächzte Saint-Mars, die Hände ringend und bitterlich weinend.

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte Eustach mit freudiger Miene, und hielt ihm das geheime Schreiben wieder vor.

„Zufrieden!" rief Saint-Mars; „lieber hättest Du mir mein eigenes Todesurtheil gebracht."

„Sie sehen aus dem Datum, daß der König erst nach langem Kampfe sich entschlossen hat —"

„Ich wünschte nichts, als meinen Gefangenen zu behalten," erwiederte Saint-Mars schluchzend, „und Du solltest bloß seine Freigebung verhindern."

„Sie sind ein Undankbarer, das ist Alles."

„Wirst Du gehen?" brüllte der Gouverneur mit solcher Anstrengung, daß seine Stimme in einem Röcheln erlosch.

„Ein Undankbarer, sage ich," wiederholte Eustach, nun auch vor Zorn zitternd; „ein anderesmal verlangen Sie wieder, daß ich Ihnen dienen soll."

„Ich brauch' Dich nicht mehr, Schurke, denn ich lasse Dich hängen!"

„Hängen!" wiederholte Eustach betroffen und erbittert.

„Oder soll ich Dir lieber das Hirn mit einer Kugel zerschmettern?" rief Saint-Mars, und sah sich nach seinen Pistolen um.

„Ach!" seufzte Eustach, den Zorn seines Vorgesetzten zu besänftigen suchend, „ist das die Belohnung dafür, was ich gethan habe?"

„Du willst Dich noch rühmen?"

„Dreihundert Stunden zu Pferde — eine falsche Urkunde — mit Lebensgefahr in einer Verkleidung zur Voisin in's Gefängniß gegangen — sie gebeten, Herrn Fouquet anzuschuldigen — ich, in dem man einen alten Mitschuldigen der Giftmischerin erkennen konnte, und mich verurtheilen mit ihr!"

„Was liegt daran! ich verlangte Fouquet's Tod nicht!" wehklagte Saint-Mars.

„Von nun an bin ich mehr nicht, als Ihr Diener, der nach seinem Verdienst bezahlt seyn will."

„Du sollst bezahlt werden, als der Mörder des Herrn Fouquet."

„Sein Mörder?" erwiederte Eustach mit Arroganz. „Es scheint also, der Krieg ist erklärt zwischen uns?"

„Der Krieg, Schuft!" versetzte der Gouverneur, ihm in's Gesicht schlagend. „Was ist gemein zwischen mir und einem solchen Taugenichts?"

„Herr von Saint-Mars! rief Eustach mit einer drohenden Bewegung: „wir sind quitt."

„Hinaus mit Dir, Infamer!" schrie der Gouverneur, und machte schnell die Thür auf, um nicht mit Eustach allein zu bleiben, der sich selbst nicht mehr kannte; „hinaus aus der Citadelle und aus Pignerol, oder ich zeige dem König Deine Gaunerstreiche an, Herrn Fouquet in's Verderben zu stürzen!"

„Zeigen Sie an, wir wollen sehen, was daraus entsteht —" antwortete Eustach im Ton der Herausforderung.

„Hüte Dich, daß Du mir nicht mehr begegnest, ich lasse Dich hängen!"

„Schöner Dank!"

Eustach wußte aus Erfahrung, daß Saint-Mars schwerlich bis zum Abend warten würde, um sich seiner zu entledigen, eben so gut war ihm bekannt, daß es zu einer Hinrichtung im Innern des Gefängnisses weiter nichts, als einer Ordre des Gouverneurs bedurfte. Er entfernte sich daher schleunigst, mit dem festen Vorsatze, Alles aufzubieten, um an dem Undankbaren Rache zu nehmen. Fouquet's Flucht zu befördern, war sein erster Gedanke; er wußte nun, welchen Werth Saint-Mars auf die Erhaltung dieses Gefangenen legte, und schwor sich selbst, jedem Tode Trotz zu bieten, um Fouquet in Freiheit zu setzen.

Trostlos warf der Gouverneur sich in einen Armsessel, tausend Pläne brütend, wie ungeachtet des Befehls des Königs Fouquet dem Leben, der Gefangenschaft und seiner unauslöschlichen Rache erhalten werden könne. — Endlich sprang er auf, holte aus einem Schubfache eine Maske von schwarzem Sammet, von der öfters bei geheimen Entführungen

Gebrauch gemacht wurde, die in Kraft der Lettres de cachet des Königs oder der Minister statt fanden.

„Unter dieser Maske würde man die Person nicht erkennen. Wenn Jemand anders — aber wer wird sich gutwillig für ihn den Kopf abhauen lassen! — Herrlich! Eustach soll seine Rolle spielen; mit Stricken und einem Knebel im Munde werden wir ihn schon bändigen — und so behalte ich meinen Gefangenen in meiner Hand, der für Jedermann todt seyn wird, nur für mich nicht — aber wo ihn verbergen? Hier in meinem eigenen Zimmer? — Nicht so: in dem Kerkerloch, das seine Mitschuldige seit fünfzehn Jahren bewohnt, ich werde diese schon anderswo unterbringen — vortrefflicher Einfall! Nun erst sind sie wirklich mein — nun erst ist meine Rache vollständig!"

Ganz erfüllt von seinem schwarzen Plan, säumte er keinen Augenblick mit dem Vollzuge. Es war völlig Nacht geworden, und kein Gegenstand im Zimmer mehr kenntlich; er ging, mit dem Lokale vollkommen vertraut, die drei Thüren zu Henriettens Kerker aufzuschließen, allein der furchtbare Sturm, der seit mehreren Stunden in seinem Innern gewüthet, hatte seine nervöse Reizbarkeit bis zur äußersten Grenze gesteigert; sein altes Uebel, die Epilepsie, ergriff ihn mit Macht, er stürzte zu Boden, und schlug mit dem Kopfe heftig auf die Diehle nieder. (Fortsetzung folgt.)

---

## Die Nichte eines mächtigen Mannes.

Von Charles Ervilly.

### 1.

Ungeachtet der Nachbarschaft Italiens... Italiens! dieses Landes der romantischen Abenteuer und leicht angeknüpften Liebesverhältnisse, bewahrten die Einwohner Corsica's bis gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts die rohe Einfachheit und Reinheit ihrer ursprünglichen Sitten; alle Handlungen dieser stolzen Insulaner trugen das Gepräge der Leidenschaften, von denen ungebildete und wilde Naturen bewegt werden; die Freundschaft, diese Trösterin, schien ihnen eine heilige Pflicht gegen die Menschen zu seyn; Liebe, dieses Gefühl, das die Seele erhebt und läutert, war ein Cultus für die Frauen. Aber unter keinem Himmelsstrich zeigte sich auch der Haß so unerbittlich, als unter diesem Volke. Wenn man in Corsika bis zur Raserei liebte, so haßte man auch in derselben Heftigkeit; daher jene Beispiele von erhabener Aufopferung und von schrecklicher Rache.

Im Jahre 1799 bewohnten zwei arme Frauenzimmer eine ärmliche Wohnung in einer der Vorstädte von Ajaccio. Obgleich mit einer der ersten Familien des Landes verwandt, waren sie dennoch Tag und Nacht zu arbeiten genöthigt, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Die Mutter spann, die Tochter verfertigte Stickereien für die reichen Frauen der Stadt.

Marianna war in der That ein reizendes Wesen. Aus ihren dunkeln Augen sprühten Blitzesfunken, ihr langes Lockenhaar fiel auf den Hals herab oder wandte sich zierlich um die Ohren; ihre Taille hatte die Geschmeidigkeit einer wilden Weinrebe; alle Reize, mit welchen der Maler die Gebilde seiner Phantasie ausschmückt, fanden sich bei der jungen Insulanerin vereint. Und Marianna hatte eben ihr neunzehntes Jahr erreicht, sie stand in der ganzen Blüthe jugendlicher Schönheit.

Ja, ich wiederhole es, die junge Corsin war ein bezauberndes Wesen, und mehr als ein genuesischer Kaufmann, mehr als ein sardinischer Rheder, mehr als ein munterer Offizier hatten ihr, wenn sie Abends sich zum Gottesdienst begab, aufgepaßt, um die natürliche Anmuth ihrer Erscheinung zu genießen und die Atmosphäre der Unschuld, welche sie umgab, einzuathmen; mehr als ein Anbeter fand sich, der Marianna Reichthum um den Preis eines Lächelns anbot; aber sie blieb unempfindlich bei allen Versprechungen. Ihr Herz gehörte nicht mehr ihr, sie hatte es an Colazzo verschenkt, dem ärmsten aber zugleich schönsten der Fischer auf der Insel.

Jeden Abend, wenn die Sonne hinter Ajaccio verschwand, lenkte ein junges züchtiges Mädchen ihre Schritte südwärts durch die Stadt gegen das Meerufer hin; wenn sie bis an einen Vorsprung des Ufers gelangt war, setzte sie sich, und suchte, mit den Augen durch die Abenddämmerung hinschweifend, einen dunkeln Punkt in der Ferne, bisweilen sang sie eine alte Romanze, um ihre Unruhe zu beschwichtigen — dies war Marianna.

Bald drang denn das Geräusch von Ruderschlägen zu ihren Ohren, die Wogen, durch eine geschickte Hand zurückgetrieben, brachen sich schäumend an dem sandigen Ufer, eine Barke näherte sich, längs dem Strande hinfahrend, sichern Laufes den Felsen, endlich hielt sie an, ein kräftiger Fischer sprang an's Land und legte seine Netze zu den Füßen des Mädchens hin — dies war Colazzo.

Dann gingen die beiden Liebenden zusammen in die Stadt in heimlichem Liebesgeflüster begriffen, und waren glücklich, selbst wenn sie sich trennten, glücklich, sich gesehen, glücklich, sich noch einmal die gegenseitige Versicherung ihrer Liebe gegeben zu haben, einer Liebe, die rein und ewig dauernd seyn sollte.

Das Glück des Armen ist so leicht geschaffen, es kostet so wenig!

Schon seit anderthalb Jahren lebten sie für einander, als an einem Sommerabend die junge Corsin, an dem Ufer knieend, die Ankunft des Fischers erwartete; die Zeit seiner gewöhnlichen Rückkehr war schon da und die Barke zeigte sich noch nicht.

Und dennoch war die Luft heiter, ein frischer Wind wehte erquickend über die Meereswogen dahin und keine Gefahr schien für Colazzo vorhanden zu seyn.

Schon lange bedeckten nächtliche Schatten die Erde, als Marianna sich entschloß, zu ihrer alten Mutter zurückzukehren, welche seit einigen Tagen das Bett hütete; die Kranke schlief — ihr gleichförmiges ruhiges Athemholen schien einen sanften Schlummer zu versprechen.

Diesen Augenblick benutzte das junge Mädchen, nahm auf ihre Schultern ein thönernes Gefäß, und ging, indem sie die Thür halb offen ließ, zu einem Brunnen, um Wasser zu schöpfen, wie die keuschen Jungfrauen in der Bibel es zu thun pflegten. Sie hoffte vielleicht dem Fischer zu begegnen.

Kaum hatte sie die Schwelle ihrer Wohnung überschritten, als ein eleganter Offizier auf sie zukam und mit dem leichtfertigen und zugleich anmaßenden Tone, den Militärpersonen oft anzunehmen pflegen, sie anredete.

Weit entfernt, ein, jungen Mädchen bei solcher Gelegenheit natürliches Gefühl von Furcht blicken zu lassen, behielt Marianne in ihren Gesichtszügen ganz den edeln Stolz, der sich in denselben abspiegelte.

Sie setzte ihren Weg fort, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, den Kopf umzuwenden.

— „Nun, wilde Insulanerin," — sagte der Offizier, — „laß doch diese Strenge fern, Deine Augen haben schreckliche Verwüstungen in meinem armen Gehirn angerichtet, ganz Ajaccio weiß es. Sag' mir, was muß ich thun, um Dein Felsenherz zu erweichen?"

Marianne setzte schweigend ihren Weg fort.

— „O, nicht ein Wort, nicht einen Blick! Soll ich aus Deinem stolzen Benehmen schließen, daß der Lieutenant Lava-

reille Dir nicht vornehm genug erscheine, um ihn zum Anbeter zu haben? In diesem Falle," — setzte er hinzu, indem er seinen Schnurbart strich — „bist Du sehr wählerisch, denn die Schönen Italiens haben mich nicht daran gewöhnt, ohne Erhörung zu seufzen."

Als das junge Mädchen diese Rede vernahm, welche mehr als alles Andere das abenteuerliche und aufgeblasene Wesen des Offiziers beurkundete, zuckte sie die Achseln.

Marianne war bis zum Brunnen gelangt, sie stellte ihr Wassergefäß auf die Erde und wartete bis es sich gefüllt habe, um dann nach Hause zurückzukehren.

Lavareille stellte sich vor das junge Mädchen hin und sparte keinen der schönen Anträge und kühnen Complimente, welche er für solche Gelegenheiten bei der Hand hatte, während seine Kenneraugen die Feinheit einer Taille beobachteten, die in den Pariser Salons Bewunderung erregt haben würde.

Marianna bewegte die Lippen nicht.

— „So laß Dich doch erweichen, Du liebliche Wilde," — sagte der Lieutenant mit einem Cavalier-Ton — „und Alles wird sehr gut gehn. Sieh, ich bin nicht unverschämt, ich werde mich mit einem Kuß begnügen."

Indem er diese Worte sprach, näherte sich Lavareille dem Brunnen und streckte den Arm aus, als wollte er das junge Mädchen umfassen; aber mit einer schnellen Bewegung griff Marianna in ihr Corsett, zog ein elegantes, mit Perlmutter eingelegtes Etui aus demselben heraus, faßte, ohne zu erbleichen, den Offizier fest in's Auge und sprach:

— „Wenn Sie einen Schritt weiter thun, mein Herr Franzose, so ist es um Ihr Leben geschehen!"

— „O, mein schönes Kind, wie hitzig bist Du!" — rief der Lieutenant, der eine solche Entschlossenheit nicht erwartet hatte — „morgen bist Du vielleicht besser gelaunt, ich hoffe es wenigstens."

Und als das junge Mädchen unbeweglich da stehen blieb, sprach er:

— „Wahrhaftig, eine liebliche kleine Amazone! und wie gut ihr diese militärische Haltung steht! Indessen," — fügte er lächelnd hinzu — „steck' dieses Spielzeug, welches zum wenigsten hier am unrechten Ort ist, wieder ein, bezähme Deinen kriegerischen Sinn, meine Angebetete; keine Gefahr droht Dir; ich hoffe, daß Du zu Verstand kommen wirst, und nehme indeß statt des Kusses, den Du mir heute verweigert hast, diese Reliquie, welche Dir in der Eile entfallen ist, als Du die Busennadel lös'test." (Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Weihnachtsfest in Norwegen.

(Schluß.)

Diese Ankündigung wurde von Wirth und Wirthin laut wiederholt, und gleich wanderte Alles in den Speisesaal. Wir nahmen hinter einer Reihe kegelförmig aufrecht stehender Servietten und dunkelgrüner Flaschen mit vin ordinaire unsere Plätze ein, worauf das Werk der Zerstörung begann. Fische, Geflügel, frisches und gepökeltes Fleisch, Kuchen, eingemachtes Obst und Saucen machten vielmals die Runde; doch gab es auch ansehnliche Pausen, in denen man Nationallieder sang oder Gesundheiten trank. Fast drei Stunden vergingen recht angenehm bei dieser Mahlzeit, und es ereignete sich sonst keine Fatalität, als daß die Dienerschaft einigen Gästen etwas Bouillon oder Sauce auf die Kleider goß.

Nach der Mahlzeit erhebt sich zuerst ein älterer Gast und ruft: „Dank für die Bewirthung!" Alle seine Mitgäste wiederholen diesen Ausruf und verneigen sich dann vor Wirth und Wirthin, die an beiden Enden des Tisches sitzen. Bisweilen verneigt sich ein Gast nach dem obern Ende, während sein Nachbar in entgegengesetzter Richtung eine Reverenz macht, und Beide stoßen von hinten an einander — der lächerlichste Toast, den man sich denken kann. Darauf wird in einem anstoßenden Zimmer aus Meerschaumköpfen geraucht und Kaffee geschlürft. Die Zeit zwischen dem Kaffee und dem Thee, den man um sieben Uhr reichte, verging unter allerlei geselligen Spielen und Scherzen, in deren Verlaufe wir mit Punsch und Birkop (Bischof?) bewirthet wurden.

Während des Theetrinkens hatten wir Zeitvertreibe von eigener Art. Vier oder fünf Knaben in weißen Chorhemden und mit papiernen Mützen auf den Köpfen traten in's Zimmer. Der Eine von ihnen trug eine ungeheure Laterne aus Papier in Form eines Sterns, die bunt bemalt war und wie ein Mühlrad sich umschwang; ein Anderer aber eine kleine Laterne von Glas, die zwei Puppen enthielt, welche ein sitzendes Weib und ein Kind in einer Wiege darstellten. Die Wiege wurde durch eine kleine Kurbel in schaukelnder Bewegung erhalten, als ob die sitzende Frau mit dem Fuße daran stieße. Beide Knaben sangen ein Weihnachtslied, das die an sich schon sehr verständlichen Symbole erklärte.

Man entließ die Knaben mit einer kleinen Belohnung, und bald nach ihnen kam eine ganze Reihe anderer, die schon etwas größer und militairisch gekleidet waren. Diese trugen Masken und bemalte Stulphüte von Papier mit großen Troddeln. Sie stellten sich in Reihe und Glied, salutirten auf das Kommando ihres Anführers und marschirten bei'm Schall eines alten kupfernen Kessels wieder ab. Als diese ungebetenen Gäste uns verlassen hatten, mußte man auf neuen Zeitvertreib denken.

Unsere Wirthin und einige Damen von der Gesellschaft verloren sich allmälig aus dem Zimmer und ließen nach Ablauf einiger Zeit das männliche Personal, Einen um den Andern, in die Studirstube des Predigers bescheiden. Beim Eintreten sah man eine sehr reizende junge Dame in einem Lehnstuhl sitzen; eine leichte Schärpe von Musselin hing anmuthig von ihren Schultern, und ein Kranz schmückte ihr Haar. Die Schöne wurde Jedem, der eintrat, als eine Fürstin angekündigt, welche die Huldigung ihrer Hofleute annehmen wollte; allein diese Huldigung sollte nicht in gleißnerischen, entwürdigenden Ceremonien, sondern, aller Hof-Etikette zum Trotz, in einem herzlichen Küsse auf den Mund bestehen. Das war eine eben so überraschende als angenehme Zumuthung. Wer könnte einen Augenblick sich besinnen, wenn er eine liebreizende Fürstin küssen sollte? Wer möchte ihr nicht lieber ein Dutzend Küsse geben, als einen?

Jeder Kavalier ging, sobald er von dieser ihm bewilligten Gunst unterrichtet war, eilenden Schrittes auf die schöne Fürstin los; aber die Ceremonienmeisterin warf sich schnell dazwischen: „Halt, mein Herr!" rief sie, „noch ist eine Förmlichkeit zu beobachten; die Augen müssen verbunden seyn!" Das war eine verdächtige Bedingung, die mehrere von den Günstlingen noch hart am Fußschemel der Prinzessin unschlüssig machte. Doch was sollten sie thun? Ein Kuß mit verbundenen Augen ist am Ende besser als kein Kuß mit offenen. Dazu war das Lächeln der Dame so bezaubernd, daß Keiner lange widerstanden hätte. Jeder überwand seine Skrupel, ließ sich geduldig zur Blindekuh machen und küßte nun, so zu sagen, im Sack. Darauf nahm man ihm die Binde von den Augen und — Puh!! Macbeth selbst konnte dem Geist nicht mit größerem Entsetzen in's Gesicht stieren, als der getäuschte Küssende dem Gegenstande, der jetzt vor ihm war. Statt des allerliebsten Mädchens mit dem niedlichen Munde, der rosigen Wange und dem wallenden Haar sah er eine plumpe muskulöse Figur in gewöhnlicher Mannskleidung, die eine mit Kienruß beschmierte Maske vor dem Gesicht hatte. O ekelhafte Täuschung, grausame Fopperei!

Ich für meinen Theil konnte noch von Glück sagen; denn als die Reihe an mich kam, riß ein Freund, der mir zunächst stand, gerade in dem kritischen Moment die Binde von meinen Augen.

Da es unterdeß ziemlich spät geworden war, rief man uns zum Abendessen. Das Mahl bestand aus den Ueberresten vom Mittag, mit einigen Zugaben, und dauerte nicht lange. Wir kehrten darauf in das anstoßende Zimmer zurück, die Herren, um eine Pfeife zu rauchen, und die Damen, um vor dem Aufbruch ein vertrauliches tête-à-tête zu haben. Man befahl den Stallburschen und Knechten, unsere Fuhrwerke bereit zu halten, und ein ungeheurer Haufe von Röcken, Mänteln, Schlittstiefeln, Schärpen, Mützen und Handschuhen wurde zum Erwärmen an den Ofen gebracht.

Wir konnten unsere Pferde vor dem Hause wiehern und ihre Glöckchen klingen hören; so hüllten wir uns in unser Winterkostüm, und Alles schied unter herzlichem Händeschütteln von einander. Tak for i dag (Dank für diesen Tag) — Gud velsigne dem (Gott segne Sie) — Sov vel (Schlafet wohl) — Kom snart igien (Kommt bald wieder) — Gud nacht (Gute Nacht) und andere Abschieds-Formeln gingen in biederem Ton und mit herzlicher Freundlichkeit von Munde zu Munde.

Wir verließen die gastfreie Pfarrwohnung, gaben den Burschen, die unsere Pferde anspannten, einige Skelling und fuhren bei schönem Mondschein, den der Schnee noch heller machte, sehr befriedigt heimwärts. (Aus dem N. M. M., nach dem Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

## Tabletten.

** (Eine russische Anekdote.) So genau auch sonst die Oekonomie Peter des Großen, Czars von Rußland, in allen Dingen, selbst bei Festen und Lustbarkeiten war, so wurde doch bei den Feuerwerken, die zu seinen Hauptvergnügungen gehörten, hierin eine Ausnahme gemacht. Zwar kosteten sie ihm weniger, als einem andern Hofe, da sein Land selbst die Materialien dazu hergab; aber bei alle dem machten doch die Kosten eines solchen Feuerwerkes immer noch eine Summe, die mit den übrigen Summen, welche er zu ähnlichen Zwecken verwendete, in keinem Verhältnisse stand. Eines Tages, als er bei ungewöhnlich guter Laune war, ließ er ganz nahe vor Petersburg, doch so, daß es der Stadt nicht den geringsten Schaden zufügen konnte, eine große Menge Holz und andere, in der Nähe befindliche brennbare Materialien, als Stroh, Laub, Reisig u. dgl. zusammen tragen, und von allen diesen einen ungeheuer großen Scheiterhaufen bauen. Alles dies geschah in der größten Geschwindigkeit, und es wurden nur so viele Personen gebraucht, als nothwendig waren, und auch diese erst eine Stunde vorher dazu beordert; die eigentlichen Absichten des Czars blieben ihnen unbekannt. Eben so wenig wußte man in der Stadt selbst davon, so nahe es auch dabei war, und noch weniger oder gar nichts in den nahe liegenden Orten und Dörfern. Der Scheiterhaufen, mehr als 60 Klafter im Umfange, stand nun fertig da; alle, die daran gearbeitet hatten, mußten dabei bleiben, und mit hereinbrechendem Abend wurden auch einige tausend Mann Soldaten dahin kommandirt. Diese sowohl, als die Arbeiter, mußten um den Holzstoß, in einiger Entfernung, einen weiten Kreis schließen, und in dieser Stellung die völlige Finsterniß erwarten. Diese war nun da; aber noch mußte eine Stunde vorübergehen, bis es sowohl in als um Petersburg etwas ruhig ward. Endlich wurde der Scheiterhaufen an mehreren Orten zugleich angezündet, so daß er in wenig Minuten in vollen Flammen stand. Dieser, in der Nähe weniger als in der Ferne, fürchterliche und schreckliche Anblick wurde durch die dicke Finsterniß noch vermehrt. Schon den vierten Theil dieser Glut hätte man in einer Entfernung von 16 deutschen Meilen für eine brennende Stadt halten können. Der ganze Horizont war wie Feuer, und in der ganzen Gegend, einige Meilen im Umkreise, schien die Nacht in Tag verwand zu seyn. Der Kreis der Soldaten um die Flamme herum blieb immer noch fest geschlossen. Mit Fleiß war zu diesem Schauspiele ein Platz bei der Stadt gewählt, der mit der Gegend, wo die meisten und nächsten Orte lagen, und mit der Stadt selbst eine gleiche Linie machte, so daß diese, von dorther betrachtet, grade hinter dem Feuer lag, und man glauben mußte, daß ganz Petersburg in Flammen stände. Dieses glaubte man auch allenthalben, selbst in der Stadt; alles war in der größten Bestürzung, alles lief wild durch einander und rannte sich um; schon griffen einige nach Hacken, Aexten, Spritzen, Eimern und dergleichen und eilten nach der Gegend des Feuers. Von allen Gegenden kam eine Menge Menschen, die mit Feuereimern, Leitern und andern Instrumenten versehen waren, herbeigeströmt, Spritzen und Wasserkübel, von Pferden gezogen, folgten ihnen. Auch die Diebe machten sich auf die Beine, und freuten sich schon, in der Verwirrung etwas stehlen zu können; einen beträchtlichen Theil von Menschen hatte blos Neugierde herbeigelockt; Einige vermutheten ein Feuerwerk, Andere wieder etwas anderes, und Keiner konnte geschwind genug herbei eilen. Man glaubte, wenn man auf die, mit so vielen Menschen besäeten Wege sah, eine vom Feinde verfolgte Armee zu erblicken. Schaarenweise langten nun alle diese Leute allmälig bei dem brennenden Scheiterhaufen an, und wußten noch nicht recht, woran sie waren. Als nun der Platz rings herum ganz von Menschen wimmelte, und alle starrten, stutzten, gafften, sich wunderten, sich drängten und fragten: Was gibt's da? Was ist da? so wandten sich die Soldaten, die schon vorher genau unterrichtet waren, mit einem Male um, und antworteten der Menge von stutzenden und fragenden Menschen in einem Tone, wie auf Kommandowort: „Es ist heut der erste April!" — Das war es auch wirklich, und Alle waren in April geschickt. — Angeführt! schrie man hier, und: angeführt! schrie man dort; April brummte man unwillig im Westen und April schrie man muthwillig im Osten; April schallte es an allen Orten; April war nun auf dem Platze ein allgemeiner und fortwährender Laut, der sich nicht eher verlor, als bis die Menge aus einander gegangen war, und April! April! war der Zuruf mit welchem man den immer noch anlangenden Menschen entgegen kam, und sie umkehren machte. — Eine lange Zeit unterhielt diese Begebenheit die Stadt und die umliegende Gegend, und wohin man kam, wurde von nichts, als vom ersten April und dem brennenden Scheiterhaufen gesprochen.

** Es ist im Werke die große Oxfordstraße in London in gerader Linie nach der Holborn-Straße auszudehnen. Zu diesem Behuf wird das Rattennest (rookery) von St. Giles' abgebrochen werden und der Herzog von Bedford, dem das Areal gehört, empfängt aus der Schatzkammer über 100,000 Pf. St. Die Millionäre der Oxfordstreet, die zum Theil so fleißig in der Bibel lesen, wollen das „Verbrechen" der Armuth von St. Giles' nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe haben.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 4. April. Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth. von Carl Blum. Hierauf folgt: Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt von Angely.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, №. 94. 5. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Fortsetzung.)

Beim Rasseln der Schlüssel, beim Knarren der verrosteten Thürangeln glaubte Henriette Anfangs, man wolle ihr die spärliche Gefangenkost bringen; allein ihr Kerkermeister erschien nicht; wohl aber hörte sie sein beständiges dumpfes Murmeln, und stets mit Todesgedanken erfüllt, bereitete sie sich zu ihrem letzten Augenblicke durch ein stummes Gebet; sie schleppte sich dann bis zum Eingang: — dankte jedoch Gott, wie sie ihn offen fand, und keine Zurüstungen zu ihrem Tode, was sie erwartet hatte.

Reilh, der noch immer nicht gewagt hatte, sein Versteck im Bette zu verlassen, hörte nun wieder ein Geräusch von Tritten und Stimmen, die er beim Tumult seiner eigenen Herzensschläge nicht unterscheiden konnte; nicht im Stande, den eigentlichen Grund zu errathen, meinte er, er sey es, dem Saint-Mars Fouquet's Rolle im unterirdischen Kerker zugedacht habe. — Henriette, nicht vermuthend, daß ihr grausamer Gatte ihr so nahe sey, stieß plötzlich mit dem Fuß an die starre, leblose Gestalt, die ausgestreckt vor ihr lag. Es gelang ihr, den ersten Schrecken, der sie schon wieder an den Eingang des Gefängnisses zurückgescheucht hatte, zu bemeistern, sie streckte die Hand aus, den vermeintlichen Leichnam näher zu untersuchen, und gar bald ließen die militärische Uniform und der Degen ihr über die Person keinen Zweifel übrig: war er aber todt oder nur ohnmächtig? — Vielleicht mehr von der Nothwendigkeit gedrängt, als aus Menschlichkeit, suchte sie sich davon zu überzeugen, indem sie ihre zitternde Hand ihm auf die Brust legte; — wer aber beschreibt ihren freudigen Schrecken, als sie das Schlüsselbund erfaßte! Der Besitz der Schlüssel zu Fouquet's Gefängniß war ihre Hoffnung, ihr Wunsch, ihre Gegenwart und Zukunft. — Sie hütete sich sorgfältig, den Körper, über den sie schreiten mußte, zu berühren, sie hielt den Athem an, und wandelte so vorsichtig weiter in der Finsterniß; leise öffnete sie die Thür, sie kam an eine zweite, welche vierfach verschlossen und verriegelt war, ihre Schlüssel öffneten sie, sie stand bereits an der Treppe, und fing an, die Stufen hinunterzusteigen. Die Vorsicht gab ihr ein, nochmals zurückzukehren, und so leise als möglich die äußere Thür zu verschließen, um jede Verbindung zwischen Saint-Mars und seinen Soldaten abzuschneiden.

Sie nahm sogleich ihren Weg nach Fouquet's Gefängniß, ein Stockwerk tiefer. Es war erst sieben Uhr Abends, in Pignerol hatte die Feuerglocke geläutet, die Thore der Citadelle wurden unter dem Rühren der Trommeln geschlossen. Ein heranziehendes Ungewitter hatte die nächtliche Finsterniß vermehrt; die Garnison des Schlosses hatte in die Kasernen sich zurückgezogen, bis auf zwei nicht stark bemannte Hauptwachen, die zur Ablösung der Schildwachen auf den Wällen, besonders nach der savoy'schen Grenze hin, bestimmt waren.

Henriette lauschte einige Minuten an der Thür von Fouquet's Vorzimmer, sie hörte Geräusch in demselben, und einen Klang von Eisen; in der freudigen Hoffnung, daß Fouquet selbst an seiner Befreiung arbeite, war sie betroffen, auf einen Menschen zu stoßen, der mit Feilen und einem Meißel die Thür zu erbrechen bemüht war. Auch dieser erschrack Anfangs nicht wenig, doch erfolgte bald gegenseitige Verständigung — gerne ergriff Henriette die unverhofft dargebotene Stütze, komme sie, woher sie wolle, und überreichte dem hoch erfreuten Eustach die Schlüssel, der sogleich Gebrauch davon machen wollte

„Ein Wort vorher!“ sagte sie, nicht ohne Unruhe wegen ihres neuen, ihr ganz unbekannten Vertrauten: „Ihr schwört, mir Beistand zu leisten?“

„Ich weiß nicht, Madame, welche Gründe Sie bestimmen können, Herrn Fouquet's Befreiung zu wünschen?“

„Und meine Befreiung; ich bin ebenfalls eine Gefangene des Herrn Saint-Mars.“

„Das ist auch mein Wunsch,“ versetzte Eustach, „man hat mir während meines Aufenthalts in Paris sehr angelegen, mich für Herrn Fouquet's Befreiung zu bemühen, und hat mir beträchtliche Summen versprochen —“

„Die verspreche ich Euch auch.“

„Ich werde mich mit ihm nach Piemont flüchten.“

„Und mit mir?“

„Ich errathe, Herr von Saint-Mars war stets ein schlimmer Ehemann, und —“

„Wie aber kommen wir aus dem Schlosse, wo die Thüren verschlossen und bewacht sind?“

„Ich habe für Alles gesorgt, die Schildwache öffnet uns das Pförtchen nach dem Hofe der Citadelle, dann steigen wir durch die Kasematten in eine einsame Gegend des Thals hinunter, von da erreichen wir das Gebirge und Turin.“

„Der Himmel möge Euch hören, und uns beschützen!“

Eustach öffnete die Thür: Fouquet wurde schnell von Allem unterrichtet. Sein Aufwärter — es muß hier mit wenigen Worten erwähnt werden — war sein natürlicher Sohn; der höchste Enthusiasmus kindlicher Liebe hatte ihn zu dem heldenmüthigen Entschlusse getrieben, das Gefängniß seines Vaters zu theilen, um ihn, wo möglich, zu retten, wenn es seyn müßte, für ihn zu sterben. Er hatte sich stumm gestellt, anscheinlich die Rolle eines savoy'schen Spions gespielt, und sich absichtlich ergreifen lassen. Um des vermeinten Naturforschers willen hatte Saint-Mars ihn für ein vorzüglich geeignetes Subjekt gehalten, die Stelle des bereits dem Tode geweihten

Mani bei dem Gefangenen zu ersetzen: bloß lebenslängliche Gefangenschaft, ohne Hoffnung einer früheren Befreiung, zu theilen. — Nicolo, so nannte er sich, war also kein Hinderniß der Flucht: wie gerne war er bereit, seinem Vater zu folgen.

„Rührt dieser Plan zur Flucht nur von Dir her?" fragte Fouquet, der bis jetzt immer auf die innige Ergebenheit der Frau von Saint-Mars gerechnet hatte.

„Zunächst kommt die Idee von mir her," erwiederte Eustach, der sein Verdienst und die ihm bereits von Fouquet versprochene Belohnung nicht schmälern wollte: „aber noch eine andere Person —"

„Wo ist sie?" rief Fouquet, nach der Thür eilend, wo er das Rauschen eines seidenen Gewandes hörte.

Mit einem Freudenruf stürzte Henriette halb ohnmächtig in seine Arme.

„Ihnen, Henriette, soll ich meine Freiheit verdanken," sprach Fouquet zärtlich, und mischte seine Thränen mit den ihrigen.

„Nach so vielen Jahren, nach so schrecklichen Schicksalen sehen wir uns wieder!" — so viel vermochte endlich Henriette vorzubringen, wäre aber vor Schwäche umgesunken, hätte nicht ihr Freund sie auf seinen großen Lehnsessel niedergelassen, vor dem er auf den Knien liegend sie anblickte.

„Seit siebenzehn, achtzehn Jahren, vielleicht länger, bin ich Ihre Mitgefangene, und immer war nur eine Mauer zwischen uns."

„Unsere Herzen durchdrangen die Mauer, um sich mit einander zu vereinigen."

„Sie hatten mich nicht vergessen?"

„Man vergißt nicht im Gefängniß, und Sie hatten mir Andenken gegeben, die ich im größten Glücke bewahrt haben würde. — Ihr Gatte also hat mit dieser fluchwürdigen Unmenschlichkeit Sie so lange in Banden gehalten?"

„Nennen wir den Namen dieses Menschen niemals wieder." —

„Dennoch hatten Sie ihm Ihre Hand gereicht."

„Nur um unter dem Schutz dieser verhaßten Ehe Ihnen nahe zu seyn, und um Ihnen die Freiheit wieder geben zu können."

„O, die erhabene Aufopferung! rief Fouquet begeistert, und von Neuem Thränen auf ihre Hand vergießend.

„Sie werden, wenn Sie erst draußen sind, sich bequemer unterhalten können," unterbrach ihn Eustach, der an diesem Schauspiel eines Wiedersehens nach achtzehn Jahren nichts Besonderes finden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Nichte eines mächtigen Mannes.

Von Charles Ervttiv.

(Fortsetzung und Schluß.)

Und sogleich bückte der Lieutenant sich und nahm einen Rosenkranz auf, der zu seinen Füßen lag, als in demselben Augenblick eine kräftige Stimme mit dem schrecklichen Ausruf der Corsen an sein Ohr tönte.

— „Por sangue!" — rief die Stimme.

Indem er sich wieder erhob, befand sich Lavareille einem Manne gegenüber, dessen Augen Flammenblicke auf ihn schossen; dieser Mann, in ein grobes Fischergewand gekleidet, forderte mit gebietender Miene den heiligen Gegenstand von ihm zurück.

— „Wer bist Du? was willst Du?" — fragte der Offizier den kühnen Vertheidiger Marianna's.

— „Ich nenne mich Colazzo," — antwortete der Mann — „ich befand mich fünf Schritt von hier hinter dem Baum, bereit Dich zu erdolchen, wenn Du nur mit den Fingerspitzen das Haar dieses Mädchens, welches meine Braut ist, berührt hättest. Ich will den Rosenkranz, dessen Du Dich eben bemächtigt hast."

— „Ah! da haben wir das Geheimniß, da die Erklärung Deines hochmüthigen Benehmens, meine schöne Wilde. Der Platz war besetzt und ich bin zu spät gekommen — das ist ohne Zweifel ein Unglück, aber keins, für das es nicht ein Mittel gäbe — ja, ich liebe Deine Braut, Colazzo, ich liebe sie, weil sie stolz und muthig ist, daher gib wohl Acht auf Deine Fenster, denn Du hast einen Nebenbuhler."

— „Schändlicher!" — schrie Colazzo, mit den Zähnen knirschend — „gib den Rosenkranz wieder, wo nicht..."

— „Wo nicht?" — wiederholte Lavareille, indem er die Hand auf seine Hüfte stemmte.

— „Wo nicht, so ist es Dein Unglück," — antwortete der Fischer und stürzte auf den Offizier los.

Aber dieser, schneller als der Blitz, war drei Schritte zurückgewichen und hatte seinen Degen gezogen, dessen Spitze er auf Colazzo richtete, der ein Gebrüll ausstieß.

Ein blutiger Kampf entspann sich zwischen den Beiden; Lavareille vermehrte, mit vorgehaltenem Degen, durch Spöttereien die blinde Wuth des Fischers; der Corse versuchte es zur Linken und zur Rechten, indem er den Augenblick erspähte, seinen Feind niederzuwerfen; aber überall begegnete seiner Brust die Degenspitze. Da umfaßte das junge Mädchen, welches für Den zitterte, dessen Leben ihr so theuer war, mit beiden Armen den Körper ihres Geliebten; es gelang ihr, nicht ohne Mühe, ihn mit sich zu ziehn.

— „Verwahre wohl den Rosenkranz," — sagte Colazzo zum Lieutenant, bevor er sich entfernte — „und trag' ihn immer bei Dir, er könnte Dir bei dem letzten Gebete gute Dienste leisten."

Als sie vor der bescheidenen Wohnung in der Vorstadt ankamen, trennten Marianna und ihr Geliebter sich. Das junge Mädchen näherte sich dem Bette ihrer Mutter, die Kranke schlief noch; Marianna hatte also Zeit sich zu beruhigen und die schmerzlichen Gefühle, von denen sie bewegt worden war, zu verbergen. Von diesem Tage an ward Colazzo düster und schweigsam; er sang nicht mehr, wenn er seine Netze an das Ufer brachte, den zärtlichen Worten seiner Braut gelang es nicht immer, ihm diese stille Heiterkeit, diese innere Ruhe wiederzugeben, welche früher ihn auszuzeichnen pflegten: Colazzo war ein Corse, die Eifersucht verzehrte ihn. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß ein Anderer einen Gegenstand besäße, der auf dem Herzen Marianna's geruht hatte, und dieser Gedanke quälte ihn schrecklich.

Bald konnte das junge Mädchen sich nur noch selten vom Hause entfernen; die Kranke nahm ihre ganze Sorge in Anspruch, und die Braut des Fischers mußte darauf Verzicht leisten, sich an das Ufer zu begeben, um dort die Ankunft ihres Geliebten zu erwarten.

Während sie am Lager ihrer Mutter weilte, kam Colazzo stets mit einer seltsamen Unruhe zu ihr: er schien die Menschen zu fliehen und sich in der Einsamkeit wohl zu fühlen; oft ging er auf mehre Tage auf den Fischfang aus und entfernte sich von den Küsten. Wenn der Himmel mit düsterem Gewölk bedeckt war, so war es ihm eine Erleichterung seines Kummers, in seiner schwachen Barke der Wuth der Elemente Trotz zu bieten, die Stürme erfreuten ihn; aber noch häufiger traf man ihn, in seinen Mantel gehüllt, um die Mauern Ajaccio's herumschleichend: der rachsüchtige Corse brachte ganze Nächte in einen Straßenwinkel gedrückt zu, den Blick auf die Fenster der Caserne gerichtet.

Der Lieutenant Lavareille trug nicht wenig dazu bei, den aß des Corsen gegen sich noch mehr zu entflammen.

Als ein junger, glücklicher Offizier, etwas anmaßend, und ermüthig, wie es in solchem Alter der Fall zu seyn pflegt, atte er zuerst in einer bald wieder zu beendenden Liebesinigue ein Mittel gegen die Langeweile, von der er geplagt urde, gesucht; Marianna hatte seine Blicke auf sich gezogen, e war schön, reizend, und seine Wahl war sogleich auf sie efallen. Wir haben gesehn, wie Marianna die Anträge des iebhabers aufnahm. Aber Lavareille hielt sich nicht für aus em Felde geschlagen, weil der erste Angriff mißlungen war. Die junge Corsin hatte einen Geliebten, die Eroberung derelben war also beträchtlich erschwert, aber sie war auch um o reizender geworden; und der junge Offizier fuhr fort, Derjenigen, welche er schon als sein Opfer betrachtete, verebte Blicke zuzuwerfen und feurige Liebesversicherungen zu geben. Dies Spiel sollte einen üblen Ausgang für ihn haben.

Die Mutter Marianna's wurde täglich schwächer; da sie hr Ende herannahen fühlte, war sie glücklich, die Zukunft hrer Tochter gesichert zu sehen: sie vereinigte dieselbe mit Colazzo und gab den beiden Vermählten ihren Segen; der Lieutenant verfehlte nicht, bei der Trauungsceremonie zugegen u seyn. Als er die Kirche verließ, war er voll Schrecken iber seinen Seelenzustand; das Glück des Fischers schmerzte hn; jetzt war er es, der schrecklich litt.

Die vorübergehende Neigung, welche die keuschen Reize der jungen Corsin ihm eingeflößt, hatte sich durch die eingetretenen Hindernisse in eine sinnlose Leidenschaft umgewandelt; bisher hatte er mit der Liebe nur ein Spiel getrieben, aber die Liebe hatte sich gerächt. Er liebte Marianna wahrhaft und hätte gegen alles Gold auf Erden nicht den ihr gehörigen Rosenkranz ausgetauscht; er, der so muthig, so unternehmend in den Boudoirs der leicht zu erobernden Schönen Italiens gewesen war, er, der so muthig sich zeigte, als er zuerst Marianna zum Brunnen folgte, fühlte jetzt sein Herz heftig schlagen, wenn er die Fenster der jungen Frau betrachtete, er zitterte, wenn sie herannahte, und hätte zehn Jahre seines Lebens um einen Blick von ihr gegeben, der ihm Hoffnung gewährte.

Während er vergeblich für die keusche Insulanerin seufzte, hatte der Fischer, eifersüchtiger denn je, seinen Untergang geschworen. Ein Mensch war es, der sein Leben vergiftete, Einer war zu viel auf der Erde; die Rache ist so süß für das Gemüth eines Corsen! Alle Beweise der Zärtlichkeit, welche er täglich von Marianna empfing, beruhigten ihn nicht; er setzte Vertrauen auf ihre Tugend, aber er machte ihr zugleich ein Verbrechen aus den sträflichen Wünschen des jungen Offiziers; sie war unglücklich, er ebenfalls.

Eines Tages trat der Fischer früher als gewöhnlich in seine Wohnung ein, seine entwölkte Stirn war heiter, seine Augen strahlten vor Freude. Er schien eine gute Nachricht mittheilen zu wollen.

Die junge Frau eilte ihm entgegen.

— „Hier, lies," — sagte der Corse, indem er eine Zeitung entfaltete, die vom 28. Floréal des Jahres XII. (18. Mai 1804) datirt war.

Und während sie das Blatt durchlas, murmelte er: „Napoleon ist Kaiser! Welch' eine Fügung des Himmels! Seine Mutter ist eine Ramolino; wir können reich werden, wir müssen nach Frankreich ziehn!"

Marianna stieß einen Freudenruf aus und sank in die Arme ihres Gatten.

— „Laß uns forteilen," — rief sie, dann, mit dem Finger auf das Sterbelager ihrer Mutter hinweisend, sagte sie:

— „Nein! unser Platz ist hier."

— „Wir werden fortziehn," — antwortete Colazzo — „aber zuvor habe ich mit Jemand etwas abzumachen."

Seine Stimme zitterte bei diesen Worten, seine Stirn war wieder düster und drohend geworden.

Am andern Tage benetzte Marianna, bleich und niedergeschlagen, das Kopfkissen der Mutter mit ihren Thränen, da öffnete die Thür sich plötzlich und ward eben so schnell wieder zugeschlagen.

Ein Mann trat herein — es war der Fischer.

— „Marianna," — sagte Colazzo, indem er seiner jungen Gattin den Rosenkranz zeigte, welchen Lavareille ihm vor drei Monaten nicht hatte wiedergeben wollen — „der Augenblick der Abreise ist da, ich habe meine Rechnung mit dem Offizier in Ordnung gebracht. Da ist der Kranz; der Tod des Franzosen hat ihm seine ursprüngliche Reinheit wiedergegeben. Jetzt höre das Uebrige: die Polizei ist mir auf der Spur, in einer Viertelstunde würde ich vielleicht in ihren Händen mich befinden. Weib, folge Deinem Gatten; meine Barke ist da, wir werden die Küsten Sardiniens erreichen und von dort nach Frankreich eilen, wo das Glück unser wartet. Wenn Du auf meinen Vorschlag nicht eingehst, so bleibe ich und lasse mich unter Deinen Augen ermorden."

Die junge Frau, durch diese Worte in die größte Bestürzung versetzt, wandte ihre Blicke nach dem Alkoven, und ließ sie dann wieder auf dem wilden Antlitz des Fischers ruhen. Welchen Entschluß sollte sie fassen? Auf der einen Seite war ihre Mutter, welche in den letzten Kämpfen mit dem schon herannahenden Tode lag, auf der andern ihr Gatte, der auf dem Schaffot enden sollte. — Wie sollte sie ihr Herz gleichsam theilen und zwischen diesen Neigungen, welche beide den Mittelpunkt ihrer Existenz bildeten, wählen? Ihre Seelenangst spiegelte sich in ihren Augen ab — ihre Zunge war wie gelähmt.

— „Es ist gut," — sagte der Fischer kalt, indem er sich auf einen Stuhl setzte und seine Pistolen lud — „ich erwarte sie, aber ich will nicht allein sterben. Du kannst Dein letztes Gebet beginnen."

Marianna fällt außer sich Cloazzo zu Füßen und zeigt ihm mit einer Bewegung der Hand das Schmerzenlager der Mutter.

In diesem Augenblick, und als es schon an die Thür des Hauses klopfte, hauchte die Sterbende ihren letzten Seufzer aus. Marianna hatte keine Mutter mehr.

Da eilte die junge Frau nach dem Alkoven, sie drückte einen Kuß auf die eiskalte Stirn der Mutter, kehrte dann zum Fischer zurück und sprach mit feierlicher Stimme zu ihm:

— „Jetzt laß uns forteilen — mein Leben gehört Dir allein."

Aber es war zu spät; die Thür hatte den heftigen Stößen der Polizeibeamten bereits nachgegeben. Flucht war nicht mehr möglich, Widerstand vergeblich.

Da riß Colazzo, auf den die Mündungen von zehn Carabinern gerichtet waren, sein Weib an sein Herz; dann, nur seiner Eifersucht Gehör schenkend und nicht mehr Herr seiner Handlungen, spannte er den Hahn der beiden Pistolen.

Ein doppelter Schuß fiel.

Colazzo und Marianna sanken, in Blut gebadet, nieder. Als man sich ihnen näherte, hauchte der Fischer sein Leben aus; seine Gefährtin hatte nur eine leichte Wunde an der Schulter empfangen; aber während man ihr die Hülfe leistete, welche ihr Zustand erforderte, sprach sie unzusammenhängende Worte. Zu schwach, um die Eindrücke dieser blutigen Scene ertragen zu können, war ihr Verstand entflohn — Marianna war wahnsinnig.

## 2.

Der Lieutenant Lavareille lebte noch. Nach einer langen Krankheit kam er wieder zu Kräften und konnte seinem Vaterlande wieder dienen; aber gerührt von dem Unglück Marianna's welche er jetzt mehr, denn je liebte, schickte er sie nach Frankreich und empfahl sie seiner Familie.

So verflossen lange Jahre seit dem Unglückstage, welcher der jungen Corsin ihren Gatten und ihre Mutter entrissen hatte. Der Verstand Marianna's kehrte nicht wieder, aber sie hatte zwei Frauenzimmer gefunden, welche sie mit aller möglichen Zärtlichkeit behandelten; bei ihnen verlebte die Wittwe des Fischers, wenn auch nicht glücklich, so doch friedlich ihre Tage; denn es konnte keine ruhigere Wahnsinnige geben als Marianna. Ihre unschuldigen Geistesabwesenheiten beschränkten sich darauf, Rosenblätter auf ihr Bett zu streuen, welche sie von der Blumenkrone eins nach dem andern löste; nur zwei Worte kamen über ihre Lippen: — Napoleon und Colazzo — mehr sprach sie nie.

Das Kaiserreich nahm sein Ende, die Restauration erfolgte, und während dieser Phasen der Weltgeschichte, welche einen Zeitraum von sechs und zwanzig Jahren umfaßten, änderte sich nichts in Marianna's Lage; die Zeit that der Zärtlichkeit, mit welcher ihre Adoptiv-Familie sie behandelte, keinen Eintrag.

Aber so sollten die Leiden der armen Irren noch nicht enden. Lavareille, inzwischen Oberst geworden, starb auf Morea; zwei Jahre nach der Julirevolution folgte ihm seine Mutter und Schwester in eine bessere Welt.

Marianna war neun und vierzig Jahr alt, sie befand sich nun in einem fremden Lande, ohne Beschützer, ohne Hülfe und Freunde. In einer kalten Decembernacht fand eine Patrouille der Nationalgarde sie bei einem Brunnen auf dem Boden liegend. — Sie hatte seit drei Tagen nichts gegessen. — Auf die Fragen, welche man an sie richtete, antwortete sie nur mit den zwei Namen, welche sie allein nach dem Verlust ihrer Vernunft behalten hatte.

— „Armes Weib!“ — sagte der Sergeant der Bürgersoldaten, — „sie ist aus Liebe für Napoleon närrisch geworden.“

Am folgenden Tage wurde sie in die Salpetrière gebracht. Der Beamte, welchem die Pflicht oblag, die Namen der in die Anstalt aufzunehmenden Individuen zu verzeichnen, sprang von seinem Stuhl auf, als er den Namen der Unglücklichen las, welche man heranführte. Der Name derselben wurde unter dem 27. August 1832 so eingetragen:

Marianna Ramolino, Wittwe des Giambattista Colazzo, geboren zu Ajaccio im Jahre 1783.

Die arme Irre war nichts Geringeres als die Tochter eines Bruders der Madame Laetitia, der Mutter des Kaisers der Franzosen.

Während also Napoleon Ehrenstellen und Reichthümer unter die Mitglieder seiner Familie vertheilte, während

— Joseph, König von Spanien und beider Indien,
— Louis, König von Holland,
— Jerôme, König von Westphalen,
— Elisa, Großherzogin von Toscana und Lucca,
— Pauline, Prinzessin Borghese,
— Caroline, Königin von Neapel,
— Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien,
— Stephanie Beauharnais, Großherzogin von Baden,
— Fesch, Cardinal,
— Sebastiani, General,
— Arrighi und Ornano, seine Vettern, Generale,
— Désirée Clary, Stiefschwester Josephs, Königin von Schweden, wurde,

lebte eine seiner Cousinen unbekannt zu Paris und erhielt ihren Unterhalt durch das Mitleid einer unbemittelten Familie. Seltsames Geschick!

## Der Pariser Salon.

Von J. Duesberg.

In einem der letzten Salons bemerkte ich ein kleines Bild; es hing ganz still und unscheinbar zwischen den großen stolzen Tafeln. Kein Menschenantlitz war darauf zu sehen und es ergriff und erschütterte wie ein Trauerspiel. Da war ein einziges staubiges Dachstübchen, mit schwer drückendem Gebälke, verkümmert und finster, wie die Verzweiflung. Nach langem Suchen trat aus einem Winkel ein Bett hervor, aufgewühlt und in Unordnung, die Decke zu einem Haufen zusammengerollt. Unter dem Beschauen drückten sich darin die Umrisse einer Leiche ab. Das Grauen, das öde, starre Schweigen des Todes entwickelte sich nur langsam, aber es wirkte desto gewaltiger. Neben stand eine Staffelei mit einem Gemälde; zwei Bilder an der Wand, ein Kirchhof und ein junges Frauenzimmer, vielleicht die Geliebte des jungen Mannes Aber sie war nicht gekommen, ihn zu trösten; auch sie und selbst die Freunde hatte das Elend vertrieben; nur eine barmherzige Schwester betete an der Leiche. — Es war ein Trauergesang auf das Talent, das unerkannt über die Erde zieht und mit sich selbst ringt und herumtappt, und von der Noth ereilt wird, ehe es die rechte Bahn findet und verzweifelnd niedersinkt bei einem unvollendeten Meisterwerke. — Das Bild fällt mir gar oft ein, wenn ich den Salon besuche. Wie Viele gehen so an der Kunst zu Grunde! In welchen Schmerzen werden die Herrlichkeiten erzeugt, in denen das Publikum schwelgt. Und von Denen, die siegreich aus dem Kampfe treten, wie Viele erliegen später an ihren Wunden. Da ist dieses Jahr Bouchot gestorben. Er war der Sohn eines Kupferstechers; sein Vater wollte einen Kupferstecher aus ihm machen; er wollte Maler werden. Er wagte es auf seine Gefahr und begann den großen Kampf mit dem Schicksale, der mit seinem Triumphe und frühem Tode endigte. Das erste Bild, das ihm einen Namen erwarb, war ein Leichenbegängniß, und sein letztes Bild, ein religiöses, eine Ruhe auf der Flucht. Dieses Bild ist nicht fertig geworden; der Tod überraschte den Künstler. Gewöhnlich werden die Maria und der alte Zimmermann wachend vorgestellt; während der Heiland schläft. Bouchot hingegen läßt die Eltern schlafen; der göttliche Knabe steht und schlägt die Augen gen Himmel auf und scheint über seinen Beruf nachzusinnen. Der Tod hat da Frankreich und die Kunstwelt um einen großen Schatz betrogen. Dieser Christuskopf, so ganz Kind, mit den noch unausgebildeten Zügen und dem übergroßen Schädel, hat vielleicht in der ganzen modernen französischen Schule nicht seines Gleichen; in dem großen blauen Auge lebt eine so tiefe, schwärmerische Wehmuth, eine so aufrichtige Andacht, die sich so ganz und gar nicht um den Zuschauer bekümmert, daß man sich kaum überreden kann, man habe es mit einem Pariser Künstler zu thun, dem immer die Wirkung die Hauptsache bleibt, und welcher das Publikum bis in seine Träume verfolgt. Auch malen die Pariser blos Kirchenbilder, weil die Waare Absatz findet. Der Salon-Carre und die Galerien hängen wieder voll von Christus, Madonnen und Magdalenen. Und das Schlimmste ist, daß das Alles ganz gut gemalt ist, und man kommt oft in Verlegenheit, daß man vor so mancher schönen Linie steht und vor so manchem kühnen Faltenwurfe, und sich doch mit dem Kunstwerke nicht versöhnen kann. Mit dem Malen ist es eben nicht gethan, sonst wären die Franzosen die ersten Künstler der Welt; es kommt auf das an. was der Künstler in die Malerei legt. Nächst der Ruhe auf der Flucht von Bouchot, ist der gegeißelte Heiland von Lehmann, das beste religiöse Bild im Salon. Lehmann hat eine neue Richtung eingeschlagen: er hat der Idylle entsagt; aus dem sanften, träumenden Jüngling ist ein ernster Mann geworden. Allein wie es weichen Naturen zu gehen pflegt, wenn sie einmal wild werden, so kennen sie kein Maß; in seinem sonst großartigen Bilde ist eine übertriebene Kraftanstrengung. Auch spielen noch immer in seinem Colorit die Ockertöne durch. Der Christus ist in jeder Hinsicht eine sehr gelungene Schöpfung.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 5. April. Czar und Zimmermann, komische Oper in drei Abtheilungen. Musik von Lortzing.

Mittwoch, den 6. April. (Neu einstudirt) Die Jungfrau von Orleans, romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Schiller.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 95. 6. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Louvois zu Pignerol.
(1680.)

(Fortsetzung.)

„Komm, Henriette, ich trage Dich auf meinen Schultern!" sagte Fouquet, mehr von seiner Zärtlichkeit als von seinen Kräften berathen.

„Ich werde nicht gehen können," seufzte sie ängstlich.

„Ohne Sie, Henriette, gehe ich nicht!" betheuerte Fouquet mit Bestimmtheit.

„Ich höre Tritte über uns," rief Eustach, und eilte nach der Thür.

„Kommen Sie doch, mein Vater," flüsterte Nicolo bekümmert, denn er sah die Unmöglichkeit ein, Henrietten mitzunehmen, wenn sie nicht zu gehen im Stande war.

„Sie sind Herrn Fouquet's Sohn?" sagte Henriette, und faßte bittend seine Hände, „nun so vereinigen Sie Ihr Flehen mit dem meinigen, daß er nicht länger hier verweilen soll." —

„Und doch werde ich bleiben," erwiederte Fouquet mit Festigkeit, „lieber, als ich Sie allein der Wuth des Herrn von Saint-Mars preisgebe."

Endlich hatte doch Henriette so viel Hoffnung und Muth gefaßt, daß sie mit Nicolo's Hülfe sich zu gehen getraute.

„Still!" sagte Eustach, und ging mit der Diebslaterne und seinem Dolch in der Hand, voraus, sich bisweilen nach seinen drei Gefährten umschauend, die mit bebenden Füßen und sich wechselseitig unterstützend vorsichtig die Treppe hinabstiegen. Ohne auf eine Schildwache gestoßen zu seyn, kamen sie glücklich ins Freie; hier aber fanden sie sich plötzlich vom heftigsten Wind und Regen umstürmt, die ihnen das schwache Licht der schon weit voranschreitenden Laterne völlig entzogen. Bestürzt blieben sie stehen, von dem tobenden Ungewitter erschreckt, nnd in einem Augenblick von eiskaltem Regen, der ihre Kleider durchdrang, durchnäßt, wie in Wasser getaucht. Eustach's Leuchte war ihnen gänzlich unsichtbar geworden, sie irrten auf Gerathewohl in dem ihnen ganz unbekannten Innern der Citadelle umher.

„Wer da!" schrie eine von Eustach umgangene Schildwache, die mehrere Personen herbei kommen sah.

„Ich bin Frau von Saint-Mars, antwortete Henriette, „ich gehe zu Herrn von Louvois mit seinen beiden Bedienten hier."

„Passirt!" sagte der Soldat, der am Tage Frau von Saint-Mars sich mit den Minister hatte unterhalten sehen.

„Wo ist Eustach?" fragte Fouquet, erschüttert von diesem Vorfall, der glücklicher Weise keine schlimmen Folgen gehabt hatte.

„Wir müssen aus dem Gefängnißhofe hinaus zu kommen suchen," versetzte Nicolo, und führte sie ans halb offene Pförtchen.

„Madame passirt!" sagte auch hier die Schildwache; „ich kenne Sie von heute früh. Herr von Louvois hatte mir die Steigriemen versprochen, und Sie haben sich für mich verwendet."

„Die Vorsehung ist mit uns," flüsterte Nicolo.

„Aber Eustach?" sagte Fouquet, der wie ein Betrunkener taumelte, und seine Schritte nicht zu setzen wußte.

„Dort glänzt seine Laterne!" erwiederte Nicolo, auf einen Schein hindeutend, der augenblicklich wieder verschwand.

„Und wie weit von uns!" seufzte Henriette, und gab sich Mühe, ihre matten Schritte etwas zu beschleunigen.

„Ich will laufen, und ihn bitten, zu warten," erwiederte Nicolo, und machte sich los vom Arm seines Vaters.

„Die verwünschte Laterne ist ausgegangen," sagte Eustach, den Nicolo eingeholt hatte, „und ich habe nichts, sie anzuzünden."

„Wozu brauchen wir sie?" versetzte Nicolo ungeduldig.

„Nun! ohne Licht kann man nicht durch die Kasematten kommen, und von da zum unterirdischen Gang, der ins Perouser Thal führt."

„So wollen wir uns auf einen andern Weg besinnen," sagte Nicolo.

„Halt!" erwiederte Eustach, vorwärts schreitend, „die Bastion du Coin ist nicht besetzt, wegen der Höhe des Walles."

„Wie können wir da hinunterkommen," fragte Nicolo, „wenn der Wall so hoch ist?"

„Mit einer Leiter oder mit Stricken," antwortete Eustach, dessen Eifer durch die ihm klar gewordene Schwierigkeiten schon sehr abgekühlt war.

„Woher die Stricke und die Leiter nehmen?"

„Ich weiß nicht, übrigens giebt es sonst kein Mittel," versetzte Eustach in barschem Tone.

„Wie hoch ist die Mauer?"

„Hundert bis hundert und fünfzig Fuß oberhalb der Felsen."

„Ich habe auf eine Schlange getreten!" rief Frau von Saint-Mars voll Schrecken, und drückte sich an Fouquet an.

„Das ist ein Seil," sagte Fouquet, der mit dem Fuß an einen Haufen Taue gestoßen war.

„Wahrhaftig," rief Eustach erfreut: „hier sind noch mehr als fünfzig Klafter Seil mit Knoten."

„Diese Seile haben wahrscheinlich gedient, das Unkraut zwischen den Steinen wegzuschaffen," bemerkte Henriette, die diese Arbeit am nämlichen Tage mit angesehen hatte.

„Sie kommen sehr gelegen," versetzte Eustach, und ließ am Walle das Tau hinabrollen, dessen Ende er an einer Kanone festband.

„Wie werden Sie an diesem Seil hinunterkommen können?“ sagte Fouquet betrübt zu Henrietten.

„Ich steige mit ihr hinab,“ erwiederte Nicolo, „und unterstütze sie mit meinen Schultern.“

„Zuerst steige ich hinunter,“ unterbrach ihn Eustach, und faßte das Seil.

„O, kein Augenblick ist zu verlieren,“ sagte Henriette, „es ist Licht in Saint-Mars Zimmer, man verfolgt uns, oder wird uns verfolgen!“

Im nämlichen Augenblick erscholl ein Schuß im Gefängnißthurme. (Schluß folgt.)

## Einige noch ungedruckte Briefe Mozart's.

Bevorwortet von F. W.

Das gegenwärtige Jahr ist vorzugsweise reich an Anhaltspunkten zur Erinnerung an den Dahingeschiedenen. Vor wenigen Monaten wurde der fünfzigste Jahrestag seines Todes in ernster, wehmüthiger Feier begangen; wieder in einigen Monaten wird das Denkmal geweiht, welches die einstimmige, leider um ein halbes Jahrhundert zu spät kommende Dankbarkeit Deutschland's seinem größten Tondichter errichtet hat. In einer solchen Zeit wird auch der geringfügigste, auf den Gefeierten bezügliche Umstand wichtig und werthvoll, zumal wenn er dazu beitragen kann, das Andenken des Unvergeßlichen auf eine würdige, berichtigende Weise zu verklären. In diesem Sinne, und nur in diesem, möge der nachstehende Brief, ein schmerzlicher Zeuge von der Ungunst der Zeiten und der Verhältnisse, aufgenommen werden. Der Brief an sich bedarf keiner Erklärung, aber die Veröffentlichung desselben bedarf ihrer, ja bei Manchem wohl einer förmlichen Rechtfertigung. Man verlangt nämlich, und in den gewöhnlichen Fällen gewiß nicht mit Unrecht, daß Alles, was ausschließlich den persönlichen und Privatverhältnissen eines Künstlers angehört, dem Forum der Oeffentlichkeit, mithin auch der Neugierde und der Klatschsucht des Publikums entzogen, und mit schonender Vergessenheit bedeckt werden solle. Der hier folgende Brief Mozart's betrifft nun lediglich seine häuslichen und finanziellen Angelegenheiten, also gerade das, was sich zu einer öffentlichen Mittheilung am wenigsten zu eignen scheint. Und doch ist diese Mittheilung nicht bloß zuläßig, sondern sogar förderlich und heilsam, vorausgesetzt, daß man sie in dem Sinne nehmen wolle, in dem sie gegeben wurde: wohlmeinend, versöhnend, nicht anklagend, sondern von Anklagen reinigend.

Noch immer nämlich und trotz aller Widerlegungen der Besserunterrichteten, hat sich bei einer großen Menge von Leuten die Meinung erhalten, daß Mozart selbst und allein durch eine ungeregelte und leichtsinnige Lebensweise das Drückende seiner äußeren Lage verschuldet und herbeigeführt habe. Man hat das Einmal angenommen, und sich auf falsche, übertriebene oder böswillige Angaben verlassen, ohne ihren Gehalt weiter zu untersuchen. Dieser Brief nun, in all der Offenheit und Biederkeit seines Charakters geschrieben, gibt uns wenigstens den Beweis, daß Mangel an reeller Unterstützung, Mangel an werkthätiger Theilnahme, Mangel an praktischer Anerkennung gewiß mehr als eigene Schuld die Bedrängnisse des herrlichen Künstlers veranlaßt, und wenn auch den Flug seines Genius nicht zu hemmen vermocht, doch seine Lebenstage verkümmert, ja vielleicht vor der Zeit verkürzt hat. Wenn man bedenkt, daß Mozart in eine solche Lage, wie er sie hier schildert, kommen konnte zu einer Zeit (1788), wo seine erhabensten Meisterwerke, „Don Juan“, „Figaro“, viele seiner Symphonien und andere Werke bereits erschienen, von der Welt gekannt und erkannt, folglich als das Höchste und Schönste in der Tonkunst bewundert waren; wenn man ferner bedenkt, daß es heutzutage Virtuosen gibt, die an einem Abend für ihre Variationen oder wie es jetzt heißt: „Phantasien“ über Mozart'sche Melodien mehr Geld einnehmen, als Mozart für eine ganze Oper an Verlags- und Theaterhonorar sein ganzes Leben hindurch eingenommen hat; für eine jener Opern, die ein halbes Jahrhundert hindurch auf fast allen Theatern des musikalischen Europa gegeben wurden, und Verleger, Directoren und Künstler nicht bloß ernährt, sondern wohl auch zu reichen Leuten gemacht haben; — wenn man das Alles bedenkt und nun vergleicht, welchen Unterschied die Welt zwischen Werth und Geltung, zwischen Verdienst und Lohn macht: dann kann man sich über den Umschwung der Zeiten und der Dinge nicht mehr verwundern, aber dann lernt man auch begreifen, daß in dem Busen des wahren Künstlers, das heißt: des schaffenden, nicht des bloß reproducirenden, ein Etwas, ein Zauber, eine Seligkeit wohnen müsse, von der die übrige Welt keine Ahnung hat, die aber mächtig genug ist, ihn über alle Drangsale des Lebens, über alle Ungleichheiten der irdischen Vertheilung, versöhnend und siegreich zu erheben.

Daß Mozart, mehr als jeder Andere, einen solchen Tröster in sich fand, das beweisen seine Werke, von denen gerade die herrlichsten inmitten seiner gehäuften Bedrängnisse geschaffen wurden; daß Mozart, wieder mehr als jeder Andere, eines solchen Trösters bedurfte, das kann, neben den sonst noch bekannten Thatsachen, auch der in Rede stehende Brief zu beweisen helfen. Trägt er dazu bei, die Ansicht und das Urtheil auch nur weniger Menschen über das Leben des großen Meisters aufzuklären oder zu berichtigen, so wird die Veröffentlichung dieses Briefes hinreichend gerechtfertigt erscheinen.

Für die Aechtheit des Documentes bürgt der Name des Herrn Fuchs, der so gütig war, aus seiner reichhaltigen Sammlung Mozart'scher Reliquien, eine beglaubigte Abschrift des Originals mitzutheilen. In Kurzem sollen, aus der nämlichen Quelle, noch zwei andere, bisher ungedruckte Briefe Mozart's nachfolgen, welche, im Gegensatze zu dem heutigen, durchaus künstlerischen Inhalts sind, und die eigenen Ansichten des Meisters über zwei seiner größten und berühmtesten Bühnenwerke darlegen. —

Der vorliegende Brief ist im Jahre 1788 geschrieben, und lautet wie folgt:

Verehrungswürdiger O. B.

Liebster, bester Freund! —

Die Ueberzeugung, daß Sie mein wahrer Freund sind, und daß Sie mich als einen ehrlichen Mann kennen, ermuntert mich, Ihnen mein Herz ganz aufzudecken, und folgende Bitte an Sie zu thun. —

Ich will ohne alle Ziererei nach meiner angebornen Aufrichtigkeit zur Sache selbst schreiten. —

Wenn Sie die Liebe und Freundschaft für mich haben wollten, mich auf 1 oder 2 Jahre mit 1 oder 2 tausend Gulden gegen gebührende Interessen zu unterstützen, so würden Sie mir auf Acker und Pflug helfen! — Sie werden gewiß selbst sicher und wahr finden, daß es übel, ja ohnmöglich zu leben sey, wenn man von Einnahme zu Einnahme warten muß! — wenn man nicht einen gewissen, wenigstens den nöthigen Vorrath hat, so ist es nicht möglich, in Ordnung zu kommen — mit nichts macht man nichts.

Wenn Sie mir diese Freundschaft thun, so kann ich 1mo (da ich versehen bin) die nöthigen Ausgaben zur gehörigen Zeit, folglich leichter entrichten, wo ich jetzt die Bezahlungen verschieben, und dann eben zur unbequemsten Zeit meine ganze Einnahme oft auf einmal hin-

ausgeben muß; 2do kann ich mit sorgenloserem Gemüth und freierem Herzen arbeiten, folglich mehr verdienen.

Wegen Sicherheit glaube ich nicht, daß Sie einigen Zweifel haben werden. — Sie wissen so ungefähr, wie ich stehe, und kennen meine Denkungsart. Wegen der Souscription dürfen Sie keine Sorge haben; ich setze die Zeit nun um einige Monate mehr hinaus; ich habe Hoffnung, auswärtig mehrere Liebhaber zu finden als hier.

Nun habe ich Ihnen in einer Angelegenheit, die mir sehr wichtig ist, mein Herz ganz sehen lassen. — Nun sehe ich mit Sehnsucht einer Antwort, aber wirklich einer angenehmen Antwort entgegen — und ich weiß nicht — ich kenne Sie einmal als den Mann, der so wie ich, wenn er anderst kann, seinen Freund, aber wahren Freund, gewiß unterstützt. — Wenn Sie vielleicht so bald nicht eine solche Summa entbehren könnten, so bitte ich sie mir wenigstens bis morgen ein paar hundert Gulden zu leihen, weil mein Hausherr auf der Landstraße so indiskret war, daß ich ihn gleich auf der Stelle (um Ungelegenheit zu vermeiden) auszahlen mußte, welches mich sehr in Unordnung gebracht hat!

Wir schlafen heute das erstemal in unserm neuen Quartier, allwo wir Sommer und Winter bleiben; — ich finde es im Grunde einerlei, wo nicht besser, ich habe ohnehin nicht viel in der Stadt zu thun, und kann, da ich den vielen Besuchen nicht ausgesetzt bin, mit mehrerer Muße arbeiten; und muß ich Geschäfte halber in die Stadt, welches ohnehin selten genug geschehen wird, so führt mich jeder Fiaker um 10 kr. hinein, um das ist auch das Logis wohlfeiler, und wegen Frühjahr — Sommer — und Herbst angenehmer, da ich auch einen Garten habe.

Das Logis ist — in der Währingergasse bei den 5 Sternen, Nr. 135. Nun nehmen Sie meinen Brief — als das wahre Zeichen meines ganzen Vertrauens gegen Sie, und bleiben Sie ewig mein Freund, wie ich seyn werde bis ins Grab

Ihr wahrer innigster Freund
W. A. Mozart mp.

P. S. Wenn werden Sie wieder bei Ihnen eine kleine Musique machen? Ich habe ein neues Trio geschrieben!" —

* * *

Ganz unten am Rand steht von der Hand des Adressaten Folgendes: „den 17. Juny 1788, 200 Gulden gesendet." (Witthauer's Wiener Zeitsch. f. Kunst rc.)

## Tabletten.

*** (Berlin, 1. April) Am ersten Osterfeiertage ist dem italienischen Improvisator Giustiniani die Ehre zu Theil geworden, von Sr. Majestät dem Könige aufs Schloß berufen zu werden, um vor der gesammten königl. Familie, den Personen der Hofstaaten und einigen wenigen dazu Eingeladenen Proben seines ausgezeichneten Talents und seiner wirklich wunderbaren und zauberhaften Gewandtheit und Kunstfertigkeit abzulegen. Er löste seine Aufgabe zur größten Zufriedenheit der Herrschaften und aller Anwesenden. Se. Majestät der König selbst geruhten, ihm diejenigen Gegenstände zu bezeichnen, über welche er sich vernehmen lassen solle. Und immer, nach einem Nachdenken von wenigen Minuten, war Giustiniani bereit, mit der Lösung seiner Aufgabe singend oder sprechend hervorzutreten. Niemand wird bei solchen Erzeugnissen des Augenblicks eine große Tiefe der Intention erwarten. Aber der große Wohllaut und die Korrektheit der Verse, die glücklichsten, oft wahrhaft poetischen Wendungen, scharf zutreffende Gleichnisse, welche zugleich beweisen, daß dem Improvisator mehrfache Kenntnisse im Augenblicke zu Gebote stehen; dabei ein Feuer der Darstellung, welches doch, vom feinsten und richtigsten Takte gemäßigt und geleitet, in keinem Augenblicke zur Uebertreibung führt, und selbst den ruhigeren Deutschen durchwärmt, ohne ihm jemals lästig zu werden — endlich ein schönes, reines Organ und ein sicherer Vortrag der improvisirten Gesänge — alles dies, vereinigt in der angenehmen Persönlichkeit des im frischesten Mannesalter stehenden Künstlers, stellte diesen als eine wahrhaft poetische Erscheinung dar, wie man solcher im Leben überhaupt selten, und nur unter den Italienern begegnet. Die Deutschen sollten der Ausübung dieser Kunst völlig entsagen, da weder unsere Sprache noch unser Naturell sich dafür eignen. — Se. Majestät hatten dem Künstler schon vorher für ein Buch, mehrere Gedichte desselben mit Uebersetzung in fünf Sprachen enthaltend, die goldene Huldigungs-Medaille verehrt und geruhten, ihm zum Beweise Allerhöchster Zufriedenheit mit seinen Leistungen an diesem Abende eine kostbare goldene Dose überreichen zu lassen. (Preuß. St. Ztg.)

*** (Unpartheilichkeit und Gesinnungslosigkeit.) Nie und nimmer ist es Sache der Unpartheilichkeit, jeder Ueberzeugung baar zu seyn, heute zu loben, wo ich gestern tadelte, heute zu vertheidigen, wo ich gestern rechtfertigte, heute für Lüge zu erklären, was gestern Wahrheit war, und heute dieser, morgen jener Parthei zu dienen. Eine solche Politik, die keine Wahrheit kennt, als ihren Nutzen, ist die verächtlichste von Allen: es ist die Politik der Gesinnungslosigkeit, leider ein Erbfehler der Deutschen, aber deshalb nicht minder ein Fehler, ein häßlicher Makel, den keine Entschuldigung austilgt oder verschönt. Es ist am Ende so ziemlich gleichgültig, was der Mensch für wahr hält, wenn er einmal nicht der einigen und ewigen Wahrheit zugewendet ist, aber etwas soll er für wahr halten; die Begriffe des Schönen mögen verschieden seyn, allein irgend einen Begriff vom Schönen soll er haben und einem Guten nachstreben, welches alle Fibern seines Lebens in Bewegung setzt; und wer eine solche Idee in sich trägt, der kann nicht heute verdammen, was er gestern für recht hielt, der kann nicht heute dem anhangen, den er gestern verfolgte, kann nicht heute von der Gunst des Fürsten erbetteln, was er gestern als ein heiliges und unantastbares Menschenrecht in Anspruch nahm. — Möchte doch vor allen Dingen die deutsche Presse sich selbst achten lernen und durch ihre Selbstachtung das Vertrauen derjenigen erringen, von welchen ihr Geschick abhängig ist. Es handelt sich nicht um die Meinung; denn auch der bigotteste Fürst kann die Berechtigung der entgegengesetzten Meinung nicht verkennen, es handelt sich aber um Treue und Zuverlässigkeit, es handelt sich darum, daß jeder in seiner Meinung gewiß ist, daß er sich von wahrer Ueberzeugung und nicht von äußeren Gründen leiten und bestimmen läßt. Denn wer für Einen feil ist, der ist es für Alle, und es gibt keine Garantie dafür, daß, wer heute der Macht aus eigennützigen Beweggründen dient, nicht auch morgen dem Meistbietenden dienen wird, und die befangene, aber ehrliche Einseitigkeit des politischen Wochenblattes ist ohne alle Frage achtungswerther, als die Windrosenpolitik eines Journal des Débats, und doch bekennt dieses noch immer einen Grundsatz, während wir in Deutschland Zeitschriften aufzuzeigen haben, die ohne allen Grundsatz nur ihren Absatz zum Gott gemacht zu haben scheinen. Die politische Presse hat nur dann auf den ihr gebührenden Einfluß Anspruch zu machen, wenn sie der Wahrheit und Gerechtigkeit dienstbar ist ohne Ansehen der Person, wenn sie mit gleichem Muthe den einzelnen Gewaltigen wie der Gesammtmacht der öffentlichen Meinung entgegentritt, wenn sie Niemanden verdächtigt, wenn sie mit uneigennützigem Eifer an Alles, was geschieht, den Maßstab des Rechtes legt, wenn sie mit einem Worte dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und der Wahrheit gibt, was der Wahrheit ist. Darf sie nicht alles sagen, so darf sie doch immer schweigen, und die Völker werden auch das Schweigen verstehen lernen.

aber Niemand darf sie zwingen, das Unwahre zu sagen, und keine sollte sich so tief erniedrigen, gegen ihre Ueberzeugung zu sprechen. Es ist ihnen viel vertraut, es wird auch viel von ihnen gefordert werden. (Allgem. Preßzeitung.)

*** Ein Schweizerblatt enthält folgende lustige Herausforderung des Herrn Friedrich Rohmer der Zeit in Zürich, durch C. Albrecht aus Sachsen-Altenburg, dermalen in Bern. (Nach der Melodie: Ein Narr macht zehn.) Mein Pflichtgefühl erlaubt es mir nicht mehr, Ihrem Treiben ruhig zuzusehen, wodurch Sie und Ihr Bruder, Theodor Rohmer, die Welt zu täuschen und aufs Neue zu verwirren trachten, zum Mißbrauche der Ehre Gottes, zur Entwürdigung der kaum erstandenen Menschheit, — indem Sie die Ihnen von Ihrem Bruder dargereichte Würde eines von Gott gesandten Messias huldigend angenommen haben, und durch Ihre Aeußerungen und Handlungsweise geltend zu machen suchen. Ich fordere Sie demnach öffentlich heraus zu einer Disputation, Mann gegen Mann, indem ich schon am 5. und 13. Oktober 1840 als Prophet aufgetreten bin, das Panier Gottes aufzupflanzen, der Welt die Messiade, wie sie zu verstehen ist, zu bezeugen, damit sie in sich in den kommenden Tagen den wahren Messias aufnehme. Ich will Ihnen wenigstens beweisen, daß Sie nicht der von Gott gewählte Messias sind, noch daß Ihr Bruder der göttliche Prophet ist, das Reich der Einheit, der Freiheit, der Liebe und Gleichheit aufzurichten, da Ihr nur Zwietracht ausstreuet. Die Wahl des Orts unseres Zusammentreffens will ich Ihnen mir vorzuschlagen überlassen. Bringen Sie als Sekundanten Ihren Bruder und Ihre übrigen Jünger, zumal den Eifrigsten, den Bluntschli, der sich hinter Ihr windiges Lügen-Panier geflüchtet, mit; bringen Sie die ganze September-Gesellschaft mit zum Kampfe; bringen Sie auch die von Ihrem Bruder, dem falschen Propheten, an Ihnen gerühmten Eigenschaften mit, die Wunderkraft Ihres Schlangenblickes und die Riesenstärke Ihrer entneroten Gebeine: Sie sollen mit allen Ihren Wunderkräften und mit allen Ihren Götzendienern an einem alten Manne, an mir allein, zu Schanden werden. Die öffentlichen Zeugen, welche wir beiderseits bedürfen, werden sich überall von selbst einfinden. Ich bestimme Ihnen zur Erklärung die Frist bis zum 5. April d. J., dem Tage Martialis und zum Tage des Kampfes den 24. April, dem Tage Albrechts. Nehmen Sie bis zum Tage Martialis meine Herausforderung nicht an, so betrachte ich die Sache der Art erledigt, daß Sie Ihre Unzulässigkeit einsehen, und den uns von Gott zum Zeichen gestellten, von mir proklamirten Messias in der Person des Fürsten Michael Radziwill vom Hause Davids, des Geschlechts Serubabels, als Statthalter Gottes kraft dessen mit der Bürger-Souveränität kommenden Vereinigung, anerkennen, und Ihre Knie vor dem Allmächtigen und seinen Verordnungen über unsere Zukunft beugen, damit die Schmach des Volks und die Mißbräuche mit Gottes Namen einmal ihr Ende finde. Bern den 21. März 1842. C. Albrecht, aus Sachsen-Altenburg.

*** (Achtung vor Wöchnerinnen.) In Harlem besteht eine alte Gewohnheit, welche wohl des Nachahmens werth wäre. Wenn eine Frau niederkommt, so wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthüre geheftet, und alsobald darf weder Häscher noch Gerichtsdiener oder wer sonst durch seine Gegenwart die Frau erschrecken könnte, die Schwelle betreten. Ihr Mann darf in den ersten sechs Wochen nicht arretirt werden. Van Swieten, in seinen Commentaren über Boerhaven's Aphorismen, rühmt es sehr, daß der Staat so viel Aufmerksamkeit für eine Frau beweis't, welche dem Staate einen Bürger geboren.

*** (Der schlechteste Schauspieler.) In einem Saale des Luxemburg trat einst auf einem Liebhabertheater ein junger Mann zum ersten Male als Orosman in der Zaire auf. Man fand, daß er ganz abscheulich spiele und noch obendrein sehr häßlich sey. Eine einzige Dame hatte den Muth, sich diesem Strom von Verdammungsurtheilen entgegen zu stemmen, und sogar zu behaupten, er werde einer der besten Schauspieler seiner Zeit werden. Man spottete ihrer, aber sie beharrte bei ihrer Meinung. — Und wer war der junge häßliche, ungeschickte Mensch? — Le Kain.

---

## Frankfurt.

### Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für die Erbauung eines Hauses auf dem Gipfel des Feldbergs.

Auf der weitgedehnten luftigen Höhe des Feldbergs, von welcher das Auge eine der blühendsten Gegenden unsers deutschen Vaterlandes überschaut, ein Paradies, reich durch den Segen der Natur und den Fleiß seiner glücklichen Bewohner, soll sich ein fester Bau erheben, dem Wanderer ein Obdach, wissenschaftlichen Zwecken eine sichere Zufluchtsstätte. So wünschten es schon längst unzählige Freunde eines heiteren Naturgenusses und viele wackere Jünger der Naturwissenschaften, und der schon früher manchmal laut gewordene Wunsch hat sich in der letzten Zeit so kräftig und bestimmt vernehmen lassen, daß man sich der Hoffnung, denselben durch einträchtiges und lebendiges Zusammenwirken bald erfüllt zu sehen, hingeben darf.

Die unterzeichnete, von dem Vorstande des Frankfurter geographischen Vereines erwählte Commission hat es übernommen, den vereinzelten Kräften einen Sammelpunkt darzubieten, und so die Ausführung eines seinem Zwecke entsprechenden Gebäudes der gedachten Art zu bewerkstelligen. Ueber die Größe des Baues, seine äußere Ausstattung und seine Ausrüstung mit Instrumenten und Apparaten für wissenschaftliche Zwecke, wird sich erst dann ein bestimmter Plan entwerfen lassen, wenn es einigermaßen feststeht, welchen Betrag die durch freiwillige Beiträge zu erzielende Summe erreichen wird. Um nun hierüber bald ins Klare zu kommen, laden wir alle Freunde und Verehrer unsers schönen Taunusgebirges hiermit ein, sich durch Einzeichnung in die bei den unterzeichneten Commissions-Mitgliedern aufgelegten Listen mit beliebigen Beiträgen an dem Unternehmen zu betheiligen.

Jede, auch die kleinste Summe, wird dankbar von uns angenommen werden.

Möge das Beispiel der Stadt Homburg, wo schon nahe an 1000 Gulden unterzeichnet sind, und dasjenige der Gewerkschaft der Ehlhalter Taunus-Schiefer-Grube, welche sich freundlichst erboten hat, die zur Bedachung des Feldbergshauses erforderlichen Schiefersteine für die Hälfte des Anschlagpreises zu liefern, vielfache Nachahmung finden. Dann ist die Ausführung unsers Planes gesichert, und bald wird das Gebäude da stehen, ein Denkmal freundnachbarlichen Zusammenwirkens der ganzen Umgegend, ein Ziel mancher frohen Wanderung, selbst noch in ferner Zukunft.

Wir beabsichtigen, sobald wir die bei den betreffenden hohen Landesregierungen bereits nachgesuchte Erlaubniß dazu erhalten haben werden, in der Umgegend die Errichtung von Filial-Comité's in Anregung zu bringen, um auch da Gelegenheit zur Beförderung eines allen Umwohnern des Gebirges Nutzen und Annehmlichkeiten gewährenden Werkes zu geben, und behalten uns in dieser Beziehung weitere Bekanntmachung vor.

Frankfurt a. M., den 4. April 1842.

**Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.**

August Ravenstein, Sellerstraße B. 110.
Xav. Schnyder von Wartensee, schöne Aussicht A. 28.
Dr. G. W. Bessenberg, großer Hirschgraben F. 65.
Dr. C. H. Häberlin, große Bockenheimergasse K. 134.
Heinrich Meidinger, Bleichstraße D. 111 c 2.
De Neufville-Pfeffel (als Cassirer) am Roßmarkt F. 105.

---

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 6. April. (Neu einstudirt) Die Jungfrau von Orleans, romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Schiller. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 96. 7. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Louvois zu Pignerol.
### (1680.)

(Schluß.)

Saint-Mars war durch die Hülfe von Reilh, der nun endlich gewagt hatte, das Bett zu verlassen, wieder zu sich gebracht worden, und hatte mit einem Pistolenschuß das Thürschloß gesprengt; gleich darauf erschien er mit Soldaten, die Fackeln trugen; er war baarhäuptig, ohne Perrücke, seine blutunterlaufenen Augen rollten ihm wild im Kopfe, sein Mund schäumte, seine Züge waren bleich und verzerrt: er zitterte nicht, so gewaltig hatte seine fixe Idee ihn ergriffen, er lief mit weiten Schritten, eine Pistole in jeder Hand. Er hatte von Weitem durch die Finsterniß in dem Schnee, der auf den Regen gefolgt war, eine Gestalt bemerkt, die sich bewegte und verschwand; er gelangte kriechend an die unbesetzte Bastion du Coin; hier vernahm er leises Murmeln, das nicht vom Winde herrührte, er unterschied zweierlei Stimmen, rasch schwang er sich auf den Wall, und faßte das angespannte Seil; — er hörte, wie der bereits unten angelangte Fouquet den eben am Seile schwebenden Theuern — Nicolo und Henriette — ängstlich zurief. Da setzte er schnell die Mündung der Pistole an das schwer belastete Seil, und drückte los; man hörte den Sturz einer schweren Masse, und ein furchtbarer Schrei des Entsetzens drang aus der Tiefe.

„Sie sind todt!“ sagte Eustach: „schnell oder Sie sind verloren!“

„Nicolo! Henriette!“ schrie Fouquet in tobender Verzweiflung.

„So kommen Sie doch!“ drängte ihn Eustach, wir können jeden Augenblick umringt und ergriffen werden.“

„Hier bleibe ich, bei Henriette und meinem Sohn, um sie zu beweinen, und mit ihnen zu sterben.“

„Nun so bleibe, eigensinniger Alter! Du verdienst nicht, was ich für Dich gethan habe!“

„Ich habe meinen Gefangenen wieder!“ erscholl Saint-Mars Stimme voll von höllischer Freude. Er war durch ein in der Tiefe angebrachtes Ausfallpförtchen in der Nähe des freien Platzes herausgekommen, wo Fouquet einem Todten ähnlich auf den blutigen Leichnamen seines Sohnes und seiner Freundin lag.

### VIII.

Am 24. März läutete die Todtenglocke des St. Klarenklosters, wo man gewöhnlich die auf dem Schlosse Pignerol gestorbenen Gefangenen in einer besondern Gruft beisetzte; hieher sollten die Ueberreste des Herrn Fouquet gebracht, und auf einem Katafalk ausgestellt werden, welchen seine Familie hatte errichten lassen, die am Abend zuvor angekommen war, in der Hoffnung, ihn in Freiheit zu umarmen, und die nur seinen Sarg antreffen sollte.

Um Mitternacht hatte Saint-Mars selbst, mit Reilh's Beihülse, einen Mann, der eine Maske trug, in die Kammer geführt, welche Henriette einige Tage zuvor bewohnt hatte; die Kammer war ganz schwarz ausgeschlagen, schwarz waren die Möbeln, selbst das Bett. — Am Begräbnißtage kam Saint-Mars allein in das Gefängniß, wo der verlarvte Mann die Nacht zugebracht hatte; dieser Mann war niemand anders, als Fouquet, bleich und düster, wie ein Gespenst: er war in diesen letzten Tagen mehr gealtert, als in achtzehn Jahren seiner Gefangenschaft. Die schwarze Sammetmaske, die mit einem stählernen Schlosse befestigt wurde, trug er in diesem Augenblicke nicht: Saint-Mars und Reilh legten sie ihm jeden Morgen an, und nahmen sie jeden Abend wieder ab.

„Herr Fouquet,“ sagte Saint-Mars mit teuflichem Lachen, „von nun an sind Sie todt!“

„Todt?“ sprach der Unglückliche mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien.

„Todt für die Welt, für Ihre Familie, nur lebend für mich und meine Rache!“

„Ich überlasse meine Rache dem Himmel, mein Herr.“

„Hören Sie diese Glocken?“

„Was kümmert mich das?“

„Es ist Ihr Sohn, der in Ihrem Namen begraben wird.“

„Ha!“ rief Fouquet mit einem herzzerreißenden Wehe-schrei. —

„Ich bedaure, daß Sie die schöne angeordnete Ceremonie nicht sehen können — doch wenn Sie an Ihr Fenster treten, so erblicken Sie den neuen Wächter, den ich Ihnen gegeben habe.“

„Mani!“ rief Fouquet.

„Nein, Eustach, der Ihre Flucht geleitet hat! Hier hängt er vor Ihrem Fenster!“

„Mein Herr! es gibt eine Gerechtigkeit dort oben!“

„Mein Herr! es gibt sogar eine hienieden! Sie haben hier den Beweis davon!“

„Wo denn?“ fragte Fouquet, erschreckt von Saint-Mars grimmiger Ironie, der zugleich mit seltsamer Geberde auf das Bett deutete und wegging.

Fouquet, ergriffen von einer schaudervollen Idee, die er in den Augen des Gouverneurs gelesen hatte, schob schnell die Decken und Matratzen seines Bettes in die Höhe, und erblickte einen Sarg von Blei, mit der Inschrift:

Henriette de Moresant, Gemahlin des edlen Herrn Benigeus d'Auvergne, Seigneur de Saint-Mars.

* * *

Man weiß, daß der Gefangene, bekannt unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske, von Pig-

nerol nach den Inseln St. Marguerite und endlich in die Bastille gebracht wurde, wo er 1703 starb; Saint-Mars, sein beständiger Wächter, überlebte ihn fünf Jahre, und nahm sein Geheimniß mit ins Grab. —

## Die schöne Martha, der Bandit Stenio und das Stabat mater von Pergolese.

In der jetzigen Zeit, wo das Stabat mater Rossini's, jene neueste Schöpfung des berühmten Meisters, welche vielleicht auch seine letzte seyn wird, einen tiefen Eindruck auf alle Gemüther hervorgebracht hat, kann es nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, unter welchen Umständen das berühmte Stabat Pergolese's, welches bisher eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt und für alle übrigen Stabat den Weg gebrochen hat, entstanden ist.

Pergolese kam im Jahr 1736, nachdem er auf seiner Reise nach Italien die bedeutendsten Städte dieses Landes besucht hatte, nach Neapel, wo man damals allgemein von der Arrestation eines gefürchteten Banditen sprach, dem es durch seine merkwürdige Gewandtheit und wunderbare Stärke lange Zeit hindurch geglückt war, sich den eifrigsten Nachstellungen der neapolitanischen Polizei zu entziehen. Veranlaßt vielleicht durch das allgemeine Gespräch, kam der Künstler auf den sonderbaren und mit seinem sonstigen Charakter in Widerspruch stehenden Einfall, Zeuge der Hinrichtung dieses Menschen zu seyn; sey es indessen, daß er die Zeit versäumte, sey es, daß sein mitleidiges Herz ihn verhinderte, dem schrecklichen Schauspiel beizuwohnen, genug, als er auf dem Richtplatz ankam, hatte der Unglückliche bereits vollendet.

Die noch immer zahlreiche Menschenmenge hatte schon abgenommen, er konnte sich daher dem Galgen, an welchem der Leichnam hing, nahen. Am Fuße desselben lag ein Weib auf den Knien. Ihr Schluchzen und Seufzen zeugten von ihrer Verzweiflung. Pergolese sah mit Erstaunen ihre gewählte, obgleich bizarre Kleidung und die Unordnung, in der sich dieselbe befand.

Plötzlich, convulsivisch zuckend, erhob sie die Augen gen Himmel, mit einem vorwurfsvollen und zugleich Erbarmen erflehenden Blick.

Pergolese gerieth in Ekstase.

Es war eine Jungfrau Raphael's! eine Madonna mit langem Haar, das über die Schultern, die an Weiße dem Alabaster glichen, dahinfloß und zugleich die feinste Taille, die schönsten, entzückendsten Formen umwallte. Lebhaft bewegt, fragte er: „Wer ist diese Frau?"

— „Wer sind Sie denn oder woher kommen Sie, daß Sie die schöne Martha nicht kennen, die Frau des Banditen Stenio?"

— „Was, es wäre —"

— Ihr Mann, den man heute Morgen gehängt hat. — Sie liebte ihn, das arme Weib ... Und seitdem er im Gefängniß sich befand, hat sich ihre Vernunft verwirrt, sie läuft durch die Straßen der Stadt und singt Hymnen, religiöse Lieder, horch — stille, sie beginnt zu singen."

In der That ließen sich einige schwache und unverständliche Töne hören, bald aber wurden sie heller, deutlicher; die Menschenmenge, kurz zuvor stürmisch und lärmend, wird auf einmal ruhig, stumm und unbeweglich bei dieser ergreifenden Scene, sie beugt das Knie und hört in dumpfem Schweigen den Litaneien von der Madonna zu, welche die arme Martha singt, und bald stimmt sie mit ihr in das Ora pro nobis ein.

In allen Augen glänzen Thränen ... Pergolese's Herz will zerspringen.

Die Hymne ist beendet, die einige Augenblicke herrschende Todesstille läßt die Schritte der nahenden Soldaten deutlich unterscheiden, sie kommen, gefolgt von den Polizeibeamten, um den Leichnam des Gerichteten hinweg zu bringen.

Ohne Zweifel ahnte Martha ihre Absicht; sie umklammerte mit ihren schwachen Armen den Unglücksballen, drückte ihn convulsivisch an ihre Brust, als wolle sie ihn der traurigen Ueberbleibsel berauben; man wollte sie zwingen, sich zu entfernen, sie gab einen herzzerreißenden Schrei von sich, da stieß man sie roh zurück. Der Leichnam des Banditen wird auf den Karren geworfen, der fort fährt. Martha, mit einer verzweifelten Anstrengung sich losmachend, eilt herbei... schon ist sie nahe daran, unter die Räder des Fuhrwerks zu kommen, da ergreift sie Pergolese, der allen ihren Bewegungen gefolgt war, und hält sie an — ohnmächtig sinkt sie in seine Arme.

Wir versuchen es nicht, den Eindruck zu schildern, den er empfand, als er die bleichen und verzerrten Gesichtszüge dieses unschuldigen Opfers der Launen des Schicksals anblickte.

Kaum hielt der junge Künstler sich aufrecht, und dennoch durfte er die Unglückliche nicht verlassen. So zog er denn aus seiner Tasche ein Goldstück und bot es dem zur Belohnung, der die arme Martha in ein nahe liegendes Haus bringen würde, damit ihr dort die nöthigen Hülfsleistungen zu Theil werden könnten. Aber Schande über die Menschen! Kaum glänzt des Goldes Schimmer vor den gierigen Augen der ihn umgebenden Lazzaroni, als sie herbeispringen; das Gold wird ihm entrissen, und fällt klingend auf die Steine.

Da entspinnt sich ein schändlicher, verabscheuenswerther Kampf unter den Elenden, deren einziges Augenmerk der Besitz des Metallstückes ist; jedes Gefühl der Menschlichkeit ist ihnen fern; niedrige, schmutzige Habsucht ist ihr einziger Gedanke, und so machen sie die Beute einander streitig.

Pergolese sah mit Schaudern diesem Schauspiel zu; Martha indessen kam wieder zu sich, sie legte die Hand an die schöne Stirn, als wolle sie ein schreckliches Traumgebilde verscheuchen; dann veränderte sich ihre Miene, sie stieß ein lautes Lachen aus, dem ein tiefer Seufzer folgte; endlich ergriff sie den Arm ihres Beschützers, entzog ihn der umstehenden Menge, eilte mit ihm durch die Straßen der Stadt, mit fliegendem Haar, und ohne darauf zu achten, wie sie die zarten Füße an den spitzigen Steinen verwundete, von Zeit zu Zeit ihr schönes Antlitz, das durch eine Eingebung des Himmels begeistert schien, zu ihm erhebend, und mit dem Finger das Ziel des Weges andeutend. So eilte sie fort, bis in eine der Vorstädte der Hauptstadt, hier bog sie in ein schmutziges Gäßchen ein, trat in ein dunkles Haus, stieg drei Treppen hoch und zeigte, nachdem sie eine morsche Thür mit dem Fuße bei Seite gestoßen hatte, ihrem erschrecken Begleiter ein Zimmer, aus dem zwei mit Lumpen bedeckte Kinder hervorsprangen, welche sich wimmernd der Mutter in die Arme warfen und um Brod baten!

Jetzt hatte die eben beschriebene Scene den höchsten Gipfel erreicht; die arme Mutter, welche nur noch an die Leiden ihrer Kinder dachte, eilte schnell in alle Winkel ihrer traurigen Behausung, öffnete einen kleinen Schrank, in dem an verschiedenen Stellen zerbrochene Teller und Gefäße lagen, sie nahm diese nach einander in die Hand und setzte sie voll Verzweiflung wieder hin. Plötzlich erhellte ein Strahl der Freude ihr bleiches Gesicht. Sie nahm ihre Kinder, ließ sie vor dem Künstler sich auf die Knie werfen, und begann, selbst knieend, von neuem ihren rührenden Gesang. Es ist wieder Maria, die Mutter des Heilands, welche fleht, den unschuldigen Wesen, denen sie das Daseyn gegeben hat, beizustehen. Sie singt, und ihre Stimme nimmt diesmal einen noch rührenderen Ton an. Es war eine Mutter, die für ihre Kinder bat, für ihre Kinder, welche Hungers sterben wollten!

Pergolese betrachtete, mit Thränen in den Augen, das ergreifende Gemälde unbeweglich... Endlich kam er zu sich selbst, durch den Gedanken an die Leiden dieser Unglücklichen, er eilte aus dem Hause dieses Elends, lief zum nächsten Speisewirth und ließ der Familie das zukommen, was ihren dringendsten Bedürfnissen Abhülfe verschaffte, dann entfernte er sich mit erschüttertem Gemüthe.

Nicht sich damit begnügend, diese erste Pflicht der Barmherzigkeit erfüllt zu haben, wendete er den Rest des Tags dazu an, ihnen einen mächtigen Schutz in der Person des Grafen Spinessa zu verschaffen, der ihm sehr gewogen war, und daher gern auf seine Fürsprache solchen Leiden ein Ende machte.

Einige Tage darauf verließ Pergolese Neapel, indem seinen Blicken noch immer der am Galgen hängende Bandit vorschwebte, und er noch immer die herzzerreißenden Töne der armen Martha und ihrer Kinder zu vernehmen glaubte.

Um sich zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, beschloß er, den Krater des Vesuvs zu besuchen, und begab sich nach Torre del Greco, einem kleinen, am Fuße des Berges gelegenen Flecken. Aber die zu Neapel empfangenen Eindrücke wollten seinem Gedächtnisse nicht entschwinden. Hier nun, in der Einsamkeit und umgeben von einer erhabenen Natur, dachte er über das Geschick nach, welches das Leben einer interessanten und schönen Frau, einer ihren unwürdigen Gatten zärtlich liebenden Gattin, einer für das Wohl ihrer Kinder sich aufopfernden Mutter verfolgt hatte; so keimte in seinem Innern der Plan auf, das Stabat mater in Musik zu setzen, den er auch alsbald ausführte.

In einem bescheidenen Stübchen eines der Häuser des Fleckens, noch ganz hingegeben der Erinnerung an jenes traurige Erlebniß, componirte er die berühmte Hymne, welche sein Schwanengesang war: kurz darauf starb er, im kaum erreichten dreißigsten Jahr.

Der berühmte Rossini, Schöpfer des neuen Stabat mater, genießt einer trefflichen Gesundheit, und wir wünschen ihm dazu Glück. Aber dennoch ist er verloren für die Kunst, in der er Meister ist, und für die Bühne, auf der sein Name noch lange glänzen wird. Ach! die Süßigkeit des far niente hat die Töne des Schwanes von Pesaro erstickt, und wie Pergolese wird auch er vielleicht mit dem Stabat mater seine Laufbahn beschließen.

---

## James Hind, der royalistische Straßenräuber. *)

Alt-England war von je die eigentliche Heimath der großartigen Räuber, welche eine vergangene Romanenepoche, fälschlich und ohne Fundament, nach Italien versetzt. Die Volkserinnerung in England feiert das Andenken jener kühnen Wegelagerer und freien Söhne der Wälder mit besonderer Vorliebe und dichtet diesen Lieblingen gern Züge verwegenen Muthes, hochherziger Gesinnung und überraschenden Witzes an. Die Helden der alten Balladen, die Robin Hood und seine Gesellen, gehören freilich zum großen Theil mehr der Romantik an als der Geschichte. Aber auch seit diese eintritt, wird das Feld nicht leer von kühnen Gesellen, die, selbst wenn sie den Criminalgerichten verfielen und auf dem Galgen endeten, doch großen, ja ewigen Ruhm im Volke erndteten; denn die Bänkelsänger singen noch heut auf den Straßen die Thaten der verwegenen und galanten Wegelagerer.

*) Aus dem ersten Theil des d. J. bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen „neuen Pitaval", oder Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und dem Dr. W. Häring.

Zu den berühmtern und den Lieblingsfiguren der englischen Criminalistik gehört der Capitain James Hind, ein Straßenräuber, wie er seyn soll. Zwar nicht mehr aus der romantischen Zeit, sondern aus einer stark politisch gefärbten, nahm er, als Mann der Zeit, von dieser Färbung an und glaubte als Räuber einer großen Idee zu dienen, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Dabei war er, im englischen Sinne, ein Gentleman und verband mit seinem Geschäfte diejenige Ritterlichkeit, Humanität und den Frohsinn, welche Räuber besitzen müssen, um Volkslieblinge zu werden.

James Hind war der einzige Sohn eines Sattlers zu Chipping Norton in Oxfordshire, eines wegen seiner außerordentlichen Rechtlichkeit in der ganzen Umgegend geachteten Mannes, außerdem in religiösen Grundsätzen von puritanischer Strenge.

Der Vater wollte ihm eine seinen Fähigkeiten entsprechende Erziehung geben. Er schickte ihn in die Schule, wo er bis zum fünfzehnten Jahre blieb und lesen, schreiben und auch genug rechnen lernte, um einem Hausstande vorzustehen. Aber seine Fähigkeiten schlugen nach einer andern Richtung aus, als es der Vater wünschte. Er hatte ihn nach dem Schulbesuch bei einem Schlächter in die Lehre gegeben; das rohe Wesen und die grausame Behandlung des Meisters ließen den Knaben aber nur zwei Jahre dort aushalten. Mit siebzehn Jahren entlief er aus der Lehre und machte sich getrosten Muthes nach London, wo dem Muthigen immer das Glück lacht. Vorher hatte James noch einen Brief an die Mutter geschrieben, in dem er ihr seine traurige Lage herzbrechenderweise vorstellte, seinen Entschluß zu rechtfertigen suchte, und sie bat, ihm etwas Geld nach London zu schicken, damit er sich dort einen neuen Meister suchen könne.

Die Mutter, auf das Aeußerste von den Leiden ihres einzigen Kindes gerührt, scharrte, was sie vermochte, von ihren Ersparnissen zusammen und schickte es nach London. War es dies Geld, was ihn verführte? Es wird uns nicht gesagt, wie der Uebergang vom Guten zum Bösen erfolgte. Von den Eigenschaften des Vaters hatte James wenigstens nicht die puritanische Sittenstrenge geerbt; oder es war die Strenge des Vaters, welche in dem Sohn die frivole Lustigkeit als Opposition hervorrief. Er jagte in der großen Stadt allen den Vergnügungen nach, welche vor der herben Puritanerherrschaft in die Winkel sich verbargen.

Eines Nachts finden wir ihn im Hause einer gefälligen Frau, die am Abend vorher die Tasche eines jungen Bürgers, wider dessen Willen, um fünf Guineen leichter gemacht hatte. Statt der Guineen entdeckte man bei der Frau beim Nachsuchen James Hind und er ward mit ihr sofort auf die Wache gebracht. Die Frau wanderte am Morgen in's Gefängniß von Newgate; den jungen Burschen ließ man frei. Aber diese Nacht war für sein Schicksal entscheidend. Auf der Wache lernte er einen Straßendieb, damals von großem Namen, kennen, Thomas Allen, der in derselben Nacht auf den Verdacht eines begangenen Diebstahls eingezogen war. Weil es indessen an allen Beweisen fehlte, wurde auch er freigelassen. Beide hatten sich liebgewonnen und beschlossen, nach einer kurzen Verständigung, einen Bund für's Leben zu schließen; er wurde noch am selben Morgen in einer nahen Taverne durch einige Gläser besiegelt.

Allen wurde James Hind's guter Lehrmeister; er hatte aber auch nie einen gelehrigern und sinnreichern Schüler gefunden. Sein erstes Probestück war sogleich ein Meisterstück. Schlendernd auf der Straße nach Shooter-Hill sahen sie von fern einen Reisenden mit seinem Bedienten ankommen. Hind, voller Lust, erklärte seinem Begleiter, er fühle sich stark genug, das Wagstück allein zu übernehmen. Allen willigte ein, versteckte sich aber in der Nähe, um, wenn es schlimm ginge,

zur Hand zu seyn. Die Vorsicht war dies Mal unnöthig. Hind näherte sich dem Reisenden in artiger Weise, aber mit der entschlossensten Miene und ward, ohne Widerstand zu finden, Herr von Allem, was Dieser besaß. Aber nachdem er sich überzeugt, daß die Baarschaft nicht übermäßig groß war und der Mann noch eine ziemliche Reise vorhatte, überschlug er mit ihm, wie viel er zur Vollendung derselben brauche, und zahlte ihm darauf 20 Shilling aus. Der Beraubte fühlte sich dadurch und durch die feinen Manieren des Räubers so gerührt, daß er ihm die Hand schüttelte und ihm versicherte, ihn nie verrathen zu wollen, und auch wenn er ihn in seine Gewalt bekomme, werde er ihm nichts anhaben. Nachdem Hind dem Fremden die glücklichste Reise gewünscht, kehrte er mit 15 Pfund Sterling zu seinem Cameraden zurück. Allen, entzückt über James Muth und Edelsinn, schloß ihn in seine Arme und schwor, sich von nun ab nie mehr von ihm zu trennen. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Rache eines Künstlers.) Dee berühmte spanische Guitarrespieler Huerta, dem ein großer Ruf voeausgegangen, war 1829 in Paris angekommen. Heer . ., damals Minister, lud eine zahlreiche Gesellschaft zum Souper ein und zeigte bei der Einladung an, Hnerta würde sich bei ihm hören lassen. Hnerta erschien wirklich, erklärte abee, da er wohl wußte, daß er nur seines Spieles wegen geladen worden sey, er fühle sich durchaus nicht aufgelegt und könne nichts vortragen. Alle Bitten blieben vergeblich und der getäuschte Wirth sah sich endlich genöthiget, das Souper servieen zu lassen, ohne seinen Gästen vorher den versprochenen Ohrenschmaus verschaffen zu können. Doch o Glück! in dem Augenblicke, als die Gerichte schon auf der Tafel standen und alle Gäste saßen, erhob sich Huerta und ergriff sein Instrnment. Er spielte ein erstes, ein zweites, ein drittes Stück und seine Begeisterung stieg immer höher, obgleich die Gäste uneuhig zu werden anfingen, da die Gerichte vor ihren Augen kalt wurden. Huerta schwieg noch immer nicht, zwei Stunden lang hielt er die Gäste von den leckern Gerichten ab. Noch immer zeigte nichts, daß der schreckliche Spanier sobald ermüden würde, bis endlich dee Wirth blitzschnell geschickt eine Pause benutzte und das Signal zu einem Beifallssturme gab. Hnerta war bewegt und gerübrt; er böete auf und die Gäste konnten essen, aber das Souper war kalt geworden.

*** (Deutsche Kunst in Paris.) Aus Paris vom März wied uns folgende Korrespondenz mitgetheilt: „Von Glnck bis Meyerbeer und Lißt ist dee Ehegeiz französischer Knnstjünger gewöhnt worden, sich vor deutscher Snperiorität zu bengen; man tröstete sich mit dem, dem nebnlistischen Deutschen gern vergönnten Traum-Pivileginm, das ihm zu solcher Ueberlegenheit in der unpositivsten aller Künste verhalf. Wie wied es nun, wo in ber positivsten Knnst, in der Malerei, wo bestimmte Form eine so bedeutende Rolle spielt, auch deutscher Sinn mit Invasion broht? Seit mehreren Jahren werden zwei Deutsche in zwei diametral entgegengesetzten Fächern, Lehmann in der ersten historischen, Winteehalter in der frivolsten Portrait-Auffasfnng, in eester Linie genannt: auf dieser Ansstellung sind sie unbestritten die ersten. Winterhalter hat in seinen Portraits der Königin und der Gräfin Dnchatel alle Hülfsquellen, die geschmackvolle Anordnung, Reichthum der Stoffe, mnsterhafte Lichtvertheilung darbieten, erschöpft. Heinrich Lehmann hat in seinem weiblichen Bildniß, in seiner burch schönen italiänischen Typns und breite saftvolle Malerei anziehenden Traubenträgerin, in den in phantastischee Landschaft nach Vietor Hugoschen Versen gruppirten badenden Frauen seinen früheren Leistungen einen vieltönigen Schluß-Akkord gegeben. Was aber Niemand zu erwarten berechtigt war, leistet ee in seinee Geißelung Christi. Glücklich vermied er in der Hauptfigur widerliches Leiden und verwischte Häßlichkeit; die größte Energie in Zeichnung und Farbe, Reichthum und originelle Größe in der Composition lassen ihm den eesten Platz unbestritten. Rudolph Lehmann (sein Bruder) einnert in seiner Chiarnecia, einem italiänischen Mädchen, das sinnend und spinnend um ave maria durchs Koenfeld heimkehrt, an die Schöpfungen Robert's nnd berechtigt für so heeben Verlust einst Ersatz zu hoffen. Boutecweck liefert kleine historisch-biblische Gemälde voll Innigkeit und Fleiß; Hermann Bohn eine Kleopatra, die, im letzten Strahle der Sonne fast schon erkaltet, ihr wollüstiges Leben aushaucht; in schmerzhaftem Ausdruck und Bewegung schließt sich die Wunde. Ein empfundenes, mit eigenthümlich klimatischem Detail ausgestattetes Bild von Meyer steht in der Manier Gudin wenig nach. Wen übrigens französische Urtheile interessiren, dem glauben wir einen Dienst zu leisten, wenn wir ihm in der verwirrenden Masse verwirrter Kritiken einen Leitstern zeigen: die Kritik des geistreichen Daniel Stern (bekanntlich die Maske einer Dame von Distinetion) in der Presse (bis jetzt vom 8ten und 20sten) ist gleich weit entfernt vom protiren Gewäsch der Einen, wie von der knnstscheuen Dürre der Anderen" (M. f. d. L. d. A.)

*** „Mäßigkeitsgesellschaften in Betreff des Genusses hitziger Getränke haben wie bereits in Menge," sagt das Wochenblatt von Baltimore; aber an einer den Tabak verbietenden mangelte es bisher noch. Eine solche hat sich indessen nunmehr unter der Aegide der Whatcoat Chopes in Baltimore gebildet. Zufolge der bereits angefertigten Statuten derselben ist das Rauchen, Schnnpfen und Kauen von Tabak allen Mitgliedern dee Gesellschaft untersagt. Diese zählt schon eine große Zahl von Mitgliedern von beiden Geschlechtern, welche sich fortwährend vermehrt." „Waheescheinlich," setzt das Wochenblatt hinzu, „wied sich auch nun ebenfalls bald eine kein Fleisch mehe essende Gesellschaft bilden."

*** Wiedee eine deutsche Operngesellschaft, die ihr Heil im Anslande veesncht. Man veenimmt nämlich, Dieector Spielbeegee in Köln beabsichtige, mit seinem singenden Personal schon im nächstkommenden Mai einen Ausflug nach Lüttich und in andere belgische Städte zu machen. Also Paris, London und die Mittelstädte Belgiens von deutschen Opernkeäften heimgesucht, wäheend französische Schauspielgesellschaften Deutschland dnechreisen und die Italiener mit ihrer Oper in Wien und Ber in festen Fuß gefaßt haben. Dieser Wechselaustausch von Kunst ist recht schön: wenn nur unter allen diesen fahrenden Künstlern unsre Landsleute nicht am schlimmsten fahren.

*** (Adolf von Nassau.) Als Adolf von Nassan, Derselbe, welcher später zur Kaiserwüede gelangte, mit dem Herzoge von Beabant Krieg führte, wurde ee, nachdem ee bereits fünf voenehme Brabanter erschlagen hatte, endlich gefangen genommen und voe den Herzog geführt. Wüthend sah diesee ihn an und fragte, wer er wäre. „Geaf Adolf von Nassau!" versetzte Jener; „abee wer bist denn du?" — „Ich bin der Heezog von Brabant, den du so lange mit Kampf und Krieg beiästigt hast." — „Schade, daß du meinem Schwerte entronnen bist, daß ich gerade gegen dich gewetzt hatte!" war Adolf's kühne Antwort. Eingenommen durch diese Freimüthigkeit seines Feindes, stellte der Herzog den Grafen nicht nur auf freien Fuß, sondeen bat ihn sogar, in Zukunft sein Freund zn seyn, und überhäufte ihn mit vielen Gaben und Geschenken.

---

(Theater-Anzeige.) Donnerstag, 7. April. Die Favorite, große Oper in 4 Abth. von Scribe. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 97. 8. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Alpenbilder.

### I.

In den herrlichen österreichischen Alpenländern wohnen kräftige, fröhliche, genügsame Menschen, die die Schwächlinge der großen Städte beschämen. Auf den Alpen von Salzburg, Tyrol und Steiermark leben Hirten und Hirtinnen in freier Bergluft bei nahrhafter Milch und trefflichem Käse; von Krankheiten, Aerzten u. s. w. wissen sie nichts. Diese robusten Aelpler besitzen eine Riesenstärke und Gewandtheit im Klettern und Steigen, gleich Ziegen und Gemsen; um eine Handvoll Gras zu holen, klettern sie auf die höchste Alpe, machen Schritte wie die Götter Homer's, und können schreien wie Stentor. Der lange Winter ist in diesen Alpen eine harte Jahreszeit, und doch ist der so beglückende Frühling noch schlimmer, denn da donnern Schnee und Eis, Bäume und Felsblöcke herab in die freundlichen Thäler, dennoch tragen die Aelpler in ihrem Busen eine innige, unvertilgbare Liebe. Sie trennen sich immer schwer von ihren lieben Alpen, wo sie so Manches anzieht, so Manches beglückt.

Daher tragen sie auch so ungerne die Flinte; recht gern machen sie Flinten, Säbel und Bajonetten, lassen solche aber lieber die Böhmen und Ungarn führen; kein Aelpler wird gern Soldat.

Der Steyerer, der sein Federvieh und andere Hausthiere aus dem Fundament zu stopfen versteht, stopft auch sich selbst reichlich mit Sterz, einem überaus fetten Milchbrei, und die Wiener, die doch wissen, was gut schmeckt, ziehen die steyrischen Kapaunerle allen Sicheln, Sensen und Klingen Steyermark's weit vor. Für einige Batzen hat man in diesen herrlichen steyrischen Alpen, was in der theuern viel bereis'ten Schweiz zwei Thaler kostet.

Solche Alpenbutter, sagte mir einst ein Britte, so kräftiges Schwarzbrod wünschte ich mir alle Tage! — In diesen Alpen wohnen gastfreie, treuherzige, unverdorbene, einfache Menschen, deren „Du" in dieser idyllischen, wahrhaft patriarchalischen Welt ganz natürlich ist; es sind frohsinnige, gemüthliche, heitere Menschen, daher auch das Jodeln hier zu Hause ist. Steyrer und Tyroler sind ächt lyrische Volksstämme; überall Tanz, Sang und Klang, und so wie sie eigene Tänze haben, so haben sie auch eigene Volkslieder, deren Naivetät in der Schriftsprache verloren geht. Allenthalben finden sich auch große Virtuosen auf der Maultrommel und Zither.

Frei waltet die Liebe in diesen herrlichen Bergen, und in der Sennhütte, wie auf den Matten treibt Cupido sein loses, von der Einsamkeit begünstigtes Spiel. Der Ehe, aber nicht der Liebe, legt oft die Armuth der Aelpler Hindernisse in den Weg. Der schmucke Bub läßt sich das Gasseln oder Fenstern nicht nehmen, und der Dirne ist es schon recht. Schwinden die Hindernisse, so treten beide, die sich lieb behalten haben, gesetzten Alters vor den Altar, und mit ihnen nicht selten zwei oder drei Kinder.

Wenn die kräftigen Dirnen die Keuschheit vor der Ehe verletzten, so geschieht es ihren künftigen Männern zu Liebe, und das ist wahrlich (sagt ein berühmter Reisender) besser als die Klostererziehung der höhern Stände im ganzen Süden, wo das Mädchen nur an der Seite ihres Gemahls in die Welt tritt, und nach den Flittermonaten oft ungestört sich manche Freiheit erlaubt. —

So sieht man in unsern Thälern und Ebenen kein Vieh wie auf diesen duftenden, an köstlichen Pflanzen so reichen Alpen. Hier gedeihen die Kühe, die sich von selbst einfinden zur Stunde des Melkens. Nimmt man einer die Glocke vom Halse, so läßt sie den Kopf hängen und trauert. Der Heimzug der Heerde von den Alpen ist ein Volksfest.

### II.

Ambras ist kaum eine Stunde von Innsbruck, wo man es auch sieht; der weltberühmte Kunstschatz befindet sich in Wien; er wurde dahin gebracht, als die Bayern in Tyrol einrückten. Die alte interessante Burg Ambras beherrscht das ganze Innthal, die ganze Gegend von der Martinswand bis hinunter nach Rattenberg. Die Grafen von Andechs und Wolfrathshausen residirten einst hier, und in der traulichen Stille dieses schönen Schlosses genoß Erzherzog Ferdinand die seligsten Stunden mit seiner geliebten Philippina Welser, der er das Schloß auch geschenkt hatte. Mit einer Liebe, einer Sorgfalt, die zu seiner Zeit noch selten war, sammelte er hier seine Kunstschätze. Auch gelehrte Männer berief der treffliche Erzherzog zuweilen hierher, um sie zu befragen, um sie in manchen Dingen zu Rath zu ziehen.

Man trifft hier stets zahlreiche Spaziergänger, die sich's wohl seyn lassen in den Räumen der alten Burg am Wasserfall, wo es kühl ist, und wo man eine entzückende Fernsicht genießt. Man zeigt noch das Badegemach der reizenden Philippina, die wahrhaft treu geliebt wurde von Ferdinand. Noch hat sich auf diesem classischen Boden in diesen von ihr so oft besuchten Bergthälern der Ruf ihrer hohen Schönheit erhalten; alle wissen noch zu erzählen von Philippina Welser; sie soll einen so schönen weißen Hals gehabt haben, daß durch die blauen Adern der rothe Tyroler Wein durchschien.

Im vorjährigen Carnevalszug, von dem man eine recht gelungene Lithographie hat, erschien eine der schönsten Frauen von Innsbruck als Philippina Welser. Alle gestanden, sie sey würdig, des Herzogs berühmte Geliebte darzustellen. —

## James Hind, der royalistische Straßenräuber.

(Fortsetzung.)

Dieses Bündniß wurde zwischen Beiden gerade um die Zeit geschlossen, als ganz England von der Hinrichtung Karl's I. erschüttert war. Diese Blutschuld, welche ihr Land traf, zu rächen und gut zu machen, was an ihnen war, gaben sich Allen und Hind das Wort: keinen der Königsmörder zu schonen, welche das Schicksal in ihre Hand liefere. Nur zu bald fand sich Gelegenheit, dieses ihr Wort in einer Art zu lösen, welche England's Geschichte möglicherweise eine andere Wendung gegeben hätte. Sie erfuhren, daß Oliver Cromwell in einem Wagen mit geringer Bedeckung aus seinem Geburtsort Huntingdon nach London fahren werde. Sie lagerten am Wege. Des Protectors Wagen kam; aber sieben Bewaffnete ritten neben her. Dies erschreckte sie nicht; sie machten einen beherzten Angriff, der aber natürlich gegen die Uebermacht vollkommen fehlschlug. Es galt jetzt nur zu fliehen und sich zu vertheidigen. Thomas Allen wurde verwundet, gefangen, nach London gebracht und starb durch Henkers Hand. James Hind entkam zwar für dies Mal, aber nur nach unendlichen Gefahren und Schwierigkeiten.

Cromwell übte eine gute Polizei, wie sie nur mit den Verhältnissen und Sitten der Zeit sich vertrug, und es waren nicht allein die Reiter um seinen Wagen, welche den verwegenen Angreifer auf das Leben des Protectors verfolgten; man machte von allen Seiten Jagd auf ihn. Um ihr zu entgehen, tödtete Hind sein Pferd und versteckte sich während mehrerer Tage. Dieser Unstern kühlte aber nicht seine Thatenlust. Im Gegentheil, sobald er freie Luft schöpfte, machte er sich wieder auf den Weg, oder vielmehr, er legte sich am Wege nieder; fürs erste mit keiner andern Absicht, als um sich die nothwendigste Waffe und Hauptbedingung eines guten Räubers jener Zeiten — ein Pferd wieder zu verschaffen.

Das Glück lächelte ihm. Er sah ein gesatteltes Pferd etwas abwärts von der Straße an eine Hecke gebunden. Der Reiter stand, etwa zwanzig Schritte davon, in der Beschäftigung vertieft, von einem Dornstocke, den er sich vielleicht als Waffe eben geschnitten, die Dornen abzuputzen. Die Waffe ward zu spät fertig. James rief freudig beim Anblick des Thieres: „Das ist ja mein Pferd!" und im Moment saß er auch schon im Sattel, hatte es losgemacht und schickte sich an, in's Weite zu jagen. Der Reisende erschreckt, fährt auf und schreit: „Herr, was soll das? Das ist ja mein Pferd." — James muß alle Abenteuer mit Geschick und Anstand ausführen. Er wendet sich noch ein Mal um und spricht im Tone des äußersten Erstaunens: „Wie, mein Herr, können Sie nicht zufrieden seyn, daß ich Ihnen das Geld in Ihren Taschen ließ, um sich ein anderes zu kaufen? Nehmen Sie freundlichen Rath an und geben Sie künftig auf der Straße besser Acht; Sie könnten nicht jedes Mal so wohlfeilen Kaufes davon kommen."

Das Glück lächelte dem verwegenen Mann auch noch weiter. Sein Name erhielt einen guten Klang; und da Capitain Hind (wie er jetzt vom Volke genannt wurde) seine royalistischen Gesinnungen gegen Niemand verbarg, so darf angenommen werden, daß es ihm nicht an heimlichen Freunden fehlte, welche selbst zwar nicht gegen die herrschende Gewalt ihr Haupt zu erheben wagten, ihm aber gern Winke gaben, wo Beute zu finden und Gefahr zu meiden war.

Hughes Peters war ein bekannter Königsmörder. Zu Enfield-Chase begegnete ihm der Wegelagerer und forderte seine Börse. Peters verlor nicht die Geistesgegenwart; er glaubte, den gefürchteten Räuber mit Worten entwaffnen zu können.

„Steht nicht geschrieben in der heiligen Schrift: du sollst nicht stehlen?" rief er ihm zu. „Auch sagt Salomo der Weise: Beraubet nicht den Dürftigen, denn er ist dürftig."

Capitain Hind ließ sich nicht verblüffen und wußte mit allerhand Waffen zu fechten. Aus dem Vaterhause waren ihm die Bibelstellen erinnerlich geblieben und er antwortete ihm auf der Stelle: „So Du selber die Vorschriften des Gesetzes bei Dir behalten, dann hättest Du auch die Worte des Propheten gewußt, wider die Du gesündigt; Sie haben gefesselt ihre Könige und ihre Edlen in Eisen geschmiedet! Schändlicher Heuchler, Du wagst die heilige Schrift zu citiren und aus der Schrift habt Ihr verfluchten Republicaner Euern königlichen Herrn und Gebieter gerichtet und ihn vor seinem eignen Pallast geopfert!"

Peters ließ sich aber dadurch nicht stumm machen. Er vertheidigte den Königsmord durch andere Bibelstellen und schloß damit, daß der Straßenraub eine sowohl vor göttlichen als menschlichen Gesetzen verdammungswürdige Handlung sey.

„Still!" rief ihm Hind zu. „Keine Injurien gegen mein Handwerk! Denn sagt nicht auch Salomo ausdrücklich: Du sollst auch den Räuber nicht verachten. Aber wir sind nicht hier bei einander um theologischer Disputation willen. Schließ Deine Ohren auf und höre, was es gilt. Heraus auf der Stelle mit Deinem Gelde, oder ich schicke Dich zu Deinem König und Herrn in die andere Welt, wo Du mich anklagen magst."

Auf diese Anrede gingen dem alten Presbyterianer seine Gründe aus. Er griff seufzend in die Tasche und gab ihm seine Börse. Der Capitain hätte billigermaßen mit dem Abenteuer zufrieden seyn können, denn es hatte ihm 30 Goldstücke ohne Kampf eingebracht; aber er überschlug, als der Beraubte schon seines Weges zog, daß er doch auch für die Mühe seines theologischen Unterrichts eine Erkenntlichkeit verdiene, und die Lust, den verhaßten Feind seiner royalistischen Sache noch ein wenig zu quälen, kitzelte ihn. Er gab seinem Pferde die Sporen und holte den geängstigten Mann bald wieder ein.

„Heda, Master!" rief er ihm zu. „Mir ist da eben ein Gedanke gekommen. Weißt Du wohl, warum Dir das Unglück begegnet ist? Ich weiß es. Weil Du die Worte der Schrift vergessen hast. Steht es nicht geschrieben: So Ihr auf Reisen seyd, führet nicht mit Euch Gold oder Silber, ja selber nicht Kupfergeld in Eurem Sack!? — Und Du, frommer Mann, hast Dich so vergessen gegen das Gebot, daß Du so vieles Gold in Deinen Beutel steckest! Siehst Du nicht, daß ich die Macht habe, Dir Alles zu befehlen, was mir einfällt? und ich sehe gar nicht ab, warum ich es nicht thun soll. Also bitte ich Dich, gieb mir auch Deinen Mantel."

Der unglückliche Königsmörder fand keine Bibelstelle, um die Bitte ihm zu verweigern. Er gab ihm das Geforderte ohne Widerstreben.

Der Räuber war aber auch damit noch nicht zufrieden: „Unser Herr und Heiland spricht: „„Wer Dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht den Rock."" Nun kann ich mir nicht denken, daß Du gegen das Gebot sündigen willst. Solltest Du es aber vergessen haben, so siehst Du doch, daß ich Dich in Güte daran erinnere und wärst mir Dank schuldig."

Auch seinen letzten Rock auszuziehn, wollte dem armen Puritaner doch zu hart dünken. Er machte verschiedene Gegenvorstellungen, dies Mal aber nicht aus der Bibel, sondern aus allgemeinmenschlichen Gründen. Der Capitain blickte ihn ernst an und erklärte: solche Gründe könnten ihn nicht bewegen, von einer Forderung abzustehn, welche durch die heilige Schrift geboten sey.

Peters mußte seufzend auch seinen Rock ausziehen und in Hemdsärmeln den Weg nach Hause antreten. Die That, mit allen Umständen, wurde ruchbar, denn der Capitain Hind

mochte selbst gern von seinen Abenteuern reden, und sie fand im Publikum großen Beifall. Hughes Peters bekleidete eine Pfarre. Am nächsten Sonntage wollte er von der Kanzel herab gegen die Straßenräuber losdonnern und wählte zum Text seiner Predigt einen Vers aus den Psalmen. Ein Witzbold unter den Zuhörern bemerkte so laut, daß es Alle hörten: „Wahrhaftig, wenn nicht etwa Capitain Hind unter uns ist, so wüßte ich doch Niemand, der respondiren könnte." Ein allgemeines Gelächter brach unwillkührlich aus; die Andacht war gestört und der Geistliche mußte die Kanzel verlassen.

Eines Tages traf James Hind auf dem Wege von Sherburn nach Shaftesbury in Yorkshire den vielverrufenen Sergeant Bradshaw, welcher der Commission, die Karl I. zum Tode verurtheilt, als Präsident vorgesessen und das Todesurtheil gegen den Monarchen ausgesprochen hatte. Bradshaw fuhr in einem Wagen. Hind ritt heran und forderte seine Börse. Der Mann des Schreckens glaubte, daß sein bloßer Name hinreiche, um den Räuber in ein heilsames Schrecken zu versetzen. „Ich bin Bradshaw," rief er mit feierlicher Stimme heraus.

Aber der Capitain antwortete ihm mit Heftigkeit: „Ob Du Bradshaw bist, oder einer von den andern Hunden, die ihres Königs Blut gesoffen haben, ich fürchte Dich nicht und könnte nun an Dir thun, was Du an Deinem Herrn gethan. Ich würde ein gutes Werk thun vor Gott und dem Lande; aber lebe nur fort, Du Schuft, und laß Dich von Deinem Gewissen quälen, bis Dich der Henker faßt, wie Du es verdienst. Du verdienst nicht, von andern Händen zu sterben, und Tyburn, das ist der Ort, wo Du hingehörst. Aber merke Dir es, ich schone nur darum Dein Leben, weil Du ein Königsmörder bist, aber als sonstiger Schuft erwürge ich Dich augenblicklich, wenn Du einen Augenblick zögerst, mir alles Geld, was Du bei Dir führst, auszuliefern."

Bradshaw zog seine Börse hervor, die nur 40 Shillinge enthielt. Der Capitain, sehr erbittert über den Bettel, den man ihm bot, setzte ihm die Pistole auf die Brust und drohte ihm ein Loch zu schießen, daß die Sterne durch seinen Leib scheinen sollten, wenn er nicht besseres Geld auffinde. Der Sergeant mußte sein Felleisen öffnen und reichte dem Räuber eine volle Börse mit Goldstücken.

James Hind war damit keineswegs zufrieden. Goldes war es genug, er wollte aber auch noch sein Müthchen kühlen, sich seiner guten That bewußt werden, indem er den Charakter des schlechten Mannes recht in's Licht stelle und ihn auf alle mögliche Art quäle. Deßhalb ritt er noch eine Weile neben dem Beraubten her und klingelte ihm dann und wann mit der geraubten Börse um die Ohren, indem er in Absätzen ein Loblied auf das Geld anstimmte.

„Schau, Ehrenmann, das ist das Metall, was mein Herz erfreut! — O kostbares Gold, fast verehre ich dich, wie die Bradshaw, Pryn, und wie das andere, gottlose Gesindel heißt, das seinen Herrn und Heiland auch darum verrathen würde, so er noch einmal zur Erde herabkäme. Das ist die Universalmedicin der großen republicanischen Aerzte. Solche Wunderthäter haben die Katholiken nicht; dagegen sind nichts die Künste der Jesuiten. Das ist ein Zauberer, dem Alles ein Spiel ist. Die Gerechtigkeit macht es blind und taub. Es wäscht Dir jeden Flecken ab, selbst den pechschwarzen Verrath. In zwei, drei Tagen ändert es so durchaus einen ganzen Menschen, als sieben volle Jahre sonst nicht thun. Wer noch gestern ein Rebell war, wenn es seyn muß, das Geld macht ihn heut zu einem loyalen Mann. Ja einem Schuft, wie Du, um Geld glauben sie Dir, daß Du eine ehrliche, unschuldige, Seele bist. Das ist ein Lebenstropfen; eine Sache, die schon im Aussterben ist, für Geld erholt sie sich wieder und glaubt noch einmal an sich selbst. Und desgleichen kann ich damit Verschwörungen und Parteien, die sich dem Teufel verschworen, sprengen; Narren mache ich zu Weisen und aus Weisen Narren, und aus Beiden, wie's mir gefällt, gerade solche Bösewichter, als Du bist."

Capitain Hind, nachdem er genug zum Lobe des Geldes gesprochen, zog seine Pistole heraus und spannte den Hahn. Bradshaw zitterte. Aber der Räuber sprach:

„Du und Deine höllische Bande, Ihr seyd nun lange genug, wie Jehu, auf Eurer Laufbahn von Blut und Gottlosigkeit fortgerannt, und Euer Vorwand war ein heiliger Eifer für den Herrn und seine Heerschaaren. Wie lange Ihr noch darauf fortlaufen werdet, das weiß Gott allein. Wie dem auch sey, ich meines Theils will Alles thun, Euch ein bischen aufzuhalten."

Damit drückte er die Pistole los, aber nicht auf den Königsmörder, sondern auf den Kopf eines der Pferde vor seinem Wagen. Eine zweite Pistole tödtete das zweite Thier, und indem er neben dem Auftritt voll Verwirrung, den stürzenden, geängsteten Rossen und dem schwankenden Wagen ruhig hielt und immer wieder seine Gewehre lud, erschoß er die sämmtlichen Pferde vor Bradshaw's Wagen, eines nach dem andern, und sprengte erst dann ins Weite.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Ueber Victor Hugo's „der Rhein",) deutsch von Dräxler-Manfred, zwei Theile, Frankfurt bei Sauerländer, sagt die Kölnische Zeitung Folgendes: „Wir haben es hier mit einer Uebersetzung dieses Werkes zu thun, wodurch es sich als der 18. und 19. Band der in demselben Verlage erschienenen Uebersetzung der „sämmtlichen Werke" Victor Hugo's anschließt, und es hat in dieser Beziehung gleichsam ein Recht darauf, vom französischen Gesichtspunkt aus gewürdigt zu werden, wo es denn begreiflich ist, wie schwer es den Franzosen wird, den Verlust des Rheines zu verschmerzen, und wie, bei der bis zum Leichtsinn gesteigerten Beweglichkeit im Charakter dieses Volkes, mehr das Pikante und Gewagte als das Wahre und Gründliche bei Anschauung und Urtheil sich geltend macht. Gerade dieser Umstand trägt denn auch, eben wenn man das ganz verschiedene Sachverhältniß kennt, nicht wenig zu einer gewissen passiven Unterhaltung bei, wozu noch eine Menge von Betrachtungen und Anekdoten kommt, die, nicht eigentlich zur Sache gehörend, der Verfasser aus dem Schatze seiner Studien und Erinnerungen als ausschmückende Verbrämung dem Ganzen einverleibt hat. Wer nun im Besitze der Uebersetzung der übrigen Werke Hugo's ist, dem darf auch diese neueste Leistung des Verfassers nicht fehlen, da sie ein von demselben bis jetzt noch nicht bearbeitetes Feld eröffnet, nämlich Selbstgesehenes und Selbsterlebtes, und wenn man Beides auch nicht immer der Wahrheit gemäß findet, so muß man doch oft genug, indem man die Achseln darüber zuckt, dem Witzworte oder der Situation mit lächelndem Munde Beifall zollen. Was nun die Uebersetzung an sich belangt, so braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß der gewandte Uebersetzer des „Ruy Blas" sich auch hier wieder bewährt hat." — Wir fügen noch hinzu: Victor Hugo's Buch, wenn es auch deutsche Sympathie nicht anregt, gehört zu jenen, deren Lecture schon durch das Zeit- und National-Interesse jedem Gebildeten geboten ist; es eignet sich zugleich als ein sehr sorgfältiger Cicerone und als erklärender Begleiter auf der Rheintour zwischen Mainz und Köln, — und die vielfach thätige und in ganz Deutschland wohl accreditirte Verlagshandlung verdient für die rasche Lieferung einer gelungenen Uebersetzung, für die schnelle Completirung ihrer Gesammtausgabe und für den sehr billig ge-

stellten Preis (2 Bände 700 Seiten stark nur 1 fl. 30 kr.) die allgemeine Anerkennung.

*.* (Wien, 31. März.) Donizetti, der für diese Stagione eine Oper eigens für Wien geschrieben, ist vorgestern hier eingetroffen, wie auch sämmtliche Mitglieder der welschen Oper. — Unter beispiellosem Andrange der Massen fand gestern Fanny Cerrito's Benefiz statt. Schon um 10 Uhr Vormittags waren sämmtliche Billets unter Sturm und zahlreichen Püffen erobert, welche man an der Kassa mit Wuth austheilte und empfing. Nach der Vorstellung wurde die Sylphide von pferdgewordenen Menschen nach Hause gezogen, mit etwas größerem Jubel und Gepränge, als man etwa einem Feldherrn gewähren würde nach dem Gewinne einer für des Vaterlandes Heil entscheidenden Schlacht. Die Cerrito, welche in diesem Jahre 16,000 Gulden K. M. Gage bezog, für die Dauer von neun Monaten, zwei Einnahmen und drei Monate Urlaub hat, geht, dem Vernehmen nach, nunmehr London zu beglücken, während ihrer Ferien dahin.

*.* Der Schauspieler Hill hielt im Monat Juli in Boston Vorlesungen über das Thun und Treiben der Yankees (Neu-Engländer) Er ließ sich folgendermaßen über die Geschicklichkeit derselben aus, sich in alle Lagen des Lebens zu finden: „Setzt einen Yankee auf einen Felsen mitten im Ocean, mit einem Federmesser und einem Bündel Schindeln und er wird sich ein Fahrzeug machen, worin er nach dem Lande fahren kann. Er verkauft Lachs von Kennebeck auf dem Markte in Charleston und frischen Schellfisch vom Cap Cod an die Pflanzer in Matanzas; er zieht Kaffee in Cuba, tauscht Pferde und Maulesel in Porto Rico gegen Syrup ein, handelt mit Eis aus dem Teiche bei Cambridge, in Ostindien mit Hammelfleisch von Brighton, in Neuorleans und Südamerika, zieht Maulbeerbäume für den Gouverneur von Jamaica, segelt in einer Nußschale von 15 Tonnen Gehalt, beladen mit Zwiebeln, Makrelen und andern assortirten Waaren nach Valparaiso, fängt Biber am Columbiaflusse und wilde Thiere in den Wüsten Afrika's für Macomber's Menagerie, schließt Contracte mit den Mexicanern, um das Fort von San-Juan de Ulloa von Granit wieder aufzubauen, ist, wie Ledyard, bereit „morgen" nach Tombuktu abzugehen, verbannt sich Jahre lang, um in der Wildniß die Söhne der Wälder abzuzeichnen, und setzt das verfeinerte Europa mit seinen anscheinend einfältigen Fragen und Antworten in Erstaunen. Wenn er dem Fürsten Metternich vorgestellt wird, so fragt er: „Was gibt's Neues?" und der Königin Victoria: „Wie geht's, Madame?" Selbst den chinesischen Mandarinen verschreibt er Thompson's Augenwasser."

*.* (Zur Charakteristik Andreas Hofer's.) In den letzten Januar- und ersten Februarstagen 1809 war Hofer mit seinen Gefährten versteckt bei des Erzherzogs Johann Hofbüchsenspanner Anton Stöger, auf der sogenannten Leimgrube, Mariahülfervorstadt. Eines Abends ließ der Minister Stadion, unter dessen vertraute Arbeiter Hormayr gehörte, ihn plötzlich zu sich rufen und empfing ihn unter häufigem Tabakschnupfen und etwas stotterndem Eifer, in ganz ungewohnter Entrüstung: „Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tiroler sollten ja versteckt bleiben und mir nicht Andreossy und Rechberg auf den Hals hetzen, und sie laufen überall herum." „Eure Excellenz, es ist nicht wahr. Kein Tiroler bricht sein Wort." „Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann oder Buschmann, oder Sandwirth, sitzt drüben im Kärnthnerthortheater und zieht Aller Augen auf sich." Hormayr rannte wie ein Besessener aus der Staatskanzlei, über den Josephsplatz, ins Kärnthnerthor und bewog den Billeteur durch ein gutes Trinkgeld, ihm „den ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart" (so nannte Hormayr geflissentlich den Sandwirth, den er zu seinem größten Schrecken wirklich im ersten Parterre sitzen sah), so wie der Vorhang dieses Acts fiele, herauszurufen und ihm ins Ohr zu sagen: „Der Landsmann mit dem Wein und mit den Pferden sey angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen; weiter wisse er nichts." Langsam und ungern, mit großer Lust zu vielen Fragen, folgte Hofer, kopfschüttelnd und treuherzig grüßend. Hormayr am Eingang, hinter einem Pfeiler versteckt, trat jetzt einen Augenblick hervor und winkte ihm heftig zu folgen. Das that Hofer auch, wiewohl ungern und langsam. Als ihn Hormayr vor dem Eingang auf der Straße hatte, sprach er erst und sagte heftig: „Aber Anderl (Andreas), die Tiroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich sorgfältig verborgen zu halten, und läufst jetzt in deinem Aufzug und mit deinem bärtigen Rüssel daher, um die Operntriller zu hören, und zu sehen, wie sie im Ballet die Beine ausstrecken?" „Ich habe nichts versprochen," erwiederte Hofer, als mich niemals bei Tage irgendwo sehen zu lassen, aber jetzt ist es ja schon immer zwischen 4 und 5 Uhr stockrabenfinster." Hormayr hatte gut reden, um das alte Naturkind auf den Zweck der Verborgenheit hinzuleiten. Er fragte nur immer: „Ja, wo ist denn aber der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?" und als Hormayr dem Erstaunten wieder lang und breit erklärte: das sey ja nur eine Finte gewesen, ihn schnell aus dem Theater herauszubringen, meinte er: „Aber jetzt könnte er doch wieder hineingehen und sich auf seinen Platz setzen, denn er habe für das ganze Stück bezahlt und jetzt schon viel davon versäumt und zuletzt würden sie ihm bei der Kasse keinen Heller für das Versäumte herausgeben wollen." Höchst ungeduldig schleppte ihn Hormayr durch Regen und Schneegestöber zum Abendessen mit sich nach Hause.

*.* (Der gelehrte Prälat.) Theoderich, Abt des Michaelsklosters zu Hildesheim, scheint eben nicht besonders viele Gelehrsamkeit besessen zu haben. Als derselbe zum Concil nach Basel reiste, nahm er einen jungen Geistlichen mit, der ein kenntnißreicher Mann war und sich stets gut zu helfen wußte. Zu Basel angekommen, wurde der Abt, weil er eine sehr schöne und imposante Gestalt hatte, von den übrigen Prälaten zur Abhaltung einer feierlichen Messe gewählt. Nach Beendigung derselben trat ein Cardinal, der ihn wenigstens für einen Doctor der Theologie gehalten hatte, auf ihn zu und wollte sich mit ihm in eine Unterhaltung einlassen. Der gute Abt, welcher auch nicht ein Wörtchen Latein verstand, fragte nun den neben ihm stehenden jungen Geistlichen, welchen er mitgebracht hatte, in plattdeutscher Sprache, was er dem Cardinal antworten sollte. „Nennt nur geschwinde," erwiederte jener ebenfalls in plattdeutscher Sprache, „die Namen einiger um Hildesheim liegender Dörfer, dann wird sich die Sache schon von selbst machen." Da wandte sich der Abt zum Cardinal und sagte rasch und in einem Athem: „Sturwold Hase Gisen Dorsche Bavenstätte Trisprostätte Ilzem!" Der Cardinal, welcher eben so wenig Hoch- und Plattdeutsch verstand, als er mit der Geographie Hildesheim bekannt war, fragte nun den jungen Geistlichen, ob sein Herr Abt vielleicht ein Grieche wäre. Auf die bejahende Antwort, versetzte nun der Cardinal, er verstehe kein Griechisch, und ließ von nun an den Abt in Ruhe.

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 8. April. (Neu einstudirt) **Der häusliche Zwist, oder: Die Spitzen und das Reitpferd**, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue. Hierauf folgt: **Was gilt die Wett'? oder: Herrn Hampelmann's galante Abenteuer**, Lokallustspiel in 4 Abth. von E. H. A. Hallenstein. (Eine Parodie des Dramas: „Die verhängnißvolle Wette.")

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, № 98. 9. April 1842.



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der englische Kreuzer.

Morgens um 3 Uhr rief die rauhe Stimme des Hochbootsmanns das Schiffsvolk zu Deck; — „All' zu Hauf! Anker ichten!" — dröhnte es durch's Schiff, und die Schläfer waren alsbald munter.

„Daß doch der Beelzebub die Anker aufwinden müßte!" — brummte der Eine verdrießlich in den Bart, den harten Dienst verwünschend.

„O Jemine! o Jemine! schon wieder heraus!" — gähnte in Anderer, sich die Augen reibend und richtete sich in seiner Hängematte auf.

„Es gibt kein schöneres Leben, als das Seemannsleben," — ang ein Dritter in der kläglichsten Weise, tief betrübt, so ohne alle Umstände aus seinem warmen Neste aufgestört zu werden. —

Doch da half kein Murren, kein Klagen: ein lang gedehnter gellender Pfiff mahnte die Säumigen an ihre Pflicht, und zehn Minuten darauf stand Jeder auf seinem Posten. Ein Schuß weckte das schlummernde Echo der benachbarten Felsen, die Anker wurden heraufgewunden, das Focksegel, die Topsegel, der Klüver und Brodwinner beigesetzt, und das Fahrzeug schwankte langsam der offenen See zu.

Die „Wave" (Woge) war ein netter, flinker Piratenschooner, den erst vor Kurzem englische Kreuzer an der Küste von Cuba aufgebracht hatten; er war auf den Werften von Port-Royal frisch ausgerüstet und der Jamaika-Nation zugetheilt worden: der geächtete Piratenschooner war mit einem Male ein ehrbarer Kriegsschooner Sr. brittischen Majestät geworden! Wahrlich ein großer Sprung; aber die brittischen Fahrzeuge brauchten sich des Neophyten nicht zu schämen. Es war ein Schooner, so hübsch, so symmetrisch sowohl im Rumpf wie im Takelwerk, als je einer das Auge eines Seemanns ergötzte, und wenn die nette Wave leicht und anmuthig wie die Möve sich auf dem Schaum der Wellen wiegte, und ihre schlanken, elastischen Spieren wie dünne Rohre hin und wieder schwankten, oder wenn sie, ihr blendend weißes Gefieder der schwellenden Kühle darbietend, sich sanft auf die Seite legte und in Wellenlinien auf und niedersteigend, pfeilschnell über der wogenden See dahinflog: dann schwamm ich in einem Meere von Seligkeit, und war stolz darauf, ein so herrliches Fahrzeug zu befehligen.

Die Wave führte auf dem Vorderdeck eine lange eherne achtzehn pfündige Schiffskanone, die auf einem Zapfen ruhend, sich im Kreise umdrehen ließ, und auf jeder Seite eine zwölfpfündige Corronade; dabei musterten wir im Ganzen ... Mann, worunter 5 Schwarze, 3 Passagiere mit ihren schwarzen Bedienten nicht mitgerechnet. Wie Sie sehen, zog ich mit ziemlich schwachen Streitkräften aus zum Kampfe mit Piraten und Sklavenschiffen und träumte dennoch nur von kühnen Siegen....

Eine halbe Stunde nach unserer Abfahrt waren wir schon an Fort Port-Royal angekommen, wo einige unserer Kriegsschiffe vor Anker lagen. Ich wollte eben Befehl geben, das Fort und die Fahrzeuge zu salutieen, da stieg vom Flaggenschiffe eine dicke weiße Rauchwolke auf, von einem starken Feuerblitze durchzuckt, und dumpf rollte der Donner über die noch schlummernde See zu uns herüber.

„Ein Schuß, Sir," — rief der kleine Cadet Reefpoint vom Backbord her; — „und eben weht das Signal, heranzuholen, Sir."

„Backbord das Ruder und lauft zu ihm hinunter!" — sagte ich zum Steuermann, und alsbald stürzte die Wave quer durch die See, daß der Schaum vor dem Buge aufspritzte, und in einem Nu waren wir dem Flaggenschiffe auf eine Kabellänge nahe gekommen.

„Beigelegt, Herr Capitain!" rief der Commodor durch's Sprachrohr herüber. — „Ich sende Ihnen die Instructionen, an die Sie sich bei Ihrer Kreuzfahrt zu halten haben.... Leben Sie wohl, mein Herr .... auf Wiedersehn!"

Kaum hatte er geendet, da legte schon eine Schaluppe bei uns an; ein Cadet stieg auf's Deck, griff flüchtig an den Hut, überreichte mir die Depesche und sprang wieder in das Boot hinab, welches auch sogleich abstieß. In demselben Momente hißte der Commodor seine Flagge — wir thaten dasselbe und donnerten dem Fort und den Kriegsschiffen unsern Abschiedsgruß zu, der Schuß um Schuß erwiedert wurde. —

„Das Ruder ans Steuerbord! — Stellt das große Topsegel voll! — Laßt die Breefock fallen — das ist's! — — Meister Tailtackle, welchen Cours halten wir?"

„Südost, Sir," — erwiederte der Constabler.

„S' gut so," sprach ich und ging in die Kajüte hinab, meine Instructionen zu lesen. Der Viceadmiral der Jamaikastation beauftragte mich, in dem großen Cubakanale einige Tage zu kreuzen, auf alle Piraten- und Sklavenschiffe Jagd zu machen und sie zu nehmen oder zu vernichten. Nach höchstens 8—10 tägigem Kreuzen sollte ich nach New-Providence auf die Insel Nassau segeln, dort die Ankunft einer unsrer Corvetten abwarten, mit derselben wieder in See stechen u. s. w.

„Ein schöner Auftrag," — dachte ich, — „für einen zwanzigjährigen Lieutenant, der zum Erstenmale selbstständig kommandirt; doch was kann's schaden?... vielleicht finde ich auf dem Verdecke eines jener geächteten Fahrzeuge eine zweite Epaulette ... und noch so jung schon das stürmische Cap der doppelten Epaulette zu umsegeln! England, du wirst bald einen zweiten Nelson haben!" ...

Nachdem ich noch einige Zeit meinen kühnen Träumen von Sieg und Ruhm nachgejagt, suchte ich die nöthigen Seekarten hervor und eilte, so wie ich mit mir über den zu verfolgenden Cours einig geworden, wieder aufs Deck. Die Wave war unterdessen rüstig darauf losgesteuert, und es dauerte nicht lange, da sanken Fort und Geschwader unter den Horizont hinab.

„Pfeift jetzt zum Frühstücke, Meister Handlead," — sagte ich zum Bootsmann, — ein schriller Pfiff, und das Schiffsvolk verschwand vom Deck, und durch die Luken tönte ein dumpfes freudiges Gemurmel, bisweilen durch ein lautes Gelächter übertäubt, zu uns herauf.

Mit den Seeleuten erschien auch mein Hofmeister auf dem Verdeck.

„Das Frühstück ist bereit, Sir!"

„Ganz wohl;" — hierauf gab ich noch die nöthigen Befehle und forderte den kleinen Reefpoint und die drei Passagiere auf, mir in die Cajüte zu folgen. Wir mochten nach geendigtem Frühstücke wohl schon drei Stündchen bei einem Glase Claret und feinen Havannaeigarren verplaudert haben, da trat, die Mütze in der Hand, der Bootsmann herein.

„Wir liegen gerade vor der Ostspitze, Sir; sollen wir das Cap umsegeln und den nördlichen Cours einschlagen, Sir?"

„Ja wohl, Meister Handlead. Kein Segel in der Nähe?"

„Nein, Sir; keine Spur von einem fremden Segel."

Wir segelten nun den ganzen Nachmittag mit einer herrlichen Brise nordwärts, und hatten bald die Küste von Jamaika aus dem Gesichte verloren. Die See war ruhig und spiegelglatt; der Wind wehte schwach aber stetig, und da unser Schooner gerade bei leichten Brisen am schnellsten segelte, so liefen wir ganz hübsch 5—6 Knoten ab. (Forts. folgt.)

---

## James Hind, der royalistische Straßenräuber.

(Fortsetzung.)

Bald nachher begegnete James Hind zwischen Petersfield und Portsmouth einem Wagen voll Damen. Er reitet auf den Kutschenschlag los, lüftet den Hut und erklärt den Damen, er sey ein Ritter, in Wehr und Waffen für die Vertheidigung des schönen Geschlechts; speciell aber sey er in diesem Augenblick auf Reisen, um die harten Widerwärtigkeiten zu bekämpfen, welche seine eigene Geliebte und Gebieterin gefährdeten: „Um deßhalb, Myladies," schloß er, „sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, einige Unterstützung einzusammeln; denn in diesen theuren Zeiten kosten auch die Abenteuer Geld."

Die jungen Damen, wohlbewandert in der Lecture der Zeit, dachten nicht anders, als einen neuen Don Quixote oder gar einen Amadis von Gallien vor sich zu sehen und waren sehr entzückt, daß sich die gute alte Zeit in der schweren und trüben der Gegenwart wiederhole.

„Edler Ritter," antwortete ihm die Munterste aus dem Wagen, „wir sind außerordentlich erfreut, einem so edlen Paladin zu begegnen, und unsre Wünsche sollen Euch begleiten; aber es thut uns sehr leid, geben können wir nichts; denn was wir bei uns haben, das ist ein heiliges Unterpfand, und gerade nach den Gesetzen Eures Ordens darf es nicht angerührt werden."

Der Capitän lächelte und gestand später, die Antwort hätte ihm so wohl gefallen, daß er die Damen gern ohne Brandschatzung ihres Weges hätte ziehen lassen, wenn er nicht damals zu sehr des Geldes bedurft hätte.

„Ihr holdseligen Frauen," rief er, „würdigt mich, zu wissen, worin dieses heilige Unterpfand besteht, denn die unverbrüchlichen Gesetze der irrenden Ritterschaft zwingen mich, daß ich es unter meinen Schutz nehme. Ihr werdet mir nämlich zugeben, daß ich es besser zu vertheidigen weiß, wenn ihm Gefahr droht, als zarte Frauen, die irgend ein ungalanter Räuber anfällt."

Das muntre Mädchen glaubte wirklich, es stecke dahinter nur eine artige Neckerei und antwortete ihm mit mehr Anmuth als Klugheit, daß dies Unterpfand in nicht weniger als dreitausend Pfund Sterling bestehe, welche eine der mit anwesenden Damen als Mitgift einem andern Ritter zutrage, welcher das Glück gehabt, durch einige kühne Dienste die Gunst der edlen Lady zu erwerben.

„Meine volle Achtung, holde Damen, diesem vortrefflichen Ritter," rief rasch der Wegelagerer; „sagt ihm, inständigst bitte ich Euch darum, daß mein Name Capitain Hind ist, sagt ihm auch, daß ich, ohne die allerdringendste Nothwendigkeit, niemals dieses Hochzeitsgeschenk angerührt hätte, welches gewiß, angesehen seine ritterlichen Verdienste, nur sehr gering ist; sagt ihm aber auch, wie ich heilig gelobe, die Summe nur und allein zur Vertheidigung der gekränkten Liebe und zur Unterstützung der irrenden Ritterschaft zu verwenden."

Die Damen erblaßten. Ihr Muthwille war dahin. In ganz England war Niemand, welcher nicht den Capitain Hind kannte. An Widerstand war nun kein Gedanke mehr. Sie wollten vor ihm zu Füßen fallen, aber er bat sie auf die höflichste Weise, sich ja nicht zu beunruhigen; von ihm hätten sie nichts zu besorgen und, um ihrer Liebenswürdigkeit willen, wolle er sich mit dem Drittel der Summe begnügen. Die Damen waren nun wieder entzückt, James Hind wurde wieder in ihren Augen zum wahren Ritter. Er empfing aus ihren Händen mit der liebenswürdigsten Miene einen Beutel mit 1000 Pfund Sterling und wünschte ihnen alles Glück auf die Reise, zumal aber mit lächelnder Miene der holden Verlobten, auf die längere und gefährlichere, welche sie anzutreten im Begriff war.

Ein wie außerordentlicher Räuber James Hind auch sonst war, in einem Punkte unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen; er gab eben so schnell aus, als er verdiente, und trotz seinen glücklichen Geschäfte befand er sich oft in der äußersten Verlegenheit. Die Verfolgungen gegen ihn wurden einst sehr heftig; er mußte sich versteckt halten und litt dabei großen Mangel. Freilich hätte es bei seinem Glücke nur einiger nächtlicher Ausflüge bedurft, aber die Noth hatte ihn gezwungen, auch sein Pferd zu verkaufen, und er mochte seinen Ruf und sein Ansehen nicht aufs Spiel setzen, indem er als ein gemeiner Schnapphahn zu Fuß hinter einem Strauche lagerte. Er rief daher die List zu Hülfe.

Am äußersten Ende eines Dorfes hatte er ein kleines verfallenes Haus gemiethet, welches ihm als Asyl diente. Durch seine Kundschafter in Kenntniß gesetzt, daß ein berühmter Arzt beim Heimwege von einer vornehmen Patientin des Weges kommen werde, erwartete er ihn an der Schwelle und stürzte ihm händeringend entgegen, sobald der Reiter sich der Hütte näherte. Er flehte ihn an, nur zwei, drei Minuten seiner armen kranken Frau zu schenken, die dermaßen an Ausleerungen litte, daß es außer seiner Macht stände, sie zu hemmen. Der Arzt, reich belohnt von der alten Dame, welche er eben verlassen, fühlte sich von der Noth des unglücklichen Ehemanns gerührt und stieg sogleich ab, um, was in seinen Kräften sey, ihm zu helfen.

Das Pferd wird unten angebunden, der Arzt eine enge, steile Treppe in ein Hinterstübchen hinaufgeführt. James schließt rasch die Thür und während Jener sich noch vergebens nach dem Bette der Kranken umsieht, tritt dieser ihm, in der einen Hand eine Pistole, in der andern einen leeren Geld-

…utel, entgegen: „Dies, Master, ist meine Frau," spricht er, …m die Börse vorhaltend; „sie braucht dringend Eurer Hülfe, …enn ihre Ausleerung ist von der Art, wie ihr seht, daß …ar nichts darin blieb. In Euren Taschen, weiß ich, habt …hr ein untrügliches Universalmittel. Wenn Ihr zu helfen …udert, oder nur ein Wort dagegen sprecht, so soll Euch …eses Instrument auf der Stelle von allen Kopfschmerzen …eilen, die Ihr jemals bekommen werdet."

Der Arzt, in der Diagnose wohl bewandert, erkannte den …chtigen Zustand, in dem er sich befand, und das einzige …Mittel, was hier half. Er zog 40 Guineen aus der Tasche …nd steckte sie schweigend in die Börse des Räubers. James …erbeugte sich lächelnd, wünschte ihm eine gute Gesundheit …nd erklärte ihm, daß er ihm zur Entschädigung für das …mpfangene Geld sein ganzes Haus, mit allem Anrecht dar…uf, zurücklasse. Dann schloß er den Doctor in das Zimmer …n, stürzte die Treppe hinunter und schwang sich auf das …ngebundene Roß, mit dem er in andere Gegenden fort…rengte, wo er zur Zeit noch minder bekannt war.

(Schluß folgt.)

## …in Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.*)

Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.

„Gott, der gerechte Richter, wird dies unschuldige Blut nicht ungeahndet lassen; seine Rache wird den Niederlanden eine große Wunde schlagen, die in alle Zukunft bluten wird."

— Rede über den Tod der edlen Grafen von Egmont und Horne. —

### I.

### Vorwort.

Es gibt vielleicht kein zweites Land in Europa, dessen Ge…hichte so willkürlich behandelt wurde, als die der südlichen …Niederlande. Dichter und Historiker scheinen sich einander die …Hand gegeben zu haben, diese Geschichte als ein freies Gut …u betrachten, und damit zu schalten und zu walten nach ihrem …Gutdünken und Belieben. Deutschland, sonst so gewissenhaft …n jedem Bereiche der Forschung, ist hier ganz aus seinem …ewöhnlichen Charakter herausgetreten, und seine größten …Männer waren in dieser Beziehung auch seine größten Sün…er! Wie hat Schiller die Geschichte der niederländischen …Revolution behandelt! Dieser edle Geist, der, obschon Pro…estant, doch so herrlich die Poesie der katholischen Kirche in …inem Mortimer und seiner Stuart zu schildern wußte — …ie ungerecht wurde er da, wo er als Historiker auftrat, wo …e die unparteiische Waage, den vorurtheilsfreien Griffel hätte …ühren sollen. Schiller's Abfall der Niederlande ist ein Kunst…erk, eine schöne und begeisternde Darstellung der schmählichen …Unterdrückung der Religionsfreiheit; aber Geschichte ist sie …icht! — Und hat Göthe uns besser behandelt? Ist dieser …eichliche Graf Egmont wirklich der Sieger von St. Quen…n? — Welch eine Welt von Größe und geschichtlicher Be…eutung hätte dieses Drama bieten können, wenn der Dichter …en Ernst und die heilige Verehrung für den Gott der Ge…hichte, der dem Götz von Berlichingen eine so hohe Bedeu…ng gab, auch in Egmont beibehalten hätte. Wahrlich, wenn …Schadenfreude nicht ein so großes Laster wäre, so könnten wir …Belgier uns recht boshaft darüber freuen, daß der Göthesche …Egmont bei seinen letzten Reprisen in Berlin und Wien nicht jenen Erfolg fand, welcher dem Namen des großen Dichters gebührt. Wir könnten uns im Stillen sagen, es sey der beleidigte Geist der geschichtlichen Wahrheit, der röchelnd über dem Schicksal dieser Dichtung schwebt — aber Schadenfreude ist ein Laster, und wir unterdrücken alle boshaften Empfindungen und Selbstgespräche.

Der kleinen Novelle, welche wir hier aufschreiben, liegt eine fantastische Sage zu Grunde, welche die belgischen Chroniken sorgsam aufbewahrten; auch diese kleine Sage ist dem Schicksale einer willkührlichen Behandlung nicht entgangen. Zu gleicher Zeit in einem englischen Keepsake und in einem deutschen Taschenbuche fanden wir diesen Stoff mit wahrhaft verstümmelten Gliedern; doch schien er uns in seiner nationalen Ursprünglichkeit bei weitem dramatischer, und wir scheuen darum den Versuch nicht, ihn von dieser Seite dem deutschen Leser vorzuführen.

### II.

### Ehre und Ruhm.

Der Reichthum und die Macht des flamändischen Adels im fünfzehnten und vornehmlich im sechzehnten Jahrhundert sind gewissermaßen zum Sprichwort geworden. Durch ihren ausgedehnten Handel häuften die Niederlande Ueberfluß aller Art an ihren Küsten auf. Der allgemein anerkannte Gewerbfleiß der Bewohner erfüllte alle Märkte der Welt mit seinen Erzeugnissen, und, wie einer unserer alten Chronikenschreiber meldet, jeder Gewerbszweig war eine Goldwerkstatt. Die Niederlande kleideten die Königinnen mit ihren glänzenden Stoffen und zarten Spitzen, sie schmückten die Wohnungen der Fürsten mit Gemälden und Teppichen. Ein Schriftsteller aus der Zeit Philipp's des Guten, Martin Frank, der zwar jetzt wenig bekannt ist, aber zu seiner Zeit für einen der größten Dichter galt, redet an mehr als einer Stelle seines Champion de Dames von den reichen Erzeugnissen dieses Landes in allen Kunstzweigen, in allen Gegenständen des Luxus und des Nutzens.

Von allen Seiten strömten die Fremden nach seinen Städten herbei, denen der herrliche Geschmack, der damals in der Bauart herrschend war, das Ansehen von Feenpallästen gab; Brüssel vor allen, wo die fröhlichen, dichterischen Zeiten von Margaretha von Oesterreich noch nachhallten, wo die gewaltigen Erinnerungen an Karl den Fünften noch lebendig waren, bot der Bewunderung der Besuchenden die berühmtesten Personen aller europäischen Länder dar.

Zu der Zeit, wo die Geschichte, welche wir erzählen wollen, sich ereignete, herrschte in Brüssel, als Generalstatthalterin der Niederlande, die natürliche Tochter Karl's V., Margaretha von Parma, umgeben von dem glänzendsten Hofe der Erde. Da erblickte man den Grand von Spanien, strahlend von dem Gold und den Edelsteinen der neuen Welt, den deutschen Freiherrn, in der bunten, malerischen Tracht seines ritterlichen und kriegerischen Vaterlandes; den französischen Grafen, mit dem ruhmwürdigen Wappenschilde geschmückt, welches seine Ahnen an den Ufern des Jordan sich erworben; den englischen Ritter, stolz auf seine sächsische Abkunft, auf die Thaten seiner Vorfahren, Waffengefährten von Richard Löwenherz, und noch mehr auf sein England, wo schon die Morgenröthe der Freiheit anbrach, welche einst die ganze Welt erleuchten sollte; die Dichter und Tonkünstler von Italien und Flandern, und zuletzt — um den glänzenden Aufzug, bei welchem alle Völker vertreten waren, wo Ehre und Herrlichkeit jeder Art sich entfaltete, würdig zu beschließen — die höchsten Würdenträger der römischen Kirche, die Prälaten Deutschland, die flamändischen Bischöfe, die Legaten und Cardinäle Italien's.

Wahrlich, glänzend war dieser Hof, mit seinen blonden und

*) Aus der Brüsseler Zeitschrift: „Grenzboten" von Kuranda.

braunen Frauen, deren Gestalten später Rubens und Van Dyck auf der Leinwand verewigten, mit jenen Männern, doppelt verherelicht durch den Ruhm ihres Stammes und durch eigene Tüchtigkeit, welche in der Folge, in zwei Lager getheilt, in der Schlacht oder auf dem Blutgerüste in den Tod gingen; aber auch das Blutgerüst ist oft ein Schlachtfeld, auf welchem die Opfer, welche für die Freiheit fallen, mit der Gewaltherrschaft um den Preis der Unsterblichkeit ringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Frankfurt.) Herr Kopelent zeigt während dieser Messe in plastischer Form eine treue Nachbildung des berühmten Steinsalzbergwerkes in Wieliczka. Dieses in seiner Art einzige Kunstwerk hat die Aufmerksamkeit und den Beifall aller Sachkenner gewonnen. Es stellt das Innere des Bergwerks in allen seinen Bestandtheilen mit einer Treue, mit einer Wahrheit dar, die nichts zu wünschen übrig lassen. Man wird in die Tiefen des Bergwerks geführt, man staunet die hohen, aus dem Ganzen gehauenen gigantischen Salzgewölbe an, man lernt das Thun und Treiben, den lebhaften Verkehr dieser unterbergischen Manipulation wie durch einen Zauber kennen. Die magische Beleuchtung, in der sich die mit unsäglichem Fleiße und pragmatischer Genauigkeit gearbeiteten Kammern zeigen, ist mit vieler Umsicht berechnet. Zeichnung, Colorit, Perspective sind mit Kunstsinn und Geschmack behandelt, und loben das Werk und den Meister. — Nicht minder wie diese Nachbildung wird auch die Beschauung des Modells des Tunnel unter der Themse Belehrung und Vergnügen gewähren.

*** (Berlin, 4. April.) Wie wenig das Stabat mater von Rossini als erhebende geistliche Musik hier angesprochen hat, zeigen bereits die Folgen, indem ein Anonymus, Strauß jun., Schottische, Walzer und Galopps über Thema's des Stabat mater von Rossini, zum Besten einer wohlthätigen Stiftung jetzt herausgibt. (!!) — Mendelssohn-Bartholdy geht nach der Aufführung der Antigone in Potsdam nach dem Rhein, wo er bei dem Musikfeste die Erndte-Cantate von Carl Maria v. Weber, dessen Einleitung bekanntlich die Jubel-Ouverture bildet, dirigiren wird. (N. W 3)

*** (Ein herkulischer Kampf.) Aus Alpen-Othe (Departement Aude) wird geschrieben, daß kürzlich mehrere rüstige Jäger und Bursche den weit ausgedehnten Wald von Othe durchstreiften, und Jagd auf das darin befindliche Wild machten. Sie zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, um sich später wieder auf gewisse Schallzeichen zu concentriren. Auf einmal gerieth Guillaume, ein Bauernbursche, auf einen Eber, der ungewöhnlich groß war, und die verderblichste Wildheit in dem ungestümen Angriff auf den armen Treiber zeigte, der nur mit einem Knittel bewaffnet war. Um einen Baum oder Fels zu erklettern, war es schon zu spät, der Hartbedrängte mußte kämpfen, wenn er nicht sogleich ein blutendes Opfer des wüthenden Thieres werden wollte. Er schwang sonach die Keule und schrie zugleich nach Leibeskräften um Hülfe. Beides, die feindliche Geberde und das Rufen schien das Wildschwein zur äußersten Wuth und Anstrengung zu reizen, es rannte mit seinen furchtbaren Hauern in brausender Heftigkeit auf den Gegner los, schlitzte ihn — jedoch nur leicht am Schenkel, und nöthigte ihn so, auch seinerseits das Aeußerste zu wagen. Da fiel nun wie Hagelschlag Streich um Streich auf die Stirne und den Rüssel des Ungethüms, das nach wenig Minuten besonders aus dem Grunde den Kürzern zog, weil es theils durch die gewaltigen Schläge, theils durch das aus seinen Wunden herabströmende Blut geblendet wurde; und als die übrigen Jagdgenossen alle nach zusammen kamen, war Guillaume schon entschieden der Sieger, und hatte die Freude, das erlegte Wild als Eigenthum betrachten und nach Hause schleppen zu dürfen.

*** (Alectura Lathani.) Gould, der bekannte Naturforscher Australiens, gibt von der Lebensweise dieses Vogels folgende Schilderung: Das Eigenthümlichste ist der Bau seines Nestes. Er fängt gleich im Frühjahre fängt er an den abgelegensten Stellen einen großen Haufen zu sammeln, indem er alle losen Kräuter, abgefallene Zweige und Blätter auf einer bedeutenden Strecke umher zusammenrafft, so daß der Aufwurf 3 bis 4 Fuß Höhe und 30 Fuß im Umkreis erhält. Die Form dieses Hügels ist konisch, und alles wird allein mit den Füßen, durchaus nicht mit dem Schnabel zusammengebracht; dabei wird der Boden so rein gefegt, daß dieß häufig zur Entdeckung des Baues und zur Wegnahme der Eier führt, die von den Wilden mit Begierde gegessen werden. Der Vogel brütet seine Eier nicht durch Darübersitzen aus, sondern die zusammengescharrte Masse Vegetabilien fängt an zu faulen und entwickelt dadurch hinreichende Hitze zum Ausbrüten. Das Weibchen legt die Eier in den Haufen hinein, nicht nebeneinander, wie sonst gewöhnlich, sondern ringsherum etwa anderthalb Fuß von der Außenseite und 9 bis 10 Zoll auseinander; die Eier sind alle perpendiculär, mit dem dünnen Ende nach unten, eingesetzt. Wahrscheinlich legen mehrere Weibchen die Eier in Einen Haufen, wie sich aus der großen Anzahl von Eiern ergibt. Diese sind vollkommen weiß, länglich und fast so groß wie Gänse-Eier. Während des Brütens halten sich die Vögel immer in der Nähe des Haufens auf, und stolziren gewaltig umher, namentlich das Männchen. Der glänzend gefärbte Klunker ist so stark wie möglich angeschwollen, während er rückwärts und vorwärts schreitet, und bei Annäherung eines Eindringlings eine große Kampflust zeigt. Das Weibchen soll nach Aussage der Eingebornen fortwährend über das Maaß von Hitze wachen und die Eier aufdecken oder neue Kräuter hinzuthun, wie ihr Instinct bei der Fortdauer des Brütens es sie lehrt. Ich weiß nicht gewiß, ob die Jungen gleich nachdem sie ausgebrütet sind, den Haufen verlassen und die Alten begleiten, oder ob sie noch zurück bleiben; ich vermuthe, daß dieß letztere der Fall ist, und daß die erhitzte Masse eine hinreichende Menge Insecten erzeugt, von denen die Jungen leben können, bis sie stark genug sind, ihre Nahrung in weiterer Entfernung zu suchen. Es ist gewiß, daß sich diese Art Truthühner leicht zähmen läßt, aber ihre Lebensweise auch dann fortsetzen.

*** Der Tod hat in diesem Winter in London eine neue Firma gefunden, gegen welche die Medicin mit ihren Recepten nichts vermag. In einer Schilderung der Hungersnoth und des Elends der arbeitenden Klassen, die eben keine Arbeit haben, heißt es: und täglich wiederholen sich bei Leichenbeschauungen die Verdikte der Geschwornen: „an Entblößung gestorben." Da ist's bei uns doch besser, an dieser Krankheit sterben nur Balldamen in der Stadt. (Dorfz.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 90.

Ring.

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 9. April. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 99. 10. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen uns zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Als die Sonne endlich im Westen allmählig in das blaue Weltmeer hinabsank, um auf seinen Wogen dem fernen Asien zuzuschwimmen, tauchten vor uns bereits die Berge von Cuba auf, die mit ihren im Abendrothe glühenden Sternen ungeheuren Leuchtthürmen glichen. Jetzt sprang die Brise, welche vor den sengenden Sonnenstrahlen geflohen, wieder auf, und wehte ziemlich scharf die ganze Nacht hindurch. Der Ocean, der mächtige Riese, welcher durch die Sonnengluth bezähmt, den Tag über matt und regungslos da gelegen, erwachte, von der kühlen Abendluft erquickt, wieder zum neuen Leben, und begann, freier und höher aufathmend, sanft schaukelnd sich zu bewegen.

Wir benutzten die frische Kühlung, umsegelten die Ostspitze von Cuba und steuerten dann ruhig nordwestwärts unsrer Station, dem großen Cubakanal zu. Als der Tag im Osten heraufdämmerte, hatten wir 130 Meilen zurückgelegt und gegen 10 Uhr befanden wir uns schon am Rande der großen Bahama-Bank. Jetzt schlummerte die Brise allmählig ein, und wir lagen bis Mittag mit schlaffen Segeln unter einem wolkenlosen Himmel, den fast senkrechten Sonnenstrahlen ausgesetzt: die Luft war fast zu heiß zum Einathmen, das Eisenwerk glühte, und der Theer kochte in den Nächten. Eine fast unmerkliche Strömung schleppte uns nordwärts, immer weiter auf die Barke zu, bis wir nur noch drei Faden Wasser hatten. So weit das Auge reichte, trübte kein Wölkchen die spiegelglatte Meeresfläche, die wegen des schneeweißen Sandbodens eine blitzende hellgrüne Farbe angenommen hatte, in grellem Contraste mit der Bleifarbe oder dem dunkeln Blau des wogenden bodenlosen Oceans; dabei war die See so rein, so durchsichtig, als wäre die ebene Sandfläche der Bahama-Bank mit einigen Faden krystallklaren Quellwassers überschwemmt worden. Ein herrliches Schauspiel!

„Die Fischleinen herbei — Ihr Müßiggänger, die Fischleinen herbei!" — rief ich, nachdem ich mein Auge an der erhabenen Naturscene genugsam geweidet, und in einem Nu hingen deren wenigstens vierzig über Bord. Der Fang fiel sehr ergiebig aus, da es auf der Bahama-Bank von Fischen wimmelt, wir zogen eine Menge Bouiten, Goldfische, Delphine und andere Meerbewohner von den sonderbarsten Gestalten und mannichfaltigsten Farben an Bord, und bei jedem neuen Ankömmling machten die Seeleute ihre Bemerkungen, stritten sich über seinen Namen, tauften ihn, wenn er ihnen ganz unbekannt war, und so kam ganz unerwartet 3 Uhr, die Zeit des Mittagmahles herbei.

Meine Tischgenossen waren, wie gewöhnlich, der kleine Reefpoint, den wir kurzweg Reefy nannten, und die drei Passagiere. Der eine von diesen Dreien war Aaron Bang, Esquire und Plantagenbesitzer bei Kingston auf Jamaika und dabei noch ein Vetter von mir. Er machte den Kreuzzug mit, theils zu seinem Vergnügen, theils um die zwei andern Herren, Wagtail und Gelid, Kaufleute von den Bahamainseln, seine speciellen Freunde, und durch ihn meine Bekannten, zu begleiten, theils um selber Geschäfte auf Nassau zu machen. Alle drei waren sie treffliche Gesellschafter, und unterhielten uns bei und nach Tisch so angenehm, daß es schon dunkel war, als wir aufs Deck zurückkehrten. Es war eine überaus finstere Nacht; starre Dunkelheit lag auf der unermeßlichen schwarzen Meeresfläche, und kaum wurde die lautlose Stille unterbrochen durch das Plätschern der Wellen an unsre Schiffswände und das Rauschen des Wassers unter unserm Bug, der munter die Fluth zertheilte. Tailtackle hatte die Wache, und schaute aufmerksam in die finstere Nacht hinaus. —

„Seht Ihr etwas da draußen, Meister Tailtackle?" — fragte ich ihn.

„Nein, Sir; aber ich ließ mir eben Ihren Nachtgucker holen — doch es ist zu finster. Sagen Sie mir doch gefälligst, Sir, wie weit sind wir von der Bresche entfernt?"

Diese Bresche ist eine merkwürdige Höhle in dem Crooked-Island-Passe in einer Felswand, die jäh aus dem Wasser bis zu einer Höhe von 50 Fuß emporstarrt, und gleicht, wie ihr Name andeutet, einer durch die Brandung oder durch Belagerungsgeschütz in einer Mauer gelegten Bresche.

„Nun," — antwortete ich, — „wenigstens sechzig Meilen, Meister."

„Dann muß das dort ein Segel seyn, Sir — das dort seitwärts gegen uns anliegt, gerade windwärts."

„Wo? — ich sehe nichts. Schnell, laßt mir den Nachtgucker holen."

„Ich habe ihn da in der Hand, Sir."

„Laßt sehen," — und ich lugte mit dem Fernrohr in die starre Finsterniß hinaus, bis mir die Augen thränten; doch vergebens! Ich gab dem alten Constabler das Fernrohr zurück und wandelte wieder auf dem Halbdecke auf und nieder, während Tailtackle von Neuem durch das Glas auf die schwarze See hinaus lugte. Als ich etliche Augenblicke darauf am Hackbord wieder umkehrte und nach dem Vorschiffe zu ging, rief er mich wieder zu sich.

„Eben hellt sich's ein wenig auf, Sir, und ich sehe jetzt das Ding, das mir vorhin noch ein Räthsel war, so ziemlich deutlich."

„Wirklich? Gebt mir das Glas," — und im Nu hatte ich den räthselhaften Gegenstand im Visier. — „Beim Jupiter, Ihr habt Recht, Meister! Ruft die Mannschaft heraus — rasch — macht das lange Stück da vorn klar!"

Da entstand ein momentaner Lärm und ein geschäftiges Durcheinander. Ich sah wieder nach dem Gegenstande hin und überzeugte mich vollends, daß es ein fremdes Segel war; allein die Entfernung war so groß und die Nacht so finster, daß ich weder seine Größe noch sein Takelwerk beurtheilen konnte. Ich gab endlich das Glas dem Unterschiffer, Mr. Figmaree, mit der Weisung, die Bewegungen des fremden Segels genau zu überwachen, und mir anzuzeigen, und schritt mit dem Constabler auf das Vorderkastell zu, um nachzusehen, ob Alles zum Gefechte bereit sey.

Die lange Schiffskanone wurde hurtig herumgedreht, beide Carronaden durch ihre Stückpforten hinausgeschoben, alle drei mit Doppelschüssen geladen und schußfertig gemacht — die ganze Mannschaft sammt unsern überzähligen Schwarzen stand ruhig auf ihrem Posten. (Fortsetzung folgt.)

---

## James Hind, der royalistische Straßenräuber.

(Schluß.)

Andere Berichte aus dieser Zeit rühmen seine Großmuth, mit der er die Reisenden behandelte, welche ihr Unstern in seine Hände führte. Besonders zart und mildthätig bewies er sich gegen Arme und auch gegen Solche, von denen er nicht glaubte, daß sie gerade im Ueberfluß lebten. Davon hat man zahllose Beispiele.

Einstmals, gerade als er wieder durch seine Verschwendung in die äußerste Dürftigkeit gerathen war, lag er auf der Lauer. Ein alter Mann, auf einem Esel, kam langsam des Weges. Er trat auf ihn zu und fragte ihn freundlich, wohin er gehe?

„Nach dem Markt von Wantage," war die Antwort. „Ich will mir eine Kuh kaufen, um Milch zu haben für meine Kinder."

„Wie viel Kinder habt Ihr?" fragte Capitain Hind.

„Ihrer zehn, Herr!"

„Und wie viel meint Ihr nöthig zu haben, um die Kuh zu kaufen?"

„Vierzig Shilling; gerade was ich mir seit zwei Jahren zurückgelegt."

James Hind fühlte sich gerührt und mußte doch zugleich über die Einfalt des Menschen lachen. Schon wollte er von ihm ablassen, als ihm seine eigne Lage wieder deutlich aufstieg. Er mußte durchaus Geld haben und er überdachte ein Auskunftmittel, sein Gewissen nnd seine Bedürfnisse zugleich zu befriedigen.

„Hört mich an," sprach er. „Ich bedarf gerade jetzt das Geld, welches Ihr da bei Euch führt. Aber Eure Kinder sollen darum doch die Milch nicht einbüßen. Sie müssen doch leben. Ich bin James Hind. Willigt Ihr in das Pact ein, so gebt mir heut Eure 40 Shilling, heut über acht Tage stellt Ihr Euch wieder hier ein und empfangt dann 80 Shilling dafür. Nur eine Bedingung ist dabei. Ihr sagt zu Niemandem auf der Welt eine Sylbe von dem, was hier zwischen uns vorgeht. Sind die acht Tage um, so sollt Ihr es ausschreien können, wie Euch beliebt."

Der Handel ward geschlossen. Der Alte stellte sich nach acht Tagen ein und der Räuber fehlte nicht. Er zahlte ihm nicht allein die Summe, um sich zwei Kühe, sondern noch obenein 20 Shilling, um sich auf dem Markte, was ihm gefiele, zu kaufen.

Wie oft James Hind auch, mit der Pistole in der Hand, seinen Opfern den Tod drohte, hatte er doch eine außerordentliche Scheu davor, Blut zu vergießen. Wer aber einmal auf dem Pfade des Verbrechens sich befindet, wird ve der Consequenz fortgerissen und kann nicht willkürlich Ha sagen. Die Criminalverhandlungen gegen ihn sprechen nu von einer einzigen Mordthat, welcher er vergeblich, auc vor dem Richterstuhl seiner eignen Vernunft, den Charakte der Nothwehr und Selbstvertheidigung aufzudrücken bemüh war.

Es war für den Capitain ein glücklicher Morgen geweser Bei Maidenhead-Thicket war er in günstiger Stunde einem de berühmtesten Königsmörder, dem Obristen Harrison, begegne und hatte ihm 60 Pfund Sterling abgenommen. Aber der Obrist hatte sich nicht vom Schreck bewältigen lassen, sondern sobald er losgekommen, die Polizei requirirt. James erfuh es in einem der Häuser am Wege, wo er Freunde und Helfershelfer hatte, und setzte seinem Roß die Sporen in die Seite. Die Furcht zeigte ihm überall Feinde. Er hört einen Reiter in vollem Galopp hinter sich kommen. Es wa der friedfertige Diener eines Reisenden, der keine andere Ab sicht hatte, als seinen Herrn einzuholen. Des Dieners Roß war frisch, das des Räubers abgemattet. Vergebens strengt sich der Letztere an, Jenem den Vorsprung abzugewinnen. Al er sah, daß es unmöglich würde, zog er die Pistole und al der Andere, in dem seine Furcht nichts als einen Diener de bewaffneten Gerechtigkeit vermuthete, ihn eingeholt, feuerte e das Gewehr auf ihn ab und streckte ihn todt zu Boden. Die war die einzige Blutthat in seiner ganzen langen Räuberlaufbahn und die, um welche er gerichtet wurde.

Auch den Verfolgungen des furchtbaren Obristen Harriso war James glücklich entkommen. Von jetzt ab verfolgte ih aber sein Gewissen. Er wollte den Raub aufgeben und sucht eine andere, ehrenwerthere Beschäftigung. Sie fand sich bald Die Schotten standen für Karl I. Sohn auf, sie proclamirte ihn als König Karl II. und rückten mit großem Heereszug in England ein. Unter den Freiwilligen, welche dem royalistischen Heere zuströmten, befand sich auch James. In einem ehrenvollen Kampfe wollte er die Schande, die seinen Namen befleckte, abwaschen. Er kämpfte mit in der Schlacht von Worcester, welche die Hoffnungen der Royalisten blutig vernichtete.

James Hind entkam durch die Flucht, aber er hatte nich das Glück seines königlichen Herrn. Statt der Eiche von Woodstock fand er zwar in London im Hause des Barbie Dingie ein sicheres Asyl, aber ein Jugendfreund, dem er sich vertraute, verrieth ihn.

Man mußte den gefürchteten James Hind schon für se wichtig und der Kategorie eines gewöhnlichen Räubers entwachsen halten, daß man ihn vor den Sprecher des Hauses der Gemeinen führte, um ihn nicht als Straßenräuber, sondern als Hochverräther zu inquiriren. Unter großer militairischer Escorte ward er darauf nach Newgate geführt und in Ketten gelegt.

Aber seine Verurtheilung machte noch viel Verlegenheit. Vor die Schranken von Old-Bailey gestellt, konnte man ihm nur Thaten beweisen, welche die Todesstrafe nicht nach sich ziehen. Um deßhalb stellte man ihn vor die Assisen von Reading in Berkshire wegen des Mordes an jenem Diener, Namens Georges Sympson. Indessen war inzwischen eine allgemeine Amnestie ergangen, welche die Strafe für alle Verbrechen, mit Ausnahme des Hochverraths, aufhob. James schöpfte wieder einige Hoffnung, doch vergebens.

Man konnte dem offenkundigen Straßenräuber nicht anders ans Leben gehn, als indem man die Klage auf Hochverrath abermals vornahm. Er hatte für seine politischen Gesinnungen die Genugthuung, daß er am 3. September 1652 als Hochverräther zum Tode verurtheilt ward. In diesem Sinne war es ihm vergönnt, noch in seinen letzten Augenblicken eine Art heroischer Rolle zu spielen.

Am 24. September ward er auf einer Schleife zur Richt- tt gezogen. Hier erklärte er, daß er der Mehrzahl seiner erbrechen sich mit Vergnügen erinnere, denn sie wären gegen publicaner verübt worden, deren Grundsätze und Thaten auf gleiche Weise verabscheue. Er schloß seine Rede mit r Versicherung: daß nur Etwas seine letzte Stunde ver- mmere, nämlich, daß er den Tag nicht mehr erlebe, wo in königlicher Herr auf den Thron seiner Väter zurückkehre, d daß nicht lieber die ganze Schaar niederträchtiger Rebel- 1 am Stricke hinge, welche den Galgen weit mehr verdient ibe, als er.

James Hind starb, 36 Jahre alt. Nachdem er am Strange endet, ward sein Leichnam geviertheilt und sein Kopf auf n Gitter der Brücke über den Severn gesteckt. Die Glie- r seines Körpers wurden über die verschiedenen Stadtthore n Worcester, wo die Hinrichtung erfolgte, gehängt. Hier ieben sie bis zur völligen Verwitterung; den Kopf beerdigte an schon in der Mitte der nächstfolgenden Nacht.

---

## Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

**Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.**

(Fortsetzung.)

Unter allen den ausgezeichneten Männern, welche Marga- rethens Hof bildeten, nahm Lamoral, Graf von Eg- mont, unbestreitbar den ersten Platz ein. In der That war er Sieger von Gravelingen ein Mann von außerordentlicher Schönheit, abgesehen davon, daß sein hoher Wuchs und der Adel seiner Züge durch den Geschmack und Reichthum seiner Kleider noch mehr in's Licht gestellt wurden. Der Stern von Diamanten, der auf seiner Brust funkelte, der türkische Man- tel, dessen Falten von seiner Schulter herabwallten, sein Da- mascenerdegen, dessen Klinge durch mehr als eine Schlacht geschartet war, sein böhmischer Hut, von wogenden Federn umweht, ja seine Stiefeln selbst, welche sich mit so viel Ele- ganz ausbauchten, waren fortwährend für alle jungen Edel- leute Gegenstände des Neides und der Nachahmung. Seine persönliche Ueberlegenheit war nicht minder in Aller Augen fallend; und es möchte wohl Niemand sich unterfangen haben, sich mit jenem Günstling der Natur und des Glücks zu ver- gleichen, welcher durch seine ritterliche Höflichkeit nicht weni- ger als durch die Würde seines Benehmens Alle überstrahlte. Außer diesen Vorzügen besaß er noch den, einer der reichsten und ältesten niederländischen Familien anzugehören, und, was noch mehr als das sagen wollte, einer der besten Heerführer seiner Zeit zu seyn.

In der Schlacht von St. Quentin hatte Graf Egmont, an der Spitze der flandrischen Reiterei, das französische Heer in die Flucht geschlagen, und, in der Hitze der Verfolgung, die spanischen Schaaren weit hinter sich gelassen. Diese kühne That hätte leicht, unter der Regierung des neidischen Phi- lipp's II., die schlimmsten Folgen für ihn haben können; aber der Rausch des glänzenden Sieges, den er schon in der Hand hatte, ließ ihn das übersehen. Die Umstände, welche diesem Lieblinge des Glückes immer so günstig gewesen waren, hat- ten es auch so gefügt, daß er in dieser Schlacht nicht allein den Ruhm eines ausgezeichneten Heerführers, sondern auch den eines tapfern Kriegers gewann. Es ist bekannt, mit welcher bewundernswerthen Tapferkeit er einen riesenhaften Reiter überwand, in der Mitte eines französischen Heerhau- fens, den er mit seinen Leuten durchbrochen hatte.

Nach diesem ruhmvollen Tage wurde der Sieger mit der größten Gunst bei Hofe empfangen; reiche Ländereien wur- den ihm als Belohnung angewiesen. Philipp öffnete seinen, sonst so finstern und traurigen, Palast dem fröhlichen Lärm des Tanzes und der Gelage, er ließ öffentliche Belustigungen in der Hauptstadt anstellen; ja man behauptet, daß er gelacht habe. In der Freude über seinen Sieg beeilte er sich sogar — er, der nicht leicht ein gegebenes Versprechen erfüllte — ein Gelübde, welches er gethan hatte, zur Ausführung zu bringen, und eine Kirche, oder vielmehr einen Palast zu bauen, der durch die Pracht und den Aufwand, womit er ihn schmücken wollte, eines so mächtigen Königs würdig wäre. Diese Kirche, welche in der Gestalt eines umgekehrten Rostes gebaut werden sollte, weil die Schlacht am St. Laurentius- tage gewonnen war, ist der Escurial, ein unermeßlicher Pa- last, in dessen geräumigen Gallerien und blühenden Gärten keine von Schönheit und Schmuck strahlenden Frauen, noch Ritter von Stahl und Gold glänzend, mit wallenden Baret- ten, wandeln sollten, sondern nur verdrießliche Mönche, mit bleichem, strengem Gesicht, zu nichts anderm bestimmt, als be- ständig die Rauchbecken zu schwingen, und Tag und Nacht unter den finstern Gewölben für das Seelenheil der auf den Ebenen von Flandern gefallenen Spanier zu beten.

Egmont hatte seit zehn Jahren die höchste Ehre erlangt, nach der ein Mann streben konnte; er war Ritter des Or- dens vom goldenen Bließe. Aber Philipp, der Beherrscher zweier Welten, verdoppelte den Werth dieser Ehre für ihn, indem er ihm die Ordenskette um den Hals hing, welche er selbst immer getragen hatte. Auf dieser Stufe des Glücks — wo ist der Mann, der seine Blicke nicht auf eine noch höhere gerichtet hätte? Seit jener Zeit erfüllten tausend Gedanken, tausend ehrgeizige Träume seinen Geist. Von der Höhe, auf welche das Glück ihn gestellt hatte, sah er noch erhabnere Gegenden, eine größere Welt zu seinen Füßen, einen freiern Himmel über seinem Haupte. Er verlangte immer zu stei- gen, wie der Wanderer auf den Alpen, nachdem er einen Gipfel erreicht hat, einen neuen und höheren erblickt, und sich nun anstrengt, dahin zu gelangen, weil dort ihm die Grenze jenes Unbekannten zu seyn scheint, wonach alle unsere Wün- sche trachten. Das innere Ausarbeiten von ich weiß nicht welchen Plänen, die zu kühn waren, um sie einem lebenden Wesen mitzutheilen, ohne befürchten zu müssen, daß der Streich der Art sie im nämlichen Augenblicke zerschnitte, und doch zu großartig und zur That drängend, um sie in der eigenen Brust zu verschließen, das Bemühen, diesen Plänen eine Ge- stalt zu geben, sie zum klaren Bewußtseyn zu bringen, raubte ihm den Genuß des Tages und die Ruhe der Nacht. Egmont ward plötzlich schweigsam, nachdenklich, sorgenvoll. Die Fröh- lichkeit des Krieges, die Höflichkeit des Ritters, die Freige- bigkeit des reichen Fürsten, der nichts mehr liebte, als das regsame Leben der Welt, machten plötzlich einem unerklärba- ren Widerwillen, einer offenbaren Verachtung der Gesellschaft Platz. (Fortsetzung folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

*** (Cherubini's Ordnungsliebe.) Cherubini hatte viele Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten, welche jedoch niemand schadeten, und ihm zum Leben unentbehrlich waren. So konnte er durchaus keine Parfums vertragen; sie brachten ihn so außer sich, daß er sich nicht selten mit dieser Aversion lächer- lich machte. Ueber Alles aber ging bei ihm die Ordnung. Alles hatte bei ihm sein Gesetz, wie in der Kunst, so im Leben. Jedes, auch das kleinste Toilettenstück war nummerirt, und selbst an dem Morgen seines Sterbetages ließ er sich nicht von der strengsten Handhabung der eingeführten Hausordnung abbringen. Er verlangte ein Taschentuch; es wurde gebracht. Als er nach der im Zipfel stehenden Nummer gesehen, sagte er: „Das ist nicht

das rechte; Sie geben mir Nr. 8; ich habe Nr. 7 noch nicht gebraucht." — „„Ich weiß es wohl,"" antwortete die Person, welche ihn bediente, „„aber auf Nr. 7 fiel ein Tropfen kölnisch Wasser, und da ich weiß, daß Sie das nicht riechen können, so"" . . . „Ach, was, Ordnung muß seyn!" — Cherubini ließ sich Nr. 7 geben, gebrauchte es, schnitt dabei jedoch ein gräßliches Gesicht, warf es bei Seite und sagte: „Nun ich Nr. 7 gebraucht habe, können Sie mir Nr. 8 geben!" Es war das letzte Taschentuch, das er gebrauchte. (M. U.)

*** Unter dem Namen „Weiße Quäker" ist in Kilkenny eine Sekte aufgetreten, die von dem „aufgeklärten" Pöbel dieser Stadt verhöhnt wird, wo sie sich zeigt. Ein Correspondent beschreibt den Anzug und die Handlungen dieser Sekte in folgender Weise: „Am Dienstag hielt John Jacob, begleitet von mehreren Damen, die er zur Annahme seiner seltsamen Ansichten, Tracht und Lebensart verleitet hat, eine gottesdienstliche Zusammenkunft. Ein Katholik hielt eine Rede an die Versammlung gegen Jacob's Lehren, und mehrere Quäker sprachen in demselben Sinne. Man weigerte sich Jacob anzuhören, und er und die Damen in seiner Begleitung mußten die Polizei zu Hülfe rufen, um nach dem Hause zu gelangen, wo sie eine gemeinschaftliche Wohnung eingerichtet haben. Die Damen, welche sich dieser seltsamen Irrung ergeben, sind aus angesehenen Familien. Später sah ich Jacob mit einer Dame in einem einfachen Wagen von weißlicher Farbe. Jacob trug einen weißen, breitkrempigen Hut und weiße Kleider, die Dame war ebenfalls in Weiß gekleidet. Man sagt mir, sie tragen Schuhe, die nie geschwärzt werden. Frauen verlassen ihre Männer, Töchter ihre Eltern und Schwestern ihre Brüder, um sich diesem Verein anzuschließen." (Dublin Journal.)

*** (Kunstnachricht.) Natur und Geschichte, Dichtung und Wahrheit im Glanze der Darstellung und des Stahlstichs sind jetzt in der Salons-Literatur an der Tagesordnung. Was die Engländer leisten, — man denke an Brockedon's „Italy, classical, historical and picturesque" — das erreichen jetzt auch die Deutschen. Wir nennen eines der neuesten „illustrirten" Werke, das ganz geeignet ist, durch die Gediegenheit und die Darstellung des Inhalts, das innere Auge des Geistes an sich zu ziehen, wie durch die glänzende Ausstattung mit Stahlstichen, Druck und Papier das äußere Auge zu fesseln. „Die Schweizer-Chronik. Von der Stiftung des Rütlibundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich, von Johann Sporschil, mit 25 Stahlstichen (von Randzeichnungen eingefaßt) von G. Opiz (einem braven geistvollen Zeichner, und einem guten, jetzt von der Erde geschiedenen Menschen). (Leipzig. Verl. von R. Beyer 1841. 652 S. Lexikonform. Velin. 5⅓ Thlr.) führt uns aus dem Hirtenleben in den Urkantonen, durch die hohen ernsten Hallen eines Heldenvolkes, von dem Männerschwure auf dem Rütli an bei einer Reihe von Schlachtgemälden vorüber bis zu dem Eintrachts- und Friedensgebote des Bruders Claus von der Flue, und bis zu dem Falle des stolzen Burgunder-Herzogs. Der Erzähler hat die ehrenwerthesten Gewährsmänner verglichen und mit kundigem Blick den Kern des Schweizerlebens wie einen Edelstein gefaßt.

*** (Das bestrafte Leckermaul.) Es ist allgemein bekannt, wie freygebig Karl der Große gegen die Geistlichkeit war, weil er durch die Hebung dieses Standes auf die Civilisirung seines Volkes am kräftigsten wirken zu können glaubte. Er ließ sie aber auch oft seine Geistesüberlegenheit fühlen und geißelte sie mit bitterm Spotte, oder auf eine launige Weise, sobald er eine gegründete Ursache dazu hatte. Unter Anderm führte er, wie uns der Monachus Sangallensis erzählt, einen Bischof, der ein ungemeines Leckermaul war, auf folgende Weise an. In der Nähe dieses Bischofs wohnte ein reicher Jude, der oft in die Levante reiste und allerlei Kostbarkeiten und Seltenheiten von da m[illegible] brachte. Diesen beredete Karl, den Bischof auf irgend ei[illegible] Art so zu betrügen, daß seine Leckerhaftigkeit lächerlich gemac[illegible] würde. Der Jude fand sich gleich bereit, dem Kaiser dies[illegible] Dienst zu erweisen. Er nahm eine in allerhand Gewürz eingemach[illegible] und dadurch unkenntlich gewordene Maus, wickelte sie, als eine[illegible] höchst kostbaren orientalischen Leckerbissen sorgfältig in feine Sei[illegible] ein und bot sie dem gierigen Bischof zu einem enorm hohe[illegible] Preise an. Nach langem Handeln zahlte endlich der geistlich[illegible] Lüstling die außerordentliche Summe, die der Jude alsbald, w[illegible] es verabredet war, dem Kaiser selbst einhändigte. Nicht lang[illegible] nachher entbot Karl die Bischöfe der Provinz und die weltliche[illegible] Beamten zu sich, um öffentliche Angelegenheiten zu berathe[illegible] Als diese Berathungen geschlossen waren, ließ Karl das Ge[illegible] herbeiholen, erzählte den Streich und beschämte so den Bischo[illegible] öffentlich.

*** (Trägt's doch an der Stirn!) Wir kennen jet[illegible] mehrere Zeitschriften, deren Redakteure sich dem Scheine nac[illegible] das Wort gegeben haben, sich gegenseitig zu tragen und durc[illegible] stetes Anpreisen ihrer Vorzüglichkeit wenigstens die Menge de[illegible] gedankenlosen Leichtgläubigen zu überrumpeln; deren Zeitschriften sollten das Motto haben:

„Loben, um gelobt zu werden,
Ist das höchste Glück auf Erden!" —

Dagegen nähren dieselben Zeitschriften, welche sich erwähnter Klug[illegible] heits-Maaßregel bedienen, natürlich einen heimtückischen Grimm auf Redakteure, die jenes erbärmliche Verfahren nicht annehmbar finden, und deshalb bedarf jenes Motto noch der Anfügung:

„Jeden treffe unser Zorn,
Der nicht stößt in gleiches Horn!"

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir nächstens noch etwas deutlicher über diese Angelegenheit sprechen. (Gesellsch.)

*** (Unzartheit eines Componisten) Signor Donizetti hat, laut mehreren Journal-Anzeigen, Diesen und Jenen beauftragt, öffentlich zu erklären: „es sey unwahr, daß er sich mit der Sängerin Dem. Sophie Löwe vermählen wolle." Aber, mein Herr Componist! das klingt sehr übel und bringt Ihrer Empfindung Unehre. Ließ sich wirklich ein solches Gerücht vernehmen und war es den Verhältnissen des Signor Donizetti nicht zusagend, so konnte ihm dies doch nur in Hinsicht auf wenige Personen empfindlich seyn und Diesen war eine Widerlegung leicht brieflich mitzutheilen. In solcher Beziehung, die Allerlei zu denken und zu urtheilen gibt, an die große Glocke zu schlagen, und damit eine Dame in ein zweideutig Licht zu bringen, zeugt jedenfalls von schlechtem Ton und Takt. (Gesellsch.)

*** Döbler ist in London eingetroffen. Er hat große Aussichten dort, glänzende Vorstellungen zu geben. Er hat das St. James-Theater für 30 Abende gepachtet, bezahlt dafür täglich 2000 Franken (bei 900 fl. C. M.) also 27,000 fl. für einen Monat! Schon der Apparat, den er aufgestellt hat, veranlaßt die Londoner Blätter in Enthusiasmus zu gerathen. Wie es heißt, wird seine Frau, welche der englischen Sprache vollkommen mächtig ist, zum ersten Male in der Kunst ihres Gatten sich zeigen. Nähere Berichte werden folgen.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 10. April. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abtheilungen von Scribe. Musik von Auber.

(Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 100. 11. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Wir hielten um diese Zeit gerade auf die Küste von Cuba hin, und liefen bei einer feinen Brise ganz gut unsre sieben Knoten ab.

„Ich sehe das Fahrzeug jetzt ganz deutlich, Sir," — rief Timotheus Tailtackle.

„Schön, Meister Tim; wie sieht es aus?"

„S' ist eine große Brigg, Sir; sie liegt mit demselben Bord am Winde, wie die Wave. — Sie können sie jetzt mit bloßem Auge sehen."

Ich blickte in der angedeuteten Richtung auf die See hinaus und glaubte einen thurmhohen Gegenstand zu sehen, der wie ein riesiges Gespenst finster und drohend allmählig mit dem Winde hervorkam und geheimnißvoll und schweigend auf den Wogen daherschwebte — mehr konnte ich für jetzt nicht unterscheiden.

„Es ist ein schweres Fahrzeug, Sir, so viel ist gewiß," — sagte Timotheus nach einer Pause, — „eben geyt es seine Untersegel auf, Sir, — es holt die Bramsegel ein — der Schlingel weicht von seinem Course ab und steuert an unserm Bug heran — will er uns denn den Bugspriet abstreifen?... es scheint fast!..."

„Ebbe und Fluth!" — fuhr ich heraus, — „das ist ein kecker Geselle!" — Und jetzt sah ich ziemlich deutlich die unheimliche Silhouette des fremden Schiffes kühn an unserm Bug heranschweben.

„Das Ruder ans Steuerbord!" — donnerte ich jetzt, da es galt, dem Feinde auszuweichen und sein Manöver zu vereiteln; — „fallt etwas von der Brigg ab — nur stetig — das wird's thun! — Gebt ihr jetzt eine Kugel quer durch den Bug, Meister Tailtackle und Reefy, lassen Sie unser besondres Signal hissen."

Die Kanone wurde abgefeuert, und die Signalleuchten glitten ins Takelwerk hinauf — doch unser gespenstiger Gegner blieb so finster und schweigsam wie zuvor.

„Meister Searf," — sagte ich zum Zimmermann, — „geht an die lange Kanone. Mr. Tim, mit solchen Kunden habe ich nicht gerne zu schaffen — öffnet die Pulverkammer."

Hierauf ließ ich einige Segel bergen und brachte meinen Gegner durch allmähliges Abfallen an unsre Vierung. Sobald derselbe aber merkte, daß sein kühnes Manöver, an unserm Vordersteven vorbei zu kommen, vereitelt war, setzte er den Fockhals wieder zu, hißte die Bramsegel wieder, und Alles ganz hübsch und regelrecht.

Die Brigg war jetzt nur noch auf Pistolenschußweite von uns entfernt. Tailtackle, im Hemde, Pluderhosen und Filzschuhen, streckte den Kopf durch die große Luke heraus, und sah mich ernst, fast ängstlich an.

„Ich möchte es Ihnen anempfehlen, Sir, die Decklukeu schließen zu lassen; der Patron da ist nicht sauber, Sir, mein Wort zum Pfande."

„Bewahre der Himmel, Meister Tim! — und wenn auch .... was liegt denn daran? — — Holla, Meister Figmaree! werft ihm eine Kugel zu, da er weder antworten noch beilegen will — schießt ihm ins Holz, gerade zwischen den Masten, hört Ihr, in die Bolzen! — seyd Ihr schußfertig?"

„Ja, Sir!" — war die Antwort.

„Feuer!" — Die lange Kanone spie einen grellen Feuerstrom aus, und der weiße Pulverdampf wirbelte zwischen dem Tauwerk empor — gleichzeitig hörten wir am feindlichen Bord ein lautes Krachen, hierauf einen gellenden Schrei, ähnlich dem, welchen die Neger beim Tode eines Kameraden ausstoßen, und dann ein langes dumpfes Geheul.

„Ein Sklavenschiff, Sir — und der Schuß hat getroffen," sagte Mr. Handlead.

„Ist dieß der Fall, dann ist der Bursche nicht so gefährlich," sprach ich; aber kaum hatte ich ausgeredet, da barg die Brigg auf einmal die Segel und fiel ein wenig von ihrem Course ab. Im nächsten Momente stieg rasch das Focksegel auf, und zischend zuckte ein Blitzstrahl aus seinem Bugstück, den schwarzen Rumpf, die Segel und das Takelwerk auf einen Augenblick magisch erleuchtend und einen grellen Schein auf die wogende See werfend, und ein betäubender Donnerschlag erschütterte Luft und Meer und hallte über die unermeßliche Wasserwüste. Das fremde Fahrzeug hüllte sich in eine dichte Dampfwolke und blitzte und donnerte aus derselben unbarmherzig auf uns los, daß unser Rumpf erzitterte und Blöcke und Holzsplitter umherflogen. Drei Schüsse gingen durch unser Schanzkleid: ein wackrer Bursche stürzte tödtlich verwundet, und der arme kleine Reefy sank, von einem Splitter in der Hüfte getroffen, bewußtlos nieder.

„Neun Kanonen auf einer Seite, so wahr ich kein Holländer bin!" — rief Figmaree, der Unterschiffer.

„Thut nichts, Meister! — Frisch dran, meine Jungen — zielt gut — Feuer!" — und krachend entlud sich unsre lange Kanone und die Carronade auf der Wetterseite; allein der Fremde war behende für uns — — er hatte bereits sein Schiff wieder an den Wind gebracht, und sucht so dicht als möglich bei demselben segelnd, das Weite. Wir setzten sogleich alles Linnen zur Jagd an, und schossen so flink hinter ihm her, daß Schaum und Flugwasser vorn aufs Deck heraufspritzten; aber vergebens!... Das Höllenschiff hob sich immer mehr windwärts, schwebte wie ein Sturmvogel über die schäumende Fluth dahin und war nach Verlauf einer Stunde, durch die Finsterniß der Nacht und seine Segelfer-

tigkeit begünstigt, luvwärts uns wieder aus dem Gesichte gekommen.

„Haltet nur auf ihn, Meister Figmaree, sonst läuft er uns unter die Küste und entwischt." Mit diesen Worten eilte ich in die Cajüte hinab, um die Karte zu Rathe zu ziehen, und war nicht wenig überrascht, meine Passagiere ganz munter anzutreffen; sie saßen an einem kleinen Tische vor einem Glase Grog und rauchten ihre ächten Havanna's.

„Ah," — rief mir Gelid entgegen, — „ah! so ein kleines Scharmützel? ein schlechtes Nachtvergnügen, Capitain." —

„Daß Sie der — —" grollte Vetter Bang, — „warum schlagen Sie sich aber nur zu einer so ungünstigen Zeit, mein Junge?"

„Schicksalstücke!" — versetzte ich lächelnd. — „Aber Pardon, meine Herren, ich muß eben auf der Küstenkarte etwas nachsehen und kann Ihnen erst Rede stehen, wenn Alles vorüber ist."

„Schön," — sagte Wagtail; — „wir wollen Sie nicht stören, Capitain." (Fortsetzung folgt)

## Der Kaiser von Rußland und der Yanki.

**(Aus dem New York Standard.)**

Von Herrn Dallas, dem früheren nordamerikanischen Gesandten am Petersburger Hofe, wurde unlängst an einer Gasttafel zu Philadelphia die folgende Anekdote erzählt:

Eines Tages kam ein Bursche, dem Ansehn nach von etwa 19 Jahren, zu unsrer Gesandtschaft in Petersburg. Er war das treue Muster eines ächten Yankis, mit einer Jacke, deren Aermel zu kurz für die derben Arme waren, und mit Beinkleidern, die nur halb bis an die Kniee reichten; die Hände hielt er in dem Hosenlatz, um darin mit Zehnpfennigsnägeln zu spielen. Er introducirte sich mit den Worten: „ich bin hierher gekommen, um zu sehn, ob ich wohl einige Yanki-Kleinigkeiten würde unterbringen können; aber ich muß auch den Kaiser sprechen." — Warum denn das? — „Ich habe ihm all' den weiten Weg von Amerika her ein Geschenk mitgebracht. Ich halte viel auf ihn, und möchte deßhalb gern bei ihm vorgelassen werden, um es ihm selber zu übergeben." — Herr Dallas lächelte, und sagte: mein guter Junge, es geschieht so häufig, daß gekrönten Häuptern etwas geschenkt wird, um das mit reichlichen Interessen vergolten zu sehn, daß ich fürchte, der Kaiser wird auch Dein Geschenk nur als eine Yanki-Berechnung betrachten. Worin besteht es denn? — „Es ist eine Eichel," erwiederte der Bursche. — Eine Eichel! Aber zum Kuckuck, was hat Dich denn auf den Einfall gebracht, den Kaiser von Rußland mit einer Eichel beschenken zu wollen? — „Nun, kurz vorher, ehe ich mich einschiffte, ging ich mit meiner Mutter nach Washington, um eine Pension nachzusuchen, und als wir dort waren, fiel es uns ein, einen kleinen Abstecher nach Mount Vernon zu machen. Dort las ich nun diese Eichel da auf, und dachte bei mir selbst, die sollst Du dem Kaiser bringen; er wird viel über unsern General Washington gehört haben, und sicher auch gern von unsren Institutionen hören. So habe ich sie denn, wie Ihr seht, mitgebracht, und wünsche nur, zu ihm zu kommen." — Mein Sohn, es ist für einen Fremden nichts Leichtes, bis zu dem Kaiser zu gelangen, und ich fürchte, er wird von Deinem Geschenke keine Notiz nehmen; Du würdest also besser thun, es zu behalten. „Nein, ich muß ihn nothwendig sprechen; ich denke, ich kann ihm eins oder das andere über Amerika mittheilen. Es würde ihm gewiß vielen Spaß machen, etwas über unsre Eisenbahnen und unsre Freischulen zu hören, und welche Wogen unsre Dampfböte schlagen. Und wenn er vernimmt, wie wohl es unserm Volke ergeht, findet er sich vielleicht auch zu Diesem und Jenem veranlaßt. Kurz und gut, ich kann mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich den Kaiser gesprochen habe; seine Frau und Kinder muß ich auch sehn. Ich möchte gern wissen, wie es bei solcher Art Leuten zugeht." — Nun denn, antwortete Herr Dallas, da Du so fest in Deinem Entschluß verharrest, so will ich sehn, was ich dazu thun kann; aber mache Dich darauf gefaßt, daß nichts daraus wird. Obwohl Aehnliches nicht eben gebräuchlich ist, möchte ich Dir indeß rathen, zum Vice-Canzler zu gehn und ihm Dein Anliegen zu eröffnen. Er nimmt sich Deiner vielleicht an. „Schon gut, weiter wollte ich auch nichts. Ich komme wieder zu Euch, und erzähle, wie es mir ergangen ist."

Nach zwei oder drei Tagen war unser Yanki wieder da, und sagte: „nun, ich bin bei dem Kaiser gewesen; ich habe ihn gesprochen. Er ist ein ächter Gentleman, das kann ich Euch sagen. Als ich ihm die Eichel gab, da sagte er, er wolle viele Eichbäume daraus ziehn; es gäbe in der alten und der neueren Zeit keinen Charakter, den er so sehr bewundere, als unsern Washington. Er sagte, er wollte die Eichel eigenhändig in seinen Pallastgarten pflanzen, und das hat er auch gethan, wie ich es mit eignen Augen gesehn habe. Er fragte mich hin und her über unsre Schulen und Eisenbahnen, auch sonst noch allerlei, und sagte dann, ich sollte wiederkommen, um auch seine Frau zu sehen, die besser englisch spräche als er. Da bin ich denn gestern wieder hingegangen, und habe in ihr eine hübsche, kenntnißreiche Frau kennen lernen, das kann ich Euch versichern, und ihre Töchter, das sind allerliebste Dingerchen." — Und die Kaiserin, was sagte sie zu Dir? — „Oho, die fragte mich Vieles. Denkt nur, sie meinte, wir hätten keine Domestiken in Amerika! Aber ich sagte ihr, die armen Leute dort verrichteten allerdings ihre Arbeit selber, die reichen aber hielten sich eine Menge Dienerschaft." — „„Aber,"" entgegnete sie, „„Ihr nennt sie nicht Dienende, sondern Gehülfen."" — „Ich merke schon, Madame, bemerkte ich da, daß Sie Mistriß Trollope gelesen haben; wir hatten dies Buch auch auf unserm Schiffe. Da schlug der Kaiser in die Hände, und lachte was er konnte. Dann sagte er: „ganz Recht, ganz Recht! wir haben uns die englische Ausgabe diesen Morgen holen lassen, und sie hat darin gelesen." — Ich erzählte nun noch von unserm Lande, was ich nur wußte, und es gefiel ihm das mächtig. Er wollte wissen, wie lange ich hier noch zu bleiben dächte. Da sagte ich ihm denn, ich hätte die Kleinigkeiten, die ich mitgebracht, alle verkauft, und wäre nun Willens mit demselben Schiffe meine Rückreise anzutreten. Dann sagte ich ihnen der Reihe nach Lebewohl, und ging meiner Weg. Nicht wahr, es ist mir herrlich ergangen? Das habt Ihr Euch wohl nicht gedacht!" — Nein, gewiß nicht, mein Sohn. Du kannst Dich schon glücklich preisen; denn es trifft sich wohl höchst selten, daß gekrönte Häupter einen Fremden mit solcher Auszeichnung behandeln.

Einige Tage später, sprach er abermals bei dem Gesandten vor, und sagte: „ich denke, ich bleibe noch etwas länger; man behandelt mich hier so gut! So kam jüngst ein vornehmer Officier zu mir, und sagte, der Kaiser habe ihn beauftragt, mir alle Merkwürdigkeiten zu zeigen; ich kleidete mich also an, und da nahm er mich mit in eine mächtig schöne, mit Vieren bespannte Kutsche. Wir fuhren dann ins Theater und nach dem Museum, und ich glaube fast, daß ich so ziemlich Alles gesehn habe, was es in Petersburg zu sehn giebt. Was sagt Ihr dazu, Herr Dallas?"

Es schien so unglaublich, daß ein armer unbedeutender Bursche dermaßen mit Aufmerksamkeiten sollte überhäuft worden seyn, daß der Gesandte wirklich nicht wußte, was er davon denken oder sagen sollte.

Nicht lange, und der naive Bursche stellte sich noch einmal bei dem Herrn Dallas ein. „Na," sagte er, „endlich wollte ich doch wieder zu Hause; so ging ich denn zum Kaiser, um ihm zu danken und Adieu zu sagen. Mir schien das eine Schuldigkeit zu seyn, er war ja so artig gegen mich gewesen. Nun, sagte er da, möchtest Du wohl noch etwas sehn, ehe Du nach Amerika zurückkehrtest? Hum, antwortete ich, ich hätte wohl einmal in Moskau hineinschauen mögen; denn ich habe viel von dem Verbrennen des Kreml gehört und manches über den General Bonaparte gelesen; aber das würde einen schönen Thaler Geld kosten, und ich möchte doch gern meinen ganzen Erlös der Mutter bringen. Dann sagte ich ihm Lebewohl, und ging. Aber, was meint Ihr, was den andern Morgen geschieht? Er schickt denselben Mann in Uniform wieder, um mich in einem seiner eigenen Wagen nach Moskau hin, und wenn ich dort Alles gesehn habe, was ich zu sehn wünsche, von dort wieder zurückzubringen. Wir reisen morgen früh ab, Herr Dallas! Was sagt Ihr davon?"

Und in der That fuhr der Yanki-Bursche den andern Morgen in einer glänzenden vierspännigen Equipage sein Taschentuch schwenkend und ausrufend: Adieu! Adieu! an dem Hause des Gesandten vorbei.

Herr Dallas vernahm späterhin von dem Kaiser, daß alle die von dem abenteuerlichen jungen Burschen erzählten Particularitäten buchstäblich wahr gewesen. Er erfuhr auch, daß derselbe zu Moskau mit einer Aufmerksamkeit behandelt worden war, wie sie in der Regel nur Gesandten erwiesen wird. (Lit. Mag. von Niebour.)

---

## Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.

(Fortsetzung.)

Jedermann bemerkte die Veränderung, die bei dem Grafen eingetreten war, und bemühte sich, das Räthsel zu lösen. Einige waren der Meinung, daß seine unermeßlichen Reichthümer, die Pracht seines Haushaltes und mehr als dieß, die Liebe, die er beim Volke genoß, die Mißgunst und den Verdacht des Königs erregt hätten; Andere — und deren waren die meisten — hielten dafür, daß er mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, und daß dieser ihn die Schätze und die Macht, die er ihm verliehen, durch Seelenangst und Gewissensbisse bezahlen lasse. Die letzte Erklärungsweise fand bei der Menge den meisten Anklang; denn sie stimmte am besten zu dem Geiste jenes Zeitalters, wo jede Feindschaft sich mit Gift und Dolch bewaffnete, wo des Morgens Empörungen ausbrachen, die des Abends in den Strömen der Blutgerüste erloschen, wo Haß und Zwiespalt die Familien zerrissen, wo, durch die Erschütterung der bisherigen Säulen des Glaubens, alle Leidenschaften entzügelt waren.

Es war gerade der Zeitpunkt, wo die durch Luther in Sachsen entzündete Flamme zum Ausbruch zu kommen drohte, welche über ganz Deutschland sich verbreiten, die Niederlande und einen Theil von Frankreich in Feuer setzen sollte, — als Egmont plötzlich den Hof verließ, um sich im Privatleben zu verbergen. Fürchtete er vielleicht, in die Nothwendigkeit zu kommen, zwischen den religiösen Grundsätzen, welche sich aufthaten, und den politischen Parteien, welche sich immer lauter aussprachen, eine Wahl zu treffen? Wollte er, den Blicken der Welt entzogen, die Begebenheiten zu Rathe nehmen, ehe er öffentlich bekannte: dieses ist mein Glaube, dieses die Partei, zu der ich mich zähle? — In völliger Zurückgezogenheit lebend wurde er von den Ereignissen und den Personen, die darin wirksam waren, nicht berührt. Er ließ sich selbst nicht mehr im großen Rathe sehen, wo Graf Barlaimont, Viglius und Granvella von Tage zu Tage ein größeres Uebergewicht erlangten. Sein Hof war nicht mehr, wie früher, der Sammelplatz der Vornehmen von Brüssel, welche das Gefolge der Statthalterin ausmachten, noch der Fremden von Stand, welche aus allen Gegenden herbeikamen, um das Land kennen zu lernen, von dessen Schönheit und Reichthum Guicchardin eine Beschreibung zu geben unternahm. Nicht als wenn das sonst so gastliche Haus seine Thüre dem Besuchenden verschlossen hätte; aber eine Kälte und Stille herrschte um dasselbe, welche von selbst alle diejenigen fern hielt, die etwa die Absicht und den Wunsch hegen mochten, es zu betreten.

Es war kaum ein Jahr verflossen, seitdem der Graf aus Aller Augen verschwunden war, und schon hatte man gänzlich aufgehört, sich um ihn zu kümmern. Man sah ihn nie anders als zur Morgenzeit, wenn er ganz zerstreut, als wenn irgend ein großer Gedanke sich seiner bemächtigt hätte, in die St. Gudulakirche ging, wo er mit Andacht auf der Bank, welche sein Wappen trug, niederkniete. Sobald die Messe zu Ende war, kehrte er unverweilt nach seiner Wohnung zurück, wo er, wie man sagte, den übrigen Theil des Tages damit zubrachte, seinen Schreibern Kaatsembrod und Marana Befehle und Briefe zu dictiren.

Diejenigen, welche für die Bestunterrichteten galten, versicherten, daß Letzterer in das düstere Geheimniß eingeweiht sey, welches des Grafen Leben umhüllte. Er war ein Spanier, und verdankte ohne Zweifel sein Amt der Kenntniß seiner Landessprache, welche, in jenen Zeiten, die Sprache der Beherrscher der Niederlande war. Marana stand noch in zartem Alter, und wenn man sein Haar, welches in langen seidenen Locken auf die Schultern fiel, wenn man seinen leichten und ganz mädchenhaften Gang, seinen zierlichen Wuchs und die weichen Formen seines Körpers betrachtete, so konnte man wohl Anstand nehmen, ihn für einen Mann zu halten. Seine feinen Hände glichen denen eines Weibes; seine Gesichtszüge hatten einen ernsten und schwermüthigen Ausdruck; seine Augäpfel erglänzten im tiefsten Schwarz; sein Gesicht war ein wenig gebräunt, nicht durch die Strahlen der Sonne, sondern durch jenes Feuer der spanischen Natur, welches die Haut zu durchdringen scheint. Bei der ersten Begegnung empfand man jene abstoßende Wirkung, welche die negative Elektricität auf den Körper ausübt, aber allmählig fühlte man sich wie durch eine geheime Gewalt zu ihm hingezogen, und man war von dem Verlangen ergriffen, das Innere dieser Seele zu erfragen, mit der man schon in jenes unerklärliche Verhältniß getreten war, wofür die Sprache den Ausdruck Sympathie hat. Gott weiß, in was für furchtbare oder betrübende Geheimnisse man geblickt haben würde!

In der That schienen große Schmerzen über diese Stirn hingezogen zu seyn, welche doch bestimmt war, nur der Freude zum Sitz zu dienen; tiefe Leiden schienen diese Wangen gebleicht zu haben, welche allein die Rosenfrische der Jugend hätte färben sollen; ein herbes Geschick schien diesem Munde, den nur das Lächeln der Liebe hätte verschönern sollen, einen Zug von bitterer Ironie aufgedrückt zu haben. Was konnte er in diesem Alter gelitten haben? Sein abgemagertes Antlitz, obgleich schön und fast von Raphaelischer Regelmäßigkeit, seine Augen, tief eingesenkt in die Höhlungen, welche ein leichtes Braun beschattete, das Stillschweigen, welches er mit fast mönchischer Strenge beobachtet, und die sichtliche Verlegenheit, welche er empfand, wenn der Blick eines Mannes sich auf ihn heftete, waren für die Menge, welche immer nach dem äußern Eindrucke richtet, unabweisliche Anzeichen, und gaben zu den widersprechendsten Vermuthungen Anlaß. Die Einen sahen in ihm nichts geringeres, als einen Aus-

sendling der Hölle; die Andern trugen sogar kein Bedenken ihn für den — leibhaften Satan! zu halten. —

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*₊* (Berlin, 6. April.) Man lies't in der Preußischen Staatszeitung: Die General-Intendantur der königlichen Schauspiele hat, nach sorgfältiger Prüfung, und genauer Durchlesung der 150, auf ihre Aufforderung vom 28. Mai v. J. eingegangenen Lustspiele von Seiten der dramaturgischen Prüfungs-Kommission, sich nicht veranlaßt finden können, den ersten und zweiten Preis definitiv zuzuerkennen, indem keins der eingesandten Stücke die sämmtlichen Erfordernisse zur Qualification, als Preisstück, in sich vereinigt. Dagegen finde sie sich bewogen, folgenden Stücken, die den angedeuteten Erfordernissen am nächsten kommen, einen Anerkennungs-Preis von vierzig Stück Dukaten zu bewilligen, und zwar:

dem Lustspiel mit dem Motto: „Genau die Rolle memoriren, Charakter und Effekt studiren etc." 40 Duk.;

ferner dem Lustspiel mit dem Motto: „Es mag auch sein Gutes haben, daß der Deutsche Dichter in der Regel nur um der Ehre willen arbeitet." 40 Duk.;

ferner dem mit dem Motto: „— tumes alto stemmate, tanquam feceris ipse aliquid, propter quod nobilis esses." Juvenal Sat. VIII. „Wo man arbeitet, da ist genug." Sprüche Salomonis. 40 Duk.;

und dem mit dem Motto: „Weit ritt ich her von Böhmen, — ich habe spät mich aufgemacht. —" 40 Duk.

Die Auszahlung vorstehender Anerkennungs-Preise findet jedoch nicht eher, als nach der ersten Aufführung auf einem der königlichen Theater mit einem, nach den bestehenden Normen zu regulirenden, angemessenen Honorars-Zuschuß, statt. Außerdem verdienen aber, nach dem Urtheil der dramaturgischen Prüfungs-Kommission, eine ehrenvolle Erwähnung folgende drei Lustspiele, von denen die beiden ersteren die Motto's haben: „Das Lustspiel darf des Ernstes nicht entbehren, soll es nicht zur Posse herabsinken etc" — „Was ist die Kunst, der die Natur fehlt?" das letztere aber, ohne Motto, den Titel: „Bilder der Zeit" führt. Diese drei Lustspiele sind, gegen das übliche Honorar, zur Aufführung geeignet befunden worden. Die Einsender der oben benannten sieben Stücke werden nun Seitens der General-Intendantur der königlichen Schauspiele ergebenst ersucht, ihre Erklärungen wegen der Eröffnung der ihren Stücken beigefügten Adressen innerhalb vier Wochen einzusenden, indem, wenn diese Zustimmung in der erbetenen Frist nicht erfolgt, die General-Intendantur sich für ermächtigt halten wird, die Zettel zu eröffnen. Die Einsender derjenigen Lustspiele, deren Motto vorstehend nicht angeführt ist, werden ganz ergebenst ersucht, dieselben binnen drei Monaten durch einen gehörig legitimirten Bevollmächtigten wieder abfordern zu lassen, oder mittelst bald gefälligst abzugebender schriftlicher Erklärung die Entsiegelung der beigefügten Adressen, Behufs der Rücksendung der Manuskripte, zu gestatten. Berlin, den 5. April 1842. General-Intendantur der königlichen Schauspiele.

*₊* Man lies't im Constitutionnel: „Die unbeugsame Strenge des russischen Kaisers gegen eheliche Untreue hat sich bei seinem letzten Besuche in Odessa an einem auffallenden Beispiel bewährt. Ein reicher Bojar, Graf Skrena, welcher seit Jahren wegen seiner außerordentlichen Sparsamkeit bekannt war, erschien bei dieser Gelegenheit mit neuen Karossen, den schönsten Pferden, glänzenden Livreen, überhaupt mit einer alle übrigen Gäste verdunkelnden Pracht. Zu gleicher Zeit befand sich zu Odessa eine junge und schöne Frau, die Gemahlin des Obersten M.; sie hatte einige Zeit bei einer Familie in der Grafen Nachbarschaft auf Besuch verweilt, und machte sich in Odessa durch den Glanz und die Großartigkeit ihrer häuslichen Einrichtung eben so bemerklich, als der Graf. Das vielzüngige Gerücht schrieb bald diesen Prunk einem allzuvertraulichen Umgange mit Letzterem zu. Bei des Kaisers Ankunft gab Graf Woronzow, der Statthalter der Provinz, einen großen Ball, zu welchem auch der Bojar und Madame M. geladen waren. Letztere war eben im Begriff, in dem Schimmer von Gold und Edelsteinen, Perlen und Spitzenschmuck nach dem Pallaste des Gouverneurs zu fahren, als sie durch die Ankunft eines kaiserl. Adjutanten überrascht wurde. Ihr Herz schlug hoch vor Entzücken, denn sie erwartete ein Zeichen der kaiserlichen Gunst; doch bald machte ihre Freude ganz andern Gefühlen Raum, als sie den Befehl des Kaisers vernahm, augenblicklich nach St. Petersburg zu ihrem Gatten zurückzukehren, oder fünfjähriger Einsperrung in einem Kloster zu Moskau gewärtig zu seyn. Sie wählte Letzteres, und in wenigen Stunden war sie auf dem Wege nach der alten Czaarenstadt. Graf Skrena wurde auf fünf Jahre nach Kursk verbannt." (N C)

*₊* (Paris.) Eine für die Eitelkeit der jetzigen Bürgeraristokratie karakteristische Thatsache ist die Medaille, welche Herr Persil, jetziger Münzdirektor, zur Verherrlichung seiner hohen Person hat prägen lassen. Die Medaille hat nicht weniger als einen Dezimeter, also beinahe einen halben Schuh im Durchmesser und findet selbst in der berühmten Denkmünze Louis XIV. nur annähernd ihres Gleichen Auf der einen Seite ist der Exminister in großem Pairscostume dargestellt, auf der andern sind Tag und Jahr seiner Geburt angegeben, so wie die verschiedenen Aemter, welche er nach und nach bekleidet hat. „O Louis XIV., ruft das Charivari aus, verhülle dein edles Antlitz mit einer edlen Perücke, du hast jetzt einen siegreichen Nebenbuhler gefunden, der dich um dreiundzwanzig Millimeter aussticht. So wird nun die Nase des Herrn Persil in Bronze gegossen, vielleicht in Silber, ja wer weiß es, ob nicht vielleicht in Gold, und unsere Urenkel, welche das Münzmuseum durchwandern, werden ihn für einen Souverain, einen Fürsten oder wenigstens einen großen Mann halten. Die von den jungen Laffen über diesen berühmten Persil befragten Präzeptoren werden sagen, weil doch kein Präceptor die Antwort schuldig bleiben darf: „„Persil! ach ja, er war ein gefeierter General zur Zeit der französischen Republik."" Oder wohl auch: „„Persil? wie, ihr kennt Persil nicht? den berühmten Persil! . . . Er hat ja die berühmte . . . ihr wißt es . . . diese . . . wundervolle Maschine erfunden. Herr Persil! der war ein großer Mechaniker!"" Andere werden einen berühmten Arzt aus ihm machen, und die zufällig die Geschichte der Musik des 19. Jahrhunderts gelesen haben, werden behaupten, Persil sey ein berühmter Pianist, zu dessen Ehren diese französische Medaille geprägt worden sey, als Konkurrenz mit der deutschen Medaille des Herrn Liszt. Höchst wahrscheinlich werden die andern öffentlichen Funktionäre des Königreichs dieses Beispiel nachahmen. Gewiß hat Herr von Rambuteau seine Medaille bestellt, und bald wird Jedermann seinen Kopf unter den Prägstock legen, weil Herr Persil die Idee gehabt, seinen Kopf münzen zu lassen. Welche Idee, aber auch welcher Kopf!"

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterleth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 101. 12. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich aber einen Blick auf die Karte geworfen, da entstand ein dumpfer Lärm auf der Treppe, und darauf polterte Jemand an der Cajütenthüre. — „Hillo!" — rief Bang — „was Teufel!..." da ging die Thüre auf, zwei Matrosen brachten den armen verwundeten Burschen herein, und legten ihre blutriefende Bürde auf den Tisch.

Für die, welche nicht damit vertraut sind, wie es bei Seegefechten hergeht, bemerke ich, daß auf kleinen Fahrzeugen oft im Nothfalle die Ambulance in der Cajüte eingerichtet wird, und das war gerade diesmal der Fall.

Bitte um Entschuldigung, meine Herren,"" sagte der Wundarzt; — „aber ich fürchte, ich muß an diesem armen Burschen eine schwere Operation vornehmen. Wollten Sie nicht aufs Deck gehen, meine Herren; es wäre wohl das Beste."

Gelid blieb mit mir in der Casüte, um dem Wundarzt beizustehen, während Bang und Wagtail aufs Deck gingen.

„Capitain," — sprach jetzt der arme Verwundete mit todesmatter Stimme, — „Sie verlassen mich doch nicht?... Man sollte es nicht glanben, aber ich verspüre wirklich keinen Schmerz."

Da erkannte ich den armen Burschen erst; es war einer meiner Jollführer, Namens Wiggins, ein schlanker, schöner Junge, schwächlich und bleich, aber muthig wie ein Löwe und ein ausgezeichneter Seemann in der Quarterdecksprache. Er war am rechten Beine getroffen. Wir legten ihm daher eine Schraubenbinde um den Oberschenkel, um das Blut zu stillen, streiften die Hosen auf und sahen, daß die Kugel ihm das Bein über dem Knie zerschmettert hatte und leider die Amputation unerläßlich war. Der Wundarzt ging sogleich ans Werk; doch der arme Wiggins hauchte während der Operation in meinen Armen seinen Geist aus.

„Er starb wie ein Held, Capitain," — sagte Gelid mit seiner gewohnten Fassung.

„Schöner Tod! Ruhe seiner Asche!" — sprach ich, innig gerührt und verließ die Cajüte, um auf meinen Posten auf dem Deck zurückzukehren. Da strauchelte ich am Fuße der Treppe über etwas.

„Nun, was ist denn das?" — brummte ich ungehalten.

„Ich bin's, Sir, der kleine Reefpoint," — sprach eine schwache Stimme.

„Alle Wetter! was machen Sie denn da? doch nicht verwundet, mein Junge?"

„Ein wenig, Sir — ein Puff von einem Holzspahn, den dieselbe Kugel absplitterte, welche den armen Wiggins niederstreckte."

„Aber warum gehen Sie nicht zum Doctor, Reefy?"

„Ich wartete nur, bis er mit Wiggins fertig war, Sir; jetzt will ich mich aber verbinden lassen."

Seine Stimme war immer schwächer geworden, bis ich ihn kaum noch verstehen konnte. Ich trug ihn mit Bang's Hülfe in die Cajüte, entkleidete ihn und fand, daß er in der rechten Seite gerade über der Hüfte stark verwundet war.

„Arme Mutter, wenn Du wüßtest ...." hauchte der arme Midshipman und sank meinem Vetter Bang ohnmächtig in die Arme. Der Wundarzt erklärte die Contusion für nicht gefährlich und legte den Verband an, worauf Bang, der treffliche, gutherzige Mann, den Cadetten in sein eigenes Zimmerchen trug.

„Ich danke Ihnen, guter Herr," seufzte der kleine Reefpoint; — „wäre meine Mutter hier, mein Herr, sie würde Ihnen auch danken."

Bang blieb bei ihm, mich rief aber der Dienst aufs Deck. Immer lag noch undurchdringliche Finsterniß auf dem Meere, und von dem gejagten Schiffe war nichts zu sehen. Es blieb mir keine andere Wahl, als mit vollen Segeln in dem Striche weiter zu steuern, den der Feind, nach meiner Berechnung verfolgen mußte, und ich hoffte denselben noch vor Tagesanbruch einzuholen. Es dauerte nicht lange, da kam Bang auf's Deck.

„Der arme Reefy ist eingeschlummert, Tom; aber sagen Sie mir doch, was halten Sie von der Geschichte — das ist ein schweres, trotziges Fahrzeug — wir wären fast übel angelaufen, und es ist gerade kein Unglück, daß es entronnen ist!"

„Entronnen, sagen Sie? — hoffentlich ist es nicht entronnen, und wir werden wohl, wenn der Tag anbricht, ein ernstes Wörtchen mit ihm reden."

„Sie scherzen, mein Junge; oder wünschen Sie wirklich ein zweites Zusammentreffen?"

„Sicherlich, lieber Vetter; was mich allein schmerzt, ist, daß Sie und Ihre Freunde dabei Gefahr laufen."

„Pah, pah! seyen Sie unsertwegen nur ganz unbekümmert; aber meinen Sie nicht, daß jenes Schiff zu stark für uns sey? achtzehn Kanonen gegen drei!..."

„Wir wollen sehen, lieber Bang; aber wenn ich den Feind einholen kann, muß ich ihn angreifen; so lautet meine Instruction. Ich will das Gefecht jedoch erst nach Tagesanbruch beginnen und möchte Ihnen jetzt anempfehlen, zu Bette zu gehen, da ich die Casüte wieder habe aufwaschen lassen. Also gute Nacht, lieber Bang — ich werde wohl die Nacht auf dem Deck zubringen müssen."

„Gute Nacht, lieber Tom; Gott behüte Sie. Ich will gehen und meine Freunde trösten."

Er drückte mir herzlich die Hand und stieg langsam und

sinnend die Treppe hinab. Ich ging auf dem einsamen Verdecke auf und nieder, häufig nach dem fremden Segel ausschauend, (ohne jedoch etwas von ihm zu entdecken), mißmuthig gestimmt durch den schlechten Erfolg meiner Jagd und meines so derb und trotzig zurückgewiesenen Angriffs und auf Rachepläne sinnend. Die Finsterniß der Nacht, die Oede und lautlose Stille, welche auf dem Decke herrschten und das dumpfe Brausen der See, die sich schäumend an den Schiffswänden brach, standen in harmonischem Einklange mit meinen trüben und finstern Gedanken. Endlich des Gehens müde, lehnte ich mich auf die Regelinge und starrte in die undurchdringliche Nacht hinaus, bis sich meine durch Wachen ermatteten Augen schlossen, und mich ein sanfter wohlthätiger Schlummer umfing. Meine aufgeregte Phantasie führte mir die sonderbarsten Gesichte vor; bald träumte ich von Sieg und Ruhm und sah die Zukunft in rosigem Gewande, bald stiegen blutige Schatten vor meiner Seele auf, und schreckten mich düstre, schaurige Bilder. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.

(Fortsetzung.)

### III.

### Das Schwert.

An dem Jahresfeste der Erzherzogin ging es an dem Hofe in Brüssel so prächtig und königlich zu, wie man es kaum von der Regierung Philipp's des Guten und der Regentschaft der Magaretha von Oesterreich sich erinnerte. Beide Flügelthore des Palastes waren eröffnet; Tanz, Musik, Fröhlichkeit belebten die Säle und die von Lichtern und Blumen schimmernden Gallerien. In diesen von Wohlgeruch durchdufteten, von tausend farbigen Flammen erhellten Räumen bewegten sich, gleich den Erscheinungen eines Traumes, alle die Gestalten des Festes, prangend von Edelsteinen, Federn, Sammet und Seide. Hier sah man blonde, jugendliche Frauen, dort andere in braunem oder schwarzem Hauptschmuck; schlanke Leiber, die man mit zwei Händen hätte umspannen können, eilten vorüber, Figuren ganz aus Taffet und Spitzen. Man hätte sagen mögen, daß der Himmel des Koran alle jene mährchenhaften Houri's auf die Erde herabgesandt habe, deren überirdische Schönheit nur in der entzückenden Trunkenheit des Opiums erschaut wird.

Aber in Mitten dieser von Anmuth und Geschmeide strahlenden Frauen, in Mitten dieser von Gold und Gestein glänzenden Herren stand ein einziger Mann, finster und sorgenvoll, gegen eine Marmorsäule des Saales gelehnt, der mit mitleidigem Blicke alle die Lust, die ihn umrauschte, alle die Tänze, die sich vor ihm verschlangen, betrachtete. Manchmal hätte man glauben sollen, daß er nichts von dem sah noch hörte, was um ihn vorging, so war er in sich selber versunken. Aber plötzlich fuhr er wie aus einem quälenden Traum empor, und warf sein Auge auf das goldene Vließ, das auf seiner Brust hing, dessen Anblick jedoch ihn noch ernster und nachdenkender zu machen schien.

Was in dem Herzen dieses Mannes, der kein anderer als Graf Egmont war, vorging, konnte Niemand errathen, außer daß man seine Brust rascher sich bewegen, und eine Blässe, schnell wie ein Gewölk, über sein Antlitz fliegen sah, so oft in den tanzenden Reigen eine der Frauen an ihm vorbeischwebte, deren dunkle spanische Augen, unwandelbar auf ihn geheftet, etwas von der Zaubergewalt auf ihn auszuüben schienen, die man dem Blick der Schlangen zuschreibt. Der Graf selbst, einer Regung gehorchend, die mächtiger war als sein Wille, folgte ihr lange mit den Blicken, indem er sich anstrengte, dieses braunen Gesichts und dieser schwarzen Augen sich zu entsinnen, die er anfangs glaubte nur in der Einbildung gesehen zu haben, und die ihm offenbar Furcht zu erregen schienen. Wenn sie in der Menge verschwand, suchte er sie wieder, er suchte unaufhörlich dieß Bild in seinem Gedächtnisse, aber umsonst; je öfter das Wogen des Tanzes sie ihm vorführte, desto größer ward seine Neugier, und jedesmal wiederholte er für sich mit leiser Stimme: Immerdar dieses Weib! —

Welche geheimnißvolle Beziehung zwischen ihm und dieser Frau statt finden mochte, war ihm selbst unbekannt. Ob sie ihm zuerst im Traum oder in der Wirklichkeit erschienen war, auch darüber wußte er sich keine Rechenschaft zu geben. Er erinnerte sich blos, daß er ihre Züge, in einem der entscheidensten Momente seines Lebens, gesehen oder erkannt habe. In der Schlacht bei St. Quentin, in dem Augenblicke, wo er den feindlichen Reiter, mit dem er so tapfer Mann gegen Mann gekämpft hatte, zu Boden warf, wurde sein Ohr von einem lauten, zerreißenden Schrei getroffen; er war dem Munde eines Jünglings entfahren, der sich verzweifelt über den Sterbenden stürzte. Dieser Jüngling hatte die Gesichtszüge der Dame; wie ein Blitz war das Antlitz desselben vor ihm erschienen, aber es blieb für immer seinem Gedächtnisse eingeprägt. Späterhin sah er dieselbe Gestalt zu wiederholten Malen, und zu Zeiten glaubte er an derselben eine auffallende Aehnlichkeit mit Marana zu bemerken. Dann stiegen seltsame Vermuthungen in seinem Kopfe auf; indeß einen Augenblick nachher glaubte er wieder das Spielwerk einer jener Launen des Zufalls zu seyn, die vielleicht mehr als Launen sind, und er sagte zu sich selbst: Nein, das ist unmöglich! —

So hatte ihn denn diese Frau während des ganzen Abends lebhaft beschäftigt, und sein Auge spähete nach ihr unaufhörlich; aber sie ließ sich nicht mehr sehen. Auf einmal verließ er den Platz, wo er stundenlang unbeweglich gestanden hatte, und durchschritt eilig die Säle und Gallerien des Palastes. Allein er fand nicht, was er suchte. Einige Minuten darnach entfernte er sich, und begleitet von Dienern, die ihm mit Fakeln voranleuchteten, begab er sich nach seiner Wohnung. —

Schon seit einer Stunde war das Thor von Egmont's Palast geschlossen, als es sich auf einmal wieder aufthat. Ein Mann trat heraus, das Gesicht unter einem ungeheuren Filzhute verbergend, und in einen weiten Mantel gehüllt, dessen unterer Saum von der Spitze eines Degens ein wenig aufgehoben wurde. Man sah ihn mit raschen und verstohlenen Schritten fortgehen, indem er sich, in tiefer Dunkelheit, längs dem Gemäuer hinschlich, welches, an die Sablonkirche gelehnt, sich wie ein unförmlicher Auswuchs an den Wänden dieses Gebäudes ausnahm. Plötzlich ließ sich eine Stimme von der Kirche her vernehmen; er glaubte diese Stimme zu kennen. Sie sang:

„O schmucker Ritter in finstrer Nacht,
Was wandelst du so allein,
Wie ein Gespenst, vom Grab erwacht,
Wann erlosch der Sterne Schein? —
Sey, nächt'ger Ritter, auf deiner Hut,
Denk', daß des Feindes Blick nicht ruht,
O wandle, wandle in Gottes Hut!

Ein helles Lachen folgte auf diese sonderbaren Worte. Der Mann im Mantel stand still. Er schaute sich um, aber er gewahrte nichts als eine Nachteule, deren Augen aus dem Schnitzwerk eines Fensters hervorfunkelten. Er setzte seinen

Weg fort. Aber sogleich hub die Stimme von Neuem an zu singen:

„Dich lockt wohl fern ein Kämmerlein,
Still und vertraut,
Da harrt ein Weib in Liebespein
Auf deiner Schritte Laut! — —
Sey, nächt'ger Ritter, auf deiner Hut,
Dieweil der Rache Blick nicht ruht,
Befiehl dich, Ritter, in Gottes Hut!

Abermals stand der Ritter still. Allein er vernahm nichts als den Flügelschlag einer Fledermaus, welche an seinem Gesichte vorbeistreifte. In dem nämlichen Augenblicke begann das Lied wieder:

„Fürwahr die Dam' ist schön und hold,
Wenn sie dein Herz umflicht!
Doch schenkt sie dir den Minnesold,
Vergiß des Gatten nicht! — —
Sey, nächt'ger Ritter, auf deiner Hut,
Es lechzt ein Aug' nach deinem Blut,
O wandle, wandle in Gottes Hut!"

Und etwas Schwarzes, selbst in der finstern Nacht bemerkbar, streifte an seinen Füßen vorbei, und entfloh vor ihm.

Der Mann im Mantel hatte seinen Dolch hervorgezogen, aber er sah und hörte nichts mehr. So machte er sich denn wieder auf den Weg, und lenkte in jenes Gewirre von Straßen ein, welche den Raum zwischen dem Sablon und der Kirche der Miniʼnenbrüder ausfüllen; er verschwand in einem jener schmalen Gäßchen, welche damals noch keinen Namen hatten, und von denen auch jetzt nur wenige einen bekannten Namen haben. Vor einer kleinen, niedrigen mit eingeschlagenen Nägeln bedeckten Thüre hielt er an; ein Hund, welcher davor lag, blickte ihn mit funkelnden Augen an. Er hatte nicht nöthig anzuklopfen, denn die Thüre that sich von selbst auf und schloß sich wieder, sobald der Ritter mit seinem schwarzen Gefährten eingetreten war. Er ging durch einen engen und niedrigen Gang, indem er mit den Händen an der Mauer hintastete, ohne einen andern Wegweiser zu haben, als die feurigen Augen des Hundes, welcher voranlief, und sich, wenn er einige Schritte gethan, jedesmal nach ihm umwandte. Am Ende dieses Ganges führten die Stufen einer Wendeltreppe in einen tiefen Keller hinab. Auch dieser öffnete sich bei der Ankunft des nächtlichen Wanderers.

Wie soll ich diese Höhle beschreiben, deren Anblick zu gleicher Zeit Neugierde und Schauder erweckte? Rings umher an den geschwärzten, von breiten Rissen zerfurchten Wänden sah man an Nägeln hängend oder auf Brettern aufgestellt eine Menge Phiolen und Gefäße von jeder Form und Farbe; hier, in einem Winkel, ein alter Schrank, dessen halbgeöffnete Thüre tausenderlei Dinge zeigte, für die man keinen Namen hat, Geräthe, wie sie etwa das Gemach eines Nicolas Flamel oder eines Faust enthalten mochte; dort ein altes Todtengeripp, das seine fleischlosen Arme über der Brust kreuzte, und aus seinen augenlosen Höhlen zu blicken schien; an der Decke ein ungeheures Spinnengewebe, gleichsam die Rinsetzrose des Zimmers, in deren Mitte das widerwärtige Thier sich schaukelte; auf dem Boden umher ebenfalls Phiolen und Geschirre, Recipienten, Kolben, Tiegel; sodann ein krummbeiniger Tisch, worauf in malerischer Unordnung Würfel, Karten, Wachsbilder, cabbalistische Bücher, und was weiß ich sonst noch, umherlagen. Die ganze Scene, deren Farben sich höchst harmonisch verschmolzen, denn das bewirkte der dicke Rauch, der den Raum erfüllte, wäre des phantastischen Pinsels eines Leys nicht unwürdig gewesen.

In der Mitte des Laboratoriums erhob sich ein großer Kamin, in welchem über einem eisernen Rost ein großer Kessel stand, worin eine röthliche, trübe Dämpfe aushauchende Flüssigkeit kochte. An diesem Kamin hing an einer Schnur ein Schwert, dessen blanker Stahl den beweglichen Schein der Flamme wiederstrahlte. Ein alter Mann, in einen weiten Ueberrock gehüllt, rührte den Kessel um; auf dem Boden war umher ein Kreis gezogen, ausgefüllt mit jenen sonderbaren Bildern, welche die Astronomen in den Zodiacus setzen. Der Greis murmelte einige unverständliche und geheimnißvolle Worte für sich hin, und war so in seine Arbeit versunken, daß er den eintretenden Fremden kaum wahrzunehmen schien. Nicht eher richtete er den Kopf auf, um sein geheimnißvolles Geschäft zu unterbrechen, als bis der schwarze Mantel gerade vor ihm stand, aus welchem ein mit einer Sammetmaske bedecktes Gesicht hervorschaute.

„Seyd willkommen, edler Herr, und lasset Euren Diener wissen, was Eure Gnaden befehlen? Etwa einen Trank, um das Herz einer Dame, die Euch ein Traum gezeigt, mit Liebe zu erfüllen? Eine Salbe, um die Jugend alt zu machen, oder das Alter zu verjüngen? Einen Balsam, um gegen Eisen, Blei und Stahl unverwundbar zu machen? Oder einen Zauber gegen das Leben eines Feindes? Ist es die Wissenschaft der Zukunft, oder —"

„Nur eins von alle dem," unterbrach die Maske den redseligen Alten.

„Und dieß Eine, es wird Euch gewährt werden. Aber was ist es, gnädiger Herr?"

Der Fremde zögerte einen Augenblick; dann erwiederte er mit Lebhaftigkeit: „Die Wissenschaft der Zukunft; denn schließt die Zukunft nicht alles übrige ein?" —

Der Greis winkte dem Fremden zu, daß er sich niederlassen solle. Er zog einen Schemel an den Tisch heran, nahm ein Spiel Karten, mischte sie und legte sie dann vor sich hin in der Form eines Kreuzes. Er blickte sie lange Zeit unverwandt an, als wenn er in den geheimnißvollen Zeichen der Blätter läse, sodann heftete er einen starren Blick auf eine Karte, auf der ein rothes Schwert abgebildet war. Mehrere Minuten blieb er in dieser Stellung, ohne ein Wort zu sagen; brennender Schweiß bedeckte seine Stirn und benetzte das dünne Haar, das seinen Scheitel einfaßte.

„Nun wohlan, Meister?" fragte der Ritter, indem er die Augen bald auf den Zauberer, bald auf die Klinge am Kamin richtete, die, ohne daß Jemand sie berührt hätte, in hastigen Schwingungen erzitterte.

Aber der Alte blieb regungslos, die Augen wie gebannt auf das nämliche Blatt; er gab keine Antwort. So verharrte er noch mehrere Minuten in hartnäckigem Stillschweigen; und das Schwert am Kamin bewegte sich mit Heftigkeit.

Endlich richtete der Greis den Kopf in die Höhe; die Sterne seiner Augen sprühten von einem seltsamen Glanz, und schienen die Flammen des Herdes zurückzuwerfen, wie ein Opal, wenn man ihn im Licht der Sonne hin und her wendet; seine Lippen bebten in jener Erschütterung, die man wohl bei einem Redner bemerkt, der in die empörten Volkshaufen seine feurigen Reden wirft, oder bei dem Priester, welcher von den Dingen des Herzens und des Himmels mit der Begeisterung des Dichters und der Ueberzeugungsmacht des Glaubens spricht, die vielleicht auch Dichtung ist.

„Die Zukunft," so ließ er sich vernehmen, „bringt einen herrlicheren Ruhm, als der war, welcher bei Gravelingen und St. Quentin errungen ward." —

Der Fremde fühlte sich erschüttert. —

„Die Zukunft," fuhr jener langsam fort, „bringt den Ruhm, nicht für einen König, wohl aber für ein Volk gelebt zu haben!" —

Der schwarze Mantel des Mannes zog sich in die Höhe.

— „Die Zukunft — ist der Ruhm, das Blut auf öffentlichem Platze für einen Gedanken zu vergießen, nicht — auf dem Schlachtfelde für eine blinde Pflicht!“ —

Und der Mantel that sich auf. — „Die Zukunft — ist der Ruhm, das Leben für seine Brüder zu opfern, welche voll Verehrung sagen werden: „„Für uns ist er gefallen!““ Lieber für sie, als für einen einzelnen Menschen, der nicht einmal mit Gleichgültigkeit sagen wird: „„Er ist für mich gefallen!““ — — Da riß der Fremde die Maske ab, die sein Antlitz verhüllte. —

„Und diese Zukunft,“ setzte der Greis mit immer steigendem Ausdrucke hinzu, diese Zukunft gehört Euch, edler Herr Lamoral, Graf von Egmont, Fürst von Gaure, Baron von Fiennes!...“

„Habt Dank!“ entgegnete der Graf, indem er die Maske, die er in der einen Hand hielt, in's Feuer warf, und die andere dem Zauberer darbot. „Habt Dank, Meister; möge der Wille Gottes geschehen!“ —

In dem nämlichen Augenblick zerriß die Schnur, woran das Schwert hing, und fiel zu den Füßen des Grafen nieder, die Spitze ihm entgegengekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Feindesgesinnung.) Bekanntlich hatte der Erzbischof Dietrich von Köln mit Herzog Adolf von Kleve in fast beständiger Feindschaft und Fehde gelebt. Kaum war Adolf gestorben, als Jemand, in der Hoffnung, eine reiche Belohnung zu erhalten, eiligst nach Köln ritt und dem Erzbischofe die Nachricht fröhlichen Gesichts überbrachte. In edlem Unwillen rief dieser aus: „Was treibt dich dazu an, mir den Tod eines Mannes, dem an Rechtlichkeit und Tapferkeit Keiner gleich kam, mit so hämischer Freude zu melden?“ kehrte dem Elenden den Rücken zu und ließ ihn leer abziehen.

*** In der Magdeburger „Kreis-Zeitung“ findet sich folgende Anzeige: Tod meines Sohnes, des Spiegelmachers. Dem lieben Gott hat es gefallen, meinen Sohn Jakob durch einen Gußspiegel von 6 Fuß 8 Zoll Höhe und 4 Fuß 4 Zoll Breite sterben zu lassen. Er wollte den Spiegel im Kaufmann Schönemannschen Hause an die Wand befestigen. Der obere Nagel stockte schon in der Mauer, der Spiegel hung bereits, da wurde der bewußte Nagel plötzlich bewußtlos; er riß sich aus der Wand, und sturzte, und mit ihm der Spiegel auf meinen Sohn, dem sogleich das Empfinden schwand; die Verletzung, die er erlott, war schauderhaft; heute gob er seinen Geist auf. Ich zeige dieses an, und bitte um doppelte Beileidsbezeigungen. Erstens wegen meinem Jakob und hernach wegen des Spiegels. Denn Schönemann behauptet, ich müßte den Spiegel tragen, da mein Sohn doch durch seinen schlechten Nagel an dem Tod des Spiegels und seinem eigenen Schuld gewesen. Ich trage ihn aber nicht. Er liegt in Scherben. Mein Jakob aber war 27 Jahre alt. — Magdeburg, am 19 März 1842. Suse Fädecke, Spiegel- und Glas-Luster-Fabrikantin.

*** (Kopenhagen, 4. April.) Das Hof- und Stadtgericht hat heute in einer zwischen Procurator Christensen, als dem jetzigen verantwortlichen Redacteur von „Foedrelandet“, und der früheren Solotänzerin beim königl. Theater, Mad. Kretzmer, verstrenden Injuriensache erkannt, und Ersteren zu einer Mulct von 50 Rbthlrn. und zu einjähriger Censur verurtheilt, so wie auch einen einzelnen, und nicht alle von Letzterer als ehrenrührig bezeichneten Ausdrücke mortificirt. (Alton. M.)

## Aus Wiesbaden.

(7. April.)

Zu den Kunstgenüssen, die uns seit Rubini's vorjährigem Besuche dahier zu Theil wurden, gehört insbesondere das Conzert, welches der Kammervirtuos, Herr J. K. Mayer, unter Mitwirkung der Demoiselles Franziska und Josephine Rummel, so wie mehrerer Mitglieder der hiesigen Oper, veranstaltete. Dasselbe fand gestern Abend vor einem sehr zahlreichen Publikum, im großen Saale des Hotels zum Adler Statt. Die Wahl der Musik- und Gesangstücke zeugte eben so sehr von dem guten Geschmacke des Concertgebers, wie die Ausführung derselben die künstlerische Ausbildung der Mitwirkenden beurkundete. Demoiselle Franziska Rummel, Tochter des hiesigen Hofkapellmeisters Rummel, trug zuerst eine Cavatine aus Torquato Tasso von Donizetti mit Wärme und Geschmack vor; später sang dieselbe noch einige Lieder von Schubert und Proch. Die Stimme dieser jungen und lieblichen Sängerin besitzt neben reiner Intonation viel Schmelz und Biegsamkeit, und dürfte bei fernerem Studium eine sehr ausgezeichnete werden. Die Sängerin erhielt ihre erste musikalische Ausbildung durch ihren verdienstvollen Vater, genoß hierauf einige Zeit den Unterricht Bordogni's in Paris, und steht dermalen im Begriff, in Begleitung des Ersteren, nach Mailand zu reisen, um sich daselbst unter der Leitung tüchtiger Lehrer zur dramatischen Sängerin vollständig auszubilden, in welcher Eigenschaft, unterstützt von einer reizenden Persönlichkeit, sie dereinst etwas Bedeutendes zu leisten im Stande seyn dürfte. In dem rauschenden Beifalle, den Dlle. Rummel erhielt, schien das Auditorium zugleich seine besten Wünsche zu ihrer Reise in das Land des Gesanges aussprechen zu wollen. Von den übrigen Piecen verdienen vorzugsweise Erwähnung ein großes Concert für das chromatische Horn und das Lied „der Sänger in der Ferne“ für Bariton mit obligater Hornbegleitung, vorgetragen von dem Concertgeber und Herrn Jaskewitz. Phantasie und ausgezeichneter Ton, in Verbindung mit einer überraschenden mechanischen Fertigkeit, machen Herrn Mayer zum Meister auf seinem Instrumente und sein Spiel erregte wie immer die Bewunderung der Zuhörer. Mit tiefem Gefühl und klangvoller Stimme sang Herr Jaskewitz das Lied „der Sänger in der Ferne“ und lauter Beifall lohnte dem Künstler, der für uns noch lange „der Sänger in der Nähe“ bleiben möge. Die genannten Compositionen, beide noch im Manuscript, sind von einem ehemaligen Zöglinge des Conservatoriums in Brüssel, Herrn Eduard Kunz von hier. Es ist zu bedauern, daß diesem als guter Clavierspieler bekannten jungen Mann noch kein größerer, seinen Kenntnissen angemessener Wirkungskreis zu Theil wurde. Von seinem Talente zur Composition geben seine vorliegenden Arbeiten Zeugniß, welche neben reicher Instrumentirung viel schöne Gedanken enthalten. Außer diesen neuen Kunstprodukten hörten wir ferner ein neues Lied von Proch, das jedoch nicht ihn, sondern den Herrn Hofkapellmeister Rummel zum Componisten haben soll. Die Composition zeichnet sich aus durch reinen, gefälligen Styl, und derselbe verdient dafür um so mehr den Dank der hiesigen Kunstfreunde, da als Verfasserin des lieblichen Gedichts eine junge hohe Dame von hier genannt wird. Die als vorzügliche Clavierspielerin bekannte Dlle. Josephine Rummel, ebenfalls eine Tochter und Schülerin des Vorgenannten, trug mit Geschmack und einem für Damen seltenen Ausdruck, Fantasien über Themas aus Don Juan für das Pianoforte von Thalberg vor. Sehr störend dagegen wirkte das häufige Stimmen dieses Instruments während des Concerts. Eine rühmende Erwähnung verdienen schließlich die von Herrn Roll, Mitglied des hiesigen Theaterorchesters, vorgetragenen, von ihm componirten Variationen über ein Original-Thema für die Violine. Die effektvoll vorgetragne Composition zeichnet sich durch gefällige, glücklich verbundene Gedanken vortheilhaft aus.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 12. April. Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abtheilungen von C. Blum. (Gastrolle) Veronika: Demoiselle Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, №. 102. 13. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Als ich erwachte, schleierte die scheidende Nacht Himmel und Meer nur noch in graue Dämmerung ein; hie und da küßte der junge Morgenstrahl bereits die Spitze einer höheren Welle, und die Leute waren eben damit beschäftigt, das Deck abzuwaschen. Bald glühte der Horizont im Morgenrothe und da entdeckten wir unsern Freund von der verflossenen Nacht wieder, ungefähr vier Seemeilen windwärts. Er lag mit derselben Seite wie wir am Winde, dicht angebraßt, und hielt offenbar auf die Küste von Cuba, unter schwerem Segeldrucke dahin ziehend. Die Küste durfte er nicht gewinnen, sonst konnte er auf den Strand laufen und uns entrinnen; wir änderten daher sogleich unsern Cours und legten uns zwischen ihn und die Küste. Doch was that der verwegene Patron? So wie er sich vom Lande abgeschnitten sah, steuerte er trotzig und entschlossen auf uns los, feuerte, nachdem er die Bramsegel eingerafft und die Untersegel aufgegeyt hatte, eine Kanone ab, und hißte eine große spanische Flagge, ganz nach Kriegschiffsbrauch.

Unterdessen war es heller Tag geworden, und die drei Passagiere waren heraufgekommen, ihre Morgenwaschungen vorzunehmen. Ich stand gerade ganz vorn an der langen Kanone und beobachtete den Feind; da kam auf einmal Pegtop, Bang's schwarzer Diener auf mich zu.

„Mit Verlaub, Massa Capitain,“ redete der Neger mich an, „kann mir Massa nicht einige Flinten zukommen lassen?“

„Einige Flinten?“ — fragte ich; „ei ein halb Dutzend, wenn Ihr's wünschet.“

„Danke, Massa Capitain.“ Und sogleich nahmen er und die zwei schwarzen der andern Passagiere, jeder seine zwei Flinten sammt dem erforderlichen Schießbedarf aus der Waffenkiste und schritten stolz wie drei schwarze Robinson Crusoes dem Hinterschiffe zu. Da trat ich wieder zu Pegtop hin. —

„Aber, mein Freund, da ich Euch die Flinten gegeben habe, darf ich wohl auch fragen, ob Eure Herren wirklich mitzukämpfen beabsichtigen?“

Der Neger blieb stehen und sah sich rings um, während seine Mienen die größte Ueberraschung und Verwunderung ausdrückten. „Massa Bang sich schlagen?... Massa Aaron Bang sich schlagen?“ — und er blickte mich mit so ernsthaft komischer Miene an, daß ich mich des Lachens nicht erwehren konnte. — „Ach, Massa,“ fuhr der arme Bursche fort, — „scherzen thun, Massa, scherzen thun — mein Massa Aron Bang sich schlagen? O, Massa Capitain kennen ihn nicht, sicherlich Massa noch nie haben Schnepfen schießen sehen und wilde Enten — wie Massa Bang wilde Enten im Fluge schießen — o, ich habe oft ihn schießen sehen Enten mit der Kugel — viel hundert Enten — ach, auf 150 Gänge — und ein Mensch, doch größer Ziel als eine wilde Ente, Massa Capitain.“

„Zugestanden, Meister Pegtop,“ — sagte ich; — „aber eine Ente führt auch keine geladene Muskete mit sich, wie ein spanischer Bukkanier — ein kleiner Unterschied, Meister Pegtop!... Nun!... Will aber auch Herr Gelid sich schlagen?“

„Ich denken wohl, Massa Capitain — groß Freund von Massa Bang — auch guter Entenschütze — o ja, ich denken, Massa Paul Gelid will auch sich schlagen.“

„Ei,“ — sagte ich, „Eure Herren sind ja lauter Helden, Pegtop — wird Herr Wagtail auch mitkämpfen?“

Da trat er ganz nahe zu mir heran und flüsterte mir zu: „Nicht sicher, Massa Wagtail — er zu gern gut essen, sonst nichts — Massa Capitain, ich wissen nicht bestimmt, ob Massa Wagtail fechten oder nicht.“

Hierauf schulterten Pegtop, Chew-chew und Jampea jeder seine zwei Flinten und schritten auf das Hinterdeck zu, wo sie dieselben putzten, ölten und polirten und zwar mit auffallender Geschicklichkeit.

Ich hatte erwartet, die Brise würde mit Tagesanbruch auffrischen, sah mich aber bitter getäuscht; denn sie fiel gegen 6 Uhr so stark, daß fast Windstille eintrat. Ich ließ daher die Leute ihr Frühstück einnehmen und setzte mich dann mit meinen Freunden ganz ruhig zum Morgenimbiß nieder.

Es dauerte nicht mehr lange, da lullte die Brise gänzlich ein, und jetzt hieß es: „die Ruder hinaus!“ Aber ich sah nur zu bald ein, daß wir bei dieser Art Jagd kein besonders günstiges Resultat erwarten durften, indem ich mit einem harten Gefechte in Aussicht, mein Schiffsvolk nicht den ganzen Tag über an den plumpen schweren Rudern in der heißen Sonnengluth konnte schmachten lassen, während der Feind seine Ruder mit Sklaven bemannte und die müden Schwarzen jede Viertelstunde mit frischen ablöste, ohne daß ein Weißer eine Hand anlegte; von einem Angriffe mit Böten konnte durchaus keine Rede seyn. Ich nahm daher, wiewohl gegen meinen Willen, die langen Ruder wieder ein, und mußte, zur Unthätigkeit verdammt, den ganzen Vormittag mit ansehen, wie der Feind höhnend davon ruderte.

Die Leute gingen zum Mittagessen hinab und kehrten nach geendetem Mahle wieder aufs Deck zurück; doch die Windstille währte immer noch fort, und als ich gegen 4 Uhr des Nachmittags zum Mittagsmahle hinabgerufen wurde, regte sich noch kein Lüftchen. Bei Tische wurde wenig gesprochen; meine Freunde, wenn gleich muthige und entschlossene Leute, waren doch froh, die Brigg, welche wie eine riesige Schild-

kröte dahinkroch, allmählich wegholen zu sehen, da ihnen ein Gefecht nur Gefahr bringen konnte. Meine eigenen Gefühle waren sehr getheilt; einerseits war ich entschlossen, Alles zu thun, um den Feind zu einem Gefechte zu zwingen, andererseits wäre ich gerade nicht untröstlich gewesen, wenn er mir entronnen wäre, da er uns denn doch furchtbar überlegen zu seyn schien. (Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

**Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.**

(Fortsetzung.)

„Der Wille Gottes, edler Graf, und — der Wille eines Weibes," fuhr der alte Alchymist fort, indem er Jenen bei der Hand, die er fest in der seinigen hielt, vor einen blanken Stahlspiegel führte. Er hauchte auf die glänzende Fläche, welche sofort über und über geblendet war. Mit gespannter Erwartung schaute der Graf auf den Spiegel hin, und seine Neugier war um so größer, da er Anfangs nicht gewagt hatte, den Alten über jenes Weib zu befragen. Zuerst sah er nichts als eine Wolke; aber nach und nach zertheilte sich diese Wolke, und ein Frauengesicht, erst schwankend und unbestimmt, aber immer deutlicher sich gestaltend, wurde sichtbar. Es war der nämliche spanische Kopf, das nämliche braune Antlitz, die nämlichen schwarzen Augen, die ihn auf dem Balle so unablässig verfolgt hatten. Den Grafen überfiel ein Schauder beim Anblicke dieses Bildes, welches sich überall ihm in den Weg stellte. — Wie kam es dahin? Kam es vom Himmel oder aus der Hölle? War es die Wirkung unerklärbarer Zauberei, oder eines jener wunderbaren Gesichte, welche das Auge des Leibes, wenn nicht vielmehr das Auge des Geistes, täuschen? — So fragte er sich selbst. Aber ehe er noch Zeit fand, sich eine Antwort zu geben, hatte das Gebilde sich mit einem Nebel überzogen, und verlor sich in dem Gewölk, wo sein Blick vergebens es zu verfolgen suchte.

Er hatte während der Zeit weder das Bellen des Hundes gehört, noch bemerkt, daß die Thüre sich öffnete. Indem er sich umkehrte, erblickte er dasselbe Gesicht vor sich, welches eben im Spiegel erloschen war. Im ersten Augenblick meinte er, daß dieses Bild in seiner Vorstellung stehen geblieben, und er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er es vertreiben; allein er überzeugte sich, daß sein Sekretär Marana vor ihm stand.

„Du hier, Marana?" redete er ihn an. —

„Ich habe Euch bewacht, gnädiger Herr. Es folgte Euch ein Mann nach mit einem Degen; da bin ich ihm mit dem Dolche in der Hand nachgegangen." —

### IV.

### Der falsche Mönch.

Unterdessen nahmen die Zeitereignisse ihren unaufhaltbaren Fortgang. Die Ketzerei, durch den blutigen Widerstand, dem sie auf allen Seiten begegnete, angespornt, gewann von Tag zu Tag größeren Boden. Es fehlte dieser neuen Lehre nichts weiter als die Weihe des Märtyrerbluts; und diese Weihe sollte ihr zu Theil werden. Mit grausamer Strenge wurden Edikte gegen sie erlassen, und mit entsetzender Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Auf allen öffentlichen Plätzen stiegen Blutgerüste und Scheiterhaufen auf; die Flamme erlosch nicht, das Henkerbeil fand keine Ruhe; denn die Inquisition war von Madrid in Niederland eingezogen, mit dem ganzen Gefolge von Spähern, Alguazils und Henkern. Es dauerte nicht lange, so erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Gipfel; von der Unzufriedenheit zur offenen Empörung ist nur E Schritt; und dieser Schritt geschah auf Anregung des Edle von St. Aldegonde, Philipp von Marnix, welcher d ersten Gedanken zu jener so denkwürdigen Handlung anga die unter der Benennung Compromiß bekannt ist. Dies Akt, eine muthvolle und heftige Protestation zu Gunsten d Gewissens- und Denkfreiheit, wurde von mehr als dreihun dert Herren aus den mächtigsten Familien des Landes gezeic net, und der Stattbalterin am 4. April des Jahres 15 durch Heinrich von Brederode überreicht, welchem a Verbündete, je zwei und zwei, wie in Prozession folgten, u durch ihre Gegenwart zu bekräftigen, was sie mit der Fede unterzeichnet hatten. Aber die fast ausweichende Antwort de Margaretha von Parma, weit entfernt, die Gemüther zu beruhigen, hatte nur eine größere Aufreizung zur Folge, d von jenem Zeitpunkte an täglich zunahm. Der erste Aus bruch der Gährung geschah in Flandern; von da verbreite sie sich wie ein Brand über Brabant, Holland, Geldern Seeland und Friesland. Wie auf ein gegebenes Zeichen e hoben sich die Ketzer in Masse; überall wurden die Kirche geplündert, die Priester verjagt, die Heiligthümer den scha derhaftesten Entweihungen preisgegeben. Das Volk war w vom Schwindel, wie vom Wahnsinn getrieben. Beim An blicke solch' entsetzender Vorfälle ergriff die Statthalterin, d Furcht nachgebend, endlich die Partei der Duldung; sie g stattete die Predigten, und hob alle strengen Verfügungen au mit denen man den durch die Verfolgung so mächtig gewo denen neuen Lehren entgegen getreten war. Aber schon hatt der Brand zu weit um sich gegriffen, als daß man seine noch Meister hätte werden können. Seinerseits beschloß de König, entrüstet über die Dinge, die in den Niederlanden vorgefallen waren, sein Ansehen auf dem Wege der Strenge und des Schreckens wieder herzustellen. In Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, fand er einen Kopf, stark und fest wie der seinige, ein Herz, unversöhnlich wie sein eigenes, und einen Arm, noch entschiedener und nachdrücklicher als der seine war; er konnte keinen geeignetern Mann finden, um auf gewaltsamem Wege das königliche Ansehen in den Niederlanden wieder zu befestigen.

Der Herzog erschien in den Niederlanden an der Spitze eines mächtigen Heeres. Am 22. August 1567 hielt er seinen Einzug in Brüssel, und von diesem Zeitpunkte an beginnt jenes Schreckensregiment, welches die Geschichtschreiber der Zeit so verschieden beurtheilen, je nach den Leidenschaften, denen sie sich hingaben, je nachdem sie in dem großen Kampfe, der nun im Begriff war auszubrechen, die eine oder andere Partei erwählt hatten. Auf der einen Seite sah das Land die Scheiterhaufen sich wieder entzünden, die Blutgerüste wieder aufrichten, die Kerker sich öffnen, die Beile aufs Neue schleifen; den Gedanken und das Wort einem Schattenspiel von Gerichtshof überantwortet, der unter dem Namen Aufruhrsrath eingerichtet ward, dem aber das Volk die derbere und bezeichnendere Benennung eines Blutrathes beilegte. Auf der andern Seite kam der Aufstand, der so lang im Stillen gebrütet, zum Ausbruche, gleich einem Vulkan, der lange Zeit in der Tiefe des Bodens gekocht hat. Blutige Fehden, heiße Kämpfe, verzweifeltes Ringen erhoben sich, und der Ausgang begünstigte bald die Unterdrücker, bald die Unterdrückten. Dalhelm sah die Ketzer den Spaniern unterliegen; Heiligerlee sah die Spanier unter der Hand ihrer Gegner zu Boden stürzen. Diese unerwartete Niederlage brachte des Herzogs Erbitterung auf den höchsten Punkt; und um den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen, entschloß er sich, selbst an die Spitze seiner Truppen zu treten. Ehe er jedoch die Hauptstadt verließ, wollte er den Geist der Empörung durch ein Beispiel der Strenge niederschlagen, und dadurch

e Unternehmungen im Keime ersticken, die man in seiner bwesenheit gegen ihn versuchen möchte. Vierundzwanzig delleute ließ er enthaupten, einen von Egmont's Schreibern, aatsembrod, Herrn zu Bakerseele auf dem großen Sablonlatze viertheilen, und Anton van Stralen, den Bürgermeier von Antwerpen, zu Vilvorde mit dem Schwert hinrichn. Und doch war das alles nichts als der erste Akt des utigen Dramas, welches unvollständig geblieben wäre, wenn icht zwei noch angesehenern Männern darin eine Rolle zutheilt worden wäre. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Nichts Neues unter der Sonne.) Vor einigen Wochen machte bekanntlich in Berlin die Verhaftung einer jungen Dame Aufsehen, die mehrere Jahre hindurch ein Haus gemacht und usschließlich vom Stehlen gelebt hatte. Ein ähnlicher Fall kam or ungefähr siebenzig Jahren in Paris vor. Ein gewisser Albert war damals Polizeilieutenant. Herr von Maurepas ließ n eines Tages zu sich kommen und sagte ihm Folgendes: „eine talienische Gräfin Brazzini bereitet uns in diesem Augenblicke mancherlei Unannehmlichkeiten; sie ist jung, schön, eine Modeame und in allen Häusern gern gesehen. Sie macht vielen Aufwand und man weiß nicht, woher sie das Geld dazu nimmt. Ich habe Gründe zu glauben, daß sie sich mit diplomatischen Intriguen befaßt; Sie müssen uns Aufklärung darüber verschafen." Die Verlegenheit des Polizeilieutenants war anfangs ziemich groß, denn wer die Verhältnisse der Gräfin ermitteln sollte, mußte das Vertrauen derselben gewinnen; dazu konnte er aber inen gewöhnlichen Agenten nicht brauchen und er fand Niemanen, dem er diesen Auftrag hätte geben können. Er mußte sich lso entschließen, selbst zu handeln. Bald darauf wohnte die Gräfin einem Maskenballe bei, den der Herr von Maurepas ab. Albert, der sich mit einem eleganten Domino bekleidet atte, redete die Dame an und ehe der Ball zu Ende ging, atte der Polizeilieutenant bereits zu gefallen gewußt; die Dame atte ihm versprochen, ihn bei dem nächsten Ball in der Oper wiederzusehen. Beide fanden sich dort ein und Albert gewann ie Gunst der Dame so sehr, daß sie ihn einlud, Chocolade ei ihr zu trinken. Wir haben bereits gesagt, daß die Gräfin chön und geistreich war; jeder andere als der ernste Beamte würde sich einer großen Gefahr ausgesetzt haben, sich in seinen eignen Netzen zu fangen; Albert war nicht der Mann, einen Augenblick zu vergessen, daß er diese Comödie zum Vortheil es Publikums spiele. Er hatte sich Remond genannt und gesagt, r müsse sich wegen eines Jugendstreiches verborgen halten. „Wenn Sie das Unglück haben, arm zu seyn, lieber Remond," sagte die Dame einige Tage später zu ihm, „so bin ich dagegen reich genug für uns Beide." Von ihrer Liebe hingerissen, ging sie nun zu vertraulichen Mittheilungen über und der Polizeilieutenant erhielt auf diese Weise die Gewißheit, daß die Dame kein anderes Besitzthum habe, als ihre Schönheit und keine andern Erwerbmittel als den Diebstahl. Eines Tages erschien Albert auch bei ihr und lud sie ein, mit ihm auszufahren. „Wohin bringen Sie mich?" fragte sie, als sie bei der Spazierfahrt sah, daß der Wagen in das Polizeigebäude fuhr. — „Zu mir." — „Sind Sie . . ?" — Der Lieutenant der Pariser-Polizei." — Die Dame stieß einen durchdringenden Schrei aus und wollte in Ohnmacht fallen. — „Genug der Comödie," sagte Albert kalt u ihr; folgen Sie mir in mein Cabinet und ich werde Ihnen ie die Nachweisungen, welche ich von Ihnen erwarte, die Erlaubniß geben, Paris binnen 24 Stunden und Frankreich binnen acht Tagen zu verlassen." — Die Gräfin versuchte zärtliche Vorwürfe, als sie aber bald bemerkte, daß sie damit nichts ausrichte, antwortete sie aufrichtig auf alle ihr vorgelegte Fragen und reiste nach England ab, wo sie noch lange ihre Talente ausübte.

*** (Die englischen Räuber.) Ein Franzose, der die Sache verantworten mag, erzählt: nirgends in der Welt spielt das Herkommen eine so große und despotische Rolle als in England. Die Vorliebe für die gothischen Formen wird bis zur Anbetung getrieben und nichts ist seltsamer als die Formen, welche noch heute die feierlichen Handlungen der gesetzgebenden Gewalt und der Verwaltung begleiten. Hauptsächlich aber hat sich in den Corporationen und Universitäten der fanatische Eifer für alle Excentricitäten erhalten, welche man mit dem Worte Herkommen bezeichnen kann. Ich bereisete vor einigen Jahren eine der malerischesten Provinzen Großbritaniens, Buckinghamshire, begab mich von Windsor auf dem längsten, aber angenehmsten Wege nach Eton und wanderte, jung, leicht an Geld und Sorgen, auf einem Fußwege in einem Walde hin, in welchen die Strahlen der Sonne kaum einzudringen vermochten. Ich schwelgte in poetischen Gefühlen, als mit einem Male drei Männer von Fleisch und Bein mit Galgenphysiognomien aus einem Dickicht heraus und auf mich stürzten. Alle Theaterräuber waren nichts im Vergleich mit diesen drei Banditen, deren Augen gleich Hyänenaugen unter den breitkrämpigen Hüten hervorblitzten. Meine poetischen Träume schwanden und ich war mehr todt denn lebendig, als man mich auf den Gipfel eines Hügels schleppte, wo man mich dem Hauptmanne der Bande vorstellte, einem jungen Taugenichts von neunzehn Jahren, der zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte. Der unbärtige Cartouche hielt eine rothe Fahne in der Hand, die er dreimal schwenkte; meine Hüter näherten sich mir wieder. Ich schloß die Augen, denn der entscheidende Augenblick nahete und — ich wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer duftenden Wiese in einiger Entfernung von der Stadt, in welcher ich mein Mittagsmahl einzunehmen gedacht hatte. Ich rieb mir die Augen und glaubte geträumt zu haben, indeß waren aus meiner Tasche die sechszehn Schillinge verschwunden, die sie enthalten hatte, und zu meinen Füßen lagen ein Dolch und ein Pistol. Ich nahm diese Waffen, um sie zugleich mit meiner Klage dem Richter vorzulegen. Dieser hörte mich an bis zu Ende, ohne mich zu unterbrechen. — „Wo sind Sie ausgeplündert worden?" fragte er endlich. — „In dem Walde bei Eton." — Der Richter sah die Andern an und alle brachen in ein lautes Gelächter aus. — „Ich begreife nicht," fiel ich aufgebracht ein, „wie in einem civilisirten Lande die Erzählung solcher Straßenräuberei bei den Richtern eine solche Heiterkeit erregen kann. Ihr Lachen ist mehr als unschicklich, es scheint zu beweisen, daß Sie diese Verbrechen kennen und dulden." — „Wir kennen sie allerdings, vermögen sie aber nicht zu verhindern; die Räuber, die Ihnen die Börse abgenommen haben, sind junge Adelige aus der Schule zu Eton. Sie bedienen sich eines Vorrechtes, das man vergebens abzuschaffen sucht; sie pflegen alle Jahre in einer gewissen Zeit die Reisende zu plündern, die sich in dem Weichbilde der Schule betreffen lassen. Mit dem Ertrage dieser Contribution bezahlen sie das Diplom desjenigen ihres Kameraden, der am Ende seiner Studien sich einer letzten Prüfung unterwerfen muß. Allen unseren Bemühungen, diese seltsame Contribution abzuschaffen, haben sie das Wort „Herkommen" entgegengesetzt, dessen Macht sie kennen. — „Aber die Mordversuche?" — „Sind Scherz." — „Das Pistol?" — „Ist von Holz wie der Dolch ohne Klinge." Das war allerdings wahr, wie ich mich bei näherer Betrachtung überzeugte.

*** (Ein Austernfrühstück.) Herr von Talleyrand gewann einst gegen Herrn von Sainte Foix eine Wette, nach welcher der Verlierende ein Austernfrühstück für zwölf Personen bezahlen und dem Gewinnenden das Recht zugestehen sollte, die Gäste zu wählen. Man glaube nicht, daß Talleyrand dieselben aus seinen Freunden und Bekannten nahm. Er ließ vielmehr

in Paris nachforschen, wer unter nur einigermaßen annehmbaren Personen die meisten Austern zu essen vermöchte, und diese lud er zu einem Frühstück ein. Sainte Foix ahnete nichts von der Sache. Die Austern verschwanden bei dem Mahle wie durch Zauberei; man zählte sie da nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten, zur großen Verwunderung des Herrn von Sainte Foix und zur noch größern Freude Talleyrand's. Viele der Gäste verzehrten über fünfhundert Stück, mehrere über sechshundert; der Sieger aber war ein gewisser Advokat Cloiseau, der die Gabel nicht eher niederlegte, bis er sechzig Dutzend oder siebenhundert und zwanzig Stück verzehrt hatte. Es war, wie man sieht, ein wahrhaft homerisches Essen.

## Monaldeschi.

Christine, Königin von Schweden, geboren am 8. Dez. 1626, gelangte schon im 6ten Jahr durch den Tod ihres Vaters, des großen Gustav Adolf, der 1632 in der Schlacht bei Lützen fiel, zum Thron, entsagte der Regierung im Juni 1654, begab sich auf Reisen, war zweimal (im Sommer 1656 und im Herbst 1657) in Frankreich, verbrachte die letzte Zeit ihres Lebens zu Rom, und starb am 19. April 1689. Eine traurige Episode ihres Lebens bildet die Ermordung Monaldeschi's, wovon in einer gleichzeitigen Schrift: „Relation de la mise à mort du Marquis Monaldeschi, grand Ecuyer de la Reine Christine de Suède le 10. Nov. 1657; faite par le R. P. Le Bel, son confesseur, Ministre de l'ordre de la Sainte-Trinite du couvent de Fontainebleau" nachstehender (von der Preußischen Staats-Zeitung übersetzt mitgetheilter) Bericht enthalten ist:

Die Hinrichtung des Marquis von Monaldeschi, Ober-Stallmeisters der Königin Christine von Schweden, welche zu Fontainebleau in der Hirsch-Gallerie auf Befehl des Kommandanten der Königin vollzogen wurde, hat vielen Personen Anlaß gegeben, es in Frage zu stellen, ob ein Souverain außerhalb seiner Staaten das Recht hat, seine Diener aus eigener Machtvollkommenheit hinrichten zu lassen. Und obgleich die Rücksichten, welche Frankreich stets für die Allianz mit Schweden gehegt hat, es verhinderten, daß dieser Streit weiter geführt wurde, so hat doch das von dem König (Ludwig XIV.) bei dieser Gelegenheit beobachtete Schweigen glauben lassen, daß die königliche Würde ein unveräußerlicher Charakter sey, daß seine Macht und seine Autorität die damit bekleidet gewesene Person überall hin begleite, und daß diese somit an jedem Orte, wo sie sich auch befinde, stets das Recht der Souverainität über Alle behalte, die sich, sey es als Diener oder unter anderen Verhältnissen in ihrem Gefolge befinden und nicht Unterthanen des Fürsten sind, in dessen Staaten jene andere fürstliche Person sich zurückgezogen. Aber wie dem auch sey, da ich nicht die Absicht habe, in diese Frage einzugehen, noch die Kühnheit, ein entscheidendes Urtheil darüber auszusprechen, so will ich mich darauf beschränken, alle Umstände dieses Ereignisses genau zu berichten, um dem Leser die Freiheit zu überlassen, darüber zu urtheilen.

Am 6. November 1657 um 9¼ Uhr Morgens ließ die Königin von Schweden, welche sich in Fontainebleau aufhielt und in der Conciergerie des Schlosses wohnte, mich durch einen ihrer Livree-Bedienten zu Fuß zu sich entbieten. Er sagte mir, daß, falls ich der Superior des Klosters sey, er den Befehl habe, mich zu Ihrer Majestät zu führen, da sie mich sprechen wolle. Ich antwortete ihm, daß ich es sey, und daß ich mit ihm gehen werde, um den Willen Ihrer Majestät zu vernehmen. Somit folgte ich, ohne mir einen Begleiter zu wählen, da ich fürchtete, die Königin warten zu lassen, dem Livree-Bedienten bis in das Vorzimmer. Hier ließ man mich einige Augenblicke warten. Endlich kam der Livree-Bediente zurück und hieß mich in das Zimmer der Königin von Schweden eintreten. Ich fand sie allein, und nachdem ich ihr meine ehrfurchtsvollste Hochachtung und Ehrerbietung bezeugt hatte, fragte ich, was Ihre Majestät von mir, ihrem ergebensten Diener, verlange. Sie sagte mir, ich solle ihr folgen, damit wir mit mehr Freiheit sprechen könnten. Und als wir in die Hirsch-Gallerie eingetreten waren, fragte sie mich, ob sie mich niemals gesprochen habe. Ich erwiederte, daß ich die Ehre gehabt hätte, Ihrer Majestät meine Ehrfurcht zu bezeigen und sie meines unterthänigsten Gehorsams zu versichern, und daß sie die Güte gehabt, mir dafür zu danken, und das sey Alles. Hierauf sagte die Königin zu mir, daß ich ein Gewand trüge, welches sie verpflichte, sich mir zu vertrauen, und sie ließ mich unter dem Siegel der Beichte versprechen, das Geheimniß, welches sie entdecken wolle, zu bewahren. Ich erwiederte Ihrer Maj[...] daß ich in Betreff des Geheimnisses natürlich blind und stumm [...] und da dies bereits hinsichtlich aller Personen ohne Unterschied [...] finde, so müßte ich noch um so mehr Grund haben, es hinsichtlich [...] Fürstin zu seyn, wie sie, und ich fügte hinzu, daß die heilige Sch[...] sage: „Sacramentum regis abscondere bonum est." Nach dieser [...] wort übergab sie mir ein an drei Stellen versiegeltes Päckchen [...] piere ohne irgend eine Aufschrift und befahl mir, es ihr zurückzugeb[...] in wessen Gegenwart auch sie es mir abfordern werde, was ich Ih[...] schwedischen Majestät versprach. Sie empfahl mir hierauf, die [...] den Tag, die Stunde und den Ort, wo sie mir das Paket überg[eb...] genau zu merken, und ohne weiter etwas zu sagen, zog ich mich [...] rück und ließ die Königin in der Gallerie.

Am Sonnabend, dem zehnten Tage desselben Monats Novemb[er] um 1 Uhr Mittags, ließ die Königin von Schweden mich durch ein[en] ihrer Kammerdiener rufen; als derselbe mir gesagt, daß die Köni[gin] mich verlange, ging ich in mein Kabinet, um das Paket mitzunehm[en,] welches sie mir übergeben hatte, in der Meinung, daß sie mich ho[len] lasse, um es zurückzufordern. Ich folgte dem Kammerdiener, [...] nachdem wir durch die Thür des Thurmes gegangen, mich in [...] Hirsch-Gallerie eintreten ließ und, sobald wir eingetreten waren, [...] Thür mit solcher Eile schloß, daß ich darüber ein wenig erstaun[te.] Da ich nach der Mitte der Gallerie zu die Königin bemerkte, wel[che] mit einem Kavalier ihres Gefolges sprach (ich habe seitdem erfahr[en,] daß es der Marquis von Monaldeschi war), so näherte ich mich [...] Fürstin, nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bezeigt hatte. Sie forde[rte] mir mit ziemlich lauter Stimme in Gegenwart des Marquis u[nd] dreier anderen Personen das Paket ab, welches sie mir anvertr[aut] hatte. Zwei von jenen Personen standen etwa vier Schritte von [...] Königin entfernt, die dritte ziemlich nahe bei Ihrer Majestät. [...] sprach diese Worte zu mir: „Mein Vater, gebt mir das Paket zurü[ck,] welches ich Euch übergeben habe." Ich trat näher und überreichte [...] ihr. Nachdem Ihre Majestät es angenommen, betrachtete sie es ein[ige] Zeit, öffnete es und nahm Briefe und andere Schriften, die da[rin] waren, heraus. Sie ließ den Marquis dieselben sehen und lesen, i[n]dem sie ihn mit ernster und fester Stimme fragte, ob er sie we[...] kenne. Der Marquis verneinte es, indem er erbleichte. „Wollt I[hr] diese Briefe und diese Schriften nicht anerkennen?" fragte sie ihn ([sie] waren in der That nur Kopieen, welche die Königin selbst geschrieb[en] hatte). Nachdem Ihre schwedische Majestät dem genannten Marq[uis] einige Zeit gelassen, über diese Kopieen nachzudenken, zog sie un[ter] denselben die Originale hervor, zeigte ihm dieselben, nannte ihn ein[en] Verräther und ließ ihn seine Handschrift und seine Unterschrift erke[n]nen. Sie fragte ihn mehrmals, worauf der Marquis, sich entschul[di]gend, antwortete, so gut er konnte, und die Schuld auf verschiede[ne] Personen schob. Endlich warf er sich der Königin zu Füßen und b[at] sie um Verzeihung, und zu gleicher Zeit zogen die drei anwesend[en] Männer ihre Degen aus der Scheide. Hierauf erhob er sich, zog [die] Königin bald in die eine, bald in die andere Ecke der Gallerie, wä[h]rend er sie beständig bat, ihn zu hören und seine Entschuldigung[en] anzunehmen. Ihre Majestät verweigerte ihm nichts, sondern hör[te] ihn mit großer Geduld an, ohne den geringsten Unwillen oder irge[nd] ein Zeichen des Zorns zu geben. Als er am heftigsten in sie drang, ihn geduldig anzuhören, wandte sie sich zu mir und sagte: „Mei[n] Vater, sehet und seyd Zeuge (sie näherte sich dem Marquis und stützt[e] sich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Knopfe), da[ß] ich gegen diesen Menschen nichts im Schilde führe, und daß ich diese[m] Verräther und diesem Treulosen so viel Zeit lasse, als er will, un[d] mehr, als er von einer so beleidigten Person nur verlangen kann, u[m] sich zu rechtfertigen, wenn er es vermag."

Endlich gab der Marquis von der Königin gedrängt, ihr die Pa[]piere und zwei oder drei kleine zusammengebundene Schlüssel zurück, die er aus seiner Tasche zog, wobei zwei oder drei kleine Silberstück[e] zur Erde fielen. Und nachdem diese Zusammenkunft höchstens ein[e] Stunde gedauert und die Königin durch seine Antworten nicht zufrie[]den gestellt worden war, wandte Ihre Majestät sich zu mir und sagt[e] mit ziemlich lauter, aber ernster und gemäßigter Stimme: „Mein Vater, ich gehe und überlasse Euch diesen Menschen, bereitet ihn zum Tode vor und tragt Sorge für seine Seele." (Fortsetzung folgt.)

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 13. April. Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abtheilungen von C. Blum. (Gastrolle) Veronika: Demoiselle Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen. Zum Beschluß: Fantasie über ein russisches Thema für Oboe; vorgetragen von Herrn C. Methfessel.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Ostereich.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, №. 103. 14. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Kaum hatten wir jedoch unser Mittagsmahl eingenommen, da bewies das Vorbeirauschen des Wassers am Piek der kleinen Wave und die Stetigkeit, womit sie dahinschwebte, daß eine leichte Brise aufgesprungen sey. Alsbald kam Tailtackle herunter.

„Die Brise hat sich eingestellt, Sir; das fremde Segel hat sie gefaßt und kommt lustig mit ihr daher."

„So pfeift zu Deck, Tailtackle! — — Alles auf! refft die Segel! — — Welchen Cours hält die Brigg?"

„Gerade auf uns herunter, Sir."

Ich ging eiligst aufs Deck: da steuerte der Guineafahrer ungefähr zwei Meilen windwärts, offenbar zum Gefechte klar, das Deck mit Leuten bedeckt, stetig unter einfach gerefften Marssegeln daher. Meine Leute standen in verschiedenen Gruppen auf dem Verdeck, entweder stumm nach dem Feinde hinüberlugend oder sich leise besprechend, während Wagtail und Gelid mit ihren Schwarzen auf dem Halbdeck saßen und sorgfältig die Musketen prüften. Ich sah, daß Alles kampffertig war und stieg, in Gedanken vertieft, wieder in die Cajüte hinab; Bang saß ruhig am Tische und schlang eben seinen letzten Pisang hinab, als ich eintrat.

Aus den unzweideutigen Bewegungen der Brigg hatte ich mich hinlänglich überzeugt, daß jetzt ein Gefecht unvermeidlich war, und zweifelte, da dieselbe uns so furchtbar überlegen war, selbst an einem glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich sehr aufgeregt war: es war das Erstemal, daß ich kommandirte; meine künftige Stellung im Dienste, meine Beförderung, Alles hing von meinem jetzigen Benehmen ab — und, du lieber Himmel, ich war bei allem dem noch gar zu jung und zählte erst 21 Jahre! Ein fremdartiges, unbeschreibliches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt und es erwachte in mir ein unwiderstehliches Verlangen, mein Herz dem trefflichen Manne zu öffnen, den ich vor mir hatte. Ich setzte mich ihm gegenüber und sah ihn an.

„Heisa!" — rief Bang, indem er seine Kaffeetasse niedersetzte; — „ei Tom, was fehlt Ihnen?... Sie sehen verteufelt bleich aus, mein Junge."

„Die ganze Nacht nicht geschlafen, lieber Bang, und heute den ganzen Tag auf den Beinen .... Anstrengung genug, sage ich Ihnen."

Ich fühlte in diesem Momente einen starken Schauer durch meinen ganzen Körper und einen ganz auffallenden Trieb zu sprechen, einen Trieb, den ich nicht einmal einer Analyse unterwerfen konnte.

„Lieber Bang, Sie sind der einzige Freund, auf den ich in diesen Himmelsstrichen zählen kann; Sie kennen mich und alle die Meinigen und werden Ihrem Vetter wohl eine kleine Gefälligkeit erweisen."

„Was meinen Sie, Tom, mein lieber Junge?... Nur heraus damit!"

„Ja, mein Freund.... Ich bin über die Maßen betrübt, Sie und Ihre trefflichen Freunde in diese Gefahr gestürzt zu haben .... Doch ich konnte nicht anders und bin darüber auch bereits mit meinem Gewissen im Reinen; ich kann Sie also nur noch inständig bitten, unten zu bleiben und sich nicht unnöthiger Weise Gefahren auszusetzen. Und wenn ich fallen sollte — und ich zweifle, ob ich je die Sonne wieder werde untergehen sehen, da der Feind zu überlegen ist...."

„Wenn der Feind zu überlegen ist, — warum suchen wir dann nicht das Weite? Auf die Beine, Freundchen? — Havanna liegt ja leewärts in der Nähe?"

„Da könnte ich tausend Gründe dagegen aufbringen, Lieber.... Ich bin ein brittischer Seemann und ein junger Offizier, und muß meine Pflicht und Zukunft im Auge haben — nein, nein! es ist unmöglich — ein älterer und erfahrner Mann hätte vielleicht fliehen können, aber ich — — ich muß mich schlagen .... Sollte eine verirrte Kugel mich niederstrecken, theurer Vetter, so bringt doch Mary mein letztes Lebewohl und ihr Bildniß, und meiner armen Mutter — — der schicken Sie meine Brieftasche — es sind Briefe darin —" und ich seufzte tief auf und heiße Thränen entströmten meinen Augen. — „Vor Ihnen, lieber Bang, schäme ich mich meiner Thränen nicht."

„Lassen Sie das, mein guter Junge, lassen Sie das; was den Feind betrifft, so wollen wir ihn schon wacker bekämpfen und — schlagen."

Ich sah ihn groß an. „Wollen Sie denn auch kämpfen?"

„Die Wahrheit zu sagen: ja — und warum denn nicht? — Ich habe kein Weib — bin ledig und frei — ja, ich will einmal mit kämpfen."

„Ein zweiter Schuß, Sir!" — rief Tailtackle durch's offne Decklicht herab. Jetzt ging Alles wirr durcheinander und wir eilten auf's Deck. Unser Gegner war eine große Brigg von wenigstens 300 Tonnen, ein langer, platter Rumpf, von innen und von außen schwarz angestrichen, mit apfelrunden Seiten, niedern Masten und ungemein langen Raen; das Deck wimmelte von finstern Gestalten mit blitzenden Waffen. Die Sonne stand schon tief und das Fahrzeug kam gerade auf uns zu und durchfurchte, mit der Seebrise daherwogend, mit erstaunlicher Schnelligkeit die dunkelblauen Gewässer. Bald konnten wir die Stückpforten erkennen: ich zählte deren zehn auf einer Seite und neun Kanonen .... Sind es lange Schiffskanonen, sind sie von schwerem Kali-

der?.... das suchte ich zuerst zu erfahren und lugte unverwandten Blickes mit dem Glase zu unserm Freunde hinüber. Aber wer beschreibt meine Ueberraschung und Unruhe, als ich auf einmal das Deck und das Vorder- und Hinterkastell sich mit nackten Negern füllen sah, die schaarenweise aus dem Raume heraufstiegen! Daß der Feind ein Guineafahrer sey, hatte ich mir gleich Anfangs eingebildet, und daß er etliche 50 Mann mustere, hatte ich ebenfalls vermuthet; daß der Capitain aber zu einer so gefährlichen Maßregel, gefährlich für ihn selbst und für uns, seine Zuflucht nehmen und die Sklaven bewaffnen werde, das hätte ich mir nicht träumen lassen; daher beunruhigte mich dieser gewagte Schritt nicht wenig, da der Feind dadurch zu erkennen gab, daß er den verzweifeltsten Widerstand zu leisten entschlossen sey.

Tailtackle stand zur Zeit neben mir, in seinem rothen Hemde und weißen Pluderhosen, den Säbel an der Seite und den Gürtel fest zusammengeschnürt; der Rest der Mannschaft war auf ähnliche Art gekleidet und bewaffnet, nur mit dem Unterschiede, daß die Schützen noch Flinten trugen, während die Uebrigen an den Kanonen, Piken neben sich liegen hatten. Die Pfropftonnen, Kartätschenbüchsen, Kühlbalsen und Lunten befanden sich an Ort und Stelle. Alles war zum Gefecht klar, und die Leute erwarteten stumm das Signal, das Feuer zu eröffnen. Da fiel mein Blick zufällig wieder auf Timotheus.

„Meister Tailtackle,“ — sprach ich zu ihm, — „Ihr seyd Constabler und sollt in der Pulverkammer seyn .... Werft den Säbel weg: Ihr habt die Enterer nicht zu führen.“ — Der arme Bursche erröthete, da er in der momentanen Aufregung vergessen hatte, daß er jetzt kein Vortopkapitän auf der Torch mehr sey.

„Meister Timotheus,“ — sagte Bang, — „könnt Ihr eine von diesen Stecknadeln da entbehren?... Ihr könnt sie ja doch in der Pulverkammer nicht brauchen.“

Tim lachte. „O ja, mein Herr; aber Sie wollen doch nicht die Enterer führen?“

„Wer weiß! ich habe ja auf diesen schwankenden Planken herumgehen gelernt, mir den Seemannstritt angeeignet, Meister,“ — erwiederte Aaron Bang mit einem grimmigen Lächeln, warf den Rock aus, gürtete den Säbel um, und wickelte sich einen breiten rothen Shawl um den Kopf. Hierauf zog er sein Halstuch aus, schlang es um die Hüften und zog es möglichst fest zusammen.

„Sonderbar, daß die Menschen in der Stunde der Gefahr sich immer so fest als möglich zusammenschnüren,“ — sagte er; — „wahrscheinlich ist's die Unruhe.“

Das Sklavenschiff war jetzt auf Musketenschußweite herangekommen und setzte das Ruder ans Backbord, um unter unsern Stern zu rennen. Um dies zu verhindern, lief ich scharf in den Wind und gab der Brigg eine Lage: ich sah die weißen Splitter von seinen geschwärzten Berghölzern wegfliegen und wieder drang derselbe durchdringende Schrei, dasselbe gezogen traurige Geheul zu unsern Ohren, wie bei der nächtlichen Attaque.

„Wir haben wieder einen von den armen Schwarzen getroffen,“ seufzte Bang, und wollte noch etwas bemerken, als das Sklavenschiff wieder seine ganze Breitseite auf uns entlud und zwar mit derselben kalten Präcision, von der wir schon früher ein Pröbchen gehabt hatten.

„Werft das Ruder unter den Wind, und laßt den Don nur herumkommen!“ — donnerte ich, als ich merkte, daß die Brigg unsern Stern umsegeln wollte; — „das wird's thun — Meister, lauft jetzt quer vor seinen Spiegel! — — Legt die Ruder aus da vorn und haltet das Schiff in seiner jetzigen Position — keinen Zoll abgefallen, immer unter seinem Stern! — Bringt auch die andre Carronade auf die Leeseite herüber — das ist's! — Hurrah, jetzt ist der Don bekal — jetzt drauf, mein Junge — fest gezielt, ihr Schützen Feuer!“ Die Kanonen donnerten, das Musketenfeuer prass und ein freudiges Hurrah brauste über die Fluthen dahin.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.

(Fortsetzung.)

Am 3. Juni 1568 zog ein Hause Soldaten, welcher zw sorgfältig verschlossene Wagen geleitete, durch das Flandri Thor in Brüssel ein. Langsam und schweigend rollten d Wagen dahin, umringt von zwölf spanischen Fähnriche welche das Geleit bildeten, Männer und Rosse m Staub bedeckt. Der Zug ging unaufgehalten vorwärt Mancher Bürger steckte vergebens den Kopf zum Fens hinaus, um zu sehen, was der Trupp zu bedeuten habe; suchte umsonst zu erfahren, was jene Wagen enthalten möchte denn noch wußte Niemand, daß sie von Gent kamen, un an einem jener drückenden Sommertage, wie sie zu Anfan des Juni oft das Land versengen, einen Weg von zeh Stunden zurückgelegt hatten. So fuhren sie die ganze Fla drische Straße hinauf, über die Sennebrücke, den Hühnermark an der St. Nikolaikirche vorbei, und gelangten, durch d Buttergasse, auf den großen Marktplatz, wo sie vor de Treppe des Gildenhauses Halt machten. Daselbst stieg de Führer der Truppe vom Pferde, schritt die vier oder fün Stufen hinauf, und pochte heftig an die Thür, welche sich unter einem Gerassel mit Schlüssel und Riegeln, aufthat und das widerwärtige Gesicht eines Alten sehen ließ. —

„Da sind wir, Meister Peter, mit zwei vornehmen Vögeln die du in deinen Käfig sperren sollst,“ sagte der Reiter, so bald er jenes Gesichtes ansichtig ward.

„Wohl, seyd willkommen, edler Herr! Man wird sie hie selbst gut bewahren, verlaßt Euch darauf,“ entgegnete de Pförtner, indem er ehrerbietig seine wollene Mütze abzog und an einen ungeheuern Schlüsselbund schlug, der an seinem Gürtel erklirrte.

„Es ist nur für kurze Zeit,“ versetzte jener, mit einem Ton und Blick, worin ein teuflischer Ausdruck lag. —

Der Mann, welcher diese Worte gesprochen hatte, war de Profoß, oder die rothe Ruthe, Johann Grovel, der i den Chronicken jener Zeit unter dem Namen Speel ode Spelleken so bekannt ist. — Der Schlüsselmann fühlte sich fast versucht, ihm die Hand zu drücken, als er ihn so rede hörte. — Sofort, auf ein gegebenes Zeichen ihres Anführers, machten sich etliche Soldaten daran, aus jedem de Wagen einen stark geknebelten Mann steigen zu lassen, un sie die Stufen vor dem Gildenhause hinaufzuführen. Einen Augenblick nachher schloß sich die Thür hinter dem Profoß den Gefangenen, den Soldaten und der häßlichen Gestal des Pförtners. Die Zurückgebliebenen der Truppe verließen den Platz mit den Wagen, ohne daß ein einziger Neugierig es gewagt hätte, nach den beiden Unbekannten zu fragen, welche man ins Gildenhaus eingeschlossen hatte.

Schon war der Abend völlig eingebrochen, schon lang hatte der letzte Strahl der Sonne die Giebel verlassen, welche den Umkreis des Marktplatzes einfaßten, als noch zwei Männer in einem Kramladen zusammensaßen, der von der einen Seite auf das Gildenhaus eine Aussicht gewährte, und von der andern auf das Stadthaus, dessen durchbrochene Thurmspitze bereits von einem leichten bläulichen Duft umhüllt war. Nachdem sie sich vollkommen versichert hatten, daß Niemand

ze hören könne, unterhielten sie sich über das Begebniß, welches sie aus dem Hintergrunde ihres Ladens mit angesehen hatten, suchten dasselbe zu erklären, und theilten sich gegenseitig ihre Vermuthungen mit.

— „Ihr habt schön reden Nachbar," sagte der Krämer; ich bleibe bei meiner Behauptung. Es war der Graf Egmont und der Graf Horne, welche man den heutigen Tag von Gent hergeführt hat."

— „Ihr denkt also, daß man sie neun Monate in Gent gefangen gehalten habe, ohne ihnen ein italienisches Tränklein zu kredenzen?" —

— „Als der Spanier," nahm der Krämer das Wort, „sie beide in voller Versammlung des großen Rathes festnehmen ließ, da, glaube ich, hatte der Schweigsame wohl recht zu sagen: „„Gehabt Euch wohl, Ihr Grafen ohne Kopf!"" — In jenem Augenblick ward der Henker für sie bestellt, und mich will bedünken, daß heute ihr Tag gekommen ist."

— „Ich für mein Theil hätte gemeint, daß der Herzog den Gifttrank wohlfeiler gefunden haben würde, als ein Beil schleifen und ein Gerüst aufrichten zu lassen."

— „Freilich, wenn er's wäre, der es zu bezahlen hätte," fiel der Eigenthümer des Ladens ein, „und wenn die Habe der Getödteten nicht den Mördern zur Beute fiele! Denn es ist nicht genug, daß man den Leib des Lebens beraubt, sondern man entreißt auch den Kindern, was ihren Vätern zu eigen gehört, man nimmt der Wittwe das Besitzthum ihres Gatten, man entblößt den Greis der Güter, die sein Sohn ihm erworben!" —

Ein tiefer Seufzer entfuhr den beiden Männern, als jener dieses gesagt hatte. — „Wir leben in einer unseligen Zeit," sagte sein Genosse leise, und ließ den Kopf zwischen beide Hände sinken. „In einem Zeitalter des Fluchs und des Gerichts," setzte der andere hinzu. — „Zwei so tapfere Krieger!" — „Zwei so ehrenhafte, dem Volk ergebene Bürger!" — „Der Egmont, weil ein Verräther ihn verkauft hat, ein Spion, sein Schreiber Marana." — „Möge Gott Erbarmen haben mit dem einen, und den andern auf ewig verdammen!" — „Und Horne, weil er bis zum Letzten das Loos seines Freundes theilen wollte." ...

Der Krämer hatte kaum Zeit, die letzten Worte verstohlen auszusprechen, denn in dem nämlichen Augenblick trat der alte Pförtner des Gildenhauses in den Laden ein,

— „He da, Meister! Gebt mir doch vier oder fünf Faden guten Strick, und saget mir, was die Elle kostet!" — Er suchte den besten Strang in der Bude aus, prüfte ihn sorgfältig, untersuchte, ob er gut gedreht und gezogen, recht schmiegsam und fest war, und wählte zuletzt denjenigen, der ihm diese Eigenschaften am besten zu vereinigen schien. — „Uebermorgen," setzte er hinzu, nachdem er das Geld dafür bezahlt hatte, „übermorgen werdet ihr das Stränglein sehen, werthe Freunde, wie man daran zwei Ketzer koppelweis zu Tode führen wird. Gott sey gelobt! Gehabt Euch wohl!" — Bei diesen Worten verzerrte ein häßliches Lachen sein Gesicht; er schlug das Zeichen des Kreuzes und schritt hinaus.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Die Bombay Times entschuldigt sich wegen verschiedener Druckfehler durch eine Schilderung der Lage, in welcher sich die Druckereien in Ostindien befinden. „Unsere Setzer sind meistens Portugiesen, die so viel wie gar nichts von der englischen Sprache verstehen, und die sich durchaus nicht darum kümmern, wie oder was sie machen, da sie wissen, daß wir von ihnen abhängen. So oft die Eingeborenen ein Fest haben und bei jeder ähnlichen Gelegenheit verlassen sie unsere Officin, was auch zu thun sey. Ein fleißiger englischer Setzer würde monatlich 10 bis 15 Pfd. Sterl. verdienen, wenn er von 10 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags arbeiten wollte. Europäische Arbeiter trinken sich aber in Bombay so allgemein zu Tode, daß noch keine Druckerei das Passagiergeld an die Ueberfahrt von Setzern zu wenden wagte. Und doch hat Bombay für mäßige Leute von guter Constitution eins der besten Klimaten in der Welt; allein dem Säufer wird es tödtlich. (L. A. Z.)

*** Die Kunst zu befehlen ist schwer und man erlangt sie nur, wenn man früher gehorchen gelernt hat. Es gibt Männer, welche von ihren Untergebenen das, was diese thun sollen, mit einer Sicherheit fordern, daß nie der Gedanke an einen Widerspruch, kaum an die Möglichkeit einer Gegenvorstellung aufkommt. Worin liegt der Zauber, mit dem sie die Gemüther umstricken? In zwei oder drei Dingen: sie verlangen stets nur das Mögliche und das Schickliche für einen Zweck zur rechten Zeit am rechten Orte, treten nur selten bestimmend und eingreifend auf und treiben nicht ohne Nothwendigkeit die Untergebenen aus dem bequemen Gleise des alltäglichen Ganges der Berufspflichten. Gewöhnt der Vorgesetzte auf diesem Wege die Untergebenen allmählig an die Ueberzeugung, er wolle stets das Beste und treffe dazu die passendste Wahl der Mittel: so thut diese Gewohnheit für ihn das Uebrige und das einmal befestigte Vortheil kommt ihm dann auch in zweifelhaften Fällen zu Statten; denn

Gar leicht gehorcht man einem guten Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet. (Göthe.)

Wie dagegen die Wirkung jeder Kraft durch häufige Wiederholung abgestumpft wird, so namentlich die Spitze des Gebotes, von welcher man erwartet, daß sie antreibe. Wer unaufhörlich ändert, um zu bessern, wer zu oft, zu viel, oder unter dazu nicht recht geeigneten Umständen in den Wirkungskreis der Untergebenen eingreift, immer anordnet, immer befiehlt, der schwächt und verliert endlich sein Ansehen, ohne dafür etwas Anderes zu gewinnen, als die Gewißheit, daß man seinen Weisungen gar nicht oder nur sehr lau Folge leistet. (Hamb. Lesefr.)

*** (Niederkunft mit Sechslingen.) Zu Port Philip, einem der äußersten Endpunkte der brittisch-südaustralischen Niederlassungen, ist eine Irländerinn mit sechs Kindern zugleich niedergekommen. Die im Colonialamt zu London eingegangene „Port Philip Gazette" neuesten Datums bemerkt zu diesem buchstäblich wahren, vielleicht unerhörten Fall, daß das einzige Symptom, welches sich während der Schwangerschaft dieser Irländerin herausgestellt, eine außerordentliche Eßlust gewesen. Uebrigens, fügt sie hinzu, wäre ein Hundert solcher Wöchnerinnen, welche gleich mit Sechslingen angestiegen kommen, jeder neuen Niederlassung höchlich zu wünschen.

*** (Gaunerstückchen.) Im sogenannten Olympia-Theater zu London fiel unlängst von der obersten Gallerie ein Hut ins Parterre. Um desselben wieder möglichst schnell habhaft zu werden, wurde aus einer Menge von Taschentüchern, welche von den Umsitzenden hergeliehen wurden, ein Seil geknüpft, und dasselbe hinabgelassen, damit derjenige, welcher den Hut aufgenommen, denselben daran binden möchte. Dieser schlang das improvisirte Seil auch richtig um den Hut, anstatt es aber dann hinaufziehen zu lassen, zog er es mit einem Ruck unversehens herab, und machte sich mit sammt dem Hute aus dem Staube.

*** (Philosophischer Jargon.) So wie zuweilen Entdeckungsreisen ins Innere von Amerika gemacht werden, ohne daß man etwas Erhebliches entdeckt, so machen die Franzosen öfters Streifzüge in das Gebiet der deutschen Philosophie, um ihre Landsleute mit dem Geiste und dem Wesen derselben bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke hat nun auch Dr. Gees ein Büchlein in französischer Sprache herausgegeben, in welchem

folgender Satz vorkommt, den die Franzosen eben so wenig als die deutsche Philosophie das ihnen unbekannte Land verstehen werden: Or, si le temps n'est que le passage du **Seyn** et du **Nichts** au **Werden**, il ne peut être avant le **Werden**. Mais il faudrait que dans le **Seyn** il eut déjà le passé qui ne peut être que dans le **Geworden Seyn**.

*** Ein amerikanischer Geistlicher redete vor Kurzem seine Zuhöreriunen von der Kanzel herab auf folgende Weise an: „Seyd nicht stolz darauf, daß unser Herr und Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschien, denn er that dies nur zu dem Zwecke, daß die fröhliche Nachricht um so schneller unter die Leute kommen möchte.

*** (Frankfurt.) Ein Zufall führte am 6. d. M. zwei Freunde der Jugend in den Prüfungssaal der englischen Fräuleinschule dahier, in welcher eben von dem Classenlehrer **Wiegand** Mädchen von 8 — 10 Jahren im Rechnen und in der Geographie öffentlich geprüft wurden. Es war in der That erfreulich, zu sehen, wie die von dem Lehrer gegebenen, nicht selten sehr ins Einzelne gehenden Fragen, begierig aufgefaßt und mit einem wahren Wetteifer bestimmt und richtig gelöst wurden. So viel aus dem gedrängten Vortrage erkannt werden konnte, scheint Herr Wiegand namentlich im Rechnen ein eben so einfaches als gründliches System zu verfolgen, aber auch mit ganz besonderer Neigung und Liebe seinem Berufe anzugehören. Einige leichte muntere Lieder schlossen die Prüfung und es war wirklich zu bedauern, nicht früher an diesen Ort gekommen zu seyn, um die jungen Zöglinge auch in andern Fächern beobachten zu können, in welchen sie, nach obigem zu folgern, gewiß nicht minder Erfreuliches werden geleistet haben. Von den vorliegenden Zeichnungen, so wie den verschiedenen größeren und kleineren Handarbeiten konnte ebenwohl leider nur im Vorübergehen Notiz genommen werden.

---

## Monaldeschi.

(Fortsetzung.)

Wäre dieses Urtheil gegen mich ausgesprochen worden, so hätte ich nicht mehr erschrocken seyn können. Und da bei diesen furchtbaren Worten der Marquis sich ihr zu Füßen warf und ich dasselbe that und sie um Verzeihung für diesen armen Menschen bat, sagte sie zu mir, daß sie dies nicht könne, daß dieser Verräther strafbarer sey, als die, welche zum Rade verurtheilt würden. Daß er wohl wisse, wie sie ihm, als einem getreuen Unterthan, ihre wichtigsten Angelegenheiten und ihre geheimsten Gedanken mitgetheilt habe. Alle Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, und die Alles überträfen, was sie für einen Bruder, wie sie ihn immer betrachtet, hätte thun können, wolle sie ihm nicht vorwerfen, sein Gewissen müsse sein eigener Henker seyn. Nach diesen Worten zog sich Ihre Majestät zurück und ließ mich mit den drei Personen allein, die stets ihre Degen gezogen hatten, in der Absicht, die Execution zu vollziehen.

Nachdem Ihre Majestät hinausgegangen, warf der Marquis sich mir zu Füßen und beschwor mich auf das dringendste, mich zur Königin zu begeben und ihm Verzeihung zu erwirken. Indeß drangen die drei Männer in ihn, zu beichten, indem sie ihm die Degen gegen den Leib hielten, jedoch ohne ihn zu berühren; und ich, mit Thränen im Auge, ermahnte ihn, Gott um Verzeihung zu bitten. Alsdann ging der Chef der Drei hinaus, um von Ihrer Majestät Verzeihung zu erbitten und ihre Barmherzigkeit für den armen Marquis anzuflehen. Er kehrte traurig zurück, da seine Gebieterin ihm befohlen hatte, sich zu beeilen, und sagte weinend: „Marquis, denket an Gott und an Eure Seele, Ihr müßt sterben."

Bei diesen Worten stürzte der Marquis, wie außer sich, mir zum zweitenmal zu Füßen, indem er mich beschwor, zur Königin zurückzukehren, um noch einmal den Weg der Verzeihung und der Gnade zu versuchen; dies that ich. Da ich die Königin in ihrem Zimmer allein fand, mit heiterem Antlitz und ohne irgend eine Bewegung, so nährte ich mich ihr und warf mich ihr mit Thränen in den Augen und blutendem Herzen zu Füßen; ich bat sie bei den Leiden und Wunden Jesu Christi, dem armen Marquis Barmherzigkeit und Gnade zu gewähr[en]. Sie sagte mir, wie leid es ihr thue, nach der Treulosigkeit und [der] Grausamkeit, die jener Unglückliche ihre Person habe wollen erdu[lden] lassen, meine Bitte nicht erfüllen zu können; hiernach könne er niem[als] auf Milderung und Gnade hoffen, und sie sagte mir, daß man Bi[...] gerädert habe, die es bei weitem nicht so sehr verdient hätten, w[ie] dieser Verräther.

Da ich sah, daß ich durch meine Bitten nichts über den Geist d[er] Königin vermochte, so nahm ich mir die Freiheit, zu bemerken, daß [sie] sich in dem Hause des Königs von Frankreich befinde, und daß [sie] wohl bedenken möge, was sie zu thun Willens sey, und ob der Kön[ig] es gut heißen werde. Hierauf erwiederte Ihre Majestät: Sie ha[be] das Recht, Gerechtigkeit zu üben, und sie nehme Gott zum Zeuge[n], ob sie es auf die Person des Marquis abgesehen, und ob sie nic[ht] allen Haß abgelegt habe, da sie sich nur an sein Verbrechen und se[i]nen Verrath halte, die niemals ihres gleichen habe und die Jederman[n] ergreifen würden; überdies habe der König von Frankreich sie nic[ht] als eine flüchtige Gefangene in sein Haus aufgenommen, sie sey Herri[n] ihres Willens und könne an jedem Orte und zu jeder Zeit gegen ih[re] Diener Gerechtigkeit üben und sey für ihre Handlungen nur Gott allei[n] verantwortlich, wobei sie hinzufügte, daß das, was sie thue, nicht ob[ne] Beispiel sey. Ich entgegnete hierauf, daß hier doch einiger Untersch[ied] stattfinde, und daß, wenn die Könige Aehnliches gethan hätten, dies i[n] ihrem Lande und nicht anderswo geschehen wäre. Allein kaum ha[tte] ich diese Worte ausgesprochen, als ich sie auch schon bereute, indem i[ch] fürchtete, ich möchte zu viel gesagt haben. Ich sagte daher noc[h]: „Madame! Bei der Ehre und der Achtung, die Sie sich in Frankrei[ch] erworben, und bei der Hoffnung, die alle gute Franzosen auf Ih[re] Unterhandlung setzen, bitte ich Ew. Majestät unterthänigst, zu ve[r]hindern, daß diese Handlung (obgleich sie in Bezug auf Ew. Majestä[t] eine gerechte ist) den Gemüthern der Menschen als eine gewaltsam[e] und übereilte erscheine. Thun Sie vielmehr eine edelmüthige Hand[]lung der Barmherzigkeit gegen diesen armen Marquis, oder übergebt Sie ihn wenigstens den Händen der Gerechtigkeit des Königs, un[d] lassen Sie ihm in der gehörigen Form den Prozeß machen. Sie wer[]den dann volle Genugthuung erhalten und durch dies Mittel sich de[n] Namen der „Bewundernngswürdigen" bewahren, der Ihnen bei alle[n] Ihren Handlungen von allen Menschen beigelegt wird." „Wie, mei[n] Vater," sagte die Königin zu mir, „ich, die ich die absolute und sou[]veraine Gerechtigkeit über meine Unterthanen besitze, ich sollte mich [so] herabsetzen und dieselbe gegen einen verrätherischen Diener erbetteln, von dessen Verbrechen und Treulosigkeit ich die eigenhändig von ih[m] unterschriebenen und unterzeichneten Beweise in Händen habe!" „Da[s] ist möglich, Madame, allein Ew. Majestät sind die betheiligte Partei." „Nein, nein, mein Vater, ich werde es den König wissen lassen; keh[]ren Sie zurück, und sorgen Sie für seine Seele; ich kann nach meine[m] Gewissen nicht bewilligen, was Sie von mir verlangen." Und [so] schickte sie mich zurück. Ich erkannte indeß aus den Veränderunge[n] der Stimme bei diesen letzten Worten, daß die Königin, wenn sie di[e] Handlung hätte aufschieben und den Ort verändern können, es un[]streitig gethan haben würde; allein sie war schon zu weit gegangen, als daß sie hätte einen anderen Entschluß fassen können, ohne sich de[r] Gefahr auszusetzen, daß der Marquis entwische oder ihr eigenes Lebe[n] aufs Spiel gesetzt werde.

Unter diesen Umständen wußte ich nicht, was ich thun, noch wo[zu] ich mich entschließen sollte. Fortgehen konnte ich nicht, und wenn ic[h] es gekonnt hätte, so sah ich mich doch durch eine Pflicht der Barm[]herzigkeit und des Gewissens zurückgehalten, nämlich dem Marqu[is] beizustehen und ihn zum Tode vorzubereiten. Ich kehrte daher endlic[h] in die Gallerie zurück und umarmte den Unglücklichen, der in Thräne[n] zerfloß. Ich ermahnte ihn auf das eindringlichste, daß er sich zum Sterben entschließen und an sein Gewissen denken möge, da in diese[r] Welt für sein Leben nichts mehr zu hoffen sey, und daß, indem e[r] seinen Tod der Gerechtigkeit darbiete, er seine Hoffnungen für di[e] Ewigkeit nur auf Gott setzen möge, wo er Trost finden werde.

(Schluß folgt.)

---

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 14. April. **Die Puritaner**, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Gastrolle) Georg: Herr **Conradi**, vom Stadttheater zu Aachen.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, № 104. 15. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne auf eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Wir lagen jetzt gerade quer vor dem Spiegel des Skla-nschiffes, und zwar so nahe, daß das Ende seines Giek-ums kaum zehn Ellen von unserm Bord abstand. Allein ꝛz seiner mißlichen Lage bedienten die Spanier doch ihre ei Sternjäger mit der größten Entschlossenheit und gossen nze Kugelregen vom Hinterdeck, aus dem Tauwerk und n Cajütenfenstern auf uns herab; hie und da fiel eine Ku-l aufs Deck oder schlug in einen Mast ein, ohne uns jedoch deutenden Schaden zuzufügen, und konnte der Feind seine tellung nicht ändern, so war er verloren .... seine ent-lossene, trotzige Gegenwehr konnte seine Niederlage nur rzögern, nicht aber verhüten.

Meine Leute handhabten unterdessen die Ruder meisterhaft id behaupteten mit der größten Sorgfalt ihre vortheilhafte ige, wie besonnen der Feind auch manövrirte, um uns die reitseite zuzuwenden. Jeder unserer Schüsse traf, und that chtbare Wirkung, da ich die Stücke immer mit einer Kugel id Traubenhagel laden ließ.

Krack, krack! — „Seht, meine Jungen, da kommt seine roße Marsstange herunter — ha! ihre Kanonen sind durch e Segelfetzen und das Tauwerk der Stenge maskirt, Alles erwirrt und bestürzt! — drauf, meine Jungen, schießt sie ieder! — Hurrah, da sinkt seine Gaffel — dicht an der Nicke weggeschossen! — Immer zu gefeuert, wenn seine lagge auch herunter ist: denn es war nicht sein Werk — r hat sie nicht gestrichen. Ho! da hat er wieder Eins .... zt habt Ihr ihm den Hals an seinem Vormarssegel wegge-hossen, gerade auf der Wetterseite, jetzt kann er euch nicht ehr entrinnen."

Aber kaum hatte man auf dem feindlichen Schiffe diesen edeutenden Verlust bemerkt, da rutschten am Backbord schon wei Männer auf den Fockraanock hinaus, offenbar in der bsicht, den zerschossenen Hals zu splissen und die Schote des Vormarssegels wieder an die Raa zu holen. Wäre ihnen ieß gelungen, so hätte das Schiff wieder Fahrt bekommen und sich unserm verderblichen Feuer entziehen können. Bang und Gelid hatten die ganze Zeit über mit mörderischer Si-cherheit die Reihen der Feinde gelichtet; sie knieten dicht am Backbord, durch das Bollwerk des Halbdecks gedeckt, zielten mit aller Muse und feuerten Schuß auf Schuß, während ihre schwarzen Diener in der Cajüte beständig mit Laden der abge-schossenen Flinten beschäftigt waren; der kleine Wagtail, der eben kein besonders guter Schütze war, saß auf dem Deck und reichte die wieder geladenen Feuerwaffen durch das Ober-licht hinauf und hinunter.

„Lieber Bang," — rief ich, — „ums Himmelswillen — (möge mir der Himmel diesen schlecht angebrachten Ausruf vergeben) — nehmen Sie diese zwei Kerle aufs Korn — her-unter mit ihnen!"

Bang wandte sich zu mir und fragte mit der größten Kalt-blütigkeit: „Was, jene Schlingel dort auf der langen Stange?" —

„Ja wohl .... ja, ja — — herunter mit ihnen, ins Meer mit den Hunden!"

„Eine Kleinigkeit für uns. Gelid, mein Junge, ich habe den ganz draußen im Schuß, nehmen Sie den andern .... aber fest gezielt."

„Ganz wohl," — sagte Paul Gelid und legte so ruhig an, als wäre er auf der Entenjagd. Die zwei Schüsse krach-ten fast gleichzeitig.... Die zwei Spanier zappelten noch einige Momente wie verwundete Wasservögel in der See und sanken nach kurzem Todeskampfe für immer in ihr feuchtes Grab: zwei kleine Blutlachen auf der Oberfläche des Wassers bezeichneten momentan die Stelle, wo sie gesunken .... Kei-ner wagte sich mehr auf die Raa hinaus.

„Jetzt, Meister, Steuerbord, das Ruder und legt das Schiff seitlängs hinan! — so! — die Enterdreggen herbei! ... den einen um die Pardunen, den andern auf die Rusten gewor-fen!... So! Ihr habt's!"

Die Wave glitt sanft unter dem Hock des Sklavenschiffs hin und legte sich dann Bord an Bord an dasselbe.

„Die großen Rusten sind unsere Losung, Ihr Männer!... Entrer folgt mir! Hurrah!"

Und ich sprang im Enthusiasmus des Augenblicks auf die Rusten hinüber; acht und zwanzig auserlesene Seeleute folg-ten mir unter wildem Hurrahgeschrei und der Feind wich be-stürzt auf die andere Seite seines Schiffs zurück. Wir be-nutzten die momentane Verwirrung der Spanier, stiegen in den Wanten hinauf oder kletterten über die Finknetze und hofften schon, alle unversehrt das feindliche Deck zu gewin-nen, da sammelten sich die Feinde, und gaben eine Salve auf uns, als wir gerade im Begriffe standen, auf das Deck hinabzuspringen: vier von meinen Leuten stürzten todt aufs Deck oder ins Meer hinab und drei andere wurden ver-wundet.

Auf dem Halbdeck empfing uns der feindliche Capitain mit ungefähr vierzig Mann, Säbel und Pistolen in der Faust, und wie es schien, zu verzweifeltem Widerstande entschlossen. Wir fielen die tapfere Schaar mit wüthendem Geschrei an und suchten sie vom Deck zu treiben: unser Angriff wurde derb zurückgewiesen, und der Feind behauptete wacker seine Stellung. Ich sammelte meine Leute wieder und drang noch-mals auf den Feind ein, und es entspann sich ein mörderisches Gefecht. Von beiden Seiten focht man mit der größten Er-

bitterung und Hartnäckigkeit: Tailtackle spaltete dem feindlichen Capitain mit einem furchtbaren Hiebe den Kopf, während ich den ersten Lieutenant durch einen Hieb in den rechten Arm kampfunfähig machte. Rachеglühend griff der Offizier nach seinen Pistolen und schoß mir durch die linke Schulter, ich fühlte keinen Schmerz, aber ein scharfes Stechen und dann einen kalten Schauer, als liefe mir eiskalt Wasser über den Rücken. Ich kämpfte muthig weiter; Figmaree stand mir mit einer Enterpike zur Seite und meine Burschen fochten alle mit der brittischen Seeleuten angestammten Tapferkeit. Der Sieg war lange zweifelhaft; endlich mußte aber der Feind unserm Ungestüm weichen und der Kampf schien entschieden: da sprangen plötzlich etwa fünfzehn Sklaven, nackte Wilde, die mit Flinten bewaffnet auf dem Vorderkastell aufgestellt waren, mit gräßlichem Geheul in das Kühl hinab und eilten der spanischen Mannschaft zu Hülfe.

Diese unerwartete Verstärkung wurde von dem Feinde mit lautem Jubel empfangen, und dahin waren unsre kühnen Siegeshoffnungen. Meine Leute gaben Alles verloren und wichen entmuthigt zurück; nur Tailtackle, der arme Handlead und Figmaree standen fest und deckten mich mit ihren Leibern gegen die wüthenden Anfälle der Spanier und Schwarzen, die in dichten Haufen mit furchtbarem Geschrei auf uns eindrangen. Wir kämpften wie Löwen, aber nicht mehr für Sieg und Ruhm, sondern fürs liebe Leben, da uns jeder Rückzug abgeschnitten war. Denn die Brigg hatte während des Kampfes die Werptrosse, womit sie an unser Schiff gefesselt war, zersprengt oder abgeschüttelt und sich von den Eisenkrallen, womit sich die „Woge" an sie geklammert, losgemacht, so daß unser Schooner vorwärts weggetrieben war und im Augenblicke quer vor dem Bug der Sklavenbrigg lag, statt Deck an Deck mit ihr zu seyn; unser Fockmast hatte sich wider des Feindes Bugspriet geklemmt, während seine Blinderaa zwischen unsere Masten quer über das Deck hing. Unter diesen Umständen konnten wir uns nicht auf unser Schiff zurückziehen, da die Spanier noch im Besitze ihres Kuhls und Vorderkastells waren und all' unsre Versuche, uns durchzuschlagen, vereitelten. Wir hatten daher keine andere Wahl als die Waffen zu strecken und uns dem wilden Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben, oder — unser Leben theuer zu verkaufen. Wir hatten uns schon zu letzterem entschlossen: da schleuderte auf einmal unsre lange Kanone durch die Gallionpforte eine doppelte Ladung Kugeln und Kartätschen aufs feindliche Deck herein und schmetterte Tod und Verderben in die dichten Haufen der Schwarzen, die das Back besetzt hielten, und in demselben Momente erschien uns ein unerwarteter Retter auf dem Kampfplatze.

Als wir enterten, hatten wir die Wave fast unbemannt zurückgelassen. Nur der Pilote Peter Mangrove, die fünf Neger vom Werft zu Jamaika, Pearl, einer meiner Jollführer, ein schöner Neger, der arme schwer verwundete Reefpoint und meine drei Passagiere waren am Bord zurückgeblieben. Als diese Leute unsere Noth bemerkten, richteten sie die Kanone durch die Pforte der Brigg herein, brachten den Feind durch einen wohlgezielten Schuß in Verwirrung und schlüpften dann durch die Bugpforte aufs feindliche Deck herüber. Zuerst erschien Pearl mit den fünf Zimmerleuten und Mangrove, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, und dann Aaron Bang mit geschwungenem Säbel, gefolgt von den drei Dienern, mit Enterpiken bewehrt. Diese eilf Mann, mit Ausnahme von Bang, lauter Schwarze, trieben alsbald die Sklaven vom Vorderkastell ins Kuhl hinab und öffneten uns dadurch den Rückweg zu unserm Schiffe. Bald sammelten sich die Sklaven wieder und schickten sich an, durch frische Mannschaft verstärkt, ihre Schmach an dem kleinen Häuflein unserer Hülfstruppen blutig zu rächen: da trat der unschätzbare Pearl den Schwarzen entgegen und redete sie in der Coromantee-Sprache an: „Coromantee Sheik Cocoluh kocke nony populorum fiz u. s. w.," was, wie er mir später erklärte, so viel heißt, als: „Betrachtet den Sultan Cocoluh, den großen Strauß mit einer Feder im Steiß wie ein Palmzweig; fechtet für ihn, ihr Söhne weiblicher Hunde!"

Dieser Aufruf wirkte elektrisch; alsobald traten die bewaffneten Sklaven sämmtlich zu Pearl über und griffen vereint mit meinen Leuten die weißen Spanier an.... Der Sieg war in einigen Minuten entschieden; die Spanier wurden überwältigt und zersprengt oder niedergehauen; die Mehrzahl lag todt oder wund auf dem blutschlüpfrigen Deck, und der Rest war durch die große Luke in den Raum hinabgeflohen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.

(Schluß.)

Zwei Tage nach diesem Vorfalle strömte eine unermeßliche Menge von allen Seiten durch die Zugänge des großen Platzes, der seit der Frühe von Neugierigen erfüllt war, die irgend ein ungewöhnliches Schauspiel dahin gelockt hatte. Wohl hätte man fragen können, welch eine außerordentliche Ursache die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung setzte, wenn man nicht vor dem Stadthause ein großes, mit schwarzem Sammet behangenes Gerüst wahrgenommen hätte, an welchem man ein Kruzifix und zwei, ebenfalls schwarze Sammetkissen bemerken konnte. Eine Schaar spanischer Söldlinge, die Pike in der Faust, oder das Feuergewehr auf der Schulter, umgab dasselbe wie mit vier eisernen Linien. Das Gerücht ging, daß die Grafen von Egmont und von Horn dorthin geführt werden sollten, um sich vor den Augen des versammelten Volkes gegen die Anklage des Hochverrathes, die man gegen sie erhoben, zu rechtfertigen. Von allen Häusern in der Umgebung des Platzes blickten die Köpfe der Schaulustigen hervor, aus den Thüren, aus den Fenstern, von den Dächern, und von oben herab angesehen, bot der Platz den Anblick eines bunten und beweglichen Pflasters dar. Ueberall redete man hastig mit einander, wenn auch mit gedämpfter Stimme.

— „Hab' ich es Euch nicht gesagt, nicht durch Gift sollten sie sterben, sondern durch das Schwert," — sagte der Krämer zu seinem Nachbar, indem er von seinem Laden aus nach dem Schaffot hindeutete. — „Glaubt das nicht, Gevatter, man wird sie nicht tödten, man wird es nicht wagen, sie zu tödten!" war die Antwort des Andern.

— „O Ihr Ungläubiger! murmelte der Krämer, mit dem Kopfe schüttelnd, „hat denn der Alba nicht Alles und Jedes sich unterstanden?" —

Bei diesen Worten ward er unterbrochen; eine tiefe Bewegung fuhr durch die Menge. Alle Köpfe richteten sich nach dem Gildenhaus, dessen eiserne Thorflügel geöffnet wurden. Es trat ein Mann heraus, von einem Haufen Gewaffneter umgeben, und begleitet von dem Bischof von Ypern, dem Oberinquisitor von Flandern und von zwei spanischen Mönchen, deren einer seine Kappe sorgsam über das Gesicht gezogen hielt. Der Gefangene, in schwarzer Kleidung, einen Federhut auf dem Kopfe, ging langsam und festen Schrittes nach dem Gerüste zu, als wenn er sich auf einen Kampfplatz verfügte. Das Volk erkannte ihn an seinem stolzen Blick und an seiner ruhigen Haltung. Ein Händeklatschen erhob sich, und man vernahm den begeisterten Ruf: Es lebe Graf Egmont! — sobald man ihn die Stufen des Gerüstes betre-

n sah; denn man hegte den tröstlichen Glauben, ihn frei
nd aller, durch Alba's Haß gegen ihn geschleuderten, Ankla-
n ledig, wieder herabsteigen zu sehen. Schon war er oben
ngekommen; tiefe Stille herrschte über der Menge, die eine
chtbare Ungewißheit in spannender Erwartung hielt. Da
ar kein Auge, das sich nicht auf ihn heftete; er aber schaute
it ruhigem Lächeln all dieses Volk an, seine Landsleute, für
ie er jetzt in den Tod ging, und die Spanier, die er mehr
ls einmal zum Siege geführt hatte.

Da verbreitete sich auf einmal ein düsteres Murren; einer
er Anwesenden hatte den Ruf: Der Henker! ausgestoßen.
— In der That sah man den Scharfrichter am Fuße der
reppe stehen, und Alles war jetzt am Tage. — „Höret
Gevatter," sagte der Mann im Laden," scheint es Euch nicht,
aß er zum Volk redet?" — „Ich unterscheide nichts deutlich
n diesem Gedränge, nichts vernehme ich, als das Wort:
'ebetwohl! Nichts höre ich, als die Stimme des Volkes,
welches Gnade! schreit, und zu Gott um Rache fleht!" —
„Sehet da, Gevatter, er grüßt mit der Hand!" — „Ich
ehe nichts als das Volk, wie es die Arme zum Himmel
treckt, und die Augen gen Himmel wirft, um Gerechtigkeit
von dem zu erflehen, der selbst die Gerechtigkeit ist."

Unverwandt schaute der Krämer hin, und strengte sein
Ohr an, was geschah. Sein Gefährte dagegen hörte und
chaute nach nichts mehr; mit beiden Händen hatte er sein Gesicht
bedeckt; denn Alles kam ihm wie ein entsetzlicher Traum vor, der
sich immer mehr und mehr verwirrte und verdunkelte. Die
schwarze Richtbühne, und der schwarz gekleidete Mann darauf,
der, als das Ziel Aller Blicke, über der wogenden Menge
zu schweben schien, die ein Schmerz, ein Gefühl des Mitt-
leids und des Abscheus, der Liebe und der Erbitterung be-
wegte, dieß Alles war vor seinen Sinnen und seinem Geiste
verschwommen, und es gelangte nichts mehr zu seinem Be-
wußtseyn. Aber sein Nachbar, mehr gefaßt auf das schreck-
liche Schauspiel, hielt Aug' und Ohr nach dem Platze zu gespannt.

In diesem Augenblicke sah man, wie einer von den Mön-
chen die Kappe, welche sein Gesicht bedeckte, bald aufhob,
und sich an's Ohr des Grafen neigte. Aber Niemanden wa-
ren die Worte hörbar, die seinem Munde entfielen: „Mein
edler Graf von Egmont, entsinnet Ihr Euch noch eines
Mannes, der unter Eurer Hand in der Schlacht bei St.
Quentin erlag? Habet Ihr diesen Mann vergessen, mein ed-
ler Herr? Ich habe ihn gut gerächt, denn ich war sein
Weib!" — „Marana!" rief der Graf und ward bleich; als
er sie erblickte; und mit einem Schlage leuchtete, wie ein
Blitz, das entsetzliche Geheimniß vor seiner Seele auf, das
er seit so langer Zeit zu enträthseln sich bestrebt hatte.

Die Kappe fiel auf des Mönches Antlitz nieder. Rasch
wandte sich der Graf an den Blutrichter: „Thu' deine Pflicht!
Möge Gott meiner Seele gnädig seyn!" — Da fiel sein
Haupt, und sprang auf den schwarzen Teppich, den es mit
Blut bespritzte, die flammenden Augen rollend, die Zähne
knirschend, und, wie in Wuth, in das Sammetkissen beißend,
während der Rumpf sich zappelnd wand und zuckte, als wenn
ein galvanischer Strom auf ihn gewirkt hätte. Der Scharf-
richter faßte ihn bei den Haaren, und heftete ihn auf die
Spitze einer Pike.

Bei diesem Anblick erscholl ein langhallender Schrei des
Entsetzens durch die Volksmassen.

Da streckte Graf Horne den Hals dem Richtschwerte hin.
Sein Blut mischte sich mit dem seines Freundes, und sein
Haupt ward auf eine Pike gesteckt. —

Auf's Neue brach die Menge in einen Schrei dumpfen
Schauderns aus.

Alles war zu Ende. —

* * *

Als der Abend eingebrochen war, hob man die beiden
Leichname auf, um sie nach der Kirche zu schaffen. Eine unzählige
Menge folgte, unter Beten und in stiller Trauer; mit schmerz-
licher Sorge sammelte man die letzten Blutstropfen zum An-
gedenken an die ruhmwürdigen Opfer, welche ihr Leben für
das Vaterland hingegeben hatten. Ein Weib, in Trauerkleider
drängte sich durch die Massen, und nahm ihren Weg nach
der Kirche zu. Sie stieg die hohen Stufen hinauf, welche
nach dem Haupteingange führen, kniete nieder und verharrte
im Gebet, obschon die Nacht bereits längst angebrochen
war.

Den folgenden Tag fand man sie todt. Ihr Herz war von
einem Dolche durchbohrt. Der Herzog von Alba ließ sie
unter dem Namen Marana begraben.

## Tabletten.

*** (Das ist —!) Ein englischer Prediger, der einen
gepriesenen Namen hatte als berühmter, vielbesuchter Redner,
besaß, wie das öfter vorkommt, nur das Talent, aus den be-
deutendsten älteren Kanzelreden das Beste geschickt zu benutzen.
Seine Zuhörer waren, da er in die Strömungen des Tages
klug einging, meist aus der Vornehmheit, und eben deshalb um
so weniger im Stande, seine Plagiate zu entdecken. Eines Ta-
ges jedoch nahm gerade der Kanzel gegenüber ein ältlicher, ernster
Mann Platz, und schon nach den ersten Sätzen des Redners
sprach er ziemlich laut: „Das ist Sherlock!" Eine leise, bald
wieder überwundene Verlegenheit unterbrach die Predigt. Kaum
hatte der Geistliche indeß wieder einige Zeit geredet, als es zum
zweiten Male ertönte: „Das ist Blair!" Mit an sich halten-
der Ueberwindung fuhr unser Redner nochmals fort; als aber
bald darauf der dritte Ausruf bemerkte: „Das ist Tillotson!"
wandte er sich zu dem lästigen Censor mit den Worten: „Kerl,
halt er sich ruhig, oder ich lasse ihn hinauswerfen!" Ohne
eine Miene zu verziehen, antwortete der alte Herr sehr laut, indem
er sich zum Fortgehen anschickte: „Das ist er selbst!" — Ge-
wiß bittet Mancher, dem Aehnliches geschehen könnte, vor solch
einem Zuhörer für immer bewahrt zu seyn!

*** (Merkwürdige Erfüllung eines Traums.)
John Abercrombie theilt folgendes, von einem angesehenen und
glaubwürdigen Offizier ihm erzähltes Factum mit: „Im Alter von
14 Jahren, da er in England lebte, träumte er, daß er den
Krater des Aetna bestieg, und, damit nicht zufrieden, auch in
das Innere desselben sich begab. Der Weg dahin war eng wie
zu einem Taubenhaus; allein er machte sich mit den Füßen
Bahn. Mit dem Eindruck des Schreckens, dem Schicksal des
Philosophen Empedokles entronnen zu seyn, erwachte er. Zehn
Jahre darauf nahm er, als Kapitän der englischen Armee und
zu Messina im Quartier liegend, Theil an einem Ausfluge
nach der Spitze des Aetna. Während sie zum Fuße des Kegels
gelangten, wurden Einige so unwohl, daß sie nicht weiter zu
gehen vermochten; jedoch der Offizier mit zwei Freunden und
zwei Führern stiegen weiter bis zur Höhe. Oben angelangt,
äußerte er den Wunsch, auch nach dem Grunde dieses berüchtig-
ten Kraters hinab zu steigen. Ich wurde, erzählte er, ausge-
lacht, und auf meine Frage, ob die Führer uns geleiten wollten,
erwiederten diese: Wie haben immer gehört, daß die Engländer
toll seyen, nun aber wissen wie es. Ich ließ mich jedoch nicht
abweisen und war entschlossen, allein zu gehen. Kapitän M.
verstand sich endlich auch dazu. Die Führer wagten es nicht.
Der Umfang des Kraters beträgt etwa drei Meilen von Außen,
das Innere gleicht einem weiten Amphitheater. Bloß am obern
Rande des Kraters stieg Rauch auf; am Boden hatte seit Jah-
ren keine Eruption stattgefunden. An einer besondern Stelle
hatte die Masse des Kraters nachgegeben, so daß sich ein geneigter

Abhang nach dem Grunde zu gebildet hatte. Zu diesem Punkte stiegen wir ohne viele Beschwerden, und innerhalb einer Stunde standen wir, zu nicht geringem Erstaunen der Führer, auf dem tiefsten Steine an der innern Seite des Aetna. In der Mitte ist eine weite Höhle, wie ein alter Ziehbrunnen, zum Theil ausgefüllt mit Steinen und Asche. Das Hinaufklimmen war schrecklich und die Ermüdung über alle Beschreibung. Wir waren wenigstens 500 Fuß unter dem tiefsten Theil der obern Mündung des Kraters und unsere Füße hatten beständig mit Asche, die nachgab, zu kämpfen. Wir kamen ganz erschöpft oben an, hatten aber die Genugthuung, in Catanea zu hören, daß wir nicht nur die Ersten gewesen, die hinabgekommen, sondern auch die Ersten, die je einen derartigen Vorsatz gefaßt hätten. Als ich in jener Nacht im Bette lag, aber nicht schlief, kam der Traum von vor zehn Jahren zum ersten Male wieder vor meine Erinnerung, und es schien mir bemerkenswerth, daß ich geträumt hatte, was ich vorher nie als möglich konnte gehört haben." — Abercrombie rechnet diesen Traum zu denjenigen, welche in Erfüllung gehen, weil das Gemüth von einem starken Eindruck beherrscht bleibt, bei denen a strong propensity of character, or a strong mental emotion is embodied into a dream, and, by some natural coincidence, is fulfilled.

*‸* Für Mehemed Ali wurde dieser Tage ein in England verfertigtes prachtvolles Zelt nach Alexandrien eingeschifft. Es ist 40 Fuß lang, 20 breit und 20 Fuß hoch. Das Aeußere besteht aus weiß und blau gestreifter Leinwand, und die Verzierung des türkischen Halbmonds ist reichlich darauf angebracht. Das Innere, mit Draperien im orientalischen Geschmack verziert, ist in zwei Zimmer, ein Schlaf- und ein Empfangzimmer, getheilt. Ringsherum läuft ein Corridor für die Dienerschaft.

## Monaldeschi.

(Schluß.)

Bei dieser traurigen Nachricht schrie er zwei- oder dreimal laut auf, warf sich mir, der ich mich auf eine Bank der Gallerie gesetzt hatte, zu Füßen und begann seine Beichte. Nachdem dies einige Zeit gewähret hatte, sprang er plötzlich wieder auf und stieß ein schmerzliches Geschrei aus. Es gelang mir, ihn zu beruhigen, und er vollendete seine Beichte Lateinisch, Französisch und Italienisch, wie er sich bei seiner Aufregung jedesmal am besten auszudrücken vermochte. Der Beichtvater der Königin trat ein, als ich ihn wegen eines Zweifels befragte. Sobald der Marquis ihn erblickte, lief er, ohne die Absolution abzuwarten, auf ihn zu, indem er Gnade durch ihn zu erlangen hoffte. Sie sprachen lange Zeit leise mit einander, indem sie sich bei den Händen hielten und sich in eine Ecke der Gallerie zurückzogen. Als ihre Unterredung zu Ende war, ging der Beichtvater hinaus und nahm den Chef der drei mit der Hinrichtung beauftragten Personen mit sich. Wenige Augenblicke darauf kam der Andere allein zurück, indem der Beichtvater draußen blieb, und sagte: „Marquis, bittet Gott um Gnade, Ihr müßt sterben, habt Ihr gebeichtet?" Und indem er dies sagte, drückte er ihn gegen die Wand am Ende der Gallerie, wo das Gemälde von St. Germain ist; ich konnte mich nicht so schnell umwenden, daß ich nicht gesehen hätte, wie er ihm einen Stich in die rechte Seite des Leibes versetzte und dem Marquis, der, um den Stich zu pariren, den Degen mit der rechten Hand ergriff, drei Finger durchschnitt. Er sagte darauf zu einem Anderen, „daß der Marquis unter den Kleidern gepanzert sey," und in der That trug er ein Panzerhemd, welches neun bis zehn Pfund wog. Jener wiederholte daher die Hiebe ins Gesicht, worauf der Marquis rief: „Mein Vater! mein Vater!" Ich näherte mich ihm, und die Anderen zogen sich etwas zurück. Der Marquis, mit einem Knie auf der Erde, bat Gott um Verzeihung und sagte mir noch Einiges, worauf ich ihm Absolution ertheilte, mit der Pönitenz, den Tod für seine Sünden geduldig zu leiden und Allen, die ihn tödteten, zu verzeihen. Hierauf warf er sich auf den Fußboden nieder, und indem er fiel, gab ihm ein Anderer einen Hieb auf den Kopf, der ihm einen Theil der Hirnschale hinweg nahm. Der Marquis, welcher auf dem Bauche lag, machte ein Zeichen, daß man ihm den Hals durchschneiden möge, und dieselbe Person gab ihm zwei oder drei Stiche, ohne ihm großen Schaden zu thun, weil das Panzerhemd, welches mit dem oberen Theile des Wamses verbunden war, die Kraft des Stoßes schwächte. Ich ermahnte ihn indeß, an Gott zu denken und zur Vergebung seiner Sünden mit Geduld zu leiden. Als mich der Chef hierauf fragte, ob er ihm nicht den Rest geben sollte, erwiederte ich ihm mit Heftigkeit, daß ich darüber keinen Rath zu ertheilen habe; daß ich nur sein Leben und nicht seinen Tod verlange. Er bat mich sodann um Verzeihung, indem er eingestand, daß er Unrecht gethan habe, eine solche Frage an mich zu richten.

Als während dieser Unterredung der arme Marquis, der nur den letzten Stoß erwartete, die Gallerienthüre öffnen hörte, faßte er wieder Muth, wandte sich um, und da er den Beichtvater eintreten sah, so schleppte er sich so gut er konnte fort, wobei er sich an die Wand der Gallerie stützte, und verlangte ihn zu sprechen. Der Beichtvater trat an die linke, ich an die rechte Seite des Marquis, der sich zu jenem wandte und einige Worte sprach, als ob er beichte, worauf der Beichtvater sagte: „Bittet Gott um Verzeihung," und nachdem er mich um Erlaubniß gefragt, ertheilte er ihm die Absolution. Er sagte mir darauf, ich möchte bei dem Marquis bleiben, während er zur Königin zurückkehrte.

In demselben Augenblick stach der, welcher zur Linken des Beichtvaters stand und einen Stoß nach dem Halse des Marquis geführt hatte, abermals in den Hals desselben mit einem ziemlich langen und geraden Degen, worauf der Marquis auf die rechte Seite fiel und nicht mehr sprach, aber noch über eine Viertelstunde athmete, während dessen ich ihm zusprach und ihn ermahnte, so gut ich es vermochte. Nachdem er auf diese Weise sich verblutet hatte, endigte er sein Leben um 3¾ Uhr Nachmittags. Ich sprach das de profundis mit dem Gebete. Hierauf bewegte der Chef der Drei einen Arm und ein Bein des Marquis, knöpfte dessen Beinkleider und Unterbeinkleider auf, durchsuchte die Tasche und fand nichts als ein kleines Gebetbuch und ein kleines Messer. Sodann gingen alle Drei hinaus, und ich folgte ihnen, um die Befehle Ihrer Majestät zu empfangen. Als die Königin den Tod des Marquis erfuhr, gab sie ihr Bedauern darüber zu erkennen, daß sie genöthigt gewesen sey, diese Hinrichtung vollziehen zu lassen, daß aber die Gerechtigkeit wegen seines Verbrechens und seiner Verrätherei dieselbe verlangt habe, und daß sie Gott bitte, ihr dies zu verzeihen. Sie befahl mir, für seine Fortschaffung und Beerdigung zu sorgen, und sagte mir, daß sie mehrere Messen für seine Seele wolle lesen lassen. Ich ließ einen Sarg machen und diesen, wegen der Schwere des Körpers und des schlechten Weges, auf einen Wagen stellen; sodann ließ ich ihn durch meinen Vikar und Kaplan, denen noch drei Personen beigegeben waren, nach der Pfarrkirche bringen, mit dem Befehl, ihn in der Kirche neben dem Weihkessel zu beerdigen. Dies geschah Montags, den 12. November um 5½ Uhr.

Die Königin schickte durch zwei von ihren Kammerdienern dem Kloster 100 Livres, um Gott für die Ruhe des Marquis zu bitten. Am 13. des genannten Monats läutete man mit den Glocken den Gottesdienst ein, der am 14. in der Pfarrkirche von Avon, wo der Marquis beerdigt ist, mit aller Feierlichkeit und Andacht abgehalten wurde, und wir fuhren fort mit dem Credo und den Messen, welche die Königin befohlen hatte, um die göttliche Güte anzuflehen, daß es ihr gefallen möge, die Seele des armen Todten ins Paradies zu versetzen.

Man hat nie genau erfahren können, welches das Verbrechen Monaldeschi's gewesen ist. Die Einen haben behauptet, daß er die politischen Pläne der Christine verrathen und daß er Mazarin zum Spion gedient habe, was außer Zweifel zu seyn scheint. Nach Anderen soll er beleidigende Gerüchte über das Privatleben der Königin in Umlauf gesetzt und Geheimnisse verrathen haben, die er allein wissen konnte. Die Memoiren der Zeit erstrecken sich viel mehr über die Bestrafung und über die Urtheile, die man in Bezug darauf fällte, als über die Natur des Verbrechens. Es ist ein undurchdringliches Geheimniß, welches der Mangel an authentischen Zeugnissen zu ergründen verhindert und welches Christine mit sich ins Grab nahm.

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 15. April. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. Schiller. (Gastrolle) Luise: Dem. Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 105. 16. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Jetzt glaubte ich Herr des Schiffes zu seyn und rief den Feinden unterm Deck auf Spanisch zu, sie sollten sich ergeben, da jeder Widerstand vergeblich sey. Doch meine Worte fanden kein Gehör; die tollen Bursche rüsteten sich während der kurzen Waffenruhe zu verzweifelter Gegenwehr und eröffneten den Kampf wieder, indem sie durch die Luke herauffeuerten.

„Alle Wetter!" — schrie da Figmaree, — „ich höre Hammerschläge; sie sprengen ihren Sklaven die Fesseln."

„Laßt Ihr die Schwarzen los," — rief ich wieder hinab, — „so sprenge ich Euch in die Luft.... Haltet ein, Spanier! bedenkt, was Ihr thut!... Seyd Ihr toll?"

„Werft die Lukendeckel über, Männer!" — schrie Tailtackle hastig. Aber die Lukenkappen waren nirgends zu finden; sie waren von Kugeln zertrümmert oder beim Klardeckmachen weggeräumt worden, und das Feuer von unten währt fort und wurde immer heftiger.

„Jetzt nieder mit den Hunden!" — rief ich, meiner Wuth nicht mehr Meister, da ich einige meiner Leute sinken und den armen Handlead in seinem Blute sich wälzend mit dem Tode ringen sah; — „Keinen Pardon gegeben! — Macht die Carronade da los — schiebt eine Kartätschenbüchse zu der Kugel hinein — so! — jetzt rollt sie vorwärts und feuert durch die Luke hinunter.... Hurtig, meine Jungen! Rache dem armen Handlead!"

Meine Befehle wurden sogleich vollzogen und der Schuß richtete unter den aufeinander geschichteten Sklaven eine schreckliche Verwüstung an. Schauerlich hallte das Röcheln der Sterbenden und das Wimmern und klägliche Geheul der Verwundeten im Schiffsraume wieder — ich kann nie diesen grauenvollen Augenblick vergessen. Aber wer sollte es glauben? die tollen Spanier fuhren fort, durch die Luke heraufzufeuern und die Sklaven von ihren Ketten zu befreien, um durch dieselben die Gefallenen zu ersetzen.

Meine Leute waren jetzt ganz wüthend und glichen mehr eingefleischten Teufeln, die aus der Hölle hervorgebrochen, als menschlichen Wesen. Die Carronade wurde wieder mit Kartätschen bis zur Mündung geladen, und mit solchem Ungestüm vorwärts geschoben, daß der Scheerstock oder Rahmen der Luke zertrümmert wurde, und das Geschütz sammt Zubehör, im Gewicht von 1250 Pfund wenigstens, stürzte mit donnerndem Gepolter in den Schiffsraum. In demselben Augenblicke stieg dichter schwarzer Rauch aus der Vorluke auf.

„Sie haben Feuer angelegt!" — schrie entsetzt der kleine Figmaree; — „über Bord! — — auf den Schooner zurück oder wir fliegen in die Luft wie Zwiebelschalen!"

„Feuer an Bord!" — tönte es jetzt von allen Seiten wieder und meine Leute stürzten hastig dem Vordertheile zu, um unser Bord wieder zu gewinnen. Aber wer beschreibt unsern Schrecken?.... die Wave war abgetrieben und befand sich gerade eine Kabellänge weit unterm Bug der Brigg, sichtlich rasch von uns wegholend, mit Gelid, Wagtail und dem Kadetten an Bord. Das arme, hart verwundete Bürschchen hatte doch seine Hängematte verlassen und war aufs Deck gekommen. Ich rief ihm sogleich hinüber, er solle das Fall der Marssegel kappen und das Ruder ans Steuerbord holen, um sich wieder an uns seitlängs anzulegen. Schreckliche Täuschung! Der arme Reefy ließ mir durch Gelid antworten, daß er zu schwach sey, um meine Befehle zu vollziehen, und daß die Ruderzinne weggeschossen und dadurch das Schiff durchaus unlenkbar geworden sey.... Mein Entschluß war rasch gefaßt.

„Auf, Ihr Männer, und laßt's Focksegel fallen! — herunter mit dem Fockhals! — jetzt frisch ans Werk — — gebt der Brigg Fahrt und übersegelt den Schooner, sonst versenkt uns das Feuer die Jacken und läßt uns den Luftsprung thun.... Rührt Euch, meine Jungen, ehe ein Fünkchen in die Pulverkammer fällt .... Hurrah!"

Niemand stimmte in mein aufmunterndes Hurrah ein, aber meine Befehle wurden rasch und mit der Kaltblütigkeit der Verzweiflung vollzogen. Ich griff an den Kolderstock, brachte die Brigg in den Wind und in fünf Minuten lagen wir wieder seitswärts an unserm Bord. Es war hohe Zeit; denn als beide Schiffe an einander stießen, kletterten etwa 150 Sklaven, denen man die Fesseln abgenommen, durch die Vorluke herauf, um furchtbare Rache an uns zu nehmen für die Verheerung, welche der in den Raum gefeuerte Kartätschenschuß unter ihnen angerichtet hatte, und kaum hatten wir die Brigg geräumt, da stürmten die Rasenden schon mit lautem Geheul das Halbdeck.

Unterdessen machte das Feuer reißende Fortschritte. Dichter und schwärzer stieg der wirbelnde Rauch aus der Vorluke empor, einer Wolkensäule gleich, hie und da bereits mit blutrothen Feuerstreifen durchzogen, die bald wie Signalraketen an den Masten und Spieren senkrecht in die Höhe schossen, bald die kleinen Flammenzungen aufgelöst, munter von Tau zu Tau hüpften, an den Raaen dahinglitten und die getheerten Segel beleckten. Mit auffallender Schnelligkeit breitete sich das Feuer oben über das ganze Takelwerk aus und loderte triumphirend in den blauen Himmel hinauf. Doch der grausame Sieger sollte nicht lange mehr frohlocken und sein Opfer zerfleischen .... sein mächtiger Gegner, die See, gönnte ihm den Triumph nicht, und beide Elemente stritten mit der

Anstrengung zweier Rivalen um die Meisterschaft in der Zerstörung des dem Verderben geweihten Schiffes.

Entweder hatte die Kugel des in den Raum hinabgefeuerten Schusses oder der Fall der Carronade selbst eine Planke im Kielgange zertrümmert; das Fahrzeug sank, Anfangs langsam, dann immer rascher mit dem Vordertheile ein. Wir hörten deutlich das dumpfe Rauschen der Wogen, wie sie gewaltsam durch ein weitgeöffnetes Leck eindrangen. Die Flammen griffen ihrerseits mit geschäftiger Eile um sich und loderten kühn und stolz himmelan — die Geschütze glühten und entluden sich von selber, der Welt das letzte Lebewohl des mit dem Tode ringenden Fahrzeugs zudonnernd.... Mit einem Male legte es sich auf die Seite, — fünfhundert menschliche Wesen, in seinem widerlichen Raume aufgestaut, erfüllten die Lüfte mit einem gellenden Todesschrei, und mit dumpfem Gebrause schoß es kopfüber in die bodenlose Tiefe hinab, als zöge es das kühle feuchte Grab im Schoße des Oceans dem martervollen Flammentode vor.... Sein grimmiger Feind, das Feuer, wollte seine Beute nicht fahren lassen und verendete zischend, im ungleichen Kampfe dem feindlichen Elemente unterliegend; nur einige Flammenzungen wichen entsetzt vor der Fluth zurück und schlüpften in die dicken schwarzen Rauchwirbel, die im Purpurlichte des sinkenden Tagesgestirns in den Farben des Amethyst erglühten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Hauptstadt der Steinkohle.

(Aus der Revue britannique.)

In den erbitterten Kämpfen, die sich im Mittelalter ohne Unterlaß zwischen Schottland und England erneuerten, spielte Newcastle an der Tyne, eine Kriegsstadt am äußersten Ende der von den Römern zwischen beiden Ländern aufgeführten Mauer, in edler Weise seine Rolle als feudalistische Festung. David I. von Schottland bemächtigte sich ihrer, und ließ durch sie die Kaiserin Mathilde anerkennen, bis die Stadt durch einen Vertrag wieder an Stephan von England zurückfiel. Späterhin, im Jahr 1209, unterhandelte dort der Usurpator Johann ohne Land mit Wilhelm, König von Schottland; und noch später (1235—36) kamen die Könige beider Länder dort zusammen, um sich wegen der Herausgabe der Grafschaften von Northumberland, Westmoreland und Cumberland, auf welche Schottland Anspruch machte, zu verständigen. In dem Saal seines alten Schlosses war es auch, wo Baliol Eduard I. als seinem Lehnsherrn huldigte; und vier Jahr später passirte Eduard I. Newcastle auf seinem Zuge, um die empörten Schotten zu züchtigen. Im Jahr 1299 drang William Wallace auf einer Incursion bis an die Mauern von Newcastle vor, das aber diesem Helden einen tapfern Widerstand bot. Im Jahr 1312 wäre der schwache Eduard III. dort bald mit seinem Günstling Gaveston überrumpelt worden, über dessen Haupt schon das Beil des Henkers schwebte. Noch jetzt erinnert man sich daselbst der Belagerung durch David Bruce, König von Schottland, der mit 60,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie unter denselben Mauern erschienen war, vor welchen Wallace scheiterte. Damals machte Lord John Neville, der in der Festung befehligte, den unter den Großthaten jener Zeit berühmten Ausfall, bei welchem er, nur von 200 Lanzknechten gefolgt, den Grafen von Murray, der unter der Obhut von 63,000 Degen ruhig im Bette lag, tief aus dem schottischen Lager herausholte. David hob die Belagerung auf, und zog, das Land verheerend, gegen Durham; aber zu Neville's Croß geschlagen, büßte er ein Drittheil seiner Armee ein, und fiel als Gefangener den Engländern in die Hände. Erst zwölf Jahre darnach wurde zu Newcastle wegen der Bedingungen unterhandelt, auf die er ranzionnirt werden sollte.

Aber zu keiner Zeit der älteren Geschichte hat Newcastle eine merkwürdigere Rolle gespielt als während der Kriege Königs Carl und des Parlaments. Im Jahr 1642 wurde es von dem Marquis von Newcastle dem königlichen Gouverneur, mit Tapferkeit und Glück gegen die, von dem alten Lesley befehligte, schottische Armee vertheidigt. Im darauf folgenden Jahre aber wurde es von dem General Leven stürmender Hand genommen. Der Bürgermeister, Sir John Marley, zog sich mit 500 Mann ins Kastel zurück, und erwirkte sich dort eine ehrenvolle Capitulation. Am 6. Mai 1646 wurde Carl I. von den Schotten, unter deren Schutz er sich begeben hatte, dort verkauft. Einer Volkssage zufolge hatte er, den Verrath ahnend, den Versuch gemacht, aus dem Hause, das er bewohnte, zu entkommen und zu einem Schiffe zu gelangen, das bereit lag, um ihn ins Ausland zu bringen. Aber falsche Freunde wußten um das Geheimniß, und so wurde er verrathen und in Verkleidung auf dem Wege von Latburn ergriffen. Das Uebrige ist bekannt, so wie auch, daß den Anführern der presbyterianischen Partei das königliche Blutgeld mit 2000 Pfd. Strl. ausbezahlt wurde. In den dann folgenden Kämpfen blieb Newcastle stets unter der Hand des Parlaments, und man sieht die folgenden Namen unter seinen Gästen oder Gouverneuren glänzen: Cromwell, Sir Arthur Hastlewood, Obrist Fenwick, Lord Fairfax.

Heutzutage ist das kriegerische Ansehn Newcastle's verschwunden, und einige Fragmente von Wällen, nebst einem oder zwei zusammengestürzten Thürmen erinnern kaum noch an die alte Stadt. Man sehe vielmehr die vielen auf einander gedrängten Bauten, welche auf allen Seiten die Hügel bedecken; man sehe den Wald von hohen und schmächtigen Schornsteinen, welche Wolken schwarzen Rauches ausströmen. Auf dem Flusse brausen geschäftige Dampfböte auf und nieder; in der Mitte lagern riesige festliegende Fahrzeuge; auf der einen Seite Gateshead mit seinem großen Häuserhaufen, seiner wimmelnden Bevölkerung, seinen in einem Dunstkreise eingehüllten Maschinerien; auf der andern Seite Newcastle, gleich Rom auf seinen Hügeln thronend, und zwischen den beiden Städten die Tyne, mit Schiffen und mit Kohlenfahrzeugen bedeckt, von Kohlenlagern und hundert andern schwarzen und mächtigen Gebäuden umgeben. Eine über diese Themse im verjüngten Maaßstabe geschlagene Brücke, die durch ihr düstres Ansehn an die Londoner Brücke erinnert, verbindet die beiden volkreichen Städte zu einer einzigen. Man könnte sie für ein Paar Zwillingsschwestern, von einer einzigen und alleinigen Existenz, nehmen, so sehr erinnert die eine an die andere durch ihre Eisenbahnen, ihre Dampfmaschinen, ihre Gebäude, ihre berußten Bewohner, ihre scharfriechenden Dünste, ihr Getöse, ihre inneren Commotionen, endlich durch alles das, was die Macht, den Reichthum, das Leben dieser beiden Städte gebiert.

Was zuvörderst von der Physionomie Newcastle's in die Augen fällt, das ist eine merkwürdige Verschmelzung verflossener Jahrhunderte mit der jetzigen Zeit. Hier erhebt sich, imponirend und finster, der viereckige Thurm, zu welchem Robert, der Sohn Wilhelm des Eroberers, im Jahre 1078 selber den soliden Grund legte, das achthundertjährige ungeheure Gebäude, dem die Stadt ihren Namen Neu-Kastell verdankt. Ihm zur Linken, und noch höher, streckt der schöne St. Nicolas Glockenthurm seine scharfe Spitze zum Himmel empor, während man zur Rechten die hehre Säule wahrnimmt, die dem Grafen Grey zu Ehren aufgerichtet worden ist. Längs dem Ufer des Wassers erstrecken sich mehrere Reihen

umper Gebäude, seit vier bis fünf Jahrhunderten von den
errigten Dünsten der Hauptstadt der Kohlen geschwärzt, und
if einer Anhöhe hinter diesen Bauten gewahrt man eine
abrik im griechischen Styl gebaut, von der man sagen möchte,
e sey von Athen, wo sie unstreitig dem Cultus der Minerva
dient, hierher versetzt worden. Darüber hin sieht man
ächer und Straßen durchschimmern, deren ganz moderne
racht eine Verjüngung der antiken Stadt anzuzeigen scheint.
he wir uns aber durch eine schon natürliche Neugier dahin
icken lassen, wollen wir uns zuvor die Vorstädte und was
azu gehört, besehn, und da werden wir dann in Ansichten,
ie vielleicht einzig in ihrer Art sind, den Schlüssel von so
ieler Wohlhabenheit finden.

Von hier gehen die ungeheuren Kohlenmassen aus, welche
ußer den fremden Ländern die Metropole und zwanzig andre
Städte im Süden mit Brennstoff versehn. Um einen immer
ehr anwachsenden Bedarf zu befriedigen, wird der Boden mit
nermüdlichem Eifer nach allen Seiten hin aufgewühlt.
Kaum hat man die Grafschaft Durham betreten, um weiter
ach Norden zu gehn, so sieht man das Dachwerk der Pum-
en, die hohen Schornsteine aus der Erde emporgehn und
en Rauch in dicken Flocken himmelan wirbeln. Ein myste-
iöses Getöse dringt in unser Ohr, die Erde stöhnt und zischt
nter unsern Füßen: man möchte glauben, es würde ein
öllisches Fest gefeiert; doch ist es nichts weiter als das Spiel
er Hebebalken und der Dampfpumpen. Je näher man
Newcastle kömmt, je toller wird der höllische Tumult, jemehr
Feuer werfen die unterirdischen Räume aus, jemehr geschwän-
gert wird die Luft rund umher von fetten und beizenden
Dünsten. Man beginnt die Maschinenhäuser (Engines-hou-
ses), die man Anfangs nur obenhin, fern vom Wege, gesehn
hat, in ihren Details zu studiren. Man sieht aus ihren
Dächern, einem Riesenarme gleich, einen ungeheuren Balken
hervorkommen, der sich in regelmäßiger Bewegung abwechselnd
hebt und senkt. An diesem Balken ist das Tau und der
Kübel einer Pumpe befestigt, welche die Grube, zwei bis drei
hundert Fuß unter der Erde, von Wasser frei macht. Zu-
weilen geschieht das auch durch einen ähnlichen, aber in seiner
Mitte schwebend gehaltenen, Balken, der sich in bizarrer
Weise von der Rechten zur Linken bewegt, daher man ihn mit
dem Namen Whimsey (ungefähr so viel als: närrisches
Ding) belegt hat. (Fortsetzung folgt)

## Ludwig Devrient's erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

(Nach Originalurkunden und der Erzählung eines alten Schauspielers.)
Mitgetheilt von Theodor Drobisch in den „Rosen".

Merkwürdig genug war das erste Künstlerjahr eines der
ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler bisher in ein mysti-
sches Dunkel gehüllt und es ist wahrhaft zu bedauern, daß
ein Mann von solchem Genie wie Ludwig Devrient, der
Leben und Kunst mit eben so viel Heiterkeit als Ernst auf-
zufassen wußte, uns nicht Memoiren aus seiner Jugendzeit
hinterlassen hat. Selbst Rellstab, der mit dem Verewig-
ten näher befreundet war, kann die Begebenheiten jenes Zeit-
raums nur oberflächlich berühren, da er in seinem Buche:
„Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten
Arbeitslustrum," wo er Skizzen aus dem Leben und den
künstlerischen Leistungen Ludwig Devrient's mittheilt, selbst
gesteht, daß er sehr wenig über die Anfänge der künstleri-
schen Laufbahn seines berühmten Freundes aus dessen Munde
gehört.

Rellstab läßt ihn schon im Jahre 1803 in Gera bei der
Lange'schen Gesellschaft seine theatralische Wirksamkeit be-
ginnen und J. Funk in seiner Schrift: „Aus dem Leben
zweier Schauspieler" zu Anfang des Jahres 1805 be-
reits als Hofschauspieler in Dessau auftreten. Beide irren,
denn nachstehende Erzählung aus dem Munde eines gewissen-
haften Mannes, des frühern Schauspielers und nachherigen
Souffleurs Grege, der mit Ludwig Devrient befreundet ge-
wesen, so wie ein Theaterzettel aus Zeitz vom 8. April 1805
widerlegen obige Angaben.

Der unlängst verstorbene Souffleur Grege, der im vori-
gen Jahre durch Leipzig reiste, wiederholte dem Referenten
dieses Folgendes, was er ihm schon früher ausführlich berich-
tet hatte.

Im Mai des Jahres 1804, wo Grege in Naumburg an
der Saale, bei dem Schauspieldirektor Lange als Schauspie-
ler und Sänger engagirt gewesen, sey eines Abends ein jun-
ger Mann auf das Schießhaus gekommen, wo sich die Schau-
spieler außer den Spieltagen gewöhnlich eingefunden. Nach-
dem er einige Zeit ruhig in einer Ecke gesessen, habe sich jener
Fremde dem Tische genaht und zuerst dem Grege eröffnet,
daß er Ludwig Devrient heiße, sich der Schauspielkunst wid-
men und deßhalb mit dem Direktor Lange sprechen wolle.

Grege theilte dies sofort dem Regisseur der Gesellschaft
Weidner mit, der Devrient in die Wohnung des Direktors
begleitete. Da Lange Vertrauen zu dem jungen Manne faßte,
wurde er engagirt und trat zuerst (nach Funk's Angabe) den
18. Mai 1804 unter dem angenommenen Namen Herzberg,
als Bote in der „Braut von Messina" auf. Von Talent,
oder gar von außerordentlicher Befähigung fand sich bei die-
sem ersten Versuche wenig Spur, obgleich Weidner nicht ver-
säumte, sich des Debütanten getreulich anzunehmen.

Der Direktor Lange war daher schon im Begriff, Devrient
wieder zu entlassen, als er bemerkte, daß dieser eine hübsche
Hand schreibe und er ihn daher zum Ausfertigen der Rollen
gebrauchen könne. Unter dieser Bedingung behielt er ihn.
Devrient mußte Rollen ausschreiben und des Abends Bedien-
tenparthien spielen, wofür er wöchentlich ein oder zwei Tha-
ler erhielt, nachdem grade Geld in der Casse war, was jedoch
öfters mangelte. Von Naumburg aus ging die Gesellschaft
nach Rudolstadt und von da nach Gera. Devrient, auf dem
Theater unter dem Namen Herzberg eingeführt, spielte nichts
als Episoden und that dieß so steif und unbeholfen, daß er
in der Regel ausgelacht wurde. In Gera mußte er einst ein
Urtheil auf die roheste Weise über sich aussprechen hören,
welches ihn bitter kränkte. — In der Stube des Direktors,
wo die Bibliothek der Bühne in einem Schranke aufgestellt
war, suchte Devrient eines Vormittags ein Buch, um Rollen
daraus abzuschreiben. Grege, der gerade seine Gage holen
will, ist der Dritte in der Stube. Da tritt ein Kaufmann
herein und kauft für einen Thaler ein halb Dutzend Abon-
nementsbillets. Der Direktor überreicht ihm dieselben nebst
einem Zettel zur Vorstellung selbigen Tages. Der Kaufmann,
der Devrient nicht gewahrt, da dieser durch die aufgeschlagene
Schrankthür verborgen wird, bricht beim Durchlesen des Zet-
tels in die Worte aus: „Du lieber Himmel! Herzberg! —
Spielt das Rindvieh auch wieder mit?"

Unter so niederdrückenden Verhältnissen und unter Umstän-
den, die in einem schwächeren Charakter jeden poetischen Fun-
ken verlöscht haben würden, hatte Devrient ein volles Jahr
bei der Lange'schen Gesellschaft ausgehalten, als sich bei ei-
ner glücklichen Veranlassung sein Genie mit Allgewalt gel-
tend machte.

In Zeitz, wohin sich die Gesellschaft begeben, sollte „Wil-
helm Tell" in Scene gehen, von dessen Wirkung sich der Di-
rektor in pecuniärer Hinsicht ungemein Günstiges versprach,
zumal das Stück neu war und sich schon in Gera als soge-
nanntes Zug- und Cassenstück bewährt hatte. Als die Schau-

spieler zur Probe gekommen und der Regisseur Wolf, der den Tell spielte, bereits durch die Klingel das Zeichen zum Anfang gegeben, tritt plötzlich höchst ergrimmt der Direktor Lange in den Kreis und meldet, daß ihm das Mitglied, welches den Rubenz spielen solle, bei Nacht und Nebel durchgegangen sey und er sich wegen dieser Rolle in die äußerste Verlegenheit versetzt sehe. Denn er wisse durchaus nicht, wer diese Parthie werde übernehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*,* (Berlin, 10. April.) Laube's Monaldeschi ist gestern von einem großen ausgewählten Publikum mit Interesse gehört, und größtentheils auch mit achtendem Beifall aufgenommen worden. Daß die Aufführung diesmal dem Werke besondern Vorschub gethan, möchten wir keineswegs behaupten. Das Urtheil des Publikums ist übrigens jedenfalls so lebhaft gewesen, daß dem Werke eine mehrfaltige, besuchte Wiederholung gewiß ist.

*,* (Tschako.) Ein Puritaner der deutschen Sprache, der alle fremden Wörter aus unserer Sprache treiben will, hat neulich auch das Wort „Tschako" ausgetrieben und dafür „Wackelspitzhut" eingeführt. Warum nicht: „Wackelstumpfhut"? Aber zu beiden Wörtern werden die militairischen Ehren-Legionen mit den Tschako's und den Köpfen wackeln.

*,* (Was Essig werden soll, wird früh sauer.) Türenne, zwölf Jahre alt, forderte einen Offizier zum Duell, weil er die Geschichte Alexanders des Großen, nach Quintus Curtius, für einen Roman erklärt hatte.

*,* (Viele Köche verderben den Brei.) Dem Herzog von Choiseul wurde geweissagt: er werde in einem Aufstande ums Leben kommen. Obwohl er an einer Krankheit starb, so behauptete man dennoch, die Prophezeiung sey eingetroffen, weil zwölf Aerzte vor seinem Bette über die sicherste Art, den Kranken zu retten, in den heftigsten Streit geriethen.

*,* (Eine küßliche Ansicht von Sokrates.) Sokrates behauptet: „es sey weit gefährlicher ein schönes Gesicht zu küssen, als den Spitzen blanker Degen entgegen zu gehen." Ob wohl die kriegerischen und friedlichen „Lions" unserer Tage auch dieser Meinung sind?

*,* (Zu jung.) Ein junger Offizier ward nach gewonnener Schlacht, wozu er in entscheidender Weise beigetragen hatte, als Kourier nach Versailles zum König abgesendet, und bat nun um das Ludwigkreuz. Der König dem jugendlichen Helden mit väterlichem Wohlwollen das unbärtige Kinn streichend, antwortete: „Mein Lieber, Sie sind aber noch sehr jung!" Rasch erwiederte der Offizier: „Sire! Wer so dient, lebt nicht lange.

## Drei Paare.
### Charade.

#### Das Erste.

Ich und die Zwillingsschwester, ein treues Dienerpaar,
Wir folgen dem Gebieter in Glück und in Gefahr;
Dem Reichen wie dem Armen steh'n wir zu Dienst bereit,
Wir üben seinen Willen zu Freuden, wie zu Leid.

Wir schaffen und zerstören, wir retten und bedroh'n,
Wir spenden und wir rauben, doch alles sonder Lohn.
Auch pflegen wir der Künste, ja glaubet mir fürwahr,
Wir sind dem einen Zunge, dem andern Auge gar.

Sind wir auch ebenbürtig an Jahren und Gestalt,
Uebt doch die eine Schwester weit größere Gewalt:
Sie führet Schwert und Zepter, ihr Segen frommet nur,
Sie zuckt den Strahl des Bannes, sie kräftiget den Schwur.

Oft wird um sie geworben auf Leben und auf Tod,
Wer liebend nach ihr strebet, dem ist ihr Wink Gebot,
Und gibt sich ihre Herrin dem treuen Werber kund,
In Liebe presset selig er sie an Herz und Mund.

#### Das Zweite.

Ich und der Zwillingsbruder, ein niedres Sklavenpaar,
Wir tragen den Gebieter in Glück und in Gefahr;
Dem Reichen, der uns schonet, steh'n wir zu Dienst bereit,
Dem Armen, der uns brauchet, macht unser Mangel Leid.

Wir wühlen in dem Staube, und treten auf den Thron,
Wir sind ein Werk der Schwestern, geschaffen nur um Lohn;
Todt kommen wir vom Leben, doch glaubet man fürwahr,
Wir haben eine Zunge und öfters Augen gar.

Auch wir sind ebenbürtig an Jahren und Gestalt,
Doch keiner von uns beiden übt größere Gewalt.
So lange wie wir dienen, sind wir geschätzet nur,
Doch lassen wir im Leben zurück wohl manche Spur.

Ob auch der Arme werde um uns bis in den Tod,
Steh'n wir dem nackten Bettler doch nimmer zu Gebot.
Und gibt er vor dem Geize die bloßen Glieder kund,
Der ruft ihm schnöde Namen mit lästerlichem Mund.

#### Das Ganze.

Ich und der Zwillingsbruder, wir sind das dritte Paar,
Doch möchtet ihr auch wissen, wer uns zur Welt gebar.
Es haben beide Sklaven die Schwestern sich gefreit,
Und jede Schwester zeugte sich in der Eh' ein Kleid.

Es schämet sich des Vaters, entartet, mancher Sohn,
Dies zeigen in dem Namen die beiden Brüder schon,
Weil sie der Mutter Namen dem Vater vorgesetzt;
Allein sie hätten anders den Sprachgebrauch verletzt.

Wie können Zwillingsbrüder wohl irgend ohne Trug
Verschied'ne Mütter haben? — Deß werd ich nimmer klug;
Der Fall, der scheint gar seltsam, begreifet ihr's auch nicht.
Dürft ihr mir dennoch glauben, mein Mund die Wahrheit spricht.

Ich könnte manches melden wohl noch von jedem Paar,
Doch thät ich's, wär' das Räthsel euch kund und offenbar;
Und wollte einer tadeln der Worte dunklen Sinn,
Dem werf' ich kampfentschlossen den Fehdehandschuh hin.

t. aus h.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 16. April. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lorzing. (Gastrolle) Peter Iwanow: Herr Baumhauer, vom Stadttheater zu Aachen. (Gastrolle) Marie: Demoiselle Schulz, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Montag, den 18. April. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Othello, oder: Der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 106. 17. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der englische Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Schon waren die kreiselnden Rauchwolken, die zuerst in schweren Massen auf der tiefblauen Fluth sich fortwälzten und dann als dünne Nebel in den lichten Himmelsraum hinaufwirbelten, spurlos verschwunden, wie das Wrack, aus dem sie emporgestiegen. — Schon hatten sich die kreisenden Wirbel, durch das Sinken der Brigg erzeugt, in der Ferne verloren und blitzten die kleinen Wellchen nicht mehr im scheidenden Strahle der Abendsonne — schon hatte sich der gähnende Abgrund, welcher das Fahrzeug verschlungen, wieder geschlossen und die See ringsum sich wieder in eine spiegelglatte, leuchtende Fläche ausgebreitet: da puffte plötzlich mit lautem Gurgeln eine dichte schwarze Rauchmasse aus dem tiefen Busen der ruhigen See, stieg langsam aufwärts wie ein Ballon und wälzte sich dann zu uns herüber. Einige Sekunden lang hing die finstere Wolke drohend auf unsern Mastspitzen; dann zerfloß sie und breitete sich wie ein schwarzes Leichentuch über der Todesscene aus, als könnte der Rauch eines so schrecklichen, befleckten Opfers nicht in den reinen Himmel aufsteigen und als hätte Der, welcher da sagte: „Du sollst nicht tödten!" denselben auf unsre ruchlosen Häupter wieder herabgedrückt, um uns seinen Zorn deutlich zu offenbaren.

Auf einige Augenblicke herrschte Grabesstille ringsum und ich fühlte mich so beklommen, als sey die Luft zum Athmen zu dicht geworden .... ich betrachtete mich als einen zweiten Cain und glaubte die Stimme des Weltrichters zu hören.... Da tauchten plötzlich zahllose rauchende Schiffstrümmer aus dem Schoße des Oceans herauf, und etwa 150 Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, die der Strudel in die Tiefe hinabgezogen, kamen wieder auf die Oberfläche der See. Die Männer stießen in ihrer Verzweiflung ein gräßliches Geheul aus und rangen mit den Fluthen, während die Schwächeren, die Weiber und hülflosen Kleinen ringsum würgten, gurgelten und sanken. Ach! da drang das schwache ersterbende Geschrei unschuldiger Säuglinge, die von ihren sinkenden Müttern, über welchen sich schon die See für immer geschlossen hatte, noch auf einen Augenblick über das Wasser emporgehalten wurden, zu unsern Ohren, und erfüllte uns mit Grauen und Mitleid.... Doch von der weißen Mannschaft war kein Einziger zu sehen; in ihrer verzweifelten Entschlossenheit hatten sie den freien rühmlichen Tod in den Fluthen einer harten Gefangenschaft und einem schmachvollen Ende vorgezogen.

Von den unglücklichen Afrikanern fischten wir ungefähr die Hälfte auf, die andern aber — ach! meine Feder zittert, während ich dies niederschreibe — die grausame Nothwendigkeit zwang uns, auf sie Feuer zu geben, da sie mit verzweifelter Hartnäckigkeit von allen Seiten an unserm Schiffe heraufkletterten und es uns durchaus unmöglich war, sie noch an Bord zu nehmen.... Ach! könnte ich doch diese Schreckensscene für immer aus meinem Gedächtnisse verwischen!... Doch ich kann nicht umhin, noch eines höchst traurigen Vorfalls zu erwähnen. Wir hatten eine Negerin gerettet, ein junges schönes Mädchen mit glänzend schwarzer Haut. Sie war sehr schwach und ruhte mit ihrem Haupte auf einem Pfortendrempel, das Gesicht der Stelle zugewandt, wo Trümmer und Menschen bunt durcheinander wogten. Sie schien ängstlich Jemanden in dem Chaos zu suchen. Da schwamm ein athletischer junger Afrikaner an unsern Schooner heran. Das Mädchen stieß einen freudigen Schrei aus und reichte ihm die Hand hinab, um ihn an Bord zu holen, und er war gerade im Begriffe, die Hand zu erfassen, da traf ihn ein Schuß von oben mitten durch's Herz.... Das Mädchen sprang sogleich über Bord, schloß den sinkenden Jüngling in die Arme und verschwand mit ihm in den Fluthen....

„O Weiber, welches auch die Farbe eurer Haut seyn möge, euer Herz bleibt sich immer gleich," — seufzte Aaron Bang, und eine Thräne perlte in seinem Auge.

Bald war Alles wieder ruhig; kein Schuß unterbrach mehr die feierliche Stille, und nur hie und da rang noch ein verwundeter Schwarzer mit dem Tode, und sank dann mit einem herzzerreißenden Schrei für immer in sein kühles Wassergrab hinab. Zerstreut wogten die traurigen Ueberreste des im Kampfe mit zwei Elementen untergegangenen stolzen Schiffes auf der sanft scholkenden See und schimmerten da und dort in den blutrothen Sonnenstrahlen, die sich in herrlichen Lichtfluthen über den zerschmetterten Rumpf, das blutgetränkte Deck und das zerhackte Takelwerk der „Woge" ergossen und die bleichen Gesichter der Gefallenen verklärten, die sanft der Ewigkeit entgegenschlummerten. Einzelne schwere Regentropfen fielen von einer vorüberziehenden Wolke herab und blitzten im scheidenden Strahl; es schien, als habe die Natur Thränen des Mitleids über die Trauerscene geweint, oder als wären es heilige Thränen, die ein Engel vergossen, als er bei seinem Fluge gen Himmel einen Augenblick angehalten und herabgesehen auf das sonderbare Treiben der Erdenwürmer — des schwachen Menschen in seiner nur ephemeren Macht und Grausamkeit.

In diesem Momente erinnerte mich ein dumpfer Schmerz in der linken Schulter an meine Wunde. Ich schritt auf das Vorderkastell zu, wo ich den Schiffschirurgen beschäftigt sah. Der arme Bang saß auf dem Raperte einer Carronade und ließ sich einen Pikenstoß am Halse verbinden.

„Guter Bang, Sie sind verwundet?" — fragte ich theilnehmend.

„Ja wohl, mein Sohn, aber nur unbedeutend," — versetzte Aaron ruhig.

„Und der Himmel ließ es geschehen!" — murrte ich. „Schützt er so die Rechtschaffnen, die ihm vertrauen!"

(Schluß folgt.)

## Die Hauptstadt der Steinkohle.

(Fortsetzung.)

Außerdem tragen diese ungeheuren Maschinen längs des kreisförmigen Schachts, der zu der Grube hinab führt, Körbe, und in diesen Körben Leute, die da unten zu thun haben. Sie fahren mit einer Schnelligkeit in die Tiefe hinab, deren Gefahr sie nur vermöge des Darangewohntseyn bestehen können, und in derselben Weise werden sie auch wieder zu Tage gefördert. Währenddem stöhnen das Räderwerk und die Balken über ihnen gleich Titanen, die außer Athem gekommen sind, mit kläglichen und zischenden Lauten, ohne daß die riesigen Maschinen, welche die Arbeit von zweihundert Pferden verrichten, je feiern. Kaum ist ein mit Kohlen angefüllter Korb an der Ausmündung der Grube angekommen, so sieht man ihn von selbst einem Waggon oder einer Barke zueilen, um sich darin zu entleeren, wo nach er mit einer Intelligenz und Behendigkeit, die den Zuschauer ganz verdutzt macht, nach seinem Auslaufspunkte zurückkehrt; darnach rennt, mit Blitzesschnelle, in der Ebene ein ganzer Train mit Kohlen beladener Waggons, ohne Pferde, ohne Locomotive, ohne Führer auf und davon. Ohne Führer? nein da irre ich mich doch — dahinten ist ein Mann, der, nicht das wilde Rennen zu steigern, sondern es zu mäßigen sich abmüht. Aber wie erstaunt man erst, wenn man, bei der Tyne angekommen, diese Waggons, ohne daß sie etwas aufhalten zu können scheint, bis an den äußersten Rand des Ufers heranschießen sieht, wo sie eine von starken Pfeilern getragene Eisenbahn antreffen, die einer Zugbrücke gleich über dem Wasser voragt. Man möchte glauben, diese sey bestimmt, das Insverderbenrennen des tollen Convoys noch zu befördern. Noch einen Augenblick, und die bewegliche Masse muß über einander hin in's Wasser stürzen. Aber, gerade zu rechter Zeit, läßt das anscheinend unsinnige Jagen nach, die Waggons lösen sich eins bei eins ab; nur der vorderste setzt, als zum Verderben bestimmt, seinen Lauf fort: er ist rettungslos verloren! Aber plötzlich erheben sich da am äußersten Ende der Eisenbahn ein Paar riesige Arme, erfassen den schweren Wagen, heben ihn, wie wenn es eine Feder wäre, hoch in die Luft, und lassen ihn dann sanft hernieder, um ihn, nicht in den Fluthen, nein, in einem Fahrzeuge, das ihn erwartete, abzusetzen. Kaum ist der Waggon auf gleicher Höhe mit dem Dahlbord, so stößt ein Mann, der deßhalb dasteht, mit dem Fuße einen Riegel weg; der Boden öffnet sich, und die Kohlen gleiten langsam zu den Seiten hin, die zu ihrer Aufnahme bestimmt sind. Nun packen die Riesenarme den geleerten Waggon aufs Neue, um ihn wieder auf die Eisenbahn zu setzen, auf welcher er dann, wie der schwarze Schwan auf seinem heimischen See, von selber seinen Brüdern zueilt. Alle machen dasselbe Manöver, so wie die Reihe an sie kömmt, mit gleicher Intelligenz, mit gleicher Schnelligkeit; dann wieder alle beisammen, versenken sie sich neuerdings in die Tiefe, die ihrer wartet.

So erzählt, erscheint alles dieses wie eine Fabel in dem bizarren Geschmack von Hoffmann und seiner Nachahmer: aber genau besehn, kann es nichts einfacheres geben.

Eine stationnaire Locomotive, eine Eisenbahn, und eine nicht sehr complicirte Maschine, a drop (ein Sturz) genannt, durch equilibristisches Gegengewicht in Bewegung gesetzt, nügen für diese dem Schein nach so schwierigen Manö Die letztere ist erfunden worden, um den Inconvenien von jähen Abhängen abzuhelfen, wodurch die Kohlen oft schlechtert in ein Schiff oder aufs Lager kamen, weil größten Blöcke brachen. Jetzt findet eine solche Verschlech rung auf dem ersten Transporte fast gar nicht mehr st

Die flachen und beinah runden Fahrzeuge, von welch wir eben gesprochen haben, heißen Keels. Ihre Matrose Keelleute genannt, bilden einen besondern Menschenschla der wegen seiner Kräfte, seines Muthes und seines rauh und stolzen Unabhängigkeitssinnes rennomirt ist. Vor Zei hatten sie sich durch ihre Theilnahme an einer Menge Reb lionen, und durch ihren energischen Widerstand gegen Alle was ihnen als ein, wenn auch nur indirecter, Eingriff ihre Rechte und ihre Freiheit erschien, einen gefürchteten N men gemacht. Mackenzie entwirft folgendes Bild von ihnen „die Arbeiten der Keelleute sind der Art, daß eine außero dentliche Kraft dazu gehört, und um sich dieselbe zu erhalte bedürfen sie einer besonders substantiellen Nahrung. S gehen nie an Bord ihrer Schiffe, ohne sich zuvor mit ein tüchtigen Portion kalten Fleisches und einer derben Schnit Brod vom besten Mehl versehen zu haben. Eine Flasche Bi darf dazu nicht fehlen. Um sich einen Begriff von der mate riellen Wonne, die ein Mensch bei seiner Mahlzeit habe kann, machen zu können, muß man die Keeleute um ihre Huddock oder ihrer Kajüte haben sitzen, und, schweißbeded und schwarz von Staub, fröhlichen Muthes schmausen seh Zu jeder Schiffstruppe gehört ein kleiner Knabe, der unte dem unmittelbaren Befehl des Schiffers steht, aber von de Matrosen ernährt werden muß.

„Der Brauch, sich auf dem Flusse einander anzurufen, besonders bei den Fahrten zur Nachtzeit, gibt ihrer rauhen Stimme einen fast brutalen Ausdruck; doch ist ihr Benehmen im Allgemeinen artig und gemessen. Jeden Tag sieht man sie etwas von dem barschen Wesen ablegen, das ihnen sonst schuldgegeben wurde, unter sich, und zwar immer, beobachten sie übrigens die freundschaftlichsten Formen, und nennen sich nie anders als Keel-Bullies, Gabarrenbrüder." Brand erzählt, daß ein Armer zu Newcastle, der sich wegen Unterstützung an die Vorsteher gewandt, auch die Bemerkung gemacht hätte, sein Vater habe ihm sechs Bullies zu ernähren hinterlassen. Zu London, wo dies Wort eine andere Bedeutung hat (Lärmmacher, Störenfried), würden die Polizeiagenten über eine solche Erklärung sehr allarmirt worden seyn.

Der gemeinschaftliche Fonds, den die Keelleute als eine gegenseitige Hülfskasse für Kranke, Greise, Wittwen und Waisen begründet haben, zeugt von einer lobenswerthen Vorsicht, an welcher andere Arbeitsklassen sich ein Exempel nehmen sollten. Ihre Frauen und Töchter sind arbeitsam, wohlgenährt, gesund und kräftig. Sie tragen in der Regel weite wollene Mäntel; ein bunt seidenes Tuch ist ihnen nachlässig über die Schulter geworfen, und eins oder ein Paar andre dienen ihnen als Kopfbedeckung. Einige von ihnen haben das Amt, die Keelfahrzeuge auszufegen, wofür sie nichts weiter als den Kehrig bekommen. Man nennt sie die Keeldoctoren.

Oberhalb und unterhalb der Brücke trifft man diese verwegenen Schiffsleute bei ganzen Flotten, die von entfernten Kohlenlagern kommen und von den rivalisirenden Städten, die einander haufenweise gegenüber liegen, nord- und südwärts des Meerarms ausgesandt werden. Bald fahren sie, ihre Böte beladen, die sie durch ein einziges sehr groses Ruder leiten, stromabwärts; oder sie schieben dieselben, wenn leer, mit langen Stangen stroman. Es gibt wohl wenig

Arbeiten, die schwerer wären; aber eben so wenig dürfte auch eine Ausdauer zu finden seyn, die der ihrigen gleich käme. Ihre Lieblingsaufmunterung besteht darin, einige Lieder zu singen, die sichtlich von Musikern und Dichtern aus ihrer Mitte verfaßt sind. Das berühmteste darunter beginnt mit folgenden zwei Strophen:

„Als ich durch Sandgate, durch Sandgate, durch Sandgate kam,
Als ich durch Sandgate *) kam, da hörte ich einen lustigen Gesang.“

Eine andre Race, mit der wir Bekanntschaft machen müssen, ehe wir nach Newcastle hineingehn, und die nicht minder abgesonderte Sitten hat als die Keelleute, das sind die Arbeiter in den Kohlengruben. Um sie kennen zu lernen, müssen wir sie aber muthig in ihrem unterirdischen Aufenthalte aufsuchen. Wir nehmen demnach an, der Leser habe, so wie wir, von einem Inspector dazu die Erlaubniß erhalten, sein elegantes Reisecostüm gegen einen schlechten Flanellkittel umgetauscht, seine Kappe gegen einen alten Filz, und seine Beine in ein Paar große Wasserstiefel gesteckt, wie sie bei uns zu Lande die Fleetenkieker tragen. So verkleidet kömmt er zu dem Rande eines der Kohlenschachten; die schon erwähnte Dampfmaschine ist bereit, die Spedition in Körben, oder auch nur durch ein Tau zu übernehmen, dessen Schleife als Tabouret dient. (Fortsetzung folgt.)

---

## Ludwig Devrient's erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Während man darüber nachsinnt, wie die Lücke auszufüllen seyn möchte, tritt Herzberg-Devrient, der den Wächter am Hut und noch einige kleine Rollen in der Verschwörungsscene spielen soll, plötzlich aus der Knappen zagendem Chor und spricht: „Herr Direktor! ich spiele den Rudenz; — nur her damit!“ Eine allgemeine Verhöhnung antwortet auf dieß Anerbieten. Die sogenannten „routinirten“ Schauspieler rümpften die Nasen und hinter den Coulissen der Vierbretterbühne hört man Zischeln: „Der, diese Rolle spielen? — ein Anfänger? — der Mensch wirft das ganze Stück um!“

Lange aber war anderer Meinung und übergab Devrient die Parthie mit der Bemerkung, sie bis Nachmittag durchzusehen und sie nöthigenfalls bei der ersten Probe abzulesen. Die Probe wurde bis Nachmittag um 3 Uhr verschoben und Devrient, der die Rollen ausgeschrieben hatte und das ganze Stück, wie er sagte, genau kannte, eilte nach Hause und änderte das Manuscript zum Theaterzettel ab, da er jetzt, zu seiner Freude, nicht mehr bei der Stange blieb, sondern plötzlich zum Neffen des alten Attinghausen avancirt war. Grege, der in Zeitz unweit der Michaeliskirche wohnte, holte Devrient zur Probe ab. Das Logis des Letzteren war auf der Rittergasse, im Hause eines Leinewebers. Noch hatte Grege die Wohnung Devrient's nicht erreicht, als er durch das Schnurren der Webstühle hindurch seinen Freund declamiren und so laut schreien hörte, daß die Vorübergehenden entsetzt in die Höhe blickten. — Grege pfiff auf eine gewisse Manier unter dem Fenster, um dem Anderen das übliche Zeichen, über welches man übereingekommen, zu geben. Aber fruchtlos. Devrient war so begeistert und mit seiner Rolle beschäftigt, daß er Grege erst gewahr wurde, als dieser in seinem Zimmer vor ihm stand.

Die Probe begann. Devrient spielte mit einem Feuer und einer Empfindung, daß Alle verwundert aufhorchten. Grege, der abwechselnd souffliren mußte, vergaß in seinem Erstaunen seine Amtspflicht, um der Rede seines Freundes eine desto größere Aufmerksamkeit zu schenken. Devrient entwickelte alle seine Kraft, aber bei mehrern Stellen schrie er auch so arg, daß Lange ihn um Gotteswillen beschwor, sich etwas zu mäßigen. Uebrigens spielte er die Rolle recht brav, ja wider Erwarten brav. Devrient gehorchte mit ziemlicher Fügsamkeit und die zweite Probe ging noch besser. Der Tag der Aufführung kam rasch genug. Devrient war überglücklich über seine Eroberung. Grege hat den Zettel zufällig aufbewahrt, der zur Vorstellung des „Tell“ ausgegeben ward. Dieser Zettel ist in unsern Händen und lautet genau also:

„Mit hoher Obrigkeitl. Bewilligung
wird
heute Montag den 8. April 1805
aufgeführt
**Wilhelm Tell.**
Ein historisches Drama in 5 Acten, von Friedrich Schiller.

Personen:

| Rolle | | Darsteller |
|---|---|---|
| Herrmann Gesler, Reichsvoigt in Schwiz und Uri . . . . . . . . . . . | | Herr Hessen. |
| Werner, Freiherr von Attinghausen . . . | | Herr König. |
| Ulrich von Rudenz, sein Neffe . . . . | | Herr Herzberg. |
| Werner Stauffacher | Landleute aus Schwyz, Uri und Unterwalden. | Herr Grosmann. |
| Itel Reding | | Herr Hoffmann. |
| Walther Fürst | | Herr Grege. |
| Wilhelm Tell | | Herr Wolf. |
| Kuoni, der Hirte | | Herr Ulrich. |
| Ruodi, der Fischer | | Herr Zimmermann. |
| Arnold von Melchthal | | Herr Reder. |
| Konrad Baumgarten | | Lange. |
| Jenni, Fischerknabe . . . . . . . . . | | Mad. Hessen. |
| Gertraud, Stauffachers Gattin . . . . | | Mad. Grosmann. |
| Hedwig, Tells Gattin, Fürsts Tochter . . | | Mad. Wolff. |
| Bertha von Bruneck, eine reiche Erbin . . | | Mad. Lange. |
| Armgart | Bäuerinnen . . . . . . . | Mad. Zimmermann. |
| Elsbeth | | Mad. Dölitzsch. |
| Walther | Tells Knaben . . . . . . . | Demoiſ. Grosmann. |
| Wilhelm | | Otto Wolf. |
| Friesshardt | Söldner . . . . . . . | Herr Kluge. |
| Leuthardt | | Herr Hoffmann. |
| Rudolph der Harras, Geslers Stallmeister | | Herr Kluge. |
| Johannes Parricida Herzog von Schwaben | | Herr Zimmermann. |

Ein Reichsbote. Geslerische Reiter. Landleute ꝛc.

---

Das Uebrige ist bekannt.

Anfang um halb 8 Uhr.

F. W. Lange, Directeur.“

Am Abende der Vorstellung erschien Devrient schon um fünf Uhr im Ankleidezimmer und schmückte sich mit dem besten Wappenrocke und dem schönsten Barett der Lange'schen Garderobe. — Das Bewußtseyn, eine gute Rolle zu spielen, der ungewöhnliche Glanz seines Costüms, die lange herabwallende Feder, bringen ein Selbstvertrauen in ihm hervor, daß er kaum den Augenblick erwarten kann, wo er auf die Bühne tritt. —

Endlich kommt sein Stichwort. Devrient erscheint, spielt und — spielt zum Entzücken. Lange und Wolf stehen hinter den Coulissen und sehen sich an, verwundert über ein so plötzliches Aufflammen eminenten Talentes. Jetzt kommt die Schlußscene, wo Gesler vom Tell das Ungeheure fordert. Da tritt Devrient als Rudenz hervor. Eine heilige Begeisterung verkündigt sich in seinem ganzen Wesen, mit einer überwältigenden Bedeutung spricht er die Worte:

— — — Ich habe still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sahe u. s. w.

---

*) Eins der Thore zu Newcastle.

Das Publikum ist sichbar ergriffen, aber Devrient übernimmt sich und seine Sprache artet in Gebrüll aus. Die Gallerie jedoch findet auch dieß vortrefflich und von den nervigen Fäusten der Kattundrucker und Leineweber auf dem Zweigroschenplatze schallt ihm der erste Applaus entgegen, den er erlebte. Als ihm überdies der Direktor Lange in der Garderobe vor sämmtlichen Schauspielern ein Compliment über seine Darstellung machte, erreichte seine Glückseligkeit den höchsten Gipfel.

Nach Beendigung des Schauspiels ging Devrient, die Rittertstiefeln noch an den Füßen, in die sogenannte Schleife; ein Bierhaus an der Ecke des Marktes und der Kalkgasse, wo sich die Schauspieler nach der Vorstellung zu treffen pflegten. Hier lächelten sie geschmeichelt zu dem Urtheile, das ein ehrsamer Tuchmacher über ihr Spiel fällte und fühlten sich unendlich geehrt, wenn ein ästhetischer Leineweber rühmlich von ihren Actionen sprach. Auch Herrn Herzberg machte man heute Elogen.

Der Direktor Lange, entweder durch das Gelingen des Rudenz über die Kräfte seines Mitglieds aufgeklärt, oder weil ihm der Schauspieler für dieß Fach mangelte, gab ihm einige Tage später eine größere und bedeutendere Rolle, einen Räuberhauptmann in einem Ritterschauspiel. Grege konnte sich nicht mehr auf den Titel besinnen, meinte aber, es müsse wohl: „die Räuber auf Maria-Culm" gewesen seyn. Dieses Stück, das in einem wahren Kanonenstyle geschrieben ist und in der Hauptrolle des Räuberhauptmanns Kuft einen Wütherich darstellt, der nur von Blut und Rache spricht und ganze Dorf- und Ritterschaften in Bausch und Bogen todtschlagen will, schien Devrient besonders zuzusagen. Um der Rolle ein Opfer zu bringen, beschließt er, nach Leipzig zu gehen und sich dort, wo gerade Ostermesse war, ein Paar neue Tricots anzuschaffen. Grege wird als Genosse zu dieser Reise geworben und Beide pilgern in aller Frühe zu Fuße von Zeitz nach Leipzig, wo sie vor'm Petersthor, unweit der Hauptwache in dem bescheidenen Gasthofe „zur dürren Henne" einkehrten.

Devrient, dessen Casse begreiflicher Weise sehr schwach war, setzte seine ganze Hoffnung auf einen Jugendgenossen aus Berlin, den er aufsuchen und um etwas Geld angehen wollte. Aber vergebens suchte er den guten Freund in allen Häusern und Kaufgewölben. Zum Glück, daß er unter den Trödelbuden — damals beim Marstalle aufgestellt — ein paar schwarze und weiße Tricots entdeckte, die allen seinen Wünschen entsprachen und für einen unendlich niedrigen Preis ausgeboten wurden. So ward wenigstens der Zweck der Reise nicht verfehlt.

Die Tricots unterm Arm, wurde der Rückweg wiederum zu Fuße angetreten. Doch fügte es sich, daß die Wanderer hinter Zwenkau einen Wagen einholten, der Kälber nach Leipzig gebracht hatte und jetzt leer nach Hause fuhr. Da Beide sehr müde waren, wurde das Fuhrwerk in Beschlag genommen und Devrient war so erfreut über diese Erwerbung, daß er eine umgestülpte Futterkiste, die im Wagen lag, wie eine Rednerbühne bestieg und Stellen aus seinen Rollen recitirte, daß das Echo in den Wäldern wach wurde. Jeder vorübergehende Bauer wurde als Mitspielender behandelt und mit dramatischen Reminiscenzen begrüßt.

Etliche Tage nachher spielte Devrient die Rolle des Räuberhauptmannes. Hier hatte er Gelegenheit, sich auszutoben. Wie ein Rasender stürzte er durch die Coulissen und fast nach jedem Abgang erfolgte ein stürmischer Applaus, an welchem sich sogar der erste Platz lebhaft mit betheiligte.

Der Director Lange, der nie begreifen lernte, wie es möglich gewesen, daß ein solch Talent eine so lange Quarantaine gehalten, überwies ihm von jener Zeit an alle erste Liebhaberrollen, bis sich Devrient nach Dessau begab, wo sich sein Repertoire immer mehr vergrößerte. Obgleich sein Talent hier anerkannt wurde, so war doch Dessau zu jener Zeit nicht der Ort, um die Kräfte eines kühnen Darstellers durch eine begeisterte Aufnahme besonders anzuregen, denn die schöngeistigen Handelsjuden, die dort im Theater Sitz und Stimme hatten, waren nicht geeignet, ein sehr entzündbares Publikum zu repräsentiren. Leipzig war der Ort und hierher begab sich im Jahre 1807 die Bossin'sche Gesellschaft, bei welcher sich Devrient befand. Hier, vor einem akademischen Parterre, hier vor gründlichen Kennern und Aesthetikern blühten ihm die ersten echten Lorbeerreiser und seine Darstellung des Talbot in der „Jungfrau von Orleans", schuf ihm einen Namen, der später in Breslau zur Berühmtheit ward, die ihn berechtigte, sich kühn mit den hervorragendsten Zeitgenossen zu messen, die die gleiche Bahn mit ihm wandelten.

So weit die Skizzen aus den ersten Künstlerjahren dieses großen deutschen Künstlers, die ich mit Fleiß und Sorgsamkeit zusammengetragen. Sollte ein Anderer, der vielleicht jene Zeit mit dem Verewigten durchlebte, Anlaß zu weiteren Erörterungen finden, so wird mir jede Beleuchtung dieser Mittheilung hocherfreulich seyn. (Rosen.)

## Tabletten.

*** (Wien.) Am 3. April gab Saphir eine Akademie, in welcher die bedeutendsten fremden und einheimischen Kunstkräfte mitwirkten. Die humoristische Vorlesung, welche die Vorstellung beschloß, und von Saphir selbst gehalten wurde, ist unbedingt eines der schwächsten Produkte seines Genies, aber darum immer noch ein Produkt des Genies. Bei Gelegenheiten, wie diese, werden selbst Saphir's Gegner zu Freunden des entschiedenen, ausgezeichneten Talentes ihres Widersachers. — Bei der dieser Tage stattgefundenen Ziehung der großen Kunstsachen- und Gemäldeausspielung hat Nr. 98,959 den Haupttreffer mit 200,000 fl., und Nr. 149 486 den Haupttreffer der Gratisloose mit 100,000 fl. gewonnen. Dem Gerüchte zufolge wäre das große Loos wieder in Wien, und zwar von der Gattin des Hofbäckermeisters gewonnen worden. (R. C.)

*** (Liebe zur marmornen Wahrheit.) Christine, Königin von Schweden, lobte eine Bildsäule des Bernini: die Wahrheit, mit so viel Entzücken, daß ein Kardinal ausrief: „Gott sey gedankt, daß Eure Majestät die Wahrheit lieben." „Aber," versetzte die Königin, „nicht alle Wahrheiten sind von Marmor."

## Aus Wiesbaden.

Sonntag den ersten Mai wird das Kurhaus eröffnet.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 17. April. Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus zu Terracina, komische Oper in 3 Abth. Musik von Auber. (Gastrolle) Lorenzo: Herr Baumhauer, vom Stadttheater zu Aachen. (Gastrolle) Zerline: Frau von Keßlern-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Montag, den 18. April. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Othello, oder: Der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 107. 18. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der englische Kreuzer.

(Schluß.)

Bang schaute auf, sah mir mit feierlicher Miene ins Gesicht und deutete dann auf den herrlichen Feuerball, der eben in das dunkle Weltmeer hinabsank und noch in den widerstrahlenden Himmel hinaufflammte.

„Tom, schämen Sie sich — schämen Sie sich — solch gotteslästerliche Reden zu führen.... Denken Sie an diesen Morgen — und danken Sie Ihm," — hier schaute er andächtig gen Himmel. — „Danken Sie Ihm, der uns gnädig das Ende dieses furchtbaren Tages erleben ließ, während er den armen Meister Handlead und so manchen andern braven Seemann zur letzten feierlichen Rechenschaft abrief; — danken Sie Ihm, daß Sie die Sonne noch einmal haben untergehen sehen!"

„Herr Bang," — fiel hier der prosaische Wundarzt ein, — „es ist geschehen."

„Dann kommen Sie her, mein Junge," — sagte Bang freundlich, — „jetzt ist an Ihnen die Reihe — ich will das Licht halten."

Der Doctor ging rasch ans Werk und kaum waren fünf Minuten verflossen, da war ich schon von der schweren Bleikugel befreit und verbunden.

„Jetzt eilen Sie in die Cajüte hinunter, Herr Doctor," — sagte ich aufstehend, — „drunten warten die armen Burschen schon lange auf Sie."

Hierauf rief ich Swop herbei, einen alten erfahrenen Seemann, und fragte ihn, wie viel Leute wir in dem harten Gefechte verloren.

„Neun todt und eilf verwundet, Sir," — war die kalte Antwort; — „der arme Handlead ist auf dem feindlichen Deck gefallen und mit der Brigg untergegangen."

„Von zweiundvierzig Mann zwanzig kampfunfähig — ein furchtbares Verhältniß.... Ihr müßt uns den armen Handlead ersetzen, Meister Swop." —

Der brave Seemann bedankte sich durch eine stumme Verbeugung für diese unerwartete Beförderung.

„Laßt jetzt einige Bursche das Sonnenzelt auf dem Hinterdeck ausspannen und sagt meinem Hofmeister, er solle die Betten aus der Cajüte heraufschaffen und uns einige Flaggen zum Zudecken besorgen, Meister Swop."

„Ganz wohl, Sir," — sagte der neue Unterschiffer, mit einer Verbeugung sich entfernend, und alsbald begannen die Leute, unsre Betten unterm Schutze des Sonnenzelts aufzuschlagen.

Jetzt galt es nach Kräften den im Gefechte erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Unser Takelwerk war großentheils zerschossen, der Hauptmast hart überm Deck gefährlich angesplittert und nur der Fockmast völlig unberührt. Die müde Mannschaft war damit beschäftigt, beim trüben Laternenschein Alles zu spliffen und zu knüpfen, so gut es eben ging und den wankenden Mast zu verschalen. Nachdem die Takelage nothdürftig ausgebessert war, ließ ich den Rumpf untersuchen und die Schußlöcher stopfen; es waren nicht weniger als vierzehn Kugeln durch denselben gegangen und fünf davon zwischen Wind und Wasser.

Es war bereits 9 Uhr, als wir mit den nothwendigsten Ausbesserungen fertig wurden, und ich zog mich mit meinen Freunden unter das Leinwandzelt zurück. Während das unterdrückte Geschrei der Verwundeten, die gerade unter den Händen des Wundarztes waren, und das leise Wimmern derer, die bereits verbunden waren oder noch warteten, bis die Reihe an sie kam, vernehmlich durch das offne Decklicht zu unsern Ohren drang, nahmen wir unsre frugale Abendmahlzeit ein. Wir verzehrten unser gesalzenes Rindfleisch, unsern harten Zwieback und unsre gerösteten Jamswurzeln mit dem größten Appetit, und der alte Rum sank in der Flasche, wie das Quecksilber im Barometer bei herannahendem Sturm. Und als die Begierde nach Trank und Speise gestillt war, wickelten wir uns in einige Flaggen ein und sanken bald in tiefen Schlummer. Bereits war die Sonne aus dem Schoße des stillwogenden Oceans aufgetaucht und malte mit ihren glühenden Purpurstrahlen die Masten, Segel und Takelage unsers Fahrzeugs, als mich der rauhe Baß des Unterschiffers aus meinem süßen Schlummer weckte. Ich sprang sogleich auf und ging aufs Deck hinaus.

„Wie steht der Bug, Meister Swop?" — war meine erste Frage.

„Nun, er hat alle Striche der Windrose durchlaufen, Sir; eben steht er Nord-Ost."

„Sind wir während der Nacht weit abgetrieben, Meister?"

„Nein, Sir; die ganze Nacht regte sich kein Lüftchen. Die Strömung hat uns etwa eine halbe Meile fortgeschleppt. — Heute Morgen trieben verschiedene Schiffstrümmer und drei Leichen an uns vorbei — ein Spanier und zwei Neger."

Ich ging jetzt aufs Vorschiff, um zu sehen, wie es da aussehe und war nicht wenig erstaunt, dort so viele schwarze Gesichter zu sehen.

„Ei, Meister Tailtackle," — fragte ich den Constabler, — „wie viel von diesen armen Geschöpfen haben wir denn an Bord?"

„Drunten in der Hölle sind 59, Sir, und 45 auf dem Deck.... Doch ich hoffe, wir werden sie nicht mehr lange behalten, Sir. Es sieht so aus, als wollte windwärts eine Brise aufspringen und dann — —"

In diesem Augenblick kam Bang decklängs daher. „Ach

mein lieber Tom, ich dachte gestern Abend, das sey ein Nadelstich, aber quod non! ... ich bin so steif, wie ein englischer Dandy, und kann kaum den Kopf bewegen. Wie geht's mit Ihnen? Sie tragen ja, wie ich sehe, eine Ihrer Brustflossen in der Schlinge?"

„Gerade nicht zum Besten lieber, Bang; doch die Geschwulst wird sich hoffentlich bald verlieren."

Kaum hatten aber die Schwarzen meinen Freund entdeckt, da begrüßten sie ihn mit dem freudigen Ruf: Sheik Cocoluh! Sheik Cocoluh!" — Bang besann sich Anfangs und eilte dann laut auflachend von uns weg, um sich den Blicken der Neger zu entziehen. Ich folgte ihm aufs Hinterdeck und fragte ihn um den Grund seiner plötzlichen Heiterkeit und seines eiligen Rückzugs. Ehe er mir antworten konnte, trat Pearl schüchtern zu uns heran.

„Nun, mein Junge, was gibt's?" — fragte Bang sogleich den schwarzen Quartiermeister, — „geht doch zu Euern Freunden da vorn und sagt ihnen, daß das ein Schwank ist — daß ich nicht der Sultan Cocoluh bin."

Pearl machte seinen Salaam und erwiederte ernst:

„O, Massa, die Schwarzen seyn sehr wild und haben nicht Ketten — — wenn ich sie sagen, daß Massa nicht Sultan Cocoluh seyn, werden sie all' aufstehen und all' weiß Mann todt schlagen."

„Wenn das ist," — rief mein Freund, — „dann geht hin und sagt ihnen, ich sey ein Strauß, so groß es je einen gegeben, und habe eine Feder im Steiß wie ein Palmzweig."

Nachdem wir herzlich gelacht hatten über den großen Strauß und seinen Palmzweig, gingen wir zum armen Reefy hinab und unterhielten uns mit ihm, bis wir zum Frühstücke abgerufen wurden.

Gegen 9 Uhr setzte uns eine leichte Brise in Stand, unsern Cours wieder aufzunehmen, und wir hoben uns allmählig nordwärts, bis um Mittag wieder Windstille eintrat. Wir wandten die Stunden der Meeresstille dazu an, alle Spuren des Gefechtes möglichst zu verwischen und segelten mit der gegen Abend sich erhebenden Brise weiter.

Die Nacht ging ohne besondere Vorfälle vorüber. Als wir aber den folgenden Morgen nach dem Frühstück in der Cajüte traulich beisammen saßen und von diesem und jenem schwatzten, erschallte auf einmal die Stimme des Lug-ausmanns vom Vortop herab: „Land!... gerade vorm Bug!"

„Wie sieht's aus?" — rief ich durch's Decklicht hinauf.

„Lauter niedere Inseln, Sir. Eben sehe ich Häuser auf der höchsten."

„Hurrah, Nassau, New-Providence, ho!"

## Die Hauptstadt der Steinkohle.

(Fortsetzung.)

Obgleich dies Förderungsmittel nicht eben das angenehmste ist, muß man sich zuweilen doch dazu entschließen. Nachdem man nun einige Minuten über dem Abgrunde in der Schwebe erhalten worden ist, fühlt man sich plötzlich mit einer schrecklichen Geschwindigkeit darin hinabgelassen. Es giebt wohl einige Kohlenwerke, die horizontal offen liegen, und zu welchen man nach einem Marsche von zwei bis drei Meilen unter der Erde gehen kann; aber die Finsterniß der Wege, die zum Ziel führen, das Gerassel der Waggons und ihrer eisernen Ketten, welches in diesen düstren Gängen dem Rollen des Donners gleicht, sind am Ende noch grauenhafter als die perpendiculaire Grubenfahrt.

Wir wollen uns dieser wieder zuwenden. Der erste Impuls der Dampfmaschine setzt den Besuchenden im ersten Stock, d. h. auf gleicher Höhe mit der ersten Kohlenschicht, ungefähr 200 Fuß unter der Erde, ab. Dort findet er die Stelle für die Pferde, die Dampfmaschine, welche die Kohlen von der unteren Schicht heraufholt, und den Ventilirofen, vermittelst dessen die Luft von unreinen Dünsten geläutert wird. Es ist dies die erste Station der Höllenfahrt. Nun muß man sich aufs Neue auf das Ende eines Taues setzen und diesmal in einen zweiten Abgrund hinabtauchen, dessen Finsterniß nicht zu beschreiben ist und die Alles übertrifft, was man der Art gesehn hat. Diese schauerliche Probe muß man aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein drittes Mal bestehen, ehe man zu den Arbeiten kömmt. Dann fällt man mitten unter eine Menge menschlicher Wesen, die beschäftigt sind Kohlen zu hauen, und sie auf Karren unter die Oeffnung zu bringen, durch welche sie nach Oben geschafft werden sollen. Ehe man sich aber der eigentlichen Ausbeutungsstätte gegenüber befindet, hat man noch eine lange Region der Finsterniß zu passiren. Dort, vor einer langen schwarzen Wand, ist jeder Grubenarbeiter, mit übergeschlagenen Beinen sitzend, nun beschäftigt, eine gewisse Kohlenstrecke mit einer spitzen Hacke, so tief er nur kann, auszuhauen. Dazu leuchtet ihm ein auf einen Klumpen Lehm gestecktes Licht. Wenn er den Block, den er lösen will, hinlänglich unterminirt hat, durchschneidet er ihn auch noch auf den Seiten, und eine kleine Nachhülfe von Oben läßt ihn dann ihm zu Füßen niederstürzen. Diese Masse wird sogleich in Körbe gethan, und je nach der Oertlichkeit, entweder längs einer kleinen Eisenbahn durch ein Gespann Ponies transportirt, oder auch durch einen Mann, häufig selbst durch ein Frauenzimmer, bis in den Bereich der Dampfmaschinen auf den Schultern getragen. Dann ist es die Sache des sogenannten Onsetter (Fortschaffers), die Körbe an das Tau zu befestigen, das sie hinaufziehen soll.

Auf allen Seiten sieht man Spuren von Gefahren, welchen die Grubenarbeiter ausgesetzt gewesen, und Vorsichtsmaßregeln, die gegen Unfälle getroffen worden sind, welche ihr Leben bedrohen. Ein jeder Arbeiter sorgt dafür, hinlängliche Kohlenmassen stehn zu lassen, um den von ihm ausgehöhlten Wölbungen als Pfeiler zu dienen. Ein Aufseher weiset auf der ganzen Linie einem jeden Arbeiter sein Tagewerk zu, und sieht darnach, ob die Luft auch völlig frei von Zündstoff ist; ein zweiter Aufseher bestimmt die Stärke der Kohlenpfeiler, und läßt an Stellen, die umstürzen könnten, schützende Mauern oder Säulen von Backsteinen aufführen.

Man kann in der Vorsicht nicht zu weit gehn, um wider all' die Elemente der Zerstörung anzuringen, die in den Gruben enthalten sind. Eine jede von ihnen hat von den Arbeitern nach dem, was damit vorgegangen ist, irgend eine bezeichnende Benennung bekommen, und so ist aus einer Creep- (Kriechen) eine Sit- (Sitzen) Grube geworden, d. h., es hat eine Versenkung stattgefunden, entweder weil die Tragepfeiler zu schwach gewesen, oder weil der Grund, auf dem sie gestanden, gewichen ist. In einem oder dem andern Falle sehen sich die Arbeiter entweder zerschmettert, oder abgesperrt und zum Hungertode verdammt.

Es giebt da ferner den Choke-damp, ein kohlensaures Gas, das die Unglücklichen erstickt, die dasselbe einzuathmen ausgesetzt sind; und den Fire-damp, oder das entzündbare Gas, welches, wenn es mit einem Lichte in Berührung kömmt, sofort Feuer fängt, eine fürchterliche Explosion verursacht, und die armen Grubenleute bis auf die Knochen verbrennt. Man hat erlebt, daß durch solche Explosionen, die ganz wie ein Vulkan oder ein Erdbeben operirten, mit einem Schlage über hundert Menschen getödtet worden sind. Im Jahr 1812 explodirten in der Nähe von Jarrow zwei Kohlengruben zugleich; alle umliegenden Dörfer wurden durch die Detonation

erschüttert und ihre Dächer mit Asche bedeckt. Es kamen dabei 96 Menschen um.

In der Nähe von Wall's-End wirft eine Kohlengrube, die vor mehreren Jahren in Brand gerathen ist, durch die ihr gelassenen Oeffnungen noch jetzt Rauch und Flammen aus. Man sieht sie von der Eisenbahn aus zwischen Newcastle und North-Shields.

Um solch furchtbaren Unfällen vorzubeugen, hat man nichts unversucht gelassen, was durch Ventilatoren, Trichter, Klappthüren ꝛc. zu beschaffen war. Vordem machte man von einem Stahlcylinder Gebrauch, der, indem er sich fortwährend drehend an Flintsteinen rieb, eine Art von Funkenströmung unterhielt; aber vor der Erfindung von Sir Humphrey Davy's schützender Lampe hatte man keine radicale Sicherheit gegen die plötzliche Entzündung des Wasserstoffgases. Leider fallen noch jetzt, durch die Sorglosigkeit der Arbeiter, oder durch die Habgier der Unternehmer, dergleichen Unglücksfälle vor.

Aber, inmitten all dieser Gefahren, lebt ein Volk, das frei von Sorge ist, und das ohne Kummer dem milden Sonnenlichte entsagt zu haben scheint. Freilich sind die Grubenleute schon seit ihrem sechsten oder siebenten Jahre an ihre schwere Arbeit gewöhnt. Der übrigen Welt fremd, sehen, kennen und lieben sie nur ihre Genossen: alle eine und dieselbe Sprache redend, mit gleichen Begriffen ausgestattet, gleich gekleidet, und sich durch die Gleichförmigkeit ihres Benehmens und ihrer Vorurtheile gefügig die Kinder assimilirend, die ihnen beigegeben werden.

Die ganze Woche hindurch den Raffinements der Toilette durchaus fremd, macht der Kohlengräber, wenn der Sonntag kömmt, gern Staat, und kleidet sich auf's munterste, wenn nicht selbst kokett este. Sein Kleid hat die scheinendste Farbe; seine Weste fällt durch die bizarresten bunten Blumen in's Auge; seine Strümpfe sind blau, scharlachroth, violett oder von gemischten Farben; die meisten tragen sehr langes Haar, das sie an den Wochentagen aufbinden oder in Papilloten eingewickelt halten, aber zu der großen Toilette über die Schulter fallen lassen. Einige haben auf ihren Filzhüten in gleichen Weiten zwei oder drei Bänder befestigt, um Blumen darin zu stecken.

Es ist ihnen übrigens immer die Härte ihrer Arbeit anzusehn. So haben besonders diejenigen, die in Gruben mit engen und niedrigen Gängen beschäftiget sind, stets eine partielle Ungestaltung: ihre Brust tritt mehr hervor, als sie es sollte, ihr Nacken ist gewölbt, ihre Beine sind säbelförmig und dünn.

Das Tagewerk eines Kohlengräbers währt acht Stunden; es wird aber auch verdoppelt, wenn es Noth thut, d. h. wenn sich die Bestellungen häufen und es an Armen fehlt. Während der Arbeit ißt er selten; so wie er aber zu Hause kömmt und sich gesäubert hat, hält er eine tüchtige Mahlzeit, welcher sogleich der ruhige und gesunde Schlaf folgt, der in der Regel das Erbtheil aller derer ist, die viel arbeiten und wenig grübeln. Einer von ihnen, der Caller (Rufer) genannt, muß alle die Arbeiter, welche die nächtliche Kameradschaft bilden, zur festgesetzten Stunde wecken. Das geschieht in einer auch gewissermaßen merkwürdigen Weise. So hörte ich mit einiger Rührung, wie Einer von ihnen vor der Thür seines Kameraden rief: „Robin Winship, aho! stehet in des Himmels Namen auf, und geht an Eure Arbeit!“

Im Allgemeinen stehen neben jeder Grube so viele Häuser, als zur Beherbergung der bei derselben angestellten Arbeiter nöthig sind, und jedes Haus hat ein Stück Landes, zum Anbau des Gemüses. Der Kohlengräber lebt gern gut, sobald seine Mittel es ihm gestatten. Sie verschmausen täglich eine gute Portion Kuchen, Torten und schwarzen Pudding, außer dem Rind- und Hammelfleische, welche ihre gewöhnliche Kost bilden.

Von allen anderen Arbeiterclassen abgesondert, hängen sie einander um so inniger an, was denn ihre Coalitionen, um höheren Lohn zu verlangen, besonders gefährlich macht. Eine bizarre Ceremonie ist deren gewöhnliches Präludium: man sagt, daß sie, um ihre Einigkeit zu besiegeln, sich um einen Stein herum stellen, und zugleich darauf spucken. Es ist dies ein Brauch, dessen Ursprung sich, wie es scheint, in die fernste Zeit verliert. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*,* (Rachel.) Wir lesen im „Morgenblatt“: Vom Théâter français sprechen, heißt heutzutage nichts anders, als Demoiselle Rachel loben oder auslachen. Die Tragödie dieser Bühne hat keinen Mittelpunkt und keinen Halt, als dieses Mädchen, vor wenig Jahren noch ein unbekanntes, armes Judenkind, jetzt eine europäische Berühmtheit mit 48,000 Francs Einnahme, die Reisen ungerechnet, mit Wagen und Pferden und, seit sie sich von Papa Felix emancipirt hat, auch mit einem eigenen Haushalte, Quai Malaquais. Die Nummer soll Niemand erfahren. Das ist, mußt du wissen, unumgänglich bei Allem, was in Paris besucht seyn will, daß es den Besuchenden möglichst schwer gemacht werde, zu finden. Victor Hugo wohnt in einer mittelalterlichen Burg mit Gräben und Zugbrücken, Eugene Sue, wie Robinson, auf einer Insel. Ganz so streng ist die Clausur bei Demoiselle Rachel nicht. Du verlangst zuerst ein Bild von ihr, nicht wahr? Ich gebe es dir, wie ich es von dem Augenblicke an vor Augen habe, da sie aus der Coulisse trat, als Monime in Racine's „Mithridate,“ malerisch eingehüllt in das antike, asiatische Schleppkleid, in den dunkeln, auch asiatischen Haaren ein klassisches Diadem. Langsam und lautlos kam sie vorwärts, als ob der Lärm des Willkommens im Hause sie fesselte. Wie es ganz stille geworden, schlug sie die ersten Worte ihrer Rolle an: „Seigneur, je viens à vous,“ und in dem einen Bild, in dem einen Klang hatte ich auch gleich und für immer das ganze Wesen, ihre Natur und ihre Kunst. Die Rachel ist, du weißt es wohl aus Beschreibungen, nicht schön, am wenigsten, was man für das Theater schön nennt: ihre Gestalt ist für die Bretter fast zu klein und schmächtig, dagegen ihr Kopf von einem Ausdruck und einem Adel, wie man nur auf römischen Gemmen findet. Alles in dem feinen, blassen Gesichte drängt nach oben, Stirn und Schläfe sind gegen das Kinn und den Hals merklich herausgebildet, und in dem braunen, etwas tiefliegenden Auge hat sie einen Blick, welcher bloß mit dem Ton ihres Organs verglichen werden kann, verschleiert bis auf die Blitze der höchsten Leidenschaft, aus dem innersten Leben geschöpft, voll einer schmerzlichen, ob herben, ob süßen Wehmuth, und nur mit Gewalt und Selbstzwang darniedergehalten. Wäre dieses Weib nicht auf die Bühne gekommen, sie hätte die Straße oder den Salon, wohin sie nun ihr Lebensweg eben führte, zur Bühne gemacht. In ihr ist eine ursprüngliche Leidenschaftlichkeit, das Bewußtsein einer tiefen, fast dämonischen Kraft, vor der sie selbst sich scheut, die sie nur in einzelnen Momenten ausströmen läßt, während sie gewöhnlich die lächelnde Entsagung oder die stolze Ironie darüber hinwirft. Wenn du diese vielleicht etwas abstrakt klingenden oder geschrobenen Worte in's Natürliche übersetzest, hast du die Rachel, welche auch von einer gewissen Geschrobenheit und von einem eigenthümlichen Forcirtseyn nicht freizusprechen seyn mag. Es ist ein Unglück, daß die französische Theaterschule gerade diese Seite einer reichen und gewaltigen Seele aufgefaßt, nach ihrer Weise gewandt und bearbeitet hat. Von der Routine des Spiels, wie sie hier besteht, nahm Rachel, so sehr sie auch ursprünglich und originell zu bleiben suchte, alle die kleinen Künste-

leien an, welche für nothwendige Mittel vom Schauspieler gegeben, vom Publikum hingenommen werden. Sie zerreißt ihren Ton und ihre Geberde, wo sie auf Effekt arbeitet, wie die Andern es thun, sie zittert mit Hand und Stimme, weil das einen Applaus macht, oft Minuten lang, und nur wenn sie sich selbst gewähren läßt, steht sie, ohne ein Glied zu rühren, wie eine Statue da, oder entfesselt auf einmal die ganze bewegte und überwallende Fülle innerer Leidenschaft. Es hat ein durchaus klassischer Geist sich in dieses Weib verloren, klassisch in ihrer Götterruhe, in ihrer Mänadenwuth. Hätte sie die en Geist nicht accommodiren müssen einem französischen Publikum und französischer Kunstmethode, hätte man ihre Natur tief und innig auswachsen lassen, statt sie in die äußere Schule zu nehmen, so würde diese Schauspielerin eine Antigone gewesen seyn, eine Jokasta, eine Helena, wie sie die deutschen Bühnenexperimente in der griechischen Tragödie sicher nicht herausbringen. So ist aber ein Zwiespalt, eine Unsicherheit und Gespanntheit in die ganze Erscheinung gerathen, in welche verständige und erfahrene Leute sich oft gar nicht finden können. Ich habe Deutsche gehört, welche nach der ersten Vorstellung den Ruf Rachel's für eine französische Lüge, wenn nicht für eine jüdische Uebertreibung erklärten und manche Künstlerin jenseits des Rheins entschieden über sie stellten. Allein dieselben deutschen, bühnenkundigen Männer hatten dann auch wieder nicht Worte und nicht Wärme genug für die entgegengesetzte Ansicht, sobald sie in dem Repertoire der Französin weiter vorgedrungen waren. Deutsche Empfindsamkeit, einfache und gleichmäßige Innerlichkeit, Gefühle der Liebe, der Frömmigkeit, der mädchenhaften Hingabe, naive Kindlichkeit: das wird Rachel uns niemals so bieten können, wie wir es daheim verlassen — ich meine, auf den Theatern verlassen. Eine Genfelbis, ein Gretchen, eine Louise, nein, das sind ihre Rollen nicht, und darum scheiterte sie sogar an der bloßen Grenze derselben, an der Chimene im „Cid." Aber die versteckte Gluth des Hasses, der Rache, der Eifersucht, der Hohn des Stolzes und der Ueberlegenheit, der Schmerz und der Kampf zwischen Kälte und Leidenschaft, kurz, wenn das ein Ausdruck ist, jeder paralysirter Effekt — das sind Elemente, in welchen sie herrscht, die sie langsam aufsteigen läßt und gewaltsam zurückschleudert, bis sie auf einmal, scheinbar überwältigend, über ihr selbst zusammenschlagen. Sie und die antike Tragödie scheinen für einander geschaffen, und es macht den Franzosen, nicht der Demoiselle Rachel, Ehre, daß jene diess Wechselverhältniß so richtig begriffen und sich von der Hand des Mädchens in die fast verschütteten Tempel ihres Racine zurückführen ließen.

*,* (Ganz in der Ordnung!) Herr ** ist ein sparsamer Mann und kennt die Welt. Ob er Recht daran thut, die Schneider besonders mit Mißtrauen zu behandeln und deßhalb das Zeug zu seinen Kleidern selbst zu liefern, weiß ich nicht, versichern kann ich jedoch, daß er in Zukunft das Tuch nicht selbst mehr liefern will. Wie geht das zu? Hat er sich von seinem Mißtrauen bekehrt? Möglich, daß er denkt: Vertrauen weckt Vertrauen, genug, die Sache hat ihre Richtigkeit. Und das ging so zu: Neulich schickte er zum Schneider; derselbe erscheint, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag und erklärt, daß er den Ueberrock nicht aus dem Tuch, welches Herr ** ihm vorlegte, liefern könne. Der Kundmann hat schon öfter von demselben Quantum Tuch einen Ueberrock bekommen und geräth deßhalb mit dem Kleiderkünstler in Wortwechsel, so daß er ihm die Thür zeigt. Ein anderer Schneider wird gerufen, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag, ist mit dem Tuch zufrieden und verspricht den Rock auf nächsten Sonntag früh. — „Vergessen Sie aber die Rechnung nicht." — „„Zu dienen, Herr **."" — Und der Sonntagmorgen kommt, der Schneider rückt ein, der Rock ist vollkommen weit genug und sitzt vortrefflich. — „Nun, die Rechnung?" fragte Herr ** freundlich. — „„Ach Gott, ich habe sie vergessen! Ich hatte sie zu meinen Handschuhen auf den Tisch gelegt, aber Handschuhe und Rechnung sind liegen geblieben."" — Es wird an der Hausthür geschellt; die Magd macht die Thür auf und kommt herein, um dem Schneider zu sagen, sein Bübchen sey draußen und frage nach dem Papa. — „Laß ihn herein!" ruft der Herr der Magd zu. Der Schneider widersetzt sich, will selbst hinaus und meint: — „„Er bringt gewiß die Rechnung; das hat ja gar keine Eile."" — „Doch, doch, er soll hereinkommen!" — Der Vater wird immer verlegener; des Schneiders Söhnlein tritt herein, sauber und nett gekleidet, heiter und wohlgemuth die Rechnung in der einen, die Handschuh in der andern Hand. — Was ist das? Herr ** macht ein Gesicht, geht auf das Schneidersbübchen zu, betrachtet dessen neues, schönes Röcklein, betrachtet seinen eigenen neuen Rock und verwunderter als Adam, da er Eva erblickte und sprach: Das ist Fleisch von meinem Fleisch! ruft Herr ** dem Schneider zu: „Mein Gott, das ist ja Tuch von meinem Tuch!" — — Der Schneider gibt dem Söhnlein einen Puff und zerreißt in der Angst den einen Handschuh. — „Aber sagen Sie mir nur," fährt Herr ** fort, „wie geht das zu? Ihr College soll mir den Rock machen und behauptet, das Tuch reiche nicht aus; Sie aber machen mir den Rock und ein Röcklein für Ihren Sohn dazu!" — „„Ganz in der Ordnung!"" antwortet der Schneider, der die Geistesgegenwart wieder hat. „„ganz in der Ordnung, Herr **, er braucht mehr als ich .... wenn ich nicht irre, ist sein Bübchen zwei Kopf größer als meins!"" (M. Unt.)

*,* Das Journal des Debats, das oft ganz kuriose Theaternachrichten aus Deutschland enthält, theilt unter Anderm mit, daß Halevy's Oper: „Guido und Ginevra," in Frankfurt am Main in die Scene gesetzt werde, wobei die Kostüme mehr als 22,000 Gulden (!) kosten sollen, und die Dekorationen von drei eigens dazu berufenen Malern, Gropius aus Berlin, Dettenwald und Hogin (?) aus Wien, angefertigt würden.

*,* Französische Blätter erzählen, daß neulich bei Blois die Kutsche einer Dame in Brand gerieth, indem die Kohlen eines Feuerwärmers mit dem Flechtwerk an der hintern Seite des Wagens in Berührung kamen, und daß die Reisende davon Nichts bemerkte, als bis die helle Flamme aufschlug. Die Dame sprang eiligst heraus, und ein Bauer half nun löschen. Dabei kam heraus, daß dieser auf seiner Mähre schon lange hinter dem Wagen hergewackelt war, und den Rauch sehr wohl bemerkt, aber keinen Lärm gemacht hatte. Als er gefragt wurde, wie er so einfältig habe seyn können, antwortete er: „Es gibt heutiges Tages so viele Erfindungen, daß ich glaubte, Ihre Kutsche sey ein Dampfwagen!"

*,* Treumund Welp erzählt: Zu Freiberg in Sachsen sah ich einst an der Table d'hôte einen Irren, dessen Verstand bei einer Berechnung des Piketspieles stehen geblieben war. Er zählte während des Essens in einem fort: „Quintmajor sind fünfzehn!" oder so etwas dergleichen, und sonst war nichts mit ihm anzufangen. Aehnlich muß es im Kopfe eines Geldmenschen aussehen, und mit dem Gedanken Geld und wieder Geld geht zuletzt seine Seele in das dunkle Land hinüber.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 18. April. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Othello, oder: Der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini. (Abonnement suspendu.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 108. 19. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Das böse Jahr.*)

Es war im Anfange des Sommers 1684, als ein junger Mann aus London, Richard Vanbrugh, diese Stadt verließ, um eine Reise in die Provinz Norfolk zu machen. Dieser junge Mann war der Sohn eines reichen Kaufmanns der City, der sich durch seine Vorliebe für die Sache des Volks ausgezeichnet hatte und dem die Rückkehr Carl's II. Besorgnisse einflößte. Zwar war er bereit, die Geldstrafen und Confiscationen zu ertragen; allein er wollte nicht auch seinen Sohn dem Gefängnisse preisgeben, das ihn vielleicht erwartete, oder auch den rachsüchtigen Händeln der Cavaliere, die sich durch unaufhörliche Duelle an Cromwell's Anhängern wegen ihrer langen Verbannung zu rächen suchten. Der junge Richard aber sah in dieser Reise nichts, als das Vergnügen, einmal andere Orte zu sehen, eine für einen jungen 22jährigen Mann höchst natürliche Freude! und den Vortheil, einige Monate in der Stadt Norwich, bei einem seiner besten Jugendfreunde, Jocelyn Stewarts, zuzubringen. Heiter trat er die Reise auf seinem guten Pferde an, und wenn gleich der Sohn eines Rundkopfs, war er doch mit der Eleganz gekleidet, durch welche sich die Cavaliere damals auszeichneten und deren Nachahmung ein junger Mann von Welt sich nicht leicht entziehen durfte. In einem breiten Gürtel stak ein Degen, zwar kürzer, als ihn die Edelleute trugen, dessen Klinge aber gut und scharf genug war, um zum Schutze zu dienen. Er reiste langsam, hielt sich in den besten Gasthöfen auf, und war kein Kostverächter in Betreff hübscher Mädchen und guter Weine. Auch Richard litt an der unter den Engländern jener Zeit sehr allgemeinen Unmäßigkeit; übrigens war er von mildem Charakter, leutselig und loyal, nicht im politischen, sondern im moralischen Sinne des Wortes.

Die Sonne wollte eben untergehen, als er nach Norwich, dem Ziele seiner Reise, gelangte. Vor dem Hause seines Freundes gab er mit dem kupfernen Hammer zu verstehen, daß ein Gast von Wichtigkeit Einlaß begehre. Man führte ihn ins Sprachzimmer, wo ihn Jocelyn Stewarts erwartete, und seinem Onkel, Herr Tremery, (bei dem er lebte) und seiner Cousine, Miß Sarah Tremery, vorstellte. So befand sich nun Richard Vanbrugh in einer Familie, die zu den Anhängern der Stuarts gehörte, und von welcher mehrere Mitglieder, welche dieselbe Stadt bewohnten, mit dem Degen in der Hand zur Rückkehr Carl's II. beigetragen hatten. Allein alle diese Edelleute der Provinz, welche der Monarch in London mit der ihm eigenthümlichen Gleichgültigkeit und Leichtsinne empfangen hatte, waren der politischen Zwiste müde, und empfingen den Gast des Herrn Tremery und Jocelyn's Freund mit großer Herzlichkeit. So ward der anspruchlose, heitere Richard, der sich mehr um die Freuden seines Alters, als um Streitigkeiten kümmerte, von denen er nichts verstand, von Allen wohl empfangen, und zu den Vergnügungen der Land-Gentry zugelassen. Er war ein Freund der Fuchsjagden, Pferderennen und Soupers, die bis zum Morgen dauern, und bei denen Gesang und etwas scandalöse Anekdoten die Hauptrolle spielen. Tremery fand Vergnügen an den Erzählungen des jungen Mannes, und faßte bald Freundschaft zu ihm. Als sie eines Abends um den großen runden Tisch von Eichenholz saßen, und Richard dem Alten fabelhafte Abenteuer eines Londoner Aldermans erzählte, unterbrach er sich plötzlich mit den Worten: „Guter Herr Tremery, wissen Sie wohl, daß Sie einen Schatz besitzen? — Sie meinen den Canarienwein? -- Bewahre, etwas weit Besseres noch; der Canarienwein ist nichts dagegen. — Aha, ich merke, junger Mann; von Sarah, meiner Tochter, ist die Rede? — Ja, erwiederte Richard; nie sah ich schönere blaue Augen unter schwarzen Augenwimpern, nie ein rosigeres Gesicht unter einem Walde von Ebenholzhaaren. — Ja, ja, schmunzelte der Alte, Sarah ist schön. — Und welch göttlicher Wuchs! fuhr Richard fort, welche Anmuth in allen Bewegungen! Welch zauberisches Lächeln! Glücklich und stolz würde mein Vater seyn, führte ich ihm solch eine Schwiegertochter zu; sie wäre die schönste Frau von London, Herr Tremery." Dieser wechselte schnell den Gegenstand des Gespräches und schenkte seinem jungen Gaste fleißig ein. Richard war reich; allein die bekannten Ansichten seines Vaters konnten ein Hinderniß seiner Heirath seyn. Es war nicht leicht, einen Cavalier zu bestimmen, sich mit einem Rundkopfe zu verbinden. Der junge Mann drang vor der Hand nicht weiter in den Vater, und beschloß, sich direct an Sarah zu wenden, die ihm nicht abgeneigt zu seyn schien. Schon den nächsten Morgen folgte er ihr in einen kleinen am Hause gelegenen Garten, gestand ihr hier seine Liebe, und fügte gleich hinzu, daß er bereits den Tag zuvor bei Herrn Tremery um ihre Hand angehalten habe.

„Und hat Ihnen mein Vater nichts gesagt? erwiederte Sarah. — Nein, Sarah; allein ich habe sein Schweigen so interpretirt, daß, wenn Sie mich lieben, ich nicht alle Hoffnung verliere. — Sie lieben mich also? fragte Sarah, nicht ohne Koketterie. — Ja, Sarah, und ein Wort von Ihnen kann mich zum glücklichsten der Menschen machen. — Dieß Wort, erwiederte das junge Mädchen plötzlich sehr ernst, kann ich aber aus tausend Gründen nicht sprechen.... Indessen glaube ich, daß es gut ist, wenn Sie wenigstens einen Ihrer Nebenbuhler kennen lernen, damit Sie in Zukunft nicht mehr über Ihre Liebe mit mir reden. Jocelyn liebt mich, und

*) Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur von Dr. Friedrich Bran.

mein Vater will, daß ich seine Frau werde. — Stewart's liebt Sie! — Ja, nun können Sie beurtheilen, ob mein Vater Ihre Liebe billigen könnte."

Richard begriff, daß Pflicht und Freundschaft ihn fortan verhinderten, auf Gewährung seines Antrags zu dringen; abwechselnd erröthend und erbleichend verließ er Sarah, ohne noch ein Wort hinzuzufügen und schloß sich in sein Zimmer ein. Allein, mit auf der Brust gekreuzten Armen, ließ er den ersten Moment des Schmerzes an sich vorüber wandern, wie der Kranke, der sich nach einer grausamen Operation isolirt, um seine Ermattung zu verhehlen. Sodann dachte er über den Entschluß nach, den er zu ergreifen habe. Sein Entschluß war, sich wie ein Gentleman zu benehmen, sich freimüthig mit Jocelyn zu besprechen, ihm zu erzählen, was ihm passirt sey, und dann ein Haus zu verlassen, wo seine Gegenwart den Freund beunruhigen könne. Da er nun gerade an demselben Morgen einen Spazierritt mit dem jungen Manne verabredet hatte, so wollte er diese Gelegenheit ergreifen, um zum ersten und letzten Male von seiner Liebe zu reden. Herr Tremery und Sarah sahen Beide eine Stunde nach diesem kleinen Ereignisse, welches für Richard so fürchterliche Folgen haben sollte, fortreiten. Als sie außerhalb der Stadt waren, theilten sich die beiden jungen Leute ihre gegenseitigen Geheimnisse mit.

„Ich danke Dir, Richard, sagte Jocelyn, nachdem er ihn angehört hatte; aber verlaß mich nicht, bleib im Gegentheile bei mir; ich bin nicht glücklich genug, um eifersüchtig zu seyn, und bedarf eines Freundes. — Wirst Du denn Sarah nicht heirathen? — So ist der Wille meines Onkels; doch Sarah hat Dir nicht Alles gesagt. Höre, Richard; ich liebe Sarah, inniger und glühender, als Du glaubst. Du kennst sie kaum, erst seit einem Monate siehst Du sie; aber ich bin mit ihr aufgewachsen, und bin nur die wenigen Jahre, die wir zusammen auf der Universität verlebt haben, von ihr getrennt gewesen. Als ich zurückkam, liebte ich sie noch heißer, als bei meiner Abreise, und seitdem ist meine Liebe fortwährend gewachsen. Nie habe ich von ihr etwas Anderes erlangt, als die Freundschaft einer Schwester gegen ihren Bruder, einer Cousine gegen ihren Cousin. Seitdem davon die Rede gewesen, uns zu verheirathen, hat sie sich offen gegen ihren Vater und mich erklärt; sie liebt mich nicht.... Da aber Herr Tremery Güter besitzt, von denen es wichtig ist, daß sie nicht aus der Familie der Stewarts kommen, so ist es wahrscheinlich, daß man Sarah's Willen zwingen wird, und ich besitze nicht die Tugend, welche nothwendig ist, um die Hand einer angebeteten Frau auszuschlagen. — Also liebt sie einen Andern, fragte Richard? — Ja, und nicht Dich, mein Freund, sagte Jocelyn traurig. — Kennst Du Deinen Rivalen? — Sarah hat mir ihn nicht genannt, erwiederte Jocelyn; sie ist stumm vor dem Willen ihres Vaters. Allein Du kennst das scharfe Auge der Liebenden, und ich glaube, ihr Geheimniß entdeckt zu haben. Zehn Meilen von Norwich wohnt ein Edelmann, Namens Forster, ein junger, schöner Mann, aber ohne Vermögen; er ist der bevorzugte Nebenbuhler. Nie hat Sarah seinen Namen in meiner Gegenwart ausgesprochen, und wenn ich gut unterrichtet bin, ist John Forster gegenwärtig auf dem Continente. Was würdest Du an meiner Stelle thun, theurer Freund? — Mein Entschluß, antwortete Richard, ist gefaßt; ich bin stets der Meinung gewesen, daß ein kluger Mann vor gewissen Hindernissen zurückweichen muß, und da ich hier den Willen von Miß Sarah und den ihrer Familie gegen mich habe, so werde ich bemüht seyn, zu vergessen. Du kannst auf mein Wort bauen. Bei Dir ist die Sache ganz anders; an Deine Heirath knüpft sich ein großer Theil des Vermögens Deiner Familie. Heirathe Miß Sarah; vielleicht existirt die Liebe, die Du fürchtest, gar nicht; zudem ist es wahrscheinlich eine ephemere Leidenschaft, welche die Pflichten der Gattin, Deiner Frau, vergessen machen werden. — Meine Verheirathung steht näher bevor, als Du meinst, Richard; Tremery will, daß sie noch vor Ende dieses Monats gefeiert werde." (Fortsetzung folgt.)

## Die Postabgangsstunde.

(Pariser Skizze.)

Ist Euch wohl zuweilen das kleine Vergnügen zu Theil geworden, in die Straße Jean-Jacques-Rousseau zwischen 4 und halb 5 Uhr zu kommen? dann bemerktet Ihr wohl eine Menge Narren, unbändig galoppirend, feurige Blicke schießend, und drohend, die Omnibus, die ihnen den Weg versperren, umzustürzen. In einem solchen erhabenen Augenblicke kennen und achten diese furiösen Welterstürmer nichts mehr: sie schlagen Euch den Hut vom Kopfe, treten Euch auf die Füße, zerbrechen Euch drei Rippen, und schleudern Euch in die Gosse, ohne sich nur einmal mit: „Bitte um Entschuldigung," umzudrehen.

Aber ein solcher zur Post laufender Mensch verläugnet jedes menschliche Gefühl; er kennt nicht Höflichkeit, Artigkeit, Liebe, Freundschaft, Zärtlichkeit, Mitleid, nichts, gar nichts. Seine gesammte Geisteskraft, sein Herz, seine ganze Seele, sein ganzes Ich richtet sich in diesem Momente nur auf — „den großen Briefkasten". Sein einziges Dichten und Trachten, sein einziger Gedanke geht da hin, dieses Ziel zu erreichen, bevor die Glocke des Posthofes die fünf verhängnißvollen Schläge geschlagen.

Eines Tages ging ich also durch die Straße Jean-Jacques-Rousseau, als von der meinem Wege entgegengesetzten Seite, ein Mann, ungefähr vierzig Jahre alt, kam; er trug eine Feder hinter dem Ohre, rothe Pantoffeln an den Füßen, einen aufgeknöpften Oberrock, deßgleichen eine Weste, hatte einen Tintenfleck auf dem Hemde und ein falsches Toupée, das nachlässig dem Winde zum Spiele diente, wie unsere melodiösen Dichter sagen. Diesen säuselnden Zephyr begleitete ein sanfter Regenschauer und der Mann mit den rothen Pantoffeln hielt einen Brief in der Hand. Ich sah ihn aus Leibeskräften laufen und gleich einem wüthenden Orkan Alles auf seinem Wege verwüsten. Er hatte bereits die Scheibe eines Haarkräusler-Cabinets zerbrochen, einen Wasserträger auf dem Trottoir umgerannt, ein kleines Kind mit Füßen getreten, als er sich mit allem Ungestüm einer Locomotive auf mich stürzte. Der Vergleich war treffend, da der Mann, von dem ich erzähle, wie ein Ochse schnaufte und sein Athem aus den Nasenlöchern in einer solchen Fülle strömte, daß die Nase fast dem Rauchfang einer Dampfmaschine glich.

Erstaunt, einen einfachen Sterblichen so vieles Unheil auf seinem Wege verursachen zu sehen, wie es nicht leicht eine ganz wohlconditionirte Windhose hätte thun können, beschloß ich zu warten, bis er seinen Brief in den Kasten geworfen, um die Ursache einer so fürchterlichen Heftigkeit kennen zu lernen. Sobald das Geschäft abgemacht, redete ich ihn höflich an, und sagte theilnehmend: „Um mir die außerordentliche Hast, worin ich Sie erblicke, zu erklären, vermuthe ich, mein Herr, daß Ihr Brief wohl eine sehr theure, dringende Nachricht enthalte; ich beklage Sie aufrichtig, mein Herr, denn diese Botschaft ist ohne Zweifel für die Person, die sie erhalten soll, eine Lebensfrage. Ein Tag der Verspätung muß, ich bin es überzeugt, für dieselbe von den traurigsten Folgen seyn!"

Der gute Mann sah mich mit einem großen Blicke an, und antwortete mit einer dummen, einfältigen Miene: „Sie irren sich, mein Herr! Gott sey Dank, mein Brief

enthält nichts Trauriges, hier ist der wörtliche Inhalt: Meine Herren! Ich habe seiner Zeit Ihren Brief vom 15. d. M. erhalten, und durch dieselbe Gelegenheit zeige ich Ihnen den Empfang des Ballens an, den Sie mir per Frachtfuhre gesandt haben. Ich grüße Sie herzlich. Bonichard. Dann entfernte er sich laut lachend, im Innern überzeugt, daß ich der größte Narr von uns Beiden war.

## Die Hauptstadt der Steinkohle.

(Fortsetzung.)

Ihre Amüsements bestehen in Kegelschieben, Wettläufen, Ball-, auch wohl Kartenspiel, in Jagd und Fischerei. Auch die Hahnenkämpfe gehörten, ehe sie durch das Gesetz verboten worden waren, zu ihren Lieblingsvergnügungen. Jetzt sind sie leidenschaftliche Kegler, und mehr als Einer von ihnen verliert oft auf der ebenen Fläche, wo es darauf ankömmt, in einer gegebenen Zahl die Kugel möglichst weit rollen zu lassen, seinen vierzehntägigen Lohn, zur großen Verlegenheit der Familie, die davon hätte leben sollen.

In dem südlichen Theil der Grafschaft werden alljährlich öffentliche Feste gefeiert, die Hoppings heißen, und wohin dann auch unsere Kohlenarbeiter in Menge ziehen. Dort hat sich ein Spiel aus dem Mittelalter erhalten, das in einem Grimassenturnier besteht, und in welchem der als Sieger proclamirt wird, der die greulichsten Gesichter schneidet. Der Preis besteht in der Regel aus einem Paket Tabak, das entweder an dem Schilde einer Schenke, oder auch an einem aus dem Fenster gesteckten Stabe befestigt ist, und zu ihm sehen die Competenten sehnsüchtig empor, wenn sie es zu erringen streben. Bei den Wettläufen ist es ein grober Filzhut, vielleicht drei bis vier Schillinge werth, der den Siger lohnt.

Die Verlobungen und die Hochzeiten sind eine natürliche Gelegenheit zu enormen Schmausereien und Zechgelagen; nicht bloß die Verwandten, sondern auch alle Bekannte nehmen am Tische des neuen Ehepaars Platz. Fällt die Hochzeit nicht auf einen Sonntag, so begibt sich das Brautpaar und alle Gäste in feierlichem Aufzug, mit Dudelsackspielern und Geigern, die auch hernach zur Belustigung der Geladenen beitragen, vorauf, zur Kirche. Auch die Wochenbetten der Frauen dienen gastlichen Vereinen zum Vorwande, doch herrschen bei diesen wenigen gastronomische Verschwendungen, und man hält dabei stricte an das in einem alten Liede, die Einladung des Kohlengräbers betitelt, angegebenen Programm. Dieses lautet:

„Wir haben zu Hause eine Tonne braunen Ale,
Einen beißenden Käse, und guten Genever;
So kommt denn, ihr Freunde, daran Theil zu nehmen
Und das Kindbette von Susannen zu feiern."

Diese letzten Jahre haben die Methodisten und die Mäßigkeitsvereine große Reformen in der, durch die Ruhe des Sonntags begünstigten, Gewohnheit unserer Arbeiter, sich zu betrinken, zuwege gebracht, und es fallen nun auch seitdem weit seltner Schlägereien unter ihnen vor.

Aber es wird auch endlich Zeit, daß wir die große Kohlenhauptstadt selber betreten.

Wenn wir von Gateshead dahin kommen, so befinden wir uns in einem Netze enger, stark abschüssiger Straßen. Es wimmelt dort eine zahlreiche Bevölkerung. Angenommen nun, daß es regne, so ergießen sich aus den Dachtraufen rechts und links Ströme kothigen Wassers, in dessen Mitte zerlumpte Kinder umher patschen, die, unbehindert von Schuhen und Strümpfen, sich damit ergötzen, dasselbe durch Stroh und Kehricht, oder noch einfacher durch ihre zusammengehaltene nackten Beine, abzudämmen, und wenn dann das anschwellende Wasser das ihm gesetzte Hinderniß bewältigt und die schräge Straße hinabschießt, dann gibt es ein Gelächter und eine Lust, welche die Götter beneiden könnten. Bei der über die Tyne geschlagene Brücke dürfen wir uns nur etwas links wenden, um eins der pittoreskesten Exemplare enger, verstopfter, volkreicher, eingeräucherter, unegaler und krummer Straßen, die es nur geben kann, zu erblicken. Dies Quartier führt den Namen Pipewell-Gate; zur Zeit der Cholera ist es die Lieblingsstätte dieser gräulichen Plage gewesen. Gegenwärtig ist es lebendiger als je, und bietet dem Liebhaber von Schwierigkeiten die schönste Sammlung von umher irrenden Säuen, Schubkarren, Trödel, altem Steinzeug und tausend andern Hindernissen ohne Namen dar, die nur je auf einem und demselben kothigen Pflaster zusammen getroffen worden sind. Das Wörterbuch eines Schacherjuden würde nicht im Stande seyn, all' die bizarren Trümmer namhaft zu machen. Wir wollen aber diese finstre Region verlassen, und, indem wir über die Brücke gehn, einen Augenblick Halt machen, um die schöne Ansicht zu bewundern, welche der mit Schiffen beladene Fluß darbietet. Bei trocknem Wetter und etwas scharfem Winde ist hier jedoch nicht zu weilen; denn die Zephire und der Staub von beiden Städten treiben auf dieser Brücke ihre Kurzweil. Weder der Lordmayor von Newcastle, noch die Behörden von Gateshead scheinen hier einige Gewalt zu haben, und so bläset der Wind dann ohne Scheu den Vorübergehenden Stroh und Staub in's Gesicht und auf die Toilette.

In der Stadt selber werden wir auch nicht sogleich viel angenehmeren Erscheinungen begegnen. Der Sandhill, über den wir dahin kommen, ist eine nasse und schmutzige Region. Man verläßt sie wieder über eine alte bergigte Straße, Side genannt, von welcher rechts und links andre, ebenfalls alte und unebene Straßen auslaufen; aber in die Deanstraße einlenkend, sieht man sich plötzlich und ohne alle Vorbereitung in eine ganz moderne, reiche, prachtvolle und bewundernswürdig gebaute Straße versetzt. Theater, Hotels, öffentliche Etablissements jeder Art, prunken dort mit ihren im reinsten Styl der griechischen Architectur gemeißelten Colonnaden. Die Privathäuser und die Laden stehen in vollkommner Harmonie mit diesen majestätischen Gebäuden. Am Ende dieser breiten und langen Straße erhebt sich eine hohe Säule toscanischer Ordnung, die einen Legislator trägt, nach der sie benannt wird. Es ist dies die Grey-Straße mit dem Denkmal, das die öffentliche Dankbarkeit dem reformatorischen Minister errichtet hat. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Florenz, 5. April.) Obschon die alten Paläste und Villen in Italien vielfältig nach Kunstschätzen durchsucht wurden, so wird doch von Zeit zu Zeit immer noch ein Schatz von Bedeutung in diesem Bereich gehoben. So ist hier vor kurzem ein Porträt Michel Angelo's zum Vorschein gekommen, von welchem man wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen darf, daß es von ihm selbst gemalt sey. Kunstkenner sprechen sich in dieser Beziehung sehr günstig darüber aus. Es stellt denselben in halber Figur und sehr vorgerücktem Lebensalter vor. Der einfache bräunliche Grund und das dunkle schlichte Gewand tragen viel dazu bei, den eigenthümlichen Kopf, dessen scharfe Contoure von grauen, etwas spärlichen Haupt- und Barthaaren umschlossen werden, günstig hervorzuheben. Die Augen haben einen ruhigen, durch

die Jahre gemilderten Blick. Zeichnung und Ausdruck sind ungemein bestimmt; man sieht wie genau der Künstler sich selbst kannte. In der Behandlung ist es keck und breit, vielleicht selbst etwas skizzenartig zu nennen. Sehr charakteristisch ist die musculöse kräftige Hand, deren Daumen unverkennbar in Form und Haltung den Bildhauer bezeichnet. Obschon das Bild, welches auf eine sehr dünn grundirte Leinwand gemalt ist, an einigen Stellen etwas gelitten, so hat der Besitzer es doch für besser gehalten, bis jetzt gar keine Restaurationen damit vornehmen zu lassen.

*** (Nürnberg, 13. April.) Die Eingabe um Erlaubniß zur Errichtung eines Monuments für den Poeten Hans Sachs ist von dem Magistrate sehr beifällig aufgenommen worden. Die Eingabe an die allerhöchste Stelle, welche vom Magistrate bevorwortet worden, soll nun schnell erfolgen, damit der Anfang baldiger Ausführung nicht mehr bloße Vorstellung bleibe — Mad. Schenk, deren plötzliches Verschwinden von der Hof- und Nationalbühne so viel zu reden machte, ist vor einigen Tagen hier angekommen und eröffnet einen Gastrollencyklus. In der Fremdenanzeige nennt sie sich: „Schauspielerin von Riga", auf den Theaterankündigungen hingegen heißt sie: „königl. bayerische Hofschauspielerin". Mad. Schenk spielt naive Partieen und Anstandsdamen; ist diese Art, sich dem Publikum vorzustellen, nicht naiv und anständig?

*** (Mainz, im April.) Wir haben das Verzeichniß der Londoner Operngesellschaft gesehen, welche am 23. April unter der Führung der Unternehmer, Herren Lebrecht und Göz, mit dem Dampfboot der Niederländischen Gesellschaft von Mainz abgehen wird. Unter den Damen befinden sich Künstler ersten Ranges, eine Lutzer, Stöckel-Heinefetter, auch steht der Beitritt der Demoiselle Marx von Dresden zu erwarten; unter den Herren glänzen die Namen Staudigl, Eichberger, Meltinger, Abresch und Mantius aus Berlin. Die Zusammensetzung des ganzen Personals, unter der Leitung der Kapellmeister Lachner und Ganz, ist imponirend und verbürgt den Erfolg dieses Unternehmens in jeder Hinsicht. Während der Monate Mai, Juni, Juli pflanzt sonach deutsche Kunst ihr Panier an den Ufern der Themse auf, um hoffentlich einen schönen Triumph zu feiern.

*** (Hier ist der Weg für Esel.) Als im Jahre 1779 von der Pariser Polizei die Abräumung eines Platzes in der Gegend Montmartre verordnet wurde, fand sich ein Stein mit folgender Inschrift vor:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Dieses Denkmal altehrwürdiger Kürze ward der königl. Akademie der Inschriften übergeben, welche unverweilt Sitzungen hielt und Gelehrte ernannte, die sich mit der Deutung dieser Antiquität beschäftigen sollten. Allein weder diese noch die berühmtesten Alterthumsforscher Frankreich's konnten etwas ergründen; die Inschrift blieb unauflöslich. Der Maire von Montmartre erfuhr auch von diesem merkwürdigen Funde, und von Neugier getrieben, begab er sich nach der Akademie um den Stein zu sehen. Kaum wirft er seinen Blick auf das Denkmal, als er sich auch schon bereit erklärt, die Inschrift zu deuten, und er gab folgende Erklärung ab: Der Stein stand ehemals als bescheidener Wegweiser an einer Straßenecke zu Montmartre, wo der Weg in die Steinbrüche vorbei führte, welche das Material zur Stadtpflasterung lieferten. Als das Eckgebäude später abgebrochen wurde, blieb der Stein unter dem Schutte vergraben liegen. In die Steinbrüche führte nun ein doppelter Weg und zwar einer für Karren, der andere für steintragende Esel, wie dies obige Inschrift bestätigt; denn diese lautet ganz einfach: Ici le chemin des ânes. (Hier ist der Weg für die Esel.)

*** (Christliche Milde.) Eine Pariser Dame fuhr dieser Tage in die Kirche, als auf einmal ihre Pferde ausrissen und der Kutscher selbe durchaus nicht zum Halten bringen konnte. In diesem Momente kam eine barmherzige Schwester um eine Straßenecke, wurde niedergeworfen — Pferde und Wagen gingen über sie hinweg. Alsbald stand die Kutsche, die Dame sprang, in Thränen zerfließend, aus dem Wagen und fragte: wer verunglückt sey? — Man wollte nun die Barmherzige hervorholen, allein sie war verschwunden; nur der Fall hatte sie ein wenig verletzt, übrigens war sie zwischen den Pferden und den Rädern unversehrt geblieben, aufgestanden und entflohen, um der schuldlosen Veranlasserin dieses Unfalls jeden Verdruß zu ersparen. Allein Tags darauf erschien die Dame in der Anstalt, welcher jene Fromme verschwistert war, umarmte sie weinend und sprach: „Ich weiß, daß ich Ihnen nichts anbieten kann; aber nehmen Sie diese Börse für Ihre Armen und denken Sie meiner Adresse, wenn sie leer geworden ist."

*** Ein Geisteskranker kam neulich zu Pferde in die Kirche einer Gemeinde des Sommedepartements geritten und wollte durchaus den Chor hinan. Er hat die fixe Idee: der Ritter St. Georg zu seyn.

*** (Vier Gründe fürs Nichtschreiben.) Der berühmte David Hume hatte sich durch schriftstellerische Thätigkeit eine Jahresrente von tausend Pfund Sterling gewonnen. Als er allseitig aufgefordert ward, doch seine Geschichte von England fortzusetzen, entgegnete er: Allzuviel Ehre! aber ich habe vier Gründe nicht mehr zu schreiben: Ich bin zu alt, zu feist, zu faul und zu reich.

---

## Generalversammlung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc.

Dienstag den 19. April, Abends 7 Uhr. Vorkommt: Außer den Berichten der Institute, Wahl einer Kommission zur Begutachtung einiger Paragraphe der Statuten der Sparkasse, den Reservefond betreffend.

Der Präsident: Dr. Wöhler.

---

## Physikalischer Verein.

Generalversammlung, Mittwoch den 20. April, Abends 7 Uhr. Vorkommende Gegenstände: 1) Vergrößerung des Hörsales u. f. w. 2) Vertrag mit der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft. 3) Zusatz zu den Statuten.

Der Vorstand.

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 19. April. Die Lichtensteiner, oder: Die Macht des Wahns, dramatisches Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege in 5 Abth., nebst einem Vorspiel: Der Weihnachtsabend, in 1 Akt, nach van der Velde, von J. F. Bahrt.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, | Nro. 109. | 20. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Rheinfall.

Von Heinrich von Mühler.

Es schläft der Rhein im Bodensee,
Da ist ihm kühl und gut,
Und Rebengrün und Alpenschnee
Umkränzen seinen Hut.

Da weht der Wind aus fernem Land
Und rauscht ihm laut ins Ohr:
Steh' auf, steh' auf, du junger Fant,
Und träume nicht, du Thor!

Tritt nun hinein ins deutsche Land,
Die ganze Welt ist dein,
Vom Alpgebirg zum Meeresstrand
Sollst du der König seyn.

Die Reben blühn, die Städte stehn,
Erwartend dich im Thal;
Willst du denn nicht hinuntergehn
In deinen Königssaal?

Da schreckt der Rhein empor vom Bett:
Weiß Gott, ich träumte lang'!
Nun mach' ich auch mit Thaten wett
Den trägen Müßiggang.

Drauf legt er sich die Rüstung an,
Ein Silberschaum-Geschmeid,
Und heftet seinen Mantel dran,
Das wellengrüne Kleid;

Und fragt nicht lang' — wo ist der Pfad? —
Er läuft nur grad voran,
Man sieht's ihm, daß er Eile hat,
Am raschen Gange an.

Und spricht der Berg: Was muß ich sehn?
Was will der junge Mann?
Er fragt nicht, ob's erlaubt, zu gehn,
Laßt sehen, ob er's kann!

Bei Laufen wird ein Schloß geschaut,
Das liegt auf hohem Kamm,
Dort hat der Berg ihm vorgebaut
Den starken Felsendamm.

Dort soll der Knabe halten an,
Zurück zur Schule dort;
Doch wenn der Knabe wuchs zum Mann,
So hilft er selbst sich fort.

Der Rhein tritt an des Walles Wehr,
Und bittet nicht und dingt;
Mit einem Satz von oben her
Bis unten hin er springt.

Die Rüstung klirrt, der Mantel weht,
Und flattert um die Höhn,
Er aber ruhig weiter geht,
Als wäre nichts geschehn.

Da brummt der Berg in seinen Bart:
Bei Gott, der Sprung war gut!
Geh' hin, du bist von rechter Art,
Du wackres, deutsches Blut!

## Das böse Jahr.

(Fortsetzung.)

Man schrieb aber am heutigen Tage den 25. Juni, und so trennten Jocelyn kaum noch fünf Tage von der festgesetzten Epoche. Richard wollte sich und seinen Freund von den ernsten Gedanken abwenden, die sich Beider bemeistert hatten, und schlug daher vor, nach Norwich zurückzukehren und im Gasthofe St. André zu Abend zu essen. Sie machten demnach in einem Dorfe Halt, um die Pferde ausruhen, und die Hitze des Tages vorübergehen zu lassen. Um 7 Uhr Abends begaben sie sich wieder auf den Weg und gelangten bei einbrechender Nacht in den Gasthof. Jocelyn schickte die Pferde mit dem Bedienten, der sie begleitet hatte, zu Herrn Tremery; während dem bestellte Richard ein Privatzimmer, um mit seinem Freunde zu soupiren, und der Wirth führte sie auf einer versteckten Treppe, die sich nach dem Hofe zu öffnete, in ein aus zwei Piecen bestehendes Gemach. In dem erstern war bereits der Tisch gedeckt und die Couverts aufgelegt; im zweiten standen der Wein und die nöthigen Gewürze, um den Negus zu bereiten, ein Getränk, welches damals sehr beliebt war, nachdem man alle bei Mahlzeiten im Gebrauche stehenden Weinsorten durchprobirt hatte. Die beiden jungen Leute setzten sich zu Tische, und ließen alle Thüren offen, um etwas frische Luft zu genießen. Sie befanden sich also in einem Theile des Hauses, der von dem Hauptgebäude separirt war, und konnten weder von den gewöhnlichen Gästen des Wirthshauses, noch von den dienenden Kellnern bemerkt werden. In

der darüber liegenden Etage war eine Piece, die, wie man ihnen sagte, unbesetzt sey.

Das Mahl begann etwas traurig, aber bald machte sich der Appetit der beiden Engländer bemerklich und die ersten Gläser Wein zerstreuten ihre Melancholie. Namentlich riß sich Richard von allen Sorgen und Bekümmernissen gewaltsam los, und es gelang ihm dieß so weit, daß ihm sogar die Bemerkung entschlüpfte, daß der Gast, den nicht hier zu sehen, er sehr bedauere, nicht Miß Sarah, sondern der gute, lustige Tischgenosse, Herr Tremery sey. „Ich hoffe, sagte er zu Jocelyn, ihm eine Gesundheit zutrinkend, daß Du in Jahresfrist ein Kindchen hast, 'dessen Pathe ich werde, und dann wollen wir, nebst Mißreß Sarah Stewarts, über die Vorgänge dieses Morgens zwischen ihr und mir recht herzlich lachen." Jocelyn nahm dieß günstige Augurium an und versprach, sein Erstgeborener sollte Richard heißen. „Es ist recht thöricht, sich Sorgen zu machen, wenn nicht Alles so kommt, wie wir wollen. Man muß die Ereignisse eben nehmen, wie sie sich bieten; etwas Anderes ist es mit dem Weine, wenn er schlecht ist; den muß man umtauschen, der unseres Wirthes aber ist vortrefflich." Bei dieser Gelegenheit citirte er einige Verse aus Horaz, den damals fast alle gut erzogenen jungen Leute im Gedächtnisse hatten, und stand auf, Lichter und frischen Wein zu bestellen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Mäßigkeit nicht zu den Tugenden jener Epoche gehörte, und dieß bewiesen die beiden jungen Leute an jenem Abende. Man trank Toasts auf das künftige Glück Jocelyn's und auf die successive Geburt von Kindern, bis Richard endlich seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Anfangs begannen alle Gegenstände einen Wirbeltanz vor seinen Augen, dann suchte seine Hand vergeblich das Glas, bis endlich sein schwerer Kopf auf den Tisch und er in tiefen Schlaf sank. Nicht immer hatte der Wein diese Wirkung auf den jungen Bewohner London's; aber gerade an diesem Tage hatte der lange Spazierritt sein Blut besonders aufgeregt; seine Glieder waren ermüdet, und die glühenden Sonnenstrahlen hatten seinen Kopf erhitzt. Jocelyn, der abgehärteter war gegen die Exceffe der Tafel, weil er um einige Jahre älter, oder vielleicht auch, weil er etwas weniger getrunken, war eben im Begriff, sein letztes Glas zu leeren, als er plötzlich Jemand an der Schwelle der Saalthür erblickte, der gerade auf ihn zuging und ihn an der Hand faßte. —

„Jocelyn Stewart, kommen Sie, wir haben etwas mit einander abzumachen. — Gut, gut, sagte Jocelyn, dessen Kopf des Weines Kräfte doch auch zu spüren begann; aber lassen Sie mich jetzt in Ruhe, mein Freund, morgen wollen wir weiter sehen. — Sie haben Recht, erwiederte der Angreifer; dieser Trunkenbold soll nichts davon hören." Und mit diesen Worten zog er Jocelyn mit in die zweite Piece, deren wir Erwähnung thaten. „Sir Stewarts, erkennen Sie mich? Ich bin John Forster, der Ihre Cousine Sarah Tremery liebt und von ihr wieder geliebt wird. Das wissen Sie, Jocelyn Stewarts, würden Sie aber dennoch in wenigen Tagen geheirathet haben, wenn ich nicht auf eine Warnung Sarah's nach Norwich geeilt wäre. — Gewiß werde ich sie heirathen, sagte Jocelyn, dessen Trunkenheit durch Zorn gesteigert ward.... Fragen Sie Richard Vanbrugh, ob das nicht auch seine Ansicht ist, und ob wir nicht auf die Gesundheit des ersten Kindes getrunken haben, das sie mir zur Welt bringen, und dessen Taufpathe er seyn wird. — Sir Richard Vanbrugh, rief Forster, ein Londoner Muttersöhnchen, der sich es hat in den Sinn kommen lassen, auch in Miß Sarah verliebt seyn zu wollen und bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten!

Forster war ein Mann von hitzigem, ungestümen Temperamente, den der Zorn in eine Art von Trunkenheit verse[tzt], welche weit gefährlicher ist, als die durch Wein erze[ugte]. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein Nebenb[uh]ler auf die Gesundheit der künftigen Kinder von Miß Sa[rah] getrunken, und diese Wuth steigerte sich durch die Gewißh[eit], welche sich ihm als Ueberzeugung aufdrang, er werde [die] verlieren, welche er liebte. Denn nie, das wußte er, wü[rde] Herr Tremery sich dazu verstehen, ihm die Hand seiner T[och]ter zu bewilligen. Auch war er nicht in friedlicher Abs[icht] gekommen, und obgleich er sah, daß er es mit einem halb trunkenen Menschen zu thun habe, vergaß er sich doch so w[eit], die Hand drohend gegen ihn aufzuheben. Als dieser d[ies] bemerkte, wollte er seinem Gegner zuvorkommen und füh[rte] den ersten Schlag. Nun umfaßten sich die beiden Geg[ner] ringend, und Jocelyn, dessen Kräfte der Wein verdoppel[te], warf zuerst seinen Gegner zu Boden und sich auf ihn. A[ber] trotz alles Zornes bewahrte Forster eine Art von Kaltblü[tig]keit; er ersah seine Zeit, machte eine glückliche Wendung, [die] ihn frei machte; nun sprang er schnell auf, um, da sein Ge[g]ner ungewöhnliche Kraft entwickelt hatte, zu fliehen. Jocel[yn] verfolgte ihn; Beide waren ohne Degen; Forster trug kein[en], weil dieß in Norfolk nicht so allgemeine Sitte war, wie [in] London, und Jocelyn hatte sein Jagdmesser seinem Dom[e]stiken gegeben, als sie vor dem Gasthofe abstiegen.

Es war Forster leicht, einem trunkenen Menschen zu e[nt]fliehen; aber der Zorn bemeisterte ihn. Als er nun vor de[m] schlafenden Richard vorüber kam, sah er den Degengriff d[es] jungen Mannes, den er nur zu erfassen brauchte; diesen z[og] er aus der Scheide, und damit Jocelyn in die zweite Pie[ce] treibend, begann er den Kampf von Neuem, der nun unglei[ch] und mörderisch ward. Anfangs stieß der Mörder mit de[m] Degenknopfe, dann hieb er mit der Schärfe, und zuletzt g[e]brauchte er auch die Spitze. Der Anblick des fließenden Blu[tes] versetzte ihn in eine Art von Rausch, und als sei[ne] Rache gesättigt, als der unglückliche Stewarts den letzte[n] Seufzer ausgestoßen und den letzten Tropfen Bluts vergosse[n] hatte, nahte sich Forster dem noch immer schlafenden Richar[d], um einen zweiten Mord zu begehen. Plötzlich aber durchzu[ckte] ihn ein teuflicher Gedanke und er begeht ein noch feigere[s] Verbrechen. Leise läßt er Richard's blutigen Degen wiede[r] in die Scheide gleiten, verläßt den Ort, den er mit Schau[] der angefüllt, und entweicht, ohne von irgend Jemand gese[]hen worden zu seyn. Forster verläßt die Stadt, schlägt eine[n] wenig besuchten Weg ein, und kommt vor Tagesanbruch nach Hause. Kein Bedienter, kein Zeuge hatte ihn gesehen, sogar Sarah wußte nichts von seiner Rückkehr in die Provinz. Er gelangte auf sein Zimmer, vertilgte alle Blutspuren, die ihn besudelten, und konnte sich schmeicheln, daß sei[n] Verbrechen nicht entdeckt, und Jocelyn's Rivalität ihn vo[n] nun an nicht verhindern werde, Sarah zu heirathen. Al[s] aber die Rache gestillt war, der Zorn sich legte und erlosch, begann des Gewissens Stimme laut zu werden. Forster suchte diese Stimme durch Sophismen zu ersticken; er habe ein Duell gesucht, keinen Mord, sagte er zu sich, und wenn er seine Hand in Blut getaucht, so sey es geschehen, um sei[n] Leben zu vertheidigen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Die Hauptstadt der Steinkohle.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn man, aus einer schon natürlichen Neugier, sich e[r]kundigt, wer denn der Baumeister gewesen sey, nach desse[n] Angabe diese Straße und diese Monumente ausgeführt wor[]den, so wird man uns Herrn Grainger aus Newcastel, de[r] stolz darauf ist, gebürtig, nennen. Nach allen Seiten hi[n],

ts und links, breiten sich Straßen und Plätze aus, die
dieser im Einklange stehn. Die Erneuerung von New-
le hat das Eigenthümliche, daß dadurch nicht neben einer
n Stadt eine ganz moderne Stadt geschaffen worden ist,
dern daß sie im Gegentheil, ohne an der äußeren Umge-
g etwas zu ändern, und indem sie die Vorstädte ganz in
r Regellosigkeit, in ihrer gewohnten Unsauberkeit gelassen,
dem Mittelpunkte alle Spuren des Mittelalters vertilgt,
dieselben sofort durch Bezirke ersetzt, welche der reichsten
uptstädte würdig wären. Man steige einmal da hinab,
s vordem das Kohlenloch vom Norden genannt wurde,
man wird sich in einer Stadt von Palästen befinden, wo
es neu und glänzend ist und den Stempel moderner Ele-
nz trägt. Wer hat denn diese Metamorphose bewirkt? nun,
r anders als Herr Grainger!

Nachdem ich mich in meinem Gasthofe eingerichtet hatte,
ng ich aus, um Briefe zu holen, die ich post-restante an
ch hatte addressiren lassen. Ein Arbeiter, den ich nach
n Wege zur Post fragte, sagte mir, ich würde sie links am
nde der Straße, unter dem Ark-head (Archenhaupt; aber
ch Bogenwölbung) finden. Was mochte er darunter ver-
hn? Ich setzte meinen Weg fort, in der Meinung, ein al-
s Gebäude vorzufinden, das des Altvaters Noah Arche
m Schilde führte; aber, als ich an Ort und Stelle kam,
erblickte ich in der That in dem Ark-head eine Gallerie
er Arcade von gleich edlem Bau als die von Lowther zu
ondon; und durch wen erbaut? — durch Grainger. Dicht
aneben zeigte ein Gefängniß seine dicken Mauern, seine ge-
ölbten Thüren, seine eisenvergitterten Fenster. Und wer
ar dessen Architect? Kein andrer als Grainger. Als ich
an weiter, bis zu den Vorstädten, ging, sah ich emsig an
er Ausfüllung einer Vertiefung arbeiten, durch die ein Weg
eleitet werden sollte. Durch starkes Mauerwerk hatte man
en Lauf eines Flusses geregelt, der sich durch diese Art von
ntiefen ergoß, und Dutzende von Wagen entleerten ihren
nhalt von Sand und Steinen, um den Abgrund auszufül-
n. Wer hatte dazu den Plan entworfen, wer leitet dessen
Ausführung? Immer wieder derselbe Herr Grainger. Ich
rat, voll Erstaunen darüber, daß Newcastle in diesem Herrn
Grainger eine Art von Herenmeister besitze, der dessen Straßen
erade lege, ihm öffentliche Denkmäler aufführe, neue Wege
ahne, Hügel nivellire und Untiefen verschwinden mache, den
Rückweg an. Da kam ich dann zu einem hübschen Gebäude,
as zum Unterricht in der Mechanik diente, und als ich mich
egen einige Umstehende belobend über dessen Eintheilung
ussprach, da erwiederten sie: „Ha! Herr Grainger wird es
breißen und uns ein andres, weit größeres und schöne-
es, dafür bauen lassen." — Als ich, in einem andren Stadt-
viertel, ein großes Hôtel bewundernd, die Frage that, ob
ies auch eine Schöpfung des Herrn Grainger sey, wurde
mir geantwortet: „ei freilich; aber er wird uns ein noch
weit beßres bauen; so wie das in der Grey-Straße!" Nach-
em ich noch einige hübsche Straßen durchschlendert hatte,
gelangte ich zu einem geräumigen bedeckten Marktplatze, wo
alte Grünhökerinnen ihren Kohl in griechischen Vasen vom
größten Durchmesser abwuschen. Auch alles dieses war das
Werk des Herrn Grainger. Darnach zeigte man mich nach einem
Gebäude hin, das den Namen Centralbörse führte; dasselbe
war halbkreisförmig, groß und hoch, und hatte in der Mitte
einen gleichgeformten kleineren Bau, der von ionischen Säu-
len getragen wurde und der den Kaufleuten von Newcastle
als Lese-Salon diente. Das Ensemble dieses Gebäudes
machte einen sehr schönen Effect, und ich brauche wohl nicht
iht mehr hinzuzusetzen, das es wie die anderen das Werk
des Herrn Grainger war.

Es konnte nicht fehlen, daß ich diesen großen Schöpfungen
gegenüber mich von Erstaunen ergriffen und von Bewunde-
rung für den energischen Willen des Mannes, der sie aus-
geführt, hingerissen fühlen mußte; als ich aber die ungeheure
Menge neuer Laden, und die kostbare Art ihrer Verzierung
wahrnahm, neue Straßen sah, die ganz damit angefüllt wa-
ren, ohne noch einen Miethsmann zu haben, und hörte, daß
Herr Grainger ihre Reihe noch bis zu seinem Wohnsitz Els-
wick, zwei Meilen von Newcastle, verlängern wolle, da
konnte ich mich der Besorgniß nicht erwehren, daß er in sei-
nen Plänen zu weit gehe. Als ich mich aber in diesem Sinne
äußerte, da wurde mir erwiedert: „Herr Grainger gehe da-
mit um, auch das Bett des Flusses zu regeln, welches bis
dahin versandet gewesen sey; er wolle den Fluß für die größ-
ten Schiffe fahrbar machen; dann würde der Handel einen
neuen Aufschwung nehmen, die Bevölkerung sich mehren, und
Newcastle eine weit bedeutendere Stadt werden, als sie au-
genblicklich sey: ein Centralpunkt des Handels und des Reich-
thums von Nord-England." Kurz, Herr Grainger hatte zu
Newcastle nicht bloß eine Art allgemeiner Geltung, sondern
auch einen absoluten Einfluß, er hatte über jeden Stein und
über jeden Mörtel, über jeden Kopf und über jedes Herz zu
verfügen: was er that, das war wohlgethan, und was nur
durch menschlichen Reichthum, durch mechanisches Genie aus-
zuführen war, das konnte er in's Werk richten.

Wie groß aber auch das Vertrauen ist, das dieser Mann
genießt — er hat es durch dasjenige gerechtfertigt, was er
in wenig Jahren aus diesem Neweastle, so düster und häßlich,
gemacht hat.

Wenn es aber noch etwas Außerordentlicheres gibt, als
den Umfang und die Schnelligkeit seiner Schöpfungen, so ist
das wohl der Umstand, daß er sich auch die Mittel dazu erst
hat schaffen müssen. Herr Grainger ist aus einer Armen-
schule hervorgegangen und zuerst bei einem Zimmermann, her-
nach bei einem Häusererbauer in der Lehre gewesen. Seiner
Erziehung hat es durchaus an den Vorstudien gefehlt, die zur
Entwickelung des Geschmackes für einen Architecten als uner-
läßlich angesehn werden. Nur durch die Kraft seines Genies
hat er die Bauten vollführt, auf welche seine Geburtsstadt
mit Recht stolz ist. Eine Reise nach Edimburg und eine andre
nach Dublin und London waren, ehe er seine riesigen Unter-
nehmungen begann, die einzigen Gelegenheiten gewesen, die
er gehabt hatte, die verschiedenen Muster zu vergleichen und
sich, was man Styl nennt, zu bilden. Sohn eines Lastträ-
gers, und sehr jung der Sorge seiner Mutter, einer Hand-
schuhnäherin, Plätterin und Wäscherin, überlassen, hat Richard
Grainger die Jahre seiner Kindheit damit zugebracht, in den
Straßen umherzulaufen, die nachdem unter seiner gewaltigen
Hand zusammenstürzen und neu erstehn sollten. Niemand
weiß, wie man sagt, er selber nicht, wie er mit einem Male
ein Künstler, ein großer Künstler geworden ist; noch weniger
weiß er, welche Vorsehung ihm das Zutrauen seiner Mit-
bürger zugewendet und es ihm, dem Bettelarmen, möglich
gemacht hat, über die großen Summen verfügen zu können,
deren er zu seinen hehren Unternehmungen bedurfte. Es ge-
reicht dem Verstande der Einwohner von Neweastle allerdings
auch sehr zur Ehre, daß die Entwürfe des Herrn Grainger
nur in sich gut und nützlich zu seyn brauchten, um der Mittel
zu ihrer Ausführung nicht zu entbehren.

Sein Geist, durch den vernünftigen öffentlichen Sinn un-
terstützt, ist aller Hindernisse Herr geworden. Oeffentliche
oder private Grundeigenthumsrechte, Widerstand in Mono-
polen, starrsinnige Vorurtheile — Alles ist vor dieser Dop-
pelgewalt verschwunden, wie die Gespenster der Einbildung
vor der Beleuchtung der ewigen Vernunft verschwinden müs-
sen. In keiner andern Geschichte kömmt Aehnliches vor.
Man möchte es einen Roman nennen, wenn es nicht zugleich

zu unwahrscheinlich, zu logisch und zu wahr wäre. Es ist ein Traum, wie ihn wohl ein junger Dichter einmal träumt, wenn er an einem schönen Sommertage im Schatten einer Eiche schlummert, aber es ist ein Traum, dessen sämmtliche Gebilde sich durch die einfachste, die abgemessenste, der gewöhnlichsten Industrie bekannten Procedur verwirklicht haben; es ist ein Traum, der nun in guten Quadersteinen dasteht, ein Gegenstand der Bewunderung kommender Zeitalter.

Das im Jahr 1793 gegründete Newcastler literarische und philosophische Institut ist im Jahr 1836 erweitert worden. Es enthält eine Bibliothek von ungefähr 14000 Bänden, ein Gemälde- — und ein geologisches Museum, den Sitzungssaal der Alterthumsforscher, ein ägyptisches Antiquitätencabinett und eine Gallerie römischer Baukunst.

Dies Institut verdankt seinen Ursprung dem ehrwürdigen William Turner, der seit vielen Jahren emsig darauf hingearbeitet hat, Newcastle zu den intellectuellen Gewohnheiten zu erheben, wofür eine Handelsstadt in der Regel nicht eben empfänglich ist. Diese aber hat doch Künstler, Gelehrte und ausgezeichnete Literatoren hervorgebracht. Bewick hat daselbst die Holzschneidekunst wieder in's Leben gerufen, Brown, der Dramaturge, und Akenside, der Dichter, sind dort geboren worden, Letzterer in einem Hause, das noch jetzt vorhanden ist. Die Bildhauer Bailey, Dunbar und Lough; die Maler Martin, Carmichael und Richardson, Vater und Sohn, sind ebenfalls Newcastle's Kinder. Man findet dort, außer dem Herrn Grainger, auch noch andere tüchtige Architekten. Zwei ausgezeichnete Legisten, die Lords Eldon und Stowell, stammen ebenfalls von Newcastle her und haben dort ihre Erziehung vollendet.

## Tabletten.

*** (Stuttgart, 16. April.) Der berühmte Violinist Ernst ist hier angekommen und wird sich wahrscheinlich hören lassen.

*** (Monaldeschi's Grab.) Eine Engländerin, welche eine Reise nach Florenz, durch Frankreich und die Schweiz, ausschließlich zu Pferde gemacht und diesen ihren abenteuerlichen Ritt in einem zweibändigen Buche beschrieben hat, schildert unter andern auch sehr ausführlich die Stelle, auf welcher Monaldeschi in der Galerie zu Fontainebleau auf Befehl der Königin Christina ermordet wurde, und setzt später hinzu: „an einem andern Tag gingen wir in die Kirche zu Avon, in welcher Monaldeschi unter dem Gefäße mit Weihwasser liegt. Das kleine alte Gebäude rührt noch aus dem zehnten Jahrhundert her und scheint sich mit seinen niedrigen düstern Bogen, mit dem feuchten unregelmäßigen Fußboden von ausgetretenen Grabsteinen ganz zur eiligen Bestattung eines Ermordeten zu eignen. Auf einem Steine des Chors sieht man Lilien und eine halb verwischte Gestalt; darunter liegt das Herz der Königin Philipp's des Schönen, die hier um 1304 starb. Zwei alte gemalte Fenster lassen nur ein mattes Licht in die Kirche herein und an der Eingangsthüre, dem alten Gefäße mit dem Weihwasser gerade gegenüber, befindet sich ein schmaler Stein mit der Aufschrift in alten Buchstaben: „Ci git Monaldexi.“ (Hier liegt Monaldeschi.) Der Führer erzählte uns eine seltsame Geschichte. Vor drei Jahren erschien eine Gesellschaft von Engländern in der damals immer offenen Kirche mit einer Anzahl von Arbeitern, die sie gedungen und im Voraus reichlich bezahlt hatten für die Arbeit, die sie von denselben verlangen würden. Diese Arbeiter rissen auf Befehl der Fremden das Grab auf, um das Skelett herauszuheben, denn die Engländer behaupteten, sie [...] Verwandte von Monaldeschi. Der Geistliche war nicht zug[...] kam aber noch zu rechter Zeit, um Einspruch gegen diesen [...] cheneaub zu thun. Das Grab war bereits geöffnet, die Eng[...] der bestanden darauf, die Knochen mit sich zu nehmen und [...] den Schädel schon in den Händen. Der Geistliche mußte ei[...] Gendarmen herbeirufen, durch deren Beihilfe der Schädel [...] endlich wieder in das Grab gebracht und dieses geschlossen [...]

*** (Die Hauslehrer in Rußland.) Die Summ[...] welche die Russen für den Privatunterricht ihrer Kinder za[...] sind oft ungeheuer groß. Ein Hauslehrer erhält meist drei[...] viertausend Rubel und dieser Gehalt steigt bis sechs und z[...] tausend, wenn man einen solchen Lehrer nach Sibirien ode[...] eine andere entlegene Provinz ziehen will. Man hat berech[...] daß es allein in Petersburg sechstausend Erzieher und Erziehe[...] nen giebt, doch dürfte diese Zahl der Wahrheit bei Weitem [...] gleich kommen. In einem Gesetze von 1834 sind alle die [...] vilegien bestimmt, welche den Privaterziehern zukommen, di[...] Rußland ihre Prüfung bestanden haben. Nach diesem Ge[...] werden sie für Staatsdiener angesehen und sie dürfen [...] nach die „kleine Uniform“ des Ministeriums des öffentlichen [...] terrichtes tragen. Derjenige Privaterzieher, der sein Amt [...] Jahre lang in einer Familie von altem Adel bekleidet hat, [...] in die vierzehnte Adelsklasse ein; auf diesen Rang hat er [...] spruch, wenn er drei Jahre in einer Kaufmannsfamilie der er[...] Klasse oder fünf Jahre in einer Familie sich befand, die [...] keinen Rang hat. Diese Erzieher können ferner nach Ver[...] einer bestimmten Frist zu Titularräthen, Hofräthen, Collegi[...] assessoren ꝛc. ernannt werden und es giebt gegenwärtig in R[...] land mehrere Staatsräthe, die niemals ein anderes Amt als [...] eines Privaterziehers bekleidet haben.

*** (Ein merkwürdiger Wurm.) Unter den Naturm[...] würdigkeiten, die es in Charleston (America) giebt, befindet [...] auch ein kleiner Wurm, der Bijouteriewurm genannt. [...] lebt auf den Blättern des wilden Weinstocks, der deshalb Bij[...] teriewein heißt, sieht anfänglich wie ein Stückchen weißen Zwir[...] aus und ist fast bewegungslos. Nimmt man aber das Bl[...] ab und legt es in einem Zimmer unter eine Glasglocke, so wäc[...] der kleine weiße Faden in der kurzen Zeit von vier und zwan[...] Stunden zu einer ziemlich großen Raupe heran, die schön gefä[...] und mit goldenen Punkten besetzt ist. Nach der völligen Au[...] bildung kriecht diese Raupe an dem Glase empor, hängt sich [...] dem einen Ende an der Decke auf und krümmt sich in ei[...] große Menge von Formen, welche treffliche Modelle zu golden[...] Bijouteriewaaren geben, wie zu Ohrringen, Brochen, Nadeln [...] Daher hat das Geschöpf denn seinen Namen erhalten.

Auflösung der Charade in Nro. 105.

Handschuh.

Oe.

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 20. April. Das Fest der Handwerker, kom[...] sches Vaudeville in 1 Akt. (Gastrolle) Lebnchen: Frau von Keh[...] leen-Münch, vom Theater zu Wiesbaden. Vorher geht: Er[...] Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in 1 Akt aus dem Französi[...] schen. Zwischen den beiden Stücken: Divertissement; ausge[...] führt von Herrn Balletmeister Meersmanns, Dem. Gazzoniga und den Zöglingen der Balletschule.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 110. 21. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die weiße Lilie.

Das Jahr 1828 verlebte ich zu Agram in Croatien. Ich ar zwanzig Jahr alt, just die Zeit, wo der sorglose Jüng-ng die ersten Schritte in das überlegendere Mannesalter ut, wo das Leben anfängt, ihm zuweilen auch seine ernsteren eiten zu zeigen; doch auch die Zeit, wo das Herz von süßem ehnen ergriffen, schon für das Alltägliche deutungsempfäng-ch und das Ungewöhnliche mit geheimen, und nach dem laaße seiner Aufregung, mit schwärmerischen Blicken betrach-t. Es war ein schönes Jahr meines Lebens.

Kurz vor dem Frohnleichnamstag kam ich in Agram an nd sah mit freudiger Erwartung diesem feierlichen Umgang itgegen, der mir, hinsichtlich der ungarischen Nationaltracht, manches Neue wieder vor die Augen zu führen versprach. )er Vorabend des Festes erschien; ich bewohnte mit einem reunde, einem Ungar, ein Gartenhäuschen, welches in einem Beingarten stand, dessen Fläche mit dem Giebel des vorderen Bohnhauses in horizontaler Linie lag. Agram selbst liegt ergig und nur mittelst Stiegen gelangt man von einer Straße ır andern.

Um nun recht früh, wo möglich vor Aufgang der Sonne, ufzustehen, beschlossen wir Beide uns zeitig zu legen. Der bend war schön, wir saßen auf einer Bank vor dem Häus-en, plauderten, und so sehr wir uns auch bemühten, Mü-igkeit zu erzwingen, wollte es doch Keinem gelingen, und lbst als wir endlich die Betten bestiegen, öffnete uns Mor-heus nach langer Herumwälzung erst seine sanftwiegenden rme. Gegen Morgen träumte mir, ich sey in einem bei der Stadt liegenden öffentlichen Garten, woselbst ich mit meinem reunde die mannichfaltigen Blumenbeete durchwanderte. Eben etrachteten wir einen hohen, blühenden, weißen Lilienstengel, ls ein niedliches Mädchen daher schlich und zwischen uns at. Freundlich grüßend überreichte sie mir ein Sträußchen on weißen, und meinem Freunde Joseph eins von rothen Rosen. Ich brach die vor mir stehende Lilie und überreichte iese als Gegengabe, welche das Mädchen mit dem Bemer-en, dieselbe richtig zu übergeben, annahm. Das herzige Kind og mich hierauf bei Seite, um mir, wie sie vorgab, noch twas zu zeigen, und zog ein Miniaturgemälde, ein Frauen-immer darstellend, aus dem Busen. Flüchtig sah ich die hönen Züge des Portraits, und indem ich es eben genauer etrachten wollte, warf das Bild plötzlich einen so schmerzlich lendenden Schein in mein Gesicht, daß ich mit dem lauten Ruf: Joseph! — erwachte, und siehe da, diesen blendenden Schein sandte mir die natürliche, liebe Sonne, welche eben hinter den Bergen aufsteigend ihre ersten Strahlen durch das Fenster mir gerade in das Gesicht warf. Durch meinen hellen Ruf war mein Schlafgenosse ebenfalls erwacht; wir kleideten uns rasch an und gingen, als Morgenpromenade, durch die Stadt die Straße nach dem Savestrom entlang.

Alles war schon rege und munter, Blumen wurden gestreut, Maien gesetzt, Musik ertönte und rings athmete alles schon Leben und Freude. Schweigend waren wir eine Zeit lang neben einander gegangen, Jeder mit sich und den Festanstalten beschäftigt, als mein Begleiter sich mit den Worten zu mir wandte: „Höre, Du hast mich aus einem recht hübschen Traume geweckt!" — Auf meine Frage nach diesem, hörte ich zu nicht geringem Erstaunen denselben Traum, welchen ich gehabt, wieder erzählen. Mein Freund war durch den Schreckensruf bei meiner Besichtigung des Gemäldes aufgewacht, und frug mich nun, was denn an dem Bildchen, das er nicht gesehen, mich so ungeheuer erschreckt habe. Staunend und scherzend hierüber setzten wir unsern Spaziergang fort.

Die Straße von der Stadt bis zur Savebrücke, ein kleines Stündchen lang, ist ein sehr beliebter Spaziergang für die Agramer, und man nannte damals diesen Weg scherzweise das Ende des Scheinlebens, da bloß bis zum Anfang der Brücke das österreichische Scheingeld angenommen und jenseits derselben nur Münze als werthvoll anerkannt wurde. Wir gingen am Stockhaus vorüber, wo wir vor nicht langer Zeit einen Delinquenten besucht hatten, der, obgleich sonst ein proprer, moralisch guter Mensch, fünfmaliger Desertion wegen, zum Tode verurtheilt war. Man hatte ihn schon früher einmal begnadigt, und obgleich die ganze Stadt sich abermals für ihn verwandte, das Urtheil blieb, er wurde erschossen.

Die Straße ist anfänglich beiderseits von Tabagien begränzt, an welche sich dann eine Menge Familiengärten anreihen; und nicht lange waren wir fortgeschritten, als aus einem noch etwas fern liegenden Familiengarten zwei weibliche Personen traten und, gleich uns, den Weg nach der Savebrücke einschlugen. Wir beeilten unsere Schritte, und man denke sich unsern freudigen Schreck, als wir beim Näherkommen Beide in der einen Person die Traumstraußspenderin und ich in der andern das Original des mich geblendeten Portraits fanden. Die Unterhaltung war bald angeknüpft und gestaltete sich recht zeitkürzend. Wir kamen zur Brücke, da verkündete das Geläute der Glocken die Annäherung der Prozession. Es ward umgekehrt und wir Beide ersucht, einige Augenblicke mit in den Garten einzutreten, dem wir sehr gern willfahrten. Daselbst angelangt, erhielt ich aus der Hand Fanny's, so hörte ich das Original des Gemäldes von ihrer Begleiterin nennen, ein Sträußchen weißer Rosen, und mein Joseph von Miza (Marie) der Freundin und Traumbotin ein Sträußchen rother Rosen. Um nun den Traum nach

Kräften zu vervollständigen, sah ich mich nach einer Lilie um. Glücklich! ich sah eine, eine weiße, brach sie, und überreichte diese, aber an Fanny. Fast betroffen nahm sie die Lilie aus meiner Hand, sah mir ernst in das Gesicht und sprach leise: „Sie sind ein Deutscher?" — Ja! erwiederte ich. — Fanny! Miza! — rief jetzt eine Stimme im Gartenhaus; gleich! gleich! — riefen die Mädchen, und wir trennten uns mit dem Versprechen, uns zum Nachmittag in Remadà, einem Vergnügungsorte bei Agram gewiß wieder zu sprechen.

(Schluß folgt.)

## Das böse Jahr.

(Fortsetzung.)

Indessen konnte Richard's Schlaf, so fest er war, nicht ewig dauern; er erwachte halb betäubt und mit schmerzhaften Gliedern. Die Lichter waren ausgebrannt, und beim Scheine der sterbenden Flamme des Dochtes sah er nach der Uhr, die zwei Uhr nach Mitternacht zeigte. In seiner halben Betäubung sah er sich im Zimmer um und erblickte Jocelyn nicht. Er hat mich auf dem Schlachtfelde gelassen, dachte er, und hat wahrscheinlich Sarah vor Schlafengehen noch einen Augenblick sehen wollen. Das ist nicht hübsch von ihm; er hätte mich mitnehmen sollen. Da er keine Lust hatte, sich mit dem Wirthe über den Preis der Rechnung zu disputiren, und es auch liebte, großartig zu bezahlen, wie es einem reichen Bewohner London's in der Provinz zukam, zog er eine Börse voll Guineen aus der Tasche, ließ sie auf dem Tische, gelangte strauchelnd und schwankend auf die Treppe, und auch, Dank sey es Gott, der die Trinker führt und schützt, ohne Unglücksfall aus dem Gasthofe St. André, und nahm seine Richtung nach dem Hause des Herrn Tremery. Er hatte den Schlüssel zu einer Hinterthür, und kam so bis in sein Zimmer, ohne Jemand zu erwecken. Seine Nachttoilette war bald gemacht; er knöpfte den Degengurt ab, warf seinen Degen auf einen Lehnstuhl, kleidete sich aus und legte sich ins Bett. Bald lag er im tiefen Schlafe, ward aber nach wenigen Stunden durch ein Geräusch von Tritten und Stimmen erweckt. Er öffnete die Augen: sein Bett war von Leuten der Justiz und einem Constabel umgeben, der seinen weiß und schwarzen Stab gegen ihn streckend, in seinen Ohren die furchtbaren Worte wiederertönen ließ, die Gott einst zu Cain sagte: „Richard Vanbrugh, was haben Sie mit Jocelyn Stewarts, Ihrem Freunde gemacht?" — Mit Jocelyn Stewarts? fragte Richard höchst erstaunt. — Ja, mit Jocelyn Stewarts, mit welchem Sie den gestrigen Tag verbracht, den Sie dann ins Wirthshaus zum St. André geführt haben, und der dort ermordet gefunden worden ist? — Jocelyn todt! rief Richard, Jocelyn ermordet!"

Statt aller Antwort nahm der Constabel den Degen des jungen Mannes vom Lehnstuhle, zog ihn aus der Scheide und zeigte allen Anwesenden die mit einem Blute befleckte Klinge, welches sich noch in Tropfen bildete. Man befahl Richard aufzustehen, und ohne ihm irgend eine weitere Erklärung zu geben, noch ihm zu gestatten, mit irgend Jemand des Hauses zu reden, führte man ihn vor den Sheriff.

Die Stadt Norwich, die Hauptstadt der Provinz Norfolk, hatte damals eine Bevölkerung von ungefähr 30,000 Seelen, die sich seitdem verdoppelt hat. Es war eine Manufacturstadt und producirte bereits damals Crêpes, ausgesuchte Damaste, wie Atlaszeug und wollene Stoffe, Camelott genannt: ihre Bevölkerung bestand daher zum Theil aus Arbeitern, zum Theil aus dem Adel der Grafschaft. Das Verbrechen der vergangenen Nacht konnte nicht lange unbekannt bleiben. Sobald es bekannt ward, bemeisterte sich Entsetzen der ganzen Stadt und fast allgemein war die Trauer. Das erste Gefühl, diese unwillkürliche Meinung, die aus plötzlicher Bewegung entsteht, alles dieß war Anfangs zu Gunsten von Richard Vanbrugh. Man konnte nicht glauben, daß ein junger Mann, aus einer der besten Familien London's, und bisher stets wegen seiner natürlichen Güte und seiner milden Sitten citirt, sich eines so furchtbaren Verbrechens schuldig gemacht haben könne, seinen Freund mitten in den Freuden des Mahls ermordet zu haben. Richard selbst hatte in der Einsamkeit seines Gefängnisses Mühe, nur zu begreifen, was man ihm schuld gab; konnte sich Jocelyn gar nicht todt vorstellen, und immer meinte er, die Thüre seines Kerkers müsse sich öffnen, und Stewarts ihm in die Arme stürzen. Zum Unglücke für den Angeklagten waren die jährlichen Assisen der Grafschaft im Begriffe, auseinander zu gehen, und man glaubte Richard ohne Verzug richten zu müssen, damit er nicht vor die Assisen eines anderen Jahres verwiesen werde. Vor seine Richter gerufen und mit den gewöhnlichen Formeln verhört: „Angeklagter, seyd Ihr schuldig oder nicht? antwortete er mit fester, bescheidener Stimme: — Nein.... Meine Herren, fügte er hinzu — Niemand liebte den unglücklichen jungen Mann, an dessen Verlust die ganze Stadt so lebhaften Antheil nimmt, inniger, als ich; ja gerade um ihn zu sehen und einige Zeit mit ihm zu verleben, verließ ich London und kam auf einen oder zwei Monate nach Norwich. Jocelyn war mein Spielgefährte und der Freund meiner Jugend. Ich erscheine jetzt vor Ihnen von Umständen umgeben, die gegen mich zeugen und mir selbst geheimnißvoll sind...." Hier unterbrach er sich und fügte dann nur noch hinzu: „Ich vertraue auf meine Unschuld, auf die Einsicht und Billigkeit der Jury, und baue auf den, der uns Alle sieht, und mich richten wird, nach Ihnen."

Man verhörte den Wirth von St. André; er erklärte, weder etwas gesehen, noch gehört zu haben, weil, wie er sagte, die beiden jungen Leute in einem separirten Theile des Gebäudes waren, welches man verlassen könne, ohne von den Leuten seines Hauses bemerkt zu werden. Zwar war es eben so leicht, unbemerkt in dasselbe zu gelangen; allein er behauptete, am Abende des Mordes daselbst Niemand aufgenommen zu haben. Als seine Kellner am andern Morgen hinaufgekommen wären, um Alles in Ordnung zu bringen, hätten sie daselbst den Leichnam des ermordeten Herrn Stewarts gefunden, ferner noch eine Börse. Diese legte der Wirth den Richtern vor. Richard erkannte die Börse als die seinige, und erklärte den Beweggrund, warum er sie zurückgelassen. Nun schritt man zum Verhöre der andern Zeugen. Niemand hatte das Verbrechen begehen sehen; allein der Richter bemerkte, die Vorsehung gestatte fast immer, daß einige anklagende Umstände großen Verbrechen vorausgingen, und so den dichten Schatten lichteten, mit dem der Schuldige umhüllt sey. Herr Tremery und seine Tochter wurden vor die Geschworenen geladen. Beide waren ganz schwarz gekleidet und in die tiefste Trauer versunken. Höchst loyal begann der Greis, den Angeklagten zu loben und von der Freundschaft zu reden, die er seit der Zeit für ihn gehegt, wo er ihn kennen lernte. Er bekannte ferner, daß Jocelyn und Richard sich sehr geliebt zu haben schienen, und daß er nie zwischen ihnen den geringsten Zwist, die leiseste Uneinigkeit bemerkt habe. „Allein, fügte er hinzu, ich würde glauben, meiner Pflicht als Zeuge nicht völlig Genüge zu leisten, wenn ich die Jury nicht mit einem Umstande bekannt machte, der zur Entdeckung der Wahrheit führen könnte: am Tage vor der Ermordung meines Neffen hat mir Sir Richard seine Liebe zu meiner Tochter Sarah erklärt und um ihre Hand angehalten. — Und welche Antwort ertheilten Sie? fragte

s Haupt der Jury. — Ich hatte bereits seit langer Zeit
Gunsten meines Neffen Jocelyn über meine Tochter ver-
zt, und ohne dem Angeschuldigten etwas über meine Pläne
tzutheilen, änderte ich den Gegenstand des Gespräches."

(Fortsetzung folgt.)

---

## riefe einiger österreichischer ausgezeichneter Männer.*)

Mitgetheilt von Karoline Pichler.

Der folgende Brief ist von der Hand des berühmten Rit-
rs **von Gluck** an einen seiner Freunde, welcher sowohl als
eschäftsmann wie als Literat, in der Zeit, wo dieser Brief
schrieben wurde, eines bedeutenden Rufes genoß, und mit
m großen Kompositor in freundschaftlichen Beziehungen stand.
Lan hat sich an Orthographie und Styl **nicht das Ge-
ngste** zu ändern erlaubt. Für seine Autentizität bürgt der
mstand, daß er aus dem Nachlasse eines nahen Verwandten
meine Hände kam.

Wohlgeborner
Hochschätzbarster Herr Regierungsrath!

Dero schreiben erhielten wür mit viellen Freuden, gerne
hätten wür uns erkundigen wohlen; wie sich Dieselben, die
nädige Feau, und dero lieben Angehörigen befinden. Da
ns aber bewust war, daß eine Reise ist angetretten worden,
erhindeet Ehender zu schreiben. Wie vollkommen währe nicht
nser großer Umgang **) gehalten worden, wenn wür die
hre gehabt Hätten unsere Bäste Freunde! Bei uns mit
inem kleinen Mittagmahl, und Reinen wein und guttes Hertz
nit zu theilen. Freylich Muste unter dessen, das gesundheit
Trünken, diesen Wunsch ersetzen, und wurde zwar so oft Re-
etirt, das über einen Eimer in die Kerper floß. Da wür
nit der Hielf Gottes Nur 26 Personen waheen, und da
aben sich 12 entschuldigt und 10 haben nicht gewust, daß
m selben Tag der Umgang gehalten werde, und auf solche
lrth haben wür mit Singen und Musik, Kegelscheiben und
em ordentlichen Essen und Staten Trunk ***) verbracht, unsere
Monatzimmer waren alle verlassen †). Doch dieses ware
Bereith vor Dieselben und die Gnädige Frau sambt Family,
u Essen hatten wür einen ziemlichen Vorrath und bliebe uns
och ein Hendel überig! Die Gäste Lobten unsre gutte Lust,
nd mir sind die augen übergangen bei Jedem worth, wo ihr
oohl Seyn an diesem Tag So vollkommen war. Der wein
hatte so viel Beyfahl das ich annanungen von Schwindel
mpfande, und proponirte ihnen unsere scheene außsicht auf
em Berg! Sie gingen hinauf, Kommen gar bald zurück,
lagen über Durst und Fangen aufs Neye an, und verwun-
ern sich über die außsicht so Lang, daß ich ein anders Fassl
nzapsen Muste, da überfühl mich eine solche schwäche, und
ie Trünker eine solche stärke, daß ein jedes sich um ein Bett
mgesehen hatte, außzuruhen.

Von der gnädiger Frau ††) Habe ich so viel schenes zu
cheeiben, und schicket Millionen Busserl, und wünschet bald
vas zu sehn. Sie war sehr übel daran mit ihrem Auch,
iber nach meine angewandte Mittel mit der Hilf Gottes
vüder Herr gestellet.

Wür wünschen gar Bald zu hören, wie sich Dieselben sambt
der gnädigen Frau und Angehörigen befinden, und ob wür
uns bald erfreyen döesen, was zu sehen, womit ich nebst mei-
nem Handkuß an die gnädige Frau und Alles Schenes an
Jungen Herrn Pepi und Fräulein pepina verharre mit aller
Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Freund und Diener
Den 20. Juny 1798. Pertholdsdorf. Gluck.

Wenn man diesen Brief, diese Ortographie, diesen Styl, diese
Gesinnungen betrachtet, so kann man nicht umhin, sich zu ver-
wundern, daß einer der geößten Tonsetzer seiner und aller
Zeit, ein Mann, den sein Ruhm, seine Stellung zum Publi-
kum (er machte selbst was man „ein hübsches Haus" nennt
in Wien) und eine bedeutende Persönlichkeit in die Kreise der
gebildeten Welt riefen, so wenig Ausbildung des Geistes, so
wenig höhern Sinn besaß, um einen Brief, wie der vorlie-
gende, schreiben zu können! Und dieser Mann war es doch,
der mit seinen Tönen und Melodien tief in die Herzen der
Menschen zu greifen, ihre innersten Saiten zu erschüttern,
und nach seinem Gefallen Schmerz und Lust, Erhebung oder
Angst zu erwecken verstand; der mit seinen beiden Iphigenien,
seiner Alceste, seinem Orfeo vor siebzig und mehr Jahren in
Paris und Wien Lorbern erntete, und dessen Werke noch jetzt
auf jedes unverdorbene Gefühl allmächtig wirken.

Sollte man nicht, wenn man dies bedenkt, sich geneigt füh-
len, der Meinung beizustimmen, welche ein eben so geistreicher
als sachkundiger Künstler, der Tenorsänger **Vogl**, einst bei
einer ähnlichen Gelegenheit geäußert, daß das Talent des
Tonsetzers eine Gabe des Himmels sey, die nicht sowohl durch
bewußten Vorsatz und willführliche Anstrengungen dasjenige
hervorbringe, was die Welt erfreut, sondern mittelst einer
Eingebung, eines innerlichen Vorganges, der sich in des Künst-
lers Seele fast ohne sein Zuthun erzeugt, und den Erschei-
nungen des Sonnambulismus, der Klairvoyance ähnlich ist.
Und ist nicht die Begeisterung des Dichters, sind nicht die
Ideale, welche dem Maler und Bildbauer vorschweben, so
sehr diese letzten an mechanische Fertigkeiten und klare Einsicht
bei Ausübung ihrer Kunst gebunden sind, auch ein geheimniß-
voller Vorgang in der menschlichen Seele, den wir zu erklä-
ren vergeblich bemüht sind?

---

## Tabletten.

*** (**Aus Eltville im Rheingau.**) Gewiß wird es auch
in den größeeen rheinischen Gesellschaftskreisen mit wehmüthiger
Theilnahme veenommen werden, daß die herzenstreffliche, edle,
menschenfreundliche Feau Herzogin von Würtembeeg, Schwester
Seiner Duechlaucht des Fürsten von Metternich, für immer aus
unserer Gegend scheiden will. Gesteen, am 13. April, ist die
schöne Besitzung Ihrer königl. Hoheit, in Eltville am Rheinufer
gelegen, von einem Rentner, bisher wohnhaft in Mannheim, für
die Summe von 36,000 Gulden gekauft woeden. Der Käufer
hat damit in jeder Beziehung ein brillantes Geschäft gemacht,
denn die Besitzung Iheer königlichen Hoheit gehört mit zu den
**schönsten** im ganzen Rheingau. — In dem Kauf ist auch das
ganze Ameublement mit begriffen, das füestlich-peachtvoll, von
feinstem Geschmacke und bis in die kleinsten Hausutensilien com-
plett genannt werden kann. Von dem ganzen dem Käufer über-
gebenen Hausbestand und Ameublement ist nur eine meisterhaft
gearbeitete Büste Se. Majestät des höchstseligen Kaisers Franz
im Brustbilde ausgenommen worden, die nach Wien abgeht.
Wie rühreend spricht sich in diesem kleinen Zuge die Pietät der
hohen Frau aus! Sämmtliche Nachbar-Besitzer im Rheingau

---

*) Sonntags-Blätter für heimathliche Interessen. Redigiet und
herausgegeben von Dr. Ludwig August Frankl.

**) Vermuthlich die Frohnleichnams-Prozession in Pertholdsdorf.

***) Wahrscheinlich **langsamen Trinken**, da stat im Oester-
reichischen oft für **still** gebraucht wied.

†) Wahrscheinlich an die Gäste.

††) Wahrscheinlich Frau von Gluck selbst, die an den Augen litt,
auch, wenn ich nicht irre, zuletzt blind wurde.

bedauern von Herzen das Scheiden der hochverehrten Frau aus dieser Gegend, in welcher sie wie ein stiller, wohlthätiger Engel gewaltet hat. Möge Sie doch nicht ganz des Rheingaus vergessen, wo Ihr, der Milden und Menschlich-fühlenden, dankbare Herzen nachschlagen werden. Von dem neuen Besitzer werden die alten Hausleute, ein Gärtner und die Schließerin, im Dienste behalten werden. (Rheinland.)

*‚* (Ein Wort Börne's über die Verläumdung.) Börne schrieb einem Freunde, der durch Verläumder in Frankfurt bitter gekränkt wurde, folgende Worte in das Stammbuch: „Ihren großen und größten Männern setzen die Deutschen Denkmale! Wann werden sie auch ihren größten Frauen — Bildsäulen errichten? Und wenn dies anfängt, dann muß die Verläumdung, das bedeutendste Weib in Deutschland, ein Denkmal erhalten, und zwar das Erste! Tröste Dich 2c."

*‚* Wie die französischen Zeitungen erzählen, sind die Pariser Ehemänner nicht mehr so nachsichtig und geduldig wie sonst. Es ist häufig die Rede von Ehescheidungen, Duellen 2c., die alle aus einer und derselben Quelle fließen. Eine Comödie dieser Art, welche gegenwärtig die Pariser Salons sehr beschäftigt, gewährte ungewöhnliche Eigenthümlichkeiten. Der fragliche Blaubart gehört der hohen Finanz an. Nachdem er durch List Bergy bei Marien überrascht hatte, die eben schwuren, sich nie von einander zu trennen, hielt er die Liebenden beim Worte, ließ beide mit den Rücken zusammenbinden und sperrte sie so achtundvierzig Stunden ein, ohne ihnen etwas zu essen und zu trinken zu geben. Der Mann beschäftigte sich unterdeß ganz ruhig mit den Vorbereitungen zu einem kostbaren Feste. Als der rechte Augenblick gekommen war, mitten in dem Feste, winkte er dem Orchester, die Arie Richard's zu spielen: „Quand les boeufs vont deux à deux, le labourage en va mieux"; dann wurde plötzlich die Thüre eines Salons geöffnet und die fünfhundert Gäste erblickten das unglückliche Liebespaar in der perpendiculären Stellung mit wankenden Knieen, bleich, ausgehungert und ohne Zweifel völlig bekehrt von den poetischen Ideen über unauflösliche Vereinigung und ewige Bande. Man kann sich denken, welchen Scandal dieses unerwartete Schauspiel erregte. Offenbar wird das Abenteuer seine Entwickelung vor dem Gerichte finden. Es entsteht ein dreifacher Prozeß; denn der Mann klagt gegen die beiden Liebenden, die Frau klagt gegen ihren Mann wegen Einsperrung und der Liebhaber klagt wegen des Angriffs gegen seine persönliche Freiheit.

*‚* (Die größte und prachtvollste Leinwaarenhandlung in Europa.) Die an der Ecke der Rue du Bac zu Paris befindliche Leinwaarenhandlung, au petit St. Thomas genannt, steht dermalen im Rufe, die größte und am glänzendsten eingerichtete Leinwaarenhandlung zu seyn, die es in Paris wie sonst wo gibt. Zwei weitläufige und prunkvoll arrangirte Glasgallerien, worin die Waaren etalirt und der Verkauf Statt findet, werden durch einen reizenden schmalen Garten geschieden, welcher auf's Zierlichste eingerichtet und reich an herrlichen Blumenbeeten und Parterren ist. In diesem Garten können diejenigen, welche bloß der Augenscheinnahme — des sogenannten fashionablen Ladenbesuchs — halber oder um wirklich Einkäufe zu machen gekommen, oder dergleichen bereits gemacht haben, nach Gutdünken sich ergehen. Schmucke junge Ladendiener, wovon der eine diese, der andere jene außer-französische Sprache redet, sind zur Verständigung und Bedienung im Ueberfluß vorhanden. Die Preise sind festgesetzt.

*‚* (Ein neues Ministerium.) Die Gräfin T* kam neulich zu der durch die Mode begünstigsten Pariser Modehändlerin, um einen neuen Hut auszusuchen für die Prinzessin von **. „Ich wünsche," sagte die Gräfin, „einen Hut nach dem neuesten Geschmack." — Ohne von ihrem Armstuhl sich zu erheben, r die Modehändlerin einem Ladenmädchen zu: „Anna, gieb Madame Hüte vom vorigen Monat!" — „Nein, nein! von neuesten Mode!" fiel die Gräfin ein. — „Das ist unmöglich antwortete Jene; nach einem festen Uebereinkommen mit d Herzogin von ** dürfen die Hüte neuesten Geschmacks, wov sie einen hat, erst nach vierzehn Tagen sich weiter verbreiten! — Dies Geschichtchen wurde in Paris bekannt und die Modehän lerin hat nun spottweise das Portefeuille bekommen, man nen sie „verantwortliche Ministerin der Moden."

*‚* In San Sebastian, im nördlichen Spanien, wird d Spargel auf etwa 5 Fuß breiten und 30 bis 60 Fuß lange Beeten gezogen, die keine andere Zurichtung erhalten, als d sie umgegraben werden; im März säet man den Samen 18 Z tief und 2 Fuß auseinander. Sind die Pflänzchen 6 Zoll lan so pflanzt man sie auf ähnliche Beete aus und begießt sie jede Tag einmal. Im folgenden März werden die Beete gedüng Im dritten Jahre nach dem Säen sind die Spargel zum Au stechen geeignet und im Frühjahre wird eine acht Zoll hohe Schic von Blättern auf die Beete gelegt; sobald die Pflänzchen durc diese Schicht hindurchkommen, beginnt das Ausstechen. Durc diese Behandlung erhält man in San Sebastian Spargelpflan zen von drei bis sechs und noch mehr Zoll im Umfang

*‚* (Zur Naturgeschichte der Katze) Im Mai vorige Jahres hatte eine Katze geheckt; das schönste Kätzchen ward be halten. Im Herbste heckte die alte Katze wieder; es wurde aber alle Jungen sogleich in's Wasser geworfen. Da nun di Milch die alte Katze drücken und stechen mußte, lockte sie di Maikatze, einen Kater, an sich, der ihr die Milch aussauge sollte, welches auch, nach vielen gemachten Umständen, geschah bis nach Wochen die alte Katze ihren Wohlthäter beißend fort jagte. — Jetzt, im März, hatte sie abermals geheckt und di Brut war in's Wasser geworfen worden. Nach wenig Tagen sah man mit Verwunderung den einjährigen großen Kater an den Zitzen der Katze saugen, welches noch bis jetzt geschieht. Jeden Ruf der Katze befolgt der Kater. Beide gehen zusammen aus und die Katze vertheidigt ihren Säugling gegen alle fremde Kater. Ist er nicht da, so sucht sie ihn allenthalben und bringt ihn nach Hause. (Allg. Anz. d. D.)

*‚* (Pferdebändigung.) Das Athenäum vom 2. April führt eine kleine Schrift von einem Hrn. Ellis an, der, durch einen in Catlins Schriften bemerkten Umstand geleitet, eine neue Methode von Pferdebändigung mit Glück versucht. Die Indianer haben bei ihren Büffeljagden die Gewohnheit, die Jungen dadurch zu zähmen, daß sie ihnen die Hand über die Augen halten und stark in die Nasenlöcher hinein athmen; diese kleinen Thiere folgen dann ganz gehorsam den Jägern ins Lager. Auf gleiche Weise zähmen sie die Pferde. Wenn ein wildes Steppenroß mit dem Lasso gefangen und die Vorderfüße gefesselt sind, so nähert man sich ihm langsam, legt die Hand über die Augen des Thieres und bläs't den Athem hinein, worauf es sogleich fügsam wird; man kann es dann leicht führen und reiten. Hr. Ellis machte zwei Versuche in Yorkshire, die völlig gelangen.

---

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 21. April. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Ofsterleth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 111. 22. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die weiße Lilie.

(Schluß.)

Schäkernd über unser Abenteuer kehrten wir zur Stadt zurück, wo das Geläute aller Glocken ernst und feierlich von den Thürmen niedertönte und die Herzen der durch die Straßen wogenden Menschen mit frommen Empfindungen füllte. Auch meine Brust wurde von geheimen Gefühlen durchdrungen, auch mich erfaßte beim Anblick dieser Feierlichkeiten eine scheue Rührung. Ich dachte heim, an meine Eltern, an meine Geschwister, unwillkührlich traten mir Thränen in die Augen und ich bat Gott im Stillen um Gnade, um Segen für die Meinigen und für mich. Freilich war diese Aufregung nur momentan und wurde bald wieder durch die Gedanken an unsere Traumbilder verdrängt.

Beide Mädchen waren von C... auf Besuch zu Verwandten nach Agram gekommen, um dem Frohnleichnamsfeste daselbst beizuwohnen. Miza war ein muntres, heiteres Geschöpf, das das Leben nur von der rosenfarbenen Seite auffaßte und sich diesem harmlos hingab; während Fanny ernster, stiller, wohl gar schwärmerisch, doch auch edler an Geist und Körperbildung war.

Die Prozession war vorüber. Die verschiedenartigen Zusammenstellungen des Zuges hatten vielseitigen Reiz für mich und ich suchte mir jedes einzelne Bild recht tief in das Gedächtniß zu prägen. Kinder, fast von jedem Alter, angethan mit den Feierkleidern der Unschuld und mit Blumen bekränzt, andächtige Jungfrauen, ehrwürdige Matronen, die Gewerke mit ihren Insignien, Landleute beiderlei Geschlechts im festlichen Nationalkostüm, die Geistlichkeit in großem Ornat und der edle Ungar im schwarzen, reichgeschmückten Oberkleide, mit bärtigem Gesicht und den Ehrensäbel an der Seite in würdiger Haltung daherschreitend: alles dieß wechselte lieblich und ernst mit einander ab, und fesselte meine Aufmerksamkeit. Dabei vergaßen mein Freund und ich unsere lieben Morgenbegleiterinnen keineswegs: doch so viel wir auch schauten und suchten, war es uns unmöglich, diese aus der wogenden Menschenmenge herauszufinden. —

Der Nachmittag vereinigte uns auf dem besprochenen Orte. Groß und wahr war die Freude bei beiderseitigem Zusammentreffen, und unter traulichem Geplauder entschwanden uns nur zu schnell die Stunden. Wir hatten unsere Sitze verlassen und gingen, Joseph mit Miza und Fanny und ich im Garten auf und ab. Da blieb Fanny vor einer weißen Lilie stehen, deren Blüthenstengel durch muthwillige Hand geknickt war. „Sehen Sie," wandte sich Fanny wehmüthig zu mir, „die Lilie ist gebrochen, sie hat ihre Bestimmung nicht erreicht, noch sind nicht alle Knospen aufgebrochen und schon welkt sie." Das ist der Lauf des Schicksals, entgegnete ich. — „Wohl wahr," fuhr Fanny fort, und so wie dieser Blüthenstengel nicht die Kraft hat, die ihn zerstörende Hand abzuwehren, eben so wenig ist auch der Mensch seines Schicksals Meister; was es über ihn verhängt, muß er dulden." „Verdrängen Sie solche düstern Gedanken, liebe Fanny, bat ich, heut', wo Alles nur Freude athmet, wollen auch wir nur der Freude Raum in unserm Herzen gönnen. Nur eins beantworten Sie mir noch, nämlich, was Sie heute Morgen bewog, mich bei Ueberreichung der Lilie zu fragen, ob ich ein Deutscher sey? — „Das sage ich Ihnen ein andermal," erwiederte sie und fuhr leise fort: „auch diese Lilie, auch diese Rosen welken." — Doch die Erinnerung? — frug ich; — „die welke nie!" — sprach sie freudig und bestimmt. Miza und Joseph traten herzu, das Gespräch war geendigt. Die Angehörigen der Mädchen wünschten aufzubrechen. Wir traten den Heimweg an und trennten uns mit dem Versprechen, uns während der Zeit ihrer Anwesenheit noch oft zu sehen und zu sprechen, und verabredeten gleichzeitig zum nächsten Sonntage wieder eine Morgenpartie.

Als natürliche Folge solcher Aufregung warf ich mich kommende Nacht unruhig auf meinem Lager herum, mancherlei Gedanken und Gefühle durchkreuzten mich, und als ich endlich eingeschlafen, träumte ich von nichts als Fanny und Miza und Lilien und Rosen. Da stieg die Morgensonne wieder empor; doch nicht wie gestern durch blendenden Schein eines Mädchengesichtes, nein, durch den Ruf eines Dienstmädchens wurde ich erweckt. Was willst Du? — frug ich. Das Mädchen weinte und übergab mir ein Billet. Hastig griff ich darnach, ich zitterte, ich öffnete, und — ich traute meinen Augen nicht — ich las: „Schreckliches hat sich ereignet. Unerwartet und schnell ward uns heute früh gegen 4 Uhr Fanny durch den Tod entrissen, ein Schlagfluß endete plötzlich ihr Leben. Die Lilie ist gebrochen, sie welkt — nur die Erinnerung bleibt! — waren ihre letzten Worte. Schleunigst benachrichtiget Sie von diesem Trauerfall

Marie ...."

Ich war starr; — regungslos hielt ich das thränenfeuchte Blatt in meiner Hand, ich las wieder, immer wieder — es war mir unmöglich, und doch war es so. Des andern Tages gingen Joseph und ich in das Trauerhaus. Blaß, ernst und ruhig, wie im Leben, lag Fanny im Sarge, meine Lilie in der Hand auf ihrer Brust. — Und zum Sonntag früh, zur bestimmten Stunde unseres abermaligen Morgenspazierganges geleiteten wir Fanny — zur Gruft! —

## Das böse Jahr.

(Fortsetzung.)

Sarah's Aussage war niederschlagend für Richard. Sie erklärte, der junge Mensch sey ihr am Morgen des Mordtages in den am Hause liegenden Garten gefolgt, habe ihr hier eine Liebeserklärung gemacht, ihr seine Hand angeboten und sich der Zustimmung ihres Vaters gerühmt. Nun habe sie ihm die wahren Gesinnungen des Herrn Tremery und Jocelyn Stewarts Liebe zu ihr enthüllt, und Richard sogar Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich an ein junges Mädchen gewendet, die sein Freund liebe. Bei diesen Worten habe der Angeklagte die Farbe verändert, und auf seinem Gesichte den unangenehmen Eindruck abgespiegelt, welchen diese Nachricht auf ihn gemacht; sodann habe er sie verlassen, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, um sich in sein Zimmer einzuschließen. Richard bat, diese Thatsache erklären zu dürfen. „Auf meinem Gesichte spiegelte sich wahrscheinlich all' der Kummer ab, den ich empfand, das demnächstige Glück meines Freundes durch eine thörichte Präsumtion zu stören. — Gott wolle es!“ sagte Sarah gesenkten Hauptes.

Den Zuhörern, welche, wie bereits erwähnt, günstig für Richard gesinnt gewesen waren, entging der Eindruck nicht, welchen Sarah Tremery's Aussage auf die Geschworenen machte; auch das junge Mädchen begriff, daß sie vielleicht dadurch den dünnen Faden zerrissen, der ihren Gastfreund noch mit dem Leben verband, und unfähig, der innern Aufregung länger zu widerstehen, ward sie ohnmächtig, so daß man sie aus dem Saale tragen mußte.

Nun nahm Richard's Advokat das Wort. Zuerst war er bemüht, den ungünstigen Eindruck zu vertilgen, den Sarah's Aussage erzeugt hatte; dann verweilte er, von seinem Clienten gut instruirt, bei allen Vorfällen von Jocelyn's letztem Lebenstage, wie sie der Leser bis zu dem Augenblicke kennt, wo Richard dem unglückseligen Schlafe verfiel; das Uebrige war ein Geheimniß, welches das Opfer mit ins Grab genommen. Indessen machte der Advokat darauf aufmerksam, wie leicht sich ein Feind, ein Mörder in ein offenes Haus habe schleichen können, und ging sogar so weit, zu behaupten, Letzteres habe Statt gefunden. Endlich erklärte er, daß, selbst die entgegengesetzte Voraussetzung zugegeben, wenn Richard in der That seinen Freund getödtet habe, was er leugne, dieß nur im Schlafe der Trunkenheit geschehen seyn könne, in einem jener wüthenden Träume eines Kranken, der da geht, ohne zu sehen, und welcher handelt ohne das Bewußtseyn seiner Handlungen. Welcher billige Mensch aber werde einen Unglücklichen wegen einer so unglückseligen Verblendung verdammen? Endlich leugnete er auch diese Annahme, und machte bemerklich, daß kein Zeugniß mit dem Charakter absoluter Evidenz die Wahrheit begründe.

Indessen lag der blutige Degen, mit dem Jocelyn getödtet worden war, vor den Augen der Geschworenen, und es war Richard's Degen; andererseits tönte Sahra's Aussage, welche eine Rivalität der Liebe zwischen den beiden jungen Leuten bewies, immer wieder in den Ohren der Richter. Sie zogen sich zurück, um zu berathen, und als sie nach Verlauf einer Stunde in die Sitzung zurückkehrten, sprachen sie ihr schuldig aus.

Die Freunde, welche sich Richard während seines kurzen Aufenthaltes in Norwich erworben, und ein großer Theil der Einwohner waren vom Schicksale des Unglücklichen aufs Tiefste gerührt; sie konnten nicht an ein Verbrechen glauben, und gaben damals ein großes Beispiel von ihrer Liebe zur Gerechtigkeit und ihrer Achtung gegen das Leben der Menschen, jene Fackel, wie Shakespeare sagt, die man wohl ausblasen, nie aber wieder anzünden kann, wenn sie einmal erloschen. Die Einflußreichsten derselben machten eine gemeinschaftliche Reise nach London, um eine Supplik beim König Carl II. einzureichen. Denn der Verurtheilte hatte keine andere Hülfe mehr zu erwarten, als die Gnade des Souverains. Die Supplik enthielt das Gesuch, entweder zu begnadigen oder wenigstens einen Aufschub zu gestatten, um eine Sache noch ernsterer, tieferer Prüfung zu unterwerfen, welche bei den Aufgeklärtesten und im Geiste eines großen Theils der Bevölkerung von Norwich unbesiegbare Zweifel erregt habe. Allein Richard war der Sohn eines Mannes, der fortwährend lebhaft die Sache des Volkes unterstützt, und wenn auch Hr. Tremery in Erinnerung, daß der Verurtheilte sein Gastfreund gewesen, keine Schritte that, um seines Neffen Tod zu rächen, so war dieß von Seiten der Familie Stewarts keineswegs der Fall. Sie verlor durch Jocelyns Tod die Güter, welche sie durch seine Heirath mit Sahra zu bewahren hoffte; auch hatten jenes jungen Mannes glücklichen Eigenschaften ihn den Seinigen theuer gemacht. Die Stewarts eilten dabei ebenfalls nach London, um Rache zu fordern; sie machten ihre bisher so schlecht belohnten Dienste geltend, urgirten das Entsetzliche des Verbrechens, welches während eines Mahles begangen worden, zu dem man das Opfer unter Vorschützung brüderlicher Freundschaft verlockt, indem man es, um leichter zum Ziele zu gelangen, in den Zustand der Trunkenheit versetzt habe. Sie hätten, sagten sie, dem König ihr Blut und ihre Güter geopfert; sie verlangten nichts von ihm, weder Stellen, noch Geld, noch Pensionen, nur das Leben eines feigen Mörders. Und zudem wäre ja dieser Mörder auch ein Feind des Königs, der Sohn eines von Cromwells Anhängern! Lebhaft unterstützte der Obersheriff der Grafschaft ihr Gesuch, und der Monarch machte keinen Gebrauch von seiner königlichen Prärogative.

Nur zu bald brach der Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages an. In Trauerkleidung und in einem schwarz drappirten Wagen ward der unglückliche junge Mann aus dem Gefängnisse auf den Richtplatz gebracht. Die Straßen waren mit Menschen angefüllt; alle Bewohner von Norfolk waren herbeigeströmt, den Helden der blutigen Tragödie zu sehen, der Aller Aufmerksamkeit seit einem Monat fesselte; und während die Einen ihn für das traurige Opfer des Irrthums menschlicher Beurtheilung hielten, sahen die Andern in ihm einen Bösewicht, den eine unsinnige Liebe und eine wüthende Eifersucht zum Mörder seines Freundes gemacht hatten. Natürlich war auch der Name von Miß Sarah Tremery in Aller Munde; man fragte, ob sie denn wirklich so schön sey, daß ihre Anbeter zu so gewaltsamen Thaten veranlaßt wurden; und da Richard so ein hübsches Gesicht und so eine edle Gestalt hatte, wußte man es Miß Tremery wenig Dank, die Liebe eines so hübschen Jungen zurückgewiesen zu haben. Die, welche dem Verurtheilten günstig gesinnt waren, grüßten ihn mit Zeichen des Schmerzes. Einer derselben reichte ihm die Hand. — „Gott wird Dir seine Arme öffnen, sagte er. — Und mein Freund Jocelyn auch,“ antwortete Richard. Bei diesen Worten erinnerte sich der unglückliche junge Mann seiner Ankunft in Norwich, als er heiter und fröhlich in der Zukunft ein ganzes Leben voll Glück erblickte; und nun trieb ihn ein unerklärliches Schicksal in schmachvoller, grausamer Weise aus dieser Welt, als Gegenstand des Schauders und Mitleids. Ach! wie viel besser wäre es gewesen, in London zu bleiben, und sich den Degen der Cavaliere auszusetzen! Auch Herr Tremery schwebte ihm bei diesen Erinnerungen vor seinen Blicken; er verzieh ihm und Sarah eine Erklärung, welche ihn aufs Schaffot brachte, aber wahr gewesen war. Man bemerkte, daß die ganze Zeit hindurch von seinem Heraustreten aus dem Gefängnisse bis zu dem Augenblicke der Hinrichtung die Glocken von St. Peter von Muncrott, und die von St. Etienne, die beiden

auptkirchen von Norwich, die Luft durchtönten, obgleich dieß i solchen Veranlassungen nicht Gebrauch war, und kein Be- hl dazu ertheilt worden.

Indessen hatte Herr Tremery, dessen Inneres beim Heran- ihen dieses grausamen Schauspieles aufs furchtbarste be- egt war, und der durchaus kein Zeuge davon seyn mochte, e Stadt verlassen. Sarah hatte sich in ihr abgelegenstes immer verschlossen, und die Bedienten waren ausgegangen, m den Verurtheilten zu sehen. Das junge Mädchen war llein... Sie hörte dumpfes Geräusch von der Straße her- uf, und vernahm schaudernd der Glocken Töne. Plötzlich örte sie, wie die Thür ihres Vorzimmers einem starken Drucke nachgab, und erschrocken rief sie ihre Kammerjungfer Debora, bist Du es? — Sie sind allein, nicht so? fragte ine Männerstimme, die sie nicht gleich erkannte. Der An- lick der Gefahr verlieh ihr Muth, und ohnedem nicht wis- end, daß alle Bedienten außer dem Hause wären, öffnete sie ühn die Thür ihres Zimmers, und stand Forster gegenüber. — „Forster! rief sie. O! wie bedurfte ich namentlich heute, ein befreundetes Antlitz zu sehen! Ich dachte mir, daß Sie kommen müßten, John, und obgleich unsere Liebe uns nur Sorgen und Schmerz bringen kann, so hätten wir Beide doch nie die jetzige Lage der Dinge geahnet... Sie wissen doch, was sich ereignet hat, John? Sie kennen das Unglück, welches unsere Familie betroffen und hören die Todtenglocken?

(Schluß folgt.)

## Die Gleichmacherei. *)

„Freiheit und Gleichheit hört man schallen."

Die Gleichmacherei ist's, woran jetzt die Welt krank liegt. Die Extreme berühren sich. Die devotesten Redensarten, die tiefsten Reverenzen, worin man sich noch vor dreißig Jahren gefiel und sie sogar noch zur guten Lebensart zählte, haben zudringlichen Gemeinheiten Platz machen müssen. Die Eti- quette, womit sich hochgestellte Personen eine Schranke bilden wollen, wird verlacht. Man will selbst den Fürsten zu Sei- nesgleichen machen. Sonst war es der Lieblingsausdruck der damaligen Freisinnigen, „daß der Weise auch in Ketten frei sey," und der Einzelne hielt es in seiner Bescheidenheit für unmöglich, auch nur die Beschwerde des kleinsten Dorfes zu heben; jetzt glaubt jeder Kesselflicker, daß seine Ideen, wenn er sie zur Ausführung bringen könne, ganze Nationen be- glücken würden. —

Ja, selbst der Wissenschaft will man keinen Vorrang mehr zugestehen. Auch sie wird der Praxis gegenüber verlacht. „Probiren geht über Studiren," heißt es. Speculation nennt man dummes Zeug. Ein Kerl, der speculirt, sagt Mephi- stopheles und mit ihm der große Haufe,

> ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

Ja, eben diese grüne Weide ist es, nach welcher der große Haufe Verlangen trägt. Er will Genuß ohne Anstrengung! Wozu Wissenschaft, wozu Gründlichkeit? Man kann das Nö- thige, die Erfahrung, die Praxis auf bequemerem Wege sich erwerben. Die Bierstuben werden jetzt zu Hörsälen umge- schaffen, wo die Professoren der politischen Kannegießerei ihre Vorlesungen eröffnen und durch kecke Urtheile über Dinge, die sie nicht verstehen, denen sie aber zuweilen wohl durch ein glücklich gefundenes Witzwort einen Schmutzfleck anzuhän- gen wissen, das staunende Publikum mit offenem Munde um sich versammeln. „Es muß auch solche Käuze geben," sagt Faust; — ja! aber doch nur für die Dummen. —

Was lockt denn so viele Thoren nach Amerika? Nicht im- mer, aber doch hauptsächlich die Sucht, Niemand über sich anerkennen zu wollen. Man rühmt ja vorzüglich als herrlich, daß dort kein Rang und Stand gelte, nur das Geld. Also doch immer eine Macht, immer kein völliges Gleichseyn? — wie denn das auch nimmer wird erreicht werden, so viel sich auch die wunderlichen Menschen deßhalb abquälen und abarbeiten. Ein Jeder erndte, was er gesäet hat; aber säen muß er. Ohne Saat keine Erndte! — Und wer Haser säet, kann nur Haser — keinen Weizen erndten.

Daß Vorurtheile, Lächerlichkeiten gerügt werden, ist gut. Weg damit! Wir haben uns lange genug damit geschleppt. Aber das Eine thun und das Andere nicht lassen. — Da ruft Einer: „Keine Titel mehr! Dummes Zeug! Wozu Wohl- geboren, Hochedelgeboren, Hochwürden? Wir sind Alle Wohl- geboren!" — Gut gebrüllt, Löwe! Mehr brüllen! — Aber wie ist's? Dürfen Meisterstöchter und Dienstmädchen zusam- men auf einen Ball eingeladen werden? — „Bewahre! das schickt sich nicht; die Dienstmädchen sind brav, sittsam, anstän- dig, aber — es schickt sich nicht." — Armer Löwe! — Dort brüllt ein Anderer nach Freiheit. Gut, recht gut. Etwa Ge- werbfreiheit? — Warum soll ich meine Kleidungsstücke nicht von Jedem fertigen lassen, der es eben versteht und wohlfeile und gute Arbeit liefert? Warum soll nur ein zunftmäßiger Meister meine Bücher einbinden dürfen? Warum nicht jeder Andere, der es eben auch versteht, ohne erst durch die Feuer-, Wasser- und Beutelproben des Handwerksneides, der Miß- gunst und Habsucht das sogenannte Meisterrecht erlangt zu haben, ohne die den lieben Meisterssöhnen zugewendete Gunst? — Warum sollen nur Meister backen und schlachten dür- fen? Diese Künste sind leicht zu erlernen. Da wäre also Gewerbfreiheit wohl an ihrer Stelle? — „Nein! Bewahre! Keine Gewerbfreiheit! Da müßte man ja den lieben alten Schlendrian fahren lassen, der uns einen so bequemen Ver- dienst sichert. Diese Freiheit würde uns manches Opfer kosten und so meinen wir's nicht. Wir wollen nur solche Freihei- ten, die uns nichts kosten, am liebsten solche, die uns Vor- theil bringen!" — Ah so! vielleicht Steuerfreiheit? — „Ja wohl! Steuerfreiheit! Wir brauchen unser Geld besser. Die Leute wollen ohnehin nicht mehr die alten Preise zahlen. Die Arbeiter in den Ländern, wo Gewerbfreiheit besteht, drücken die Preise herunter. Früh müssen wir zum Frühstück in's Bierhaus und Nachmittags auf die Kegelbahn. Wie soll da noch das Geld zu den Steuern herkommen?" — Recht so! Steuerfreiheit. Die Bauern mögen die Steuern bezahlen! — „Ja wohl!" Herrlich! Vivat der neue Volksdeputirte!"

Ein Flachsenfinger.

*) Allg. Anzeiger und Nationalz. der Deutschen.

## Tabletten.

*.* (Alte englische Strumpfwirkerstühle) Zu Not- tingham, der großen Manufacturstadt, fand kürzlich eine merk- würdige Versteigerung alter außer Gebrauch gekommener Strumpf- wirkerstühle Statt, wovon manche über 130 Jahre alt waren. Sie waren aus Godalming in Surrey. Unter andern befand sich der unter dem Namen „Magog" bekannte famöse Stuhl, welcher der größte, den es je gegeben und noch gibt Dieser Koloß wurde um das Jahr 1777 verfertigt, und war ursprüng- lich zum Wirken seidener Strumpfhosen bestimmt, welche damals eben im Zenith der Mode waren. Vom Jahre 1790 an, wo so manches andere Große und Erhabene in den Staub getreten

wurde, mußte dieser Riese, der, wie gesagt, bis dahin nur mit vornehmen Seidentricots sich abgegeben, zu Godalming, wohin er versetzt wurde, zur Verfertigung von Flockendecken und Fliesröcken herabsteigen, bis er 1838 außer Thätigkeit gesetzt wurde. Die Größe dieses Stuhles ist so ganz außergewöhnlich, daß bei der Versteigerung sich alle Nottinghamer Kauflustigen ordentlich vor ihm scheuten, und der alte zurückgesetzte Magog völlig unbetont blieb. Die Versteigerung dieser Wirkstühle kann als ein sprechendes und lehrreiches Beispiel von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge und Verhältnisse gelten.

*** Zur Geburtstagsfeier der verklärten Königin Louise von Preußen (geboren den 10. März 1776) schrieb im Jahre 1801 Jean Paul das Nachfolgende:

**Verzeichniß derer, welche heute der schönen und edeln Königin Glück zu ihrem Geburtstage wünschen werden.**

Erstlich: Alle —

Zweitens: Die Guten —

Drittens: Die Künstler, welche durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen —

Viertens: Die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen sie die Thränen nahm, werden sie heute wieder vergießen, aber nur für Sie, nicht vor Ihr und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in manches trübe leuchtet. —

Fünftens: Die Glücklichsten, nämlich Ihre Geliebtesten; Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder — aber, was die nächsten Herzen den nächsten gerührt und selig sagen, bleibt heilig verhüllt — Auch der Verfasser des Verzeichnisses gehört in dieß Verzeichniß, und steht schon in der zuerst genannten Klasse; aber die Wünsche seiner Seele waren so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte.

Jean Paul Friedrich Richter.

Jetzt, wo so viel Unbedeutendes von berühmten Männern — Notabilitäten zu sagen, wäre eine Injurie — gedruckt wird, ist es Pflicht, eine solche Reliquie vor der Vergessenheit zu schützen, in welcher Einer der edelsten und gemüthvollsten Geister Deutschland's, der sich nie zu einer Kriecherei entwürdigt hat, einer deutschen Fürstentochter, gleich schön an Leib und Seele, deren Tugend sie mehr geschmückt, als das Diadem einer Königin, an ihrem Geburtstage eine so zartsinnige Huldigung dargebracht hat. (Abendzeitung.)

*** John Abel, ein ausgezeichneter Tenorsänger in der Kapelle Karl's II. von England, mußte wegen seiner Religion im Jahre 1688 England verlassen, und die Guitarre überm Rücken durchzog er Frankreich und Deutschland. Auch nach Warschau kam er. Hier wünschte ihn der König zu hören Aber in seinem Künstlereigensinne nahm Abel sich vor, den Wunsch des Königs nicht zu erfüllen. So oft er an den Hof gefordert wurde, bedauerte er Katarrh zu haben. Da erschienen eines Tages einige handfeste Männer, packten den Katarrhbehafteten und brachten ihn aufs Schloß in eine geräumige Halle. Auf der sie umgebenden Gallerie saßen der König und sein Hof. Die Handfesten banden den Sänger auf einen Armstuhl und mittels Seilen wurde er an die Decke gezogen. Dann entfernten sich die Männer und das Erstaunen des Sängers ging in einen andern Gefühlszustand über, als durch eine Nebenthür ein riesiger Bär einschritt. Der König ließ Abel jetzt die Wahl, in die Halle herabgelassen zu werden oder zu singen. Ohne langes Bedenken entschied sich Abel für letzteres, und wenn die Geschichte wahr berichtet, hat er nie trefflicher gesungen. Das wäre demnach ein historisches Factum zu beliebiger Theaterbenutzung.

*** Des berühmten Dechanten Swift Bartscherer, dessen Namen seine undankbaren Zeitgenossen der Nachwelt nicht überliefert haben, sagte eines Tages dem Dechanten, daß er eine Bierstube gepachtet und, obwohl auch Dichter, doch wegen einer anlockenden Ueberschrift in Verlegenheit sey. „Was ist denn Eure Schild?" fragte der Dechant. „O, das ist natürlich the pole and the basin", antwortete der Barbier (dies ist in England, Irland und Schottland das Zeichen des bartscherenden genus hominum,) „doch eine damit in sinniger Beziehung stehende Recommendation meines Biers, das ist's, was mein Gehirn nicht aufzutreiben vermag. Wenn Eure Hochwürden die Gnade haben wollten — nur zwei Zeilen, es würde eine unwiderstehliche Attraction seyn." Der Dechant nahm die Bleifeder und schrieb:

> Rove not from pole to pole, but step in here,
> Where nought excels the shaving, but the beer.

Der Barbier küßte das Blatt und stand schweigend. Swift präsentirte ihm die Bleifeder und jener schrieb:

> But I, the shaver you extol,
> Would gladly rove from pole to pole,
> Working my way, from ear to ear,
> Till other hands take up my beer.

Beide Impromptus haben das Schild der fraglichen Bierstube in Dublin viele Jahre geziert.

*** (Bestrafter Leichtsinn.) Ein gräßlicher, und in seiner Art vielleicht einziger Unfall wird im Journal de Belfort erzählt. Ein Mädchen, das in der Fabrik des Herrn Biau zu Sentheim im Kanton Masseveaux arbeitete, machte sich das Haar, obgleich es streng verboten war, daß sich die Arbeiterinnen zwischen den Maschinen mit solchen Nebendingen beschäftigen. Ein Aufseher kam, und das Mädchen bückte sich, damit er sie nicht sehen sollte. Aber diese unvorsichtige Bewegung hatte schlimme Folgen. Das lange, aufgelöste Haar des Mädchens gerieth in die Maschine, schlang sich um den Cylinder und im Augenblicke war ihr das ganze Haar von den Augen an bis zu den Ohren und zum Nacken mit der Kopfhaut ausgerissen. Sie war völlig skalpirt. Man hofft zwar, daß sie mit dem Leben davon kommen werde, aber sie wird immer fürchterlich entstellt bleiben. (M. U.)

*** (Ein Rossinisches Urtheil über den dramatischen Gesang.) Die Frauensoli bei Rossini's Stabat wurden auf dem Musikfeste zu Bologna von Madame Degli-Antoni und Miß Clara Novello gesungen. Ein Musikkenner äußerte mit Bedauern, daß die Novello zwar eine herrliche Stimme, aber durchaus kein dramatisches Talent habe. „Das ist wahr," antwortete Rossini, „aber ich hoffe, daß sie es auch nie bekommt! Mit ihrer dramatischen Wuth machen die Sänger uns in jetziger Zeit ein halbes Jahr Freude und schreien und dann die ganze übrige Zeit ihres Lebens die Ohren zum Rasendwerden voll" — An Belegen dazu fehlt es leider nicht (M. U.)

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 23. April. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Fr. Schiller. (Gastrolle) Louise: Demoiselle Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterreth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 112. 23. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Frühlings-Abend.

Nun steigst du vom Himmel nieder
Du des Jahres erster Sohn:
Linde Lüfte kosen wieder
Um des Obstbaums Blüthenkron'!
Veilchen sprossen an dem Hage
In dem Frühlings-Sonnenstrahl;
Kinder sonder Harm und Klage
Spielen im begrünten Thal.

In des Tannenhaines Hallen
Flötet laut ein Drosselchor;
Ihrer Lieder Weisen schallen
Zu dem Herrn der Welt empor!
Aus der Lüfte blauem Meere
Tönt der Lerche Sang herab. —
Freud' und Leben füllt die Leere,
Wo vorher war Tod und Grab!

In der Abendröthe Schimmer
Glänzt des Berges Tannenwald,
Und des Felsenschlosses Trümmer
Sind vom Rosenroth umwallt!
Abendschatten fernhin fallen
In der Sonne letztem Strahl;
Weiße Nebeldüfte wallen
Aus dem nächt'gen Blumenthal!

Dort in hellen Silberwellen
Wallt die Flut vom Bergesrand,
Murmelnd aus der Höhe Quellen
Und erfrischt das Wiesenland!
Mild vom hohen Himmel flimmert
Still der Mond in seiner Pracht,
Magisch, hehr und wonnig schimmert
Er durch heil'ger Haine Nacht!

Sieh, wie dort die Bergkapelle
Mild sein Silberlicht umwallt;
Horch, wie Abendsang so helle
Von dem Dorf herüber hallt!
Nachbarn sitzen traut und kosen,
Um sie spielt der Kinder Chor,
Und des Birnbaums Blüthen sprossen
Um der Hütte Dach hervor.

Sanfte Abendwinde kräuseln
Hier des Mühlenteiches Fluth,
In dem Uferschilfe säuseln
Lieblich sie, wo Taglärm ruht!
Mild in seinem goldnen Lichte
Strahlet dort der Abendstern
Durch die Wipfel jener Fichte
Voller Majestät des Herrn!

Langsam an des Waldes Saume
Zieht die Heerd' dem Dörfchen zu;
In der Schöpfung weitem Raume
Herrschet nun die Abendruh!
Unschuldvoll im Abendstrahle,
Durch belaubten Blüthengang
Wallen zu dem Quell im Thale
Dörferinnen mit Gesang!

Engelgüte im Gemüthe,
Stille Würde in dem Gang,
Auf der Wange Jugendblüthe —
Wandelst du am Felsenhang
Durch des nächt'gen Haines Hallen
Hochgeliebte, denkend mein,
Um dich flöten Nachtigallen,
Ueber dir strahlt Sternenschein!

Hoch in Wipfeln lindes Säuseln,
Lieblich, sanft wie Bienenton
Und die Abendlüfte kräuseln
Deines Hauptes Lockenkron'.
Theure! aus der Sel'gen Wohnung
Sank hernieder diese Stund',
Und in himmlischer Verklärung
Steht fest treuer Liebe Bund!

Sieh', es flammt in stiller Feier
An dem blauen Himmelszelt
Hier der helle Stern der Leyer
Nieder aus der höhern Welt!
Ariadnen's Kronenschimmer
Fließet milder dort herab;
Frühlingsblüthen dauern nimmer:
Liebe dauert über's Grab!

J. — r.

## Das böse Jahr.

(Schluß.)

Sarah sprach und fragte und richtete dabei auf Forster den forschenden Blick, der der Liebe eigen. Sie erstaunte über seine bleiche Farbe, über die Magerkeit seines Gesichtes und die frühen Falten seiner Stirn. — „Was ist Ihnen widerfahren, Forster, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Sie kommen von Frankreich, nicht wahr? — Werden diese Glocken denn gar nicht aufhören, rief der Mörder, ich kann ihren Ton nicht ertragen! — Ach! John, fuhr Sarah fort, wüßten Sie, was ich während Ihrer Abwesenheit gelitten, und wie meine Worte todtbringende geworden sind! Der Ton dieser Glocken würde noch beängstigender in Ihr Herz dringen. — Nun denn! kommen Sie, sagte Forster. — Kommen! Wohin denn Forster? — Wohin? Das weiß ich nicht, nur fort von England, centnerschwer lastet hier die Luft auf meiner Brust, sengend scheint das Licht des Tages hier in meine Augen."

Sarah nahm die zitternde Hand dessen, den sie liebte, führte ihn zu einem Lehnstuhl, und sich auf die hohe Rückenlehne stützend, beugte sie sich zu ihm nieder und sagte mit mildem Tone: „Lieber Forster, gehen Sie jetzt; welchen Kummer Sie auch hegen, verschieben Sie Ihre Mittheilungen für einen andern Moment, der Tag ist schlecht gewählt, auf Ihre Gedanken einzugehen... Kehren Sie nach Forsterhall zurück, und wenn der Schmerz meines Vaters sich wieder etwas beruhigt haben, wenn er aufgehört haben wird, von Jedem, der ihm begegnet, den unglücklichen Jocelyn zurückzufordern...— Sie lieben mich? fragte Forster kurz abgebrochen und aufstehend; dann kommen Sie, ich bitte nochmals darum; ich will Ihren Vater nicht wieder sehen; ja noch vor Einbruch der nächsten Nacht müssen wir Beide England verlassen haben. — Meinen Vater verlassen! erwiederte Sarah. Hat Ihnen meine Liebe je etwas versprochen, was meinem Herzen so fern liegt, wie dieser Vorschlag? — Sie müssen folgen, Sarah. — Nie! — Und was wollte denn Ihr Brief, der mich nach Norwich zurückrief? — Nichts Anderes, John, als daß Sie Ihre Liebe in Ihrem Herzen ersterben lassen müßten, daß ich glücklich wäre, wenn ich es auch könnte, und daß ich meinem Vater gehorchen würde.... Er sagte Ihnen, daß Sie nicht wieder nach Norwich kommen dürften, John! — Und doch nur Ihretwegen bin ich gekommen. — Gott hat Alles gefügt, antwortete Sarah mit Ruhe. — Liebe nur Einer ein Weib! sagte Forster, heftig im Zimmer auf- und abgehend; opfere ihr Ruhe, Ehre, Gewissen, ja selbst das Leben! Wenn man allen Gefahren für sie getrotzt, Alles mit Füßen getreten hat, und kommt dann, den Preis der Liebe zu erbitten, ist eine kalte Unterhaltung über die Pflichten des Menschen der armselige Lohn. — Nie, John, habe ich von Ihnen solche Opfer gefordert, antwortete Sarah mit schüchterner Stimme. — Und wenn ich sie dennoch gebracht hätte! rief Forster, den Sarah's Widerstand in wüthende Verzweiflung versetzte.... Ah! ich sehe, was es ist, Sie lieben mich nicht mehr.... Sie bedauern diesen Stewarts, der gestorben ist, ehe er mir Ihre Hand rauben konnte, und vielleicht auch den jungen Londoner Laffen, der Sie liebte, wie man sagt, und dessen Lohn heute der Galgen ist."

Diese höchst unschicklichen Worte, ausgesprochen in demselben Augenblicke, wo der unglückliche Richard seinen letzten Gang that, erfüllten Sarah's tugendhaftes Herz mit dem höchsten Unwillen, und erinnerten sie lebhafter, als je, an die schwesterliche Freundschaft, die sie immer für ihren Verwandten Jocelyn gehegt hatte. Mit festem Blicke auf Forster antwortete sie: „Ja, ich liebte Jocelyn, ich liebte ihn von ganzem Herzen. — Sie liebten ihn, schrie Forster außer sich. .... Sie liebten wohl Beide. Ah! schön, fügte er mit wildem Lachen hinzu; ich habe ihn getödtet. Ihren Jocelyn und so getödtet, daß sein Tod auch Ihrem Londoner Muttersöhnchen Ehre und Leben raubte."

Kaum waren diese letzten Worte aus Forster's Munde, als Sarah mit drei Sprüngen aus ihrem Zimmer und Hause war. Die von fieberhafter Aufregung bewegten flüchtigen Füße berührten kaum die Erde; sie glich dem Vogel, der seine Fittige entfaltet, Anfangs über dem Boden schwebt, um dann mit Windesschnelle fortzuschießen. So eilte Sarah durch die Straßen von Norwich nach dem Marktplatze zu, wo die Hinrichtung Statt finden sollte. Die schwarzen Locken ihres Haares flatterten im Winde, purpurroth glühten die Wangen, unbeweglich starrten die Augen. Der Markt war voll gestopft von Menschen; sie kam in dem unglückseligen Augenblicke, wo die Leiter, auf welcher der unglückliche Richard auf den Galgen gestiegen war, unter ihm weggezogen wurde. Mit einem furchtbaren Schrei stürzte Sarah zusammen; diesen Schrei wiederholte die Menge so einstimmig und schmerzlich, daß das Entsetzen sich aller Zuschauer bemeisterte, und sie vor Schrecken erstarrte. Man hob Miß Sarah Tremery vom Boden auf: sie war geistesverwirrt! Dieß neue Unglück beschäftigte die ganze Stadt, und Jeder suchte es sich nach seiner Weise zu erklären, als man einige Stunden darauf erfuhr, die Bedienten des Herrn Tremery hätten, als sie nach der Hinrichtung nach Hause gekommen wären, John Forster sterbend im Zimmer von Miß Sarah gefunden. Forster war katholisch und hatte noch so viel Kraft, um nach einem Priester zu verlangen, dem er ausführlich beichtete. Auf seinen Befehl wurden seine Bekenntnisse veröffentlicht, und aus dieser Quelle haben wir diesen Bericht geschöpft. Forster starb nach einigen Augenblicken: er hatte sich umgebracht....

Miß Sarah kam nie wieder zur Vernunft. Sie starb jung und in jenem Zustande der Stupidität, der den Aerzten sagt, daß alle Verstandeskräfte bei dem Kranken auf immer vernichtet sind .... wenigstens in dieser Welt. Herr Tremery folgte seiner Tochter bald ins Grab, und seine Güter fielen den Stewarts wieder anheim.

Der unglückliche Richard Vanbrugh hat viele Geschichtschreiber gefunden, und die Tradition dieses richterlichen Irrthums, dessen Opfer er ward, lebte lange in der Grafschaft Norfolk. Noch bis vor Kurzem bezeichnete man in Norwich das Jahr 1684 mit dem Namen das böse Jahr.

---

## Die geheimnißvollen Kisten Gustav's III. *)

Der dirigirende Director der Universität zu Upsala hat jüngst in den dortigen Zeitungen angezeigt, daß die (im Monat December 1791) auf Befehl Gustav's III. in dem Locale der Universitätsarchive deponirten zwei Kisten am 30. März d. J. im Beiseyn der respectiven Universitäts- und Stadtbehörden geöffnet werden sollten.

Diese Feierlichkeit steht im Verbande mit einem der außerordentlichsten und tragischesten Ereignisse, deren die Geschichte gedenkt. Wir meinen den bedauernswürdigen Tod Gustav's III. Monarch eines Landes, welches seit langer Zeit eines der

*) Das Literarische Magazin, von Niebour, dem wie diesen Artikel entlehnen, bemerkt: Wenn auch die bereits erfolgte Lösung dieses Geheimnisses den davon gehegten Erwartungen keineswegs entsprochen hat — was möglicher Weise aber auch in dem Umstande beruhen dürfte, daß, wie zu Stockholm die Rede ging, schon unter der Regentschaft Carl's XIII. einige Manuscripte aus den Kisten herausgenommen worden — erscheint uns dennoch dieser Aufsatz, „ein Schwede" unterschrieben und in einem französischen Blatte mitgetheilt, schon als historische Rückerinnerung eines wichtigen Ereignisses der Aufnahme werth.

treuesten Bundesgenossen Frankreich's gewesen, stand dieser Fürst auf dem Punkt, dem unglücklichen Ludwig XVI., dessen Autorität durch Factionen vernichtet worden war, zu Hülfe zu kommen. Gustav hatte sich im Monat Juli 1791 nach Aachen begeben, wo er Ludwig XVI. erwartete. Man weiß, von welch verderblichen Folgen die Reise des Königs nach Varennes gewesen ist. Gustav hatte den Kummer, dessen Verhaftung durch die eigenen Unterthanen zu vernehmen. Das Interesse, welches der König von Schweden an dem unglücklichen Monarchen nahm, und der ritterliche Eifer, den er zeigte, ihm Beistand zu leisten, hatten ihn den französischen Demagogen, den Clubbistenhäuptern und der orleanistischen Faction verhaßt gemacht. Jeder seiner Schritte wurde belauscht, und diejenigen, welche an der Spitze der revolutionnairen Bewegung in Frankreich standen, waren von Allem unterrichtet, was er unternahm. Zwischen ihnen und gewissen *Freiheitsfreunden* in Schweden war eine geheime Correspondenz angeknüpft worden.

Von da ab hörten seine Feinde nicht auf, ihn zu verfolgen. Der wüthigste darunter war Johann Jacob Ankarström, einer der verderbtesten Menschen, die vor einem halben Jahrhundert gelebt haben. Mit wilder Lust hatte er den Plan gefaßt, den König zu ermorden. Während der letzten drei Monate seines Lebens verging kein Tag, wo nicht dieser Fürst, der eine Expedition im Schilde führte, die an der Küste der Normandie landen sollte, abseiten derer von Gefahr bedroht gewesen wäre, die seinen Tod wollten. Die Verschwornen hatten den 16. März 1791 zur Ausführung ihres Verbrechens bestimmt. Man wußte, daß der König an diesem Tage einem Maskenballe im Opernsaal beiwohnen würde.

Während der König sich frisiren ließ, fiel ihm ein auf seiner Toilette liegender Brief mit folgender Aufschrift in die Augen: „*An Se. Majestät den König, geheim und von Wichtigkeit.*" Gustav nahm den Brief in die Hand, besah genau die Handschrift, und warf ihn dann nachlässig bei Seite; nachher nahm er ihn aber wieder, öffnete und las ihn. Während dieses Lesens erblaßte der König; er wurde von unbekannter Hand von dem Anschlage unterrichtet, der wider sein Leben im Werke war. Er war einen Augenblick traurig und nachdenkend, wie wenn er unschlüssig gewesen wäre, was er thun sollte. Der Baron Bjelke, Privatsecretair des Königs und einer der Mitverschwornen, war zugegen. Der König gab ihm den Brief, und sagte: „Lesen Sie, und sagen Sie mir, was Sie davon halten." „„Ich bin der Meinung,"" antwortete der treulose Rathgeber, „„daß dieser Brief von irgend jemand geschrieben worden ist, der Sie *schrecken* und von jeder öffentlichen Lustbarkeit zurückhalten will."" — „*Mich schrecken!*" rief Gustav mit stolzem Blick und einem Ausdruck der Verachtung aus; „wer könnte sich wohl so etwas einfallen lassen? Wenn ich auf alle Warnungen achten wollte, so würde ich nicht einen ruhigen Augenblick haben."

Da setzte der Verräther Bjelke hinzu: „„es wäre jedoch möglich, daß dieser Brief einen nützlichen Wink enthielte, und so dächte ich, daß Ew. Majestät wohl daran thun würden, den Maskenball abzubestellen."" — „Aber," sagte Gustav dann, „wenn der insolente Schreiber meiner hat spotten wollen, so wird er *sagen, der König habe sich gefürchtet!* Nein, ich bin entschlossen, zu dem Ball zu gehen."

Sobald Bjelke sich nur entfernen konnte, gab er den Verschwornen das unter ihnen verabredete Zeichen. Wenn der König sich entschloß, den Ball zu besuchen, sollte Bjelke unter dem Vorwande, etwas daran ausbessern zu lassen, seine Uhr, im entgegengesetzten Falle aber seine Tabatiere zu einem Juwelier schicken. Einer der Verschwornen weilte zu dem Ende in dem, in der *Drottning-Straße* belegenen, Laden des Juweliers. Bjelke schickte seine Uhr hin, ohne seinen Complicen die Gefahr anzuzeigen, in welcher sie geschwebt.

Der Graf von Essen bot alles mögliche auf, den König zu bewegen, nicht auszugehn; aber die Nichtbeachtung jeder persönlichen Gefahr, die den Charakter des Königs stets bekundet hatte, entschied über sein Schicksal. Bjelke traf vor Gustav ein, und stellte sich neben Ankarström. Es währte so lange, ehe Gustav den Saal betrat, daß die Verschwornen schon glaubten, sie seyen verrathen worden, oder würden sich mindestens in ihrer Erwartung getäuscht sehen. „Wie es scheint, werden wir nicht die Ehre haben, den König diesen Abend hier zu sehn," sagte Ankarström in gleichgültigem Tone. — „„Seyn Sie unbesorgt, Ihre Erwartung wird nicht getäuscht werden,"" antwortete ihm Bjelke.

Indem er das sagte, verkündigte ein Trompetenstoß die Ankunft des königlichen Opfers, das, auf dem Arm des Grafen von Essen gelehnt, in den Saal trat.

Der König sah froh und heiter aus, wie gewöhnlich, und unterhielt sich mit dem Grafen über irgend einen amüsanten Gegenstand. Obgleich nichts in den Zügen Gustav's den durch den anonymen Brief verursachten Eindruck bemerkbar machte, ist es doch außer Zweifel, daß er daran dachte; denn er sagte beim Eintritt in den großen Saal zum Grafen: „ich habe ganz Recht daran gethan, den erhaltenen Brief nicht zu beachten. Wenn ein Anschlag auf mein Leben bestanden hätte, so würde es ausgeführt worden seyn, ehe ich bis hier gekommen wäre." Der Graf verneigte sich, und sagte ernst: „Möge Ewr. Majestät Meinung begründet seyn!" Inzwischen bemerkte man, daß Augen, aus welchen Wuth und Haß leuchteten, auf den König gerichtet waren, der seinerseits im Vorbeigehn einen Unheil verkündenden Blick aufgefaßt hatte. Er suchte am Arm des preußischen Gesandten durch das Gewühl der Masken zu dringen, und gewahrte nun, daß er umzingelt war und man ihm den Weg versperrte. Die Hauptverschwornen waren in der Nähe des Königs, und es gelang ihnen, sich zwischen den Monarchen und diejenigen zu stellen, die ihn begleiteten. Gustav fühlte sich durch das Gewühl fortgerissen, und wollte vor einer Coulisse Stand halten, der er den Rücken zukehrte. Hinter dieser Coulisse aber stand Ankarström. Der Mörder hatte in diesem furchtbaren Augenblicke seine ganze Kaltblütigkeit bewahrt: indem er mit der rechten Hand das verhängnißvolle Pistol hervorholte, tupfte er mit der linken dem Könige leicht auf die Schulter, der dann, indem er sich darnach umsah, wer es gewagt, sich das gegen ihn herauszunehmen, seinen Feind erblickte. Ankarström setzte dem Monarchen nun sofort das Pistol in die Seite, und drückt ab. Als er den König nicht fallen sah, griff er nach einem ausgezackten Messer, das er ausdrücklich hatte machen lassen, und wollte es Gustav eben in die Brust stoßen, als dieser umsank.

Der Graf von Essen, Sr. Majestät Oberstallmeister, der in diesem Augenblicke bis in die Nähe des Königs gedrungen war, rief nun den bei den Thüren des Saales aufgestellten Wachen zu, dieselben zuzumachen und niemand hinaus zu lassen. Die Herren aus dem Gefolge des Königs, die inzwischen auch herbeigekommen waren, hoben ihn nun auf und legten ihn auf ein Sopha, das bald von dem Blute geröthet war, das aus seiner Wunde floß. Bei der im Saale herrschenden Verwirrung hatte Ankarström Zeit, die Waffen fallen zu lassen, welche er verborgen gehalten. Bald hatte sich die Kunde verbreitet, daß der König ermordet worden sey. Alle Zugänge füllten sich mit Soldaten an und das ganze Theater wurde umzingelt. Der verwundete Monarch bewies bei all' diesem Tumult eine völlige Ruhe und die größte Geistesgegenwart.

Während der König sprach, zeugte der kalte Schweiß, der

ihm vor der Stirn stand, von den gräulichen Schmerzen, die er litt. Troz dem gab er selbst die Maßregeln an, die zur Entdeckung des Mörders zu nehmen wären. Alle Anwesenden im Saale, ohne Ausnahme, mußten sich demaskiren, und sich untersuchen lassen, ob sie auch Waffen bei sich trugen; sie mußten ferner ihren Namen und Stand in Register schreiben, die man in der Hast herbeigeschafft hatte. Es traf sich, ob mit Vorbedacht oder durch Zufall, daß Ankarström der Letzte war, der aufgerufen wurde, seinen Namen niederzuschreiben. Der Kanzler Benzelstjerna, der ihm gerade gegenüber stand, beobachtete aufmerksam seine Physionomie. Der Capitain Ankarström trat festen und ruhigen Schrittes vor, und als er der Vorschrift Genüge geleistet hatte, da sagte er in mildem und kaltblütigen Ton: „wünschen Sie auch sonst noch was von mir?“ — „Nein, mein Herr,“ antwortete der Kammerherr. Nachdem sie sich dann gegenwärtig begrüßt hatten, ging Ankarström ins Foyer, um seinen Pelz und seine Pelzmütze anzulegen, und begab sich dann unmittelbar nach Hause. In seinem Schlafzimmer angekommen, mußte sein Diener ihm noch einen Zwieback und ein Glas Wein besorgen; dann legte sich der Bösewicht, nachdem er so niederträchtiger Weise seinen König ermordet hatte, ruhig schlafen!.... —

Sobald die Aerzte die Wunde des Königs untersucht, und die Richtung des Schusses gefunden hatten, sahen sie ein, daß für die Erhaltung des Lebens ihres erlauchten Patienten wenig Hoffnung sey. Während dieser über alle Maßen schmerzhaften Operation gab Gustav Proben von Seelenstärke und Muth, wie solches nur selten bei Menschen gefunden wird.

Obgleich die Thore des Palastes verschlossen gehalten wurden, stand doch die Treppe voll Leute. Mehrere Minister waren in Gallatracht, und die meisten zum Haushalt des Königs gehörenden Personen trugen noch die Kleider, die sie angelegt hatten, um nach dem Ball zu gehn. Diese eleganten und mannichfaltigen Costüme, der Zustand des Königs, hingestreckt auf einem Tragsessel, das bleiche Haupt mit der rechten Hand gestützt, die verschiedenen Physionomieen, in welchen sich zugleich Kummer, Angst und Schrecken aussprach, der Schein der Kerzen und der vielen Fackeln, welche die Soldaten trugen, das Funkeln der polirten Helme, der gestickten und mit Goldflimmern besetzten Kleider, dann die bloßen Degen und die Bayonnette, das starke Licht, welches auf das Gesicht des Königs, auf den Tragsessel, auf die ihn umstehende Gruppe fiel, die großen Schattenmassen, die sich über und unter der Hauptgruppe ausbreiteten, und der Wechsel des Lichts, welches die einzelnen Partiren dieses großen Tableau's verschieden beleuchtete, bildeten ein großes pittoreskes Schauspiel, geeignet, den lebhaftesten und tiefsten Eindruck hervorzubringen.

Der Blick des Königs hatte nichts von seinem Ausdruck verloren, und in seinen Zügen sprach sich der Sieg des Muthes über den Schmerz aus. Obgleich sein Unglück schrecklich und plötzlich war, brachte es ihn doch nicht um seine Geistesgegenwart; er schien mehr von den Thränen ergriffen zu seyn, welche seinen frühern Waffengefährten über die Wangen rieselten, als von dem Schlage, der bald seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Während er die Treppe hinaufgetragen wurde, erhob er das Haupt, wie wenn er das majestätische Schauspiel recht betrachten wollte, dessen Hauptgegenstand er selber war. Als man mit ihm bis zu der großen Gallerie gekommen war, die mit seinem Gemache auf gleicher Flucht lag, machte er mit der Hand ein Zeichen, daß man ihn einen Augenblick rasten lassen möchte. Dann mit aufmerksamer Miene um sich blickend, sagte er zu dem Bar[on] von Armfelt, der laut schluchzte: „ist es nicht sonderbar, d[aß] ich nach den Winken, die mir gegeben worden, mich denn[och] meinem Geschick entgegengestürzt habe? Mein inneres Gefü[hl] verkündete mir ein Unglück. Nur ungern, aber wie von [ei]ner unsichtbaren Hand fortgeschoben, bin ich zu dem B[all] gegangen“....

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Die lebendige Drehorgel.) In großen, namba[f]ten Städten, wie Braunschweig, Frankfurt und Leipzig pfleg[en] schon seit undenklichen Zeiten große Jahrmärkte gehalten zu w[er]den. Alles, was gedacht und gemacht, ersonnen und gesponn[en] wird von Menschengeist und Menschenhand, muß in diese Städ[te] wandern, um sich prüfen, befühlen und feilschen zu lass[en]. Dort bringt der Philosoph sein Trockenmuß zu Markt und d[er] Metzger seine Würste, der Poet seine Verse, der Handelsman[n] ehrlich und beschwerlich ruft: lange und kurze Waar'; der Künst[ler] hehr und quer stellt sein Machwerk aus zur Schau; der Ju[de] grad und krumm wünscht sich seine Käufer dumm, englisch[e] Reiter verkaufen ihre Sprüng', die Musikanten sorgenfrei u[nd] die Orgeldreher einerlei langweilen sich zur Kurzweil der Lang[e]weiligen. Alles neu und dennoch das alte Einerlei. Drehorge[l] du großer Philosoph! warum warst du zu deinem Untergang [so] ehrlich unter Handelsleuten? Warum hast du das alte Lied st[ets] von Neuem angefangen? Du hast dein eignes Spiel dir selb[st] verdorben! Wer wird euch alten Orgeldrehern neue Orgeln ma[]chen? Hört! In einer der großen Meßstädte lebt und wirkt, al[l]gemein bewundert, ein Schulmeisterlein. Erkundigt euch a[uf] eurer Wanderschaft nach diesem Kunstgenie. Er wird in nächste[r] Frühlingsmesse mit obrigkeitlicher Bewilligung eine neue leben[]dige Drehorgel produciren, nicht lang und nicht kurzweilig an[]zuhören, so recht gemacht, die klugen Käufer und Verkäufer wäh[]rend der Meßzeit in süßen Schlummer einzulullen. Alle Be[]standtheile der Orgel werden lebendig seyn, selbst die Marionette[n] werden es seyn. Das ganze Instrument soll sich frei bewegen[.] Schulkinder, Mädchen von verschiedenem Alter, die bereits in Hexen vorgeübt sind, werden die Rolle der Orgelpfeifen spielen[,] der Schulmeister aber die Rolle des Blasebalgs übernehmen[.] Lust- und Leidtragende werden acht Tage vor der Prüfung de[s] neuen Instrumentes höflichst eingeladen werden. Uebrigens erklär[t] der Lehrer und Unternehmer noch hiermit dem lust- und leid[]tragenden Publikum, daß seine seitherigen Hexenkünste nur d[ie] Vorarbeit zu seinem neuen lebendigen Drehorgelwerk gewesen sind[,] und daß im Eigentlichen weder er selbst ein Hexenmeister ist[,] noch daß die mitspielenden Kinder in der Wirklichkeit hexen können. Die lebendige Drehorgel kann nur in großen Städten gespielt werden. Es ist also nicht zu besorgen, daß dieses Instrument gemein und bäurisch werden wird, vielmehr wird es nu[r] ein Genuß für Städter bleiben. (Eingesandt.)

*** Im Hofe der Messagerieen Laffitte und Caillard fuhr am 11. März zum ersten Male eine neue Diligence ab, welche aus zwei getrennten Trains besteht, von denen jeder sechs Räder hat; das Ganze sieht wie zwei Waggons aus. Im ersten sitzen die Passagiere, im zweiten der Conducteur mit dem Gepäck. Die Diligence wurde von fünf Pferden gezogen und soll so leicht wie jede andere gehen. (M. U)

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 23. April. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Fr. Schiller. (Gastrolle) Louise: Demoiselle Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterreich.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 113. 24. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die geheimnißvollen Kisten Gustav's III.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „meine Stunde hat vielleicht noch nicht geschlagen. Ich möchte schon noch leben, doch scheue ich mich auch nicht zu sterben. Wenn ich am Leben bleibe, werde ich neuerdings leichten Schrittes diese Treppe hinabsteigen; wenn ich sie aber zum zweitenmal getragen passire, so ist es, um nach dem Gustarianska graf i Riddarholm kirkan (Gustav's Gewölbe in der Riddarholmskirche) gebracht zu werden.

Er winkte den Trägern, weiter zu gehn. Die mächtigen Flügelthüren des großen Salons wurden geöffnet, und wieder geschlossen, so wie der König sie mit den Personen seines Gefolges passirt war, welchen er sein Vertrauen schenkte.

Der traurige Zug durchschritt die Ceremoniengemächer bis zu dem Schlafgemach des Fürsten. Dort wurde der Tragsessel sanft niedergesetzt, und der König in sein Bett getragen, aus welchem er nicht wieder aufstand.

Nachdem Gustav ein paar Stunden der Ruhe genossen hatte, mußte der Baron von Armfeldt, den Vorschriften der Aerzte zuwider, ihm das Verzeichniß derjenigen vorlesen, welche auf dem Ball gewesen waren. So oft Armfeldt einen Namen nannte, der dem Könige verdächtig erschien, markirte er ihn mit einem Bleistift. Plötzlich rief der König aus: „ei, lieber Armfeldt, ist nicht auch der Name Ankarström darunter?" — „Ja, Sire, antwortete der Baron, und zwar ganz am Ende." Da verdüsterte sich der Blick des Königs, er schüttelte den Kopf, und sagte: „Eine Ahnung deutet mir an, daß Er mein Mörder war."

Noch ehe es Tag geworden, hatte sich die Kunde, der König sey mörderisch angefallen, durch alle Stadtviertel von Stockholm verbreitet. Die Sache machte eine sehr lebhafte Sensation unter dem Volke: der Kummer und die Bestürzung waren allgemein. Es muß zur Ehre der Schweden gesagt werden, daß sie die aufrichtigste Theilnahme für das Schicksal des Königs, so wie Erbitterung und Abscheu gegen dessen Mörder an den Tag legten. Als man erfuhr, daß Ankarström sein Pistol mit verrosteten Nägeln geladen gehabt hatte, um die Wunde unheilbar zu machen, falls es ihm nicht gelänge, den König auf der Stelle zu tödten, da wollte das Volk in seiner Wuth, daß man ihm das Ungeheuer preisgeben sollte, um es in Stücken zu reißen.

Inzwischen wurde der Herzog Karl von Südermannland, des Königs Bruder, von einigen Adelichen der Opposition und von der revolutionären Partei bestürmt, einen außerordentlichen Reichstag zu berufen, und man bot ihm auf Kosten der Rechte des Kronprinzen die Krone an, wenn er die Verfassung ändern und auf die Prärogative Verzicht leisten wollte, welche der Krone im Jahre 1772 zugestanden worden waren. Gustav erfuhr das, und er ließ nun seinen Bruder zu sich kommen. So wie er seiner ansichtig wurde, hielt er ihm eine feierliche und pathetische Vermahnung, aber mit einer fast lautlosen Stimme, weil er so sehr von den peinlichen Gefühlen angegriffen war, die sein Herz zerrissen. Der Herzog näherte sich seinem erlauchten Bruder mit allen Zeichen des zärtlichen Mitgefühls und des Respects; er drückte ihm die glühenden Hände, benetzte sie mit seinen Thränen, und gelobte Alles, was Gustav von ihm verlangte.

Die oligarchische und revolutionnaire Partei verlor indessen keine Zeit; sie hielt eine Versammlung, in welcher beschlossen wurde, daß der Krieg gegen Frankreich aufgegeben, die Armee reducirt und die Flotte abgetakelt werden sollte. Bei der Stimmung der Gemüther hielt man es jedoch für räthlich, einen der Verschwornen aufzuopfern und Ankarström hinrichten zu lassen, ohne jedoch seine Güter zu confisciren. Den andern Schuldigen wurden Leben und Güter gelassen, und sie nur zur Verbannung verurtheilt.

Der Herzog machte seinen sterbenden Bruder mit diesen Bedingungen bekannt. Einige derselben mußten dem Könige sehr wehe thun, namentlich die, daß Schweden neutral bleiben sollte, während er den Krieg gewollt hatte. Was die Begnadigung der Verschwornen betraf, so gab Gustav dazu seine Einwilligung mit einer Großmuth, die seiner großen Seele würdig war. Ohne die Vorstellungen des Grafen von Wachtmeister und der andern Justizhäupter würde er diese Begnadigung sogar auf Ankarström ausgedehnt haben.

Die Grafen von Brahe und von Fersen begaben sich zum Könige; ihre Haltung war ernst und ehrerbietig. Gustav sprach auf das gütigste zu ihnen. Auch auf seinem Sterbebette zeigte er sich noch in all seiner Liebenswürdigkeit und außerordentlichen Artigkeit. Beide Herren versprachen ihm auf das feierlichste und bei ihrem Ehrenworte, daß sie sich jedem Versuche, den königlichen Erben vom Throne auszuschließen, widersetzen würden.

Was Gustav betrifft, so gab er zu verstehn, daß er über den Zusammenhang des Anschlags, der ihm das Leben kostete, nicht im Zweifel sey; er sagte mit großer Aufregung, und indem er einen forschenden Blick auf die beiden Herren vor ihm warf: „ich möchte wohl wissen, was Brissot zu meinem Tode sagen wird." Die Umstehenden erwiederten nichts auf diese Aeußerung, die bei ihnen eine Empfindung der Schaam und eines innerlichen Schauders zu erwecken schien. Inmitten seiner stündlich zunehmenden Schmerzen war Gustav doch darauf bedacht, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, so weit es ihm sein betrübter Zustand gestattete. Eine Menge von Papieren, die, in Folge des Geheimnisses, womit man sie

umgeben zu müssen geglaubt hat, sowohl in Schweden als im Auslande zu so mancherlei Muthmaßungen Anlaß gegeben haben, wurden sorgfältig eingepackt und mit dem Siegel des Königs versiegelt. Die Pakete wurden dann in eine eiserne Kiste gethan, die auf einem Leuchterstuhle zu Haupt des Bettes des sterbenden Monarchen stand. Der Herzog Carl selber war es, der dies in Gegenwart des Königs besorgte.

Der geheimnißvolle Kasten hatte drei Schlösser und eben so viel Schlüssel. Gustav gab von diesen einen an den Herzog, einen zweiten an den Kanzler Graf Wachtmeister, und einen dritten an den Erzbischof von Upsala. Ein jeder dieser drei illustren Herren versiegelte dann das Schlüsselloch des Schlosses, zu welchem er den Schlüssel hatte, mit seinem Siegel. Hiernach wurde der Kasten in einen zweiten Kasten gesetzt, um ihn gegen Feuersgefahr zu sichern. Der König gebot feierlich, daß er erst fünfzig Jahre nach seinem Tode geöffnet werden, bis dahin aber auf der Universität, unter der Obhut des Kanzlers bleiben solle. Die Anordnung dieser Angelegenheit schien auf den Zustand des Königs nachtheilig zu wirken, denn er befand sich gleich darnach weit schlimmer.

Die Personen aus dem Gefolge des Königs verwunderten sich darüber, daß er nicht den Kronprinzen vor sich ließ. Dieser erkundigte sich ohne Unterlaß in der rührendsten Weise nach den Motiven seiner Ausschließung, die ihm großen und aufrichtigen Kummer machte. Uebrigens hatte auch selbst die Königin noch keinen Zutritt zu dem Gemache des Königs erhalten können. Man schien zu fürchten, daß die Gewalt des Grams die Ruhe stören möchte, deren der Kranke vor allem bedürftig war.

Troß all' ihrer Geschicklichkeit wollte es den Aerzten nicht gelingen, die in den Körper eingedrungenen eisernen Nägel wieder heraus zu ziehn, und sie verursachten dem Könige in ihrem deßfallsigen vergeblichen Bemühen die gräßlichste Qual. Am 28. des Morgens zeigten sich die Symptome des Brandes unter den beunruhigendsten Formen. Es erschienen schwarzblaue Flecke in den Seiten des Leidenden, auch hatten sich seine Züge, ja selbst seine Stimme verändert. Der Kammerherr Benzelstjerna erhielt den peinlichen Auftrag, dem Patienten die Anzeige zu machen, daß sein Zustand hoffnungslos sey und der Tod sich ihm mit großen Schritten nahe. Es stellte sich Delirium ein. Gegen Mittag schien die Vernunft wieder zurückzukehren, und Gustav's Leiden waren minder schneidend. Er verlangte seinen Bruder zu sehn. Dieser trat herbei, und knieete am Bette; er zerfloß in Thränen und konnte vor übergroßem Schmerz nicht sprechen. Die anderen Anwesenden traten bei Seite, um den letzten Abschied der beiden Brüder nicht zu stören; der König bat aber, daß sie sich ganz entfernen möchten, und blieb dann über eine Stunde lang allein mit dem Herzog....

Am Abend wurde der Kranke ruhiger. Der Caplan des Königs hielt sich zum Haupte des Bettes, und bot Alles auf, dessen zerrissenes Herz mit Hoffnungen zu erfüllen.

Am Morgen des 29. empfing er das heilige Abendmahl nach dem Ritus der lutherischen Religion. Nach dieser Ceremonie wurde die Königin zu ihm in's Gemach geführt. Welch ein Anblick erwartete ihrer dort! Der Fürst, ein so schöner Mann, so voller Anmuth, gewissermaßen das Modell einer vollkommnen Schönheit, lag da, bleich und angelaufen, auf seinem Sterbelager!

Obgleich man die Königin im Voraus von der fürchterlichen Veränderung unterrichtet hatte, die mit ihrem Gemahl vorgegangen war, konnte sie sich doch eines Schreies des Entsetzens nicht erwehren, und sie würde umgesunken seyn, wenn nicht der Herzog Carl sie umfaßt und nach einem Sessel getragen hätte, wo sie ohnmächtig ward. Als sie wieder zur Besinnung gekommen war, gab der König ihr ein Zeichen, sich ihm zu nähern, und bedeutete den Anderen durch eine Bewegung der Hand, daß sie sich entfernen sollten. Ueber diese traurige Zusammenkunft weiß man nichts weiteres. Man hatte sie erst gestattet, als die letzten Lebensfunken dem Erlöschen nahe waren, und so konnte sie auch nur von kurzer Dauer seyn. Der Herzog geleitete die Königin zurück nach ihrem Gemache. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Gesicht; aber ihr Schluchzen, die Bewegung ihres Busens, ihr schwankender Schritt verriethen nur zu sehr das Uebermaß des Schmerzes, der in ihrer Seele wüthete.

Diese Unterredung hatte vielleicht den Tod des Königs noch beschleunigt. Nach dem Abgang der Königin sprach er nicht mehr; das Athemholen wurde ihm schwerer und schwerer, und in weniger als einer Stunde hauchte er den letzten Seufzer unter den grausamsten Qualen aus. Die Zeugen seiner letzten Augenblicke waren: sein erster Caplan, sein Oberarzt und Herr Benzelstjerna. Sie lagen kniend am Fuße des Bettes, als das gräuliche Röcheln des Todes endete. Der Geistliche rief, die Augen und die Hände zum Allmächtigen emporgerichtet, tief erschüttert aus: „Gott sey gedankt! seine körperlichen Leiden sind zu Ende. Friede sey mit seiner Seele!" Der Kammerherr und der Arzt sagten laut und im feierlichen Tone: Amen, Amen!

So waren die letzten Augenblicke eines berühmten Monarchen, der an Tapferkeit keinem seiner Vorweser nachstand, und der unstreitig der liebenswürdigste und talentvollste König war, der je den schwedischen Thron eingenommen hatte.

Sein Tod machte in Europa, und insbesondere zu Paris, große Sensation. Auch der Kaiser Leopold war plötzlich gestorben. Die herrschende Partei in Frankreich sah in dem Tode der beiden Monarchen das glücklichste Ereigniß, das sich zu Gunsten der Fortschritte der Revolution hätte ereignen können.

Es schien dieser Revolution, noch ehe sie sich mit den Königen auf den Schlachtfeldern maß, die Zauberkraft zu Gebote zu stehn, sich der gekrönten Häupter zu entledigen, die sich am energischsten wider sie erklärten. Die Royalisten beklagten den Tod des Königs von Schweden. „Jetzt," sagten sie, „ist eine Leere im Norden."

Am 30. März 1842 wird man zu Upsala zur Eröffnung der geheimnißvollen Kiste geschritten seyn, in welcher Gustav III., wie wir gesehn haben, vor seinem Ende Papiere barg, die irgend ein hochwichtiges Ereigniß enthielten. *) Wir werden dies Geheimniß nun bald erfahren. Die Feinde dieses Fürsten haben, noch gegen sein Gedächtniß wüthend, das Gerücht verbreitet, die Kiste enthalte das Geheimniß der Geburt des im Jahr 1809 entthronten unglücklichen Gustav IV. Adolph's.

Diese Verläumdung widerlegt sich schon von selbst durch die Züge und den Charakter Gustav Adolph's, der, wie wir gesehn haben, unter dem Titel eines Grafen von Gottorp sein Mißgeschick in einer so edlen Weise trug. Wenn ganz Europa die auffallende Aehnlichkeit des Charakters dieses Fürsten mit dem Carl's XII. zu beurtheilen im Stande gewesen ist, so muß denjenigen, welche die Ehre hatten, ihm nahe zu kommen, die Aehnlichkeit der Züge noch mehr aufgefallen seyn

Auch ist man darauf gefaßt durch die Offenbarungen, welche die Kiste zu Upsala enthält, eine Verleumdung vernichtet zu sehn, der man seit fünfzig Jahren Glauben zu verschaffen bemüht gewesen ist, obwohl meistens ohne Erfolg. Wie dem aber auch sey, Europa sieht mit Ungeduld der Auf

*) Daß dem nicht so gewesen, wurde bereits Eingangs dieses Aufsatzes bemerkt.

:llung des Geheimnisses entgegen, welches Gustav III. nicht
it in das Grab hat nehmen wollen, zu welchem ihn seine
Mörder haben hinabsteigen lassen.

## Der älteste Mäßigkeitsverein in Deutschland.

(Aus der Zeitung für den deutschen Adel.)

Diesen doppelten, ernst und bieder gemeinten Mäßigkeits-
verein stiftete ein ehrenwerthes und ehrenbegabtes Glied des
deutschen Adels, und zwar zunächst für seine Standes-
genossen. Sigismund von Dietrichstein (geb. im Jahr 1484),
Freiherr zu Hollenburg und Finkenstein, Herr auf Aspang,
Wachseneck, Harberg und Paternian, Inhaber der Herrschaf-
ten Ernau, Weißenfels, Stainz, Herzogberg und Aselenz, kai-
serlicher Geheimer Rath und endlich Statthalter von Inner-
Oesterreich, ausgezeichnet besonders durch große Klugheit
und die Umsicht, welche er bei der Unterdrückung des Bauern-
aufstandes in Steyermark bewiesen, und von Kaiser Maxi-
milian I. in so hohem Grade geliebt, daß dieser ihm nicht
nur die Hochzeit anrichtete, als er sich mit Barbara von
Rottal vermählte, sondern auch im Voraus anordnete, daß
er dereinst neben ihm selbst, in der Schloßkapelle St. Georg
zu Neustadt begraben werden solle, — Sigismund, Freiherr
von Dietrichstein war es, der am 22. Juni 1517 zu Grätz
die St. Christophsgesellschaft errichtete, deren Zweck
die Abschaffung oder wenigstens die Verminderung des zu
seiner Zeit unter dem Adel herrschenden Fluchens und Trin-
kens war. Er selbst entwarf die Statuten der Gesellschaft
und ließ sie bekannt machen. Nachdem er in der Einleitung
zu denselben gezeigt, wie sehr der Mensch überhaupt, vor-
nehmlich aber der Adel, welcher dem gemeinen Volke nicht
bloß durch Stand und Rang, sondern auch durch Verstand
und Tugend vorangehen müsse, sich an Gott versündigte,
wenn er sich unmäßiges Fluchen und Saufen erlaube, erklärt
er, daß er zur Abwehrung des Zorns und der Strafen Got-
tes, die nothwendig über die Flucher und Säuser kommen
müßten, sich entschlossen habe, eine Gesellschaft unter dem
Adel zu stiften, und stellt für dieselben folgende Statuten auf:

1. Jedes in die Gesellschaft freiwillig eintretende Mitglied
soll sich durch einen Eid verbindlich machen, die Gesetze der-
selben zu halten, und öffentlich die St. Christophskette, das
Abzeichen der Gesellschaft, zu tragen.

2. Jedes Mitglied soll eidlich angeloben, nie zu schwören,
noch zu fluchen; wenn dies aber dennoch unwillkürlich gesche-
hen sollte, zur Strafe einen rheinischen Gulden an den Haupt-
mann oder Vorsteher der Gesellschaft zu erlegen.

3. Kein Mitglied soll einem anderen mit Trinken zusetzen,
oder sich von anderen zusetzen lassen. Das letztere soll er
durch die Worte: Ich gewarte sein nach Vermögen
der Gesellschaft verhindern. Die Uebertretung dieses
Gesetzes wird mit zwei Gulden bestraft.

4. Jedes Mitglied soll verpflichtet seyn, dem Vorsteher
Anzeige zu machen, wenn es gesehen oder gehört, daß andre
Mitglieder die obigen Gesetze übertreten.

5. Kein Mitglied soll das Fluchen und Vollsaufen an
denen, welche in seinem Hause und Brote sind, dulden; es
soll sein Gesinde, wenn es sich dergleichen zu Schulden kom-
men läßt, mit Gefängniß bestrafen, und wenn dieses nicht
fruchtet, es entlassen, oder auch für jeden von demselben in
dieser Hinsicht begangenen Fehltritt einen Gulden bezahlen.

6. Keinem Flucher oder Trunkenbold soll in gütlichen oder
rechtlichen Tagen Beistand geleistet werden.

7. Jedes Mitglied, welches seine verwirkte Strafe nicht
innerhalb eines Monats bezahlt, soll von dem Vorsteher und
der ganzen Gesellschaft durch Pfändung, durch Aufhaltung
des Leibes und Gutes, und andre Zwangmittel dazu ange-
halten werden, weil es sich der Ordnung widersetzt, welche
zu beobachten es sich eidlich verbindlich gemacht hat.

8. Alle Mitglieder der Gesellschaft sollen sich jährlich ein-
mal versammeln, einem Gottesdienst beiwohnen, einen neuen
Vorsteher wählen, eine gemeinschaftliche Mahlzeit halten, ei-
nen Ortsgulden erlegen, und dann befragt werden, ob sie
keinen unbestraften Flucher oder Säuser unter sich wissen.

9. Das Straf- und Legegeld soll von dem Hauptmann
berechnet werden, und der Ueberschuß der Kosten für Gottes-
dienst und Mahlzeit den Armen gegeben werden.

10. Jedem Mitgliede soll es freistehen, mit Zuziehung
zweier anderen, einen oder mehrere, sowohl männliche als
weibliche Personen von Adel, wenn diese es wünschen, und
sie die obenerwähnte eidliche Verpflichtung leisten, in die Ge-
sellschaft aufzunehmen. Die Namen der neuen Mitglieder
sollen dem Vorsteher angezeigt, und von ihm in das Gesell-
schaftsbuch eingetragen werden.

Diese offenbar in jeder Hinsicht sehr tüchtigen und umsich-
tigen Gesetze der Gesellschaft verfehlten des Beifalls nicht,
und bereits kurze Zeit nach Stiftung des Vereins zählte die
Gesellschaft 80 Mitglieder unter dem hohen und niedern Adel,
außer 3 Prälaten und 2 Doctoren.

Wie lange die Christophsgesellschaft bestanden, und welche
fernere Schicksale sie gehabt haben mag, ist uns leider nicht
bekannt geworden. Ihr edler Stifter aber, der Freiherr Si-
gismund von Dietrichstein, starb am 20. Mai 1538 (nach
Andern 1533.) Einen Sohn und eine Tochter ausgenom-
men, welche ganz jung starben, hinterließ er eine Tochter und
zwei Söhne: Esther, welche drei Männer, Sigismund Georg,
welcher 20 Kinder hatte, und Adam, von welchem das er-
lauchte, noch jetzt blühende Haus der Fürsten von Dietrich-
stein abstammt.

## Christina, Königin von Schweden.

(Im Auszuge aus dem bei Duncker u. Humblot eben erschienenen sechsten Bande der Böttigerschen weltgeschichtlichen Biographien.)

Christina Augusta wurde dem großen Gustav Adolph
am 8. (18.) Dezember 1626 von der schönen aber geistig
beschränkten brandenburgischen Maria Eleonore geboren, nach-
dem schon ein Prinz und eine frühere Christina gestorben
waren. Nur in den ersten Augenblicken ihrer Geburt meinte
man, daß sie der längst ersehnte Sohn sey. Sie war schwarz-
braun wie ein Mohr, tiefer und rauher Stimme, und über
und über voll Haare. Während indeß die Mutter das Kind
nur mit Widerwillen sah, zeigte Gustav Adolph keine Betre-
tenheit, sondern meinte: sie wird geschickt werden, denn sie
hat uns Alle betrogen; möge sie uns Gott erhalten! Sie
wurde der Mutter bald entzogen; denn es schimmert durch,
daß man sie absichtlich vernachlässigte, fallen ließ, wovon sie
eine hohe Schulter behielt; ja man vermuthet, daß polnische
Emissäre, da die dortigen Wasa's durch ihre Geburt und
(4. Dezember 1627 erfolgte) Thronfähigkeitserklärung um die
Wiedergelangung zur schwedischen Krone gebracht sahen, ihr
nach dem Leben getrachtet haben. Sie wurde ihrer Vater-
schwester, Katharina, (nächst der Amme Anna von der Lin-
den) übergeben, und war also wie um die Muttermilch so
um die Mutterliebe, die physische und geistige erste Pflege
des Kindes gebracht. So fehlte es Christinen schon in der
Jugend nicht an merkwürdigen Geschicken. Noch merkwür-
diger aber entwickelten sich Körper und Geist. Blieb sie auch
unter mittlerer Größe (die sie später nicht einmal durch die
damals üblichen hohen Absätze zu heben suchte), so wurde sie
doch von blendend weißer Farbe, blauen, schönen und geist-

reichen Augen, einer Habichtnase und üppich reichem lockigen Haarwuchs, auf den sie indeß wenig Sorgfalt wendete, begünstigt. Schien sie von ihrer Mutter die in sich verschlossene Reizbarkeit und Heftigkeit empfangen zu haben, so trug sie in ihrem furchtlosen männlichen Charakter, in ihrer Festigkeit und Unabhängigkeit von physischem Genuß einen Theil von ihres Vaters Eigenschaften davon, an den sie auch in ihren Gesichtszügen erinnern mochte. Die Kleine hielt sich nach dem feinen Gefühl der Kinder für das, was ihnen entgegenkommt, mit Vorliebe an den Vater. Tagelang weinte sie (es war sonst nicht ihre Sache), als der Vater im Mai 1630 aus Schweden schied. Ihr Oberhofmeister wurde der Axel Baner, mit dem Gustav oft in Einem Bett geschlafen, Unterhofmeister Gustav Horn, ihr Lehemeister der gute milde Johann Matthiä. Der König befahl, ihr eine religiöse, aber auch eine männliche Erziehung zu geben. Die letztere sagte ihrem lebhaften Geiste wie ihrer künftigen Bestimmung zu. Furcht kannte sie schon als Kind nicht; wie klatschte sie in die Händchen, wenn nahebei Kanonensalven gegeben wurden! — Nach der Flucht ihrer Mutter nach Dänemark, und nach dem Tode ihrer Tante stand sie im zwölften Jahre ganz allein, also gerade in den wichtigsten Jugendjahren, fast nur unter rauhen, ehrsüchtigen Männern, bei lebhaftem Temperament, der Tücke des Einen, der schlimmern Schmeichelei des Andern, den Leidenschaften und Parteiungen Aller bloßgestellt. So gewann ihr Charakter an Männlichkeit, aber die sanfte, schönere Weiblichkeit blieb ihr fremd. Daher auch bald eine immer deutlichere Abneigung gegen die Ehe. Elisabeth's von England Beispiel lag ihr vor. Eben so wie Jener hat es ihr an Freiern nicht gefehlt. Christian IV. von Dänemark, dann der Kurprinz Carl Ludwig von der Pfalz, hierauf der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aber aus allen deßfallsigen Anträgen und Plänen wurde nichts. In den Reichsrath war Christina schon 1643 zugelassen worden, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen. Man erstaunte bald über die Umsicht, den Scharfsinn, die Fassungsgabe, welche sie zeigte. Am 7. Dezember 1644 wurde ihr von den Ständen die Regierung feierlich übertragen. Sie dankte den Vormündern, beschwor die Verfassung, die Rechte der Einzelnen, die Religion und den Reichsrath zu ehren und zu hören. Während sie selbst durch Uebelbefinden sich vom Besuch der Reichstagsitzungen nicht abhalten ließ, sich auf jede Art durch Acteneinsicht und Selbstlesen der Schriften bestens vorbereitete, ihre Meinung gewöhnlich zuletzt, aber mit größter Einsicht und Klarheit sagte und meist angenommen sah, nutzte sie doch jede freie Stunde für ihre Studien oder Unterhaltungen mit Gelehrten. Ihre Hofdamen ließ sie stehen. Wer sie mit ihrem Federhut und Herrenkragen, im ungarischen Reitkleid im Steigbügel stehend bei laufendem Pferde ihren Hasen schießen und dann wieder in ihren Büchern vergraben, oder mit Gelehrten in fremden Sprachen disputiren sah, hielt sie schwerlich für dieselbe, am wenigsten für eine schwedische Königin. Doch meinte sie, es läge wenig daran, wenn die Menschen durch ihr Studiren nur gelehrt und nicht auch besser würden. Ihre in jeder Weise angestrengte Lebensart hatte ihr schon mehrere gefährliche Krankheiten zugezogen; auch brachte eine Feuersbrunst im Schlosse und ein Sturz ins tiefe Meer, wo zwei nachspringende Cavaliere, der eine sinkend sie nach unten, der andere nach oben zogen, sie mehrmals in die größte Gefahr. Selbst an einem Attentate auf ihr Leben fehlte es nicht. Dies alles machte in der Nation den Wunsch nach ihrer Vermählung aufs Neue rege. Selbst Philipp IV. von Spanien (doch mehr, um Frankreich zu schrecken), ließ um sie werben; der Prinz von Portugal, Polens Johann Kasimir kamen in Vorschlag, am meisten ihr Vetter, Pfalzgraf Karl Gustav. Sie entschuldigte sich standhaft mit völligem Mangel an Heirathslust, bat aber, man möge diesen Prinzen zu ihrem Nachfolger erwählen, um so wegen der Succession das Volk zu beruhigen. Dem dringend um ihre Hand werbenden Prinzen selbst sagte sie, daß sie, wenn das Wohl des Staates es fordere, ihn zum Gemahl nehmen werde, machte aber endlich mit ihm den Vertrag, daß sie, wenn sie je heirathe, Niemand als ihn nehmen, sonst aber ihn zu ihrem Nachfolger erwählen und nur, wenn dieß nicht gelinge, sich mit ihm vermählen wollte. So schickte sie ihn mit 40,000 Thaler Gehalt 1648 als Generalissimus nach Deutschland, nachdem es noch zu mancher heftigen Scene mit ihm, so wie im Reichsrathe, gekommen war, da dieser gar nicht für den Prinzen als Thronfolger war. Nur als solchen könnte sie ihn jemals nehmen, sagte sie später im Reichsrathe, nachdem sie vorgestellt, wie sie Gott oft gebeten, ihr Neigung zum Ehestand zu geben, aber noch nicht erhört worden sey. Vor allen Dingen aber müsse sie erst gekrönt seyn. (Forts. folgt.)

---

## Zuverlässiger Trost.

An H—a.

An ihrem Lager saß ich,
Sie war so krank und bleich;
Mein Herzenleid ermaß ich,
Da ich durch sie nur reich.

Ach, wenn sie sterben sollte,
Die alles Glück mir gab!
Was ich beginnen wollte,
Mir bliebe nur das Grab. —

Doch wie ich so mit Schmerzen
Ihr sah in's Angesicht;
Sprach's laut in meinem Herzen:
Die Engel sterben nicht!

Und sieh, es ward bewähret,
Daß sie unsterblich sind:
Es lächelt, wie verklärt,
Mir das geliebte Kind!

— D —

---

(Frankfurt.) Wir sehen in den nächsten Tagen einer Aufführung der Marschner'schen Oper: „Der Templer und die Jüdin" entgegen, welche die Direktion dem Herrn Dettmer zu seinem Vortheile bewilliget hat. Die Parthien der Rowena und des Narren sind durch Demoiselle Rudersdorff und Herrn Baumhauer neu besetzt. An dem Abende dieser Aufführung wird Herr Dettmer vor seinem Abgange von hiesiger Bühne zum letzten Male vor einem Publikum erscheinen, dessen Gunst er sich durch sein ausgezeichnetes, seltenes Gesangstalent in so hohem Grade erworben hatte. Wir zweifeln nicht, daß dem scheidenden Sänger ein glänzender Besuch seiner Benefizdarstellung zu Theil werden wird.

---

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 24. April. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen von Raimund. Musik von Kreutzer. (Gastrolle) Rosa: Frau von Keßler-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 114. 25. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Ein Nachtstück aus Irland. *)

— — Das Haus, in welchem die Versammlung der Ribbonmen **) stattfinden sollte, war ein zum katholischen Gottesdienst bestimmtes Gebäude. Die Scene, die sich mir im Innern desselben darbot, war in Uebereinstimmung nicht nur mit dem Aeußeren des Hauses selbst, sondern auch mit der dichten Finsterniß, die uns umgab, dem Sturm, der draußen brüllte und der späten Nachtstunde: Mitternacht war bereits vorüber. Ungefähr achtzig Personen saßen todtenstill auf den kreisförmigen Stufen des Altares; alle schienen bewegungslos; als ich mitten in diese stumme Versammlung hineinschritt, diente das in dem Gebäude klar widerhallende Echo meiner Tritte dazu, das Heimliche und Feierliche der Umgebung noch zu steigern. Die Fensterladen waren von innen geschlossen; auf dem Altare selbst brannte eine Kerze, deren flackerndes Licht selbst die am nächsten Stehenden nur zur Hälfte beleuchtete; der übrige Theil der Versammlung verschwand in den dichten Schatten. Die scharf markirten Gesichtszüge Derjenigen, welche auf den obersten Altarstufen saßen, traten aus dem dunklen Hintergrunde hervor; obgleich nicht Alle sichtbar waren, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß die Unruhigsten und Trägsten aus der Gemeinde sich in der Versammlung befanden. Was die zunächst dem Altar stehenden Individuen betrifft, in denen ich die Häupter der Menge erkannte, so zeigte sich in ihren Blicken der Ausdruck verderblicher Absichten und wilderregten Rachegefühls. Man konnte in ihren Gesichtszügen lesen, daß sie das Reizmittel erhitzender Getränke gebraucht und das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Thun und Treiben, sowohl in dieser wie in jener Welt, zu betäuben gesucht hatten.

Die Art und Weise meines Empfanges unterschied sich wesentlich von dem herzlichen Gruße, der unter den Verbündeten Brauch war. Zwei oder drei von Denjenigen, welche auf den Altarstufen saßen, nickten mir leicht mit dem Kopfe zu und sagten dabei mit leiser Stimme: Gud themar tha thu? (Wie geht es Dir?). Diejenigen, welche vor dem Altare standen und offenbar die Chefs waren, drückten mir krampfhaft die Hand und warfen mir einen entschlossenen Blick zu, gleich als wollten sie dadurch prüfen, ob ich der Mann sey, ihnen in allen ihren Unternehmungen zu folgen. Keiner von diesen Leuten sprach ein Wort; jeder schüttelte mir schweigend die Hand; ihre scharf auf mich gerichteten Augen sprachen Verachtung der Gefahr und tollkühnes Zutrauen aus; ich glaubte darin die Worte zu lesen: „Wir haben eine Nachethat vor; willst du uns nicht folgen, so bedenke wohl, daß Dich's gereuen könnte."

Inzwischen drängten sich alle Mitglieder dieser heimlichen Versammlung nach dem Altare hin, dem sich jeder der Reihe nach näherte, um, nach seinem Belieben, ein, zwei oder drei Gläser Whisky zu bekommen. Nur wenige folgten der Aufforderung des Hauptmannes, ihren Branntwein nicht in der Kirche zu trinken und begaben sich vor die Thür des Hauses, um auf diese Weise einer möglichen Kirchenschändung auszuweichen.

Da erhob sich der Hauptmann, die Stirn in sorgenvolle Falten gezogen. „Brüder," sagte er, „denn Brüder sind wir hier ja Alle.... Wir haben geschworen bei Allem, was hehr und heilig ist, den Befehlen dessen zu gehorchen, der uns leitet und der sich jetzt unter uns befindet; sein Name muß ein Geheimniß bleiben.... Aber im Namen Gottes, dessen Altar hier steht, frage ich Euch, seyd Ihr bereit, Eueren Schwur zu halten?"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Diejenigen, welche bisher dicht um den Altar herumgestanden hatten, rasch die Stufen hinabstiegen, die Hände in die Höhe hoben und ausriefen: „Bei Allem, was hehr und heilig, wir sind bereit!" Zugleich erhoben sich auch die Verschworenen, welche bisher gesessen hatten, und wiederholten stehend die Worte: „Ja, bei Allem, was hehr und heilig, wir sind bereit!"

— „Jetzt Kinder," nahm darauf der Hauptmann wieder das Wort, „frage ich Euch, seyd Ihr nicht die größten Narren, die es gibt? Weiß denn einer von Euch, was ich vorhabe?"

— „Du bist unser Hauptmann," entgegnete einer der Nebenstehenden, „Du erhältst von oben her Befehle, die Du uns übermachst und darum thun wir Alles, was Du uns aufträgst."

— „Schon gut," sagte nun der Hauptmann lächelnd; „ich wollte Euch nur prüfen.... Bei dem Eide, den Ihr geleistet habt! Es gibt im ganzen Lande keinen Hauptmann, der stolzer auf seinen Titel seyn darf, als ich.... Ihr werdet also nicht zurücktreten, wenn der Augenblick zum Handeln gekommen ist? Es ist nicht mehr als recht und billig, daß Jeder von Euch noch ein Glas Whisky bekommt; Diejenigen, die nicht in der Kirche trinken wollen, können's draußen thun; für sie soll die Thür geöffnet werden."

Er gab darauf Jedem, der es wollte, noch ein Glas Whisky und trug dann den Krug aus der Kapelle hinaus, um die Gewissenhafteren zufrieden zu stellen. Als die Vertheilung beendet war und der Whisky zu wirken begann, nahm der Hauptmann von Neuem das Wort.

*) Aus Carleton's Schilderung Irland's.

**) Die Ribbonmen bildeten eine, besonders unter den früheren Tory-Regierungen, über Irland weit verbreitete geheime Gesellschaft, die sich aus den niederen Volksclassen recrutirte und durch nächtliche Gewaltthaten für die Mißhandlungen Rache nahm, welche sich die von der Regierung geschützte protestantische Partei der sogenannten Orangemen gegen die Katholiken erlaubte.

— „Brüder,“ sagte er, „Ihr habt freilich versprochen, mir zu gehorchen und ich bin überzeugt, daß unter Euch keiner des Meineids fähig fähig ist. Aber auch ich habe geschworen, dem zu gehorchen, der über uns Allen steht, unserm gemeinsamen Haupte, und um Euch zu beweisen, daß ich kein Bedenken trage, so schauet! (Fortsetzung folgt.)

## Christina, Königin von Schweden.

(Fortsetzung.)

Endlich wurde Karl Gustav zum Thronfolger ernannt. Der abwesende Orenstjerna sollte den Beschluß auch unterschreiben, er that's, weil's ihm befohlen wurde, aber mit der Bemerkung, daß er lieber in ein offenes Grab steigen möchte, und sich nur damit tröste, daß er die schweren Folgen davon nicht erleben werde. Bald setzte Christine auch die Thronfähigkeitserklärung von Karl Gustav's Nachkommen durch. Doch wurde des Prinzen Stellung sehr beschränkt und er vom Ritterhaus, vom Reichsrath und den ständischen Versammlungen ausgeschlossen, so wie er auch kein großes Reichslehn oder Erbfürstenthum erhielt. Am 20. October 1650 wurde Christine gekrönt und gesalbt. Große Feste folgten. Selbst die drei Amazonen der Vorzeit, Antiope, Penthesilea und Amestris errichteten ihrer vierten gelehrten Schwester eine Pyramide! Uebrigens that Karl Gustav wohl daran, wenn er, um nicht zu drängend zu erscheinen, sich nach Oeland zurückzog. Mit der Vermählung, sah er wohl, sey's nichts; Christine schlug ihm andere Damen vor. Ihr Geist war viel zu männlich, stolz und selbstständig, als die natürliche Subordination unter einen Mann sich gefallen zu lassen; „sie könne nicht leiden, wenn man dann mit ihr umgehe, wie der Bauer mit seinem Acker!“ — Die Königskrönung war aber der Höhepunkt in ihrem politischen Leben gewesen. Christine war entschlossen, nachdem sie auch auf dieser Höhe gestanden, von ihr herab zu steigen. Es mag Liebe zur Freiheit, zum ungestörten Genuß der Kunst und Wissenschaft, es mag auch die schwere, zum Theil mit von ihr verschuldete Zerrüttung der Finanzen zur Reifung ihres Entschlusses abzudanken beigetragen haben, gewiß aber auch die Eitelkeit, das Unerhörte gethan zu haben. Denn galt es schon für ein Wunder, daß diese gelehrte Fürstin an der Spitze des kriegerischesten und berühmtesten Volkes stand, daß sie die glänzendsten Parthien ausschlug, so mußte eine so freiwillige Resignation einer fünfundzwanzigjährigen Monarchin als ein noch viel größeres erscheinen. Schon war die Garbe, als Emblem der Wasa, aus dem Reichssiegel und den Schloßverzierungen verschwunden. Im Oktober 1651 theilte sie ihren Plan dem Thronfolger, der aus allen Kräften abrieth, und dem Reichsrath mit. Endlich von den Ständen selbst aufs dringendste gebeten, und nach deren Versicherung, ihr alle nur mögliche Geldopfer zu bringen, ließ sie unter der Bedingung, ihr nie wieder von Vermählung zu sprechen, sich vorerst gefallen, die Krone noch länger zu tragen. Hätte man den allzu kriegerischen Thronfolger nicht zu fürchten gehabt, man hätte sie doch ziehen lassen sollen! Es geht um diese Zeit auch in ihrem Innern eine sehr unerfreuliche Veränderung vor. Saumaise hätte 1651 was Besseres thun können, als scheidend seinen Landsmann den Arzt Bourdelot zu empfehlen. Es ist wahr, dieser rettete die Königin 1652 von einer schweren Krankheit, aber er benutzte seine großen geselligen Talente und seine Ueberredungskunst, um Christine auf eine andere Bahn zu bringen, oder richtiger, um auf derselben fortzuführen. Sie fühlte bei aller Thätigkeit, bei allem Forschen, selbst bei allen Festen sich immer unbefriedigter; ihre angegriffene Gesundheit machte sie reizbarer, verstimmte sie gegen Manches, was ihr bisher werth gewesen, oder schärfte ihren Unmuth, wenn [illegible] so manche Einseitigkeit sah, von der selbst der Eifer nicht [illegible] war, mit welchem die schwedische Geistlichkeit über den luther[illegible]schen Glauben wachte. In dieser Stimmung der Nicht[illegible]friedigung sah sie mit Aerger, daß die Geistlichkeit ihren [illegible] Matthias Plan, an einer Vereinigung der Protestanten [illegible] arbeiten, arg tadelte, sie sah nur unreine Beweggründe [illegible]hinter; die unendlich langen Predigten füllten ihren Geist nic[illegible] aus und machten sie um so unmuthiger, je mehr man sie [illegible] zu halten suchte. Jetzt entstanden Zweifel an der Wahrhe[illegible] des Lutherthums. Cicero's Wort, daß nur eine Religion [illegible] wahre seyn könne, fiel ihr schwer aufs Herz. Schon neunjährig ha[illegible] sie auf die Bemerkung, daß die katholische Kirche Werth a[illegible] den ehelosen Stand lege, ausgerufen: „Wie schön ist die[illegible] diese Religion will ich annehmen!“ Sie war noch nicht ebe[illegible] irreligiös, aber doch schon auf dem Wege des Indifferentis[illegible]mus, wo man so gern mit Religonsvereinigungen sich abgib[illegible] Selbst der Zwang, daß sie als schwedische Königin Luthera[illegible]nerin seyn mußte, mag ihr unerträglich geworden seyn. — W[illegible]her das Geld zu allem Aufwand komme, war wenig ih[illegible] Sorge. Ihre Diener entbehrten oft Jahre lang den Lohn[illegible] Sie hinterließ einige Millionen Schulden. Doch mag nic[illegible] verschwiegen bleiben, daß für Justiz, Handel und Verke[illegible] (neue Handelsgesellschaft, Anwerbung deutscher Handwerker, Polizei, Anlegung von Straßen, Posten und Wirthshäuser[illegible] wenigstens einiges geschah. Dagegen erschien es eine une[illegible]hörte Strenge, als sie über eine allerdings sie hart angre[illegible]fende und gefährliche Rathschläge gebende Schrift des Hist[illegible]rikers Messenius diesen und seinen Sohn hinrichten ließ. [illegible] solchen Dingen, welche ihre Regierungsgewalt angriffen, wa[illegible] sie sehr empfindlich, wie sie auch la Gardie nicht erlaubte, di[illegible] deutsche Reichsfürstenwürde vom Kaiser anzunehmen, ode[illegible] Andern, fremde Orden zu tragen, „weil ihre Schaafe nich[illegible] von fremder Hand gezeichnet werden dürften.“ — Endlich mußte sie doch den allgemein verhaßten Bourdelot aus ihrem Dienst entlassen. Die Geistlichkeit war mit den Katholiken, die sich immer häufiger zeigten, höchst unzufrieden, die Italiener ihrer Capelle wurden sogar mit Steinwürfen verfolgt. Die Unzufriedenheit ganzer Stände, die Finanznoth, politische Verwicklungen, Ueberdruß an der Regierung — sie sehe die Secretaire mit den Papieren nur wie peinigende Teufel kommen — Sehnsucht nach Freiheit, alles dies befestigte in der Königin den Entschluß, nun wirklich abzudanken, sie sprach davon, wie von einer Erlösung von ungeheurer Last. Am 11. Februar 1654 erklärte sie ihren unwiderruflichen Entschluß dem Reichsrath; umsonst widersprach dieser, umsonst sagte der Canzler, man müsse den, der Karl Gustav zuerst als König begrüße, für einen Schurken erklären, in drei Monaten schon würde es Christine bereuen; sie nahm zu Nyköping nicht ohne Wortwechsel, dann aber abbittend von der Mutter Abschied, forderte hierauf 200,000 Thlr. jährlich auf bestimmte ihr als lebenslängliches Eigenthum verbleibende Landschaften angewiesen (umsonst verlangte man, sie solle wenigstens das Geld im Land verzehren), sie wollte sogar ihren Liebling Graf Tott schon als Nachfolger Karl Gustav's, wenn dieser kinderlos stürbe, erwählt haben, was aber nicht durchging. Dann wurden (Mai 1654) die Stände nach Upsala berufen und ihnen die Sache eröffnet; umsonst bat auch der Sprecher des Bauernstandes, aufs treuherzigste ihre Hand schüttelnd und küssend und die Thränen sich abwischend, „in ihrem Geleise fortzufahren und noch länger das Vor-Roß seyn zu wollen.“ Polen protestirte gegen ihren Nachfolger. Am $\frac{6}{16}$. Juni 1654 wurde im Reichsrath die Abdankungsurkunde verlesen. Sie behielt gegen 240,000 Thlr. auf bestimmte von ihr mit eigenen Beamten zu versehende Landschaften fundirt und die volle Gerichtsbarkeit über ihre Leute.

Dann ging sie im großen Kronornat mit Königsmantel, Scepter und Reichsapfel in den großen Schloßsaal und ließ sich nach Verlesung der Urkunden von den obersten Reichswürden ihres Ornats entkleiden, nur die Krone mußte sie sich selbst abnehmen. Der blausammtne mit goldnen Kronen reich gestickte Mantel wurde von den Hofleuten in 1000 Stücke zum Andenken zerrissen; dann hielt sie im einfachen weißen Kleide eine treffliche Abschiedsrede, und empfahl ihren Thronfolger dem Volke an. Karl Gustav weigerte sich ihrem Wink zufolge, sich auf den silbernen Thron zu setzen, nahm aber von den Ständen die Huldigung an und wurde noch an gleichem Tage gekrönt, wobei Christina indeß nicht gegenwärtig war, wohl aber beim Krönungsmahl, wo sie noch herrliche Geschenke vom König empfing und dann eine Medaille, auf welcher man sie dem Peinzen die Krone aufsetzen sah und die Worte las: a Deo et Christina mit einer ähnlichen erwiederte, die den Parnaß darstellte und die Worte führte: Sedes haec solio potior. Er schickte ihr noch an der Grenze eine Bitte um ihre Hand zu. Vergebens. Sie eilte ins Dänische. Ueber den Grenzbach sprang sie mit den Worten: „Nun bin ich endlich frei!" So stieg nach 131 Jahren Wasa's Geschlecht vom Throne, der 150ste und letzte der einheimischen Monarchen. Gewiß sie war ein Genie auf dem Thron mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen, voll Wissen, aber nicht voll wahrer Wissenschaft, denn diese hätte zur Einigung mit sich selbst geführt; eine seltsame Vereinigung männlicher und weiblicher Eigenschaften, ohne Maaß in Allem, am wenigsten in Neigung und Abneigung, durch ihr heftiges Temperament auf tausend Abwege geführt. Das gespendete Lob machte sie eitel; sie wollte sich höchst überbieten, und so wurde am Ende ihre Abdankung die höchste Spitze, auf welche sie es treiben konnte, „aber auch," sagt Spittler, „die größte Wohlthat, die sie ihrem Volk erwies, hier allein traf das Wohl des Reichs mit der Befriedigung ihrer Eitelkeit zusammen." Sie selbst kam später noch zur Erkenntniß und äußerte: „Es wird leicht seyn, besser zu regieren; denn ich bekenne, schlecht regiert zu haben, und wenn ich das Glück gehabt, meine Unterthanen zu befriedigen, so bin ich doch nicht so glücklich gewesen, mir selbst zu genügen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Von dem Harem und den Frauen des Orients.

**Nach Ferdinand Perrier.** *)

Man hat schon oft und viel über die Frauen des Orients und über die Sitten des Harems geschrieben, und dennoch macht man sich gewöhnlich, ungeachtet der vielen Schriften hierüber, oder vielmehr eben deßwegen, in Europa eine eben so falsche als übertriebene Vorstellung davon. Mehrere Reisende haben den Harem, den einige uneigentlich Serail nennen, als ein furchtbares Gefängniß geschildert, in welchem ein eifersüchtiger Tyrann unglückliche und schöne Frauen grausam gefangen hält und sie des Genusses der freien Luft beraubt; andere haben daraus einen Ort der Prostitution, ein ekelhaftes Lupanar gemacht, in welchem der Besitzer, von seinen Eunuchen umgeben, sich den zügellosesten Ausbrüchen seiner bestialischen Natur überläßt; noch andere Reisende behaupten sogar, darin gewesen zu seyn und darüber als Augenzeugen sprechen zu können. Diese letztere Behauptung wird bei denjenigen, die einige Zeit im Orient gelebt und Sitten der Muselmänner in der Nähe betrachtet haben, keinen Glauben finden können.

Das Wort Harem bedeutet theils die Zimmer oder die Wohnung, die von den übrigen Gebäuden abgesondert liegt und von Frauen bewohnt ist, theils die Frauen selbst. Reiche und Arme sprechen auf gleiche Weise, wenn sie auch nur eine Frau oder gar nur eine Sklavin haben, von ihrem Harem.

Die Harems, welche viele Frauen enthalten, sind nicht so gewöhnlich, als man sich allgemein einbildet. Harems von zwanzig Frauen sind schon selten, um so mehr solche, welche diese Zahl überschreiten; und nur die Fürsten und Paschas besitzen die Mittel, einen derartigen Luxus zu entfalten und ein so zahlreiches Personal zu unterhalten. Das Gesetz erlaubt nur vier rechtmäßige Frauen; aber es ist fast ohne Beispiel, daß in einem und demselben Harem mehr als eine oder zwei solche sich befinden. Alle übrige Frauen sind weiße oder schwarze Sklavinnen, die der Herr gekauft hat, um sie zu seinen Favorittinnen zu machen und um sie für den besonderen Dienst bei seinen Gemahlinnen zu verwenden. Andere Sklavinnen sind das Eigenthum der Frauen, welche dieselben für ihr eigenes Geld gekauft haben; denn eine jede derselben ist stolz darauf, eine große Anzahl Sklavinnen zu besitzen; oft ist es sogar der Fall, daß die Letzteren andere untergeordnetere Sklavinnen zu ihrem Dienste haben. Da jedes durch Geld erworbene Eigenthum nothwendiger Weise (in dem weitesten Sinne des Wortes) die Benutzung des gekauften Gegenstandes bedingt, so hat der Herr des Harems, als solcher, dieses erworbene Recht nur über die Sklaven, welche ihm gehören. Dieß ist jedoch nicht mit den von seinen Frauen gekauften Sklavinnen der Fall; diese sind und bleiben für ihn Fremde, und er muß sie, wenn er seinem Gesetze treu seyn will, aus einem doppelten Grunde achten: erstens sind sie das Eigenthum eines Anderen, und dann verbietet es ihm seine Moral, eine Frau, die ihm nicht gehört, zu begehren.

Der Harem oder die Wohnung der Frauen hat, in Betreff der Eintheilung der Zimmer, nichts, was ihn von den übrigen Gebäuden unterscheiden könnte; die Fenster gehen gewöhnlich nicht nach der Straße, sie gehen meistens nach den inneren Höfen oder nach den von sehr hohen Mauern umgebenen Gärten. Sie sind beständig mit Stäben vergittert oder mit schönen Holz-Skulpturen verdeckt; manchmal hat das Fenster, außerhalb der Mauer, einen Vorsprung in Gestalt eines Balkons oder eines leichten Pavillons. Man nennt diesen Vorbau Muscharabia, welcher gewöhnlich nach einem vortrefflichen arabischen Styl erbaut und von Arabesken oder anderem Schnitzwerk überladen ist. Auf dem kleinen Divan dieses Balkons ausgestreckt liegend, kann die Frau Alles, was draußen vorgeht, sehen, ohne selbst gesehen zu werden. In Syrien, wo man auf den Terrassen der Häuser einen großen Theil der Abende und sogar der schönen Sommernächte zubringt, errichtet man um diese Terrassen leichte Mauern, die aus in die Breite gelegten hohlen Cylindern von gebranntem Thon gebildet werden. Durch diese transparenten Mauern blickt die Frau auf die nächsten Umgebungen, ohne den eifersüchtigen Argwohn ihres Herrn zu wecken.

Bei den wohlhabenden Muselmännern ist die allgemeine Einrichtung eines Harems, der von einer gewissen Anzahl von Frauen bewohnt wird, fast überall dieselbe. Mehrere kleine abgesonderte Zimmer befinden sich an den Seiten eines großen Saales, der mit Divans möblirt und mit Springbrunnen, Blumen und Orangenbäumen geschmückt ist: dieß ist der Versammlungsort der Frauen und der Empfangssaal des Herrn des Harems; auch ist sein Platz daselbst immer für ihn bereit und in einer Ecke des Divans durch einige wollene Kissen angedeutet.

Jede Frau oder Sklavin bewohnt eines dieser kleinen Zimmer, deren Thüren nach dem gemeinschaftlichen Saale führen. Sie sind gewöhnlich in zwei Hälften getheilt, so daß die Herrin, die mit ihren Sklavinnen oder Begleiterinnen in demselben Zimmer schläft, sich beliebig von ihnen trennen oder

*) Aus dessen Werke: La Syrie sous la domination de Méhémet-Ali.

sie allein lassen kann, wenn sie den Besuch ihres Sidi (Herrn) erwartet.

Die Erscheinung desselben in dem Harem ist immer ein Gegenstand der Freude für die Frauen. Jede bemüht sich, durch eine geschmackvolle Toilette seine Blicke auf sich zu ziehen und ihm zu gefallen. Immer wird ein Blumenstrauß oder einige Früchte, die er besonders liebt, auf seinen kleinen Divan gelegt, um ihn zu erquicken und zu erfrischen. Sobald er in den Saal tritt, gehen ihm alle entgegen, umringen ihn und begrüßen ihn ehrerbietig; alle machen sich eine Freude daraus, seine kleinsten Wünsche zu errathen und zu befriedigen. Nur die rechtmäßigen Frauen dürfen, wenn der Herr sich gesetzt hat, auf dem Divan Platz nehmen. Die übrigen müssen stehen bleiben, bis er es ihnen erlaubt, sich zu setzen. Eine schwere Strafe und ein demüthigendes Zeichen der Ungnade würde es für diejenige seyn, welche er stehen ließe oder der er nicht mit der Hand gnädig zuwinkt, sich auf den Divan zu setzen.

Die Ehre, den Sidi zu bedienen, gehört besonders den rechtmäßigen Frauen und den Favoritinnen. Sobald er eingetreten ist, bringt eine von ihnen sein Nargileh, eine andere überreicht ihm den Sorbet oder den Caffee. Zwei der jüngsten Sklavinnen setzen sich auf den Teppich zu seinen Füßen und schaukeln sich, indem sie dazu singen und einen ungeheuer großen Fächer von schwarzen Straußfedern bewegen, um ihm kühle Luft zuzuwehen.

Der Muselmann, welcher öffentliche Aemter oder Geschäfte zu besorgen hat, bringt den ganzen Tag gewöhnlich außerhalb des Harems zu. Er bleibt alsdann in seinem besonderen Divan, wo er Audienz gibt und Besuche empfängt. Hierher bringt man ihm seine Mittagsmahlzeit, welche er sehr häufig mit denjenigen theilt, die eben bei ihm sind, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie reich oder arm sind; aber wenn der Abend kommt, oder wenn er Ruhe nöthig zu haben glaubt, zieht er sich in seinen Harem zurück. Alsdann können weder Besuche noch Geschäfte, es müßten denn Sachen von der höchsten Wichtigkeit seyn, ihn hierin stören. In dieser Hinsicht genießt der Orientale die Freuden des Lebens besser, als der Europäer. Wenn der Türke in den Harem eingetreten ist, errichtet er zwischen der äußeren Welt und sich eine Scheidewand; er gehört sich alsdann ganz allein; denn es muß eine sehr ernste und sehr dringende Angelegenheit seyn, wenn ein Eunuche oder eine Lieblings-Sklavin ihn zu stören wagen sollte. Die Abendmahlzeit wird gewöhnlich im Harem eingenommen. Die Frauen bedienen ihren Sidi mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche man im Occident für niedrig und sklavisch halten würde: so sehr contrastiren sie mit unseren Sitten und Gebräuchen.

Die Orientalen, welche mit den Fingern essen, waschen sich die Hände immer vor und nach der Mahlzeit; in den reichen Familien bringen drei Sklavinnen die Wasserkanne und die Handtücher. Die Frauen haben dieses Amt im Harem; die eine bringt erstens eine reichgestickte Serviette, welche sie zusammengefaltet in den Händen hält; dann läßt sie sich auf ein Knie nieder, breitet dieselbe ganz aus und legt sie auf die Knie des Herrn. Eine andere bringt die Wasserkanne und das zum Aufnehmen des Wassers bestimmte Gefäß, kniet neben ihm nieder und gießt das Wasser tropfenweise auf seine Hände. Eine dritte reicht ihm hierauf eine neue Serviette zum Abtrocknen und besprengt ihm manchmal den Bart mit Rosenwasser. Der Herr ißt allein oder mit einer oder zweien seiner Frauen, welche er dazu einladet, während die übrigen sich bemühen, ihn durch Gesang oder Musik zu erheitern und zu erfreuen. Die muselmännischen Frauen einer gewissen Klasse verachten den Tanz und überlassen diese in ihren Augen unedle Kunst den Almees, die sie als ein Gewerbe treiben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Man schreibt aus Stralsund: Am 1. April wurden unsere auf den Heringsfang ausgegangenen Fischer durch eine auf dem Strom bei Devin ihnen entgegenkommende ungewöhnliche Erscheinung überrascht. Von fern sah es aus, als wenn ein Fahrzeug, ohne Segel und Maste, etwa wie ein großes Boot gestaltet, ihnen entgegen komme. Bei der Annäherung aber bemerkten sie, daß es eine Schaar von Tümmlern oder Delphinen sey, welche sich bekanntlich mit ihren Leibern hoch aus dem Wasser erheben, und in einer wellenförmigen Linie schwimmen, wobei sie abwechselnd den Kopf in die Höhe richten und niederlegen. Es ist das Erstemal, daß diese poetischen Meerthiere in unserm Golf erscheinen, und kurze Zeit vorher waren sie dem Rügen'schen Fährboot vorbeigeschwommen. Es gelang den Fischern, zwei davon in ihren Netzen zu fangen, zwei größere gingen ihnen indeß unter dem Netz durch, und beschädigten dasselbe. Die beiden eingefangene Exemplare sind weiblichen Geschlechts, der größte hatte eine Länge von 5 Fuß 3 Zoll, und war trächtig. Unser für auswärtige Museen thätiger Kaufmann Bleck hat den Fischern die beiden Exemplare abgekauft: das kleine hat das zoologische Museum in Greifsfeld bereits empfangen, und das größere geht an das Museum in Berlin ab. (N. C.)

*** (Besitzen die Frauen Muth?) Bei dem weiblichen Geschlecht findet sich eine Art Muth, die der Himmel dem männlichen geradezu versagt hat, er entspringt bei den Frauen aus der Sucht zu gefallen, die mit ihnen geboren wird und sie nur mit dem letzten Athemzuge verläßt. Ein geistreicher Mann sagt in einer Schrift: „Gefallsüchtige Frauen frieren nie,“ er hätte hinzusetzen können: sie empfinden eben so wenig Hitze, wenn es darauf ankommt, ihrer angebornen Neigung ein Opfer zu bringen. Man betrachte nur eine Dame, die einen Ball oder eine große Gesellschaft besuchen will. Zuerst zwängt sie ein paar Schuhe so eng wie möglich an die Füße, dann schnürt sie durch doppelte Strumpfbänder ober- und unterhalb des Knies die Beine. Endlich kommt das Schnürleib, das den ganzen Raum des Körpers einschließt, und auf eine Art, wie sie der Anstand fordert, das heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauch: ohne alles Erbarmen zugeschnürt wird. Die Haken des Kleides bergen, besonders in der Taille, den Körper nicht weniger, ebenso der Gürtel, der so eng anschließend wie möglich sitzen muß. Dazu kommen noch Armbänder, Halsketten, kurz, oben und unten Schlingen und Banden. Allein das ist noch nicht die größte Qual. Die so eingezwängte Dame betritt nun Zimmer, in denen sich durch die Menge der Gäste allmählig eine Hitze von 30 bis 40 Grad, wie man sie kaum am Senegal findet, entwickelt, bei der die Wachskerzen schmelzen, und die Spiegel anlaufen. Dessenungeachtet tanzen Damen in solcher Kleidung, in dieser Stickluft, 5 bis 6 Stunden, oder singen mit aller Anstrengung um durch die Reize ihrer Stimme die Ohren der Gäste zu entzücken. Endlich nach Hause zurückgekehrt, befreit man sie von diesen Folterwerkzeugen, sie athmen wieder auf, sie leben; durch ein wahres Wunder erliegen sie einer Marter nicht, welche der stärkste Mann nicht eine Stunde ertragen würde, und dieses Geschlecht nennt man das schwache?

---

(Theater-Anzeige.) Montag, den 25. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Liese: Frau von Keßleen-Münch.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 115. 26. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Ein Nachtstück aus Irland.

(Fortsetzung.)

Darauf nahm er das Meßbuch in die Hand und legte es auf den Altar. Bis dahin hatte er mit verhaltener Stimme gesprochen; nun aber schienen seine Augen zu flammen, seine Züge nahmen einen satansmäßigen Anstrich an und mit großer Kraft rief er aus: „Ich schwöre bei diesem heiligen Buche, das Unternehmen zu vollführen, wegen dessen wir hier versammelt sind; ich schwöre es bei diesem Buche Gottes auf diesem Altar des Herrn.“ Mit der flachen Hand schlug er dann heftig auf das Meßbuch.

In diesem Augenblicke erlosch die Lampe, welche bis dahin die Kapelle schwach erleuchtet hatte, und wir befanden uns plötzlich Alle in der tiefsten Finsterniß. Das handgreifliche Dunkel, die geheimnißvolle Nachtstunde, das was wir gehört hatten, und was nun noch zu erwarten war, Alles zusammengenommen erzeugte in uns fremdartige Gedanken; vergebens suchte der Blick durch die Finsterniß von dem Einen zum Anderen zu dringen, ein Jeder in der Menge vereinzelt und nicht im Stande, auf den Gesichtern der Uebrigen deren Gedanken zu lesen, blieb seinen eigenen Betrachtungen überlassen. Rasch indeß wurde die Lampe wieder angezündet und man schritt zu einer anderen Ceremonie. Einer nach dem Anderen traten wir vor den Altar, um dort den Schwur der Rache zu wiederholen. Die Eidesformel wurde langsam und deutlich gesprochen und mitten in der allgemeinen Stille schlugen die verderblichen Worte von den Gewölben dumpf zurück, wie wenn ein drohender Geist sie uns nachgesprochen hätte. Einige der Anwesenden unterzogen sich dieser Ceremonie in fieberhafter Hitze. Ihre Bläße, ihre fest zusammengepreßten Lippen, ihre zusammengezogenen Augenbrauen, ihre flammenden Augen bezeugten, daß die Rachelust eben so lebhaft in ihren Herzen, wie auf ihren Lippen hause. Sie glichen Tigern nach der Beute lüstern.

Lautes Gelächter, das aus dem Hintergrunde der Capelle hervorkam, rief unsere Aufmerksamkeit nach jener Seite hin. Der Hauptmann wandte sich um, als er das Geräusch hörte und schien einen Augenblick sich zu besinnen; dann sprach er die Worte: Gutsho nish, avohelher, (kommt hieher, Kinder). Alsbald sahen wir aus jener Ecke der Capelle sieben Individuen hervortreten, welche die ganze Nacht hindurch dort versteckt gewesen waren und welche von Mehreren unter uns erkannt wurden. Es waren Brüder und Vettern einiger Missethäter, welche überwiesen waren, vor einiger Zeit gewaltsam in das Haus eines geachteten Mannes in der Nachbarschaft eingedrungen zu seyn und ihm seine Waffen geraubt zu haben, nachdem sie ihn arg gemißhandelt hatten.

Der hierauf folgende Tumult läßt sich unmöglich beschreiben; die meisten Anwesenden, von einer Art von Wuth ergriffen, stießen ein wildes Geschrei aus, sprangen und tanzten triumphirend umher, schnalzten mit den Fingern, schlugen mit ihren ungeheueren Knitteln auf den Boden und selbst auf den Altar; mit einem Worte, sie drückten auf die wüthendste Weise ihre Neigung aus, Alles daran zu setzen. Eine Zeitlang hörten sie nicht auf die Stimme des Hauptmannes, der vergebens den Ausbruch ihres Eifers zu zügeln bemüht war; endlich stieg er auf eine vor dem Altar stehende Bank, gebot durch einen mächtigen Fußtritt Ruhe und bewirkte durch seine Autorität ein kurzes Schweigen. „Genug, Kinder,“ sagte er; „ja, schon zuviel. Stände diese Capelle nicht fern von jeder menschlichen Wohnung, so würde der Lärm uns gewiß in eine schlimme Verlegenheit bringen... Jetzt laßt Alle, die den Eid schon geleistet, auf die Seite treten, damit die Andern der Reihenfolge nach ihn ebenfalls ableisten können.“

Aber mittlerweile hatte der wankelmüthige Sinn der Irländer ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben: der Erste, der aufgerufen wurde, weigerte sich geradezu, zu schwören, bevor der Zweck, zu dem sie zusammenberufen worden, ihnen kundgegeben sey. Seine Genossen, durch das Beispiel ermuthigt, erklärten nun einstimmig ebenfalls, daß sie erst genau wissen wollten, was von ihnen verlangt werde, ehe sie sich verpflichteten. Ich sah, wie die Oberlippe des Hauptmanns in krampfhaftes Zucken gerieth. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen; seine Augen schleuderten Blitze, ein teuflischer Zug schoß über sein Gesicht hin; aber er unterdrückte bald die innere Wuth, die ihn ergriffen hatte, seine Züge glätteten sich wieder und er fing an, mit kalter Bosheit seiner Umgebung zu spotten.

„Ihr scheuet Euch, Euer Wort zu geben,“ sagte er ruhig zu den Widerspänstigen; „Ihr hättet Euch nicht zu fürchten gebraucht. In der That brauche ich Eueren Beistand fast gar nicht. Keiner von Euch hat auch nur die Hand aufzuheben: nur Zuschauer sollt Ihr seyn und Euch erst in dem Falle zeigen, daß Widerstand geleistet wird. Euere Anzahl wird dann die Ueberzeugung herbeiführen, daß jede Vertheidigung unnütz ist. Jedenfalls aber müßt Ihr schwören, das Geheimniß zu bewahren. Schmach und Schande dem, der Nein! sagt . . . er soll weder Tag, noch Stunde, noch Minute vorherwissen, in welcher er das Opfer der sicheren Rache wird.“

Darauf legte er seine vorausgestreckte Rechte auf das Meßbuch und schwur, vor jedem Menschen, außer dem Priester, das was in dieser Nacht geschehen werde, geheim zu halten. Er schwur, daß weder Bestechung, noch Gefängniß, noch selbst der Tod seinem Herzen das Geheimniß entreißen sollten. Als er auf diese Weise den übrigen Anwesenden das Beispiel ge-

geben hatte, stieg er von der Bank herab und stellte sich mit einer Miene, in der sich Zuversicht und Heiterkeit abspiegelten, vor die Menge hin; Diejenigen, welche sich geweigert hatten, den andern Schwur zu leisten, trugen nun kein Bedenken, diesen Eid abzulegen und als das geschehen war, machte man sich sofort an die Vorbereitung zu dem Unternehmen. Es wurde noch ein Glas Whisky herumgereicht und die Menge verließ dann im tiefsten Schweigen die Capelle. Der Hauptmann schloß die Thüre, zu der er den Schlüssel in seiner Qualität als Kirchspielschreiber zu sich steckte, und der ganze Trupp setzte sich in der Finsterni in Marsch.

Barmherziger Gott! Mich schaudert's, wenn ich an die nun folgenden Auftritte auch nur denke. Wir zogen durch eine Sumpfwiese und wandten uns dann nach einem einsam stehenden Hause. Der Hauptmann theilte seine Leute in zwei Trupps und wies Jedem den ihm bestimmten Posten an; mit ihm selbst entfernten sich Diejenigen, welche ich um den Altar herum aufgestellt gesehen hatte, und welche sich während der ganzen Nacht durch Aeußerungen der Wuth und Ungeduld ausgezeichnet hatten. Nur ihnen waren seine Pläne anvertrauet und ihre Zahl war nicht größer als fünfzehn. Der Hauptmann wählte fünf von ihnen aus, stellte sich an ihre Spitze und näherte sich dem Hause, das vor uns lag, indem er stets gegen den Wind marschirte; er war ein Mann, der unter allen Umständen seine Kaltblütigkeit bewahrte und jeden, auch den geringsten, Vortheil zu benutzen verstand. Wenige Minuten darauf wurde der Himmel von einer schrecklichen Röthe erhellet, die Flammen sprüheten aufwärts, wirbelten kreiselförmig in die Lüfte hinauf und verhüllten zur Hälfte das Gebäude, das der Brandfackel geweihet worden war.

(Schluß folgt.)

## Christina, Königin von Schweden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am 23. Dezember 1654 hielt sie einen prachtvollen Einzug in Brüssel. Hier nahm ihr nun der Dominikaner Pater Guemes, sonst Pimentelli's Gesandtschaftssecretair in Stockholm, im Palast des Erzherzogs Leopold in Gegenwart Pimentelli's und Montecucoli's heimlich das Bekenntniß des katholischen Glaubens ab. Nur das Verdienst hat sie dabei, nicht als fromme Heuchlerin zu erscheinen, vielmehr erklärte sie selbst: Jetzt erst lebe sie herrlich und in Freuden; esse, schlafe gut, studire ein wenig, lache, schwatze, sehe Komödien, höre keine Predigt, wie sie denn überhaupt in der Kirche keine Andacht zeigte, einmal einen Virgil liegen ließ, ein andermal mit ihren beiden Hündchen spielte, auch dem Priester in der Beichte immer starr ins Auge sah und fast gar nicht kniete. In Insbruck legte sie vor dem päpstlichen Protonotar Lucas Holstenius, einem Hamburger Convertiten, den der Papst dazu gesendet, öffentlich ihr Bekenntniß ab. Als man ihr dann eine Komödie aufführte, rief sie: „Messieurs, il est bien juste, que vous me donniez la comédie, après vous avoir donné la farce!" Beim Anblick von Loretto stieg sie aus und ging zu Fuß in die Capelle. Hier schenkte sie eine Krone und ein Scepter mit der Inschrift: Hanc tibi sacravit spretam regina coronam; in coelo tribuas ut meliore frui. In Rom hielt sie als berittene Amazone gekleidet ihren feierlichen Einzug. Der Papst firmelte sie und nannte sie nach seinem Namen Alexandra. Als sie während des Gottesdienstes zu laut mit den Cardinälen schwatzte und lachte, gab ihr der Papst einen Rosenkranz, sie aber erklärte, sie wolle nicht Katholikin nach dem Rosenkranze seyn. Man war Anfangs entzückt über diesen Gewinn, den die Kirche an ihr gemacht, und erhob sie weit über Heinrich IV., der Katholik geworden, um ein Reich zu bekommen, während sie ihre Krone geopfert, um katholisch zu werden. Von da an ist nun ihr Leben bis 1689 eine sonderbare Kette von Lust und Unlust, Leidenschaft und Vernunft, Hoffnung und Furcht, Reisen und Bleiben, getheilt zwischen Politik und Wissenschaft, Satyre und ernster Selbstbeschauung, Anmaßung und Resignation. Als sie sich zu Frankreich neigte, verlor Pimentelli ihre Gunst; auf Vorstellungen der Curie sagte sie, sie halte es mit wem sie wolle und drohte dem Spanier Cueva in ihrem Hofstaat mit Schlägen. Im Sommer 1656 wurde sie in Frankreich höchst ehrenvoll aufgenommen. Schon mußte sie aber auch wegen der schlecht eingehenden schwedischen Zahlungen 10,000 Dukaten leihen. In Mannskleidern zog sie in Paris ein. Die kürzeste Anrede unter vielen hielt ein Dechant im Namen der theologischen Facultät: Suecia Te Christianam fecit, Roma Christianam, faciat Te Gallia Christianissimam! (Vielleicht mit Anspielung auf den noch unvermählten rex Christianissimus). Von allen Frauenzimmern gab sie nur der Ninon de l'Enclos Merkmale der Achtung. Man fand sie höchst geistreich aber eben so unweiblich; in Gegenwart des Hofes legte sie ihre Füße auf Stühle, die eben so hoch waren, als der, auf welchem sie saß. Man hätte ihr Aergeres eher verziehen, als Mangel gegen den guten Ton. Im Herbst des nächsten Jahres 1660 ging sie noch einmal nach Frankreich. Im königlichen Schlosse zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi (der aus Neid über den begünstigteren Grafen Sentinelli die tiefsten Geheimnisse Christinens verrathen hatte) trotz aller ihr selbst von dem Geistlichen gemachten Vorstellungen von dem Offizier ihrer Garde und zwei Anderen mit 26 Dolch- und Degenstößen gerichtlich ermorden, indeß sie sich auf ihre höchste Gerichtsbarkeit über ihre Leute berief. Dieser Schritt, eine Entweihung des königlichen Palastes machte ungeheures Aufsehen, wenn gleich der französische Hof seinen Unwillen nur durch eine sehr späte Einladung nach Paris ihr zu erkennen gab. Cromwell ging aus Oekonomie, oder aus Furcht vor den Katholiken auf ihren Wunsch nicht ein, auch England besuchen zu dürfen. Nach des allzukriegerischen Karl Gustav's Tode, 1660, ging sie selbst nach Schweden, wo unterdessen die Frau eines Hauptmanns unter ihrem Namen im Lande herumgestrichen war. Schon in Hamburg erfuhr sie, daß Adolph Johann, der Vormund seines vierjährigen Brudersohns, Karl's XI., sie nicht gerne sehen würde. An der Grenze, vom Hofmarschall durch Bitten und halbe Drohungen aufgehalten, erklärte sie die letztere für schwere Beleidigung und eilte nach Stockholm, wo man ihr im Schlosse ihre ehemaligen Zimmer einräumte, aber bald darin auch eine katholische Kapelle aufgeschlagen sah. Erhielt sie auch von der neuen Regierung ihren Abdankungsvergleich bestätigt („obschon sie," sagte die Geistlichkeit, durch ihre Apostasie Alles verwirkt habe") so zerstörte man doch ihr Heiligthum und jagte ihre katholischen Diener fort. Dann mußte sie eine neue Entsagung auf die Krone ausstellen, weil sie behauptete, daß nach unbeerbtem Absterben des Königs der Thron ihr doch gebühre. Auch in Norköping durfte sie nicht Messe lesen lassen. Hierauf ging sie im Mai auf ein Jahr nach Hamburg, wo ihr Resident, der Jude Texeira ihrer Geldnoth abhalf. Dort zog sie den gelehrten Lambeccius, der nachher Bibliothekar in Wien wurde, zum Uebertritt. Ueberall mischte sie sich in die Politik, als liege noch ein Nachhall ihres königlichen Wirkens darin. Ueberhaupt mag die Reue über die aufgegebene Krone sie manchmal angewandelt haben: „Eine Königin ohne Land gleicht einer Gottheit ohne Tempel, der man bald aufhört, Gebete und Opfer darzubringen," pflegte sie zu sagen. Im Jahre 1667 landete sie wieder in Schweden; als sie aber ihre Katholiken, Geistliche und andere entlassen sollte, kehrte

sie sogleich nach Hamburg wieder um, wo sie bei der Wahl des ihr schon als Cardinal sehr ergebenen Clemens IX. öffentliche Freudenfeste anstellte, das päpstliche Wappen aushing, wofür der Pöbel ihr die Fenster einwarf und ihre Wohnung stürmte, worauf ihre Leute Feuer gaben und sie selbst durch eine Hinterthür entfloh. Endlich erhielt sie doch von den schwedischen Ständen das Recht freier Religionsübung in Schweden und das Versprechen gewissenhafterer Zahlungen, die aber bald wieder ausblieben, als sie die Freunde der ihr entgegen gewesenen Reichsräthe aus den Beamtenstellen in ihren Appanage-Landschaften vertrieb. Dann begann sie Unterhandlungen wegen des durch Johann Kasimir's Abdankung erledigten polnischen Thrones, wobei der Papst sie scheinbar unterstützte; da sie aber kein Geld zu Bestechungen anwenden wollte oder konnte, noch weniger zu einer Vermählung sich entschließen mochte, mußte sie den schwachen Wiesnowiezki wählen sehen. Sie gab sich auch zufrieden und ließ sich nur die Polhöhe seines Geburtsortes melden. Seit Clemens IX. Tode 1670 gefiel sie sich in Rom weit minder, obgleich sie der Mittelpunkt aller geistreichen und gelehrten Männer war, die sich in ihrem Hause versammelten und aus denen später die Gesellschaft der Arkadier zur Veredelung der italienischen Sprache und Dichtkunst hervorging. Es ist gewiß ein eigner Anblick in der Bibliothek Albani Arbeiten italienischer Abbaten von einer nordischen Königin corrigirt zu sehen. Ihr feiner Takt darin ist schwerlich ohne Einfluß gewesen. Ihre in 100 Ballen auf 1¼ Millionen Thaler an Werth sich belaufenden Kunst- und andere Schätze mehrte sie reichlich. Ihre Münzen und Medaillen gaben Haverkamp und Spanheim heraus. Sie unterstützte das Erscheinen gelehrter Werke, wie des großen astronomischen von Wasmuth, das über die Mechanik der thierischen Bewegung von Borelli, fast über ihre Kräfte. Aber Alles schien ihren Geist nicht auszufüllen und die Unruhe ihrer Seele nicht zu beschwichtigen. Ihr ungeheurer Briefwechsel, politische Intriguen, Schriftstellerei über Alexander's und Cäsar's und ihr eignes Leben, Sammlungen von Aphorismen, die zum Theil von tiefer Erforschung ihres eignen Ichs und voll höchst praktischer Bemerkungen sind, mußten ihre Zeit ausfüllen helfen. Auf den schwedischen Reichstag von 1672, wo Karl XI. seine Selbstregierung antreten sollte, schickte sie ihren ersten Kammerherrn del Monte auf ungestörten Privatgottesdienst dringend, wenn sie wieder nach Schweden käme. Man machte ihr einige Concessionen, in der Hoffnung, daß sie ihre Dotation im Lande selbst verzehren würde. Nun aber kam sie nicht. Wohl aber verlangte sie nach Johann Kasimirs Tod (1672 in Frankreich) als dessen nächste Wasaische Verwandte seine Güter in Polen und Neapel. Hätten ihr Truppen zu Gebote gestanden, sie hätte sie erobert. Für ihr Leben gern hätte sie einmal eine Schlacht gesehen. Als 1674 Brandenburg, das ihr theilweise angewiesene schwedische Pommern besetzte, wollte sie wieder ein Heer vom Kaiser und wandte sich auf Frankreich's Seite, als man in Wien nicht willfährig erschien. Sie schickte sogar einen Gesandten mit stolzen Instructionen auf den Nimwegner Friedenscongreß, wo sie natürlich nichts ausrichtete. Unter dem strengen Innocenz XI. scheint die 50jährige Fürstin mehr Ernst, wenn auch nicht Frömmigkeit, am wenigsten Bigotterie, die sie tödtlich haßte, dem Leben zugewendet zu haben. Sie hatte sich in Rom eingelebt und wollte es nicht mehr verlassen. Die Selbstständigkeit ihrer Meinungen rettete sie sich durchaus, und so tadelte sie Ludwig XIV. trauriges Bekehrungswerk an seinen Hugenotten und die Aufhebung des Edicts von Nantes unbedingt. Sie nahm selbst an dem bekannten Quartierfreiheitsstreite der Gesandten, welches auch Christina für ihren Palast und dessen Umgebung bisher genossen, den entschiedensten Antheil und ließ, als man es antastete, dem Papste thätlich sich widersetzen und starke Dinge sagen. „E una donna," sprach der Papst, aber er nahm ihr ihre Pension. In Zeiten solcher Spannung bot ihr Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine sichere Zuflucht in seinen Staaten an und schickte ihr prächtige Geschenke. Anfang 1689 überstand sie in Rom eine sehr gefährliche Krankheit; bald kehrte diese wieder und sie erkannte ihr nahes Ende. Sie bat den Papst um Verzeihung und vermachte dem Cardinal Azzolini (den sie an Klugheit selbst über Orenstjerna setzte) ihr Vermögen. Unterm Beistand eines Carmeliters endete die 63jährige Fürstin sanft und ruhig den 19. April 1689. Gegen ihren Willen wurde sie prächtig in der Peterskirche begraben und erhielt 20,000 Seelmessen. Sie stiftete sich selbst drei tägliche. — Man wird kaum leugnen wollen, daß ihr Leben im Ganzen ein verfehltes war, aber auch zugeben müssen, daß sie eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Geschichte ist; darin allein ist die Meinung über sie ins Reine gekommen. Sie hat es selbst eingestanden, schlecht regiert und den Anstand nur zu oft verletzt zu haben. Das erste wurde dem Weibe verziehen, das letzte wie Verachtung weiblicher Tugenden ist ihr von Allen zum Verbrechen gemacht worden, die weder den Muth dazu noch solche Talente hatten, um durch Anderes zu entschädigen. Doch war sie sicher besser als ihr Ruf. Es ist zu schwer eine solche Frau geistig zu analysiren; es mag von Scharfsinn zeigen, allen ihren Blößen nachzuforschen; aber es ist würdiger an das vorwaltende Gute und Göttliche im menschlichen Gemüthe zu glauben, und im Zweifel besser, sein Urtheil eher für die Milde als für die Strenge abzugeben. Das Richten der Geschichte ist eine zu ernste Sache und der Richter soll nicht einstmals etwa vor dem Gerichteten erröthen müssen!

---

## Von dem Harem und den Frauen des Orients.

(Fortsetzung.)

In Abwesenheit des Herrn hält eine strenge Etikette die Harmonie unter den Frauen eines und desselben Harems aufrecht. Die Verletzung dieser Etikette ist selten und wird sogleich bestraft. Die Furcht, dem Sidi zu mißfallen, seine Ungnade sich zuzuziehen, und eine beständige Aufsicht erhalten die Ordnung und den Anstand weit besser, als strenge Maßregeln, welche daselbst ganz unbekannt sind. Der Muselmann, und besonders der Türke, gewährt gewöhnlich den Frauen seines Harems allen Luxus, den sein Vermögen gestattet. Gewöhnlich aus Vorsicht, und um nicht mit seinen Reichthümern zu prahlen, beobachtet er für sich in seiner Wohnung und in seinen Sitten die größte Einfachheit und gestattet sich den Luxus höchstens nur in seinen Waffen und seinen Pferden, um seine Schätze zu Verschönerung der Wohnung seiner Frauen und zur Befriedigung ihrer Wünsche aufzusparen.

Man hat sich also in Europa sehr getäuscht, wenn man die Frauen des Orients für unglücklich hielt. Von Kindheit an in dem Harem ihrer Mutter erzogen, wünschen sie nur sehnsüchtig den Augenblick herbei, wo sie diesen verlassen und in den eines Herrn und Ehemanns übergehen können; dieser Augenblick ist für sie die Erfüllung aller ihrer Träume und Wünsche. Sie können gewiß nicht die Genüsse entbehren, welche sie nicht kennen, und statt das Loos der europäischen Frauen zu beneiden, ziehen sie allgemein das ihrige jenem weit vor.

Jenes beständige Bedürfniß der Freiheit, jene Thätigkeit, mit welcher die Frauen des Occidents an den Sorgen und Mühen ihrer Männer Theil nehmen, scheint den Orientalinnen mehr bemitleidenswerth als beneidenswerth, weil in den

Augen der Letzteren die Ruhe, die Sorglosigkeit und die stillen Freuden des Harems das wahre Glück ausmachen. Uebrigens entbehren sie nicht ganz einer gewissen Freiheit und sind auch nicht beständig eingeschlossen. Sehr oft besuchen sich die muselmännischen Damen gegenseitig in ihren Harems. Alsdann verwehrt ein weißer, an der Thür aufgehängter Schleier während der ganzen Dauer des Besuchs dem Herrn den Eintritt, und dieses Zeichen ist für ihn eben so heilig, als einst für den Spanier die Sandale des Beichtvaters, welche dieser an der Thür des Zimmers seiner Frau zurückgelassen hatte. Sie treffen sich auch sehr häufig im Bade. Hier können sie den Neid der anderen Frauen erregen, ihre Geschmeide und ihre Kleider zur Schau tragen und mit der großmüthigen Freigebigkeit ihres Herrn prahlen. Das Bad ersetzt für sie jedes Schauspiel; es ist eines ihrer größten Vergnügen und zugleich eines ihrer größten Bedürfnisse. In Syrien sind diese Anstalten, deren es in jeder Stadt sehr viele gibt, von Mittag an nur von den Frauen besucht; ein an der Thür aufgehängter Teppich verbietet jedem Manne den Eintritt und schützt das Vergnügen, die Spiele, die muthwillige Freude der Frauen, die sich hier ungestört belustigen, bis in die Nacht, vor einem zudringlichen Blicke, vor jeder lästigen Beaufsichtigung, selbst vor der des Eunuchen.

Ihre Beschäftigung im Innern des Harems sind im Allgemeinen sehr wenig anstrengend, und alle ihre Gewohnheiten haben einen verweichlichenden und zur Unthätigkeit verleitenden Charakter. Zwar beschäftigen sich einige mit Stickereien und leichten Nadelarbeiten; aber die meisten bringen gewöhnlich ihre Zeit damit zu, daß sie das Nargileh rauchen, spielen oder Konfekt essen, das sie ausgezeichnet gut zu bereiten verstehen.

Eine vollkommene Unverletzlichkeit, die durch die Gesetze und die Sitten geheiligt ist, umgibt den Harem und die Frauen im Orient mit einer geheimnißvollen Atmosphäre. Die Muselmänner sind hierin so gewissenhaft, daß unter ihnen niemals von ihrem Harem oder von ihren Frauen die Rede ist. Ein Fremder muß sich sehr hüten, die Unterhaltung auf diesen Gegenstand zu leiten.

Dieser geheimnißvolle Schleier, diese finstere Eifersucht hat ohne Zweifel im höchsten Grade die Neugierde gewisser Reisenden erregt, welche die lächerlichsten Erzählungen hierüber verbreitet haben. Die christlichen und jüdischen Frauen werden manchmal, aber mit viel Vorsicht, in den Harem zugelassen. Von diesen Frauen haben verständigere Männer einige wahrhafte Nachrichten, welche hierüber bekannt geworden sind, erhalten.

Ich habe zwar gesagt, daß in den äußeren Formen des Harems der größte Anstand herrscht; ich bin aber weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß eine eben so große Mäßigung in ihren Sitten wirklich existirt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Berühmte Wagen.) Außerhalb Europa ist die Kunst des Kutschenbaues noch sehr weit zurück. Der Wagen des Königs der Birmanen, der 1827 in die Hände der Engländer fiel, glänzte von Gold und Edelsteinen, aber weder der Kasten noch die Sitze hingen in Federn oder Riemen. Er hatte die Form eines Sarkophags; man bemerkte daran, aus Holz geschnitzt und reich vergoldet, die Figuren von zwei Knaben und zwei Pfauen. Er wurde von zwei weißen Elephanten gezogen und das vergoldete Holz, aus dem er bestand, war mit fünfzehntausend großen und kleinen Edelsteinen besetzt. — Der Kaiser von Marocco besitzt die seltsamste Equipage, die man sich denken kann, ein hohes, plump gearbeitetes Cabriolet, das eigentlich blos ein Bock ohne Federn ist. An diesen Wagen werden zwölf der schönsten arabischen Pferde einzeln hinter einander gespannt und jedes Pferd wird von zwei reich gekleideten Dienern geführt. — Der Wagen, dessen sich die Kaiser von China bei feierlichen Gelegenheiten bedienen, hat etwas von den schönen antiken Formen der griechischen und römischen Wagen. Er wird von vier neben einander gespannten Pferden gezogen; ein Beamter aus der zweiten Classe begleitet ihn zu Fuße, mit einer Peitsche in der Hand; rechts von dem Kaiser sitzt der Kutscher der die Zügel hält. Das Amt eines kaiserlichen Kutschers ist in China ein sehr bedeutendes. Der Kutscher des Kaisers Mu Wang erhielt ein Fürstenthum zum Lohne für seine Geschicklichkeit und die guten Dienste die er geleistet. Ueber dem Wagen des Kaisers schwebt die Standarte mit dem Bilde der Sonne und des Mondes darauf und alles überragt ein großer Sonnenschirm, der die Person des Fürsten in China, wie an den meisten orientalischen Höfen, immer begleitet. — Damit vergleiche man den Reisewagen des Fürsten Pückler, des Königs der Touristen, und jenen des Herrn Thiers. Der Wagen des Fürsten wurde von Pearce in London gebauet, ruht auf acht Federn, ist weit, weich gepolstert und vorn etwas in die Länge gezogen, so daß die Sitze des Fonds im Nothfalle in ein Bett verwandelt werden können. Taschen und Kasten sind überall geschickt angebracht, so daß alles, was gebraucht wird, leicht bei der Hand ist. Große Fenster gestatten einen Blick in das Freie; die Diener sitzen hinten hoch am Wagen, so daß sie die Pferde und Effecten beobachten, aber doch nicht in den Wagen hineinsehen können. — Aehnlich ist der Reisewagen des Herrn Thiers eingerichtet, der ebenfalls auf acht Federn ruht, aber noch den Vorzug hat, daß kein Eisenwerk klappert und schlägt, weil alles auf elastischen Unterlagen ruht. Im Innern befindet sich eine kleine Bibliothek und Bretchen sind so angebracht, daß man Karten darauf ausbreiten oder sie als Pult brauchen kann. Es ist also mehr ein Arbeits- als ein Reisewagen, aber er entspricht seinem Zwecke vollkommen. — Die merkwürdigste Sammlung alter Wagen findet man in den Remisen von Belem und in Lissabon, in denen die Staatswagen aufbewahrt werden, deren sich die Könige von Portugal seit dem 16. Jahrhundert bei der Krönung bedienten. Alle, welche diese Wagensammlung gesehen haben, erklären einstimmig, man könne nichts Reicheres und Prachtvolleres, aber auch zu gleicher Zeit Unbequemeres sehen.

*** In Bologna wurde kürzlich das Stabat Mater von Rossini unter des Componisten eigener Direction aufgeführt. Clara Novello sang die Sopranpartie, Iwanoff die Tenorparthie und der Graf Belgiojoso die Baßparthie.

*** Das letzte Gemälde des kürzlich verstorbenen großen Meisters Wilkie ist ein Portrait des Sultans Abdul Medschid, das für die Königin von England bestimmt war. Der Sultan sitzt auf einem Sopha im europäischen Rock und in weiten Beinkleidern, mit einer goldenen Schärpe um den Leib. Um die Schultern hängt lose ein kurzer spanischer Mantel, der vorn von einer kostbaren Diamant-Agrafe zusammengehalten wird.

---

(Theater-Anzeige.) Dienstag, den 26. April. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 116. 27. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Giovanni Palestrina.

Novelle von W. H. Riehl.

(in Pendant zu des Verfassers Novelle: „Zwei Jahre aus Händel's Leben.")

---

1.

Kühl und erquicklich senkte sich nach einem heißen Tage der
)end auf die zauberischen Ufer des Teverone nieder. Ein
ftiger Gewitterregen hatte die Fluren erfrischt nach den
ennenden Gluthen des Mittags, und noch schwebte dünnes
ewölk über den wundersam reinen Himmel dahin, während
e Sonne hinter Rom's majestätischen Kuppeln in den Flu-
en des nahen Mittelmeers zu erlöschen begann. Aber zu-
rich strahlten ihre prachtvollen Gluthenwogen sanfter in dem
rten Wolkenflaume des östlichen Himmels wieder, als wollte
schon jetzt beim Scheiden ihre herrlichere Verjüngung am
uen Morgen vorherverkünden.

Schäumend in stolzer Kraft eilten die Wasser des Teverone
r Tiber zu, noch aufgeregt und in wildem Strudel an den
pigen Rebhügeln vorbeibrausend; denn erst vor wenigen
inuten hatten sich diese Wogen in Tivoli's schauerliche Fels-
luchten donnernd hinabgestürzt. Hier, kaum eine Miglie
n dem Städtchen entfernt, wo eine südliche Wendung des
usses den großartig wilden Charakter der Gegend in üppige
muth und Lieblichkeit wandelte, senkten sich an sanftem Ab-
nge die duftenden Pomeranzenwälder einer Villa in's Thal
tab. Sie gehörte der Signora Vittoria Colonna, der
emahlin des Ritters Fernando d'Accolo, Marchese von
escara. Hochberühmt war ihr Name in jener Zeit der
chsten Blüthe italienischer Kunst; denn wohl war sie die
te unter den edeln Frauen, die in dem „Buche der
nfzig Dichterinnen" ihren Ruhm auf die ferne Nach-
lt gebracht. Häufig versammelte sie um sich einen Kreis
: größten Künstler und Gelehrten Rom's, um so die zarte
üthe ihres hohen Geistes sorglich zu pflegen, während sie
gleich dem ihr nahenden Genie Beschützerin ward; denn
er der mächtigsten Familien Rom's war sie entsprossen, und
he verwandt mit den edelsten Geschlechtern.

Auch an diesem Abende — es war der 6. Mai des Jahres
55 — hatte die stille Pracht der in tausend Keimen und
üthen wieder verjüngten Frühlingsnatur sie in die Villa
ausgelockt. Unter dem Portikus des freundlichen Lust-
losses war eine kleine aber gewählte Gesellschaft versam-
lt, um die liebliche Frische des Seewindes und den Anblick
s Sonnenunterganges zugleich genießen zu können. Die
gnora war heute ungewöhnlich ernst und bemerkte kaum,
e sehr ihre Nichte Lucia Colonna — mit dem schalkhaften Blick ihrer von dem ganzen Feuer des herrlichen Himmelstriches durchglühten Augen — in Wort und Mienen bemüht war, sie in ihre eigene jugendliche Fröhlichkeit umzustimmen.

„Ich sehe," begann Signora Vittoria nach einer langen Pause, die sie, aus finsteren, schwärmerischen Gedanken auffahrend, jetzt erst bemerkte, „ich sehe, wie lästig meine trübe Gemüthsstimmung meinen verehrten Gästen werden muß; aber ich bitte um Entschuldigung und verdiene sie. Der sechste Tag des Maimondes ist als ein wichtiger Punkt in die Rolle meines Lebens gezeichnet, d'rum dachte ich ihn fröhlich in solch erlesenem Kreise zu feiern. Aber es gemahnte mich mächtig, da ich eben aufblickte zu dem weiten, blauen Himmelsgewölbe, wie es sich allmählig mit Sternen besät, es gemahnte mich mächtig an die düsteren Schatten, die sich seit nunmehr zwanzig Jahren so drückend auf die Tage meines Lebens gelagert haben. Ihr werdet staunen, was wohl heute für ein wichtiger Tag seyn könnte, von dem ich euch ja doch noch kein Wörtchen gesagt habe? Ich will es erzählen. — Es sind heute zwanzig Jahre, da befand ich mich auch auf dieser Stelle; ich war noch Jungfrau und die Villa das Eigenthum meines Vaters. Es war ein Abend herrlich wie der heutige. In tiefes Sinnen versunken saß ich unter jener Pinie; das Buch des gewaltigen Dante lag vor mir, und ich durchschwebte mit ihm, von den Flügeln seiner Begeisterung getragen, die Himmel der Seligen und die Orte der Pein der Verdammten. Mächtig erbebten die Saiten meines Innern, von der hinreißenden Allgewalt des großen Dichters berührt; schweigend legt' ich das Buch bei Seite und blickte um mich in die stille Nacht, die sich rings unvermerkt gelagert hatte. Da tobte es in meinem Busen in tausend widerstrebenden Gefühlen. „„O,"" rief ich zürnend, „„daß ich nicht ein Mann geboren bin! Daß mir die Stiefmutter Natur das Recht versagt hat, gleich jenem Unsterblichen nach der Unsterblichkeit zu ringen! So darf ich sehnend nur emporblicken nach den Sternen, ich darf sie nicht begehren."" Da schaute ich in Thränen auf zu dem gestirnten Himmel mit seinen zahllosen Sonnen, mit den Millionen Welten, der Milchstraße und — mir ward leichter um's Herz. Einem unwiderstehlichen Drange, einem unersättlichen Durst nach der Kunst, nach ihren Lorbeerkränzen hatte mein wilder Unmuth weichen müssen, aber ich war beruhigter, und in der feierlichen Stille der Nacht entströmten mir gleich einer begeisterten Priesterin die innersten Regungen meines Herzens in Worte, die ich stets als ein Heiligthum in meiner Seele bewahrte:

Trosteeschimmer wallen nieder,
Friede! hallt's im Herzen wieder,
Blick' ich zu der Sterne Dom.

Und in Wehmuth tönet leise,
Leis' der Saiten sanfte Weise
In des Sanges gold'nen Strom.

Zaub'risch mildes Licht der Sterne,
Zitternd aus der nächt'gen Ferne
Blick'st mich ja so freundlich an!
Schweigend schau ich auf und wende
Zu dem Sternendom die Hände:
Aus den Sternen spricht kein Wahn. —

Seit jenem Abend beschloß ich, mich der Dichtkunst ganz zu weihen und ich that's. — In stiller Feier beging ich noch in jedem Jahre diese Stunde und jedesmal überblickte ich, was in den Tagen der jüngsten Vergangenheit mir durch die Kunst zu Theil geworden. Aber mehr und mehr fand ich es: der eisige Ernst des Lebens ist zu schwere Centnerlast, als daß er nicht früher oder später die zarte Blüthe der Kunst erdrücken müßte, und das war es, was mich auch heute in so trübes Sinnen versetzte." —

Eine lange Pause trat ein, als die gefühlvolle Frau ihre Rede geendet hatte. Der süße Zauber ihrer Stimme, die örtliche Umgebung, die edle, tiefgefühlte Einfalt, die ihren Vortrag schmückte, alles hatte sich vereinigt, den tiefsten Eindruck auf die Hörer hervorzubringen. Jeder hing schweigend seinen Gedanken nach.

Die frohsinnige Signora Lucia war die Erste, die endlich auf ihre gewohnte schalkhaft naive Weise die Stille unterbrach, und bald drehte sich das Gespräch lebhaft um fröhlichere Punkte, bis erst spät die Gesellschaft sich trennte, um größtentheils noch dem nahen Rom zuzueilen.

Giulio di Fgenza, der Anwesenden Einer, ein geistreicher Maler, wußte glücklich seinen Vortheil bei dieser Gelegenheit zu erfassen. In dem reichen, harmonischen Colorit eines Tizian hauchte er eine weibliche Person auf die Leinwand, edlen Wuchses, majestätischen Blicks, wie sie in schwärmerischer Begeisterung ihr großes dunkles Auge gen Himmel richtet und sehnend ihre Arme ausbreitet, während ihr langes schwarzes Haar in üppiger Lockenfülle auf die Schultern niederwallt. Das magische Halbdunkel des Gemäldes ist nur durch Einen sanften Lichtschimmer unterbrochen, der auf das Antlitz der Jungfrau fällt, in deren Zügen sich eine wunderbare ideale Aehnlichkeit mit denen der Signora Vittoria spiegelt. Als es vollendet war überreichte er es seiner hohen Gönnerin und erndtete reiches Lob. Aber etwas andres, als die Hoffnung auf ihren Beifall war es, was ihn zu seinem Werke begeistert hatte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Nachtstück aus Irland.

(Schluß.)

Bei diesem Anblicke eilte die zurückgebliebene Mannschaft herbei und machte dem Hauptmanne ernstliche Vorstellungen. Es war zu spät; das Feuer, von brennbarem Material genährt und von dem scharfen Luftzuge angefacht, verbreitete sich immer weiter und hatte bald darauf das ganze Gebäude ergriffen. Dichter Rauch schlug hie und da hervor, ein Flammenwirbel zog sich pfeifend nach den Zeugen dieses gräßlichen Schauspiels hin und erleuchtete plötzlich Gesichtszüge, in denen man theils Furcht, theils die Freude über das Gelingen der Rache lesen konnte. Mitten unter dieser Dämonenschaar machte sich der Hauptmann besonders bemerklich. Seine Züge hatten ihren ruhigen und kaltblütigen Ausdruck verloren: die wildesten Leidenschaften spiegelten sich in ihnen ab; eine tiefe Falte, welche sich von dem Zwischenraume zwischen den Augenbrauen bis zu den Haarwurzeln hinaufzog, theilte Gesicht in zwei Theile, welche nicht zusammen zu geh schienen. Die halbgeöffneten Lippen, die weit gedehnten senlöcher, die rückwärts gezogenen Mundwinkel, kurz der druck des ganzen Gesichts zeugte von der Freude des Tri phes über einen tödtlich gehaßten Feind. Mehrere se Genossen, besonders diejenigen, welche sich als seine nä Umgebung gezeigt hatten, bildeten ein würdiges Schau neben ihm; es war ein furchtbarer Anblick!

Inzwischen vernahm man keinen menschlichen Laut aus Innern des angezündeten Gebäudes. Man hörte nur Prasseln des Brandes und das wogende Brüllen der Flam Einige der Anwesenden wagten, von Mitleid ergriffen, Gnade für die Unglücklichen zu flehen, welche das Haus enthalten möchte. Sie wurden rauh zurückgewiesen und sie auf ihrem Verlangen beharrten, richteten sich sechs Flintenläufe auf ihre Brust.

— „Noch ein Wort!" schrie der Hauptmann, „und ich Feuer geben. Den Ersten, der von Verzeihung spricht, ich nieder.... Wir sind wahrhaftig nicht hier, um zu ver hen und, bei dem Schwur, den ich geleistet, wer von von mir verlangt, daß ich ihnen Pardon gebe, der er von mir keinen!... Umzingelt das Haus.... Ich höre, sie sich rühren.... Kein Pardon! Keine Gnade! das ist Parole."

Der Mann übte einen solchen Einfluß auf die Leute, durch seine Worte jedes Gefühl der Großmuth in ihren He zen erstickt wurde. Das Haus wurde umzingelt, damit jed Entrinnen unmöglich werde, für den Fall, daß die unglü lichen Bewohner, von dem Uebermaß ihrer Leiden zur Ve zweiflung getrieben, gewaltsam auszubrechen beabsichtigen sol ten. Leider hätten sie dadurch nur die Art ihres Todes ve ändert. Widerstand war unmöglich und sie durften auf kei Nachsicht von Seiten ihrer Henker rechnen. Was diejenig Irländer betrifft, welche solche Scheußlichkeit empörte, so wa ten sie nicht einmal, den Ort der Schandthat zu verlasse denn sie würden sich dadurch die unversöhnliche Rache ihr Hauptmannes zugezogen haben, ohne doch die dem Tode G weiheten retten zu können. Es war drei und ein halb U Morgens, als ein Fenster des Hauses von einem Arm ei geschlagen wurde und ein menschlicher Kopf sich zeigte; war eine Frau. Bleich, die Augen weit aus ihren Höh hervorstehend, die Gesichtszüge durch den Todesschmerz ve zerrt, die Haare aufgelöst, schrie sie mit matter Stimme u Hülfe nnd ließ, wenn auch nur halb hörbare, doch nicht w niger herzzerreißende Jammertöne vernehmen. Sie verlang Gnade, Gnade für die Ihrigen.... „Keine Gnade! Ke Mitleid!" brüllte ihr die Räuberschaar entgegen. Zuglei stürzten sich zwei Männer, von denen der Erste der Haup mann war, auf das arme Schlachtopfer hin. Was sie m ihm vornahmen, verhinderte der Rauch sichtbar zu werde aber das Wort „Gnade" erstarb in einem letzten Seufz der noch jammervoller ertönte, als die früheren. Eine schre liche Stille erfolgte nun und bald erschienen der Hauptma und sein Gefährte wieder, einen blutigen Kopf auf der Spi eines Bayonettes und einer Pique tragend. Beide Waff waren durch die scheußliche Trophäe durchgebohrt, die da auf mitten in die Flammen hineingeschleudert wurde.

Ein Schreckensschrei entfuhr Aller Mund; nur die Freun des Hauptmannes klatschten Beifall. Dieser, von seiner gra samen Stimmung berauscht, schwengte sein noch bluttriefe des Bayonett in der Luft hin und her, wandte sich geg Diejenigen, welche ihm Vorstellungen hatten machen wolle und sagte: „Wird Einer von uns gehenkt, so sollen Alle dar glauben. Ihr seht selbst, unsere Sicherheit beruht nur dar daß Niemand übrig bleibt, um uns zu verrathen.... Je

int Ihr gehen.... Gedenkt Eueres Eides.... Haltet fest ran zu Euerem eigenen Wohle. Gott würde Euch strafen, nn Ihr ihn verletztet, und mittlerweile fände sich auch noch Anderer, der Euch zur Strafe zu ziehen wissen würde."

Ungeachtet dieser Erlaubniß, die fast wie ein Befehl zum zuge klang, blieben wir doch Alle. Ich meines Theiles ilich hätte mich gern so schnell wie möglich von diesem hreckensplatze entfernt; aber meine Füße waren wie angerzelt an dem Orte. Ich bemühete mich, die Augen von m brennenden Dache abzuwenden, unter welchem in diesem igenblicke mehrere unglückliche Opfer lebendig verbrannt rden. Eine unwideestehliche Macht aber wendete meine licke unaufhörlich wieder dahin. Das Haus bot nur noch n Anblick einer Feuermasse dar; der mit Heftigkeit ausgeochene Sturm fachte die Flamme immer von Neuem wier an und von seinem mächtigen Hauche wurden die Flamensäulen bald rechts bald links hin getrieben. In den Lärm, n die zusammenbrechenden Balken verursachten, mischte sich mmervolles Klaggeheul. Im Schlafe überrascht waren die ewohner des Hauses schnell aufgesprungen und suchten durch Thüren und Fenster zu entkommen. Man sah, wie sie ahnsinnigen gleich hier und dorthin durch das Haus liefen. eberall begegneten sie dem Tode; ihre unbarmherzigen Feinde arfen sie in den glühenden Ofen zurück oder mordeten sie f der Stelle. Alle, die sich zeigten, kamen um, und endh ertönten die Stimme des Sturmes und das Geheul der uersbrunst allein durch die Nacht und das Werk der Verchtung schien beendet.

Aber es war noch nicht zu Ende. Das Schrecknis des äßlichen Schauspiels sollte noch gesteigert werden. In dem ugenblick, als der Hauptmann mit seinem Trupp abziehen ollte, erblickte man auf einem Mauervorsprung einen zur älfte entkleideten Menschen. Der Wiederschein der Flammen leuchtete sein Gesicht. Gerechter Himmel, welch ein Anblick! iemals wird sich dieses Bild aus meinem Gedächtnisse verren. Man denke sich den Todeskampf in seiner schauderaftesten Gestalt, die Veezweiflung in ihrer ergreifendsten öhe. Sicherlich hatte der Mann die furchtbarsten Martern duldet, denn sein Körper war an mehreren Stellen angeannt; aber er schien unempfindlich gegen die Schmerzen iner Wunden. Hoch über den Flammen stehend, die ihn deß fast erreichten, warf er die angstvollsten Blicke über den aum hin, den sie erfaßt hatten; dann wandte er sich zu inen Feinden, streckte die Arme flehend nach ihnen aus, und chtete kaum artikulirte Worte an sie, welche ihr Ohr nicht reichen konnten. Endlich überwand das ihn erfüllende Inesse jede Furcht und mit einer von Schrecken gesteigerten timme rief er aus: „Mein Kind... meine Tochter!... Rett meine Tochter .... dort ist sie .... das Feuer umgibt sie, ill sie verschlingen.... Bei dem Namen Euerer Mutter, uerer Kinder, beim Namen Eueres Schöpfers, rettet, oh! ttet mein Kind, ... daß ich es nur nicht lebendig verbren n sehe! Tödtet mich lieber auf der Stelle!"

Der Hauptmann näherte sich kaltblütig dem Unglücklichen: Erbärmlicher Angeber," sagte er, „Du sollst nicht mehr rliche Leute zum Tode verurtheilen lassen, wegen einer elenn Flinte, die Dir abgenommen worden ist."

Ehe Jener antworten konnte, zeigte sich eine Frau, deren leider halb verbrannt waren, am Fenster, ein kleines Mädchen im Arm, das sie vor den Flammen zu beegen bemüht ar. Sich dahin stürzen, Mutter und Kind mit dem Bayotte durchbohren, Beide in die Flammen hineinwerfen, war e den Hauptmann das Werk eines Augenblickes. „Jetzt mmt an Dich die Reihe!" sagte er darauf, sich zu dem men Vater wendend, dem die Stimme versagte und der ie versteinert dastand. Der Unglückliche versuchte nicht, sich zu vertheidigen. Seine Henker trieben ihn mit Bayonettstichen von der Mauer hinweg, an welche er sich anzuklammern suchte. Er stürzte in den flammenden Heerd, der zu seinem Fuße loderte. Ein Todesschrei bezeichnete seinen Fall. Dann wurde es ganz still und nur das Sturmgeheul störte das Schweigen. Das Feuer verzehrte bald seine Beute. Alle, welche die Rache an dem Orte versammelt hatte, entfernten sich unter dem Schutze der Finsterniß nach verschiedenen Seiten hin, und als der Tag sich über diesee Wüstenei erhob, beleuchtete er nur Trümmer und Bruchstücke, einen Aschenhaufen mit Menschengebeinen untermischt. Eine Familie von eilf Personen war vernichtet und Island zählte eine Schauderthat mehr in seinen Annalen.

## Tabletten.

*** (Mensen Eenst.) Mensen Ernst, der Weitgewanderte, gehört zu den originellsten Erscheinungen unserer Zeit und sein vielgeprüftes Leben verbiente es wohl, einen Beschreiber (Rink) zu finden, dessen Week so eben in zweitee Auflage vor uns liegt. Sohn eines Fregatten-Capitäns in Bergen, den das seltsame Loos dee Seefahrer auch während dee Beschießung von Kopenhagen in englischen Diensten zurückhielt, mußte Ernst, von früher Jugend zur Schifffahrt bestimmt und deshalb zu gleicher Zeit auf der Kopenhagener Seemannsschule, gleich im Anfange seines Lebens bie herbsten Gegensätze bes Schicksals empfinden. Die Geschichte seinee Seezüge als Schiffsjunge, Matrose und Steuermann würde auch bei der einfachsten Nacherzählung Interresse gefunden haben, denn sie führt uns mitten auf ein, dem Festländer in den Jaheen der Unterdrückung und des Sieges fast fremd gebliebenes Feld der Zeitgeschichte, auf das Meer, wo England, Amerika und Frankreich so blutige Kämpfe ausfochten. Als Mensen Ernst im Jahee 1818 nach einem dreijährigen Kreuzzuge auf der Fregatte Calebonia in allen Meeren und nach drei Ostindien-Fahrten wieder in London eintraf und sich's bei den gewonnenen Prisengeldern wohl seyn ließ, ergriff ihn die Gelegenheit, seine untee den Seeleuten bekannte und schon früher gelegentlich erprobte Fertigkeit im Schnell-Laufen auf Kosten einiger Wettlustigen zu bewähren. Zwei große Dauerläufe, der eine von London nach Portsmouth (72 engl. Meilen in 9 Stunden,) der andere von London nach Liverpool (150 engl. Meilen in 32 Stunden,) begründeten seinen europäischen Ruf und brachten die in ihm schlummernde Rennlust zu einee solchen Höhe, daß er seitdem, mit der Schnelligkeit des Reiters und mit der Rastlosigkeit dee Schwalbe auf gebahnten, wie auf ungebahnten Wegen die Welt durchzieht. In seinem 39. Jahre (1837) konnte Ernst sich rühmen, mehr als 50,000 Meilen, woven $\frac{2}{3}$ zur See und $\frac{1}{3}$ zu Lande, d. h. zu Fuß zurückgelegt zu haben. Seine schnellste Reise ist wohl dee, zur Entscheidung einer Wette von 100,000 Frcs. unter mehreren Franzosen und Engländern unternommene Lauf von Paris nach Moskau. Ernst verließ den Vendomeplatz am 11. Juni 1831, 10 Minuten nach 4 Uhe, und erreichte das große Portal des Kremls am 25. Juni 10 Uhr Morgens, so daß ee die Strecke von 352 Meilen in $13\frac{1}{2}$ Tagen, oder täglich im Durchschnitte 25—26 Meilen zurückgelegt hat. Merkwürdiger noch in jeder Beziehung war die wunderbare Fahrt von Nymphenbueg nach Nauplia 1833, vom 6. Juni 1 Uhe Nachmittags bis zum 1. Juli 9 Uhe 48 Minuten Morgens, um dem König Otto Grüße und Schriften von seinen heimischen Verwandten zu übeebringen. Einen solchen Landzug durch die unwegsamen Gebirge Dalmatiens und die Wildnisse des Monte nero hat voe Ernst höchstens der „Weltduechschweifer" Herakles unternommen. Diese große Strecke wuede in 24 Tagen zurückgelegt. Später, im Jahr 1836 am

28. Juli, verließ er mit Aufträgen der ostindischen Compagnie Konstantinopel und traf am 27. August früh in Kalkutta ein, von wo er am 1. September wieder abging, um, mitten durch Centralasien hindurch, mit der drei- bis vierfachen Geschwindigkeit der Caravanen, bei einem Laufe von 19 Meilen durchschnittlich, Konstantinopel wieder zu erreichen. Leider sind die Berichte gerade von dieser Landfahrt, welche in Bezug auf das innere Asien so manche ganz neue Ausbeute versprechen mußte, nur allzu unzureichend und es wäre wohl zu wünschen, daß Mensen Ernst, wenn einst das Alter ihm die bisher noch ungelernte Kunst des Sitzens beigebracht haben wird, den Kamin eines Geographen fände, um ihm, wie Odysseus den Phäakenkönige, seine Irrfahrten zu erzählen. Der Arme! ein Odysseus des Landes, ist er auch darin vom herrlichen Dulder verschieden, daß er die Heimath flieht, welche dieser suchte. Was soll er noch in seinem Nordland? Vater und Mutter verschlang das Meer, das Haus der Kindheit ist öde. Er ist der wahre Peter Schlemihl, als hätte das Leben dem Dichter gesessen. Von einem andern Standpunkte aus muß Ernst für den Psychologen wie für den Phrenologen ein unvergleichliches Studium seyn. Dieses Rennen durch die Welt erinnert an das rastlose Vorwärtsstürzen der Thiere, denen gewisse Theile des Gehirns genommen werden, so daß nun der ewige Trieb der Bewegung kein Gegengewicht, keine Haltung mehr findet. Ein Schreiben aus Muskau vom 12. d. meldet, daß Mensen Ernst am 1. Mai einen Spaziergang nach Jerusalem anzutreten und die h. Stadt in 30 Tagen zu erreichen gedenke. Auf der Rückreise will er einige Länder Asiens der Neugierde halber besuchen.

⁂ (Der neue Messias.) Man schreibt aus Calais, vom 11. April: „Im Arresthause zu Calais befindet sich gegenwärtig ein armer junger Mensch, dessen Gesichtszüge und Anzug sehr ausgezeichnet sind, welcher sich für Christus hält. Bis jetzt hat man es noch nicht mit ihm dahin bringen können, daß er seinen wahren Namen und Ursprung angebe. Man weiß blos, daß er auf der Eisenbahn von Brüssel nach Ostende gekommen ist, von wo er sich nach Dünkirchen begab. Aus dieser letztern Stadt ist er nach Calais gekommen, woselbst die Polizei ihn in Verhaft nahm, weil er keine Papiere hatte und sich weigerte, einige Erkundigungen über sich zu geben. Es wurde derselbe von einem Arzt untersucht, und es ist zu vermuthen, daß er in das Spital gebracht werden wird, bis die Regierung, der die Sache gemeldet wurde, ihre Entscheidung zu erkennen geben wird. Dieser Fremde ist ein Deutscher; er äußert den Wunsch sich nach Amerika zu begeben. „Ich komme vom Himmel, sagt er; ich habe nur einen Hut, einen Mantel und ein Paar Stiefel, u. s. w.“ Er liest in der Bibel, verbietet seinen Gefängnißgefährten das Kartenspielen und verspricht ihnen ihre Freiheit.“

⁂ (Die weiße Dame.) Die bekannte Sage von der weißen Dame, deren Erscheinen stets einen Todesfall in ihrer Familie anzeigen soll, wird nicht blos von dem preußischen Königshause, sondern auch von einer andern großen Herrscherfamilie erzählt. So will man wissen, daß, als vor etwa einem halben Jahrhunderte das regierende Haupt dieser Familie um die Hand einer italienischen Fürstentochter warb, die Mutter dieser Prinzessin eine fromme Nonne über die Zukunft derselben befragt und die Nonne geantwortet habe: „Ihre Tochter wird glücklich seyn, aber im fünfunddreißigsten Jahre ihres Lebens von dieser Welt abberufen werden.“ — Die Prinzessin bestieg den Thron mit der Ueberzeugung, einem glänzenden Geschicke entgegen zu gehen, aber nur ein kurzes Leben zu haben. Sie sprach sich darüber oftmals gegen ihre Kinder aus, denn damals fürchtete sie sich noch nicht. Fünf und dreißig Jahre! Diese Zeit lag noch in weiter Ferne. Aber die Zeit entflieht schnell. Je näher die Fürstin dem Ziele kam, um so mehr bemühte sie sich, das Andenken an jene Prophezeihung aus ihrem Gedanken zu bannen. Bald sprach sie gar nicht mehr davon. Ihr fünfunddreißigstes Jahr erschien endlich und eines Tages flüchtete entsetzt eine Tochter der Fürstin, die etwa 8 bis 10 Jahre zählte und später einen fernen Thron bestieg, zu ihrer Mutter mit den Worten: „Da hinter dem Stuhle habe ich eben gesehen...“ — „Was?“ — „Die weiße Dame.“ — „Fürchte Dich nicht mein Kind,“ antwortete die Mutter; „sie kommt nicht um Deinetwillen; sie ruft mich ab. Meine Zeit ist um.“ — Am andern Tage starb sie.

⁂ (Die Rococomanie.) Die Rococomanie hat sich namentlich in Frankreich, bereits über alle Classen verbreitet. Jedermann will irgend einen Gegenstand aus der Zeit Ludwig's XIV. oder Ludwig's XV. besitzen und da die von damals noch vorhandenen bei weitem nicht hinreichen, das Verlangen darnach zu befriedigen, so werden alle jene alterthümlichen Gegenstände in Paris jetzt neu verfertiget und zwar in der zugestandenen Absicht, die Leute, welche betrogen seyn wollen, damit zu betrügen. Sind die Rococo-Gegenstände fertig, so gibt man sie zu armen Leuten, namentlich zu Portiers, deren Mobiliar von denen, welche in ein Haus treten, am leichtesten gesehen werden kann. Ein Herr geht nun z. B. vor der Wohnung des Portier vorbei und bemerkt eine schöne Pendule aus der Zeit Ludwig's XIV., welche der gute Mann auf seinen Kamin gestellt hat. Der Fremde fragt darnach und der Portier gibt die seltsamsten Antworten. Er hat, sagt er, diese Uhr von seinem Vater, der sie von einem Marquis erhielt, ehe derselbe das Schaffot bestieg. Er weiß zwar nicht, was sie werth ist, hat aber immer gehört, daß sie zu ihrer Zeit wohl 1500 Frcs. gekostet haben möchte. Der Rococomane kann nicht länger an sich halten; er bietet dem armen Manne 1000 Frcs. und erhält dafür die Uhr, die einige Tage vorher fertig geworden und nicht 200 Frcs. werth ist. Die besten Liebhaber alter Dinge, die recht klug seyn und dem Betruge entgehen wollen, reisen in den Dörfern umher, durchstöbern die Bauernhäuser und kaufen alte Truhen, Tische etc., die sie stolz nach Paris zurückbringen, von wo sie erst auf das Land geschickt worden waren.

## Kunst-Verein für die Rheinlande und Westphalen.

Die General-Versammlung der Mitglieder des Kunst-Vereins und die Verloosung der angekauften Kunstwerke für das Jahr 184½ wird im Laufe des August d. J. an einem noch näher zu bestimmenden Tage Statt haben und die damit verbundene Ausstellung am 10. Juli eröffnet werden. Die Künstler, welche geneigt sind, dabei zu concurriren, werden daher ersucht, ihre Werke bis zum 1. Juli d. J. birect unter der Adresse des Herrn Inspektors Wintergerst im Akademie-Gebäude einzusenden und gleichzeitig uns zu benachrichtigen, ob und zu welchem Preise sie verkäuflich sind. Alle Mittheilungen werden unter Kreuz-Couvert und mit der Rubrik: „Angelegenheiten des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westphalen“, erbeten.

Düsseldorf, den 20. April 1842.

Der Verwaltungsrath des Kunst-Vereins.
A. A.
Mosler.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 28. April. Don Juan, große Oper in 2 Akten. Musik von Mozart. (Gastrolle) Leporello: Herr Conradi, vom Stadttheater zu Aachen. (Gastrolle) Zerline: Frau von Keßler-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 117. 28. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taishalrin.

Es war im Spätherbste des Jahres 1792, als eine englische Familie am Hôtel de Londres zu Neapel vorfuhr, um eine Unterkunft zu finden, die sie schon in mehreren Gasthäusern vergeblich gesucht hatte. Auch hier war das Haus mit Fremden angefüllt, und die Neuangekommenen mußten sich vor der Hand mit der, noch allein leerstehenden Wohnung begnügen, die man ihnen anweisen konnte. Nur ein kleiner Theil derselben, der allenfalls zum Besuch- und Speisesaal dienen konnte, ging mit der freien Aussicht auf den Quai von St. Lucia und das Meer, die übrigen Gemächer sahen in ein kleines, so eng zulaufendes Gäßchen, daß man aus den Fenstern des gegenüberstehenden Hauses nicht nur vollkommen zu erkennen im Stande war, was in den Zimmern vorging, sondern selbst die Worte deutlich unterschied, die in denselben gesprochen wurden. So ungelegen dieses den Fremden seyn mochte, so erübrigte doch nichts, als sich der Nothwendigkeit und dem Versprechen zu fügen, daß die nächst leergewordene Wohnung ihnen zu Theil werden sollte.

Jenen Zimmern, die sie also in dem engen Gäßchen bezogen, gegenüber, wohnte ein junger Franzose, Namens Clairval. Dieser hatte früher eine Anstellung bei der Gesandtschaft bekleidet, sie aber bei dem Fortgange der Revolution aufgegeben, und lebte nun als Privatmann zu Neapel, wenig geneigt mit seinen Ansichten und Grundsätzen, und nach der Wendung, welche die Angelegenheiten in seinem Vaterlande genommen, nach Frankreich zurückzukehren. Der Einfluß seiner Freunde hatte es bisher noch glücklich abgewendet, daß er als Ausgewanderter behandelt, und sein Vermögen eingezogen wurde. Allein durch seine gegenwärtigen Verhältnisse in seinem Einkommen beträchtlich zurückgesetzt, mußte der junge Mann sich manche Einschränkungen gefallen lassen, an die er sonst nicht gewohnt war. Wußte er es gleich so einzurichten, daß es seiner Kleidung nie an Nettigkeit und Eleganz fehlte, um sich mit Anstand in den Zirkeln zu zeigen, die er früher besucht hatte; daß er im eigenen Cabriolet auf dem Corso erscheinen konnte, und sich von geselligen Vergnügen nicht ausschließen durfte, zu welchen seine Bekannten ihn aufforderten, so sah er sich doch genöthigt, diese Auslagen auf der andern Seite durch die wohlfeile Wohnung im Seitengäßchen, und durch manche andere Ersparnisse in seinem abgeschiedenen Haushalte hereinzubringen, die ihn in den Stand setzten, das Ansehn vor der Welt zu behaupten, zu dem seine früheren Verhältnisse ihn berechtigten. Clairval war nicht nur in diesem Zuge Franzose, er war es auch im preisenswerthen Sinne in vielen anderen seines Charakters. Offen und zuvorkommend, heiter, gefällig und unterhaltend im Umgang, wacker und ritterlich in seinem Benehmen, hatte er nur eine kleine Schwäche, die Neugierde, die man versucht gewesen wäre, zuweilen für Vorwitz und Ausdringlichkeit zu nehmen, wenn ihm nicht sein leichter, fröhlicher Sinn einerseits zur Entschuldigung gedient, und das Zartgefühl, mit dem er wirkliche Geheimnisse seiner Freunde und Bekannten zu schonen und zu verwahren wußte, diesen Fehler reichlich wieder gut gemacht hätte.

Aus diesem letzten Zuge seines Gemüths hatte Clairval schon oft die Langeweile verwünscht, die ihm der Anblick der leerstehenden Wohnung gegenüber, der einzigen Aussicht aus seinen Fenstern, verursachte. Mit wahrem Vergnügen sah er daher eines Morgens die Scene sich beleben. Die Aufwärter des Hôtels liefen auf und nieder, Feuer ward in dem Kamine angeschürt, Faquini's schleppten sich mit Päcken und Reisegeräthe, und da Clairval aus der Beschaffenheit desselben auf eine weibliche Nachbarschaft schließen konnte, so flattete er in Vorhinein den Gegenstand derselben zur Verschönung seiner Einsamkeit mit den gefälligsten Farben aus. Seine bereitwillige Phantasie schien auch nichts weniger als ihn getäuscht zu haben. Eine hohe, schlanke Frauengestalt, mit Schleier und Reisehut angethan, trat in das Zimmer, das man für sie zurecht zu machen im Begriffe stand. Sie schlug den Schleier zurück, und Clairval, der sich auf seinem Beobachtungsposten am Fenster so weit als möglich vorgelegt hatte, sah das wunderlieblichste Gesicht, das er noch jemals gesehen zu haben glaubte; allein in demselben Augenblicke ward auch die Dame seiner gewahr. Sie winkte, und eine schalkhafte Zofe ließ mit spöttischem Lächeln die Vorhänge der Balconthüren nieder, vor deren undurchdringlichen Courtine Clairval sich neuerdings gelobte, sobald als möglich sich nach einer belebtern Wohnung umzusehen.

Der Neugierige hatte keine Ursache, seinen Vorsatz in den nächsten Tagen zu widerrufen. Die Gardinen gegenüber blieben beinahe immer verschlossen, und hätte seine schöne Nachbarin sich selbst diese Mühe ersparen wollen, so wäre es doch ein fruchtloser Gewinn für Clairval gewesen. Wenn es in seinem Zimmer tagte, oder er erst spät nach Mitternacht aus einer Loge von St. Carlo, oder einem rauschenden Abendzirkel heimkehrte, war die Fremde mit den Ihrigen längst schon nach Pompeji, Bajä oder sonst einer der unzähligen Sehenswürdigkeiten der Umgegend ausgeflogen; und wenn sie von ihren Ausflügen wiederkam, hatte kaum Clairval's Tagewerk von Besuchen, Promenaden und geselligen Zerstreuungen angefangen, die oft erst mit dem Grauen des nächsten Morgens ihr Ende fanden. Die Lebensweise der Fremden war der seinen gerade entgegengesetzt. Höchst selten sah man sie im Schauspielhause, auf der Chiaja oder in der Villa; sie hatten in keinem Hause Karten abgegeben, und

lehnten alle Besuche ab. Die Sonderlingslaunen so mancher Reisenden und die Menge sehenswerther Gegenstände, die ihre Muße in Anspruch nahmen, rechtfertigten hinreichend ihre Zurückgezogenheit, wenn gleich alle ihre übrigen Verhältnisse sie in den Stand setzten, in der Welt mit Glanz und Ansehen zu erscheinen. Lord Dunmore, der mit seiner Frau und Schwester von Paris gekommen war, um den Winter in Neapel zu verleben, war aus einer der angesehensten schottischen Familien. Er war noch ein Mann in den besten Jahren, von einem mehr als reichlichen Einkommen, und eben so angenehm im Umgange, als seine Begleiterinnen liebenswürdig und reizend. Lady Arabella, des Lords Schwester und Clairval's schöne Nachbarin, galt als die Verlobte eines entfernten Anverwandten, von dem man sich sagte, daß er noch zu Paris zurückgeblieben, und zu ihrer gemeinschaftlichen Rückkehr nach England von seinen Angehörigen zu Neapel erwartet werde.

Das waren die Nachrichten, die Clairval von den Landsleuten seiner räthselhaften Nachbarn eingezogen, und nachdem er sofern seine Wißbegier befriedigt, ohne weder sie noch eine Spur von der reizenden Erscheinung des ersten Tages ihrer Ankunft wieder zu Gesicht zu bekommen, vergaß er allmählig sich weiter um sie zu bekümmern.

Eines Abends jedoch, da Clairval zufälliger Weise weit früher als gewöhnlich die Straße von St. Lucia nach seiner Wohnung herabschlenderte, däuchte es ihm, die Töne eines Flügels zu vernehmen, die er in dieser Umgegend noch nie früher gehört hatte. Er stand still, um zu horchen, denn die Töne, die sein Ohr erreichten, schienen eine kunstfertige Hand zu verrathen. Das laute Geräusch, das sonst bis tief in die Nacht am Quai anhält, störte heute zum Glück seine Aufmerksamkeit nicht. Einige schwere Regentropfen, die gefallen waren, hatten die Spaziergänger verscheucht, und da es der Vorabend eines Festtages war, so hatten auch die lärmenden Verkäufer der Meeresfrüchte ihre Buden mit den abenteuerlichen Erzeugnissen der Tiefe bei Seite geschafft, und thaten sich in einer entfernten Bettola gütlich. Die Straße war völlig leer und stille. In abgemessenen Zwischenräumen wälzten sich schwere, weißbeschäumte Wogen von Capri her gegen das Bankett des Dammes, und zerschlugen sich mit dumpfem Gebrause in den Felsenhöhlen des Castel Ovo. Noch regte sich kein Lüftchen, aber sie verkündeten schon den nahenden Sirocco, und die Fischernachen, an dem flackernden Feuer an ihrem Borde weit durch die Nacht erkennbar, arbeiteten sich um die Wette nach dem Hafen hinein, bald hoch auf dem Rücken einer Welle sichtbar, bald tief im Schatten der nächstaufsteigenden begraben.

Immer deutlicher unterschied Clairval indessen, daß der Schall des Instruments aus der Gegend des Hôtels komme, welche die Fremden bewohnten, und das Licht im Zimmer seiner Nachbarin bestätigte seine Vermuthung, daß sie selbst es sey, deren meisterhaftes Spiel ihn mit jedem Augenblicke mehr in Erstaunen setzte. Clairval eilte seine Wohnung zu erreichen, und sich wohlverwahrend seine Anwesenheit zu verrathen, wählte er seinen Platz dergestalt, daß er mit Bequemlichkeit die Spielende sehen konnte, ohne von ihr selbst bemerkt zu werden. Der drückenden Gewitterschwüle wegen, waren die bis auf den Boden reichenden Erkerfenster geöffnet, und der Südwind, der sich schon allmählig zu erheben begann, trieb von Zeit zu Zeit die Gardinen so weit von der Oeffnung des Balcons zurück, daß Clairval die volle Einsicht in das Innere des Zimmers gewann. Die Spielende saß, das Gesicht ihm zugewendet, hinter dem Flügel, und das volle Licht der Kerzen, die auf demselben brannten, fiel auf ihre Züge. Die tiefe Bläße ihrer Wangen und der etwas scharf bezeichnete Schatten unter dem düster blickenden aber herrlich geformten Auge gaben ihrem Gesichte den Ausdruck v Schwermuth und Trauer, aber die zarten Umrisse und d liebliche Oval, von reichen, braunen Locken bezeichnet, die dem schöngeformten Nacken herabfielen, gewannen neuen R durch den schwärmerischen Ernst, der sie beseelte. Sie sch sich bei ihrem Spiele ganz der Stimmung zu überlassen, auf ihren Zügen ausgedrückt war. In ernsten, zuweile abenteuerlichen Phantasien irrte ihre Hand bald in schmelze den Molltönen, bald in kräftigeren Anschlägen und überr schenden Uebergängen auf den Tasten des Piano's, und frem artige, beinahe grauenvolle und doch höchst anziehende Mel dien schienen ihr zum Thema zu dienen, an dem sie sich krausen und gewagten Variationen übte. Das Gewitte welches der Sirocco heraufgetrieben hatte, leuchtete indeß immer heftigeren Blitzen, und der Wind fing an, die Welle ungestümer gegen die Felsen zu schleudern. In weiter Fern rollte der Donner im langen Wiederhall; die passendste Be gleitung zu dem Spiele der Fremden, das so wie ihre Mien einen immer düsterern und feierlicheren Ausdruck gewan Allmählig verstummte jenes, indem sie nur mit einer Han von Zeit zu Zeit Akkorde anschlug, mit denen sie die Gedan ken zu begleiten schien, in denen sie versunken war. Clai val hörte sie abgerissene Worte vor sich hinsprechen, die Anfangs zu verstehen Mühe hatte, da sie nur halblaut un ohne Zusammenhang sein Ohr erreichten; bald aber war die Stimme der Sprechenden lauter, der Sinn der Worte zu sammenhängender, ihre Miene belebte sich mit einem bege sterten Feuer, obgleich ihre Haltung unbewegt, ihre Auge unverändert auf dieselbe Stelle geheftet blieben. Es ware Verse in englischer Sprache, die Clairval, des Englischen voll kommen mächtig, Wort für Wort aufzufassen im Stande wa ob sie gleich mit Ausdrücken aus der schottisch- und gallische Mundart verwebt waren. (Fortsetzung folgt.)

---

## Giovanni Palestrina.

### Novelle von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

### 2.

Signora Lucia, das lebensfrohe Mädchen, hatte in ihre reizenden Natürlichkeit und Naivität einen unbeschreiblich Eindruck auf den Maler Giulio gemacht. Lange suchte dies ihn zu verwischen und ihr Bild aus seiner Seele zu tilgen denn er sah nur zu wohl die unübersteigliche Kluft, welch der Unterschied des Ranges ihm hemmend in den Weg setz aber als er an jenem Abende in ihren Blicken gelesen, da auch sie nicht gleichgültig sey gegen ihn, da konnte er nich länger die Gewalt seiner Gefühle zurückdrängen.

Ohne sein Atelier zu verlassen, hatte er bisher ununte brochen an dem für die Gemahlin des Marchese bestimmte Bilde gearbeitet; denn er hoffte, die Weise, welche die Vol endung in der Kunst gewährt, würde bei der hochherzige Signora Vittoria, von der zum Theil sein Loos abhing, d kleinlichen Rücksichten des Standesadels aufwägen. Als aber sein Werk vollendet hatte, da war sein erster Gang seinem vertrautesten Freunde, einem jungen Musiker, Gio vanni Perluigi, an dem er mit ganzer Seele hing; den ihre Herzen hatten sich verstanden und in dem mannichfache schweren Geschick, das jene Zeiten über sie gebracht, war ih Zuneigung geläutert worden und bewährt.

Wohl hatte Perluigi schon die Gluth bemerkt, die im In nern seines Freundes kochte, wohl hatte er auch in dem An litze der Jungfrau gelesen, welch tiefen Eindruck Giulio au sie gemacht; aber er konnte sich nicht freuen über das Glüc

is jenem zu lächeln schien; denn auch in seinem Herzen hatte
jon lange eine Neigung für Lucia geschlummert, die nun
st zum vollen Bewußtseyn erwachte, da sie sich beeinträchtigt
h, aber um seines Freundes willen suchte er seine Gefühle
bekämpfen und so die erwachte Neigung in ihrem Keime
jon zu ersticken.

Da war es, daß Giulio zu ihm in's Zimmer trat. Hei-
eer als sonst war sein Blick, freundlich ergriff er Giovanni
der Hand und ging mit ihm in dem Stübchen auf und
, und vertraute der Freundesbrust sein Glück und seine
offnung. Er bemerkte nicht, wie es so wild in Giovanni's
unerm tobte; denn der verbarg seinen tiefen Kummer, seine
undersam gemischten Gefühle: in diesem Augenblicke schwur
sich's, auf immer seiner kurzen, still gehegten Leidenschaft
entsagen; denn nie hätte er gewagt, als er seines Freun-
es kindliche Freude sah, seinen innigen Jubel hörte, auch nur
n Wörtlein fallen zu lassen, das die reine edle Seele aus
eem schönen Traume hätte reißen müssen? Doch als ihn
Giulio verlassen hatte, da ward ihm das Stübchen, da ward
m die Welt zu enge. Er eilte hinaus in's Weite, als
önnte er hier den Sturm beschwören, der fieberhaft alle seine
ulse durchtobte, als könnte er hier den Kampf auskämpfen,
er in wilden Qualen sein Gehirn zermarterte. Mit schnellen
Schritten eilte er weiter, immer weiter, während, im Ein-
lang mit seiner Seelenstimmung, ein mächtiger Orkan von
er See her durch die Wälder saus'te und mit dem Weiß der
bgeschüttelten Blüthen den Boden übersäete. Traurig und
de däuchte ihm die herrliche Landschaft; nur als er an die
onnernden Cascaden Tivoli's trat und in den schauerlichen
Wirbel des Wasserschlundes hinabschaute und sah, wie die
Bogen an dem Fels zerschellt als Staub in die Luft zersto-
en, als er die schwarzen vom Wasser abgeleckten Steinblöcke
rblickte, wie sie drohend über dem nächtlichen Abgrund hin-
en, und die düsteren Ruinen des alten Sybillentempels, der
ch trozig auf eben jenen Felsblöcken erhob — beim Anblick
ieser fürchterlich erhabenen Scene fühlte sich seine Seele
twas erleichtert. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Frankfurt.) In den nächsten Tagen wird Herr
Dell'oro ein Concert im Salon des Mülhens'schen Hauses
eranstalten, worauf wir das musikliebende Publikum aufmerksam
achen wollen. Auswärtige Blätter sprechen sich äußerst günstig
ber das Gesangstalent des Herrn Dell'oro aus.

*** (Eine Einbalsamirung in London.) Bekannt-
ch hat der Franzose Gannal ein Verfahren erfunden, mit we-
igen Kosten todte Körper vor Verwesung zu bewahren; sein
eheimniß hat er an verschiedene Personen verkauft, in London
n einen gewissen Doctor, der sich der Sache sehr eifrig an-
immt und allen Todten von Stande seine Karte schickt. Damit
iner ihm entgehe, unterhält er mehrere Leute, die in der Stadt
mhergehen und sich erkundigen müssen, wo ein reicher Mann
ank ist. Ein solcher Bote meldete denn vor Kurzem dem
octor, der reiche Lord C., der Besitzer eines kostbaren Palastes
Oxfordstreet, liege im Sterben und würde aller Wahrschein-
keit nach die Nacht nicht überleben. Der Doctor schickte so-
eich seine Karte in den Palast und wartete; zu seiner Verwun-
rung kam aber Niemand. Es vergingen zwei, drei, acht Tage,
ne daß der Kranke etwas von sich hören ließ. „Sollte der
rd nicht gestorben seyn? Ich werde mich selbst überzeugen,"
ach der Doctor. Er zog den schwarzen Frack an und machte
h auf den Weg. „Nun," sagte er zu der Frau des Portiers,
e er allein traf, „ist er endlich gestorben?" — „Ach, ja, Herr,"
ntwortete die weichherzige Frau schluchzend. „Diesen Morgen
er gestorben, der arme liebe Mann." „Er hat sich viel Zeit
dazu genommen. Führen Sie mich zu ihm, gute Frau."
Weinend gehorchte die Thürsteherin und führte den Doctor in
eine schlechte Kammer, in welcher der Leichnam auf einem Bette
lag, das keineswegs ein Paradebett war. „So sind die Men-
schen!" dachte der Doctor bei diesem Anblick bei sich. „Der
Lord hat seinen Erben ein Einkommen von jährlich 10,000 Pf.
St. hinterlassen und kaum ist er todt, so verweisen sie seinen
Körper in eine Rumpelkammer. Es ist nur gut, daß ich selbst
gekommen bin, denn sicherlich hätten sie mich nicht rufen lassen."
Während dieser philosophischen Betrachtungen ging der Doctor
an's Werk und verrichtete die Einbalsamirung. Dann eilte er
nach Hause und ließ in mehrere Zeitungen die Anzeige einrücken:
„Der ehrenwerthe Lord C. ist in seinem Hause gestorben und
man meldet uns, daß seine untröstliche Familie den berühmten
Doctor . . aufgefordert hat, den Leichnam nach dem Verfahren
Gannal's einzubalsamiren." Auch seine Rechnung schickte der
Doctor in das Haus des Lords und am andern Tag erhielt er
folgendes Schreiben: „M. H., man weiß jetzt wirklich nicht, wer
lebt und wer stirbt. Ich bin ein — lebender Beweis davon,
wenn ich mich so ausdrücken darf, denn nach dem, was mir
geschieht, werde ich selbst an meiner Existenz irre. Vor einigen
Tagen versicherte mein Arzt auf seine Ehre, daß ich vollkom-
men von der schweren Krankheit, die mich befallen, hergestellt
sey, und ich glaubte seinen Worten; heute aber lese ich in den
Zeitungen, daß ich gestorben und einbalsamirt bin. Diese trau-
rige Nachricht wird bestätigt durch die Rechnung, welche Sie
mir gesandt haben und in der Sie 100 Pf. St. für die Ein-
balsamirung meines Körpers verlangen. Es ist das viel Geld,
da die Sache aber einmal geschehen ist, so haben Sie doch die Ge-
fälligkeit, sich in meine Wohnung zu bemühen, damit wir
mündlich über meine Einbalsamirung sprechen können. Geneh-
migen Sie rc. — Lord C." Der englische Gannal, den dieser
Brief, wie man wohl glauben wird, in einige Verlegenheit
brachte, begab sich zu dem Verstorbenen und hier erhielt er die
schmerzliche Ueberzeugung, daß er in seinem Eifer den Thürsteher
einbalsamirt hatte, der während der Krankheit seines Herrn
plötzlich am Schlage gestorben war.

*** (Ein Intermezzo) Im United Service Journal
befindet sich eine Schilderung der außerordentlichen Entbehrungen
und Unannehmlichkeiten, womit die englischen Soldaten in frü-
heren Zeiten, namentlich im amerikanischen Kriege zu kämpfen
hatten. Ungeachtet des geringen Soldes, mußte jeder Soldat
seine Lebensbedürfnisse vom Quartiermeister oder Wachtmeister
nehmen, und dieser lieferte wenige und schlechte Nahrungsmittel.
Der Hunger trieb die ermüdeten Krieger oft zum Stehlen an,
wofür sie dann nicht selten auf das grausamste gezüchtigt wurden.
Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß in einem Tage zehn und
mehr solcher Unglücklichen mit mehreren hundert Peitschenhieben
gezüchtigt wurden. Endlich ereignete sich ein tragi-komischer
Vorfall, welcher diesen öffentlichen Züchtigungen ein Ende machte.
Ein Soldat, der eine Frau und vier Kinder hatte, stahl einige
Erdäpfel vom Felde. Er wurde vor das Kriegsgericht gestellt
und zu fünfhundert Streichen verurtheilt. An demselben Abend
wurden noch sieben andere hin ausgeführt, und die Züchtigung
begann vor den Augen der versammelten Menge, unter welcher
das Jammern der zuerst Gezüchtigten ein lautes Gemurmel des
Unwillens erregte. Endlich kam die Reihe an den Erdäpfeldieb.
Einen Theil der Strafe ertrug er mit seltener Standhaftigkeit,
aber endlich erpreßte ihm der Schmerz laute Klagetöne. Die
Frau des Sträflings, welche eine Milderung der Strafe hoffend,
in einiger Entfernung lauschte, vermochte sich nicht länger zu
halten. Sie setzte ihr Kind nieder, eilte auf den Tambour zu,
welcher die Geißel schwang, und faßte ihn beim Arm. Sie
wurde ergriffen, und unter lautem Geschrei fortgeschleppt. Dies
war das Signal für die anwesenden Waschweiber, welche im
Vertrauen auf den Beistand der Menge, vordrangen und die

Gefangenen befreiten. Die meisten Offiziere kamen ohne weitere Unannehmlichkeiten davon — nur nicht der Adjutant, welcher von den derben Fäusten der Waschweiber ergriffen, über einige Bündel Stroh gelegt und unbarmherzig gegeißelt wurde. — Seit jenem Vorfalle sind die körperlichen Züchtigungen in der englischen Armee seltener geworden, und werden nie mehr öffentlich vollzogen.

*** (Englisches Phlegma.) Es sind einige Jahre her, als eines Abends sehr spät ein Engländer in einem Gasthause zu Braubach ankam, speis'te und sich schlafen legte. Um Mitternacht brach im Hause Feuer aus. Man eilte auf die Stube des Engländers; er schlief, man weckte ihn, erzählte ihm die Sachlage, daß Feuer im Hause sey, und daß er sich unverzüglich hinausbegeben müsse. „Zum Teufel!“ — entgegnete der Engländer — „man weckt mich um solchen Plunder! Laßt mich in Ruhe! Ich bin müde und werde nicht aufstehen. Seid Ihr Narren und meint, ich soll im Hemde um Mitternacht auf die Felder hinauslaufen? Ich verlange meine neun Stunden bequemen Schlafes. Löscht Euer Feuer, wie ihr wollt, ich hindere Euch nicht. Was mich betrifft, so liege ich ganz gut im Bette und bleibe darin.“ — Er sprach's und legte sich auf's Ohr. Es gab kein Mittel ihm Vernunft einzureden, und da das Feuer rasch um sich griff, so retteten sich Alle, nachdem sie die Thüre des schlafenden und schnarchenden Engländers verschlossen. Die Feuersbrunst war fürchterlich, man löschte sie nur mit der größten Anstrengung. Des andern Morgens kamen die Leute, welche den Schutt wegschafften, an die Thüre des Engländers, öffneten sie und fanden den Reisenden bald erwacht, wie er sich eben die Augen rieb und den Eintretenden gähnend zurief: „Könnt Ihr mir sagen, ob Stiefelhaken im Hause sind?“ — Dann stand er auf, frühstückte tüchtig und reis'te sehr heiter und gestärkt ab, zum großen Leidwesen der jungen Leute im Orte, welche aus der Mumie des Engländers schon das, was man in den Rheinthälern einen „trockenen Bürgermeister“ nennt, zu machen gedachten, oder einen vollkommen geräucherten und wohlerhaltenen Todten, welchen man für ein Paar Liards den Fremden zeigt.

*** Der Herzog von Orleans läßt gegenwärtig seinen großen Salon im Pavillon Marsan neu meubliren und es sind dazu eigene Stoffe verfertigt worden, die an Reichthum Alles übertreffen, was man Prächtiges zur Zeit Ludwig's XIV. kannte. Die Muster, in dem reinsten maurischen Style, sind in Gold en relief auf carmoisinrothem Grunde broschirt. Die größte Bewunderung erregen die Fenstergardinen, die drei Meter breit sind und Goldverzierungen ebenfalls en relief haben.

*** Eine Pariser Künstlerin, die großes Aufsehen erregt, ist Mlle. Nathalie Fitzjames, die bald die Alice in „Robert dem Teufel,“ die Lucie in „Lucie von Lammermoor“ singt, bald wieder die Giselle oder die Sylphide tanzt, und als Sängerin wie als Tänzerin gleich ausgezeichnet ist.

*** Ein neues Verfahren, die jetzt immer mehr wieder in die Mode kommenden Holzschnitzereien wohlfeil nachzuahmen, ist von einem Engländer mit Erfolg angewendet worden. Er erweicht Leder und preßt dieses in alle möglichen Formen, die dann Holzschnitzereien vollkommen gleichen.

*** (Conradin Kreuzer's neuestes Opernwerk.) Seine Durchlaucht der regierende Herzog von Nassau hat die Dedication des neuesten Opernwerkes Conradin Kreuzer's „Der Edelknabe und das Armband“ anzunehmen geruht. Die Oper wird demnächst auf der Hofbühne zu Wiesbaden in die Scene gehen, und der Compositeur, der am 26. April in Wiesbaden eintrifft, sein neuestes Werk selber dirigiren. Die Hauptparthie singt Demoiselle Cäcilie Kreutzer, die an der Wiesbadner Bühne auf festes Engagement gastirt. Die Oper wird mit vieler Pracht der Ausstattung in die Scene gesetzt. (Rheinland.)

## Literatur.

(Oesterr. Kais. Wiener Zeitung Nro. 72.)

**Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten Nor[d]-Amerika's in den Jahren 1838—1840. In Gesellsch[aft] des Ritters Franz Anton von Gerstner, unternom[-]men von Clara von Gerstner, geb. von Eppler[-] Härtenstein. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung, 184[2]. 8. 456 S.**

Die obgenannte Schrift, welche wir der Aufmerksamkeit des lese[n-]den Publikums anempfehlen, verdient dieselbe nach unserer Meinu[ng] um so mehr, als die Verfasserin wohl die erste Frau in Deutschla[nd] ist, welche über amerikanische Zustände etwas veröffentlicht hat.

Alle Mittheilungen, welche wir hier über einen weniger bekannte[n,] den westlich innern Theil des vereinigten Ländergebietes erhalten; [...] Zweige und Adern des jungen Staaten-Organismus, welche wir thei[ls] in eben beginnendem, theils in schon kräftig pulsirendem Lebensstro[m] geschildert finden, würden an und für sich schon unsere Wißbegierde [...] Anregung bringen, träte nicht noch ein anderer Umstand zu dem frü[he-]ren, durch welchen dieser in seiner Geltung noch bedeutend erhö[ht] würde; wir meinen: die erlaubte Glaubwürdigkeit der statistischen A[n-]gaben, welche unter den Auspicien eines Mannes aufgenommen wu[r-]den, dessen Stimme in dieser Hinsicht mit Recht als die Principa[l-] Stimme in Deutschland anerkannt wird.

Und dürfte am Ende das merkwürdige Schicksal der Verfasser[in] (ein Umstand, den wir füglich hätten voransetzen konnen) nicht Gru[nd] genug seyn, uns für dieses Buch und seinen Autor zu interessiren, u[nd] die distinguirende Stimme der Kritik ferne zu halten, wenn anders [der] dem Buch innewohnende Werth dieselbe überhaupt zu befürchten hätt[e].

In den letzten Decennien, wo zwischen der alten und neuen We[lt,] und wir wagen die Behauptung, zum Nutzen beider, nicht allein [...] mächtigere Völker-, sondern ein eben so starker Ideen-Verkehr St[att] fand, wo beide Hemisphären, auf eine gegenseitige Ergänzung u[nd] Vervollkommnung hingewiesen, sich derselben nur dann im vollen Ma[ße] zu nähern im Stande sind, wenn sie bei der Schwierigkeit des to[pi-]schen Verkehrs, alles Dasjenige um so willkommener ergreifen, w[as] ihnen der geistige an die Hand gibt; — in dieser Zeit durfte die g[e-]nannte Schrift bei der Mannigfaltigkeit geographischer, statistischer u[nd] historischer Daten immerhin von nicht gewöhnlichem Interesse seyn.

Gehen wir weiter und beobachten wir die Verfasserin bei Beurth[ei-]lung amerikanischer Sitten und Gebräuche, so finden wir hier ein[en] Vorzug, der in der That nicht einer jeden Reisebeschreibung eigen [ist.] Dieser Vorzug besteht nämlich nach unserer Meinung in einem ([si] venia verbo!) gewissermaßen poetischen Farbenprisma, das in eine[m] Reflexe die Begebnisse und Erlebnisse auf eine höchst angenehme u[nd] heitere Weise beleuchtet. Wir wollen damit nicht sagen, daß etwa i[m] Extremen zu einem griesgramigen Nicolai in Italien, Frau von Gerstn[er] in Amerika Alles in rosigem purpurfarbenem Lichte erblickt: geg[en] solche Behauptung spricht so manche ihrer Bemerkungen, wo sie m[it] feinem weiblichem Tacte das Wahre vom Falschen herauszufinden u[nd] stets in anziehender Eigenthümlichkeit hervorzuheben versteht. — Ma[n] merkt es der Verfasserin an, daß sie an der Hand eines durch Ge[ist] und Wissen ausgezeichneten Mannes die neue Welt betrat, und in di[e-]sem glücklichen Gefühle sich all den neuen Eindrücken mit Liebe u[nd] ohne Partheigeist hingab.

Tritt hinzu noch die liebenswürdigste Anspruchlosigkeit der Ve[r-]fasserin, eine gewisse Naivität des Ausdrucks, und an den geeignete[n] Stellen eine wahrhaft poetische Sprache, so kann man sich den ang[e-]nehmen Eindruck leicht erklären, den die Lectüre dieses Buches a[uf] jeden unbefangenen Leser ausüben wird. Die äußere Ausstattung läß[t] nichts zu wünschen übrig. *)

*) Diese Reisebeschreibung ist auch im 4. Hefte der neuen Jahr[-]bücher für Geschichte und Politik von Fr. Bülau (ausg[e-]geben am 1. März 1842) unter Mittheilung von Auszügen se[hr] vortheilhaft beurtheilt. Anm. der Red. des Konv. Bl.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 28. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth[eilungen.] Musik von Mozart. (Gastrolle) Leporello: Herr Conradi, vo[m] Stadttheater zu Aachen. (Gastrolle) Zerline: Frau von Keßler[-] Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, **Nro. 118.** 29. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taischalrin.

(Fortsetzung.)

„Sie sind los aus ihren Grüften," hörte Clairval sie ungefähr mit dem erhobenen Ton der Stimme sagen, den die Improvisatori anzunehmen pflegen.

Sie sind los aus ihren Grüften,
Die am fernen Lommond Strand
Segeln auf des Sturmes Lüften
Ueber See und Land — *)
Geister aus des Hochlands Hügeln,
Aus des Niederlandes Moor,
Stürmen auf den schwarzen Flügeln
Aus der Nacht hervor!
Du mit blutbefleckten Händen
In des Helmes düsterm Stahl,
Den von Glenmors Felsenwänden
Drohen sieht das Thal;
Warnerin vor den Gefahren,
Knoidart's gespenstisch Weib,
Mit den aufgelösten Haaren,
Um den Riesenleib,
In dem blut'gen Tartanskleide **),
Die der Wandrer grausend flieht,
Wenn er Mittags durch der Heide
Oede Pfade zieht; —
Ungethüm mit Huf und Mähne
Auf Bennachars Klippenrand,
Jauchzend, wenn die morschen Kähne
Schmettern an den Strand; —
Alle die in luft'gen Reichen
Hausen zwischen Land und See,
Mit geheimnißvollen Zeichen
Künden Glück und Weh;
Wenn die blauen Blitze schweifen,
Wenn der Donner rollend fällt;
Von des Nordlichts blut'gen Streifen
Sich die Nacht erhellt;
Wenn an rauhen Herbstestagen
Aus der Berge wilder Schlucht
Graue Nebelheere jagen
In gedrängter Flucht;
Ueber Moore, über Triften,
Die des Morgens Frost bethaut,
Wirbelnd auf des Nordens Lüften
Fährt die Windesbraut; —
Wenn verlockend in die Oede,
Ueber moderndes Gebein,
Aus der Vorzeit schwerer Fehde,
Zuckt des Irrlichts Schein,
Und das Licht am Felsenthurme
Im Gewitter-Graus erlischt,
Wo das Schiff im Wogensturme
Durch die Brandung zischt;
Alle, ihrer Haft entlassen
Aus dem tiefen Felspalast,
Suchen sie des Wandrers Straßen
Und des Schiffers Mast;
Spähen an den fernsten Küsten,
Um ein wohlbekanntes Haupt,
Dem ihr hämisches Gelüsten
Glück und Frieden raubt! —

Nach einer augenblicklichen Pause ging der feierliche Ton der Sprechenden in eine leidenschaftlichere Bewegung über, die sich bei den letzten Versen bis zum durchdringenden Accente steigerte. „Euch kenn' ich wohl," fuhr sie fort:

Euch kenn' ich wohl, vertraute Zungen, *)
Die oft daheim mich angeklungen,
Am Bachesfall
Im Wiederhall
Mir süße Namen vorgesungen!
Die mich begrüßten am Gestade,
Im einsam kühlen Wogenbade
Am Hochland-See.
Wenn schon das Reh
Entfloh auf wildverwachsnem Pfade;
Die aus der Grotte Felsentiefen
Mit wunderbarem Klang mir riefen,

---

*) Der Aberglaube in Schottland bevölkert die Ufer der Seen und Flüsse, die Berge, Höhlen und Wälder mit gespenstischen Wesen, mit Elfen, Kobolden u.s.w., die, meistens tückischer und schadenfroher Art, in die Begebenheiten des Lebens einwirken, durch ihr Erscheinen Unfälle vorbedeuten, zuweilen auch warnend dazwischen treten. Angesehenen Familien waren besonders eigene Dämone oder Schutzgeister zugesellt, wie die im Verfolg angeführten: der Lhamdeargh oder Rothhand von Glenmore, die Noontide-hag oder Mittagshexe von Knoidart, der Riverdämon oder River horse in Pferdesgestalt am Bennachar See u. s. w.

**) Tartan, die gewöhnliche Kleidung in Hochschottland von dem bekannten gewürfelten Stoffe.

*) An Ufern und Gestaden, und in einsamen Wildnissen glaubte man luftige Zungen zu vernehmen, welche die Menschen bei ihren Namen riefen.

Wenn um mich her
Gewitterschwer
Der Haine Abendlüfte schliefen;
Du Sprache, die ich oft belauschte,
Mit der ich fremde Worte tauschte.
Wenn sie auf Höh'n
Im Windeswehn
An meinem Ohr vorüberrauschte.
Bescheid mir gab auf meine Fragen,
Mir jauchzte in der Kindheit Tagen,
Und schwermuthsvoll
Zu Seufzern schwoll
Bei meines Mißgeschickes Klagen.
O wohl erkenn' ich deine Zeichen,
So heimathsfern sie mich erreichen,
Mir überall
An Sinn und Schall
Mit keinen andern zu vergleichen!
Auch du dort, schwankende Gestalt,
Die kraus und wild im Zwielichts-Graun
Aus Nebelluft zusamm' sich ballt,
Hab' ich nicht Muth dich zu erschaun?
Was windest du den Tartan trocken
Von blauer Stromesfluth durchnäßt?
Was schüttelst du die gelben Locken,
Die ängstlich deine Rechte preßt?
Auf Fackelreihen zeigst du hin,
In düstrer buntgefärbter Glut *)
Was soll des Glamour's dunkler Sinn **)
Und dort der Meuchelwaffe Blut?
Du weisest auf verwandte Züge
Gefährdet durch des Mordes Stahl?
Hinweg die unverschämte Lüge,
Sie schützt des wackern Freundes Wahl.
Doch wer ist die im Tuch der Bahre,
Die grinsend mir entgegen winkt?
Weh mir, ich selbst! noch eh' die Haare
Der Kranz der Myrthe mir umschlingt!

Sie endete die letzten Verse mit einer heftigen Erschütterung, die sich ihrer Stimme und ihren Zügen mittheilte. Erschöpft sank sie zurück, von einem heftigen Kampfe in ihrem Innern bewegt, den das gewaltsame Wallen ihrer Brust verrieth. Noch lange nachher sah sie Clairval, obgleich beruhigter wie es schien, in tiefes Nachsinnen verloren, als ihre Mädchen in das Zimmer traten, um die Jalousien vor den Regengüssen zu verschließen, die jetzt in Bächen herabströmten. Der Ungestüm des Windes war zum Orkan herangewachsen, und das Gewitter tobte in furchtbaren Donnerschlägen. Auch Clairval sah sich genöthigt, sich vom Fenster zurückzuziehen, obgleich noch kein Bedürfniß des Schlafes in seine Augen kam. Seine Phantasie und sein Blut waren von dem sonderbaren Bilde der Fremden aufgeregt, und erst spät, als das Gewitter ausgeraset, und es von Außen ruhig geworden war, schwieg auch der Aufruhr in seinem Gemüthe.

„Das ist die Ursache ihrer Zurückgezogenheit," folgerte er am nächsten Tage bei sich selbst. Der Verstand des armen Mädchens ist zerrüttet und Jammerschade um das herrliche Geschöpf, weit eher geschaffen, andern Leuten die Köpfe zu verdrehen, als ihn sich von Geistern und Gespenstern verdrehen zu lassen.

Mit diesen Folgerungen schloß Clairval seine Betrachtungen über die Scene des letzten Abends, während das Ungewöhnliche derselben seine Wirkung auf die schwache Seite seines Gemüths dennoch nicht verfehlte. Die Neugierde, und der Wunsch mit seiner räthselhaften Nachbarin näher bekannt zu werden, waren aufs Neue rege geworden, und ließen ihn auf allerlei Mittel sinnen, sich auf irgend eine Weise der schönen Schwärmerin zu nähern.

Der Zufall war seinem Vorhaben günstiger, als die Bemühungen, die er dafür angewendet. Die Zuflüsse, die Clairval von seinem Vermögen aus Frankreich erhielt, trafen immer unregelmäßiger ein, und drohten nächstens gänzlich ins Stocken zu gerathen. Er sah mit bekümmerten Blicken in die Zukunft, und mußte ernstlich bedacht seyn, für einen ehrenvollen Ausweg zu sorgen, wenn jene Unterstützungen gänzlich versiegen sollten. In seiner frühern Jugend hatte er sein vorzügliches Talent zur Zeichenkunst, das sich mit meisterhaften Fortschritten entwickelte, nicht ohne Leidenschaft betrieben, bis er es über seinen Berufsgeschäften und dem Leben in der großen Welt zurückzusetzen genöthigt war. Die Vollkommenheit, bis zu welcher er es in der Kunst gebracht, konnte im Nothfalle hinreichen, ihn vor Mangel zu schützen, und der im Geheimen betriebene Verkauf seiner Werke ihn selbst in den Stand setzen, seine gewohnte Lebensweise fortzuführen. Mit einem freilich weit verschiedenen Gefühle suchte er jetzt die bestaubten Palleten aus dem alten Hausrathe hervor, und begann mit einigen schüchternen Versuchen die verschmähte Gunst des Genius zu prüfen. Mit Erstaunen fühlte er in sich die gewohnte Fertigkeit in den Handgriffen der Kunst, und mit der Freude an den gelungenen Proben, auch den Hang zur früheren Beschäftigung wiederkehren. Vom frühesten Morgen an, saß er jetzt oft vor einer Baumgruppe auf Capo di Monte, oder vor einer kecken Felspartie am Gestade, oder studirte den magischen Wechsel der Wellenbeleuchtung, oder die Lufttöne der Perspective. (Fortsetzung folgt.)

*) Die Erscheinung einer Reihe bunter Lichter bedeutet, nach dem Volksaberglauben, den Todesfall eines Familienhauptes, oder eine schwere Gefahr, die ihn bedroht.

**) Glamour ist die Zauberkunst, das Auge durch falsche Erscheinungen zu täuschen.

---

## Giovanni Palestrina.

Novelle von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

3.

In einem höchst einfach, ja fast ärmlich meublirten Zimmer des Vatikan saß Papst Paul IV.; ihm zur Seite die Cardinäle Rospignioli und Caraffa. Finster und streng waren des Papstes Züge. Aus einem Kloster hatte man ihn auf den Stuhl Petri erhoben, auf daß er mit Feuer und Eisen dem immer tiefer um sich fressenden Krebsschaden der Sittenverderbniß und Ketzerei in der Kirche Einhalt thue; denn die gewaltigen Worte des Augustinermönchs in Wittenberg hatte die Gemüther der ganzen Christenheit in unheildrohende Gährung versetzt und selbst diesseit der Alpen schrie das Volk laut nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern.

Schwere Sorgen waren es, die die drei geistlichen Würdenträger heute quälten. Der Papst sann auf neue Zucht in der ganzen katholischen Geistlichkeit, so streng, als sie nur die jahrelange Ascese der finstersten Ordensregel, das mürrische Alter und der tiefste Unwille über die Lage der Dinge einflößen konnte, während die beiden Cardinäle, für ihre Existenz besorgt, so gerne den Plänen ihres Vorgesetzten entgegengearbeitet hätten, ohne daß sie es wagten; denn sie fürchteten Unheil für ihre Person: Paul war unerbittlich strenge gegen sich wie gegen Andere, selbst gegen seine schuldigen Nepoten.

hn umgaben, um mit einem geistreichen neueren Geschicht-
)reiber zu reden, noch Einmal die finsteren Schatten der
ten Hierarchie.

Von einem der höheren Hausbeamten des Papstes einge-
ihrt, trat ein junger Mann ins Zimmer und kniete demü-
ig nieder vor dem stolzen Herrscher der Christenheit. Huld-
icher, als es sonst wohl seine Gewohnheit seyn mochte, hieß
n Paul aufstehen. Der Jüngling erhob sich. Seine Züge
aren edel, wenn auch nicht schön zu nennen, und aus sei-
em Auge strahlte ein ungewöhnlich Feuer; seine Bewegun-
n zeigten ein seltsames Gemisch von Stolz und Zurückhal-
ung: es war Perluigi.

„Mein Sohn," redete ihn der Papst an, „ich weiß, daß
ich mein Vorgänger, der würdige Marcellus, dazu ersah,
n Uebelständen abzuhelfen, die auf dem Concil zu Trient
egen des Gesanges in unsern Kirchen zur Sprache gekom-
ien sind; allein unser Vorfahr, der es wohl vermocht hätte,
ar manchen Schaden durch linde Mittel zu heilen, den wir
ur durch rasche Abnahme des ganzen erkrankten Gliedes zu
eben uns vorsehen. Marcellus ward zu früh' von seiner
:dischen Laufbahn abberufen, und so wird es denn auch wohl
esser seyn, wir verbannen gänzlich die durch Schnörkelei und
Getändel in unsern Tagen so sehr profanirte Musik aus den
Kirchen, da uns die Weisheit unsers Vorgängers gebricht,
ier ein genaues Für und Wider abzuwägen. — Dein Ge-
ich also, mein Sohn, können wir nicht erfüllen; aber wegen
es guten Willens, den Du dabei bezeugt, soll Dir auch fer-
er unsere besondere Wohlgewogenheit und unser väterlicher
Segen zu Theil werden."

Der Papst winkte ihm, da er geendet, sich zu entfernen;
llein der Jüngling ging nicht. Kühner flammte sein Auge
nd eine leichte Röthe überflog seine Wangen.

„Ew. Heiligkeit mögen verzeihen," begann er in bescheide-
em aber festem Tone, „wenn ich noch ein Wörtchen erwie-
ere. Die hohe, himmlische Kunst, das Heiligste wohl, was
ns nach dem heiligen Evangelio von Gott verliehen ist" —

„Wie?" schrie erzürnt der Papst dazwischen, „bist auch Du
chon angesteckt von jener schändlichen Ketzerei? Ist das nicht
in Ausspruch, den der sächsische Ketzer auch gethan? Und
eißt Du nicht, daß die Kirche heiliger ist, denn das Evan-
elium selbst?"

„Verzeiht," erwiederte der Jüngling nach einer Pause,
wenn ich irrte und wenn ich nochmals zu reden wage.
Vergönnt mir dann nur Einmal in Euerer Gegenwart ein
Werk aufzuführen, vielleicht würdiger als jene Werke der
Flammänder, die Ihr mit Recht als störendes Getändel ver-
bannet wünscht, und schiebet so lange Euer Urtheil auf. Ach,
eiligster Vater, unter der drückenden Last so vieler Sorgen,
ei so unendlich wichtigeren Geschäften und Bestrebungen hat
vohl Euer Herz noch nie den süßen Ahnungen, dem feierlichen
Aufschwung, der schwärmerischen Sehnsucht sich hingegeben,
ie der himmlische Klang der Akkorde in uns weckt! Ihr könnt
s nicht wissen, wie gar ein köstlich Gut die Kunst ist, sonst
vürdet Ihr nicht den Stab über sie brechen! Um ihretwillen
ebe ich, nicht aus Eigennutz und Selbstsucht; bewilliget mir
iese einzige Gnade!"

„Hinweg!" schrie der Papst noch erzürnter, „hinweg, daß
icht Fluch statt unsers väterlichen Segens Dich begleite! Wir
neinten es gut mit Dir, aber durch Deinen hartnäckigen Wi-
erspruch hast Du Alles verdorben. Ist es nicht gleich viel,
velchem Götzen der Mensch opfert? Mag es Kunst seyn,
Wissenschaft, der Mammon des Reichthums, Alles ist gleich,
venn er nicht Gott und Christo allein, d. h. der von ihm
estifteten Kirche all' sein Dichten und Trachten zuwendet."

Perluigi entfernte sich schweigend. All' sein Hoffen war
ernichtet, seine Pläne zertrümmert; es schien, als sollte allenthalben nur Unglück und Mißlingen sein Theil seyn. Finster und in sich gekehrt gab er sich eine zeitlang ganz einem verzehrenden Grame hin; allein bei solch einer thatkräftigen Seele konnte dieß nicht lange dauern: alle Kämpfe, die das wahre Genie zu bestehen hat, die Last aller Hemmnisse, welche es zu erdrücken scheinen, dieß Alles kann nur dahin führen, daß es, an ihrer Ueberwindung erstarkt, erst recht in voller Kraft und Fülle unwiderstehlich hervorbricht, um dann in desto hellerem Glanze die selbstgezeichnete Bahn zu wallen. So war es auch hier. —

## 4.

In einem reichverzierten Stuhle zunächst dem Hochaltare im Lateran saß Paul IV., um dem Gottesdienste beizuwohnen. Still und finster hatte sich die heilige Handlung bis jetzt fortbewegt, sonst so heiter in dem katholischen Cult durch den Schmuck der Künste. — Der Priester trat vor den Hochaltar, um die Messe zu beginnen. Da tönte plötzlich aus einer Nische in feierlich einfachem Tone das Kyrie von einem kleinen aber trefflichen Chore gesungen. Erstaunt horchte der Papst auf; fast hätte er hervorspringen mögen, dem Unfug Einhalt zu thun, wenn er nicht gefürchtet hätte, so noch mehr die Heiligkeit der Feier zu stören. Er blieb starr vor Erstaunen über solche Vermessenheit. In majestätischem Preisgesange wallten die Akkorde des Glorias gen Himmel, und siehe! selbst die finstere, der Sinnen-Welt längst abgestorbene Seele des stolzen Hierarchen hob sich empor, ergriffen von der Allgewalt der Töne! Thränen rollten über seine eingefallenen, welken Wangen als der tiefe Schmerz des Domine exaudi sein ganzes Inneres durchbebte. Schweigend, saß er und horchte staunend, kaum begreifend, was in seiner Seele vorging, welche neue Welt sich ihm öffnete. Vergebens flüsterte sein geistlicher Stolz ihm ein, sich solch weibischer Gefühle zu entschlagen, vergebens erinnerte er sich an seine Ascesen und die Ertödtung der Sinnlichkeit; in nie geahntem Schauer durchbebte ihn das „dreimal Heilig," und als die Messe in dem versöhnenden Dona nobis leise verklang, da war auch sein Herz versöhnt und er zürnte nicht mehr einer Kunst, die in solch erhebender Einfalt zum Herzen sprach.

* * *

Perluigi — denn er war es, der diese Töne geschaffen und der es gewagt hatte, auch ohne Erlaubniß zur Aufführung zu schreiten, ging nach vollendetem Hochamte in bangen Erwartungen nach Hause. Jetzt erst bedachte er, welch verwegene That er unternommen; denn vorher hatte der begeisternde Gedanke, der Retter einer Kunst zu werden, die mit seinem ganzen Wesen so innig verwachsen war, kein Nachdenken in ihm auftauchen lassen.

In dem beklemmenden Gefühle des Unrechts, aber zugleich stolz in dem Bewußtseyn, als ein Mann für eine edle Sache gehandelt zu haben, brachte er einsam den Tag hin.

Gegen Abend überbrachte ihm ein päpstlicher Diener ein Schreiben. In banger Erwartung öffnete er es. Es enthielt nur wenige Worte.

„Kühn, mein Sohn, hast Du geredet, kühner noch gehandelt, vielleicht zu kühn; aber Wir verzeihen Dir; denn wer Solches schuf, deß Seele ist zu groß, um von der Saat des Schlechten erfüllt zu seyn. Wir ernennen Dich hiermit zu Unserm Kapellmeister.

Paulus quartus,
Pontifex maximus."

Eine solche Umwandlung des sonst so starren, mönchischen Priesters hatte Perluigi nicht geahnt; denn kaum in Erwartung des Erfolgs, nur von der Verzweiflung getrieben, wenigstens als ein Opfer mit seiner Kunst zu fallen, wenn er sie nicht retten könnte, hatte er das Wagniß begonnen und jetzt

war er bescheiden genug, nicht sich selbst, sondern dem unwiderstehlichen Zauber der Töne das wahre Wunder des Gelingens zuzuschreiben. Aber die Stimme alles Volkes war gerechter gegen ihn: sie gab ihm den Beinamen **Palestrina** — von dem Orte seiner Geburt, dem alten Pränestе — eine hohe Ehre nach der Sitte der damaligen Zeit für ihn und seine Vaterstadt, und diesen Namen haben die Fittige der Unsterblichkeit herübergetragen bis auf unsere Tage und auch in die Jahrhunderte der Zukunft wird er weiterhallen als der eines wahrhaft Auserwählten. (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (**Die Klapperschlange Nordamerika's.**) Die Klapperschlange greift nur an, wenn man sie reizt, und verfolgt auch dann nicht. In Spirallinie aufgerollt, den erhobenen Kopf in der Mitte, folgt sie aufmerksam den Bewegungen dessen, der sich nähert, ehe sie aber losschießt, gibt sie ihr Zeichen, welches einem Kratzen auf Pergament gleicht, und durch das Aneinanderreiben der hornartigen Ringe an ihrem Schweife verursacht wird: im Augenblick darnach eingelt sie sich los und schießt auf ihr Opfer ein; nie reicht sie indeß weiter als die Hälfte ihrer eigenen Länge. Die Lebensart der Klapperschlangen im Norden der Vereinigten Staaten ist sehr verschieden von der dieser Schlangen im Süden, weßhalb es wohl zwei verschiedene Arten seyn müssen. Im Norden findet man sie an hohen, trockenen, felsigen Orten, wo sie sich unter günstigen Umständen furchtbar vermehren, denn sie leben familienweise. Dieß hat man namentlich auf den Catskill-Bergen und am George-See beobachtet. Hier müssen die Umwohner sich oft vereinigen und Jagden anstellen, wobei dann oft drei- bis vierhundert solcher Thiere an Einem Tage getödtet werden. Im Süden dagegen findet man die Klapperschlange an feuchten Orten, namentlich am Meeresstrande unter den Algen und Meergräsern. Am mexicanischen Golf vom Apalachicola bis Pensacola finden sie sich in großer Menge, ebenso in den Zuckerfeldern, wo die Neger manchmal gebissen werden. Dr. Holbrook in Charleston machte hinsichtlich der Folgen ihres Bisses einige interessante Versuche. Da er bemerkt hatte, daß ein von einer Klapperschlange gebissenes Thier fast sogleich Convulsionen bekommt, die immer stärker werden und in kurzer Zeit den Tod herbeiführen, so glaubte er durch starkes Binden oberhalb der Wunde diese nach Gefallen mäßigen zu können, da thierisches Gift auf das Nervensystem nur vermittelst der Circulation einwirkt. Wenn man einem gebissenen Thiere alsbald einen Band anlegt, so erfährt es zwar eine Convulsion, aber der Durchgang des Gifts ist unterbrochen, und das Thier kommt bald wieder zu sich; bindet man dann den Verband leicht auf, so geht wieder etwas mit Gift gemischtes Blut durch, und man bindet dann stärker wie vorher; das Thier hat einen neuen Anfall! kommt aber bald wieder zu sich. Indem man auf diese Weise das Gift nur nach und nach in die Blutmassen infiltriren läßt, theilt man auch die Convulsionen, und was den Tod in wenigen Minuten herbeigeführt hätte, wird nun zu einer Reihe von Nervenzufällen, und das Thier kommt bald wieder in seinen natürlichen Zustand zurück. Ich habe gesehen, wie ein Hase eine Stunde nach dem Biß durch eine große Klapperschlange sich sehr wohl befand, und ein Student, der während einer der Proben gebissen wurde, ward durch dasselbe Verfahren geheilt. (Echo du Monde Savant.)

*** (**Katzensteuer.**) Das „Morning Chronicle" schreibt: „Wir empfehlen folgenden beißenden Rath der besonderen Aufmerksamkeit der Provinzialschatzkanzler. „„An den Herausgeber. Mein Herr, wenn die Zahl der Häuser 5,464,000 ist, so kann man die Zahl der Katzen ungefähr auf 2,732,000 schätzen. I[…] Durchschnitt ist in jedem andern Hause eine Katze; in viel[…] Häusern sind zwei Katzen, und in sehr vielen Beispielen hal[…] die Leute drei Katzen und nennen sich doch arme Leute. M[…] Herr, Hauskatzen gehören zum Vermögen, und werden aug[…] scheinlich gehalten, um das Eigenthum zu schützen und sol[…] also besteuert werden. Wenn auf jede Katze eine kleine Ste[…] von 8 Sch. gelegt wird, so würde man die Einnahme u[…] 1,087,000 Pf. vermehren. — Ich bin mit aller Achtung, me[…] Herr, eine **Ratte**.""

*** Der „Wahrheitsfreund" erzählt aus St. Gallen folge[…] des Beispiel von Männertreue und Weiberglück. In den erst[…] Tagen dieses Monats erhielt eine arme Frau in dem ei[…] Stunde von hier entfernten Dorfe St Josephen die Einladun[…] in das hiesige zum Storchen zu kommen, woselbst sie Nachrich[…] ten über ihren schon seit Jahren abwesenden Mann einziehe[…] könne. Obgleich halb krank, nahm sie in sehnsüchtiger Erwa[…] tung den Weg unter die Füße, und wankte in besagtes Ga[…] haus, wo sie in dem Berichtbringer einen vornehm gekleidete[…] Herrn traf. Dieser erzählte ihr von ihrem abwesenden Eheman[…] prüfte ihre Gesinnungen gegen denselben, und als er aus ihre[…] Reden die untrüglichste Gewißheit treugebliebener Liebe und A[…] hänglichkeit entnommen hatte, fiel er unter Freudenthränen d[…] armen kränklichen Frau als Gemahl um den Hals. Der Nam[…] dieses biedern Mannes ist Bonifaz Egger von St. Johan[…] Das Hungersjahr 1817 hatte Mann und Weib, die in Andw[…] wohnten, zu einer freiwilligen Trennung vermocht, ihr Auskom[…] men leichter zu gewinnen Der Mann arbeitete erst in Herisa[…] als Webergehilfe, und als dieser Verdienst aufhörte, begab [sich] aus Noth in holländische Kriegsdienste. Nach den Dien[st-] jahren nahm er seinen Abschied, nährte sich redlich durch eine[n] kleinen Kravattenhandel, und vergaß nicht, von Zeit zu Ze[it] seiner Gattin das wenig ersparte Geld als Unterstützung in se[in] Vaterland zu senden Nur in der letzten Zeit blieben Nachrich[…] ten und Unterstützung aus. Der Kravattenhändler war inzwische[n] durch Fleiß und Redlichkeit in der Residenzstadt Haag zu eine[m] reichen Seidenhändler geworden, und wartete nur auf eine gu[te] Gelegenheit, seine Frau zu überraschen und zu bessern Tage[n] mit sich nach Holland zu führen. Das ist nun geschehen. Nac[h-] dem die beiden Glücklichen einige Tage hindurch ihre Verwandte[n] und Bekannten besucht hatten, traten sie dieser Tage ihre Re[ise] an, B. Egger, im frohen Bewußtsein erfüllter Männerpflich[t,] seine Ehefrau, wehmüthig von ihrem einsam kümmerlichen Lebe[n] scheidend, um an der Seite des längst Vermißten einer bessre[n] Zukunft entgegen zu gehen.

*** (**Phrenologie in Amerika.**) Die Gall'sche Sch[ä-] dellehre macht praktisch nicht das Glück in Amerika wie theore[…] tisch. Dr. D. G. **Robinson**, Professor der Phrenologie i[n] Boston, ward neulich gefänglich eingezogen, weil er seiner Wi[r-] thin (er wohnte Chambre garni) ein Betttuch, zwei Kopfkissen[-] Ueberzüge und ein Handtuch gestohlen hatte. Der arme Profess[or] suchte zwar durch sein höchst ausgebildetes Diebsorgan, welches e[r] vor dem Kriminalrichter zu befühlen bat, zu beweisen, daß e[r] nicht zurechnungsfähig sey, weil ihm das Stehlen angeboren un[d] zur zweiten Natur geworden, aber der Kriminalrichter nahm kein[e] Rücksicht auf seinen Diebshügel am Kopfe und ließ ihn in di[e] Korrektions-Anstalt bringen, wo man ihm aber den Diebshüge[l] wohl auch nicht abhobeln wird.

---

## Aus Wiesbaden.

Sonntag den **ersten Mal** wird das Kurhaus eröffnet. Nachmittags große Harmonie-Musik im Garten.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Ostreleth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 119. 30. April 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taishalrin.

(Fortsetzung.)

Eines Tages hatte sich Clairval auf einem alten Mauerstücke des sogenannten Palastes der Königin Johanna auf dem Wege nach Pozzuoli gelagert, vertieft in den Effect, den der Widerschein des, von der Sonne vergoldeten Wolkenzuges, auf die spiegelgleiche Wasserfläche hervorbrachte, und eifrig bemüht, ihn des Urbilds würdig aufzufassen, als das Geräusch nahender Fußtritte und Stimmen seine Beschäftigung unterbrach. Clairval blickte auf, und erkannte den Lord und seine Begleiterinnen, die er seither öfter aus der Ferne zu sehen Gelegenheit gefunden. Die Ruinen des Palastes, gleich anziehend durch das Malerische ihrer Lage, als durch die Geschichte der Besitzerin, deren Namen sie führen, hatte die Fremden angelockt, die alten Ueberreste näher zu untersuchen. Trotzende Mauerpfeiler, an denen sich seit Jahrhunderten die ungestüme Brandung bricht, weite halbeingesunkene Wölbungen und Gemächer, vom dumpfen Wellenschlage wiedertönend, und vom Epheu verdüstert, der mit dichten Ranken die Fensteröffnungen umspinnt; Alles stimmt dort zu den grauenvollen Erinnerungen an das Loos der unglücklichen Fürstin, die diese Hallen in Glanz und Prunk und endlich als Gefangene bewohnte, um den unwürdigsten Tod in ihren Mauern zu erleiden.*) Clairval war bei der Annäherung der Fremden aufgestanden, und hatte sich ihnen mit einer höflichen Wendung angeschlossen, indem er die fabelhaften Erzählungen des marktschreienden Cicerone nach Muratori's und Gianoni's Geschichten berichtigend, seinen Erklärungen zugleich alles Interesse einer lebhaften Darstellung und eines zierlichen Vortrages zu geben wußte. Sie waren auf eine Terrasse hinausgetreten, von der man die volle Aussicht über den Golf von Neapel genoß; die Stadt mit ihren amphitheatralischen Häusermassen, Castellen, Kirchen und Palästen, am Fuße des malerischsten Höhenkranzes ausgegossen, im Hintergrund der stolze Feuerberg mit einem Diadem von Gluthwolken um seinen düstern Scheitel, und das Gestade des weitumkreisenden Vorgebirgs von stattlichen Ortschaften besät; endlich zur Verherrlichung des Schauspiels, ein Geschwader stolzer Segel, das vom Kanonendonner des Hafens begrüßt, auf der leuchtenden Fläche einherschwamm, gaben ein Bild, das Clairval mit all' dem Feuer und der Beredtsamkeit des begeisterten Künstlers auseinander zu setzen und zu preisen verstand. Er machte die Gesellschaft auf alle Theile des herrlichen Schauspiels aufmerksam, indem er sie die ausgezeichnetsten Punkte und Gegenstände des Gemäldes kennen lehrte; er ließ sie den wundervollen Farbenschmelz der Parthien in der Durchsichtigkeit und Wärme des südlichen Himmels und den Zauber der Beleuchtung bemerken, den sein Lichtglanz auf die stufenweisen Entfernungen bis zu den entlegensten Bergspitzen der rauhen Abruzzen warf. Mit erhöhtem Vergnügen empfanden seine Zuhörer die Schönheit des Anblicks, und dankten ihm für den doppelten Genuß, den seine Darstellung ihnen gewährte. Die Sicherheit und Gewandtheit in Clairval's Benehmen, mit der bescheidensten Achtung gepaart, gewannen ihm den vollen Beifall des Lords, der dasselbe Behagen an seiner Bekanntschaft fand, welches sein Wesen und Benehmen dem jungen Manne einzuflößen geeignet war.

Dunmore hatte einen großen Theil seiner Jugendjahre auf dem Continente zugebracht; der kalte, zurückstoßende Ernst seiner Landsleute hatte sich auf seinen Reisen zu jener, dem Manne von gesetzten Jahren so wohl anstehenden, ruhigen und heitern Höflichkeit umgeformt, die im Gemüthe selbst begründet, wie Göthe sagt, die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens ist. Von ganzem Herzen den langweiligen Besuchen und den lästigen Umständlichkeiten der Etiquette abgeneigt, die von seinen Landsleuten auch im Auslande oft mit hartnäckiger Grille behauptet werden, war der Lord es um so mehr zufrieden, eine ungezwungene Bekanntschaft anzuknüpfen, bei der ihm überdies seine erprobte Menschenkenntniß Bürge war, keinen Mißgriff zu thun.

Als Clairval daher die Damen über die beschwerliche Strecke der damals noch ungebauten Straße zu ihren Wagen zurückgeleitete, und sich die Vergünstigung erbitten wollte, dieses zufällige Zusammentreffen zur Wiederholung einer so angenehmen Stunde benutzen zu dürfen, kam Dunmore seiner Bitte durch die Aufforderung zuvor, den Ueberrest des Tages in ihrer Gesellschaft zu beschließen. Die Gelegenheit, die beide Männer im Verlauf des Tages fanden, sich näher über ihre Ansichten und Grundsätze in allen Fächern auszusprechen, erhöhte ihre gegenseitige Achtung, und die Zufriedenheit über den Einklang, der sich zwischen ihnen offenbarte. Wie natürlich waren es auch die Angelegenheiten des Tages, der Gang der Revolution und die Stellung England's und Frankreich's, von der man nächstens den Ausbruch des Kriegs erwartete, welche die Männer in ein eifriges Gespräch verwickelt hielten, nachdem sie die Damen, der damals noch strenger beobachteten Landessitte gemäß, bei einer Burgunderflasche verlassen hatten, die ihre vertrautern Verständnisse besiegelte. Lord Dunmore, ein eifriger Britte in allen seinen Meinungen, aber zu welterfahren, ihre Anwendbarkeit auf alle Verhältnisse aus-

*) Johanna, die Tochter Karl's von Calabrien, und Gemahlin des Andreas von Ungarn, war der Ermordung ihres Gemahls angeklagt, erst losgesprochen, dann nach vielfältigen Verfolgungen als die Gattin Otto's von Braunschweig im Castelnuovo zu Neapel von Karl von Durazzo belagert, gefangen genommen, und im Gefängnisse erdrosselt.

behnen zu wollen, fand seinen jungen Freund auch bei Berührung solcher Punkte, welche die gefährlichste Klippe des geselligen Einverständnisses werden, vollkommen nach seinem Sinn. Clairval war weit entfernt, die unheilbringenden Verkettungen nicht einzusehen, die in seinem Vaterlande die verderbliche Umwälzung vorbereitet; der Wunsch heilsamer Verbesserungen, so wie manche der blendenden Vorstellungen, welche auch die Besten und Weisesten auf Abwege geleitet, hatten zuerst auch seine Brust mit entflammender Begeisterung ergriffen; aber zeitig genug durch die Fortschritte des Irrwahns und der Anarchie gewarnt, mit treuer, ritterlicher Anhänglichkeit an seine Pflichten und an die Eide, die sein Glaube und sein Ehrgefühl für unverletzbar anerkannte, fand er bald den richtigen Standpunkt wieder, den wilden Kampf der Partheien zu übersehen, ohne durch ihren Wirbel fortgerissen zu werden. Mit einem herzlichen Shakehands schied der Britte, nachdem er so die Denkungsart seines neuen Freundes ergründet, von Clairval, und nahm ihm das bestimmteste Versprechen ab, bald und oft wieder zu kehren.

Auch die Damen hatten sich einstimmig für Clairval erklärt; besonders nahm Arabella sichtlich vergnügten Antheil an der Freundeswahl ihres Bruders. Clairval, ohne überlästig zu werden, begleitete seither die Familie auf ihren Spaziergängen und war so viel in ihrem Hause, als es sich mit seinen früheren Verbindungen vereinbarte. Der Umgang seiner schottischen Freunde sagte ihm in jeder Hinsicht zu, nur in Arabellens Wesen konnte er sich, ungeachtet seiner gewohnten Leichtigkeit, die Menschen im geselligen Leben zu nehmen, nimmer zurecht finden; wenn er sich gleich alle ihre Vorzüge und ihre Liebenswürdigkeit eingestand, fühlte er sich dennoch nicht behaglich in ihrer Nähe. Schon bei dem ersten Zusammentreffen mit den beiden Damen ward Clairval durch den Umfang und die Gründlichkeit ihres Wissens, durch die seltene Richtigkeit und Wärme ihres Gefühls überrascht; ihre Fertigkeit in fremden Sprachen, ihr Kennerurtheil über Gegenstände der Kunst, die ungezierte Anmuth und Ungezwungenheit ihres Benehmens, mit einem Worte, Alles in ihrem Wesen sprach entscheidend zum Vortheil ihres Umganges.

Lady Rosa, des Lords Gemahlin, um einige Jahre älter als Arabella, ersetzte durch einnehmende Herzlichkeit und natürlichen Frohsinn den Mangel einer ausgezeichneten Schönheit, die oft, wie jede andere auch noch so anspruchlose Auszeichnung, die angenehme Unbefangenheit des Umganges stört, während man sich von weit geringeren Reizen angezogen und festgehalten fühlt. Das erste war der Fall bei Arabellen; sie konnte eine vollendete Schönheit, nach dem strengsten Ebenmaß ihrer Züge, nach der blendenden Reinheit ihres Teints, nach dem seltenen Contraste der dunkelbraunen Locken zu dem hellen durchsichtigen Blau ihres schwärmerisch, meistens himmelwärts gewandten Auges genannt werden. Die vollkommenste Harmonie des Ganzen wirkte überraschend bei ihrem ersten Anblicke, aber wie man oft kalt und unbefriedigt von dem tadellosesten Meisterwerke der Kunst zurücktritt, so unerwärmt fühlte man sich beim nähern Anschauen ihrer allerdings unläugbaren Schönheit. Mit Unrecht hätte man behauptet, daß diese Kälte sich auch auf Arabellens Umgang erstreckte. Sie war vielmehr freundlich, zuvorkommend, theilnehmend; sprach sie gleich weniger als Rosa, so brach sie doch ein geistvolles Gespräch nie von ihrer Seite ab; was sie sagte, klang immer, als sey es dem Hörer aus dem Herzen gesprochen, und dennoch fühlte sich dieser durch eine Ueberlegenheit gedrückt, die ihn eben gehindert hatte, das Wort so auszusprechen, wie es von ihrer Lippe floß. Niemanden war diese Ueberlegenheit fühlbarer als Clairval, und zum ersten Male in seinem Leben fand er sich einer Dame gegenüber verlegen, albern und unerträglich. Den einzigen Grund, den er sich anzugeben wußte, wenn er sich über diese Beobachtung selbst zur Rede stellte, war der, daß bei Arabella, allem ihrem Verstande zum Trotze, doch ein unverkennbarer Anstrich von schwärmerischer Ueberspannung hervorleuchte, den er vergebens mit dem wahren Takte aufzufassen bemüht war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Giovanni Palestrina.

**Novelle von W. H. Riehl.**

(Fortsetzung.)

### 5.

Auf der alten Römerstraße zwischen Rom und Casana ritten am frühen Morgen Giulio und Giovanni. Noch war Dämmerung über die Gegend gelagert, und eine scharfe Luft, wie sie gewöhnlich dem Sonnenaufgange voranzugehen pflegt, wehete erfrischend durch die dunklen Kastanienwälder, welche sich hier am westlichen Abhange der Appeninen bis zum Meeresufer hinabsenken. Schweigend ritten die beiden Freunde neben einander: es war seit den zuletzt erwähnten Vorfällen ein seltsames Verhältniß zwischen ihnen eingetreten. Dem scharfen Blicke Giulio's war nämlich nicht entgangen, daß eine tiefgewurzelte, mühsam unterdrückte Leidenschaft in Giovanni's Busen lodere, und bald gelang es ihm, ihre Quelle aufzufinden. Diese neue Entdeckung machte ihn immer wankender in seinem Vorsatze, dem geliebten Mädchen seine Zuneigung kund zu geben; denn die Hindernisse, die zwischen ihre Liebe traten, schienen sich endlos zu häufen. Aber lange noch schwankte er, bis endlich in ihm der feste, männliche Entschluß reifte, zu entsagen. Er eilte zu Giovanni, um ihm Alles mitzutheilen; denn so hoffte er, eine Unschlüssigkeit, die er immer noch fürchtete, ganz unmöglich zu machen. Schweigend umarmte ihn sein Freund, da er ihm so das Herz ausgeschüttet, und Beide gelobten sich, den kurzen, süßen Traum dieser ersten Liebe in das Reich der Vergangenheit, der Erinnerung zu setzen, und in regem Streben für ihre Kunst, das Bittere des unerfreulichen Erwachens aus so lieblichem Traume zu verschmerzen.

So hatten sich die Verhältnisse gestaltet, als Beide eine Reise in die Appeninen angetreten hatten, theils um den üblen Folgen des ungesunden Klimas zu entfliehn, das mit dem Eintritte des Spätsommers Rom alljährlich durch Fieber und Seuchen zu verheeren pflegt, hauptsächlich jedoch, um an den großartigen Naturwundern dieses Gebirgs den Geist zu neuen, größeren Schöpfungen zu kräftigen. —

Sie hatten so eben die steile Höhe des Monte Pelaro erstiegen, als die Sonne aus dem dichten Nebellager, das sich in die Thale hinabgesenkt hatte, emporzusteigen begann. Ein kleines rothes Scheibchen erschien sie zuerst an dem äußersten Saume des östlichen Horizontes, aber allmählig in riesenhaftem Fortschreiten dehnte es sich aus zur mächtigen glutrothen Feuerkugel, die in sanften, rosigen Tinten die Spitzen der höchsten Gipfel matt zu erleuchten begann. Da riß plötzlich der verhüllende Nebelvorhang und in blendender Pracht entstieg ihm der stolze Feuerball und sandte seine goldnen Strahlen über Berg und Thal, die nun im hellsten Lichte in morgenlicher Feier und Majestät widerstrahlten. In dünne Wölkchen zusammengerottet entfloh der Nebel rasch zur dalmatischen Küste hinüber.

Tief in den Anblick des großartigen Schauspiels versunken standen die beiden Freunde da, als plötzlich ein Rauschen in dem nahen Gebüsch sie aufschreckte.

„Sind es Päpstler?“ rief eine rauhe Stimme.

„Ich kenne sie," erwiederte ein Anderer, „römische Hunde sind es, die man aufhängen muß."

Fast zugleich sprangen zwei jener wilden nervigen Gebirgsbewohner hervor, die schon damals durch den Ruf der Freiheit verleitet, der aus dem deutschen Bauernkriege selbst über die Alpen gedrungen war, dem Papst und aller weltlichen Obrigkeit Gehorsam aufgekündigt und den Krieg erklärt hatten, und so die Stammväter jener Raubhorden wurden, die noch heute in den wilden Schluchten der Appeninen und Abbruzen ungescheut ihr Wesen treiben.

Giulio erblaßte, während der sonst schüchterne Giovanni die Fassung behielt.

„Ergebt Euch," rief der Eine der Gebirgsbewohner, ein kolossaler Mann, fast ganz in Lumpen gehüllt, „ergebt Euch, ohne Widerstand, Ihr seyd unsere Gefangene!"

Allein Palestrina hatte schon seinen kurzen Stoßdegen gezogen, den er mehr zur Zierde als zur Wehr an seiner Seite trug.

„Es sind ihrer nur zwei," rief er Giulio zu, „Klinge wider Klinge! Laß uns unsere Freiheit erfechten!" Und muthig drang er auf den Vordersten ein. Auch Giulio setzte sich zur Wehr. Palestrina hatte einen gewandten und riesenstarken Gegner gefunden, aber auch er war kein verächtlicher Fechter. In wildem Kampfe kreuzten sich ihre Schwerdter während der Gebirgsbewohner zugleich mit dem Dolch in der linken Hand, nach Art der Hochländer, geschmeidig und unglaublich behend parirte. Lange war der Ausgang zweifelhaft; denn der junge Römer wußte in vollendeter Kunstfertigkeit und mit eisigem Gleichmuthe der wilden Hitze und der überlegenen Kraft des Gegners die Wage zu halten. Da gleitet er mit dem rechten Fuß aus, er gibt sich eine Blöße; sein Gegner ersieht es, — ein schwarzer Strahl springt aus Palestrina's Brust hoch auf: er wankt, stürzt nieder. Nur noch ein leises Geröchel, dann schließt sich sein Mund; sein Auge starrt empor, seine Wange erbleicht, und das in Strömen entquellende Blut mischt sich auf dem Rasen mit den Silberperlen des Morgenthaues.

6.

Monate waren verflossen, und schon längst beweinte Rom den größten seiner Söhne, Palestrina, für todt.

Giulio war nach kurzer Gefangenschaft den Händen jener Räuber entronnen. —

Es war an einem lieblichen Herbstabende, da eilte er wieder die schattigen Laubgänge der Villa am Teverone entlang. Er trat auf den schon hellerleuchteten Portikus zu, — noch war alles leer, nur eine weibliche Gestalt in weißem Gewande, den Kopf sinnend auf die Hand gestützt, lehnte sich an eine der zierlichen corinthischen Säulen. — Es war Lucia.

Schweigend ergriff Giulio die Hand des reizenden Mädchens und drückte einen Kuß darauf. Hoch erröthete die Jungfrau.

„Hat die Liebe keinen Gruß für mich?" fragte er leise mit bebender Stimme, als sie ihn lange unverwandt angeblickt hatte, ohne ein Wort zu reden. „Was ist's, theures Mädchen, was heute so ernste Züge in Dein Antlitz gräbt, wo sonst nur Scherz und Frohsinn wohnen?"

„Ach," flüsterte sie, indeß sich zärtlich ihr weißer zarter Arm um seinen Nacken schlang, „der große Wurf, den der morgende Tag mir bringt, sollte er mich nicht ernst stimmen? Sieh! all mein äußeres Glück, das manchem so beneidenswerth däucht, will ich wegwerfen, die mir Vater und Mutter waren will ich undankbar, auf sträflichem Wege verlassen, Alles will ich opfern, um dem mächtigen Zuge meines Herzens, um Dir zu folgen, und ich sollte nicht ernst seyn, da ich an solchem Scheidewege stehe?"

„Auch ich," sprach Giulio, da sie geendet, „auch ich hatte endlose Schwierigkeiten zu besiegen, entmuthigendere noch, als die Du genannt, und mehr denn einmal beschloß ich Dein Andenken aus meiner Seele zu tilgen. Aber seit der Tod einen Schwur, den ich in Freundeshand niederlegte, gelöst hat, erstarkte mein Entschluß allmählig zur unwandelbaren Festigkeit. Soll ich es gestehen? Ich sah in Fesseln, Giovanni blutend, ungerächt sein Leben aushauchen und es zerriß mein Innerstes, aber bald tauchte mir mehr und mehr der Gedanke auf, den ich kaum zu denken wagte, den ich mit aller Anstrengung auszurotten suchte, als sey mir nun ein Nebenbuhler weggeräumt, als sey ich einer drückenden Fessel ledig, und — mir schaudert, es zu sagen — ein Schimmer sündlicher Freude mischte sich in meine bei Gott ungeheuchelte Trauer!"

„Edler Mann," rief Lucia begeistert aus, „und wäre diese Regung menschlicher Schwachheit auch eine Schuld schwarz wie die Nacht. Dein freiwilliges, offenes Geständniß allein würde sie weggewaschen haben." (Fortsetzung folgt.)

## Die Stiergefechte in Béarn.

Die Provinz Béarn besteht aus etwa 20 Dörfern, die wie Vogelnester da und dort zerstreut sind; die einen liegen auf Anhöhen, die andern bergen sich am Rande des Waldes, und einige breiten sich in der Ebene aus. Im Winter ist hier alles überschwemmt, und man versinkt im aufgeweichten Thonboden, so daß man seinen Nachbarn nur auf Stelzen besucht, denn jedes Haus wird zur Insel. Im Sommer, wenn der Ginster grünt, schlängeln sich die Wege wie grüne Bänder hin, alles ist Leben und Wohlgeruch, jedes Dorf feiert seinen Patron zwei-, dreimal, um das Recht zu haben, ein Fest zu veranstalten und seine Nachbarn zu besuchen. Die Hauptlustbarkeit bei einem solchen Feste besteht in einem Stiergefechte, nicht nach spanischer Weise, sondern einfach bäuerlich. Ein großer Platz wird eingeschlossen, Musik in die Ecke auf einige Fässer und Bretter gestellt, und aus einer Thüre tritt nun ein Stier, manchmal auch nur eine Kuh heraus. Ein Trompetenstoß ertönt, und ein Ecarteur in weißen Beinkleidern und sammetner Weste stellt sich 40 Schritte von dem Thiere auf, reizt es durch allerlei Gesten, bis es endlich auf ihn losrennt; er läßt es auf wenige Schritte herankommen, springt dann plötzlich auf die Seite, das arme Thier steht verdutzt, kehrt um, springt zum zweitenmal eben so erfolglos auf seinen Gegner zu, bleibt endlich stockstill stehen, und weiß nicht, wie ihm geschieht.

Dieß ist indeß nur ein Vorspiel, über das man lacht, welches aber bald langweilig werden würde. Man treibt das arme Thier hinaus, und nun erst erscheint der eigentliche Stier, welcher an das Spiel schon lange Zeit gewöhnt ist, und sich nicht durch Seitensprünge des Gegners aus der Fassung bringen läßt. Auch die mittelmäßigen Ecarteurs entfernen sich, ein anderer tritt auf, und nun schweigt die Musik, alles wird still, und voll Erwartung sieht man dem beginnenden Schauspiel zu. Dieser Stier stürzt sich nicht unbesonnen auf seinen Gegner los, wie der erste, er hebt und senkt den Kopf, brüllt dumpf und nähert sich mit langsamen Schritten dem Ecarteur, der gemessen zurückweicht, um eine gleichmäßige Entfernung zu erhalten. Beide halten fest den Blick auf einander gerichtet; das wilde Naturell des Stiers siegt aber endlich, er stößt ein trockenes, schrilles Gebrüll aus, und stürzt, indem er mit seinen eisenbeschlagenen Hufen das Pflaster stampft, auf seinen Gegner los. Dieser bleibt

stehen, er weiß, daß er dem Stier nicht links oder rechts ausweichen kann, denn dieser ist auf solche List gefaßt; dagegen nimmt er nun einen Anlauf, und wie der Stier den Kopf senkt, springt der Ecarteur seiner ganzen Länge nach über ihn weg. Ein donnerndes Beifallsgeschrei bricht los; der Stier hält an, wendet sich au's neue nach seinem Gegner um, und dieser springt zum zweitenmale über ihn weg. Nun wird Beifall geklatscht, man schwingt die Tücher und die Schärpen, und das Orchester fällt mit klingendem Spiel ein. Der wild gemachte Stier wendet sich mit dampfenden Nüstern zum drittenmale nach seinem Gegner, dem jetzt aber eine Hülfe zukommt; ein zweiter Ecartur sucht nun den Stier auf sich zu ziehen, der aber klug genug ist, seinen schon ziemlich ermatteten Gegner nicht mit einem frischen zu vertauschen. Die Gefahr wird jetzt dringend, beide Ecarteurs vereinigen ihre Anstrengungen: der eine faßt den Stier bei den Hörnern, der andere klammert sich auf seinem Rücken fest, und ein hitziger Kampf beginnt. Der Stier brüllt und bäumt sich, abwechselnd Sieger und besiegt, fällt er endlich von Wuth und Anstrengung erschöpft auf dem Kampfplatz nieder.

Dieß ist das Spiel, das unter zahlreichen Abwechslungen immer wieder vor einem muntern, lebhaft theilnehmenden Publikum aufgeführt wird, welches nach altem Herkommen weiße Beinkleider, eine blaue Mütze, eine schwarze Sammtweste und einen rothen Gürtel trägt; die Frauen sind gekleidet, wie die Schäferinnen in der Oper, nur der breitkrämpige Hut fehlt, wogegen ein Foulard kokett um den Kopf geschlungen wird. Leider verlieren auch hier, wie überall, die alten Sitten von ihrer Originalität, und verwischen sich nach und nach. In einigen Jahren wird, mit Hülfe Gottes und der Eisenbahnen, Béarn wie alle andern Provinzen nur noch zum Stadtgebiet von Paris gehören. Statt der weiten Pantalons, der schwarzen Weste und der blauen Mütze, die seit Jahrhunderten im Gebrauch sind, werden die unästhetischen Tuchsäcke, die für Kleider gelten wollen, Eingang finden. Dann werden auch die Stiere ihren ländlichen Beschäftigungen zurückgegeben werden, man wird die Stierhetzen aus Civilisationsrücksichten verbieten, und statt derselben die Vaudevilles des Herr Scribe aufführen. (Voleur.)

## Tabletten.

*** (Berlin, 24. April.) Gegenwärtig ist hier ein prächtiges Feldzelt fertig geworden, womit der König dem Kaiser von Rußland ein Geschenk machen will. Dasselbe wird in diesen Tagen schon nach Petersburg gesendet werden. — Die Verüber des neulich im Palais des Prinzen Albrecht begangenen großen Diebstahls sind zwar entdeckt, indessen hat man bei ihnen das entwendete Geld bis jetzt noch nicht auffinden können. Die Thäter bestehen aus vier Personen, wobei sich auch zwei Frauenzimmer befinden, die verwandt mit mehreren der dortigen Dienerschaft seyn sollen. — Vor wenigen Tagen fand in einem mehrere Meilen von Berlin entfernt gelegenen Dorfe ein Thierquäler auf eine merkwürdige Weise seine Strafe. Ein ruchloser Bube nämlich, welcher schon öfters wegen seiner Grausamkeit gegen Thiere bestraft worden ist, trat jüngst als Pferdeknecht in den Dienst eines Bauers, wo er ein dem Bauer gehöriges altes, blindes Pferd auf's Schändlichste mißhandelte, so daß dieß selbst rohe Leute empörte. Kürzlich kommt nun dieser Knecht des Abends betrunken in den Stall, da wendete sich plötzlich das alte blinde abgemagerte Pferd, welches seit Jahren den Fuß nur gehoben, um sich fortzuschleppen, gegen seinen Peiniger, und ve setzte diesem einen so heftigen Schlag, daß er augenblicklich to zu Boden sank. — Viel Sensation macht hier jetzt ein Urtheil spruch gegen die gefeierte Schauspielerin Ch. v. Hagen, welch wegen Beleidigung gegen einen Subaltern-Theaterbeamten, d sich gerade im Dienste befand, zu 14 Tagen Gefängniß condem nirt ist. Dieselbe will, im Fall sie die Strafe büßen muß, d königliche Bühne verlassen (N. W. Z.)

*** (Contredande-Entrée) Zwei Pariser Journalist wovon der Eine Cadaron hieß, der Andere unter dem Pseud namen Durand bekannt ist, ließen sich bei einem Restaur teur das Diner trefflich schmecken; dann kam die Cigarre an d Reihe und in ihren Dämpfen verplauderten sie den Nachmitta Endlich fiel es ihnen ein, zur Verdauung eine passende Unt haltung zu wählen. — Im Circus gab man eben heute e Spectakelstück mit Melodram, Reiterkünsten, Vaudevilles u Trampolinsprüngen — solch ein gedankenloses Spiel sagte gera ihrer Stimmung zu. Sie wünschten aber den Abend ohne w tere Auslagen zu genießen. — „Cadaron," begann Duran „weißt du keinen Schauspieler, welchem du ähnlich siehst?" „Warum?" — „Zum Henker! um gratis in den Circus kommen." — „Sehr gut — ich bin's zufrieden." — „Wei du schon Einen?" — „Noch nicht; aber du?" — „Ja, habe meinen Mann. Komm!" — Man macht sich auf d Weg; man lacht, scherzt, bonmotisirt über die Vorübergehende so daß, beim Anlangen am Circus, Caradon das Mittel zu unentgeldlichen Entrée vergessen hat. — „Wer sind Sie?" r der Controlleur den voranschreitenden Durand an. — „Lafon von der Oper," erwiedert dieser, indem er sich in die Br wirft und wohlgemuth in den Schauplatz tritt. — „Und n sind Sie?" fragte Jener Caradon, welcher vorüberschlüpf will. — „Derselbe," stößt der verwirrte Schöngeist heran Der verblüffte Controlleur weiß im Augenblick nichts zu erw dern, und schon waren Beide im Saal.

*** Frankfurt. (Ein blinder Declamator.) Näc sten Dienstag, den 3. Mai, wird unter Leitung des zu edl Zwecken stets bereiten und thätigen Herrn Capellmeisters Gu eine musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung statt finde der ein guter Succeß, d. h. ein recht zahlreiches Auditorium, wünschen ist. Carl Götz, ein Mann von etwa 48 Jahre blind geboren, in seiner Jugendzeit durch die Kunst eines g schickten Augenarztes so weit gebracht, daß er einen Schimm von Licht hatte und sich den Wissenschaften, namentlich der The logie, widmen konnte, später aber durch einen unglücklichen Z fall auch dieses schwachen Grades der Sehkraft beraubt, hat si seine höchst traurige Lage als Dichter und Declamator zu e leichtern gesucht, und es ist ihm durch die Beihülfe der Freunde, d ihm sein Unglück eben so sehr als sein gutmüthig-geduldiges Wes gewann, bis daher gelungen, sich eine Subsistenz zu sichern. Hi zu Frankfurt, wo er an Herrn Capellmeister Guhr einen b währten Gönner gefunden, hat er schon früher mit dem best Erfolg ein Declamatorium gegeben. Auch das für nächste Dienstag angekündigte (worüber morgen das Programm erschein wird) ist bereits durch viele Unterschriften begünstigt. Es mö uns erlaubt seyn, die Hoffnung auszusprechen, daß ein Unterne men, das in gleicher Weise den Kunstsinn wie die Wohlthätigke anspricht, des besten Erfolgs nicht entbehren werde. —

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 30. April. Don Juan, große Oper in 2 Akt Musik von Mozart. (Gastrolle) Leporello: Herr Conradi, vo Stadttheater zu Aachen. (Gastrolle) Zerline: Frau von Keßler Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 120. 1. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige für wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taischalrin.

(Fortsetzung.)

Das Gefühl dieses Mißlingens verstimmten ihn um so mehr, als die Erinnerung an jene Scene, von der er Zeuge geworden war, und selbst die Weise, mit der Arabella von ihren Verwandten behandelt wurde, die vorgefaßte Meinung in ihm bestärkten, daß ein krankhafter Zustand ihres Gemüthes diese Wirkung auf ihn hervorbrächte, während ihr anspruchloses, freundliches Zuvorkommen ihr vielmehr alles Recht auf seine Achtung und Zuneigung gab. Es lag in der aufmerksamen Zartheit und Schonung, mit welcher ihr jene entgegen kamen, in der gleichsam unterwürfigen Aufmerksamkeit für Alles, was sie that und sagte, das Geheimniß eines besondern Verhältnisses, das nur ihren nächsten Angehörigen bekannt seyn konnte, und in das kein Fremder ohne Unbescheidenheit dringen durfte. Clairval ahnete wohl, daß er ohne seine Absicht einen Blick in jenes Geheimniß gethan, aber er fühlte zu sehr, wie unzart es gewesen wäre, den leisesten Wink über seine Entdeckung fallen zu lassen. Er schloß bei sich selbst auf einen tiefen Kummer, auf ein Leiden der Liebe, das überspannend auf Arabella's Gemüth gewirkt haben müsse, und untersagte sich daher um so strenger die Berührung jeder Saite, die mißtönend auf sie wirken konnte. In dem Maße als dadurch die Theilnahme an ihrem Schicksale wuchs, gewöhnte er sich aber nach und nach an das Ungewöhnliche in ihrem Wesen. So wie er sich täglich mehr überzeugte, daß der Lord und seine Gattin ihrem Hange zum geselligen Leben nur um Arabellens wegen entsagten, die den bestimmtesten Widerwillen gegen das Geräusch und die Zerstreuungen desselben nährte, fand auch er sich, aus zunehmender Ergebenheit für sie, geneigt, ihnen das Opfer der Entsagung zu erleichtern. Nach seinen Kräften trug er zu ihren Bemühungen für Arabella's Aufheiterung bei. Bald ermunterte er sie zu einem Spaziergange in der Villa, bald zu einem Besuche im Schauspielhause, er führte einige mit aller Umsicht gewählte Personen aus dem Zirkel seiner Freunde und Bekannten bei ihnen ein, und Lady Rosa und ihr Gatte wußten ihm um so herzlicheren Dank für diese Versuche, als auch Arabella Alles mit Beifall aufnahm, oder ohne den geringsten Schein der Mißbilligung geschehen ließ, was von dem Freunde ihres Bruders in Vorschlag gebracht war. Nur von Zeit zu Zeit bemerkte der Letztere, daß Arabella sich auch von diesen Zerstreuungen gänzlich ausschloß, daß sie dann sogar auf einen oder ein Paar Tage ganz aus dem Kreise der Ihren verschwand, und wenn sie nach solchen Zwischenräumen wieder sichtbar wurde, blaß, erschöpft, wie nach einem überstandenen schweren Uebelbefinden aussah, von dem sie sich nur allgemach wieder erholte. Da weder ihr Bruder noch Lady Rosa jemals das Ansehen hatten, eine solche Veränderung gewahr zu werden, oder Fragen an sie zu richten, die auf ihren Zustand Bezug nahmen, so hatte auch Clairval Takt genug, sich nicht im geringsten merken zu lassen, daß ihm ihre Abwesenheit oder ihr verändertes Aussehen aufgefallen war.

Gerade in einer solchen Epoche traf es sich, daß Clairval eines Tags den Lord und Lady Rosa in ihrer Loge im Fiorentino verlassen hatte, um einige Geschäfte zu Hause vorzunehmen, an deren schnellen Vollendung ihm gelegen war. Als er die Thüre seiner Wohnung öffnete, schallten ihm die Töne von Arabella's Flügel entgegen. Er trat ans Fenster und sah, daß man die Balconthüren gegenüber aus Vergessenheit oder in der Voraussetzung seiner gewöhnlichen Abwesenheit zu schließen unterlassen hatte, und Arabella's Zimmer hell erleuchtet war. Sie saß am Flügel, aber ihr Spiel, obgleich sonderbar, klang heute weniger ernst als gewöhnlich, und lebhafte und heitere Klänge rauschten abwechselnd durch die sanfteren Töne ihrer Lieblings-Melodien. Clairval bemerkte, daß sie ungewöhnlich geputzt war, und als sie jetzt aufstand und von dem Instrumente hinweg trat, sah er sie in einem Feststaate angethan, in dem er Mühe hatte, sie wieder zu erkennen.

Ein rosenrothes Atlaskleid, von Brust und Nacken weit zurückgeschnitten, wallte glänzend zur langen Schleppe nieder, das künstliche Geflecht der Locken war von einem Blumenkranze festgehalten, aus Rosen und dunkelrothem Mohn gewunden, und ein farbenreicher Strauß schmückte die blendend weiße Marmorbrust. So trat sie lachend gleich einer Hebe vor den Spiegel, aus dem ihr reizendes Ebenbild wie mit dem süßen Wohlgefallen an der eignen Huldgestalt ihr entgegen blickte. Eine höhere Röthe, als sonst ihre Wangen färbte, ein lebhafteres Feuer des sonst still verglühenden Blickes verschönte bis zum Wundervollen ihre Züge. Clairval mußte sich gestehen, nie eine vollkommnere Schönheit gesehen zu haben. Arabella ließ sich dem Spiegel gegenüber in einem Stuhle nieder, sie zog ein Medaillon aus ihrem Busen, und Clairval schloß aus dem zärtlichen Blicke, den sie darauf geheftet hielt, aus der lächelnden Bewegung ihrer Lippen, welche Gespräche verrieth, die sie in ihren Gedanken an das Geschmeide richtete, daß es das Miniaturbild ihres Verlobten war. Allmählig gingen jedoch ihre Züge wieder zu dem ihr gewöhnlichen ernsteren Ausdruck über, ihre Blicke begannen unruhig umher zu schweifen, und hingen endlich fest und unbeweglich an dem Glase des Spiegels, als ob Gegenstände außer ihrem Bilde sie auf demselben festhielten. Ihre Arme breiteten sich wie nach einer, für Clairval unsichtbaren Erscheinung nach demselben aus. Die vorgeneigte Stellung ihres Oberleibes, die gespannten Muskeln ihres Gesichts und das

ungestüme Wallen ihrer Brust verriethen Ungewißheit und ungeduldige Erwartung. „Ja, er ist's!“ rief sie endlich so laut, daß Clairval sie wohl verstehen konnte, „er ist's! aber noch immer sie an seiner Seite. Zwar nicht zu seiner Linken,“*) fuhr sie nach einer Pause mit leisem Kopfschütteln fort, „fern von ihm und immer ferner! — aber sein Blick noch immer ihr zugewendet, sein Gedanke immer nur mit ihr beschäftigt — und Arabella,“ setzte sie mit schmerzlich durchdringendem Tone hinzu, „Arabella vergessen und verlassen!“ — Thränen erstickten ihre Worte, sie sank mit dem Gesicht auf ihre Hände. Clairval hörte sie schluchzen. Als sie sich nach einigen Minuten aufrichtete, warf sie einen scheuen Blick auf den Spiegel. „Sie sind fort,“ sagte sie, „und niemals kehrt er wieder! arme, arme Arabella!“ Ihre Thränen strömten aufs Neue. Sie nahm den Kranz aus ihren Haaren und streute ihn entblättert mit dem Strauße zu Boden, dann glitt sie von dem Stuhle auf ihre Knie zur Erde, und lag das Haupt in ihren Händen gebeugt über die Armlehne des Stuhles.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Frauenbild zur Linken eines Mannes, bedeutet nach den Auslegungen der schottischen Seher seine ihm bestimmte Gattin.

## Giovanni Palestrina.

Novelle von W. H. Riehl.

(Fortsetzung.)

7.

Die Strahlen der nächsten Abendsonne, welche den Maler mit seiner Verlobten — und ein heimliches aber nicht minder feierliches Verlöbniß war in der That vorhergegangen — bereits auf dem Wege nach Neapel hätte finden sollen, schlichen verstohlen — durch das stark vergitterte Kerkerfenster Giulio's.

Die scharfen Geierblicke eines fanatischen Ketzergerichtes glaubten in ihm ein verirrtes Schaaf entdeckt zu haben und die Rachsucht eines beleidigten Cardinals hielt ihn für etwas noch weit ärgeres, für — seinen Beleidiger. Am frühen Morgen des verhängnißvollen Tages hatte daher schon die geistliche Polizei mit ihren Sbirren sein Haus durchsucht; unter seinen Papieren fand sich manches Verfängliche vor nnd man schleppte ihn sofort gefesselt ins Gefängniß, damit die feuchte Kerkerluft, oder, wenn's Noth thue, der Gluthqualm des Scheiterhaufens seine sündigen Triebe ersticken.

Ganz an seinem Schicksale verzweifelnd, saß er mit thränendem Blick in einem Winkel des finstern Gewölbes. Sein rasch loderndes Aufbrausen wandelte sich gar leicht in Kleinmuth beim wirklichen Herannahen der Gefahr; ein haltloses Hin- und Herschwanken war, wie wir schon mehrmals sahen die Schattenseite seines Charakters. Mit Schaudern gedachte er des kurzen Verhörs, welches er am Mittage zu bestehen gehabt, an die finsteren, hageren Mönchsgestalten, die dort zu Gerichte saßen, in deren Brust schon längst jede Regung des Mitleids erstorben war, deren Herz aufgehört hatte, menschlich zu schlagen, seitdem das härene Bußgewand als unübersteigliche Grenzscheide zwischen es und die Welt getreten war, die, das sanfte Versöhnungswort des Erlösers auf den Lippen, fühllos Marter nnd Tod statt Gnade und Verzeihung zu unterschreiben gewohnt waren. — Dann schweiften seine Gedanken wieder zu dem lieblichen Bilde Lucien's hinüber, die nun vergebens seiner harrete, die vielleicht auch schon um sein Schicksal wußte; aber immer trat zwischen diesen tröstenderen Anblick der blutige Schatten des ungerächt gemordeten Freundes und mahnte ihn mit hohler Stimme an sein gebrochen Wort. —

Unterdessen war in dem engen Raume des Kerkers die Dämmerung schon einer völligen Dunkelheit gewichen, während draußen noch das liebliche Zwielicht der sinkenden Sonne die Gipfel der Berge vergoldete.

Da naheten sich leise Tritte dem Gefängnisse Giulio's; die Thüre öffnete sich, ein schwacher Lichtschimmer fiel herein — Palestrina stand vor ihm. Der Maler bebte zusammen, ein lauter Schrei des Schreckens entfloh seinen Lippen, er erstarrte. Aber Giovanni trat herzu, reichte ihm mit freundlichen Worten die Hand und hob ihn von seinem Strohlager empor. Jetzt erst fand Giulio seine Fassung wieder, er sah, es war kein Trug, keine Täuschung — sein Freund selbst war es, der vor ihm stand.

Die erste Bewegung des Wiedererkennens hatte sich gelegt —

„Bestürme mich nicht weiter mit Fragen über meine Rettung,“ sprach Palestrina, „die Zeit drängt, Wichtigeres liegt uns ob; denn wenn nicht noch im Laufe des morgenden Tages Deine Angelegenheiten eine günstigere Wendung nehmen, möchte das Schlimmste für Dich zu befürchten seyn. Gleich bei meiner Ankunft vernahm ich Dein Schicksal. Ich flog auf der Stelle zu dem Papste und dem Cardinal Rospignioli; allen meinen Einfluß bot ich auf, aber ich fand sie unerbittlich. Nur eine Thüre der Rettung stehet Dir noch offen. Den Cardinal Caraffa hast Du am meisten beleidigt: wirf Dich ihm zu Füßen, gestehe, daß Du Unrecht hast, auch vor den versammelten Richtern bekenne Dich schuldig und widerrufe; denn ich weiß, so klein es auch seyn mag, was Du gethan, so ein riesengroßes Verbrechen wird es durch den Zorn des allmächtigen Cardinals und die fürchterliche Strenge Paul's, die nach Opfern dürstet.“

„Nein,“ rief Giulio im Tone der Verzweiflung, „nein! nie werde ich vor dieser boshaften, giftigen Wespe kriechen und demüthig den Fuß küssen und sagen: Verzeihen Ew. Eminenz, daß sich Ihr unterthänigster Knecht erkühnt hat, über Ew. Eminenz die Wahrheit — wollte sagen, solch höllische, geradezu vom Fürsten der Finsterniß eingegebene Worte zu sprechen, solch' sündhafte Reden gegen den heiligen Mann, als da Ew. Eminenz sind, auszustoßen! Ja, hochwürdigster Herr Cardinal, wenn nur das Wort Vergebung, Verzeihung von Ihren Friedenslippen tönte, dann würde jede Strafe, die ob dieses Vergehens meiner wartet, süße Qual für mich seyn! — Und dann würde er vielleicht trotz solcher Erniedrigung mich doch wieder in den Kerker stoßen. — Nur Ein Mittel gibt es, Giovanni, und Du hast es in Deiner Hand. Merke, was ich Dir sage; aber tritt näher, halte Dein Ohr an meinen Mund; denn die Mauern möchten es hören und die Steine weiter erzählen.“

Palestrina hörte ruhig an, was ihm jener leise zuflüsterte; aber da er geendet hatte, sprach er mit fester Stimme: Nein! Alles würde ich für Dich wagen, nur nicht, was wider Ehre und Pflicht streitet: sprich mir nicht mehr davon.“

Vergebens beschwor ihn Giulio; er blieb unerbittlich.

„So laß denn den Vorwurf auf Deiner Seele lasten,“ rief Jener endlich, indem sein fruchtloses Flehen in Wuth überging, „laß den Vorwurf auf Deiner Seele lasten, Deinen Freund, den Du retten konntest aus kleinlichem Gewissensscrupel gemordet zu haben! Gehe hin zu Lucia, meiner verlobten Braut; ihre Thränen über mich werden bald getrocknet seyn, und dann — führe Du sie zum Altare, wahrlich ein hoher, süßer Lohn für die kleine Mühe, bloß einen Freund dem Scheiterhaufen zu überliefern!“

„Wie?“ rief Giovanni, erstarrend und erbleichend, „Lucia Deine Verlobte? — Du hast einen Grund gefunden, Verräther, mich umzustimmen. Fahret hin, kleinliche Gewissensscrupel, wie Du sie nanntest! Ja, Du sollst frei seyn, und

wenn Dein Verrath an mir auch zehnmal tiefer ist, als die Hölle, so wird meine Großmuth um so viel tausendmal höher seyn, und sollte ich darob am Galgen kommen."

(Schluß folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde. *)

Im Anfange des Jahres 1829 hielt ich mich einige Monate als Student in Göttingen auf. Unter denen, bei welchen schon die einfache Thatsache, ein Engländer zu seyn, als genügende Empfehlung galt, nenne ich einen jungen hannöverischen Adeligen, dessen wirklichen Namen ich verschweige, den aber Viele errathen werden, wenn ich ihm den Namen Ferdinand v. Werdenfels beilege. Meine Bekanntschaft mit ihm reifte bald zur Freundschaft. Alle unsere müßigen Stunden verbrachten wir mit einander, und auch mehrere unserer Studien, wie Geschichte und Alterthumskunde (wir hörten Beide bei Heeren und C. O. Müller), betrieben wir gemeinschaftlich. Mein Freund war einer der besten Repräsentanten der Classe, zu welcher er gehörte, nämlich des hannöverischen Adels. Er hatte Kenntnisse, war gebildet, voll Ehrgefühls und liebenswürdig, hegte aber dabei einen solchen aristokratischen Stolz, wie ich nie zuvor in meinem Leben zu beobachten Gelegenheit hatte, obgleich ich ihn seitdem an vielen seiner Standesgenossen in gleich hohem Grade bemerkt habe. Er war der Sohn eines hohen Offiziers der deutschen Legion, die bei Waterloo so ruhmvoll gefochten. Sein Gut war klein; allein er gehörte zu einer der ersten Familien des Landes, war fast mit allen hohen Staatsbeamten näher oder ferner verwandt, und seiner harrte eine bedeutende Carriere. Seine feine Erziehung und die geschmackvolle Richtung seines Geistes waren Ursache, daß die wilden Einfälle und sehr oft trivialen Amüsements seiner Mitstudirenden sein großes Mißfallen erregten. Dieselben Eigenschaften machten ihn intolerant gegen die Absurditäten der sogenannten guten Gesellschaft in Göttingen, und da meine englischen Gewohnheiten und Ansichten ähnliche Gefühle in mir selbst erweckten, so glaubte er, in mir einen Geistesverwandten zu erblicken, wie er ihn vergebens unter der Masse seiner Landsleute gesucht hatte. Werdenfels und ich standen deßhalb bei allen Classen von Studenten in Göttingen in Verruf. Die Chorburschen strafen uns mit ihrer sogenannten Verachtung, weil wir unsere Tage nicht in den Duellsälen verbrachten, und unsere Nächte nicht in den Gelagen in Bierkellern weihten; die Dandies (mit diesem Worte übersetze ich die unsaubere Bezeichnung, mit der man die übrigen Classen von Studenten im Allgemeinen beehrte) haßten uns, weil wir keinen Geschmack fanden an gewissen philosophischen Amüsements, welche in Nachforschungen über Stammbäume und Kleidungen bestanden; und bei der eigentlichen vornehmen Welt standen wir in Ungunst, weil es uns gefiel, dieselbe zu verlachen. Mit Ausnahme der gescheidten und gebildeten Offiziere des in der Stadt garnisonirenden Infanterieregiments und einiger der jüngern Professoren, den talentvollen Professor Saalfeld nicht zu vergessen, hatten wir keine Freunde — ein Umstand, der uns immer näher zusammenbrachte und uns einander in der That unentbehrlich machte. Von Montag Morgen bis Sonntag Mittag arbeiteten wir sehr fleißig, und von da an bis Montag früh überließen wir uns ganz der Erholung. Unveränderlich verließen wir Göttingen Sonntag Mittag um 1 Uhr, gewöhnlich um nach Cassel zu fahren, und selten kehrten wir vor 6 Uhr Montags in die Musenstadt zurück.

Unter den Verzweigungen, mit denen der Harz die westlichen Provinzen von Hannover bereichert, zeichnet sich namentlich ein der Sollingerwald genannter Gebirgszug durch seine schönen Waldungen und seinen Reichthum an Mineralien aus. Waldungen sind für Deutschland das, was für England die Kohlenminen; ohne diese gäbe es dort keine Feuerung. Die Krone ist Eigenthümerin der meisten Waldungen, und so beträchtliche Einkünfte fließen ihr aus denselben zu, daß wir durch Nennung von Zahlen die Gläubigkeit unserer Leser nicht in Versuchung führen wollen. Dagegen aber ist die Krone auch nicht nachlässig gegen die Interessen des Volkes; die Cultur der Wälder nimmt ihre größte Sorgfalt in Anspruch, und wird ganz nach wissenschaftlichen Principien betrieben. Nur gut qualificirte Beamte sind zu dem Zwecke angestellt, das Pflanzen der Bäume und das Fällen des Bauholzes zu beaufsichtigen. Jede Provinz hat ihren Oberforstmeister, unter denen wieder Beamte mit den Titeln Forstmeister, Oberförster und Förster bestimmte Districte zu verwalten haben. Das Ganze steht unter der Aufsicht eines hohen Staatsbeamten, mit dem Prädicate Excellenz und der sonoren Benennung General-Forst-Director. Seit unvordenklichen Zeiten wurden die sehr lucrativen Stellen dieses Departements hauptsächlich Adeligen übertragen, die sich hierzu durch einen Aufenthalt bei einem der höheren Forstbeamten und durch zweijähriges Studium der Forstwissenschaften auf der Universität qualificiren mußten. Ferdinand v. Werdenfels hatte einen jüngern Bruder, Namens Werner, der zu der Zeit, von welcher ich spreche, sich zu obengenanntem Zwecke bei einem Oberförster in M. aufhielt, welches mitten im Sollingerwalde lag. Diesem Bruder war er mit wärmster Liebe zugethan, und oft äußerte er sein Bedauern über die Verzögerung, welche sein geliebter Werner dadurch erleide, weil er, wie er sich ausdrückte, eine Carriere erwählt habe, welche ihnen den gleichzeitigen Besuch der Universität nicht gestatte. Oft bat ich ihn, mit mir eine Ausflucht nach M. zu machen; immer aber gestand er mir freimüthig — denn es ist erstaunlich, mit welcher Offenheit die Deutschen, und selbst die Aufgeklärtesten, solche Schwächen bekennen — daß eine Ahnung, es müsse in M. ein furchtbares Unglück über ihn hereinbrechen, ihn abschrecke, meine Bitte zu erfüllen. (Fortsetzung folgt.)

*) Nach dem Englischen, aus Dr. Fr. Bran's „Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur."

---

## Tabletten.

*** (Eine Anekdote für Hausherren.) Ein Greis, welcher kürzlich das 88. Jahr erreicht hat, ist zu Paris in einer Wohnung von 1500 Franken Miethe seit fast einem halben Jahrhundert heimisch. Dieser Mann war unter Ludwig XVIII. und Carl X. Hofbuchbinder; seit zwölf Jahren aber kam er mehr und mehr herab, bis zuletzt die Kundschaften aufhörten und die Noth einzog. Nachdem er allmählich einen großen Theil seiner besseren Mobilien verkauft, war er endlich gezwungen, mit ein Paar Zinsterminen in Rückstand zu verfallen. Sein Hausherr, welchen er dießfalls um Nachsicht bat, sagte daher am 1. d. M., einem Zinstage in Paris, daß er doch eine geringere Wohnung beziehen möchte, indem er sonst um all sein Hausgeräth kommen würde. Der Greis brach bei dieser Eröffnung in heiße Thränen aus und bat den Hausherrn, ihn in seiner geliebten Wohnung sterben zu lassen. „Das geht nicht," sagte Jener, „die kahlen Wände würden Sie stets an Ihr Unglück erinnern. Für ein kleineres Quartier reichen Ihre Möbel aus, und damit Sie keine Sorgen mehr zu ertragen haben, sollen Sie von mir fortan eine Pension von 600 Franken jährlich beziehen." Der Greis konnte seinen Dank nur durch Thränen darthun; allein bald ward ihm noch eine andere Ueberraschung zu Theil: die übrigen Partheien

des Hauses, welche den wackeren Buchbinder seit Jahren gekannt und geehrt hatten, trafen unter sich die Abrede, ihm jährlich eine Beisteuer von 400 Franken zusammenzuschießen und der würdige Alte sieht daher einem wenigstens sorgenfreien Lebensende entgegen.

*** (Unbegreifliche Hartherzigkeit.) Das „Dayton Journal," vom 5. Januar, berichtet folgendes beklagenswerthe Ereigniß. Etwa um 2 Uhr Morgens wurden die Häuser einiger Schwarzen am äußersten Ende der Stadt in Brand gesteckt und mit Allem, was sich darin befand, von den Flammen verzehrt. Im Ganzen verbrannten drei Häuser, welche den Bewohnern derselben gehörten. Wir haben eine große Menge einzelner Scenen, welche bei diesem Vorfalle stattgefunden, erzählen gehört, welchen wir zur Ehre der Menschheit kaum Glauben beimessen können. So wird berichtet, daß die Brandstifter einem der Unglücklichen durchaus die Erlaubniß verweigerten, in seine Wohnung zurückzukehren, um seine nackten Füße mit Schuhen zu versehen. Andere, welche noch Geld in ihren brennenden Wohnungen hatten, wurden gleichfalls es zu retten verhindert. Man erlaubte ihnen nur, so viel Kleidungsstücke mitzunehmen als zur Bedeckung ihrer Blöße durchaus nöthig, obgleich die Nacht außerordentlich kalt war. Ein Schwarzer ging in sein Haus zurück, um sein Geld, welches er in seiner Rocktasche gelassen hatte, zu retten: da machte man die Thüre hinter ihm zu, und ließ dem armen Teufel die Wahl zu verbrennen oder zum Fenster hinauszuspringen. Man bedrohte die Schwarzen mit augenblicklichem Tode, wenn sie sich einfallen lassen würden, Lärm zu machen, und wir sind überzeugt, daß nur wenigen Leuten in der Stadt die Schandthat vor dem nächsten Morgen bekannt wurde. (Amerik. Bl.)

*** (Schicklichkeitsgefühl.) Der „Cincinati Republican" erzählt, daß auf einem mit Passagieren angefüllten Dampfboote, welches im Begriffe stand, von Wheeling abzugehen, einer der Passagiere die Bemerkung machte, daß er den Tod des Präsidenten als ein Glück für das Land betrachte. Diese Bemerkung erschreckte alle, die sie hörten, und eine Zeitlang antworteten sie nur durch ein tiefes Schweigen. Zuletzt sagte ein ehrwürdig aussehender Mann mit von Schmerz gedämpfter Stimme, daß solche unverantwortliche Aeußerung mit dem Charakter eines ächten Amerikaners unverträglich sey, und daß er mit einem, der so sprechen könne, nicht reisen wolle. Die übrigen Reisenden stimmten dem bei, und der Kapitän des Bootes sah sich genöthigt, jenem die Mitfahrt zu verweigern.

*** (Etwas vom alten Blücher.) Am 5. August 1814 war der berühmte Arzt Geheime-Rath Dr. Heim bei dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, seinem großen Gönner, mit dem Fürsten Blücher in einer kleinen, aber sehr gewählten und heitern Gesellschaft zur Tafel. Letzterer sprach davon, daß ihn am Geburtstage des Königs die Berliner Universität zum „Doktor der Philosophie" creirt habe. Der joviale Heim ergriff bei dieser Gelegenheit das Glas und rief aus: „Es lebe der junge Doktor, Fürst Blücher!" worauf dieser sogleich sein Glas erhebend erwiederte: „Es lebe der Feldmarschall der Doktoren, mein College Heim!"

*** (Edle That.) Auf der Herrschaft des Herrn Chandakow im Gouvernement Cherson brach in der Nacht Feuer aus, welches so schnell die leichten Strohdächer ergriff, daß die armen Bewohner, um nur ihr Leben zu retten, alles im Stich lassen und aus den Häusern entfliehen mußten. Unter ihnen befand sich auch eine arme kränkliche Bäuerin, die, als sie sich plötzlich besann, daß ihr fünfjähriges Kind in der Stube geblieben sey, in die Flammen zurückeilen wollte, und nur mit Gewalt von den Umstehenden, welche die Unmöglichkeit der Rettung einsahen, davon abgehalten werden konnte. Herzzerreißend war der Jammer der trostlosen Mutter. Da erschien ein fünfzehnjähriges Bauernmädchen, Namens Agathe Skovorodnikova, welche aus wahrem christlichem Mitleid die offenbare Gefahr, die ihrem eigenen Leben drohte, nicht achtend, sich entschloß, das Kind zu retten. Sie bekreuzte sich, empfahl sich dem Schutze Gottes und sprang, ungeachtet man sie zurückhalten wollte, in die Flammen. Alle hielten sie für verloren, aber mit ihr war ihr Schutzengel, und der Glaube an Gott, der den Menschen nie in guter That verläßt. Agatha kam aus den Flammen glücklich zurück und übergab das Kind der beseligenden Mutter. — Als diese herrliche That dem Kaiser berichtet wurde, hat er dem unerschrockenen Mädchen die Medaille mit der Inschrift: „Za spasenie pogibawsich" (Für Rettung der Untergehenden) — an einem Bande auf der Brust zu tragen — und 150 Silberrubel zugesendet. (Nordische Biene.)

*** (Ein werthvolles Andenken.) Der Cardinal von Cheverus hatte sich vor vielen Jahren schon ungemein große Verdienste damit erworben, daß er eine große Anzahl von Wilden in Amerika zum Christenthum bekehrte, und auf den Pfad einer besseren Gesittung zu einer ed'eren Lebensbedingung führte. Die getauften Indianer wußten ihren Wohlthäter nach Gebühr und Würde zu schätzen, und waren beinahe trostlos, als ihn seine Bestimmung in sein Vaterland (Frankreich) zurückrief. Sie hielten Rath, was sie ihm zum Abschiede für Ehren erweisen, und was für ein Andenken sie ihm mitgeben sollten. Sie besaßen ein Opferbeil, welches sie in früheren Zeiten für ihr größtes, werthvollstes Heiligthum gehalten, und dieses beschlossen sie ihm als Andenken zu geben, da er durch seine beseligende Lehre vom heiligen Christ den unwürdigen, ja sündhaften Gebrauch desselben abgeschafft habe; und in der That konnten ihm die dankbaren Kinder kein schätzbareres Vermächtniß überreichen. Er nahm das Beil mit Thränen der Rührung an, und betrachtete es fortan als das theuerste Kleinod, weil sich daran seine schönsten erhabensten Erinnerungen knüpften. Nach seinem Tode fiel es seinem Neffen dem Abbé Audierne zu. Man bot ihm ansehnliche Summen für dieses ethnologisch höchst werthvolle Instrument, unter dessen Streichen einst viele hundert oder tausend Leben geblutet haben mochten, allein der würdige Priester machte es nicht zum Gegenstand des Handels, sondern übersandte es kürzlich dem Museum von Perigueux als ein Geschenk. Dieses Beil ist aus Basalt, der besonders hart und merkwürdig schön polirt ist; auch ist die Schärfe seiner Schneide noch vortrefflich erhalten. Die Handhabe ist aus einem sehr leichten aber festen Holze. Der Gestalt nach unterscheidet es sich wesentlich von den alten celtischen Beilen oder Hacken. Außerdem muß noch bemerkt werden, daß die Handhabe rundum und durchaus mit hieroglyphenartigen Sculpturen überdeckt, und sonach ein um so größerer ethnologischer Schatz zu nennen ist.

*** (Ein Betrunkener tödtet einen Vorübergehenden.) Dem „Harrisburg Telegraph" zufolge wurde ein Mann, Namens George Baker, während er betrunken in der Straße zu Tunhanknok lag, von der lieben Schuljugend gewaltig geplagt. Hierüber erbost, ergriff er den Sohn eines Mannes, Namens Lucky, der zufällig dort vorbei ging und, da er sich einbilden mochte, daß dieser Knabe ebenfalls einer seiner Peiniger gewesen, so versetzte er ihm mehrere Stiche mit einem Dolchmesser, woran derselbe nach einigen Stunden starb.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, 1. Mai. (Neu einstudirt) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in 6 Abth. von Göthe.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 121. 2. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taishalrin.

(Fortsetzung.)

Clairval konnte nun nicht länger zweifeln, daß es unglückliche Liebe sey, die ihren Verstand zerrüttet, und er fühlte tiefes, herzliches Mitleid mit der armen Verlassenen. Mit der innigsten besorgtesten Theilnahme sah er die Regungslose über dem Stuhle hingeneigt, und bange, daß sie eine Ohnmacht befallen, wollte er schon hinüber eilen, um nach ihren Mädchen zu rufen, als sie sich langsam aufrichtete und blaß und verstört um sich blickte, wie nach dem Erwachen aus einem schweren ängstigenden Traume. Indem sie die zerstreuten Blumen am Boden gewahrte, fuhr sie, sich besinnend, nach dem Kranze in ihren Haaren, und ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust, als sie ihn nicht mehr fand. Wie von einem plötzlichen bangen Gefühl beklommen, raffte sie sich schnell vom Boden auf, und eilte der offenen Erkerthüre zu. Der Schein des Mondes fiel hell auf den Balcon, von dem Clairval kaum drei Schritte weit entfernt stand. Als sie jetzt mit dem bleichen Gesichte und den aufgelöst herabfallenden Locken auf den Erker heraus trat, die Wange noch von Thränen feucht, die im Mondenschimmer glänzten, da glich sie dem Bilde der Geduld, die der Künstler an Gräbern trauernd dargestellt. Sie lehnte sich auf das Geländer des Balcons, und ihr Auge folgte dem Zuge der glänzenden Wolken am dunkeln Nachthimmel; bange Seufzer hoben ihre Brust, während aus der Ferne vom Meeresufer herauf, durch die tiefe Stille die Töne einer schwermüthigen Ballade klangen, die sich ein Fischer zur Arbeit sang, mit der er seine Barke zur nächtlichen Fahrt bereitete. Clairval hatte sich vom Fenster zurück gezogen, um nicht von Arabella bemerkt zu werden, aber noch lange nachher hörte er sie am Flügel die Melodie des Liedes wiederholen, die so treffend in ihre Stimmung eingeklungen.

Das Verhältniß des jungen Mannes im Hause des Lords war so befestigt, daß er ohne Scheu hätte wagen dürfen, Dunmore von seinen Entdeckungen zu sprechen, und ihn um Aufschlüsse über Arabella's Zustand anzugehen; allein ihre gegenseitige Freundschaft und Dunmore's Achtung und Neigung zu Clairval sollte durch ein Ereigniß, das dem letztern noch wichtigere Ansprüche auf die Dankbarkeit und Liebe seiner Freunde einräumte, noch bedeutender erhöht werden, damit das Band jedes Geheimnisses von selbst sich löse, ohne daß Clairval unaufgefordert sich in dasselbe zu drängen benöthigt war.

Dunmore hatte eines Tages einen seiner Landsleute, der erst vor Kurzem aus England angekommen war, auf seiner Villa außerhalb der Gegend delle fontanelle besucht. Er hatte sich im Gespräche verspätet, und es war bereits tiefe Nacht, als er durch jenes ihm wenig bekannte Stadtviertel zu Fuße nach Hause kehrte. Nicht ohne Verlegenheit sich in den Irrgewinden der kleinen Vicolos und Nebengäßchen zurecht zu finden, verfolgte er eine schmale Straße, die, wie er hoffte, in der geradesten Richtung nach der Toledo führen sollte. Indem er gemächlich fortschritt, drang ihm aus der offenen Thüre eines allein noch erleuchteten Erdgeschosses der Klang eines Tamburins und der Castagnetten entgegen, der den Gesang einer muntern Tarantella begleitete. Dunmore blickte durch die Thüre und sah in dem niederen Gewölbe einer ärmlichen Betola oder Pfennigschenke zwei Mädchen, die jenen Nationaltanz des lebendigen fröhlichen Südens, für den er leidenschaftlich eingenommen war, mit all der Behendigkeit und Anmuth tanzten, die seine Aufführung so gefällig machen. Dunmore blieb unter der Thüre stehen und ergötzte sich an der Gruppe, die mit dem Uebrigen der Scene ein gleich sonderbares und malerisches Ganze bildete. Die Rückwand des düstern Gewölbes war von einem niedern Herde eingenommen, aus dessen schwarz angerauchtem Schlott ein großer Eisenkessel an Ketten von gleichem Metalle niederhing. Eine häßliche Alte, gleich einer von Macbeth's Zauberschwestern, war beschäftigt, das Feuer unter dem Kessel zu unterhalten, das knisternd von den Oliven- und Rebenbündeln loderte, die sie emsig unterschob. Einige Männergestalten saßen um die Flamme her, und bliesen den Rauch ihrer Cigarren in die aufsteigenden Dampfwolken. In der Mitte des Gewölbes schwebten, jugendlichen Mänaden nicht unähnlich, die tanzenden Mädchen.

Ihre dunkelschwarzen Haare waren in Zöpfen um den Kopf gewunden; nachlässig flatterte das Halstuch über dem seidnen, eng unter der Brust geschlossenen Leibchen, Schürze und Rock mit bunten Bändern eingefaßt, flogen um die farbig durchwirkten Strümpfe, über denen der kleine Schuh kaum auf der äußersten Fußspitze durch die Silberschnalle festgehalten ward. Das blitzende Auge der Mädchen, ihre vom Tanze hochglühende Wange, ihre schlanke, zierliche Gestalt, und eine vortheilhafte Gesichtsbildung zogen das Auge mit Wohlgefallen auf sie, während ihre Behendigkeit im Tanze und die natürliche Grazie, die sie damit zu verbinden wußten, nicht minder gefällig auf den Zuschauer wirkten. Bald bewegten sich beide in gemäßigtem Schritte, die Hände mit malerischer Anmuth vorgestreckt oder auf den Rücken gebogen, bald, Tambourin und Castagnetten hoch über ihrem Haupte schwingend, drehten sie sich schneller und schneller im Kreise, bis sie wieder erschöpft und mit fliegender Brust im langsameren Takte, und mit schalkhaft gesenktem Haupte und Armen nachlässig auf und niederschwebten.

Mit lebhaftem Vergnügen verweilte Dunmore bei dem klei-

nen Schauspiele, bis auch die Alte seiner ansichtig ward, die Cigarrenasche von einem der Stühle mit ihrer Schürze abstäubte, und den Lord mit zudringlicher Freundlichkeit niederzusetzen nöthigte. Sie langte nun die kupferne Oellampe vom Gesimse, brachte die Dochte der dreifachen Ampel in Ordnung, und stellte sie angezündet auf den Tisch, der neben Dunmore zunächst an der Thüre stand. Auf ein Paar Worte, die sie den Mädchen zurief, endeten diese den Tanz und, indem sie zuvor noch einige neugierige Blicke auf den Fremden warfen, eilten sie zu einem Schranke, der die Stelle eines Schenktisches vertrat, und seine Bestimmung durch das Küchen- und Kellergeräthe verrieth, das auf demselben geordnet stand. Ein vom Rauch geschwärztes Madonnenbild, mit längst verwelkten Blumenkränzen, war, von einem kargen Lämpchen beleuchtet, über dem Hausaltare der dürftigen Restaurations-Anstalt angebracht. Die Mädchen füllten eine Flasche mit Somma-Wein, legten Kuchenschnitten auf den buntbemalten Thonteller, und hüpften wetteifernd zu Dunmore zurück, der sich nicht entfernen wollte, ohne wenigstens ihre kleine Mühe belohnt zu haben. „Comanda Signore," sagte das jüngere der Mädchen, indem sie ein Glas voll goß und schalkhaft mit den Lippen am Rande des Bechers nippte. Lächelnd that ihr Dunmore Bescheid, er lobte freundlich ihren Tanz und ihre Gestalt, und stellte einige Fragen, welche die Mädchen ohne Scheu und mit natürlichem und anständigem Witze beantworteten. Als er nun die Börse zog und einige Geldmünzen auf den Teller warf, fielen mehrere Stücke zur Erde. Emsig bückten sich die Mädchen mit der Alten sie beim Lichte der Ampel aufzulesen, und Dunmore's Blicke fielen jetzt erst mit größerer Aufmerksamkeit auf die Männer, deren Auge eben so, seit dem Klingen des Geldes, forschend bald auf dem Lord, bald auf den Suchenden ruhte. Es waren hohe, kräftige Gestalten. Ihre harten und finstern Gesichtszüge gewannen durch die schwarzen Bärte, und die Haarzöpfe, die von der Stirne zu beiden Seiten des Gesichtes herabhingen, ein noch abschreckenderes Ansehen. Ihre spitzzulaufenden mit Bändern und Flitterblumen verzierten Hüte waren tief über das Haarnetz hereingedrückt, das auf ihre Schultern fiel. Sie hatten weite Mäntel übergeworfen, so daß man kaum ein Stück des, mit Silberknöpfen gezierten, Sammtwamses oder der rauhen sonnenverbrannten Brust gewahrte, dennoch glaubte Dunmore in dem Gürtel des Einen, als er sich nach den Suchenden bückte, den Griff eines Dolches erkannt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Giovanni Palestrina.

Novelle von W. H. Riehl.

(Schluß.)

8.

Giulio war glücklich entflohen, obgleich von dem Bannstrahle des Papstes verfolgt, allein zugleich mit ihm war Lucia Colonna spurlos verschwunden. Vergeblich war der Zorn der Signora Vittoria und ihres Gemahles, eben so vergeblich, wie ihre Maßregeln zur Verfolgung der Flüchtlinge. Jahre verstrichen und Niemand konnte das Geringste über sie erfahren. —

Palestrina hatte sich unterdessen ganz aus dem Gewühle des Lebens zurückgezogen; denn zu grell war der Mißton, den es mit rauher Hand den zarten Saiten seines Innern entlockt hatte, er hatte es ja nur in all seiner Bitterkeit geschmeckt: Freundschaft, Liebe, Alles, was sonst ein Tröpfchen Wonne auf des Pilgers Erdentage träufelt, war der reichen Blüthe seiner Gemüthswelt tödtender Gifttrank worden. Nur die Kunst war ihm treu geblieben, und er der Kunst. Durch jene harten Schläge des Geschicks läuterte sich erst sein hohe Genius zur wahren Vollendung. Es schwand der allzu leidenschaftliche, weiche, verschwommene Typus, der wie ein verhüllender Flor noch über seine früheren Schöpfungen schwebt und einfach, gedankenreich, schwunghaft, innig und edel ginge sie in himmlischer Klarheit aus dem Allerheiligsten seines geläuterten Geistes hervor. —

* * *

Eines Abends spät trat ein Unbekannter in Palestrina's einsam gelegenes Zimmer und bat, ihm zu folgen. Palestrin zögerte. Da reichte ihm der Fremde zur Beglaubigung ei kleines Papierstreifchen. Der Künstler durchlas es, sein Wange glühte, seine Hand zitterte: er sprang auf und hüll sich in seinen Mantel.

In schnellem Schritte durcheilte er mit seinem schweigsamen Führer die weiten Ruinenfelder der Stadt; denn bal hatten sie das geräuschvolle neue Rom im Rücken und wandelten nun die verödeten Räume der alten Siebenhügelstad entlang. Die riesigen Mauern des Coloseo's blickten so finster durch die neblige Novembernacht, als zürneten sie, mahnende Zeugen kräftigerer Zeiten, auf die entartete Welt z ihren Füßen. Bald lag die Via sacra mit ihren Triumph bögen, ihren verfallenen Tempeln und verschütteten Gewölbe hinter unsern nächtlichen Wanderern. Der Führer bog u eine Ecke und sie befanden sich in den Gärten des Nero jetzt mit üppigen Kohl- und Weinpflanzungen bedeckt, an denen einige ärmliche Hütten hervorragten.

Der Unbekannte pochte an die niedrige Thüre eines solche Häuschens; man öffnete. Schweigend winkte er Palestrin hineinzugehen und entfernte sich.

Palestrina trat in ein kleines, dürftiges Gemach. Von de flackernden Scheine einer beinahe erlöschenden Lampe ma erleuchtet, stellte sich ihm eine rührende Gruppe dar. Ei Mann mit bleichem, leidensvollem Antlitz lag auf einem Ruhebette, wie es schien, in den letzten Zügen. Ein jugendliche Weib, doppelt reizend in der Tiefe ihres Kummers kniete m aufgelöstem Haar an dem Bette nieder und bedeckte mit ihre Küssen und Thränen die schlaff herabhängende Hand de Sterbenden, während zwei kleine liebliche Kinder, holde, unschuldige Engelsköpfchen, bittend die Mutter am Kleide faßten, um ihren Kummer zu beschwichtigen, den sie nicht begreifen konnten.

Der Sterbende richtete sich mühsam empor bei Palestrina' Eintritt und sah ihn wehmuthsvoll mit halbgebrochenem Aug an — es war Giulio.

„Giovanni," rief er mit schwacher Stimme, „ich büße de Wankelmuth und die Schwächen meines Lebens mit einem frühen, bittern Tod. Giovanni, kannst Du mir vergeben?"

Palestrina antwortete nicht; er bog sich über den Sterbenden und drückte leise den Kuß der Versöhnung auf seine dünnen, blaßen Lippen, aber, als er wieder aufblickte, da wa das Haupt Giulio's tief in das Kissen zurückgesunken — mi dem Kusse war seine Seele entflohen.

Schweigend ergriff Palestrina Lucia's Hand, und sie weinten beide bitterlich.

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Mit Ende Januar hatten wir nun alle Mittel des Amüsements, wie auch alle Gegenstände der Neugierde, welche di Nachbarschaft darbot, erschöpft. Unsere Weihnachtsferien hatte wir in Cassel verbracht, und obgleich die Bälle immer seh schön waren und die Oper zu einer der besten gehörte,

ieb doch die wichtige Frage zu erörtern, was am Tage zu zufangen, da wir mit der schönen Scenerie der nächsten mgebung — die fast noch schöner war in winterlicher Nacht, als in sommerlicher Ueppigkeit — bereits vertraut wa- n, und die wir uns lieber entschlossen, auf den Besuch der emäldegallerie Verzicht zu leisten, als das leblose Geschwätz s ehrwürdigen Curators derselben anzuhören. So blieb is fast nichts übrig, als durch die prächtigen, aber melan- olischen Straßen zu wandeln, gleich Wesen einer andern Welt; denn mit den Einwohnern hatten wir gerade so wenig erkehr, als ob wir einer andern Welt angehörten. Ferdi- nd konnte jetzt nicht länger eine gültige Entschuldigung ıfinden, um meine Bitte, nach M. zu fahren, abzuschlagen. r sah, daß es nicht in meiner Natur lag, mit ihm in Hin- ht seiner abergläubigen Furcht zu sympathisiren; auch fühlte , daß es unfreundlich und egoistisch von ihm wäre, mir ımer und immer wieder dieselben Scenen vorzuführen, an nen ich jetzt keinen Geschmack mehr fand, und ich bin der tadt Göttingen die Gerechtigkeit schuldig, zu erklären, daß Keinem von uns in den Sinn kam, einen Augenblick länger ihr zu verweilen, als die dringendste Nothwendigkeit verlangte. us diesen Gründen willigte er endlich ein, den Zustand der Wege zu benutzen, die, wenn sie vom Winterfroste befreit id, einige Wochen lang kaum passirt werden können, und ı am ersten Sonntage des Februars das Wetter nicht um- schlagen schien, machten wir uns nach M. auf den Weg. war glaube ich, daß mein Freund viel darum gegeben ıtte, wenn Thauwetter eingetreten wäre; allein das Queck- ber im Thermometer stieg nicht, die Erde blieb hart gefro- n, der Wind blies mit gleicher Schärfe, die Atmosphäre ieb hell, und eine andere Entschuldigung, außer der, die ıszusprechen er sich schämte, war nicht mehr aufzufinden.

Es war meine erste Besuchsreise nach dem Forsthause von !. Ich kenne daher den Zustand der Wege nicht, wenn der rund erweicht ist. Etwas Mühseligeres aber für die Pferde id Unangenehmeres für die Menschen, als eine Fahrt auf esen Wegen bei gefrorenem Boden, kenne ich nicht. Ein ad des Wagens lief immer einen Fuß tiefer, als das andere; lein nicht zwei Minuten lang nahm dasselbe Rad diese ituation an, so daß uns zu gleicher Zeit der Genuß der chwankungen eines Segelschiffes und der bei Dampfschiffen ıvermeidlichen Stöße geboten ward. Die armen Pferde ten freilich noch mehr, als wir, denn der Weg, auf dem laufen mußten, war so höckerig und hart, daß sie keinen heren Tritt haben konnten. Gegen 7 Uhr erreichten wir e Stadt Uslar, die am Fuße des Gebirges liegt, und der ersuch, noch in dieser Nacht in den Wald zu dringen, wäre ollkühnheit gewesen. Gern gingen wir daher auf des Kut- ters Vorschlag, die Nacht hier zu bleiben, ein, und nach nem etwas schmierig zubereiteten Souper gingen wir zu ette. Mitten in der Nacht wurden wir durch ein entsetzli- es Angstgeschrei aufgeweckt, welches offenbar aus dem ıchsten Zimmer kam. Wir sprangen aus dem Bette, zün- ten eiligst Licht an, obgleich es ziemlich kalt war, und eil- ı dem Schreier zu Hülfe. Als ich die Thür des Zimmers, f eine tragische Scene gefaßt, öffnete, fuhr eine erschrockene oße Katze so gewaltsam durch meine Beine, daß ich hinfiel d mit meinem Gesichte auf ein Paar eiskalte Beine zu gen kam. Anstatt mir zu Hülfe zu kommen, lachte Wer- nfels aus vollem Halse und so ansteckend, daß ich ihm un- llkürlich Gesellschaft leistete, ohne die lacherregende Ursache kennen. Währenddem flehte aber der Eigenthümer der kalten Beine fortwährend in einem jämmerlichen Tone um ıistand: „Ach, ich bitte Sie, heben Sie mich auf, heben ie mich doch auf!" Da ich nun indessen aus eigenen äften wieder auf meinen Beinen stand, so fragte ich ihn, warum er nicht ein Gleiches thue. Diese Frage erhielt nur zur Antwort: „Ich kann es nicht; das Corpus juris!" Ich konnte durchaus nicht einsehen, welchen Zusammenhang das Corpus juris mit seinem Aufstehen und mit seinem Liegenblei- ben auf dem kalten Fußboden habe; allein da Werdenfels seines Lachens durchaus nicht so weit Herr werden konnte, um irgend einen Beistand zu leisten, so versuchte ich allein, den Supplicanten in die natürliche menschliche Stellung zu bringen. Allein vergeblich waren alle meine Bemühungen; er war unfähig, zu stehen, und brachte nichts, als die Worte hervor: „Das Corpus juris! das verfluchte Corpus juris!" Werdenfels krümmte sich in förmlichen Lachkrämpfen. Nicht ohne Schwierigkeit führte ich nun den unglücklichen Krüp- pel, wofür ich ihn hielt, ans Bett, und ihn an den Fersen fassend, die, wie ich jetzt erst bemerkte, gebunden waren, versuchte ich, ihn ins Bett zu ziehen. Indem nun seine Beine den Luftraum passirten, bemerkte ich, daß auch an seine Kniee ein Verband gelegt war; zwischen ihnen und von dem Verbande festgehalten, war etwas, was Medieiner in ihrer Kunstsprache einen fremden Körper nennen würden. Natürlich war ich neugierig, zu erfahren, was das sey, und in Gegenwart des Wirths, der Aufwärter, des Kochs, des Stubenmädchens, und unter entsetzlichem Gelächter Aller bekannte er nun, er sey in Uslar, um zu freien. Sein einziger physischer Fehler wären einwärts gebogene Kniee; ein ihm befreundeter Arzt habe ihm gerathen, jede Nacht einen einigermaßen umfang- reichen Gegenstand zwischen die Kniee zu nehmen, indem er ihn versicherte, daß die Gelenke des Nachts am elastischsten und biegsamsten seyen, und seine Kniee so allmälig in eine kunstgerechte Position zurückgelangen würden. Der einzige seiner Ansicht nach geeignete Gegenstand, den er besessen habe, sey sein schweres Corpus juris gewesen, welches er demzufolge jede Nacht in vorgeschriebener Weise zwischen die Kniee schiebe. Mit diesem Apparate habe er sich zu Bette begeben, und sey in Folge einer drückenden Empfindung aus dem ersten Schlafe erwacht. Deutlich habe er gefühlt, daß ein schwerer Körper auf ihm läge, und als er die Augen aufgeschlagen, habe er gesehen, wie ein Paar große, feurige Augen ihn angestarrt hätten. Er habe sich gefürchtet, aus dem Bette zu springen, theils weil er sich sicherer unter der Decke gefühlt habe, theils aber auch, weil er gefürchtet, bei einem Versuche zur Flucht das Genick zu brechen, wenn er sich nicht vorher der Maschinerie entledige, die zur Streckung seiner Kniee diente. Das sicherste Auskunftsmittel, habe er darin erblickt, aus Leibeskräften zu schreien. Zuletzt habe ihm die Angst Muth eingeflößt; durch eine gewaltsame Anstrengung sey der Besitzer der feurigen Augen davon und er aus dem Bette geflogen, leider aber ohne im Stande zu seyn, sich wieder vom Boden zu erheben. Die ganze Geschichte ward mit dem lächerlichsten Ernste erzählt, und als wir schon im Begriff waren, das Zimmer zu verlassen, rief er mich nochmals zurück, denn er hielt mich unter diesen Zuschauern für den Wohlwollendsten, und bat mich, das Licht einen Augenblick zu halten, um sich zu versichern, ob das Corpus juris noch gut sitze. Ich habe den Simpel später noch öfter in den Straßen von Göttingen gesehen, erinnere mich aber nicht, an seinen Knieen irgend eine wesentliche Verbesserung bemerkt zu haben; auch habe ich das Corpus juris sehr verschiedentlich angewendet gesehen, jedenfalls aber war dieß die komischste Art unter allen.

Da ich auf Reisen, wenn irgend möglich, nie den Besuch der Kirche versäume, so wurde es fast Mittag, ehe wir unsere Reise weiter fortsetzten. Nach ungefähr drei Stunden langten wir beim Forsthause von M. an. Es war ein schmuckes Gebäude, drei Seiten eines Vierecks einnehmend auf einer Lichtung mitten im Walde. Im Centrum des Gebäudes be- fanden sich die Zimmer der Familie, rechts waren die Ställe,

links einige Scheunen. Der Vorhof war gepflastert und von der Straße durch eine niedrige Mauer getrennt, in deren Mitte ein eisernes, sehr schönes Gitter angebracht war. In der Mitte des Vorhofs stand ein Brunnen, aus welchem man das Wasser mit einem Eimer holte, der mit einer Kette an einen mächtigen Balken befestigt war; dieser Balken war die Maschinerie, durch welche der Eimer mit der langen Kette in den Brunnen gesenkt und wieder herausgezogen ward. Im Hofe waren mehrere Hundeställe, und deren Bewohner, zwei große, wilde Saufänger, verkündeten unsere Ankunft in einer Weise, die von ihrer Hospitalität keine günstige Idee gab. Auch dauerte es in Folge dieses Lärms nicht lange, bis die Thür des Forsthauses geöffnet ward. Eine Magd ließ uns hinein und wir traten ins Zimmer. Hier waren der Oberförster, den wir an seinem grünen Rocke, auf dessen Knöpfen der königliche Namenszug und Krone, erkannten; ferner ein junger, hübscher Mann, dessen Aehnlichkeit mit meinem Freunde mir sogleich verrieth, daß er Werner von Werdenfels war; zwei junge Damen, über welche ich sogleich ausführlicher reden werde, und eine alte, ungeheuer dicke Dame, die aussah wie die personificirte gutmüthige Gemeinheit. Nach wenigen Minuten war ich ganz heimisch, eifrig beschäftigt, ein Glas guten Weins zu trinken, und unter lebhaftem Gespräche eine Pfeife vortrefflichen Tabacks zu rauchen. Ich hatte zwei Jahre meiner Kindheit in Hannover verlebt, konnte im Nothfalle etwas plattdeutsch sprechen und war daher gut im Stande, meinen Theil zur Unterhaltung beizutragen.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Wien.) Am k. k. Hofburgtheater gastirt gegenwärtig der herzoglich nassauische Hofschauspieler und Regisseur Grabowsky. Am 24. April war seine erste Rolle „Hamlet“, worin er die lautesten Zeichen des Beifalls erhielt und gerufen wurde. Eine um so ehrenvollere Auszeichnung, als grade der „Hamlet“ eine vortreffliche Leistung unseres gefeierten Löwe ist. Die ferneren Rollen des Herrn Grabowsky werden „der Spieler“ und „Richard Wanderer“ seyn.

*** Man erzählt eine sehr interessante Thatsache aus dem Leben des verblichenen Marschall Clauzel. Gegen Ende des Jahres 1798 wurde der General-Adjutant Clauzel durch den Obergeneral Jaubert beauftragt, die Abdankung des Königs von Sardinien, Karl's Emanuel IV. zu empfangen. Er benahm sich bei dieser kitzlichen Sendung mit so vieler Aufrichtigkeit und Delikatesse, daß ihm der Monarch das Gemälde des wassersüchtigen Weibes, von Gerard-Dow, schenkte. Man weiß, daß der Werth des Gemäldes unschätzbar ist. Den 21. Frimaire im Jahr VII. (11. Dezember 1798) schrieb der General Clauzel an das Direktorium, daß er dasselbe Geschenk der Nation als Huldigung zu Füßen lege. Dieses Meisterwerk befindet sich in der That seit jener Zeit im Museum des Louvres.

*** (Muth und Hingebung.) In der Audienz des Handels-Tribunals von Bordeaux hatte vor einigen Tagen eine sowohl durch ihren Gegenstand, als durch das Unglück, wodurch sie veranlaßt worden, rührende Scene statt Herr Sylvester Delbos ließ einen gewissen Ruffet in den Saal rufen, und alsbald sah man einen jungen Mariner hereintreten, aus dessen durch die Sonne gebräunten Zügen etwas Muthiges und Bescheidenes hervorstrahlte. Der Magistrat richtete ungefähr folgende Anrede mit Würde und Rührung an ihn: „Tapferer Ruffet! In der Nacht vom 11. auf den 12. März wurde das Fahrzeug le Commerce de Bordeaux, welches zugleich sein Schi[…] voll und das des im Havre entwaffneten Chateaubrian[…] trug, bei seiner Einfahrt in den Fluß durch den Sturm an[…]griffen und auf Felsen geworfen, wo es scheiterte. Im Aug[…]blick des Unfalls, und als Reisende und Matrosen nur ein je[…] an sein eigenes Heil dachte, blieb ein einziger Mann zurück, er das Jammern zweier Kinder hörte, und sprach, zu ihnen rückkehrend, die Worte aus: „Ich werde sie retten oder mit ih[…] untergehen!“ Und auf den Trümmern eines gescheiterten Sch[…] nahm er sie in die Arme, kämpfte gegen die Wellen und bra[…] sie mit Lebensgefahr an das Ufer, das er nach den äußersten Ber[…]hungen erreichte. Dies übte Euer Hingebung; sie konnte n[…] ungesehen vorübergehen. Die Gesellschaft, welche zum Zweck [...]richtet ist, den durch Schiffbruch Verunglückten zu Hilfe zu k[…]men, die aus Männern besteht, welche große Namen tragen [...] von Edelmuth beseelt sind, vernahm Eure schöne That; sie eilte sich, dieselbe zu belohnen, und ich fühle mich glücklich, E[…] in ihrem Namen öffentlich die Ehren-Medaille überreichen [...] können, die sie für Euch votirt hat. Eure Gefährten, die a[…] ihre Bewunderung äußern wollten, haben Euch zum Equipag[…] Meister erhoben, und das Tribunal, welches ich zu präsidiren [...] Ehre habe, hat für gut erachtet, Euch noch ein besonderes [...]schenk zu geben. Empfanget also diese dreifache Belohnung, [...] fahrt fort, Beispiele eines Edelmuths zu geben, die weder [...] das Land, noch für Eure Zukunft verloren seyn werden.“ Der junge Mariner dankte dem Tribunal mit schüchterner Stim[…] und als er mit einem der Kinder, welche er gerettet hatte, [...]ausging, drängte sich die Menge auf seinem Wege mit Gefül[…] der Achtung und der Bewunderung.

*** (Eine treffende Antwort.) Ein Gläubiger sc[…] an seinen Schuldner einen sehr groben Mahnbrief, den er [...] den Worten schloß: „Ich kenne die Gesetze sehr genau und w[…] Ihnen eine Klage auf den Hals schieben, an die Sie Ihr gan[…] Leben zu denken haben werden.“ Der Schuldner antwortete [...] sehr höflichen Entschuldigungen und schloß seinen Brief a[…] Schließlich bitte ich Sie, da, nach Ihrer eigenen Angabe [...] die Gesetze so genau kennen, mir gefälligst berichten zu wel[…] ob es eine Injurie wäre, wenn ich an Sie schriebe: „Er [...] der ärgste Grobian, gemeinste Wucherer und unverschäm[…] Spitzbube, der je zur Schande der Menschheit auf zwei Bei[…] herumgelaufen ist.“

*** Das Taschenbuch „Orpheus“ bringt der Frauenw[…] aus der Feder Levitschnigg's, folgende sinnige Verse:

Ist doch das Weib die immergrüne Rose,  
Die Gott in's winterliche Leben warf,  
Zum Pfande, daß der Mann, der glaubenslose,  
Auf einen Lenz im Jenseits hoffen darf.  
Nur Schade daß der Mensch die Lenzpropheten  
Die offenbarend ihm entgegentreten,  
So oft wie Sklaven stürzt in Leid und Schmach:  
Daß er, das Duftgeheimniß zu entdecken,  
Die zarte Knospe bricht und dann mit Schrecken  
Erkennt und weint, daß er — ein Herz zerbrach.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 3. Mai. Fidelio, große Oper in 2 Abth. [...] von Beethoven. (Gastrolle) Rocco: Herr Conradi, vom [...] Theater zu Aachen. (Gastrolle) Jacquino: Herr Baumhauer, [...] Stadt-Theater zu Aachen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Ostreich[…]

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 122. 3. Mai 1842



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taifhalrin.

(Fortsetzung.)

„Per la santa vergine, e san Gennajo," brach jetzt die ..te in laute Ausrufungen aus, „è tutto oro, tutto oro!" .. un Inglese," hörte der Lord die Männer und die Mäd..n sich zuflüstern. Seine Unvorsichtigkeit sich um eine solche ..tunde der Nacht in eine Gesellschaft gemengt zu haben, die .. allerdings nicht für die beste erkannte, begann ihn herzlich ..reuen. Ohne seine Befangenheit merken zu lassen, schob .. das Geld langsam in die Tasche, und begann wieder mit .. Mädchen zu schäkern, die sich mit erhöhter Neugierde, ..d, nicht ohne einige kleine Künste, ihre Reize geltend zu ..chen, um den rico Milordo drängten.

„Chi sono questi," frug Dunmore halblaut, auf die Frem..n deutend, die in einem ihm völlig unverständlichen Dialekte ..gebrochene Worte wechselten.

„Questi!" sagte das eine der Mädchen, mit ziemlich unbe..gener Miene, „che sò! non le conosciamo, ma sono ..lantuomini e buoni compagni, vengono spesso e pagano ..ne."

Die Bravi, denn Dunmore zweifelte nicht länger, daß es ..che waren, hatten indeß nach Wein und neuen Cigarren ..rufen, und der Rauch der letzteren wirbelte in dichteren ..olken den Kamin hinan, als sie, ohne sich mehr um den ..rd zu kümmern, mit großem Eifer leise durcheinander spra..n. Dunmore dachte den Augenblick zu nützen. Er stand ..f, grüßte die Mädchen, und als er aus der Thüre getre.. war, verdoppelte er seine Schritte in der Hoffnung, eine ..h bevölkerte Straße zu gewinnen. Die Nacht war finster ..e das Grab. Tiefe Stille herrschte in dem öden Stadt..rtel, und nur sein Fußtritt hallte von den Gebäuden wie..r, an denen er vorübereilte. Er war völlig unbewehrt, ..d nur die Schnelle seiner Schritte konnte ihn retten, wenn ..e ihre Absicht wirklich auf ihn gemünzt hatten. Allein ..bekannt mit dem nächsten Wege, den er einzuschlagen hatte, ..merkte er bald zu seiner Bestürzung, daß er die Richtung ..fehlt, und in den labyrinthischen Wendungen der Gassen .. Kreise umherzuirren beginne. Er stand einen Augenblick ..l, um sich vielleicht an irgend einem Zeichen zurecht zu ..den. Es war ein ihm völlig unbekannter Platz. Eine ..zelne Lampe, die vor der Nische eines Heiligenbildes brannte, ..rf ein dämmerndes Licht auf die umstehenden Gebäude, in ..en Dunmore nichts als Kirchen und hohe Gartenmauern ..kannte, die zu einem entlegneren Kloster und unbewohnten ..lästen gehörten. Ein um so entmuthigenderer Anblick, als ..hier keine Hülfe zu errufen hoffen konnte, und in demsel.. Augenblicke mehrere Fußtritte laut wurden, von denen er nicht zweifelte, daß es die seiner muthmaßlichen Verfolger waren. Er warf noch einen unschlüssigen Blick auf die Gassen, die nach dem Platze führten, um einen Ausweg zur Flucht zu erwählen, als er auch schon die Banditen von beiden Seiten auf sich zustürzen sah. Dunmore, so wenig er sich von diesem Mittel versprechen konnte, blieb jetzt nichts über, als mit aller Kraft nach Hülfe zu rufen, und während sein lautes: „Ajuto! Ajuto!" von den hohen Mauern weit in der Ferne verhallte, gewann er gerade noch Zeit, seinen Rücken an einer Wand zu decken, und sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Es war ein kühler und stürmischer Februarstag gewesen, Dunmore hatte sich daher zu seinem Glücke mit einem Mantel versehen. Er schlug ihn jetzt um seine Linke, um ihn wie einen Schild gegen die Stöße der Mörder zu führen, während er entschlossen war, seine landesübliche Geschicklichkeit im brittischen Faustkampfe, so gut es gehen wollte, gegen die Angreifenden zu benützen. In dieser Verfassung stellte er sich gegen die eindringenden Banditen, als noch ein Mann mit dem Rufe: „Ai ladri, ai ladri!" und hochgeschwungenem Seitengewehr, das an dem Blitzen des Stahls über seinem Haupte erkenntlich war, von der andern Seite des Platzes herbeiflog. Erschrocken wandten sich die Mörder nach der Richtung jener Stimme, und so wie sie einen Bewaffneten zum entschlossenen Angriff auf sich zueilen sahen, ließen sie von Dunmore ab, und ergriffen durch die nächste Seitengasse die Flucht. Freudig ging der Lord seinem unerwarteten Befreier entgegen, aber wer schildert beider Ueberraschung, als sie sich nach den ersten gewechselten Worten erkannten, und der Lord in der Person seines Retters seinen Freund Clairval in die Arme schloß. Ein Verhältniß, welches diesen von Zeit zu Zeit in die Gegend der Stadt führte, in deren Nähe sie sich jetzt befanden, und bei dem es seine eigene Sicherheit erheischte, nicht unbewaffnet auf seinen Pfaden betreten zu werden, hatte ihn auch heute zu Dunmore's Glücke, in eben dem Augenblicke an dem Platze vorübergeführt, als des Lords lautes Ajuto! ihn zur Hülfe aufforderte. Clairval war nicht der Mann von langer Ueberlegung, wo es auf Muth und Entschlossenheit ankam; unbekümmert daher, mit welchen Gegnern er es aufzunehmen haben werde, zog er den Degen, den er in seinem Stocke führte, und flog zum Beistande des Angegriffenen noch zeitig genug herbei, daß dieser mit einer leichten Streifwunde am linken Arm davon kam, mit dem er die ersten Stöße der Räuber parirt hatte.

Wenn Dunmore und die Seinen seit diesem Ereignisse in dem Bestreben wetteiferten, Clairval Beweise ihrer Dankbarkeit und ihres Vertrauens zu geben, so war es beiden Freunden nicht minder willkommen, sich ihr Herz jetzt mit unbegrenzter Offenheit ergießen zu können. Beide waren von drückender Sorge gequält, und zufälliger Weise traf Beider

Kummer in einer und derselben Quelle zusammen. Die französische Revolution war die gemeinschaftliche Veranlassung ihrer Unruhe und ihres Grams. Schon hatte sie beinahe den höchsten Grad der Furchtbarkeit erreicht. Kriege von Außen, der gänzliche Umsturz innerer Ordnung und Gesetzlichkeit, die Auflösung aller bürgerlichen Bande und die blutgierige Tyrannei einer rasenden Rotte hatten Clairval's armes Vaterland in einen Zustand versetzt, den auch der engherzigste Fremdling nicht unerschüttert ansehen konnte, wie viel weniger also Clairval, der um der unendlichen Vorliebe für dasselbe, mit allem Rechte verdiente, ein Franzose genannt zu werden. Er hatte bei den ersten Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die Frankreich zerrütteten, auf wesentliche Vortheile Verzicht geleistet, da sie ihm noch eine behagliche und glänzende Aussicht versprachen, lieber als Zeuge des Unheils zu seyn, das er nur allzu bestimmt voraussah; allein auch den letzten Ueberrest seiner Habe drohte die Revolution zu verschlingen, wenn er nicht bedacht war, ihn durch seine persönliche Gegenwart zu retten. Wiederholt riefen ihn die Ermahnungen seiner Freunde zurück, die sich der noch mächtigen Partei der gemäßigteren Gironde angeschlossen, und deren Einfluß ihm die Erhaltung seines Vermögens zusicherte, wenn er den günstigen Augenblick der Rückkehr nicht versäumte. Anderer Seits, als ein von Kindheit an verwöhnter Lebemann von fremder Mildthätigkeit abhängig, mit harten, vielleicht erniedrigenden Beschäftigungen, wenn sein Künstlererwerb nicht hinreichte, vielleicht auf immer aus seinem Vaterlande verbannt, ein Bettlerleben zu fristen, das war die bittere Wahl, zwischen welcher er schwankte; denn von Dunmore's herzlichen Anerbietungen Gebrauch zu machen, dagegen lehnte sein Selbstgefühl sich auf, und nur im Falle der äußersten Noth wollte er zu dem Schritte sich entschließen, zu den seines Freundes dringende Bitten ihn einluden.

Ein ganz verschiedener Kummer war es, der Dunmore in die Angelegenheiten der französischen Revolution verflocht, und Clairval den nähern Antheil erklärte, den er an ihren Ereignissen nahm. Es hatte diesen schon oft Wunder genommen, daß außer einigen zufälligen Aeußerungen, die dem Lord entfallen waren, nie Williams, des Verlobten Arabella's, und seiner erwarteten Ankunft zu Neapel in des Lords Hause Erwähnung gethan ward, vielmehr glaubte er bemerkt zu haben, daß dieses mit noch größerer Sorgfalt in Arabella's Gegenwart vermieden wurde; dennoch wußte er aus Dunmore's eigenem Munde, daß das Gerücht wahr gesprochen, und konnte daher nur ein Geheimniß unangenehmer Art voraussetzen, das vielleicht mit seinen Entdeckungen, über Arabella's Zustand, im nächsten Zusammenhange stand.

Des Lords Mittheilungen über diesen Gegenstand gaben ihm allen Aufschluß zur Lösung des sonderbaren Räthsels. William war allerdings Arabellen verlobt, allein er selbst hatte sich getäuscht, als er wähnte, daß ihn ein Gelübde, welches herzliche Neigung und hohe Achtung vor des Mädchens Eigenschaften ihm entlockt hatten, vor der Zaubermacht der bethörenden Leidenschaft schützen werde, deren Allgewalt er bisher noch nicht kennen gelernt hatte. Der Jüngling, der erst nach der Wiederkunft von seinen Reisen seine Vermählung mit Arabellen vollziehen sollte, war zu Paris in die Netze eines Weibes gefallen, das mit der reizendsten Außenseite so viele Künste der Verstellung, so viel buhlerische Anziehungskraft besaß, daß tausend Erfahrnere, als William, ihren Fallstricken nicht entgangen wären. Mad. S. war eines der verderbtesten und ränkevollsten Geschöpfe, welches die Epoche zur Welt gebracht, in der sie zu Paris zu glänzen begann. Von niederer Geburt, hatte sie kurz vor der Revolution einem betagten Manne ihre Hand gereicht, dessen Herkunft und Reichthümer ihr Namen und Ansehen gaben. Bald darauf durch den, von sonderbaren Gerüchten begleiteten Tod ihres Gat in den unumschränkten Besitz eines großen Vermögens v setzt, bot sie Alles auf, was ihr Stolz, ihr Talent zur I trigue, ihre blendende Anmuth im gesellschaftlichen Leben i an die Hand gaben, sich von Stufe zu Stufe in die erst Zirkel und in den vertrauten Umgang der vornehmsten Hä ser zu schwingen. Der Uebermuth ihres Dünkels, als sie d Ziel ihres Strebens erreicht, ließ sie wohl ihren Urspru und ihre frühere Lage in ihrem Betragen vergessen, das sie a dere erfahren ließ, aber nimmer die Demüthigungen, d verächtlichen Stolz der Höhern, dem sie ihre gegenwärt Stellung abgetrotzt. Den Sieg hatte sie über jene dav getragen, aber die Rache war sie ihnen noch schuldig. T Revolution bot ihr zu dieser die erwünschte Gelegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Der Oberförster von Windheim (mit diesem Namen n ich ihn bezeichnen) war ein Mann von ungefähr 60 Jahr von ausdrucksvoller Physiognomie und einem ehrwürdig silberhaarigen Haupte. Er war von außerordentlich stattlich Wuchse und ein großer Schnurrbart verlieh ihm ein so m tialisches Aussehen, daß, wenn er, wie man dieß von ein Könige von Schweden erzählt, beim Hineinblicken in ein Spiegel vor sich selbst erschrocken wäre, ich mich in der T darüber nicht gewundert hätte. Er war Cavallerieoffi gewesen und hatte in der deutschen Legion gedient, weßh er noch gegenwärtig eine englische half-pay Pension bez Da er aus einer angesehenen Familie, wenn auch gerade ni vom ersten Adel, stammte, so war es ihm bei seiner Rückk gelungen, seine gegenwärtige Stellung einzunehmen. Mei Eigenschaft als Engländer stellte mich schnell hoch in sei Gunst. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwä lassen, daß mir bei fast allen Officieren der deutschen Legi die ich während eines langen Aufenthaltes in ihrem Vat lande kennen gelernt habe, große Dankbarkeit gegen das La aufgefallen ist, welches ihre Dienstleistungen so freigebig l lohnte. Die wohlgenährte, alte Dame war seine verwittw Schwester. Sie erfreute sich des prächtigen Titels einer G stütmeisterin, da ihr verstorbener Gemahl dieß Amt einem benachbarten Gestüte verwaltet hatte. Sie war e gutmüthige Person und ungefähr so ordinär, wie sie aussi Uebrigens hatte sie die vortreffliche Eigenschaft, das G eines Gastes nie leer sehen zu können, und beschränkte i Unterhaltung auf Ausrufungen, die je nach Umständen la oder kurz waren. Wie es einer klugen Person geziemt, sch sie auf solche auch keine Antwort zu erwarten. Die beid jungen Damen waren sehr schön, obgleich von ganz versch dener Art. Die älteste, die Tochter unsers Wirths, n schlank und zart, mit einer leidenden Miene, wie sie einig Frauen verliehen zu seyn scheint, um ihren eigenthümlich Zauber noch unwiderstehlicher zu machen, ohne daß dieses l bende Aussehen durch eine Krankheit oder einen Schmerz zeugt wird. Hätte ich eine blühende tropische Pflanze fri aus Australiens Rosenhügeln hierher verpflanzt, in bun Pracht hinter den Fenstern des Hauses gesehen, oder w mein Blick auf flatternde, glänzende Colibris gefallen, i fremdartige Erscheinung würde meine Verwunderung nicht höherem Grade erregt haben, als es beim Anblicke die ätherischen Gestalt der Fall war, die einem so ganz ander Klima anzugehören schien. Ihre Gesichtsfarbe war vom he sten Oliventon; ihr schwarzes Haar beschattete in üppig Flechten ihre Wangen; eine feine Adlernase trat in zarter

Krümmung hervor; über dieser erhob sich die hohe, breite Stirn, wie wir sie wohl an den antiken Statuen der Cybele bemerken; der Mund war klein und frisch die Lippen, die obere etwas über die untere hervortretend und in einer Weise aufwärts gebogen, daß sie dem Antlize in ruhiger Situation einen gewissermaßen stolzen Ausdruck verlieh, und dieses Antlitz ward von Augen verherrlicht, so zauberisch, wie ich sie nie zuvor und seitdem wieder gesehen habe. Nicht ihr Strahlenglanz allein war es, der Jeden fesselte (obgleich sie in wunderbarem Glanze strahlten); mehr noch, als dieß, bezauberte deren unergründliche Tiefe, die unerschöpfliche Zärtlichkeit, die aus ihnen blickte, und die unbegrenzte Leidenschaft. Leicht und elastisch war ihr Gang, voll Anmuth jede ihrer Bewegungen. Als der Oberförster mein Erstaunen über die fremdartige Erscheinung seiner Tochter bemerkte, erzählte er mir, daß sie sein einziges Kind aus der Ehe mit einer Spanierin sey, die er an der Auszehrung in England verloren, ehe er sie noch mit in sein Vaterland habe bringen können. Dieses sein einziges Kind hieß Inez. Nun muß ich bekennen, daß große weibliche Schönheit mich in ungefähr derselben Weise anspricht, wie eine schöne Statue. Ihr Anblick gewährt mir Vergnügen, allein ich fühle keine Neigung, mit derselben zu conversiren; im Gegentheile fühle ich eher eine Art Abneigung dagegen, denn jeder Versuch zur Vertraulichkeit erscheint mir in diesem Falle als Entweihung. Demnach ward ich schon durch diese meine eigenthümliche Geschmacksrichtung abgehalten, eine nähere Bekanntschaft mit Inez von Windheim anzuknüpfen, wenn es nicht schon durch Höflichkeit geboten worden wäre, da Jeder leicht bemerken konnte, daß Inez von Windheim ganze Aufmerksamkeit durch Werner von Werdenfels gefesselt ward, und so gegenseitig. Weit mehr sagen meinem Geschmacke niedliche Frauen zu, und zwar solche, welche weder durch körperliche Schönheit, noch durch intellectuelle Erhabenheit (denn eine wirklich geistig ausgezeichnete Frau kann häßlich oder schön, nie aber nur niedlich seyn) die Aufmerksamkeit als ein Recht und respective Pflicht in Anspruch nehmen. Es ist eben so lästig, in gesellschaftlichen Kreisen in fortwährender geistiger Uebung seyn zu müssen, wie es der Fall seyn würde, wenn man einer schmerzlichen moralischen Aufregung preisgegeben wird. Eine lang anhaltende Betrachtung einer Schönheit ist für mich hauptsächlich eine geistige Anstrengung und beschäftigt fast mehr meinen Verstand, als meine Phantasie. Die jüngere Dame gehörte dagegen zu denen, an welchen ich Gefallen finde. Sie war nicht groß, aber hübsch, proportionirlich und rundlich; ihre Augen waren blau, die Gesichtsfarbe weiß und frisch, ihr Haar schön, kurz, abgesehen von dem kleinen Fuße und den niedlichen, zarten Händen würde sie Jeder augenblicklich für ein deutsches Mädchen erkannt haben. Zudem war ihr Lächeln so süß, ihre Blicke voll vertrauender Unschuld und ihr ganzes Wesen voll Liebreiz. Sie war die Tochter der Gestütmeisterin — welch ein Titel! und ward von ihren Verwandten nur mit dem Diminutivnamen, Ibchen, genannt. Dieser jungen Dame begann ich denn auch bald meine Aufmerksamkeit zu zollen, legte die Tabackspfeife bei Seite und bekannte meinen Eifer, die Kunst und das Geheimniß des Strickens lernen zu wollen.

Die Gesellschaft vermehrte sich durch den Eintritt eines jungen Mannes, der eben so wenig wie Inez ein deutsches Gepräge hatte. Häßlich war er nicht, ja man hätte ihn vielleicht hübsch nennen können, wenn nicht der wilde Ausdruck seines Mundes und ein Paar tiefliegende, unstät umherrollende Augen, die wie Kohlen in ihren Höhlen glühten, jeden bessern Eindruck zerstört hätten. Da er weder in Hinsicht seiner Tracht, noch seines Ausdrucks wie ein Gentleman aussah, blickte ich ihn mit einigem Erstaunen an, namentlich da er sich seines Privilegiums bewußt zu seyn schien, und doch zu mürrisch war, um sich der übrigen Gesellschaft zu nähern. Der Oberförster sagte mir, der junge Mann sey angeblich der Sohn eines verstorbenen Freundes und eines spanischen Mädchens; er habe ihn aus Mitleid zu sich genommen und erzogen, ihm die Stelle eines Jägerburschen verschafft und ihm erlaubt, im Familienzimmer zu sitzen und zu essen, weil dieß das einzige Mittel sey, ihn an Streit und Zänkereien zu hindern. Mir fiel auf, daß der gute, alte Mann nur halbe Maßregeln ergriff, diesen heftigen jungen Mann zu bessern; denn aus dem Verhalten aller Mitglieder der Familie ging deutlich hervor, daß keine andere Freundlichkeit ihm zu Theil ward, als die einfache Duldung seiner Gegenwart. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Mainz, 28. April.) Paris und London haben dieses Jahr eine deutsche Oper von Mainz aus erhalten; die Pariser ist vor zehn Tagen, die Londoner vorgestern abgegangen. Von Mainz aus ist schon einmal Licht und Aufklärung über die Welt verbreitet worden; sollte Mainz auch die Mission haben, den reinen und lautern Geschmack für die edle, deutsche Opernmusik außerhalb der Grenzen Deutschland's triumphiren machen zu lassen? Ich meinerseits kann diesen Mainzer Oper-Expeditionen jene Bedeutung nicht beilegen, welche man darin sucht. Es sind eben Privatspeculationen industriöser Menschen, und wie ein Franzose die indischen Bajaderen nach Europa führte, um mit dem Tanze der Pagoden-Priesterinnen Geld zu verdienen, so führen einige Mainzer deutsche Sänger und Sängerinnen nach Paris und London, um mit Weber, Mozart und Beethoven Geschäfte zu machen. Namentlich gilt dieß von der Londoner Oper; denn die Unternehmer sind in der That nichts anders, als Leute aus dem Stande der Industriellen, die von der Kunst nicht mehr und nicht weniger verstehen, als John Bull von Beethoven. Vielleicht ist es so besser, denn eben in ihrer Herzensangst haben die Unternehmer, befürchtend, die Speculation könnte fehlschlagen, eine ganz vollständige und vortreffliche Oper zusammengebracht, um sie gen Albion nach der Weltstadt zu führen; die Leute haben viel mehr Menschen mitgenommen, als sie nöthig haben, was sicherlich ein bei der Kunst ergrauter Theaterdirector nicht gethan haben würde. Was die Pariser Opernunternehmung betrifft, so erschrecke ich bei dem Gedanken, wie leicht dieselbe zu Schanden gehen kann. Director Schumann, welcher dieses Jahr sein Glück in Paris versuchen will, weil er zweimal in London in pecuniärer Hinsicht Schiffbruch litt, hat eine ganz mittelmäßige, für Paris sogar schlechte Oper mitgenommen, keins der ersten Fächer mit irgend einem deutschen Renommé besetzt, sogar nicht einmal ein volles deutsches Orchester, auch keinen Dirigenten von Ruf, kurz nichts, was die Pariser große Welt veranlassen könnte, Interesse an Schumann's deutscher Oper zu nehmen. Den Deutschen in Paris aber muß das um so peinlicher seyn, da die Franzosen in der That auf dem Wege sind, die deutsche Opernmusik achten zu lernen, und da eine besser combinirte Unternehmung, als die dießjährige, wohl unbezweifelt in Paris reussirt hätte. (Rh. Z.)

*** (Canee's Statuetten.) Es dürfte vielleicht nicht uninteressant seyn, die Verehrer der Kunst auf ein recht tüchtiges Talent aufmerksam zu machen, wovon wir bei einem Ausfluge an die reizenden Ufer des Rheines und nach dem schönen Frankfurt, durch einen glücklichen Zufall Kenntniß erlangten. Wir gewahrten nemlich auf Schloß Johannisberg, das im vorigen Spätjahr von seinem kunstsinnigen Besitzer, dem Herrn Fürsten von Metternich, besucht wurde, eine Anzahl Gips-Statuetten berühmter Männer und Frauen, namentlich der Geschichte der Deutschen angehörend, welche uns durch ihre wahr-

haft charakteristische und geniale Ausführung überraschten und hier, unter all' dem Schönen und Sehenswürdigen, unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen. Wir hörten, daß Herr Professor Cauer zu Kreutznach der wackere Bildner dieser Statuetten seye, und daß derselbe beabsichtige, einen Cyclus deutscher Kaiser und Helden anzufertigen und den Sockel, auf welchen sie gestellt werden, mit deren Familienwappen, in Form und Styl ihrer Zeit, auszuschmücken. Auch in **Frankfurt** fanden wir in dem Gartenhause eines warmen Kunstfreundes mehrere solcher Statuetten vor, unter andern den ritterlichen **Franz von Sickingen**, die länderreiche Erdtochter **Maria von Burgund** und ihren Gemahl **Maximilian**; Hutten, der furchtlose Kämpfer für Wahrheit und Recht u. a. m., bei denen wir mit erneutem Genuß verweilten; und wenn bei deren Betrachtung ein Wunsch in uns rege wurde, so war es der, daß dem Künstler, dessen Persönlichkeit uns übrigens fremd ist, Gelegenheit möchte gegeben werden, sein bemerkenswerthes Talent in einem demselben angemessenen Wirkungskreise geltend zu machen. —

*„* (Prag.) Wir lesen im Morgenblatt: „Eine merkwürdige Erscheinung auf unserer Bühne war ein **komisches Gemälde** in vier Akten von Otto: „Gleich oder doch **ähnlich**". Wenn wir nicht sehr irren, muß es die Erstlingsfrucht eines Dilettanten seyn, der sich bei jeder Scene Beifall zuklatschte und schon im Voraus an dem Furore weidete, den sein Werk machen mußte. (Daß es ein Einheimischer seyn muß, schließen wir aus dem Umstande, daß eine Theaterdirektion sich nur durch lokale Rücksichten und Verhältnisse gezwungen sehen kann, sich mit der Aufführung eines solchen Machwerks bloßzustellen.) Was kann aber der Verfasser dafür, wenn das „theure undankbare Vaterland" ihn, wie den armen „Tancredi" nicht anerkennen will, daß es nicht einmal in dem **komischen Gemälde** lacht, wenn der in eine fichte Isabella verliebte Kalkulator-Assistent Bitter dreißig- bis vierzigmal ausruft: „O Isabella!" Verkannt zu werden ist das Loos des Genies! Die Handlung des Stücks ist ungefähr folgende: Baron von Borwitz ist ein erotischer Homöopath, der auf die Similia hält, und daher seinen Sohn mit der bereits erwähnten Isabella, der Tochter des geheimen Kommerzienrath Oeser, verheirathen will; aber der junge Baron muß ein Allopath seyn, und sucht daher als Contrarium eine gewisse Blanda, die Tochter der Wittwe Schilling, aus, eine Naivität, die alle Kotzebuischen, Weißenthurnschen, Töpferschen, ja selbst die Birchpfeiferschen weit, weit hinter sich zurückläßt. Als sie der junge Baron besucht, duzt sie ihn gleich, und zankt mit ihm, daß er es nicht auch thut. Ihm wird warm und er verlangt ein Glas Wasser, die Mama geht, ihm ein Bier zu holen, und läßt die jungen Leute allein. Die ganze Scene hat das Ansehen, als wolle sie uns in eine Lokalität versetzen, die man sonst auf der Bühne wenigstens etwas mehr verschleiert. Obschon die Naivität ihm etwas zu dick scheint, hofft er noch immer, sie zu bilden, und kehrt erst, nachdem sie ihm rund heraus erklärt, sie wolle nichts lernen, zu Isabellen zurück. Bei der Aufführung reichte die Geduld des Publikums nur zum Anfang des vierten Akts; da wurden die Schauspieler durch Zischen, Pochen und Pfeifen übertönt, so daß Polawsky vortrat und fragte, ob man befehle, weiter zu spielen. Ein Nein von vielen Stimmen brachte einen Waffenstillstand von einigen Minuten hervor, während welchen die Schauspieler sich zweifelhaft ansahen; doch mußten sie das Stillschweigen der Uebrigen für ein Ja ansehen und sprachen weiter, obschon man keine Sylbe mehr hörte. Endlich gingen sie ab und man hoffte der Vorhang werde fallen; aber nein! Die Bedienten räumten Stühle und Tische ab, und eine Verwandlung brachte noch den Kalkulator und die Naivität sammt Mama, und nach ihren Geberden schien es, daß sich die beiden ersten heirathen. Zu hören war nur der Sturm des Parterres (die Galerie schien das Stück nicht so übel zu finden und benahm sich ganz ruhig) und der Hervorruf des Regisseurs, der aber weder erschien, noch sich abwesend melden ließ; nach einigem fruchtlosen Lärmen wurde die Astrallampe hinaufgezogen — das ist bei uns der unbegreifliche Besänftiger in Theateremeuten — und Alles ging auseinander."

*„* (**Merkwürdige Verwundung**) Das „Edimburgh medical and surgical Journal Nr. CL" berichtet uns den folgenden, in den chirurgischen Annalen sehr merkwürdigen Fall: Der englische Lieutenant **Fritz**, vom Regiment **Ceylon**, befehligte ein Detachement, etwa zwanzig englische Meilen südöstlich von Kandy. Eines Tages ging er auf die Jagd, wo ihm das Unglück begegnete, daß seine Flinte zerbarst, und ein Stück des eisernen Laufes tief in seine Stirne hineinschlug. Man fand ihn in diesem traurigen Zustande betäubt, verwunderte sich, daß er noch lebe und trug ihn nach Hause. Hr. **Imley** behandelte ihn durch einige Wochen zu Badula, und stellt ihn, ohne daß er die Grundursache des Uebels geahnt und weggeschafft hatte, doch so weit her, daß er einiger Kopfleiden ungeachtet seinen Verrichtungen nachgehen konnte. Nach Verlauf mehrerer Monden ragte ein metallischer Körper von dem Gaumen in den Mund herein, und schob sich immer weiter heraus. Es war die Schwanzschraube der zersprungenen Flinte, und diese Eisenmasse, welche kein Chirurg aus dem Kopfe des Kranken zu ziehen wagte, aus gerechter Furcht, ihn sogleich zu tödten, steckte ungefähr **acht Jahre lang** in der eiternden Wunde, und der Berichterstatter sagt: Es übersteigt allen menschlichen Glauben, daß solch eine große, schwere Masse nur einen Tag lang in dem Kopfe eines Menschen habe verweilen können, ohne ihn zu tödten.

*„* Der Stadtschreiber der Stadt London hat ein Jahreseinkommen von 2000 Pfd. Sterl. (24,000 fl.) Nun hat ein Buchhändler in Paternoster-row sich dem Gemeinderath erboten dieses Amt für 500 Pfd. Sterl. jährlich zu versehen; gleich darauf aber ist ein anderer gekommen, der sich mit 200 Pf. jährlich und einem Nösel Wein täglich begnügen will. Der **Morning Herald** bemerkt, der sich heruntersteigernde Patriotismus dieser Herren sey noch gar nichts im Vergleich mit dem des seligen William Cobbet, der an Georg IV. schrieb, er wolle den Posten des **ersten Ministers** versehen und verlange nichts dafür als seine tägliche Ration Brod und Käse

*„* (**Statue Wellington's.**) Das Modell der Statue Wellington's ist beendet und wird jetzt in Erz gegossen werden. Es ist viermal über Lebensgröße und stellt den Feldherrn zu Pferde vor, wie er bei Waterloo mit dem Fernrohr eben nach den heranrückenden Preußen zeigt. Die Statue wird im Hydepark auf einem 80 Fuß hohen Hügel aufgestellt werden. Das Erz wird von Kanonen gegossen werden, die bei Waterloo in die Hände der Engländer gefallen sind.

*„* Ein Londoner Kaufmann suchte vor Kurzem durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben" gewöhnt sey, worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er sieben Jahre im Gefängniß gesessen habe.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 3. Mai. **Fidelio**, große Oper in 2 Abth. Musik von Beethoven. (Gastrolle) Rocco: Herr **Conradi**, vom Stadt-Theater zu Aachen. (Gastrolle) Jacquino: Herr **Baumhauer**, vom Stadt-Theater zu Aachen.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Mittwoch,** **Nro. 123.** **4. Mai 1842.**

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## T a i s h a l r i n.

(Fortsetzung.)

So wie die neuen Grundsätze das Uebergewicht gewannen, ard das Haus der Mad. S. der Versammlungsort revolu- ionärer Clubbs, die Pflanzschule des Jacobinism, der euerheerd wüthender Umtriebe und unersättlicher Verfolgun- en. Mit einer hinreißenden Gabe zu sprechen ausgestattet, länzte sie in ihrem Salon gleich bezaubernd, durch den Geist hrer Worte, wie durch das glühende Gefühl, das ihre Brust ür das Höchste und Edelste zu entflammen schien. Während e den gemeinsten Leidenschaften des Hochmuths, der Rache, er Eigensucht in ihrem Busen fröhnte, strömte von ihren eizenden Lippen der Preis der uneigennützigsten Tugenden, er heldenmüthigsten Aufopferung für Vaterland und Freiheit. Männer, eingeweiht in die Blendwerke der Verstellung, und n die frühere Geschichte des heuchlerischen Weibes, unterlagen er meisterhaften Täuschung und wurden irre an ihrer eigenen Ueberzeugung. Wie sollte die Unerfahrenheit und die leicht- estechliche Phantasie eines jugendlichen Schwärmers solchen künsten widerstehen? Von einer solchen Erscheinung hatte William sich unter seinen, in den engsten Schranken weiblicher Sitte und Zurückgezogenheit aufgewachsenen Landsmänninnen nicht träumen lassen; sich selbst ein Räthsel, mehr gedemüthigt als beseligt, stand er das erste Mal vor einer Ueberlegenheit, ie ihn ganz ihrer Bewunderung unterwarf. Mad. S. sah, was in dem Herzen des jungen Britten vorging, eine Huldi- gung wie diese, der sie in dem Kreise ihrer gewöhnlichen An- beter noch nie begegnet, wirkte auch auf sie, so weit es mit ihrer Sinnesart verträglich war. Sie fühlte ein Interesse ür den Jüngling in ihrem Herzen, das ihr seine Eroberung wenigstens eben so wichtig machte, als ihre eigennützigen Ver- bindungen oder die frivolen Tändeleien, die sie sonst beschäf- tigten. Durch ein feines, unmerkliches Entgegenkommen er- muthigte sie erst seine Selbstliebe, und dann flammte sie all- mählig jene erste Gluth der Bewunderung zur hingebendsten Leidenschaft an.

Williams längeres Verweilen zu Paris, als es in seinem Reiseplane lag, erweckte Dunmore's Verdacht; nähere Nach- forschungen bestätigten seinen Argwohn. Er berieth sich mit Lady Rosa, und sie kamen überein, daß nur ihre und Ara- bella's persönliche Gegenwart im Stande seyn würde, ihren Verwandten von dem gefährlichen Pfade zurück zu führen, und den bösartigen Zauber zu zerstören, der ihn gefesselt hielt. — Sie reis'ten nach Frankreich ab, allein Williams Befangenheit bei ihrem und Arabella's Wiedersehen, die ver- legene Kälte seines Betragens, der Freiheitsschwindel und die Begeisterung für die ausschweifendsten Revolutions-Principien, die aus allen seinen Aeußerungen hervorgingen, öffneten dem Lord vollends die Augen über den Zustand des Verblendeten, und über den Abgrund, an dem er hintaumelte. Gern hätte er ihm ein warnendes Wort zugerufen, ihn zu erwecken, allein er durchsah allzuwohl die Gefahr für den unbedachten Nacht- wandler, wie für sich selbst und die Seinen. Ohne Mühe hatte er Erkundigungen über den Charakter des ränkevollen Weibes eingezogen, allgemein bekannt war ihr Einfluß, ihre Macht und der Gebrauch, den sie davon zu machen gewohnt war. Früher als er es ahnen konnte, erhielt Dunmore aus eigener Erfahrung von beiden die volle Ueberzeugung. Eines Tages, ohne daß er wußte, wie es gekommen, ward er an einem öffentlichen Orte in ein Gespräch über die herrschenden Meinungen und Angelegenheiten des Tages verwickelt, und durch die empörendsten Aeußerungen einiger Anwesenden gleichsam herausgefordert, vergaß er der Klugheit, welche die Umstände geboten, und erklärte sich ohne Mäßigung und mit erbitterter Heftigkeit gegen die waltenden Grundsätze und ge- gen Ansichten, von welchen zur Stunde die Köpfe am leiden- schaftlichsten schwindelten. Noch hatte er kaum Zeit gewon- nen, mit kühlerem Gemüthe seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, als ihm ein anonymer Zettel in die Hand gesteckt ward, der ihn nachdrücklichst vor den Folgen seiner Uebereilung warnte, und ihm anrieth, Paris sobald als möglich zu verlassen. Er fühlte das Gewicht dieser Warnung, und entschloß sich eben, so schwer es ihm fiel, ihrer Weisung zu folgen, als William athemlos auf sein Zimmer stürzte.

„Sie sind verloren, Vetter," rief er ihm zu, „fliehen Sie, man hat sie angeklagt als einen Feind der Republik, und nur die schnellste Entfernung kann Sie retten! — Hier sind Pässe nach Italien," fuhr er fort, indem er dem Lord die Papiere einhändigte, „an den Barrieren sind die nöthigen Befehle ge- geben, und Postpferde stehen am Hinterthore des Hotels be- reit." —

Ein Nebel fiel von Dunmore's Auge. „Die Pässe sind von Mad. S...?" fragte er mit der Stimme des forschenden Vor- wurfes. — William erröthete. „Ja!" rief er nach einem augenblicklichen Besinnen, „verkennen Sie ihre Großmuth nicht. O, wüßten Sie, was sie für ihre Rettung aufge- boten." —

„Und dafür, daß ich gerettet werden mußte," setzte Dun- more bitter hinzu, — „doch," fuhr er fort, als er die Röthe auf Williams Wange sich in eine tiefere Gluth des Unwil- lens verwandeln sah, „was geschieht mit Dir, William, und wann und wo werden wir Dich wieder sehen?"

„Sie gehen nach Neapel?" hob William nach einigem Zö- gern an, „wenn Sie meiner dort warten wollen, hoffe ich mit kommendem Winter Sie einzuholen!"

„Und Arabella?" fragte der Lord.

„Bringen Sie ihr meinen Gruß," sprach William, indem er das Gesicht abwandte, „ich habe sie gekränkt, ich vermag es nicht, ihr Lebewohl zu sagen."

„William," sprach Dunmore, indem er den Jüngling in seine Arme schloß, „laß Dir Dein gegenwärtiges Gefühl und diesen Augenblick zur Warnung dienen; mögen wir Dich glücklich zu Neapel wiedersehen!" —

William schlug die Hände vor's Gesicht und stürzte aus der Thüre; von traurigen Ahnungen erfüllt, stieg die Familie in den Reisewagen, und kam glücklich über die Grenze.

Alle Nachrichten, die Dunmore seither aus Paris erhalten, stimmten darin überein, daß Williams unglückliches Verhältniß mit der unglaublichsten Verblendung fortdauere. Mad. S... war die vertraute Freundin der verruchtesten Revolutionsmänner, eines Tinville, Ronsins, Danton und anderer ihres Gelichters; dennoch sah der Bethörte in ihr nur die Heldin eines patriotischen Hochgefühls, der schwärmerischen Freiheitsliebe, und entschuldigte mit solchen Triebfedern manche That, die er unter der Aegide begehen sah, auf der ihr Schlangenhaupt prangte. (Fortsetzung folgt.)

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Ob nun der Oberförster meine seiner Nichte erwiesenen Aufmerksamkeiten für allzu sorgsam hielt, oder ob er die ängstlichen Blicke, mit denen Ferdinand das Zwiegespräch zwischen Inez und seinem Bruder überwachte, bemerkte, jedenfalls hielt er bald nach dem Eintritte des Jägerburschen die Bemerkung für geeignet, wir hätten uns zu sehr in Gruppen vertheilt, was bei einem so kleinen Kreise als Beleidigung des guten Tons nicht wohl geduldet werden könne. Dieser natürlichen Tendenz junger Leute, wie er sich ausdrückte, vorzubeugen, schlug er vor, daß Jeder der Reihe nach aus dem Gebiete des Uebernatürlichen eine Geschichte erzählen solle; er that dieß, weil er wahrscheinlich wußte, daß seine Mädchen reich an solchen Geschichten wären. Da kein Einwand gegen diesen Vorschlag gemacht wurde, begann die alte dicke Dame die Reihenfolge.

Ihres Mannes Bruder hatte die Gewohnheit, während der Predigt zu schlafen. Nun aber war sein Sitz gerade der Orgel gegenüber, so daß, wenn er die Augen in der Kirche öffnete und in die Höhe blickte, wie dieß die meisten Menschen zu thun pflegen, wenn sie die Augen in der Kirche aufschlagen, seine Aufmerksamkeit zuerst durch eine große Uhr oben auf der Orgel gefesselt war. Eines Sonntags wachte er, wie gewöhnlich, nach der Predigt auf, sah aber, anstatt einer Uhr, einen Todtenkopf, der ihm gräuliche Gesichter schnitt. Obgleich etwas aus der Fassung gebracht, war er doch ein Mann von Muth, und dem Kopfe gerade ins Angesicht schauend, fragte er, wenigstens in Gedanken: „Gilt's mir?" Der Todtenkopf nickte und verschwand, der Uhr wieder Platz machend, während die Orgel die achte Hymne anstimmte. An demselben Wochentage starb er an apoplectischen Zufällen.

Idchen erzählte von einer Schulkameradin, die eines Nachts in völliger Bestürzung aufgewacht sey, mit dem Gefühle, als wäre ihr plötzlich ein Zahn aus dem Munde gefallen. Aber, siehe da, kaum hat sie die Augen aufgeschlagen, so erblickt sie einen Leichenzug von ganz kleinen Leutchen über ihre Bettdecke hinweg schreiten; sie erkannte Viele darunter, — unter Anderen auch ihren eigenen Vater, der an der Spitze des Zuges ging. Am nächsten Morgen erhielt sie die Nachricht von ihrer Mutter Tode.

Ich saß neben Idchen, und als diese ihre Erzählung beendigt, bemerkte der Oberförster, daß die Reihe nun an mir sey.

„Ach, sagte ich, da werden Sie schlecht wegkommen. Ich bin aus einem Lande, in welchem Geister so außer Mode sind, daß sie gar nicht den Muth haben, sich dort zu zeigen, und noch dazu aus einem Theile dieses Landes, wo kein anderer Aberglaube herrscht, als solcher, der sich auf die wahrscheinliche Zukunft von Menschen bezieht, die nicht zum gehörigen Verständnisse der Natur des Eigenthums gebracht werden können. Zwar habe ich eine Zeitlang unter Ihnen und selbst in Ihren Gebirgen gelebt; aber sey es nun aus Scheu vor Fremden, oder vielleicht auch aus persönlicher Verachtung gegen mich, Ihre heimathlichen Geister haben mich nie so weit geehrt, eine Andeutung von ihrer Existenz zu geben. Nie ward mir der Eintritt in mein Haus durch einen Sarg auf einer Bahre und zwei Kerzen daneben, verwehrt; nie wurde ich auf meinen Wegen durch eine Pigmäenprocession beglückt; nie hörte ich meinen Namen von Geisterhauch ins Ohr geflüstert; mein Piano hat nie von selbst gespielt; nie habe ich meinen Doppelgänger in den Straßen gesehen; nie fangen meine Pfeifen eher an, zu rauchen, als bis sie angezündet worden; und wenn ich je den Verlust eines meiner Zähne geträumt, so kann ich ihn wenigstens nicht mit irgend einem nachfolgenden Ereignisse in Zusammenhang bringen."

„Nun denn, sagte der Oberförster, da Sie zu Hause so wenig Glück gehabt haben, so haben Sie in der That ein Recht, sich über die Ungastlichkeit unserer Gespenster zu beklagen. Ich glaube daher auch, daß sie Ihnen nicht erlauben werden, unser Land zu verlassen, ohne Ihnen einen Beweis ihrer Höflichkeit abgestattet zu haben."

„Ich wünsche sehr, Herr Oberförster, daß sie das unterlassen werden; ich habe wirklich keine Lust, Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen. Denn einmal in meinem Leben habe ich Gelegenheit gehabt, den Schrecken zu empfinden, welchen übernatürliche Visionen einflößen, und möchte dieß Gefühl aus freien Stücken nicht erneut sehen. — Wie! riefen Alle, so eben bekannten Sie ja ... — Nur ruhig, Verehrteste! Was ich zuvor gesagt, steht nicht im Widerspruche mit dem, was ich so eben geäußert. Der einzige Geist, der mich je erschreckt, ist Ihnen Allen bekannt — es ist der alte Commandant im Don Juan; und meines eigenen Credits halber, wie auch aus Achtung vor den Wirkungen eines Geistes, der seine schrecklichen Eigenschaften so selten bethätigt, muß ich hinzufügen, daß es nur ein einziges Mal geschah."

„Das wollen wir gern glauben, sagte Ferdinand. Allein da es doch immer eine Geistergeschichte ist, und Sie nur diese einzige wissen, so müssen wir eben mit dieser zufrieden seyn. Theilen Sie dieselbe daher nur immer mit."

„Gern, wenn Sie es so wollen. Als ich zum ersten Male in dieß Land kam, war ich noch sehr jung, und zwar so jung, daß, als ich zum ersten Male in ein Theater kam, obgleich dieß erst nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte geschah, ich noch immer ein Kind war. Das erste Stück nun, was ich sah, war Don Juan; und obgleich ich Musik immer sehr geliebt hatte, und sogar schon damals hierin etwas leistete, so dachte ich doch, ich muß es zu meiner Schande bekennen, weniger an die Musik, als ans Drama. Trotz unserer classischen Erziehung ist der Don unter allen poetischen Erdichtungen der Held für die Phantasie des Knaben: sein unzähmbarer Muth, sein maßloses Glück, seine unvergleichbare Unverschämtheit, seine unerschöpfliche Heiterkeit, seine sorglose Generosität, sein Uebergewicht in Hinsicht alles Anderen rings um ihn, und soll ichs bekennen? — seine schöne Kleidung, dieß Alles besticht den jugendlichen Sinn der Knaben und erregt ihre Phantasie. Welcher 13jährige Bursche würde nicht

ern so ein tapferer Geselle seyn, wie Don Juan? Welcher würde nicht gern seine kleinen Sünden begangen und die Chancen für sich haben, deren neue zu begehen, nicht gern solchen Muthwillen besitzen, seinen Feinden Trotz zu bieten, und solche Waffe, sich durchzuschlagen, nicht so gern reich seyn, und so gute Gelegenheit wünschen, sein Geld an den Mann zu bringen, vorausgesetzt, daß er ein Knabe von Geist ist? Ich wenigstens war ganz von Enthusiasmus und Bewunderung erfüllt; und am Ende des ersten Actes stand er in meiner Phantasie als ein vollendeterer Held da, als **eine beneidenswerthere Personage**, als z. B. ein Otto von Wittelsbach." (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*„* (**Mannheim.**) Das „Morgenblatt" bringt folgende Mittheilung in Betreff der jüngst stattgefundenen Aufführung der neuen Oper: Katharina Cornaro von Franz Lachner: „Theilnahme und Neugierde führte an diesem Abend, wie schon bei der Generalprobe, viele Kenner und Freunde der Musik aus der Umgegend zusammen. Hier galt es, daß sich ein Werk durch sich selbst geltend mache, was in einer Stadt, wo es der Komponist selbst zur Aufführung bringt, der mancherlei Rücksichten wegen, die das Urtheil mehr oder weniger immer bestechen, nicht so ganz der Fall seyn kann. Diese Rücksichten und persönlichen Interessen fallen an jedem andern Orte weg. Deßhalb bin ich erfreut, mittheilen zu können, daß der Erfolg dieser schon durch den Prozeß mit dem französischen Dichter bekannt gewordenen deutschen Oper hier ein ungewöhnlicher und glänzender war. Das Buch läßt auf dem Standpunkt einer zügellosen Romantik, womit die Franzosen ihre Librettos schmücken, nichts zu wünschen übrig. Die Handlung wimmelt nicht minder wie die eines Robert, einer Jüdin u. s. w. von bunten, unwahrscheinlichen Ereignissen und Abenteuern. An kecken Bildern, an Mystifikationen rc. ist kein Mangel, und die Schlagschatten bunter Kontraste steigern von Scene zu Scene die Neugierde. Büssel, der freie Uebersetzer, hätte aber besser gethan, den vierten Akt nach dem Original des St. Georges zu lassen, wo der durch die Republik Venedig vergiftete cyprische König in die Schlacht stürzt und dem Rest seines Lebens wenigstens ritterlich ein Ende macht. Hier aber stirbt er einen ganzen Akt durch eines langsamen, widrigen Todes. Auch ist zu tadeln, daß Büssel der beliebten Manie zu reimen, oft den Kern und die Natur des Ausdrucks aufgeopfert hat, was nachzuweisen wäre. — Doch dieß benimmt der Oper ihr Interesse nicht; besonders da gerade dieser vierte Akt durch seine tiefe lyrische Bedeutung in Bezug auf charaktergetreue Wahrheit der Komposition wieder aufgerichtet wird, und namentlich für den Kenner einen Schatz von Belehrungen enthält. Was der Dichter oder vielmehr der freie Uebertrager versäumt hat, ersetzt der Komponist wieder. Ohne eine genaue Zergliederung und die dazu nöthigen Notenbeispiele ist es nicht möglich, eine genügende Darstellung aller Vorzüge dieser Oper zu geben. Meine Absicht kann nur seyn, sie als eines der edelsten, großartigsten und interessantesten Werke zu bezeichnen, welche die deutsche dramatisch musikalische Literatur hervorgebracht hat, und alle **deutsche Theater** — die Franzosen übersetzen keine deutschen Werke für ihre Bühnen — auf dasselbe aufmerksam zu machen. Trotz seiner Tiefe ist es klar zu fassen, ist es harmonienreich, ohne die flußreiche Singstimme zu decken, und sind die Melodien (Lachner hat seinen Ruf als Melodiker nicht umsonst) nie in's Gewöhnliche, Triviale überspielend. Die Instrumentation legt es nicht darauf an, zu brausen und zu sausen, sondern ist nur die erhebende Gefährtin des Gesangs. Die höchst melodiösen Recitative gehören zu den hervorragenden Schönheiten der Oper, und die Chöre sind so gewaltig als drastisch. Hie und da etwas lange Nummern können und dürfen nicht verkürzt werden, weil wir es eben mit keinen italienischen Reprisen zu thun haben, sondern mit Tonstücken aus einem Guß. Das Ganze würde auseinanderfallen, zöge man nur einen Faden heraus. — Wenn die Aufführung, trotz des schnellen Einstudierens — in vier Wochen — eine überaus gelungene war, so mag der Grund in der Theilnahme der Sänger liegen, die durch das Gelingen der Darstellung ihre Liebe für deutsche Kunst, wie ihre Achtung für ihren Kapellmeister Vincenz Lachner am besten bethätigen konnten. Madame **Lehmann** (geb. Rauch) geben wie das Zeugniß einer, bei voller modulationsfähigen Stimme durchgebildeten Schule, einer ungeschwächten Ausdauer und eines edeln Spiels. Die Tenoristen **Härtinger** und **Krenzer** (Marco und Lusignan) waren brav. Beider Leistungen bewiesen ernstes Studium ihrer Charaktere und Situationen, die Stimmen sind noch in der ersten Kraft, und der Mannheimer Bühne ist, bei dem Mangel an Tenoristen, die auch wie Männer aussehen, singen und spielen, zu diesen Acquisitionen Glück zu wünschen. Bei Härtinger ist das Feuer in Vortrag und Bewegung, wie das zu Hause seyn auf der Bühne um so mehr zu bewundern, da er derselben erst kurze Zeit angehört. Er entsagte aus Liebe zur Kunst dem Stande eines Arztes — als solcher hat er ein sehr zu beachtendes Werkchen über den Organismus der menschlichen Stimme geschrieben — und gehört unstreitig zu den gebildetsten Sängern unserer Zeit. Die übrigen Personen, wie die tüchtigen Chöre schlossen sich dem Ganzen würdig an und halfen ein Werk erheben, das in der That eine Zierde in den Reihen deutscher Opern genannt werden kann. Eine glänzende Ausstattung, besonders die des Festzugs, geschichtlich treue Kostüme, die Tänze u. s. w. trugen allerdings viel dazu bei, ein im Ganzen nicht leicht zu erregendes Publikum ins Feuer zu bringen, und zeugten von einer geschickten Regie. — Da Vincenz Lachner den Tag nach der Aufführung als Musikdirector der deutschen Oper nach London abgereis't ist, hat Heinrich Eßer es übernommen, auf einige Zeit die Mannheimer Oper zu dirigiren. Demnach ist nicht zu befürchten, daß Katharina Cornaro längere Zeit liegen bleibe, da Eßer, selbst ein ehrenwerther Schüler Franz Lachner's, nicht versäumen wird, an diesem Werke seine ersten Directorsporen zu verdienen."

*„* (**Eine Geistergeschichte.**) Die Wittwe des Gouverneurs Starke reisete bald nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter und Nichte nach Nizza, um da den Winter zu verbringen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft daselbst träumte Miß Starke, ihr Vater trete an ihr Bett, ziehe den Vorhang zurück, setze sich auf das Bett, sage ihr, sie möge sich nicht fürchten, und gäbe ihr folgende Anweisung: „am Donnerstage in nächster Woche wird ein an Deine Mutter gerichtetes Packet im Posthause ankommen; geh' dahin und laß dir es ausliefern; nimm das erste Couvert ab; schlage den Inhalt in ein anderes Papier und schicke das Packet an den Herrn Advokaten . . . in London." Darauf verschwand der Vater des Mädchens. Miß Starke war sehr erschrocken. Ihre Cousine bemerkte die Folgen davon an ihr noch bei dem Frühstücke am andern Morgen und suchte sie durch gewöhnliche Gründe zu beruhigen. Als sie sich aber überzeugt, daß der Vorfall einen zu tiefen Eindruck auf sie gemacht habe, sagte sie zu ihr: „so wollen wir nächsten Donnerstag in die Post gehen und das Nichtdaseyn des verheißenen Packets wird Dich überzeugen, daß Du nur geträumt hast." Die beiden Mädchen gingen am nächsten Donnerstage zur Post; das Packet war wirklich eben angekommen; eine halbe Stunde später würde es in den Händen der Madame Starke gewesen seyn. Miß Starke zögerte nicht, das zu thun, was ihr in jener Nacht anempfohlen worden war, öffnete deshalb das Packet und ließ den Inhalt an den bezeichneten Advokaten in London abgehen. Mit umgehender Post erhielt sie einen Brief von diesem Advokaten, der sie wegen ihrer außerordentlichen Klugheit

und Vorsicht, welche sie durch die Uebersendung der Papiere bewiesen, beglückwünschte, denn wenn ihre Mutter die ihr zugesendeten wichtigen Papiere unterzeichnet hätte, würde die gänzliche Verarmung der Familie die Folge davon gewesen seyn. (Sporting Review.)

*,* (Ein blinder Modelleur.) Dr. Pites erzählt, er habe in Italien einen etwa fünfzig Jahre alten genialen Mann gesehen, der ein vortrefflicher Zeichner gewesen sey. Er traf ihn in dem Palaste Giustiniani, wo er eine Statue der Minerva in Wachs modellirte. Dieser Mann konnte durch das Betasten die Formen und Proportionen des Originals erkennen. Der Herzog von Braniano, der ihn arbeiten sah, bezweifelte es, daß er völlig blind sey und forderte den Blinden, um sich zu überzeugen, auf, das Kunstwerk in einem dunkeln Raume zu arbeiten; dennoch wurde es vollkommen ähnlich. Man warf dem Künstler ein, der Bart des Herzogs erleichtere ihm die Arbeit und er erbot sich darauf, die Büste einer Tochter desselben zu liefern, die ebenfalls vollkommen ähnlich ausfiel. „Ich sah," setzte Dr. Pites hinzu, „Büsten des verstorbenen Königs von England, Karl I. und des Papstes Urban VIII., die durch den blinden Mann täuschend ähnlich gearbeitet worden waren. Nur die Darstellung des Haares wurde ihm schwer, weil dasselbe beweglich war."

*,* (Paris.) Ein Bericht in der Preuß. Staats-Zeitung lautet: Die deutsche Oper hat gestern die Vorstellungen mit dem „Freischütz" angefangen. Hätte der Director derselben gehalten, was er versprochen, hätte er die ausgezeichneten Künstler gestellt, die er angekündigt, so würde die deutsche Musik eine Reihe glänzender Triumphe feiern können. Das zahlreiche Auditorium hatte augenscheinlich die größte Empfänglichkeit und den besten Willen mitgebracht. Die mittelmäßig gespielte Ouverture und der recht gut gesungene Chor in der ersten Scene wurden lebhaft beklatscht. Aber dann, welch' ein erster Tenor, und welch' ein Baß! Man muß wirklich einen ungewöhnlichen Grad von Verwegenheit besitzen, um dem Publikum des italienischen Theaters solche Mittelmäßigkeiten — der Ausdruck ist äußerst schonend — als Hauptsänger zu bieten. Im zweiten Aufzuge machte die erste Sängerin, Madame Walker, den ungünstigen Eindruck ziemlich wieder gut, den der erste Aufzug zurückgelassen. Auch Madame Schumann fand, ungeachtet ihrer doch ein wenig gar zu dünnen Stimme, eine beifällige Aufnahme. Madame Walker hatte einen Moment des entschiedensten und rauschendsten Erfolges, den sich eine ehrgeizige Künstlerseele wünschen kann. Der dritte Act war über alle Beschreibung elend. Tenor und Baß im tête-à-tête! Dazu die allerdürftigste Decoration, die man sich denken kann, ein Maschinenspiel, welches ein weniger wohlerzogenes Publikum zum schallendsten Gelächter gebracht haben würde. Der vierte Aufzug wurde leidlich durchgesungen. Der Gesammteindruck der Vorstellung konnte nach dem Gesagten natürlich nur ein ungünstiger seyn. Den ziemlich stark besetzten und recht gut eingeübten Chören hat man indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen, um so mehr, als die Chöre der schwache Theil des hiesigen Bühnen-Gesanges sind. Das Scheitern dieses Versuchs, die deutsche Oper hier einzubürgern, ist indessen bei der Zusammensetzung der Gesellschaft unvermeidlich.

*,* (Verheirathung der Herrnhuter.) Die Verheirathungen sind bei den Herrnhutern in Süd-Afrika die Resultate einer Art Lotterie. Die Muttergesellschaft in Deutschland schickt ihnen von Zeit zu Zeit junge Frauenzimmer, die durch das Loos für diesen oder jenen Mann bestimmt werden. Obgleich vom Zufall nicht immer begünstigt, scheinen diese Damen doch alle gleich zufrieden zu seyn und begeben sich mit derselben Freudigkeit zu den Gegenfüßlern, wie zu ihren liebsten Nachbarn, wenn es die Aeltesten für gut erachten. Ein brittischer Reisender traf kürzlich auf dem Wege nach der ersten Niederlassung dieser Sekte mit einem solchen Mädchen zusammen, das von einigen tausend Stunden her zu dem ihr bestimmten Gatten ging. Sie wußte nicht, ob er alt, ob er groß, ob er braun oder grau, klug oder dumm sey, lachte und scherzte aber höchst unbefangen über diese Unbekanntschaft. Der Britte konnte nicht begreifen, warum sie zum Gatten einen Mann nehme, von dessen Persönlichkeit sie so wenig Kenntniß zu haben schien. „Es ist in unserer Gemeinde also der Gebrauch," sagte das Mädchen, „und wir gehorchen gern, weil noch keine unserer Schwestern durch ihren Gehorsam unglücklich geworden."

*,* Vor Kurzem starb in London der berühmte Kunstreiter Ducrow, der öfters folgenden Vorfall erzählte. Als er einst als Knabe mit der Gesellschaft seines Vaters in Bath war, stürzte er bei einer Vorstellung vom Pferde und brach ein Bein. Fünf Minuten darauf hörte das Publikum den Knaben, der fortgetragen worden war, jämmerlich schreien; — sein Vater hieb ihn im Stalle mit der Reitpeitsche dafür, daß er das Bein gebrochen hatte.

*,* (Schöpsenkeulen aus Buenos-Ayres.) Das pampasreiche Buenos Ayres sendet jetzt nicht mehr bloß Myriaden von Rindshäuten, wie seit langen Jahrzehenden nach Europa, sondern hat seit Kurzem angefangen auch die europäischen Leckermäuler und nicht bloß die Gerber und Lederhändler zu versorgen. So ist ganz kürzlich von dorther eine Sendung von sechzig Hammelkeulen nach Liverpool gelangt. Daß Vielen alsbald gelüstete von diesen transatlantischen Leckerbissen zu kosten, läßt sich denken; da erklärte das Liverpooler Zollamt ganz trocken, besagte Keulen könnten den bestehenden Vorschriften nach durchaus nicht verabfolgt werden, weil deren Import ein- für allemal verboten.

*,* (Berlin, 27. April.) Die kleine Gemeinde der hier lebenden Baptisten hat unserer Polizeibehörde die Anzeige gemacht, daß morgen früh um 6 Uhr wieder die heilige Taufe an einigen ihrer Mitglieder im sogenannten Rummelsburger See vollzogen werden wird. — Ein Jeder ist noch voll des Lobes über das Gastiren des Fräulein Charlotte v. Hagn in dem französischen Stücke: „Voltaire en vacances", welches hier zum Benefiz eines armen französischen Schauspielers vorgestern gegeben worden ist. Franzosen versichern, daß Fräulein v. Hagn auch in Paris in dieser Rolle Furore machen würde, so gut war ihr Accent, so vortrefflich ihr Spiel. Bis jetzt beharrt dieselbe noch, gänzlich die Bühne zu verlassen, doch will sie zuvor noch in den ersten Hauptstädten Deutschland's gastiren.

*,* Frankfurt. (Concert Rudersdorff.) In den nächsten Tagen wird ein von Herrn Rudersdorff arrangirtes Concert stattfinden, worin höchst interessante Piecen zum Vortrag kommen; unter Anderm ein Duett von Corelli für Violine und Contrabaß, gespielt von den Herren Rudersdorff und Sachse; das treffliche Quintett von Onslow Nr. 21; Doppel-Variationen für zwei Violinen von Kalliwoda, ausgeführt von den Herren Rudersdorff und Ballin. Fräulein Rudersdorff wird mit Herrn Pischeck ein Duett aus Donizetti's Borgomastro und der Letztere noch eine Canzonette singen. So wird dieses Concert eine reiche Auswahl an Schönem und Neuem bringen. —

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 5. Mai. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter Iwanow: Herr Baumhauer. (Gastrolle) van Bett: Herr Conradi.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, — Nro. 124. — 5. Mai 1842

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taischalrin.

(Fortsetzung.)

Seit geraumer Zeit indeß war jede Nachricht ausgeblieben; die Verhältnisse zwischen England und Frankreich waren immer trüber geworden, und die endlich erfolgte Kriegserklärung an die Republik (den 1. Februar 1793) schnitt jede Verbindung gänzlich ab, aus der Dunmore seine Mittheilungen bezogen hatte. Er verzweifelte nunmehr vollends an Williams Rettung, denn nur ein Wunder konnte das Beil abwenden, das an einem Haare über dessen Haupte schwebte; aber in dem Maße als er ihn verloren gab, sah er auch, aller Sorgfalt zum Trotze, mit der man ihr die wahre Lage der Dinge zu verhehlen bemüht war, Arabellens verzehrenden Gram mit jedem Tage zunehmen, und die Sorge um die geliebte Schwester quälte ihn nicht minder empfindlich, als die bangen Ahnungen, mit welchen ihn der Gedanke an das Schicksal seines Vetters verfolgte.

„Vergeblich wäre es," sprach er eines Tages zu Clairval, als sie sich über die Mittel beriethen, ihren täglich wachsenden Trübsinn zu zerstreuen, „vergeblich wäre es, sie durch trügliche Hoffnungen aufheitern zu wollen. Besser vielleicht als wir selbst von Williams gegenwärtiger Lage unterrichtet, verschweigt sie uns vielleicht selbst weit Schlimmeres, als wir ihr schonend zu verhehlen glauben." —

„Wie meinen Sie das," fragte Clairval befremdet, „unterhält Lady Arabella einen Briefwechsel, der nicht durch Ihre Hände ginge? da ich doch alle Briefe aus England unter Ihrem Einschlusse anlangen sehe, wie sollte sie sonst sich Nachrichten zu verschaffen im Stande seyn?" —

„Hören Sie, lieber Clairval," begann der Lord nach einem augenblicklichen Nachsinnen, „warum soll ich länger Bedenken tragen, Sie in ein Geheimniß einzuweihen, das Ihnen allein den Sinn meiner Worte aufzuklären vermag."

„Unmöglich," fuhr er mit trübem Blicke fort, „unmöglich kann Ihnen das sonderbare Wesen entgangen seyn, das über meiner Schwester und dem befremdlichen Betragen waltet, welches Sie zu mehr als einer Zeit an ihr beobachtet haben werden. Niemals habe ich das Zartgefühl mißverstanden, welches Ihnen über Ihre Bemerkungen den Mund verschloß, und wiederholt stand ich im Begriffe, Ihrer billigen Frage zuvorzukommen, aber die Sonderbarkeit der Sache selbst, und daß sie eine mir so theuere Verwandte betraf, erschwerten mir das Geständniß, das ich Ihnen nicht länger verhehlen werde."

„Haben Sie nie von einer Eigenschaft gehört, an deren Daseyn man in meinem Vaterlande mit Zuversicht glaubt? von einer Gabe in der Zukunft zu lesen, und weit entfernte Dinge als gegenwärtig zu erkennen? Sie wird in Schottland Taisch oder das zweite Gesicht genannt, und vorzugsweise gewissen Familien zugeschrieben, in denen sie sich von Enkel zu Enkel forterben soll. Personen, die sie besitzen, sollen im Wehen des Windes, im Rauschen der Gewässer deutliche Stimmen und Worte, im Zuge der Wolken, in den Gestalten der Nebel bestimmte Bilder erkennen, und aus tausend Dingen, deren Anführung Sie mir erlassen werden, Ereignisse voraussagen können, von denen das uneingeweihte Gemüth noch nicht die leiseste Vorstellung hatte. Das öftere Zutreffen solcher Vorhersagungen, der rechtlich bekannte Charakter vieler solchergestalt begabten Seher, der jeden Argwohn von Betrug oder Aberwitz ausschloß, hat diesem Volksglauben selbst unter den aufgeklärteren Classen ein Ansehn gegeben, das sich heute noch beinahe mit derselben Allgemeinheit wie vor Jahrhunderten behauptet."

„Ich erwähnte früher, daß diese Eigenheit in einigen Familien, ohne gerade von Haupt zu Haupt überzugehen, sich forterbe, und das Haus Dunmore ist eines derjenigen, welches in frühern Zeiten vorzüglich um dieses Vorrechtes willen bekannt war. Eine Menge von Beispielen, die sich besonders in dem Munde des Gesindes durch Erzählungen und Sagen fortgepflanzt, beurkunden das Daseyn dieses Vorrechtes in dem Wahne der Schloßbewohner und in der weitesten Umgegend der Heimath unseres Stammes."

„Seit einer Aeltermutter, deren abenteuerliche Geschichte die Hauptunterhaltung der Bedienten am winterlichen Feuerherde ausmacht, sollte sich jedoch die zweideutige Begünstigung in eine zweite Wunderwelt zu blicken, bei keinem Abkömmlinge wieder geoffenbart haben, und der Glaube an jene Sagen fing bereits um so mehr zu wanken an, als auch weder an mir noch an Arabellen, den letzten Sprossen unsers Hauses, eine ähnliche Spur zu entdecken war; vielmehr schien der Frohsinn nnd die natürliche Heiterkeit unserer Gemüthsart jeder solchen mystischen Weihe oder der Anlage dazu zu widersprechen."

„Arabella mochte ungefähr sieben Jahre zählen, während ich schon seit geraumer Zeit auf einer Schule zu Edinburgh den Studien oblag, als sich ein Vorfall zutrug, den ich erst spät nach meiner Zurückkunft von Universitäten, und indem meine Aeltern ein unverbrüchliches Stillschweigen darüber beobachteten, nur höchst unvollkommen aus widersprechenden Erzählungen der Schloßbewohner erfuhr. Arabellens Wärterin, so erzählte man sich, war eines Morgens mit ihr nach einem Pachthofe gegangen, der nicht allzufern vom Schlosse in einem düstern Waldthale lag. Der Weg führte sie durch dichtes Gebüsch, das zum Theil von Brombeerhecken gebildet war, und da das Kind, von der Sonnenhitze ermüdet, über Durst klagte, entfernte sich das Weib auf einige Schritte, die erfrischenden Beeren im Dickicht zu pflücken. Arabella blieb in-

dessen auf einem freiern Rasenplatze zurück, mit den Blumen spielend, die auf dem üppigen Grunde hervorsproßten. Ein Geräusch neben ihr machte sie aufblicken, aber statt ihrer Wärterin, die sie im ersten Augenblick zu sehen wähnte, stand eine unbekannte Frau vor ihr."

„Die Kleidung der Fremden war der gewöhnliche schottische Tartan, über den sie einen Plaid oder Mantel von hellblauer Farbe geworfen hatte; ihr Gesicht war ungewöhnlich bleich und ernst, und gelbe, lange Haare, die so wie ihr Gewand in Wasser getaucht schienen, fielen ihr tief über Brust und Schultern herab. Mit einem trauernden Blick sah sie auf das überraschte Mädchen, dann bückte sie sich zu ihr nieder, drückte einen Kuß auf ihre Stirne, und verlor sich wieder im Gebüsche, ehe sich das Kind von seinem Befremden erholt hatte. Die Wärterin, welche unmittelbar darauf aus dem Dickicht trat, fand die Kleine noch verstört und blaß, und nichts glich ihrem Schrecken, als sie erfuhr, was sich während ihrer Abwesenheit zugetragen. Die Kleidung und das Aussehen der Unbekannten, so wie Arabella es beschrieb, stimmte nämlich auf das genaueste mit dem Bilde jener Aeltermutter überein, die nach den Erzählungen des Gesindes in der Teviot einen gewaltsamen Tod gefunden, und die man oft in derselben Gestalt wieder gesehen haben wollte, wie sie sich dem Kinde gezeigt. Außer sich vor Entsetzen floh das Weib, die Kleine auf ihren Armen, nach dem Schlosse zurück, warf sich zu den Füßen meiner Eltern und bekannte, was vorgefallen war. Ueberrascht, aber zu verständig und besonnen, um nicht sogleich den zweckmäßigsten Entschluß zu ergreifen, legten sie dem bestürzten Weibe das unverbrüchlichste Schweigen auf, und, immer noch nicht hinreichend von ihrer Verschwiegenheit versichert, entfernten sie die einzige Mitwisserin der sonderbaren Begebenheit weit aus der Gegend, indem sie dieselbe einem ihrer Pächter auf einem entlegenen Gute verheiratheten. Sie glaubten auf diese Weise vollkommen verhindert zu haben, daß ihr Geschwätz nicht längst verjährte Albernheiten aufs Neue an den Tag bringe, und hofften jede nachtheilige Wirkung zu vermeiden, die jenes Ereigniß auf das Gemüth des Kindes zur Folge haben konnte."

„Obgleich demnach nie wieder gegen Arabellen eine Erwähnung der räthselhaften Erscheinung gethan ward, obgleich sie selbst ihrer gänzlich vergessen zu haben schien, glaubte man doch seit jenem Tage eine auffallende Veränderung an dem Mädchen zu bemerken. Das heitere, kindische Wesen, das ihr sonst gewöhnlich war, ging in einen freundlich stillen Ernst über, der oft einem wachen Traume glich, in den sie zu Stunden lang versank; sie nannte dann oft Personen, und sprach von Dingen, von denen es unbegreiflich war, wie sie zu ihrer Kenntniß gekommen waren; sie antwortete auf Fragen, an andere Anwesende in der Gesellschaft gerichtet, von deren Alter und Verhältnissen man allein die verlangte Auskunft erwarten konnte. Es war kaum vorauszusetzen, daß, dem strengen Verbote zum Trotze, das Geheimniß jenes Spazierganges den übrigen Bewohnern des Schlosses bekannt geworden, dennoch flüsterten sich diese schon ins Ohr, Arabella habe mit dem Namen ihrer Aeltermutter, der sie zufälliger Weise führte, ihre Sehergabe zum Pathengeschenke erhalten. So sehr man es zu verhüten trachtete, erholte sich das Gesinde bei ihr in tausend Angelegenheiten Rath, und wunderbar genug traf der Bescheid des Kindes zu, und bestärkte die Fragenden in ihrem Wahne."

„So wuchs Arabella heran, indem sich mit dem Ausdruck der stillen Schwermuth in ihren Zügen, das Ungewöhnliche in ihrem Wesen und Benehmen, das sie an ihr kennen gelernt, immer ausgesprochener entwickelte. Mitten im geselligen Kreise oder im Laufe eines Gespräches verstummte sie plötzlich, die ganze Aufmerksamkeit ihrer Seele schien auf Gegenstände gerichtet, die außer dem Fassungsvermögen der Anwesenden lagen, ihre Augen blieben weit geöffnet, die Blicke hingen im leeren Raum, und indem sie, uns unvernehmbaren Tönen zu lauschen schien, bewegten sich ihre Lippen in lautlosen Gesprächen. Selbst ihre nächsten Angehörigen befiel ein Grauen über die Unheimlichkeit ihres Zustandes, als man schon längst mit dem Eintreten desselben bekannt war. Unwillkührlich gab man aber auch dem Zuge nach, ihr Fragen über die Zukunft oder über Dinge zu stellen, die außer dem Bereiche gewöhnlicher Wissenschaft lagen, und als einmal um das andere ihre Voraussagungen, bald über die Ankunft eines verkündeten Gastes, oder den Todesfall eines Verwandten oder Freundes eintrafen, oder sonst erfüllte Ereignisse ihre anspruchslosen Vorhersagungen bestätigten, ward ihr in der ganzen Umgegend der Beiname: Taishalrin, die Seherin."

„Mein eigener Unglaube, als ich von der Universität und nachmals von Reisen zurückkam, kämpfte vergeblich gegen unläugbare Erfahrungen, für die ich umsonst bemüht war, eine hinreichende, natürliche Ursache zu ergründen. Ich endete damit, gleich den Uebrigen, meine Ueberzeugung den Beispielen zu unterwerfen, die ich, für das Daseyn dieser unerklärlichen Erscheinung, nicht in Abrede stellen konnte, nachdem ich mehr als einmal Augenzeuge derselben geworden war."

„Arabella lebte seit dem Tode unserer Eltern auf meinem Schlosse an der Seite meiner Gemahlin, die sie aus einem nachbarlichen Hause als die Gespielin ihrer frühesten Jugend kannte und liebte. Sie hatte jetzt ihr siebenzehntes Jahr erreicht, und Rosa und ich beschäftigten uns mit Entwürfen, einen ihr würdigen Gatten für sie auszuwählen. Mein Vetter William, den ich als einen trefflichen, und in jeder Hinsicht liebenswürdigen Jüngling in der Hauptstadt kennen gelernt hatte, war derjenige, der meinen Wünschen am bestimmtesten zusagte. Ohne weder ihm noch Arabellen unsere Absicht merken zu lassen, lud ich ihn zum Besuche nach Dunmore Castle, und erhielt seine Zusage mit dem Versprechen, sich nächstens auf den Weg zu machen, um meiner Einladung Folge zu leisten. In der Erwartung seiner verheißenen Ankunft, saßen wir eines Abends beim Thee versammelt, Arabella, mit der Bereitung des Getränkes beschäftigt, einem Trumeaux über dem Kamine gegenüber, um den wir Platz genommen hatten, da der Herbst schon weit vorgerückt, und der Abend besonders rauh und stürmisch war." (Fortsetzung folgt.)

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Solche Gedanken beschäftigten meinen Geist während der Pause nach dem ersten Akt; und als der Vorhang wieder in die Höhe ging, war ich im Interesse der Scene so versunken, daß ich mir in der That nicht mehr bewußt war, wo ich mich befand. Ich hatte mich dergestalt in die Identität dessen, was sich vor mir ereignete, hinein gedacht, namentlich in die Identität des Dons selbst, daß ich fast schon im Voraus wußte, was er sagen werde. In der Statuenscene lachte ich unwillkürlich den Feigling Leporello mit aus, für den ich ihn damals hielt. Ich bildete mir ein, irgend Jemand wolle damit dem Don einen Streich spielen, der spurlos an dem muthigen Manne abprallen müsse; nun dachte ich mir ferner, der Streich müsse dadurch vereitelt werden, daß der Don kühn auf die Statue zuschreite und ihm eine Einladung unter die Nase rufe; und als nun der steinerne Reiter plötzlich mit dem Kopfe nickte und mit einem Tone, der aus einem klaffenden Schlunde der Erde zu bringen schien, das verhängnißvolle Ja sprach, da stieß ich einen Schrei des Entsetzens aus,

und fiel in Zuckungen auf meinen Sitz zurück. Bald aber stand der Geist wieder vor mir. Ich sah keinen Don, keine Bühne, keine Scenerie — nichts, als einen dunklen, ungeheuren leeren Raum, in welchem nur in größtem Relief das Marmorroß und sein Reiter sichtbar waren. Aber, gnädiger Himmel! Bis zu welchen Porportionen war er ausgedehnt! Und je länger ich auf ihn blickte, desto größer und kolossaler ward er; und wie er immer höher und höher stieg, war sein Auge fest auf mich gerichtet, gerade wie das des Pferdes, das mit seinem Herrn zu gleichem Umfange anschwoll, und Beide starrten mich an mit einem Blicke so voll wilden Triumphs, so tödtlichem, fühlbarem Hasse, daß mein Herz vor Angst zu bersten drohte, mein Blut gerann, meine Haare sich sträubten und meine Augen grausig starrten. Die ganze Welt hätte ich darum gegeben, sie schließen zu können, allein es ging nicht; sie blieben weit aufgerissen und starr auf die immer mehr anschwellende Statue gerichtet. „Ja, ja! und wiederum ja!" schrie der Geist, seinen Commandostab nach meinem Herzen richtend, welches unter dessen Einwirkung zu versteinern schien. „Ja, ja, ja!" schrie das Roß mit einer wiehernden Lust, daß ich meine Blicke nach ihm wenden mußte. „Schau auf mich!" brüllte der Reiter; und ich sah, wie ein Stab, aus dem, welchen er in der Hand hielt, auf mich zuflog, und fühlte, wie er in demselben Augenblicke in meinem Herzen brannte. „Ja, ja, ja," schnaufte wieder das Pferd, und wieder nach ihm mußte ich mich wenden; sogleich aber mahnte mich wieder des Reiters entsetzliche Stimme, auf ihn zu blicken, und abermals flog ein schwerer Stab aus seiner Hand, den ich in der Brust wieder fühlte. Des Pferdes Augen blitzten vor Lust, und lauter und immer lauter schnaufte es „ja! ja! ja!" und zwang mich, dahin zu schauen, während zu gleicher Zeit der Statue grausige Stimme mir befahl, nach ihr zu sehen, und der schwere Stab aus dem unerschöpflichen Reservoir stechend in mein Herz fuhr. Und während dem wurden Roß und Reiter immer größer, und das Chaos ringsumher dehnte sich im Verhältnisse zu ihren ungeheueren Gestalten. Nie hatte ich vordem eine Idee von ungeheuerer Größe gehabt! Keine Sprache vermag die Todesqual zu schildern, die ich erlitt. Ich fühlte den entsetzlichen Grimm zweier riesiger Gestalten, marterte mich vergeblich ab, diesen Haß zu bändigen; denn ich fühlte, daß sie meine Gedanken erriethen. Ich wollte versuchen, mir meine Situation klar zu machen, denn ich lag da, so ganz verlassen, in einem so finsteren, unermeßlichen Raume, mit so monstruösen Genossen, aber ich hatte keine Zeit dazu; ehe ich noch meine Gedanken zu sammeln vermochte, zwang mich das Ja! Ja! Ja! des Rosses, nach ihm hinzublicken, befahl mir des Reiters Stimme, in die Höhe zu schauen, und durchbohrte ein Stab aus seiner Hand mein Herz. Bald aber wurden meine Leiden zu fürchterlich, um sie länger ohne Versuch zur Erleichterung ertragen zu können, und nach entsetzlicher Anstrengung gelang es mir, die Zunge, die am Gaumen festklebte, so weit zu lösen, um die heiligsten Namen stammelnd um Hülfe anrufen zu können. Nun entstand eine augenblickliche Pause; Roß und Reiter hörten auf, zu wachsen, und außer, daß ein düsteres Glühen die Nüstern des Rosses erhellte, schienen die Figuren wieder versteinert zu seyn. Plötzlich aber wendete der Reiter sein Haupt mir wieder zu; und während ein Lächeln des bittersten, triumphirendsten Hohns über seine grausamen Gesichtszüge zuckte, und sein Auge immer boshafter blickte: rief er: „Komm her!" „Ja! ja! ja!" schnaufte das Roß; und die Blitze aus seinen Augen wurden immer blendender und rascher auf einander folgend, und der Schein aus den Nüstern glühte immer dunkler, und sein Athem zischte, wie Wasser mit Feuer gemischt, und mit mächtigem Hufe scharrte er ins Dunkel hinein. „Komm her!" schrie der Reiter; und wieder schnaufte das Roß „ja! ja!" und beide Beine hebend, begann es, wüthend zu scharren, während mich dünkte, als verwandle sich's aus Stein in Feuer. Ich blickte in die Höhe, und auch der Reiter erschien jetzt als Statue von glühendem Eisen; nur das Gesicht blieb weiß, während die blitzenden Augen auf mich gerichtet waren. „Komm her," schrie der Reiter zum dritten Male, noch lauter und wilder, als je zuvor und ich fühlte, daß meine Hoffnung, zu entfliehen, vergeblich gewesen. „Ja, ja, ja," schnaufte das Roß wieder, und aus seinen Nüstern schien der Ton zu sprühen; nun streckte es den Hals, bis sein furchtbarer Rachen nur noch wenige Fuß von meinem Körper war, und als es denselben öffnete, war vor meinen Blicken eine Gluth, wie das Firmament aussieht zur See, wenn ein großes Schiff zur Nachtzeit in hellen Flammen steht. Bei diesem glühenden Hauche fühlte ich die Stäbe in meinem Herzen schmelzen und brennen; und während sie schmolzen, dehnten sie sich aus und stiegen empor zur stattlichen feurigen Säule, bis zur rechten Hand des Reiters, dessen Augen immer schnellere, blendendere Blitze schossen, während das Roß fortfuhr, mich anzuschnauben mit seinem Athem, und aus seinen Nüstern immer fort der verhaßte Ton ja! ja! drang. Plötzlich vereinte sich mit einem Krachen, von welchem selbst die mich umhüllende Finsterniß erschüttert zu werden schien, die Feuersäule mit des Reiters glühendem Stabe, während das Roß aufhörte, zu schnauben, und seine frühere Stellung wieder einnahm. „Ist's nun gefällig zu kommen?" schrie der Reiter, und ein wilder Hohn zuckte über seine Gesichtszüge; zugleich fühlte ich, wie der Stab in seiner Hand die aus meiner Brust aufgestiegene Säule immer gewaltiger anzog, und daß ich in wenigen Secunden ganz in seiner Nähe seyn würde. Unmöglich kann ich meine Gedanken und Gefühle in diesem Momente beschreiben. Als der Raum zwischen uns immer kleiner ward, suchte ich in seinem Angesichte nach einem Zeichen von Gnade, aber vergebens. Er schien meine Gedanken zu kennen, denn seine Augen schossen immer blendendere Blitze, und ein immer grausameres Lächeln zuckte über sein Gesicht, während das Roß mich dazwischen immer wieder mit seinem höhnenden Ja! Ja! begrüßte! Immer gräßlicher wurden nun die Bilder, immer tobender umbraus'ten mich des Reiters und des Rosses Stimmen, ein Gefühl entsetzlicher Kälte umklammerte meine Glieder und zog sie krampfhaft zusammen, als würde ich selbst zur Marmorstatue. Alle Kräfte sammelnd, zwang ich mich zum Gebete, bis meine Sinne schwanden. (Forts. folgt.)

## Tabletten.

*,* (Cheistoffel Dauber von Jenua.) Wer der Mann mit diesen Namen sey, werden unsere Leser schwerlich errathen. So nannten nämlich unsere deutschen Vorfahren zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhundert's ihren großen Zeitgenossen, den Entdecker der neuen Welt, Christoph Columbus. Im Gegensatze zu den einheimischen Gelehrten-Namen, die gewöhnlich ins Griechische oder Lateinische übersetzt wurden, eignete man sich die fremden Namen durch deren Verdeutschung an, wodurch denn mitunter gar wunderliche Käutze, wie dieser Christoffel Dauber von Jenua, zum Vorschein kamen. Die von Jobst Ruchamer im Jahre 1508 aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzten Reisebeschreibungen (Nürnberg, gedruckt durch Georgen Stüchßen) enthalten auch eine der ältesten in Deutscher Sprache uns überlieferten Darstellungen von der Entdeckung von Amerika. Das Werk des ehrlichen Ruchamer („der freyen künste vnd artzenneien Doctoren ic.") führt den Titel: „Newe vnbekanthe landte Und ein newe weldte in kurtz verganger zeythe erfunden," und das vierte Buch desselben

ist folgendermaßen überschrieben: „Hie anhebet das vierde Buche. Und ist von der schleffarthe des Kuniges von Castilia, von Inseln vnd Landen in kürtze erfunden.“ Wir wollen unseren Lesern zur Probe das erste Kapitel dieses Buches (das 84ste des ganzen Werkes) mittheilen:

„Wie der Kunige von Hispania rüstet, oder beraythe zway schieffe, dem Christoffel Dawber von Jenua zu faren gegem nidergang.

Diser Christoffel Dawber von Jenua was ein manne lang vnd gerade, was grosser vernunfft, hette ein lang angesicht, nachuolgte vnd anhienge lange zeythe den Allerdurchleuchtigsten kunigen von Hispania, an alle orthe vnd ende so sie hin raysten, begerthe, das sie jme solten helffen zu rüsten vnd belastigen etwan ein Schieffe, erbothe sich, er wölte finden gegen dem nidergange Inseln, anstossende an India, daselbst dann die mennge ist der Edelen gestaynen, vnd Spetzereyen, vnd auche des goldes, welches man leychtlich möchte vberkummen. Der Kunig vnd Kunigin, vnd auch alle die vorgeenften in Hispania, hetten lange zeyte ein spyle, oder kurtzweyl an disem fürnemen dises Christoffels, Vnd zu letzte nach siben jaren oder vber siben jare, vnd nach seynem manigfaltigen begeren, bitten, vnd anlangen, wurden sie ju gefallen seynem willen, vnd rusten jme ein Naue (Navo) das ist ein grosses schieffe, vnd zwey Gravele, mit welchen er hinweg fure von Hispania, vnd also anfienge, sein rayse, oder schiffarthe, vmb die elften tage des September, das ist des Herbstmondes, im MCCCCXCII. Jare.“ (M. f. d. L. d. A.)

*** (Wie viel oder wie wenig ein gedrucktes Buch zu bedeuten hat.) Ein französischer Bibliograph hat folgende Berechnung angestellt: Von 1000 Büchern, welche erscheinen, bringen 600 die Kosten nicht auf, 200 tragen gerade so viel ein, als sie kosten, 100 werfen einen mäßigen und 100 einen ansehnlichen Gewinn ab. Von diesen 1000 Büchern sind 650 bis zu Ende des ersten Jahres ein Gegenstand des Handels und 150 bis zu Ende des zweiten; nur 50 davon haben nach sieben Jahren noch einen Werth, und von höchstens zehn wird nach Verlauf von 50 Jahren noch gesprochen. Unter den 50,000 Schriften, die im 17ten Jahrhundert erschienen, gibt es nur 50, die heutzutage noch berühmt sind und von neuem gedruckt werden. Von den 50,000 französischen Schriften des 18ten Jahrhunderts hat die Nachwelt auch nicht mehr bewahrt als von denen des 17ten. Seit 3000 Jahren werden Bücher geschrieben, aber in der ganzen Welt zählt man nicht mehr als 500 Autoren, die dem vernichtenden Urtheil der Zeit entgangen sind. Sind jedoch die Tausende vergessener Schriften ohne allen Nutzen gewesen? Hat nicht vielmehr jede, mehr oder weniger, dazu beigetragen, den Geist der Menschheit auf den Standpunkt zu fördern, auf welchem er sich jetzt befindet, und sind nicht die unvergessenen Schriften eben nur die Quintessenz der vergessenen, die Repräsentanten der verschiedenen Epochen, in welchen sie selbst nur einzelne, wenn auch die vornehmsten Glieder des großen Ganzen waren? (M. f. d. L. d. A.)

*** (Corsikanische Rache.) Emanuelli ist der Name eines Corsikaners, der sich durch ein wiederholtes Verbrechen berüchtigt gemacht hat. Er ist aber nicht bloß in moralischer, sondern auch in physischer Hinsicht höchst bedauernswerth, denn er ist häßlich, beinah taubstumm, und in seinem Temperament so wild und ungestüm wie ein reissendes Thier. Vor fünf Jahren ermordete er einen gewissen Ristori, weil er seiner Schwester Chilara abrieth, dieses Monstrum zum Manne zu nehmen. Der Mörder wurde in Anbetracht seiner Bresthaftigkeit nur auf fünf Jahre nach Nimes in das Zuchthaus abgeurtheilt. Er brütete furchtbare Rache gegen Chilara und auch gegen ihre Schwester Stella, und beschloß es insgeheim bei sich, nach seiner Rückkehr in das Vaterland Beide wie ihren Bruder zu ermorden. — Am 20. Februar dieses Jahres gingen die genannten Schwestern in Gesellschaft ihrer verwittweten Schwägerinn d'Angela Felice und einer jungen Freundin, Namens Maria Casabona, von der Gemeinde Piazzole nach dem etwas fern gelegenen Orte Castelbacqua, um Leinwanden dahin zu tragen. Auf einmal hörten sie hinter sich dröhnende Fußtritte und ein widerliches Gekreisch. Es war Emanuelli, der mit wildem Ungestüm herangelaufen kam, mit gelähmter Zunge furchtbare Drohworte lallte, und ein blankes Messer in der Rechten schwang. Die beiden Schwestern erkannten ihre Gefahr und fingen zu laufen an; die Wittwe Ristori aber warf sich vor dem tollen Wildfang auf die Knie, und bat dem mit Maria Casabona auf das Inständigste, seine Leidenschaft zu zügeln und kein neues Verbrechen zu begehen. Es half aber Alles nichts; der Wuthentbrannte riß sich los, warf sich auf seine Todesopfer, und stieß zuerst Chilara, dann auch Stella das Messer so oft in den Leib, daß jene aus 27, diese aus 22 tiefen Wunden bluteten, und Beide auch zur Stelle ihren Geist aufgaben. Der Mörder soll sich bereits wieder in den Händen der Justiz befinden.

*** (Noch eine Anekdote von Cherubini.) Ein junger Componist, Cherubini's Schüler, kam eines Tages zu dem Meister und lud ihn ein, der Probe einer Oper in drei Akten beizuwohnen, welche von einem der ersten Theater angenommen worden war. Cherubini kam. Als die Probe zu Ende war, erschien der junge Tonsetzer in des Meisters Loge, gespannt auf sein Urtheil; allein der alte Herr sah ihn weder an, noch öffnete er den Mund zu einem Worte. Endlich überlief dem Jünglinge die Geduld und er fragte mit einem Tone, in welchem Staunen und Vorwurf sich paarten: „Nun, Meister, nun, Sie sagen gar nichts?“ — „Haben Sie Ursache, sich darüber zu beschweren?“ entgegnete Cherubini, „ich habe Ihnen zwei Stunden zugehört und Sie haben mir gar nichts gesagt.“ — Zur Ehre des Todten muß hier bemerkt werden, daß er die Wunden, die sein Sarcasmus schlug, stets wieder durch Trost und Wohlwollen zu heilen wußte.

*** Man schreibt aus Dorpat, 9. April: Kompagnons und Chemiker des berühmten Hauses Farina in Köln trennten sich von demselben, und errichteten in unserer Nähe auf Uddern, einem Gute des Herrn Landraths Baron Bruiningk, eine Fabrik zur Bereitung des sogenannten kölnischen Wassers. Sie finden den livländischen Getreidespiritus weit besser als den kölnischen. Das Unternehmen wird im Großen betrieben, und in diesem Jahr schickte die Kompagnie 4000 Dutzend Gläser Eau de Cologne mehr in das Ausland, als über das St. Petersburger Zollamt eingekommen. (N. C.)

*** Der Capitain eines Wallfischfahrers sagte einst zu einem Bewohner von Spitzbergen, er beklage ihn wegen des ärmlichen aller Genüsse baren Lebens, das er zu führen genöthiget sey. „Aermlich und genußlos!“ antwortete der philosophische Wilde; „ich habe immer eine Fischgräte durch die Nase zu stecken, und stets hinreichend Fischthran zu trinken, was kann ich möglicher Weise noch wünschen?“ —

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 5. Mai. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth. Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter Iwanow: Herr Baumhauer. (Gastrolle) van Bett: Herr Conradi.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 125. 7. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taishalrin.

(Fortsetzung.)

„Arglos plauderten wir über gleichgültige Gegenstände, als ein lauter Schreckensruf aus Arabella's Munde aller Blicke auf sie zog. Die ihren hingen mit einem Ausdruck der Angst und des Entsetzens auf dem Trumeaux. „Eilen Sie William zu Hülfe," rief sie noch immer in den Spiegel blickend, „ein Unglück ist ihm zugestoßen, im Steinbruche auf dem Wege nach *** werden Sie ihn finden!" — Gewohnt, ihren Wei-jungen stets unbedingte Folge zu leisten, besann man sich auch jetzt nicht weiter. Fackeln wurden angezündet, und von den Bedienten begleitet, eilten wir nach dem bezeichneten Platze, den wir, da er nicht allzuweit vom Schlosse entlegen war, mit beflügelten Schritten erreichten. An einer schroffen Fel-jenecke, um welche sich hier die Straße biegt, befindet sich eine Stelle, an der vor Zeiten Steine, wahrscheinlich zum Bau eines Schlosses gebrochen wurden, von dessen Ueberresten heut zu Tage nur einiges Mauerwerk zu sehen. Große, un-förmliche Blöcke, vielleicht aus dem Schutte selbst herabgerollt, verengen den Weg gegen das schnell abstürzende Thal, und thürmen sich zu abenteuerlichen Massen auf."

„Schon aus der Ferne, als wir uns dieser Stelle näher-ten, unterschieden wir den Hufschlag eines enteilenden Pfer-des, und bald leitete uns das Stöhnen eines Verwundeten zu einem der Blöcke, an dem ein Mann in seinem Blute und halb besinnungslos am Boden lag. Wenn gleich von Todes-blässe und von dem Blute entstellt, das aus einer tiefen Kopf-wunde drang, erkannten wir William bei dem Scheine der Fackeln, und brachten ihn mit aller Sorgfalt, die seine Lage erheischte, nach dem Schlosse. Ein aus der nächsten Stadt eilends herbeigeschaffter Wundarzt erklärte seine Verletzung war für gefährlich, aber mit genauer Pflege und langer Schonung für vollkommen heilbar, indem die heftige Erschüt-terung, die er von einem zerschmetternden Falle erlitten, mehr der Ruhe zur Wiederherstellung, als die eigentliche Verwun-dung künstlicher Heilmittel bedurfte."

„William hatte nämlich, um uns durch seine schnellere An-kunft zu überraschen, seinen Wagen in der letzten Stadt zu-rückgelassen, und war auf Miethpferden vorausgeeilt; das störrige Thier, das man ihm gegeben, von Sturm und Re-gen bereits scheu geworden, schreckte vor den abenteuerlichen Gestalten der Steinblöcke, und widersetzte sich dem Reiter, der es mit Sporn und Gerte vorwärts trieb. Bei einer raschen Wendung glitt es, auf die Hinterfüße gebäumt, auf dem feuchten Boden aus, und schleuderte William, im Nie-derstürzen, mit dem Haupte gegen das Felsenstück. Durch ein Wunder war er mit dem Leben davon gekommen, aber seine volle Genesung erheischte mehrere Monate, die Arabella's sorgsame Pflege und Aufmerksamkeit dem Kranken auf jede Weise verkürzte."

„Mit heimlichem Vergnügen sahen wir unsere Wünsche durch das Zusammentreffen dieser Umstände begünstigt. William besaß der wahrhaft liebenswerthen Eigenschaften zu viele, um nicht in einem so tiefen, und ahnungsvollen Gemüthe, wie Arabella's, die Eindrücke zurückzulassen, die Anfangs nur still und wenig bemerkt, aber dann um so unvertilgbarer hafteten. Von Williams Seite war es Dankbarkeit, hohe Achtung vor der edlen Jungfräulichkeit ihres Wesens, mitunter auch die Wirkung des Ungewöhnlichen an ihr, was er für die Regung wahrer Leidenschaft nahm. Von der Ungeduld unserer Wünsche getäuscht, führten wir die Entscheidung zu voreilig herbei, in deren Folge William als Arabellens Verlobter das Schloß verließ, um nach einer kurzen Reise auf dem Continente zu seiner Vermählung mit ihr wieder zu kehren. Sie kennen die Folge seiner Geschichte, nur das will ich noch hinzufügen, daß Arabella seit dem Augenblick seiner Abreise in einen Tiefsinn versank, der in dem Grade zunahm, als Williams Ausbleiben über die bestimmte Frist sich verlängerte."

„So sorgfältig die eigentliche Veranlassung desselben ihr verschwiegen ward, so schien sie nichts desto weniger so gut als wir selbst davon unterrichtet. Ihre Sehergabe schien sie für alles Uebrige, das nicht den Geliebten betraf, verlassen zu haben, dagegen äußerte sich zuerst ein von Zeit zu Zeit eintretender, beinahe auf Verstandeszerrüttung deutender Zustand ihres Gemüthes. Sie entzog sich der Gesellschaft, irrte einsam auf langen Spaziergängen umher, und gewöhnlich trafen sie ihre Mädchen in den Abendstunden am Flügel oder vor dem Bilde ihres Verlobten in lauten Selbstgesprächen, nach welchen die Ueberspannung ihrer Seelenkräfte oft in eine, mehrere Minuten währende, Starrsucht überging. Mittlerweile war unser Entschluß, nach Paris zu gehen, gereift, aber eben so wenig schien Arabella durch dessen Ankündigung, als bei ihrem Zusammentreffen mit William durch sein befangenes und fremdes Betragen überrascht. Je ängstlicher wir vermieden hatten, sie mit den Verirrungen des Geliebten bekannt zu machen, je mehr setzte uns ein Vorfall in Erstaunen, der sich gleich nach den ersten Tagen unsers Eintreffens zutrug. Wir hatten Plätze in der Opera genommen, und William, der nicht ausweichen konnte, mit uns dahin zu gehen, war unser Begleiter. Die Ouverture hatte bereits begonnen, als in demselben Range, der Loge gegenüber, in der wir uns selbst befanden, eine Dame erschien, deren blendende Gestalt und Kleidung augenblicklich die Aufmerksamkeit aller Zuschauer, auf dem Parket und in den Logen, in Anspruch nahm. Im Begriffe, den Frauen meine Bemerkungen über

die auffallende Erscheinung mitzutheilen, unterbrach ein halb-unterdrückter, schmerzlicher Ausruf Arabellens meine Worte. In demselben Momente sah ich sie erbleichend in Rosa's Arme zurücksinken. Williams schnell wechselnde Gesichtsfarbe, seine peinliche Verlegenheit gaben allen Aufschluß, den wir erwarten konnten. Eilig verließen wir die Loge, nach der bereits die Blicke der Menge sich zu wenden begannen, und brachten die noch halb Ohnmächtige nach ihrem Wagen."

„Ich erwähnte dieses Ereignisses nur," so schloß Dunmore seine Erzählung, „um Sie auf das sonderbare Erkennen einer Person aufmerksam zu machen, die Arabella nie früher gesehen, deren Name, meines Wissens, nie in ihrer Gegenwart genannt worden. Mögen Sie nun, lieber Clairval! aus allem diesen jede Folgerung ziehen, die Ihnen gefällt; ich bin weit entfernt, Ihnen die Vorurtheile meiner vaterländischen Wiege aufdringen zu wollen. Sie haben Arabellen hinreichend kennen gelernt, um zu unterscheiden, was auf Rechnung ihrer Gemüthsart, einer heftig erregten Einbildungskraft und der unglücklichen Verkettung der Umstände zu schreiben ist. Wenn Uebernatürliches an der Sache, wenn es möglich seyn könnte, mit Bestimmtheit in die Zukunft blicken zu können, dann," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „dann hätten wir, nach Arabella's gegenwärtiger Stimmung, alle Ursache für William zu zittern, und aufrichtig gesagt, ich suche vergebens mich dieser ahnungsvollen Ueberzeugung zu entschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

„So endete mein Abenteuer mit dem Commandanten im Don Juan und damit die einzige Geisterseherei, in die ich je verwickelt ward. Obgleich Sie sich um diese nähere Berichtigung nicht viel bekümmern werden, muß ich doch hinzufügen, daß man meinen Kopf im Paroxismus des Deliriums mit Eis umwickelt hatte, und daß die gute, alte Magd, welche die Nacht über bei mir hatte wachen sollen, nicht allein eingeschlafen war, sondern auch sehr laut geschnarcht hatte, welche Töne wahrscheinlich dem ja! ja! ja! des entsetzlichen Rosses nicht unähnlich gewesen waren."

Ich sah mich um — denn um die Wahrheit zu sagen, ich hatte mich die letzte halbe Stunde nur an Idchen gewendet, deren süßes Cherubsangesicht mir mit gespanntester Aufmerksamkeit zugewendet war. Der Oberförster war eingeschlafen, ebenso die Gestütmeisterin; Werner und Inez schienen in irgend einem philosophischen Gespräche versunken zu seyn, welches wahrscheinlich seiner Natur nach nur lispelnd geführt werden konnte; Ferdinand rauchte seine Pfeife und schaute die Decke an, und die einzige Person, welche außer Idchen aufmerksam gewesen zu seyn schien, war Carl, der Jägerbursche. Er saß unweit des Ofens mit dem Körper nach diesem vorgebogen, während der Kopf über die linke Schulter hin gewendet war, und ich konnte den blitzenden Strahl seiner Augen sehen, trotz des dichten Rauches zwischen ihm und der Familie. Schon machte ich ihm innerlich mein Compliment über seinen guten Geschmack, weil er meiner Schilderung so andächtig zugehört, als auch mein Auge den Dampf durchdrang und ich nun sah, wie seine Gesichtszüge von häßlichen Zuckungen entstellt waren, seine Fäuste sich ballten und sein ganzes Wesen im höchsten Grade aufgeregt schien; flammend blieb sein Auge auf Werner und Inez haften. In diesem Augenblicke mußte Inez diese Blicke gewahr werden, denn sie sagte, und wie mir schien, ohne die geringste Erregung: „Wenn Sie unwohl sind, Carl, so thäten Sie besser, zu Bette zu gehen."

Inez Stimme war sanft und hatte den eigenthümlichen, glockenartigen Klang, der schnell zum Herzen dringt; jetzt aber sprach sie noch leiser, als gewöhnlich, und dennoch so klar, deutlich und vernehmlich, daß merkwürdiger Weise alle die Schläfer mit einem Male erwachten. Es ist überhaupt merkwürdig, welch sonderbaren Effect leise, sanfte Töne bisweilen erzeugen! Ich habe ziemlich taube Menschen gekannt, welche solche Töne hörten und verstanden, während sie bei ganz lauten unempfindlich blieben, oder höchstens verursachten ihnen letztere ein unangenehmes Gefühl; ja ich habe sogar bemerkt, wie solche Taube förmlich erbost werden konnten, wenn die, welche mit ihnen sprechen, gewaltsame Anstrengungen machten, um ihnen verständlich zu werden. Der Oberförster warf einen forschenden Blick im Zimmer umher, und errieth schnell aus Carl's lauernden Gesichtszügen, daß er die Ursache der Störung seyn müsse. Ohne ein einziges Wort zu äußern, ging er stracks durchs Zimmer, packte den Jägerburschen beim Rockkragen, schüttelte ihn wie einen Lappen und die Thür des Zimmers öffnend, warf er ihn in die Vorhalle, so daß er, was ich deutlich hörte, gegen unsern Wagen und dann aufs Pflaster stürzte. Wir erschracken förmlich vor dem Zorne des alten Mannes und der ungeheuren Kraft, von der er eben einen Beweis geliefert, und waren mäuschenstill, während er sich wieder zu beruhigen versuchte und mit großer Hast ungeheure Rauchwolken von sich blies.

„Was war's denn, Inez? fragte er endlich. — Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Wir hatten Alle sehr aufmerksam (o! junge Dame!) der Erzählung des Herrn — zugehört, als ich beim Schlusse derselben in die Höhe blickte und sah, wie Carl mich mit den wilden Blicken anstarrte, die ich so oft schon an ihm bemerkt habe, wenn wir Alle Abends versammelt sind. Nun sagte ich, daß, wenn er unwohl sey, er besser thäte, zu Bette zu gehen, und bei diesen Worten erwachten Sie. Ich fürchte, Sie haben den armen Menschen verwundet. — Und wenn dieß auch, so würde ich mich darüber freuen. Er ist ein undankbarer Hund, und verdient nichts Anderes, als was ihm passirt ist. Der Kerl ist entweder toll, oder unverschämt genug, in Dich verliebt zu seyn — was nicht minder Tollheit wäre. Ich wollte, ich hätte ihn nie mit aus Spanien gebracht, und dem Weibsbilde Glauben geschenkt, welches mir weiß machte, er wäre Hohenhorst's Sohn. Ich wollte, ich hätte ihn zu Grunde gehen oder irgend einer Schmugglerbande überlassen, für die er besser geeignet ist, als für ein ruhiges Leben. Er wird noch Einem von uns Unglück bringen, vielleicht uns Beiden und das binnen Kurzem. — Bewahr uns der Himmel! rief die Gestütmeisterin, und richtete, ihren Strickstrumpf fallen lassend, ihre Blicke andächtig gen Himmel. — Theuerster Vater, sagte Inez, Carl ist ganz harmlos; wenigstens für uns. Ihnen ist er gewiß dankbar für alle Ihre Güte, und wenn auch nur Ihretwegen, wird er mir nichts zu Leide thun. Was Sie da von Lie — Lie —, von Liebe sprechen (bei diesen Worten flog ein Rosenhauch über ihre Wangen und Werner schien sehr erregt zu seyn,) so hegt er gegen mich sicher keine solchen Gefühle. Allein er weiß, daß Hohenhorst, sein Vater, von Adel und Ihr Freund war; darum dünkt er sich unsers, wenigstens meines Gleichen, und aus diesem Grunde hält er sich durch mein kaltes, entfremdendes Benehmen gegen ihn für beleidigt. — Tausend Donner und Wetter! schrie der Oberförster. Deines Gleichen, mit meiner Inez gleich! Beim Himmel, er ist ja toller, als ich ihn glaubte. Daß er in Dich verliebt ist, das kann ich wohl noch begreifen, aber sich Dir gleichzustellen, das geht über meine Begriffe. — Er war immer ein tiefsinniger Mensch, sagte voll Salbung die Gestüt-

meisterin. — Und dennoch ist es so, theurer Vater, fuhr Inez, unwillkürlich über ihrer Tante geistvolle Bemerkung lachend, fort; denn mit keinem seiner Standesgenossen pflegt er Umgang. Spottweise nennen sie ihn auch nur Herr Baron, und mir kommt es vor, als nähme er diesen Titel als ihm gebührend an. Aber nicht bloß mit mir hält er sich gleichgestellt, sondern ebenso mit Herrn v. Werdenfels, und wenn er nun sieht, daß wir den Baron mit der Rücksicht und Achtung behandeln, die wir seinem Range schuldig sind, so meint er, er selbst werde schlecht behandelt. — So ist es gewiß, sagte die Gestütmeisterin. — Gut, Mädchen, Du magst Recht haben, und so kann ich mir in der That die Auftritte erklären, welche immer in Hrn. v. Werdenfels Gegenwart Statt finden. — Ich für meinen Theil, sagte Werner, stimme Fräulein Inez wenigstens vollkommen bei. Carl, davon bin ich überzeugt, haßt mich tödtlich, und oft ist mir schon der Gedanke aufgestiegen, daß, wenn sich ihm die Gelegenheit böte, mich für einen Hirsch zu nehmen, er sie nicht ungenützt vorüber gehen lasse werde." Inez ward bleich bei diesen Worten. „Darum sollen Sie nicht wieder mit ihm ausgehen, sagte der Oberförster. — Warum nicht, erwiederte Werner. Ich fürchte weder ihn, noch sonst wen; und gesetzt auch meine Voraussetzung wäre gegründet, so darf ein Werdenfels doch nicht vor der Gefahr zurückbeben. Erinnern Sie sich, fuhr er fort, als der Oberförster mit dem Kopfe schüttelte, daß Sie immer gesagt, im Walde könne ein Deutscher lernen Soldat zu seyn, und auf seine Forstmänner müsse Deutschland sich verlassen, sollte der Fremde je wieder gewaltsame Eingriffe in sein Vaterland wagen; und nun wollen Sie, daß ein Forstmann und ein Edelmann vor Gefahren zurückbebe, die noch dazu nur in der Phantasie beruhen?"

Inez Antlitz war ihm zugewendet, und obgleich ich es nicht sah, so fühlte ich doch, was ihre Blicke sagen mochten; es waren Blicke, die den Phlegmatiker in Liebe begeistern, und den Feigling zum Krieger machen können. Auch Idchen schien durch die begeisterten Worte entzückt zu seyn — denn auch sie hatte ihr Gesicht zu ihm gewendet, so daß ich erst jetzt recht zu der Einsicht gelangte, wie schädlich Monopole seyen.

(Fortsetzung folgt.)

## F r a n k f u r t.

### Theater. Götz von Berlichingen.

Das neue Theaterjahr unter dem Triumvirate der Herren Guhr, Malß und Meck wurde am 1. Mai mit dem Werke eines deutschen und zwar eines in Frankfurt gebornen Dichters, mit Göthe's Götz von Berlichingen, eröffnet. Kaum hat ein deutscher Kritiker diese Dichtung klarer und richtiger aufgefaßt, als die geistreiche Französin Frau von Staël in ihrem Werke „Deutschland". Göthe — sagt sie — war der Nachahmung französischer Theaterstücke auf deutschen Schaubühnen überdrüßig, und er hatte Recht; ein Franzose selbst würde sie so gut satt haben wie er. Er schrieb also ein historisches Drama nach Shakespearischer Manier, und betitelte es Götz von Berlichingen. Das Stück war nicht eigentlich für die Bühne bestimmt, konnte doch aber, wie alle Shakespearischen, aufgeführt werden. Göthe hat denselben Zeitraum gewählt als Schiller in seinen Räubern; allein, anstatt einen Menschen zu malen, der sich aller Fesseln der Moral und der Gesellschaftlichkeit entledigt, stellt er einen Ritter der alten Zeit unter Maximilian I. auf, einen Vertheidiger des Ritterthums, und der Lehnsexistenz des Adels, die der persönlichen Tapferkeit so günstig war. Götz von Berlichingen führt den Zunamen „mit der eisernen Hand", weil er die im Kriege verlorne Rechte mit einer von Eisen ersetzte, die aus Springfedern bestand, und deren er sich zu Lanze und Schwert bediente; er war zu seiner Zeit durch Muth und Biedersinn berühmt. Göthe hat sein Muster gut gewählt; er wollte in ihm die Unabhängigkeit des Adels aufstellen, ehe dieser Stand dem Ansehen der Regierung unterliegen mußte. In dem Mittelalter war jedes Schloß eine Feste, jeder Edelmann ein kleiner Fürst. Die Einrichtung der stehenden Heere und die Erfindung des Geschützes brachte in der gesellschaftlichen Ordnung eine Hauptveränderung hervor, führte eine Art von abstrakter Gewalt ein, die man Staat oder Nation nannte; von diesem Augenblick an verlor jeder Einzelne stufenweise seine ganze Wichtigkeit. Ein Charakter, wie der des Götz von Berlichingen, konnte eine Veränderung dieser Art nicht ohne Schmerz ertragen. Von jeher ist der militärische Geist in Deutschland roher als irgendwo gewesen; nur in Deutschland kann man sich wahrhaft und in der Natur jene Männer von Eisen denken, deren Abbildungen und Gestalten man noch in den Zeughäusern der alten Reichsstädte findet. Gleichwohl ist die Einfalt der Rittersitten mit unendlichem Reize in Götz geschildert. Der alte Götz, immer im Schlachtengetümmel, im Harnisch bei Tag und Nacht, zu Roß, und nie sich ausruhend, als wenn er in seiner Burg belagert wird, nur auf Krieg und Fehde bedacht, nur Krieg und Fehde athmend; dieser alte Götz giebt uns den höchsten Begriff vom Interesse und der Thätigkeit des damaligen Lebens. Seine Tugenden, wie seine Fehler, sind stark ausgesprochen; nichts ist edler als seine Freundschaft gegen Weislingen, der ehedem so treu an ihm hing, hernach sein Feind ward, und ihn endlich verrieth. Die Empfindsamkeit unter dem eisernen Panzer eines unerschrockenen Kriegers, spricht das Gemüth von einer ganz neuen Seite an; wir haben Zeit, in unserm unthätigen Leben, nach Muße und Bequemlichkeit zu lieben, aber jene Blitze der aufwallenden Zärtlichkeit, die mitten im stürmischen Leben aus einem Herzen der alten Zeit hervorblicken, bringen eine tiefe und seltsame Rührung im Zuschauer hervor. Man fürchtet so sehr in dem schönsten Geschenk des Himmels, in der Empfindsamkeit, Spuren der Erkünstelung und ein angenommenes Wesen zu entdecken, daß man nicht selten die rauhe Außenseite vorzieht, weil sie uns wenigstens für die Offenheit bürgt. Götzens Gattin zeigt sich der Einbildungskraft wie ein altes Gemälde der niederländischen Schule, wo Tracht, Blick, ja selbst die ruhige Stellung uns das dem Manne untergebene Weib ankündigen, das Weib, das nur ihn kennt, und in ihren Augen eben so sehr bestimmt ist, ihm zu dienen, als er, sie zu beschützen. Göthe hat im Contrast mit der alt-deutschen Hausfrau, eine Buhlerin, ein verworfenes Frauenzimmer aufgestellt, eine Adelheid, die Weislingen verführt, ihn wortbrüchig macht, ihm ihre Hand giebt, ihm ungetreu wird. Sie erregt die heftigste Leidenschaft in ihrem Edelknaben, verstrickt und zieht den Unglücklichen so unwiderstehlich an sich, daß er zuletzt auf ihr Geheiß seinen Herrn vergiftet. Diese Züge sind stark, doch ist es vielleicht nur zu wahr, daß da, wo die Sitten im Allgemeinen rein sind, diejenige, die sich von ihrer Pflicht entfernt, bald durchaus verderbt wird. Der Wunsch, zu gefallen, ist heut zu Tage ein bloßes Band der Zuneigung und des Wohlwollens; ehedem, im strengen häuslichen Leben unserer Voreltern, war dieser Wunsch nicht selten eine Verirrung, die zu allen übrigen führen konnte. Die strafbare Adelheid liefert den Stoff zu einem der schönsten Auftritte im Stück, der Sitzung des heimlichen Gerichts. *) Heimliche Richter, einander unbekannt, beständig verlarvt, und sich bei Nachtzeit versammelnd, straften schweigend, und gruben bloß auf den Dolch, den sie in die Brust des Schuldigen stießen, die Worte ein: Heimliches Gericht. Sie warnten den Verurtheilten durch ein dreimaliges Wehe, unter seinen Fenstern gerufen. Von Stund an wußte der Unglückliche,

*) Blieb auf unserer Bühne weg.

daß er allenthalben, im Vaterlande, im Auslande, im Mitbürger, im Blutsfreunde, seinen Mörder zu fürchten hatte. Die Einsamkeit, die Menschenmenge, Städte, Felder, alles war mit der unsichtbaren Gegenwart des bewaffneten Mitwissens angefüllt, das den Verbrecher verfolgte. Man begreift, wie nothwendig ein solches Gericht zu einer Zeit seyn konnte, als jeder Einzelne stark gegen Alle war, anstatt daß Alle stark gegen den Einzelnen hätten seyn sollen. Damals mußte das Schwert der Gerechtigkeit den Schuldigen treffen, ehe er sich desselben erwehren konnte; allein diese Strafe, die wie ein rächender Schatten in den Lüften schwebte, dieses Todesurtheil, das sogar dem Busen eines Freundes zur Ausführung anvertraut seyn konnte, war von allmächtiger Wirkung und brachte unwiderstehliches Entsetzen hervor. Noch ist im Stück ein schöner Moment, derjenige, wo Götz sich in seiner Burg zur Wehre stellen will, und unter andern Befehl giebt, daß man das Blei von seinen Fenstern reiße und zu Kugeln einschmelze. In diesem Manne liegt überhaupt eine kalte Verachtung der Zukunft und eine bewundernswürdige Thatkraft für den gegenwärtigen Augenblick. Zuletzt sieht Götz sich aller seiner Waffenbrüder beraubt; er bleibt verwundet, gefangen, allein, mit seiner Gattin und seiner Schwester zurück. Er, der nur unter Männern, unter rauhen Kriegern leben wollte, um mit ihnen seinem Charakter und seinem Arme Nahrung und Geschäft zu geben, sieht sich in den letzten Augenblicken von Weibern umgeben. Er denkt an den Namen, den er hinterlassen wird; er denkt nach, denn er ist dem Tode nahe; er verlangt noch einmal die Sonne zu sehen, wendet sich zu Gott, mit dem er sich nie vorher beschäftigte, an dem er aber nie gezweifelt, und stirbt muthig und düster, schwerer vom Kriege, als aus dem Leben scheidend. Die National-Sitten und das Costume der alten Ritterzeit sind im Götz von Berlichingen auf das treuste, und nach dem Leben dargestellt; und alles, was an jene Zeiten erinnert, ist dem Herzen der Deutschen theuer. Göthe, überzeugt, daß er sein Publikum nach seinem Willen lenkt und regiert, ist über die Mittel unbesorgt, und hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, sein Stück in Versen zu schreiben. Götz ist die Skizze eines großen Gemäldes, aber eine kaum vollendete Skizze. Man findet in dem Verfasser eine solche Ungeduld des Genies, einen solchen Widerwillen gegen alles, was nach Künstelei aussieht, daß er sogar dasjenige verschmäht, was in der Kunst nothwendig ist, und wodurch ein Werk seine dauernde Gestalt erhält. Es giebt in seinem Drama eine Menge Züge und Blitze des Genies, wie die Pinselstriche in einem Gemälde von Michel Angelo; aber das Ganze ist ein Werk, was noch viel zu erwarten, oder vielmehr zu wünschen übrig läßt. Die Regierung Kaiser Maximilian's, unter welcher die Begebenheit spielt, ist nicht hinlänglich charakterisirt. Ueberdies könnte Göthe'n noch der Vorwurf gemacht werden, daß er in die Form und Sprache des Stücks nicht genug Einbildungskraft gelegt. Er hat es allerdings nicht gewollt; es war Plan und System bei ihm; sein Drama sollte die Sache selbst seyn: gleichwohl müßte die Zauber des Idealen in dramatischen Werken allenthalben vorleuchten. Die Personen im Trauerspiel laufen beständig Gefahr, zu gemein oder zu erdichtet zu seyn; und es liegt dem Genie ob, sie vor beiden Klippen zu bewahren. Shakespeare hört nie auf, in seinen historischen Stücken Dichter zu seyn; so wie Racine in seiner lyrischen Tragödie Athalia, die Sitten der Hebräer auf das getreueste und edelste darstellt. Das dramatische Talent darf weder der Natur entbehren, noch der Kunst; die Kunst hat mit der Künstlichkeit nichts gemein; sie ist eine wahrhafte unwillkührliche Begeisterung, die über einzelne Umstände ihre allgemeine Harmonie, und über vorübereilende Augenblicke die Würde dauernder Erinnerungen verbreitet. — Die Aufführung des Götz von Berlichingen entsprach zu unserm Bedauern nicht der umsichtigen Wahl des Stückes, welcher wir bereits mit rühmender Anerkennung gedacht haben. Die Besetzung war mangelhaft und nicht den Mitteln entsprechend, die das Schauspielpersonal gegenwärtig fast überflüssig bietet. Warum blieb zum Beispiel Herr Baison ganz unbeschäftigt? Warum gab er nicht den Weislingen, da ihm nicht der Götz zu Theil geworden? Jedenfalls ein starker Mißgriff! Die Darstellung des Herrn Lußberger als Götz kann gerade nicht verfehlt genannt werden; sie ließ aber kalt und blieb wirkungslos: die Umrisse des Charakters zeigte er uns, aber kein ausgeführtes Bild mit erforderlichem Schatten und Licht. Anerkennenswerthe Leistungen waren: Elisabeth, Marie und Adelheid der Damen Meck, Julie Hoffmann und Lindner; Leese und Franz der Herren Wiegand und Schneider d. j.; aber trefflich und im hohen Grade liebenswürdig spielte Mad. Frühauf die Rolle des Georg.

---

## Tabletten.

*** (Stockholm, 19. April.) Das hiesige königliche Theater scheint seinem Untergange nahe zu seyn. Schon längst wurde es, als eine königliche Anstalt, von der Presse hartnäckig angegriffen, und seitdem das Torslowsche Theater im vorigen Herbst entstand, nahm die Frequenz hier immer mehr und mehr ab, und die schon seit Jahrzehenden stockenden Finanzen befinden sich jetzt in der größten Verwirrung. Dazu kommt, daß fünf bis sechs der ausgezeichnetsten Schauspieler mit nächstem Spieljahre abgehen (die größte Celebrität unserer Scene, Jenny Lind, wird sich noch ein Jahr in Paris aufhalten), so daß es, zumal da auf eine gute Ergänzung wenig zu hoffen ist, sehr die Frage, ob nicht dieses Theater im nächsten Herbste ganz aufhören wird. Dagegen begründet der bekannte Capitain Lindeberg ein drittes Theater für seine Privatrechnung.

*** In Paris, welches bekanntlich einen sehr bedeutenden Handel mit Bonbons ꝛc. treibt, ist eine sehr zweckmäßige polizeiliche Verordnung darüber erschienen, welcher Farben ꝛc. die Conditoren sich zum Färben ihrer Waaren bedienen dürfen und welcher nicht, und wir führen daraus namentlich die Anzeige an, niemals Bonbons zu kaufen, welche in geglättetes weißes oder gefärbtes Papier gewickelt sind, weil dieses Papier oft mit sehr gefährlichen Mineralsubstanzen bereitet ist und, wenn es in den Mund gebracht wird, leicht ein Unglück verursachen kann. Ebenso nehme man niemals Bonbons in Schachteln, die mit solchem Papier ausgelegt sind.

---

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 7. Mai: Mittheilung einer neuen, höchst einfachen Methode, Kupfer mit einem dünnen, Gold ähnlichen, metallischen Ueberzuge zu versehen. — Durch welches Mittel läßt sich ein nach der Marsh'schen Methode erhaltener Arsenik-Anflug am leichtesten von einem Antimon-Anfluge unterscheiden?

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 7. Mai. Der Chevalier von St. Georges, oder: Der Mulatte, Lustspiel in 3 Abth., aus dem Französischen von Hell. (Gastrolle) Frau von Presle: Demoiselle Neustädt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 126. 8. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taishairin.

(Fortsetzung.)

Clairval erkannte nicht, daß der Lord, wenn er gleich erröthete, seinen Glauben an das Daseyn jener Sehergabe sich selbst einzugestehen, doch zu viel von dem seiner Landsleute eingesogen, um unumschränkt die Möglichkeit desselben abzuleugnen. Er selbst konnte nicht umhin, über die Erzählungen des Lords zu verstummen, wenn er sie mit seinen Beobachtungen über Arabella's Zustand und mit der Erinnerung an die Scenen verglich, von denen er Augenzeuge gewesen.

Er mußte sich bekennen, daß das Zusammentreffen zufälliger Ereignisse doch oft so nahe am Wunderbaren streife, daß es wenigstens erklärbar ist, wie ein Wahn dadurch begünstigt wird, dem der übereinstimmende Hang, durch Gemüthsart oder Eindrücke der Kindheit und Erziehung genährt, entspricht. Weit entfernt daher sich mit Vernunftgründen zum Beweise gegen die Möglichkeit einer solchen Eigenschaft zu waffnen, verband er sich vielmehr mit Arabella's Verwandten, um dem Einflusse entgegen zu wirken, den der gereizte Zustand ihres Gemüthes auf ihre Gesundheit zu nehmen drohte, und die zerstörende Thätigkeit ihrer Phantasie von der Seite zu entkräften, von welcher sie durch den Glauben an die besondern Kräfte, die ihrer Seele eigen waren, am heftigsten erregt wurde. Beschäftigung mit Gegenständen außer dem gewöhnlichen Kreise ihrer Vorstellungen, erheiternde Zerstreuungen, die ihr keine Muße gaben, der Lieblingsrichtung ihrer Ideen nachzuhängen, schienen das zweckmäßigste Mittel, zu dessen Anwendung Clairval seine Gabe, neue Erfindungen, alle Heiterkeit seiner Laune und seine unermüdet bereitwillige Gefälligkeit für das Beste, und für das Vergnügen seiner Freunde in volle Thätigkeit setzte. Arabella durchsah recht wohl seine Absicht, und das Bestreben der Ihren, aber um so mehr Gewalt that sie sich an, sie durch keinen Widerspruch zu kränken, und keinen ihrer Vorschläge, oder ihrer Anordnungen zu Ausflügen, kleinen Reisen oder sonstigen Vergnügungen zu durchkreuzen.

So hatten sie wieder einige Tage angenehm und gemüthlich auf Capri verlebt, und waren auf ihrer Rückkehr um die Abendzeit im Hafen von Neapel angelangt, von dem sie den Weg über den Largo del Castello nach ihrer Wohnung zu Fuße zurück legten.

Es war einer jener sternenvollen, lauwarmen Frühlingsabende des Südens, an denen man sich nimmermehr entschließen kann, das fröhliche Leben auf den Straßen gegen die enge Schwüle einer Stube zu vertauschen. Der Largo del Castello war mit Menschen angefüllt, von Schauspielen und Ergötzlichkeiten angezogen, die ihnen an allen Ecken winkten. Hier rasselten die Wagen nach St. Carlo, dort rief der ausgelassene Carlin zu seinen Possen, auf allen Seiten verkündeten beleuchtete Aufschriften Fantasmagorien, Marionettentheater und Taschenspielerkünste, und Dutzende von Policinells quäckten neben den blinkenden Buden des Aquajols oder dem dampfenden Heerde eines Garkochs.

Clairval und seine Freunde schlenderten durch das Gedränge, und freuten sich mit der lärmenden und fröhlichen Menge. Eine transparente Ueberschrift mit ellenlangen Buchstaben über der Thüre einer Bretterhütte zog jetzt ihre Blicke auf sich, sie kündete vergeblich mit verschwenderischem Aufwande ein teatrino di figure movibili an, denn das vielleicht schon einmal getäuschte Publikum zog andere Lockungen der Neugierde nach, und die Thüre der ärmlichen Hütte, vor der ein kleines, hübsches Mädchen umsonst die Stelle des Geldeinnehmers vertrat, blieb von jedem Zuspruch verlassen. „Eccellenze, per pietà," rief die Kleine mit kläglicher Stimme den Vorübergehenden zu, „favoritecci, ad un Carlino la persona, per tante belle cose che ci sono da vedere." Aus Mitleid mit dem Kinde trat Dunmore hinzu, und warf für sich und seine Begleiter einen Piaster auf den Teller, den das Mädchen ihm hinreichte, und freudig den Vorhang von der Thüre zurückschob, als sie ihre Casse plötzlich durch einen so bedeutenden Beitrag bereichert sah. Das Innere des Heiligthums, das sie den Eintretenden eröffnete, entsprach völlig den Erwartungen, zu welchen die Außenseite der Bude berechtigte.

Vor einer kleinen Bühne, die noch ein, aus alten Teppichen zusammengestickter Sipario verhüllte, brannten einige kärgliche Oellampen, und eine doppelte Reihe von Strohstühlen galt zugleich für Parterre und Logen. Die Bretterwände des für die Zuseher bestimmten Raumes waren mit verblichenen Tapeten ausgeschlagen, und Blaker von altem Trödel daran befestigt, eine Sammlung lebensgroßer Wachsbilder zu beleuchten, die längs den Wänden in der sonderbarsten Zusammenstellung und mit Goldpappe und ähnlichem Flitter ausgestattet, eine Gallerie berühmter Personen vorzustellen bestimmt waren. Ihre Erklärung übernahm ein hagerer, ärmlich gekleideter Mann, mit düsterer Miene, und tiefer hohlklingender Stimme, der, ohne sich an das Lächeln seiner Zuhörer zu kehren, mit großem Ernste und rednerischem Pathos die Zerrbilder Friedrich's und Katharinens, des Seehelden Nelson's und seiner schönen Lady, Washington's und Kosciusko's neben Pugatschew, Cagliostro und Mandrin gestellt, als die treuesten Abbildungen der gefeierten oder berüchtigten Originale pries. Nicht wenig durch das Feierliche seines Vortrags, und die Rednerkünste des Mannes belustigt, nahm Dunmore und seine Begleiter auf der vordersten Stuhlreihe Platz, während jener an die Bühne trat, und das Zeichen

zum Anfange der mimischen Vorstellung gab. Eine Art von Harmonica erklang jetzt hinter der Bühne in sanften, nicht unlieblichen Tönen, und das Sipario erhob sich, und zeigte ein kleines, artig gemaltes, und mit Kunstsinn beleuchtetes Theater. Gliederpuppen, in halber Lebensgröße, mit bewundernswerther Richtigkeit gezeichnet, und mit täuschender Nachahmung bewegt, stellten Scenen aus der heiligen Geschichte vor, von den Tönen der Harmonica mit angemessenen, rührenden Melodien begleitet. Der Mann mit der ernsten, unveränderlichen Miene übernahm auch hier die Erklärung der sich folgenden Darstellungen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

„Das ist Alles wahr, erwiederte der alte Mann; aber dennoch sollen Sie nie wieder mit ihm gehen, außer in meiner Begleitung. Morgen früh kann ich nicht, und darum bleiben Sie morgen zu Hause. Keine Widerrede! Ich habe es befohlen, und erwarte Gehorsam. — Bitte, sagte Ferdinand, hat der Schuft schon als Soldat gedient? — Nächstes Jahr wird er mit conscribirt, antwortete der Oberförster. — Nun, da er ein gesunder, frischer Bursche, und mein Onkel, der Obrist in diesem Districte recrutirt, so wollen wir Sorge tragen, daß er nicht frei wird. Indessen werden wir uns hierauf nicht beschränken, sondern er soll auch in die Cavallerie. Die Luft des Herzogthums Verden wird ihm gut thun. Ich werde ihn bei meines Vetters, Wissell's, Lanciers unterbringen; und dann wird er nicht bloß Gehorsam, sondern auch den geziemenden Respect lernen vor einem Edelmanne. — Es wird ihm recht geschehen, sagte die weise Tante. — Inzwischen, fuhr Ferdinand fort, mußt Du thun, Werner, was der Herr Oberförster befiehlt. Die Zahl der Mitglieder unseres Hauses ist ohnedieß zu klein, und ich würde es nicht ertragen, wenn ich Dich verlöre. — Ich kann es nicht glauben, sagte Inez gedankenvoll, daß Carl es wagen würde, seine Hand gegen Werner zu erheben!" Werner, wiederholte ich bei mir.

„Nicht Meuchelmord fürchte ich, mein Fräulein, sagte Ferdinand mit größter Würde (denn auch ihm war der vertrauliche Gebrauch des Vornamens aufgefallen), sondern mehr einen zufälligen Streit. Wenn dieser insolente junge Mann sich von gleichem Range hält mit meinem Bruder (und wie stolz sah Ferdinand in diesem Augenblicke aus!) — und einen Haß gegen ihn hegt, so sehe ich nicht ein, was ihn abschrecken sollte, einen Hader mit ihm hervorzurufen. Und wenn dieser Streit im Walde stattfindet; wenn sie allein zusammen gehen, mit ihren Büchsen bewaffnet, so muß irgend ein unglückliches Resultat die Folge seyn. Denn wenn diese Kerls einmal den Respect vor einem Edelmanne aus dem Auge setzen, dann gibt es keine Frechheit, die sie nicht zu unternehmen im Stande wären. — Ich aber werde mich mit diesem Schurken nicht einlassen, mich nicht zu ihm erniedrigen, erwiederte Werner. — Du wirst es nicht vermeiden können, Werner, wenn es der Bursche darauf anlegt. Denk Dir den Fall, er erfreche sich, Dich einen Feigling zu nennen, oder gar nach Dir zu schlagen. — So würde ich ihn auf der Stelle niederschießen. — Ganz recht, erwiederte Ferdinand, und gerade dieser Gefahr sollst Du Dich nicht aussetzen. — O nein; ja nicht, sagte Inez. — Ja nicht! wiederholte die Gestütmeisterin. — Versprechen Sie nichts, wenn Sie nicht wollen, sagte der Oberförster. Ich werde dafür sorgen, daß Sie nie wieder zusammen gehen, gleichviel, ob Sie versprechen oder nicht. — Dann bin ich beruhigt," antwortete Ferdinand.

Ich würde ohne Zweifel ebenfalls Theil an dieser Conversation genommen haben — denn ich liebte Ferdinand wirklich und auch in Werner's Persönlichkeit lag viel Einnehmendes aber Neugierde und Erstaunen zwangen mich zum Schweigen. Ich wußte, daß Ferdinand die englische Geschichte eifrig studirt hatte, sich offen als großer Bewunderer der brittischen Constitution bekannte, ein eifriger Zuhörer des Professor Saalfeld war, des einzigen vernünftigen Liberalen, den ich auf dem Continente kennen gelernt habe, und eines Mannes von ächt philanthropischen Ansichten und Wünschen. Mit nicht geringem Erstaunen hörte ich daher seinen auf die Conscription bezüglichen Vorschlag, wonach er die ihm lästige Person in ein entferntes Cavallerieregiment bringen wollte, in welchem alle Officiere von Adel, und demnach die Prätensionen des Jägerburschen als unerträgliche Insolenz angesehen werden müßten. Ich muß gestehen, daß ihn dieser Vorschlag nicht in meiner Achtung hob. Und dann wieder sein Hochmuth gegen Inez, als diese den Vornamen seines Bruders ausgesprochen, dieß Alles zeigte mir seinen Charakter in einem ganz neuen Lichte. Es war dieß wirklich ein übermüthiger Stolz auf seinen Reichsfreiherrnstand, mit dem er auf eine Verbindung mit dem Localadel, wie auf eine Mißheirath herabblickte. Denn da der Oberförster reich und von guter Familie war, so konnte ich nur diesen Grund auffinden. Andererseits überzeugte mich die Aengstlichkeit von Inez, den Verdacht, als habe sie in Carl's Herzen zärtliche Gefühle erregt, zu beseitigen, und die Schlauheit, mit der sie sich eu der Eigenthümlichkeiten des Burschen zu Nutzen machte, um ihre Ansichten zu bestätigen, daß wirklich eine Liebeserklärung von Seiten des Jägerburschen Statt gefunden hatte, und daß sie Werner's Eifersucht und Argwohn zu erregen fürchtete. Ferner wollte ich mich überzeugen, ob der Oberförster eine Ahnung habe von dem Einverständnisse, welches sich zwischen dem jüngern Werdenfels und seiner Tochter gebildet zu haben schien, und welche Absichten er hege. Zu alle dem war die Gestütmeisterin komisch in ihren Manieren. Sobald Einer anfing, zu sprechen, so kehrte sie sich beim ersten Worte nach ihm um, während sie zu Zeiten den Strickstrumpf tiefsinnend auf den Schoos legte, um ihre Ausrufungen und Sentenzen mit mehr Behaglichkeit äußern zu können, so daß ich mir unmöglich hineinmischen konnte, und selbst auf einen Augenblick das reizende Mädchen an meiner Seite vergaß, die mir doch in so kurzer Zeit eine so tröstliche Meinung von meiner eigenen Anziehungskraft eingeflößt hatte. (Fortf. folgt.)

---

## Die erste Göttin der Vernunft. *)

(Aus dem Indépendant.)

Ursula Momoro, geborne Brigaud, an Catharin[e] Bury in Soissons.

Paris, am 20. Prairial im Jahre III

Meine liebe Cousine, ich habe meinen neuen Titel an di[e] Spitze meines Briefes gestellt, damit Du sogleich am erste[n] Worte die Veränderung erkennst, welche in meinen Verhält[nissen]

---

*) Der Cultus der Vernunft war von der Commune zu Paris au[f] Antrag ihres Procurator, Chaumette, im November 1793 (gegen End[e] des Monat Brumaire im Jahre III. der Republik) eingeführt worden. An die Stelle der Religion des Chaumette trat am 18. Floreal de[s] Jahres IV. (7. Mai 1794) die Religion Robespierre's; endlich decretirte der National-Convent wieder die Existenz des höchsten Wesens. Bei dem Feste der Vernunft, welches zuerst am 1. Decadi des Frimaire im Jahre III. gefeiert wurde, stellte die Frau eines Buchdruckers, Namens Momoro, die Göttin der Vernunft vor; ihr sind die nachfolgenden, die Sitten der damaligen Zeit schildernden Briefe zugeschrieben.

nissen vorgegangen ist. Ich bin verheirathet. . . . Vorgestern hat ein Herr, oder vielmehr ein Bürger, denn man sagt jetzt nicht mehr Herr, meinem Manne und mir zwei oder drei Phrasen vorgelesen und dann hinzugefügt: „Bürger und Bürgerin, im Namen des Gesetzes erkläre ich Euch durch das Band der Ehe verbunden," oder andere ähnliche Worte, und damit war die Sache abgemacht. Ich bin also verheirathet, und was noch mehr sagen will, Bürgerin. Vergessen habe ich noch, zu erzählen, daß nach Beendigung der sogenannten Ceremonie der Heirathsmacher mir das Kinn streichelte und zu meinem Manne sagte: „Du hast Dir da eine hübsche Bürgerin ausgesucht, Bürger." Ich habe mich über das Compliment nicht zu beklagen, aber ich hätte ihm gern die Liebkosung geschenkt, die damit verbunden war. Der Bürger Heirathsmacher ist häßlich, wie ein alter Affe, und hatte noch obendrein vergessen, sich die Hände zu waschen.

Ich höre Alles, was Du mich fragst. Vor Allem wirst Du Anstoß nehmen an dem Namen Momoro. Hätte ich Dir ganz einfach geschrieben: Ich habe mich verheirathet, so hättest Du sicher gefragt: Ist er denn zurückgekehrt? . . . Aber still, meine Freundin, laß uns sachte mit einander reden; der Bürger Momoro scheint über diesen Punkt durchaus keinen Spaß zu verstehen. Nein, er ist nicht wieder da, und wer weiß, ob er jemals wieder kommt! Ich habe ihm freilich versprochen, zu warten, aber es ist mir nicht erlaubt worden, mein Versprechen zu halten. Ich muß Dir die ganze Geschichte nur gleich vollständig erzählen.

Du kennst meinen Vater und weißt, wie lieb er mich hat; er hat mich als Mädchen aus den besseren Ständen erziehen lassen und zu dem Zwecke auch von Deiner Mutter, seiner Schwester, ausgewirkt, daß Du mit mir zusammen das Kloster als Kostgängerin besuchtest. Sicherlich hat er für mich auf eine passendere Ehe gerechnet, als ich jetzt eingegangen bin, aber er ist furchtsam von Natur und seiner Furcht bin ich zum Opfer geworden. Der Bürger, dessen Bürgerin ich bin, der Bürger Momoro ist Secretair der Section Marat, und ein sehr eifriger Patriot. Du wirst nicht recht wissen, was ein sogenannter „eifriger Patriot" eigentlich ist; ich weiß es selbst nicht recht, glaube aber, daß es bedeutet, der Bürger, mein Mann, führt in der Section mit vielem Eifer das Wort. Der Bürger Momoro hielt bei meinem Vater um mich an; mein Vater gab ihm eine abschlägige Antwort, wandte meine Jugend, meine Abneigung gegen das Heirathen ein; wie er darauf gekommen ist, weiß ich nicht. Genug, er schlug es ihm ab. Aber der Bürger Momoro gab sich nicht für überwunden. Mein Vater ist, wie Du weißt, früher Tapezier eines ci-devant Herzogs gewesen (ich schreibe Dir in den Ausdrücken, die ich jetzt allemein gebrauchen höre) und noch immer kann er sich nicht entwöhnen, Monseigneur zu sagen, wenn er von seinem ci-devant adelichen Kunden spricht. Er brauchte das Wort Monseigneur auch in Gegenwart des Bürgers Momoro, der darüber sehr die Stirn runzelte und die Gelegenheit wahrnahm, zu erzählen, daß das Revolutions-Tribunal tagtäglich Leute auf die Guillotine schickt, welche sich schuldig gemacht haben, an das alte Regime auch nur zu denken.

Mein Vater konnte die Nacht darauf kein Auge zuthun. Als er aufstand, schien er den Kopf verloren zu haben und zitterte bei dem mindesten Geräusch. Der Bürger Momoro machte seinen Besuch wie gewöhnlich. Als er eintrat, erbleichte mein Vater. Der Bürger verlangte darauf in kurzem, strengem Tone mit meinem Vater allein zu reden; meine Mutter und ich mußten das Zimmer verlassen. Eine Viertelstunde darauf trat mein Vater in meine Stube ganz bestürzt und thränenden Auges; er umarmte mich und zeigte mir an, daß er seine Zustimmung zu meiner Verheirathung mit dem Bürger Momoro gegeben habe. Ich wollte ihm darauf etwas erwiedern, ihn an mein heiliges Versprechen erinnern, da umarmte er mich von Neuem und sagte mir: es gilt meinem Kopf. Ich gab nach . . . . Wahr ist's freilich, daß ich mich seit seiner Entfernung schrecklich langweilte — ich würde gestorben seyn, wenn ich noch einen Monat lang in unserem Hinterstübchen hätte aushalten müssen, aus dem mir meine Mutter den Ausgang verwehrte.

Nun will ich Dir auch Deine anderen Fragen beantworten. Du willst sicherlich wissen, ob mein Mann jung, hübsch, liebenswürdig, reich ist. Und wenn Du das erfahren, willst Du gewiß auch noch etwas von der jungen Frau, der Hochzeit u. s. w. hören.

Wir wollen Eins nach dem Andern vornehmen. Mein Mann also ist reich, d. h. relativ reich; er hat drei schöne Häuser in Paris, drei Häuser, die im Durchschnitt jährlich ihm oder vielmehr uns acht Tausend Livres eintragen. Ueberdies ist er Eigenthümer einer stark beschäftigten Buchdruckerei. Er ist dreißig Jahre alt, sieht aber aus wie ein Vierzigjähriger in der schlechten Frisur, die er selbst am Hochzeittage nicht hat ändern wollen. Schön ist er nicht; man könnte ihn sogar, ohne ihn zu verleumden, häßlich nennen und es scheint, als wolle er sich noch häßlicher machen, als er ist, denn er giebt seinem Gesichte, das viele Anlage zur Freundlichkeit und Gutmüthigkeit hat, den Ausdruck eines grimmigen Katers. Ob er liebenswürdig ist, kann ich Dir nicht sagen, denn bis jetzt hat er mir beinahe nichts vorgesprochen, als von der Republik, die in Gefahr sey, und die er retten müsse, von dem Fanatismus, den die guten Bürger bis in seine letzten Wurzeln auszurotten bestrebt seyn müssen und von andern schönen Dingen der Art. Aber der arme Teufel nimmt vergebens den Mund so voll und macht sich so wichtig; ich habe ihn auf den ersten Blick errathen. Er ist voller Furcht, noch viel furchtsamer als mein Vater, dem er einen solchen Schrecken eingejagt hat. Im Grunde seines Herzens ist er gutmüthig, und wiewohl er in jedem Augenblicke von der hundertköpfigen Hydra spricht, die enthauptet werden müsse, so würde er selbst doch sicher nicht einmal einer Fliege den Kopf abschneiden; er schreiet nach der Melodie, welche die Andern singen, vor denen er sich fürchtet.

Hör' nur. Du weißt, daß es keinen Gott mehr giebt; das ist eine ausgemachte Sache. Es giebt weder einen Gott, noch Priester, noch Kirchen. Die hat man alle abgeschafft. Glücklicherweise hat man indeß trotz allen diesen Umgestaltungen das Weihwasser und die geweihten Buchsbäume abzuschaffen vergessen. Nun hatte ich in meinem Zimmer ein Becken mit Weihwasser und einen recht trockenen, gelben Zweig von Buchsbaum; ich stehe eben, wie der Bürger Momoro sagt, nicht auf der Höhe des Jahrhunderts, ich glaube noch an die guten Wirkungen des Weihwassers und des Buchsbaum-Zweiges. Deshalb hatte ich denn auch aus meinem Zimmer, das ich als Bürgerin Jungfrau bewohnte, das Weihwasser und den Buchsbaum-Zweig nach dem Zimmer, das mich als Bürgerin Ehefrau aufnehmen sollte, mit hinüberbringen lassen wollen. Mein Mann aber bat mich flehentlich und zitternd, das zu unterlassen. — „Es gilt meinen Kopf", sagte er mir; gerade was mein Vater mir gesagt hatte. Da habe ich denn nachgegeben, denn ich will Niemandes Kopf in Gefahr bringen und hatte überdies die Absicht, mit Hülfe dieser Concession einige andere Concessionen zu erwerben. So verlangte ich denn, daß von meinem Kamin eine abscheuliche Guillotine von Acajou-Holz verschwinde, welche dem Bürger, meinem Manne, gräuliches Alpdrücken verursacht haben muß, und außerdem auch noch die Büsten der Bürger Le Pelletier und Marat, die so häßlich sind, daß man davor weglaufen möchte. Da hat denn mein Mann nachgeben müssen, aber es geschah in sichtbarer Angst.

Als der Abend kam, legte ich mich früh zu Bette. Ich war gelangweilt und müde; ich fing an zu schlummern oder stellte mich wenigstens so, blinzelte aber nach meinem Manne hin und was sollte ich da anders sehen, als daß der große Bürger, der Freigeist, der heftige Gegner des Fanatismus, ein Kreuz schlug, während er ein Gebet hermurmelte. Nun habe ich ihn ganz in meiner Gewalt; Gott verzeihe mir den stolzen Gedanken!

Brauche ich Dir nach diesem Allen noch von der Braut-Toilette und der Hochzeit zu erzählen? Du weißt, wie wir uns früher die Braut-Toiletten dachten; das weiße Kleid, eine weiße Blumenguirlande in den Haaren und ein Spitzenschleier geschmackvoll geordnet. Heut' zu Tage ist das Alles gesetzwidrig, und wenn ich meinen alten Ideen gefolgt wäre, so hätte ich meinen Kopf aufs Spiel gesetzt, ich, die Alles darauf anlegt, die Köpfe Anderer zu sichern. Eine hübsche Toilette hätte übrigens auch in scharfem Widerspruche gestanden zu dem nachlässigen Costüm meines wild aussehenden Bräutigams und dem ganz vernachlässigten Costüm des Bürgers Heirathmachers. Ihr Costüm bestand in Nichts als einem weiten Pantalon, der Carmagnole und der rothen Mütze. Ich meinerseits trug ein Mousselinkleid, mit Streifen in den drei Farben und eine Mütze, an der nur ein Band befestigt war, dessen Schleife eine dreifarbige Cocarde bildete. Als mein Vater mich so aufgeputzt sah, fing er an zu weinen und sagte: Hübsch ist sie aber doch! Darüber lachte ich laut auf und war mit meiner Toilette nun ganz zufrieden. Ich bat meinen Vater um seinen Segen, ehe er sich aber dazu herbeiließ, riegelte er sorgfältig nicht nur den Laden, sondern auch das Hinterstübchen zu.

Wir erfreuen uns der Wohlthaten der Revolution, wie man sagt. Bis jetzt haben sich mir diese Wohlthaten aber nur in der Gestalt von Bekümmernissen und Entbehrungen gezeigt. Wenig hätte daran gefehlt, so würde meine Hochzeit auf der Straße gefeiert worden seyn. Mein Mann wollte nämlich, daß der Tisch vor unserer Hausthüre gedeckt würde, damit Brüder und Freunde an dem Mahle Theil nehmen könnten. Darüber habe ich indeß so viele üble Laune gezeigt, daß er sich freuete, als ein Platzregen ihm die Ausführung seines philanthropischen Projects unmöglich machte. Wir haben daher unter Dach und Fach soupirt mit meinem Vater, meiner Mutter und den vier Zeugen, vier ebenfalls eifrigen Patrioten, von denen ich mich habe umarmen und dutzen lassen müssen.

Mein Roman ist zu Ende, meine arme Catharine; ich verlange nicht, daß Du mich beklagen sollst.... Indeß bin ich allerdings während dieses langen, traurigen Tages von mancherlei Gedanken unangenehm berührt worden.... Freilich hatte ich von etwas Anderem geträumt, aber ich glaube, daß ich mich nicht zu beklagen habe; was bedeuten denn auch meine Thränen über die Vereitelung der Träume meiner Jugend im Vergleich mit denen, welche jeder Tag jetzt überall hervorruft.

Lebe wohl! Ich schreibe Dir bald wieder.

Deine Dich liebende Cousine
Ursula Momoro.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Aus dem Kreise Gießen, 2. Mai.) Die Branntweinpest hat schon die Kinder angesteckt! Einsender dieses hat'e Sonntags den 1. Mai d. J. bei einem Spaziergange, welchen er in der Umgebung eines Dorfes in der Nähe von Gießen machte, einen Anblick, welcher ihn mit Schauder erfüllte und ihm die fürchterliche Ueberhandnahme des Branntweingenusses so recht vor Augen stellte. Es begegneten ihm nämlich ungefähr 17 Knaben von 15 bis 16 Jahren, welche unter wüstem Gesang einherzogen, und an ihrer Spitze schwang der Zuganführer — einen Branntweinkrug! — Dieses Factum wird hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um es jedem Freund der Menschheit zu überlassen, Betrachtungen darüber anzustellen. (Gr. Hess. Z.)

*** (Wien, 29. April.) In den nächsten Tagen kömmt im Theater an der Wien ein hier längst verpöntes Stück zur Aufführung: „Der 24. Februar," von Werner, zu einem wohlthätigen Zwecke, und unter Mitwirkung der Hofschauspieler. In der Leopoldsstadt Misère et Malédiction! „Es ruht ein Fluch auf diesem Hause, den kein Gebot, kein Geistessegen bannt." Die kais. Blumenausstellung ist in diesem Jahre noch ausgezeichneter als sonst. Besonders ist die Kultur der Camellien auf dem Gipfel der Vollendung angelangt, wie überhaupt der Geschmack für Kultur und Veredlung der Blumen seit der Rückkunft des berühmten Freiherrn v. Hügel, dessen Beispiel mächtig wirkt, in Wien einen namhaften, nicht zu verkennenden Aufschwung genommen hat. Zu dieser Ausstellung wurden Exemplare von Camellien sogar aus Frankfurt a. M. eingesendet. Ein, bei der großen Entfernung dieser Stadt von unserer Residenz, gewiß merkwürdiger Fall. Da dießmal der erste Mai auf einen Sonntag fällt, so werden das Lauferfest, die verschiedenen Ausstellungen und die weltberühmte Promenade erst Montag den 2. Mai Statt finden. Um eine ungefähre Idee von dem Luxus dieses Tages zu geben, mag bemerkt werden, daß die Bestellungen blos für den ersten Mai bei einem einzigen Sattler unserer Hauptstadt, Brandmeyer, die Summe von 35,000 fl. K. M. übersteigen. — Von neuen Büchern sind Pyker's Werke sehr erwähnenswerth. Der greise Erzbischof veranstaltet in Wien zwei prachtvolle Ausgaben seiner „Legenden der Heiligen," mit wunderbaren Holzschnitten, welche von Meistern wie Führig unmittelbar auf das Holz gezeichnet, und von dem trefflichen Xylographen Höfel ausgeschnitten wurden; und „Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel" mit prachtvollen Stahlstichen. Pyrker's Name ist zu ehrenvoll bekannt, um über die Klassizität dieser neuesten Schriften sich weiter aussprechen zu müssen. — Auch eine neue Zeitung erscheint mit 1. Juli d. J.: „Centralorgan für Literatur." Redakteur ist Dr. Prochazka. Ausgezeichnete Männer sind in der Reihe der Mitarbeiter aufgeführt, dennoch ist dem Unternehmen kein Fortgang zu versprechen. Die schon bestehenden Journale berühren ohnehin Alles, was in irgend einem Fache der Literatur, Kunst u. s. w. Bemerkenswerthes vorkommt, einen solchen Gegenstand für sich herauszuheben, und zum alleinigen Zweck einer Zeitschrift zu machen, ist ein bei uns undankbares Beginnen, dessen Nutzlosigkeit das kümmerliche Bestehen ähnlicher Anstalten wie der Musikzeitung, klar verdeutlicht. Ueberhaupt ist es eine mißliche Sache in Wien, eine neue Zeitschrift zu gründen. (N. C.)

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 8. Mai. Der Freischütz, große Oper in 4 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Gastrolle) Aennchen Demoiselle Karsten, vom Theater zu Würzburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №. 127. 9. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taischalrin.

(Fortsetzung.)

„Vedrete Signori," hob er mit verstärktem Nachdrucke an, [a]ls der Vorhang nach einer düstern klagenden Ouverture [a]ufs Neue hinanrollte, „vedrete adesso l'ultima rappresen[t]azione: L'orrida storia di Erode. — Ecco," fuhr er fort, [i]ndem er auf die Scene wies, wo Herodes, umringt von sei[n]em Hofstaate, an der Seite seines verbrecherischen Weibes [t]hronte: „Ecco l'empio rè — ecco la sua scelerata moglie [e]d ecco il carnefice che loro presenta la testa della sfor[t]unata loro vittima!"

Und blutig zu der beiden Schrecken
Nahm er aus schwarzem Becken
Ein wohlbekanntes Haupt hervor!

Nicht anders wirkte auch auf die Zuseher der Anblick des [t]odesbleichen Hauptes, das unter den blutbespritzten Locken [n]och Augen und Lippen regte. Es war ein schönes Jüng[l]ingsantlitz mit braunen gescheitelten Locken, und einem krau[s]en Wellenbarte um das jugendliche Kinn und Wangen. Das [E]dle und Wahre in der Zeichnung des Kopfes, die grausen[h]afte Bewegung der entseelten Züge, die täuschend angebrachte [B]eleuchtung, alles trug dazu bei, einen Eindruck hervorzu[b]ringen, der bei einem bloßen Puppenspiele um so überra[sc]hender wirkte. Clairval wollte dieses eben seinen Begleitern [b]emerken, als der Lord mit verstörter Miene aufsprang, und [i]n heftig vom Stuhle aufzog. „Fort! fort!" rief er ihm zu, [h]elfen Sie uns Arabellen über diese unglückliche Schwelle [b]ringen!" Sie lag ohnmächtig in den Armen ihrer Schwä[ge]rin, und als sie, nach Hause geschafft, zur Besinnung ge[br]acht war, tobte ein heftiges Fieber in ihren Adern.

„Erklären Sie mir doch," sprach Clairval zu dem Lord, [al]s er am frühesten Morgen bei ihm vorsprach, um sich nach [A]rabellens Befinden zu erkundigen, „erklären Sie mir doch, [w]as dieser Vorfall vom gestrigen Abende bedeutet? was Ara[be]llen zugestoßen?"

„Ach, Clairval," erwiederte Dunmore, „sollten Sie es mög[lic]h glauben, daß ein widerwärtigeres Zusammentreffen des [Zu]falls Statt finden könnte? Sollten Sie denken, daß jenes [H]aupt die sprechendste Aehnlichkeit mit William's Zügen hatte? [Da]ß meine Frau und ich selbst nicht minder von dieser Aehn[lic]hkeit ergriffen waren, ehe wir Fassung gewinnen konnten, [de]r Wirkung zuvor zu kommen, die sie auf meine unglückliche [S]chwester hervorbringen mußte? Welche entsetzliche Vorbe[de]utung," fuhr er erschüttert fort, indem er die gerungenen [H]ände vor die Stirne drückte, „welche entsetzliche Vorbedeu[tu]ng unter den Umständen, unter denen William sich in die-sem Augenblicke befinden muß. „Gebe Gott," rief er, „daß sie nicht schon in Erfüllung gegangen!"

Clairval unterließ nicht, den Lord auf Alles aufmerksam zu machen, was bei der Ueberraschung des grausenhaften Anblickes bei dem zweifelhaften Dunkel der Scene, bei einer oberflächlichen Aehnlichkeit der Züge, jene Wirkung auf ihre Phantasie um so weniger verfehlen konnte, da William's Schicksal zuletzt ausschließlich ihre Vorstellungen beschäftigt hatte. Er stellte Dunmore vor, daß eine genauere Prüfung, wenn sie die Zeit dazu hätten gewinnen können, alsobald die augenblickliche Täuschung vernichtet hätte, und nichts Verwunderliches oder Erschreckendes an der Sache zurückbliebe, sobald dieser Zauber der Einbildung in Nichts zerfiele. Der Lord und Rosa gestanden ihm zwar alle diese Gründe zu, nichts desto weniger schien ihre Ueberzeugung von William's unglücklichem Ende seit dem Tage an Gewißheit zu grenzen, und beide ihn als einen verlornen Freund zu betrauern. Ganz entgegengesetzt und unerwartet für Clairval war Arabellens Ruhe und Fassung, als sie, wieder genesen, im Kreise ihrer Freunde erschien. Wie alle, mit ungewöhnlicher Seelenkraft ausgestatteten, Gemüther ertrug sie die Gewißheit des höchsten Verlustes mit größerer Stärke und Ergebung als die Sorge um den bedrohten Gegenstand ihrer Liebe.

Der Winter war über diese Ereignisse hingegangen; Dunmore hatte jede Hoffnung in seinem Herzen aufgegeben, William in Italien zu erwarten, dringende Angelegenheiten riesen ihn nach Schottland zurück, und er mußte daher Anstalten treffen, Neapel, wo ein längerer Aufenthalt zwecklos gewesen wäre, sobald als möglich zu verlassen. Auch Clairval hatte neue Aufforderungen von seinen Freunden erhalten, nach Paris zurückzukehren. Sein Aufenthalt zu Neapel, wo er zuletzt ausschließend in Dunmore's Gesellschaft gelebt hatte, war ihm mit dessen bevorstehender Abreise vollends gleichgültig geworden, die Zusicherungen, die er aus seinem Vaterlande erhielt, und die Rücksichten, die er dort seinen Verhältnissen schuldig war, überwogen alle die Bedenklichkeiten, die sich gegen seine Rückkehr auflehnen konnten, und so beschloß er mit einem Marseiller Schiffe seine Heimreise zugleich mit Dunmore anzutreten. Vergebens bot ihm dieser, lebhaft für Clairval's Schicksal besorgt, wenn er dennoch bei seiner Zurückkunft nach Frankreich als ausgewanderter Edelmann behandelt würde, die unbedingteste Aufnahme in dem Schooße seiner eigenen Familie an: Clairval war nicht zu bewegen, vor Gefahren zurück zu weichen, die er sich, einmal bestehen zu wollen, erklärt hatte. Gerührt dankte er seinem Freunde, und mit dem heiligsten Versprechen, ihn, sobald es die Umstände erlauben würden, in dessen Heimath zu besuchen, bestieg er das Schiff, das ihn nach Frankreich bringen sollte. Wenige Tage später schiffte sich Dunmore nach dem Hafen

von *** in Schottland ein, und ging nach einer schnellen Fahrt glücklich mit den Seinen ans Land, über der friedlichen Stille seines eigenen Heerdes die Stürme des Auslandes zu vergessen, die dessen sorgenfreie Ruhe so schmerzlich unterbrochen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Eine lange Pause folgte Ferdinand's letzten Worten, und in Träumereien versunken, dachte ich über die wahrscheinliche Zukunft der interessanten Menschen nach, in deren Mitte ich mich befand. Nach einiger Zeit ward die tiefe Stille durch lauttönende Fußtritte in der Vorhalle unterbrochen; die Thür öffnete sich, und Carl trat herein, als ob nichts passirt wäre, und nahm, wahrscheinlich von Allen, außer mir und Ferdinand unbemerkt, seinen Sitz am Ofen wieder ein. Mein Herz klopfte hörbar, denn ich erwartete eine neue Scene, und dieselbe Ahnung schien der ältere Werdenfels zu theilen. Allein Alles blieb ruhig.

„Lieber Onkel, begann Idchen, nun ist die Reihe an Ihnen; und wenn Sie uns nur eine Erzählung zum Besten geben wollen, so wird es von deren Interesse abhängen, ob auch wir schlafen, wie Sie, während Herr — sein furchtbares Abenteuer mit dem steinernen Commandanten schilderte. — Potz Wetter! Mädchen, sagte der Onkel; ich schlief nicht. Es ist dieß meine Methode so, wenn ich recht aufmerksam seyn will. Nie bin ich aufmerksamer, als wenn ich mit geschlossenen Augen zuhöre. — Sehr wahr, theurer Onkel; ich hätte das wissen können, denn nie noch habe ich Sie einer Predigt anders zuhören sehen. — Ja, ja, lachte der Onkel, und gewiß nimmt Niemand mehr von einer Predigt mit nach Hause, als ich. Immer weiß ich den Text und die Eintheilung, die Doctrin und die Anwendung, und das ist genug für einen Practiker, wie ich bin. An Gespenstergeschichten bin ich übrigens nicht reich, und kenne in der That nur eine einzige, nämlich die Geschichte vom armen Hohenhorst, Carl's Vater."

Bei diesen Worten sah ich, wie der Jägerbursche den Kopf wendete, sich mit einem Gefühle unvergleichlichen Stolzes umschaute, und dann einen Blick voll tiefsten Hasses auf Ferdinand schoß. Ich war überzeugt, daß er jedes Wort des vorangehenden Gespräches gehört, und als Ferdinand sich von ihm mit verächtlichem Mitleiden abwandte, sah er mich dabei an, und ein gleicher Gedanke schien auch ihm durch den Sinn zu fahren. Ich war nun auf einen abermaligen Ausbruch der Leidenschaft gefaßt, wie auf einen neuen gewaltthätigen Act, und zürnte im Stillen auf den Mangel an aller Zartheit von Seiten des alten Mannes. Dieser aber begann ruhig, nachdem er sich eine Pfeife angebrannt, zu erzählen, wie folgt:

„Ich kam in meinem 12. Jahre als Cadet ins 4. Cavallerieregiment. Jedes Cavallerieregiment hatte zwei Cadetten, welche Zahl man für genügend fand, um im Durchschnitte die vacant werdenden Stellen zu besetzen. Dieß allgemein angenommene Erziehungssystem, welches, wie ich vernommen, auch gegenwärtig noch nicht aufgegeben ist, war mit großen Beschwerden und Unannehmlichkeiten verbunden. Wir mußten nicht allein länger exerciren, länger in der Reitbahn zubringen, länger fechten, als die andern Soldaten, sondern wurden auch hernach noch gezwungen, den Abend hindurch angestrengt zu studiren. Die Officiere schienen der Ansicht zu seyn, daß der einzige Weg, uns auf unsere künftigen Pflichten vorzubereiten, der sey, uns tüchtig zu schelten und geringschätzend zu behandeln; und die Unterofficiere thaten in demüthiger Nachahmung ihrer Vorgesetzten, zumal sie wohl wußten, daß die Reihe, über ihnen zu stehen, bald an uns käme, ihr Möglichstes, uns zu plagen. Die natürliche Folge hiervon war, daß die beiden Cadetten sich einander Alles wurden, sich ewige Freundschaft schworen und dieß Gelübde auch gewöhnlich hielten. Wenigstens war dieß zwischen Carl von Hohenhorst und mir der Fall. Nach Verlauf der gesetzlichen Zeit wurden wir Officire in unserm Regimente und erfreuten uns zur Zeit der französischen Occupation der Lieutenantswürde. Da wir Beide unserem Stande durchaus zugethan waren, so sahen wir uns plötzlich, nicht ohne geringen Kummer, in den Privatbürgerstand zurückversetzt. Kaum hatten wir daher vernommen, daß in England eine deutsche Legion gebildet, und was noch mehr anzog, gegen die Franzosen verwendet werden solle, so entschlossen wir uns augenblicklich, uns bei erster Gelegenheit nach einem brittischen Hafen einzuschiffen. Dieß aber war nicht so leicht auszuführen. Die französischen Behörden bekamen Wind von dem, was vorging, und einige von Deckens Emissarien wurden ergriffen und bestraft. Auch ward der Beschluß der widerrechtlichen Besitznehmer, alle recrutirenden Agenten, wie die geworbenen Recruten selbst erschießen zu lassen, öffentlich verkündigt. Hauptsächlich in Verdacht standen natürlich die Officiere, welche in der alten hannöverschen Armee gedient hatten; sie wurden fortwährend von der Polizei beaufsichtigt, und man ergriff alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um die Entweichung aus dem Vaterlande zu verhüten. Zum Glücke für mich war ein Freund meines Vaters Districtrichter im Herzogthume Bremen, unweit Stade, wo die Elbe die Grenze bildete. Hohenhorst und ich, die wir als Studenten nach Göttingen gegangen waren, und zwar, um die Polizei noch mehr zu täuschen, als Studenten der Medizin, sannen uns den Plan aus, diesem Freunde einen Besuch abzustatten, und von seinem Hause aus unsere Flucht zu bewerkstelligen. Kaum hatten daher die Ferien begonnen, so nahmen wir Pässe nach York und kamen nach einer Reise von dreitägiger Dauer im Hause des Districtrichters an. Bald sahen wir jedoch, daß ohne den Beistand unsers Wirths eine Entweichung nicht ausführbar seyn werde, und daß es sogar seine Pflicht als Beamter sey, uns, sobald der leiseste Verdacht in ihm aufstiege, daß wir entweichen wollten, festzunehmen. Darum mußten wir mit großer Klugheit und Vorsicht zu Werke gehen, um unseren Plan nicht eher zu verrathen, als bis wir des Richters Ansichten genau erforscht hatten. Ich war nie ein sonderlicher Diplomat, und wahrhaftig, hätten wir gewartet, bis unser Freund von mir sondirt worden wäre, wir wären nie von der Stelle gekommen. Sie können sich daher denken, wie entzückt ich war, als Hohenhorst mich am Abende des dritten Tages nach unserer Ankunft benachrichtigte, daß er die nöthigen Eröffnungen gemacht habe und ihm Beistand zugesagt worden wäre. Zwei Tage darauf waren wir mit Matrosenkleidung versehen, die wir unserer Instruetion gemäß anziehen sollten, sobald wir Blankenese hinter uns hätten; letzteres liegt an der andern Seite der Elbe und im dänischen Gebiete. Noch an demselben Abende begleitete uns der Richter bis ans Ufer des Flusses, um uns vor den Nachforschungen der Polizei zu bewahren, und in wenigen Stunden waren wir in Sicherheit. Vierzehn Tage darauf kamen wir nach London, zeigten unsere Papiere vor und wurden als Cornets in einem leichten Cavallerieregimente der deutschen Legion eingeschrieben. Wollte ich Ihnen alle die Abenteuer erzählen, die uns begegnet sind, so würde die ganze Nacht kaum ausreichen; allein ich begnüge mich, hier nur zu sagen, daß wir im Jahre 1812 Capitäne in einem und demselben Regimente waren und in Spanien standen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die erste Göttin der Vernunft.

(Fortsetzung.)

### Ursula Momoro an Catharina Bury.

Paris, den 7. Messidor im Jahre II.

Liebe Catharine! Ich gewöhne mich an mein Schicksal; ich gewöhne mich sogar an meinen Mann. Wenn wir allein sind und er mir zu Gefallen seine Brutus-Manieren ablegt, ist er, zwar nicht schön, aber doch beinahe erträglich. Wir sind sehr beschäftigt; Zeitungsblätter und Pamphlets aller Farben werden bei uns gedruckt und um mich zu zerstreuen, habe ich die Correctur der Druckbogen übernommen. Mein Mann ist zartsinnig genug, mir nur das zukommen zu lassen, was ich ohne allzugroßen Widerwillen lesen kann. Er ist wirklich nicht bösartig und ich weiß sogar, daß er mehrere gute Handlungen gethan hat, die er nur nicht einzugestehen wagt. Vor seinen Kunden spielt er immer die Rolle des eifrigsten Republikaners; aber ich weiß sein Geheimniß, ohne daß er sich dessen bewußt ist, und fürchte mich nicht mehr vor ihm.

Meine schlimmen Stunden sind diejenigen, in welchen ich Besuche von gewissen Leuten annehmen muß. Zu ihnen gehört unter Andern der Bürger Marat, dessen Journal wir drucken. Ich will Dir nicht sagen, welcher Art dieses Journal ist; nur eine Nummer davon habe ich auf eine Sekunde in Händen gehabt, aber mein Mann hat sie mir entrissen und in's Feuer geworfen.

Der Bürger Marat spielt den Liebhaber bei mir. Denke Dir einen Mann von kaum fünf Fuß Höhe, dessen übermäßig großer Kopf dazu bestimmt scheint, den Körper zu erdrücken; denke Dir ein Gesicht mit blutgierigen, unheimlichen Zügen, das durch fortwährende Nervenzuckungen noch mehr entstellt wird. Seine Kleidung wie seine Person zeugen von widerlicher Unreinlichkeit; ein ganz zerrissener runder Hut bedeckt seine schwarzen, schmierigen, unordentlich um den Kopf hängenden, in ein Band eingeknüpften Haare; er trägt einen zerfetzten Oberrock, dessen Sammetkragen keine Spur von der ursprünglichen Farbe mehr zeigt, lederne Hosen mit Fett beschmiert, leinene Strümpfe, die auf die Fersen herabhängen und grobgeflickte Schuhe.

So sieht der Seladon aus, dem zu gefallen Deine Cousine das Unglück gehabt hat.... Lache nicht darüber, Catharine; es ist ein Unheil, vor dem ich zittere....

Vor einigen Tagen sagte der Bürger Marat zu meinem Manne: „Du bist zu glücklich, Bürger, daß Du eine so hübsche Bürgerin besitzest. Die Ehe ist eine alberne Einrichtung" Mein Mann, obgleich vor innerer Wuth erbleichend, bemühete sich doch zu lächeln.

Ein ander Mal versuchte der widerliche Mensch mich zu küssen, und es gelang mir nur mit Mühe, ihm unter Zeichen des Abscheues zu entkommen. Er knirschte mit den Zähnen und sagte zu mir mit seiner dem Geheul eines wilden Thieres gleichenden Stimme: „Nimm Dich in Acht; was ich von Dir verlange, darum würden Andere mich auf den Knien bitten," worauf er mir wieder näher treten wollte. Da waffnete sich mein Mann mit der Feuerzange, hob den Arm und wollte nach ihm schlagen; Marat wandte sich um, bemerkte die Bewegung und entfloh, indem er auf uns Beide einen unheilvollen Blick warf.

Ich bin in großer Angst, Catharina; bete zu Gott für mich und uns Alle.

Ursula Momoro.

### Dieselbe an Dieselbe.

Paris, am 25. Messidor im Jahre II.

Wir sind gerettet, Catharine; theile unsere Freude; und dennoch habe ich Dir ein Verbrechen zu berichten; aber es ist ein heiliges Verbrechen, gleich dem der Judith. Das Ungeheuer ist todt.... Marat wurde gestern von einem jungen Mädchen erdolcht! Man erzählte sich Vielerlei über die Ursache dieses Mordes, aber was liegt an dem Allen! Marat ist todt! und eine Weiberhand hat ihn getödtet! Ich bin stolz darauf, ein Weib zu seyn. Seit Jahren hat er Hunderte, Tausende von Männern erzittern gemacht, und nun ist es ein Weib, das ihn tödtet. Und die Männer, die vor ihm zitterten und im Grunde ihres Herzens über seinen Tod sich freuen, sie wollen ihm nun göttliche Ehren erweisen! Und Diejenige, welche die Erde von diesem Ungeheuer befreiet hat, erwartet das Blutgerüst!

Seit dem letzten Besuche Marat's, über den ich Dir geschrieben habe, war mein Mann traurig und niedergeschlagen; wiederholt sah ich, wie er seinen thränenvollen Blick auf mich wandte. Als er die heldenmüthige That der Charlotte Corday, das ist der Name der Mörderin Marat's, erfuhr, stieß er einen Seufzer aus, als sey ihm ein Berg von der Brust genommen. Er stürzte auf mich zu und umarmte mich mit einer Wärme, als hätte er mich noch nie umarmt. ... Abends begab er sich in die Sectionen und hielt eine lange Rede zu Ehren des Volksfreundes; heute begibt er sich als Mitglied der Deputation in den Convent, um den Ausdruck des Mitleides seiner Mitbürger zu überbringen, und ganz ohne Zweifel wird er den stinkenden Cadaver Marat's zu dem Tempel der großen Männer geleiten, der ihm zur letzten Ruhestätte dienen soll.

Oh! die Männer, die Männer! Wir sind wahrlich mehr werth, als sie.

Ursula Momoro.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Frankfurt.) Dem musikliebenden Publikum haben wir eine interessante Nachricht mitzutheilen Zwei hochberühmte Virtuosen, die aber, so wie es sich zuweilen fügt, hier noch niemals öffentlich erschienen sind: der erste Klarinettist und Bassethornist der königl. würtemb. Hofkapelle, Herr Beerhaltee, und Herr Hlndle, Contrabassist des k. k. Hofburgtheaters zu Wien, haben sich vereint, um auch den hiesigen Kunstfreunden Gelegenheit zu geben, ihre seltenen Talenten kennen und würdigen zu lernen. Die Direktion hat ihnen zu diesem Zwecke das Schauspielhaus angewiesen, wo sich Dienstag, den 10. Mai, gewiß ein zahlreiches Auditorium einfinden wird, um dem Verdienste seine Leonen zu reichen.

*** Ein Mann hatte einen Elephanten, den man öffentlich in London sehen läßt, geneckt. Nach einiger Zeit beschaute er sich den Elephanten wieder. Das Thier hatte die Neckerei nicht vergessen, und als der Mann ihm nahe genug kam, schlug es seinen Rüssel um dessen Bein und zerbrach es.

*** (Lessing vor den Türken) Die griechischen Schauspieler, die jetzt in Konstantinopel auftreten, haben eine Uebersetzung von Lessing's: „Nathan der Weise" auf die Bühne gebracht Ein Herr Kaltouegos, der früher in Deutschland studierte, hat sie besorgt und scheint dem Originale ziemlich treu geblieben zu seyn. Die erste Darstellung des Stückes fand am 26 März Statt. Es waren bei derselben nur wenige Türken zugegen und das meist Polizeibeamte Bei der Wiederholung des Stücks am folgenden Tage war hingegen das türkische Pu-

blikum das überwiegende, und dies würde in einem noch höhern Grade der Fall gewesen seyn, wenn mehr Türken griechisch verständen. Ihre Aufmerksamkeit und Spannung war außerordentlich. Bei den Verhandlungen mit Saladin schienen sie zwar manchmal geneigt zu seyn, den Freimuth des Rajahs vor dem Throne etwas weniger großmüthig aufzunehmen, als der Sultan. Die Erzählung von den drei Ringen erregte hingegen einen beispiellosen Enthusiasmus. Sie ist auch ganz im Geiste des Morgenlandes gehalten und diesem selbst entlehnt. Am Schlusse derselben brach ein Jubel aus, in den auch die schweigsamsten Moslemins begeistert einstimmten. Das Stück wird öfter über die Scene gehen. Es führt den Titel: „Der weise Judengreis.“

*** Ein Verheirathungs-Institut in London ist seit einiger Zeit in Thätigkeit, und besteht aus zwei abgesonderten Bureaux, eines zur Anmeldung für Herren, das andere für Damen, jenes unter der Aufsicht des Direktors, dieses unter Aufsicht seiner Frau. Die Bekanntschaft wird schriftlich eingeleitet; die Heirathslustigen zeichnen, was sie fordern und gewähren, ohne Namen oder Wohnung zu nennen, in ein Portefeuille, das von den Bureaux den sich Meldenden mitgetheilt wird. Seit Januar erscheint das Portefeuille im Druck, und bereits liegen zwei Hefte vor, die, wenn man trauen darf, sehr annehmbare Offerten enthalten. Es sind darunter — nur vom Pekuniären zu sprechen — sowohl männlicher als weiblicher Seits Partien bis zu 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte. Das Portefeuille ist zwar nicht im Buchhandel, aber für acht Groschen bei Herrn Proudfoot zu haben, Nr. 63 Mortimer-Street, Cavendis-Square, London.

---

## Aerztlicher Rückblick auf Ludwig van Beethoven's letzte Lebensepoche.

Von weil. Andreas Wawruch, Dr. Med. und k. k. ord. Professor der medicinischen Praxis. *)

Wien, den 20. Mai 1827.

Nach Mozart und Haydn sank nun auch der letzte Triumvir im Gebiete der Tonkunst Oesterreich's, allgemein und tief betrauert, dahin. Da ein Mann, dessen Muse die Welt hohe Achtung zollte, dessen Riesentalent und hoch gefeierter Name bis an die äußersten Grenzen der civilisirten Menschheit drang, der Geschichte seiner Kunst fortan angehört; so glaube ich mich hiermit einer heiligen Pflicht zu entledigen, wenn ich als der ihn behandelnde Arzt einige Merkwürdigkeiten aus seiner Krankheitsperiode aushebe, um sie seinen zahllosen Verehrern und Freunden darzulegen. Seltene Talente seiner Art sind gemeiniglich bis zum Hinscheiden an interessanten Momenten reich, die Niemand besser als der befreundete Arzt zu sammeln vermag. Dieser kurze Aufsatz ist daher keine förmliche Krankheitsgeschichte (denn was könnte eine solche den Nichtkennern der Kunst Anziehendes bieten?), wohl aber eine einfache Erzählung der Thatsachen in Bezug auf Beethoven's muthvolles Dulden und fromme Ergebung, mit welcher er dem herannahenden Ende entgegen blickte.

Ludwig van Beethoven versicherte, von seiner frühesten Jugend an eine rüstige, dauerhafte, durch mancherlei erduldetes Ungemach abgehärtete Gesundheit besessen zu haben, welche selbst durch die angestrengtesten Lieblingsarbeiten, durch ein ausdauerndes tiefes Studium nicht im geringsten erschüttert zu werden vermochte. Von jeher sagte die einsame nächtliche Stille seiner glühenden Phantasie am freundlichsten zu. Er schrieb daher gewöhnlich bis um drei Uhr nach Mitternacht. Ein kurzer Schlaf von vier bis fünf Stunden reichte vollkommen hin, ihn zu erquicken. Nach genossenem Frühstücke saß er wieder bis zwei Uhr Nachmittags am Schreibepulte.

Doch mit dem Eintritte ins 30. Lebensjahr stellten sich Hämorrhoidalleiden mit einem lästigen Klingen und Sausen in beiden Ohren ein. Bald wurde er schwerhörig, und obwohl er oft monatlange ungetrübte Zwischenräume besaß, wuchs sein Uebel endlich zur völligen Taubheit an. Alle Versuche der Kunst blieben fruchtlos. Beinahe um dieselbe Zeit empfand Beethoven, daß die Verdauung zu leiden anfing; gestörte Eßlust brachte Unverdaulichkeit, lästiges Aufstoßen, bald hartnäckige Verstopfung, bald oftmaliges Abweichen.

Nie gewohnt, an einen ärztlichen Rath ernstlich zu denken, fing er an, geistige Getränke zu lieben, um die abnehmende Eßlust zu wecken, und der Schwäche des Magens durch starken Punsch und Gefrorenes im Uebermaß genossen, durch lange ermüdende Excursionen zu Fuß einigermaßen aufzuhelfen. Gerade diese Aenderung seiner Lebensweise hatte ihn vor etwa sieben Jahren an den Rand des Grabes geführt. Er bekam eine heftige Gedärmentzündung, die zwar der Kunst wich, jedoch in der Folge oftmalige Gedärmleiden und Kolikschmerzen veranlaßte, die auch zum Theile die spätere Entwicklung seiner tödtlichen Krankheit begünstigen mußten.

Im Spätherbste des verflossenen Jahres (1826) entstand bei Beethoven der unwiderstehliche Drang seiner wankenden Gesundheit wegen sich zur Erholung aufs Land zu begeben. Da er seiner vollständigen Taubheit wegen jede Gesellschaft sorgfältig vermied, so war er unter den ungünstigsten Umständen Tage, ja Wochen lang sich selbst überlassen. Er schrieb oft mit seltener Ausdauer am Abhange eines Waldhügels an seinen Werken und lief dann nach beseitigter Arbeit, vom Nachdenken noch glühend, und oft jeder Witterung trotzend, nicht selten selbst im rauhen Schneegestöber stundenlang in den unwirthbarsten Gegenden umher. Seine schon von Zeit zu Zeit ödematösen Füße fingen an zu schwellen, und da er (seiner Betheuerung nach) jede Lebensbequemlichkeit, jede gemächliche Erquickung entbehren mußte, so nahm sein Uebel schnell überhand.

Beängstigt durch die traurige Aussicht in die düstere Zukunft, im Erkrankungsfalle auf dem Lande hilflos zu seyn, sehnte er sich nach Wien zurück und benützte nach seiner jovialen Aussage das elendeste Fuhrwerk des Teufels, einen Milchwagen, zur Heimkehr.

Der December war rauh, naßkalt und frostig, Beethoven's Bekleidung nichts weniger als der unfreundlichen Jahrszeit angemessen, und doch trieb ihn eine innere Unruhe, eine düstere Unglücksahnung fort. Er war bemüssigt, in einem Dorfwirthshause zu übernachten, worin er außer dem elenden Obdache nur ein ungeheiztes Zimmer ohne Winterfenster antraf. Gegen Mitternacht empfand er den ersten erschütternden Fieberfrost, einen trockenen, kurzen Husten von einem heftigen Durste und Seitenstechen begleitet. Mit dem Eintritte der Fieberhitze trank er ein Paar Moß eiskalten Wassers und sehnte sich in seinem hilflosen Zustande nach dem ersten Lichtstrahl des Tages. Matt und krank ließ er sich auf den Leiterwagen laden und langte endlich kraftlos und erschöpft in Wien an.

Erst am dritten Tage wurde ich gerufen. Ich traf Beethoven mit den bedenklichen Symptomen einer Lungenentzündung behaftet an; sein Gesicht glühte, er spuckte Blut, die Respiration drohte mit Erstickungsgefahr und der schmerzhafte Seitenstich gestattete nur eine quälende Rückenlage. Ein streng entzündungswidriges Heilverfahren schaffte bald die erwünschte Linderung; seine Natur siegte und befreite ihn durch eine glückliche Krise von der augenscheinlichen Todesgefahr, so daß er am fünften Tage sitzend im Stande war, mir sein bisher erlittenes Ungemach mit tiefer Rührung zu schildern. Am siebenten Tage fühlte er sich so erträglich wohl, daß er aufstehen, herumgehen, lesen und schreiben konnte. (Schluß folgt.)

*) Die Wiener Zeitschrift für Kunst rc., der wir diese Mittheilung entnehmen, bemerkt: „Der hier folgende Aufsatz ist erst vor Kurzem in dem Nachlasse des hochverdienten, allgemein betrauerten Professors Dr. Wawruch aufgefunden und der Redaction dieser Blätter von der Wittwe des Verstorbenen, durch gefällige Vermittelung des Herrn A. Fuchs, zur Veröffentlichung anvertraut worden. Das eigenhändige Manuscript des Verfassers, dem beigefügten Datum zufolge unmittelbar nach dem Tode des großen Tonmeisters niedergeschrieben, ist, wie sich das von selbst versteht, unverändert abgedruckt worden und nur der Schluß weggeblieben, welcher, außer dem ohnehin schon bekannt gewordenen Obductionsberichte, lediglich streng medicinische, mithin dem Zwecke dieser Mittheilung fern liegende Bemerkungen enthält.“

---

## Theater-Anzeige.

Montag, den 9. Mai. Großes Concert, gegeben von Johann Hindle, Contrabassist des k. k. Hofburgtheaters in Wien, und Alois Beerhalter, erster Clarinettist der königl. würtemb. Hofkapelle, in welchem dieselben mehrere Piecen vorzutragen die Ehre haben werden. Vorher geht: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth. von Lotz. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 128. 10. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taifhalrin.

(Fortsetzung.)

Nicht von gleichem Glücke war Clairval's Ankunft zu Marseille begleitet. Als er sich mit den Pässen, die man ihm nach Neapel zugeschickt hatte, auf die Municipalität verfügte, sah er sich schon mit Befremden, nicht vor eine Versammlung ehrwürdiger Magistratspersonen, sondern vor eine Rotte ungesitteter und roher Menschen, die größtentheils der Hefe des Pöbels enthoben schienen, vorgeführt, und von ihnen mit dem empörenden Uebermuthe empfangen, der die ungemessene Willkür eines gemeinen und zügellosen Haufens verräth. Die Vorhallen des Stadthauses, zu denen sich das Volk an seinen Fersen mit ungestümem Zurufe drängte, waren mit den Soldaten der Nationalgarde angefüllt. Rothe Mützen auf dem struppigen Haare, und in lumpiger Kleidung lehnten sie auf ihren Gewehren, breite Hieber an der Seite und Pistolen im Gürtel, umher. Während einige den Marseillermarsch pfiffen, hörte er von andern deutlich den Ausruf wiederholt: Aristocrate! l'Emigré! à la Lanterne — à la Guillotine. Der Pöbelhaufe, der ihm vom Hafen nach dem Municipalitätsgebäude gefolgt war, hallte die rohen Ausrufungen nach. Nicht ohne einige Betroffenheit trat Clairval vor die Schranken, aber der Gedanke, daß der geringste Verrath seiner innern Stimmung ihn an das Beil liefere, gab ihm Fassung. Ein Mann mit einem ungeheuern Schnurbarte nahm ihm seine Papiere ab.

„Que veulent-ils ces insolens Citoyens?“ sprach Clairval mit fester Stimme zu ihm, „voyez mes passé-ports, je ne suis pas émigré.“

Der Mann maß ihn erst mit einem durchdringenden Blicke, dann durchlief er die Papiere; ein höllisches Lächeln spielte auf seinem Gesichte, indem er sich zu einem andern wandte, der den Vorsitz zu führen schien, und ihm einige Worte zuflisterte.

„Citoyen,“ hob dieser an, indem er sich zu Clairval kehrte, „vous avez l'intention d'aller à Paris, vous y serez content. Les montagnards ne seront pas fachés de connaître de plus près les traines de la Gironde avec l'étranger. Allez! vous êtes plus que suspect, on aura soin que vous n'échapperez pas!“

Auf seinen Wink umringten einige Bewaffnete den Gefangenen, der unter den wüthenden Schimpfreden des Pöbels nach der Conciergerie gebracht wurde. Clairval verstand nichts von dem, was man mit ihm wollte. Nach einigen Stunden ward er aus seinem Gefängnisse abgeholt; ein Wagen stand an der Thüre. Zwei Nationalgardisten, bis an die Zähne bewaffnet, nahmen an seiner Seite Platz, und das Fuhrwerk setzte sich auf der Straße nach der Hauptstadt in Bewegung. Es war Nacht, als Clairval abgeführt ward, vermuthlich um den Zudrang und vielleicht die Gewaltthätigkeiten des Pöbels zu verhüten. Der Unglückliche hatte jetzt volle Muße, über sein Schicksal nachzudenken, und seinen tolldreisten Entschluß zu bereuen. Wie weit besser wäre es ihm gewesen, von dem großmüthigen Antrage seines Freundes Gebrauch zu machen, an die stillen friedlichen Ufer des Teviots zu wandern, als der blutbezeichneten Straße zu folgen, die er jetzt durchzog.

Alle Erzählungen, die Clairval im Auslande für märchenhafte Uebertreibungen angesehen, fand er auf seinem Wege nur allzusehr bestätigt. Blutdurst und Partheienwuth, die sein armes Vaterland zerfleischten, traten ihm auf jedem Schritte entgegen; Schrecken und Verzweiflung erfüllten mit Mordgeschrei und Sterbegeröchel die Lüfte; in allen Städten, durch die man ihn führte, umringten Würgerbanden seinen Wagen, abgeschlagene Häupter auf ihren Piken vor sich hertragend, oder neue Schlachtopfer zum Blutgerüste schleppend. Die gräßlichsten Gräuel sah er unter seinen Augen verüben, und das gellende Geschrei des Jammers schlug unaufhörlich an sein Ohr. Wenn seine Miene beim Anblicke solcher Auftritte sich veränderte, seine Wange erblaßte, riefen ihm seine Begleiter höhnisch zu: „Courage camarade! n'aie pas peur, tu n'iras danser ta Carmagnole qu'à Paris!“ —

Clairval's Herz war zerrissen. Er verhehlte den Abscheu nicht weiter, der es gegen die Machthaber solcher Thaten empörte, aber seine Wächter lachten nur der Ausbrüche seines ohnmächtigen Zornes, obgleich seine Unerschrockenheit und sein Trotz ihm selbst bei seinen ausgearteten Begleitern Achtung erwarb, und ihm eine bessere und anständigere Behandlung sicherte, als ihm sonst zu Theil geworden wäre. Aus ihren Erzählungen, und aus den Gesprächen an den Orten, wo man Pferde wechselte, oder Erfrischungen einnahm, lernte Clairval den Zusammenhang seines Schicksals mit jenen Worten auf der Municipalität zu Marseille und den öffentlichen Ereignissen kennen. Die gemäßigtere Parthei der Gironde war gänzlich gestürzt. Die Wüthriche der Bergparthei, an deren Spitze Fouquier-Tinville, Robespierre, Danton und ihres Gleichen standen, herrschten unumschränkt im Wohlfahrtsausschusse, und lieferten Alles an das Schaffot, was nicht in ihre Absicht stimmte, oder sich ihrem rasenden Wüthen widersetzte. Alle Gönner, auf deren Schutz Clairval gerechnet hatte, waren schon unter der Guillotine gefallen, alle Namen seiner Freunde, um die er forschte, waren aus der Zahl der Lebenden getilgt, oder standen auf der Liste der Geächteten. Clairval ergab sich mit Resignation in sein Schicksal. Rettung, das sah er wohl, war keine mehr für ihn zu hoffen. Er zog demnach seine Rechnung über die Freuden

und Leiden der Vergangenheit, in der gewissen Ueberzeugung, nur wenige Stunden der letztern mehr in die Wagschale legen zu dürfen, um für Gegenwart und Zukunft abzuschließen.

So kam er endlich durch die Barriere von Paris, um vor das Revolutions-Tribunal gebracht zu werden. Seine Begleiter gaben die Papiere ab, die den Gefangenen betrafen, und händigten ihn einer neuen Escorte nach dem Gefängniß der Abtei ein. Am Eingange des Gebäudes von dem Gefängnißwärter übernommen, ward er nach dem Raume abgeführt, in dem er die letzte Entscheidung seines Schicksals abwarten sollte. Erst jetzt, als sich Thore und Riegel hinter ihm schlossen, fühlte er sich ganz als Gefangener. Ihn wandelte ein Schauer an, als er seinem Führer durch die langen Gänge folgte, die noch auf Wand und Boden die Spuren der gräßlichen Septembertage (1792) trugen. Mit ohnmächtigem Grimme ballte er die Faust und biß die Lippe, die Verwünschungen zu unterdrücken, von denen die Brust ihm schwoll.

Der Gefangenwärter, ein Mensch mit roher, gefühlloser Henkermiene, schien seine Gedanken zu errathen. „Eh bien, chien d'Aristocrate," kehrte er sich zu ihm, „ce vernis là ne te plait pas? attends," setzte er mit Grinsen hinzu, „tu le verras bientôt plus graisse encore." *) (Forts. folgt.)

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

„Unser Dienst war sehr anstrengend. Die englischen Generäle hatten die Thatsache ausfindig gemacht, daß sich kein Soldat besser, als der deutsche, zum Außenpostendienst eignet, und demgemäß wurden denn auch die Außenposten immer aus der deutschen Legion besetzt. Ihr jungen Leute wißt noch nichts von Krieg und könnt daher auch nicht begreifen, welch ein furchtbares Ding der Schall von Cavallerie, wenn sie bei Nachtzeit heranrückt, ist, namentlich wenn scharf geritten wird. In unserer Armee aber gab es Viele, welche wissen, was es heißt, wenn die Piquets in Front vorm Feinde stehen, von einer oder zwei Schwadronen unterstützt, die stets bereit sind, sich auf die bei einem nächtlichen Angriffe verwendete Hauptcolonne zu stürzen. Viel Schaden ward nun zwar durch einen solchen Angriff nicht zugefügt; allein er verschaffte doch denen in der Nachhut Zeit, sich zu sammeln, und machte den Feind stutzig, da dieser bei Nacht die Zahl derer nicht schätzen konnte, welche gegen ihn heranstürmten. In dieser Art von Dienst ward Hohenhorst von keinem Offizier übertroffen. Er war ein Mann von großer Geistesruhe unter allen Verhältnissen, sey es im Dienste beim Regimente, oder wenn er unabhängig handelte, und seine Superiorität bei allen athletischen Uebungen machte ihn zum Stolze des Regiments und zum Liebling der Soldaten. Nie habe ich einen bessern Reiter gesehen; das vollständige Einverständniß zwischen ihm und seinem Thiere war selbst dem Laien in dieser Kunst einleuchtend und wurde durch die Thatsache bewiesen, daß seine Pferde stets die kräftigsten und lebendigsten im Regimente waren. Auch waren diese practischen Eigenschaften dem commandirenden Offizier wohl bekannt, und wenn irgend vorauszusetzen war, daß der Außenpostendienst an dem oder jenem Tage mit besondern Gefahren verknüpft sey, so wurde gewöhnlich Hohenhorst das Commando anvertraut. Auch gewährte ihm diese Art Dienst das größte Vergnügen, und oft pflegte er zu äußern, daß, wenn auch dieser Krieg beendigt würde, er nach dessen Schlusse nach Ostindien reisen, ein Corps irregulärer Cavallerie zusammenbringen und dann der Compagnie oder irgend einem einheimischen Potentaten seine Dienstleistungen anbieten werde, nach Art der frühern Condottieri. Ich glaube, der Skinner, von dessen Abenteuern ich jüngst in der Allgemeinen Zeitung gelesen, muß gerade so ein Mensch gewesen seyn, wie mein unglücklicher Freund war. Gegen Ende des Sommers 1812 wurden wir einer kleinen Division der Armee attachirt und hatten Ursache, zu hoffen, daß der Feind nicht mehr weit von uns entfernt sey. So ward uns denn in der That auch eines Abends, als wir eben bivouakirten, die Botschaft gebracht, auf einen nächtlichen Angriff gefaßt zu seyn. Augenblicklich ward Hohenhorst zum Befehl der Außenposten commandirt, und sollte sich zu diesem Behuf mit seiner Schwadron und einer kleinen Abtheilung Infanterie in einen einsamen Weiler postiren, welcher zwischen uns und der Position lag, die, wie man meinte, der Feind inne hatte. Da seine beiden Lieutenants verwundet waren, so ward ich wegen der Wichtigkeit des Postens beordert, ihn zu begleiten und beim Commando zu unterstützen. Ich war damals diensthuender Adjutant des Brigadegenerals, und da ich mich unter seinen Augen auszuzeichnen und dadurch Ansprüche auf eine bleibende Stelle im Stabe zu erlangen wünschte, so begab ich mich nicht ohne geringen Verdruß noch spät Abends auf den Weg nach Hohenhorst's Quartier. Als ich dasselbe erreicht hatte und zu ihm kam, fiel mir sein Aussehen außerordentlich auf. Geisterhafte Bläſſe lagerte auf seinem Gesichte und er bot ganz den ängstlichen, verdrehten Anblick dar, den ich so oft bei Menschen bemerkt habe, die an einer geistigen Krankheit litten. Mit melancholischem Lächeln empfing er mich, wies, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Stuhl und fuhr in seiner vorigen Beschäftigung fort, nämlich emsig zu schreiben. Erstaunt blickte ich ihn an, aber gleichfalls ohne ein Wort zu sprechen — denn ein Etwas in seinen Mienen verbot mir dies, obgleich ich ihn natürlich gern nach der Ursache seiner Alteration, die zu offenbar war, gefragt hätte. Nach Verlauf einer halben Stunde legte er die Feder hin, sah mir gerade ins Gesicht und sagte mit einer Stimme, die schon dem Tode anzugehören schien, Folgendes zu mir: „Carl, ich werde das Gefecht dieser Nacht nicht überleben. Nein, lächle nicht — ich weiß es. Ich habe eine Ahnung gehabt und bin vorbereitet auf das Schicksal, welches ich nicht vermeiden kann. Wenn ich fliehen — wenn ich aus erbärmlicher Rücksicht auf meine Sicherheit meinen Abschied aus dem tapfern Corps nehmen wollte, dem ich angehöre, dennoch würde ich fallen vor Sonnenaufgang; es steht im Buche des Schicksals und muß so seyn. Du lächelst wieder. Morgen zur selbigen Stunde wirst Du nicht mehr lächeln — sondern an meinem Grabe stehen und die letzte Salve hören, welche meine tapfern Cameraden dem Anführer nachfeuern, den sie liebten. Dieß Alles habe ich vorausgesehen, und obgleich Du selbst verwundet bist, wirst Du doch dem alten Cameraden den letzten Ehrengang nicht verweigern — ihm, der Dein Mitcadet war im 4. Cavallerieregimente der tapfern alten hannöverschen Armee." (Fortsetzung folgt.)

## Die erste Göttin der Vernunft.

(Fortsetzung.)

### Ursula Momoro an Catharine Bury.

Paris, den 14. Fructidor im Jahre II.

Er ist wieder da, Catharine.... Du weißt, wen ich meine. Er ist wieder da und hat mir geschrieben. Ich glaubte, er

*) Bekanntermaßen ward der Boden auf dem Guillotine-Platze so schlüpfrig vom Blute der Gemordeten, daß sie im Juni 1794 auf eine andere Stelle gebracht werden mußte.



beim Heere; er war über die Grenze gegangen und ausandert. Sein Brief hat nicht den Eindruck auf mich geht, wie Du wohl glauben könntest, wie ich selbst geglaubt en würde. Sollte er mich wirklich so ernsthaft geliebt en, daß er sich zu einer Mißheirath mit mir hätte entießen können? Früher habe ich es wohl für möglich ge:en, jetzt bin ich der Sache nicht mehr so gewiß. Seit i Jahren ist er fort und seit der ganzen Zeit hat er mir t ein einziges Mal geschrieben. In dem Briefe, den er jetzt geschrieben hat, und der mir glücklicherweise zugeımen ist, als ich allein war, schreibt er sein Schweigen Furcht, mich und sich zu compromittiren, bei. Vielleicht t er den wahren Grund an, doch hege ich Zweifel dar r; die Emigranten besitzen sichere Mittel, um mit ihren milien in Frankreich zu correspondiren.

Ich bin mit mir selbst zu Rathe gegangen und mein Herz jetzt nach der ersten Aufregung ziemlich ruhig. Er ver gt mich zu sprechen; ich habe mich geweigert. Ein Prie: hat zwar meine Ehe nicht eingesegnet, aber während der rger Heirathsmacher seine Worte über uns aussprach, habe Gott um seinen Segen gebeten und für mich im Stillen Gelübde geleistet, welches ich zu anderer Zeit laut am tare ausgesprochen haben würde. Dieses Gelübde will ich ht verletzen. Indeß habe ich ihm doch geantwortet. Er unglücklich und ich habe ihn früher geliebt; das ist schon e Art von Band, das uns an einander knüpft; ich habe n daher die Mittel geboten, sich den Gefahren, die ihn dron, zu entziehen. Mein Mann hegt völliges Vertrauen zu r; er verlangt niemals Rechenschaft über das Geld, wels er mir gibt, und überdieß bin ich auch überzeugt, daß er in Benehmen billigen würde, wenn ich ihm sagte, daß ich nem Unglücklichen geholfen habe; denn er ist wirklich gut. it kommt mir's vor, als fange ich an, ihn zu lieben. Ich klage ihn, ist das nicht schon ein guter Anfang?

Ursula Momoro.

### Dieselbe an Dieselbe.

Paris, den 12. Vendemiaire im Jahre III.

Was soll ich anfangen, Catharina? Er muß um jeden reis fort aus Paris, aus Frankreich. Um jeden Preis muß m ein Paß geschafft werden. Er hat mir geantwortet; sein rief ist den Umständen angemessen. Er sagt, daß er seine ebe, wenn auch nicht vergessen, doch dem Stillschweigen theim geben müsse; aber er rechnet auf meine Anhänglichit, und wendet sich an mich arme, schwache Frau, damit ich n rette. Er wird verfolgt, man spürt ihm nach von einer ufluchtsstätte zur andern. Die Blutgesetze, welche selbst das itleid strafen, verschließen ihm alle Thüren.... Ich kann n nicht aufnehmen; man würde mich nicht strafen, aber nen Andern.... Was soll ich anfangen? Ich habe mich an einen Vater gewandt, aber der zittert mehr denn je; er elt mich schon für compromittirt dadurch, daß ich zwei triefe von einem nach Frankreich zurückgekehrten Emigranten npfangen habe. Vor allen Dingen hat er von mir verngt, daß ich diese beiden Briefe verbrenne, und wenn man nter solchen Umständen lachen könnte, so hätte ich über die jorgfalt lachen müssen, mit welcher er die Asche zusammen chte, um sie ganz verschwinden zu machen, indem er sie den er Winden übergab. Als ich von einem Passe sprach, er leichte er und mußte sich in einen Sessel niederlassen. Mit einem Manne wage ich nicht zu sprechen. Mitunter komen einige Volksrepräsentanten zu uns; gestern stand ich schon n Begriffe, mich einem von ihnen zu entdecken, dessen schöne estalt mir auffiel; er heißt Hérault de Sechelles. Es schien, ls merke er, daß ich ihn um etwas bitten wolle, denn er sah mich mit sanften, mitleidsvollen Blicken an. Ich wollte ihn eben anreden, als mein Mann ins Zimmer trat. Käme doch Hérault wieder; jede Stunde ist kostbar.

Lebewohl!

Ursula Momoro.

(Fortsetzung folgt.)

### Tabletten.

*** (Darmstadt, Anfangs Mai.) Unsere Theatersaison geht nun zu Ende. Wir hatten gehofft, erst noch eine der besten Vorstellungen derselben wiederholt zu sehen, das unsterbliche Meisterwerk von Mozart: „die Zauberflöte"; leider ist es nun aber doch nicht mehr dazu gekommen. Nachdem sie seit sechs Jahren nicht mehr über unsere Bühne gegangen war, gaben sie im verflossenen Monate Heer und Frau Pischer zu ihrem Benefiee. Der Erfolg war ein glänzender. Hocherfreuen muß es, daß die classischen Meisterwerke unserer großen deutschen Tondichter durch den modernen Spectakel und den welschen Klingklang noch nicht verdrängt werden konnten. Seit der Sonntag sahen wir kein solches Gedränge zum Theater, wie bei jener Vorstellung. So viel Menschen auch unser großes, schönes Opernhaus faßt, so mußten doch noch Hunderte abgewiesen werden, welche Billette begehrten. Die Einnahme betrug Eilf hundert Gulden, — das glänzendste Benefiz, welches hier je statt fand. Zum schönen Erfolg des Ganzen trugen wieder Gäste von der Mannheimer Bühne bei. Mad. Lehmann-Rauch erntete als Königin der Nacht ungetheilten, rauschenden Beifall. Sie sang diese Parthie so schön, mit solcher Reinheit, Sicherheit und Vollendung, daß sie wahrhaft bewundert wurde. Auch Herr Ditt als Sarastro fand Anerkennung; er verspricht ein ausgezeichneter Bassist zu werden Sein sicheres Auftreten und anständiges Spiel in dieser bedeutenden Rolle verdient alles Lob, da er erst vor kurzem die Bühne betrat. Unsere Pischer, deren unvergleichlich (?) schöne Stimme klangvoller und reiner als je, sang die Pamina trefflich. Auch die Damen Diehl und Gned erhöhten den Genuß des Abends. — Es finden jetzt nur noch ein Paar Opernvorstellungen statt, in denen Dem. Schulze von Berlin gastiren wird.

*** (Preislustspielconcurrenz.) Der Rheinischen Zeitung wird aus Potsdam geschrieben: „Mein Herz schwillt von ungemessenem Stolze, daß ich Ihnen die Namen der Stücke und der Verfasser mittheilen kann, welche bei der von der hiesigen Hofbühne ausgeschriebenen Konkurrenz mit dem Accessit oder einer Belobung belohnt worden sind. Durch welche Künste und Intriguen ich dahinter gekommen bin, muß ich verschweigen, da man, um solche Nachrichten zu erjagen, oft von dem Grundsatze ausgehen muß, daß der Zweck die Mittel heilige. Das Accessit haben erhalten folgende vier Stücke: Das Handbillet Friedrich's des Großen, von Wilh. Vogel, dem Verfasser des Amerikaners, in Wien. — Industrie und Herz, von Bauernfeld, in Wien. — Anna Lovel, von Max Löwenthal, in Wien. — Kunz von der Rose oder die Beautfahrt, von Freitag, in Breslau. — Von den drei belobten Stücken bin ich leider nur im Stande, zwei anführen zu können, nämlich: die Wespe von Benedix (Verf. des langen Israel) und — Bilder der Zeit, von der als Novellenschriftstellerin bekannten Frau von W. — Also — mirabile dictu — unter den 150 eingesandten Stücken rührt nur eins von denen, die das Accessit erhalten haben, von einem neuen Talente her; die andern haben emeritirte Invaliden oder bekannte Namen zu Verfassern. Die Moral davon scheint zu seyn, daß auch eine Preisbewerbung nicht im Stande ist, unserm lahmen Lustspiel auf die Beine zu helfen, und daß die Talente nicht wie die Hühnereier durch künstliche Wärme ausgebrütet werden können. Wir haben kein Lustspiel und können kein's

haben, weil unser Leben zu komisch ist. Wo einmal ein tüchtiger ordentlicher Ernst auftauchen will, schlägt er gleich zur possierlichen Harlekinade um, aber exempia nunt odiosa."

*.* (Heinrich Leo.) Die Verkehrtheit, ja man möchte sagen, die Veerücktheit der Leo'schen Geschichte der französischen Revolution stellt sich auch äußerlich recht bezeichnend heraus, indem Leo jetzt durch das Gemisch seiner altdeutschen und modernen Studien zu einer Schreibart gekommen ist, welche das Buch einem gewöhnlichen Leser, und namentlich dem Schüler verhaßt machen muß. Sein Auge ist an die überall befolgte Orthographie gewöhnt, und nun muß er hier förmlich wieder buchstabiren lernen, um dieser Manier inne zu werden. Leo hat namentlich das gedehnte e und h ausgestoßen, er schreibt: schei, füren, mittelend, Gliber u. s. w. Das Tollste aber sind die Städtenamen, diese sind alle ins Mittelaltrige übersetzt: Wälsch-Leyden für Lyon, Jenau für Genua, Parmen für Parma, Plau für Piave, Hohen-Siane für Siena, ferner Fajenz, Cesên, Pêser, Rimen, Ancôn, Liburn u. s. w. Ist nun auch bei den auffallendsten Veränderungen das erste Mal der gewöhnliche Name als Uebersetzung dabei geschrieben, so gibt dies doch dem weiteren Text das fabelhafteste Ansehen. Sehr komisch ist auch die Uebersetzung der französischen Revolutions-Monatsnamen. Vendemaire, Brumaire, Frimaire: Weinleserich, Herbstdunstleich, Frostlerich. Nivose, Pluviose, Ventose: Schneeulf, Regenulf, Windulf. Germinal, Floréal, Prairial: Keimbar, Blühbar, Grasbar. Messidor, Thermidor, Fructidor: Aerndegibig, Hitzegibig, Früchtegibig. (Eisenbahn.)

## Aerztlicher Rückblick auf Ludwig van Beethoven's letzte Lebensepoche.

Von weil. Andreas Wawruch, Dr. Med. und k. k. ord. Professor der medicinischen Praxis.

(Schluß.)

Doch am achten Tage erschrak ich nicht wenig. Beim Morgenbesuche fand ich ihn verstört, am ganzen Korper gelbsüchtig; ein schreckbarer Brechdurchsall drohte ihn die verflossene Nacht zu tödten. Ein heftiger Zorn, ein tiefes Leiden über erlittenen Undank und unverdiente Kränkung veranlaßte die mächtige Explosion. Zitternd und bebend krümmte er sich vor Schmerzen, die in der Leber und in den Gedärmen wütheten und seine bisher nur mäßig aufgedunsenen Füße waren mächtig geschwollen.

Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sich die Wassersucht; die Urinaussonderung wurde sparsamer, die Leber bot deutliche Spuren von harten Knoten, die Gelbsucht stieg. Ein liebevolles Zureden seiner Freunde besänftigte bald den drohenden Aufruhr und der Versöhnliche vergaß jede ihm angethane Schmach. Doch rückte die Krankheit mit Riesenschritten vorwärts. Schon in der dritten Woche stellten sich nächtliche Erstickungszufälle ein; das enorme Volum der Wasseransammlung forderte schnelle Hülfe und ich fand mich bemüßigt, den Bauchstich vorzuschlagen, um dadurch der plötzlichen Berstungsgefahr vorzubeugen. Nach ein paar Augenblicken ernsten Nachsinnens willigte Beethoven in die Operation ein, um so mehr, da der zur ärztlichen Berathschlagung erbetene Ritter von Staudenheim dasselbe Mittel als unerläßlich dringend empfahl. Der Primarwundarzt des allgemeinen Krankenhauses Mag. Chir. Hr. Seibert machte den Bauchstich mit der ihm gewöhnlichen Kunstfertigkeit, so daß Beethoven beim Erblicken des Wasserstromes mit einem freudigen Gefühle ausrief, der Operateur komme ihm wie Moses vor, der mit seinem Stabe auf den Felsen schlug und demselben Wasser entlockte. Die Erleichterung trat bald ein. Die Flüssigkeit betrug 25 Pfund, doch der Nachfluß gewiß fünfmal so viel.

Eine Unvorsichtigkeit, die den Wundverband des Nachts löste, vermuthlich um alles enthaltene Wasser schnell zu entfernen, hätte beinahe die Freude des Besserbefindens ganz verleidet. Eine heftige rothlaufartige Entzündung stellte sich ein und wies die ersten Brandspuren, doch das sorgfältigste Trockenhalten der Wundlippen setzte dem Uebel bald Schranken. Zum Glücke waren die folgenden drei [illegible]rationen ohne die geringsten Anstände.

Beethoven wußte nur zu gut, daß die Paracentese nur Palliativmittel biete und machte sich daher auf das erneuerte Sam[illegible] des Wassers gefaßt, um so mehr, da die regnerische kalte Winter[illegible] die Wiederkehr des Uebels begünstigen, und die Krankheitsursache, in verjahrten Leberleiden, so wie in organischen Fehlern der Un[illegible]leibseingeweide ihren Sitz hatte, verstärken mußte.

Merkwürdig bleibt es, daß Beethoven selbst nach glücklich [illegible]lendeten Operationen fast keine Medicamente vertrug, wenn man [illegible] und sanft auflösende davon ausnimmt. Die Eßlust nahm von [illegible] zu Tag ab und die Kraft mußte durch den oftmaligen großen Sä[illegible]verlust bedeutend schwinden. Daher kam Dr. Malfatti, der [illegible] nun an mich mit seinem Rathe unterstützte und als langjähriger Fre[illegible] Beethoven's vorherrschende Neigung für geistige Getränke zu w[illegible]digen verstand, auf den Einfall, Punschgefrornes anzurathen. [illegible] muß eingestehen, daß diese Verordnung wenigstens ein Paar T[illegible] trefflich wirkte. Beethoven fühlte sich durch das weingeisthäl[illegible] Gefrorne so mächtig erquickt, daß er gleich die erste Nacht ruhig du[illegible] schlief und mächtig zu schwitzen anfing. Er wurde munter und [illegible] voll witziger Einfälle und träumte sogar, sein begonnenes Oratoriu[illegible] „Saul und David" endigen zu können.

Doch dauerte, was voraus zu sehen war, seine Freude nicht lan[illegible] Er fing an die Verordnung zu mißbrauchen und sprach dem Pun[illegible] wacker zu. Das geistige Getränk verursachte bald einen hefti[illegible] Andrang des Blutes nach dem Kopfe; er wurde soporös und röch[illegible] gleich einem im tiefen Rausche sich Befindenden, fing an irre zu re[illegible] und einigemal gesellte sich ein entzündlicher Halsschmerz mit ei[illegible] Heiserkeit, ja sogar mit Stimmlosigkeit dazu. Er wurde stürmisch und als nun von der Verkühlung der Gedärme Kolik und Durch[illegible] entstand, war es hoch an der Zeit, ihm diese köstliche Labung zu e[illegible]ziehen.

Unter so bewandten Umständen bei einer rasch zunehmenden Abm[illegible]gerung und einem bedeutenden Sinken der Lebenskraft verfloß [illegible] Jänner, Februar und März. Beethoven prognosticirte sich in tr[illegible] den Stunden des Selbstgefühls nach der vierten Paracentese sei[illegible] herannahende Auflösung und er irrte nicht. Kein Trost vermoch[illegible] ihn mehr aufzurichten und als ich ihm mit der herannahenden belebe[illegible]den Frühlingswitterung Linderung seiner Leiden tröstend verhieß, e[illegible]gegnete er mir lächelnd: „Mein Tagwerk ist vollbracht; wenn hi[illegible] noch ein Arzt helfen könnte, his name shall be called wonderful!" [illegible] Diese betrübende Anspielung auf Händel's „Messias" ergriff mi[illegible] so mächtig, daß ich in meinem Innern die Wahrheit des Ausspruch[illegible] mit tiefer Rührung bestätigen mußte.

Nun rückte der unglückschwere Tag immer näher heran. Mei[illegible] schöne und oft so schwere Berufspflicht als Arzt hieß mich, den b[illegible]freundeten Dulder auf den verhängnißvollen Tag aufmerksam [illegible] machen, damit er den Pflichten des Bürgers und der Religion Genü[illegible] leiste. Mit der zartesten Schonung schrieb ich die mahnenden Zeil[illegible] auf ein Blatt Papier (denn nur so machten wir von jeher uns ei[illegible]ander verständlich.) Beethoven las das Geschriebene mit ein[illegible] beispiellosen Fassung langsam und sinnend, sein Gesicht glich dem o[illegible]nes Verklärten; er reichte mir herzlich und ernst die Hand und sagte „Lassen Sie den Herrn Pfarrer rufen." Nun wurde er still und nac[illegible]denkend und nickte mir fein: „Ich sehe Sie bald wieder," freundlic[illegible] zu. Bald darauf verrichtete Beethoven mit frommer Ergebung die getrost in die Ewigkeit blickt, seine Andacht und wandte sich zu de[illegible] ihn umgebenden Freunden mit den Worten: „Plaudite amici, finita es[illegible] comoedia!"

Nach einigen Stunden verlor er die Besinnung, fing an komatö[illegible] zu werden und zu röcheln. Am folgenden Morgen waren alle Symp[illegible]tome der herannahenden Auflösung da. Der 26. März war stürmisch trüb, ein Schneegestöber mit Donner und Blitz erhob sich gegen di[illegible] sechste Nachmittagsstunde. — Beethoven starb. — Würde ein römische[illegible] Augur aus dem zufälligen Aufruhr der Elemente nicht auf seine Apo[illegible]theose geschlossen haben. —

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 10. Mai. (Zum Erstenmale) Treue Liebe. Schauspiel in 5 Abth. von Eduard Devrient.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# rankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 129. 11. Mai 1842.

eiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

usenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie ünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-dingungen beizufügen.


## Taishalrin.

(Fortsetzung.)

lairval antwortete dem Niederträchtigen nur mit einem ächtlichen Blicke. Sie waren jetzt an die Thüre des Ge-s gekommen, das Clairval zum Aufenthalte dienen sollte. n Führer schob die schweren Riegel zurück, welche den gang verwahrten und schloß auf. Es war ein weites wölbe, von vergitterten Fenstern erhellt, das nach seiner rsprünglichen Bestimmung ein Versammlungsort der Mönche esen seyn mochte. Mit einem erstaunten Blicke überlief irval den geräumigen Saal. Weit über hundert Personen, inner und Frauen, Greise und Kinder füllten den Raum. t hatten sich Gruppenweise vertheilt, so wie frühere Bande Verwandtschaft oder die Vertraulichkeit des gemeinsamen glücks sie zusammengeführt. Hier erheiterte ein Greis mit würdigem Scheitel die Seinen durch Zuspruch und fromme redtsamkeit; dort saßen Männer im eifrigen Gespräche, einungen bestreitend, die sie bald ohne Unterschied zum ıtgerüste führen sollten; Kinder hingen mit harmloser Auf-ksamkeit um die Knie ihrer Mütter, den Geschichten hor-d, die sie ihnen erzählten, Jünglinge waren um die Ver-ten beschäftigt, die das Todesurtheil ihnen trauen sollte, bemüht, ihnen noch die letzten Bequemlichkeiten zu berei-die ihr trauriger Aufenthalt gestattete; selbst mit dem twertreib der Karten suchten noch manche sich um den Gram letzten Stunden zu betrügen.

lairval war auf das Wehklagen des Unglücks, auf das then der Verzweiflung gefaßt gewesen, er fand eine Gleich-h und eine Ruhe, die ihn auf's Höchste überraschte. So estumpft hatte der Anblick von Hunderten, die täglich dem e entgegen gingen, die Gewohnheit der Trennung der ückgebliebenen, so mächtig wirkte auch noch an diesem e das Schattenbild der eitlen Ehre, daß sie noch um den en Vorrang stritten, den einzigen, der ihnen vergönnt war, größerer Todesverachtung ihrem Schicksale entgegen zu en. Mit diesem Troste stärkten sich die Männer, und be-terten zu ihrer Nachahmung das schwächere Geschlecht, das solcher Seelenkraft in Momenten, wie jene waren, sie it selten schon übertroffen; das war der Hauptgegenstand r Unterhaltungen, oft mit bitterem Witz und Scherzen chmengt, und nicht selten von lautem Gelächter unter-chen. —

Verwundert sah der Eintretende, um dessen Ankunft sich emand weiter bekümmerte, im Kreise umher, sein Blick be-nete nirgendwo einem bekannten oder theilnehmenden Ge-te. Ermüdet von der Reise und von den Gemüthsbewe-igen erschöpft, die er zuletzt erfahren, streckte sich Clairval in einer Ecke des Saales auf eine unbesetzte Strohschütte nie-der und entschlief. Ungefähr eine Stunde lang mochte er geschlummert haben, als das Geräusch der Riegel und das Oeffnen der Pforte ihn weckte. Ein Beamter des Tribunals, von dem Gefängnißwärter und einer Abtheilung der Natio-nalgarde begleitet, trat herein.

Es entstand eine allgemeine Bewegung im Saale, auf welche gleich darauf eine tiefe Stille folgte. Der Beamte zog eine lange Liste hervor, und begann die Namen abzule-sen, die das Blatt bezeichnete. So oft einer der Anwesenden genannt ward, erhob er sich von seinem Platze, und reihte sich zu seinen Gefährten an der Thüre; bei vielen Namen hieß es, „déjà exécuté au tel jour ou un autre,“ ohne daß eine solche Bemerkung den Beamten zu befremden schien; bei dem Aufrufe eines Etienne Guilbert erhoben sich zwei Männer, die denselben Namen führten: „Eh bien,“ sprach der Beamte, „suivra, qui voudra.“ Beide Männer stellten sich in die Reihe. Die Liste war endlich abgelesen, der Zug ordnete sich. Viele der Zurückbleibenden drängten sich noch um die Verurtheilten. Es entstand ein verwirrtes Geräusch. „Adieu, mon père!“ hörte man durch das Gewirre der Stimmen. „Adieu, mes enfans, mon amie Adieu! Adieu!“ scholl es endlich von allen Seiten. Der Zug setzte sich in Bewegung, und verschwand allmählig durch die Thüre. Die Zurückgebliebenen kehrten wieder auf ihre Plätze.

Clairval stand versteinert. Kaum sah er hie und da ein Auge feucht geworden, hörte in einem entlegenen Winkel das unterdrückte Schluchzen eines Weibes oder Kindes. „Mais où vont-ils,“ fragte er einen Nebenstehenden. „Où nous irons demain, Monsieur,“ antwortete ihm dieser kaltblütig, „ils vont mourir.“ Clairval schauderte. Mehr als ein Drit-theil der Anwesenden hatte den Saal verlassen. Die Uebri-gen nahmen ihre Beschäftigung wieder vor, als ob nichts sich zugetragen hätte; um die Verwais'ten sammelten sich ihre Nachbarn, damit sie nicht einsam dem traurigen Nachdenken überlassen blieben, was sich in diesem Augenblicke mit den Ihrigen begäbe; Clairval sah sich noch einmal im Kreise um, ob er nirgends einen Bekannten entdecken könne. Ein ein-ziges Gesicht schien ihm schon irgendwo vorgekommen zu seyn, ohne daß er sich besinnen konnte, wo oder wann er es gese-hen habe.

Es war ein junger Mann, dem Ansehen nach eben so un-bekannt unter den Uebrigen, als Clairval selbst. Abgesondert von ihnen, saß er in einer Ecke des Saales, auf einem Sche-mel, die Arme über einander geschlagen, und las mit Auf-merksamkeit in einem Buche. Er war in einen blauen Ober-rock gehüllt, der so, wie seine übrige Kleidung einen Mann vom Stande verrieth, wenn sie gleich die Spuren eines schon längern Aufenthalts im Gefängnisse trugen. Auch das schöne,

dunkelbraune Haar des Fremden hing langgewachsen über seinen Nacken, und der Bart krauste sich schon dicht um die, von Kerkerluft gebleichten Wangen. Es befiel Clairval bei dem nähern Anblicke des Fremden wie mit einem ahnungsvollen Grauen. Er trat auf ihn zu, und als der Jüngling bei seiner Bewegung langsam das Haupt aufrichtete, schrie Clairval auf: „William — Sir William C...?“

„Sie kennen mich, mein Herr?“ fragte dieser halb verwundert, ohne seine Stellung zu verändern, „doch kann ich mich nicht entsinnen,“ setzte er hinzu, indem sein Blick forschend auf Clairval's Gesicht verweilte.

„Ich sah Ihr Porträt zu Neapel,“ unterbrach ihn Clairval sich fassend, in den Händen von Personen, die ohne Zweifel Ihnen eben so theuer sind, als Sie Antheil an dem Schicksale ihres Freundes und Verwandten nahmen.“

„O Gott,“ unterbrach ihn William, „Sie kannten Lord Dunmore? Sie sahen ihn vielleicht vor Kurzem noch zu Neapel? O dürfte ich Sie mir willkommen heißen, aber leider! eignet dieser Ort sich zu keiner solchen Begrüßung. O sagen Sie mir, wie geht es meinem Vetter? was macht Lady Rosa, und“ — er hielt inne, eine augenblickliche Röthe flog über sein Gesicht, „und —“ fuhr er nach einer Pause mit beklommener Stimme fort, „und warten sie meiner noch zu Neapel?“

Clairval erzählte nun umständlich die Geschichte seiner Bekanntschaft mit William's Verwandten, und als der Jüngling aus dem Verfolge der Erzählung leicht ersah, wie vertraut Clairval's Verhältniß zu dem Lord geworden, zögerte auch er nicht, sein eigenes Herz ihm aufzuschließen, und in aufrichtige Mittheilung zu erleichtern.

„Haben Sie Dank,“ sprach er zu Clairval, indem er gerührt dessen Hand faßte, und sie herzlich drückte, „den besten Trost, den mir der Himmel noch gewähren konnte, den einzigen, dessen ich bedurfte, haben Sie mir noch gebracht. Meine theuern Verwandten zürnen mir nicht, sie beklagten mich, sie weinten um mich, als einen schon Dahingeschiedenen, da ich noch lang nicht wieder ihrer Liebe und Achtung werth geworden war. Doch wozu diese vergebliche Rückerinnerung. Sie sehen, wohin eine unglaubliche Verblendung mich gebracht, und um welche Seligkeit des Lebens sie mich betrogen. Genug! ihrer völlig würdig, könnte ich dennoch nie wieder ins Leben zurückkehren, und verlange auf solche Weise auch länger nicht zu leben.“ (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

„Um des Himmels willen, lieber Hohenhorst, rede doch nicht so irre. Du machst mich ganz muthlos, und nie war uns der Muth, den wir besitzen, nöthiger, als jetzt. Ich hielt Dich bisher sogar für einen Ungläubigen, und nun schwatzest Du da von Ahnungen, Schicksal und Tod mit gerade so großer Feierlichkeit, wie ein hysterischer Patient in den Gebirgen unsers Vaterlandes. Wir aber sind nicht in Deutschland, sondern in Spanien, und hier gibt es keine zweiten Gesichter, und über die See werden unsere einheimischen Gespenster nicht kommen, um Dir Deine Todesnähe zu verkünden. Uebrigens — Du thust Unrecht, Carl, unterbrach er mich, und obgleich er nicht zitterte, prägte sich doch der Todeskampf des Schreckens auf seinem Gesichte aus. Wir sind nur das, wozu wir geboren; weder Clima, noch Beschäftigung, noch Menschen können uns verändern; wir können nicht entfliehen vor uns selbst, und dem Gesetze unserer Existenz muß Gehorsam geleistet werden. Es ist noch gar viel um uns herum, was für uns nicht existirt, so lange wir unter der Knechtschaft unserer beschränkten Sinne stehen, was aber doch Er und Wirklichkeit hat — eine peinvolle Wirklichkeit für Wesen, deren Sinne zahlreicher und mächtiger, als u eignen, und auch für uns, wenn die Hülle der Empfindu in der die Seele versteckt liegt, entfernt wird. Unter mich nicht, ich bitte Dich, denn meine Zeit ist abgem Du glaubst, der Raum, in welchem diese Erde sich be sey ein ungeheurer, unbevölkerter, leerer Raum, in wel sich höchstens ein zartes Fluidum bewege, das wir ei men, oder schädliche Dünste, die den Menschen Tod brin Ich aber sage Dir, dieser Raum ist bevölkert — er ist Leben und Streit, voll Leidenschaft und Wahn, und die wir da glauben, die Herren dieser Welt zu seyn, spi ohne es zu wissen, nur eine untergeordnete Rolle, und h keine Stimme bei der Leitung dieser Welt. Wir sind unabhängigen Wesen, haben nicht unsern eigenen Willen sind nicht einmal individuelle Wesen, sondern nur Theile Glieder anderer Wesen, und sind der Herrschaft mächtig Wesenheiten unterworfen, zu deren einer Viele von uns no sind und genommen werden.

„Hohenhorst, sagte ich ungeduldig, das ist die Rede e Verrückten. — Sage lieber, es ist die Rede eines Sterb den. Was ich jetzt bin, war ich immer — ja sogar frühester Kindheit an. Das Wesen, von dem ich einen T bilde, und in dessen Unermeßlichkeit ich nun bald aufgen men werde, war in Mittheilungen nie karg gegen mich; war das Gesetz seiner Existenz, wie der meinigen, mit im Verkehre zu bleiben; schon in der Wiege habe ich es sehen; ich sah es dann in der Baracke zu Stade, als Du meiner Seite schliefst; ich sah es in Hannover in den G wölben der Schloßkirche; in Göttingen, den Haimberg üb schattend, in Blankenese, wie es mit unwiderstehlicher, m netischer Kraft unser Boot über die Elbe zog; ich sah es London und in Portsmouth, als wir im Begriffe war nach der Halbinsel abzusegeln, sah es bei Torres Ved und endlich heute. Ich bin ein Theil von ihm; es u ich, obgleich jetzt verschieden, sind eins, und ehe der Morg graut, werden wir vereint seyn. Wir können uns nicht e fliehen.“

„Ich hatte oft gehört, daß Irrenwärter einen Blick ann men können, mit dem sie ihre Patienten, selbst in wildes Raserei, auf einmal zu besänftigen vermögen. An Hohe horst's Irrseyn zweifelte ich nun keinen Augenblick, und i dem ich versuchte, den ruhigen, heitern Blick anzunehm von welchem ich glaubte, daß er bei dieser Gelegenheit a geeignetsten angebracht sey, sagte ich zu ihm: „Capitän v Hohenhorst, die Vertheidigung dieses Außenpostens darf k nem Tollkühnen oder Träumer anvertraut werden, zu den Sie ohne Zweifel gehören. Sie sind im Begriffe, sich de Tode bei der ersten Gelegenheit entgegenzustürzen, ohne d Wichtigkeit zu bedenken, welche in diesem Augenblicke mit I rem Leben verknüpft ist, da Sie mit den Instructionen de Brigadegenerals beehrt sind. Ich würde es für eine Vernac läßigung meiner Pflicht halten, wollte ich Ihnen etwas d Art gestatten, und wenn Sie mir nicht Ihr Ehrenwort gebe innerhalb des Weilers zu bleiben, wenn wir angegriffen we den, und ihn nicht eher zu verlassen, als bis wir aus dem selben vertrieben werden, so nehme ich es auf mich, S hiermit unter Arrest zu stellen und das Commando zu übe nehmen; die daraus hervorgehende Verantwortlichkeit bin i zu tragen bereit.“

„Die Wirkung, welche ich von dieser Rede erwartet hatte war aber anders, als meine Berechnung; denn durchaus ruhig erwiederte er: „Lieber Carl, Du vergißt, daß die meine Truppen sind, und daß selbst Deine Leute mir ehe gehorchen würden, als Dir selbst. Meine Instructione

ten, diesen Weiler aufs Aeußerste zu vertheidigen, und habe bereits die nöthigen Anordnungen getroffen, daß ß mit Effect geschehe. Ich werde ohne allen Zweifel die upikolonne des Feindes angreifen und bei diesem Angriffe len; die Kolonne wird anfangen, zu weichen; Du wirst i Angriff erneuern; dann wird die Infanterie vorrücken d ihr Feuer gegen den Feind eröffnen, der, in Betreff serer Anzahl irre geführt, Halt machen wird. Während noch unentschlossen zaudern, wird der Brigadier anrücken d sie angreifen, worauf sie förmlich in die Flucht geschla- n werden. Du wirst verwundet, während Du meinen od dem Brigadier berichtest. Erst am nächsten Morgen ird man meine Leiche auffinden und sie am Abende begra- n; obgleich verwundet, wirst Du dem Leichenbegängnisse doch iwohnen. Ich könnte noch mehr prophezeihen; allein es unnöthig. Läßt Du Dir jetzt noch die geringste Insubor- nation zu Schulden kommen, so bringe ich Dich sogleich in rrest, und dennoch wird Alles so kommen, wie ich gesagt. iese Papiere enthalten meinen letzten Willen, und ich bitte ich dringend, Dich einiger darin verzeichneter Geschäfte zu nterziehen; es ist nicht nöthig, daß Du sie jetzt liest, da die Zeit der Vollführung ohnedieß bald genug kommen wird." ierauf faltete er die Papiere und siegelte sie.

(Fortsetzung folgt.)

## Die erste Göttin der Vernunft.

(Fortsetzung.)

### Ursula Momoro an Catharina Bury.

Paris, den 28. Brumaire im Jahre III.

Er erhält seine Pässe! Aber, großer Gott! welchen Preis muß ich dafür bezahlen. Laß Dir erzählen, Catharine. Nicht gar lange Zeit ist es her, seitdem sie keinen Gott mehr haben, und doch wird ihnen dieser Zustand schon lästig; irgend eine Religion wollen sie haben, aber es soll eine Religion ohne Priester seyn. Sie haben sich daher Folgendes ausgedacht. Schon vor längerer Zeit ist decretirt worden, daß der Cultus keiner Religion außerhalb der Tempel begangen werden dürfe; die Kirchenfeierlichkeiten sind modificirt und die armen Kreuze, welche auf den Kirchhöfen standen, durch profane Schaugebilde ersetzt worden. Bischöfe und Priester haben mitten in dem National-Convent ihre Religion abgeschworen und die Zeichen ihrer priesterlichen Würde niedergelegt. Endlich haben alle Pariser Sectionen nach der Reihe ihre Religion ebenfalls im National-Convent abgeschworen. Die Kirchen sind ihrer Zierden und Reichthümer beraubt worden und was man dem Altare Gottes genommen, ist auf dem Altar des Vaterlandes oder anderswo niedergelegt worden. In einem Journale, das bei uns gedruckt wird, habe ich darüber folgende Stelle gelesen, die sich auf die Absendung einer Deputation der Commune von St. Denis bezieht, welche die der Kirche, in der die Könige bestattet wurden, geraubten goldenen und silbernen Statuen und heiligen Gefäße dem Vaterlande dargebracht hat. Der Sprecher dieser Deputation äußerte sich also:

„Oh! Ihr Heiligen und Seligen aller Gattung! Oh! Ihr Werkzeuge des Fanatismus, verwandelt Euch endlich in Patrioten; erhebt Euch in Masse, rettet das Vaterland dadurch, daß Ihr Euch zu Geld prägen laßt und verschafft uns schon in dieser Welt das Glück, das Ihr in jener Welt uns zu erwerben bestimmt waret!"

Sie sind aber noch weiter gegangen; sie haben eine Religion durch eine andere ersetzt; dem katholischen Cultus haben sie den Cultus der Vernunft substituirt und die ehemalige Kathedrale von Paris ist zum Tempel der Vernunft erklärt worden. Zugleich wurde ein Programm für die Einweihungs-Ceremonien verkündet, Ceremonien, die eben so bizarr sind, wie der Gedanke, der sie ins Leben gerufen hat. Aber, was ich Dir hier erzähle, berichte ich mit trauervollem Herzen, denn bald wirst Du mich selbst dabei als handelnd auftreten sehen; doch ich habe meinen Entschluß gefaßt und gebe ihn nicht wieder auf. Gott wolle mir die Entheiligung verzeihen, der ich mich nicht habe entziehen können!

Es ist nämlich beschlossen worden, daß an jedem Decadi eine junge Frau auserwählt werden solle, um die Göttin der Vernunft darzustellen, daß die Behörden sie mit großem Pompe abholen sollen, um sie in den Tempel zu führen, daß sie dort auf dem Altare Platz zu nehmen habe und die Verlesung der Erklärung über die Menschenrechte, so wie der Verfassungsacte, eine Analyse der neuesten politischen Tages-Ereignisse, eine Verlesung über Moralsätze, und republikanische Hymnen und Symphonien anhören solle; endlich ist beschlossen worden und zwar in gerechtem Mißtrauen gegen die Vernunft der Göttin, daß der dem neuen Cultus geweihete Tempel mit Kasten versehen werden solle, gleich den Löwenrachen in Venedig, in welche ein Jeder seine schriftliche Meinung über Dinge und Menschen niederzulegen berechtiget seyn wird.

Nachdem Alles so geordnet war, fehlte nur noch die Göttin. Die Vernunft, so hieß es, muß eine hübsche Frau seyn, man wollte auf diese Weise durch geschickte Schmeichelei jeder Weigerung zuvorkommen; und nun bin ich es, die man gewählt hat. Mein Mann war zugegen und schwieg, nicht einmal roth ist er geworden, er hat nicht daran gedacht, mich lieber zu tödten, als mich den neugierigen Blicken der Menge preiszugeben, sondern hat statt meiner Ja gesagt.

Als er nun aber vor mir erschien, mit verlegener Miene und mir zitternd anzeigte, daß der Comunerath mich für den ersten Decadi auserwählt habe, maß ich ihn vom Kopf bis zu Füßen mit verächtlichem Blicke, nannte ihn einen Feigling, und er fiel weinend zu meinen Füßen nieder. Es gilt Dein Leben! sagte er zu mir. — Was kümmert's mich; ich will nicht. — Es gilt meinen Kopf. — Du weißt, Catharine, das ist seine übliche Phrase. — Auch da noch aber habe ich mich geweigert. — Da rief er meinen Vater, der mir nun von der Gefahr für seinen Kopf und den meiner Mutter vorsprach. Aber auch der noch schlug ich es ab. Endlich kam mir ein glücklicher Gedanke. Früher oder später würden ihre Bitten mich doch überwunden haben, darum wollte ich aus meinem Opfer wenigstens Vortheil ziehen. Ich verspreche, was Ihr wollt, sagte ich endlich, wenn Ihr mir innerhalb zweier Stunden einen ordnungsmäßigen Paß schafft. — Für wen? — Das kümmert Euch nichts, setzt den ersten den besten Namen hinein. — Aber es kam auf das Signalement an und das dictirte ich meinem Manne aus dem Gedächtnisse. — Da schien mir bei ihm die Eifersucht über die Furcht obsiegen zu wollen. Als er mich den Wuchs und das Gesicht eines hübschen jungen Mannes beschreiben hörte, hielt er inne, erbleichte und die Feder entfiel seiner Hand. Höre! sagte ich darauf zu ihm. Ich glaube an Gott und mache kein Hehl daraus. Vor Gott nun schwöre ich, daß ich den Mann, den ich retten will, nicht ein einziges Mal seit unserer Verheirathung gesehen habe; ich schwöre, daß er mir gleichgültig ist. — Mein Mann warf mir darauf einen sanften, dankbaren Blick zu, schrieb weiter und entfernte sich.

Zwei Stunden darauf war der Paß in meinen Händen. Heute Nacht kann der Geächtete abreisen und ich ihn vergessen.

Mein Opfer ist gebracht. Schon habe ich einen Besuch von

dem Procureur der Commune, Chaumette, erhalten, auf dessen Veranlassung der Cultus der Vernunft decretirt worden ist; er war von einem preußischen Tollhäusler begleitet, der sich Anacharsis Cloos nennt; sie wollten mir zu der Ehre, welche mir geschehen, Glück wünschen. Welche Ehre, großer Gott! In drei Tagen werde ich mich der Verachtung aller Gutdenkenden preisgegeben sehen. Nun, Du wirst mich verstehen und mir Deine Liebe bewähren.

Am 1. Frimaire soll das Fest vor sich gehen. Ueberlebe ich diese widerliche Ceremonie, überlebe ich meine Schande, so schreibe ich Dir am folgenden Tage. Jetzt kann ich Dir nur sagen: Beklage mich.

Ursula Momoro.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*.* (Wiesbaden, 9. Mai.) Gestern wurde hier zum ersten Male das Drama: „Fabio der Novize", nach dem Französischen von J. N. Schuster, aufgeführt. Es hat dem Publikum ungemein wohlgefallen und das Stück hat, eben so wie bei den drei Mal hintereinander stattgefundenen Vorstellungen desselben in Magdeburg, vollkommenen Succeß gehabt. Schon nach dem Vorspiel, welches besonders und lebhaft interessirte, dauerte der Applaus so lange, daß die Beschäftigten ihn recht gut als Hervorruf hätten betrachten können. Dieser Beifall folgte den Hauptpartien auch durch das ganze Stück, und am Schlusse wurden die Träger derselben, Madame Fischer, Herr Dr. Mayer und Herr Christen lärmend gerufen; außer diesen hat sich noch besonders Herr Wilhelm Gerstel als Simonetta hervorgethan. Fabio hat sonach den günstigsten Erfolg gehabt, wozu gewiß das treffliche Spiel der Madame Fischer vorzugsweise beitrug. —

*.* (Brüssel) Im „Commerce Belge" lesen wir: „Das von Herrn Conrad Baldenecker aus Frankfurt am Main in der Philharmonie gegebene Konzert ist für den Virtuosen in hohem Grade befriedigend ausgefallen, wenn der glänzende Beifall und die würdigende Anerkennung eines auserwählten Auditoriums das erste Ziel seyn muß, wonach der wahre Künstler strebt. Durch die drei von ihm ausgeführten Musikstücke wurden wir in Stand gesetzt, uns von der Größe des Talents genügend zu überzeugen, das der dem jungen Pianisten vorausgegangene Ruf verhieß. Eine ungemein leichte, elegante Technik, die ihm erlaubt, die schwierigsten und komplicirtesten Werke auszuführen; Gefühl und geläuterten Geschmack im Vortrage — das sind die vorzüglichsten Eigenschaften, die Herrn Baldenecker auszeichnen und ihm ohne Zweifel überall die glänzendsten Triumphe bereiten werden."

*.* Letztes Wort des Propheten Albrecht in der Rohmerschen Streitsache: „Der Albrechtstag ist vorüber, und der feige Pseudo-Heiland Rohmer stellte sich nicht. Wie froh bin ich, daß es nicht geschehen. Seit der Republikaner in Nr. 32 die Aktenstücke veröffentlicht hat, durch welche die Lasterhaftigkeit und Unzucht des bayerschen Heilandes offenbar ist, kann ich nur erfreut seyn, mich mit einem sittenlosen Manne nicht besudelt zu haben. Sollten Andere meinen, es sey nur das Gefühl der Schwäche, was diese Freude erzeuge, so bin ich gerne bereit mit einem feiner Jünger, mit dem Würdigsten, der Rohmer's Psychologie geistig und materiell mit schweren Kosten sich zu eigen gemacht, mit Staatsrath Bluntschli selbst, in die Schranken zu treten. Er nannte den entnervten Wollüstling seinen innigsten Freund, und rühmte sich, die Epoche machende Philosophie Rohmer's ganz verstanden zu haben. So trete denn der Jünger jetzt geg mich hervor. Seine Septemberhelden mag er mitbringen; m lasse er seine Freundin Mathilde Wolf und ihren Mithalter Ro mer zu Hause, denn mit diesen mag ich meine reinen Hän ferner nicht besudeln. Bern, den 25. April 1842. Albrech aus Sachsen-Altenburg."

*.* Die Londoner Zollbeamten haben am 27. April eine Fang gemacht, wie es ihnen seit Jahren nicht gelungen wa Sie hatten sichere Anzeige erhalten, daß die Ladung eines ei aus Rotterdam angekommenen Schiffes nicht sey, wofür man ausgebe, und begaben sich daher an Bord, wo sie die Unte suchung begannen. Die Ladung schien auf den ersten Blick a Fässern mit Rauchfleisch rc. zu bestehen: es fand sich aber bal daß unter den 40 Fässern an Bord nur zwei bis drei voll Fleis waren, die übrigen aber unter der ersten Schichte Fleisch dich gepackten Schnupftabak enthielten, wofür der Zoll, da jedes Fa 3½ Ctnr. wog, gegen 5000 Pfd. Sterl. betragen haben würd Die sämmtliche Contrebande wurde sofort in die Zollmagazi geschafft, und die Zollbeamten blieben vorläufig an Bord des Beschlag genommenen Schiffes.

*.* Die Kölner Zeitung bringt ein Refrain-Gedicht: „Frühling 1842" von Dräxler-Manfred, dessen Verfasser in d Gegenwart die Symptome des deutschen Weltfrühlings erblick und wegen eines hiemit auffallend contrastirenden Falles, d Absetzung Hoffmanns von Fallersleben, sich in folgende Strophen an den hohen Fürsten wendet, durch dessen Wort un That so reiche Frühlingshoffnungen erblüht sind:

Nur Eine deutsche Sängerkehle
Dort an der Oder lautem Strand,
Sie trauert mit getrübter Seele,
Durch strengen Urtheilsspruch gebannt.
Gerichtet ward der Dichter, dessen
Gerichtshof Herzen sollten seyn,
Von Männern, die noch nicht ermessen,
Daß Frühling, Frühling bricht herein.

O Herr! trüb ist das Wort, es zähle
Im Vaterlande kein Prophet;
Nicht hat Augustens große Seele
Das Loos Ovid's mit Ruhm erhöht;
Es wollen ja im Lenzesschoße
Die Blumen alle gern gedeih'n,
Und Wermuth ruft dicht an der Rose:
Ja, Frühling, Frühling bricht herein!

O Herr, es drängt die Dichterblicke,
Daß sie in Allem groß Dich seh'n,
Es drängt das Herz, bei'm Mißgeschicke
Des Dichterbruders Dich zu fleh'n.
Die Rose der Verzeihung pflücke
Und wirf sie ins Gericht hinein,
Daß den Verbannten sie beglücke —
Und Frühling, Frühling bricht herein!

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 11. Mai. Capricciosa, Lustspiel in 3 Abtheilungen von Carl Blum.

Donnerstag, den 12. Mai. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 130. 12. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taisphalrin.

(Fortsetzung.)

Clairval erfuhr nun aus William's Erzählung den Verfolg
seiner Schicksale, der dessen Angehörigen unbekannt geblieben
war. Noch eine geraume Zeit nach des Lords Abreise wußte
Mad. S... den Heuchelschein ihrer Tugenden vor dem Un-
erfahrnen zu behaupten; allgemach fühlte sie sich jedoch durch
den Zwang ihrer Rolle ermüdet, von der sie in jeder andern
Hinsicht die Ungebundenheit der revolutionären Grundsätze,
und der Abschaum ihrer übrigen Umgebungen völlig enthoben
hätten. Das Spielwerk ihrer Laune hatte kein Interesse mehr
für sie; die Larve sank, und Mad. S... stand in ihrer wah-
ren Gestalt vor dem Enttäuschten. Stolz und sein besseres
Selbstgefühl gaben ihn ganz sich selbst wieder, sobald er den
Betrug erkannte, den die Verworfene seiner jugendlichen
Phantasie gespielt. Das Gewebe der Intrigue, mit dem sie
ihn umsponnen und seine Freunde von ihm entfernt hatte,
lag jetzt offen vor seinen Augen. Er sah, daß er verloren
war, wenn er dem Haß und der Verachtung, die jetzt seinen
Busen füllten, Raum gab, sich dem elenden Weibe im vollen
Maße zu zeigen; allein er war diese Genugthuung dem zer-
störten Frieden seiner Seele, der Achtung seiner selbst schul-
dig, und schonungslos, mit einer Demüthigung, die die Ge-
reizte aufs Aeußerste brachte, warf er sie aus seinem Herzen,
und zertrümmerte vor ihren Augen und im Angesichte der
Welt, schmachvoll, wie es keinen Namen hat, das Götzenbild,
dem er gehuldigt.

Ausgesöhnt mit sich selbst, ging er von dem Schauspiele
hinweg, das er seiner Rache und ihren Feinden und Neide-
rinnen gegeben, aber er hatte auch über sich selbst das Urtheil
seines Verderbens ausgesprochen. Gestern noch hätte Mad.
S... ihm mit schnödem Erbarmen Pässe über die Grenze
verschafft, heute trat sie selbst als Anklägerin gegen ihn auf.
Bedurfte es mehr als ihrer Angabe, daß William als Aus-
länder und Britte unter erborgtem Namen zu Paris gelebt,
bedurfte es überhaupt mehr, als des Namens eines Beschuldig-
ten, wo nie die Vertheidigung des Verklagten gehört, nie
sein Kläger ihm entgegen gestellt ward, er nie die Schuld
erfuhr, um derentwillen er verurtheilt ward?

William wurde verhaftet und nach der Abtei geschleppt.
So wenig unerwartet ihn dieses Schicksal traf, mit eben sol-
cher Ruhe und Gewißheit sah er von Tag zu Tage dessen
letzter Entscheidung entgegen. Allein Wochen und Monden
vergingen, ohne daß ihn die erwartete Reihe traf; denn was
er von Allem am letzten geahnet hätte, ein Funke von Reue
und Mitleid war in dem Herzen seiner Todfeindin erwacht.
War die Neigung, die sie einst zu dem Jünglinge gefühlt,
ein Strahl wahrer Liebe gewesen, so weit er eine Brust wie
die ihre zu erwärmen vermochte? — glaubte sie ihre Rache
durch den Triumph gesättigt, mit dem sie ihm das Gewicht
derselben fühlbar gemacht? genug, sie bot allen ihren Einfluß
auf, die Vollziehung des Urtheils zu verzögern, und würde
vielleicht William's völlige Rettung bewirkt haben, — allein
auch ihre Stunde hatte geschlagen. Entzweit mit ihren bis-
herigen Freunden, erfuhr auch sie das Loos, das sie so man-
chem früher bereitet. Sie selbst hatte übermüthig den Zau-
berstab ihrer Macht über ihrem eigenen Haupte zertrümmert,
und mit ihm auch den über William's Leben gebrochen.

Am nächsten Morgen schon, als die neuen Freunde sich
herzlich über Vergangenheit und Zukunft besprochen, und durch
gegenseitige Aufmunterung gestärkt, heiter und gefaßt in das
dunkle Jenseits hinüber blickten, erschien aufs Neue der ver-
hängnißvolle Besuch, der die nächsterkorenen Opfer des Tri-
bunals bezeichnete. Mit einem lebhaften Vorgefühl ergriff
William Clairval's Arm, und trat dem Commissär entgegen,
als dieser die Namen der Verurtheilten überlas. Der letzte,
den er nannte, war William.

Ohne die Farbe zu ändern, kehrte sich der Jüngling zu
seinem tief erschütterten Freunde; „leben Sie wohl, Clairval,“
sprach er mit fester Stimme, „der Himmel schütze Ihr Leben.
Sie können es noch in Freude genießen, da kein reuevoller
Rückblick in die Vergangenheit es trübt. Sollten Sie je die
Meinen wiedersehen,“ fuhr er bewegter fort, „so sagen Sie
ihnen, daß ich freudig und ohne Bangen dem Tode entgegen
ging, von dem Gedanken geleitet, daß mein Andenken ihnen
noch werth geblieben. Und nun Gott befohlen!“ rief er wie-
der vollkommen gefaßt, indem er Clairval's Rechte mit einem
kräftigen Drucke schüttelte. Clairval, der ihn noch mit der
Linken fest, beinahe krampfhaft umschlungen hielt, folgte ihm
bis auf die Schwelle des Saals. In dem Augenblick, als
William sich loswand, entstand ein Gedränge an der Thüre;
eine neue Schaar Verhafteter ward vorübergeführt.

Plötzlich stürzte eine Frau mit einem gellenden Schrei aus
dem Haufen, und warf sich zu William's Füßen. Mit dem
Ausdruck der Verzweiflung umklammerte sie seine Knie.
„Vergebung!“ rief sie, „um Gotteswillen, Vergebung!“ —
Erschüttert trat William um einen Schritt zurück, indem er
mit einem mitleidigen Blicke, auf sie herabsah: „Unglückliche,“
sprach er, „auch Du! so vergebe Gott Dir, wie ich von Her-
zen Dir vergebe.“

Der Zug brach auf; besinnungslos lag Mad. S... am
Boden. Clairval's Gefühl zu schildern, wäre ein vergebliches
Unternehmen. Eine dumpfe Betäubung folgte der peinlichen
Wehmuth, mit der er sich auf die einsame Stätte hinwarf,
die er mit William eingenommen; als auch dieser halbbe-
wußtlose Schmerz vorübergegangen, fühlte er allgemach seine
Brust von jenem Gleichmuthe, von jener kummerlosen Hin-
gebung gestärkt, die ihn bei seinem Eintritte ins Gefängniß

so sehr an seinen Unglücksgefährten überrascht hatte. Beinahe täglich sah er ihre Zahl sich wechselnd mehren oder mindern, je nachdem neue Schaaren von Gefangenen eingeführt wurden, oder die furchtbare Liste Andere zum Tode abrief. Täglich erwartete auch Clairval sich zum letzten Gange aufgerufen zu hören, aber, welcher Glücksstern über ihn waltete, oder welcher Zufall seinen Namen und seine Anklage in Vergessenheit gebracht hatte — Monate waren bereits hingegangen, und immer noch war er verschont geblieben; da dämmerte endlich der erste tröstende und versöhnende Morgen, der 28. Juli (Tag der Hinrichtung Robespierre's), über Frankreich; das blutgierigste und unersättlichste seiner Ungeheuer fiel, die Kerker sprangen auf, und Tausende dem Richtbeil geweihten Opfer waren dem Leben und der Freiheit wieder geschenkt, unter ihnen auch Clairval.

Zwar trat er mit einer traurigen Aussicht in die hülflose Zukunft aus seinem Gefängnisse; allein das Glück wollte ihm auch hier besser, als er es erwartet hatte. Mancher seiner Freunde, der sich dem Auge und der Gewalt des Tyrannen entzogen, kehrte aus selbstgewählter Verbannung zu früherem Ansehen und Einfluß zurück. Mit ihrem Beistande gelangte Clairval zu einem Theil seines Vermögens wieder, und fand mit diesem Mittel sich eine neue Existenz in seinem Vaterlande zu gründen, die ihm die allmählig wiederkehrende Ordnung und Gesetzlichkeit, und der aufblühende Zustand der Dinge immer erträglicher und der Schrecknisse vergessen machte, die er erlebt hatte. William's letzten Auftrag hatte er längst erfüllt. Es gelang ihm, eine Gelegenheit auszufinden, sich mit Dunmore in einen treu unterhaltenen Briefwechsel zu setzen, und ihn von allem in Kenntniß zu setzen, was die nähern Umstände von William's Schicksale und von seinem sonderbaren Zusammentreffen mit dem unglücklichen Jünglinge in der Abtei betraf.

Von dem Tode seines Vetters war Dunmore bereits früher unterrichtet worden, Clairval's Nachrichten waren daher keineswegs mehr überraschend, aber dennoch mußten sie Erinnerungen bei seinen Verwandten wecken, die nicht anders als höchst schmerzlich und vor allen auf Arabellen tief erschütternd wirken mußten. Dunmore's Antworten enthielten die herzlichsten Zusicherungen der Achtung und Freundschaft, der innigsten Freude über Clairval's Rettung, und seine und der Seinen Wünsche ihn einmal wieder zu sehen. Jeder Brief des Lords war von der Aufforderung begleitet, nach Schottland zu kommen, und einige Monate im Kreise der Seinen zu verleben. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

„Ich muß bekennen, daß diese Anrede mich außerordentlich erzürnte, und ich beschloß, meine Drohung auszuführen. Auf der Stuhllehne hing seine Schärpe, und sein Degen, auf den meine Aufmerksamkeit hauptsächlich gerichtet war, stand in einer Ecke des Zimmers, weiter von ihm, als von mir entfernt. Mein Plan war schnell gefaßt. Während er das Papier in der einen Hand hielt und mit der andern siegelte, sprang ich hinter ihn, und versuchte seine Arme fest an den Körper zu halten, und ihn zu gleicher Zeit in den Stuhl niederzudrücken. Allein seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht; den Stuhl weit von sich schleudernd, erfaßte er mich mit aller Kraft, und fiel, indem er mich zu Boden warf, mit aller Schwere auf mich. Ich war vom Sturze halb betäubt, und ehe ich mich wieder erholen konnte, hatte er mir die Schärpe aus der Hand gewunden, und meine Hände mit aller Geschicklichkeit eines Polizeibeamten gefesselt. „St[...] auf," rief er mir zu; und die Thür öffnend, rief er [...] lauter Stimme: „Wachmeister!"

Der Ruf war von den Soldaten gehört worden, und [...] dauerte nicht lange, so trat ein Unterofficier mit mehre[ren] Soldaten ins Zimmer.

„Capitän von Windheim, sagte Hohenhorst bitter, le[...] an einem plötzlichen Anfalle von Delirium, und hat un[...] dessen Einflusse einen Angriff auf seinen commandiren[den] Officier gemacht. Man führe ihn in ein anderes Zim[mer] und bewache ihn gut; die Hände werden nicht losgebun[den], auch darf Niemand mit ihm sprechen, noch anhören, was [er] sagt. Beharrt er dabei, sprechen zu wollen, so bindet [...] ein Handtuch um den Mund. Sag Einer meinem Die[ner] er solle den Grauschimmel satteln; der Feind wird gege[n] Uhr da seyn, bis dahin will ich schlafen. Sollte ich fall[en], so überbringe man die Nachricht dem Capitän v. Windhe[im], der plötzliche Schrecken wird ihn wahrscheinlich wieder [zur] Vernunft bringen, und in diesem Falle soll er das Comma[ndo] bis zur Ankunft eines Oberofficiers übernehmen."

Hohenhorst winkte mit der Hand; ich ward in ein ande[res] Zimmer geführt, dessen Thür augenblicklich verschlossen [und] eine Schildwache davor gestellt ward. Ich trat ans Fen[ster] und eine zweite Schildwache begleitete mich dahin. Mir [war] die treue Anhänglichkeit der Soldaten an Hohenhorst zu w[ohl] bekannt, um zu zweifeln, daß seine Befehle streng befo[lgt] werden würden; darum suchte ich mich wo möglich zu beruhi[gen] und das Resultat zu erwarten. Dieß war indessen le[ine] leichte Sache, denn als meine Aufregung nachließ, fühlte [ich,] daß ich im Unrechte sey. Ein so desperater Schritt, [...] der, meinen commandirenden Officier arretiren zu woll[en,] konnte nur durch Enthüllung einer Verrätherei gerechtfert[igt] werden, oder durch eine Handlung so wilder Tollheit, wel[che] seine Unfähigkeit außer allem Zweifel setzte. Allein ei[ne] Verrätherei war er unfähig, und die Anordnungen, wel[che] er zur Vertheidigung des Weilers getroffen hatte, bewie[sen] den Besitz seiner vollen Geisteskräfte in Beziehung auf [die] ihm obliegenden Pflichten. Mein Angriff auf seine Per[son,] daß er mir die Hände gebunden und mich in Arrest gef[ührt] hatte, mußte bekannt werden. Fiel er, so hatte ich [kei]ne Zeugen in Betreff des Gesprächs, welches meine Gewaltt[hä]tigkeit hervorgerufen; blieb er am Leben, so konnte ich sch[wer]lich Nachsicht von ihm und noch weniger von einem Krieg[s]gerichte erwarten. Kurz, schmähliche Entlassung aus [dem] Dienste erwartete mich, und ich war bereits resignirt, [den] nächsten Tage als Gemeiner in ein anderes Regiment [einzu]treten, und zu versuchen, mich wieder bis zum Range ein[es] Unterofficiers hinauf zu kämpfen. Nachdem ich diesen E[nt]schluß gefaßt, schickte ich mich an, ruhig zu schlafen; denn [ich] war durch die Beschwerden des Tages völlig erschöpft.

„Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte; allein [ich] erwachte durch das Geräusch einer geöffneten Thür. Ein Co[r]poral trat herein und sagte, nachdem er meine Hände losge[bunden]: „Sie sollen sogleich zur Schwadron eilen, sich [an] deren Spitze stellen und angreifen. Dann sollen Sie [zu]rückweichen und nochmals angreifen; hierauf wird die Infa[n]terie aus dem Gehölz, in welchem sie postirt ist, Feuer ge[ben] und zwar so nahe als möglich an des Feindes Flanke. Rü[ckt] der Feind dann vor, um aus dem Gehölze zu treiben, [so] sollen Sie ihn angreifen, wenn er ungefähr noch 20 Sch[ritt] vom Saume des Gehölzes entfernt ist. Der Capitän h[at] das Terrain recognoscirt und den Grund sicher gefunde[n.] Er reitet heute den Braunen. — Den Braunen! rief i[ch,] Er hat ja den Grauschimmel zu satteln befohlen. Aber, [wo] ist er denn jetzt? — Ich weiß es nicht, Herr Rittmeiste[r,] erwiederte der Corporal; allein ich vermuthe ihn bei der [...]

fanterie, weil er Ihnen das Commando über uns gegeben. Der Cornet überbringt so eben dem Brigadier Nachricht über den Stand der Dinge."

In einer Minute saß ich im Sattel; und nachdem ich erst noch Hohenhorst's Diener befohlen, seines Herrn Grauschimmel nachzubringen, denn das Pferd, welches er ritt, war schwach im Rücken und nur bei Paraden zu gebrauchen, sprengte ich in die enge Straße des Weilers hinab und stand bald an der Spitze der Truppen, die am Ende desselben auf der Landstraße aufgestellt waren. Rechts war das Gehölz, in welchem die Infanterie stationirte; es erstreckte sich ungefähr 50 Ellen abwärts vom Wege, der etwas steil in die tieferliegende Ebene führte und nach einem links gelegenen Walde ging, am Fuße des Hügels, auf dem der Weiler lag. Die Nacht war sehr dunkel; als ich aber nach der Biegung der Straße blickte, bemerkte ich eine dunkele Masse, die nichts Anderes, als der Feind seyn konnte; und da ich nun annahm, daß der Grund jenseits des Gehölzes zu Operationen ungeeignet sey, so erwartete ich die erste Bewegung der Colonne, um Hohenhorst's Befehle auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die erste Göttin der Vernunft.

(Schluß.)

### Ursula Momoro an Catharine Bury.

Paris, am 2. Frimaire im Jahre III.

Der schreckliche Tag ist vorüber; ich bin nicht gestorben, aber wo soll ich mich fortan verbergen? Wenn Du mich diese Nacht über hättest sehen können, Catharine, so würdest Du mich bemitleidet haben. Ich rang die Hände vor Verzweiflung. Mein Mann war bei mir; er schluchzte und flehte um meine Vergebung. Ich bin ein Feigling, Ursula, rief er aus, Du hast Recht, Du mußt mir fluchen. Das Gesetz erlaubt Dir, mich zu verlassen, brauche Dein Recht, ich bin Deiner unwerth. Sein Schmerz that mir wehe und ich bemühete mich, ihn zu trösten.

Ich will Dir Alles erzählen, Dir meine Schande darlegen; es soll meine erste Sühne seyn. Viele andere Demüthigungen stehen mir noch bevor. Wird man nicht nach zwanzig Jahren noch mit Fingern auf mich zeigen und sagen: „Das ist die erste Göttin der Vernunft gewesen?"

Die Directoren des Festes hatten mir mein Costüm vorgeschrieben. Ich mußte eine weiße Tunica und einen blauen Mantel anlegen. Meine Haare wurden über meine Schultern ausgebreitet und als Kopfputz diente mir die Mütze, welche sie die Freiheits-Mütze nennen. Meine Fußbekleidung bestand aus einem alterthümlichen Cothurn, meine Zehen waren mit goldenen Ringen geschmückt. Als ich mich im Spiegel erblickte, gerieth ich vor mir selbst in Schrecken; ich sah bleich aus wie der Tod, man nöthigte mich, Schminke aufzulegen, zum ersten Male in meinem Leben. Uebrigens war ich nicht das einzige Opfer; zwölf junge Mädchen, ebenfalls schöne Frauenzimmer, waren zu meiner Begleitung bestimmt und gleich mir in weiße Tuniken gekleidet; Rosenguirlanden ersetzten bei ihnen den Mantel, die Freiheitsmütze hatte man ihnen erlassen, nur Blumen schmückten ihr Haar.

Meine Mutter war bei mir und konnte nicht aufhören zu weinen. Weinend erwarteten wir die Stunde der Opferung. Um Mittag ließ sich ein großer Lärm vernehmen, unsere Straße füllte sich mit Neugierigen, alle Fenster bis in das höchste Stockwerk hinauf waren von ihnen besetzt. Chaumette erschien und reichte mir die Hand. Er wenigstens war an seiner Stelle, denn er fungirte als Großpriester seiner eigenen Religion. Wir traten auf die Straße, wo mich allgemeiner Beifallsruf empfing. Die Blässe war von meinem Gesichte gewichen; meine Stirn, meine Augen, mein ganzer Körper war in fieberhafter Hitze. Mein Mann hielt sich fern; hätte er mich erblickt, er wäre vor Wuth umgekommen.

Ich wurde auf einen Thron gesetzt, den zwölf weißgekleidete Männer auf ihre Schultern nahmen. Welch cynische, schmachvolle Worte mußte ich da nicht hören? Mit welcher Frechheit und Lüsternheit richteten sich die Blicke auf mich, die ich auf meinem Throne dem Allen Trotz bieten mußte. Man trat endlich den Weg an; Musikbanden zogen voran, die Behörden, Abgeordnete der Sectionen und Soldaten hinterher, eine unabsehbare Volksmenge schloß den Zug. So kamen wir zum Tempel der Vernunft, dessen ephemere Göttin ich seyn mußte.

Du erinnerst Dich, daß wir vor drei Jahren in der Kathedrale Nôtre-Dame gewesen sind, Du erinnerst Dich auch gewiß des von Gold strotzenden Altares, den wir damals so sehr bewundert haben, der aber jetzt nichts als ein Steinhaufen ist. Auf diesen Steinhaufen wurde ich gebracht. Dann fing man an zu singen, zu sprechen, zu schreien, so daß ich mich isolirt fand, meine Gedanken sammeln und beten konnte.

Von dem, was um mich geschah, habe ich nichts gesehen, nichts gehört. Man sagte mir endlich, daß der erste Theil der Ceremonie vorüber sey; der Zug setzte sich wieder in Bewegung und begab sich in die Tuilerieen in den National-Convent.

Als ich eintrat, wurde ich von den auf den erhöhten Sitzen befindlichen Mitgliedern der Versammlung (dem Berge) und von den Zuschauern in den Tribunen mit Beifallsgeklatsch begrüßt; die Repräsentanten auf den niedrigeren Sitzen zuckten die Achsel. Während einer halben Stunde richteten sich zwei Hundert Lorgnetten auf meine Person. Man hatte mir einen Sitz dem Präsidenten gegenüber eingeräumt, einem alten Manne, der mich zu bedauern schien. Dem Programm gemäß hatte ich eine Anrede an die Versammlung zu halten; als mir Chaumette diese Rede überreichte, sagte er witzelnd zu mir: „So wird doch wenigstens einmal die Vernunft im National-Convente zu Worte kommen." Vergebens aber würde ich versucht haben, zu sprechen; mein Mund war wie ausgetrocknet, meine Zähne waren auseinander geklemmt und ich vermochte nicht, sie zu öffnen. Chaumette machte daher meinen Dollmetscher und verlas statt meiner die Anrede, in der er jedoch verschiedene Aenderungen nach eigenem Geschmacke vorgenommen hatte:

„Sie wissen, Bürger Gesetzgeber, daß der Fanatismus entflohen ist und seinen Platz der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Wahrheit überlassen hat; seine blöden Augen haben den Lichtglanz nicht vertragen können und er ist entwichen. Wir haben seine Tempel in Besitz genommen und sie regenerirt. Am heutigen Tage hat sich die gesammte Bevölkerung von Paris unter die gothischen Gewölbe begeben, von denen so lange Zeit die Stimme des Irrthums wiederhallte, und in welchen jetzt zuerst der Ruf der Wahrheit ertönt ist. Dort haben wir der Gleichheit, der Freiheit, der Natur geopfert; dort haben wir gerufen: „Es lebe der Berg!" und der Berg hat uns gehört, denn er wird sich mit uns in den Tempel der Vernunft begeben. Nicht eitlen Bildern, nicht leblosen Götzen haben wir geopfert. Nein, ein Meisterstück der Natur haben wir erwählt, um sie zu vergegenwärtigen und dieses heilige Bild hat die Herzen unserer Aller entflammt. Nur ein Wunsch hat sich vernehmen lassen, ein Ruf sich von allen Seiten erhoben: Keine Priester mehr, keinen Gott mehr, als die Götter, welche uns die Natur selbst zeigt! Wir, die Behörden, haben diesen Wunsch vernommen und

überbringen ihn jetzt Euch. Aus dem Tempel der Vernunft kommen wir jetzt in den des Gesetzes, um die Freiheit zu feiern; wie verlangen von Euch, daß die ci-devant Metropole von Paris der Vernunft und der Freiheit geweihet werde."

Ich fühlte mich beinahe glücklich in dem Gedanken, ein solches Gewebe von Absurdität und Gotteslästerung nicht haben vorbringen zu brauchen. Chaumette hatte während der ganzen Ceremonie mehr als nothwendige Artigkeit gegen mich bewiesen; die Krone dieser Artigkeiten waren die Worte: Meisterstück der Natur.

Der Convent decretirte, daß er in corpore dem Feste der Vernunft beiwohnen werde. Das Fest, das ich für beendigt hielt, begann daher von Neuem und erst nach einer abermaligen Station im Tempel der Vernunft, nach abermaligen Reden, Gesängen und Geheul brachte man mich wieder in mein Haus. Es war Zeit, denn meine Kräfte fingen an zu schwinden.

Der Lohn für meine Hingebung wartete meiner. — Er war abgereist und ist in Sicherheit.

Ursula Momoro.

## Tabletten.

*** (Frankfurt.) Ein höchst unangenehmer Vorfall unterbrach gestern die erste Darstellung des Schauspiels: Treue Liebe, von Eduard Devrient. Bald nach dem Beginne des dritten Aktes — die Scene stellte einen Maskenball vor — ward das Kleid eines jungen, kürzlich engagirten, Mädchens aus dem Chore von dem brennenden Spiritus, den eine Maske in einer Opferschale trug, ergriffen. Das Mädchen erschien wie von hellen Flammen umgeben, und stieß erschütterndes Angstgeschrei aus. Der Vorhang fiel, das Publikum blieb einige Augenblicke stumm vor Schreck, der sich auch der mitwirkenden Schauspieler in so hohem Grade bemächtigt hatte, daß das Stück nicht zu Ende gespielt werden konnte. Wie vernehmen, daß die vom Unfall Betroffene mehrere, jedoch nicht gefährliche, Brandwunden davon getragen haben soll.

*** Ich hatte um die Begünstigung gebeten, (so erzählt Vicomte d'Arlincourt in seinem jüngst erschienenen „Pilger") mich der verwittweten Frau Herzogin von Nassau vorstellen zu dürfen; Ihre k. Hoh. empfing mich, umgeben von Ihrer liebenswürdigen Familie, und ich fühlte mich durch Ihren Anblick ganz verwirrt. Ich wußte wohl, daß die Herzogin eine junge und hübsche Dame ist: aber nie hatte ich mir die herzogliche Wittwe in solchen Reizen, in solcher Frische, in solcher Schönheit und Anmuth gedacht. Sie forderte mich auf, von meinen Reisen zu erzählen, und ich flocht ein Paar Sagen ein. Die liebliche Prinzessin Marie, die Stieftochter der Herzogin, hörte mir mit jener anmuthigen Naivetät zu, wie wohl die Königstöchter in alten Zeiten, vor denen ein Troubadour plauderte. Und indem ich so Märchen und aus Chroniken erzählte, meinte ich mich ins Mittelalter und in den Kreis einer Königsfamilie jener Zeit versetzt, in welcher so viel Größe und zugleich so viel Güte herrschte und in der jede Stirne ein Glorienschein des Ruhmes und der Poesie leuchtete. Ich verbrachte hier die glücklichsten Stunden. Ach, daß hienieden die Freuden wie die Träume immer ein Erwachen haben: sie gewähren keinen Aufenthalt, man zieht nur an ihnen vorüber! D.

*** Am 2. Mai sollte im Odeontheater in Paris das Schauspiel Rodogune aufgeführt werden. Eine große Menge Zuschauer stand vor den Thüren; diese aber wollten sich nicht öffnen. Endlich erklärte der Theaterkontrolleur, daß die Aufführung heute unmöglich werde, da das Gas nicht gekommen sey. Gegen die Gasadministration ist ein Prozeß anhängig gemacht worden.

*** Die sächsischen öffentlichen Blätter enthalten jetzt eine Ediktalladung des Kreisamtes in Leipzig zum Publikationstermine eines Distributionsbescheides in Konkurssachen eines Friedrich von Ende, Besitzers des Gutes Königsfeld bei Rochlitz, welcher 1744 starb. Man traut seinen Augen kaum, daß 1744 dieser Konkursprozeß begann, und erst nach achtundneunzig Jahren bis zur Eröffnung eines Distributionsbescheides gedieh. Und doch ist es baare Wahrheit!

*** (Die deutsche Oper in Paris.) Der National meldet vom 5. Mai: „Die zweite Darstellung des Nachtlagers von Granada, welches das deutsche Theater für diesen Abend angekündigt hatte, konnte nicht statt finden. Die Thüren waren geöffnet und die Zuschauer saßen auf ihren Plätzen, als ein Mitglied der Truppe ankündigte, ein plötzliches Unwohlseyn der Madame Schumann mache jede Darstellung unmöglich. Aber die vielen Lücken, welche man im Orchester bemerkte, ließen auf eine andere Ursache dieses Vorfalls schließen! Mit tiefem Bedauern sehen wir, daß ein dem Fortschritte der Musik so interessantes Unternehmen den Erfolg nicht hat, welchen wir für dasselbe hofften." Wie mild und schonend diese Bemerkung des radikalen National sey, bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung. Die Feinheit und der Takt, den die französische Kritik bei dem Schumannschen Unternehmen bewiesen hat, macht der französischen Humanität und Bildung Ehre, wie es eine traurige Erscheinung ist, daß der Sinn für deutsche Musik in Paris durch Herrn Schumann auf so unverantwortliche Weise in seinen gerechten Erwartungen und geweckten, großen Hoffnungen getäuscht wird. (Mainz. Z.)

*** (Ein neuer Orpheus.) In einem Landstädtchen Galiziens hatte unlängst ein armer Geiger auf dem Kirchweihfeste gespielt, und trabte am nächsten Morgen mit seiner Violine im Arme wohlgemuth nach Hause. Da wird er auf der großen Weide, die er durchschneiden will, einen Stier gewahr, der mit gesenktem Kopfe und fürchterlichem Gebrülle auf ihn losstürzt. Der geängstete Geiger wollte sich auf einen Baum flüchten, hatte aber aus Angst nicht die Kraft dazu; in dieser schrecklichen Lage, seinen Tod vor Augen, kam ihm der glückliche Gedanke, die Gewalt der Musik zu versuchen; er setzte daher zitternd die Violine an und strich fürchterlich über die Saiten. Bei den ersten Tönen stierte ihn das wüthende Unthier an, schnaubte fürchterlich und kauerte sich endlich, als er immer weiter spielte, ruhig zu seinen Füßen nieder. Der beruhigte Musiker wollte diese Gelegenheit ergreifen, um fortzuschleichen; doch kaum waren die letzten Töne der Violine verklungen, so rüstete sich der Stier von neuem zum Angriffe, und es blieb dem armen Geiger nichts übrig, als im Schweiße seines Angesichts so lange dem gehörnten Ungethüm ein Concert zu geben, bis endlich jemand zur Hülfe herbeieilte; fürwahr keine beneidenswerthe Lage!

*** Auf dem Theater zu Mobile in den Vereinigten Staaten hat (nach Philadelphia-Zeitungen) die englische Schauspielerin Miß Hamelin den Schauspieler Ewing hinter der Bühne erdolcht, so daß er auf der Stelle todt blieb. Die Thäterin ist entkommen.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 12. Mai. Die Hochzeit des Figaro, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Demoiselle Karsten, vom Theater zu Würzburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 131. 13. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taishalrin.

(Fortsetzung.)

Jahre mußten indeß darüber vergehen, ehe es die Verhältnisse Clairval's gestatteten, von der ihm so lieben Einladung Gebrauch zu machen. Endlich sah er seinen langgehegten Wunsch erfüllt. Ohne Dunmore, den er zu überraschen im Sinne hatte, von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, reiste er nach Schottland ab. In ***, einem Städtchen, das nur auf eine kleine Tagreise von dem Landsitze entfernt war, den der Lord, wie er wußte, in diesem Augenblicke bewohnte, und der seitwärts der Heerstraße lag, verließ er die Mail-Kutsche, deren er sich bisher bedient hatte, und miethete ein Fuhrwerk, das ihn bis zum Abende nach dem Schlosse bringen sollte.

Schon erblickte er von ferne die Hügel, zwischen welchen ihm sein Führer das stattliche Gebäude bemerken ließ, das von den schrägeren Sonnenstrahlen beleuchtet, weithin mit spiegelnden Fenstern funkelte, als er zwei Reiter im gestreckten Laufe auf sich zueilen sah. Clairval dachte nichts geringeres, als ein Paar Gentlemen der Heerstraße vor sich zu sehen, die auf einer Seitenpatrouille im Begriffe ständen, seine Börse um einige Guineen zu erleichtern. Doch fiel ihm so, wie sie sich näherten, der beruhigende Umstand auf, daß der eine der Reiter ein leeres Handpferd am Zügel führe; er glaubte endlich sogar in dessen Kleidung die Livrée des Lords zu erkennen, und noch beschäftigte er sich mit dieser Beobachtung, als schon der andere Reiter sich vom Pferde warf, mit offenen Armen auf ihn zueilte, und ihn mit dem dem freudigsten Zuruf begrüßte.

Es war Dunmore selbst, dem nun auch Clairval mit lauter Freude aus dem Wagen entgegen sprang, und von ihm herzlich umarmt, ihn mit gleicher Erwiederung an seine Brust drückte. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, konnte Clairval nicht umhin, dem Lord sein Erstaunen zu erkennen zu geben, ihn schon von seiner Ankunft unterrichtet zu finden.

„Haben Sie denn," erwiederte der Lord lächelnd, „die Prophetengabe unsers Hauses schon vergessen? oder glauben Sie, daß Clairval's Besuch uns nicht wichtig genug sey, daß unsere Cassandra uns nicht mit einer solchen Nachricht erfreuen werde? — Im vollen Ernste, Clairval, Arabella hat uns Ihr Eintreffen schon vor mehreren Tagen angekündet. „Ein theurer, lange nicht gesehener Freund werde uns besuchen," sagte sie damals; „aber wir, die zwar, wie Sie wissen, mit unbegrenztem Zutrauen auf ihre Worte glauben, bemühten uns vergeblich, den Freund zu errathen, da unsere Vermuthung auf Sie, als den entferntesten, am wenigsten verfallen konnte. Allein heute Morgen sprach das Orakel bestimmter; „Clairval, lieber Bruder!" sagte Arabella mit ihrem heitersten Gesichte, als sie zum Frühstücke in den Saal trat, „Clairval ist auf der Reise zu uns, und wird spätestens heute Abend auf dem Schlosse eintreffen." Sie denken sich meine und Lady Rosa's Freude! Während die sorgsame Hausfrau noch bemüht war, alle Vorkehrungen zu Ihrer Aufnahme zu Stande zu bringen, setzte ich mich nach Tische zu Pferde, um Sie der Erste bei uns willkommen zu heißen, und selbst bei unsern Damen einzuführen, die Sie schon mit Ungeduld erwarten werden. Besteigen Sie daher das Handpferd, das ich für Sie mitgebracht, und lassen Sie uns dem Wagen vorauseilen, der mit Ihrem Gepäck von meinem Diener nachgebracht werden soll."

Clairval nahm mit Freuden Dunmore's Vorschlag an, und fand auf dem Schlosse ganz die herzliche und freundschaftliche Aufnahme, auf welche der Lord ihn vorbereitet hatte. Er verlebte die frohsten Tage in Dunmore's Familienkreise, der alles aufbot, ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Jagd und Fischfang, häusliche und ländliche Feste, mit einem Worte, alle Vergnügungen, die das Landleben gewähren kann, wurden ersonnen, den theuern Gast in ihrem Zirkel zu fesseln, und ihm die Abreise so lange als möglich vergessen zu machen.

Als die Herbstzeit herannahte, lag Dunmore und die Seinen ihrem lieben Gaste auf das dringendste an, sie auch nach Dunmore Castle, ihrem Landsitze an der Grenze des Hochlandes, zu begleiten, und Clairval, der den vereinten Bitten seiner Freunde nicht zu widerstehen vermochte, gab der bestimmten Frist seines Aufenthaltes noch mehrere Wochen zu. Ihm selbst war es auch von der Seite angenehm, ihren Wünschen willfahren zu können, als dieses Anerbieten ihm Gelegenheit verschaffte, ein in so vieler Hinsicht sehenswerthes Land näher kennen zu lernen. In Dunmore's Gesellschaft bereis'te er viele jener Gegenden, die seither durch Walter Scott's Meisterwerke dem Auslande so anziehend geworden. Er wanderte an den einsamen Seen, zwischen den hohen Bergen, um deren Scheitel die trüben, gestaltenreichen Nebelmassen hingen, in den düstern Waldthälern, auf den öden, schauerlichen Moorflächen, wo kaum hie und da der moosbewachsne Steinhaufe eines alten Grabes den Pfad durch die einförmige, unübersehbare Oede bezeichnet. In solchen Gegenden lernte er den Geist der Bewohner, ihre Sagen und Gesänge, ihre Vorurtheile und ihren Aberglauben verstehen. —

Selbst Dunmore Castle mit seinen Wallgängen und Spitzthürmen, mit seinen hallenden Bogengängen, und gothisch verzierten Erkern, seinen mit dunkelm Holze ausgetäfelten, oder mit hohen Ahnenbildern verzierten Gemächern, durch

schmale und tiefe Fensterausschnitte und die gemalten Glasscheiben noch mehr verdüstert, reichten hin, ihn über die Richtung zu belehren, die eine Phantasie, gleich jener Arabellens, unter solchen Umgebungen hatte nehmen müssen. So entgegengesetzt sie dem leichten Sinne seiner Landsleute, und seiner eigenen fröhlichen Gemüthsart waren, so fühlte sich Clairval dennoch von ihren eigenthümlichen Reizen angezogen, und vorzugsweise unterhielt er sich gerne mit Arabellen von Allem, was auf die Sitten und Gebräuche des Hochlandes, die Geschichten und Sagen der Vorzeit Bezug hatte. Mit der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit willfahrte sie seiner Wißbegierde, sie machte ihn mit der frühern Verfassung der Clans, mit den Namen und Thaten der ausgezeichnetsten Stämme, mit den Gesängen, die sie feierten, und mit den Schönheiten der caledonischen Muse und den Eigenheiten ihrer Sprache bekannt. Bei ihr erholte er sich nähere Aufschlüsse über den Glauben an das Wundervolle, über den Hang zum Uebernatürlichen und Mährchenhaften, das sich überall in Poesie und Wirklichkeit verwebte, und bereicherte auf diesem Pfade seine Wißbegierde und den Umkreis seiner Forschungen in dem Lande, das täglich neues Interesse für ihn gewann.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

„Kaum war ich eine Minute bei den Truppen gewesen, denn bei solchen Gelegenheiten ist man oft von so rascher Beweglichkeit beherrscht, wie man sie zu keiner andern Zeit besitzt, als ich beim ersten Tumulte der dunklen Masse, auf die ich blickte, Befehl zum Angriff ertheilte, und rasselnd jagten wir den Hügel hinab. Unten that mein Pferd einen Satz über irgend ein Hinderniß, das im Wege lag, und eine Secunde darauf waren wir hart am Feinde. Sie gaben Feuer, aber ohne Erfolg; und trotz der Bemühungen der Officiere flohen sie hinter die Biegung der Straße, wohin ich sie nicht zu verfolgen wagte. Nun zogen wir uns zurück, den Hügel hinauf, und formirten uns wieder, zu neuem Angriffe bereit, sobald der Feind wieder erscheinen sollte. Kaum hatte ich Halt gemacht, so fragte ich den Sergeanten, was das für ein Hinderniß gewesen sey, über welches mein Pferd gestürzt, worauf mir die traurige Antwort ward: Hohenhorst's Leiche und sein Pferd. Allein ich hatte keine Zeit zum fernern Forschen. Denn schon sahen wir den Feind im Sturmschritte um die Biegung kommen, worauf wir uns abermals ihm entgegenstürzten. Kaum waren wir am Fuße des Hügels angelangt, als der Feind ein lebhaftes Feuer auf uns eröffnete, und mehrere meiner Leute stürzten; dadurch nicht aufgehalten, drangen wir dennoch vor, fast bis an die Spitzen ihrer Bajonnette, wo uns eine zweite Salve empfing. Der Feind hatte Halt gemacht, und schien hier offenbar festen Fuß fassen zu wollen; auch war er bereits viel weiter vorgerückt, als beim ersten Angriffe. Ihn zu durchbrechen, war durchaus unmöglich; so blieb nichts übrig, als mich nach dem Weiler zurückzuziehen und mich auf dem Gipfel der Anhöhe zu postiren, die ungefähr 100 Ellen vom Gehölze entfernt war, um von hier aus den Angriff wieder zu beginnen, sobald unsere Infanterie Feuer gegeben hatte. Andererseits schien der Feind nicht sehr geneigt zu seyn, vorzurücken, da ihn das Gehölz stutzig machte; offenbar hielten sie Rath, ob es nicht besser sey, erst das Gehölz sorgfältig zu untersuchen, ehe man zur Occupation des Weilers schreite. Ich wünschte ihnen in diesem Augenblicke nichts angelegentlicher, als einige streitsüchtige Officiere, weil ich überzeugt war, der Brigadier werde bald mit einem Detaschement reitender Artillerie erscheinen, und die Sache zum Ausschlage bringen, oder ein regelmäßiges Treffen herbeiführen. Die Pause gab mir Zeit, Erkundigungen über Hohenhorst's Tod einzuziehen. Aus dem Berichte des Sergeanten erfuhr ich nun, daß er sich ungefähr ein Viertel auf 1 Uhr an die Spitze der Truppen gestellt habe, die bereits über eine Stunde an der Stelle aufgerückt waren, wo ich sie gefunden. Zum Erstaunen und Bedauern seiner Leute habe er seinen Braunen geritten. Von ihm an der Krümmung des Weges, auf dem man den Feind erwartete, ausgestellte Vedetten seyen gerade mit dem Glockenschlage 1 Uhr den Hügel heraufgesprengt, mit der Nachricht, der Feind nahe; nun habe er das Zeichen zum Angriffe gegeben und sein Pferd angespornt. Gerade als sie den Fuß des Hügels erreicht, sey das Pferd gestürzt, mit ihm und auf ihn, und die ganze Schwadron habe unaufhaltsam den Weg über sie hinweggenommen. Der Feind hätte den Angriff nicht abgewartet, und da die Instructionen des Sergeanten dahin gelautet, die Krümmung des Weges nicht zu überschreiten, so habe er dem Verfolgungseifer der Mannschaft, von der nur Wenige wußten, wen sie überritten, Einhalt gethan, und sie nach dem Weiler zurückgeführt, um dort meine Ankunft zu erwarten. Sein Bursche, der gerade in diesem Augenblicke mit dem Grauschimmel kam, erzählte mir, der Herr sey in den Stall gekommen, habe ihm befohlen, den Sattel vom Grauschimmel zu nehmen und dem Braunen aufzulegen, und ihn nach halb 12 Uhr zu wecken. Er habe gehorcht, und als er zur genannten Zeit in sein Zimmer gekommen, habe er ihn fest schlafend gefunden. Hierauf habe er ihm ein an den Brigadier adressirtes versiegeltes Packet gegeben, und sey, nachdem er einen Becher Wein getrunken, die Treppe hinab gestiegen. Als er den Braunen gesattelt gefunden, sey er sehr ärgerlich geworden, und habe durchaus nicht glauben wollen, daß er selbst befohlen, den Grauschimmel abzusatteln, wie er sich auch nicht besinnen konnte, im Stalle gewesen zu seyn. Trotz dem habe er nicht warten wollen, bis das andere Pferd gesattelt sey, und wäre weggeritten, nachdem er zuvor seinen Befehl wiederholt, daß das Packet in des Brigadegenerals eigene Hände überliefert werde. So war denn ein Theil von Hohenhorst's Voraussagung erfüllt; denn daß er noch unter den Lebenden seyn solle, nachdem die Schwadron dreimal über ihn weggeritten, war unmöglich; und mein Schmerz und mein Erstaunen wurden keineswegs durch den noch übrigen, sich auf mich beziehenden Theil der Prophezeihung vermindert. Ich sollte verwundet werden, so lautete diese, während ich dem Brigadier seinen Tod verkündete; und obgleich ich fühlte, wie unmöglich es sey, mein Schicksal zu vermeiden, wenn meine Verwundung in der That vom Fatum beschlossen war, so wollte ich doch diese Mittheilung so lange als möglich verschieben.

„Der Feind begann jetzt, den Hügel langsamen Schrittes zu ersteigen, ohne das Wäldchen von irgend Jemand durchforschen zu lassen. Ich gebot meiner Mannschaft Halt, und harrte mit athemloser Spannung des Moments, wo unsere Infanterie Feuer geben sollte. Hohenhorst war in diesem Augenblicke vergessen; denn nie noch zuvor, selbst in meinem ersten Scharmützel, war ich mit solchem Interesse bei der Sache gewesen. Endlich erreichte die Spitze der Colonne die Spitze des Dorfs und ungefähr 50 Ellen abwärts vom Wege war deren Flanke den im Gehölze liegenden Truppen preisgegeben. Plötzlich krachte es hinter der ganzen Linie von Bäumen und aus dem Buschwerke. „Vorwärts!“ rief ich; „vorwärts!“ und in wenig Secunden waren wir unter ihnen, Einige niederstoßend, Andere niederreitend und mit Teufelswuth fechtend. Dieser doppelte Angriff war zu viel für den Feind; Mannschaft und Officiere machten Kehrt, und wir

jagten sie wieder bis zur Krümmung, worüber hinaus ich meine Leute nicht verfolgen ließ. Nicht ohne Schwierigkeit brachte ich wieder Alle zusammen, denn Einige waren so unklug gewesen, abzusteigen, um zu plündern, und Alles war in Verwirrung; während ich hin- und hersprengte, um sie in Reihe und Glied zu bringen, galoppirte der Cornet der Truppe herbei, und berichtete, daß er die Leute in Ordnung bringen wolle, während ich auf den Gipfel des Hügels reiten möchte, wo der Brigadier auf meinen Bericht warte. So also nahte sich der Moment, wo ich erfahren sollte, ob Hohenhorst's Prophezeihung ganz in Erfüllung gehe, oder nicht.

Als ich die Stelle erreichte, wo der Feind die stärkste Niederlage erlitten hatte, begegnete ich dem Brigadier. Indem ich mein Pferd zusammennahm, trat es auf den Körper eines französischen Officiers, der einen tiefen Schmerzensseufzer ausstieß: „Es ist ein Officier von Rang, sagte der Brigadier, wenden Sie wenigstens ihm Ihre Sorgfalt zu, meine Herren. Wenn seine Freunde uns nur Zeit gönnen wollen, so werden wir für alle diese Unglücklichen Sorge tragen. Wo ist Hohenhorst, Capitän von Windheim? — Ach! Excellenz, er ist leider nicht mehr. Er führte die erste Charge an; aber sein Pferd stürzte mit ihm am Fuße des Hügels, und einen Augenblick darauf setzte die ganze Schwadron über ihn weg." Kaum waren diese Worte aus meinem Munde, als ich einen Stoß in die Wade des linken Beins bekam, daß ich vom Pferde stürzte. Ein französischer Soldat, den ich im Handgemenge niedergeritten und dessen linkes Bein vom Hufe meines Pferdes zertreten war, hatte mich wieder erkannt; schnell zog er den Degen des verwundeten Officiers aus der Scheide und brachte mir, alle seine Kräfte zusammennehmend, diese Wunde bei. Zum Glück hatte diese Anstrengung seine Kräfte erschöpft, sonst hätte er mich sicher todt gestochen, als ich im Schmerze vom Pferde und in seinen Bereich fiel.

„So weit ging des sterbenden Hohenhorst's Prophezeihung in Erfüllung, aber nicht weiter. Bei seinem Leichenbegängnisse, welches noch denselben Abend stattfand, war ich nicht zugegen, da ich im heftigsten Wundfieber lag. Ich ward Anfangs zur Nachhut und dann ins Spital geschickt, und es vergingen über sechs Monate, ehe ich wieder ein Pferd besteigen konnte. — Doch das Abendessen ist fertig, der ganze übernatürliche Theil meines Abenteuers ist erzählt, und wenn es gefällig ist, wollen wir zu Tische gehen." (Forts. folgt.)

## Tabletten

*** Wir theilen noch eine Stelle aus d'Arlincourt's „Pilger" mit. — Am nächsten Tage nach meiner Ankunft in Ischl stellte mich der Graf Bombelles, Hofmarschall Ihrer Majestät, der erhabenen Herzogin Marie Louise vor, welche ich ehedem in Paris als Kaiserin gekannt. Die Erzherzogin von Parma empfing mich, umgeben von ihren Hofdamen, mit unbeschreiblicher Huld. Es schien ihr zu gefallen, mich von Frankreich reden zu machen und mir mit dem lebhaftesten Interesse zuzuhören. Die französische Literatur war ihr genau bekannt, mein letztes Werk eben ihre Lectüre. Man sah, daß nichts, was sich auf das schöne Land bezog, dessen Souveränin sie gewesen, ihr gleichgiltig blieb. Sie erzählte einige ihrer Erinnerungen in so einfachem und großartigen Tone, daß ich lebhaft davon ergriffen wurde In ihrer Haltung lag so viel Würde, in ihrer Rede so viel Güte und in ihrem Blicke so viel Milde, daß es unmöglich war, dem Zauber zu widerstehen, den sie auf ihre Umgebung ausübte. Huldreich, großmüthig und wohlthätig, wurde sie in Ischl angebetet. In Wien ist ihr Name werth geblieben und Parma fühlt sich unter ihrer Regierung glücklich. Als wir von Frankreich sprachen, sagte ich ihr von einigen schönen Monumenten in unseren Provinzen. „Ich hätte sie alle sehen können, erwiederte die Fürstin mit freundlichem Lächeln; ich bereiste ja so viele Gegenden Frankreich's! Aber damals wurde meine ganze Zeit unglücklicher Weise von ewigen Vorstellungen der Personen, Bekomplimentirungen und Anreden in Anspruch genommen; und so kam es, daß ich auf meinen Excursionen in Frankreich nie nichts anderes als die Maires und ihre Adjuncten bequem ansehen konnte." D.

*** (Braunschweig 3 Mai.) Es wird den Lesern dieser Blätter nicht ohne alles Interesse seyn, zu erfahren, daß eine große Erbschaft binnen kurzer Zeit von Holland ausbezahlt wird. Die Erben sind ein Paar alte Landleute in einem Dorfe unweit Schöppenstedt; der Erblasser, ein weitläufiger Verwandter von ihnen, suchte in der Ferne sein Glück und fand es auf Java, wo er als holländischer Beamter mit der Hinterlassung eines so bedeutenden Vermögens verstarb, daß, nach den Kosten des, von der braunschweigischen Regierung geführten langjährigen Prozesses und allen andern Abzügen, noch eine Reinsumme von drei Millionen holländ. Gulden übrig ist. Die Auszahlung wird in den nächsten Monaten geschehen. Die alten Glückskinder haben nur ein Kind, eine Tochter, welche aber schon verheirathet ist und daher kein Gegenstand einer Heirathsspekulation mehr werden kann.

*** (Eine Rabenmutter.) Eine Engländerin von ungefähr 30 Jahren wohnte seit Kurzem in einem Hause der Straße Folle-Menicourt zu Paris mit ihrem Söhnchen von 6—7 Jahren. Am 21. April zwischen 10—11 Uhr Morgens hörte man aus diesem Logis klagendes Geschrei wie von einem Kinde ertönen, welches immer gellender wurde, so daß die Nachbaren Mitleid hatten und an die Thüre pochten, Einlaß und Beendigung der Mißhandlung des Kindes fordernd. Die Fremde verweigerte den Eintritt und antwortete bloß: sie könne ihr Kind strafen, wie sie wolle, worauf das Geschrei sogleich von Neuem ertönte, aber bald in wimmerndem Aechzen erlosch. Man lief nun nach einem Polizeicommissaire, welcher die Thüre mit Gewalt eröffnen ließ; bei seinem Anblicke riß die Engländerin das Fenster auf und sprang hinaus; sie lag zerschmettert am Boden, das Kind aber fand man im Zimmer mit Wunden bedeckt, deren ihm die Rabenmutter mit Messerstichen 6—7 im Unterleibe eingebohrt hatte. Der Knabe dürfte mit dem Leben davonkommen; aber Niemand konnte Auskunft über die Ursache der Unthat erhalten.

## Horace Vernet als Schlachtenmaler.

Die neuesten großen Schlacht-Darstellungen für den Saal von Konstantine im historischen Museum zu Versailles gehören unter Vernet's vorzüglichsten Leistungen im Fach der Kriegestücke und tragen den Stempel der freiesten Meisterschaft. Es sind Werke ungemeinen Talents, worin Reichthum und Lebhaftigkeit der Erfindung, genaue Einführung in Zeit und Moment, strenge Charakteristik der Kostüme, Figuren und Physiognomieen, Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, Kraft und Glanz der Färbung, Leichtigkeit und Tüchtigkeit der Pinsel-Führung, mit einem Worte, Alles so meisterhaft harmonisch zusammengestimmt ist, daß die dargestellten Begebenheiten lebendige Ganze ausmachen, woran die Seele eines Jeden sich erfreuen muß. Man darf nicht vergessen, daß Horace Vernet der Schöpfer einer neuen, wahrhaft modernen Gattung von Schlachten-Malerei ist, die von der Art und Weise älterer Bataillen-Maler, eines Salvator Rosa, eines Rubens, eines Lebrun, eines Bourgnignon, wesentlich abweicht. Bei diesen Meistern ist der Charakter der Schlacht ein ganz anderer als in den Vernetschen Bildern, weit fesselloser, individueller, stürmischer und mehr im Geist ritterlicher Zeiten. So lebendig und dramatisch die Bewegung der Kämpfenden bei Vernet ist, so merklich ist auch ihre Disziplin; sie sind Theile eines festgeregelten Heerganzen, Glieder einer ausgedehnten Kette in den Händen eines entfernten Anführers, der die beiden Enden hält, und diese Eigenschaft muß ihnen, auf dem veränderten Schauplatze des modernen Krieges

vergleichungsweise nicht als Mangel, sondern vielmehr als nothwendiges Zubehör angerechnet werden. Vernet gibt wirklich den Begriff einer heutigen Schlacht, nicht blos das zufällige Zusammentreffen eines Infanteristen- oder Kavalleristen Trupps; in seinen Schlachtstücken bilden die Zeilen der Bajonette, die Interpunktions-Zeichen der Kanonen, die fliegenden Perioden der Reiterei, die blutigen Absätze der Sterbenden uno Verwundeten eine so treue, klar faßliche Beschreibung des Kampfes, daß ihn das Auge unmittelbar übersehen und so zu sagen von der Leinwand ablesen kann. Diese klare Anschaulichkeit findet sich zunächst in den drei großen Compositionen, welche Schlacht-Hergänge bei der Belagerung von Konstantine darstellen und eine ganze Wand des oblongen neuen Saals bedecken, der davon den Namen hat. Im ersten Bilde wird ein Ausfall aus der belagerten Stadt zurückgeschlagen und der Feind von den Höhen von Coudia-Ati vertrieben, die der Herzog von Nemours, an der Spitze eines Bataillons der Fremden-Legion, eben erreicht, während die Araber kämpfend die Anhöhe hinabeilen. Rechts im Vorgrunde Verwundete und Sterbende, die aus dem Kampfe herbeigetragen, und einem Feld-Chirurgen übergeben werden, und verschiedene andere Schlacht-Scenen, alle mit Geist und Lebendigkeit aufgefaßt und vorgeführt. Auf dem zweiten Bilde rücken die Angriffs-Kolonnen vor. Links geht die erste Kolonne, aus Zuaven bestehend, unter den Weisungen der Officiere und den Taktschlägen des Glücks rüstig an ihr Tagewerk, die Vordersten der Mannschaft mit gefälltem Bajonette und gezücktem Degen. Im Vorgrunde rechts, von einem Theile seines Generalstabes umgeben, hält der General-Lieutenant Valee, der nach dem Tode des General Damremont den Ober-Befehl übernommen. Seiner Sache vollkommen gewiß, scheint der Kommandirende den Krieg, besonders den gegenwärtigen Kampf, ungefähr ebenso zu behandeln, wie Göthe's Egmont das Leben, als eine süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens. Der Oberst Combes, Kommandant der zweiten Angriffs-Kolonne, hat sich dem Ober-General genaht und empfängt von ihm die letzten Verhaltungs-Maßregeln. Im Hintergrunde die Stadtmauern von Konstantine, deren Schieß-Scharten Kartätschen zwischen die Belagerer schmettern und die Stürmenden mit einem Kugelregen begrüßen. Im dritten Bilde sucht die erste Angriffs-Kolonne unter Anführung des Oberst-Lieutenant Lamoriciere durch die geschossene Bresche in die Stadt einzudringen und scheint eine tapfere Gegenwehr zu finden; der nachrückende Oberst Combes, an der Spitze der zweiten Kolonne, unterstützt den Angriff und läßt zum Sturm blasen. Alle drei Bilder sind eben so geistreich und dramatisch komponirt, als trefflich beleuchtet und dargestellt. Die beste und ausgeführteste Partie des ersten Bildes ist die Darstellung der Fremden-Legion. Man ist gezwungen, die verschiedenen Aeußerungen der Thätigkeit, der Umsicht, der Sieges-Freude und der Mitempfindung zu theilen, so unwiderstehlich treffen alle zusammen die Vorstellungskraft. Niemanden wird einfallen, nach der Richtigkeit der Stellungen und Bewegungen zu fragen, sie fällt in die Augen, drängt ihr Daseyn auf mit den Rechten der unmittelbaren Erfahrung. Im zweiten Bilde sind die Zuaven mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt behandelt. Ungemein schön und von vortrefflicher Wirkung sind in eben diesem Bilde die Dampfwirbel des Hintergrundes in der heißen Sphäre des Gefechts; auch ohne den Strahl des Blitzes um Auskunft zu fragen, läßt sich schon aus dem Maße ihrer Dichtigkeit und ihres äußerlichen Verlaufes auf die Zeit zurückschließen, wann der Schuß gefallen ist. Man glaubt ihn zu hören, weil man seine Wirkung lebendig vor sich sieht: die feurige Dünste fangen an zu knittern, zu schmettern, zu krachen. Am wirkungsvollsten ist das dritte Bild. Gleich dem verkörperten Geiste des Ganzen schreitet die Kolonne zum Ziele; was geschehen ist, eben jetzt überall vorgeht und in den letzten Stößen nachfolgen muß, verkündigt das aufgeschlagene Manifest ihrer Erscheinung klarer, bündiger als der beste Zeitungsbericht. Sie vergegenwärtigt durch die Macht ihrer Wirkung den Moment des Ausschlags. Auch ist der Meister zur Erreichung dieses Zweckes augenscheinlich mit dem Hauptquartier seiner Kunst aufgebrochen. Nirgends eine Spur des Stockenden, Getheilten, Zwecklosen, Uebertriebenen, der ganze Streithaufen ein Uhrwerk, dessen Pulse laut melden, wie hoch es an der Zeit ist. Die Bewegungen des Körpers haben Seele, die Thätigkeiten der Seele werden leibhaftig, der Kontakt des Verschiedenartigen wirkt mit galvanischen Kräften. Die Kunst hat die Natur auf frischer That ertappt und dieselbe rein wieder gegeben. Diese Entfernung von aller Spiegelfechterei, die unter schwachen Händen so gern in Grimmassen ausartet, verleiht dieser Darstellung ihren schönsten Werth. Es verhält sich mit ihr, wie mit einem wohlgetroffenen Portrait; der Beschauer möchte darauf schwören, daß es ähnlich ist, wenn er auch dessen Gegenstand nicht persönlich kennt. Aus gleichem Grunde gibt sich dann auch Jeder, der nie den Krieg selbst mitgemacht hat, beim Anblick der Stürmenden der lebendigen Ueberzeugung hin, er sehe dem Kriege geradezu ins offene Auge bis mitten ins Herz hinein. Die Züge des französischen National-Charakters schimmern in dem entschiedenen, unbefangenen, todesmuthigen Wesen der Stürmenden hervor und sind dabei frei gehalten von jener furia francese, welche die Italiener einst an der reißenden Tapferkeit der Franzosen unter Karl VIII. mit Schrecken bewunderten, wovon auch in den Revolutions-Kriegen Proben genug vorgekommen sind. Es war dem Künstler darum zu thun, den militärischen Charakter der Gegenwart darzustellen; das ist ihm gelungen. Unter mehreren vortrefflichen Portrait-Figuren zeichnet sich besonders die des Oberst-Lieutenants Lamoriciére aus. Er ist die klare Geistesgegenwart selbst, getaucht ins kälteste Blut, gesteigert bis zur thatfertigen Präzision. (Pr. St. Z.)

---

## Aus Paris.

(Mitte April.)

Als ich vorigen Sommer an einem schönen Nachmittag in Cette anlangte, sah ich wie eben längs dem Kai, vor welchem sich das mittelländische Meer ausbreitete, die Procession vorüberzog, und ich werde nie diesen Anblick vergessen. Voran schritten die Brüderschaften in ihren rothen, weißen oder schwarzen Gewanden, die Büßer mit übers Haupt gezogenen Capuzen, worin zwei Löcher, woraus die Augen gespenstisch hervorlugten; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verschiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blasse gebrochene Gestalten, die gläubig einher schwankten, mit rührend kummervollem Singsang. Ich hatte dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet, und ich kann nicht läugnen, daß jene Töne eine gewisse Wehmuth, eine Art Heimweh in mir weckten. Was ich aber früher noch nie gesehen und was nachbarlich spanische Sitte zu seyn schien, war die Truppe von Kinder, welche die Passion darstellten. Ein kleines Bübchen, costümirt wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupt, dessen schönes Goldhaar traurig lang herabwallte, keuchte gebückt einher unter der Last eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirn grell gemalte Blutstropfen und Wundenmale an den Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz schwarz gekleidetes kleines Mädchen, welches, als schmerzenreiche Mutter, mehrere Schwerter mit vergoldeten Heften an der Brust trug und fast in Thränen zerfloß — ein Bild tiefster Betrübniß. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, stellten die Apostel vor, darunter auch Judas, mit rothem Haar und einen Beutel in der Hand. Ein paar Bübchen waren auch als römische Lanzknechte behelmt und bewehrt und schwangen ihre Säbel. Mehrere Kinder trugen Ordenshabit und Kirchenornat: kleine Capuziner, kleine Jesuitchen, kleine Bischöfe mit Insul und Krummstab, allerliebste Nönnchen, gewiß keines über sechs Jahr alt. Und sonderbar, es waren darunter auch einige Kinder als Amoretten gekleidet, mit seidenen Flügeln und goldenen Köchern, und in der unmittelbarsten Nähe des kleinen Heilands wackelten zwei noch viel kleinere, höchstens vierjährige Geschöpfchen in alt fränkischer Schäfertracht, mit bebänderten Hütchen und Stäben, zum Küssen niedlich, wie Marzipanpüppchen: sie repräsentirten wahrscheinlich die Hirten, die an der Krippe des Christkindes gestanden. Sollte man es aber glauben, dieser Anblick erregte in der Seele des Zuschauers die ernstvoll andächtigsten Gefühle, und daß es kleine unschuldige Kinder waren, die das größte kolossalste Marthyrthum tragirten, wirkte um so rührender! Das war keine Nachäffung im historischen Großstyl, keine schiefmäulige Frommthuerei, keine Berliner Glaubenslüge: das war der naivste Ausdruck des tiefsinnigsten Gedankens, und die herablassend kindliche Form verhinderte eben, daß der Inhalt vernichtend auf unser Gemüth wirkte oder sich selbst vernichtete. Dieser Inhalt ist ja von so ungeheuerlicher Schmerzensgewalt und Erhabenheit, daß er die heroisch-grandioseste und pathetisch-ausgereckteste Darstellungsart überragt und sprengt. Deßhalb haben die größten Künstler, sowohl in der Malerei als in der Musik die überschwenglichen Schrecknisse der Passion mit so viel Blumen als möglich verlieblicht und den blutigen Ernst durch spielende Zärtlichkeit gemildert — und so that auch Rossini als er sein Stabat Mater componirte.

(Schluß folgt.)

---

## Theater-Anzeige.

Montag, den 16. Mai. Don Juan, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Demoiselle Karsten, vom Theater zu Würzburg.

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 132. 14. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Taishalrin.

(Fortsetzung.)

Auf einem einsamen Spaziergange an Arabella's Seite, in einem schauerlichen, unfern vom Schlosse gelegenen Waldthale, kam Clairval lebhaft des Lords Erzählung aus den Kinderjahren seiner Begleiterin ins Gedächtniß zurück. Er ergriff die Gelegenheit, das Gespräch auf die Möglichkeit des Daseyns einer Gabe zu lenken, die den Menschen in Stand setze, Dinge auf eine Weise voraus zu erkennen, welche mit seinen bekannten, natürlichen Fähigkeiten nicht zu vereinbaren wäre. Seine Aeußerungen verriethen allen Zweifel, den er dagegen hegte, ohne jedoch durch die leiseste Andeutung von Spott Arabella's Gefühle zu verletzen. Anfangs mit zurückhaltender Verschlossenheit, aber allmählig mit zunehmender Wärme vertheidigte die Seherin ihre Ueberzeugung.

„Ist es nicht eine Ihrer geistvollsten Schriftstellerinnen," sprach sie zu Clairval, „die solche primitive Ideen in Schutz nimmt, welche man bei allen Völkern und in allen Zeiten wieder findet, und die daher zweifellose Spuren einst da gewesener und jetzt verloren gegangener Ansprüche des Menschengeschlechts erweisen? Warum sollte zu diesen Ansprüchen nicht auch der gehören, von dem wir in den Geschichten der bekanntesten Nationen der Vorzeit bestimmten Andeutungen begegnen, daß es Menschen unter ihnen gab, die Zukünftiges oder Entferntes unter Bedingungen, die wir kaum mehr zu ahnen vermögen, zu erkennen, und vorherzusagen im Stande waren? Scheint nicht vielmehr der Glaube an das Daseyn einer solchen Gabe und ihre Ausübung allen Völkern in beschränkteren Naturzustande eigen, wenn wir ihre Geschichte zu ihrem Ursprunge verfolgen?"

„Eben das," unterbrach sie Clairval, „daß wir ihre Spur nur im Dunkel des Aberglaubens und der Unwissenheit erkennen, und sie sich in dem Maße verliert, als Aufklärung und Verstandesbildung fortschritten, zeigt von der Unzulänglichkeit des Beweises, daß sie jemals wirklich da gewesen."

„Nicht allerdings, Clairval, entgegnete ihm Arabella. „Wäre es denn diese Fertigkeit allein, die wir der Ausbildung anderer Fähigkeiten opfserten? Der Sohn des Clans von Dunmore hätte vordem unsere Schritte von jenem entfernten Felsengipfel mühelos erspäht, wo ihn heute kaum unser gewaffnetes Auge zu erreichen vermöchte. Die Schärfe des Gesichts und Gehörs, die uns bei dem Wilden im ursprünglichen Kriegszustande fabelhaft klingt, stumpft sich ab, und verschwindet, sobald der gesellige, friedliche Verein ihr Bedürfniß entbehrlich macht: sollte nicht auch die eingelernte Gewandtheit aus Vergangenem Folgerungen auf die Zukunft zu ziehen, die Schlüsse der gebildeten Vernunft jene einfachere Gabe, deren die Kindheit des Menschengeschlechts bedurfte, ersetzt, sie allgemach verdrängt, und ihre Stimme in den entferntesten Winkel des Gemüths verwiesen haben, so wie jede unserer erworbenen Vollkommenheiten, wie wir sie zu nennen geneigt sind, die Ausbildung anderer Fertigkeiten verdrängt, die wir um ihretwillen zu vernachlässigen oder zurück zu setzen genöthigt werden?"

„Ich räume Ihnen, liebenswürdige Sophistin," sprach Clairval, „ich räume Ihnen die Möglichkeit der Abnahme solcher Fertigkeiten ein, die Sie mir zum Beispiele aufgestellt, aber wie wollen Sie mir ihr Verschwinden bis zu einem solchen Grade von Seltenheit erklären, daß unter Millionen von Menschen sich kaum einer der Ahnung einer Fähigkeit bewußt wird, die aus dem entlegensten Winkel seines Gemüthes, wie Sie sagten, allen übrigen unbegreiflich und nicht anders als wie eine Wunderstimme hervorklingt?"

„Wer sagt Ihnen, Clairval, daß die Ahnung jener Fähigkeit so selten sey, als Sie behaupten? Wer sagt Ihnen sogar, daß Sie nicht selbst bei genauerer Prüfung sich bekennen müssen, jene Stimme in Ihrem Innern, vielleicht kaum verstanden zwar, aber doch so wahrgenommen zu haben, daß Ihr Wissen und Ihr Gefühl darüber irre geworden, und Sie sich manche Erklärung über Ihre Erfahrungen dieser Art schuldig geblieben? Haben Sie nie an sich selbst die Beobachtung wiederholt, oder von vielen Ihrer Bekannten erwähnen gehört, daß das Bild von Personen, an die Sie seit Jahren nicht gedacht, mit Lebhaftigkeit vor Ihre Seele getreten, wenn sie Ihnen kurz darauf wirklich begegnen sollten? daß Ihnen Ereignisse vorgeschwebt, die sich unmittelbar nachher zutrugen, und Ihnen die Aufklärung des Vorgefühls gaben, das Ihnen ihr Eintreten verkündet hatte? Trafen Sie nie mit Menschen und Gegenständen zusammen, bei deren Anblick das Bewußtseyn erwachte, sie schon anders wo gesehen und gekannt zu haben? Glaubten Sie nicht oft ganze Gespräche wiederholen zu hören, ohne sich jemals besinnen zu können, wo und wann die einen und andern Ihnen vorgekommen, und wie sie mit den Erinnerungen an jene Vergangenheit zu verbinden wären, von der Sie schlechterdings keine klare Vorstellung zu gewinnen im Stande waren?"

Clairval läugnete Erfahrungen dieser Art nicht völlig ab, „allein," sprach er, „wie wenig ist eine solche Vorahnung, wenn Sie anders sie so nennen wollen, mit einer bestimmten und klaren Vorkenntniß der Personen und Ereignisse zu vergleichen, die erst künftig wirkend in ihr Leben eintreten sollen? welcher Abstand von jener, zu der deutlichen Wahrnehmung von Gegenständen, wenn sie in dem Bereiche unserer Sinne erscheinen! Nimmermehr glaube ich, daß eine erhöhte Einbildungskraft, das Einwirken zufälliger Umstände und Umgebungen, oder das eigene dahin gerichtete Bestreben unserer

Seele, jenes so unvollkommene Vermögen bis zu der Stufe der Ausbildung zu bringen vermöge, welches Sie mit der Benennung des Second sight bezeichnen, wenn nicht eine freiwillige Selbsttäuschung dabei im Spiele ist, wodurch die Phantasie auf solche Irrwege verleitet wird?"

„Wohlan, Clairval," sprach Arabella mit ruhigem Lächeln, als sie den Eifer gewahrte, von dem der Sprechende sich hinreißen ließ, „dann kann ich Sie nur auf die oft genannten Worte unseres Dichters verweisen, daß es noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Philosophie begreifen kann."

„Also Alles eingestanden," fuhr Clairval noch immer mit Wärme fort, „sagen Sie selbst Arabella, was frommt unser Wissen und Vorauserkennen der Dinge, wenn wir in ihrem Laufe nichts zu ändern ermächtigt sind?"

„Was es frommt," entgegnete Arabella mit einem tiefen Seufzer, „den Zufälligkeiten des Lebens mit Ruhe und Fassung entgegen zu sehen, und seinen Schmerz ertragen zu lernen, noch ehe er uns erreicht."

Arabella brach das Gespräch ab, und Clairval, der mit Erröthen erkannte, daß er sich durch den Wunsch, Arabellen von der gefährlichen Ueberspannung ihres Gemüthes zu heilen, oder ihren Glauben an eine so mißliche Gabe zu erschüttern, im Eifer allzuweit hatte führen lassen, mußte sich auch gestehen, daß sie den Lieblingswahn ihrer Jugend auch mit Waffen zu vertheidigen wußte, die ihrem gebildeten Verstande besser zukamen, als die Mährchen der Gesindestube. Leider! sah er darin aber auch, wie sehr sie bemüht gewesen war, ihre Vorurtheile durch scheinbare Gründe zu rechtfertigen, und sich in ihnen zu bestärken. Clairval hatte sie überhaupt weit veränderter wieder gefunden, als es jene bemerken konnten, die sie ohne Unterbrechung zu sehen Gelegenheit hatten. Zwar war er schon von Neapel mit jenem Ausdrucke des stillen, schwermüthigen Duldens in ihrem Gesichte bekannt, der auch damals selbst durch die Fülle blühender Jugend wie eine leidende Kränklichkeit durchschimmerte. Noch jetzt konnte sie mit vollem Rechte schön genannt werden, aber es war eine Schönheit, die dem Sterbelager einer verklärten Heiligen, nicht der frohen Lebenslust eines beglückten Daseyns angehörte. Zwar war Arabella geselliger und heiterer, als sie es zu Neapel gewesen war, sie sprach, sie scherzte, sie freute sich, aber dieser äußere Frohsinn galt nur dem Antheile an fremdem Glücke, an fremder Zufriedenheit; die Gefühle, die ihr eigenes Schicksal angingen, lagen tief in ihrer Brust begraben, und zehrten dort langsam an dem Marke ihres Lebens. Ihr Bruder und Rosa, die mit der unendlichsten Liebe an ihr hingen, waren blind für den wahren Zustand ihres Wesens, oft ergossen sie sich vor Clairval in lebhaften Aeußerungen der Freude und Beruhigung über das Wohlseyn ihrer Arabella, die Clairval schmerzlich in die Seele schnitten, da er die Täuschung nur allzuwohl durchsah, in der sie schwebten. Allein da er allzuwohl erkannte, wie zwecklos es gewesen wäre, sie aus ihrer Ruhe aufzuschrecken, verschloß er seine Beobachtungen in seine Brust, und trauerte im Stillen um eine ihm so theure Freundin.

Es war wenige Tage nach jenem Gespräche mit Arabellen, als Clairval nach der Gewohnheit des Hauses sich beim Abendthee einfand, um den, außer Arabellen, die übrige Gesellschaft schon versammelt war. Der Herbst war bereits mit aller Macht eingetreten; den ganzen Tag über hatte es gestürmt, und kalte Regenschauer schlugen an die Fenster; der Wind brauste im Schlott des Kamins, und drehte die leichte Asche in kleinen, wirbelnden Kreisen um das hell auflodernde Feuer, um das sich die Anwesenden jetzt mit Behaglichkeit reihten.

„Der Abend," hob der Lord nach einer Pause eines allgemeinen nachdenklichen Schweigens an, „der Abend gemahnet mich an jenen, an dem der arme William den Unfall im Steinbruche hatte. Sturm und Regen tobten wie jetzt, und Clairval ausgenommen, saßen wir alle gerade so um den Theetisch am Kamine, als Arabella — aber," sprach er sich selbst unterbrechend, „ist es nicht auch gerade Jahrstag heute? Ja wahrhaftig," fuhr er fort, „es war am 20. October, den wir heute zählen. — Arme Arabella," sprach er mit einem Seufzer, „welche schmerzliche Erinnerung für Dich, arme, arme Schwester! — aber, wo bleibt sie — sonst pflegt sie um diese Stunde schon längst im Saale zu seyn." —

(Fortsetzung folgt.)

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Ich für meine Person war durchaus nicht unzufrieden über diese Unterbrechung der Erzählung des Oberförsters; denn wenn gleich es mich interessirte, zu erfahren, wo er Carl aufgefunden, und wie er entdeckt habe, daß er der Sohn seines Freundes sey, so war ich doch überzeugt, daß der alte Mann des Burschen Geschichte in harter, verächtlicher Manier erzählen würde. Dieß würde Veranlassung zu einer zweiten leidenschaftlichen Scene von Seiten des Jägerburschen gewesen seyn, die für mich nur unerfreulich werden konnte, da ich einen wahren Schauder vor jeder Strafe hege, sey diese nun moralischer oder physischer Natur. Auch sah ich, wie die Zeit rasch entfloh, und daß es gewiß interessanter für mich war, den Rest des Abends in Gesprächen mit dem reizenden Mädchen an meiner Seite zu verbringen, anstatt die Verwandtschaft und Geschichte eines ungezogenen wilden Menschen, wie dieser Carl war, zu erforschen. Wir setzten uns nun zum Souper, und in wenigen Minuten waren wir, Dank sey es einer Flasche von unsers Freundes bester Liebfrauenmilch, so lustig, als wäre nie von Gespenstern die Rede gewesen; nur Einer saß am Tische im finstern Schweigen, und zwar der, den die Mehrzahl der Gesellschaft eines Mordes fähig hielt. Als das Mahl beendigt, brachte der alte Herr eine Flasche vortrefflichen Arraks, und indem er mich aufforderte, seinem Beispiele zu folgen, machte er sich ein Glas Grog zurecht, vor dessen Elementarproportionen ich erschrack. Das Glas war von langer Cylinderform, ungefähr 2¼ Zoll im Durchmesser und wenigstens 8 Zoll hoch. In dieses that er drei große Stücke Zucker, und dann den Kessel mit heißem Wasser mit der einen Hand und die Arrakflasche mit der andern angreifend, schüttete er beide zugleich ins Glas, bis es voll war. Dieß sey, wie er versicherte, die einzige unfehlbare Methode, ein Amalgama zu erzeugen, in welchem der Spiritus und das Wasser sich in gleichen Verhältnissen befänden. Da nun die einzige Zersetzung, welcher diese Flüssigkeit je unterworfen ward, die war, welche in dem lebendigen Laboratorio Statt fand, so bin ich nicht im Stande, eine Meinung über die Richtigkeit dieser Behauptung zu äußern; allein mir schien es, als ob das Geistige des Getränks in größerem Volumen und mit größerer Schnelligkeit ins Glas floß, als das Wasser, Thatsachen, die freilich der Behauptung des alten Herrn entgegenständen. Andererseits kann ich aber nicht leugnen, daß er sein Glas drei Mal nach derselben Methode füllte, drei Mal sich dessen Inhalt zu Gemüthe zog, und seine Pfeife drei Mal dazu ausrauchte; und als er so gethan, war sein Auge weder matt, noch die Zunge schwer, noch unstät sein Gang, noch auch wünschte er, fürder zu trinken, zu sprechen, oder zu streiten; lauter Thatsachen, welche darauf hindeuten, daß die Quantität Spiritus in jedem Glase die Pro-

portion nicht überschritten haben konnte, wie er sie als vorhanden bezeichnete. Die Gestütmeisterin verschwand unmittelbar nach dem Souper und eben so der Jägerbursche. Werner und Inez spielten Schach; ein Spiel, zu dessen Credit ich hier nur erwähnen will, daß es geeigneter, als alle andern für die bezeichnende, aber stille Art von Gedankenaustausch und Verkehr ist, welche Liebende so wirksam finden. Idchen ward sehr eifrig in ihren Bemühungen, mir Fortschritte in der Kunst des Strickens beizubringen, und wollte sich als Lehrerin nicht gern den Vorwurf machen lassen, daß ich das Forsthaus verlassen, ohne im Stande zu seyn, mich unabhängig zu machen von Leicester's Bewohnern. Es war fatal für Ferdinand, daß sich keine Einrichtung treffen ließ, ihn bei einer dieser Beschäftigungen mit unterzubringen; daher blieb er großmüthigen Sinnes mit dem Oberförster am Tische sitzen, zündete sich eine Pfeife nach der andern an, trank seinen Grog und ließ sich mit dem alten Herrn in eine gründliche Unterhaltung ein über das Recht des Commandanten von Göttingen, eine Abgabe von jeder Ladung Holz, die in die Stadt eingefahren wurde, zu erheben. Ueber die Argumente pro und contra, wie über deren respective überzeugende Kraft, bin ich nicht im Stande, dem, der sich dafür interessiren sollte, nähere Angaben zu liefern; gewiß habe ich alle die vorgebrachten Argumente gehört, da die Discussion weder schriftlich, noch durch die Zeichensprache Statt fand; allein dennoch blieb ich in Beziehung auf deren Natur und Bedeutung so ignorant, als hätte die Unterhaltung auf dem Gipfel des Chimborasso Statt gefunden. Auch über das Schachspiel vermag ich keine andere Nachricht zu ertheilen, als daß es vor Ablauf von zwei Stunden nicht beendet ward, ein Umstand, aus dem man möglicher Weise schließen könnte, daß sich die beiden Spieler einander gewachsen waren. Allein so viel weiß ich mit größerer Bestimmtheit, daß die Lection in der Strickkunst länger dauerte, als der Streit über die Prärogative des Commandanten von Götlingen, und gerade so lange, wie die Schachpartie. Die Ursache hiervon lag, und hierbei stütze ich mich auf den Ausspruch respectabler Autoritäten, in der großen Ungeschicklichkeit des Schülers, der ganz unfähig zu seyn schien, die Nadeln zu halten, wenn seine Hände dabei nicht von der Lehrerin unterstützt wurden, und der nach Verlauf von zwei Stunden noch eben so ignorant war in Betreff der nothwendigsten Manöver, als hätte er in seinem Leben keine Stricknadel gesehen. In der That war es daher schwierig zu entscheiden, was am meisten zu bewundern, ob die Ungelehrigkeit des Schülers, oder die Geduld und gute Laune, mit der die Lehrerin diese Stupidität ertrug. Allein da in der Welt doch Alles einmal zu Ende kommen muß, das Eine rasch und plötzlich, Anderes auf regelmäßigem Wege, so denn auch der Streit über die Rechte des Commandanten, die Schachpartie und endlich die ungeschickten Versuche eines englischen Gentleman, die Strickkunst von einem niedlichen deutschen Mädchen zu lernen. Wir wünschen uns gute Nacht. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Breslau, 6. Mai.) Gestern Nachmittag ereignete sich hier ein Unfall, welcher leicht mehrere Menschenleben hätte kosten können. In der Vorderwand eines Hauses auf der Schuhbrücke war eine große Kugel eingemauert, wie man dergleichen in unserer Stadt häufig bemerkt. Der Sohn des frühern Besitzers des Hauses, ein 16jähriger, seit 3 Vierteljahren wegen Krankheit im Zimmer gehaltener Knabe, äußerte den Wunsch, diese Kugel als Spielzeug zu besitzen, und da das Haus gegenwärtig eingerissen wird, so wurde dem Knaben gewillfahrt. Auf diese Weise kam die Kugel in die Wohnung seiner Eltern, welche sich in einem bedeutenden hiesigen Gebäude drei Treppen hoch befindet, und man trug um so weniger Bedenken, dem eisernen Gaste sein Plätzchen zu gönnen, als dem Vernehmen nach, nicht die geringste äußere Unebenheit an demselben zu bemerken war. Man hielt die Kugel für eine Paßkugel; es war jedoch eine Granate. Gestern Nachmittag nun fällt es dem Knaben, während sich die Familie in Marienau befindet, ein, die Kugel in das Feuer des Kamins zu legen, vermuthlich um sie glühend zu machen und sich dann an dem Zischen darauf gegossenen kalten Wassers zu ergötzen. Plötzlich springt mit einem furchtbaren Knalle, der weithin vernommen wurde, die Granate, etwa einen Fuß vor dem Knaben. Dieser fährt, ob er geflogen oder geflohen, weiß er nicht anzugeben, mit dem Kopfe durch ein verschlossenes Fenster, und es ist noch ein Glück, daß er nicht auf das Straßenpflaster herabgestürzt ist. Ueberhaupt ist er nur furchtbar verbrannt, nicht zerschmettert oder zerrissen. Kein Stück der Granate hat ihn getroffen; wie schwer im Uebrigen seine Verletzungen sind, läßt sich noch nicht genau beurtheilen. Zum Glück leistete schon fünf Minuten später ein in der Nähe wohnender Arzt dem Knaben Hülfe. Die Thür des Zimmers wurde in drei Stücken auf das im Nebenlokale befindliche Dienstmädchen geschleudert, welches jedoch unverletzt blieb. Die Fenster wurden theils auf die Promenade, theils in, theils über die Oder geschleudert. In der Küche zerschmetterte die Explosion Alles. Zwei Zimmer sind an Decken und Wänden geborsten, der Schornstein ist eingestürzt, die Verwüstung überhaupt bedeutend genug.

*** (Verein in der Wäsche.) Nun kann aus den wuchernden Vereinen, welche Deutschland in unzählige Stücke zu zersplittern drohen, doch wohl noch etwas werden, denn sie sind in die Wäsche gekommen, zunächst in München, wo sich ein „Wirthshaustischwäschreinlichkeitbeförderungsverein" gebildet hat. Zu den vielen Uebelständen in der Welt gehört nämlich der nicht zu den geringsten, daß Restaurateurs und Gastwirthe ihre Tischtücher und Servietten wöchentlich nur einmal wechseln, mithin Chambre-Garnisten, alte Junggesellen, Wittwer und alle die Leute, welche sich müssen nähren lassen in Restaurationen, Bier- und Weinlokalen, sich genöthigt sehen, ihren Mund oft an Servietten abzuwischen, die von vielen Benutzern schon unangenehm Zeugniß ablegen. So ergab sich auf physischer Basis das metaphysische und zunächst theoretische Bedürfniß, diesem Mangel praktisch abzuhelfen. Dies hat nun obvermeldeten Verein zu München an's Licht der Welt getrieben. Er will durch Lehre und Ermahnung auf die schmutzige Wäsche der Gastwirthe u. s. w. reinigend und läuternd einwirken und zwar nicht selbst waschen, aber doch eben durch erbaulichen Zuspruch die schmutzige Wäsche in die Wäsche nehmen und darauf dringen, daß zunächst jeder Gastwirth u. s. w. seine Tischwäsche wöchentlich zwei Mal wechsele. Wer das nicht will, nun den giebt der Verein auf, oder er unterstützt ihn mit baarem Gelde (?) zu Seife und Waschweibern. Wir freuen uns über diesen Verein, wodurch das deutsche Vereinswesen in schmutzige Wäsche gerathen ist, wie weiland Fallstaff. (Gesellschafter.)

*** (Verrichtung des Gottesdienstes durch die Zeichensprache.) Am 18 April (erzählt der Londoner Standard), ward in dem Taubstummen-Institut, im Holborn Quartiere der Hauptstadt, Gottesdienst gehalten. Die Versammlung bestand hauptsächlich aus Taubstummen, und dieß war der erste Versuch, diese Classe der leidenden Menschheit, welche gewöhnlich des Gehörs und der gewöhnlichen Sprache zugleich beraubt ist, durch öffentliche Vorträge in der heiligen Schrift zu unterweisen. Der Gottesdienst ging in nachstehender, tiefes Interesse erregenden Weise vor sich: Herr Rosser, ein taubstummer Edelmann, trug, wenn man es so nennen darf, eine Auswahl von gottes-

dienstlichen Morgenbetrachtungen vor, welches er in der Fingersprache mit wunderbarer Schnelligkeit ausführte. Das Gebet des Herrn, ganz mittelst Geberden verrichtet, war ein herrliches Muster ausdrucksvollen Schweigens. Nach der Morgenandacht hielt Herr Simpson einen kurzen, aber beredten mündlichen Vortrag aus dem 35. Capitel von Jesaiah, welche Rede in dem Maße als sie gesprochen wurde, von einem intelligenten 8jährigen Mädchen, Namens Janet Crouch (die übrigens weder taub noch stumm ist), in der Geberdenübersetzung aufs Geläufigste wiederholt wurde. Dieses große Talent des Mädchens erregte allgemein Erstaunen. Zum Schlusse wurden die Taubstummen durch Geberden befragt, ob sie die Vorträge verstanden haben, welches sie auch bejahten. Diese neue Art, das heilige Wort durch Schriftzeichen zu predigen, war höchst rührend für die gesammte Versammlung, und hierauf wurde beschlossen, den Gottesdienst von nun an, jeden Sonntag Morgens in benannter Ansta't auf diese Weise zu verrichten.

*** (Brod für Kranke.) In England wird gegenwärtig unter Angabe und Leitung des Doctors Hodgkin für Spitäler eine eigenthümliche Art Brod gebacken, welches von aller Hefe frei und doch sehr locker ist, während es noch überdies längere Zeit frisch und schmackhaft bleibt, als das gewöhnliche mit Sauerteig bereitete Brod. Die Verfahrungsart des Backens besteht vornehmlich darin, daß man auf synthetischem Wege gewöhnliches Kochsalz producirt, indem man das Mehl mit kohlensaurem, gepulverten Natron mischt und sodann mit schwacher Salzsäure anfeuchtet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Vertreter der Humanität und Sanitätspflege auch in unserm Festlande ihr Augenmerk auf diese nutzbringende Erfindung werfen werden.

*** Der atlantische Ocean scheint allmälig, das heißt im Lauf von Jahrhunderten, nach Art eines groben, schlecht gewebten Tuches einzugehen und sich durchaus zu verengen. Es ist nämlich seit lange schon thatsächlich erwie'en, daß die Ostseite von Amerika, namentlich Brasilien ungeheure Strecken angeschwemmten Landes hat; nun bemerkt man auch an der Westküste von Europa, namentlich von Frankreich, daß die Gestade tiefer ins Meer vorgerückt seyen. Dieß gilt insbesondere von den Küstenstrichen der Vendee und des alten Poitou. Hier scheiterte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein englisches Schiff an der sogenannten Bank Retraites, und die Stelle, wo dieser Schiffbruch geschah, ist jetzt Festland, und eine ziemliche Strecke vom Meeresufer entfernt.

---

## Hamburg.

### Aufruf an Deutschland.

Vernichtet ist, was Menschenhand erschuf,
Noch tönet Wehgeschrei — nicht Hülferuf!
Kommt ihm zuvor, ihr an der Donau, ihr am Rheine,
Am Strand der Ostsee, an der Alpen Fuß,
Wo deutsche Rede klingt im lautren Fluß;
Denn deutscher Brüder Noth auffordert zum Vereine.

Sie, einst der vaterländ'schen Hanse Haupt,
Im Flaggenschmuck, mit Lorbern reich umlaubt,
Verkündet' Deutschland's Ruhm und Macht durch alle Welten.
Sie, die gewalt'ge Königin im Meer,
Sie unterlag der Elemente Heer,
Die ihrer Flotten Pracht so majestätisch schwellten.

Aus jener Zeit, der Zeit des Jochs, der Schmach,
Lebt die Erinn'rung an das Ungemach,
Dem einst die Stadt so schrecklich war verfallen.
Noch ist vergessen nicht die Tyrannei,
Die sie verheerte, und man hört aufs Neu'
Schon neue Trauerpost noch schrecklicher erschollen.

Es war ein Tag des Herrn — ein goldner Tag
Des neuen Lenzes, und sein Zauber lag
Reich ausgegossen rings auf Deutschland's Friedensgauen.
Da tönte grans statt Feierglockenklang
Vom Thurm herab Geläute, schaurig, bang,
Lärmtrommeln wirbeln dumpf, und All' erfaßt ein Grauen.

Und glühroth steigen Lohen himmelan,
Vernichten rings, was Menschenfleiß gewann;
Und fürder wälzet sich die Gluth der Feuermassen,
Sie schwillt — ein Feuermeer; die Menschenkraft
Im Kampf mit Feuer und mit Sturm erschlafft:
Was Menschenhand erzeugt, die Elemente hassen.

Viel Tage währte der Vernichtung Wuth,
Erbarmen kennet nicht die wilde Gluth,
Wohin sie fort sich wälzt — ein gräßlich Ungeheuer,
Auf hohem Thurm sie schmelzt der Glocken Erz,
Ihr Ton verstummt, es wimmert nur der Schmerz,
Nur die Verzweiflung heult, derweil noch rast das Feuer.

Ein Trümmerhaufen zeigt sich bald dem Blick;
In wenig Tagen ist das Erdenglück
Von vielen Tausenden — ein großes Grab — begraben. —
D'rum auf! es harrt ein schönes Tagewerk:
Der Brüder Unglück sey Eu'r Augenmerk!
Thut auf die Hände, die so oft gespendet haben!

Schon seh' ich — Wohlthun ist ja deutsche Art —
Mit Nächstenliebe Christenpflicht gepaart,
Deutschland am großen Werk schnell fördern unverdrossen.
Bewähre dich, du deutsche Nation!
Europa blickt auf dich — von Hütt' und Thron
Komm' milder Segen den Bedrängten reich geflossen!

Und wie ihr alle euch vereint zum Bau
Des heil'gen Doms am deutschen Rhein, so schau'
Ich euch mit voller Hand auch nah'n dem andern Strome,
Und deine Kön'ge, Preußen, Bayerland,
Sie reichen wieder sich die Bruderhand
Zum segensvollen Werk, das überragt die Dome.

Münster. Friedrich Steinmann.

---

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 14. Mai: Durch welches Mittel läßt sich ein nach der Marsh'schen Methode erhaltener Arsenik-Anflug am leichtesten von einem Antimon-Anfluge unterscheiden? — Ueber die Einwirkung der Schwefelsäure auf den Alaun unter Mitwirkung von Wärme.

---

**Die Generalprobe zu dem Oratorium „die Schöpfung" findet Samstag den 14. Mai, präcis Abends 6 Uhr, in der St. Katharinenkirche statt.**

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 133. 15. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Taifhalrin.

(Fortsetzung.)

Die Thüre öffnete sich, ehe der Lord ausgesprochen hatte, und Arabella trat herein. Keine ungewöhnliche Bewegung war auf ihrem Gesichte ausgedrückt, als sie aber einige Schritte im Saale gethan, stand sie plötzlich stille, ihre Wange, die sonst mit jener hohen Röthe gefärbt war, welche das traurige Anzeichen einer abzehrenden Kränklichkeit ist, erbleichte, und ihr Blick starrte entsetzt auf den Stuhl, den man für sie leer gelassen hatte.

Niemand als Clairval, der allein der Thüre zugekehrt saß, bemerkte, was vorging, ein rasches, unfreiwilliges Aufspringen von seinem Stuhle, um ihr zu Hülfe zu kommen, brachte sie zu sich selbst. Mit Anstrengung suchte sie sich zu fassen, allein ihre Haltung war noch so schwankend, ihr Gesicht mit einer solchen Todesblässe überzogen, als sie ihren Platz erreichte, daß auch die Uebrigen, schon durch Clairval's Bewegung aufmerksam geworden, von ihren Plätzen auffuhren, und sie erschrocken mit Fragen und Antheilsbezeigungen umringten.

„Ein vorübergehender Schwindel habe sie befallen," erwiederte sie mit einem noch mühsam erzwungenem Lächeln, „sie hoffe," sprach sie, mit einem bedeutenden Blicke auf Clairval, dessen Auge noch besorgt an ihrer Miene hing, „ein so unbedeutender Zufall werde den Frohsinn der Gesellschaft nicht weiter stören. Mit völliger Fassung übernahm sie ihr gewöhnliches Geschäft am Theetische, und die unbefangene Heiterkeit, die sie den ganzen Abend über behauptete, brachte den Vorfall bald in Vergessenheit, indem auch die Uebrigen gleich bemüht waren, durch heitere Gespräche Erinnerungen fern zu halten, die nur zu geeignet gewesen wären, die Stimmung der Gesellschaft zu trüben.

Clairval war am nächsten Morgen eben mit einigen Anstalten zu seiner, schon für einen der folgenden Tage festgesetzten Abreise beschäftigt, als ihn eine Botschaft von Arabellen nach dem Schloßgarten rief, wo sie mit ihm über eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu sprechen wünsche. Nicht ohne Befremden über diese ungewöhnliche Aufforderung eilte Clairval nach dem Platze, den ihm der Bediente bezeichnet hatte, und wo Arabella gewöhnlich des Morgens sich zu ergehen pflegte. Es war eine hohe Pappelallee, die über einen weiten Rasenplatz nach dem Gehege führte, das den Park vom eigentlichen Schloßgarten trennte. Am Ende der Allee lag eine sanfte, mit Nadelgehölz und dichtem Buschwerk bewachsene Anhöhe, nach deren Gipfel sich ein schmaler Fußpfad an mehrern Ruheplätzen, von denen sich die reizendste Aussicht nach dem nahen Hochgebirge eröffnete, vorüber, in bequemen Schlangenwindungen hinaufwand. Der Morgen war trübe, und schwere Nebelwolken hüllten das Gebirge ein, von dem nur hier und da dunkelblaue Stellen des Hochwaldes aus den weißen Dunstmassen traten. An den Blättern der Bäume und Sträuche, die schon braunroth gefärbt um die halbentlaubten Zweige bebten, hingen die schweren Tropfen vom gestrigen Regen, und frostige Herbstlüfte jagten das abgefallene Laub der Pappeln vor Clairval's Füßen her. Das düstere Gekrächze einiger Dohlenscharen, die über ihm hinzogen, war der einzige Laut des Lebens in der trauernden Landschaft, durch die er wanderte. Er trat aus dem Gehege, und stieg langsam die Anhöhe hinan. Als er schon beinahe den Gipfel erreicht, erblickte er Arabellen auf einer Ruhebank, die gegen das Schloß zu ein dichter Kranz von Schlehen und Wachholderbüschen umgab, von der man aber auf der entgegengesetzten Seite die Thalgegend weit übersah. Sie bemerkte den Nahenden nicht, da ihre Blicke auf die Ferne gerichtet waren, wo hie und da zwischen entlaubten Auen und öden Stoppelfeldern ein Silberstreif des Teviot sichtbar war.

Clairval hörte Arabelle laut mit sich selbst sprechen. Er blieb zwischen dem Gebüsche stehen, nahe genug, um deutlich die Worte zu unterscheiden, die sie langsam und feierlich vor sich hinsprach. „Leben!" hörte er sie sagen:

Leben! deine Träume,
Wie das Laub der Bäume,
Farblos welkt und fällt; —
Wie dort jene Räume
Matt der Lichtstrahl hellt,
Der durch Nebelgrauen
Dämmernd kaum zu schauen;
Wie das Silberband
Zwischen jenen Auen
Glänzte und verschwand:
Welken, dämmern, schwinden!

Wo sie wieder finden,
Die einst bunt und hell,
Wie der Iris Bogen,
Von des Lebens Quell
Mit heraufgezogen?
Die durch Trauernächte
Sternenhell gefunkelt,
Wenn des Unglücks Mächte
Unsern Pfad verdunkelt,
Hehre, frohe Zeichen!
Aus den fernen Reichen
Einer schönern Welt,
Täuschend zu erbleichen

An das Ziel gestellt,
Eh' wir es erreichen,
Treff' ich dort euch wieder?

Nebel tauchen nieder,
Hell im Sonnenstrahl
Glänzt des Himmels Blau,
Lacht im Frühlingsthal
Die verjüngte Au,
Und von Busch und Bäumen
Treibt aus neuen Keimen
Neuer Blüthen Pracht:
Ob auch meinen Träumen
Jetzt ein Lenz erwacht?

Wie ich sie gedacht,
Ob ich sie erkenne
Auch an jenem Strand?
Sie mit Namen nenne,
Die ich hier gekannt?
Ob sie gleich verwandt
Wie in diesen Tagen
Mir zur Seite stehn?
Auf die tausend Fragen,
Die mit Zweifels Zagen
Jetzo mich umweh'n?
Jenseits diese Schranken,
Wo im Dämmerlicht
Schweifen die Gedanken,
Wenn die Fessel bricht,
Wird es hell und klar,
Was hier dunkel war? —

Mit den letzten Worten versank Arabella in ein tiefes Nachdenken, aus dem erst Clairval's Schritt sie erweckte, der es jetzt am gelegensten glaubte, ihre schwermüthigen Träumereien zu unterbrechen. Als sie seiner gewahr wurde, richtete sie sich mit einem tiefen Seufzer auf, und bot ihm freundlich an ihrer Seite Platz. Clairval fand sie etwas blässer zwar als sonst, aber mit derselben unbefangenen Ruhe, die er an ihr zu sehen gewohnt war.

„Ich habe Sie hierher bitten lassen, lieber Clairval," hob sie nach einer kleinen Pause an, „Sie mit einem Wunsche bekannt zu machen, dessen Erfüllung Ihnen hoffentlich mehr Vergnügen als Mühe machen wird, und der mir zu nahe am Herzen liegt, als daß Sie mir ihn versagen sollten. Sie erinnern sich, daß mein Bruder vor Kurzem von der Nothwendigkeit gesprochen, vorliegender Geschäfte halber, eine Reise nach London unternehmen zu müssen. Wenden Sie doch alle Ihre Beredtsamkeit an, — ich weiß es, wie viel Sie über ihn vermögen, daß er dieses Vorhaben mit Ihrer eigenen Abreise dahin verbinde. Ich zweifle nicht, daß es Ihnen bei der Freundschaft, die Sie für Dunmore hegen, nur willkommen seyn kann, die Zeit, die Sie noch in England zuzubringen sich vorgesetzt haben, in seiner Gesellschaft zu verleben. Säumen Sie daher nicht, diese Angelegenheit zu betreiben, da mein Bruder im letzten Augenblicke Ihrer Abreise Schwierigkeiten finden könnte, die vielleicht jetzt noch mit geringer Mühe zu beseitigen wären."

„Und gedenken Sie selbst," entgegnete Clairval, nicht ohne Verwunderung, „die Ihrigen auf dieser Reise nicht zu begleiten? wollen Sie freiwillig eine Trennung von Personen herbeiführen, die Ihnen eben so theuer sind, als Arabella von Ihnen mit ganzer Seele geliebt wird?" —

„Der Mensch muß sich an Trennung gewöhnen," sprach Arabella mit einem schwermüthigen Tone, „damit die letzte unfreiwillige ihm nicht allzuschwer werde." —

„Wie meinen Sie das, Arabella," fragte Clairval durch den Nachdeuck bestürzt, den sie auf die Worte legte. „Lord Dunmoee's Abwesenheit zu London war bestimmt, nur wenige Wochen zu währen." —

„Wochen, Clairval," sprach Arabella trübe, „zählen lange für ein kurzes Menschenleben — doch," fuhr sie nach einer Pause fort — „ich fühle, daß Sie mein Wunsch befremden muß, ich bin Ihnen Erklärung schuldig, und stehe nicht an, sie Ihnen zu geben. Ihre Achtung für fremdes Vertrauen sichert mie zu, daß Sie als ein unverletzbares Geheimniß bewahren werden, was ich Ihnen zu eröffnen im Begriffe stehe." (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Fortsetzung.)

Ferdinand und mir ward ein Zimmer angewiesen, und kaum lag ich halb erträglich unter einem Berge der eigenthümlichen Bettdecken, die einmal einen isländischen Reisenden zu dem Jerthume verleiteten, den Gentleman, der seiner Ansicht nach auf ihm läge, zu eesuchen, doch lieber, wenn er einmal kein anderes Lager fände, ins Bett zu kommen, bat ich meinen Stubengenossen, mir zu erzählen, was er von Cael's Mutter wisse. Ihr Conner mit Hohenhorst war eigentlich nie zu Tage gekommen. Sie war die Tochter eines der spanischen Schmuggler, die der Krieg zu Nachzüglern des Lagers gemacht hatte, und war in der Division, bei welcher Hohenhoest stand, wohl bekannt. Beim Plündern der Todten nach dee Schlacht von Toulouse erhielt sie von einem Rivalen ihrer eigenen Profession einen Dolchstoß, und ward später vom Oberförster, der die Leiche eines Freundes suchte, gefunden. Sie starb am darauf folgenden Tage, ihn flehentlich bittend, für Carl Sorge zu tragen, der, wie sie versicheete, Hohenhorst's Sohn sey. So hatte es wenigstens der Oberförster eezählt; obgleich Viele glauben, wie dieß in solchen Fällen zu geschehen pflegt, daß Cael keine Gunst bei seinem Protector gefunden haben würde, wenn seine Anspeüche auf keinem festeren Grunde gefußt, als darauf, daß eine sterbende Marketenderin von sehr ausgebreiteter Zärtlichkeit ihm diesen Carl als den Sohn eines verstorbenen Kameraden anempfohlen hätte. Der Junge selbst war ihm von jeher im höchsten Grade verhaßt; Gesichtszüge und Gemühtsart verriethen seinen südlichen Ursprung, und seine ungezogenen Manieren und sein wildes Temperament steigerten die Aversion, die sein Aeußeres einflößte. Bis zu Werner von Werdenfels Ankunft war er von seinem Protector stets mit Güte behandelt worden, und er hatte seine Ansprüche auf eine höhere Stellung tolerirt, wenn auch nicht gebilligt; bis zu dieser Zeit war er auch der Spielgenosse und Gefährte von Inez gewesen und hatte mit ihr in vertraulichem Verhältnisse gestanden. Seitdem Werner aber heimisch geworden, hatte sich Alles verändert. Daß ein Werdenfels die Ansprüche einer so zweideutigen Person, wie Carl war, zu Nichte machen konnte, lag außer allem Zweifel, und der junge Adelige ließ den Enkel des spanischen Schmugglers bald fühlen, wie groß der Unterschied zwischen ihnen sey. Gern hätte der Oberföester Werner's Intoleranz im Zaume gehalten; allein ihm fehlte der Muth dazu. Was würde der Generalforstdirector gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß ein Jägerbursche einem adeligen Kandidaten zur Gesellschaft aufgedrungen worden wäee? Auch Inez änderte augenblicklich ihr Betragen gegen Carl. Von Kindheit an in der Einsamkeit des Waldes lebend, kam sie höchstens ein bis zwei Mal des

Jahrs nach Göttingen, und dann nur auf wenige Stunden und nach Uslar höchstens ein Mal alle Vierteljahre. Nie zuvor hatte sie daher eine solche Erscheinung, wie Werner von Werdenfels gesehen; und hätte sie auch zuvor eine Zuneigung zu Carl gehegt — was unter den genannten Verhältnissen leicht zu erklären und zu entschuldigen gewesen wäre — so mußte doch Werner's elegantes Benehmen und seine Lebensart, seine anziehende Unterhaltungsgabe ihr den frühern Geliebten gar bald zuwider machen. Nun aber liebte Inez Werner'n, dieß hatte der heutige Abend deutlich gezeigt; und wie konnte sie, die jetzt ihr Herz einem so Würdigen in Liebe zugewendet, dem rohen Wilden noch zugethan bleiben, den sie bisher mehr geduldet, als gern gehabt hatte? Carl aber ward eifersüchtig und darum noch mürrischer und unbändiger. Obgleich ihn Werner mit Verachtung behandelte und Inez glaubte, daß ihr Geliebter über aller Rache eines so Niedrigen erhaben stehe, so war Ferdinand, so hochmüthig er auch seyn mochte, doch bei jedem Besuche mehr und mehr durch Carl's Benehmen beunruhigt worden, der ihm vorkam, als sey er dem Wahnsinn nahe. Ja, er hatte sich sogar an den Generalforstdirector mit der Bitte gewendet, seinen Bruder zu versetzen; allein der Minister hatte erwiedert, daß solche Charaktere im Forstdienste nicht selten wären, und daß es nützlich für einen jungen Mann sey, mit ihnen verkehren zu lernen. Wenn Ferdinand auf das Liebesverhältniß anspielte, welches sein Bruder anzuknüpfen scheine, so habe der Minister gelacht; er wußte, daß die Zustimmung der Krone bei Werner's Verheirathung nöthig sey, wenn er im Dienste bleiben wolle, und daß irgendwer so thöricht seyn könne, den Dienst der Krone eines Mädchens wegen aufzugeben, konnte der, welcher ein treuer Diener Georg's III., ebenfalls ein treuer Diener von Jerome Bonaparte, dann wieder ein ergebener Diener Georg's III. gewesen und damals ein enthusiastischer Bewunderer und Anhänger Georg's IV. war, nicht begreifen. Da nun aber Ferdinand weder dem Könige von Westphalen, ja noch nicht einmal dem Könige von Hannover gedient hatte, so war er aus Mangel an Erfahrung unfähig, die Schlußfolgerung des Ministers gehörig zu würdigen. Kurz, Werner mußte beim Oberförster bleiben, und die ihm theils aus Carl's Hasse, theils aus Inez Liebe drohende Gefahr wuchs täglich mehr. Dieß war der wesentliche Inhalt von Ferdinand's Mittheilungen, ehe wir einschliefen.

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*,* (Frankfurt.) Vergangene Woche hörten wir im hiesigen Schauspielhause die beiden Virtuosen Johann Hindle, Contrabassist aus Wien, und Aloys Beerhalter, Clarinettist aus Stuttgart. Beide Künstler, im ächten soliden Sinn des Worts, machten Furore und wurden nach jeder Piece wieder hervorgerufen. Ein seltener Fall bei bescheidener Anspruchslosigkeit. Ohne in Zergliederungen einzugehen, können wir beider schon ältlichen Herren Spiel als vollendet bezeichnen. Namentlich leistet Hindle auf seiner Riesengeige das Unglaubliche. Man wähnt den geschmackvollsten Cellisten zu hören. Beerhalter ist auf dem Bassethorn (das Mozart im Titus und Figaro so effektvoll angebracht) so vorzüglich wie auf der Clarinette, und sein Pianissimo, sein Verduftenlassen des Tons ist in der That meisterhaft. Daß beide Virtuosen, unbeschadet dem Originalcharakter ihrer Instrumente, so Schönes leistreten, ist einer ihrer solidesten Vorzüge. Schade, daß das Haus nur schwach besetzt war, welches bei der unglücklichen Catastrophe Hamburg's nicht zu verwundern. Nichtsdestoweniger brauste der kleine See wie ein Meer. Da die schnelle Abreise beider Künstler uns des Genusses beraubt, sie zum zweitenmal zu hören, so können wir wenigstens nicht umhin, Beiden unsern Dank nachzurufen, und sie überall zu empfehlen, wo sie sich auch hinwenden mögen.

*,* (Wien, 6. Mai.) Giselle hat ihren Einzug nun auch in unserm Operntheater gehalten, und — mirabile dictu — nur wenig angesprochen. Die Hauptursache liegt wohl in dem nicht gelungenen Arrangement dieses ausgezeichneten Ballets. Geister mit geschminkten Wangen, welche sich ihrer Schleier selbst entledigen müssen, und dieß mitunter mit sehr sterblicher Langweiligkeit vollbringen, lassen freilich das Aetherische ihres Wesens etwas undeutlich erkennen. Auch waren die Maschinerien im Ganzen widerspenstig. Dem. Viangy, welche dieses Ballet in die Scene gesetzt, machte ihren Fehler wieder gut durch die vollendete Kunst, mit welcher sie ihren Part durchführte, weit über alle Erwartung. Obwohl man auf dieses Ballet sehr gespannt war, füllte sich doch das Haus nicht übermäßig, woran die Höhe der Preise bedeutenden Antheil hat. Wenn man die Preiserhöhung für die italienische Oper verlangt, so ist das allerdings billig; wenn man aber bei Balletten, welche in der italienischen Stagione mit denselben Kräften ausgeführt werden wie in der deutschen, ohne Grund so unmäßig die Preise vertheuert, so ist es wohl natürlich, daß das Publikum Gegendemonstrationen macht durch fleißiges Nichtkommen. — In Mercadante's „Bravo" hat Dem. Schrikel aus Neapel, eine Deutsche, sehr gefallen. Die nächste Oper ist Paccini's „Saffo," in welcher die Marini zum Zweitenmale debutiren soll. — Im Leopoldstädter Theater hatten wir kürzlich einen vergnügten Abend. Herr Julius Krebs auch im Auslande als Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt, wollte als Schauspieler hier sein Glück versuchen. Er machte unerhörtes Fiasko, und es ist ihm in seinem Interesse nur zu gratuliren, daß eine öffentliche Beschämung ihn für die Zukunft hindern wird, die schlüpfrigen Bretter zu betreten. Die jüngst stattgefundene Vorstellung zu einem wohlthätigen Zweck im Theater an der Wien hatte ein zahlreiches Publikum versammelt. Herr La Roche spielte den Kurth im „Vierundzwanzigsten Februar" mit gräßlicher Vollendung. — Ich wollte dießmal von den Herrlichkeiten des 1. Mai gebührendes Lob mittheilen, ich kann es leider nicht. Die Haute-volée hatte zu ihrer großen Promenade den 2. Mai bestimmt, welcher auf einen Montag fiel; der Himmel war so demokratisch, am 1. Mai ein herrliches Wetter, am 2. Mai einen kühlen windigen Tag uns armen Erdensöhnen zu verleihen, und so zerflossen denn unsere Wünsche in eine Staubwolke. — Bei dem am 4. Mai stattgehabten ersten Wettrennen stürzte ein Jokey und brach das Schlüsselbein. Sollte es uns gefallen, das in Frankreich und England heimische Steeple-chase auch bei uns einzuführen, so dürften bei unserm Bestreben, für Pferdeveredlung zu sorgen, wahrscheinlich mehrere Fälle von Menschenverminderung eintreten. — Das Nervenfieber nimmt mehr und mehr einen epidemischen Charakter an. Die Forstlehranstalt zu Maria-Brunn, in der Nähe Wien's, mußte, wie schon früher die Primärschule zu Tulln, gänzlich aufgelöst werden. In der Residenz selbst macht diese Krankheit alle Vorstädte durch. Bis jetzt hatte sie die Vorstadt Wieden hauptsächlich dezimirt. Unter 41 Todten waren eines Tages 2 am Nervenfieber und Typhus Verschiedene. Man suchte die Ursache in Luft und Wasser, untersuchte die Brunnen von Amtswegen, und fand nichts. Jetzt soll die Luft allein die Ursache seyn; unerklärlich bliebe es immer, warum der giftige Luftstrom sich gerade immer mit solcher Hartnäckigkeit auf einen Theil der Stadt werfen sollte. — Um den Conzertjammer zu vergrößern, kommen nun schon überseeische Gäste zu uns. In den nächsten Tagen produzirt sich eine Miß Eduarda Bolivia aus Amerika!!! Vielleicht veranstalten ehestens ein Flötenspieler aus Neufoundland und eine Pianistin von der afrikanischen Goldküste ein Conzert in unserm musikgemarterten Wien! (M. C.)

** Unter den Juwelen, welche Frau Aguado bei Absterben ihres Mannes geerbt, befindet sich ein Diamant, der eine halbe Million werth ist; da Frau Aguado denselben alle Jahr nur einmal zu tragen pflegte, so kostete ihr diese Zier jedesmal 25,000 Fr, die Zinsen zu 5 pCt. gerechnet. Uebrigens hat Frau Aguado eine Jahresrente von 72,000 Livres. (M. U.)

** (Lästerchronik) In einem Pariser Salon war die Rede von einer gefeierten Tagesschönheit, deren Ruf aber nicht der beste zu seyn scheint; Jemand versicherte: sie habe dermalen nicht weniger als zehn Liebhaber. Da rief ein Fräulein, das der Abwesenden befreundet war, unbedachtsam: „Es ist schändlich, wie man übertreibt. Zehn Liebhaber! Ich möchte so viele haben, als davon abgehen!“

** (Das einfache Frühstück.) Zwar ist die Zeit vorüber, in welcher es Kaiser gab, die für eine Schüssel mit Pfauenzungen 60,000 Sesterzien ausgaben wie Vitellius, und Königinnen, welche dem Essig einen Hautgoût verliehen durch Beimischung von faustgroßen Perlen, wie einst Kleopatra, aber noch immer gibt es von Zeit zu Zeit kleine Beispiele von Verschwendung, welche darum nicht immer von Königinnen und gekrönten Häuptern ausgehen. In neuerer Zeit sind die Künstler durch die Großartigkeit ihrer Einnahmen oft in den Fall gekommen zu versuchen, ob ihre Ausgaben dieselben durchaus nicht übersteigen könnten. Liszt gab bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, bei einem, für die Armen von ihm veranstalteten Concerte, 20 Louisd'ors für eine Eintrittskarte; ein beinahe zu großmüthiges Benehmen. Eine Pariser Sängerin übertraf ihn jedoch an unnützer Verschwendungssucht. Als sie kürzlich den Besuch Auber's empfing, der für sie eine neue Rolle geschrieben, meldete man ihr, daß das Frühstück bereit sey. Ich lade Sie nicht ein, sagte sie zu dem berühmten Componisten gewendet, dieß hieße Ihnen einen schlechten Streich spielen, denn ich frühstücke sehr einfach, etwas Brod, Wasser und einige Früchte. Sie log nicht, denn als man in den anstoßenden Saal trat, erblickte Auber eine ungeheure Schüssel, gefüllt mit — Erdbeeren. Man darf nicht vergessen, daß diese einfachen Früchte vor 14 Tagen in Paris einen Cours von 2 Franken per Stück hatten, der keinem Fallen unterlag

** Das neue Gefängniß in Paris enthält nicht weniger als 1216 Gemächer, welche sich theils über, theils unter der Erde befinden, und soll gegen vier Millionen Franken gekostet haben. Kürzlich fand man eines Morgens einen Zettel an der Mauerecke dieses grandiosen Gebäudes, und darauf folgendes Epigramm in Knittelreimen:

Die Kosten sind sehr hoch, aber das Haus ist doch zu klein,
Denn alle Schelme von Paris gingen doch nicht hinein.

---

## Aus Paris.

(Mitte April.)

(Schluß.)

Letzteres, das Stabat von Rossini, war die hervorragende Merkwürdigkeit der hingeschiedenen Saison, die Besprechung desselben ist noch immer an der Tagesordnung, und eben die Rügen, die von norddeutschem Standpunkt aus gegen den großen Meister laut werden, beurkunden recht schlagend die Ursprünglichkeit und Tiefe seines Genius. Die Behandlung sey zu weltlich, zu sinnlich, zu spielend für den geistlichen Stoff, sie sey zu leicht, zu angenehm, zu unterhaltend — so stöhnen die Klagen einiger schweren langweiligen Kritikaster, die wenn auch nicht absichtlich eine übertriebene Spiritualität erheucheln, doch jedenfalls von der heiligen Musik sehr beschränkte, sehr irrige Begriffe sich angequält. Wie bei den Malern, so herrscht auch bei den Musikern eine ganz falsche Ansicht über die Behandlung christlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Christliche müsse in subtilen magern Contouren und so abgehärmt und farblos als möglich dargestellt werden; die Zeichnungen von Overbeck sind in dieser Beziehung ihr Ideal. Um dieser Verblendung durch eine Thatsache zu widersprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der spanischen Schule aufmerksam; hier ist das Volle der Contouren und die Farbe vorherrschend, und es wird doch Niemand läugnen, daß diese spanischen Gemälde das ungeschwächteste Christenthum athmen und ihre Schöpfer gewiß nicht minder glaubenstrunken waren als die berühmten Meister, die in Rom zum Katholicismus übergegangen sind, um mit unmittelbarer Inbrunst malen zu können Nicht die äußere Dürre und Bläße ist ein Kennzeichen des wahrhaft Christlichen in der Kunst, sondern eine gewisse innere Ueberschwänglichkeit, die weder angetauft noch anstudirt werden kann in der Musik wie in der Malerei, und so finde ich auch das Stabat von Rossini wahrhaft christlicher als den Paulus, das Oratorium von Felix Mendelssohn Bartholdi, das von den Gegnern Rossini's als ein Muster der Christenthümlichkeit gerühmt wird. Der Himmel bewahre mich gegen einen so verdienstvollen Meister wie der Verfasser des Paulus hierdurch einen Tadel aussprechen zu wollen. Aber ich kann doch nicht unterlassen, darauf hinzudeuten, daß in dem Alter, wo Hr. Mendelssohn in Berlin das Christenthum anfing (er wurde nämlich erst in seinem dreizehnten Jahre getauft), Rossini es bereits verlassen und sich ganz in die Weltlichkeit der Opernmusik gestürzt hatte Jetzt, wo er diese wieder verließ und sich zurückträumte in seine katholischen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Pesaro als Chorschüler mitsang oder als Akoluth bei der Messe fungirte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in seinem Gedächtniß aufrauschten und er die Feder ergriff, um ein Stabat zu schreiben: da brauchte er wahrlich den Geist des Christenthums nicht erst wissenschaftlich zu construiren, noch viel weniger Händel oder Sebastian Bach sklavisch zu copiren; er brauchte nur die frühesten Kindheitsklänge wieder aus seinem Gemüth hervorzurufen und, wunderbar! so ernsthaft, so schmerzentief auch diese Klänge ertönen, so gewaltig sie auch das Gewaltigste ausseufzen und ausbluten, so behielten sie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darstellung der Passion durch Kinder, die ich in Cette gesehen. Ja, an diese kleine fromme Mummerei mußte ich unwillkürlich denken, als ich der Aufführung des Stabat von Rossini zum erstenmal beiwohnte: das ungeheuere erhabene Martyrium ward hier dargestellt, aber in den naivsten Jugendlauten, die furchtbaren Klagen der Mater Dolorosa ertönten, aber wie aus unschuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der schwärzesten Trauer rauschten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schrecknisse des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferspiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umschloß das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Procession von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an dessen Ufer sie singend und klingend dahinzog! Das ist die ewige Holdseligkeit des Rossini, seine unverwüstliche Milde, die kein Impresario und kein Marchand-de-Musique zu Grunde ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie schnöde, wie abgefeimt tückisch ihm auch oftmals mitgespielt wurde im Leben, so finden wir doch in seinen musikalischen Produkten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethusa, die ihre ursprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich sie die bittern Gewässer des Meeres durchzogen, so behielt auch das Herz Rossini's seine melodische Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieser Welt hinlänglich gekostet. (Allg. Ztg.)

---

## Logogryph.

So groß ich Dir auch oft erscheine,
Doch mußt Du stets beschränkt mich denken;
Giebst Du mir noch ein einzig Zeichen
Dann kannst Du nimmer mich beschränken.

---

## Theater-Anzeige.

Montag, den 16. Mai. Don Juan, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Demoiselle Karsten, vom Theater zu Würzburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 134. 17. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Das Lied von den deutschen Städten.

Von Max von Schenkendorf. *)

Es ward ein Band gewoben
Im heil'gen deutschen Land,
Das fest und wohl den Proben
Des Teufels widerstand.
Noch schreiten die Gestalten
Der Weber durch die Flur,
Die sprechen: ewig halten
Soll unsre heil'ge Schnur!

Es ward ein Bau erhoben,
Der Freiheit Hof und Saal;
Den Meister soll man loben,
Der solches Werk befahl.
Die Pfeiler sind gegründet
Auf Treu' und Ständigkeit,
Der Mörtel, der sie bindet,
Ist Lieb' und Einigkeit.

Die Feinde überzogen
Das junge Kaiserthum,
Da brach am Heidenbogen
Der Väter Waffenruhm.
Wer wird das Reich erretten?
Wer nimmt der Freiheit Wehr?
Sie bringen uns die Ketten
Auf offnen Straßen her!

O Heinrich, deutscher Kaiser,
Nimm ew'gen Ruhmes Schein!
Du führst in feste Häuser
Die freien Bürger ein.
Der an dem Vogelherde
Die heil'ge Krone fand,
Hat von der heil'gen Erde
Den schlechten Feind gebannt.

Bei Goslar steht ein Zeichen,
Ein altes festes Schloß,
Wo nimmermehr zu weichen
Der kranke Herr beschloß.
Weit scholl der Heiden Klage,
O Merseburg, bei dir,
Und noch erzählt die Sage
Von Magdeburg's Turnier.



Vom Felde zog der Neunte,
Das gab 'ne starke Schar;
Und was der Kaiser meinte
Ward herrlich offenbar.
Von tausend Herden ziehen
Sah man des Gastmahls Rauch;
Wenn Wald und Acker blühen,
Die Städte blühen auch.

So wurde klug errichtet
Der Freiheit Damm und Wehr;
Gar manchen Streit geschlichtet
Hat kleines Bürgerheer.
Der mag auch Schwerter schwingen,
Der kühn das Werkzeug führt,
Und Ritterschlösser zwingen,
Die feine Kunst verziert.

Noch immer mag die Kunde
Der Bürger Herz erfreu'n
Vom alten Schwabenbunde,
Vom Städtebund am Rhein.
Von Schlachten ohne Tadel
Spricht mancher alte Reim;
Und herrlich blüht der Adel
Von Waldpot Bassenheim. *)

Doch welcher soll vor allen
Das höchste Lob geschehn?
Laß deine Fahnen wallen,
Laß deine Flaggen wehn,
O Hansa, hoch zu preisen
Von Männern im Gesang,
Die in den fernsten Kreisen
Um Mut und Beute rang.

*) Die verhängnißvolle Katastrophe, welche Hamburg betroffen, brachte die in prophetischem Geiste im Jahre 1813 niedergeschriebenen Worte des Dichters wieder in Erinnerung. Wir glauben daher um so weniger einen Mißgriff zu thun, indem wir hier das vollständige Gedicht Schenkendorf's unsern Lesern neuerdings vorführen, da die in demselben so kräftig ausgesprochenen Worte in diesen Tagen neue Bedeutung gewonnen haben.

*) Zu den Ahnen dieses am Rhein noch blühenden Geschlechts, das dem deutschen Orden einst einen Heermeister und dem heimathlichen Landsturm im Jahr 1813 einen Bannerherrn gegeben, gehört auch Arnold Walpode, Bürger zu Mainz, Stifter des rhein. Städtebundes (1247).

Den Weg hast du bereitet
Dem höchsten Christengott,
Hast deutsche Art verbreitet
Bis Riga *), Novogrod.
Aus mildem Bürgerstande,
Aus stillem Bürgerfleiß
Erblüht im heil'gen Lande
Der Ritterorden Preiß. **)

Was gleich verklungnen Sagen
Aus grauer Vorzeit scholl,
Hat man in diesen Tagen
Gesehen staunensvoll.
Der Feind betrat die Schwellen,
Da zogen Schiffer aus,
Und wohnten auf den Wellen
Im leichten, freien Haus.

Ein Hansastaat im Meere,
Ein Hansastaat im Feld, ***)
Der als Tyrannenwehre
Sich kühn entgegenstellt.
Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wieder sehn.

Auch dir, mein freies Bremen,
Sey Gruß und Ruhm und Heil!
Du darfst mit Ehren nehmen
Von diesem Sieg dein Theil.
Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrauschar:
„Dem sey die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war."

Blüht auf, ihr starken Dreie,
Am deutschen Meeresstrand!
Ein Reich der Zucht und Treue,
Ein Schmuck dem deutschen Land.
Wer also treu gehalten
Am Vaterland und Eid,
Soll ferner auch verwalten
Der Primat Herrlichkeit.

Mein Aachen, wo die Krone
Des Ritterthums geruht,
Bald auf granitnem Throne,
Bald an der warmen Flut!
Berühmt seit grauen Zeiten,
Ehrwürd'ge Trier du,
Erwacht beim Klang der Saiten,
Aus eurer langen Ruh!

Du Thor der deutschen Lande,
O hohe Feste Mainz!
Du frommes Köln am Strande
Des lieben alten Rheins!
Ein hohes Amt laß halten
In deinem heil'gen Dom,
Damit sie wohl verwalten
Die Wacht am deutschen Strom.

Von Waffen hör' ich's schallen,
O Krönungsstadt, in dir!
Viel Kaufherrn seh' ich wallen
In reicher Rüstung Zier.
Bewehre nur, mein Rühle, *)
Die Bürger männiglich;
Dann setzen auf die Stühle
Schultheiß und Schöppen sich.

O Waffenstahl, sprüh Funken,
Sprüh Funken, edler Stein! **)
Vom Wein der Freiheit trunken
Laßt jeden Bürger seyn.
Der Formen todte Satzung
Lebt auf am kühnen Wort,
Man geht von eigner Schatzung
Zu bessern Rechten fort.

Laßt jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath.
Das Zeichen von dem Bunde
Ist ja der Eichenbaum,
Der wächst aus tiefem Grunde
Zum hellen, freien Raum.

(Schluß folgt.)

*) Im Jahr 1190 von Bremern gegründet.

**) Kaufleute aus Lübeck und Bremen machten im Jahr 1190 aus ihren Segeln Zelte, und legten im Lager vor Acre ein Hospital für Deutsche an. An sie schlossen sich die Marianenritter an, und aus dem Verein erblühte der deutsche Ritterorden.

***) Die aus Hamburg vertriebenen, zu einem Heerhaufen versammelten Hanseaten erklärten, nicht wo ihre Häuser ständen, sondern wo sie sich befänden, wäre der lebendige hanseatische Staat. — Viele Seeschiffer kehrten nach der französischen Besitznahme nicht heim nach ihrer Vaterstadt Bremen, sondern trieben während der dreijährigen Reunionszeit unausgesetzt unter Bremischer Flagge auf den Meeren ihr Geschäft, und brachten später den Mitbesitzern der Schiffe reichen, unverhofften Gewinn.

*) Rühle von Lilienstern, im Jahr 1833 preuß. General und Chef des Generalstabs, dem die Leitung der Volksbewaffnung im Befreiungskrieg (1814) anvertraut war.

**) Die Bildung des Städtewesens in Frankfurt hatte sich der besonderen Leitung des Freiherrn von Stein zu rühmen, und stand in genauem Zusammenhang mit den Fortschritten in der Bewaffnung.

## Der Brand von Hamburg.

Gott hat in diesen letzten Tagen in furchtbarem Feuerzeichen geredet zu seinem deutschen Volke. Die köstlichste Perle des deutschen Vaterlandes, Hamburg, der alten Hanse Königin und Erbin, die dritte Stadt Deutschland's, seine erste Handelsstadt, die Hauptvermittlerin unseres Verkehrs und Handels mit den Fremden bis weithin über das Weltmeer, die Freistadt, welche jedes der deutschen Fürstenthümer hinter sich zurück läßt schon an der einfachen Zahl seiner Bürger und Bewohner, um Vieles mehr aber an innerer Macht, Geltung nach Außen und Bedeutung für das gesammte Vaterland, die Wächterin des deutschen Meeres, dessen Braut sie seyn könnte und sollte, wie einst Venedig des adriatischen, glorreichen Andenkens fast in allen Zeiträumen unserer Geschichte, berufen, wie wir gehofft hatten, für die Zukunft zu folgereicher Thätigkeit bei dem großen Werke der Kraftentwickelung des Vaterlandes, die den eigenen Ruhm und Glanz der Stadt dauernd erhöhen sollte, und mehren die Macht des Reichs: — sie liegt darnieder, zerbrochen, heimgesucht von unerhörter Wuth der Flammen. Die Blüthen, welche der herrliche Baum, sicher wurzelnd in dem Boden des einen

Elementes, nach jahrelangem Wuchse getrieben hatte, sind abgestreift durch das Rasen des andern feindlichen Elements in der kurzen Zeit weniger Tage und Nächte, die aber viel zu lang war, als daß sie nicht hätte das mit erstarrtem Blicke dem Brande nah und fern zusehende Vaterland mit der peinlichsten Spannung erfüllen sollen, endlich die Kunde von dem Ende und der ganzen Größe dieses Nationalunglücks zu erhalten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn in den ersten, bereits erlassenen Aufrufen zur Hülfe für die unglückliche Schwesterstadt die Rede ist von der allgemeinen Trauer und dem wahrhaften Entsetzen, welches sich seit dem Beginne dieser furchtbaren Hiobsposten der letzten Tage unter dem deutschen Volke verbreitet hat. Kein Ohr ist unberührt geblieben von dem schrecklichen Nothschrei, welcher heraufdringt von der niedersten Elbe; er hallt wider an allen Orten in allen Kreisen der Gesellschaft. Hamburg ist der Beginn und das Ende des Tagesgesprächs, und das jetzt lebende Geschlecht wird noch den Kindern und Kindeskindern erzählen von diesen Tagen der Heimsuchung. Denn fast weiß die ganze Geschichte, wenigstens der Neuzeit, da, Dank sey es der allgemeinen Fortbildung unseres Geschlechtes, wilde Eroberer nur selten ihre Freude daran finden, ihre bluttriefende Siegesbahn mit der Brandfackel erstürmter Städte zu erleuchten, — fast weiß die Geschichte von keinem ähnlichen Ereignisse zu erzählen, welches das Erlebniß unserer Tage an trauriger Größe überböte.

Und doch läßt sich noch diese Größe des Unglücks leichter aussprechen, als ausdenken. Unser Gemüth ist noch zu sehr betäubt von den Schlägen dieser Trauerkunde, als daß wir zu Letzterem bereits die volle Kraft und Ruhe wieder erlangt hätten; unser Blick von dem glühenden Scheine der Feuerwolken noch zu geblendet, als daß wir in vollem Maße die ganze Masse des Elendes überschauen; unser ganzes Denken von den Eindrücken des Schreckens noch zu bewältigt, als daß wir die unabsehbare Verkettung der Folgen dieses Ereignisses ermessen könnten. Nur das eine Bewußtseyn tritt mit gluthheller Klarheit aus Aller Gedanken hervor: der Brand von Hamburg ist ein Nationalunglück für das gesammte Vaterland.

An dieses Bewußtseyn muß sich von selbst der Entschluß ketten, demselben durch die That zu entsprechen, die Wahrheit und Stärke unseres Schmerzgefühls durch das Zusammenwirken aller Kräfte zu bethätigen, die uns zur Hülfe zu Gebote stehen. An das ganze Vaterland ergeht solcher Hülferuf. Es ist traurig, daß solch ein Elend über uns kommen mußte, damit sich seit langer Zeit wieder einmal eine Gesammtanstrengung deutschen Willens und deutscher Kraft, nicht für ein Trugbild, sondern für einen wahrhaften Zweck äußern könne, den uns die gewaltige Hand des Verhängnisses auf unsere Bahn geworfen hat. Aber in den Zeiten der Trübsal wird man sich des eigenen Willens und der eigenen Kraft am sichersten bewußt, und daran sollen wir erkennen, daß wir Alle deutsche Brüder seyen, so Keiner, der auf den Namen eines deutschen Biedermannes Anspruch macht, zurücktritt aus den Reihen des zur Dämpfung dieses Unglücks herbeieilenden deutschen Volkes. Verstummen müssen in diesem Augenblicke, nicht blos vor der lähmenden Gewalt des Schreckens, sondern vor dem ruhigen Entschlusse der Selbstüberwindung alle frühern Gefühle der Mißstimmung, die vielleicht gegen die tiefgebeugte Schwesterstadt in den vorigen Tagen ihrer Herrlichkeit hier und da in den Gemüthern waltete; vergessen muß es seyn, wenn sie in jenen Tagen sich von dem übrigen Vaterlande abzusondern oder wohl gar darüber zu überheben schien in einem Selbstvertrauen, welches immerhin die keineswegs verächtliche Frucht seiner, in unsern immer noch allzu zersplitterten Verhältnissen, sich selbst genügenden Kraft und Stellung war. Mit edler Hintansetzung aller solcher Gefühle und Erinnerungen werden alle Kräfte des Vaterlandes sich durch den Eindruck dieses Ereignisses zu einem gemeinsamen Streben bewältigen lassen; Verbindung dieser Kräfte muß an allen Orten des Vaterlandes geschaffen werden, noch besser, die bereits vorhandenen Verbindungsglieder zur Entfaltung und Leitung der regsten Wirksamkeit genützt.

Und hier noch ein Wort an Euch besonders, die Ihr mit aller Gewalt die Augen und die Hände, die bauenden und die gebenden hinzuziehen gesucht habt an die Ufer des Rheins zum Dome von Cöln, werdet Ihr nicht jetzt selbst Euere Blicke hinwenden zu dem rauchenden Trümmerhaufen an dem Strande der Elbe, in dem wir die stolze Hansestadt nur mit Mühe wieder erkennen? Ihr habt geklagt, es habe dem deutschen Volke an einer Idee gefehlt, an der es sich seiner Einheit und Stärke bewußt werden und die ihm ein sichtbares Denkmal jener Güter schaffen könne. Euere Klage war unwahr, Selbsttäuschung, sowohl in Hinsicht des beklagten Mangels, als des Ersatzes, welchen Ihr botet. Aber wir wollen glauben, daß wenigstens bei der Mehrzahl von Euch diese Trugidee nur ein irre geleitetes Ergebniß Eurer lautern deutschen Gesinnung war. Nun! da habt Ihr jetzt eine Idee, die von dem Schicksale mit Flammenschrift in das Buch der Gegenwart hinein geschrieben worden ist, eine Idee, so groß, daß sie fast alle menschliche Idee übersteigt, eine Idee, nicht durch künstliche Begeisterung eines leicht verfliegenden Rausches erzeugt, sondern von der gewaltigen Noth der Gegenwart uns eingeprägt mit unabweisbarer Gewalt, eine Idee, welche an alle Gefühlsfäden eines deutschen Gemüthes greift. Euer Dom zu Cöln steht bereits zum guten Theile, ein großes und sprechendes Sinnbild unserer deutschen Geschichte, — Hamburg muß wieder erstehen, damit nicht ein zu unserm Leben unentbehrliches Glied des deutschen Körpers fehle, sondern wieder gedeihe in der Gegenwart und das Gedeihen Deutschland's fördern helfe in der Zukunft. Werft Kelle und Hammer in den Rhein, zieht hin an die Elbe: helft zunächst mitlöschen die Thränen des Jammers, die über die unglückliche Stadt und das schwer betroffene Vaterland fließen, dann mitbauen an der wiedererstehenden freien Königin Norddeutschland's; tilgt erst weg die Spuren unsers vorhandenen Unglücks, ehe Ihr das Denkmal unserer entschwundenen und auf andern Wegen als den Eurigen ins Leben zurück zu rufenden Größe vollenden wollt; — und wir wollen an Euere deutsche Gesinnung glauben. Ihr habt gesagt: und wenn der Cölner Dombau ein Irrthum sey, so müsse man doch den Deutschen verachten, der sich davon frei erhalten. Wir aber sagen Euch abermals: der Brand von Hamburg ist ein Nationalunglück, und der Deutsche ist nicht der Verachtung, nein! des moralischen Todes schuldig, der nicht zu diesem Bewußtseyn und dem ihm nothwendig folgenden Entschlusse gelangt, und mit größerm Rechte, nicht mit dem Rechte romantischer Irrthümer, sondern mit dem Rechte der furchtbarsten Wahrheit erklären wir jeden Dombauverein, der nicht alsbald nach empfangener Kunde vom Geschick Hamburg's sich in einen Hülfsverein für Hamburg umgestaltet, für undeutsch.

Dich aber, schwer heimgesuchte Stadt des deutschen Nordens, frei gebliebene Selbstherrin im Lande der alten Sachsen! Dich richte Gottes Beistand und Deiner deutschen Mitbürger Rettungshand wieder auf aus dem Stande der Noth und Prüfung. Du wirst, wenn irgend auf menschlichen Dank zu zählen ist, dann sicher ihn nie vergessen gegen Deine deutschen Brüder und Dich mit vollem Herzen an die Brust des gemeinsamen Vaterlandes werfen. Ja! Du wirst mit Gottes, Deutschland's und Deiner eigenen Kraft Hülfe Dich wieder erheben aus dem Aschenhaufen, gleich dem Phönix, ein Verkünder besserer Zukunft im deutschen Vaterlande.

## Taischalrin.

(Fortsetzung.)

Clairval gelobte ihr die unverbrüchlichste Verschwiegenheit. —

„Wohlan denn, Clairval," sprach Arabella mit fester, aber feierlicher Stimme, „erfahren Sie also, daß meine Frist abgelaufen ist, daß Arabella diesen Monat nicht überleben wird. — Sie sehen mich verwundert an?" fuhr sie mit heiterer Ruhe fort. „Ja, Clairval, in dem Augenblicke, als Sie mich gestern Abends in den Saal treten sahen, erhielt ich die unwidersprechliche Ueberzeugung von meinem nahen Tode. Meine Bewegung, als meine Augen auf den, für mich bestimmten Platz am Theetische fielen, war Ihnen nicht entgangen, allein weder Sie noch sonst Jemand aus der Gesellschaft konnte das Befremdende wahrnehmen, das sie veranlaßte, und das nur mir allein sichtbar war. Ich selbst, Clairval, oder der Schatten meines Ichs, wie Sie es nennen wollen, nahm die Stelle ein, die Ihnen allen unbesetzt erschien. Umstände, die diese Erscheinung begleiteten, und die nicht hierher gehören, geben mir die Gewißheit, daß kein Gaukelspiel meiner Phantasie mich geläuscht habe."

„Aber um des Himmelswillen!" fiel Clairval ihr ungeduldig ein.

„Was Sie mir sagen wollen, mein Freund," unterbrach ihn Arabella, „weiß ich ganz wohl; nicht die Erscheinung befremde Sie, die eine natürliche Folge der Gemüthsstimmung seyn konnte, welche der gestrige Tag und Erinnerungen hervorbrachten, die mit demselben verknüpft waren; — Sie zittern vor den Wirkungen eines solchen Eindrucks auf meine Gesundheit. — Sie wollen mich warnen," fuhr sie mit gelassenem Lächeln fort, „vor dem zerstörenden Einflusse einer heftig aufgeregten Einbildungskraft. — Sie wollen mir Beispiele anführen, daß das Nachhängen an einen solchen Wahn allzuoft solche Vorahnungen auf eine Art bestätigt, die allein den Glauben an sie aufrecht erhalten konnte; mit einem Worte, daß das Zutreffen dieser Vorhersagungen immer nur in dem krankhaften Zustande derjenigen lag, die von dem lebhaften Uebel einer solchen Vorstellung ergriffen waren. Aber sehen Sie mich heute bewegter, unruhiger, ängstlicher als sonst? Hatte die Ueberraschung, von der Sie mich gestern betroffen sahen, länger gewährt, als die jeder andern unerwarteten Begegnung? Oder glauben Sie, daß so, wie ich seit langer Zeit gewohnt bin, mich zu fühlen, der Anblick meines herannahenden Endes so erschütternd auf mich wirken werde? Nein, Clairval," fuhr sie fort, indem sie, als er aufs Neue versuchen wollte, sie zu unterbrechen, zutrauensvoll seine Hand ergriff, „unternehmen Sie nicht den fruchtlosen Versuch, meine Ueberzeugung wankend zu machen! Denken Sie auf kein Mittel, wie Sie Ihr wohlgemeintes Vorhaben ausführen und vereiteln wollen, was Sie als Sinnentrug und Aberwitz entkräften und abwenden zu können sich schmeicheln. Erinnern Sie sich, daß ich Ihr Wort habe, und auf dessen Heiligkeit zähle."

„Es sey denn," begann Clairval, nach einer Pause, „ich hoffe das Beste gegen Ihre Ueberzeugung von der Zukunft selbst, und will nicht die Schuld tragen, Sie durch vergebliche Besorglichkeiten vielmehr zu beunruhigen, als zu widerlegen; aber warum, Arabella, wollen Sie sich früher von Ihren Theuren trennen, als das unabänderliche Gesetz der Natur Ihnen den traurigen Abschied selbst auferlegt?"

„Hören Sie mich, Clairval," entgegnete ihm Arabella, „fühlte ich auch nicht an mir selbst, mit wie viel größerer Kraft ich jenem entscheidenden Augenblicke entgegen gehen werde, wenn der Schmerz und die Thränen meiner Lieben den Muth meiner Seele nicht entwaffnen: so kenne ich doch meines Bruders grenzenlose Anhänglichkeit und Liebe allzuwohl, um nicht überzeugt zu seyn, daß zur Schonung seines Gefühls Entfernung eben so nothwendig, als der Trost eines Freundes, wie Sie, Clairval, ihm unentbehrlich seyn wird. Darum gehen Sie, mein Guter," fuhr sie mit schmeichelnder Stimme fort, indem sie aufstand, und ihre Hand auf Clairval's Schulter legte, „säumen Sie nicht, Arabella wird Sie in Ihrer Todesstunde dafür segnen!"

Auch Clairval war aufgestanden, er drückte Arabella's Hand mit einem schmerzlichen Gefühl an seine Lippen; Thränen traten ihm ins Auge; das ihre ruhte mit einem Blicke auf ihm, aus dem freundliche Dankbarkeit und Beruhigung sprachen. Tief bewegt eilte Clairval nach dem Schlosse zurück, mühsam nach Fassung ringend, und ernstlich überlegend, wie er Arabella's Auftrag am besten vollzöge. Der Zufall erleichterte ihm unerwartet sein schweres Geschäft.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Berlin, 10. Mai.) Mehrere Zeitungen enthalten eine Nachricht über unsere beliebteste Schauspielerin Fräulein Charlotte von Hagn, wonach sie in Folge des, aus geringfügigem Wortwechsel mit einem nicht als höflich bekannten Unterbeamten des Theaterbureau entstandenen Processes die Berliner Bühne verlassen will. Dieser Vorfall, sey auch von einer Rechtskränkung der geschätzten Künstlerin die Rede, ist aber, wie das endliche Urtheil darthun wird, an sich zu bedeutungslos, als daß er auf einen so ernsten Entschluß der allgemein geachteten Darstellerin irgend Einfluß haben könnte. Es sind andere, auf ihre Kunstthätigkeit bezügliche Beweggründe, welche dem Fräulein Charlotte von Hagn ihre Stellung bei der Berliner Bühne unangenehm machen, und wenn ihre Verbindlichkeit gelöst ist, dürften die Ursachen ihres Scheidens von Berlin unzweifelhaft bekannt und gewiß als erheblich genug betrachtet werden. (L. A. Z.)

*** (Dresden, 9. Mai) Den Verehrern Liszt's wird es nicht unangenehm seyn zu hören, daß er in Petersburg die seltensten Triumphe feiert. Man schreibt einem seiner hiesigen Freunde, er „enchantire" nicht nur Petersburg, sondern er „carçonnire" es auch nicht wenig, und habe in seinen zwei ersten Concerten 50,000 R. Bco. (16,000 Thlr.) eingenommen! — „Les dames en raffolent!" so endet der Brief; und wir enden mit dem: „tout comme chez nous!"

*** (Merkwürdige Entbindung.) Die „Breslauer Zeitung" enthält folgende Anzeige: „Heute, den 29. April 1842, früh 3½ Uhr, habe ich eine ziemlich schwache Person, die Frau des Buchbindergesellen Scholz in Brieg (geb. Emilie Springer) bei einem Besuche, mit dem sie ihre hiesige Schwester erfreute, glücklich von drei gesunden und starken Knaben und einem Mädchen, das jedoch bald gestorben ist, entbunden. Die Knaben sind munter, und drohen wegen ihrer Nahrungssucht die erfreute Mutter in kurzer Zeit abzumagern; wir sahen uns daher genöthigt, eine kräftige Amme herbeizuschaffen, damit jener, die durch die schwierige Entbindung sehr gelitten, Erleichterung zu Theil werde. — Dies beehrt sich als Merkwürdigkeit anzuzeigen: Au, königl. Kreis-Chirurgus. Leobschütz, den 29. April 1842.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 135. 18. Mai 1842.

Beiträgr zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeigr sie wünschen, nnr unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingnngen beizufügen.

## Das Lied von den deutschen Städten.

Von Max von Schenkendorf.

(Schluß.)

Von Kleinen ist zu melden,
Was je die Großen hob,
Und Pforzheim's treue Helden
Errangen ew'ges Lob.
Ja lasset alle Kleinen
Erst kühn und würdig seyn,
Dann soll es bald erscheinen
Wie Freiheit will gedeihn!

Mit deinen Kirchenhallen
Und südlich schöner Pracht,
Den Deutschen zu gefallen,
Nimm Augsburg wohl in Acht!
Im Lechfeld ist erlegen
Der Ungarn wildes Heer,
Nun schmiedet Otto's Degen
Zu freier Bürger Wehr!

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll,
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben;
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

O Leipzig, Stadt der Linden!
Dir glänzt ein ew'ges Licht,
Zu dir den Weg zu finden
Braucht man den Führer nicht.
Man wird es nie vergessen,
Wie Babel's Thurm erlag:
Man spricht von Leipzig's Messen
Bis an den jüngsten Tag.

Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitswerk,
Beschlossen und beredet
Ward es in Königsberg.
Am deutschen Eichenstamme
Du frisches, grünes Reis!
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preiß!

Im Freiheitmorgenrothe,
In Moskau's heil'gem Schein,
Kam, ein geweihter Bote,
Zu dir der feste Stein.
Er zog in Kraft zusammen
Der Landesväter Kreis,
In den trug seine Flammen
Held York, der strenge Greis.

Da brach mit Sturmesschnelle
Hervor dein starker Sinn,
Nun maß mit andrer Elle
Der Kaufmann den Gewinn.
Nun liebten die Studenten
Erst recht die Wissenschaft,
Und alle Herzen brennten
In einer Glut und Kraft.

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide
Gleich fromm und treu erkannt! *)
Am Weichselstrom, am Meere,
Mein Danzig, festes Haus,
Erblüht von Glück und Ehre
Für dich ein neuer Strauß.

Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glimmt ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit!
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache:
Das schauet, wer geglaubt.

Dann woll'n wir auch erlösen
Die Schwester fromm und fein,

*) Man denke nur an ihr Verhalten gegen Stanislaus Lescinsky im Jahre 1734.

Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein:
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreich's liegt, *)
In die nach ew'gen Maßen
Erwin den Bau gefügt. **)

Indeß, du freies Wesen,
Gedeihe weit und breit,
Der Herr hat dich erlesen
Zum Zeichen für die Zeit.
Die Fürsten sollen kommen
Sammt ihrer Ritterschaft,
Und lernen, sich zum Frommen,
Der Freiheit Wunderkraft.

In fester Mauern Mitte
Blüht eine frische Welt,
Da ward die milde Sitte
Zum Wächter wohl bestellt;
Die hat gar treu gehütet
Den anvertrauten Schatz,
Als rauher Sturm gewüthet,
Stand sie an ihrem Platz.

Nun gilt's ein neues Bilden!
So komm in deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde: Wissenschaft!
Man soll dich treulich pflegen,
Du theures Erb' und Gut,
Daß noch im Vatersegen
Der freie Enkel ruht.

O komm in unsre Säle,
In unsre Schulen komm,
Mit rechter Treu', und stähle
Und mach' uns wieder fromm!
Es haben ja die Alten,
Die weisen, bärt'gen Herrn,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern.

Frisch auf, du Bürgerjugend,
In Waffen tummle dich!
Das heiß' ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich.
Der sey der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rathe kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert.

*) Die deutsche Reichsstadt Straßburg wurde 1681 mitten im Frieden durch Ueberfall genommen, 1685 im Waffenstillstand zu Regensburg Preiß gegeben, 1697 im Ryswiker Frieden förmlich an die Räuber abgetreten. Schon Karl V. hielt Straßburg als den Schlüssel des Oberrheins für so wichtig, daß er sagte: Wenn Wien und Straßburg zugleich bedroht wären, würde er Straßburg zuerst zu retten eilen.

**) Der Grund ward 1015 gelegt, das Münstergebäude 1273 vollendet; 1275 begann Erwin von Steinbach den Bau der Thürme, den sein Sohn von 1318—1339 bis auf 200' Höhe führte. Bis zum Jahre 1438 ward noch von mehreren Meistern daran gearbeitet.

## Taischalrin.

(Schluß.)

Er fand den Lord mit Briefen auf seinem Zimmer, die eben mit der Londoner Post angekommen waren.

„Eine verdrießliche Geschichte!" rief er dem Eintretenden entgegen, „mein Sachwalter zu London ist schwer erkrankt und eine sehr bedeutende Rechtssache, die in seinen Händen liegt, geräth dadurch ins Stocken. Ich bin in hohem Grade verlegen, den bedenklichen Nachtheil zu verhüten, der mir daraus erwachsen kann, wenn nicht meine eigene Gegenwart der Unordnung zuvorkömmt, die in den Gang der Angelegenheit treten wird."

Nach einem solchen Eingange kostete es Clairval geringe Mühe, Dunmore zu bewegen, die Reise sogleich in seiner Gesellschaft anzutreten, sobald er sich den Verzug von einigen Tagen gefallen ließ, die dem Lord zu den nöthigen Vorbereitungen erforderlich waren. Für Arabellen war die vorgerückte Herbstzeit, und die Unpäßlichkeit, die sie vorschützte, bei ihrer bekannten Abneigung gegen das Leben in der Hauptstadt, ein hinreichender Vorwand, sich von der Reise auszuschließen. Unverändert dieselbe bis zum letzten Augenblicke der Trennung, konnte Niemand, außer Clairval, ahnen, was in ihrem Herzen vorging, und zu welchem Abschiede sie sich bereitete. Nur im letzten Augenblicke des Scheidens, als sie sich aus der Umarmung Rosa's loswand, um Clairval ihre Hand zum Lebewohl zu bieten, da fühlte dieser ein Paar große Thränen ihren Wangen herabrollen, die sie, rasch zu ihm sich kehrend, geschickt den Ihren zu verbergen wußte. Mit bittrer Wehmuth beugte sich Clairval über ihre Hand, er war nicht vermögend ein Wort über seine Lippe zu bringen, der Schmerz erstickte seine Stimme.

„Lassen Sie sich die Meinen anempfohlen seyn, Clairval," sprach Arabella weich und leise, „und vergessen Sie Ihrer Freundin nicht!"

In dumpfer Betäubung stieg Clairval zu dem Lord in die Kutsche, und still und traurig ging die Reise vorwärts.

Vergebens rang Clairval, die Gedanken los zu werden, die ihn quälten. „Der Aberglaube," sagte er sich unwillig, „ist ansteckend, wie die Seuche, und so wie jene Verwandtes zuerst ergreift, erbt auch er bei Seelenverwandten am sichersten fort."

Die Vorstellungen seiner schottischen Freunde waren ihm so gemein geworden, daß selbst die Worte des alten Dieners, der ihm auf dem Schlosse beigegeben war, Eindruck auf ihn gemacht, und unablässig vor seiner Seele schwebten. David, ein wackrer, graubärtiger Schotte, der mit landeseigenthümlicher Anhänglichkeit seiner Herrschaft zugethan war, und diese Vorliebe auch auf alle die übertrug, die er zu den Freunden des Hauses rechnete, hatte für Clairval eine ganz besondere Zuneigung gefaßt, sobald er erfuhr, daß er seinem Laird in fremden Ländern das Leben gerettet. Als er daher am letzten Morgen mit Thränen auf der Wange von ihm Abschied nahm, sprach er, indem er Clairval's dargebotene Rechte treuherzig schüttelte: „Leben Sie recht wohl, guter, theurer Herr! — Unser Lord und wir alle werden Sie künftig recht schwer auf Dunmore Castle vermissen. — Ach, ich fürchte, so frohe Tage, als diese waren, werden sobald nicht wieder kommen. Glauben Sie es dem alten David," sagte er wehmüthig, indem er sich zutraulich zu Clairval's Ohr neigte, „es wird bald eine Trauer im Hause geben!"

„Was fällt Dir bei, Alter?" entgegnete ihm Clairval betroffen, „Deine Herrschaft ist wohl und gesund, und was hättest Du für einen Grund, einen solchen Unfall voraus zu setzen?"

„O," sprach David mit Kopfschütteln, „umsonst hat sich

Alte im blauen Plaid nicht wieder blicken lassen. Ent-
ten Sie sich vor zehn Tagen," fuhr er fort, „am Abend,
Lady Arabella beim Thee unwohl geworden, am selben
nd hat Frau Jeanie, die Schloßwärterin, sie mit eignen
gen am Ende der langen Gallerie vorübergehen gesehen."
Geh, David," fiel ihm Clairval in die Rede, und be-
hte sich zu lächeln, aber ein Schauer rieselte durch seine
eder. „Geh, das sind Mährchen, Einbildungen!"
Einbildungen, gnädiger Herr!" sagte David, „Gott sey
uns! Sie werden wohl davon hören, ob es Einbildung war!"
ilairval suchte, so gut es gehen wollte, die Wirkung zu
ehlen, die David's Worte auf ihn hervorbrachten. Er
fahl ihm darüber zu wachen, daß jene vorgebliche Erschei-
g so geheim als möglich gehalten werde, und prägte ihm
ja genaue Aufsicht im Schlosse zu haben, daß, wenn
d jemand, vielleicht gar Lady Arabellen ein Unfall zu-
e, keine Hülfe versäumt werde. David nickte mit dem
fe, als ob er den Sinn von Clairval's Worten wohl
tehe: „Gott erhalte unserm Laird die theure Miß," sagte
indem er andächtig seine Hände über der Mütze faltete,
er" — ein wehmüthiges Kopfschütteln sprach den Gedanken
den der ehrliche Alte um keinen Preis ausgesprochen hätte.
Wohlbehalten langten die Reisenden zu London an. Einige
illigkeiten hatten ihre Ankunft um ein Paar Tage ver-
rt. Als sie am Hause des Lords abstiegen, überreichte
der Aufseher einen Brief, der von ***, dem nächsten
orte von Dunmore Castle mit Estafette angelangt war.
ig riß Dunmore den Umschlag ab, überflog das Blatt,
warf sich mit verhülltem Gesichte in einen Stuhl. Clair-
erriethy den Inhalt des Briefes, ohne eine Zeile gelesen
aben. Zwei Tage nach ihrer Abreise war der Seherin
ussagung eingetroffen. Ein Nervenschlag hatte sie schmerz-
dahin gerafft.

## Das Forsthaus im Sollingerwalde.

(Schluß.)

an hat in Deutschland eine eigenthümliche Methode, die
öcke zu erlegen, welche die Engländer wahrscheinlich
nmähen würden, die aber dennoch nicht ohne Reiz ist.
n die Kälte streng gewesen und Schnee eine Zeitlang fest-
en, so begeben sich die Jäger gegen 1 Uhr vor Sonnen-
ng an eine Waldecke, von wo aus sie das Feld über-
können, und zwar so, daß ihnen der Wind entgegen-
t, und lauern hier aufs Wild. Wenn das Tageslicht
fsteigt, sieht man hier und da einige steife, obstinate
zel, die der Frost nicht ausdörren, die aber weder
, noch Hagel umzuwerfen vermögen, über der Ober-
des Schnees erscheinen. Sind solche Stengel nicht
r, dann kann der Jäger getrost wieder nach Hause ge-
denn kein Wild wird sich sehen lassen; sind sie aber
r, dann wird er, wenn er sich ganz ruhig ver-
, der Wind sich nicht so gedreht hat, daß er den
von seiner Pfeife dem Gehölze zutreibt, an dessen
l er steht, und er die Büchse gespannt in der Hand
kurz nach Sonnenaufgang Töne vernehmen und einen
stand erblicken, der zwar nicht so erheiternd wirkt, wie
s der Fuchs auf einer Fuchsjagd, aber dennoch sein
erfreuen wird. Zuerst wird er nämlich den prasselnden
einiger Thiere vernehmen, und dann den stattlichen
aus dem Dunkel der Föhren hervortauchen sehen, den
in die Höhe reckend, und dann einen tiefen, kräftigen
zug thun. Fällt der Bericht der Nasenlöcher befriedigend
dann schreitet er langsam und bedächtig dem höchsten
el zu und schickt sich an, ihn zu verzehren. Nach diesem
Stengel hat der Jäger sein Auge bereits lange gerichtet, da es sein erstes Geschäft mit ist, den längsten ausfindig zu machen, denn nie begehen die Thiere darin einen Mißgriff. Sobald der Bock still steht, muß die Büchse am Backen seyn und eine Sekunde später die Kugel gerade im Herzen sitzen. Wird aber die Büchse nicht ganz lautlos an den Backen gebracht, so daß vielleicht der störendste aller Töne, das Knacken des Hahnes, vernehmbar wird — so dreht sich das Wild blitzschnell um und fliegt mit hochgehaltener Nase rasch dem Walde zu. Der Jäger aber kann nach Hause gehen. Den Abend zuvor war ausgemacht worden, daß Ferdinand und ich, die wir auf der Universität stets früh aufstanden, an diesem Vergnügen vor dem Frühstücke Antheil nehmen sollten, allein als es 6 Uhr war, fühlten wir uns noch zu müde, um aufzustehen, und baten daher den Oberförster, der uns selbst weckte, uns noch bis 8 Uhr liegen zu lassen. Nach einigen komischen Redensarten über unsere Trägheit ließ er uns endlich liegen, und versprach zu gleicher Zeit, den Jägerburschen allein fortzuschicken, damit wir wenigstens auf dem Rückwege etwas Wildpret mitnehmen könnten, und einen Augenblick später lagen wir wieder im festen Schlafe. Endlich kam aber die achte Stunde doch auch und mit ihr die Nothwendigkeit, aufzustehen — eine Nothwendigkeit, deren gebieterische Stimme ich 365 Mal des Jahres beklage. Abermals war es der Oberförster, der uns aufweckte, und aus der Witterung prophezeihte, daß Carl mit einer Beute zurückkehren werde, welche unserer Annahme würdig sey.

Die Deutschen sind ein sich schnell ankleidendes Geschlecht; damit will ich keineswegs sagen, daß sie die Reinlichkeit verabsäumten, sondern nur, daß Ankleiden und Waschen außer Essen die einzigen Dinge sind, welche sie mit erträglicher Schnelligkeit betreiben. Ferdinand war daher bald angekleidet, und zwar so schnell, daß ich, der ich außer meiner englischen Gewohnheit gerade heute noch den besondern Wunsch hegte, vor Idchen so vortheilhaft als möglich zu erscheinen, ihn vom Fenster aus nach den Ställen zugehen sehen konnte, als ich eben erst mit Rasiren fertig war. Eine halbe Stunde später, als ich eben meinen Backenbart nochmals zurecht strich, sah ich den Jägerburschen das Gatter des Vorhofes öffnen und nach dem Hause zukommen. Die Büchse hing über der Schulter, und er sah wild und unmuthig aus; übrigens schien es nicht, als sey er sehr weit gewesen, oder kehre beutebeladen zurück. Ich hörte die Klingel, als er die Thür des Hauses öffnete, und denselben Ton beim Zumachen derselben. Aber mein Haar sträubte sich vor Entsetzen, als ich fühlte, wie der Fußboden unter mir bebte, und ich zugleich einen Schuß vernahm. Ich stand bewegungslos vor Schrecken! Gleich darauf vernahm ich einen zweiten Schuß und einen fürchterlichen Schrei aus dem Zimmer unter mir. Ich sah Ferdinand mit ängstlichen Blicken aus dem Stalle stürzen und dem Hause zueilen; dann hörte ich Fußgetrappel und viele Stimmen in der Vorhalle, und dennoch konnte ich nicht von der Stelle. Endlich aber riß mich ein so entsetzlicher Schrei, daß mein Herz erbebte aus dem cataleptischen Zustande, in den mich der nur zu wohlverstandene Knall der Büchse versetzt hatte. Ich rannte die Treppe hinunter, Alle bei Seite stoßend, die um die Thür des Familienzimmers versammelt waren, und hatte hier das furchtbare Schauspiel vor Augen, welches ich geahnet. Auf dem Sopha lag Werner's entseelter Körper, mit einem freundlichen Lächeln auf dem bleichen Gesichte. Ohnmächtig in den Armen ihrer Tante lag Inez; während Idchen eifrig bemüht war, die Bewußtlose ins Leben zurückzurufen. Kraftlos zusammengesunken saß der Oberförster im Lehnstuhle und stierte vor sich hin, während Ferdinand v. Werdenfels, das Gesicht nach der Wand gedreht, still weinte.

* * *

Von Idchen, in rührender, einfacher Sprache und mit tiefem Schmerze erfuhr ich, wie sich Alles zugetragen. In dem Zimmer, in welchem sich die Familie gewöhnlich zu versammeln pflegte, stand ein alter Glasschrank, in welchem des Oberförsters Gewehre, Degen, Hirschfänger und andere derartige Dinge hingen. Als der Jägerbursche nach Hause zurückkehrte, ging er ins Zimmer, um sein Gewehr in den Schrank zu hängen. Werner und Inez saßen auf dem Sopha; Idchen frühstückte, und ein kleiner Hund, den sie fütterte, der aber Werner gehörte, lief mit dem Schwanze wedelnd Carl entgegen, als er ins Zimmer trat. Der Jägerbursche, erbost über den Anblick der Liebenden, versetzte dem Hunde einen heftigen Tritt, worauf Werner im ärgerlichen Tone sagte: „Herr, wie dürfen Sie sich unterstehen, meinen Hund zu treten?“ Carl, der drei Schritte von ihm stand, blieb stehen, sah ihn scharf an, hob langsam sein Gewehr, zog in demselben Momente den Hahn, drückte los und stürzte aus dem Zimmer. Man fand ihn in der Scheune mit zerschmettertem Kopfe. Als man sein Zimmer durchsuchte, fand man ein Tagebuch voll wahnsinniger Liebesausdrücke gegen Inez und Beweise seines schrankenlosen Hasses gegen Werner. Auch fand man hier mehrere Entwürfe zu einer Petition, in welcher er seine Ansprüche auf den Namen Hohenhorst geltend zu machen suchte. Ferner deuteten mehrere detaillirte Umstände, wenn sie wahr waren, auf die Vermuthung, daß einige furchtbare Scenen zwischen ihm und Inez Statt gefunden haben mußten.

In dem hübschen Kirchhofe, der am Wege zwischen Göttingen und Wehnde liegt, schläft Werner v. Werdenfels; eine abgestumpfte Säule von weißem Marmor, das einzige Ornament im Wappen des alten Hauses, dient zum Grabsteine. Das nächste Grab wird durch einen flachen Sarcophag bedeckt, auf welchem die Worte zu lesen:

Carl von M—
Oberförster zu M—
Rittmeister im 4. Husarenregiment.
K. D. L.
Geb. 1766; gest. 1829.

Der alte Mann war beim Leichenbegängnisse seines geliebten Zöglings mit zugegen, allein man mußte ihn hinwegtragen, noch ehe die Ceremonie vorbei war. Noch an demselben Abende raubte ihm ein Schlagfluß das Erkenntnißvermögen und die Kraft, sich zu bewegen. Demungeachtet aber lebte er noch einige Monate, von Idchen und Ferdinand's zartester Aufmerksamkeit gehütet und gepflegt.

Und Inez? — wird der Leser fragen. Ihr Schicksal ist bald erzählt. Sie lebt noch als Bewohnerin des Irrenhauses zu Hildesheim, und ist seit Werner's Todesstunde keinen Augenblick wieder zum Gebrauche ihrer Vernunft gelangt. Im J. 1835 brachte ich in Hildesheim eine Woche lang beim Regierungsrathe v. Werdenfels zu und sah sie noch einmal. Sie erkennt Niemanden mehr, nicht einmal die Gemahlin des Regierungsrathes, ihre einst so innig geliebte Cousine, Idchen.

## Arnold von Mieg.

(Aus München.)

„Zum Andenken an Arnold von Mieg, geb. am 21. Jänner 1778, gest. am 7. Jänner 1842“ — so lautet der Titel einer Denkschrift auf den Verewigten, welche in diesen Tagen hier die Presse verlassen hat. Zunächst für den engern Kreis der Hinterlassenen, Verwandten, der Freunde und Verehrer v. Mieg's bestimmt, enthält si doch Vieles, was für Jeden, der im Allgemeinen von der ausgebrei teten und vieljährigen Thätigkeit des hochgestellten Staatsmanne Kenntniß hatte, ein besonderes Interesse gewährt, weßhalb wir nich unterlassen wollen, Einiges daraus mitzutheilen. Die Familie Mie stammt ursprünglich aus dem Elsaß, wo noch jetzt Seitenverwandte leben. Auf einem alten Stammbaum, den Mieg besaß, und der i Straßburg verfertigt zu seyn scheint, heißt der Stammvater: Petru Mieg † den 7. Januar 1488. Straßburg begraben zu St. Thomas Ux. Uesnla von Lohen. Auch ist dort zu lesen: Pierre Mieg et se descendans légitimes ennoblis par l'Empéreur Frederic III. l'un 147 Im Wappen findet sich der Wahlspruch: Virtus et honor. Nachdem die erste Jugendbildnng Mieg's im elterlichen Hause zu Heidelberg (wo sein Vater als Administrationsrath lebte) und an der Universitä daselbst unter den glücklichsten Verhältnissen beendigt war, fand e bald Gelegenheit in die diplomatische Laufbahn einzutreten, indem e dem zu dem Rastatter Congreß abgeordneten damal. Regierungsrat und Prof. v. Zentner als Gehilfe beigegeben wurde. Schon 179 wurde er Legationssecretär. Ueber seinen Aufenthalt zu Wien sagt di Denkschrift: „Wir finden ihn im Jahre 1800 in der Kaiserstadt al Legationssekretär des Gesandten Baron von Gradenreuth, un sein auf Vertrauen gegründetes Verhältniß zu seinem äußerst schar sichtigen, thätigen und consequenten Chef ist ein sehr angenehmes. An jenem großen Schauplatze findet er in der ersten Zeit mitten unte vielfachen Beschäftigungen noch Muße und Neigung, sich mit de Verfassung und den Geschäften des Reichshofraths näher bekan und vertraut zu machen, ja sogar Vorlesungen darüber zu hö ren, während er, dem oberflächliche Unterhaltung der Gesel schaft nicht genügt, vorzüglich die Häuser der Reichsreferendari von Frank und von Kalkhof, so wie der Familie des verstor benen Reichshofraths von Heß besucht. Bald aber ergreift i auch mitunter Kleinmuth im Angesicht der großen Verhältnisse un Anforderungen der Zeit, als die Erschütterungen der wiederholten g waltigen Schläge immer fühlbarer wurden, die dem Sturze des Reich vorhergingen; und wir sehen ihn, mit zu großen Zumuthungen an si selbst, sein Verzagen an seinen Kräften und Talenten für die gro Laufbahn, in der er sich befindet, gegen vertraute Männer aussprechen Eben dort war es aber und unter solchen Krisen, wo sich sein Gei in politischen Dingen zur völligen Klarheit und zu umfassendem Ueber blick emporringen sollte. Dort im Zusammenfluß aller Diplomate im Mittelpunkte der deutschen Reichsgeschäfte spiegelten sich die ve wirrten Zustände und Verhältnisse der einzelnen Länder, sah er d Wirkungen des Mißtrauens und der Selbstsucht in immer größer Auflockerung der gemeinschaftlichen Bande der Deutschen, lernte er d schon früher Erfahrne und Erlebte besser verstehen, wohnte er d traurigen Vorbereitungen zur gänzlichen Auflösung in der Nähe b und erlangte eine genaue Kenntniß der Beziehungen und Interess seines engern Vaterlandes nach allen Seiten hin. — Wie die Epo seiner höhern Ausbildung die günstigste war, um ihm das Verständn seiner Zeit zu erleichtern, so konnten auch die Orte, wohin ihn d Schicksal zuerst im praktischen Leben führte, nicht günstiger für i gewählt seyn.“ Wir übergehen die nun folgende vortreffliche Schil rung der wechselnden Berufskreise v. Mieg's, in denen sein verdien volles Leben während der stürmischen Kriegsepoche und in den folge den Friedenstagen sich bewegte und die ihn stufenweise zum Reg rungspräsidenten des Rezatkreises, dann zum Staatsrath und Fina minister, endlich zum königlichen Bundestagsgesandten zu Frankf erhoben.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 133.

Raum — Traum.

## Theater in Hanau.

Mittwoch den 18. Mai wird zum Vortheil der Hamburg Abgebrannten von den Mitgliedern des Frankfurter Stadttheat im kurfürstlichen Schauspielhause aufgeführt: „Noch ist es Zeit Schauspiel in 3 Aufzügen von A. P. Hierauf folgt: 1) Ouvert von Mozart. 2) Große Arie aus der Oper „Othello“ von Ross gesungen von Herrn Caspuri. 3) Arie, gesungen von Demoi Krutky. 4) Große Scene im Costume aus der Oper „Belisar“ v Donizetti, ausgeführt durch Dlle. Capitain und Herrn Pischek.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taris'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 136. 19. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Frühling.

Nachtigall auf grünem Baume
Kam daher, so weit, so weit,
Flötet, in dem Liebestraume,
„Frühling, ist es an der Zeit?“

Rose, in der Schönheit Fülle,
Drängt sich strahlend nach dem Licht,
Sie zerbrach die Knospenhülle,
„Frühling, riefest du sie nicht?“

Schmetterling mit seid'nen Schwingen,
Mit dem schönen, bunten Kleid,
Durch die Lüfte will er dringen,
„Frühling, ist es seine Zeit?“

Aber ach! sie hat nicht Dauer,
Diese gold'ne Frühlingszeit,
Herbst hat bald, mit kaltem Schauer,
Diese Blüthen all zerstreut.

Nachtigall hört auf zu singen,
Blume welket und verdirbt,
Vogel mit den seid'nen Schwingen,
Senkt zur Erde sich und stirbt.

Herzensträume, Liebeswähnen,
Glück und Schmerz in Euch vereint,
Euer Ende sind nur Thränen,
Der Vergangenheit geweint.

## Tom Trick.

(Nach Molé-Gentilhomme.)

### I.

### Vater und Sohn.

An einem schönen Frühlingsabende des Jahres 1660 wanderte ein Greis, dessen überaus bescheidene Tracht nicht im Geringsten seinen edlen Ursprung verrieth, mit einem Mädchen von ausgezeichneter Schönheit schweigend den schmalen Felsenpfad entlang, der sich am rechten Ufer des Clyde von Lanark nach Stone-Byres hinzieht. Ein auffallend zarter, schwächlicher Körperbau, das gewöhnliche Erbtheil adeliger Geschlechter, beurkundete bei Lord Graham und seiner Tochter, daß sie an das sorglose, in Langeweile und Müßiggang dahinfließende Hofleben gewohnt waren. Der greise Lord schien daher das Ziel seiner Reise sehnlichst herbeizuwünschen; was aber seine Tochter Lucy betraf, so begannen ihre zarten Glieder auch wohl um Schonung zu bitten: aber in einem Alter von 20 Jahren schämt man sich seiner Schwäche und klagt nur in der äußersten Noth. Das stolze Mädchen wollte sich durchaus nicht besiegt geben und suchte sich daher auf jede Art den Weg zu verkürzen. Bald summte sie die schottischen Volksliedchen, welche sie in ihrer Kindheit erlernt hatte, vor sich hin, bald lächelte sie über ihre eigene Müdigkeit, bald machte sie ihren Vater auf die seltsamen Schauspiele aufmerksam, die jene wildromantische Gegend in so reichlichem Maße dem für Naturschönheiten empfänglichen Auge darbot, bald suchte sie ihm die Gefühle mitzutheilen, die jene, abwechselnd Staunen, Schrecken und Bewunderung erregende, Zauberwelt in ihrem kindlichen Gemüthe weckten.

„Welch herrliches Schauspiel!“ — sprach sie; — „wie arm und klein erscheinen alle Wunder unserer glänzenden Städte im Vergleich mit den Schönheiten dieser düstern Einöde! Wie stolz erheben sich diese Tannen über unsere Häupter, und wie scharf zeichnen sich ihre schwarzen gezackten Nadelzweige auf dem lichten Wolkengrunde! Sieh, wie die ungeheuren Felsmassen sich dort herabneigen, gleichsam als wollten sie uns betrachten! Ich möchte sie mit bewegungslosen Riesen vergleichen, die ihre Arme über den tosenden Bergstrom ausstrecken, jeden Augenblick bereit, in den gähnenden Abgrund hinabzustürzen! Finden Sie nicht, mein Vater, daß der kühle Schatten dieses Pfades, daß der blendend weiße Schaum des Clyde, der dort aus den durchschimmernden Nebelschleier seiner Gewässer hervorblitzt, etwas an sich haben, was das Gemüth bewegt und die Phantasie anregt?“

„Dein Enthusiasmus beseelt mich schon längst nicht mehr,“ — erwiederte der Graf mit trübem Lächeln; — „das Alter kühlt den Geist ab und lähmt die Einbildungskraft. Mein Auge ist matt und stumpf und läßt mir Alles in einem ganz andern Lichte erscheinen. Ehe noch das Blut in den Pulsen stockt, ist die Poesie schon längst im Herzen erloschen! Diese zaubrische Gebirgsgegend, welche Dich zur Bewunderung hinreißt, redet ja in einer Sprache zu mir, die ich nicht mehr zu verstehen vermag. Und wie könnte es auch anders seyn, Lucy? Wir beide begrüßen das Leben, Du mit freude- und hoffnungsstrahlendem, ich hingegen mit trübem, brechendem Auge. Du trittst erst ins Leben ein, ich muß bald aus demselben scheiden. Doch ich bebe nicht vor der Trennungsstunde; denn was mir das Leben so lange versagte, hoffe ich im Grabe zu finden — Ruhe.“

„Mein Vater, bekämpfen Sie doch diese düstern Vorgefühle! Aendert sich unsre Lage denn nicht bald? Ist unsere Verbannung nicht zu Ende? Wissen wir nicht aus zuverlässiger Quelle, daß das langwierige Parlament mit Riesen-

schritten seinem Verfalle entgegeneilt, daß sein Ansehen, seine Macht von Tag zu Tag mehr sinkt, und daß England, durch so viele Opfer geschwächt und der unheilbringenden Freiheit müde, flehend seine Hände zum mildstrahlenden Gestirn des Königthums erhebt, das Rettung verheißend am Horizonte wieder heraufsteigt? Karl II. wird im Triumphe wiederkehren, und dann können Sie den Rest Ihrer Tage in langersehnter Ruhe verleben, bester Vater."

„Ja, mein Kind! Karl's Rückkehr ist nicht mehr fern; aber weißt Du auch, Lucy, daß wenn die Sonne am herrlichsten strahlt, schwere Dünste aufsteigen, daß diese Dünste sich verdichten und endlich verderbenschwangre Wetterwolken bilden? Karl besteigt den Thron wieder .... aber wie der Ocean noch hoch aufwallt, wenn der Sturm auch längst geflohen, so wird das bloße Andenken an die Republik noch lange die Volkswogen aufregen. Da werden wir noch manchen Kampf, noch manche Schlacht erleben, Lucy, und wehe dann dem gealterten Piloten, dessen Auge nicht mehr sicher und behende genug ist! Ihn werden die empörten Wogen zuerst verschlingen."

„Das könnte wohl Alles eintreffen, mein Vater, wenn Sie nicht entschlossen wären, sich von allen politischen Stürmen, die künftig England noch erschüttern werden, fern zu halten. Auch kehren wir erst dann nach Edinburgh zurück, wenn das Ansehn der Gesetze wieder ganz hergestellt ist, und bis dahin haben wir doch wohl nichts zu befürchten. Wir leben in tiefer Zurückgezogenheit, und ich glaube nicht, daß beim Ausbruche eines Bürgerkrieges das Waffengetöse jemals die Echo's des alten abgelegenen Schlosses Loch-Tall aus ihrem Schlummer aufstören wird."

„Ach, mein armes Kind!" — entgegnete Lord Graham mit düsterer Wehmuth; — „Du vergißt, daß, wenn die Gegenwart uns Ruhe gönnt, die Vergangenheit uns mit ihren Erinnerungen verfolgt. Wenn ich des Schlosses Loch-Tall Schwelle überschreite, werde ich unwillkürlich an meinen Bruder, Deinen Onkel, erinnert, dessen traurige Geschichte Du so oft gehört hast. Wenn wir in die verlassenen Höfe, in die kalten, öden Säle, deren Pforten sich seit seinem Tode nicht öffneten, eintreten, wird uns tiefe Wehmuth durchschauern und das Auge sich mit Thränen füllen: denn wir werden uns allda erinnern, daß das Henkerbeil den edelsten Zweig von unserm alten Stamme trennte, und wir dies Erbtheil — dem Henker verdanken!"

Diese Worte versenkten Lucy in tiefe Trauer, und sie ging schweigend weiter. Kaum waren sie aber hundert Schritte fortgewandert, da blieb das Mädchen plötzlich stehen und winkte seinem Vater, einem fernen Rauschen, das mit jedem Schritte deutlicher wurde, sein Ohr zu leihen.

„Wenn ich nicht irre, so höre ich schon die Wasserfälle von Stone-Byres rauschen."

„Wir übernachten im Dorfe, Lucy," — erwiederte der Graf und verdoppelte seine Schritte.

Nach Verlauf eines Viertelstündchens waren unsre Reisende an dem Wasserfalle angekommen, dessen dumpfes Brausen sich mit dem sonderbaren Pfeifen des scharfen Abendwindes vermengte, und entdeckten unten im Thalgrunde einige Lichter, die da und dorthin zerstreut, in der Finsterniß flimmerten: Lord Graham athmete tief auf, wie er sich dem Ziele so nahe sah, und schien alle Müdigkeit zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Talisman des Glückes.

Worin besteht das Glück? Diese Frage, die viele weise Männer in Verlegenheit gesetzt hat, ist nach meiner Meinung schon lange entschieden. Es besteht darin, daß man möglichst gemächlich und behäbig auf Erden leben könne. Dazu sind nun erforderlich: ein wohlbestelltes Häuschen oder, wo möglich, ein Haus; eine wohlgefüllte Kasse; ein wohlbesetzter Tisch, eine brave Frau, brave Freunde, ein ansehnlicher Rang oder mindestens eine ehrenvolle Stelle und ein guter Name in der Gesellschaft. Alles dies ist leicht aus einer Prämisse abzuleiten: sie heißt Wohlstand oder, unverblümt geredet — Geld.

Es scheint also keinem Zweifel zu unterliegen, daß der ganze Talisman des Glückes in dem leichtesten und sichersten Mittel, sich Geld zu verschaffen, enthalten seyn müsse. Dieser Talisman muß aber daneben die wunderbare Eigenschaft haben, daß er mit dem Gelde auch die Mittel zu allem dem an die Hand gebe, was man fürs Geld allein nicht immer erlangen kann. Wir kennen Leute, die Geld genug besitzen und immer für Schelme passiren; nun gibt es zwar so viele Schelme auf Erden, daß man sich fast mit ihnen befreunden könnte; aber noch immer finden wir dieses Prädikat unrühmlich, und somit kann es zu einem vollkommenen Glücke hinderlich seyn. Mein Talisman tilgt solche Flecken aus unserer Glückseligkeit und wäscht den Mohren in der Seele reiner als der Chlor das Linnenzeug.

Seine wunderbarste Eigenschaft ist aber diese: mein Talisman dringt, wie der feinste Aether, in alle Körper; er stärkt sie wie die Kälte — das Grund-Element des Lebens nach einem neueren Systematiker — er zersetzt sie, wie das Scheidewasser Gold und Silber zersetzt.

Meine Leser verlangen schon ungeduldig die Lösung des Räthsels, und ich will ihre Wißbegierde nicht lange martern: mein Talisman des Glückes ist — ein dummes Gesicht.

Ja, meine Herren, ein dummes Gesicht, und zwar ein aufs Höchste potenzirtes, wenn es möglich ist. Es gibt häßliche, verzerrte Gesichter; ich aber spreche von dummen. Ein häßliches und dabei von Geist belebtes Gesicht ist zu meinem Zwecke untauglich. Wenn der Unterschied zwischen einem unangenehmen und einem dummen Gesichte euch verborgen bleibt, so weiß ich nicht, wie ich ihn euch erklären soll.

Es gibt Gesichter, bei deren Anblick man unwillkürlich ausruft: „Huh! welch' eine Fratze!" Von solchen ist nicht die Rede. Es gibt andere, die man schon beim ersten Anblick ohrfeigen möchte. Diese sind auch nicht gemeint. Es gibt endlich Gesichter, bei deren Anblick man unwillkürlich ausruft: „Ach! welch' ein Tölpel!" Diese allein sind die rechten — die Talismane des Glückes.

Es versteht sich, daß ich, wenn ich von einem dummen Gesichte rede, nicht sagen will, der Besitzer desselben solle ein Dummkopf seyn! Es hat zwar Sophisten gegeben, die da behaupten, Dummheit sey zum Glücke nothwendig. Das ist aber falsch: so wie ein schönes Gesicht oft einer häßlichen Seele als Hülle dient; wie ein gescheidtes Gesicht zuweilen einem ausgemachten Dümmling angehört (?): so muß ein tölpelhaftes, um als Talisman des Glückes brauchbar zu seyn, eine Mixtur von Eigenschaften bedecken, deren Namen und nothwendige relative Quantität folgendes Rezept darstellt:

$\frac{1}{4}$ Gewissenlosigkeit,
$\frac{1}{4}$ Unverschämtheit,
$\frac{1}{4}$ Niederträchtigkeit,
$\frac{1}{4}$ Zudringlichkeit.

Alle diese Ingredienzien sind klein zu stoßen im Mörser der Intrigue, zu filtriren durch das Sieb der Schlauheit und anzufeuchten durch Auspressung solcher Geistestheilchen, die einen Genius aus dem Menschen machen, wenn es auf Mittel zu Erreichung eines Zieles ankommt.

Besondere Umstände der Zeit oder des Ortes erheischen wohl einige Abänderungen in dieser Vorschrift; aber die vornehmste überall statthafte und unumgängliche Bedingung ist: ein dummes Gesicht als Deckel der Mixtur! Mit diesem wirkt die schwächste Dosis besser, als der Klang des Silbers, und ohne dasselbe wirkt die stärkste nicht besser, als nasses Schießpulver.

Ich würde viel Zeit gebrauchen, wenn ich euch alle Experimente, Beobachtungen und Folgerungen herzählen wollte, die mich zur Entdeckung dieses Geheimnisses geführt haben. Auch gedenke ich dies in einem eigenen Buche zu thun: fürs erste begnügt euch mit ein paar Aphorismen:

Ein dummes Gesicht parirt, wie ein mächtiger Schild, die Hiebe des gefährlichen Feindes; es macht ihn sorglos und verschafft Dir Mittel, ihn zu vernichten.

Kommst Du mit der Schlauheit in Konflikt, so denkt sie nicht daran, vor Dir auf ihrer Hut zu seyn.

Hat Dich Einer wegen Betruges in Verdacht, so ruft man ihm überall zu: „Ich bitte Sie — wie kann ein Mensch mit solch' einem Tölpelgesicht betrügen!" Gibt man Dir einen Nasenstüber und Du lässest Dir's gefallen, so verachtet man Dich nicht als einen Menschen ohne Ehre; man sagt höchstens: „Er ist ein Tölpel; er versteht's nicht!"

Sagst Du eine verdächtige Wahrheit oder eine grobe Schmeichelei, so zürnt man Dir niemals und glaubt Dir sogar; es rettet Dich Dein dummes Gesicht.

Hast Du ein dummes Gesicht, so gibt man Dir Geld in Verwahrung, dessen Empfang Du ableugnen kannst. Ein hübsches Mädchen reicht Dir gern ihre Hand, denn sie hofft, Du werdest der gehorsamste und gefügigste Eheherr seyn. Dein Vorgesetzter vertraut Dir ein Geschäftchen, das er keinem Anderen zu vertrauen wagt, und Du kannst ihn mit schönem Profit verkaufen. Ein Freund vertraut Dir ein Geheimniß, womit Du ihn bei Gelegenheit zu Grunde richten kannst.*)

Setzest Du ein dummes Gesicht auf, so kannst Du hinter demselben, wie hinter einer chinesischen Mauer, vor jeder Gefahr sicher, eine Mine unter Deinem Nachbarn graben und über den hinweg schreiten, der auf seinem Wege gefallen ist. Du kannst unschädliche Lästerungen zirkuliren lassen, Deinen Vordermann aus dem Wege stoßen, daß er im Kothe stecken bleibt — kurz, alle die harmlosen Kniffe ausführen, die da nothwendig sind, um das Glück zu erjagen. Keiner ist vor Dir auf seiner Hut, Keiner zürnt auf Dich; man sagt höchstens: „Dieser Mensch ist ein deutlicher Beweis davon, wie sehr das Glück die Dummen begünstigt!" (Aus russ. Bl. nach dem Magaz. f. d. Lit. d. Ausl.)

*) Die russische Satire ist eben nicht sehr fein, wie man sieht.

## Tabletten.

** (Ueber eine merkwürdige orientalische Weberei.) In einer Provincialkirche in Sachsen fand sich ein Kirchengewand, das aus einer christlichen Kirche des Orients herstammen sollte. Das Gewand wurde ins Antikencabinet zu Dresden gebracht, wo es der jetzt verstorbene Graf von Munster sah, und alsbald als ein Chelat oder orientalisches Ehrenkleid von ziemlich hohem Alterthum erkannte. Das Kleid gleicht einem kurzen spanischen Mantel, ist nicht ganz ein Yard lang und besteht größtentheils aus Goldbrocat, in welchen eine arabische Inschrift hineingewoben ist. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß das Kleid aus dem 13. Jahrhundert stammt. Eine Abhandlung darüber wurde von dem Grafen von Munster kurz vor seinem Tode der asiatischen Gesellschaft eingereicht und am 16. April verlesen. Es ist darin auf die uralte orientalische Sitte der Ehrenkleider hingewiesen, und erwähnt, daß die arabischen Khalifen dieselbe von den Sassaniden annahmen. Der Zeug ist nur ungefähr 13 Zoll breit, aber die Einrichtung des Webstuhls dazu muß so künstlich gewesen seyn, daß es selbst jetzt noch in Europa schwer wäre, einen ähnlichen Zeug zu Stande zu bringen. Schon unter den Khalifen zu Karl's des Großen Zeit war diese Kunst bekannt, und wahrscheinlich auch diese zugleich mit dem Namen Taraz von den Persern entlehnt. Graf Munster glaubte sogar, daß die bei den Römern und Griechen so berühmten babilonischen Zeuge von ähnlicher Arbeit gewesen seyen, wie ja auch die außerordentlich schönen Gewebe, die man in ägyptischen Gräbern findet, den Beweis liefern, daß einige tausend Jahre vor Christo die Webekunst schon sehr große Fortschritte gemacht hatte. In den Sammlungen Lord Munster's findet sich ein Vorhang aus der Moschee zu St. Jean d'Acre, welchen die Truppen Ali Pascha's bei der Erstürmung dieser Veste wegnahmen. Auch dieser Vorhang ist mit arabischen Inschriften und Zierrathen bedeckt, welche in Gold und auf eine Art hineingewoben sind, wie kein europäischer Webstuhl es zu Stande bringen könnte. (Litt. Gaz.)

** (Ein verleumderischer Druckfehler.) „Goethe's Eitelkeit übersteigt aber doch wirklich alle Begriffe", äußerte neulich eine Dame; „setzt er es doch sogar als eine ganz entschiedne Sache voraus, daß selbst die Engel nicht unterlassen könnten, dereinst um seinen Tod Trauer anzulegen." Ein eifriger Verehrer des Dichters, der dies hörte, sich aber einer derartigen Aeußerung Goethe's durchaus nicht erinnern konnte, bat um nähere Angabe der getadelten Stelle. Goethe's Werke wurden in der zweibändigen Großquartausgabe herbeigeholt; die Dame schlug den ersten Band vorn auf und las den Schluß der „Zueignung":

Und dann auch soll, wenn Engel um uns trauern,
In ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Nun fand die ganze geistreiche Gesellschaft, daß die Anklägerin vollkommen Recht habe, bis der Vertheidiger endlich erklärte, daß in allen übrigen Ausgaben zu lesen stände:

wenn Enkel um uns trauern.

** (Anekdote.) Eine Dame machte im „Berliner Intelligenzblatte" bekannt, daß sie eine Köchin wünsche. Es erschienen zahlreiche Mädchen, die sich zu dem Dienste anboten. Eine derselben gefiel der Dame, sie miethete sie also. Tags darauf bemerkte die Dame eine gewisse Aengstlichkeit in dem Benehmen der Magd, und als sie darauf bestand, sie solle ihr nur die Ursache ihrer Angst entdecken, sagte sie: „Ach, Madame, ich habe vergessen, daß ich alle Montag Guitarrenstunde habe. Mein Lehrer wird auf mir warten."

** „Aus Paris." Das ist gleichsam eine Heiligsprechung für jedes Erzeugniß des Luxus. Wie viele „Deutsche" lassen nicht bei Pariser Schneidern arbeiten und schicken hundert Meilen das Maaß zu einem Paar Beinkleider durch die Post nach dem Loretto der Modesucht. Und doch sind die berühmtesten Pariser Schneider alle — Deutsche. Und wie viele andre „fleben Sachen" bezahlen wir mit dem dreifachen Preis, welche unsere Landsleute im gelobten Lande der Manufactur fabriciren? In Paris gibt es jetzt nicht weniger als 30,000 deutsche Handwerker!

** (Verkehrte Welt in Kehlen.) In Messina singt jetzt ein junges Mädchen, Clorinde Singanelli, mit Energie und Bravour die tiefsten Baßpartien in Opern; wir haben den Mann Strauski mit seinem hohen Sopran kennen gelernt; diese Beiden sollten sich vermählen, das gäbe ein herrliches Ensemble von verkehrter Welt in Kunst und Kehle, welcher das gebildete, kunstsinnige Publikum gewiß seinen Enthusiasmus und sein Geld mit Freuden opfern würde: denn die gelangweilte Welt will jetzt eben nur das Seltsame, etwas Anderes, nichts als etwas Anderes, um jeden Preis! (Gesellschafter.)

# Arnold von Mieg.

(Aus München.)

(Schluß.)

Doch können wir nicht umhin, über sein Wirken in letzterer Eigenschaft einige Stellen wörtlich wiederzugeben: „Obschon die Verhandlungen der Bundesversammlung in ihrem Detail der Oeffentlichkeit nicht übergeben sind, so fehlt es doch nicht an den glaubenswürdigsten Nachrichten und Zeugnissen, wie hoch die Mitglieder jener Versammlung den Werth und das Wirken dieses Mannes in ihrer Mitte zu schätzen wußten, und wie ununterbrochen er sich der Zufriedenheit seines Hofes zu erfreuen hatte. Seine überaus einnehmende Persönlichkeit, die Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters erwarben ihm gar bald auch dort das allgemeine Vertrauen seiner Collegen, das ihm, verbunden mit der Rücksicht auf die Bedeutung der Stimme seines Hofes, den Weg in fast alle, und besonders in die wichtigsten Commissionen der Bundesversammlung eröffnete. Nach einer uns mitgetheilten Uebersicht war Mieg im Laufe der verflossenen acht Jahre zum Mitgliede von 16 Commissionen gewählt worden, ohne dabei seine siebenmalige Wiedererwählung in die jährlich erneuerte Reklamationscommission zu zählen. Als Mitglied dieser letztern vorzüglich, so wie des Ausschusses in Militärangelegenheiten war ihm jährlich Gelegenheit zu einer ganzen Reihe von Vorträgen gegeben, welche häufig Gegenstände der wichtigsten Art, von großer Ausdehnung und schwieriger Behandlung betrafen, und die Art, wie er sie erledigte, war immer geeignet, Zutrauen, Achtung und Neigung zu erhöhen. In den reich damit angefüllten Protokollen der Bundesversammlung hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt; er hat sich als eine Zierde derselben in die Geschichte ihrer Versammlungen eingeschrieben. Mieg war, wie er dieses häufig gegen seine Freunde und Bekannte ausgesprochen, von der Ueberzeugung durchdrungen, und sein Wirken ging davon aus: daß die Grundbestimmungen unsers großen Bundesvertrages nach ihrem Wortlaut, Geist und Zusammenhang von allen Seiten gleichmäßig redlich und getreulich zu erfüllen seyen; daß die Verfolgung der beiden großen Zwecke des Bundes niemals einzeln, sondern in ihrer unzertrennlichen Verbindung und gegenseitigen Beschränkung geschehen dürfe; daß bei den Verhandlungen dieses völkerrechtlichen Vereins nicht blos das Wesen, sondern auch alle Formen als gleich wichtig und für die Sicherung des Bestandes unentbehrlich, gewissenhaft zu beobachten seyen; jede Anwendung der Bestimmung genau entsprechen, jede fernere Entwickelung mit strenger Consequenz aus der Natur des Vereins und seinen Grundbestimmungen hervorgehen müsse. daß jede willkürliche Ueberschreitung der vertragsmäßig vorgezeichneten Schranken eher auflösend als befestigend wirke, daß aber die unvermeidlichen, in dem Wesen eines völkerrechtlichen Vereines selbst begründeten Lücken durch ein immer üppiger sich emporrankendes geistiges Nationalband auszufüllen seyen, welches alles durchdringen und umschlingen und das Ganze mit gewaltiger Naturkraft zusammenhalten müsse. Mit einem Wort, er hielt fest an der Ansicht: das Recht, das positive Recht, genährt und begünstigt durch deutsches Rechtsgefühl, deutsche Treue und anschließende Neigung, wie durch gemeinsame Kultur, sey allein der ächte deutsche Boden, auf dem die große völkerstämmige deutsche Eiche gedeihen könne. Gleichwohl war er nicht der Mann, sich raschen Täuschungen hinzugeben; Schein und Worte wirkten nicht auf den Lebenserfahrnen, und seine Wünsche waren noch lange nicht lauter Hoffnungen geworden. So hatte er aber für all' sein Wirken und Handeln eine feste unerschütterliche Grundlage gewonnen. Keine Verwicklungen konnten ihn irre machen; er wußte, worauf er zu beharren habe, während sein conciliantar, in allen Windungen sich leicht bewegender Geist keiner Möglichkeit zu einer reellen Verständigung unter andern Formen verschlossen blieb, oder, wo diese unerreichbar erschien, zu jedem formellen, die Sache wahrenden Auskunftsmittel sich bereitwillig zeigte.“ Ergreifend ist, was im weitern Verlaufe der Denkschrift über die zunehmende Erkrankung Mieg's, über seine gleichwohl nimmer ermüdende Berufstreue, und über seinen Tod gesagt wird. Wir heben über seine letzten Augenblicke folgende Stellen aus: „Es ist uns als zuverläßig mitgetheilt worden, daß er am Morgen des 6. Januar, nach Durchlesung eines ihm zur Mitunterschrift zugestellten längeren Commissionsvortrages über einen wichtigen Gegenstand, mit festen Schriftzügen am Rande einige Abänderungsvorschläge zu der Redaction der Anträge niederschrieb. Aber am Abende desselben Tages, am Vorabende seines Todes, hatte er nicht nur mehrere Berichte durchgesehen und unterzeichnet, die erst nach seinem Tode den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, sondern bei einem derselben mit eigener Hand noch eine weitläufige Berechnung mit großen Zahlen vorgenommen, um sich selbst zu überzeugen, daß die in den Bericht aufgenommenen Summen die richtigen seyen. So brach der 7. Januar, der letzte Tag für ihn an. Neben dem kleinsten Irdischen, das nicht unerledigt bleiben sollte, hatte er die Ewigkeit fest im Auge. Mit der Ruhe eines Weisen unterrichtete er die Seinigen von allem, was ihnen zunächst nach seinem Tode zu wissen nöthig war, dankte ihnen, gab ihnen Rathschläge für ihre künftige Existenz und bezeichnete mit der größten Genauigkeit, wo jedes nöthige Papier sogleich zu finden sey. Als nichts mehr zu thun übrig blieb, ließ er einen würdigen Geistlichen zu sich bitten, der anderthalb Stunden mit ihm allein blieb. Ein tiefer Blick in das Innere seiner Seele muß dem Geistlichen gegönnt worden seyn, denn als dieser wegging, äußerte er mit tiefer Bewegung ungefähr Folgendes: „Ich war gekommen, um zu erbauen, und ich bin erbaut worden.“ — Er konnte nicht glauben, daß ein Mann mit solch' voller Geisteskraft dem Tode so nahe stehe. Von da an sprach Mieg nur mehr wenige einzelne Worte, der befriedigte Sterbende neigte sich zur Ruhe; sein Geist hatte lange genug über die Dienste des widerspenstigen Körpers geherrscht, in der Abendstunde zwischen 10 und 11 Uhr entfloh er zu neuer höherer Thätigkeit aus der unbrauchbar gewordenen Hülle. Das brechende Auge ruhte noch auf den weinenden Geliebten; auch seine ganze Dienerschaft stand im Kreise und weinte; sie wußten noch nicht, daß der Wohlwollende sie auch nach seinem Tode mit Wohlthaten bedacht hatte. Seine Leiche wurde nach dem Wunsche seiner Gattin nach Aschaffenburg gebracht, seine Asche ruht in baierischer Erde. Mieg, ohne männliche Nachkommen, schließt eine lange Reihe seines Stammes. Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß, der die Reihe beginnt, nach dem Stammbaum, den die Familie besitzt, und der sie schließt, an demselben Monatstage ihr Leben geendet haben. Petrus Mieg, zu St. Thomas in Straßburg begraben, starb am 7. Januar 1468.“ Es folgt nun in der Denkschrift noch eine allgemeine Zusammenfassung und Schilderung von Mieg's Persönlichkeit, aus der wir Folgendes entnehmen: „Mieg erscheint uns als ein durch eine seltene Vereinigung von Naturgaben, Kenntnissen und Erfahrung bis zur Vollendung herangereifter Staatsmann, und er war nicht minder ein feingewandter Diplomat in der schönen, oft verkannten Bedeutung dieses Wortes. Wir erkennen in ihm zugleich einen vollkommnen baierischen Patrioten. Aus Neigung eben so, als wie es ihm die Pflicht gebot, gingen ihm sein König und das baierische Volk vor allem andern; aber er war auch ein Deutscher von edlen Gesinnungen. Er war davon durchdrungen, daß das Wohl Baiern's eng und unzertrennlich mit dem Wohle Deutschland's verbunden sey, daß die Verhältnisse zu den deutschen Bruderländern mit gegenseitigem Wohlwollen nach Recht und Treue zu ordnen und zu wahren seyen, und daß erst der deutsche Bund in seiner reinen Entwicklung einer großartigen und würdigen Existenz der einzelnen Staaten das Siegel der Vollendung und Sicherheit aufdrücke. Die Grundlagen aber, auf welchen alle Talente und Eigenschaften Mieg's ruhten, und mit Sicherheit wirkten, waren: eine sittliche Natur, ein strengrechtlicher Charakter, und eine weise Selbstbeschränkung; drei Dinge, ohne welche kein vollendeter Staatsmann zu denken ist. Läßt sich auch nicht in alle Geheimnisse des Dienstlebens blicken, so kann man doch aus dem, was von seinem Leben offen da liegt, mit Sicherheit schließen, daß nie ein unedler Rath, nie ein ungerechter Antrag von ihm ausgegangen sey. Je tiefer und reiner seine religiösen Gefühle, je ausgebildeter seine Ansichten von dem Christenthume waren, je gewissenhafter er darauf hielt, auch in der äußern Uebung seinen Glauben kund zu thun, desto weniger liebte er die Frömmelei, desto mehr war er ein Feind des Fanatismus, dieses Gegensatze aller wahren christlichen Religion. Schicksale und Unglück mit philosophischer Ruhe, mit frommer Ergebung zu tragen, in welchem Grade er dieses vermochte, haben wir in der Schilderung seiner letzten Lebensjahre genugsam gezeigt. Er trug die Kraft und den Trost in der eignen Brust. „Ohne den Thau der Thränen“, schreibt er einmal an seine geliebten Kinder, „vertrocknet das Gemüth; — „nur vor größerem Mißgeschick bewahre Euch des Allvaters Güte, und lasse Euch stets den unschätzbaren Trost eines reinen Gewissens.“ (Münchn. pol. Ztg.)

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 19. Mai. Der Hirsch, Lustspiel in 2 Abth. von Blum. Hierauf: Die Landparthie nach Königstein. Posse in 4 Bildern.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 137. 20. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## In den Alpen.

Es war ein Thal, so wild und schaurig,
Ein stiller See lag mitten drein,
Die nahen Berge blickten traurig
In seine trübe Fluth hinein.
Ach, diese kahlen Berge hatten,
Zum Schmuck nur Tannen, dürftig klein;
Und statt der frischen, grünen Matten,
Lag rings zerklüftetes Gestein.
Und doch auch streuet seine Blüthen,
Der Sommer selbst in dieses Thal,
Es kam ein milder Hauch von Süden,
Es kam ein warmer Sonnenstrahl.
Da sieht man in dem dunklen Moose,
Die Himmelsblume lieblich blühn,
Da drängt sich keck die Alpenrose,
Hervor aus ihrer Blätter Grün.
Kein Herz auch, das mit tiefem Beben,
Nicht einmal glücklich sich genannt,
Kein Mensch auch, dessen ganzes Leben,
Nicht einen Blüthentag gekannt.

---

## Eine Million.

Moscowitische Anekdote von 1811. Vom Grafen A. de la Garde. *)

Wir befanden uns zu Wien um die Zeit des Congresses von 1814 und kamen eben vom Redoutenball. Es war ein schöner Abend, und so gingen wir zu Fuß nach dem Jäger-Reel. Als wir an dem Hotel des Grafen von Rosenberg vorbei kamen, sahen wir es aufs glänzendste erleuchtet. Diener in prächtiger Livree trugen mit Eis und Früchte bedeckte Schüsseln über den Hof. Eine harmonische Musik und schallende Stimmen zeugten von der Lust, die dort herrschen mußte.

„Es scheint mir," sagte ich zu meinem Freunde, daß Dein Landsmann, Herr Raily, seine königlichen Gäste heute noch prunkender bewirthet als sonst. Wenn das so fortgeht, so dürfte sein Credit von einer Million bei dem Banquier Arnstein bald erschöpft seyn:

— Wenn es wäre, wird schon Rath werden, erwiederte Griffiths mir: die Laufbahn der Spieler von Profession ist dermaßen von unvorhergesehenen Umständen, von bizarren Episoden durchkreuzt, das Glück kömmt ihnen so sehr und so oft zu Hülfe, daß die Worte Ruin, Zufall, Verwegenheit in jeder Zeile ihrer Biographie vorkommen. Zuweilen blitzen aus diesem Strudel auch einmal Großmuth, Hingebung, Größe auf. Wenn die Menge in dem Geheimnisse dieser Art von Existenzen eingeweiht wäre, so würde der phantastische Zauber verschwinden, den sie in dem Loose dieser Zigeuner des Hofes, der Spielhäuser und der Paläste sieht.

— Der Ursprung dieses Credits von einer Million Gulden knüpft sich an einen Vorfall, der mir von Herrn Raily selber erzählt worden ist und der gar wunderbar die endlosen Ressourcen des Spieles charakterisirt.

Wir waren angekommen, und mein Freund fuhr fort, wie folgt:

— Eines Morgens hält vor der Thür des Hotels, welches Herr Raily zu Moskau bewohnte, eine elegante, mit vier langmähnigen und prächtig aufgeschirrten Pferden bespannte Equipage; auf ihrem Kutschbock thront ein Kutscher mit glänzendem krausem Barte, angethan mit einem goldgestickten Kaftan, den ein reicher kasanischer Gürtel um die Hüfte zusammenhält. Auf einem der Vorderpferde läßt ein Jokey von zwölf bis dreizehn Jahren, sauber, kokett, und nicht größer als der Stiefel eines Reiters von der Leibgarde, den scharfen und gedehnten Schrei erschallen, mit welchem diese pygmäischen Centauren ihre Pferde anreizen und die Fußgänger warnen. Der Laquai, in großer Livree, mit silberbetreßtem dreieckigen Hute paßte dazu: kurz, es war Alles so vollständig, daß auch nicht die geringste Ausstellung daran zu machen gewesen wäre. So viel, was die Karosse betrifft.

— Ein Mann von etwa dreißig Jahren, russisch gekleidet, welches Kostüm von einigen Edelleuten der entfernteren Provinzen getragen wird, entsteigt derselben. Er hat eine offne und einnehmende Physionomie; sein blondes Haar mengt sich geringelt mit seinem blonden Barte, kurz sein Aeußeres bezeichnet einen Mann, der den höheren Klassen der Gesellschaft angehört. Er läßt sich anmelden, und präsentirt sich mit dem ungezwungenen Wesen, das schon ein vortrefflicher Freipaß ist, wenn man, um sich in der Welt zu poussiren, keine andere Empfehlung besitzt.

„„Entschuldigen Sie gütigst meinen Besuch,"" sagte er in sehr gutem Französisch zu Herrn Raily. „„Ich hätte mir dazu allerdings erst Ihre Erlaubniß erbitten sollen; aber ich war schon so glücklich, einige Male in öffentlichen Vereinen mit Ihnen zusammen zu treffen; darauf habe ich gefußt, und ich hoffe, daß es mir zur Entschuldigung dienen wird.

— Herr Raily erkennt ihn auch sogleich, und beeilt sich, ihm einen Stuhl anzubieten, und zu fragen, worin er ihm nützlich seyn könne.

„„Was ich Ihnen mitzutheilen habe, mein Herr, ist für

*) Aus der Emancipation.

mich von hoher Wichtigkeit; aber erlauben Sie mir, daß ich, ehe ich eine Eröffnung mache, von Ihnen das Versprechen der Geheimhaltung fordere, Sie mögen die Gefälligkeit, um die ich bitten werde, bewilligen oder verweigern. Eine Indiscretion könnte späterhin dasjenige, was ich gegenwärtig durch Ihren Beistand zu erreichen versuchen möchte, unmöglich machen; seyn Sie jedoch überzeugt, daß Sie durch das, was ich Ihnen zu offenbaren habe, in keiner Weise gefährdet werden können.

— Herr Raily sagte zu, ohne sich zu bedenken; denn er empfand schon den sympathisirenden Reiz, der ihn für den jungen Mann interessirte. Dann gab er Befehl, durch nichts gestört zu werden, und widmete ihm nun seine ganze Aufmerksamkeit.

„„Ich heiße Swerkof-Feodorowitsch, und bin Kaufmann erster Gilde. Es wird Ihnen unstreitig bekannt seyn, welchen Rang wir unter dem Bürgerstande haben; ich wohne hier in Ihrer Nachbarschaft, habe aber mein Handelshaus und meinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Tula.

„„Sie, mein Herr, sind, wie mir gesagt worden ist, ein vornehmer Engländer, der seit einigen Monaten zu Moskau lebt, und, wie alle distinguirte Personen Ihres Landes, hoch und sehr nobel spielt. Das thun wir auch in Rußland; und das ist, mehr oder minder, überall so. Aber man sagt ferner, daß Sie, mein Herr, mit Glück spielen, wozu ich gratulire; denn so entgeht man dem, düpirt zu werden. Verzeihen Sie, wenn ich nun noch hinzusetze, daß es dieses Umstandes wegen geschehn ist, daß ich mich Ihnen zu präsentiren so frei gewesen bin.

— Welchen Zusammenhang kann meine Lebensweise und deren günstiges oder ungünstiges Resultat mit Ihrem Besuche haben? antwortete Raily, über dies Debüt ziemlich verwundert. Sind Sie zu mir gekommen, um Ihr Glück oder Ihre Geschicklichkeit im Karten- oder Würfelspiel mit dem meinigen zu messen? Bitte, erklären Sie sich deutlicher.

„„Keineswegs, mein Herr; ich spiele nie, ich kenne selbst kein Spiel.

— Aber was dann?

„„Ich komme,““ begann der junge Russe wieder, in feierlichem Tone und indem sein Gesicht einen peinlich ernsten Ausdruck annahm, „„ich komme wegen einer weit wichtigeren Mittheilung, wegen einer Angelegenheit, deren Erfolg von Ihnen abhängig seyn kann, wobei jedoch das Spiel mit in Rechnung kommt.

— Erklären Sie sich, mein Herr.

„„Ich habe Ihre edle Denkart loben hören; ich habe darauf gebaut, und bin gekommen, meine Zukunft, mein Leben in Ihre Hände zu legen, indem ich Sie um ein Gut bitte, auf das der Engländer einen so hohen Werth setzt — die Freiheit!

Bei dem Worte Freiheit, mit einer Exaltation gesprochen, die nicht zu beschreiben ist, sah Herr Raily den jungen Mann so verwundert an, wie wenn Alles, was er so eben vernommen, nur als ein Scherz zu betrachten sey. Der Russe, der unstreitig seine Gedanken errieth, setzte daher eilig hinzu:

„„Dies Wort in meinem Munde befremdet Sie, mein Herr. Ist nicht zunächst dem Leben die höchste Wohlthat Gottes das Princip alles dessen was hochherzig, edelmüthig und groß ist, die Freiheit? Nun denn, diese Freiheit, ohne welche das Leben keinen Werth hat, bin ich, mein Herr, auf ewig beraubt; ich verhalte mich zu ihr gleich dem Blinden, der sich nach dem Lichte sehnt — ich bin Sclave! . . . . Ihnen ist es aber vielleicht vorbehalten, meine Stirn von diesem Schandfleck, von dem Zeichen der Knechtschaft rein zu waschen, das wir, ein Wappen der Ehrlosigkeit, gleich einem Kainszeichen von Generation zu Generation forterbend, über unseren Thüren aushängen müssen.“ “ *)

— Aber, in wiefern handelt es sich bei diesem allen um mich, mein Herr? sagen Sie mir das doch.

„„Sie kommen in dem Treiben, dem man den Namen die große Welt beigelegt hat, mit dem Grafen K. . . . , Fähnrich im Regimente der Adelsgarde, zusammen. Es ist dies einer der jungen Männer, die in dem Club der Engländer am meisten von Gewicht sind: er setzt die wagehalsigsten Spieler und Wettenden durch seine Keckheit, seinen Luxus und seine Arroganz in Erstannen.

— Es ist wahr, unsere Bekanntschaft sieht fast einer vertrauten Verbindung ähnlich.

„„Ja, einer Verbindung, die, ich wage es zu sagen, ohne innern Werth ist, weil ihr dazu die Basis: Achtung, fehlt. Sie haben keine Achtung für den Grafen, mein Herr, und darin folgen Sie der allgemeinen Meinung. Ihm ist die Eitelkeit Stolz, Unverschämtheit Muth, Geschwätz Gelehrsamkeit, und, was noch schlimmer ist, es fehlt ihm gänzlich an Seele und Gemüth. So ist der Graf. Mit Geschöpfen dieser Art hat man wohl Umgang, aber man kann sie nie achten, sich ihnen nie befreunden.

— Das ist kein eben schmeichelhaftes Bild; nun aber?

„„Nun! . . . . Sehen Sie, mein Herr, ich sage das mit Schaam auf den Wangen, mit der Hölle im Herzen, ich, ich bin der Sclave dieses Mannes; dieser Mann ist mein Gebieter.

Bei diesen Worten wurden seine Augen, die noch eben Funken gesprüht hatten, trübe und durch Thränen verfinstert. Herr Raily stand, wie vom Blitz getroffen, denn es leuchtete ihm sofort ein, wie gräßlich ein solches Schicksal für einen solchen Mann seyn mußte. (Fortsetzung folgt.)

## Napoleon und der Marquis von Saint-Simon.

Nach der Capitulation von Baylen hatte Madrid von den französischen Truppen geräumt werden müssen, und Joseph Bonaparte hatte sich nach Burgos zurückgezogen, um hier die Unterstützungen seines Bruders abzuwarten. Napoleon, der die Bedenklichkeit dieser Ereignisse vollkommen erkannte, beschloß, einen entscheidenden Schlag zu vollführen. Die kaiserliche Garde wurde auf der Post an Ort und Stelle transportirt, und er selbst rückte im Sturmschritt vor, indem er Alles zermalmte, was sich ihm in den Weg stellte. Bei Sommo-Sierra hatte sich der Feind auf einen Bergrücken verschanzt, aber während die französische Infanterie hinaufstürmte, erklimmten die polnischen Lanciers unter dem heftigsten Kugelregen mit ihren Pferden die steilen Höhen und eroberten die feindlichen Batterien. Die Spanier zogen sich nach Madrid zurück. Napoleon verfolgte sie und kam fast gleichzeitig mit ihnen vor den Thoren der Hauptstadt an. Der Widerstand war hier organisirt worden, und die Soldaten, welche von den Bürgern unterstützt wurden, vertheidigten sich mit vielem Heldenmuthe. Sie unterlagen, aber die Franzosen hatten den Sieg theuer erkaufen müssen. Napoleon ließ den städtischen Behörden nun eine Capitulation antragen, welche diese auch annahmen.

Unter den Namen, welche unter der Capitulation standen, bemerkte der Kaiser den des Marquis von Saint-Simon. „Dieser Offizier“, sagte er zum Fürsten von Neuschatel, „ist ein Franzose; er hat gegen sein Vaterland gefochten. Er

*) Ein Leibeigner in Rußland ist durch das Gesetz verpflichtet, er sey reich oder arm, über seiner Thür setzen zu lassen: „Iwan, Sohn Iwan's, Leibeigener des Fürsten von L. . . .“

muß festgenommen und nach der Strenge unserer Kriegsgesetze gerichtet werden. Ich verbiete ausdrücklich, sich für ihn zu verwenden."

Auf einen so bestimmten Befehl war nichts zu erwiedern. Berthier begab sich zum General Belliard, der zum General-Gouverneur von Madrid ernannt worden war, und überbrachte ihm den Befehl. Dieser wollte verschiedene Milderungsgründe zu Gunsten des Marquis geltend machen; er berief sich auf die Capitulation, welche ratifizirt worden war, aber der Fürst von Neufchâtel erwiederte ihm: „Es ist der Wille des Kaisers."

Da unter diesen Umständen nichts weiter zu thun war, so wurde um 11 Uhr Abends ein Kriegsgericht zusammen berufen, vor welches der Marquis von Saint-Simon geführt wurde. Es war ein siebzigjähriger Greis von würdevoller Haltung. Zu seiner Vertheidigung gab er folgende Lebensskizze: „Als Sohn des Marquis von Saint-Simon hatte ich mich seit meiner frühesten Jugend dem Kriegshandwerk gewidmet und glaube nie die Gesetze der Ehre aus den Augen gesetzt zu haben. In dem amerikanischen Kriege habe ich den Admiral Cornwallis mit seinem ganzen Armeecorps gefangen genommen. Im Jahre 1789 gehörte ich als Adels-Deputirter der constituirenden Versammlung an. Hier erklärte ich mich offen gegen das Decret, welches die Vorrechte meiner Kaste aufhob; ich verweigerte meine Zustimmung und verließ mein Vaterland. Als spanischer Grande erster Klasse und seit 1770 naturalisirter Spanier begab ich mich nach Spanien und nahm hier Dienste. Mehrere ehrenvolle Wunden bezeugen, daß ich gegen mein Adoptiv-Vaterland nicht undankbar gewesen bin. Später wurde ich ohne mein Zuthun von der Emigrantenliste gestrichen. Ich benutzte diese Gunst der Umstände, um mich nach Paris zu begeben, wo ich eine officielle Ausfertigung dieses Beschlusses forderte; aber man wollte mich verpflichten, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ich verweigerte diesen, weil ich das Land meiner Wahl nicht aufgeben wollte. Als dem Minister meine Bedenklichkeiten hinterbracht wurden, entschied er, daß ich die Ausstreichung erlangen könne, ohne den Eid zu leisten. Ich kehrte nach Spanien zurück und nahm an der Vertheidigung meines neuen Vaterlandes Theil."

Das Kriegsgericht war der Meinung, daß der Marquis von Saint-Simon die Eigenschaft als Franzose nicht verloren habe; er wurde einstimmig zum Tode verurtheilt.

Seine Tochter hatte, als sie die Einziehung ihres Vaters erfahren, sich nach dem Generalstabe begeben. Als sie des Generals Belliard ansichtig wurde, stürzte sie auf ihn, um ihn über das Schicksal ihres Vaters zu befragen. Dieser wollte es ihr Anfangs verhehlen, konnte aber ihren dringenden Bitten nicht widerstehen und sagte zu ihr: „Ja, Fräulein, Herr von Saint-Simon ist verurtheilt worden, aber alle Hoffnung ist noch nicht verloren. Sollte ich auch den Zorn des Kaisers auf mich laden, so werde ich Ihnen doch behülflich seyn, die Begnadigung Ihres Vaters zu erlangen. Steigen Sie augenblicklich mit meinem Adjutanten in meinen Wagen und suchen Sie zum Kaiser zu gelangen, der bei Tagesanbruch eine Musterung über seine Garden hält."

Sie kamen noch zu rechter Zeit an, denn als der Kaiser durch die letzte Reihe seiner Grenadiere schritt, stürzte Fräulein von Saint-Simon aus dem Wagen, fiel vor dem Pferde des Kaisers mit dem Ausrufe: Gnade, Sire, Gnade! nieder und sank dann ohnmächtig hin.

Napoleon hielt an und fragte mit dem Tone übler Laune: „Wer ist diese junge Dame? Was will sie?" Da trat der Adjutant vor und sagte: „Sie ist die Tochter des Marquis von Saint-Simon, der in dieser Nacht zum Tode verurtheilt worden ist. Der General Belliard hat die Hinrichtung aufgeschoben, und ich sollte —" — „Ich hatte den Befehl ertheilt," erwiederte der Kaiser mit schrecklicher Stimme.

Aber der Blick des Kaisers war auf das junge Mädchen gefallen, das bewußtlos zu den Füßen seines Pferdes lag, und sein Zorn machte einem wohlwollenden Mitleiden Platz. „Meine Herren," sagte er, „man trage Sorge für Fräulein von Saint-Simon und sage ihr, daß die Strafe ihres Vaters gemildert ist."

In der That wurde der Marquis von Saint-Simon bloß zur Haft in der Citadelle von Besançon verurtheilt. Seine Tochter begleitete ihn und pflegte ihn mit der größten Zärtlichkeit. Die politischen Ereignisse des Jahres 1814 gaben Beiden die Freiheit.

Marco de Saint-Hilaire. (Mag. f. d. L. d. Ausl.)

---

## Tabletten.

*** Die Kopenhagneeinnen weeden in den „Rosen" auf nachstehende Weise grschildeet: „Bei Gott, sie sind schön, diese Däninnen, sie sind dezaudernd und herzig! Ich fürchtete, nichts vom ganz Kopenhagen zu sehen, übee alle weidlichen Schönheiten dort! Diese großen blauen Augen flammen tiefer ins Herz hinein, als die verzehrende Augenglut einee schwarzäugigen Südländeein! Diesre Udergang ins Scandinavische gidt den Dänen ganz ungewöhnliche Reize. Dee Busen ist ehrr schwach als hoch, aber die feine Taille ist zum Umspannen, und drr zartgrformte Kopf mit dem dlonden Haae wiegt sich rbenmäßig auf dem heerlichen Schwanenhalse. Leicht ist dee Gang diesee Feauen, hoch ihe Wuchs, eeizend jede Bewegung. Flattern sie duech die Ostergade von Boutike zu Boutike, promenieen sie auf der langen Linie odee sind sie in Friedeichsdorg's Parkanlagen hinausgewandert, und blickt man in diese großen blauen Augen, dir so rheiich und offen auf uns gerichtet sind, da möchte man zu Jeder hinstürzen dürfen, und ihe auf den Knieen ewige Lirbe erklären. Die Kopenhagnrrinnen sind die schönsten Frauen des Noedens. Es drängt sich aus ihrem ganzen Wesen, was man sonst dei den Weibern des Nordens bedeutend vermißt, das geistige Element, hervoe, und selbst in jenen Ständen, wo die geistige Bildung nicht zur Blüte gelangen konnte, spricht eine sinnige Sehnsucht aus drn Weibern nach Geist, nach höheree Lebensweihe, so wie die Nachtviole sich nach den Strahlen des Mondes sehnt, und iheen Kelch ihm stille entgegenwendet. Wenn Italien keine Laura mehe haben kann, hier in Kopenhagen kenne ich eine Lanca, schöner als je Laura ist, deren Porträt im Berliner Museum hängt, als jene weibliche Nüchteenheit, von dee ich nie begriff, wie ein Dichter so schwäemeeisch für sie singen und lieben konnte. Abee wie schön mag Dyveke gewesen seyn, wenn ein Christian sie schöner fand, als Kopenhagen's eeizende Mädchen! Das alte, hohe, düst're Haus, wo Dyveke ledte und täubchrnhaft liebte, steht noch in der Nähe der Ostergade, und wied zue Zeit, wie die Zeiten immer wrchseln, von einem jüdischen Wechsler bewohnt. Aber der Fremde läßt sich dirsrs Asyl der Liebe zeigen, denkt an das zarte, fromme Täubchen, an die herrschsüchtige Siegdried, an den unglücklichen Christian, und bekennt, daß es nue eine Religion in aller Ewigkeit gidt, deren Mysterien sich immer neu wieder heiligen weeden und verkläeen, deeen Tiefe sich nicht ergeünden ließe, und dieses ist die Religion treuee Liebe."

*** Adolph Beennglas hat ein neues Heft zu „Berlin, wie es ist und teinkt," heransgegeben. Es heißt: „Feanz Liszt in Beelin, eine Comödie in 3 Akten," ist mit einem kolorirten Titelkupfrr verschen und kostet 28 kr. — Auch Rellstad hat eine Scheift: „Feanz Liszt" heeansgegeben, freilich von

einem ganz andern Standpunkte aus; darin kommt das Curiosum vor: „Die gall'sche Schädellehre hat ihre vielfachen Gegner gefunden; doch bisweilen traten auch die auffallendsten Beispiele ihrer Bestätigung ein. Auch Liszt hatte im fünfzehnten Jahr zu einer Prüfung derselben Anlaß gegeben. Man führte ihn in London zu dem berühmten Phrenologen Deville, stellte ihn als einen Knaben vor, der zu nichts zu gebrauchen sey, zu nichts Geschick zeige, und bat den Gelehrten, durch Untersuchung seines Schädels vielleicht irgend eine Richtung zu ermitteln, in der man einige Hoffnung für seine Entwickelung haben könne. Deville betastete den Kopf des Knaben und sagte, lebhaft getroffen, auf der Stelle: Haben Sie schon Musik mit ihm versucht? Ich würde entschieden dazu rathen! Man stellt sich leicht den freudigen Eindruck vor, den dieses Urtheil auf alle Anwesenden machte." (Mainz. Unt.)

*** Wien. (Die neue Camellia „Teutonia" des Herrn F. Grüneberg, Sohn, in Frankfurt a. M.) Auf unserer letzten Blumenausstellung erregte eine durch Herrn Felix Bamberg hierher gebrachte Camellia, wegen der in der That seltenen Reize ihres Flores, allgemeines Aufsehen. Eine gewisse Nobleße im Wuchs der Samenmutterpflanze war das erste, was dem Kenner in die Augen fiel, eben so ist das Blatt ungewöhnlich schön geformt und glänzend dunkelgrün. Die Pflanze selbst war bereits im vollsten Trieb. Ein seltenes Naturspiel zeichnet die neue Hybride vor vielen andern aus, es besteht darin, daß sie weiße und rothe Blüthen an einem Stamme treibt. Die Blume gleicht einer noch nicht ganz entwickelten Centifolienrose, und ist bis in das innerste Herz äußerst regelmäßig gebaut. Tief in das Centrum hinein schimmert das zarteste Rosa, und die weißen Blüthen sind von derselben Farbe matt angehaucht. An dem obern Theile der Pflanze bemerken wir zwei Blumen, deren Petalen (Blumenblätter) sich durch die Sonnenhitze weich zurückgelegt haben, und in diesem Zustande können wir die Regelmäßigkeit ihres Baues, die durch Künstlerhand unmöglich vollendeter hergestellt werden könnte, noch mehr bewundern. An denselben Blüthen gehen vom Mittelpunkte aus regelmäßige mattweiße Streifen bis an den Rand der Petalen und bilden so ein förmliches Sterngewebe und einen geschmeidigen Uebergang zu dem zarten Weiß der nebenanstehenden Blumen. Diese bisher noch einzige Blume ihrer Art blüht bereits volle 9 Wochen, denn wie die zur Ansicht gelegten Diplome beweisen, erhielt sie vor sechs Wochen den ersten Preis auf der Frankfurter Blumenausstellung, hielt dann den schwierigen und weiten Transport von der Freistadt bis zu uns aus, und wurde von dem hiesigen Gartenbauverein ebenfalls mit einer goldenen Medaille gekrönt. Die Verpackung und überhaupt die ganze Art ihres Transportes muß äußerst sorgfältig gewesen seyn. Herr Felix Bamberg hat eine Subscriptionsliste auf die neue Camellia eröffnet, der wir den besten Erfolg wünschen. Dem Tropaeolum tricolor von Herrn Grüneberg wurde der von Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Zichy-Ferraris für die selten-schönste Schlingpflanze ausgesetzte Preis von 10 Ducaten in Gold zu Theil. — Wir bemerken mit Vergnügen, daß die Blumenzucht in Deutschland mit jedem Jahre mächtigere Fortschritte macht, und so wird das Vorurtheil, den englischen und belgischen Producten einen unbedingten Vorrang einzuräumen, hoffentlich immer mehr schwinden. (Witthauer's Zeitsch. für Kunst rc.)

*** In einem New-Yorker Blatte steht Folgendes: Oberst R. vom stehenden Heere und Hauptmann N. N. von der Miliz, wollen sich morgen, oder spätestens übermorgen, mit einander schlagen. Wir ersuchen die Polizei, sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen, da es für die Gesellschaft als ein wahres Glück betrachtet werden muß, wenn Beide auf dem Platze bleiben.

*** (Bearbeitungen.) Laut „Komet" gedenkt Adolph Bube, Becker's Weltgeschichte in Form von Balladen zu bearbeiten. Diese Idee ist nicht weniger sonderbar, als die eines Magisters aus dem vorigen Jahrhundert, der zu Nutz und Frommen der wißbegierigen Jugend eine „Welthistorie nach Art derer Zeitungsnachrichten zusammengestellt" herausgab, in welcher sich wenigstens die den Zeitungsartikeln eigenthümlichen Anfangsfloskeln, wie z. B. „Aus Athen wird geschrieben" oder: „Man berichtet aus Sparta" rc. wunderlich genug ausgenommen haben müssen.

*** Buxtehude — sagt Th. v. Kobbe in seinen humoristischen Blättern, ist das bei den Jütländern, was die Griechen unter Scylla und Charybdis verstanden. Im Holsteinschen dagegen gilt Buxtehude für einen weinreichen Ort. Denn da singen die Bauern:

> Broder! ick un Du
> Wöllt nah Buxtehu,
> Wöllt da in den Keller krupen,
> Wöllt da fine Wihne supen,
> Broder! ick un Du
> Wöllt nah Buxtehu.

Im Hannoverschen verlegt man die Krähwinkeliaden nach Buxtehude. (Salon.)

*** (Kurz und bündig.) Zwei Engländer, beide Quäker, von denen der eine in London, der andere in Philadelphia wohnt, führen einen Briefwechsel, dessen Lakonismus der ächteste Spartaner beneiden würde. Jener am Delaware will den an der Themse fragen, ob bei ihm etwas Neues von Belang vorgefallen sey. Er schreibt ihm also folgenden Brief:

Phil. 2. Jan. 1835.

Freund.

?

Joh. K...

Das Fragezeichen war Alles, was er zu sagen hatte.

Nun antwortete der Londoner, welcher Nichts von Bedeutung zu melden hatte, in folgender Weise:

London, Februar 26. 1835.

Freund.

0

Thom. Wol....

## Füllräthsel.

> Ein Staatsmann ist es und ein tapfrer Held,
> Bekannt im Kabinette, wie im Feld.
> In seinem Herzen suchst du eine Stadt,
> Aus jenem Land, das ihn geboren hat.
> Nimm sie heraus: — es war ein Astrolog,
> Der selt'ner Kunde aus den Sternen zog.

## Logogryph.

> Mit H ist's was Verbranntes,
> Mit K ist's was Galantes;
> Mit F hat's Jeder gern,
> Mit M wünscht's Jeder fern;
> Mit G kommt's schnell gelaufen,
> Mit R es Viele kaufen;
> Mit N kann Du's an Allen sehn,
> Die ihm nicht aus dem Wege gehn.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 138. 21. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Eine Million.

(Fortsetzung.)

— Erholen Sie sich, und fahren Sie dann fort, sagte er mit einem freundlichen Händedruck zu ihm. Nach dem, was ich bis jetzt weiß, kann ich Sie nur beklagen; lassen Sie mich nun aber auch wissen, wie ich Ihnen dienen kann.

Der junge Mann erkannte die Sprache des Herzens, und so stillten sich auch seine Thränen bald und er konnte fortfahren:

„„Der Vater des jetzigen Grafen bewohnte eines seiner Güter in der Nähe von Orel. Mein Vater, ihm sehr jung zu seiner persönlichen Bedienung beigegeben, diente ihm mit Treue, und der Graf lohnte ihm das durch das Vermächtniß einer ziemlich bedeutenden Summe nach seinem Tode, doch schenkte er ihm die Freiheit nicht. Gleich anderen industriösen Unterthanen, legte auch mein Vater sein Geld in einem Pelzhandel mit dem südlichen Rußland an. In seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt, vermehrte sich sein Vermögen rasch und er richtete dann sein Hauswesen seinem Reichthum angemessen ein. Zur Zeit meiner Kindheit hatte mein Vater eins der Opfer der französischen Revolution, durch das Exil in unser Land geworfen, den Herrn von B. . ., einen Mann von großen Kenntnissen, bei sich aufgenommen, und dieser besorgte meine Erziehung. Er war mir ein zweiter Vater, und was ich werth bin, das verdanke ich ihm. Mit unserer Stellung als Leibeigene bekannt, machte er mir zu mehreren Malen den Vorschlag, mich derselben dadurch zu entziehen, daß ich mit ihm ins Ausland ginge; aber da hätte ich mein Vaterland auf ewig meiden müssen; mein Vater wäre wegen meiner Flucht zur Verantwortung gezogen worden, und das Gelindeste, womit er frei gekommen wäre, wäre doch gewesen, daß er aus seinem glänzenden Leben wieder zu dem Leben eines Sclaven hätte zurückkehren müssen. Ueberdem hielt mich ein noch kräftigerer Grund als die Vernunft in den Banden der schimpflichen Knechtschaft fest — die Liebe! Ich liebte, und wurde geliebt; und wenn ich auch den Gedanken verwarf, das Geschick eines jungen, wohlerzogenen Mädchens, das durch eine Verbindung mit mir ebenfalls aufgehört hätte, frei zu seyn, an das meinige zu knüpfen, so lebte ich doch der Hoffnung, daß die unbilligen Gesetze mit der Zeit abgeschafft, und der Kaiser Alexander, gleich seinem illustren Ahn Peter dem Großen der moralische Regenerator seines Landes, bald unser eisernes Joch brechen und uns eben so wie die Bauern, welche die Ufer des baltischen Meeres bewohnen, und wie die Leibeigenen auf einigen seiner kaiserlichen Domainen, behandeln würde.*) Ich hoffte, endlich frei, Eudoria ohne das schimpfliche wollene Band der Sclaverei, vielmehr strahlend unter dem weißen und lautern Kranze einer freien Gattin, zum Altar führen zu können. Ich habe bis auf den heutigen Tag vergebens gehofft. Mein Vater starb, ich setzte seinen Handel fort, und breitete ihn bis nach dem Orient aus. Binnen wenig Jahren verdoppelte ich durch glückliche Speculationen den schon sehr großen Reichthum, welchen er mir hinterlassen hatte.

— Aber warum machen Sie denn nicht dem Grafen den Vorschlag, sich loszukaufen?

„„Er würde das verweigern. Es ist Princip bei den moscowitischen Großen, nie in die Loskaufung eines Sclaven einzuwilligen. Erst unlängst sind dem Grafen Scheremitoff von einem Leibeigenen vergebens zwei Millionen Rubel als Lösegeld geboten worden, obgleich derselbe ihm nur einen jährlichen Tribut von wenigen Rubeln zu entrichten hat. Aber die Hartherzigen sind stolz darauf, unter ihren Vasallen Millionairs zu zählen, welchen sie mit einem Worte das Herz brechen, das Leben brandmarken können; es schmeichelt ihrer Eitelkeit, sie aus einer prachtvollen Equipage, die Frucht ihrer Industrie oder ihres Genies, heraussteigen zu sehen, um sich vor ihnen in den Staub zu werfen. Und dies, allmächtiger Gott! nur deßhalb, weil der Gebieter, der sie so erniedrigt, wie ein französischer Autor sagt, es sich hat gefallen lassen, geboren zu werden. Ha! mein Herr, ist das nicht ungerecht, nicht gräulich?

Sich mehr und mehr ereifernd, setzte er dann mit einem Aufbrausen, das von der Tiefe der Wunde zeugte, hinzu:

„„So ist das Bild im Ganzen; aber wie würden Sie erst schaudern, wenn Sie es in seinen Einzelheiten kennten; wie würden Sie unser Joch verwünschen! Was brauchten die Schriftsteller, die Philosophen, die so viel über Menschenrecht und Menschenwürde geschrieben haben, erst die Beispiele von dem Mißbrauch der Gewalt aus dem Handel mit den Schwarzen zu nehmen, die man den afrikanischen Gestaden entführt, um sie am andern Ende der Welt zu verkaufen? Warum schauten sie nicht auf unsern Jammer? Da hätten sie sehn können, wie wir, Kinder einer stiefmütterlichen Natur, mit Ketten belastet, als ein verächtlicher Dünger von dem Boden, den unsere Hände fruchtbar gemacht, nach andern öden Steppen fortgeschafft werden, um auch diese fruchtbar zu machen. Sie hätten sehen können, wie wir aus bloßer Laune zerfleischt werden; wie der Sohn, ein gezwungener

---

*) Zu den Wohlthaten der Regierung des Kaisers Alexander gehört auch die Ukase, durch welche der individuelle Verkauf der Unterthanen eines Gutes abgeschafft und untersagt wird; sie können nur noch in Masse und mit dem Grundeigenthum selber cedirt werden.

Büttel seiner Mutter, die Brust mit Ruthen hauen muß, die ihn genährt hat. Ha! wenn sie all' diesen Jammer gekannt hätten, so hätten sie, ich wiederhole es, zur Führung ihrer heiligen Sache nicht erst nach einem fernen Ufer zu schauen und Grausamkeiten aufzusuchen brauchen, über die man auf ihre Stimme seufzt, ohne daß ihnen deßhalb vielleicht je abgeholfen werden wird.

Er hielt, wie von der Erinnerung an diese finstern Bilder angegriffen, einen Augenblick inne; dann fuhr er unter dem Einfluß dieser so fürchterlichen Vorstellungen mit einer noch eindringlicheren Betonung fort:

„„Sehen Sie, mein Herr, das Ziel all' dieses Elends, den Besitz der Frau, die ich anbete, und die sterben wird, wie ich, wenn sie nicht die Meinige wird; die Freiheit, dieser Gegenstand meiner heißesten Wünsche, so lange ich athme, alle diese Güter kann ich Ihnen zu verdanken haben, und Sie werden mir dann mehr als ein Mensch, mehr als ein Freund, fast ein Gott gewesen seyn!

— Was ist zu thun? ich bin zu Allem bereit; sprechen Sie, erklären Sie sich.

„„Sie spielen, mein Herr; was Ihnen vielleicht nur ein Zeitvertreib ist, das ist bei dem Grafen K. . . . eine rasende Leidenschaft. Er opfert ihr Alles auf, und sie wird ihn unfehlbar in den Abgrund hinabreißen. Es wird demnach ein Leichtes seyn, ihn zu veranlassen, daß er mit Ihnen spielt. Vermögen Sie ihn, ein kleines Gut einzusetzen, das er an den Ufern der Wolga besitzt; es ist ein Dorf von nur fünfzig Feuerstellen, und dessen Industrie in der Nagelfabrication besteht. Verkaufen würde er dies Gut um keinen Preis, dessen bin ich gewiß, sonst wäre ich längst in seinem Besitz. Aber in dem fieberhaften Spieler-Paroxismus kann er es möglicher Weise riskiren, kann er es verlieren: darin beruht Alles. Dies ist das Dorf, in welchem ich geboren bin, in welchem mein Vater geboren wurde, in welchem meine übrige Familie lebt. Es werde mein, und wir Alle sind frei. Sie sind nun der Herr meines Geheimnisses und meines Geschickes. Sprechen Sie, ob Sie mir helfen wollen; Ihr Wort ist mir genug. Wollen Sie es, so schonen Sie nichts; verdoppeln, verhundertfachen Sie die Einsätze, triumphiren Sie um jeden Preis. Sie haben unbeschränkten Credit auf meine Kasse, benutzen Sie dieselbe ohne Bedenken. Wie der Zufall auch mit Ihnen walten, wie hartnäckig er Ihnen entgegenstehen möge, und wenn er mich zum armen Manne machte, würde ich Ihnen dennoch ewig dafür dankbar seyn, daß Sie mich verstanden, daß Sie auf meine Bitte gehört, und es versucht hatten, mich wieder frei und glücklich zu machen.""

Raily versprach Alles; dann trennten sie sich.

Zwei Paladine, die vor Begierde brennen, sich unter den Augen ihrer Schönen in der Rennbahn den Preis des Turniers streitig zu machen, drängen sich nicht hitziger zum Kampfe als ein Paar Spieler, die sich vor einem grünen Teppiche messen wollen. Es ist, als ob es einen Magnet gäbe, dessen Anziehungskraft sie an einem bestimmten Tage zusammenführen müßte, wenn sie sich auch an beider Welt Enden befänden. Dann beginnt ein Kampf, hitziger und rasender als der unter ein Paar englischen Boxern. Das Resultat ist auch fast eins: im Physischen der Tod des einen Kämpfers, im Moralischen der Ruin des einen Spielers.

So kannst Du es Dir erklären, wie der Graf und Raily bald einander gegenüber standen. Der Engländer wußte es geschickter Weise so einzuleiten, daß er Anfangs den Kürzern zog. Dadurch noch hitziger gemacht, wurde sein Gegner nun wörtlich genommen sein Schatten: er folgte ihm überall hin, auf die Jagd, zum Ball, auf die Promenade, ins Theater; er verließ ihn nicht mehr. Nie hat sich ein Hofmann zu Versailles oder zu St. James pünktlicher bei seinem Könige eingestellt, wenn derselbe aufstand oder sich zur Ruhe begab.

Das zu Moskau am häufigsten gespielte Pharao war auch dasjenige, in welchem die Gegner ihre Lanzen brachen. Der Graf hielt die Bank; Raily hatte schon fast 50,000 Rubel verloren. Gott weiß, wie das dem Russen mundete! Aber endlich kam die Bank auch an den andern, und da wandte sich das Blatt. (Schluß folgt.)

---

## Muster zu einem Trauerspiel nach dem neuesten Geschmack.

---

# Ulfo und Emma,

oder:

### Wenn ich nur noch einen Titel wüßte.

Erschreckliches Schauspiel in 5 Abtheilungen, von einer Compagnie Theaterdichter. Die zur Handlung gehörige Musik ist von mehreren Componisten gestohlen.

**Personen:**

Uebelall Kruziabary, ein Zauberer in den besten Jahren.
Iztyhelesehkrplizkezivel, eine Fee, in der Blüthe ihres Alters.
Mordor, auch ein Zauberer.
Kamschabala, noch eine Fee.
Ulfo, ein verliebter Ritter.
Emma, man weiß noch nicht, wer sie ist.
Furien, Vermummte, Rosse und andere Sachen.
Eine Elephantin. Mehrere 40 Cavallerieregimenter.
Eine Musik- und eine Räuberbande. 1000 kleine Kinder.
Vieles andere dumme Zeug.

### Erster Akt.

#### Erste Scene.

Zauberer und Zauberinnen in einem Palaste von Hollundersaft. Alle lecken an den Säulen des Palastes, und fangen an zu schwitzen. Chor mit beliebigem Text, denn das Publikum versteht doch nichts davon. Alle ab.

#### Zweite Scene.

Man sieht gar nichts. Der Vorhang fällt.

### Zweiter Akt.

#### Erste Scene.

Die Gegend stellt einen Wald vor, den man aber vor lauter Bäumen nicht sieht. Man hört stark blitzen, und sieht den Wind gehen. Im Hintergrunde erscheint Emma mit fliegenden Haaren, sie wird von zwei Vermummten verfolgt, und springt von einem Baum zum andern, die Vermummten ihr nach; Emma wird schwach; ein Vermummter erwischt sie bei den Haaren; Emma will entfliehen, der Vermummte reißt ihr alle Haare aus.

Erster Vermummter: Es ist nur eine Tour!
Emma: Ha — verdammt! (sie fällt in Ohnmacht.)
Zweiter Vermummter: (gibt ihr eine Ohrfeige.) Da hast Du eine!
Emma: Das ist mehr als ich verlange. (Man hört ein leises Geräusch, welches jedoch sehr stark ist.)
Erster Vermummter: Was ist das?
Zweiter Vermummter: Wir wollen lauschen. (Jeder steigt auf einen Baum.)

#### Zweite Scene.

Die Vorigen. Ulfo.

Ulfo kommt in einem Pilgerkleide, verstört und düster, weil er schon sechs Wochen keinen warmen Löffel in den Leib bekommen

hat; er fällt auf die Knie, betet ad libitum, und steht wieder auf. Emma liegt mitten auf der Bühne, er darf sie aber nicht sehen.

Ulfo: Emma! Emma! Wo finde ich Dich?! 53 Jahre habe ich Dich nicht gesehen! Soll ich verzweifeln?

(Ein Vermummter fällt vom Baum, und bricht das Genick. Blaues Feuer. Der Vorhang fällt.

### Dritter Akt.

#### Erste Scene.

Derselbe Wald. Ulfo tritt auf durch die Mittelthüre. Emma liegt noch auf dem alten Fleck.

Ulfo: He! Da bin ich!
Emma: Ach! Ach! Ach! Ach!!
Ulfo: Wer jammert mir hier?
Emma: Ich.
Ulfo: Mit wem habe ich die Ehre?
Emma: Treuloser Jüngling, erkennst Du mich nicht mehr?
Ulfo: Bist Du es, meine 63jährige Geliebte?
Emma: Ach, woran mahnst Du mich? (Pause von 3½ Minuten.)
Emma: Herr von Ulfo, wie befinden Sie sich?
Ulfo: Dank schön, muß gut seyn, bis es besser wird. (Beide ab.)

#### Zweite Scene.

Tanz mit Gruppirungen und Tableaux, ausgeführt von den wilden Thieren des Waldes. (Pause.) Der Vorhang fällt.

### Vierter Akt.

#### Erste Scene.

Oede Gegend. Es ist kalt; man sieht in der Entfernung einige Knappen erfrieren. Das Publikum weint. Ulfo und Emma treten Arm in Arm auf.

Ulfo: Mir ist nicht so recht übel — ich bin so dumm im Kopfe.
Emma: Ja wohl!
Ulfo: Das schmerzt mich.
Emma: Was?
Ulfo: Daß Du: ja wohl sagst! (Ulfo bekommt das kalte Fieber.)
Emma: Götter! Ihr prüft uns schwer!

#### Zweite Scene.

Die Vorigen. Der Herzog, mit unzähligem Gefolge.

Herzog: Gehorsamer Diener, lassen Sie sich nicht stören.
Ulfo: Sie wären mir auch gerade der Rechte dazu! (Er klappert vor Frost und verschwindet.)
Emma: Ich folg' Dir, Geliebter! (Sie weint laut, und geht ab.)
Herzog: Ich werde schlafen gehen! (Mehrere Kammerdiener bringen ihn in ein Zimmer mit zwei Seitenthüren und einer Mittelthüre. Der Herzog schämt sich Einiges, legt sich ins Bett, und geht dann zu beiden Seiten ab.) Der Vorhang fällt langsam und mit Gefühl.

### Fünfter Akt.

#### Erste Scene.

Wald, Finsterniß, Gewitter, Ulfo und Emma sitzen auf einem Baumstamme, sie raucht Taback, und er singt. Aus dem Dickigt kommt ein Greis mit einem weißen Barte und Nanking-Beinkleidern. Ulfo und Emma ziehen sich in den Hintergrund zurück.

Greis: Furchtbares Ereigniß!
Ulfo: (hervorstürzend.) Was ist los?
Greis: (mit Pathos.) Was nicht angebunden ist!
Emma: Grobian!
Greis: Wer nennt meinen Namen? Ha! ich bin erkannt! (Er ersticht sich.)
Emma: Der ist bei den Andern, dahin, mein Ulfo, laß' uns wandern! (Emma ersticht sich gleichfalls.)
Ulfo: Ha, jetzt wird mir wohl! (Er verhungert.)

Zauberer und Zauberinnen führen den Herzog herein, und zeigen ihm die drei Leichen. Der erste beste Zauberer sagt: „Siehst Du die Früchte Deines geruchlosen Treibens?" Furien zerreißen den Herzog, hierauf folgt eine Ueberschwemmung, die Welt geht langsam unter, der Vorhang fällt gelassen. (Danziger Dampfboot.)

---

## Tabletten.

*** (Düsseldorf, 17. Mai.) Unser Musikfest bewährt auch in diesem Jahre seinen Charakter, es ist ein Volksfest im edelsten Sinne. Aus allen Gauen des rheinischen Vaterlandes strömen diejenigen zusammen, denen die höhere Stufe geistiger Bildung einen derartigen Genuß zum Bedürfniß macht. Allen wird gegeben, was Allen so werth ist. Mendelssohn ist ganz der Mann, diese überschwenglich reichen Mittel auf eine Weise zu handhaben, die auch dem Uneingeweihten das innere Heiligthum der Tonkunst erschließt, auch ihm die Riesenwerke jener Meister verständlich macht, die sonst nur den sogenannten Leuten vom Fach zugänglich sind. Er ist der Mittelpunkt des Festes, und die Genossen befriedigen nur die eigene Empfindung herzlicher Dankbarkeit und Theilnahme, wenn sie ihn als solchen auf alle Weise geltend machen. Gestern, am zweiten Festtage, ward er von den Damen mit Blumen und Kränzen empfangen, und nach Beendigung seines herrlichen „Lobgesanges" machte sich die aufgeregte Stimmung auf dieselbe Weise Luft. Vorgestern Abend wurde ihm ein Ständchen gebracht; man wetteifert, man überbietet sich, dem gefeierten Meister die Erinnerung an Düsseldorf zu einer angenehmen zu machen. — Dem Fest-Comite gebühret der lebhafte Dank aller Theilnehmer für die musterhafte innere Ordnung, sie ist wesentlich für die Erhöhung des Genusses. Die Anordnungen sind so getroffen, daß Niemand, auch auf die entfernteste Weise, darin beeinträchtigt wird. Die große Zahl der Gäste macht dieß zu einer schwierigen Aufgabe; sie kann nicht glücklicher gelöst werden. Das Fremdenblatt gibt gegen 600 Namen; ein großer Theil mit Familie. Die Eisenbahn führt ständlich neue Gäste herbei, die zum Theil wieder abreisen, also nicht in die Liste kommen. Auf dem jenseitigen Rheinufer stehen eine große Anzahl Equipagen, die ihre Fremden ebenfalls nach dem Concert wieder heimwärts bringen. Man wird nicht zu viel annehmen, wenn man die Gesammtzahl der Besucher auf wenigstens 2000 schätzt. — Gestern Abend machte sich der sogenannte Haarrauch bemerklich; nach der Erfahrung verbürgt diese Erscheinung wenigstens trockenes Wetter für die Dauer des Festes. Das Pferderennen wird sich demnach mit gleichem Erfolge den Festlichkeiten anschließen können.

*** (Würzburg, 17. Mai.) Der zu Frankfurt am 7. Januar l. J. verstorbene k. bayr. Bundestags-Gesandte, Hr. Staatsrath v. Mieg, ein vieljähriger Mäcen der dahiesigen k. musikalischen Lehranstalt, hat dieser in seinem Testamente den größten Theil seiner hinterlassenen werthvollen Musikalien vermacht. Indem der Unterzeichnete, als Vorstand dieser Anstalt, dafür den innigsten Dank öffentlich ausspricht, glaubt er zugleich durch diese Bekanntmachung alle Freunde des Guten und Schönen zu erfreuen, welche in dieser ehrenwerthen Handlung den Ausdruck jener edlen Gesinnung finden werden, die in möglichster Förderung des Wahren, Guten und Schönen das würdige Ziel menschlichen Daseyns findet, segenreich wirket, die Herzen der Menschen mit dem schönsten und festesten Bande

umschlingt — mit jenem der Achtung und Liebe, und so die solide Grundlage wahren Glückes im Privat- und öffentlichen Leben ist. Prof. Fröhlich.

*** (London.) Dieser Tage wurde im Coventgarden-Theater von der deutschen Operngesellschaft Gluck's „Iphigenia in Tauris" mit großem Erfolg aufgeführt, und man erwartet öftere Wiederholungen derselben. Diese Oper hatte schon vor zwei Jahren, als sie dem hiesigen Publikum zum erstenmal vorgeführt wurde, einen tiefen Eindruck gemacht. Die Iphigenie wurde diesmal wieder von Mad. Stöckl-Heinefetter gegeben; ihr Gesang und ihr Spiel werden sehr bewundert. Den Orest sang Herr Eichberger „mit deutschem Ernst und deutscher Korrektheit", wie die Morning Chronicle bemerkt „Seine Stimme", fügt dieses Blatt hinzu, „ist nicht stark, aber angenehm; wenn er sie forcirt, so verliert der Ton an Schönheit und die Intonation an Reinheit" Von Herrn Abresch, der den Pylades gab, wird gesagt, er sey in dieser Partie ausgezeichnet gewesen, öfters laut applaudirt worden und habe die Arie „Nur ein Wunsch" wiederholen müssen. Herr Staudigl, als Thoas, wird nicht minder belobt. Unvergleichlich findet man das deutsche Orchester, aber der Chor ist zu schwach besetzt, um rechte Wirkung zu machen.

*** (Mannheim, 17. Mai.) Bei der letzten Versammlung des Rheinischen Kunst-Vereins in Mainz wurde von den Abgeordneten von Karlsruhe auf Pfingsten dieses Jahres eine Zusammenkunft möglichst vieler Mitglieder der Kunst-Vereine der fünf vereinigten Städte beantragt, und dieser Vorschlag mit Freuden angenommen. Der Mannheimer Kunst-Verein, als der nächstgelegene, wurde beauftragt, die Leitung dieses Festes zu übernehmen, welcher Mühewaltung sich derselbe mit Vergnügen unterzog. Die von Karlsruhe und Straßburg am Samstag ankommenden Freunde wurden bei der Ankunft durch den Vorstand des hiesigen Vereines empfangen, und der Abend gemeinschaftlich im „Europäischen Hofe" vergnügt zugebracht. Am ersten Pfingsttage vereinigte sich alles zu einer Parthie in die reizenden Gefilde Heidelberg's, deren weitberühmte Naturschönheiten sämmtliche Theilhaber mit Bewunderung erfüllten. Das Mittagsmahl, wozu sich 50 Mitglieder eingefunden, wurde im Angesicht der herrlichen Ruinen des Schlosses, in der schönen Anlage desselben, eingenommen. Auf höchst sinnige und geschmackvolle Weise war der Eßsaal mit den Wappen aller Vereine und Emblemen der Kunst verziert, und man erkannte die Künstlerhand, die dieses geordnet. Der Vorstand des hiesigen Vereins war durch die zuvorkommende Güte einiger Besitzer schöner Oelgemälde in den Stand gesetzt, eine Ausstellung von circa 200 Gemälden zu veranstalten, die in dem Vereinslocale zur Ansicht der besuchenden Gäste ausgestellt waren. Am zweiten Pfingsttage war der Morgen zur Versammlung der Gäste und des Vorstandes im Vereinslocale bestimmt, um sich über Mehreres in allgemeinen Interessen der Vereine zu besprechen und gegenseitige Ideen auszutauschen. Das Resultat soll ein sehr günstiges gewesen seyn. Nach der Berathung trennten sich die Theilhaber des Festes, um sich der Heimath wieder zuzuwenden. Mit Leidwesen wurde bemerkt, daß Darmstadt und Mainz bei dem Feste nicht vertreten war; sollte hier das Unglück Hamburg's die Ursache gewesen seyn? (?)

*** (Der falsche Liszt in Stettin.) Man erzählt von einer Mystification in Stettin. Zwar soll Liszt (von Berlin aus) dort gewesen seyn; seine mysteriöse Incognitoanwesenheit vergnügte indessen den dortigen Kunstfreunden nicht, und man verargte es ihm sehr, daß er auf seiner Weiterreise nach Preußen Pommerns Hauptstadt nicht seines Besuches würdigte. Da fand sich ein junger Mann ein, Liszt's Schüler und, ich glaube, auch sein Verwandter. Der Name thut nichts zur Sache. Erzogen in seinem Geiste, ausgestattet mit den besten Zeugnissen von ihm, will er wenigstens das wirklich kunstsinnige Stettin mit einem Abglanz des Lisztschen Feuers erfreuen. Es sind dort ausgezeichnete Componisten und Musikkenner, welche, die Stimmung ihres Publikums kennend, keinen Zweifel hegen, daß es auch für dieses pis alles sich interessiren werde, und sie lassen sich bewegen, den Wünschen des jungen Mannes entgegen zu kommen. Ihrem Wunsche, daß er vorher in einigen Privatgesellschaften Proben seines Talentes ablege, willfahrt er nicht, weil er aus Erfahrung wisse, daß dieß die Wirkung in einer kleinern Stadt schwäche. Das Concert im Schauspielhause zu erhöhten Preisen kommt zu Stande; alle Plätze sind besetzt, und der junge Mann, elegant phantastisch gekleidet, erscheint, wird empfangen, verbeugt sich und nimmt darauf mit allen den Vorbereitungen, welche man von Liszt kennt, am Instrumente Platz. Nachdem er mit den Händen in die Haare gefahren und ein melancholisch schwermüthiger Ausdruck die Anwesenden von seiner Begeisterung in Kenntniß gesetzt, fährt er mit beiden Ballen der Hände auf die Tasten, paukt und streicht mit Faust und Fingern rechts und links, wobei zwar wunderbare Töne hervorkommen, aber nicht die, welche seine gütigen Gönner erwartet. Diese eilen erschreckt auf die Bühne, wo sie auch den Virtuosen schon vom Fortepiano aufgesprungen finden. Sein Zustand kommt ihnen bedenklich vor, denn jetzt greift er sich in die Haare, jetzt an die Brust, und jetzt reißt er den Aermel des Fracks auf und spricht von seiner Laura, die ihn verlassen, oder ihm gefolgt, und seine Augen fliegen irr umher. Die Gönner fragen sich, ob sie einen Arzt oder die Polizei herbei holen sollen; aber der zweite Liszt hat den glücklichen Moment benutzt, wo die Blicke seiner Gönner sich begegneten und von ihm abließen, und ist hinter den Coulissen verschwunden. Vergebens sucht man nach ihm Durch ein unbesetztes Quergäßchen, einen Durchweg, den kaum die Einwohner kennen, ist er verschwunden. Dort haben Leute eine Extrapost gesehen, die rasch abfuhr. Der neue Hans Nord hat sich nicht wieder in Stettin gezeigt, und auch das Geld nicht, welches er eingenommen hatte. Das Abenteuer hat gewiß die Unterhaltung mehr gewürzt, als es das beste Spiel eines wirklichen Schülers des Wundermanns vermocht hätte. (Morgenbl.)

## Räthsel.

Zwei Worte sind des Staates Säulen,
Sie nennen dir der Völker Hort:
Nur da, wo diese Worte weilen,
Blüht Kraft und Segen fort und fort.
Doch möcht'st du nur sie einfach kennen,
Und mehrte nie sich ihre Zahl;
Denn wirst du sie in Mehrzahl nennen,
Sind sie vom Bösen allzumal.
Kannst du die Worte mir nun deuten,
Der Völker und der Staaten Heil,
Die, wo in Mehrzahl wir sie leiden,
Sogleich entfliehn zum bessern Theil?

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 21. Mai: Vorzeigung von scheinbar vergoldetem Stahl. — Ueber die geeignetsten Mittel, Glas nach Willkühr zu verbinden. — Anstellung eines Versuches, das Stärkmehl in Dextrin und in Krümelzucker zu verwandeln.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 139. 22. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Eine Million.

(Schluß.)

Eines Nachmittags sah Herr Raily sich dermaßen vom Glücke begünstigt, daß er dem Grafen K.... alles abgewann, was er an Geld und Geldeswerth besaß, die reich in Gold und Edelsteinen eingefaßten Heiligenbilder nicht ausgenommen, auf die der Russe einen unschätzbaren Werth setzt. Er gewann Alles, und als der neue Tag anbrach, lag diese Masse Reichthümer um den Tisch her angehäuft, der als Kampfplatz gedient hatte.

Dennoch hatte der Graf Lust, weiter zu spielen, aber nur gegen Weißgeld, d. h. mit Kreide auf dem grünen Teppich bemerkte Zahlen, oder mit andern Worten auf Credit. Aber Raily zeigte sich dazu nicht geneigt, und that, wie wenn er seinen Dienern schellen wollte, damit sie Alles, was an seiner reichen und voluminösen Beute tragbar war, in seinen Wagen packen sollten.

Da bemühte der Graf sich noch emsiger als zuvor, ihn zum Bleiben zu vermögen. Er flehte ihn so dringend an, ihm Revanche zu geben, daß Raily die Gelegenheit für günstig hielt, das Versprechen zu lösen, welches er seinem jungen Schützling gegeben.

So legte er denn das Gold, die Edelsteine und das Papiergeld wieder auf den Tisch, und sagte:

„Herr Graf, es ist gut mit mir spielen, das sollen Sie sehn. Da habe ich nun den Einfall, ein moscowitischer Gutsherr zu werden, wenn auch nur der Sonderbarkeit wegen. Sie haben da eine kleine Domaine an den Ufern der Wolga, wenn Sie wollen, so setze ich alles dieses dagegen ein."

Man muß die Gewalt der Spielleidenschaft über den, der davon besessen und verkohlt ist, kennen, um zu begreifen, daß derselbe in dem Augenblick, wo jede Hoffnung, seinen Verlust wieder gut zu machen, ihm entrinnt, es ohne Bedenken annehmen würde, wenn Lucifer ihm den Vorschlag machte, seine Seele gegen einen Ducaten einzusetzen. Ohne sich nur die Zeit zu lassen, erst eine Antwort zu geben, rennt der Graf K.... zu seinem Secretair, nimmt den Kaufbrief heraus und wirft ihn voller Freude als Einsatz gegen die Kostbarkeiten, welche den Tisch bedecken, hin.

Das Glück blieb dem Herrn Raily treu: sie hatten nicht zehn Minuten gespielt, und er war der Herr des gelobten Landes, das heißersehnte Ziel erreicht. Den Kaufbrief zu sich steckend, und die früher verlornen 50,000 Rubel vorweg nehmend, sagte er dann:

„Jetzt Graf, quitte ou double um das Uebrige."

Der Graf wählte eine Karte und gewann.

„So, nun ist es gut," sagte der Engländer da, „ich finde meine Nacht jetzt hinlänglich bezahlt."

Dann schieden sie von einander als die besten Freunde von der Welt: der Russe entzückt über die prompte und uneigennützige Art der ihm gegebenen Revanche, Raily hoch erfreut über das Glück, womit er seinen neuen Freund überschütten konnte.

Denselben Tag schickte Letzerer Feodor seine 50,000 Rubel wieder zu und zeigte ihm an, daß er den Kaufbrief über die Domaine an der Wolga zu seiner Disposition habe. Wenige Stunden darnach sah er ihn mit einer jungen schönen Person, blühend und blond, wie alle Töchter des Nordens, an der Hand bei sich eintreten und diese ihm vorstellen. Es war Eudoria, sie, die er so innig liebte, sie, von der er sich so geliebt wußte. Sich dann dem glücklichen Spieler zu Füßen werfend, sagten sie zu ihm:

„Sie sind nun unser Gebieter, unser Vater, geben Sie uns Ihren Segen und vollenden Sie so Ihr hehres Werk der Regeneration."

Raily richtete sie auf, und schloß sie unter Freudenthränen in seine Arme. Dann sagte er zu Eudoria, indem er ihr den Kaufbrief über das Gut an der Wolga übergab:

„„Er möge Ihnen sein Glück ganz zu verdanken haben. Selbst in seiner Voraussicht ungerecht, verbietet das Gesetz auch dem freigewordenen Leibeigenen oder Sclaven noch den Besitz einer Domaine; Sie aber, meine Dame, sind frei, von Adel, und dasselbe Gesetz gestattet es, daß der Leibeigene Ihrer Güter, wenn Sie ihn zum Range Ihres Gemahls erheben, in deren unbestrittenem Besitz bleiben darf. Sie sind demnach die Gutsherrin laut diesem Documente; führen Sie nun Feodor zum Altar, und er wird ferner keine andre Fesseln zu tragen haben als die Ihrigen.""

Da verbarg Eudoria, in einer unaussprechlichen Freude, ihr Erröthen und gewiß sanfte Thränen an dem Busen ihres Geliebten.

„Mein Herr," sagte aber der junge Kaufmann, wir, sie und ich, würden nicht die Kraft haben, unser Leben lang eine solche Last der Dankbarkeit zu tragen. Glücklich ist der, der in einer solchen Bedrängniß ein so edles Herz antrifft! Aber, seyen Sie nicht halb großmüthig; nehmen Sie dies da, nehmen Sie;" und ihm ein Portefeuille hinreichend, wiederholte er die Bitte mit dem Zusatz: „nur dann werden wir wahrhaft glücklich seyn."

Zur Ehre des Spielers sey es gesagt, daß er Anstand nahm, sich eine Handlung bezahlen zu lassen, die kein anderes Verdienst hatte, als daß sie gelungen war.

„Indem wir Sie bitten, dies Zeichen unsrer Dankbarkeit anzunehmen," sagte Feodor wieder, „glauben wir nicht, uns unsrer Schuld entledigt zu haben: wir bleiben Ihre Schuld-

ner bis ins Grab. Aber," Feodor warf sich wieder vor ihm auf die Kniee, „um Gottes Willen, nehmen Sie dies als ein Andenken von uns an; oder auch Ihre Wohlthat zurück."

Herr Naily widersetzte sich nicht länger, und einige Tage darnach reisete er von Moskau ab.

Das Portefeuille enthielt eine Million Rubel und die Inschrift: dem freien Manne, der mich frei gemacht hat.

---

## Der Geisterbeschwörer.

**Von Isabella F. Romer.**

So muß ich denn, nach Allem, was Sie so eben gesagt haben, wohl annehmen, daß Sie an Geister glauben?"

— „Halt, lieber Freund! Ich ging nicht ganz so weit, obgleich ich behaupte, daß der Glaube an übernatürliche Erscheinung nicht unvereinbar mit der Vernunft ist; auch darf es nicht als ein Beweis von Leichtgläubigkeit oder gewöhnlichem Aberglauben angesehen werden, wenn Jemand an dergleichen glaubt. Die Ueberlieferungen aller Nationen enthalten Nachrichten von Erscheinungen, Offenbarungen, Warnungen, die auf geheimnißvolle Weise mit der Geisterwelt in Verbindung stehen; ich selbst habe gesehen —"

— „Mein lieber Baron, wenn Sie mir versichern, daß Sie mit voller Besinnung und wachend einen Geist gesehen haben, so wird meine Ungläubigkeit einen großen Stoß erleiden, und ich werde sehr geneigt seyn, die Existenz solcher Dinge anzunehmen, denn ich weiß, Sie sind die Wahrheitsliebe selber."

— „Ruhig, ruhig! Wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten, so würden Sie schon wissen, daß ich nur sagen wollte, daß ich eine Person gekannt habe, welche Zeuge einer übernatürlichen Erscheinung von so schrecklicher Art gewesen, daß sie dieselbe als Trugspiel einer überreizten Phantasie aus ihrer Seele gebannt haben würde, wenn nicht andere Personen zu derselben Zeit zugegen gewesen wären, deren Sinnen der geisterhafte Gast eben so deutlich erschien, und wenn nicht ein räthselhaftes Geheimniß durch die Erscheinung an den Tag gekommen wäre."

Diese Unterhaltung fand an einem Winterabende in der dunkeln, mit Wänden von Eichenholz ausgelegten Halle eines alten Schlosses, am Ufer des Bodensees, statt, nicht weit von der kleinen Halbinsel, auf der die befestigte Stadt Lindau gelegen ist. Die Sprecher waren ein alter bayerischer Edelmann, Eigenthümer des Schlosses, und sein Gast, ein Adelicher aus Tyrol.

— „So lassen Sie mich Ihre Geschichte hören," — nahm der Letzte wieder das Wort — „ich liebe dergleichen Schreckensdinge, und die Stunde, die Jahreszeit und der Ort, wo wir uns befinden, Alles ist vortrefflich geeignet für eine Erzählung aus der Classe der übernatürlichen. Ich denke übrigens, daß es schon eigen kommen müßte, wenn ich nicht für Ihre Wunder natürliche Gründe auffände."

— „Sie werden dann urtheilen," antwortete der Schloßherr — „Nur um Eins bitte ich, nämlich, daß Sie mich nicht in meiner Erzählung unterbrechen. Die Geschichte ward mir vor langen Jahren mitgetheilt und ich habe lange nicht an dieselbe gedacht, so daß es für mich nöthig seyn wird, meine Erinnerungen an die kleineren Umstände zu sammeln, um sie Ihnen verständlich zu machen."

Nachdem er darauf mit der Hand einige Mal über die Stirn gefahren war und schweigend seine Gedanken gesammelt hatte, begann er also:

— „Die Person, von welcher ich die Details, welche ich zu erzählen im Begriffe stehe, mitgetheilt erhalten habe, w ein Landsmann von mir, Namens Waldkirch, ein Schül des berüchtigten Cagliostro. Er hatte einen Theil seiner ju gen Jahre in Paris verlebt, zu einer Zeit, wo jener gro Empiriker das Tagesgespräch war, und hatte an jenen m stischen Künsten vielen Geschmack gefunden; Jeder, welch von Cagliostro gehört hat, kennt die überraschenden Entdecku gen, welche er einigen Personen in Bezug auf ihr künftig Schicksal vermittelst magischer Spiegel machte. Mein Freu Waldkirch hatte sich nun mit solchem Erfolg auf diesen b sondern Zweig der Schwarzkunst gelegt, daß er beinahe eb so groß in der Phantasmagorie geworden war, als sein b rühmter Meister, oder vielleicht als der Fürst aller Schwar künstler, Cornelius Agrippa."

— „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie einmal unterbreche — sagte der Tyroler. — „Ich glaubte, Sie wollten v wirklich angenommenen Geistererscheinungen reden, nicht v optischen Täuschungen, welche man unter der Kategorie d Phantasmagorie begreift, und von den nichtigen Gaukelspiel eines solchen Charlatans, wie Cagliostro war."

— „Ganz recht," — entgegnete der alte Bayer — „u mein Phantom wird zur rechten Zeit erscheinen, wenn S mir erlauben, meine Erzählung ohne Unterbrechung fortz führen. Waldkirch bereisete eine Zeitlang die südlichen Sta ten Europa's, nachdem er Paris verlassen, und ward wä rend seines Aufenthalts in Sicilien mit dem Grafen Fel Sommartino, einem jungen Edelmann, Repräsentanten ein der ältesten und reichsten Familien, bekannt. Dieser jun Graf fand so viel Geschmack an den verborgenen Kräfte welchen Waldkirch nachforschte, daß er viel Zeit in dessen G sellschaft zubrachte und ihn endlich bewog, seinem Vater, de Herzog, einen Besuch in einer prächtigen Villa abzustatten welche derselbe an der Seeküste, ungefähr fünf Seemeile von Palermo entfernt, besaß. Dort hatte der Herzog in kl sterlicher Einsamkeit gelebt, seit ihn das Unglück getroffe seinen ältesten Sohn unter den räthselhaftesten Umständen z verlieren.

Des Herzogs Sommartino Familie hatte aus zwei Söhn bestanden, der jüngere von ihnen, Graf Felice, war eigentli für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, damit die Gü und Reichthümer des Hauses ungetheilt auf den ältesten, d Marchese Gaetano Sommartino, vererbt werden könnte Dies war nämlich als eine der Bedingungen, von welch die Heirath mit der Marchesina Lucrezia Parisio, einer reich verwais'ten Erbin, abhing, einer Dame, mit welcher er s seinen Kinderjahren versprochen war. Obgleich die bev stehende Verbindung von einer Familienübereinkunft aus gangen — und obgleich, wie es gewöhnlich bei Fällen d Art zu geschehen pflegt, die Neigung der beiden jungen Le gar nicht in Betracht gezogen war — so war doch du einen glücklichen Zufall eine gegenseitige Neigung zwisch Lucrezia und Gaetano entstanden, so daß sie von ihren Ki derjahren an sich einander liebten und auch ohne Zuthun d Eltern einander zu Lebensgefährten gewählt haben würd Drei Jahre, während welcher Gaetano von Sicilien entfe gewesen war und die ersten Höfe Europa's besuchte, hatt statt jene Neigung zu schwächen, derselben nur tiefere Inn keit gegeben, und kaum war der junge Marchese nach P lermo zurückgekehrt, als große Anstalten zur Feier ihrer Ho zeit getroffen wurden. Was nur in Palermo Vorneh war, wurde zur Trauungsceremonie geladen, eine Reihe v glänzenden Festen sollte dann erfolgen; so war Alles bestim als am Tage vor der Hochzeit Gaetano plötzlich verschw und nicht wieder gesehen ward!

Seit seiner Rückkehr nach Palermo war es seine Gewo heit gewesen, jeden Abend die bereits erwähnte Villa zu

suchen, um daselbst die Anstalten, welche zum Empfang der Braut, mit der er die ersten Tage nach der Hochzeit an jenem angenehmen Orte verleben wollte, getroffen wurden, zu beaufsichtigen. An dem Abend seines Verschwindens war er, wie gewöhnlich, dorthin gegangen; aber die Nacht verging, ohne daß er nach Palermo zurückkehrte, der Morgen kam, und er war noch nicht wieder da. Nach allen Seiten hin wurden Boten ausgesandt, um ihn zu suchen, aber vergeblich. Keiner seiner Diener hatte ihn dahin begleitet, die Diener des Herzogs, welche beständig dort waren, hatten ihn wie gewöhnlich fortgehen sehen; mehr erfuhr man nicht über die Sache.

Es würde unmöglich seyn, den Schrecken und die Verzweiflung zu malen, in welcher die schöne junge Braut und die ganze Familie sich befand, als eine Stunde nach der andern verging, ohne daß eine Spur des vermißten Gaetano sich gezeigt hätte. Am Tage nach seinem Verschwinden ward bekannt, daß ein Algierischer Korsar an jenem Abend an der Küste gesehen worden war, daß mehrere von der Mannschaft in einem Boote gelandet, und einige der Einwohner geraubt hätten. Der Herzog befahl sogleich, zwei der am schnellsten segelnden Schiffe, speronari genannt, zu bemannen, und auf die Verfolgung der Piraten auszusenden; Felice bestand darauf, mitzugehen. Aber ein heftiger Sturm zerstörte das kleine Geschwader, einer der speronari ward unbrauchbar, der andere, auf welchem Felice sich befand, erreichte mit Mühe den Hafen Trapani's, wo man vernahm, daß ein fremder Korsar gestern hier untergesunken, und Alle an Bord umgekommen wären. Diese Nachricht war nur zu wohl geeignet, alle Hoffnung, daß Gaetano noch am Leben sey, als nichtig erscheinen zu lassen; dennoch war die Familie so wenig geneigt, ganz zu verzweifeln, daß sie noch an die Möglichkeit glaubte, das in der See untergegangene Schiff sey ein anderes gewesen, als in welchem der unglückliche junge Mann entführt worden sey; der Herzog ließ daher an der ganzen afrikanischen Küste Nachforschungen anstellen, durch die man Gewißheit erlangen wollte, ob Gaetano dorthin in die Sklaverei geschleppt worden sey, und in diesem Falle ein ungeheures Lösegeld bieten.

Fast drei Jahre waren auf diese Weise mit Nachforschungen vergangen, und man war zuletzt genöthigt, der traurigen Ansicht sich hinzugeben, daß, wenn der Ocean ihn nicht in seiner unergründlichen Tiefe begraben, er unter der schlechten Behandlung der Piraten seinen Tod gefunden habe. Und konnte irgend etwas noch dazu beitragen, das Aufgeben dieser langgenährten Hoffnungen zu erschweren, so war es die gänzliche Ungewißheit über die eigentliche Katastrophe, welche der Familie ein so geliebtes Mitglied entrissen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Rom, 5. Mai.) Thorwaldsen scheint jetzt ziemlich entschieden und bestimmt den Entschluß gefaßt zu haben, Rom nicht mehr zu verlassen. Wenigstens hat er sich dahin erklärt, die Rückreise auf keinen Fall zu Lande zu machen; wenn er gehen sollte, würde er mit der zum Transporte seiner Kunstschätze bestimmten Fregatte reisen. Wer möchte aber wohl glauben, daß sich der rüstige und arbeitslustige Greis zu einer so langwierigen und einförmigen Reise entschließen könne? Unter der Arbeit hat sich der große Künstler wieder neu verjüngt. Vom frühen Morgen an bis zur späten Speisestunde, die gegen 5 Uhr Abends fällt, ist er unablässig vor dem Thonmodell beschäftigt. Was er schafft, erregt allgemeine Bewunderung. Dabei thut er sich selbst niemals genug. So hat er seine schöne und mit Recht gefeierte Gruppe der drei Grazien, von der ihm eine Wiederholung in Marmor aufgetragen worden, neuerlich ganz umgearbeitet und dabei wesentliche Veränderungen angebracht.

*** (Laura Brigdman.) Vor etwa zwei Jahren schon haben wir in mehreren Zeitblättern kurze Notizen über das arme Mädchen Laura Brigdman gelesen, welche von Geburt an aller Sinne bis auf den Tastsinn beraubt, und folglich blind, taubstumm und auch ohne Geruch ist. Nun erfahren wir Näheres aus Combe's „Notes on the United States of North America during a phrenological Visit in 1838—40.“ Sie befindet sich noch immer in dem Blindenasyle des Staates Massachusetts, ist gegenwärtig 10 bis 11 Jahre alt, im Ganzen von einnehmender Gesichts- und Körperbildung, lebhaften, sanguinischen Temperaments, und sehr aufgeweckten, fähigen Geistes, in so weit sie sich bei so vielen verschlossenen Thoren der Außenwelt mitzutheilen vermag. Es ist in der That wunderbar, welch erfreuliche Früchte der zweckmäßige Unterricht bei ihr schon getragen hat, und nach der gegenwärtigen Grundlegung noch zu tragen verspricht. Sie wird von den Lehrern des Instituts theils als Blinde, und theils wieder als Taubstumme behandelt, läßt keine andere Communication mit ihrem intellectuellen und moralischen Leben zu, als den Tastsinn mittelst des Fingeralphabets, und bietet somit vom anthropologischen Gesichtspunkte eine höchst merkwürdige und interessante Erscheinung dar. Es ist aber auch ihr Tastsinn so scharf und geübt, daß sich in der dunkeln Welt der Blinden kaum ein ähnliches Beispiel finden dürfte. Sie wird gemeinschaftlich mit vierzig unglücklichen Mädchen erzogen; und nicht allein, daß sie aus der Bewegung der Luft von fern schon kennt, wenn ihr Jemand entgegenkommt, erkennt sie auch in der Nähe jedes Individuum des Instituts, wenn sie nur eine Hand, einen Theil des Kleides u. s. w. berührt. Ihre kleinen, äußerst empfindsamen Finger ersetzen ihr Augen, Ohren und Nase, daher sie stets beweglich, auf jedes kleinste Lüftchen aufmerksam, und sogleich bereit ist, jeden Umstand, der ihr aus der innern Geistesthätigkeit oder von der Außenwelt in Anregung kommt, mittelst ihres Fingeralphabets und der eingelernten Handzeichen zur Mittheilung zu bringen. So setzt sich ihr äußerst lebhafter und thätiger Geist, obschon in ihr eine schauerliche Stille und Dunkelheit herrscht, nur mittelst eines einzigen Sinnes mit den äußern Dingen beständig in Verbindung, und findet bei ihrer rastlosen und genauen Aufmerksamkeit und unersättlichen Wißbegierde stets solche Befriedigung, daß sie sich im vollen Sinne des Wortes glücklich schätzt. Zu ihrem Lehrer und Freund, Hrn. Combe, hat sie eine kindliche Zuneigung, die wahrhaft rührend ist; auch ist sie mit mehreren Mädchen innig befreundet, und um einen Beleg zu liefern, wie weit sie sich schon aus ihrem, vielleicht beispiellosen Zustande entwickelt hat, wollen wir einen kurzen Brief anführen, welchen sie mit einem von ihr selbst verfertigten Beutel an zwei abwesende Freundinnen abgeschickt hat: Louise und Elisabette Baker! Laura ist wohl. Laura gibt Beutel an Baker. Beutel wird man tragen zu Baker. Laura traurig (bis) Baker kommen, Laura (zu) sehen. Laura Brigdman.

*** Der erste k. k. Hof- und Staats-Schematismus erschien unter der Regierung des Kaisers Ferdinand II. im Jahre 1637 in Wien, und zwar in lateinischer Sprache, „indem“, wie in der Vorrede gesagt wird, „der Monarch von Oesterreich über viele nicht deutsche Völker regiere, damit ihn auch jene gebrauchen können, die dieser Sprache nicht kundig sind; vorzüglich soll er auch den fremden Gesandten dienen“, woraus erhellet, daß zu jener Zeit noch die lateinische Sprache die diplomatische war. Charakteristisch in diesem Schematismus ist die ausführliche persönliche Schilderung, die vom Kaiser, der Kaiserin und den kaiserlichen Kindern gemacht wird. So heißt es von Ersterem: „Der Kaiser ist jetzt in seinem 59. Jahre, von mittelmäßiger Größe, corpulent, von starker und gesunder Complexion; Haar

und Bart sind schon ziemlich grau; äußerlich ist er angenehm, innerlich menschenfreundlich, wohlthätig, sanft, großmüthig, mit ausgezeichnetem Gedächtnisse, Verstande und Beredtsamkeit begabt, mäßig im Essen und Trinken, und sich wenig Schlaf erlaubend; gottesfürchtig, standhaft, thätig, ein Freund der Musik und vorzüglich der Jagd. Um 10 Uhr geht er zu Bette, und steht manchmal um 1 Uhr, gewöhnlich um 4 Uhr auf.... Sieht der Kaiser einen fremden Cavalier oder einen Bekannten, der nach längerer Abwesenheit an den Hof zurück gekommen ist, so gibt er ihm die Hand zu küssen und spricht auf das gnädigste mit ihm, stellt auch wohl gegen andere Anwesende manche Fragen in deutscher oder italienischer Sprache, spricht auch zuweilen Latein sehr geläufig, niemals aber Spanisch oder Französisch, selbst nicht mit den Gesandten." Von der Kaiserin Eleonora wird gesagt, daß sie 37 Jahre alt sey, von vollkommen schöner Gestalt, freundlichem Ansehen, verständig, sich ganz nach dem Willen ihres Herrn richtend, untadelhaft, freigebig, mitleidig, sanft. Vom Sohne des Kaisers, dem Könige Ferdinand III. heißt es, daß er Deutsch, Italienisch, Lateinisch, Böhmisch und Spanisch, aber nicht Französisch spreche. Vom Leben am Hofe hören wir unter Andern: „Mittags speis't der Kaiser in der Ante-Camera, Abends gewöhnlich bei der Kaiserin, wo dann statt des Adels die Frauenzimmer aufwarten und die angenehmste Musik gemacht wird. Die Speisen sind weder in großem Ueberflusse, noch so ausgesucht, als man es bei so hoher Herrschaft erwarten sollte. Die Hofnarren, und unter diesen vor allen der Jonas Schichel, der den Titel eines ersten lustigen Rathes hat, führen nach Zeit und Gelegenheit ernsthafte oder scherzhafte Spiele auf." Unter den Reichshofräthen der Gelehrtenbank sind nur die utriusque juris doctores mit dem Prädicate „Herr" vor ihrem Namen begabt. Unter den Räthen des Hofkriegsrathes begegnen wir auch der „alten Perrücke" aus Wallenstein's Lager und den Piccolomini, dem Freiherrn Gerhard von Questenberg, und unter den Hofgeistlichen dem „Pater Wilhelm Lamormain, Jesuit, Gewissensrath und Hofbeichtvater," von welchem ebenfalls in den Piccolomini Erwähnung geschieht. Von den Residenten und Agenten fremder Mächte führt keiner den Titel „Herr", dahingegen der französische, englische und polnische den Titel „Monsieur". Auffallend ist, daß es unter den gelehrten Hofbeamten, wie Historiograph ꝛc., beim „Mathematicus" heißt: „Vacat"; allerdings hatte man sich damals am Wiener Hofe in mancher Hinsicht verrechnet.

*** (Maskenball in Wien am 11. Juli 1698.) Ein solcher wurde vom Kaiser Leopold I. veranstaltet, bei Gelegenheit, als am 26. Juni 1698 Peter der Große, Kaiser von Rußland, ihn zu Wien besuchte. Dieser Maskenball war besonders deswegen merkwürdig, weil auf demselben Masken aller Nationen und Stände erschienen; z. B.: In altdeutscher Tracht der Graf Joachim von Althein mit Fräulein Eleonora von Mannsfeld; in spanischer Tracht Prinz Wilhelm von Hessen mit der Gräfin Leopoldine von Lamberg u. s. w. Man zählte unter den Masken berühmte Männer, als: den Herzog Karl von Lothringen, Graf Heister, Graf Starhemberg, Graf Dann, Fürst Filip von Sulzbach, Prinz Maximilian von Hannover, Prinz Eugen von Savoyen u. m. a. Von der kaiserlichen Familie waren der Kaiser Leopold I. und die Kaiserin als Wirth und Wirthin; der römische König Josef I. als Egyptier, die Erzherzogin Maria Anna. Der russische Kaiser war in der Maske des friesländischen Bauern. Als die Gäste kostbar bewirthet worden waren, stand der Kaiser Leopold auf, nahm ein Glas Wein, ging zu dem Friesländer Bauer, und sagte: „Ich weiß, Ihr kennt wohl den Czar von Moskau, ich bringe Euch seine Gesundheit!" — Der Bauer nahm das Glas, und erwiederte: „Ich kenne Ihn wohl, er ist ein herzlicher Freund Eurer Majestät und ein Feind Ihrer Feinde!" Hierauf leerte er das Glas bis auf den letzten Tropfen. Der Kaiser aber sprach: „Nun weil Ihr Alles ausgetrunken habt, so schenk' ich Euch das Glas zum Andenken!" — Dieses Glas wurde in St. Petersburg als ein sehr kostbares Andenken bewahrt.

*** Die Krokodille im indischen Archipel haben mit den Chinesen und Afghanen ein Trutzbündniß geschlossen und den Engländern den Krieg erklärt. Erst kürzlich wurden fünf Matrosen nacheinander vom Bord niedriger Fahrzeuge gerissen, mitten im Hafen. Ueberhaupt kommen die Krokodille wieder in die Mode, nachdem es einige Zeit von ihnen in Europa ganz stille gewesen. Man glaubte, sie stürben aus; in der That aber nehmen sie zu. — Die Eingebornen auf den Südsee-Inseln bedienen sich zu ihrer Einfangung starker Angeln, die sie an Bäume befestigen, wozu es besondere Zauberer unter ihnen gibt. Hat ein Krokodill einen Eingebornen verschlungen, so schwört der Häuptling Blutrache und läßt durch einen Zauberer am Strande, wo die Frevelthat geschah, allen Krokodillen fern und nah, und sichtbar und unsichtbar, Fehde ansagen. Ist der Mörder gefangen, wird ihm der Kopf abgehauen und zur Warnung für seine Angehörigen und Collegen auf einen Pflock am Ufer aufgesteckt. Die Criminal-Justiz der „Carolina" scheint dort geborgt zu haben.

*** (Die Coulissen.) Diese Bretter und Pappgeschichten, an welche sich besonders in Deutschland die hauptsächlichsten Interessen derer knüpfen, die „auf den Höhen der Zeit stehen" (dazu gehört auch der Maschinist oben,) sollen jetzt in Paris Titel und Objekt eines neuen Journals seyn. Das Journal „Die Coulissen" hat sich die höchst pikante Aufgabe gestellt, gewissenhaft die kleinen Stadtereignisse, die stillen Abenteuer der fashionabeln Welt, die Mistereien der eleganten Boudoirs mit liebenswürdiger Offenheit auszuplaudern und eine Chronique scandaleuse im „edelsten Sinne des Worts" zu seyn. Besonders zeigt der Redakteur in der Ankündigung mit vielen beigedruckten Händen auf die fortlaufende Rubrik: „Indiscretionen" hin. Dies Journal bekommt gewiß Abonnenten, besonders da es bei einem Preise von 24 Francs jährlich monatlich noch einen neuen Roman, ein Album von Karrikaturen und eine Sammlung der besten Theaterstücke gratis liefert. Was sind dagegen unsere Dreisilbergroschen-Blätter mit ihren armseligen Kunstbeilagen!

*** (Wien.) Die diesjährigen Wettrennen haben am 12. Mai geendet. Ritter von Bethmann war der Löwe derselben. Bei dem letzten Rennen gewannen seine Pferde zweimal den Preis. Der Jokey, welcher bei dem ersten Wettrennen stürzte, ist vor einigen Tagen gestorben. Das Pferd, welches er an dem verhängnißvollen Tage ritt, befindet sich vollkommen wohl. (N. C.)

---

## Füllräthsel.

Was den müden Wandersmann
Nach der Reise stärken kann,
Zeigt das kleine Wörtchen an.
Setzest du geschickt und fein
Eine hohe Burg hinein;
Einen Türken hinterdrein:
Siehst du im gefüllten Wort
Einen Denker nun sofort,
Der aus eigner Geistes Kraft
Sich der Gottheit Wesen schafft.

---

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 22. Mai. (Zum Erstenmale) Treue Liebe, Schauspiel in 5 Abth. von Eduard Devrient.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 140. 23. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Tasso's Gefängniß und Wahnsinn.

(Aus den Curiosités et Anecdotes italiennes des königlichen Bibliothekars der Paläste von Versailles und Trianon, Herrn Valery.)

Das Gefängniß Tasso's zu Ferrara zeigt an seiner Wand die Namen von Lord Byron, Casimir Delavigne, und die von dem englischen Dichter, der ein schlechter Beurtheiler der Harmonie der Verse gewesen seyn muß, die unser erster lyrischer Dichter an ihn gerichtet hatte, mit Bleistift geschriebenen und gräulich verhunzten Verse Lamartine's auf Tasso. Hier sind sie wörtlich:

La le Tasse brul d'un flame fatal
Expiant dans les fers sa gloire et son amur
Quand il va recevoir la palm triomfal
Descand au noyr seyur. *) Byron.

Lord Byron hatte sich von dem Gefangenwärter in dies Gefängniß Tasso's einschließen lassen, und war nach dessen Aussage — er hatte ihn heimlich beobachtet — die zwei Stunden, welche er darin geweilt, mit großen Schritten auf und nieder gegangen, hatte sich vor die Stirn geschlagen oder das Haupt auf die Brust sinken, die Arme schlaff am Leibe herunter hängen lassen; und als der Wärter ihn seinen Meditationen entriß, da sagte er zu ihm, indem er ihm sein Trinkgeld gab: Ti ringracio, buon uomo, i pensieri del Tasso stanno ora tutti nella mia mente, e nel mio cuore (ich danke Dir, guter Mann, der Tasso wird mir stets in Erinnerung und im Herzen bleiben). Bald nach seiner Abreise von Ferrara dichtete er „Tasso's Klagen," an welchen sich jedoch eine derartige Begeisterung nur in geringem Grade kund gibt.

Aber trotz dieser dichterischen Autoritäten, trotz der Inschrift außen: Ingresso alla prigione di Torquato Tasso (Eingang zum Gefängniß von Torquato Tasso) und einer zweiten Inschrift drinnen, so wie der durch den Präfecten des Departements im Jahre 1812 verfügten Restauration dieses vorgeblichen Gefängnisses, ist es unmöglich in der feuchten, schmutzigen und finsteren Höhle, die man als solches ausgibt, das wirkliche Gefängniß Tasso's zu erkennen. Wie kann man nur einen Augenblick glauben, daß Tasso bei seiner riesigen Statur auch nur die zwei und zwanzig ersten Monate seiner Haft in einem solchen Loche habe leben, sein Gedicht revidiren und seine verschiedenen philosophischen Gespräche in platonischer Weise habe entwerfen können? Nach einer auf dem eigenhändigen, in der Bibliothek von Modena vorhandenen, Manuscripte durch den jungen und hochherzigen Grafen Jules Mosti, Neffen des gestrengen Augustin Mosti, Priors des St. Annen-Hospitals, der, ein Schüler des Ariost's, das Unrecht beging, dem Tasso übel mitzuspielen, geschriebenen Randglosse, hätte derselbe daselbst im Monat Mai des Jahres 1580 den Dialog Ninfo oder del Piacere geschrieben. Ich hatte Abends Gelegenheit dieserhalb die Meinung einiger unterrichteter Männer Ferrara's zu vernehmen, und da hörte ich denn, daß auch nicht einer von ihnen an diese, durch historische Thatsachen und die Oertlichkeit Lügen gestrafte Tradition glaubte. Das gewölbte Gemach hat nur eine Höhe von 2 Metres und 31 Centimetres, bei 6 Metres 45 Centimetres Länge und 3 Metres 18 Centimetres Breite. Tasso's Schicksal bedarf, um Theilnahme zu erwecken, nicht noch der argen Leiden, die er in diesem Kerker würde haben dulden müssen. Alphonso's Ungnade war ihm schon Qual genug. Ist ja doch Racine aus Gram über eine Geringschätzung gestorben, die ihm durch Ludwig XIV. widerfahren war; auf Gemüther, wie diese, wirken moralische Leiden weit mehr als körperliche. Die, für illustres Unglück so empfängliche, Frau von Staël ist dem Roman wegen des Kerkers zu Ferrara entgangen, und Goethe behauptet nach der Angabe eines geistreichen Reisenden *), daß das Gefängniß des Tasso, dessentwegen er große Nachforschungen angestellt habe, nur ein Mährchen sey. Das Lesen der verschiedenen Lebensbeschreibungen von ihm, haben mich überzeugt, daß seine Haft im St. Annen-Hospital weit mehr dem, was man nachdem eine Haft in einem Krankenhause genannt hat, von polizeilichen Scherereien und Vexationen begleitet, ähnlich gewesen ist, als einer eigentlichen Einkerkerung.

Tasso kam im Monat März 1579 in das St. Annen-Hospital, in demselben Jahre, wo bei dem Austritt aus einem andern Hospitale der Camoens starb, dessen harmonische Epopen er in dem schönen Sonnette:

Vasco, le cui felici, ardite antenne,

besungen hatte. Er selber gibt zu, daß Alphons ihm zu Anfang seiner Verfolgungen mehr eine väterliche und brüderliche Liebe, als eine fürstliche Gewogenheit bewiesen habe. Fast eben so wenig möglich ist es, den anscheinenden Wahnsinn, in welchem Montaigne ihn im zweiten Jahre seiner Haft gesehn hat (im November 1580), einer zu großen Enthaltsamkeit zuzuschreiben, wie das Guinguene nicht eben zart in folgender Weise gethan hat. „Die Natur scheint ihn nicht für die Enthaltsamkeit geschaffen zu haben, und sie macht, was man auch dazu thun möge, gebieterisch ihre Rechte geltend.

*) Soll heißen:
„Da glüht der Tasso in verderblicher Flamme,
In Fesseln büßend für seinen Ruhm und seine Liebe;
Hinabsteigend in den düstren Aufenthalt,
Als ihm die Siegespalme hätte zu Theil werden sollen."

*) Herr Ampère, in einem Schreiben aus Weimar, vom 9. Mai 1827.

Dieser Zustand rührt weit mehr von der ihm eignen zu großen Lebhaftigkeit, von der Klarheit, die ihn geblendet, von der scharfen und gespannten Besorglichkeit für die Vernunft, die ihn um seine Vernunft gebracht, von dem merkwürdigen und emsigen Forschen nach Wissenschaften, das ihn verdummt, von der seltnen Tüchtigkeit für geistige Leistungen, die ihm Tüchtigkeit und Geist genommen hat, her," wie dieser andere Dichter sagt; denn durch seine Weise des Styls hätte Montaigne schon eine gleiche Bezeichnung verdient. Man kann die Sensibilität und die natürliche Unruhe, welche Tasso schon mehr als einen geistigen Ruck gegeben hatten, aus folgender Stelle eines sehr wohlgemeinten und sehr verständigen Briefes abnehmen, den ihm sein Landsmann und Freund, der Cardinal Albano, im Jahre 1578, ein Jahr vor seinem Eintritt in das St. Annen-Hospital, geschrieben hatte. „Sie konnten, um Verzeihung zu erhalten, um wieder zu Ehren zu gelangen, und mir und Ihren Freunden Tröstung zu geben, nichts Besseres thun, als einzugestehen, daß Sie gefehlt haben, als Sie ohne Unterschied einem jeden mißtrauten, was gleich sehr lächerlich als zu bemitleiden war. Gott gebe, daß Sie, eben so wie jetzt, auch in der Folge, und seinem ganzen Umfange nach, Ihren Irrthum einsehen mögen; und das müssen Sie, denn ich betheure Ihnen, daß es niemandem in den Sinn kommt, Sie kränken zu wollen.... Aus dem, was seither geschehn und nicht geschehn ist, haben Sie erkennen können, und können Sie auch jetzt erkennen, daß Ihre Besorgnisse und Ihr Argwohn nur in falschen Vorstellungen beruhen.... Und um die böse Stimmung in der Wurzel auszurotten, was nicht ohne Zuthun möglich ist, lassen Sie Ihren Körper von den Aerzten reinigen, beachten Sie den Rath Ihrer Freunde, und lassen Sie sich von Ihren Protectoren leiten." Es ist, als läse man einen Brief, den ein Freund — wenn er einen hätte haben können — an Jacques Rousseau geschrieben hätte, als er sich bei dem Marschall von Luxemburg aufhielt, nobile e virtuoso signore (edlen und wackern Herrn), gleich dem Marquis von Este, bei dem sich damals Tasso befand. In den Briefen des Dichters spricht sich ohne Unterlaß, nur mit niederem Stolz, dasselbe Mißtrauen aus, wie es bei dem Philosophen der Fall gewesen war; ja zuweilen fast in gleichem Ausdruck: „Bedienen Sie sich nicht courtisanischer Arglisten gegen mich," schreibt Tasso an Luca Scalabrino, zu Ferrara. (Fortsetzung folgt.)

## Der Geisterbeschwörer.

(Fortsetzung.)

Die Aussichten Felice's hatten sich wesentlich durch den Tod seines Bruders geändert; denn indem er nun einziger Erbe geworden, war er zugleich nicht, wie er es im geistlichen Stand gewesen, zum Cölibat verdammt, ja, es ward der innigste Wunsch des Herzogs, daß die Vereinigung der beiden Familien dadurch noch bewerkstelligt werde, daß Lucrezia ihre Hand dem Grafen reiche. Nur eine Person widersetzte sich bestimmt diesem Plan, und dieß war die Trauernde selbst, deren Herz den Gedanken, dem verschwundenen Gaetano untreu zu werden, nicht ertragen konnte.

Felice, obgleich von der Schönheit und den Vorzügen der jungen Erbin gefesselt, und alle Vortheile einer solchen Verbindung wohl bedenkend, weigerte sich dennoch mit edelmüthiger Gesinnung, seine Bewerbungen bei ihr mit Nachdruck zu betreiben, sobald er bemerkte, daß sie gegen eine zweite Heirath eingenommen sey; er trieb die Uneigennützigkeit so weit, ihre Sache bei seiner Familie und bei ihren Vormündern (deren einer der Herzog war) zu führen und beschützte sie gegen alle Bestürmungen. „Lucrezia hat Recht," — pflegte er zu sagen — „wer weiß, ob nicht mein Bruder noch lebt?" Und würde es nicht schrecklich seyn, die Ungewißheit über sein Schicksal zu benutzen, um ihn auf immer dessen zu berauben, was ihm das Liebste auf Erden war? Könnte ich, nachdem ich die Hand zu einer so unrechten Handlung geboten, es wagen, meine Stimme zum Himmel zu erheben, und zu flehen, daß er uns zurückgegeben werde? Und wenn er wirklich nicht mehr lebt, wie können wir besser sein Andenken ehren, als indem wir es versuchen, die Leere, welche sein Tod unter uns hervorgebracht hat, nicht wieder auszufüllen, als indem wir alle unsere Hoffnungen auf seinem Grabeshügel zum Opfer bringen, und als geheiligt ansehen, was ihm zugehörte?"

Diese Uebertreibung des Gefühls stimmte indessen nicht mit den Wünschen des Herzogs überein, und Alles, was Felice von ihm erlangen konnte, war, daß Lucrezia noch ein Jahr lang nicht beunruhigt werde, während welcher Zeit er seine Nachsuchungen in Betreff des verschwundenen Bruders fortsetzte, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Lucrezia anlangend, so fühlte sie sich genöthigt, den Mann, welchen sie nicht lieben konnte, zu achten und zu bewundern, und unmerklich schlich sich in ihr Herz ein zarteres Gefühl an die Stelle der früheren Gleichgültigkeit gegen ihn ein. Sie konnte über seine unendliche Liebe zu ihr nicht im Unklaren seyn, noch gefühllos gegen die Großmuth, mit welcher er sie gegen seine Familie in Schutz nahm; jeder neue Sieg, welchen er über sich selbst davontrug, machte ihn in ihren Augen mehr der Achtung würdig; jedes neue Opfer seiner liebsten Wünsche, welches er dem Frieden ihres Herzen brachte, ward von dem Herzog als ein Mittel benutzt, die Unbeugsamkeit ihres Entschlusses zu erschüttern.

So eigenthümlich standen die Sachen, als Waldkirch zu Palermo erschien und von dem Grafen Felice eine Einladung erhielt, den Herzog auf seiner Villa zu besuchen. Die Anwesenheit des fremden Deutschen machte eine Epoche in dem melancholischen Familienzirkel; seine Talente waren vielseitig und für ihn einnehmend, der hohe Ideenflug, welche seine Unterredung belebte, die Andeutungen, daß er im Besitz übernatürlicher Kräfte sey — Kräfte, welche ihn mit einer andern Welt in Verbindung setzen könnten — gaben ihm ein besonderes Interesse in ihren Augen. Er ward bald mit den einzelnen Familiengliedern bekannt, ging auf ihre individuellen Gefühle und Ansichten ein — ward der Vertraute eines Jeden — und erlangte allmählig über die Gemüther Aller eine Herrschaft, für die es ihnen schwer gewesen seyn würde, einen Grund anzugeben. Besonders der Herzog, dessen geistige Kraft durch den Gram geschwächt worden war, gab sich dem Einfluß jenes außerordentlichen Mannes hin, und glaubte an seine Wissenschaft von übernatürlichen Dingen — und das Herz des gebeugten Vaters schlug bei dem Gedanken, daß das Schicksal seines Sohnes durch die Vermittlung dieses Mannes ihm endeckt werden könne. Endlich wagte er es, seine Hoffnungen laut werden zu lassen; er warf sich eines Tages in die Arme seines neuen Freundes und ersuchte ihn, seine Macht zu gebrauchen, um einiges Licht über das unerklärliche Schicksal Gaetano's zu verbreiten.

— „Mein Freund," — sagte er — „obgleich die römische Kirche mit dem Beinamen der Zauberei die Wissenschaft, deren Meister Sie sind, brandmarkt, und mit Excommunication nicht allein denen droht, welche sie ausüben, sondern auch denen, welche ihre Zuflucht zu ihr nehmen, so kann ich doch nicht der Macht widerstehen, welche mich treibt, jener Strafe zu trotzen, damit ich durch Ihre Bemühungen vielleicht über das Geheimniß klar werde, welches mein häusliches Glück zerstört hat. Sie sehen den traurigen Ge-

müthszustand, in dem wir uns Alle befinden: auf Lucrezia's Gram und den Verlust meines armen Gaetano hat in so fern die Zeit eingewirkt, daß er in eine stille Sehnsucht übergegangen ist, in welcher sie zuletzt den Bewerbungen Felice's Gehör schenken würde, wenn ihr Gewissen von der Sicherheit des Todes seines Bruders überzeugt werden könnte. Felice seinerseits zehrt sich ab, — seine Gesundheit und sein Muth schwinden unter dem fortwährenden Kampf, in dem seine Gefühle durch die Heftigkeit seiner Liebe zu ihr und die Achtung vor ihren Zweifeln sich befinden. Mich selbst betreffend, so sehen Sie einen unglücklichen Vater, den Repräsentanten eines edlen, angesehenen Geschlechts, welcher es vor sich sieht, daß sein Name untergeht, seine Hoffnung, in den Kindern seiner Kinder wieder aufzuleben, aufgeopfert wird dem schrecklichen Zweifel, welcher wie eine Wolke das Schicksal eines derselben verschleiert! Wäre jener Zweifel nun gehoben, so würde Alles gut seyn. Waldkirch, Sie verstehen mich, haben Sie die Macht, den Schleier, welcher die Geheimnisse der Geisterwelt den Uneingeweihten verbirgt, zu heben? kann Ihre Wissenschaft uns Gewißheit verschaffen, ob Gaetano noch lebt oder todt ist? und wenn dem so ist, können Sie die Gemüther, denen so viel daran liegt, die Wahrheit zu erfahren, zur Ueberzeugung führen?"

Waldkirch versicherte ihn ohne Bedenken, daß er es vermöchte.

Kaum war diese Zusammenkunft beendet, als Felice, von der eben stattgehabten Unterredung Nichts wissend, seinen Freund aufsuchte, und sich in einen Armsessel werfend, verzweiflungsvoll ausrief:

— „Waldkirch, ich kann das nicht länger ertragen! Ich muß diesen Ort, muß mein Vaterland verlassen."

— „Gerechter Himmel!" — rief Waldkirch aus — „was ist denn vorgegangen?"

— „Mein Freund — mein lieber Freund!" — antwortete der junge Mann — „vergeblich habe ich meine Liebe zu Lucrezia bekämpft; sie hat meine festesten Entschlüsse, sie in meinem Herzen zu begraben, vernichtet; jeder Tag läßt die Heftigkeit meiner Gefühle wachsen, und wenn ich länger hier bleibe, wird es mir nicht möglich seyn, sie nicht mit dem Geständniß derselben zu beunruhigen."

— „Seyn Sie versichert," — sagte Waldkirch — „daß das Herz der Marchesina sich endlich zu Ihren Gunsten aussprechen, und daß sie den Wünschen ihrer Freunde nachgeben wird, indem sie Ihnen ihre Hand schenkt!"

— „Niemals!" — rief Felice — „niemals, so lange sie die Hoffnung hegt, daß Gaetano noch am Leben ist!"

— „So glauben Sie denn, daß eine vielleicht schreckliche Gewißheit sie zu einem Entschlusse bewegen würde?" — fragte Waldkirch — „und wie, wenn ich Ihnen sage, daß es mir möglich seyn wird, Sie davon zu überzeugen?"

— „Was meinen Sie? — rief Felice schnell und heftete seine Augen mit Erstaunen und Schrecken auf seines Freundes Antlitz.

— „Ich meine," — war die Antwort — „daß es möglich ist, den vom Körper befreiten Geist wieder auf der Erde erscheinen zu lassen, und wenn je irdische Interessen wegen die Stille des Grabes gestört werden durfte, so würde dies die Veranlassung seyn, wo die Ruhe so vieler Personen auf der zu ergründenden Wahrheit beruht."

— „Nein, nein!" — rief Felice schaudernd, mit tödtlicher Blässe auf dem Antlitz, aus — „ich kann eine so gottlose Maßregel nicht billigen! Im Namen des Himmels, sprechen Sie nicht weiter, Waldkirch! Lassen Sie mich immerhin das Opfer seyn, bestimmt, von frühster Kindheit an der Stellung und dem Glück meines Bruders geopfert zu werden, lassen Sie mich meine trübe Bestimmung gänzlich erfüllen!" Und sein Antlitz mit den Händen bedeckend, weinte er bitterlich.

Waldkirch sprach lange und beredt mit Felice über seine Bedenklichkeiten und gab ihm zuletzt zu verstehen, daß das Experiment eigentlich nur ein frommer Betrug seyn würde, bestimmt, in das Gemüth des Herzogs und Lucrezia's Ruhe zu bringen (indem er sie nämlich durch eine optische Täuschung von der Wirklichkeit des traurigen Endes Gaetano's überzeugen wollte, welches nur jenen beiden Personen noch zweifelhaft erschien): so gelang es ihm, die Zustimmnng zu seinem Plan zu erlangen. Aber es war nöthig, auch diejenige Lucrezia's zu erhalten, und dies erschien Waldkirch der schwierigere Theil seines Vorhabens. Endlich, als sie von ihm eine feierliche Versicherung erhalten, daß, wenn ihr verlobter Bräutigam noch lebe, die Beschwörung keinen Erfolg haben würde, ward ihr mit Widerstreben ihr Wort abgenommen, und sie gab sich der schwachen Erwartung hin, daß das Fehlschlagen des Experimentes ihrer liebsten Hoffnung, Gaetano noch lebend wieder zu erblicken, mehr Gewicht geben und sie berechtigen würde, in der Treue für ihre erste und einzige Liebe zu verharren.

Sobald die Familie über die Sache einer Meinung war, verlangte Waldkirch, daß ihm ein Aufschnb von einigen Tagen gestattet würde, um sich mit seinen astrologischen Büchern auf die große Unternehmung vorzubereiten. Während seines Aufenthalts bei dem Herzog hatte er reichliche Gelegenheit gehabt, sich mit den Einzelheiten der Erscheinung und des Benehmens des unglücklichen Gaetano bekannt zu machen; ein Porträt von ihm in Lebensgröße, welches einige Tage vor dem Verschwinden des Marchese fertig geworden war, setzte den Adepten in Stand, der Schattenerscheinung die genaueste Aehnlichkeit mit dem unglücklichen jungen Manne zu geben; die muthmaßliche Art seines Todes gab ihm die Weise an, in welcher er die Katastrophe darstellen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*„* (Hambueg, 16. Mai.) Das Stadttheatee dahier, mit seinem enoemen Etat (150,000 Thlr. preuß. Cour.) bei einer so großen Calamität untee den feüheren Verhältnissen fortzuführen, da es im gegenwärtigen Augenblick als Luxus-Artikel beerachtet wird, schien der Direction wie jedem Billgdenkenden, eine Unmöglichkeit. Die Dieection beabsichtigte daher, auf Theilung bis Ostern 1843 spielen zu lassen, und zwae sollten die Gagen bis 300 Thlr. ganz bezahlt werden, bis 1000 Thlr ein Deittel und von 1000 Thlr. und daeüber die Hälfte decretirt werden; am Schlusse des Jahres soll ein allenfallsiger Ueberschuß bee Art veetheilt werden, daß jedee nach Verhältniß zu seinee Gage käme. Die Direction wollte für sich nur 1000 Thlr. in Anspruch nehmen, falls diese übeig wären. — Da eine Garantie für diese Ratenzahlungen fehlte und die Mitglieder füechten, daß die Einnahmen auch dieß nicht decken wüeden, so waeb jener Vorschlag verworfen. Darauf erklärte die Direction, daß sie vom §. 6 bee Contracte Gebeauch machen müsse, bee bei solchen Unglücksfällen die Schließung dee Bühne eeheischt, daß alle Contracte für gelöst zu betrachten seyen und jedem die volle Monatsgage ausbezahlt würde; doch war die Direction geneigt, Voeschläge der Mitglieder entgegen zu nehmen und wüede Alles aufbieten das Theater zu eehalten, falls es in iheen Kräften stünde. Die Mitglieder wählten einen Ausschuß von 10 Personen und nahmen Dr. Knauth als ihren Anwalt und Rathgeber an. Dieser erklärte, die Dieection habe kein Recht die Bühne zu schließen, der §. 6 fände auf die jetzige Lage keine Anwendung und sie müsse ihee

Verpflichtung halten. Angenommen, er habe Recht, so ist die Sache noch viel schlimmer, denn spielt die Direction und nimmt sie nichts ein, so kann sie nicht zahlen, denn ihr Vermögen steckt in den Lappen, die sie theuer erkauft hat, und muß sich insolvent erklären. Was haben die Mitglieder dann? — Die Direction steht jetzt mit dem Senat in Unterhandlung, damit dieser etwas für die Sache thun soll, denn das Stadttheater gehört mit zu Hamburg's Credit, — in drei Tagen wird es sich entscheiden, ob von dieser Seite etwas zu hoffen ist; ich zweifle daran. *) — Für die ersten Mitglieder unserer Bühne ist mir nicht bange, die werden schon alle Gastrollen und Engagement finden, aber die Andern, der Chor, das Orchester, was soll aus denen werden? 160 Personen leben von unserm Theater. Der von Frankfurt a. M. ausgehende Aufruf an die deutschen Bühnen für die Hamburger Schauspieler zu spielen, scheint mir sehr zweckmäßig. Zum Glück sind nicht alle unsere Künstler einer solchen Hülfe bedürftig, allein ein großer Theil des Personales, der für kleine Parthien auch nur verhältnißmäßig bezahlt wurde, Chor und Orchester, die fast alle Familienväter sind, einer solchen Unterstützung benöthigt wären, werden dankbar dieß edle Streben der deutschen Theater anerkennen, wenn die Bühne auf einige Zeit geschlossen werden sollte. (Mannh. J.)

*** (Wien.) Den Justizpräsidenten Grafen Taafe traf vor einigen Tagen ein großes Unglück. Als er am Kohlenmarkte vor einem neu aufzuführenden Gebäude vorüberfuhr, fiel ein Ziegel herab, und verletzte seine neben ihm sitzende Tochter, eine höchst liebenswürdige junge Dame, so gefährlich am Kopfe, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. (N., C.)

*** (Regensburg, 18. Mai.) Seitdem die Walhalla auch im Innern der Vollendung nahe ist, pilgern die Schaulustigen immer zahlreicher zu den Hallen des Prachttempels. Insbesondere sind es die Landleute der Umgegend, welche in Schaaren herbeikommen, den ihnen so einladend von der luftigen Höhe herab winkenden Marmorbau — in der Meinung Vieler sicher ein Feenpalast — näher zu besehen. Und seine Pforten öffnen sich gastlich dem Geringsten wie dem Vornehmsten; so will es die Menschenfreundlichkeit des erhabenen Gründers. Schreiber dieß fand, als er an einem der letzten Feiertage zur Walhalla hinanstieg, auf der Vorplatte einen Schwarm von Bauern mit ihren Weibern und Kindern gelagert, alle sehnsüchtig der festgesetzten Stunde der Eröffnung harrend. Er mischte sich unter die bunten Gruppen, und es gewährte ihm einen eigenen Genuß, aus dem Munde dieser schlichten Naturmenschen mitunter die naivsten Aeußerungen über das ihnen imponirend gegenüberstehende Gebäude zu vernehmen. Der interessanteste Moment war aber der, als endlich die Thore aufgingen und der weite Saal in seiner ganzen Herrlichkeit sich erschloß. Da erstarb plötzlich das Wort und in allen Gesichtern erschien der Ausdruck der Ueberraschung, des Staunens, der Bewunderung. So mächtig wirkt die Allgewalt der Kunst auch auf das Gemüth des Ungebildeten! — Aber nicht nur der einfache, in die Marken seines Dorfes gebannte Landmann fühlt sich hier zum Anstaunen hingerissen, sondern auch der Weitgereis'te, der die Prachtbauten der schönsten Städte Europa's gesehen. Viele der berühmtesten Kunstwerke bleiben in der Wirklichkeit hinter dem Bilde zurück, welches sich die Phantasie des Fremden von ihnen geschaffen hat. Das Innere der Walhalla aber hat noch eines Jeden Erwartung übertroffen. Das gestehen einmüthig alle Reisenden. — Nächster Tage nimmt auch der Bau des Thurmes der am Fuße des Walhallaberges stehenden Kirche St. Salvator seinen Anfang. Wir haben schon gemeldet, daß er eine neue, zierlichere Bedeckung erhält. — Das Taxis'sche Sommerpalais in Stauf steigt mit ungewöhnlicher Raschheit aus den Grundvesten empor. (Regensb. Ztg.)

*) Neuern Nachrichten zufolge ward das Stadttheater am 18. d. M. wieder eröffnet. D. Red.

*** (Ein Kuriosum.) Das Journal des Debats berichtet über die Excesse, welche gegen Engländer bei dem Brande in Hamburg vorgefallen seyen. Als Quelle citirt es: „Le Hamburg Nachrichter du 10. dit" etc.

## Hamburg.

Du stolze Stadt dort an der Elbe Strande,
Der alten Hansa ruhmgekröntes Glied,
Du schöne Stadt im deutschen Vaterlande,
Wo deutsche Freiheit, deutscher Handel blüht,
In sich'rer Ruhe sahen wir Dich thronen,
Im Weltverkehr mit allen Nationen.

Was durch Jahrhunderte der Menschen Hände
Mühsam erschuf zum Ruhm Dir und zur Zier,
In Tagen ward's ein Raub der Elemente;
Nichts als ein Trümmerhaufen zeugt noch hier
Von Deiner Straßen, Deiner Kirchen Prangen,
Von all' dem Glanz, der war und der vergangen.

Doch wie das Unglück jäh Dich auch getroffen,
Du stehst gebeugt, doch nicht entmuthigt da,
Auf Dich und auf die Deinen darfst Du hoffen,
Und Aller Hülfe kommt von fern und nah',
Du sinkest nicht von Deiner Höhe nieder,
Ein Phönix steige aus der Asche wieder!

C. Th.

## Logogryph.

Mit u fehlt Dir der Sonne Licht;
Mit ü bist Du bescheiden nicht.
Und weil Du es mit ü nicht bist,
In Deinem Kopf mit u es ist.

Auflösungen des Füllräthsels und des Logogryphs in Nro. 137.

1. Sebastiani.
2. Huß, Kuß, Fuß, Muß, Guß, Nuß, Ruß.

## Frankfurt.

Die Musik des Linienmilitärs wird jeden Montag Abend in der Promenade zwischen dem Gallus- und Bockenheimer-Thor einige Musikstücke ausführen.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 24. Mai. Die Bekenntnisse, Lustspiel in drei Abtheilungen von Bauernfeld. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Räthsel, Lustspiel in einem Akt von Contessa.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, № 141. 24. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Geisterbeschwörer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach Verlauf von zehn Tagen waren die Vorbereitungen beendet, und er kündigte an, daß am Abend die geheimnißvolle Frage entschieden werden solle. Fasten, Beten, Nachtwachen hatten den erwünschten Einfluß auf das Gemüth seiner Freunde geübt; ihre Einbildungskraft war im höchsten Grade erregt und für übernatürliche Dinge empfänglich. So war denn die Familie Sommartino in dem schwacherleuchteten Zimmer ihres Gastes versammelt. Waldkirch hatte Nichts außer Acht gelassen, was dazu beitragen konnte, den mysteriösen Charakter der aufzuführenden Scene zu erhöhen; eine Aeolsharfe (welche damals in Italien noch unbekannt war und daher häufig von ihm bei Darstellungen der Magie benutzt wurde) war außerhalb an einem der Fenster befestigt worden, und die ungeregelten, überirdischen Töne, in welchen sie erklang, als der Nachtwind über ihre Saiten dahin fuhr, erschienen den zitternden Zuhörern wie das Wehklagen einer Seele im Fegefeuer. Sie traten näher an einander heran, und Waldkirch, aus der Gruppe hervortretend, beschwor den Geist des abgeschiedenen Gaetano, ihnen zu erscheinen und mitzutheilen, auf welche Weise er seinen Tod gefunden habe.

Kaum waren diese Worte gesprochen worden, als ein bläuliches, fades Licht theilweise das dunkle Ende des Zimmers beleuchtete und einen großen Spiegel zeigte, von dessen Oberfläche ein dichter Dunst langsam hinwegzog und den erstaunten Zuschauern die Gestalt Gaetano Sommartino's zeigte, gekleidet in derselben Weise, wie an dem Abend seines Verschwindens, mit schwergefesselten Händen und ganz von Wasser triefend, ausgestreckt daliegend an der Meeresküste! Während ihre Augen, gleichsam bezaubert von Schrecken, auf der Erscheinung hafteten, schien die Brandung der See ihn zu verschlingen und ins nasse Meeresgrab hinabzuziehen, dann breitete der Dunst sich von Neuem über die Oberfläche des Spiegels aus und Alles umgab wieder Dunkelheit. Kein Wort war während dieses seltsamen Auftrittes gesprochen worden, athemloses Stillschweigen deutete die innere Erregung an, welche sich der Familie bemächtigt hatte, zuletzt aber ertönte ein Angstschrei von den Lippen Lucrezia's und sie fiel ohnmächtig in die Arme des ehrwürdigen Herzogs.

Eine gefährliche Krankheit war die Folge der schmerzlichen Aufregung, welche sie an jenem Abend durch Waldkirch's Geisterbeschwörung erfahren hatte; aber von der Zeit an blieb ihr kein Zweifel mehr über das Schicksal ihres Geliebten, und auf die schwankenden Hoffnungen, welche sie so lange gequält hatten, folgte eine ruhige Resignation, die sich in nicht gar langer Zeit als eine angenehmere Seelenstimmung erwies — so sicher ist es, daß die schlimmste Gewißheit weniger unerträglich ist, als ein längeres Schwanken.

Mittlerweile zeigte die Familie Sommartino öffentlich ihren Glauben an den Tod Gaetano's dadurch, daß sie für ihn trauerte; Messen wurden für die Ruhe seiner Seele gelesen, ein Grabmonument zu seinem Andenken in der Kapelle der Kirche la Martorana zu Palermo errichtet, endlich nahm Felice den Titel seines Bruders an und war von nun an der Marchese Sommartino. Waldkirch hatte kurz nach seiner glücklich gelungenen List Sicilien verlassen und war, nachdem er einige Monate in Neapel zugebracht, im Begriff, nach Rom zu gehen, als er einen Brief von Felice empfing, der ihm ankündigte, daß seine liebsten Hoffnungen jetzt in Erfüllung gingen, und ihn einlud, sogleich nach Palermo zurückzukehren, damit er bei seiner Heirath mit Lucrezia zugegen und Zeuge eines Actes seyn könne, welchen er selbst so sehr hatte befördern helfen.

Waldkirch folgte sogleich dieser Einladung; er schiffte sich nach Sicilien ein, da aber der Wind conträr war, so erreichte das Schiff Palermo nicht vor dem Abend, an welchem die Hochzeit stattfinden sollte. Da Lucrezia den Wunsch geäußert hatte, daß die Ceremonie in der Capelle auf der Villa des Herzogs begangen werden möge, nur im Beiseyn der nächsten Anverwandten der Familie, und daß keine Festlichkeiten, ausgenommen ein bal champêtre für die Landleute, gegeben würden — so begab sich Waldkirch direct auf die Villa, und kam gerade noch zur rechten Zeit an, um seinen Freund zum Altar zu begleiten.

Der schöne Park und die Gärten waren den zahlreichen Landleuten, welche zu den Besitzungen des Herzogs gehörten, geöffnet, und die liebliche, junge Braut lehnte sich auf den Arm des glücklichen Felice, dessen Antlitz von dem Ausdruck siegreicher Liebe glänzte: so mischte sich das Paar unter die frohen Gäste und empfing die Glückwünsche derselben mit liebenswürdiger Anmuth.

Nachdem der bal champêtre (welcher auf dem Rasenplatze nach Sonnenuntergang angefangen hatte) beendigt worden war, ward eine Collation in der großen Schloßhalle eingenommen, zu der alle Gäste ohne Unterschied zugelassen wurden. Unter denselben hatten die edlen Wirthe ein Individuum bemerkt, dessen Aeußeres wenig für eine Festlichkeit der Art geeignet schien; es trug eine Kleidung wie sie den Brüderschaften eigenthümlich ist, deren Mitglieder sich damit abgeben, Verbrecher zum Blutgerüste zu begleiten — eine Kleidung, welche in der That das Gesicht dessen, der sie trägt, gänzlich verbirgt und zugleich verbietet, die Person anzureden — ich meine das Habit der grauen Büßer. Der sonderbare Schnitt des Gewandes, die Kapuze, welche das ganze Haupt bedeckte und nur zwei Löcher für die Augen hatte,

kontrastirten seltsam mit den bunten Feierkleidern der sicilischen Bauern und dem eleganten Costume der herzoglichen Familie, man könnte sagen, daß der Kontrast Schrecken einflößend gewesen wäre. Vorzüglich empfanden dieß Lucrezia und Felice, welche die Blicke nicht von dem Fremden abzuwenden vermochten, und eben so bemerkte man, daß derselbe sie unverwandt anblickte.

Endlich gegen Mitternacht zerstreute sich die Gesellschaft, die Musik schwieg, die Tafeln in der Bankethalle wurden hinweggenommen, und Niemand blieb, ausgenommen die Braut, der Bräutigam, Waldkirch und der graue Bruder.

— „Meine Kinder,“ — sagte der Herzog, indem er das junge Paar ansah — „der liebste Wunsch meines Herzens ist durch Eure Vereinigung erfüllt, und ich werde jetzt ruhig ins Grab hinabsteigen. Möge mein Segen auf Euch ruhen und Euch glücklich machen! Meine Freunde,“ — sagte er zu den wenigen nachbleibenden Gästen — „bevor wir uns zurückziehen, wollen wir die Gesundheit Felice's und Lucrezia's trinken!“

Bei diesen Worten trat der graue Bruder aus dem Hintergrunde des Gemaches hervor, wo er hinter den Fenstervorhängen verborgen gewesen war, und mit gemessenen, lautlosen Schritten auf den Tisch zuschreitend, ergriff er einen der gefüllten Becher und erhob ihn zu den Lippen.

„Kennen Sie keinen andern Namen?“ — sagte er mit hohler Stimme. — „Und Gaetano? wo ist er?“

Der Herzog erschrack bei dieser plötzlichen Erwähnung des Namens seines Sohnes, und sein Antlitz ward finster, als er antwortete: „Ach! mein lieber Gaetano ist für immer aus der Reihe der Lebenden geschieden. Sie scheinen nicht zu wissen, ehrwürdiger Fremdling, daß er schon vor längerer Zeit gestorben ist.“

— Und dennoch,“ — fuhr der Fremde in demselben Tone fort — „wenn die letzte Stimme, welche in sein Ohr drang, jetzt vernommen werden könnte, so würde er bei der Aufforderung nicht stumm bleiben. Alter Mann,“ — wandte er sich zum Herzog — „sag' Deinem Sohn Felice, daß er den Namen seines Bruders ausspreche.

— „Was mag er wollen?“ — sprachen leise die erschreckten Umstehenden, während Felice, bleich wie der Tod, auf Waldkirch's Arm sich stützte, und Lucrezia, halb ohnmächtig, sich an die Schulter ihres Schwiegervaters lehnte.

— „Wißt Ihr keine andere Gesundheit?“ — nahm der Fremde wieder das Wort, indem er um sich blickte. — „Dem Andenken Gaetano's! und mögen alle die, welche ihn lieben, meinem Beispiel folgen.“

Und er erhob den Becher zum Munde.

— „Wer Du auch seyn magst, ehrwürdiger Bruder,“ — sprach der Herzog mit schwacher Stimme — „Du hast einen Namen genannt, der Dir hier eine freundliche Aufnahme sichert. Nähert Euch, meine Freunde, wir wollen uns nicht von dem Fremdling beschämen lassen, sondern Alle auf das Wohl unsers geliebten Gaetano trinken!“

Bei dieser Aufforderung erhoben Alle mit zitternden Händen ihre Gläser, mit Ausnahme Eines, und stellten sie leer wieder auf den Tisch hin.

— „Ein Becher ist noch gefüllt!“ — sagte der Bruder — „er gehört Felice! Warum trinkst Du nicht zu Ehren des Gedächtnisses Deines Bruders?“

Er hielt ihm den Becher hin, Felice schauderte vor der Einladung zurück, er war bleich und auf seiner Stirn perlten dicke Schweißtropfen der Angst; aber ein Blick seines Vaters schien ihn zu bestimmen, er nahm das Glas und stammelte: „Dem Andenken meines lieben Gaetano!“ Dann stellte er es unberührt auf den Tisch.

— „Es ist die Stimme meines Mörders!“ — rief der graue Bruder aus, in einem Ton, der Aller Herzen durchdrang, und indem er sein Gewand aufmachte und die Kutte fallen ließ, bemerkte man die wohlbekannten Züge Gaetano's, wie im Todeskampfe begriffen, Brust und Hals bedeckt mit klaffenden Wunden.

Bei diesem schrecklichen Anblick flohen Alle, die der Schrekken nicht an den Boden fesselte, mit Angsttönen aus der Bankethalle; Waldkirch, der nun zum ersten Male die Verwirklichung seiner Studien und Bestrebungen sah, fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, war das Phantom verschwunden, die Gäste hatten sich verloren und er lag auf einem Bette in seinem eignen Zimmer, sein Diener wachte bei ihm.

Hier legte der Tyroler, welcher während der ganzen Erzählung eifrig geraucht hatte, seinen Meerschaumkopf nieder und unterbrach seinen Freund.

— „Halten Sie es für möglich,“ — fragte er — „daß Ihr Geisterbeschwörer Waldkirch die Grenzen der Mäßigkeit beim Hochzeitsmahl überschritten, und daß die Erscheinung des grauen Bruders bei ihm darin seinen Grund habe?“

— „Er würde,“ — erwiederte der Baier — „gern die ganze Begebenheit als einen unangenehmen Traum angesehen haben, allein die Lage, in welcher der unglückliche Felice sich nun befand, verhinderte ihn daran. Eine Beute der schrecklichsten Konvulsionen, erlangte der Bräutigam kaum seine Besinnung wieder, als er sogleich nach einem Beichtvater verlangte, mit dem er mehrere Stunden eingeschlossen blieb. Was zwischen ihnen vorgegangen, ist nie bekannt geworden, denn das Beichtsiegel ist heilig, und Felice, welcher nicht wieder genas, starb, ohne Jemanden ein Wort weiter zu sagen. Der Herzog überlebte ihn nicht lange und sein ganzes Vermögen erbte die Braut seiner beiden Söhne. Diese gründete ein Kloster auf der Seite der Villa, auf welcher die sonderbaren Ereignisse stattgefunden hatten. Als der Grundstein zu einer prächtigen Kapelle gelegt wurde, welche sie zur Sühnung des schrecklichen Verbrechens, in Folge dessen die Familie Sommartino erloschen war, errichten ließ, entdeckte man einen alten, ausgetrockneten Brunnen, welcher offenbar seit mehreren Jahren zugemauert gewesen war; aus der Tiefe desselben zog man das Skelet eines Mannes, welcher auf dem dritten Finger der linken Hand den Brautring Gaetano Sommartino's trug.“

— „Hm!“ — rief der Tyroler mit einer sehr ungläubigen Miene aus — „bemerken Sie, mein lieber Baron, daß ich nicht das Factum der Ermordung bestreite, wohl aber die Aechtheit des Geistes angreife, und nun will ich sagen, wie meine Gedanken über die Sache sind. Daß Felice der Mörder seines Bruders war, nehme ich als unbestreitbar an; zu gewichtige Gründe verleiteten ihn zu der schrecklichen That — erstens, um sich vor dem geistlichen Stande zu schützen und zweitens, um eine schöne Erbin zu heirathen, in die er verliebt war. Wahrscheinlich vertraute er das Verbrechen seinem Beichtvater an, und ich denke mir, daß dieser, mit der Heirath nicht zufrieden, doch nicht wagend, dieselbe durch Mittheilung des Geheimnisses zu verhindern, die Rolle des Geistes spielte, um so das Gewissen des Mörders in Schrekken zu setzen. Hatte Ihr Freund Waldkirch niemals diese Ansicht, da er doch selbst so geschickt in der Kunst war, die Leute durch Geistererscheinungen hinter's Licht zu führen?“

— „Ich glaube nicht,“ — antwortete der alte Baier ernst — „denn ich weiß, daß die Sache einen solchen Eindruck auf ihn hervorbrachte, daß er von dem Tage an der Schwarzkunst Lebewohl sagte, wie Prospero seinen Stab zerbrach und sein Zauberbuch in den geheimnißvollen Grund des Meeres begrub.“

## Tasso's Gefängniß und Wahnsinn.

(Aus den Curiosités et Anecdotes italiennes des königlichen Bibliothekars der Paläste von Versailles und Trianon, Herrn Valery.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Aus seinem ersten Haft entlassen, wurde Tasso um den Monat December ein großes bequemes Zimmer gegeben, in welchem er philosophiren und sich ergeben konnte. Dort wurde er im Frühjahre von Scipio Gonzaga, dem Fürsten von Mantua besucht. Im folgenten Jahre, im Monat Juli, wurde er nach dem Schlosse der schönen Marquise d'Este, Fürstin von Massa, versetzt, die dazu die Erlaubniß von Alphons ausgewirkt hatte. Mit ihr und mit zweien ihrer Damen, belle e valorose, schön und ehrenhaft, wie sein Geschichtschreiber sagt, disserirte er einen ganzen Tag lang über die Liebe; die Damen waren: die Signora Ginevra Marzia, und die berühmte Tarquinia Molza, die nicht allein gelehrt und musikalisch, sondern auch Dichterin war. Tasso scheint sich dann hauptsächlich auf das Lesen historischer, poetischer, philosophischer und grammatikalischer Werke gelegt zu haben. Er dankt Alde dem jüngern, daß er ihm la Fabrica e le Richezze della lingua toscana, die Asolani und die Corbaccio gesandt habe, bedauert aber sehr, nicht auch la Somme de Théologie von St. Thomas erhalten zu haben, welches Buch ihm noch weit lieber gewesen wäre, und bittet weiter um einen Calepin, la Fiammetta und die Geschichten Bembo's. Tasso's Geschmack am Lesen erscheint für einen Dichter etwas sonderbar. So ersucht er im ersten Jahre seiner wieder erlangten Freiheit, und wo man hätte glauben mögen, daß er ihrer zu genießen getrachtet haben würde, Alde'n, ihm die Werke von St. Gregoire von Nazianze und den Commentar Alexander's über die Metaphysik zu schicken. Alde's des jüngern Besuch fiel in den Monat September 1582; er schenkte Tasso einige der schönen Ausgaben seiner Druckerei, die diesen als Bibliographen in Entzücken setzten. Sie brachten zwei Tage damit zu, sich von ihren Studien und Arbeiten zu unterhalten, und der Dichter entwarf auf Alde's Bitte zwei Sonnette für dessen Lebensbeschreibung Como's I. Im Monat December kam Franz Terzi, berühmter Maler, Graveur und Literat zu Bergamo, ein Landsmann seiner Familie und durch Alde an ihn adressirt, um ihn wegen einer seiner wichtigen Publicationen zu Rathe zu ziehen. Sie sprachen von Malerei und von Bildhauerei, die Tasso gleich sehr liebte, und der Künstler verehrte ihm ein Exemplar seiner 72 Bildnisse der unüberwindlichen Fürsten des Hauses Oesterreich, ein schönes Werk, das noch jetzt wegen Aehnlichkeit, Ausdruck, Reichthum und Mannichfaltigkeit von Costümen und Waffen geschätzt wird.

Das Jahr 1583 eröffnete sich Tasso in einer angenehmen Weise. Einer seiner Wohlthäter, Don Ferrante Gonzaga, Herr von Guastalla, der ihm im Jahre 1581 ein Geschenk von fünfzig Goldthalern gemacht hatte, als Alde Manucio im selben Jahre diesem sehr belesenen und dichterischen Fürsten die erste Ausgabe des Amint dedicirt hatte, schickte dessen Verfasser einen andern Poeten, Muzio Manfredi zu. Die kleinen italienischen Höfe scheinen damals mehr Akademien als politische Mächte gewesen zu seyn. Manfredi, der seine Tragödie Semiramis beendigt hatte, legte sie dem Verhafteten zu St. Annen vor, der sich bei gutem Verstande befand (e assai in cervello). Wenn der Herzog Alphons Tasso einer verschuldeten, ja wohl gar straffälligen Verrücktheit bezüchtigen zu müssen glaubte, so war das eine Ausflucht der Freundschaft, eine gelinde Strafe zu einer Zeit, wo andere Fürsten Aehnliches durch Tod oder Kerker zu ahnden pflegten; und wenn Tasso es augenblicklich in seinem Interesse fand, sich eine solche Beschuldigung gefallen zu lassen *), so war sie darum doch nicht begründet, und es hat diesem edlen Geiste, seiner Verzückungen ungeachtet, nie an Licht und Verstand gefehlt.

Gelockt durch den Ruhm, den er sich durch sein Gedicht erworben, obwohl es uncorrect und unvollständig gedruckt worden war, begaben sich ausgezeichnete Gelehrte nach Ferrara, um ihn kennen zu lernen und zu hören. So der junge bologneser Edle, Jules Segni, ein zierlicher, lateinischer Dichter, der durch den, Tasso sehr befreundeten, Professor der Rechte an der Universität, Papio, empfohlen worden war. Der Eindruck, welchen derselbe bei seinem ersten Besuche, am 23. Januar 1583, empfand, machte ihn fast stumm und stupide: aber bei dem zweiten Besuche nahm er sich zusammen, zeigte seine Dichtungen vor, die schön gefunden wurden, und ward nun einer der treuesten Freunde des Gefangenen. Der berühmte Philosoph und Gelehrte, Jules Guastavini, der sich nachdem als ein so feuriger Verfechter des Jerusalems bewies, traf von Genua ein, so auch sein Landsmann, der fruchtbare Maler, Bernhard Castello. Letzterer, ein Freund und Correspondent des durch ihn, durch die meisten Dichter seiner Zeit, auch selbst durch Tasso besungenen Cavaliers Marino, fertigte die schönen Zeichnungen zum Jerusalem an, von welchen neun durch Augustin Carrachio gestochen wurden. Aber am liebsten unter diesen Besuchen muß ihm der des liebenswürdigen Paters Angelo Grillo, Benedictiner und guter lyrischer Dichter, gewesen seyn, der von Brescia angereist gekommen war, der sich erst Nachts von ihm trennen konnte, der in dem Monat, welchen er sich zu Ferrara aufhielt, häufig nach St. Annen ging, um dort ganze Tage zu verweilen, und dem, wie er geschrieben hat, ein solches Gefängniß angenehmer war als die Freiheit und als alle Vergnügungen.

In demselben Jahre 1583 erkrankte Tasso ernstlich, und ließ sich von dem berühmten Arzt und Professor Hieronymus Mercuriale behandeln. Aber man sieht, daß er kein gefügiger Patient war, und daß er sich nicht völlig des Weins enthalten wollte, wie es der Arzt verordnet hatte. Auch verlangte er stets wohlschmeckende Medizin, und sagte: L'eccellenza de' medici consiste in buona parte in dar le medicine non solo salutifere ma piacevoli. (Das ist ein tüchtiger Arzt, der nicht allein eine heilsame, sondern auch zugleich liebliche Medizin verordnet.)

Im Jahre 1584 scheint er nahe daran gewesen zu seyn, seine Freiheit zu erhalten. Alphons verheißt sie ihm auf die Bitte des Cardinals Albano und der Herzogin von Mantua in seinem Palaste und im Beiseyn von französischen und italienischen Rittern. Er besucht da die Kirchen und die Klöster, er kommt wieder unter Leute, zu den Herren und Damen des Hofes, insbesondere zu der Signora Tarquinia Molza, die seit den drei Jahren des Dialoges über die Liebe die Vierzigen passirt war, und deren Urtheile wohl weit mehr Tiefe gewonnen haben mußten. Mehrere Dialoge waren die Frucht dieser verschiedenen philosophischen oder literarischen Unterhaltungen, und Tasso schrieb nach dem Carneval, den er mit großer Lust mitgemacht hatte, den so rührenden als lieblichen Dialog Gianluca oder delle Maschere. Er sagt darin: „Die Freuden der Menschen stehen im Einklange mit ihrem Alter, so wie die Früchte mit den Jahreszeiten, daher denn dasjenige, was die Jugend entzückt, dem reiferen Alter selten in gleichem Grade gefällt," worauf Alberto Parma, ein gelehrter Edler aus Modena, mit Geist und nicht minder poetisch erwiedert:

*) In einem Schreiben an den Herzog von Urbino sagt er, es erscheine ihm nicht schimpflich, nach einem Solon und einem Brutus der dritte Narr zu seyn.

„so wie der Anfang des Sommers dem Ende des Frühlings ähnlich ist, und, wenn der Sommer dem Herbste weicht, die Temperatur des einen der des andern sehr gleich kömmt, eben so steht Ihr männliches Alter noch auf der Grenzscheide der Jugend." — Die Pracht von Alphons Hof, sagt Tasso, kömmt allem Pomp der Könige und Kaiser gleich.

Der Verfasser des befreiten Jerusalems wurde auf seinen Gängen zuweilen durch den Grafen Hieronymus Popoli geführt, aus der illustren Familie, welcher heutzutage ein ausgezeichneter Dichter, der Graf Carl Popoli Ehre macht, der eben so wie Foscolo durch das Exil unter England's dicken und nebeligen Himmel geworfen ist, aber statt einer unwürdigen, isolirten und quaalvollen Existenz ein Paar Gesänge zur Verherrlichung des ehelichen Glückes gefunden hat, das ihm zu Theil und sein Trost geworden ist. Die unterm 13. Juli von Tasso gemachte Zusendung eines seiner Werke: il Rangone, ovvero de la Pace, an die Großherzogin von Toscana, die abenteuerliche und verführerische Bianca Capello, ist datirt dalle sue stanze in S. Anna, was eine Art von Zimmer anzudeuten scheint. Seine Belobung der mehr als gewöhnlichen Tugend Bianca's erinnert an das von Ariost der Lucretia Borgia gespendete Lob, so wie an die Elogen gleicher Art, welche Brantome an seine illustren oder galanten Damen verschwendet.

## Tabletten.

*** Die katholische Kirche Australien's ist um einen neuen Martyrer bereichert worden. Der Priester Chanel, erst 39 Jahre alt, predigte das Evangelium Jesu Christi unter den Barbaren der zum apostolischen Vicariate von West-Ocean gehörigen Insel Futuna. Er war so eben zum apostolischen Präfecten ernannt worden, und sah sein Wirken mit Erfolg gekrönt, als er ein Opfer seiner Hingebung ward. Er hatte den Sohn des Königs eines der Stämme zum katholischen Glauben bekehrt. Der König begab sich nach dem Dorfe, welches sein Sohn bewohnte, um diesen zum Cultus seiner falschen Götter zurückzuführen, welches ihm aber nicht gelang. Deßwegen fiel nun sein Zorn auf den Priester Jesu Christi. Am folgenden Morgen kam einer der Eingebornen zu dem Missionär, um ihn zu ersuchen, eine Wunde zu verbinden. Der Präfect Chanel war sofort bereit und machte sich arglos auf, als er plötzlich einen Schlag auf die Stirn erhielt. Seine Hütte war schon von bewaffneten Wilden umringt, welche hineinstürzten. Er ward niedergeworfen, mit einem Bajonette durch die Schulter gestochen, und endlich mittelst eines Tischlerwerkzeugs ihm die Hirnschale eingeschlagen. Sein Martyrthum hatte statt am 28. Mai 1841. Die beiden Gefährten des apostol. Präfecten, P. Nizier und ein Engländer, welche bei ihm wohnten, waren glücklicher Weise zu derselben Zeit in einem anderen Theile der Insel, um einen Kranken zu besuchen. Der Stamm, bei dem sie sich befanden, beschützte sie bis zur Ankunft eines Schiffes, welches sie vorläufig nach der Insel Wallis, einer anderen desselben Archipels, brachte, wo die Zahl der Bekehrten bereits sehr beträchtlich ist.

*** (Die deutsche Oper in Paris.) Das Journal des Debats bringt in seiner neuesten Nummer eine Aufforderung an das Pariser Publikum, die über die Stellung der deutschen Oper ein trübes Licht verbreitet und also lautet: „Unterbrochen durch unvorhergesehene (doch in Mainz leider nur zu richtig prophezeite) Zufälle, will die deutsche Oper noch drei Vorstellungen geben, deren erste am 24., die anderen am 26. und 28. Mai statt finden werden. Am 24. gibt sie Figaro, Beethoven's Meisterstück, und zwei Akte des Nachtlageers zu Granada. Die Einnahme dieser Vorstellungen ist zur Unterstützung der Truppe bestimmt, welche seit ihrer Ankunft von der Direction noch keine Bezahlung ihrer Gagen erhalten hat. Achtzig Personen, welche im Vertrauen auf ihre in Deutschland geschlossenen Contracte nach Paris kamen, befinden sich ohne Geld und fast ohne Obdach. Die unglücklichen Künstler sollen die Fehler einer unvorsichtigen Direction nicht büßen, und wir sind überzeugt, daß die lebhafte Theilnahme des Pariser Publikums ihnen die Mittel verschaffen wird, in ihr Vaterland zurückzukehren, ohne hier in Paris der fürchterlichsten Noth ausgesetzt zu seyn." So das Journal des Debats. Ehre dem französischen Zartgefühl! Ehre ihrer schönen Humanität! (Mainz. Unt. Bl.)

*** Ein Solothurner Blatt erzählt einen munteren Spaß, der dem dortigen Centralschützenkomite widerfahren ist. Dasselbe ist nämlich von dem mehrfach erwähnten Propheten Albrecht mit einem Schreiben beehrt worden, in welchem besagter gemüthlicher Narr, wie das Solothurner Blatt sagt, auf nichts Geringeres anträgt, als: „das Komite nach Chur zu begleiten und zwar in prophetischer Paradeuniform, angethan mit dem Gewand des Hohenpriesters, die Fahne Levi in der Hand" (wahrscheinlich umgeben von ein paar Endiger Juden, als den Erstlingen der Leviten). Er will damit den Auszug aus Aegypten darstellen und in Chur selbst das neue Reich Sion gründen. — Das Schützenkomite hat begreiflich von dem närrischen Einfall keine Notiz genommen. (Mainz Unt. Bl.)

*** (Negerlist.) Zwei Sclaven entliefen einem virginischen Pflanzer, und nahmen ein dem Letztern gehöriges Pferd mit. Sie traten ihre Reise am frühen Morgen, und zwar auf folgende Weise an: — Einer der Sclaven schürzte ein starkes Seil um des Andern Leib, band ihn an den Sattel und ritt fort. Wenn der Reiter auf benachbarten Pflanzungen angehalten und befragt wurde, so antwortete er, der schwarze Schurke sey seinem Herrn davon gelaufen; er selbst sey so glücklich gewesen, ihn einzufangen, und jetzt eben im Begriff, ihn wieder nach Hause zu schleppen, wo er für seinen Fluchtversuch eine derbe Züchtigung erhalten werde. — Diese List erreichte ihren Zweck vollkommen; denn der Reiter erhielt nicht nur überall den wärmsten Beifall, sondern auch hinreichende Erfrischungen für sich und sein Pferd. An geeigneten einsamen Plätzen, wo Niemand sie beobachten konnte wechselten beide Neger die Rollen; der Reiter ließ sich den Strick um den Leib binden, und von dem Andern, der seinerseits die Rolle des Häschers auf das Täuschendste spielte, mit fortschleppen, während der Letztere nun auch von allen Pflanzern, deren Gebiet sie passirten, allen möglichen Vorschub und die wärmsten Lobsprüche für seine treue Anhänglichkeit an seinen Herrn erhielt. — Auf diese Weise reisten die Neger durch die Gegenden, wo es für sie nicht geheuer war, bis sie endlich Pensylvanien erreichten, wo der Strick nicht länger nöthig war. Aus Pensylvanien gingen sie nach Canada, und waren natürlich frei, sobald sie das englische Gebiet betreten hatten.

Auflösung des Räthsels in Nummer 138.

Freiheit und Gerechtigkeit.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 24. Mai. Die Bekenntnisse, Lustspiel in drei Abtheilungen von Bauernfeld. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Räthsel, Lustspiel in einem Akt von Contessa.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 142. 25. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Judenstadt in Prag. *)

Von J. G. Kohl.

Die Judengemeinde in Prag rühmt sich eine der zahlreichsten und ältesten der österreichischen Monarchie und überhaupt ganz Deutschlands zu seyn. — Was zunächst die Anzahl ihrer Mitglieder betrifft, so beträgt diese ungefähr 10,000 Individuen, d. h. zehn Procent der ganzen Bevölkerung der Stadt. Nur in Galizien findet man noch größere Judengemeinden. In Wien dagegen ist die Judengemeinde fünfmal kleiner als in Prag, und bringt man noch die größere Bevölkerung Wien's in Anschlag, so verhält sich die Prager Judenbevölkerung zu der Wiener wie 20:1. — In ganz Böhmen gibt es ungefähr 70,000 Juden und die Prager Juden machen also den siebenten Theil dieser Summe aus. Da Böhmen 4,000,000 Einwohner hat, so ist hier also ungefähr jeder sechzigste Bewohner ein Jude. Es gibt Provinzen in Oesterreich, die gar keine Juden haben. Diese sind das Land ob der Enns, Steyermark, Kärnthen und Krain. Erst seit einigen Jahren gibt es in der letzten Provinz zehn jüdische Individuen.

In allen österreichischen Staaten befinden sich jetzt 652,000 Juden. Davon kommt über ein Drittel allein auf das österreichische Polen, nämlich 265,000. Ebenfalls über ein Drittel davon hat Ungarn, nämlich 260,000; ein Sechstel, nämlich 110,000, kommt auf Böhmen und Mähren, und der ganze noch übrige, kaum nennenswerthe Rest vertheilt sich in kleinen Portionen von wenigen Tausenden und Hunderten auf die übrigen Provinzen des Reichs.

Es waren es also die slavischen und magyarischen Stämme, welche von jeher die Juden vorzugsweise zuließen, während die deutschen und italienischen sie mehr verschmähten. Auf alle reindeutschen Provinzen in Oesterreich kommen nur etwa 5000 Juden, auf alle reinitalienischen nur 7000. Auf alle überwiegend slavischen und magyarischen aber über 620,000.

Die Frage nach dem Alter der Prager Judengemeinde ist ein viel besprochener Streitpunkt; die Meinungsverschiedenheiten sind so groß, daß bei einigen Zeitpunkten, die dabei zur Sprache kommen, zwischen den verschiedenen Annahmen die Differenz gerade tausend Jahre beträgt. Die Juden behaupten nämlich, daß sie seit unvordenklichen Zeiten, zum mindesten seit dem Jahre 632 nach Christus, in Prag wohnen. Diese Jahreszahl trägt der angeblich älteste Leichenstein auf ihrem Kirchhofe, auf dem sich außerdem noch mehrere andere befinden, welche Jahreszahlen aus dem achten Jahrhunderte aufweisen.

Die böhmischen Gelehrten gönnen den Juden diesen Ruhm eines so hohen, authentisch nachgewiesenen Alterthums nicht und meinen, jener Stein könne deßwegen nicht wahr reden, weil die Juden ihre jetzigen Stadtquartiere erst seit wenigen Jahrhunderten inne haben. Sie wohnten früher auf der linken Seite der Moldau, wurden aber, ich glaube im sechzehnten Jahrhundert, auf Befehl eines böhmischen Königs, auf die rechte hinüber gewiesen, wo sie noch jetzt denjenigen Theil von Prag inne haben, der die „Judenstadt" heißt. Ein böhmischer Gelehrter sagte mir, jene Jahreszahl 632 bedeute wahrscheinlich so viel als 1632, wie man denn noch jetzt in Oesterreich die Tausende der Jahreszahle häufig nicht anführe und z. B. allgemein sowohl schreibe als spreche 842 statt 1842.

Wenn die Juden Recht hätten, so fiele der erste Anfang ihrer Gemeinde noch unter die Herrschaft des berühmten slavischen Königs Samo, welcher von Böhmen und Mähren aus ein großes slavisches Reich stiftete; und an und für sich wäre es gar nicht unwahrscheinlich, daß dieser mächtige Herrscher, unter dessen Regierung bereits vom Handel Böhmens gesprochen wird, auch Juden in seiner Hauptstadt gehabt. Freilich ist es nicht bestimmt gesagt, wo dieser König seinen Sitz hatte, und es wird erst von seinen Nachfolgern Krok und Libussa behauptet, daß sie Prag gestiftet. Allein da es nach Ptolemäus beinahe außer Zweifel ist, daß schon die alte Hauptstadt des mächtigen Marbod und seiner Markomannen, Marobudum genannt, auf demselben äußerst günstigen Platze lag, wo später Prag gebaut worden, so hat höchst wahrscheinlich auch Samo von den Ufern der Moldau aus das Land beherrscht.

An und für sich liegt daher nichts Ungereimtes in der Behauptung der Juden, daß sie schon 1200 Jahre hier auf dem Bauplatze von Prag wohnen, wenn es sich auch sehr fragt, ob ihr Leichenstein dieß beweisen kann. Könnte nicht der große König Marbod, der Zeitgenosse August's, der so vieles von den Römern annahm, auch schon Juden in seiner Residenz Marobudum ausgenommen haben? *) Sollten sie nicht gar schon im vorchristlichen „Bubicuum" gesteckt haben, das vor dem Eindringen der Markomannen die Hauptstadt der celtischen Bojer war, und ebenfalls an der Stelle von Prag lag, wo noch jetzt ein vor dem Thore der Stadt liegendes Dorf „Bubenetz" heißt? — Es könnte somit seyn, daß das Judenthum in Böhmen älter wäre als das Christenthum, älter als das Deutsch- und Slaventhum.

Dem sey indeß wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß der besagte jüdische Kirchhof, so wie einige der jüdischen Synagogen in Prag ein Ansehen vom höchsten Alter haben

*) Morgenblatt.

*) Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß schon vor Titus in allen römischen und mit Rom befreundeten Ländern Juden verbreitet waren.

und zu den interessantesten Gegenständen gehören, die man sehen kann.

Der Kirchhof liegt im Centrum der Judenstadt mitten zwischen den engen Gassen und Gebäuden derselben. Seine Grenzen sind sehr unregelmäßig gestaltet; wie ein bald breiter, bald schmaler Streifen schlängelt er sich zwischen den Häusern herum, die über seine hohe Mauer hinüberblicken. Schon diese Gestalt scheint für sein hohes Alter zu zeugen; denn man sieht daraus, wie im Laufe langer Jahrhunderte der Todtenacker um sich griff und bald hier, bald dort sich ausdehnte, wo er ein Stück Land, auf dem die Häuser in Trümmer fielen, urbar machen konnte. (Forts. folgt.)

## Winke für das gesammte Deutschland in Bezug auf die Verwüstung der Stadt Hamburg und ihre Folgen.

Große Erscheinungen wecken und bedrohen große Interessen! Ueber dem Schrecken oder der Bewunderung geht nicht selten der günstige Augenblick verloren, den Folgen eines Unglücks entgegen zu wirken. Zu einer solchen Betrachtung zwingt jetzt das verwüstete Hamburg. Die Einbildungskraft malt sich Noth und Verzweiflung, das Mitleid wächst mit dem Entsetzen und der Mensch mit seinen Entbehrungen einerseits und seinen Bedürfnissen andrerseits verdrängt jede andere Anschauung.

Ist es aber der gefährdete Mensch allein, den die deutsche Thätigkeit in dieser Verwirrung in Anspruch nehmen muß? bringt nicht eine noch ernstere Frage zugleich an das deutsche Herz? und wird mit dieser Frage nicht die ganze deutsche Handelswelt rege? der deutsche Patriotismus, wenn etwa davon gesprochen werden darf? das Zusammenwirken der deutschen Regierungen, die bei dieser Frage aufs lebhafteste interessirt sind?

Ich enthalte mich, diese Fragen zu beantworten, ich will hier die deutsche Natur nicht beleuchten. Es ist meine Aufgabe, mich in diesem bedrängten Augenblick auf Winke zu beschränken, auf das, was Noth thut.

Hamburg's Ruin — und so darf man diese Zerstörung wohl nennen — berührt mehr oder weniger empfindlich alle deutschen Interessen, und wird demnach zu einer deutschen Handelsfrage, wie noch keine vorgekommen, insofern nämlich die politische Einheit auch eine wirklich politische Einheit in Deutschland ist, und dieß muß sich jetzt zeigen. Es handelt sich nicht darum, den Menschen ihr verlorenes Asyl wieder zu bauen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen! dieß ist eine Nebenbetrachtung gegen die Frage, ob Hamburg's Handel für Deutschland soll gerettet werden, — und wer möchte das nicht wollen?! in welcher Weise das geschehen dürfe, und welche Mittel der Augenblick fordert, uns diese Perle für den deutschen Handel zu erhalten? —

Schwerlich wird dieß der Augenblick in dem Umfange gestatten, wie es das Gewicht der Frage erheischt. Es genüge vorläufig der Fingerzeig, daß Deutschland's größte Handelsstadt für Deutschland verloren geht, daß sein mächtiger Handel eine Beute fremder Staaten wird, wenn nicht mit der wachsenden Gefahr auch ein wachsender Gegendruck sich rehabilitirt.

Kein deutscher Staat kann aus dieser Verwirrung einen Nutzen ziehen. Selbst Lübeck und Bremen müssen fremden Kräften weichen, die sich nicht erst zu entwickeln haben, die vorhanden sind und sich augenblicklich regen werden, um die tausend und tausend zerrissenen Fäden an ihre Interessen zu knüpfen. Wird Deutschland über dem Klagen und Weinen, über dem Hätscheln der Unglücklichen sich unter den Händen hinwegnehmen lassen, was es im Augenblick noch hat? und was in Kürze verloren seyn kann? Will es seinen vielbewegten Hafen, seinen größten Handelsverkehr, seine stärkste Schifffahrt in und für Deutschland schwinden sehen? damit Ruhm und Nutzen, daß es die zweit größte in Europa hat? Will es einbüßen seinen Canal mit Ost- und Westindien? seine Verbindungen mit allen Seeplätzen des europäischen Continents? seine überseeischen Beziehungen mit und nach allen Welttheilen? seinen Austausch und was insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit ist, seinen Exporthandel, der in Hamburg seinen mächtigsten Abzugscanal hat? — Werden die deutschen Regierungen in Hamburg nunmehr eine deutsche Stadt, ein deutsches Interesse, und nicht ein Hamburg sehen, das nur sich selbst tributpflichtig ist? werden wir uns in diesem Interesse betrachtet sehen, wie in der Farbe unserer Fahnen? und werden wir uns zufrieden geben, wenn wir den Hunger gestillt haben? Werden wir neidisch drein sehen, etwas zu erhalten, aufzurichten, was uns nicht eigenthümlich angehört, was wir seiner Freiheit heim geben müssen? — oder wollen wir hier zeigen, daß wir Deutsche sind, und daß unsere politische Einheit kein Mährchen ist? — —

Wenn es Zweck, Raum und Zeit gestattete, diese Fragen hier näher auszuführen, würde Preußen in seinen Bestrebungen eine rühmliche Stelle einnehmen. Eine Anerkennung, wie sie diesem Staate gebührt, ist ihm noch nicht geworden, die Anerkennung kommt langsam, aber auch deßhalb um so sicherer. Preußen verdient unstreitig Deutschland's Dank, und wird in seiner Richtung für Deutschland noch mehr werden!

In der vorliegenden Frage ist aber auch Preußen als Preußen lebhaft betheiligt und es wird, ersteht die Wiedergeburt Hamburg's nicht schnell, in seiner Industrie, in seinem Handel überhaupt den Stoß nur zu bald mit empfinden. Wird es seine Hand bieten, und wird es wohl in seinem guten Willen von allen andern deutschen Staaten unterstützt werden? oder glaubt man Hamburg's Wiedergeburt dem Mitleide und der regellosen Anstrengung des deutschen Volks überlassen zu dürfen? —

Warte man, bis diese Frage von selbst sich beantwortet, ist es um Hamburg's Handel geschehen! wenigstens wird er seinen Höhepunkt so bald nicht wieder gewinnen, es müßten denn fremde und günstige Katastrophen eintreten. Wollen wir darauf warten? diesem Zufall es überlassen? — — —

Alles was augenblicklich geschieht, wird auch von der verheerenden Noth des Augenblicks verschlungen. Nach allen Erwägungen, die jedem Sachverständigen überlassen bleiben, und die hier anzuführen meine Grenzen überschreitet, ist Hamburg's Rettung nur durch außergewöhnliche Maßregeln möglich, in so fern uns nicht sowohl die augenblickliche Noth der Menschen, als vielmehr der bedrohte Handel am Herzen liegt. Es will mir dünken, als läge diese Rettung einzig in den Händen des deutschen Bundes, nicht etwa deßhalb, weil das deutsche Volk die Kraft und den guten Willen nicht hätte, Hamburg's bedrohten Credit zu schirmen, nein, das Volk hat beides! sondern deßhalb, weil über dem Zusammensuchen und Einsammeln dieser zerstückelten Kräfte die Zeit zur Rettung verloren ginge.

Schnelligkeit also! diese ist die ausschließliche Gewährleistung, und Schnelligkeit läßt sich in dem Umfange, wie sie hier erfordert wird, nur durch schon vorhandene, organisirte Kräfte und durch eine gebietende Autorität verwirklichen. Unter einer solchen Aegide würden die Anstrengungen des deutschen Volks gleichzeitig und übereinstimmend nach dem vorgesteckten Ziele sich hinbewegen und nicht ge-

rennt und getheilt verschlungen werden. Der deutschen Einheit kann es unter solchen Voraussetzungen nicht schwer fallen, Hamburg in allen seinen Handelsverbindungen zu erhalten und mit dieser Erhaltung ist auch sein Höhepunkt geährrt.

Dieses zu erreichen müßte die Schnelligkeit hervorzurufen wissen:

1) die Errichtung einer deutschen Bank für Hamburg mit Fonds, welche dem Verlust angemessen auch nothwendig den Credit retteten.
2) Eine gleich angemessene Anzahl von Bauleuten und Arbeitern, damit aus den Trümmern, wie durch ein Wunder, neue Magazine, Comptoirs und Wohnungen aufsteigen; und endlich;
3) Zweckmäßige Zwangsmaßregeln und Anordnungen unter der Leitung der Gewalt.

In der Verwirklichung dieser drei Punkte liegt Hamburg's Rettung für Deutschland, es sey denn, daß die Fonds ohne Errichtung einer Bank vorhanden wären. Alles Uebrige ist lediglich Sache der Kaufleute in Hamburg, die ihre Verbindungen alsdann auch zu erhalten wissen. Ja, mit der Bekanntwerdung schon würden alle bedrohten Interessen eine wohlthätige Einwirkung verspüren: Der moralische Einfluß legte den fremden Anstrengungen unbesiegbare Hindernisse in den Weg, und wir hätten am Ende nur das Unglück, nicht aber seine Folgen zu beklagen! —

Im Falle, daß man diese Nothwendigkeit einsähe, wird sich die Bedrängniß des Augenblicks, die Hastigkeit der Conjunctur nach juridischen Reflexionen bequemen? wird sie warten?

Lege man nicht zu viel Gewicht auf die geographische Lage Hamburg's, wie günstig sie auch ist. Man muß den Handel kennen, um zu begreifen, mit welcher Schnelligkeit er sich zerschlagen und von einem Orte an den andern ziehen kann. Daß er sich hier nach keinem deutschen zu wenden vermag, das ist es, worauf man ein großes Gewicht zu legen hat. Der Detailhandel gibt im Kleinen ein Bild vom Welthandel. Wie es da schwer fällt, eine verlorene Kundschaft, wie lange sie auch ihren Zug nach einem gewissen Orte gehabt, wieder zu gewinnen: so schritten hier im Großen alle Anstrengungen, wenn die Correspondenz durch irgend einen gewaltsamen Stoß unterbrochen ist, der überdieß noch den Credit erschüttert, wie es Hamburg's Verwüstung zur Folge haben wird. —

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Der große Friedrich als Schachspieler.) Ein wunderliches altes Sprüchwort sagt: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen." Zu Sprüchwörtern, wenn's nicht eben die Salomonischen sind, kann man wohl, wie in Heinrich Kleist's: „Zerbrochner Krug" zu dem Richter Adam gesagt wird, auch sagen:

„— — Bei Euch liegt Wahrheit
Und Irrthum recht verwunderlich gemengt.
Mit jedem Schnitte gebt Ihr uns von Beidem."

Es kommt also gar viel auf Ausleger und Anwendung an. So viel aber kann, wie ich aus zuverlässigster Ueberlieferung weiß, in voller Bestimmtheit gesagt werden: mit dem großen König Friedrich war nicht gut Schach spielen. Und das kam daher: Der König erkannte die tiefwissenschaftliche Bedeutung des Spiels in Bezug auf den Krieg. Es war ihm daher als Feldherr eine Aufgabe, sich darin stark, ja im Ganzen sieghaft zu bewegen. Nun aber hörte es sein großartiges Herrschergefühl, daß der König im Schachspiel selten, oder beinah nie selbstthätig mit eingreift. Der Held, dem am nächtlichen Wachtfeuer bei Torgau die matte Flintenkugel aus seinem angeknöpften Ueberrock von der Brust hervorrollte, und der überall gewohnt war, seinen Schaaren voran in's Feuer zu reiten, mochte es nicht ertragen, daß der Schachkönig so immerdar als Beschützter dastand, möglichst unantastbar. Er brachte ihn vielmehr bald in's Gefecht, ohne zu erwägen, daß im Schachspiel eigentlich die Königin den tapfern Oberfeldherrn darstellt, der König aber nur den zu vertheidigenden Thron, die Hauptstadt etwa mit, wo nur für den äußersten Nothfall der Kampf in unmittelbarer Nähe angenommen und erwiedert werden kann. Indem also der Preußen-König den Schach-König in ganz unnöthige, also unnütze und verderbliche Gefahren stürzte, sah er ihn öfters Schach-matt und somit den Sieg verloren. Dann stand er verdrießlich, oder doch mindestens verstimmt, vom Spiel auf und der meist sehr heiter begonnene Abend war getrübt. Wollte nun aber der Schach-Gegner irgend einen Fehlzug des königlichen Gegners unbenutzt lassen, oder gab wohl gar absichtlich eine Blöße im Gefecht, so ward Friedrich's Adlerauge dessen alsbald inne und es erfolgte die zornige Rede: „Bin ich ein Kind, mit dem man nur zum Spaße spielt oder aus Gefälligkeit und es gewinnen läßt, damit es nicht weine?" — Nun läßt sich aber jeder Schachspieler doch nur ungern mattsetzen. Allerdings daher mochte wohl ein zu diesem ernsten Brettspiel mit dem größten Helden seiner Zeit Geladener oftmal bei sich ein anderes altes Sprüchwort wiederholen, nämlich: „Viel Ehre, aber wenig Vergnügen."

*** (Eine Dorfgemeinde als Schachspieler.) Dem monarchischen Princip stehe hier ein demokratisches in Bezug auf das poetischste aller Brettspiele — mag seyn: aller Spiele überhaupt — gegenüber. In einem niedersächsischen Dorfe preußischen Antheils, wenn ich nicht irre: Ströbeck geheißen, knüpften sich — vermuthlich hat nun dergleichen die gleichmachende Fluth der kurzen Jerome'schen Regierung längst völlig fortgeschwemmt — gewisse Vorrechte, oder sogenannte Gerechtigkeiten oder Privilegien der Gemeinde an deren Trefflichkeit, ja man mag sagen: Unüberwindlichkeit im Schachspiel. Denn falls sie je einen sieglosen Kampf darin bestånden, sollten auch jene Vorrechte ein Ende haben, und der jedesmalige Schulze war verpflichtet, jedwede an ihn ergehende Schach-Ausforderung anzunehmen, von wem sie auch kommen möge, sey es ein Durchreisender, oder wem es sonst einfalle, darauf zu bestehen. Das setzt allerdings einen altbedeutsamen Ursprung der Sitte voraus, man möchte ihn mythisch nennen, und dennoch ist er ohne Zweifel zugleich streng historisch, indem sich der Gebrauch so fort und fort bis in die neuere, fast neueste Zeit herein erhielt. Aber mythisch und historisch schließen einander keineswegs aus. Wie dem auch sey: die gute Dorfgemeinde hielt sich genau an die nächst vorliegende Wirklichkeit. Die Züge der Figuren im Schachspiel hatte nicht nur der Schulze, sondern auch Jedweder aus der Gemeinde, mindestens jedweder Hofbesitzer inne, und alle somit Stimmberechtigten umstanden bei vorkommenden Entscheidungen den Stuhl ihres Vorkämpfers. So oft nun der bedächtige Schulze den Finger an irgend eine Schachfigur legte — und auch das nur nach meist sehr langwieriger Ueberlegung — erscholl aus irgend einem Munde der republikanischen Versammlung (dem Schulzen ward nämlich keine Diktator-Gewalt in diesem Feldzuge verliehen, oder auch nicht einmal Consular-Gewalt) der Zuruf: „Nachbar, mit Rath!" (Auf Niederdeutsch: „Nahbar, med Road!") Dann ließ der Repräsentant der Gemeinde wiederum ab, um einen andern Stein zu berühren, abermal gewarnt durch ein: „Nahbar, med Road!" — so daß kaum in jedem Halbstündlein ein Zug in den Gang kam, bis endlich der Gegner todtmüde von langweiligem Ringen abließ, oder vielleicht auch mitunter einen unrichtigen Zug that, um nur irgend Etwas zu thun, wodurch er unrettbar in die Hände des lauernden Feindes

gerieth. In der Regel aber soll niemals eine solche Schachpartie ihr Ende erreicht haben, wodurch denn um so gewisser der Ruhm und die Privilegien der Gemeinde unantastbar blieben. Da mag der Schach-Pilgrim denn wohl öfters an ein andres Sprüchwort gemahnt worden seyn: „Viele Köpfe, viel Sinne“, oder etwa es also ausdrückend: „Viele Köpfe, wenig Sinn.“ (Gesellschafter.)

*₊* (Hamburg.) Eine sehr begüterte Dame war gestorben. Ihr Begräbnißtag war angesetzt, es war der, wo Hamburg in Flammen stand. Alle Welt hatte genug zu thun, die Lebendigen zu retten, und ihr Hab und Gut. An die Todten konnte man nicht denken, und von den Leichenwagen, Trägern u. s. w. war nichts aufzutreiben. So mußten die Söhne, nach vergeblicher Anstrengung, in das schon brennende Haus zurück, und sie trugen auf ihren Schultern den Leichnam der Mutter durch die Stadt. Solcher Züge sind viel, und die Schriftsteller werden nicht fehlen, die sie zusammentragen. (Nürnb. C.)

*₊* (Einer zu viel.) Es erschien einst ein Abgeordneter von dem Nabob von .. in Murschedabad bei dem dortigen englischen Gesandten, um über die Abtretung eines großen Gebietraumes an die ostindische Compagnie zu unterhandeln. Man mußte die Sache sehr geheim behandeln; ein einziges Wort konnte sie gefährden und den Nabob in ernstliche Unannehmlichkeiten mit seinen Nachbarn bringen. Der englische Gesandte empfing den Abgeordneten mit den ihm gebührenden Ehren in der großen Halle seines Palastes, die mit Marmor belegt war und einige europäische Spiegel hatte. Die Matten, welche gewöhnlich den Marmorfußboden bedeckten, wurden zusammengerollt und in eine Ecke des Zimmers gelegt. Die Conferenz begann. Man war bereits über verschiedene Punkte überein gekommen, als sich das Auge des Abgeordneten mit einem Male unverwandt auf einen der Spiegel richtete, als sähe er in demselben etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Er machte indeß keine Bemerkung darüber, und sprach weiter. Die Zusammenkunft war fast vorüber, als er langsam aufstand und nach der Ecke des Zimmers hinging. Er sah, daß der englische Gesandte sich wunderte und bemerkte ruhig: „Sie werden mich entschuldigen, hoher Herr, wenn ich mich irre, aber, wenn ich mich nicht irre, mit mir übereinstimmen, daß das, was ich thun will, die Gerechtigkeit und Klugheit gebieten. Die Hochgestellten können nicht vorsichtig genug seyn.“ Der Gesandte wußte nicht, was er antworten sollte. „Ich kann mich irren, aber ich glaube es nicht,“ setzte der Hindu hinzu. Dann zog er plötzlich seinen Dolch hervor und stieß ihn in eine der zusammengerollten Matten. Ein mattes Aechzen erfolgte, als er den Stoß rasch wiederholte. Dann drehete er sich um mit einem Blicke des Triumphes und der Zufriedenheit und sagte zu dem Gesandte: „ich wußte es, daß es so sey.“ — „Sie haben Jemanden ermordet. Der Ton, den ich hörte, konnte von keinem Thiere herrühren. Es war eine menschliche Stimme.“ — „Allerdings,“ antwortete der Andere, ohne eine Muskel seines Gesichtes zu verziehen; „allerdings.“ Und er rollte kaltblütig die Matte auf, in deren Mitte ein Mensch im Blute schwamm. — „Was haben Sie gethan! Sie haben ihn ermordet“ — „Dadurch, daß ich den Sclaven stumm machte, habe ich Tausenden das Leben gerettet. Er wird nun seinen Herrn nicht mehr verrathen,“ setzte er hinzu, indem er den Leichnam mit dem Fuße von sich stieß. „Sprechen wir von dem unbedeutenden Vorfalle nicht mehr und lassen Sie uns in ein anderes Zimmer treten.“ — Der Gesandte willigte ein. Die Gebietsabtretung wurde genehmigt. Den Leichnam warf man in den Ganges, denn es würde unpolitisch gewesen seyn, hätte man die Sache laut werden lassen.

*₊* (Die Gräfin Witt.) Die Gräfin Witt zeichnete sich durch orientalische Schönheit und europäische Grazie aus; so oft sie an dem Hofe in Paris erschien, erregte sie allgemeinen E[n]thusiasmus. Vorzüglich schön waren ihre Augen und man sag[te] ihr dies so oft, daß sie es selbst unwillkührlich nachsprach. Ein[es] Tages fragte sie Marie Antoinette: „was fehlt Ihnen, Gräfin[?] Sie sehen unwohl aus“ — „Majestät,“ antwortete sie, „mei[ne] schönen Augen schmerzen mich.“

*₊* (Chiemsee, 17. Mai.) Schon seit einigen Jahre[n] wird von Chiem'ee's naher wie ferner Umgegend der Pfingst[-]montag zu einem Rendezvous auf Frauen- und Herre[n-]wörth benützt. Auch heuer versäumte der Freund nicht, de[n] Freund hier zu suchen. Von allen Richtungen kam man herbe[i-]gezogen und außer den näheren Ortschaften, wie Traunstei[n,] Rosenheim, Aibling, Reichenhall, Wasserburg, Laufen, fanden [so-]gar Tittmoning, Berchtesgaden und Haag ihre Vertreter, d[ie] nach dem, in froher Gemeinschaft durchlebten Festtage, erst sp[ät] sich trennten, um auf flüchtigem Kahn die Rückfahrt über de[n] See anzutreten. — Etwa 2 — 3 Stunden von Chiem'ee entfern[t,] in der Pfarrei Fraßdorf, lebt ein 18 — 19jähriges Bauern[-]mädchen, welches schon seit mehreren Jahren nichts al[s] Wasser genießt. Eine Krankheit, welche sie im neunten ode[r] zehnten Lebensjahre bestanden und wobei sie zuletzt nur Mil[ch] und Wasser vertrug, führte sie zu dieser besondern Lebensweis[e.] Nur helles Brunnenwasser ist ihre Nahrung, ihr Getränk; nic[ht] das geringste von irgend einem anderen Nahrungsstoffe komm[t] über ihre Lippen. Sie ist von mittlerer Größe, schlank un[d] mager; die Gesichtsfarbe ist bleich; die Wangen färbt zarte[s] Roth. Die häuslichen Arbeiten verrichtet sie großentheils, nu[r] für die schwerere Bauernarbeit fühlt sie sich zu schwach. Ih[r] Organismus scheint an keiner besondern Functionsstörung zu lei[-]den. Von einem Betrug möchte hier um so weniger die Re[de] seyn, da das Mädchen in der großen originellen Erhaltungs[-]periode — seit 7 bis 8 Jahren — nichts zu erreichen streb[t] und wenn sie gleich den Blicken der Neugierigen sich nicht ent[-]zieht und solchen, die sie länger beobachten wollten, nichts in de[n] Weg legte, drängte sie sich doch durchaus Niemanden auf, macht[e] sich nichts weniger als bemerkbar, sondern lebte still und zurück[-]gezogen, wenig beachtet, bei ihren Eltern. Daher mag es auc[h] kommen, daß Wenige hievon unterrichtet waren und daß ein[e] Erscheinung, die eben so selten als interessant ist, dem ärztliche[n] Publikum so lange vorenthalten blieb. (Münchn. Ztg.)

*₊* (Eine durchgegangene Locomotive.) (A runaway engine.) Auf der Flügel-Schienenbahn von Bristol na[ch] Exeter, in England, ereignete sich kürzlich der in seiner Art wo[hl] erste Fall des Durchgehens einer Locomotive ganz auf die Weis[e] eines kollerigen oder schen gewordenen Wagenpferdes. Der Mo[r-]gentrain dieser Bahn war an der Hatton-Station angelangt und der Wagenzug von der Locomotive abgelöst worden, u[m] einen Packwagen unmittelbar an letztere anzuhängen. Währen[d] dieß aber geschehen sollte, entfernten sich der Locomotivführer un[d] die andern Maschinenleute unbedachtsamerweise auf einen Augen[-]blick, ohne die für einen solchen Fall erforderlichen Vorkehrunge[n] zu treffen. Da begann in Folge eines unvorhergesehenen Um[-]standes der Dampf auszuströmen, und fort mit Donnergepolt[er] brauste die führerlose, glücklicherweise aber auch trainlose Locom[o-]tive. Bestürzung ergriff Alles, die ganze Linie entlang, als ma[n] eine Locomotive aufsichts- und zügellos in rasender Carriere d[a-]hinjagen sah. Eine Meile unterhalb Bridgewater ging zu[m] Glück der Dampf aus, und sie blieb stehen.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 26. Mai. Othello, der Mohr von Ve[-]nedig, große Oper in 3 Abth. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 143. 26. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Judenstadt in Prag.

(Fortsetzung.)

In der Mitte des Ackers sind unter grünen Gebüschen die
Leichensteine in einer Weise gehäuft, wie ich dieß noch nir-
gends gesehen. Um die ganze Todtenstadt herum, hart an
der innern Seite der Mauer, führt ein Fußweg hin, und
man hat eine gute Viertelstunde rasch zu gehen, um ganz
herum zu kommen. Da die Juden, wenigstens die Prager,
nicht wie wir, nachdem die Gebeine eines Beerdigten vermo-
dert sind, den Begräbnißfleck für andere Leichen benutzen,
sondern immer eine Leiche neben oder über die andere legen,
so sind der Leichensteine auf ihrem Kirchhofe zahllose. Ich
glaube, man kann mehrere Hunderttausende annehmen. Sie
gleichen sich alle insofern, als sie sämmtlich als einfache
viereckige Steinplatten erscheinen, die mit erhaben sorgfältig
eingemeißelten Schriften versehen sind. Es ist dieß bei den
Juden nicht nur, sondern überhaupt im ganzen Orient all-
gemein übliche Form der Leichensteine. Sie stehen hier buch-
stäblich so dicht, wie die Garben auf einem Acker. Alle sind
wohl erhalten, aber einige sind ein wenig, andere halb, an-
dere fast ganz und zwar senkrecht in die Erde versunken. Eine kleine
Spitze guckt aber von jedem heraus. Das Ganze überwölben alte
Hollunderbüsche, die mit ihren knorrigen und vielgewundenen
Aesten und Wurzeln von Stein zu Stein ranken. Diese
Hollunderbüsche sind die einzigen Bäume auf dem Kirchhofe.
Manche sind so mit den Leichensteinen verwachsen, daß
man sieht, sie müssen so alt seyn wie diese Steine selbst. Es
ist mir, nebenher gesagt, merkwürdig gewesen, auf vielen
Kirchhöfen in Böhmen den Hollunderbusch eben so ausschließ-
lich wie hier im Besitz des Terrains zu finden.

Durch das Labyrinth von Hollunderbäumen und Leichen-
steinen führen hin und wieder kleine enge Fußwege. Wer
sich aber in das Dickicht hineindrängt, entdeckt hie und da
kleine, erhabene, freie, bloß mit Gras bewachsene Stellen.
Ich muß gestehen, wenn ich ein Maler wäre, der die Auferste-
hung der Todten darstellen wollte, ich wählte einen dieser
freien Grasplätze des Prager Judenkirchhofs, um diesen Akt
zu belauschen; man könnte diese Erscheinung nirgends male-
rischer erleben, als hier, und mich wundert, daß wir bis
jetzt bessere Gemälde vom berühmten Türkenkirchhof bei Kon-
stantinopel haben, als von diesem Judenkirchhof in Prag.

Die Inschriften der Leichensteine sind immer hebräisch. Die
böhmische Sprache erscheint nirgends, auf den meisten Stei-
nen der jüngst verstorbenen Juden ist aber, neben der
hebräischen, die deutsche Sprache gebraucht. Die Jahreszahl
steht immer oben auf dem Stein. Die Steine der Verstor-
benen aus Aaron's Geschlechte zeichnen sich durch zwei Hände
aus, die darauf eingemeißelt sind, so wie die aus dem Stamme
der Leviten durch einen Krug, was eine Hindeutung auf die
Verpflichtung des letztern ist, jenen beim Waschen im Tempel
das Wasser auf die Hände zu schütten.

Die Kinder Aaron's kommen nur todt auf den Gottes-
acker; lebendig dürfen sie ihn nie betreten. Sie werden durch
jede nahe oder entfernte Berührung mit Leichnamen verun-
reinigt. Sie dürfen daher auch nie in einem Hause blei-
ben, in welchem sich eine Leiche befindet. Nur Eine Aus-
nahme leidet jenes Gesetz: wenn eines Aaroniten Vater ge-
storben ist, dann darf er sich der Leiche bis auf drei Ellen
nähern und auch auf den Kirchhof gehen bis ebenfalls auf
drei Ellen Entfernung vom Grabe. In den jüdischen Ge-
setzen ist mit der ihnen eigenthümlichen peinlichen Genauigkeit
die Größe der Entfernung bestimmt, in welcher ein Aaronite
bei einem Kirchhofe vorübergehen kann. Diese Entfernung
wird nicht von der Kirchhofsmauer, sondern von den äußer-
sten Leichen an gerechnet. Beim Prager Kirchhof ist nun der
eigene Fall, daß auf seiner einen Seite eine Straße ganz
dicht an der Mauer hin führt und daß hier auch gerade die
Leichen bis dicht an der Mauer sich anhäufen, einige sogar
noch unter ihr liegen. Ohne besondere Veranstaltungen wäre
daher jene Straße für den Aaroniten ein ganz verbotener
Weg. Man hat deßhalb, um den Verkehr nicht zu hemmen,
und um sogleich der Gefahr vorzubeugen, daß ein Aaronite
das Gesetz verletze, an der ganzen Mauer hin die Straße
unterwölbt. Der leere Raum, den diese Gewölbe bilden,
isolirt den über sie hinschreitenden Wanderer so stark, als
lägen die Leichname tausend Ellen tief im Boden; denn nach
jüdischen Ansichten ist eine Elle überwölbter leerer Tiefe so viel als
hundert Ellen mit Erde gefüllter Tiefe. An beiden Enden
der Gewölbe sind wieder zwei Hände eingehauen, zum Zei-
chen, daß hier die Gewölbe aufhören. In diese Mauer sind
auch viele der Leichensteine eingemauert, welche die Juden
von der andern Seite der Moldau mit herüber gebracht, als sie
von dort hierher versetzt wurden. Sie waren des Kinder-
mords und anderer Greuel beschuldigt, und der König, dessen
„Kammerknechte“ die Juden damals genannt wurden, machte
von seinem Recht Gebrauch, sie dahin zu transportiren, wo
er es für gut fand. Noch jetzt dürfen sie nicht auf der Klein-
seite und um den Hradschin herum wohnen.

Wie auf jedem Judenkirchhofe gibt es auch auf diesem
eine eigene Abtheilung für die unzeitig und todt geborenen
Kinder. Sie sind hier alle seit alten Zeiten auf einem dazu
abgesteckten Platze verscharrt und angehäuft. Im Laufe der
Zeit ist dadurch ein ganzer Hügel oder Damm entstanden,
der zwölf Fuß hoch, achtzig Schritt lang und zwanzig breit
ist, und aus lauter kleinen Kindergerippen und dazwischen
geschütteter Erde besteht. „Ephel“ heißt im Hebräischen eine

Geburt, die nur vier Wochen alt wurde, und die Juden nennen daher auch diesen ganzen Berg Ephel. Zur Seite des Ephel liegen mehrere alte Häuser, die den Einsturz drohen; die Einwohner derselben haben Balken zwischen den Berg und ihre Häuser eingeschoben, und so stützen die vielen tausend kleinen Wesen mit dem Gewicht ihres Staubes diese Wohnhäuser.

Als Kaiser Joseph vor sechzig Jahren die Beerdigungen innerhalb der Mauern der Städte verbot, hatten die Juden eben noch ein Stück Land angekauft und es gleichfalls als Gottesacker eingeweiht. Dieses Stück ist nun durch diese Einweihung, obgleich noch keine Leichen darauf beerdigt sind, heilig und unveräußerlich geworden. Es darf unter keiner Bedingung verkauft werden. Wohl aber kann man es verpachten, und dieß geschieht auch, und zwar an einen Holzhändler, der sein Holz darauf speichert. Ueberhaupt darf kein Theil des ganzen Kirchhofs, der jetzt nach Joseph nichts mehr ist als eine interessante Antiquität, je wieder bebaut oder sonst benutzt werden. Der ganze Grund und Boden ist durch die Leichen geheiligt, die doch ihrerseits wieder durch einen wunderlichen Widerspruch im jüdischen Gesetze den Aroniten entheiligen und beflecken.

Die Prager Judengemeinde genießt eines großen Rufs unter den Judengemeinden des mittlern Europa's. Viele ausgezeichnete Gelehrte, viele interessante und einflußreiche Frauen, Geld- und Geschäftsmänner sind aus ihr hervorgegangen. Die Prager Gemeinde kann man als die Stammmutter vieler polnischen und ungarischen Judencolonien ansehen, und wir hatten später in Ungarn Gelegenheit, zu bemerken, wie einflußreich in diesem Königreiche die von Böhmen dahin auswandernden Juden noch heutiges Tages sind.

(Fortsetzung folgt.)

## Winke für das gesammte Deutschland in Bezug auf die Verwüstung der Stadt Hamburg und ihre Folgen.

(Schluß.)

Werfe man nur einen flüchtigen Blick über den Welthandel im Allgemeinen, und meine Besorgniß wird sich bestätigt finden. Die fremden Kräfte regen und vermehren sich in dem Maße die gesunkenen mit ihrer Ohnmacht ringen, und hängt der Gewinn von der Schnelligkeit ab, so gibt der geflügelte Merkur die eindringlichste Lehre, und zeigt uns, wie alle Prosperität des Handels am Augenblick und an dem Zuvorkommen hängt. Werden die geeigneten Seeplätze jetzt müßig seyn? —

Ich beschränke mich auf Antwerpen, das durch seinen letzten Sturz noch zu lebendig in dem Andenken der Allgemeinheit lebt, um hier einigermaßen als Warnung zu dienen. Antwerpen ist in geographischer Beziehung nicht weniger als Hamburg begünstigt, und wenn der Handel lediglich von Lage und Geld abhing, so würde Antwerpen noch heute den Glanz und die Macht haben, die es im sechzehnten Jahrhundert beinahe gleich Venedig hatte. Antwerpen wich nur diesem — Venedig, und was ist es jetzt? —

Antwerpen, das durch den westphälischen Frieden 1648 zu Gunsten Holland's gänzlich ruinirt ward, erholte sich unter Napoleon's Herrschaft einigermaßen von seinem tiefen Falle; aber diese Erholung stand zu seiner Blüthe, wie eins zu fünf, trotz dem die französische Regierung damals viel für Antwerpen that. Erst durch den Wiener Congreß und namentlich durch seine Zutheilung an Holland war Antwerpen vorbehalten, sich noch mehr zu heben und seinen Verkehr beinahe in die ersten Reihen des europäischen Handels hinauf zu drängen; aber gegen seinen frühern Glanz stand es immer noch, wie zwei zu fünf.

In dem Grade es indessen aufblühte, in dem Grade nahm Amsterdam ab, und dieses Spiel wiederholt sich so lange und so weit der Handel und die politischen Beziehungen herrschen. Es kann kein Platz gewinnen, ohne daß der andere verliert, und keiner verlieren, ohne daß der andere gewinnt. Es kommt hier aber nur darauf an, ob der gewinnende Platz außer dem Staatsbereiche dessen liegt, der verliert oder bedroht ist, denn in diesem Falle hat die betreffende Regierung Alles aufzubieten, um zu retten, wo nur möglich. In einem solchen Verhältnisse stehen wir jetzt in Bezug auf Hamburg.

Holland als Geschäftsstaat verstand es 1830 ganz richtig dem Augenblicke abzuzwingen, was der Augenblick hatte. Die Besetzung und Belagerung Antwerpens, die damit verbundene Verwirrung und Hemmung aller Geschäfte, war schon hinreichend, dem Handel einen Stoß zu geben; die Zerstörung des öffentlichen Waaren-Depôt's und anderer Magazine aber setzte dem Verderben die Krone auf. Alsdann zog Holland ab. Was es wollte hatte es erreicht, und was es that, that es jetzt für Amsterdam. Der Handelsverkehr Antwerpens war dahin, und er war jählings dahin. Wenn er sich auch später etwas erholt hat, so liegt dies theils in einer ganz andern Richtung des Verkehrs, theils in erzwungnen und künstlichen Geschäften.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, dieses motivirend zu beleuchten, sondern, da wir Hamburg im Auge haben, nur darauf hinzuweisen, wie viel neben London und Amsterdam auch unser Hamburg theilweise durch Antwerpens Sturz von 1830 bis daher gewonnen hat, und wie viel mehr es in seiner jetzigen Verwirrung an diese Plätze verlieren kann und verlieren wird, wenn Deutschland nicht zu Hülfe eilt. Diese Besorgniß muß wachsen in dem Maße die Zerstörung Hamburg's und der damit verbundene Verlust sich kund gibt.

Es ist in der Handelswelt notorisch, wie der Handel Hamburg's vom Jahre 1830 an außergewöhnlich zunahm, und 1831 schon gegen das vorhergehende Jahr um ein Fünftel seine Größe überstieg. Der Hafen überflügelte an Schiffen bis zum Jahre 1834—35 nicht nur Amsterdam, sondern jeden Hafen des Continents, und hat sich bis daher mehr oder weniger in diesem Aufschwunge erhalten. Schon im Jahre 1831 prangte es mit einem Verkehrschwunge von circa sieben hundert Millionen Mark Banco, und wenn dieses Gewicht Deutschland nicht aufrüttelt und an seine Einheit mahnt, dann wird es in keiner Krise bestehen.

Es würde aber zu viel gesagt seyn, wenn man dieses Aufblühen ausschließlich dem zerstörten Handel Antwerpens zuschreiben wollte, die innere Verfassung Hamburg's, die zweckmäßigen Anstalten, der ungehemmte, von jedem Formenzwang befreite Handelsverkehr, die wachsende Geldkraft und die überseeischen günstigen Conjuncturen, namentlich von Brasilien, welche durch Hamburg beherrscht wurden, so wie eine Kette anderer Einflüsse, die hier anzuführen unmöglich ist, diese haben natürlich den lebhaftesten Antheil. Insbesondere ist die deutsche Zollvereinigung dem Handel in Hamburg ein mächtiger Hebel gewesen, der vorzugsweise in dem Aufschwunge der deutschen Industrie liegt, die in den Hamburger Verbindungen ihren größten Absatz gefunden. Darin aber gerade spricht sich das bedrohte Interesse aus, das Deutschland zu fürchten hat, und will es den Fall Hamburg's nicht in seinen eigenen Interessen beweinen, muß es Hamburg vor dem Falle retten.

Für den Sachverständigen, für den guten Willen habe ich genug, habe ich so viel gesagt, wie mir der Raum erlaubt; für die Ausführung bleibt noch viel übrig, doch, wo sich der

gute Wille findet, wird sich auch die Kraft und die Weisheit finden. Ich fühle mich beglückt, wenn meine Winke aufgegriffen werden. Schnelligkeit und Ordnung ist die Loosung bei dieser Frage.

## Tabletten.

*,* (Hope's Palast in Paris.) Schon in der Vorhalle unten ahnt man das Großartige, das in diesem Hause überall herrscht. Die weiße Marmortreppe, die nur in der Mitte mit einem türkischen Teppiche belegt ist, macht einen sehr guten Eindruck. Rechts und links stehen große und schöne Candelader, die ihr helles Licht verbreiten. Oben an dieser Treppe stößt man zuerst auf zwei Hallen mit ungeheuren Spiegeln vor und hinter den Ankommenden. Der erste Saal, in Weiß und Gold, hat prachtvolle alte Tapeten und eine gemalte Decke. Der zweite, carmoisinroth und Gold, ganz in dem reinsten Style Ludwig's XIV., blendet durch seinen Glanz. Die Tapeten sind denen in dem Gemach des „großen" Königs in Versailles ganz gleich. Ueberall Einfassungen in Gold, Capitäler in Gold, Friese in Gold, goldene Candelaber, goldene Girandolen und an dem von Gold funkelnden Plafond der prachtvollste Kronleuchter aus Bergkristal mit tausend Kerzen. Der dritte Saal ist mit weißem Damast ausgeschlagen, der dem Silbertuche gleicht und mit verschiedenen bunten Blumen, mit goldenen Stielen und goldenen Blättern bedeckt ist. Im Hintergrunde dieses Saales befindet sich ein hoher breiter Kamin von grünem Marmor aus den Pyrenäen und an dem obern Theil desselben, der sich über den Mantel erhebt, welcher mit den kostbarsten Porzellan geschmückt ist, ist eine Madonna von Murillo in seltenem Marmor eingerahmt. Aus diesem Saale führen drei gewölbte Thüren in den Tanzsaal, eine lange, breite, hohe und schöne Galerie, ganz in Weiß und Gold, mit gewölbter und gemalter Decke, von welcher fünf große Kronleuchter herunterhängen; Füllhörner oder Vasen von chinesischem oder japanischem Porzellan, die wenigstens 10 bis 12 Fuß hoch sind, bilden Cadelaber. In jeder dieser Vase breitet sich ein Bouquet von goldenen Blumen aus und in den Kelchen dieser Blumen sind die Kerzen befestiget. Links, am Ende dieser Galerie, befindet sich ein kleiner blauer Saal mit gemaltem Plafond, von dem aus man in einem großen Spiegel die schöne Eingangstreppe sieht. Kehrt man um, so findet man neben dem ersten Saale eine andere sehr große Galerie mit gemalter und gewölbter Decke; hier sind die Mauern mit rothem, grünem und weißem Marmor belegt; die Thürvorhänge und die Fenstergardinen sind von alten Stoffen; die Wand- und Kronleuchter sind von Bronze und Gold. Dies ist der Speisesaal. Gleich prächtig und mit allem Luxus der Bequemlichkeit ausgestattet sind die eigentlichen Wohnzimmer in diesem schönsten Hause von Paris. (Allg. Modez.)

*,* (Liszt in St. Petersburg.) Die Severnaja Pschela (Nordische Biene) widmet diesem Künstler mehrere Artikel, die Alles, was die Berliner Journale über sein Spiel gesagt, an Begeisterung übertreffen. Nachdem der russische Kritiker in einem dieser Artikel bemerkt, daß selbst Paganini keine solche Triumphe gefeiert, fährt er fort: „Und welcher Unterschied zwischen Beiden! Paganini beherrscht das bezauberndste aller Instrumente — Liszt aber wurde das undankbarste von allen (?) zu Theil, und er hat, die Natur selbst überwindend, etwas, das keiner auch nur ahnen konnte, daraus gemacht. Sein Verdienst ist größer als das Paganini's, weil er auf seinem Wege zur Vollkommenheit mit größeren Schwierigkeiten ringen mußte.... Liszt's Spiel ist nach unserer Meinung ein treuer Abdruck unserer Zeit, eine romantische Welt, in welcher die Phantasie keine andere Schranken kennt, als die des Kunstsinns, keine andere Gesetze, als den Willen des Genius, der, alle Theorien umstürzend, immer Neues und noch nicht Dagewesenes hervorbringt, ein gränzenlos wunderbares Etwas aus der Kunst macht! Sein Spiel ist in der musikalischen Sphäre, was Goethe's Faust in der deutschen Literatur, was die entzückenden Hymnen Tegner's in der Schwedischen..... Wir haben einigen Begriff von dem Mechanismus der Gabe der Rede; wie aber Liszt mit den Fingern spricht — dieses Problem soll noch gelöst werden. Er singt mit den Fingern ein Duett aus Don Juan; er erzählt mit den Fingern die deutsche Ballade „Erlkönig". Das sind wahre Wunder!..... Man muß das Antlitz des Künstlers sehen, sein Auge, wenn er spielt — da ist Alles Geist und Seele! Habt Ihr niemals den Genius beim Schaffen belauscht, so kommt, gesetzt auch, Ihr liebtet die Musik nicht, und schauet, wie Liszt spielt!" — Auch der Wohlthätigkeitssinn des Künstlers wird von der Nordischen Biene sehr gepriesen. „In Livland," — bemerkt dieselbe, — „wo die ärmeren Bürgerklassen der Musik leidenschaftlich zugethan sind, hat Liszt, um sie des lange ersehnten Genusses nicht zu berauben, besondere Concerte für die Schuljugend und für die Bürger gegeben, weniger als einen Rubel Papiergeld als Eintrittspreis genommen und die ganze Einnahme — den Armen geschenkt! Ueberall wenden sich die Herzen dem Künstler zu, weil er selbst ein Herz hat..... Ihr fragt vielleicht, ob Liszt auch Feinde habe? Ach, wie könnt Ihr zweifeln! Wer ein genialer Virtuos, ein vortrefflicher Mensch und zu Allem noch ein geistvoller Schriftsteller ist — der sollte ganz ohne Feinde seyn? Das wäre dem Laufe alles Irdischen zuwider!" (M. f. d. L. d. A.)

## Hamburg,

### die Seekönigin als Feuerbraut.

Ein Aufruf an die Menschheit, und besonders an die Monumenten-Bauer Deutschland's.

Von M. G. Saphir.

„Ach! wie liegt sie verödet, die Stadt,
Die Volksreiche, die Länderfürstin!"
Klaggesänge.

„Das, was von der alten Welt
Als Trümmer noch zusammenhält,
Ist ohne Euch recht wohl bestellt;
D'rum helfet nur mit Wort und Geld,
Da, wo die Welt zusammenfällt!"
Goethe.

Habt Ihr sie gesehen die reizumgürtete Stadt, die frische Oase des Norden«, die fatrapenbewohnte, die barrenerfüllte, die stets geschäftige, lebenstrotzende und lebengebende Stadt, habt Ihr „Hamburg" gesehen?

Habt Ihr „Hamburg" gesehen in seinem Glanz, in seinem Reichthum, in seiner goldgekornten Fülle, wie eine Traube Pannoniens, in seiner silberwogenden Geschäftssaat, wie ein reifes, gesegnetes Weizenfeld? Habt Ihr sie gesehen, die Stadt Hamburg, die Fürstin der Hansa? Habt Ihr sie gesehen, die strahlende Meeresbraut? Habt Ihr sie gesehen von ihrer Michaelskirche aus? Habt Ihr sie gesehen zu Rainville und Blankenese, wie sie sich lagert wie ein Leu am Strande der Wogen, wie sie die mächtigen Glieder ausstreckt an die lachenden Gestade ihrer krystallenen Flüsse? Wie sie mit ihrer majestätischen Wimper beherrscht die ihr dienende See mit ihren beflügelten Posttauben, die mit rauschenden Segeln hin und her fliegen, von Welttheil zu Welttheil, von Hafen zu Hafen, und zurückkehren mit den brüderlichen Grüßen und Reichthümern aller ozeanumgürteten Länder? Habt Ihr sie gesehen die allgewaltige Stadt Hamburg? Habt Ihr sie gesehen die strahlende Wasserlilie der Elbe? Habt Ihr sie gesehen, die sich selbst Erzeugende, die sich selbst Erhaltende? Habt Ihr gesehen ihre Werfte, ihre Speicher, ihren Hafen, ihre Fabriken, ihre Siedereien und Brennereien und Druckereien, ihre Börsen, ihre Comptoire,

ihre Mühlgräben, ihre Schleusenwerke, kurz, habt Ihr dieses Riesenbauwerk des Fleißes gesehen, die einzige Stadt der Welt, in welcher ein *Müssiggänger* eine *Seltenheit* ist, und ein *Pflastertreter* eine *Merkwürdigkeit* ist?

Und dann: habt Ihr die Einwohner dieser Stadt kennen gelernt, ihre biedere Offenheit, ihre unerschöpfliche Gastfreundschaft, ihre sociale Liebenswürdigkeit in den Stunden, die den Mühen und Sorgen des Tages folgen, ihre Herzlichkeit, ihren empfänglichen Sinn für Alles, was das Leben verschönt und veredelt, ihre unendliche Sorgfalt für nützliche und wohlthätige Anstalten? Habt Ihr ihre Cirkel besucht in den Stunden geselliger Freude? Habt Ihr ihre liebenswürdigen Frauen kennen gelernt, und ihre reizende, einfache Eigenthümlichkeit, in den Momenten, wo Geist und Herz sich gerne einem erhebenden Austausch überlassen? Kurz, habt Ihr Hamburg gekannt, wie es war noch vor wenigen Wochen, dann, o dann stellt Euch das großartige herrliche Bild noch einmal vor das Gedächtniß in seiner kolossalen Totalität, dann schließt einen Augenblick Eure Augen, haltet dieses Bild fest in Eurer Phantasie, und schlagt das Auge wieder auf und seht — — — *was Hamburg jetzt ist!!!* —

*Ein Athemzug des Schicksals, ein Hauch der Vorsehung*, und das Bild ist erloschen, und der goldene Rahmen zersplittert! Drei Tage reichten hin, um den Glanz von Jahrhunderten zu verzehren, und drei Nächte waren genug, um den Flor und die Blumen einer der mächtigsten Städte als Brand-Opfer aufgehen zu lassen einer tyrannischen Schickung!

So ist es denn neuerdings wahr geworden, daß „die Elemente das Gebild der Menschenhand hassen!“

Das entfesselte Element „*Feuer!*“ hat seine Orong-Utong-Arme ausgestreckt, und die schöne, üppige, demantengegürtete Seekönigin: Hamburg, als „*Feuerbraut*“ an seine glühende Brust gedrückt, und sie wollüstig aufgezehrt im gierigen Flammenkusse!

Neidig und eifersüchtig wollte das Element „*Feuer*“ der schönen Seekönigin Alles entreißen, womit das Element „*Wasser*“ sie beschenkt und bereichert, Alles, was an Morgengaben und reicher Mitgift Neptun auf breitem Rücken und Amphitrite auf dem großen, silbernen Präsentirteller des Meeres der schönen Seekönigin als Hochzeitsgeschenke in die weiten Hallen hineinbrachte!

Und immer wilder umstrickte die Feuerflamme, die riesige, gluthschuppige Boa, all' die Gassenglieder der mächtigen Stadt, und wölzt sich schnaubend und beutesuchend von Dach auf Dach, und schießt züngelnd von den Höhen in die Tiefen, und zurück; und das dritte Element: „*Luft*“ springt im Sturme hohnlachend herbei, und Feuersbrant und Windsbraut halten den gräßlichen Reigen, und in ihrer entsetzlichen Umarmung geht die Hälfte einer blühenden, riesigen Stadt, das Glück und die Wohlhabenheit von 40,000 Menschen in Rauch und Asche auf!

Aus Schutt und Trümmern, aus Hunger und Obdachlosigkeit, aus Gräuel und Verwüstung, aus Elend und Jammer, aus dem Steinlager von Greisen und Kranken, aus dem Strohlager von Wöchnerinnen und verwaisten Mädchen, aus den offenen, dem Sonnenbrand und Regenstrom preisgegebenen Wiegen von Kindern und Säuglingen, ertönt der weithinschollende Hilferuf an die Menschheit!

Auf den entblößten Kreuzen herabgeschmolzener Kirchenthürme steht der Genius der Menschheit, und ruft die ganze Christenheit auf zum Mitgefühl und zum Mitleid, und von achtzehnhundert nackten, ausgebrannten Häusergiebeln tönt ein Jammerschrei hinein in jede fühlende Brust von Lissabon bis Konstantinopel, von Amsterdam bis Südamerika, von London, Havre, Bordeaux bis in das Herzinnerste vom Fest- und deutschen Lande!

Hier ist es Zeit zu helfen und zu retten! Hier ist schnelle Hülfe und allseitige Anstrengung am rechten Orte!

Aus den Isisbrüsten dieser reichen Mutterstadt Deutschland's haben auch Millionen Deutsche nährende Milch getrunken; die reichen Goldadern dieser Stadt trugen ihr pulsirendes Leben, ihr goldenes Blut in tausend und tausend Kanälen durch Deutschland hin, es ist Zeit, dankbar zu seyn, es ist Zeit, großmüthig zu erstatten!

Laßt jetzt ruhen die *Todten* und ihre *Monumente*, laßt jetzt ruhen die *Ausbaue* würdiger Ruinen, die in ihren *Ruinen* ehrfurchtsgebietendere, historischere und interessantere Denkmäler für die Nachwelt seyn würden, als wenn weltliche Eitelkeit, Ruhmsüchtelei und Zeitaffektation noch an ihnen nesteln und klöppeln, um aus *hochinteressanten Ruinen* einer in ehrwürdigem Dunkel gehüllten Vorzeit, halbinteressante Schaustücke von zusammengestückelten Eitelkeiten eine interessenlose Jetztzeit zu machen!

Beim Himmel! Eine einzige Thräne, getrocknet von dem Leidensauge eines *Lebenden*, ist mehr werth vor Gott und Menschen, als hundert Monumente von Todten, die deren entweder nicht werth sind, oder deren nicht brauchen; und die kleinste Hütte wieder aufgebaut für eine obdachlose Familie, für einen Kranken, für ein ächzendes, jammerndes Kind, ist dem Himmel angenehmer, denn all' die Fettstücke und feisten Opfer, welche eine tendenzlose Manie der Zeit auf den Altar ihrer eigenen Eitelkeit niederlegt!

Alle diese Manifestationen eines sogenannten „Patriotismus“ schrumpfen zusammen im Gegenhalte mit den Reklamationen, welche der „*Humanismus*“ an die Menschen macht, und zu machen hat! Der Thurm von Babel hat sein Schicksal nicht erlitten, um nicht als Beispiel dazustehen, daß ein Bau von zu Vielen begonnen, ein Enthusiasmus, der keine positive Anlehnung hat, ein Bau, der so zu sagen par depit entsteht, stets daran denken soll, ob auch der Gipfel erreicht werden wird?!

Es steht ein großer Dom in der Welt: er heißt: *die Menschheit!* An diesem Dom baut, da führt Stein auf Stein, Denkmal auf Denkmal, Wohlthätigkeit auf Wohlthätigkeit, Menschenliebe auf Menschenliebe auf, bis er hinaufsteigt, der vollendete Bau der Menschheit im göttlichen und christlichen Sinne bis in den Himmel, um ihn zu verbinden mit der geläuterten Erde!

Gewiß wird Deutschland nicht anstehen, für die „*Ruinen*“ von Hamburg seine edle Brust aufzuschlitzen und sein Herzblut zu verspritzen für das Glück und das Wohl einer seiner mächtigsten, einflußreichsten und glänzendsten Städte!

Du aber, auch in Deinen Trümmern großartiges, auch in Deiner Noth edles und redliches Hamburg, Du wirst hervorgehen aus dieser Prüfung bewährter denn je; aus Deiner Asche wirst Du emporfliegen, ein verjüngter Phönix und wirst den riesigen Fittig regen und damit wieder bedecken die fernsten Zonen! Auf den Ruinen Deiner ärmsten Hütte werden sich die weiten Hallen glänzender Gebäude erheben, und in wenigen Jahren werden Deine Häuser dastehen wie gepanzerte Helden, und Deine Speicher wie volle Granatäpfel, und Du wirst des Tags des Zorns gedenken, zwar in frommer Demuth vor dem Ewigen, der Dich heimgesucht, aber im stolzen Bewußtseyn vor den Menschen, daß Du Dich wieder erhoben hast, wie ein vom Sturm gebeugter, majestätischer Wald, der dann seine Wipfel desto stolzer in den Lüften schaukelt!

Glück auf, mein herrliches Hamburg! Dein ist die Elbe und der unendliche Ocean! Dein sind die Häfen der Welt und die dampfschnaubenden, länderverbindenden, güterbeladenen Kameele des Meeres, denn nur der *Moment kann zürnen*, aber ewig *gütig* ist die *Zeit*; nur die *Welle ist falsch*, aber das *Meer ist treu*, und nur das *Glück ist wandelbar und flüchtig*, aber fest und *ausdauernd ist jener Reichthum*, der in der geistigen wie in der physischen Realität, in der rastlosen Thätigkeit, in der felsenfesten Rechtlichkeit, und im frommen Vertrauen auf Gott und auf das bessere Ich im Menschen gegründet ist! Darum Hamburg hoch! Hamburg for ever!

---

## Sylbenwechselräthsel.

Was wohl schützt vor *Eins bis Vier*?  
Merke auf, ich sag' es Dir:  
Wo die *Eins bis Vier* Dir droht,  
Folge nimmer dem Gebot,  
Das *Drei Vier Eins Zwei* Dir nennen,  
Wirst es als probat erkennen.

---

### Auflösung des Füllräthsels in Nummer 139.

*Nazionalist.*

---

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 26. Mai. *Othello, der Mohr von Venedig*, große Oper in 3 Abth. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 144. 27. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Tom Cringle's Schiffsjournal.

(Aus den Times.)

Der Verfasser dieses Tagebuchs war, wie sich aus einer kurzen Vorrede der neuen Ausgabe ergibt, ein Herr Mick Scott, zu Edinburgh im Jahr 1789 geboren, und auf der hohen Schule jener Stadt ausgebildet. Es scheint, daß er mehrere Jahre in Westindien zugebracht und sich dann verheirathet hat, wonach er in seine Heimath zurückgekehrt ist und sich auf kaufmännischen Betrieb in seinem Vaterlande gelegt hat. In den ihm bleibenden Mußestunden geschah es dann, daß er sein Tagebuch verfaßte; aber trotz der Popularität und dem Anklang, den dies Werk nicht nur in Schottland, sondern in ganz Europa und Amerika fand, behielt Herr Scott (gleich seinem berühmten Namensvetter Sir Walter) sein Incognito bis auf den letzten Augenblick bei. Er überlebte seinen Verleger um einige Jahre, und erst nach des Autors Tode erfuhren die Söhne des Herrn Blackwood den Namen desjenigen, der so lange und mit so vielem Erfolge dazu beigetragen hatte, ihr Journal interessant und beliebt zu machen.

Aus Tom's dauerndstem Denkmale, aus seinem eigenen Tagebuche lernen wir, daß er 13 Jahre alt oder etwas darüber zu der Flotte abging, die auf der Höhe von Vigo lag, und acht Tage später in Corunna hineinguckte. Dann kam er zu dem Blokadegeschwader vor Cadir, wurde aber bald wieder heimwärts geschickt und auf den Torch, einer Achtzehn-Kanonen-Schaluppe, gegeben, die nach der Nordsee gehn und einen Emissarius der Regierung zu Curhafen landen sollte, aber die Elbufer bei ihrer Ankunft im Besitz der Franzosen fand. Tom wurde dessenungeachtet mit einem Detaschement dahin beordert; aber eine sechspfündige Kanonenkugel zertrümmerte sein Boot, und er entging dem nassen Grabe nur, um den Franzosen in die Hände zu fallen. Diese schickten ihn mit einem Vierlanderfahrzeuge die Elbe hinauf, nach Hamburg, wo er vor Davoust, dem kalten und unbeugsamen Manne gebracht wurde, der sich stets so grausam und blutdürstig bewiesen, daß man ihm den Namen des Hamburger Robespierre beigelegt hatte, der übrigens einer der tüchtigsten Soldaten und der ersten Taktiker aus den Zeiten der Revolution war. Tom's Beschreibung seiner Zusammenkunft mit dem Marschall ist so malerisch und so wahr, daß wir uns versucht fühlen, sie hier wiederzugeben.

— „An diesem Tische saß ein, dem Anschein nach ungefähr 45jähriger Offizier. Derselbe hatte in seinem Aeußern nichts Auffallendes, war von mittler Größe und wohlgebaut. Er saß auf einem Stuhle, ein Bein über das andere geschlagen. Seine weiß eingefaßten Stiefel hatte er ausgezogen und statt ihrer niedergetretene Pantoffeln angelegt; sein fleckiger, goldgesäumter, weiß caschemirner Pantalon ruhte auf einem nicht abgenutzten Kissen; seine blaue, an Brust und Kragen reichgestickte Montur, stand offen, und die, ebenfalls mit reicher Stickerei versehenen carmoisinrothen Aufschläge lagen weit genug zurück, um auch die gestickte Scharlachweste sichtbar zu machen; auf seiner Brust blitzte ein großer, aus Solitairs zusammengesetzter Stern, so wie das Großkreuz der Ehrenlegion in seinem Knopfloche; die schwarze Halsbinde hatte er abgethan, und sein dreieckigter, mit dicken Schnüren eingefaßter und am Rande stark mit Straußendunen verzierter Hut lag neben ihm auf einem Sopha; sein Haupt bedeckte eine rothsammtne Kappe mit einem dicken Goldsaume zwei- oder dreifach besetzt, und auf dem Scheitel in zwei großen und massiven Troddeln auslaufend; er trug sehr große Epaulette, und sein Säbel lag, wie ich denke, wohl nur zufällig, auf dem Tische, mit der stählernen Scheide den Zierrathstheil des metallnen Ofens berührend.

„Sein Gesicht war gut, sein Haar dunkel, die Stirn ohne Falten, hoch und massiv, die Augen klar und lebendig, die Nase nicht zu spitz und nicht zu breit, sondern ein ganz gutes Exemplar von Nasen. Um die Oberlippe und den Mund her lag ein Ausdruck, der mir nicht gefiel: es war, wie wenn die erstere durch nervöses Zucken in einer ewigen Bewegung erhalten würde; und da der Schnauzbart jüngst gekürzt zu seyn schien, so sah man eine Weißbläue an ihr, die mit der dunkeln Complerion übel contrastirte, welche Davoust sich als tapfrer Soldat aus den glühenden Wüsteneien Aegyptens geholt hatte. Sein bloßer Nacken und seine Hände waren gleich schön, der erstere fest und nervig, die letzteren wohlgeformt und zart wie Frauenhände. Er las eine Zeitung oder irgend ein andres gedrucktes Blatt, als wir eintraten, und obgleich mit unserm Eintritt ein ziemliches Geräusch von Gewehr-, Säbel- und Sporengeklirr verknüpft war, sah er doch nicht nach uns auf. — Der ebenbeschriebenen Person gegenüber saß auf einem niedrigen Stuhle und mit überschlagenen Beinen, in die Asche stierend, die aus dem Ofen fiel, und den braunen Mantel von den Schultern gleiten lassend, eine kurze, stämmige Figur, ein Mann von etwa 30 Jahren, mit schönem lichten Haar, blühender Gesichtsfarbe, schönem Teint und derben deutschen Zügen. Der Ausdruck seines Gesichts, sofern bei einem Gesichte wie dieses von einem charakteristischen Ausdruck überall die Rede seyn kann, war der einer bestimmten Bekümmerniß. Aber ehe ich noch eine weitere Beobachtung anstellen konnte, trat der Adjutant, befangen und zitternd, wie ich bemerkte, vor, und sagte:

„Der Obrist *** wünscht Ewr. Durchlaucht aufzuwarten."

— Ha, sagte der Marschall da, ha, Obrist, was bringen Sie? Ist der Kaiser wieder vorgerückt?

„Nein," erwiederte der Offizier, „er ist nicht vorgerückt;

aber der Nachtrab ist von den Preußen abgeschnitten worden, und die — leichten, so wie die — Grenadiere sind gegenwärtig zu Curhafen."

— Aber, fragte der Marschall nun, wie sind denn Sie hierhergekommen?

„Wir waren detaschirt worden, um in einem benachbarten Dorfe ein Magazin von Lebensmitteln wegzunehmen, wurden aber, als wir dies eben ausführen wollten, bei einer offnen Stelle des Deiches von mehreren, zu einem englischen Geschwader gehörenden, bewaffneten Böten angegriffen, und da ich zugleich auch in der Ferne schießen hörte, so dachte ich, das könnten wohl die vordringenden Preußen seyn, und da mir also jede Aussicht, zu der Hauptarmee gelangen zu können, benommen war, so machte ich mich mit den Getraidefahrzeugen davon, hierher."

— Es freut mich, Sie hier zu sehen, sagte nun der Marschall, setzte aber hinzu: nur hätte ich dafür einen andren Grund gewünscht. — Wer ist denn das, der Bursche da?

„Dieser Bursche," erwiederte der Obrist, „ist einer der Offiziere von dem brittischen Geschwader, das uns durch seine Böte angreifen ließ.

— So! Aber, wie kam er in Ihre Gewalt?

„Das Boot, in welchem er sich befand, eins von den Vieren, wurde von uns durch eine sechspfündige Kugel zertrümmert; er war von dessen Besatzung der einzige, der an das Ufer schwamm; die übrigen mögen wohl von den andern Böten aufgefischt worden seyn."

— So? murmelte der Marschall vor sich hin; also englische Schiffe in der Elbe?

„Ich hoffe, Marschall," begann der Obrist wieder, „Sie werden ihn auf Parole frei lassen; er ist ja, wie Sie sehen, nur noch Kind."

— Parole! rief der Marschall aus, Parole! was weiß ein Bursche wie dieser wohl von der Bedeutung dieses Wortes? Da überlief es mich heiß und kalt.

— Also fort mit ihm, in Haft! — Als der Marschall dies gesagt hatte, begann er wieder in das gedruckte Blatt zu sehen, worin er schon Anfangs gelesen. Ich aber, so jung ich war, war doch mit dem Charakter des Mannes bekannt, dem ich gegenüber stand, und in dem Gefühl, daß selbst ein Tiger stutzig zu machen ist, wenn man ihm kühn entgegen tritt, brach ich nun in die Worte aus:

„„Mein Herr, ich bin ein Engländer, und deßhalb unfähig, ein gegebenes Wort zu brechen!"" Da legte der Marschall sein Papier aus der Hand, schlug langsam die Augen nach mir auf, und sagte, sie fest auf mich richtend:

— Ei, ei! so jung und doch so keck!

„Halten Sie ihm das zu Gute, Marschall," vermittelte der Obrist gütig; „wenn Sie ihm die Parole bewilligen, so ..."

— Nun denn, Obrist, nehmen Sie sie ihm ab, so daß er sich verpflichtet, nicht über den Deich hinauszugehn.

„„Ein solches Versprechen gebe ich nicht,"" erklärte ich da mit einer Vermessenheit, über die ich mich nachher selbst wunderte, und noch jetzt wundern muß.

— Ei, junger Mann, sagte da der Marschall ganz erstaunt, warum wollen Sie ein so gütiges Anerbieten, gütiger, als ich es einem Feinde zu machen gewohnt bin, nicht annehmen?

„„Aus keiner andern Ursache, als um die erste die beste Gelegenheit, die sich mir zum Entkommen darbieten möchte, benutzen zu können.""

— Was! rief der Marschall aus, mir das gerade ins Gesicht sagen! und sich dann zu seinem Adjutanten wendend: Lafontaine, ein Detaschement Soldaten! — Der junge hübsche Offizier zögerte, und hing, wie wir zu sagen pflegen, im Winde, wohl gerührt über mein jugendliches Alter. — Das erbitterte aber den Marschall, er stand auf und stampfte mit dem Fuße. Der Obrist wollte wieder begütigen, er aber schrie: He, Wache! ein Trupp Grenadiere! fort mit ihm! und ... mit diesen Worten erfaßte er das untere Ende seiner Säbelscheide, schleuderte sie aber sogleich mit dem Ausruf: Sacre! alle Teufel, was ist das? von sich, und sprang, die rechte Hand schüttelnd und auf die Finger blasend, wie toll im Zimmer umher. (Fortsetzung folgt.)

## Die Judenstadt in Prag.

(Fortsetzung.)

Die Prager Juden zeigen auf ihrem Kirchhofe dem Fremden das Grabmal manches hochgelehrten und von ihnen hochverehrten Menschen. So mußte ich hier das schön geschmückte und zierlich gemeißelte Monument einer schönen Jüdin bewundern, die sich zu einer vornehmen Dame, zur Gemahlin eines reichen polnischen Grafen aufgeschwungen hatte; dann die Monumente mehrerer Rabbiner und Leviten, die als Weise in der Gemeinde verehrt werden; auch das eines jungen Menschen von achtzehn Jahren, der vor mehreren Jahrhunderten lebte. Dieser Jude war schon in seiner frühesten Jugend ein Wunder von Gelehrsamkeit, Weisheit, Schönheit und Tugend. Gott hatte ihn mit den wohlgefälligsten Eigenschaften begabt, und sein Geist schwebte beständig über des Jünglings Haupt. Allein er war zu gut für diese Erde und sein Schöpfer nahm ihn im achtzehnten Jahre seines Lebens hinweg. Bei seinem Tode geschahen Wunder und Zeichen und es verfinsterte sich der Himmel. Der König von Böhmen, welcher damals herrschte, schickte, als er dieses bemerkte, über die Moldau zu den Weisen der Juden hinüber und ließ fragen, was die Verfinsterung des Himmels bedeute. Sie erklärten es ihm und sagten, es habe eine engelgleiche Seele so eben die Erde verlassen. — Solcher sonderbaren und interessanten Geschichten und Sagen laufen manche unter der Prager Judenschaft um, und wenn man sie hört, sollte man oft meinen, man sey im alten Babylon zur Zeit der Herrschaft Nebukadnezar's, so sehr gleichen sich noch jetzt alle Vorfälle, alle Charaktere und die Weise, sie aufzufassen, zu erklären und zu erzählen.

Ein anderer reicher und wohlthätiger Prager Jude, dessen Grabstein — im Anfang des vorigen Jahrhunderts, glaube ich — hier errichtet wurde, hieß Meisel. Dieser Mann erbte von seinem Vater nichts und handelte sein ganzes Leben hindurch mit altem Eisen. Er lebte so bescheiden, ja so kümmerlich und ärmlich wie die andern armen Juden Prag's. Aber er baute für das Geld, welches er ersparte, das jüdische Rathhaus in Prag und vier Synagogen. Er ließ sechs Straßen pflastern und wöchentlich auf seine Kosten sechzig Arme speisen. Nie hat man erfahren, woher er sein Geld hatte, und auch nicht, wo er es hatte. Man glaubt, er habe bei einer Portion alten Eisens, das er billig gekauft, auch eine Menge beschmutzten Goldes gefunden. Wie jene Tugendhelden, bei deren Tode sich der Himmel verfinsterte, findet man auch solche Charaktere auf allen alten Judenkirchhöfen.

Es geht jetzt dem Judenkirchhofe wie allen wenig besuchten Orten und alten Ruinen. Seine Gebüsche und Gemäuer dienen zuweilen Dieben und Ausreißern zum Versteck, die sich im Staube der Todten eine Zeitlang verkriechen. Unter den Häusern, die an den Kirchhof stoßen, befinden sich auch die jüdische Kleinkinderbewahranstalt, das jüdische Siechenhaus und ein Krankenhaus. Den kleinen Kindern hat man erlaubt, durch die Mauer ihres Hauses, die zugleich die des Kirchhofs ist, eine Thür zu brechen und einen kleinen leeren Winkel desselben als Spielplatz zu benutzen. Man hat ihnen

iesen Platz mit einem Schuppen oder Lusthaus überbaut und hnen Bänke und Tische darunter gesetzt. Ich muß gestehen, ch konnte die Kleinen dort in ihrem engen Kirchhofswinkel, nitten unter den zahllosen Grabsteinen, sich nicht umher reiben sehen, ohne mich zu fragen, welchen Einfluß ein solcher Spielplatz auf ihren Geist haben müsse. Die ältern unter ihnen pflückten sich die Unkrautblüthen vom Rande der Grabhügel und wanden sich Kränze daraus. Es war eine Menge erstaunlich blasser, magerer und hülfloser kleiner Würmer darunter, und das Gegenstück zu ihnen fand ich im Siechenhause, eine Masse alter Männer und Frauen, die wieder ganz zu der Hülflosigkeit der Kindheit herabgesunken waren; unter andern ein hundertjähriges Judenweib, das schon seit Jahren gekrümmt, blind und fast regungslos wie eine Pflanze im Bette lag und kein anderes Zeichen des Lebens von sich gab, als ein leises wimmerndes Stöhnen. — Es husteten, hinkten und stöhnten wohl vierzig alte Weiber und Männer um uns herum. Es war ein angesehener Mann aus der Gemeinde bei mir. Sie begrüßten ihn ganz auf orientalische Weise, kamen herangestolpert, küßten ihm den Rock, nannten ihn einmal über das andere: „gnädigster Herr," und wünschten ihm langes Leben, Gesundheit und Gottes Segen. — In diesem jüdischen Krankenhause zeigte man mir auch einen verwahrlosten, auf der Straße der Prager Judenstadt aufgefangenen Knaben. Ich will über diesen merkwürdigen und mir unerklärlichen Fall nur einfach berichten, was ich selber sah und was man mir Glaubliches davon erzählte.

Dieser Knabe war dem Anschein nach acht bis zehn Jahre alt. Die Polizei hat ihn auf der Straße, wie gesagt, als ein wildes, unerzogenes, keiner Sprache mächtiges Wesen entdeckt, aufgefangen und dem jüdischen Magistrat überliefert. Dieser hat ihn, ich weiß nicht wo, ein Jahr lang ernährt und ihn dann dem Krankenhause übergeben, weil sich keine Angehörigen zum Knaben meldeten und dieselbe auch auf keine Weise von der Polizei ausfindig gemacht werden konnten. Man hat ihm einen Namen gegeben und ihn Lebel Kremsier genannt. Wir fanden ihn in einer Ecke, zwischen einem Schrank und einem Fenster kauernd. „Er ist wild und unbändig," sagte der Vorsteher, „und troß dem, daß ich ihm schon manche Tracht Schläge gegeben habe, springt er doch noch zuweilen wie eine Katze aus dem Fenster und verkriecht sich hinter den Gebüschen des Kirchhofs. Gern huscht er hinter den Katzen her und springt ihnen überall nach. Wo er kann, bringt er sie um's Leben. Er hat starke Glieder und ein besonders starkes Gebiß." Der Vorsteher öffnete dem Knaben den Mund und zeigte uns seine Zähne. „Daher frißt er auch so viel wie zwei Große. Wählerisch ist er nicht in den Speisen, und er schlingt hinunter, was er nur beißen kann. Zu Zeiten ist er besonders wild. Dann ist er gefährlich und krazt und beißt. Bei mir aber wagt er es nicht. Er spricht nichts, und wenn man ihn etwas fragt, wiederholt er bloß die Frage selbst wie ein undeutliches Echo."

Das Gesicht des Knaben war regelmäßig gebildet; auch waren die Augen lebhaft, nur schien es mir, als wenn er sie ein wenig verwerfe. Wir fragten ihn: „Wie heißt du?" — „eißt du," tönte das nur halb artikulirte Echo aus seinem Munde wieder. „Warum hast du keine Hosen an?" — „rum — ast — osen." — „Lebel Kremsier, ist dir kalt?" — „alt," tönte es wieder. Indem er diese Worte wiederholte, erbebten seine Gesichtszüge in beständigem krampfhaftem Lachen oder Grinsen. Ich glaubte Anfangs, es sey Verlegenheit oder Freundlichkeit; aber der Vorsteher sagte mir, es sey bloß Furcht, und ich bemerkte in der That, daß der Knabe am ganzen Leibe zitterte.

Man hat wohl in wilden, wald- und sumpfreichen Gegenden zu Zeiten solche wilde und verwahrloste oder verkommene Individuen gefunden. Wie es aber möglich ist, daß in einer Stadt, wie Prag, ein unglückliches Geschöpf, wie jener Lebel, groß werden konnte, das bleibt mir in der That ein Räthsel, dessen Lösung ich nicht zu geben vermag. Alles der Unordnung in der Gemeinde Schuld zu geben und den Lebel als eine Blüthe der moralischen Versumpfung in jenem Judenviertel zu betrachten, wage ich nicht, weil mir ein solcher Fall doch einen zu anarchischen Zustand vorauszusetzen schiene.

Es gibt in Prag nicht weniger als zwanzig jüdische „Bessa Mederesch" (d. h. „Häuser des Unterrichts") und außerdem noch acht Tempel, von denen die meisten in der Nähe des beschriebenen Kirchhofs liegen. Der älteste und interessanteste unter ihnen ist die sogenannte „Altneuschule," deren innere Einrichtung namentlich neuerdings wieder in einem um so interessantern Lichte erscheint, da der alte Styl des Baus und der darin geltenden gottesdienstlichen Gesetze Gelegenheit zu Vergleichungen mit dem neu aufkommenden reformirten Gottesdienste der Juden gibt, der jetzt hier in Prag auch Wurzel gefaßt hat und die alten Synagogen zu verdrängen droht. Ich glaube nicht, daß man überhaupt in ganz Deutschland etwas Aehnliches findet, wie die Altneuschule in Prag.

Von außen gleicht diese Synagoge einem alten Speicher oder Waarenhause, wie man sie noch wohl in einigen mittelalterlichen deutschen Handelsstädten findet. Im Innern gleicht sie an alterthümlichem Staub, Schmutz und Finsterniß einer Katakombe. — Am Gewölbe hängt eine Riesenfahne, die sich durch die ganze Synagoge hinzieht. Die Judenschaft erhielt sie von Kaiser Ferdinand III. nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges wegen des Patriotismus und der Tapferkeit, welche sie bei der Belagerung der Stadt Prag durch die Schweden im letzten Jahre dieses Krieges bewiesen hatte; eine Belagerung, bei welcher sämmtliche Bürger Prag's, auch die Studenten, so wie die Jesuiten und die Mönche aller Orden auf den Mauern und bei Ausfällen und Handstreichen sich so ausgezeichnet tapfer benahmen, daß der Kaiser nachher neben vielen andern auch alle Rathsherren der Stadt in den Ritterstand erhob und die verschiedenen Gemeinden, Corporationen und Klöster noch besonders belohnte. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Berlin.) Ueber die erste Aufführung der „Hugenotten" von Meyerbeer bemerkt die Preuß. Staatszeitung: „Wir wollen heute nur den ersten Eindruck bezeichnen, den das Werk, nach dem anhaltenden und allgemeinen Applaus zu urtheilen, der oft in der Mitte der Handlung und nach jedem Akte erscholl, auf das versammelte Publikum gemacht hat. Am lebhaftesten war der Beifall nach dem dritten Akt, nach welchem der Komponist, der die Oper selbst dirigirte, und gleich bei seinem Erscheinen mit Applaus empfangen worden war, bereits hervorgerufen wurde, und nach dem vierten Akt, in welchem Mad. Schröder-Devrient, die wir an diesem Abend nach langer Zeit wieder als willkommensten Gast in unserer Oper begrüßen konnten, durch ihren seelenvollen Gesang, der noch immer in voller Schönheit und Frische strahlt und zündet, so wie durch ihr hochtragisches Spiel, worin sie einzig in der Gesangwelt dasteht, den erschütterndsten Eindruck macht und zu enthusiastischem Ausbruch der Bewunderung hinriß. Daß sie mehr als einmal hervorgerufen wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Am Schluß der Oper ertönte auch noch dem Tondichter ein abermaliger Ruf, und als den Zögernden endlich Mad. Schröder-Devrient hervorführte, und ein Gedicht im Namen

der Mitglieder der Königlichen Oper in zahlreichen Abdrücken nebst einem Lorbeerkranz ihm zugeworfen wurde, ergriff die Künstlerin den Kranz, um den gefeierten Meister damit zu krönen; aber schnell entzog sich dieser in seiner Bescheidenheit der ihm zugedachten Huldigung. Bei der Ankunft in seiner Wohnung wurde er noch von einem Ständchen empfangen, durch welches die Königliche Kapelle ihm ihre Hochachtung und ihre Freude darüber, daß sie sein Werk unter seiner eigenen Leitung hatte einstudiren und ausführen können, an den Tag legen wollte. Diese Freude theilt gewiß das ganze Publikum Berlin's, stolz darauf, Meyerbeer, unseren Landsmann, im Glanze seiner Wirksamkeit vor sich zu sehen, und wir haben nur zu wünschen, daß er von Paris, wohin er nächstens zum Einstudiren seiner neuen Oper abreis't, bald zu uns zurückkehren und uns auch diese neue Oper vorführen möge.

*** In der Kapelle zu Broadgreen bei Croydon gab es am Pfingstsonntage eine schlechte Erbauung. Nach Verlesung des Gebetes wurde der Priester Moore von einem Bierwirth um Zahlung seiner Schuld angegangen. Da der Geistliche dem Wirthe antwortete, daß dies hier weder die Zeit noch der Ort zu Eintreibung einer Bierschuld sey, so ward er von demselben und zweien Andern ergriffen und ins Gesicht geschlagen; die Raufer zerrissen ihm das Meßgewand und erlaubten sich Mißhandlungen aller Art. Die übrigen Anwesenden in der Kapelle sprangen jetzt auch herbei und es kam zu einer allgemeinen Rauferei im Gotteshause, bis die Polizei von Croydon Ruhe gebot. Die ärgerliche Sache kommt jetzt vor die Assisen. (Mainz. Unt. Bl.)

*** In Petersburg wird bei **Begräbnissen** der Sarg unbedeckt nach der Kirche getragen, damit die Bekannten, die ihm unterwegs etwa begegnen, das Gesicht ihres verstorbenen Freundes noch einmal sehen können. Den Sargdeckel trägt man voraus und dem Sarge folgen, selbst am hellen Tage, eine Anzahl Fackelträger mit breiten Hüten, in langen schwarzen Mänteln. Alle Diejenigen, welche dem Leichenzuge begegnen, nehmen die Hüte ab und beten für den Todten so inbrünstig und andächtig, daß sie den Hut nicht eher wieder aufsetzen, bis der Zug ihnen aus dem Gesichte entschwunden ist. Diese Aeußerung der Achtung bringt man jeder Leiche dar, Russen sowohl als Protestanten und Katholiken. In der Kirche wird die Leiche nochmals ausgestellt und die Geistlichen, in Schwarz und Weiß gekleidet, mit Wachskerzen, die von schwarzem Flor umwunden sind, in den Händen, versehen den Todten mit allem, was sie für dessen Reise nothwendig halten. Auf die Stirne legt man ihm eine Binde mit heiligen Bildern. In die Hand steckt man ihm ein Kreuz von Wachs oder anderem Stoffe. Dann empfängt er den Paß *). Selbst eine Schüssel mit Speisen wird neben den Sarg gestellt. Dieses Leichengericht heißt kutja und besteht meist aus Reis, der mit Honig gekocht und in eine Art Pudding geformt ist. Dieser wird zur Verzierung mit Rosinen bestreut und oben darauf liegt ein Kreuz von derselben Frucht. Die Reichen nehmen statt der Rosinen kleine Stückchen Zucker. Das Gericht fällt nach der Ceremonie den Priestern zu. Dann wird eine Messe gesungen, welche in der russischen Kirchensprache Panichide heißt, und während derselben nehmen alle Verwandten den letzten Abschied von dem Todten, alle küssen ihm die Hand und bei den niederen Ständen hört man bei dieser Gelegenheit die schmerzlichsten und beredtesten Anreden. War der Verstorbene verheirathet, so spricht die Wittwe ihren Kummer in den rührendsten und poetischesten Ausdrücken aus. Sie ringt die Hände und blickt dabei dem Todten unverwandt in das Gesicht, als lebe er noch, und spricht, bald lauter, bald leiser: „Goluboltschik moi, Doschotschik! Ach, mein Täubchen, mein Freundchen, warum hast Du mich verlassen? Besorgte ich Dir zu Hause nicht Alles mit Liebe, daß Du von Deinem Weibe schiedest? Wehe mir! Wie wohl und blühend saßest Du neben mir und Deinen Kindern noch vor sechs Wochen und spieltest mit Deinem kleinen Sohne Feodor, der erst drei Jahre alt ist; jetzt bist Du todt und still und antwortest Deinem Weibe und Deinen weinenden Kindern kein Wort. Freundchen, lieber Mann, Herr, wache auf! wache auf!" Unter diesen Wehklagen ohne Ende wird der Deckel auf den Sarg gelegt und der Zug begiebt sich auf den Gottesacker.

*) Dies ist ein langer Papierstreifen, den die unteren Classen einen Paß nennen; man lieset darauf den Tag der Geburt und des Todes des Verstorbenen, seinen Taufnamen und Anderes.

*** (**Die Renegatengarde in Marocco.**) Von einem Obrist Scott, der früher in der brittischen Legion in Spanien gedient, ist ein „Journal eines Aufenthalts in der Esmailla Abdel-Kader's nebst Reisen in Marocco und Algier" erschienen. Er machte diese Reise mit einem Herrn Manuccl, einem Chargé d'Affaires des Emirs, von Gibraltar aus. Unter andern seltsamen Dingen erzählt er von der Leibwache des Kaisers zu Fez Folgendes: Möge der Leser mich keiner Lüge zeihen, wenn ich sage, daß man auf das Leben eines Renegaten so wenig Werth legt, daß die unglücklichen Spanier, welche von Ceuta oder Melillah entfliehen, von den Häuptlingen, in deren Hände sie fallen, zu drei oder vier spanischen Piastern verkauft werden. Die, welche glücklich genug sind, nach Fez zu gelangen, läßt man in die Leibwache des Kaisers treten, die aus etwa 6000 französischen und spanischen Renegaten besteht, oder man sendet sie nach Ligori, einer 16 Leguas von Fez südlich gelegenen Stadt. Hier werden sie in Regimenter gebildet und aus den intelligentesten unter ihnen die Offiziere gewählt; man gibt ihnen hier Land, versieht sie mit Weibern und bezahlt ihnen drei Piaster monatlich. Man betrachtet sie als eine Art Bauernsoldaten, und sie müssen dem Kaiser dienen, so oft er sie dazu aufruft, was jedoch nur geschieht, wenn der Kaiser selbst ins Feld zieht.

## Ergebung.

Von Wilhelm von Humboldt.

Auch mir kann der Verderbensstrahl erscheinen,
Der feurig sich vom Riesendach erhebet;
Doch meine felsenfeste Brust nicht bebet,
Und kindisch feige nicht die Augen weinen;

Was liegt verborgen in des Schicksals Schreinen,
Von unerforschtem Dunkel ist umschwebet;
Doch Alles, was auf Erden athmend lebet,
Muß sich ihm beugen, es verschonet Keinen.

D'rum hebe, Flamme, dich in mächt'ger Stille!
In langer Reihe süß verlebter Jahre
Genossen habe ich der Freuden Fülle;

Muß jetzt ich schmecken des Geschickes Strenge,
Ich mit Gelassenheit darin gewahre
Der Dinge Wechsel in der Zeiten Länge.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5 — 12 Jahren: *l'Enfance de Louis XII.*, ou: *la Correcrection de nos Pères*, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf: **Edel und Gemmy**, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Herrn **Appiani**, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterreich.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 145. 28. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Tom Cringle's Schiffsjournal.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Die anwesenden Offiziere, selbst der oberste unter ihnen, so viele Mühe er sich auch gab, ernst zu bleiben, konnten sich des Lachens nicht erwehren, als sie den blutdürstigen Davoust, den Herzog von Auerstädt, den Prinzen von Eckmühl, den Robespierre von Hamburg gleich einem Tanzmeister pirouettiren sahen. Er hatte es außer Acht gelassen, daß die Scheide seines Degens auf dem heißen Ofen fast rothglühend geworden war."

„Während all' dieser Zeit hatte der kleine, schlicht aussehende Mann sich ganz ruhig gehalten; doch war es mir nicht entgangen, daß er mich nicht aus den Augen gelassen hatte. Er stand nun auf, und sagte, wie mir däuchte, mit einer Thräne im Blick:

„„Marschall, wollen Sie mir den Knaben wohl anvertrauen?""

— Meinetwegen, antwortete der Marschall, nun selber über sein Mißgeschick lachend; nehmen Sie ihn mit, machen Sie mit ihm, was Sie wollen. Dann, wie wenn er sich plötzlich eines andern besonnen hätte, setzte er noch hinzu: aber, Herr ***, Sie bürgen mir für ihn, und er muß sich stellen, sobald ich es verlange."

Nachdem unser Autor nun bis kurz vor der Räumung Hamburg's durch die Franzosen in der Nähe dieser Stadt unter den wackern Leuten geblieben war, die sich seiner so gütig angenommen hatten, eilte er zurück nach England, wo er, schon vom Wachtschiffe aus, nach Portsmouth beordert wurde, und dort die Weisung erhielt, einen General, sechs Kanonen und einen spanischen Geistlichen nach deren Bestimmung zu führen. So ging er denn sofort mit dem besagten General, dessen Gattin, einem Adjutanten, zwei Pudeln, einem schwarzen und einem weißen Domestiken, einem Domherrn und sechs Neunpfündern Feldgeschütz nach Cove of Cork ab.

Von Cork segelte Tom nach Bermuda, von welcher Insel er eine so liebliche und malerische Beschreibung gibt, daß wir, des Raumes wegen, nur ungern darauf verzichten, sie wiederzugeben. Von Bermuda aus kreuzte er dann bis Jamaica, und als er dort die Transportschiffe sicher im Hafen von Kingston sieht, da streicht er durch den Golf und setzt seinen Kreuzer an dem Saum des Golfstroms, zwischen dem 25. und dem 30. Grad N. B. fort.

Nachdem er in diesen Breiten eine Zeitlang gekreuzt hat, hin und wieder mit Murillo, Morales und mehreren andern in dem Unabhängigkeitskriege beschäftigten spanischen und südamerikanischen Generalen verkehrt hat, kehrt Tom's nach Jamaica zurück, von dem er ein so erquickliches und so ansprechendes Bild entwirft, daß man sich gern sogleich inmitten der Yams, der Pisangs, und der Mango-Bäume, nebst Zubehör von Sangari und weißen Pfeffer versetzen möchte, wenn das möglich wäre.

Von dem Hafen von Kingston wird folgende Schilderung gegeben.

„Zu der Zeit, in welche meine Beschreibung fällt, stand die Insel im Zenith ihrer Prosperität und der Hafen von Kingston lag voller Schiffe. Ich hatte nie zuvor einen so prachtvollen Hafen für Kauffahrer gesehen: er ist ganz vom Lande eingeschlossen, und so geräumig, daß England's gesammte Marine Platz darin hätte."

„Seewärts ist ihm fast gar nicht beizukommen, denn es würde nahe an ein Wunder grenzen, wenn ein feindliches Geschwader sich zwischen dem Labyrinth von Sandbänken und Klippen hindurchwände, die in der Nähe seiner Mündung liegen, und zwischen welchen die Canäle zum Theil so enge und so seicht sind, daß ein Versenken von Sandbarken an drei oder vier Stellen den Zugang rein unmöglich machen würde; außerdem wird der Eingang zu Port-Royal aber noch durch sehr starke Werke vertheidigt, indem die ganze Strecke quer über mit Kanonen gespickt ist, und die angreifenden Schiffe etwas weiter nach Innen dem Kreuzfeuer des schweren Geschützes in der Apostel-Batterie ausgesetzt seyn würden. Aber selber angenommen, daß alle diese Hindernisse überwunden, und der Eingang in den Hafen erzwungen worden wäre, würde der Feind, ehe er die engen Pässe passirte, die zu dem Ankerplatz von Kingston führen, von den 60 Stücken schweren Geschützes des Forts Augusta, zu dem er in einem Fahrwasser, das ihm an seiner weitesten Stelle nicht mehr als eines Flintenschusses Weite Raum ließe, in nicht weniger als mindestens einer halben Stunde gelangen könnte, zermalmt werden. Zu gutem Glücke hatte Herr Canning seine neue Welt noch nicht ins Leben gerufen, und der gesammte Handel der Terra firma, von Porto Cabello abwärts bis nach Chagres, der größere Theil des Handels von Cuba und St. Domingo, ja selbst der von Lima und San Blas, nebst den andern Häfen am stillen Meere, der über den Isthmus von Darien betrieben wurde, concentrirte sich zu Kingston, da die gewöhnlichen Zufuhren von Cadix aus durch das Vordringen der Franzosen auf der Halbinsel unterbrochen worden waren. Das Ergebniß dieses fürstlichen Handels, großartiger als der von Tyrus seiner Zeit gewesen, war ein Gold- und Silberstrom von jährlich 3 Millionen Livres, welche der englischen Bank für brittische Manufacturen zuflossen, und die nicht allein den Kriegsnerv der Regierung im Mutterlande stählten, sondern zugleich eine immense brittische Schifffahrt und viele Tausende von Seeleu-

ten beschäftigten, auch dem brittischen Unternehmungsgeiste und den brittischen Capitalien unzählige neue Auswege an die Hand gaben. Aber ach! wo bist Du Sonne geblieben?"

Indessen ist doch nicht Alles couleur de rose in jenen heißen Breiten. Da gibt's das gelbe Fieber und das schwarze Erbrechen, die Baumkröte, riesige Roßkäfer, gräulich gefräßige Raubthiere und zahllose Reptilien auf der Erde, und die offne See und alle Buchten wimmeln von Haifischen und Alligatoren. Merkwürdig ist es, daß das gelbe Fieber hier (von Tom: Vomito Pietro, sonst aber immer Vomito Negro genannt), welches unsern Truppen im vorigen Jahre so verderblich geworden, nie über die Höhe von 3000 Fuß über der Meeresfläche hinausgegangen ist. Es ist dies ein Umstand, der wohl von der Regierung beachtet zu werden verdiente. Jamaica ist von einer Kette hoher Berge durchschnitten, und diese könnten zur Gesundheit unserer Truppen, nur zu oft durch einen längeren Aufenthalt auf der Insel decimirt, ganz gut benutzt werden.

Von den Eingebornen Jamaica's, ja von den westindischen Inseln überhaupt, entwirft Tom, und wie wir glauben in der Hauptsache mit Recht und der Wahrheit gemäß, ein feurig lobendes Bild. Sie sind gesellig, gastfrei, herzlich (Tom nennt sie ein hand-shaking — ein Hände drückendes — Volk), mit Sinn für die Genüsse des Lebens und der Tafelfreuden.

Die Letztern scheinen auch unserm Tom nicht fremd, und er wohlbewandert in dem zu seyn, was le bourgeois gentilhomme die Science des bons morceaux nennt; nächst seinen Beschreibungen von Schlachten und vom Entern sind seine Schilderungen von Frühstücken und Diners so appetitlich, daß einem das Wasser in den Mund läuft.

Der Band enthält zusammen achtzehn Erzählungen, meistens köstlich geschrieben und voll dramatischer Incidenzen. Am meisten glänzt Cringle jedoch in seinen Meer-Scenen, in seiner Beschreibung von Sträußen mit Schmugglern und Piraten. Seine „Jagd auf die Schmuggler" ist mit höchstem Pathos und der größten Kraft geschrieben, und bekundet ein Talent der Schilderung höchsten Grades.

Es ist nirgends angegeben, auch sonst nicht zu unsrer Kenntniß gelangt, wie lange Tom im Dienst gewesen ist, muthmaßlich nicht über drei oder vier Jahre; wie dem aber auch seyn möge, so viel ist gewiß, daß er Alles an und um ein Schiff aufs genaueste kennt.

## Die Judenstadt in Prag.

(Fortsetzung.)

Auf der Tribüne in der Mitte der Synagoge stand ein alter Rabbiner und predigte. Auf den Stufen der Tribüne und auf ihr selbst neben dem Prediger drängten sich die Zuhörer. Dicht vor dem Redner stand ein weißhaariger Greis, der harthörig war und sein Ohr nahe zu demselben hinhielt. Kleine Knaben saßen daneben. Der Redner stand nicht, an einen Fleck gebunden, im Gefängniß eines Katheders, sondern bewegte sich ziemlich frei auf seinem Posten hin und her. Lauter Dinge, die in unsern geordneten protestantischen Kirchen unschicklich wären. Diese Scene in der Altneuschule hätte man gleich mit dem Daguerreotype aufnehmen mögen; es wäre wenigstens nach Umriß und Gruppirung ein interessantes Bild; aber leider fehlte der Geist beim Redner, so laut er auch sprach. Seine Rede war das merkwürdigste Gemisch von Hebräisch und Deutsch, das ich je gehört habe. Jede Redensart, jeder aus der Bibel entlehnte Vers wurde zuerst Hebräisch gesagt und dann ins Deutsche übersetzt. Bald kam der Redner auf Nebukadnezar zu sprechen, bald auf die Zerstörung Rom's durch Titus, bald auf die falsche Aufklärung unserer Tage, und von dieser ging er, um Beispiele zu holen, in einem Athemzuge und in wenigen Sprüngen die ganze Leiter der Geschichte wieder rückwärts bis zu Adam hinauf.

Die Veränderungen, welche die aufgeklärteren Juden seit einiger Zeit mit dem alten jüdischen Gottesdienste vorgenommen haben, greifen nirgens einen wesentlichen Theil desselben an, vielmehr lassen sie Alles, was das eigentliche Gesetz festgesetzt hat, bestehen. Aber Zusätze späterer Jahrhunderte haben sie angegriffen, wenn sie störend sind; und die Gesetzvorschriften selbst bringen sie in einer Weise und in einem Geiste zur Ausführung, der nicht in zu krassem Widerspruche mit unserer Aufklärung steht. — So z. B. bleiben in diesem reformirten Gottesdienste die Frauen allerdings auch noch von den Männern getrennt, aber nicht, wie in der Altneuschule, durch dicke Mauern mit dünnen Ritzen, sondern bloß durch offene Geländer. Ebenso sind die jüdischen Gesänge geblieben; aber man bestrebt sich, sie gut vortragen zu lassen, und besoldet eigene Sängerchöre zu diesem Zweck. Ebenso ist der Inhalt der Predigt nicht verändert, aber man sieht mehr auf Beredtsamkeit beim Prediger, befleißigt sich eines reineren Deutsch, ohne die häufige Einmischung des Hebräischen, und gestattet der Rede auf Kosten der übrigen Ceremonien etwas mehr Raum.

Die ersten Vereine, um diese Reformen ins Leben zu rufen, entstanden in Berlin und Hamburg, denen dann später alle bedeutenderen Gemeinden Deutschland's folgten, und deren Anordnungen den letzteren zum Muster dienten. In Prag thaten sich ungefähr hundert Männer zusammen, bauten sich eine neue Synagoge, schickten Deputirte nach Hamburg und Berlin, welche die dortigen neuen Einrichtungen in Augenschein nehmen und dort einen Prediger werben sollten, der Gelehrsamkeit, Glaubensfestigkeit und Beredtsamkeit verbände. Die erste Wahl mißglückte; der berufene Prediger gefiel nicht und fand keinen Anklang. Der zweite aber, den man von Berlin kommen ließ, Sar, hat so viel Beifall gefunden, daß jetzt sogar Katholiken und Protestanten in die jüdische Synagoge gehen, um ihn zu hören. Leider wurde mir dieses Glück nicht zu Theil, da am Gedächtnißtage der Zerstörung Jerusalems durch Titus, an welchem ich die neue Kirche besuchte, die Rede eben geendigt war. Die Frauen saßen hier wie die Männer im untern Raum des Tempels, nur hatten die Männer die Mitte, die Frauen die Seitengänge inne. — Das Sängerchor bestand aus einer Menge junger Leute und Knaben, die schwarze Kleidung und schwarze Sammtkäppchen trugen. — Eine kleine Orgel begleitete den Gesang. Die Psalmen wurden nach einer neuen, geschmackvollen Uebersetzung gesungen.

Die Reform des jüdischen Gottesdienstes ist in Wien schon etwas früher eingetreten als in Prag, und von beiden Punkten aus dringt sie nun zu den übrigen Gemeinden Oesterreich's. Sie wird auch eine Verbesserung der Schulen, Krankenhäuser und andern mit der Kirche in Verbindung stehenden Anstalten nach sich ziehen, und thut dieß auch in der That schon zum Theil. Die österreichische Regierung hat diese Reformen geduldet und befördert, da bisher noch keine Parteiungen und religiösen Zwiespalte daraus entstanden sind. Diese suchen auch die Freunde der Reform und des Fortschrittes auf alle mögliche Weise zu vermeiden, daher sie auch überall lebhaft dagegen protestiren, daß sie eine Partei seyen. Indeß ist doch wohl eine Abneigung zwischen den „Alten" und den „Neuen" (diese Ausdrücke hörte ich sie in Prag oft von einander gebrauchen) nicht zu verkennen. Die altgläubigen Juden betrachten bei aller Vorsicht, welche die

andern anwenden, doch ihr Beginnen als gottlos und murren dagegen. Indeß ist kein Zweifel, daß, wenn die Reformen mit der jetzigen Mäßigung weiter gehen, sie sich zum Stillschweigen bequemen mussen. „Unser Oberrabbiner Rappoport ist ein aufgeklärter Mann," sagte mir einer der Reformfreunde, „und er ist gewiß im Herzen auf unserer Seite. Aber er darf es mit beiden Theilen nicht verderben, und spricht sich daher auch nicht entschieden gegen die Alten aus."

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Die Lebensweise der Chinesinnen.) Weder im Theater, noch in den Eßzimmern, noch in den Bethäusern trifft man während der Zeit der Märkte Frauenzimmer an, aber auf der Straße begegnet man ihnen oft. Die Frauen geringeren Standes gehen zu Fuß, die einigermaßen Begüterten oder Angeseheneren aber fahren. Die Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Palankins tragen. Sowohl Frauen als Mädchen zeigen sich auf den Straßen unverschleiert, aber mit Blumen in den Haaren. Selbst die unordentlichste und unsauberste alte Person geht nicht aus, um ein wenig Knoblauch und Gemüse einzukaufen, ohne zuvor ihr greises Haar mit Blumen, meistens rothen, geschmückt zu haben. Der Anzug der Frauen zeichnet sich durch lichte Farben aus und besteht bei den Mandschurinnen hauptsächlich aus einem langen Oberkleide mit ungeheuer weiten Aermeln. Dies Gewand bedeckt den ganzen Körper, ein Umstand, aus welchem sich die Chinesen jedoch wenig machen, indem sie den schlanken Wuchs eines Frauenzimmers in zusammengepreßten Schultern und einer platten Brust suchen, daher die Frauen sich die Letztere auch mit einem breiten Gürtel schnüren, der so ziemlich dieselben Dienste thut, als in Europa die Korsetten. Die eigentlichen Chinesinnen tragen rothe oder grüne Pantalons, mit bunter Seide gestickt, mehrere ebenfalls gestickte Leibchen, und ein reich gesticktes Oberkleid. Ein noch größerer Unterschied zwischen den Chinesinnen und den Mandschurinnen besteht zwischen ihrer Fußbekleidung. Die Letzteren verderben sich die Füße nicht durch starkes Einschnüren, und gehn gleich den Männern auf Pantoffeln. Die Ersteren aber binden sich die Füße schon von ihrem fünften Jahre an dergestalt, daß die vier kleineren Zehen unterwärts, der größere quer darüber zu liegen kommen, was denn die natürliche Folge hat, daß ihre Nägeln in das Fleisch dringen und den armen Schlachtopfern nicht allein das Gehen fast unmöglich machen, sondern ihnen auch noch viele Schmerzen verursachen. Wenn eine reiche Chinesin oder Mandschurin sich öffentlich zeigt, so geschieht das immer mit großer Ostentation. Ein Mann zu Pferde eröffnet den Zug, ihm folgt ein Kutscher, welcher das vor dem Fuhrwerke gespannte Maulthier leitet; das Fuhrwerk ist mit grünem oder blauem Tuche ausgeschlagen und hat an den Seiten Glasfenster; rechts und links desselben gehen ein Paar Diener, welche die Hand daran halten, um zu verhüten, daß es an unebenen Stellen nicht umschlage; hinter dem Fuhrwerke folgt wieder ein Reiter. Das Ein- oder Aussteigen ist bei diesen Fuhrwerken, deren Eingang vorne ist, nicht anders möglich als nach vorherigem Ausspannen des dasselbe ziehenden Thieres. Wenn die Dame an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen ist, so stellen ihre Diener sich so, daß sie ihr den Rücken zukehren, weil es wider die chinesische Etikette verstoßen würde, wenn sie ihrer Gebieterin ins Gesicht sähen; die Kammerjungfer aber, die in der Regel den vordern Sitz einnimmt, ist ihr beim Aussteigen behülflich. Das Prunken der Männer unter den Chinesen besteht hauptsächlich in einer großen Anzahl berittener Diener, von welchen sie sich bei ihren Ausfahrten begleiten lassen; sie haben deren oft bis zwanzig, ja noch mehr, doch sind davon höchstens zwei oder drei einigermaßen anständig gekleidet, während die übrigen sehr zerlumpt und auch höchst miserabel beritten sind.

*** (Paris, 21. Mai.) Leider ist es mit der deutschen Oper, welche vor einiger Zeit hier eröffnet wurde, schon zu Ende, und die Erwartungen der Kunstfreunde, namentlich unserer Landsleute, welche einmal wieder heimathliche Klänge zu hören sich freuten, sind nicht erfüllt worden. Daß das Unternehmen mißlang, daran liegt die Schuld nicht am Publikum, welches sich wohlwollend genug zeigte, auch nicht an der Kritik, denn die Blätter haben sich im Allgemeinen anerkennend und aufmunternd geäußert, sondern in der Persönlichkeit des Direktors Schumann, der seiner Aufgabe nicht gewachsen war und dem es obendrein an den erforderlichen Geld- und Kunstmitteln gebrach. Wenn er mit der italienischen Oper wetteifern und ein günstiges Resultat erzielen wollte, so mußte er den Parisern Künstler ersten Ranges, und namentlich einen guten Tenor, vorführen. Daß ihm zwei Sänger kontraktbrüchig wurden, ist freilich wahr; aber er hatte auch für keine gute erste Sängerin gesorgt, sich in der Wahl der Stücke vergriffen, denn Spohr's Jessonda sprach nicht an, und so hielt der trefflich eingeschulte Mainzer Chor allein das Ganze nothdürftig aufrecht, bis endlich der Bruch kam. Es fehlte dem Direktor zwar nicht an keckem Selbstvertrauen, wohl aber an besonnener Umsicht, und die Taktlosigkeit seiner Geschäftsführung erscheint in jeder Beziehung tadelnswerth; diese letztere war, wie sich ein hiesiges Blatt ausdrückt, „die leichtsinnigste und gedankenloseste, welche man sehen konnte." Das muß gesagt werden, damit es nicht heiße, unsere deutsche Gesangskunst habe hier Schiffbruch gelitten, und damit ein fähiger, tüchtiger, wenigstens mit einigen Geldmitteln versehener Mann, der vielleicht später eine deutsche Oper hierher zu führen gedenkt, nicht abgeschreckt werde. Die Künstler, welche dem Hrn. Schumann hierher folgten, befinden sich in der drückendsten Verlegenheit, da sie noch wenig oder gar kein Geld erhalten haben. Um in die Heimath zurückreisen zu können, wollen sie nun musikalische Abendunterhaltungen veranstalten, wobei die französischen Orchestermitglieder sie freundlich unterstützen werden. Im vorigen Sommer war Hr. Schumann, nachdem er zuerst in London gespielt, und dann seine Gesellschaft nach dem nördlichen England geführt hatte, in Manchester gleichfalls zahlungsunfähig, und wenn nicht die dortigen deutschen Kaufleute 300 Pf. St. zusammengebracht hätten, so wäre der Mehrzahl der Sänger nichts Anderes übrig geblieben, als sich nach Deutschland zurückzubetteln. In diesem Jahre sind die Unternehmer der deutschen Oper in London zwei Schneider aus Mainz. Ob sie und ihre Truppe dem Schicksale der Pariser entgehen, steht noch dahin. (Oberd. Z.)

*** In mehreren Ländern herrscht die Gewohnheit, bei Begräbnissen grüne Zweige zu vertheilen — wahrscheinlich gleich den grünen Kränzen auf den Särgen eine sinnbildliche Andeutung, daß der todte Körper zu frischem Leben erwachen werde. Am liebsten bedient man sich der Rosmarinzweige — mag seyn, weil der Rosmarinbaum desto schöner grünt, je mehr er beschnitten wird. Im grauen Heidenthume nahm man am liebsten Cypressenzweige; und doch geht die Cypresse ein, wenn sie beschnitten wird. Bei den Juden war und ist es vielleicht noch Gebrauch, eine Hand voll grünes Gras abzurupfen und es auf das Grab des Geschiedenen zu legen — ein Zeichen, daß, obwohl von der Wurzel getrennt, es eines Tages sich aufrichten werde. In der französischen Schweiz sah ich auf einem Leichensteine eine Rosenknospe eingehauen, und darunter stand: C'est telle qu'elle lut. Der Geliebte hatte diesen Denkstein der Geliebten gesetzt. Im September 1837 kam ein armer Mann nach mehrjähriger Ab-

wesenheit in seine Geburtsstadt, Maryport in Cumberland. Er hatte gehofft, seine Mutter noch am Leben zu finden. Sie war todt. Am folgenden Morgen lag er, eine freiwillige Leiche, auf ihrem Grabe und neben ihm ein Schieferstück mit den Worten:

Bury me beside her dust
In whom I put my early trust,
I had on earth no truer friend;
A broken heart has been my end,
So bury me beside my friend.

*John Shaw*, aged 38.

## Aus Breslau.

(18. Mai.)

Der Frühling ist den Unternehmungen der Theaterdirektion bereits ungünstig genug; die Blüthen locken ins Freie, die gemalten Bäume reizen nicht, so schön sie auch dargestellt sind, dem Verfertiger zum Ruhme; und die Nachtigallen machen gegen unsere Sängerinnen ihre Rechte geltend. Ein Uebelstand entsteht aus dem, jedes neue Haus treffenden Dekorationenmangel, nämlich der, daß nur wenige größere Stücke sofort in Scene gehen können. Jede alte Oper wird damit zu einer neuen Last für die Direktion. Im Ganzen hat dieselbe sich in diesem Winter tüchtig gerührt, und des Neuen viel und gut angeschafft, so daß zwischen den heutigen Dekorationen und Costumen und denen einer jüngst vergangenen Epoche großer Unterschied obwaltet. Das Personal wird binnen wenigen Monaten sehr verändert seyn. Die Schauspielerin Nina Löwe, die Sängerin Deeßler-Pollert, der Bariton Wrede gehen ab. Wir wollen den Ersatz abwarten. Die Novitäten haben seither Unglück gehabt: Mosen's „Sohn des Fürsten", hier überhaupt zum Erstenmale gegeben, ist wieder verschwunden. Bauernfeld's „die Gebesserten", eine imposante Schillerfeier am 9. Mai, haben keine Zuschauer wieder herbeigelockt. Am Besten hat sich unstreitig die „Geisterbraut" bewährt; diese Oper des Herzogs E. von Würtemberg ist bereits 17 Male gegeben worden, woran freilich der Luxus der äusseren Pracht vielen Antheil hat. Auf äussere Reizmittel geht die Direktion nur allzusehr aus. So wurde Göthe's „Faust" wie eine Oper mit großem Prunk ausgestattet, worüber die Kritik in heftige Händel mit der Direktion gerathen ist. Daß unter den Mitgliedern derselben, nämlich dem Baron v. Baerst und dem Dr. Nimbs, eine starke Mißhelligkeit entstanden, haben mehrere Zeitungen gemeldet; doch muß diesem Gerüchte wohl wenig Glauben beizumessen seyn, da nächstens Hr. v. Baerst Breslau für den ganzen Sommer verläßt, um nach Frankreich zu gehen, und während dieser Zeit Hrn. Nimbs die Direktion allein anvertraut ist. — Die Wirksamkeit des neuen hiesigen Kölner Dombauvereins ist sehr durch das Hamburger Brandunglück gehemmt worden, wofür sich das allgemeinste Mitleid rege gezeigt hat Auch ist eine zweite Sammlung für nothleidende evangelische Gemeinden jenem Zwecke etwas hinderlich gewesen. Im Gebiete der Kirche finden noch immer Reibungen Statt. Die beiden verschiedenen Ansichten, die sich in der evangelischen Kirche jetzt gegenüberstehen, finden nun auch in Schlesien ihre wissenschaftlichen Organe, nämlich zwei neu entstandene Zeitschriften. Die eine wird von Prof. Suckow, die andere von Cons. Rath Hahn herausgegeben. Die Verhandlungen einer Synode, welche aus freiem Antriebe von vielen evangelischen Geistlichen hier in vorigem Winter gehalten worden, um höchsten Ortes auf Abschaffung und Regulirung vieler Mißverhältnisse anzutragen, sind jetzt in Leipzig im Druck erschienen. Die katholische Kirche erwartet noch immer die päpstliche Bestätigung des Breslauer Fürstbischofes Knauer. — Für den Augenblick ist Jedermann auf die in acht Tagen vorzunehmende Eröffnung der oberschlesischen Eisenbahn gespannt. Zunächst nur vier Meilen fahrbar, bis Ohlau, wird sie, sobald sie zwei Meilen weiter, bis Brieg gehen wird, erst eine größere Bedeutung als blos die der Befriedigung schnell verfliegender Neugier in Anspruch nehmen; Ohlau hat nur 4000, Brieg aber 10,000 Einwohner. Welche Richtung sie von Oppeln aus, bis wohin sie binnen einem Jahre fahrbar seyn wird, nehmen soll, ist noch immer unentschieden. Im Allgemeinen wendet sich der nach dem Gebirge (bis Freiburg) zu leitenden Bahn, die auch schon im Bau begriffen ist, größeres Vertrauen zu, weil man vom Personalverkehr mehr als vom Waarentransporte erwartet. Gewinn werden diese Bahnen ganz gewiß erst abwerfen, wenn sie an weitere Zielpunkte sich anschliessen, also südlich nach Olmütz, westlich nach Dresden und Berlin hin sich erstrecken. Daß solche Pläne ausgeführt werden, kann man um so weniger bezweifeln, als durch die Zinsreduktion der preuß. Staatsschuldscheine große Geldsummen neuerdings flott werden. Es fehlt aber an Muth der reichen Privatleute, die, sobald der Staat an die Spitze träte, ihr Geld sogleich herbeibringen würden. — In diesen Tagen wird ein neues sehr nützliches Institut, nämlich das Museum des Kunsthändlers Karsch eröffnet werden. Derselbe will nämlich eine immerwährende Ausstellung von Gemälden, Kupferstichen und Lithographieen in solcher Weise eröffnen, daß Jedermann den fortwährenden beliebigen Besuch der Anstalt sich durch Erlegung eines Reichsthalers jährlichen Beitrages erwirbt. Die Anstalt kann viel zur Verbreitung des Geschmacks und Kunstsinnes beitragen, der hier langsam Fortschritte macht, und giebt jedenfalls allen auswärtigen Kunsthändlern Gelegenheit, ihre Erscheinungen dem größern Publikum zugänglich zu machen. — Mit Freuden sieht man auch in diesem Jahre, besonders vor den Thoren, neue Häuser im Werden, und gründet darauf die Hoffnung, daß die hiesige Einwohnerzahl sich, wie es in andern Städten geschieht, immer mehr aus dem Innern heraus verbreiten werde, wodurch für den allgemeinen Gesundheitszustand gute Folgen sich erwarten lassen. Gleichwohl ist zu tadeln, daß man keinen bestimmten Plan, in den Vorstädten ganze neue Straßen anzulegen, wahrnimmt, sondern die meisten Grundbesitzer ihren Privatneigungen Folge leisten. Die Grundstücke steigen übrigens noch immer im Preise, und die Wohnungsmiethen dazu, welches wieder die übrigen Lebensbedürfnisse in die Höhe treibt. Wenn dies nicht durch äußere Verhältnisse eine Aenderung erleidet, so ist der Unbemittelte wieder der am meisten Belastete. Viel Hin- und Hergerede ist daher daraus entstanden, daß der Magistrat sämmtliche Beamten auf einen festen Kommunalsteuerbeitrag gesetzt hat, wozu er zwar gesetzlich berechtigt ist, was jedoch zur Folge hat, daß man seine Maßregeln, die Verwendung seiner Geldfonds betreffend, einer bittren Kritik unterworfen hat. Das neue Preßgesetz läßt, wie die Beispiele in Königsberg und Berlin hinreichend darthun, sehr viel Freiheit der Rede in Preußen zu, die jedoch nur von Wenigen benutzt wird. Ganz schüchtern fangen wohl unsre Zeitungen kleine polemische Händel an, welche aber alle schnell einen persönlichen Charakter annehmen, anstatt streng bei der Sache zu bleiben. — Die bekannte Geschichte des Dichters, Prof. Hoffmann von Fallersleben, lies't man in auswärtigen Zeitungen in gewaltiger Entstellung. Bis jetzt ist er nur von Ausübung seines Amtes suspendirt, keineswegs bereits abgesetzt, hat sich auch in Breslau wieder eingestellt, obgleich er natürlich keine Vorlesungen halten darf.

## Auflösung des Logogryphs in Nummer 140.

Dunkel; Dünkel.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 28. Mai: Vorzeigung eines Bunsen'schen Kohlencylinders neuester Art, und einiger geätzten Glastafeln. — Ueber die einfachste Darstellung und die hauptsächlichste Anwendung des Cyankaliums. — Anstellung eines Versuches, das Stärkmehl in Zucker zu verwandeln.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 28. Mai. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth. Musik von Mehul.

Montag, den 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5 — 12 Jahren: *l'Enfance de Louis XII.*, ou: *la Correction de nos Pères*, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf Etzel und Gemmy, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Herrn Appiani, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 146. 29. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Belohnung. *)

Am 15. April 1523 war eine Schaluppe in der Nordsee dem Spiele der Wellen preisgegeben. In der zerbrechlichen Barke befanden sich eine Frau, zwei Kinder und ein Matrose; jeden Augenblick drohten die Wellen, sie zu zertrümmern. Die Frau saß in einen weiten Mantel zusammengekauert, unter dem sie ihre Kinder schützte, betete und weinte. Der Matrose hatte, nachdem er lange Zeit gegen den Sturm gekämpft und vergebens versucht hatte, dem Boote eine Richtung zu geben, die Ruder endlich hingelegt, und erwartete mit über die Brust gekreuzten Armen schweigend den Tod. Plötzlich stieß er einen Freudenruf aus: „Die Küste! die Küste!" Und er ergriff die Ruder wieder und arbeitete mit neuem Eifer. Aber ach! alle seine Anstrengungen entfernten die Schaluppe nur immer weiter vom Ufer, anstatt sie näher zu bringen. Eine halbe Stunde lang setzte er seine vergeblichen Versuche fort; endlich aber legte er die Ruder abermals nieder, entledigte sich der Kleidungsstücke, die ihm hinderlich seyn konnten, und machte sich fertig, ins Meer zu springen. „Gerechter Gott! Du willst doch meine Kinder nicht verlassen," schrie die verzweifelnde Mutter. Der Matrose warf zögernde Blicke, bald auf diese Unglücklichen, bald aufs Gestade, und als er zu der Einsicht gelangt schien, daß es unmöglich sey, auch nur eine einzige von den drei Personen an Bord zu retten, stürzte er sich in die Fluthen und das Boot war, durch die Kraft des Rückstoßes erschüttert, nahe daran, umzuschlagen. Die arme Mutter warf einen der verzweifelten Blicke gen Himmel, die selbst den Geist des Bösen zum Mitleid bewegen könnten, und als ihre Augen wieder auf die Fluthen starrten, sah sie einen blutigen Körper auf ihnen schwimmen; es war die Leiche des Matrosen, der an einem unter dem Wasser verborgenen Felsenriff zerschmettert worden war. In demselben Augenblicke rannte auch die Barke zwischen diesen Felsen fest.

Die Mutter steckte ihren Arm ins Wasser und fühlte festen Grund. Nun stieg sie aus der Schaluppe und bis an den Gürtel ins Wasser, nahm ihre Kinder in den Arm und versuchte, das Ufer zu erreichen. Bisweilen stieg das Meer der Schiffbrüchigen bis an die Brust und drohte, ihre Kinder zu ersticken; dann durchzuckte wieder ein ungeheurer Schrecken die muthige Frau, wenn sie unter ihren Füßen einen Abgrund fühlte, in den sie rettungslos hätte versinken müssen. Endlich nach häufigem entsetzlichen Schwanken zwischen Verzweiflung und Freude, Gefahr und Rettung gewann sie das Ufer und stürzte, Gott segnend, auf die Kniee! Ihre Kinder waren gerettet!

Einige Augenblicke völliger Ruhe waren ihr nöthig, um nur einige Kraft wiederzufinden, welche die fürchterliche Seelenangst und die ausgestandenen Beschwerden erschöpft hatten. Aber bald waffnete sie sich wieder mit Entschlossenheit, nahm ihre beiden Kinder an der Hand und suchte sich zu orientiren. Ringsum erblickte sie nichts, als Wasser, Sand und Felsen. Immer noch brauste der Sturm, stürzte der Regen in Strömen herab, drängten die Kinder sich furchtsam an die Mutter. Gefahren und Verlassenheit zeigten sich von Neuem, und auch das Meer fing wieder an, sich dem Ufer zuzuwälzen, als wolle es die ihm kaum entflohene Beute von Neuem erfassen. In diesem Augenblicke vernahm man in der Entfernung einen Ruf und bald ward die Stimme deutlicher. Ein Mann erschien auf dem Felsen und machte den Schiffbrüchigen Zeichen. Einige Augenblicke später trug er in seinen Armen die ohnmächtige Fremde, und eine Frau, die ihn begleitete, nahm die Kinder mit auf die höhern Felsen. Die Hülfe kam gerade noch zur rechten Zeit, denn das Meer fluthete plötzlich über, und bedeckte die soeben verlassene Küste mit seinen Wogen. Die Hütte des Fischers, den Gott zur Rettung der Unbekannten gesendet, lag in der Nähe, und bald gelang es der Sorgfalt des würdigen Mannes, dieselbe wieder ins Leben zu rufen. Ihr erster Blick galt ihren Kindern, die sie leidenschaftlich in ihre Arme schloß und mit Küssen bedeckte. Dann nahm sie ein reiches Halsband, welches das kleine Mädchen trug, und sagte zum Fischer: „Nimm dies Pfand meiner Dankbarkeit, Du, dem ich das Leben dieser heißgeliebten Kinder verdanke!" Aber der Fischer verweigerte die Annahme des Geschenkes durchaus. „Solche Reichthümer brauche ich nicht zu erwerben, sagte er, meine Arbeit genügt zur Befriedigung meiner Bedürfnisse: dies Gold und diese Edelsteine werden Euch nützlicher seyn, als mir, behaltet dieselbe."

Die Unbekannte drückte dem braven Seemanne die Hand. Es war eine junge, sehr schöne Frau, die trotz der einfachen, demüthigen Kleider, mit denen die Frau des Fischers sie versorgt hatte, voll Majestät erschien. „Hab Dank! sagte sie. Ja, ich begreife es, solche Dienstleistungen lassen sich nicht mit Gold bezahlen. Gott wird mir hoffentlich gestatten, Dir eines Tages meine Dankbarkeit in einer Deiner würdigeren Weise zu bezeigen. — Eure Rettung ist unser Lohn, war seine Antwort, wir verlangen und wollen keinen andern. — Sagt mir, werthe Freunde, an welche Gestade hat mich der Schiffbruch geworfen? — An Dänemark's Küsten."

Beim Worte Dänemark durchzuckte sie eine Bewegung des Schreckens und der Verzweiflung. „Dänemark! Oh, wehe! wehe! meine Kinder sind verloren! — So lange Finn und

*) Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur von Dr. Friedrich Bran.

seine Frau leben, haben Sie nichts zu befürchten, Madame, weder für sich, noch für Ihre Kinder. — Aber ihr wißt nicht, Freunde, daß ich den dänischen Boden floh, daß auf mein Haupt und auf das meiner Kinder ein Preis gesetzt ist. Ich bin … — Behalten Sie Ihr Geheimniß, ich brauche es zu Ihrer Hülfe nicht zu wissen, sagte Finn. Wenn nur der Sturm erst vorüber; Holland's Küsten sind nicht weit, und morgen, vielleicht schon diesen Abend, bringe ich Sie dorthin, wo Sie sicher sind vor der Verfolgung Ihrer Feinde. Jetzt aber schöpfen Sie Ruhe und bauen auf meine Gastfreundschaft."

Hierauf schickte er sich an, neben dem Herde ein Bett von Fellen zu bereiten, auf welchem die Unbekannte, ihre beiden Kinder fest im Arme, bald in tiefem Schlafe lag. Ein Lärm erweckte sie wenige Stunden darauf; Soldaten umringten die Hütte und verhörten den Fischer Finn. „Hundert Goldstücke, sagte dieser, so eine Summe sollte mir schmecken, Herr Capitain! Nicht ein Schiffbrüchiger darf mir an diese Küste kommen, ohne daß ich ihn anhalte und nach dem nächsten Posten bringe." — Dann fügte er mit der Kaltblütigkeit, welche die Bewohner des Nordens charakterisirt, hinzu: „Aber wollen Sie nicht einige Augenblicke in meine Hütte treten, um sich auszuruhen? — Nein, erwiederte der Offizier, halte gute Wache und sieh zu, daß Du mir wenigstens ein Paar von den Köpfen bringst, auf die der Preis gesetzt ist."

(Schluß folgt.)

## Die Judenstadt in Prag.

(Schluß.)

Dieser Rappoport ist jetzt einer der angesehensten und ausgezeichnetsten Männer in der Prager Gemeinde, obgleich er erst kürzlich, und zwar aus einer Gegend, in der die Aufklärung unter den Juden noch wenige Fortschritte gemacht hat, aus Polen hieher gekommen. Er war früher in Tarnopol in Galizien; aber der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Geisteslauterkeit erscholl weit umher und brachte ihn vor einigen Jahren auf seinen jetzigen Platz. Ich besuchte ihn und fand eine Menge von Schriftgelehrten bei ihm versammelt. — Die Rabbiner in Böhmen, Polen, Ungarn leben noch durchaus nach der Sitte orientalischer Weisen. Sie lassen ihr Licht auf ganz andere Weise leuchten, als unsere europäischen Stubengelehrten, die nur zu gewissen Stunden vom Katheder herab ihre Lehren vernehmen lassen, übrigens dem Belehrung suchenden Publikum fast unzugänglich sind. — Wie die Könige und Richter des Orients auf offenem Markte sitzen, stets bereit, rasch und einfach Jedem das Seine zuzuerkennen, so sitzen auch hier die jüdischen Weisen stets bei offenen Thüren und so zu sagen wie Väter mitten in der Gemeinde, um alle Anfragen und Zweifel geistiger Natur zu beantworten und zu schlichten. Es gab und gibt noch Länder, sagt man, wo die Dichter und Rhapsoden das Volk auf den Gassen erfreuen, wo die klugen Männer überall, wo Lehre Noth thut, den Mund nicht verschließen und die Redner öffentlich, und wenn es die Gelegenheit erfordert, in der Gemeinde sprechen. „Wo verstecken sich denn eure klugen Leute und unter welchen Scheffel stellen bei euch die Weisen ihre Lichter?" könnte Einer bei uns fragen, der aus einem solchen Lande käme. Die einzige Macht, die wir in unsern Gemeinden öffentlich schalten und walten sehen, ist die Polizei, und vergebens fragt man nach den Orten, wo die Weisheit, die Religion, die Musen Jedermann Audienz ertheilen.

Wie gesagt, die Juden in den bezeichneten Ländern haben noch jetzt Manches von dieser alten Sitte. Ihre Rabbiner halten es für Pflicht, täglich für Jedermann zu Hause zu seyn. Namentlich aber sitzen sie an den Feiertagen von Morgens früh bis Abends spät bei offenen Thüren, aller Welt zugänglich, in ihren Wohnungen, die weniger für Privatwohnungen als für Gemeindehäuser gelten. In der Regel findet man in einem Vorzimmer ihre Frauen und Töchter, die dann den Gast in das Zimmer des Vaters geleiten. Er sitzt, mit seiner Amtstracht angethan, am Ende einer langen Tafel unter einer gewöhnlich nicht geringen Zahl von Besuchern, Fremden und Befreundeten.

So fand ich es auch bei Rappoport, den ich kennen zu lernen begierig war. Er hatte die Kleidung der östlichen europäischen Juden noch nicht abgelegt, und saß in hoher Pelzmütze und schwarzseidenem Kaftan in seinem Lehnstuhle, einheimische und fremde Israeliten aus Magdeburg, Hamburg, Warschau, Amsterdam um ihn herum; anderer Besuch ging ab und zu. Ich freute mich, aus so verschiedenen Gegenden Männer beisammen zu finden. Sie sagten, es sey eine alte Sitte, daß sich die Fremden beim Rabbiner finden. Schon ein Grabstein auf dem Kirchhofe, meinten sie, hätte mich darüber belehren können. Derselbe sey vor mehreren hundert Jahren von einem Prager Rabbiner einem seiner aus fernen Landen herangewanderten Gäste, der hier in der Fremde starb, gesetzt worden, und zwar dem Joseph Salomon del Medigo, einem hochgelehrten Israeliten und berühmten Reisenden von Venedig. Er habe sich hier nach großen Reisen in Asien aufgehalten, um sich zu neuen Wanderungen vorzubereiten, an deren Ausführung ihn aber der Tod gehindert. Von eben diesem Gelehrten, sagten sie, sey auch die Salbe erfunden, mit welcher die Juden sich den Bart abnehmen statt des Rasiermessers, dessen sich zu bedienen ihnen nicht gestattet ist. Diese Salbe sey in Böhmen noch stark im Gebrauche; doch verrichten allerdings die meisten das Geschäft mit der Scheere.

Rappoport ist ein Aaronite. Es gibt auch noch Leviten in Prag; doch sind dieselben weniger zahlreich als die Aaroniten. Und dieses Verhältniß finde, sagten sie, in allen jüdischen Gemeinden Europa's statt, weil Cyrus, als er Jerusalem wieder herstellte, mehr Aaroniten als Leviten mitgebracht habe. Es mag in Prag etwa hundert Aronskinder geben. Sonst aber gibt es keine Stammunterschiede unter den dortigen Juden. Auch tragen weder die Leviten noch die Aaroniten ein äußeres Abzeichen. Sie besitzen keine Stammbäume, um die Aechtheit ihrer Abkunft nachzuweisen. Doch steht durch Tradition hier Alles eben so fest, wie bei uns durch Papiere.

Rappoport erzählte uns, die jüdischen Karaiten in der Krim und in der Türkei haben kürzlich einen Stein gefunden, durch dessen Inschriften sie ein sehr hohes Alter ihrer Sekte zu beweisen gesucht haben. Allein er habe diese Meinung kürzlich in einem Briefe an sie widerlegt und ihnen gezeigt, daß der Stein unächt und seine Angabe falsch sey, und zwar aus dem Grunde, weil er die Jahreszahl, auf die es ankommt, nach der Erschaffung der Welt angebe, zu einer Zeit, wo die Juden sich dieser Zeitrechnung gar nicht bedient. Er habe den Karaiten nachgewiesen, daß sie die Jahre ursprünglich nach der Flucht aus Aegypten, welche den Anfang ihrer eigentlichen politischen Geschichte bildet, gezählt, und zwar etwa tausend Jahre hindurch, daß sie aber dann, wie die Chaldäer, Syrer, Perser und überhaupt der ganze Orient, die seleucidische Rechnung angenommen, die sie dann wieder über tausend Jahre beibehalten, und daß erst gegen das Ende des Mittelalters, seit fünfhundert Jahren die Rechnung nach der Erschaffung der Welt aufgekommen. Da die Juden so gut von Nebukadnezar's und Cyrus als von Alexander's und Napoleon's Feldzügen Leiden und Vortheile gehabt, so umfaßt der unter ihnen überlieferte historische Stoff einen so großen

Zeitraum, wie bei keinem andern europäischen Volke, und da sie bei der Verbindung ihrer unter allen Zonen und unter allen Völkern zerstreuten Kolonien durch brieflichen und gastfreundlichen Verkehr gewissermaßen allgegenwärtig auf dem Erdboden sind, so befindet man sich unter ihnen in einem so interessanten historischen Elemente, wie nicht leicht irgendwo in Europa.

Sie führten mich auf ihr Rathhaus, welches jener Israelit hatte bauen lassen, dessen Grabstein wir auf dem Kirchhofe gefunden. Wie die Kleinseite, die Neu- und Altstadt in Prag ihre eigenen Bürgermeister, Räthe und Rathhäuser haben, so haben es auch die Juden. Es werden daselbst ihre alten Privilegien aufbewahrt, welche von allen Kaisern bei der Thronbesteigung bestätigt und unterschrieben worden. Sie bewahren sie wie einen großen, kostbaren Schatz, und doch wird ihnen darin wohl keine andere Präerogative bewilligt seyn, als was man einem Menschen und Staatsunterthan nicht erst verbriefen und versiegeln sollte. Auf dem Thurme dieses Rathhauses übersieht man die ganze Judenstadt, die auf der einen Seite vom Wasser begrenzt wird und an welche auf der andern eine Reihe christlicher Kirchen stößt. Man überblickt alle die jüdischen Straßen, in denen es von Bettlern wimmelt, die Pinkasgasse, die goldene Gasse, die Schames-, Zigeuner-, Hahnvas-, Betelesgasse u. s. w., all' die ärmlichen Dächer, unter denen so viele Arme und Kranke seufzen. Und es fiel mir das Wort Baruchs in den ersten Versen des zweiten Kapitels seines Buches ein: „Und der Herr hat sein Wort gehalten, das er geredet hat zu uns und unsern Richtern, Königen und Fürsten, die Israel regieren sollen; und hat solche große Strafen über uns ergehen lassen, deßgleichen unter allen Himmeln nicht geschehen ist, wie über Jerusalem gegangen ist. — Und er gab sie dahin zu Knechten in alle Königreiche, die umher liegen, zur Schmach und zum Fluch unter allen Völkern, die um uns sind, unter welche sie der Herr zerstreut hat, und sie werden immer untergedrückt und können nicht wieder aufkommen." — Wie traurig wahr ist dieses Wort für alle Himmelsstriche und alle Zeiten! — Wird es wohl den Bestrebungen unseres Jahrhunderts gelingen, es endlich unwahr zu machen?

---

## Tabletten.

*** (Stuttgart, 22. Mai.) Wir haben das Vergnügen, unsern Lesern als etwas Neues zu berichten, daß Fräulein Caroline Ost, deren entschiedenes Talent für den seriösen Tanz in ihrer Vaterstadt Stuttgart seinen ersten Aufschwung nahm, zum erstenmale wieder auf unserer Bühne erschien, nachdem sie längere Zeit in Paris, unter der Leitung eines der ausgezeichnetsten dortigen Lehrer, der höheren Ausbildung ihrer Kunst sich gewidmet hatte. Nach Privatmittheilungen aus Paris, die uns von einem sachverständigen Augenzeugen gemacht worden waren, sind unsere Erwartungen von den Fortschritten dieser jungen Künstlerin nicht gering gewesen; allein wir gestehen gern, daß es uns angenehm überraschte, solche bei weitem übertroffen zu sehen. So viele Grazie, Leichtigkeit und Abrundung, so große Sicherheit und Präcision, so feinen Geschmack und so ungemeine technische Fertigkeit hatten wir uns nicht erwartet; und alle Zuschauer schienen mit uns darüber erstaunt zu seyn, was aus den Gesichtszügen mehr noch als aus dem lautem Beifall zu erkennen war. In der That, Fräulein Ost hat ihre Zeit in Paris so gut angewendet, und ihre Kunst auf eine solche Höhe gebracht, daß sie jetzt, als ballerina nobile im ächten Sinne des Wortes, zu der Hoffnung und Aussicht auf eine dankbare Zukunft vollkommen berechtigt ist. Nicht wenig Vorschub leistete ihr an gedachtem Abende, daß ein schlanker junger Mann, Herr Achille Henry aus Paris, früher erster Tänzer am k. k. Hofoperntheater in Wien, ihr zur Seite stand, und in schönem Einklange mit seiner Kunstgenossin ein Talent entwickelte, das durch die eben angeführten Vorzüge sich als bedeutend zu erkennen gab. Schade, daß durch einige zu langsam genommene tempi der Musik die Anstrengungen Beider sichtbar erhöht wurden. — Wie man uns versichert, sollen wir das Vergnügen haben, das wackere Künstlerpaar jedenfalls noch einige Male auftreten zu sehen. (Stuttg. Bl.)

*** (Paris, 22. Mai.) Die ungeschickte Leitung des deutschen Theaterdirectors Schumann hat nun vorgestern ihr Ende gefunden. Für uns Deutsche ist dieses unredliche Auftreten höchst peinlich gewesen. Vorgestern wurde nämlich Herr Schumann von seinen Gläubigern verhaftet und ins hiesige Schuldgefängniß gebracht. Der Minister des Innern, hiervon unterrichtet, erlaubte sogleich dem Ausschusse, welchen die unglücklichen deutschen Künstler aus ihrer Mitte gebildet, noch mehrere Vorstellungen unter der Leitung des Ausschusses zum Besten der Sänger zu geben. Diese sind nämlich hier seit ihrer Ankunft nicht bezahlt, und die meisten der tiefsten Noth ausgesetzt, namentlich die armen Choristinnen und Chorsänger. Einige wohlhabende Mitglieder der Truppe, wie Herr Pock, haben bereits Paris verlassen. Dagegen hat sich der eben erst angelangte Prager Bassist Kunze seiner armen Brüder treulich angenommen, und singt zu ihrem Besten unentgeldlich. Einige hier lebende bekannte Deutsche haben sich der verlassenen, mit der französischen Sprache unbekannten Sänger rühmlich angenommen, eine Summe von 1200 Franken zusammengebracht, um die erste Noth der 80 Mitglieder zu lösen, und so ihre Pflicht gethan. Nächsten Dienstag wird Fidelio gegeben, und nach dieser und zwei andern Vorstellungen wird die Gesellschaft selbst froh seyn, wieder nach Deutschland ziehen zu können. Es muß aber ein strenges Wort hier geredet werden, damit nicht von neuem bankerotte Kaufleute, zweideutige Frauen, und Schwindler aller Art arme Deutsche mit glänzenden Versprechungen nach Paris locken und aller Noth aussetzen, die Vertragspflicht nicht halten können, und so den deutschen Namen im Auslande schänden. Herr Schumann war selbst so mit Schulden belastet, daß sein grenzenloser, strafbarer Leichtsinn jetzt die gerechte Strafe erleidet. Die französischen Zeitungen, durch hier lebende deutsche Schriftsteller angeregt, haben sich auch jetzt, bei der Noth unserer armen, geopferten Landsleute, mit wahrer Humanität derselben angenommen. Ehe sich künftig ein deutscher Sänger mit einer Direction für eine Pariser Reise einläßt, sehe er sich demnach vor, ob die angebliche Kaution nicht eine bloße Spiegelfechterei ist. Die ganze hiesige Schumann'sche Verwaltung befindet sich ohne alle Mittel, den Künstlern auch nur je die geringste Erstattung und Entschädigung zu geben. Man kann sich denken, in welchem äußersten Nothstande sich dieselben befanden. Baron Mecklenburg unterzeichnete gleich 200 Franken für die Choristen, Herr Schickler 300, Herr Thurneyssen 100, Herr Lutteroth 100, Herr Rothschild 300; kurz, zur Beruhigung der in Deutschland lebenden Familien, welche hier Verwandte oder Freunde bei der deutschen Oper haben, kann man jetzt sagen, daß die dringendste Noth glücklich beseitigt ist, und daß der Ertrag der nächsten Benefizvorstellung hoffentlich dem Personal die Mittel zur Heimreise bieten wird. (Oberd. Ztg.)

*** (Der einträglichste Stand.) Der Stand der Tänzerinnen und Sängerinnen ist bekanntlich in unsern Tagen bei Weitem der einträglichste; denn die Ausgezeichneteren dieser Leute können, wenn sie anders ihr Geld nicht sofort wieder vergeuden, in einer kurzen Reihe von Jahren nicht nur Hundert-

tausende, sondern sogar Millionen erwerben, wie dies das Beispiel einer Catalani, Elsner und Taglioni zur Genüge beweis't. Die reichsten Diademe und die schönsten Erzeugnisse Cachemirs vermögen kaum mehr einen schön getanzten Pas und eine gut abgegurgelte Rossinische Arie hinreichend zu belohnen. Es regnet kaiserliche und königliche Geschenke auf die Luftspringerinnen und Trillerschlägerinnen herab, während Männer, welche sich die höchsten Verdienste um die Menschheit erworben, oft kaum beachtet, geschweige verdienter Maßen belohnt werden. Die verschwenderische Freigebigkeit, welche man jetzt überall gegen Bretternotabilitäten zeigt; die maßlosen Huldigungen, die selbst die stolzen transatlantischen Republikaner den Tänzerinnen darbringen, ist nicht dasjenige, was unserem Zeitalter zur größten Ehre gereicht, und es ließen sich über diesen Gegenstand Betrachtungen anstellen, die nicht Jedermann gefallen dürften.

## Aus München.

(24. Mai.)

Hamburg's Unglück und Frankfurt's Hochsinn in rascher Hülfsverleihung ihrer Schwesterstadt haben wie überall so auch hier die lebhafteste Sympathie erzeugt; Frankfurt konnte kein glänzenderes Zeugniß von seinem Reichthum, von der Liberalität seiner Bürger geben, keinen höheren, bis zu den Sternen reichenden Ruhm pflücken, als bei dieser traurigen Veranlassung; die verhältnißmäßige Nachahmung, die seinem Beispiel durch ganz Deutschland wird und wurde, mögen ihm ein schönes Hochgefühl verleihen. München hat noch nicht jenen bewährten Wohlthätigkeitssinn entfalten können, womit es von je bei allen Gelegenheiten voranging, da unser König in Italien weilt, allerhöchstwelchem das Vorrecht der Großmuth und die Bewilligung der zu veranstaltenden Sammlungen zusteht, wozu nun bereits die Genehmigung erfolgte. Namhafte Summen sind schon vorher theils zusammengeschossen, theils ausgesprochen worden und die Residenz sowohl, wie die im ganzen Lande durch Hülfsvereine veranstalteten Kollekten werden bald ein schönes Schärflein der unglücklichen Hansestadt übermachen. Morgen gibt zu diesem Zwecke unsere k. Hofkapelle ein Concert spirituel, wobei unsere vorzüglichsten Künstler mitwirken; am Samstag veranstaltet unser k. Hoftheater zu gleichem Zwecke eine große Vorstellung; beider Ertrag allein dürfte sehr beträchtlich ausfallen. — Seitdem der k. Hofmarschall Graf von Yrsch die Intendantur unseres k. Hoftheaters übernommen, obwohl fortwährende Krankheiten und Urlaube auf die Bildung eines festen Repertoires sehr störend einwirkten, ist unser Theater der Gegenstand lebhaften Interesses, nicht etwa häufiger Novitäten wegen, die vor uns erschienen, sondern der passenden Auswahl willen von älteren und anziehenden Stücken, von klassischen und modernen Schauspielen und Opern. Lachner's „Catharina Cornaro“, welche nun bald zum dutzenden Male über die Bühne geht, überfüllt jedesmal das Theater in allen Räumen und der Beifall steigert sich mit jeder Vorstellung. Diese Composition ist in ihrem Ganzen, wie in vielen Einzelnheiten genial und Geist und Gemüth athmen sämmtliche Nummern; wo die eine den tieferen Musikkenner frappirt, wiegt die Melodiosität der anderen den Hörer in süßere Empfindung, in liebliche Unterhaltung und von dem tausendköpfigen Publikum verläßt wohl Keiner den Schau- oder den Hörplatz, ohne volle Sättigung aller seiner Gelüste. Dem. Hetzenecker, eines der schönsten Gesangstalente, die je auf deutschem Boden keimten, eine wunderliebliche Stimme, voll Klang und Frische, Gefühl und Wärme, die schon im hohen Grade der Liebling der Münchener ist, excellirt in der Titelrolle dieser Oper ganz vorzüglich. Scribe's „Fesseln“ haben hier sehr gefallen; die Gräfin Louise gab Dem. Denker, und ihr dankt dieses Stück vorzüglich den wirklich überraschenden Erfolg; sie ließ von der moralischen Häßlichkeit dieser Rolle kein Fünkchen durchflimmern, durch die äußerste Feinheit ihres Spiels, durch Verstand und Gluth der edelsten Leidenschaft adelte sie den Charakter, machte ihn liebenswürdig und so mußte dieses so kunstvoll gearbeitete Stück wohl gefallen. Dem. Denker, erst seit einem Jahre Mitglied unserer Bühne, ist gegenwärtig deren vorzüglichste Zierde, sie kam vom Burgtheater; gern hätten wir Hrn. Quien, ebenfalls vom Wiener Burgtheater, welcher so eben in drei Gastrollen sich vor uns zeigte, genannter Künstlerin für immer hier zur Seite gestellt sehen mögen. Hr. Quien hat in seiner ersten Rolle, Carl Ruf, die lebhafteste Sensation erregt, er ward viermals stürmisch applaudirt, mehrmals gerufen; als Grünau in „Welche ist die Braut“ erwarb er sich nicht minder viel Beifall; sein Succeß war aber ganz außerordentlich als Gaston im „Mann mit der eisernen Maske“, besonders in dem tragischen Theil dieser Rolle: in den beiden Schlußakten, war sein Spiel, sein Vortrag erhebend, begeisternd. Hr. Quien ist eine der interessantesten Bühnenerscheinungen; eine schöne Gestalt, ein vortreffliches Organ, feine Manieren, ein nobles Wesen sind Eigenschaften, die den denkenden, den mit Gefühlswärme mit dem wahren Beruf erfüllten Künstler die herrlichste Ausstattung verleihen; so lernten wir Hrn. Quien kennen, der gegenwärtig in Mannheim gastirt. — In diesem Monate wurde von einem hiesigen Dichter, H. Bauernfreund, ein neues Lustspiel aufgeführt: „Ein froher Tag“, und hat ungewöhnlich gefallen. Das zweiaktige Stückchen ist voll der überraschendsten Situationen, die sich Schlag auf Schlag folgen und das Publikum in der heitersten Laune erhielten. Die Darsteller und der Dichter wurden am Schlusse gerufen und mit anhaltendem Jubel begrüßt. Bauernfreund hat, wie ich höre, schon wieder zwei Stücke für die Bühne vorbereitet. — Im Laufe dieses Sommers erwarten wir von Gästen die Herren Marr, Rott, Ed. Devrient und Andere. — Die Verschönerung unserer Stadt nimmt alljährlich zu; Basilica, Industrieausstellungsgebäude, Benediktinerkloster sind noch im Bau begriffen und werden in Bälde unter den Prachttempeln unserer Stadt einen würdigen Platz einnehmen. Privatbauten sind in diesem, wie im vorigen Jahre, wieder im Gange. Die Ludwigskirche mit den Meisterwerken des Cornelius, wird künftigen Oktober eröffnet, wo die Vermählung unseres Kronprinzen stattfinden wird, worüber ich demnächst Ihnen ein Näheres berichten zu können hoffe.

## Sylbenräthsel.

Zwei Sylben.

Die Erste, bewaffnet mit grimmigem Zahn,
Sie kündigt mit lauter Stimme sich an:
Zerreißen, zerfleischen, das ist ihre Freude,
Und was sie erfaßt, es wird ihr zur Beute.
Durch die zweite Sylbe haben
Wir die edlere Natur,
Unsre schönsten, besten Gaben,
Ihr verdanken wir sie nur.
Selbst gebändigt durch die Zweite
Ließ die Erste ihre Wuth;
Doch verbindest Du sie Beide,
Sey vor ihnen auf der Hut:
Das Ganze, bewaffnet mit grimmigem Zahn,
Es kündigt mit leiser Stimme sich an:
Zerreißen, zerfleischen, das ist seine Freude,
Und was es erfaßt, es wird ihm zur Beute.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nummer 143.
Langeweile — Weile lang.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 29. Mai. (Neu einstudirt) Macbeth, Trauerspiel in 5 Abth. nach Shakespeare von Schiller.

Montag, den 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5—12 Jahren: *l'Enfance de Louis XII., ou: la Correction de nos Pères*, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf: Etzel und Gemmy, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Herrn Appiani, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 147. 30. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Eintadung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Jenseit im Diesseit. *)

Original-Novelle.

### I.

Arthur's Blick hing an dem Wipfel einer riesigen Eiche, welche nicht fern von ihm die dunkeln Zweige zum Himmel erhob, und mit ruhiger Majestät in die glühende Abendsonne hineinschaute. Da unten flüsterte die feuchte Dunkelheit schon in allen Büschen, und Arthur fühlte an einem leichten, abspannenden Frösteln, daß die Nacht ihn anathme. Als er die glanzerfüllten Augen senkte, schien ihm der Waldgrund ein finstres Grab. Droben wandelte noch der Tag auf zitternden Gipfeln, aber im Dickicht starb das Licht, und mit ihm in Arthur's Brust die Hoffnung — der Seele Licht.

Schon eine Nacht und einen Tag und seine ganze Kraft hatte er angewandt, um aus diesem Gestrüppe den Rückweg zu finden, oder zu einem gastlichen Dache vorzudringen. Büsche und Bäume standen da in enger Umschlingung, unendlich mannigfaltig und darum eine ermüdende Unendlichkeit. Des Himmels Auge sah Arthur nur selten durch diese Blätterburg lächeln, und nach eines Menschen Auge spähte er vollends umsonst. Der freie Blick des Himmels oder eines denkenden Mitgeschöpfes wäre ihm in dieser Wildniß Wonne gewesen, und auch Rettung. Denn der Himmel weis't den Wandrer mit Licht- und Farbensprache nach den vier Weltgegenden, und der Mensch mit befreundeten Tönen, wohin der Verirrte sich sehnt. Arthur sank an dem moosigen Fuße eines weit überhängenden Baumes nieder, und hing den Einflüsterungen der trotzigen Verzweiflung nach, welche keine Rettung mehr will.

Der Nachthauch war kühl, aber das Moos schloß sich schmeichelnd an des müden Jägers Glieder. Er wollte hadern in seinem Denken, aber, wie vor den geblendeten Augen rosige Farben, so zogen vor seiner Seele plötzlich lichte rosige Gedanken vorüber. Von einem dumpfen Wonnegefühle bewegt, drückte er die blanke Jagdbüchse fester in den Arm, und glaubte eine mildere Luft zu empfinden. Der Schlaf kniete neben dem schönen Jünglinge, und betrachtete ihn mitleidsvoll lächelnd, und drückte einen sanften Kuß auf die schwellende, trotzige Lippe. Der Beruhigte athmete leiser und leiser nach der zauberischen Berührung.

Ruht es sich wohl an Liebchens Busen so schön, so selig, wie in Schlafes Arm? Der Schlaf muß hoch erhaben über allen Sterblichen, muß eine Göttin seyn. Wen sie innig an sich drückt, der fühlt sich der Erde entnommen. Aber warum will sie nicht gesehen werden? Ist sie häßlich von Antlitz? Muß sie den Schleier der Nacht umwerfen, damit der Sterbliche sich ihrem Kosen arglos hingebe? Man könnte das argwohnen, wie die Schwestern der Psyche, aber man würde sündigen wie jene. Denn das Himmlische darf mit sterblichen Augen nicht gesehen werden. Selbst wenn die Göttin des Schlummers vor uns hintreten wollte, wer würde es wagen ihr in das Seelenauge zu schauen.

Arthur sah die Göttliche nicht mehr kommen; sie hatte ihn überrascht. Aber jetzt, als er in der schönen Umarmung ruhte, jetzt schien es, als ob ein inneres Auge ihm geöffnet werde, und er sähe die Göttin, deren Nahen ihn über Sorg' und Leid hinweggehoben hatte. Ihn däuchte als stände sie einige Schritte entfernt vor dem nächsten Gebüsche, und heftete einen durchbebenden Blick auf ihn. Ihr Antlitz war zart und bleich, als ob die Seele nur einen schmiegsamen Schleier umgeworfen habe, ihr Auge sanft und schwärmerisch, aber strahlend von unaussprechlicher Innerlichkeit; ihr Mund fein und so sinnig geformt, wie wenn er kein anderes Geschäft habe, als lieblich tönende Worte zu bilden. Auf der reinen Stirn ruhte lächelnde Schwermuth, und wenn man die schöngewölbten Augenbrauen betrachtete, glaubte man einen sinnigen Gedanken vor der Seele einer Jungfrau schweben zu sehen. Der weiße Nacken war durch eine Fülle dunkelbrauner Locken verhüllt, der eben erst schwellende Busen durch ein dunkles Gewand, und den ätherischen Leib umspannte ein goldener Gürtel. Ihr kleiner Fuß berührte kaum die Spitzen des Grases und zauderte vorwärts zu schreiten, so lange das Auge auf dem Schläfer ruhte. Einige Minuten stand sie noch da in stiller, jungfräulicher Glorie, dann aber wandte sie sich plötzlich, und verschwand in dem nahen Gebüsche. Erschrocken raffte sich Arthur auf, und starrte der Erscheinung nach; aber mit dem ersten bewußten Blicke war natürlich auch alle Glorie verschwunden, und statt der Göttergestalt eine nächtlich schaurige Waldgegend geblieben. Er fühlte, daß er kaum eine Stunde geschlafen, daß die Kälte ihn aufgeweckt habe, und hätte ihm das reizende Bild der Schlummergöttin nicht noch vorgeschwebt, er würde der Falschen gezürnt haben, die ihm einen Augenblick Vergessenheit aller Leiden schenkte, um diese dann zu verdoppeln. Nach einem solchen Schlafe wirken Kälte und Ermüdung doppelt heftig.

Was sollte er in dieser Lage beginnen! Gehen und Bleiben war gleich trostlos. Aber endlich ging er, denn Ruhe schien ihm Tod. Auch zog es ihn magisch hinüber, dorthin, wo sein Engel verschwunden war. Dort mußte der Himmel seyn.

*) Den meisten Lesern wird das reale Vorbild der idealen Erscheinungen in der vorliegenden Novelle bekannt seyn. Der Name des Hauptcharakters ist unverändert aufgenommen, und das Auffinden der geschichtlichen Grundlage auf die Weise dem Belieben des Lesers anheim gegeben. Es sollte dadurch dem Vorwurfe der Unnatur in der Charakterzeichnung begegnet werden.

Halb träumend drängte er sich durch die ersten Büsche. Sie schienen minder dicht verschlungen, und bald stieß er auch auf mehrere Wurzelstämme gefällter Bäume. Hier hatten also Menschen gehaus't, und offenbar führte ihn ein gütiger Schutzgeist, denn nach kurzem Umhertappen entdeckte er auch einen Weg, welcher quer durch den Wald lief. Aber es konnte eine Wildbahn seyn? — Er beugte sich tiefer hinüber, er ging prüfend Schritt vor Schritt vorwärts, und überzeugte sich endlich, daß seine Besorgniß ungegründet, daß es ein betretener Fußpfad war. Nun erst schritt er muthig vorwärts, und dachte kaum daran, daß ihm auch unter Menschen feindliche Wesen entgegentreten könnten: die Freude wie der Schreck blenden die schärfsten Blicke.

Das Geräusch von Menschentritten schreckte ihn in diesem Augenblicke aus seiner Träumerei empor. Er blickte mit möglichster Anstrengung den Weg entlang, und sah eine sehr dunkle Figur dem Orte zuschreiten, wo er sich befand. Jetzt erwachte die Besorgniß vor möglicher Gefahr in ihm, und er blieb an dem nächsten Baume stehen.

„Wer ist da? rief er, und nahm das Jagdgewehr von der Schulter.

„Dieselbe Frage gebe ich Euch zurück," entgegnete eine wohlklingende männliche Stimme, „Ihr seyd wohl ein Verirrter, und bedürft meiner Hülfe. Euer Name ist mir gleichgültig."

„Ihr habt nicht falsch gerathen," sagte Arthur, „aber noch bleibt Ihr die Antwort mir schuldig. Verzeiht, daß ich Euch nicht unbedingt traue. Gastfreundliche Worte sind kein Felsengrund."

„Gut gesprochen," erwiederte Jener, „doch dürft Ihr gegen mich das Mißtrauen schwinden lassen. Ich bin ein ruhiger Pflanzer. Setzt Eure Büchse ab, und ich trete zu Euch hinan."

Arthur gehorchte schweigend; doch behielt er seine Waffe in der Hand, da in einem halb wilden Lande Gewalt mehr gilt, als das Recht des Menschen. Auf ähnliche Weise bewaffnet trat jetzt ein Mann zu ihm, der ihn mit prüfenden Blicken maß, aber nur Vorsicht, nicht Argwohn in seinen Mienen, und in seinem ganzen Wesen das Gepräge eines rechtschaffenen Mannes trug. Ein traulicher Handschlag vereinigte Beide, und ohne Furcht folgte Arthur dem Pflanzer, der ihn unbesorgt zu seinem gastlichen Dache leitete.

„Ihr hattet eine gefährliche Ruhestätte erwählt," sagte der Führer, „wo die Wölfe ihr Nachtlied heulen, und herbe Kälte auf dem feuchten Boden liegt, da mag der müde Wandrer leicht sein Sterbegebetlein am Abende gesprochen haben."

Arthur blickte ihn erstaunt an. Woher konnte der Fremde das wissen! Er hatte ihm noch nichts gesagt, als einige allgemeine Bemerkungen, um die Bekanntschaft anzuknüpfen. Aber seine Frage darüber blieb unvollendet und unbeantwortet, denn eben standen sie vor der Pforte des Gehöftes, und die Hunde schlugen lärmend an, und der Herr gebot Ruhe, und rief laut nach dem Knechte, damit das Thor geöffnet werde. Der Gerufene erschien, die Riegel flogen zurück, und Arthur sah sich in einem geräumigen, mit hohen, festen Planken umgebenen Hofraume, wo rechts und links große Wirthschaftsgebäude die Flügel zu einem freundlichen Wohnhause bildeten. Das Licht in den hellen Fenstern schimmerte ihm freundlicher entgegen, als ehemals die Flittergoldfenster in den Guckkastenpalästen, und goß Freude und neuen Lebensmuth in seine Seele.

An der Hausthüre empfing die Gattin des Pflanzers den Fremden, als sey er längst erwartet, und führte ihn in ein wohnliches, mit einiger Eleganz eingerichtetes Zimmer. Was er treibe, woher des Weges, wohin er wolle, wurde nicht gefragt, sondern der freundlichste Willkommengruß, und ein Abendessen, wie eine amerikanische Pflanzerwohnung es darbietet, erquickte den völlig Ermüdeten. Er selbst erzählte dagegen freiwillig nach dem Abendessen von seiner Verirrung im Walde, von seinen öftern einsamen Streifereien, und von dem übeln Ausgange, den er dies Mal vor Augen gehabt habe. Beide Gatten hörten theilnehmend zu, als aber Arthur den Pflanzer seinen Rettungsengel nannte, und ihn um die wunderbare Kenntniß seines Zustandes im Walde fragte, blickte dieser den Gast lächelnd an, und legte ihm freundlich die Hand auf die Achsel.

„Wir freuen uns," sagte er, „einen lieben, willkommenen Gast zu beherbergen; thut ein Gleiches. Um meine geheime Wissenschaft aber befragt mich nicht. Sie bleibt geheim. Doch ist ja morgen oft anders als heute. Wir reden ein ander Mal darüber. Daß nichts Böses in diesem Schatten lauert, wird Euer heller Blick schon hinlänglich bemerkt haben."

Arthur reichte dem Sprecher statt Antwort die Rechte, und Jener verstand ihn. Die Unterhaltung flog auf andere Gegenstände; bald auch auf die Nachtruhe. Dem müden Jäger zeigte heute nicht die Uhr, sondern das Bedürfniß die Schlummerzeit an.

Als er im Bette lag, und sich noch einmal emporrichtete, um das Licht auszulöschen, drängte sich ihm die unerwartete Aenderung seines Zustandes fast als ein Wunder auf. Der gediegene Wohlstand ringsum, und die zierliche Ordnung und Reinlichkeit sprachen dabei deutlich genug für die gute Absicht des freundlichen Wirthes, und so sah denn der Gerettete mit froherem Gemüthe dem abermaligen Erscheinen der Schlummergöttin entgegen. (Fortsetzung folgt.)

## Die Belohnung.

(Schluß.)

Als die Soldaten eine Strecke weg waren, trat Finn in die Hütte: „Madame, lassen Sie uns keinen Augenblick mehr verlieren; der Sturm legt sich. Wir müssen uns auf der Stelle einschiffen, denn die Fluthen sind in diesem Augenblicke weniger zu fürchten, als die Menschen." Die Fremde hatte indessen ihre ganze Kraft und Energie wieder gefunden. Ohne ein Wort zu erwiedern, gab sie ihren Kindern die Hand, gebot ihnen durch ein Zeichen Schweigen und folgte Finn, der sie durch Felsenpartien und auf nur ihm bekannten Wegen führte. So kamen sie an die Meeresküste, wo des Fischers Barke befestigt war. Hier schifften sie sich ein und Finn begann nun mit einer Geschicklichkeit und Kraft zu rudern, daß sie nach Verlauf von sechs Stunden schon die holländischen Küsten im Gesichte hatten. In diesem Augenblicke bemerkte er, daß zwei bewaffnete Schaluppen Jagd auf ihn machten. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, und um die, welche er zu retten entschlossen war, und sollte er auch selbst dabei unterliegen, nicht durch diese neue Gefahr zu erschrecken, sagte er: „Das Schiff geht nicht schwer genug. Madame, Sie müssen sich mit Ihren Kindern auf den Boden der Barke legen und sich nicht rühren." Kaum hatten sie gehorcht, als auch schon die Kugeln um Finn's Ohren pfiffen, während sich zu gleicher Zeit der Lärm der Schüsse mit dem Getöse der Wogen vermengte. Finn maß mit dem Auge die Entfernung, die ihn noch vom Ufer trennte, und sah ein, daß ihn die Schaluppen eher erreichen mußten. Ein kühner verzweifelter Entschluß stieg in ihm auf; er hörte auf, zu fliehen, und seine Hände wie ein Sprachrohr gebrauchend, rief er: „He, was wollt Ihr? — Du bist nicht allein am Bord? — Nein, ich habe eine gute Ladung Fische. Wollt Ihr Euch damit versehen, so steh' ich zu Diensten. Deßhalb aber Feuer auf mich zu geben, ist nicht nöthig. — Komm

**her** und empfange meine Befehle. — Sogleich," erwiederte **er** mit fröhlicher Stimme.

Er ruderte nun auf die beiden Schaluppen zu. Als er **ganz** nahe war, stellte er sich, als könne er die Richtung nicht **mehr** beherrschen, stieß mit großer Gewandtheit und Kühn**heit** auf das nächste der beiden Fahrzeuge, daß es umschlug, **und** während die ins Meer gefallenen Matrosen und Solda**ten** sich in größter Unordnung bemühten, nach ihrem Boote **zu** schwimmen, ruderte er trotz dem, daß sie Feuer gab, auch **auf** die andere Schaluppe los, und es gelang ihm gleichfalls, **sie** umzuschlagen, worauf er, aus Leibeskräften rudernd, ent**floh**. Zehn Minuten darauf landete er die Unbekannte mit **ihren** beiden Kindern am Gestade. Als er am Abende in **seine** Hütte zurückgekehrt war und wieder ruhig an der Seite **seiner** Frau saß, erzählte er dieser lachend die Gefahren des **Tages** und den Unfall der dänischen Soldaten.

Sechs Jahre waren seit dem Tage verflossen, wo die **schiffbrüchige** Dame bei Finn gastfreundliche Aufnahme ge**funden**, als der Fischer und seine Frau eines Morgens Sol**daten** in ihre Hütte treten sahen. Ohne sie auch nur eines **erklärenden** Wortes zu würdigen, wurden der Fischer und **seine** Frau gebunden, auf einen Karren geschafft, und in eine **ihnen** unbekannte Stadt gebracht. Hier nahm man ihnen ihre **Banden** wieder ab und schiffte sie ein. Als sie an Bord wa**ren**, sperrte man sie, aber ohne sie mit der früheren Strenge **zu** behandeln, in eine Zelle, und den Matrosen ward jede **Communication** mit ihnen untersagt. Jeden Tag brachte **ihnen** ein Matrose, dessen Sprache sie nicht verstanden und **der** kein Wort dänisch konnte, Nahrungsmittel. Die Ueber**fahrt** dauerte mehrere Stunden. Als Finn mit Frau und **Sohn** landete, ließ man sie in einen sorgfältig verschlossenen **Wagen** steigen. Nach einer ziemlich langen Reise befreite **man** sie endlich aus ihrem ambulanten Gefängniß und führte **sie** in einen prächtigen Palast. Ohne ihnen Zeit zu gönnen, **sich** zu sammeln, standen sie plötzlich einem vornehmen Manne **mit** strengem Gesichte gegenüber, den eine zahlreiche Ver**sammlung** reichgekleideter Herren umgab.

„Seyd Ihr der Fischer Finn? fragte der vornehme Mann **mit** ernster Stimme. — Der bin ich, erwiederte zitternd und **verwirrt** der arme Mann. — Ihr wohnt an Dänemark's **Küste**, unweit des Dorfes Lorgen? — Finn antwortete mit **einer** Verbeugung. — Ihr habt einer verbannten Frau und **zwei** Kindern Gastfreundschaft angedeihen lassen? — Ja, das **that** ich. — Habt keine Rücksicht genommen auf die Befehle, **die** einen Preis auf ihren Kopf setzten, habt sie nicht blos der **Rache** des dänischen Volks entzogen, sondern auch gegen die **Matrosen** gekämpft, die zu ihrer Verfolgung ausgesendet wa**ren**, und habt ihre beiden Schaluppen umgeschlagen? — Dieß **ist** Alles wahr. — Und wußtet Ihr, welche Strafe Eurer **harrte**? — Der Tod! — Kanntet Ihr die Verbannten, die **Ihr** gerettet? — Ich wußte, daß es die Königin von Däne**mark**, Ihre Majestät Isabelle, die Gemahlin des Königs **Christian**, meines Souveräns sey. Auch ihre beiden Kinder **hatte** ich erkannt; mein Leben liegt in Ihren Händen, neh**men** Sie es, wenn ich Unrecht gethan."

Ein Murmeln erhob sich in der Versammlung; Finn **glaubte**, es sey um sein Leben geschehen, und man sey im **Begriff**, sein Todesurtel und das seiner Frau auszusprechen.

„Du hast ein edles, würdiges Herz, Finn, sagte der Un**bekannte**, der den Fischer verhört hatte. Du hast die Schwe**ster** und Neffen Kaisers Carl V. mit Gefahr Deines Lebens **gerettet**. Kaiser Carl V. wird kein Undankbarer seyn. Erhebe **Dich**, Finn, und küsse die Hand, die er Dir darbietet. Glück **und** Ehren harren Deiner. Aeußere jeden Wunsch, den Du **hegst**, ich schwöre es, ihn zu erfüllen. — Herr, erwiederte **Finn**, ich bin alt und brauche nur eine Hütte an der Küste des Meeres. Habe ich Recht gethan, daß ich die Pflichten eines treuen Unterthanen erfüllte, und die Tage einer Frau rettete, indem ich mein Leben für meine Souveränin der Gefahr aussetzte, so sind die Worte der Billigung, die Ew. Majestät vor dieser edlen Versammlung gesprochen, ein ruhmvoller, genügender Lohn! — Genügend für Dich, aber nicht für mich. Ich ernenne Dich zum Oberhaupt aller meiner Fischereien von Ostende und erhebe Dich in den Adel. Ritter Finn, erhebt Euch!" Bei diesen Worten nahm Carl V. seine eigene goldene Kette und hing sie Finn um den Hals.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in Ostende eine Familie, die den Namen Finn führte, mit folgendem Wappen: ein kaiserlicher Adler, zwei Barken mit natürlichen Farben, auf rothem Felde.

---

## Tabletten.

---

*,* (**Das Rosalienfest zu Palermo.**) Wir begaben uns bei guter Zeit nach einem Hause, in welchem wir ein Fenster gemiethet hatten, um die Procession zur Feier der heiligen Rosalie zu sehen; die Straßen wogten aber schon so voll von Menschen, daß wir fast eine Stunde brauchten, um den Weg von unserm Gasthofe, eine Strecke von etwa 500 Schritten, zurückzulegen. Das erste, was mir auffiel, als ich die Augen auf die Straße warf, war im dritten Stockwerk des gegenüberliegenden Hauses ein ungeheurer käfigartiger Balkon, der die ganze Breite des Hauses einnahm; er war ausgebaucht, wie ein alter Schreibtisch, und die Gitter waren so eng geschlossen, daß man nur undeutlich durchsehen konnte. Ich fragte den Hausherrn um die Erklärung dieser seltsamen Maschine, die ich übrigens an mehrern Häusern bemerkt hatte, und erfuhr, es sey ein Nonnenbalkon. In den Umgebungen Palermo's und zu Palermo selbst gibt es etwa 20 Klöster für adelige Töchter; diese sollen zwar, wie alle Nonnen, durchaus keinen Verkehr mehr mit der Welt haben, aber in Sicilien, diesem vorzugsweise nachsichtigen Lande, erlaubt man ihnen die verbotene Frucht, die sie nicht berühren dürfen, wenigstens zu sehen. Sie können deßhalb an den Festtagen, wenn nicht auf, doch in den Balkonen Platz finden, wohin sie sich aus ihren Klöstern, so entfernt diese auch seyn mögen, durch unterirdische Gänge und geheime Treppen begeben. Kaum war diese Erklärung mir ertheilt, so füllte sich auch der Käfig mit seinen unsichtbaren Vögeln, die alsbald aufs munterste zu schwatzen begannen. So viel ich nach dem Lärm der Bewegungen schließen konnte, mußte der Balkon wohl fünfzig Nonnen enthalten. Der Anblick, den Palermo bot, war so lebendig und mannigfaltig, daß die paar Stunden, um welche wir zu früh kamen, ohne eine Minute Langeweile verflossen, endlich aber zeigte eine Artilleriesalve, das Gemurmel, das die Stadt durchlief, und die Bewegung unter den Umstehenden an, daß der Wagen sich in Bewegung setze. Bald erblickten wir ihn auch am Ende der Straße Cassero: er rückte langsam und majestätisch vor, gezogen von 50 weißen Ochsen mit vergoldeten Hörnern; das Gerüst auf demselben war so hoch, wie die höchsten Häuser, und außer den gemalten oder von Pappe und Wachs nachgemachten Figuren, mit denen er bedeckt war, konnte er auf seinen zwei Stockwerken, und auf einer Art Schiffsschnabel, der weit vorstand, 140 bis 150 Personen enthalten, die theils alle möglichen Instrumente spielten, theils sangen, theils Blumen umherstreuten. Obwohl dieses ungeheure Gerüste größtentheils nur aus Flitterwerk bestand, so war es doch ungemein imposant. Unser Hausbesitzer bemerkte den vortheilhaften Eindruck, den die riesenhafte Maschine auf uns machte, schüttelte aber schmerzlich den Kopf, und beklagte sich über den sinkenden Glauben und die Knauserei seiner Lands-

leute. Der Wagen, welcher jetzt kaum die Dächer des Palastes erreicht, überstieg ehemals die Kirchthürme, und war so schwer, daß man hundert Ochsen statt fünfzig brauchte, um ihn zu ziehen, auch war er so breit und so mit Zierrathen überladen, daß es selten ohne einige Dutzend eingestoßener Fenster ablief. Auch war er von dem Volke so umdrängt, daß er selten auf dem Marineplatz ankam, ohne daß einige Personen überfahren worden wären. Zu der Klage über Abnahme des Festes mag auch beitragen, daß die kirchlichen oder städtischen Behörden Palermo's augenscheinlich an der Ausschmückung knickerten, denn was man in der Ferne für Seide hielt, zeigt sich in der Nähe als einfacher Kattun, und die Gaze der Draperie war stark verblichen. Unmittelbar nach dem Wagen kamen die Reliquien der heiligen Rosalie, in einem silbernen Schrein eingeschlossen und von etwa zwölf Personen getragen, die sich abödeten und einen watschelnden Gang annahmen. Ich fragte nach dem Grunde dieser seltsamen Sitte, und man antwortete mir, sie komme daher, weil die heilige Rosalie ein wenig gehinkt habe. Hinter diesem Schrein zeigte sich ein noch viel seltsamerer und unerklärlicherer Anblick: etwa 40 Personen trugen die Reliquien des heiligen Jacob und des heiligen Philipp, und liefen damit bald sehr schnell, bald hielten sie plötzlich inne. Durch dies Anhalten gewinnen sie einen Zwischenraum von etwa hundert Schritten zwischen den Reliquien des heiligen Jacob und des heiligen Philipp und denen der heiligen Rosalie; sobald sie so viel Raum vor sich haben, laufen sie in möglichster Schnelligkeit vorwärts. Dies gründet sich auf die Sage, daß das Vorübertragen dieser Reliquien einst einem Brande Einhalt gethan; wo derselbe am stärksten war, brauchte man nur einige Minuten stehen zu bleiben, wo der Brand schwächer war, genügte das langsame Vorbeitragen. Nach den Reliquien des heiligen Jacob und Philipp kamen die des heiligen Nikolaus, von etwa zwölf Menschen getragen, hinter diesen eine unzählige Menge Volkes ohne bestimmte Ordnung. Dieser Triumphzug der gegen Mittag begonnen hatte, nahm erst gegen fünf Uhr ein Ende; dann circulirten die Wagen aufs neue, und die Spazierfahrt auf der Marine begann wie gewöhnlich. (Revue de Paris.)

*** (Die Mandarinen-Ente.) Die in China heimische Entenart, welche unter dem Namen „Mandarinen-Ente" bekannt ist, wird dort seit undenklichen Zeiten als ein Sinnbild der ehelichen Treue angesehen, und daher bei ihren Hochzeitsaufzügen stets ein Paar davon mit im Zuge getragen. In der Beale'schen Voliere auf Macao, wovon kürzlich eine Schilderung in diesen Blättern mitgetheilt wurde, ereignete sich vor einiger Zeit folgender buchstäblich wahre Vorgang: Von einem daselbst gehegten Mandarinen-Entenpaare, kam eines Abends das Männchen abhanden, was sich das dem Gefieder nach unscheinbare und wohl daher unbeachtet und unangetastet gebliebene Weibchen so nahe gehen ließ, daß es wie in Gram versunken, in einer abgelegenen Gegend der Voliere bewegungslos saß. Ein flotter Mandarinen-Enterich, welcher kurz zuvor seine Sie durch den Tod verloren hatte, nahm die einsam Trauernde wahr; er begann alsbald sein Prunkgefieder zu putzen, ihr näher und näher zu rücken und aufs zärtlichste den Hof zu machen; sie aber wies alle seine Bewerbungen kalt zurück und blieb stumm und abgeschieden wie zuvor. Die Weiher, wo sie so gerne umherzuschwimmen pflegte, alle Stellen, wo sie sonst am liebsten verweilt, blieben unbesucht und ihr Gefieder, früher, wenn auch schmucklos, doch stets spiegelblank, wurde struppig und häßlich. Nach Verlauf einer geraumen Zeit erst gelangte Hr. Beale wieder zum Besitz des langvermißten Männchens, das beim Anblick der Voliere seine Freude durch heftige Flügelschläge und laute Töne zu erkennen gab. Das Weibchen vernahm nicht so bald seine Stimme, als es wie außer sich gerieth, mit ausgespreiteten Fittigen nach dem Eingange hineilte und so ungestüm schrie, daß man es in weiter Ferne hörte. Als das Männchen aus dem Zuckerrohkäfig, worin es zurückgebracht worden war, herausgelassen wurde, gab es eine förmliche sentimentale Wiedersehensscene auf Enten- oder auch auf Chinesen-Weise. Sie legten die Hälse kreuzweise über einander, halsten sich also förmlich, schnäbelten sich, gingen sogleich in den Weiher mit einander und waren von dem Augenblick an unzertrennlicher als zuvor. Am folgenden Tage wurde das verwittwete Männchen, dessen Freien von der damals untröstlichen Enten-Penelope so schnöde abgewiesen worden war, von dem wiederheimgekehrten Gatten unversehens angegriffen, ihm auf ächt morgenländische Rachweise beide Augen ausgepickt und dasselbe auch sonst so übel zugerichtet, daß es nach wenigen Tagen starb.

*** (Die englischen Clubs.) In welchem Ansehen die Ehe auch in England steht und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es in diesem Lande doch nicht an Junggesellen und ist namentlich in der Hauptstadt die Zahl derselben sehr groß. Für Leute dieser Art ist nun ein Club wie gemacht; denn bis auf einen gewissen Grad ersetzt ihnen derselbe den eigenen Heerd, dasjenige, was die Engländer „Home" nennen. Sie können dort den großen Ueberfluß ihrer Zeit in aller Behaglichkeit aufbrauchen und viele, wenn auch nicht alle Annehmlichkeiten sich verschaffen, welche ein häuslicher Kreis gewährt und die das französische Kaffeehausleben auch nicht entfernt bietet. Ueberdieß, und es ist keiner der letzten Gründe, der die Clubhäuser London's so sehr bevölkert, kann ein „single Gentleman" mit einigen hundert Pfunden jährlichen Einkommens als Mitglied eines Clubs sich eben so viel persönliche Genüsse verschaffen, als dies ein reicher Mann zu thun im Stande ist. Für seine sechs Guineen jährlichen Beitrages kann er Jahr aus Jahr ein von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem eben so comfortablen Kamine sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benützen, eben so viel und noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen, eben so zahlreiche und interessante Gesellschaft sehen, als der Lord, welcher eine Rente von fünfzigtausend Pfund zu verzehren hat. Und legt unser Clubist zu diesen sechs Guineen noch zwei- oder dreihundert weitere Goldstücke, so frühstückt, dinirt und soupirt er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse. Beim Genusse solcher Vortheile für verhältnißmäßig so wenig Geld, darf man sich nicht verwundern, daß die Lust zur Mitgliedschaft eines Clubs so groß ist, daß in der Regel kaum die Hälfte der sich Anmeldenden aufgenommen werden kann.

*** Dr. August Schnezler redigirt gegenwärtig in Darmstadt eine belletristische Zeitschrift: Gutenberg mit vielem Glück. Das Blatt ist bereits im hiesigen Publikum einheimisch und erfreut sich einer großen Verbreitung. Schnezler, welcher früher mit Freiligrath das Rheinische Odeon herausgab, gehört jedenfalls zu den talentvollsten Lyrikern der Gegenwart. Zwei Bände Novellen und Humoresken werden mit Nächstem von diesem begabten Dichter erscheinen.

## Theater-Anzeige.

Montag, den 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5 — 12 Jahren: *l'Enfance de Louis XII.*, ou: *la Correction de nos Pères*, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf: Etzel und Gemmy, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Herrn Appiani, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 148. 31. Mai 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt, von Carl Gollmick.

---

Am 31. März 18—

Draußen wüthete der Sturm mit tropischer Heftigkeit und blies mir fast mein Morgenlämpchen aus, — denn meine Studien sind früher wach als die Sonne — als mein guter Vater zu mir in mein Dachstübchen trat und mich an sein Herz drückte. Tief gerührt sprach er zu mir: Mein guter Sohn! Um diese Stunde wurdest Du vor achtzehn Jahren geboren, und trittst nun in das beneidenswerthe Jünglings- alter. Ich vermag Dir nichts zu geben als meinen Segen, und diese leeren Blätter; zeichne die wichtigsten Momente Deines Lebens darin auf, und wenn Du einstens als Greis ohne zu erröthen darin zurückblätterst, dann ist es doch kein unbedeutendes Geschenk gewesen. Gott erhalte Dich. Er er- wartete keine Antwort, und ging. Das war so seine Art, wenn er ergriffen war. Ich aber küßte mein Kleinod und schwur bei dem Andenken meiner Mutter: „Nulla dies sine linea."

Aber das ist auch Alles, was mir von meinem Latein übrig geblieben ist. Doch ich denke, wenn ich mir's zu Nutze mache, dann habe ich mehr gelernt als mancher Professor mit seinem auswendig gelernten Homer, Cicero und wie die alten Herren alle heißen, die uns jungen so oft die Akademie (um nicht zu sagen die Hölle) heiß machen.

So will ich nun mein Tagebuch auch gleich mit einem guten Vorsatz einweihen. Ich bin nun alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen, und um meinen kleinen Geschwistern ihre schmalen Bissen zu vergrößern, indem ich meinen Theil dazu lege. Du armer guter Vater — mußt oft bei der Nacht- lampe Noten abschreiben, nur, damit wir in die Schule gehen und essen können. Ich begreife nicht, wie er, der so viel weiß, so unglücklich seyn kann, und daß sich Deutschland keine Ehre daraus macht, ihn zu besitzen. Er versteht doch Gene- ralbaß wie Keiner, und spielt alle Instrumente. Doch das soll bald anders werden. Ich will sein Schicksal versöhnen. Meine heilige Muse soll der Hebel zu unser aller Glück und Reichthum werden.

Wozu habe ich meine ganze Jugend lang so eifrig den Studien obgelegen? wozu die Mathematik des Fugenbaues stu- dirt und die disciplina complexa des Tons, die Proportion der Diastema? und das cladnische System der Schwingun- gen? wozu die Partitur ergründet und die Natur aller In- strumente kennen gelernt, wozu spiele ich selbst die Geige und darf mich mit jedem darin messen? Deine mühevolle Saaten, mein guter Vater, sollen Früchte tragen in mir. Ist mir doch, als wäre ich mit einem Mal mündig geworden!

Ich fühle mich so gewaltig gehoben, daß ich bis zu den Sternen fliegen möchte, denn die Gluth der reinsten Künstlerbegeisterung treibt mich hinaus in die Welt. Ich ahne, die Erfüllung meiner goldenen Träume ist nicht mehr so fern.

Schon sehe ich mich als Gründer eines neuen Zeitabschnittes in der Musik, als einen musikalischen Luther auf dem Catheder stehen — von einer Gloria umgeben, und alles Schöne und Classische von mir ausgehend. Meine Schüler werden meine Apostel seyn, die das reine Evangelium der Tonkunst predigen und Licht über die dunkle Welt verbreiten; und meine Brüder wollen wenigstens alle Capellmeister bei Hofopernbühnen werden! Die Welt wird von meinen Werken reden, die Fürsten Europa's sie mit Gold aufwiegen, und am Ende sehe ich noch ein Ordenskreuz im linken Knopfloch blinken; aber mein Ziel bleibt doch immer, daß Du, mein guter alter Vater, nicht mehr darbest, daß Du gemüthlich in einem Sorgen- oder vielmehr Freudestuhl von rothem Saffian sitzest, zum Knasterdampfe der Meerschaumpfeife mit goldenem Beschläge ein Gläschen alten Rheinwein hinunterschlürfst, und nicht weißt, zu welcher Zeitung Du zuerst greifen sollst, die alle den Ruhm Deines Sohnes, des Ritters Erasmus verkünden. Des Ritters Erasmus! Ach, wohin spornt mich meine Fantasie? Es wäre zu unaussprechlich schön!!

---

Ein Jahr später.

Ich muß doch meinen Reformationsplan etwas hinunterschrauben, denn wenn es so fortgeht, erreiche ich diese Höhe nimmer. Vater lächelt auch dazu und meint, das wäre die erste Jugendhitze, und ich würde schon kühler werden. Womit habe ich auch in einem ganzen Jahre diese Blätter angefüllt? Mit hohen Projecten, die alle zu Wasser geworden sind. Ich schrieb nach allen Weltgegenden hin, wo ich nur ein Theater witterte; aber die Intendanzen sind alle verzweifelt kurz angebunden; die höflichsten riethen mir, noch ein Dutzend Jährchen zu studiren, ehe ich eine Kapellmeisterstelle anzunehmen wage, und die gröbsten, nämlich die Mehrzahl, antworteten gar nicht. Also abgefertigt ohne Prüfung, als ob das Talent in den Jahren stäke? Ist das recht? Aber ich will Euch Herren schon fangen. Meine Geige soll mein Organ seyn; mit ihren tausend Zungen will ich Eure Philisterherzen so erweichen, daß ihr mir von selbst kommen müßt. Ihr wollt, daß der Virtuose der Pförtner zu Aemtern und Ehrenstellen werde. Es sey!

N. S. Viele riethen mir, ich möge doch Empfehlungsbriefe mitnehmen, denn ohne solche ginge es nicht. Nun, in Gottes

Namen; so will ich meine Abreise noch ein paar Tage aufschieben, so sehr es mir auch unter den Sohlen brennt.

---

Drei Wochen später.

Mit den Empfehlungen ging es aber nicht so schnell; ich mußte mir fast die Beine ablaufen, um das Versprochene nach und nach zu erbeuten. Endlich hab' ich sie, und Vater hat alle Briefe sauber in ein Kästchen gepackt, das die linke Ecke meines Koffers einnimmt. Ach, wenn ich meinen Koffer ansehe, schießen mir heiße Thränen in die Augen. Ein neuer gewendeter schwarzer Frack und Beinkleider, nebst einem ganzen halben Dutzend feiner Hemden mit Jabots und ein Stock venetianischer Saiten bilden den Inhalt. Aber ich habe gesehen, wie Vater dafür heimlich ein Ringlein meiner seligen Mutter in's Pfandhaus trug. — Es ist Alles zur Abreise bereit — Leb' wohl, väterliches Dach. Es muß glücken, denn Vater hat mich ja gesegnet; und das Ringlein meiner Mutter wird Zinsen bringen. Ade, ihr Lieben.

---

Einige Tage später.

Da stand ich denn noch vor Kurzem auf dem Verdeck des Dampfschiffes und schwamm dem grünen Rhein hinab; und jetzt sitze ich um die Mitternachtsstunde in einem reinlichen Stübchen eines großen Gasthauses, wo ich dieses notire. Blühende Auen, freundliche Dörfer am Fuße rebenbekränzter Berge, alte graue Felsen mit den Gerippen einstens mächtiger Ritterburgen; hier andächtige Wallfahrer und frommes Glockengeläute, dort ein ländlicher Kirmeßtanz zu jubelnden Schalmaien; da reiche Städte hinter ihren Krahnen- und Mastenwäldern; dort wieder niedliche kokette Villa's; hier die graue Wasserschlucht wie an den Pforten des Orkus, und eine Welle weiter wieder diese neue heitere sonnige Welt. Ach, welch eine Symphonie! So viele Farbentöne durch einander, und doch nur ein symmetrisches Ganzes. Was mich aber am meisten entzückte waren an beiden Ufern die fröhlichen menschenfreundlichen Gesichter. Wie sie ihre Tücher und Hüte schwenkten, als einige aus unserer Gesellschaft vom Verdeck herab Pistolen abfeuerten! Hier, dachte ich, kann nur Unschuld und Humanität zu Hause seyn, können nur glückliche Menschen wohnen. Wie mag es erst in den großen Städten selbst aussehen, wo zum freundlichen Naturell sich noch die Bildung und der Geschmack gesellen. Wie mag da der Künstler auf Händen getragen werden; mit welcher Liebe werden sie dir entgegen kommen, diese heiteren Menschen. Und ich sollte sie kränken durch Kleinmuth? als wenn der ächte Genius sich nicht selbst empfehle durch seine Kunst. Ja, ich will durch mich allein gelten, nicht durch Protection. Mein Gefühl sträubt sich gegen diese Erniedrigung, — und hinab lief ich in die dumpfige Cajüte, riß den Koffer auf, holte mein Kästchen hervor, war eben so schnell wieder auf dem Verdeck und — eine ächte Libation der Künstlerehre dargebracht, flogen sämmtliche Empfehlungsbriefe in die unruhigen Wogen. Ha! wie sie da aufschnappten, die fetten Rheinkarpfen, und hier einen Hofrath, dort einen Banquier, und da einen Kapellmeister mit hinabzogen. Wohl bekomm's euch, ihr Fischlein, rief ich hinab, verderbt euch den Magen nicht; und herzlich lachend schaute ich so lange dem ergötzlichen Spiel zu, bis auch mein letzter Mäcen verschwunden war. Die Leute meinten, ich hätte den Verstand verloren, aber was verstehen die von der Bewegung einer Künstlerseele?

---

Gleich in der nächsten Stadt — berühmt durch ihre Freisinnigkeit und Jovialität — warf ich Anker und besuchte den Musikdirector Herrn Bückling, einen alten Freund meines Vaters. Concert geben? schrie der mir auf mein Gesuch entgegen. Hier? Concert geben? Willst Du Wasser in das Meer schütten? Kennst Du — — (hier nannte er mir berühmte Namen) nun, die traten sich einander die Schuhe aus, und haben trotz ihrer Empfehlungsbriefe nichts gemacht, als Schulden. — Empfehlungsbriefe? rief ich. Da mag es eben stecken, mein werther Herr Direktor. Deßwegen habe ich auch die meinen in den Rhein geworfen. — Der Mann stierte mich an wie ein Gespenst; dann lief er im Zimmer herum gleich einem Besessenen, und dann setzte er sich in einen Lehnstuhl und wollte sich ausschütten vor Lachen. Ich lachte unschuldig mit, weil ich glaubte, das geschähe Alles aus Beifall. Unglückskind! — fuhr er mich endlich an — was hast Du gemacht? Weißt Du nicht, daß jeder Concertist in einer Wüste lebt, und daß Empfehlungsbriefe das Manna sind, das ihn wenigstens vor dem Verhungern schützt? Aber, ich erkenne Deinen Vater in Dir, der jetzt seine überirdischen Ideen schwer büßen muß. — Als ich ihm endlich meine Ansicht kurz entwickelte, fuhr er mich auf's Neue an: Was, durch das Aesthetische in der Kunst willst Du Dein Glück machen? Glaubst Du, Du wärst der einzige Virtuose auf der Welt mit Deiner Geige? Felsen und Steine magst Du bewegen, wie Orpheus, aber keinen Stüber aus den Taschen locken, sobald Du keine neue Manier auf's Tapet bringst. Ahme dem Donner auf der G Saite nach, spiele Bach'sche Fugen auf dem D, reize auf dem A zu Ohnmachten, zwitschre wie die Vöglein auf dem E, juble Variationen hinterm Steeg, steigere die Extravaganzen berühmter Vorgänger wo möglich, und wenn Du das nicht kannst, dann zerbrich ein Instrument, das nur Gefühl erweckt, ohne die Sinne zu reizen. Ein unbekannter Gott erliegt allemal dem renommirten Narren. Wer Empfehlungsbriefe in's Wasser schmeißt, darf nur gleich hintendrein springen.

Nun war das Erstarren an mir. So was hab' ich noch nie gehört. Mir war, als schüttete Jemand eiskaltes Wasser über mein glühendes Haupt.

Als der erhitzte Direktor sich etwas verschnauft hatte, stimmte er den Ton um eine gute Terz herab, und sprach gemäßigter: Um Deines Vaters willen, mein Junge, will ich mich Deiner annehmen, wenn auch nur, daß Du durch eigene Erfahrung klug werdest. Zieh' Deinen Concert-Frack an, — wenn der nicht auch im Wasser liegt. Heute ist Thé musical bei dem Präsidenten Wermuth, da sollst Du spielen. Aber stehe mir nicht etwa bescheiden in einer Ecke; trete kühn auf, blase mit Jedem in sein Horn, sey absprechend, wenn Du nichts mehr weißt, rede viel von Dir, und wenn Du fühlst, daß Du dumm wirst, so sprich französisch.

Ach, bester Direktor, seufzte ich, — ich bin ein Deutscher. Desto schlimmer für Dich! klagte jener, und öffnete mir die Thür.

Verwirrt irrte ich in meine Herberge, verwirrt kleidete ich mich um, keiner klaren Vorstellung fähig, und trat bald mechanisch mit dem Director in die Säle des Präsidenten. Welcher Reichthum und Glanz, welche Verschwendung umgaben mich hier. Durch eine Reihe blendend erleuchteter Zimmer, worin Damen und Herren am Spieltisch saßen, stumm und ernst wie Philosophen, erblickte ich in der Perspective einen Flügel. Mir pochte das Herz, aber ich schöpfte Muth. Die klugen und feinen Mienen der Männer, die reizenden Gesichter der Frauen und Mädchen flößten mir Vertrauen ein, denn von allen diesen kostbar geschmückten Herren und Damen nimmt gewiß sich jeder ein Dutzend Billete für mein Concert. So hoffend, schob ich mich hinter meinem Protektor weiter und grüßte links und rechts, ohne daß Jemand davon Notiz genommen hätte, bis ich vor einem gar stattlichen Mann stand, dem ein breiter Stern vor der Brust glänzte. Ei, mein

lieber Director, rief er meinem Führer entgegen, schön, daß Sie da sind; Aller Ohren warten, — denn Sie sind ja unser Apollo. Sie haben doch Thee genommen? He, Johann! Kaum gewann Bückling Zeit, mich dem Hausherrn als einen fremden Virtuosen vorzustellen, denn seine Augen schweiften während seiner Rede geschäftig umher, und seine Füße verriethen Ungeduld. Charmant von Ihnen, charmant! rief er. Friedrich! hierher. Nehmen Sie nichts? Sie wissen doch? Herr Lapiwitz hat absagen lassen, und da kommt mir Ihr Freund gerade gelegen. Was sind Sie für ein Landsmann? Ach, Julie! Sieh, dieser Herr wird spielen statt Lapiwitz. Meine Frau. Herr — — Wie heißen Sie? Ich verbeugte mich tief vor der lieblichen Frau Präsidentin, die am Arm zweier Damen hing, und rückwärts mit zwei duftenden Herren schäkerte. Sie hatte die Gabe, drei Sprachen fast zu gleicher Zeit zu reden, nämlich deutsch mit mir und englisch und französisch mit ihren Verfolgern, während mich eine ihrer Begleiterinnen mit goldnen Augengläsern musterte; ehe ich aber eine Antwort hervorstottern konnte, war auch dieses Bild verschwunden, und ich so als Mitglied der Gesellschaft installirt. (Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

### II.

Der Morgen wandelte schon leise unter den Tulpenbäumen und Pfirsichranken in dem Garten von Davidsonhouse, und klopfte mit seinen Rosenfingern an die erglühenden Fensterscheiben, als Arthur noch im festesten Schlummer lag. Der Hausbesitzer sammt den Seinen war indeß längst in Bewegung, und begrüßte den Boten des kommenden Tages mit einem stillen, frommen Blick in die morgenlich betende Natur. Aber laute Arbeit durfte die Stille noch lange nicht unterbrechen, denn der Gast sollte in dem Maße der Ruhe pflegen, wie die erschöpfte Kraft es erheischte. Erst als Arthur's Fensterflügel klirrte, und John, der alte Bediente, verkündete, er sey durch den Garten gegangen, und habe von dem Herrn einen freundlichen Morgengruß erhalten — die Kappe trug er als Beweis noch in den Händen — trat Herr Davidson fester auf, nicht mehr in sonntäglichem Festtagstritt, und die Knechte wurden lauter und regsamer. Die Hausfrau servirte das Frühstück.

Arthur konnte nicht umhin, der Ordnung und Pünktlichkeit, welche dabei herrschte, und der ganzen Einrichtung dieser stillen, seligen Gemüthlichkeit im Hause seine laute Anerkennung zu zollen.

„Ihr müßt wahrhaft glücklich seyn, Mistreß Davidson," sagte er, „hier scheint der Wechsel menschlicher Dinge seine Macht verloren zu haben. Ungestörte Thätigkeit und ein liebendes Walten gleichgesinnter Seelen war mein Jugendideal von Glückseligkeit, und ich versetzte es in den Himmel, da die Erde das Gegentheil bot. Aber die Stadt war meine Welt; vielleicht hätte ich auf dem Lande suchen müssen. Hier in Eurem Hause scheint mein Ideal zu leben."

Die Mistreß lächelte halb ungläubig.

„Ihr mögt so ziemlich Recht haben," entgegnete sie, „aber ein Sonnenblick erfreut schon den, welcher lange einen trüben Himmel sah. Es gibt auch hier in der lieben Gottesnatur trübe Stunden neben den frohen."

„Ja," murmelte Arthur nachdenkend, „freilich ein vollendetes Glück gibt es nirgends."

„Gewiß nicht," sagte der Pflanzer ruhig, „uns drückt nicht selten die Stille, welche Euch in diesem Augenblicke so wohlthuend zu seyn scheint. Da wünschen wir uns denn einen größern Familienkreis, mehr Kinder, oder unserm einzigen Kinde mehr Weltsinn, und sind unzufrieden, weil beide Wünsche eben nur Wünsche bleiben."

„Also doch ein Kind," entgegnete Arthur, „ich wähnte Euch ganz kinderlos, Mr. Davidson. Aber da hätte ich gern das Glück —"

„Es wird meiner Tochter eine Ehre seyn," versetzte dieser, höflich unterbrechend, „sie kehrt bald heim, und es freut mich, daß unser Gespräch diesen Gegenstand berührt, da Ihr sie nicht unvorbereitet sehen dürft. Sie ist ein fast seltsames Wesen: leicht beleidigt oder beleidigend, wenn man sie nicht näher kennt. So ist sie es gewesen, die uns Kunde von Eurer gefährlichen Nachtruhe brachte, aber bitter würde es sie kränken, erriethe sie, daß Ihr davon Kunde bekommen habt. Darum konnte ich es nicht wagen, sie Euch schon gestern vorzustellen. Schon Eure Fragen würden sie von dannen getrieben haben. Erst mußte ich Euch insgeheim diese Mittheilung machen."

Davidson war in Nachdenken versunken, darum bemerkte er die steigende Röthe auf des Gastes Wangen nicht. Mit offenen Augen hätte er sie wahrnehmen müssen; denn Staunen und Freude flogen über des jungen Mannes Antlitz wie ein leuchtender Blitzstrahl.

„Eure Tochter?" rief er endlich, „was sagt Ihr? Sie hätte mich gesehen? Also das wäre Euer Geheimniß! Aber nein, Ihr scherzt nur; es war ein Traum. Was ich sah, konnte keine irdische Erscheinung seyn."

„Kein Traum," erwiederte Davidson, „Lucretia brachte die Kunde. Sie irrt oft genug im Walde umher, während der Abend hereinbricht, und der Thau ihrer Gesundheit, der Wolf ihrem Leben droht. Da hat sie Euch gesehen, und Mitleid mit Euch empfunden. Aber anerkannt wollte sie ihren Dienst von Euch nicht wissen."

„Das ist hart, das ist grausam," rief Arthur erhitzt, „Ihr hättet Vorstellungen machen sollen."

„Mein theurer Herr," lächelte Davidson, „dem Feuer entreißt Niemand die Hitze, dem Eise nicht die Kälte. Was haben wir nicht angewandt, das Mädchen von solchen Grillen zu trennen! Aber Alles umsonst; und am Ende sahen wir ein, daß es mehr als Grille, daß es ihre unabänderliche Natur ist. Ihr Wesen ist lauter Innerlichkeit, sagte einst ihr Lehrer bei einer ähnlichen Gelegenheit zu mir, und die Worte haben sich tief in meine Seele gegraben, denn sie sind wahr, ihr Geist flüchtet vor der Außenwelt und erschreckt, wird er durch die Gedanken Anderer gleichsam ertappt. Man sagt, die Geister der Gestorbenen beben nicht minder vor der Lebenden Bewegung zurück, als der Mensch vor einem Gespenste, und in manchen Augenblicken mag sich eine ähnliche Empfindung in Lucretia regen. Anfangs kam mir diese Behauptung phantastisch vor, allein allgemach wurde sie mir immer klarer, und nun vermochte ich Lucretien's Thun und Treiben auch besser zu begreifen. Ich will Euch nur eine Geschichte aus ihren Kinderjahren erzählen, und Ihr mögt dann selbst danach urtheilen."

Schon in den ersten Lebensjahren zeigte sie ein auffallend stilles, nachdenkendes Wesen. Bekam sie Spielzeug, so schaute sie es mit befremdeten Augen an, legte es sanft nieder, und bekümmerte sich gewöhnlich niemals wieder darum. Dagegen haschte sie begierig nach jedem formbaren Stoffe, spielte damit Stunden lang, und brachte oft die seltsamsten Gebilde zu Stande. Aber ein beobachtendes Auge war ihr dabei unangenehm. Darum hielten wir uns fern von ihr, wenn sie so harmlos beschäftigt war, und bemerkten es daher Anfangs nicht, daß sie plötzlich ihre ganze Thätigkeit auf ein kleines von ihr selbst verfertigtes Buch hinwandte. Die Mutter zuerst wurde aufmerksam darauf, merkte sich den

Ort, wo der Schatz verborgen gehalten wurde, und holte ihn eines Abends herbei, als Lucretia schon in ihrem Bettchen lag. Unsere Tochter, sagte sie spottend, wird Schriftstellerin. Da sieh nur ihr erstes Werk. Ich lächelte bei dem Anblicke eines Papieres, welches eher Hieroglyphen und regellose Striche zu enthalten schien, als Poesie. Allein bei näherer Betrachtung ließ sich allerdings eine gewisse Absichtlichkeit und Ordnung entdecken. Wir glaubten sogar Begebenheiten aus ihrem Leben ausführlich dargestellt zu erblicken, und hatten uns nicht getäuscht, denn jedes Mal auf der Rückseite einer solchen Zeichnung stand die Erklärung mit Schriftzügen, welche, bei aller Abweichung von den englischen, doch verständlich genug waren, um unsere Neugier zu befriedigen. Ich diktirte Alles, was ich langsam entzifferte, meiner Frau in die Feder, und konnte einen Ausruf der ungläubigen Verwunderung nicht unterdrücken, da diese mir das Ganze als gutgereimte Verse herlas. Du hast Scherz gemacht, Frau, sagte ich, aber fast wird Ernst daraus. Verse von einem dreijährigen Kinde sind keine alltägliche Erscheinung. Das Mädchen wird uns viel Freude oder vielen Kummer verursachen. Meine Frau betete mit Thränen im Auge um den göttlichen Schutz und die göttliche Fürsorge.

Am andern Morgen sollte nun die kleine Dichterin Rede stehen, und die Mutter war schon im Voraus stolz auf dieses Examen. Anfangs schien Lucretia der Mutter Fragen nicht zu verstehen; als diese aber das Buch hervorzog, und dem Kinde vorhielt, wurde die Kleine wie verwandelt, wechselte schnell Roth und Bleich und blieb stumm. Die Mutter suchte durch Schmeichelei und Lobsprüche die vermeintliche Schüchternheit zu entfernen, aber Alles umsonst. Endlich riß der Mutter Geduld. Sie gab ihr das Buch in die Hand, und hieß zornig den kleinen Eigensinn fortgehen.

Lucretia ging, ohne wie sonst wohl Zeichen der Aufgeregtheit über der lieben Mutter Zürnen zu verrathen. Sie schaute stumm vor sich nieder, und als sie sich einen Augenblick unbeobachtet glaubte, glitt sie leise zum Kamin, warf das Buch in die lodernde Flamme, und stürzte dann, mit lebendigeren Tritten und hörbarer Bewegung in der Mutter Arme. Sie lächelte, wie aus einem dumpfen Traume erwacht, zu der Erstaunten auf, aber helle Thränen perlten ihr über die Wangen, und als die Mutter sie begütigend küßte, schlang sie die Aermchen um ihren Hals, und wollte lange ihr Antlitz vor Niemand wieder sehen lassen. Wir wußten uns den Vorfall nicht zu deuten, hüteten uns aber fortan, ähnliche Auftritte herbeizuführen.

„Und ist sie durch diese erste Entdeckung ihrer poetischen Thätigkeit von fernern Versuchen abgehalten?“ fragte Arthur gespannt. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Schweiz.) Letzter Tage ist folgendes unglückliche Ereigniß bei Leuk (Wallis) vorgefallen. Ein junger gesunder und kräftiger Mann saß mit einigen Freunden im Gras und genoß mit ihnen eine einfache Mahlzeit, als er mit einemmale in der Kniekehle einen starken Schmerz wie von einem Stich verspürt. Er steht auf, betastet sich und fühlt, daß sein Bein mit einer erstaunlichen Schnelligkeit anschwillt. Er will seine Beinkleider ausziehen, aber bereits war die Schwellung so stark, daß sie zu gespannt waren. Seine Kameraden schnitten dieselben auf, bald theilte sich die Geschwulst dem übrigen Körper mit. Ins Dorf getragen, erhielt er ärztliche Pflege, doch umsonst. In minder als zwei Stunden war sein Leib fürchterlich aufgedunsen und er mußte sterben. Man schreibt diesen Fall dem Biß einer Viper zu.

*** Wellheim's dramatisches Gedicht: „Tilly“ hat in Hamburg bei der ersten Aufführung vollständigen Erfolg gehabt. Der Verfasser und die beiden Hauptdarsteller: Hr. Lenz (Tilly) und Hr. Fehringer (Pappenheim) wurden gerufen. Die Rede Pappenheim's (im zweiten Akte über die Einigkeit der deutschen Völker) ist sogar — etwas selten Erhörtes im Drama — da capo verlangt worden.

*** Die englischen Staatsurkunden werden auf Pergamentrollen geschrieben und es gibt da einigermaßen einen Begriff von deren Länge, wenn man erfährt, daß ein einziges Statut, die sogenannte „Land Tax Commissioner's Act“ aus dem ersten Regierungsjahre des vierten Georg, ziemlich 900 Fuß, folglich beinah zweimal mehr mißt, als das Innere der St. Paulskirche. Vor einiger Zeit sollte darin etwas nachgesehen werden und ein starker Mann brachte drei volle Stunden mit dem Aufrollen zu.

*** Der „Derby Reporter“ berichtet, die Bibliothek der Abtei Calwich unweit Ashburn besitze einen Schatz, um welchen ein König sie beneiden möchte — eine ansehnliche Sammlung Noten von Händel's Composition und eigener Hand. „Der große Tonsetzer,“ heißt es, „war in Calwich häufiger Gast und eine trefflich klingende, von ihm selbst ausgewählte Orgel, oben auf seine Büste, steht noch heute im dortigen Salon. Hier spielte Händel, und es ist vielleicht kein romanhafter Gedanke, daß wir seinem gelegentlichen Aufenthalte an diesem ruhigen Orte, umgeben von den Schönheiten der Natur und im Umgange mit geachteten, ihn bewundernden Freunden, einige seiner erhabensten Tonwerke schulden.“

## Räthsel.

Kennst Du des Meeres Silberfläche,
Vom Blick Medusens scheint's erstarrt,
Entquellen ihm auch tausend Bäche,
Bleibt es doch ewig starr und hart.

Kraftlos ist hier die Wuth der Stürme,
Hohn spricht's dem tobenden Orkan,
Doch steigen Wogen hoch wie Thürme
Rings auf dem Meere himmelan.

Mit donnernd fürchterlichem Krachen
Droht Dir der Wogen tiefer Spalt;
Es fand den Tod im schwarzen Rachen
Verschlungen, Mancher naß und kalt.

Nichts lebt hier in den starren Wogen,
Kein muntrer Fisch spielt in der Fluth,
Es strahlen tausend Regenbogen,
Doch kraftlos bleibt der Sonne Gluth.

Doch an der Wogen starrem Rande
Empfängt Dich blüh'nder Kräuter Duft,
Wie sonst an keines Meeres Strande
Der Sonne Strahl hervor sie ruft.

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 31. Mai. Zampa, oder: Die Marmorbraut. große Oper in 3 Abth. Musik von Herold.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 149. 1. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Sanct Petri's Glockenspiel. *)

In Flammen steht die Stadt, die einst vor Jahren,
Am selben Tag in Staub und Asche sank,
Durch die sich heut', in ungezähmtem Wüthen,
Der rothe Leu von Straß' zu Straße rang.
Man sieht der Gluth nur Gluthen rings begegnen,
Verwandelt scheint der Elemente Kraft,
Seit man aus Fleeten nicht mehr Wasserströme,
Nein! siedend Oel in Rettungseimer rafft!
Giganten gleich erwachsen Menschenqualen,
Entfesselt ras't die Raubgier sonder Scheu,
Und was des Feuers Dämonkraft verschonet,
Verschlingt Verrath und blut'ge Meuterei! —
Der Speicher viele sind in Nichts versunken,
Mit Trauerton schmolz des Geläutes Rest
Vom Niclasthurm, den Feuerbrand entzündet,
Geschleudert in des Habichts wollig Nest. —
Und wieder sieht man, von Gefahr bedrohet,
Ein Prachtgebäude jener Hansestadt,
Das kühne Pläne, reiche Handelsschätze
In ernsten Mauern still geboren hat. —
Wohl eilten wackre Männer sonder Bangen
Schon längst zum Schutz in's stattliche Gebäu,
Um das sich jetzt im mächt'gen Flammenkranze
Das wilde Element erhebt auf's Neu'!
In Purpur schon die Bogengänge blitzen,
Die Scheiben bersten in der heißen Luft,
Schon leckt die Flamme an des Ausgangs Ritzen,
Schlägt hoch empor aus dunkler Höllenkluft.
Der Kühnste selbst, er wird im Kampf erliegen,
Dort auf des Daches glühendem Metall
Trotzt wohl sein Fuß, vom heißen Erz gesenget,
Nicht lange mehr dem unheilschweren Fall! —
Noch schwindet nicht der Männer starker Wille,
Und was des Menschen Heldenmuth vermag,
Das zeigt sich hier in rastlos edlem Streben
Bei jenen Tapfern an dem Unglückstag!
Erst als von Petri's grauen Thurmes Fahne
Die Lohe in gebräunte Wolken steigt,
Dünkt's endlich auch des Hauses treuen Schützern,
Daß sie des Lebens letzte Stund' erreicht.
Im Haus der Schätze sollen sie verschmachten;
Wo oft man pries des Goldes stolze Macht,
Wo man des Menschen klugen Geist bewundert,
Begrüßen sie des grausen Todes Nacht!
Doch als nun jetzt im brünstigen Gebete
Manch' wackrer Kämpfer auf die Kniee fiel,
Tönt plötzlich durch die glutherfüllten Lüfte
Vom Petrithurm das letzte Glockenspiel.
Es hallet, wie des Himmels ernstes Mahnen,
Zu Sterblichen, die ohne Schutz und Wehr,
Laut der Choral, in heilig, hehren Tönen:
„Allein Gott in der Höh' sey Ehr'!"
Und eh' die Glocke noch ihr Werk vollendet,
Gestürzt der Thurm, verkündet sich auf's Neu
Des Spruches Wahrheit, denn der Wolken Spende
Lischt rings die Flamme um das Prachtgebäu!
— Gerettet ist's und unversehrt geblieben
Des edlen Hamburg's stattliches Panier, —
Die Tapfern aber, die das Volk verehre,
Sie rufen gläubig: „Dank dem Höchsten, Dir!
Nicht Rettung gab uns eigne Macht und Wehr,
Allein Gott in der Höh' sey Ehr'!

Leipzig, den 20. Mai 1842.

Roswitha Kind, geb. Kind.

*) Rosen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt, von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Endlich rauschten die Saiten des Flügels. Aber hier stockt meine Feder noch von der Erinnerung gefesselt. Wer beschriebe auch würdig diesen Dämmerzustand von gedankenlosem Aufhorchen und Gleichgültigkeit, wer das lockere Modespiel üppiger Melodien unter Begleitung knarrender Sohlen, flüsternder Lippen, pfeifender Thürangeln und klirrender Tassen; wer den hastigen Applaus bei frostiger Miene. Es wurde auch gesungen — die Frau Präsidentin, hieß es, und aus allen Zimmern strömte man zusammen. Ich konnte nichts hören, denn ich stand nachdenkend in einem der hintern Zimmer. Aber es muß ein vollendeter Gesang gewesen seyn, denn ich vernahm ein anhaltendes Bravissimo, und völlig bezaubert strömte mir die Fluth der hochentzückten Zuhörer entgegen; des Lobes und Händeküssens war kein Ende.

Nun kam die Reihe an mich. Bückling setzte sich an den Flügel, ich ergriff meine Geige, empfahl meine Seele Gott, und mein Adagio begann. Es war eine gediegene, durchgefühlte Composition, und meine ganze Seele lag darin. Ich

fühlte, daß ich warm wurde, denn so war es immer, wenn mich der Genius ergriff. Da vergaß ich alles Irdische. Als ich aber bei einer Fermate zufällig von den Noten blickte, bemerkte ich doch, wie sich das Zimmer lichtete, und ich mich am Ende allein mit Bückling und meiner Muse glaubte. Schon wollte mein Muth sinken, als ich ein Mädchen — still in sich versunken — in einer Ecke sitzen sah. Es blickte mich mit seinen blauen Augen so fromm und aufmerksam an, daß es mir wie Feuer in die Wangen schoß. Das ist dein Werk, o heilige Kunst! jubelte mein Herz. — Du zeigst mir den Schein von der Wahrheit, und führst die Seele der Seele zu. Was kümmert mich die ganze Welt, wenn mich nur ein reines Herz versteht. Und so schaut ich oft hinüber in meinen neuen Himmel, und die Erde entwich unter meinen Füßen. Ich spielte nicht Noten mehr, sondern geistige Fluida entwickelten sich unter meinem Bogen, und was ich vortrug, las ich nur in des Mädchens klarem Augenspiegel. Aus meinem Adagio aber wurde ein Duett, eine Geisterconversation, nur für reine Seelen verständlich. Wie lange wir uns so ansahen, wie lange ich so aus ihren Blicken las, weiß ich nicht mehr — aber daß ich hart aus meinen sieben Himmeln herabgeworfen wurde, ist mir recht wohl bewußt. Euphemia, Euphemia! wo bleibst Du denn? rief eine weibliche Stimme, und die Präsidentin trat die erste in unser vergessenes Heiligthum. Ach, liebe Mutter, entgegnete das Mädchen erschrocken — dieser Herr hat mich durch sein Spiel zur Statue gemacht. — Die Mutter sah bald das Mädchen mit einem forschenden Blick an, bald mich, und rief dann unter lautem Lachen in französischer Sprache, ohngefähr: Meine Herren! finden Sie das nicht romanhaft? Aber ich denke es ist keine Gefahr dabei! Der Herr Papa unterbrach aber vollends dieses Melodrama, indem er mich bei der Achsel faßte: Kommen Sie zu sich, junger Mann, Sie sehen ja, Ihr Publikum hat sich verlaufen. Spielen Sie uns lieber einen Bollero oder dergleichen. Das Leben ist ja ohnehin so traurig. Der Künstler ist da, um es zu erheitern. Ich mußte gerade bei einem Septimen-Accord abbrechen. — Auch Bückling war versunken, obgleich er nicht wußte, was in mir vorging. Aber nun glotzte er mich erstaunt an, und sprang auf: Bist Du toll, so aufhören zu wollen! Willst Du wohl schließen. Da er aber die Gesellschaft gewahrte, sprach er: — Er spielt in der That meisterhaft, aber — wie gesagt, noch zu überschwenglich. Ich hatte Noth, ihn im Takt zu halten. Aber verzeihen Sie, der verdammte Septimen-Accord genirt mich, darum erlauben Sie, daß ich ihn schnell auflöse; und mit einem Sprung war er wieder am Flügel, und griff hastig den perfecten Accord von C moll. Ein allgemeines Gelächter brach nun ungehindert aus: O, das ist deliciös! — das ist wahrhaft originell, — o! über die Künstler! — So viel brachte ich ohngefähr aus dem babylonischen Wirrwar heraus. Aus Gefälligkeit lachte Bückling mit. Euphemia nur lachte nicht. Sie mochte meine Verlegenheit mit empfinden, trat zu mir hin, und bat mit einer Stimme, die ich ewig hören werde: Lieber Herr Erasmus, spielen Sie uns den Sehnsuchtswalzer. Ja, ja — den Sehnsuchtswalzer, eine köstliche Idee! repetirte sehr materiell der ganze Chorus — und ich begann durch einen Blick von ihr beflügelt, und mein ganzes Seyn war mit meiner Geige verschmolzen, denn mein Herz pulsirte ja mit vor Sehnsucht. Bald war mein Walzer seelenvoller Schwung, bald wonnevoller Jubel, der sich nur in himmelaufstrebenden Passagen Luft machen konnte, — und zuletzt verlor er sich in eine tragische Lyrik, der ohngefähr das Thema zu Grund lag: „Ein armer Jüngling, und eines Präsidenten Tochter," — und immer leiser und leiser ließ ich meine Seufzer verduften, und mein Sehnsuchtswalzer wurde zu einer Hymne der Wehmuth. Bückling hatte längst aufgehört, und wischte an der Brille. Euphem[...] stand wie eine Mairose glühend, kaum athmend, die Hän[...]chen in den Schoß gefaltet am Spiegelpfeiler, so daß ich dur[...] den Spiegelreflex ihr gegenüber dies holde Rosenbild ve[...] hundertfacht vor mir sah. Ich war ganz Liebe und Kun[...] Da begann es um mich her zu flüstern und zu wogen, ma[...] rannte hin und her, und bald bemerkte ich, daß man sich [...] die Ohren zischelte, und neugierig um mich her versammel[...] Selbst Euphemia wurde unruhig, und Bückling brummte [...] sich hinein: Was hat denn der Henker schon wieder? Ic[...] ich war also dee Gegenstand dieser neugierigen Bewegung[...] War das die Wirkung meines Spiels? O, dann gebühr[...] Euphemia der Lorbeer. (Fortsetzung folgt.)

---

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

„Keineswegs," entgegnete der Pflanzer, „sie begann ihr[...] Arbeiten von Neuem, aber noch heimlicher als zuvor, un[...] vernichtete Alles, sobald sie eine Entdeckung nur fürchtete[...] Ja, im zehnten Jahre trat sie mit einem Gedichte hervor[...] und setzte Alle, welche es lasen, in Erstaunen. Ich hatte sie zu der Feierlichkeit mit mir genommen, die noch jetzt jährlich den Nordamerikaner an seinen Stolz, an Washington erinnert. Sie war Aug' und Ohr, sie schien in einem Meere neuer Empfindungen zu schwimmen, und zeichnete zu Hause, alle Ruhe verschmähend, eine Todtenurne für den gefeierten Helden. Die Verse, welche sie hinzufügte, waren so meisterhaft, daß ihre Pathe, eine sonst scharf und richtig urtheilende Frau, entschieden behauptete, sie seien abgeschrieben. Dieser Argwohn aber schien dem Mädchen ebenso drückend, wie das Bekanntwerden von Gedichten, die unvollendet waren, und die sie darum zu verheimlichen strebte. Sie ging in den Wald, kehrte nach einiger Zeit mit vergnügten Mienen zurück, und überreichte der Pathe ein Gedicht, in welchem eine Vertheidigung enthalten war. Jeder mußte eingestehen, dieses Gedicht sey aus derselben Feder geflossen, wie das erste, und welches ausgezeichneter genannt werden müsse, wagte Niemand zu entscheiden. In einer großen Gesellschaft, die wir in jener Zeit einmal um uns versammelt sahen, feierte ihr Talent einen glänzenden Triumph, der meine Frau entzückte, und für Lucretia wenigstens nicht drückend zu seyn schien. Ihr seht, theuerster Herr, daß wir weder Freude noch Kummer allein von dem Mädchen haben, sondern beides zusammen; denn wir wissen sie niemals recht zu nehmen, und fürchten immer, eine heftige Aufregung entrückt sie einmal ganz aus dem Kreise der Lebenden."

Arthur's Interesse war aufs stärkste angeregt. Er richtete eine Menge Fragen an die bekümmerten und doch stolzen Eltern über die Erziehung Lucretiens, über ihren Unterricht, ihre Kenntnisse, Leistungen u. dergl. Er konnte kaum erwarten, sie kennen zu lernen, noch ehe er sie erblickte. Aber er fragte mehr, als der Vater zu beantworten im Stande war, und der Mutter Nachricht, Lucretia kehre eben von ihrem Morgengange heim, setzte vollends dieser Mittheilung ein schnelles Ziel. Davidson brach das Gespräch ab, winkte dem Gaste noch einmal bedeutungsvoll, und öffnete dann der Tochter die Thüre, um sie vorzustellen.

Lucretia trat ein. Sie begrüßte den Fremden ungezwungen, und betrachtete ihn mit einem Blicke, in welchem eine gewisse Vertraulichkeit lag. Arthur hatte geglaubt, sie werde in seiner Gegenwart ängstlich auftreten, scheu sich zurückziehen, verwirrt erröthen; und nun war es fast das Gegentheil von dem Allen. Aber schon nach einer kurzen Unterhaltung schien ihm dies Benehmen natürlich, denn es lag etwas in

ihrem Wesen, als ob sie sich über kein Begegniß zu wundern vermöge. In der That hatten die Eltern nie ein Erstaunen bemerkt; nur ein stilles Träumen, oder ein scharfes Beobachten zeigte sich in Lucretiens Zügen, wenn ein neuer Gegenstand ihr aufstieß. Dann lächelte sie sanft, als ob sie die neue Idee zurecht gelegt, sie als ein Stäubchen der allgemeinen Idee anerkannt hätte.

Arthur dagegen benahm sich fast kindisch. Das Herz pochte ihm hörbar, das Blut stieg in die sonst bleichen Wangen, wie diese Farbe dem Nordamerikaner charakteristisch ist, und seine Knie zitterten. Denn das Wesen, welches ihm als eine göttliche Erscheinung im Traumwachen vorgekommen war, stand jetzt in sterblicher Hülle vor ihm, aber in einer so zarten Hülle, daß er meinte, den unsterblichen Geist hindurchschimmern zu sehen. Hatte er auch stets gespottet, wenn ein Jüngling davon sprach, er möchte vor der Geliebten seiner Seele niederfallen und sie anbeten: jetzt fühlte er eine ähnliche Empfindung durch seine Adern stürmen. Vor diesem Wesen, glaubte er, müsse die ganze Schöpfung niederknien.

Erst allgemach verflog sein Rausch. Lucretia hatte sich neben ihm einen Sitz hingerückt, und mit Tönen, welche dem äußern Ohr kaum hörbar, im Innern des Lauschenden aber wie Silberglockenlaute wiederklangen, sprach sie zu ihm. Der junge Jäger wagte fast nicht, dazwischen zu reden, sondern begrub all' sein Denken in diese leise zitternden Klangwellen:

Wenn in Walhall die Kämpfer reiten
Aus Silberpforten hin zum Krieg,
Ich würde sitzen Dir zur Seiten,
Ein treuer Freund, und seh'n auf Dich.
Wenn rings zum Mahl die Walkyrn bringen
Das Methhorn mit dem goldnen Schaum,
Mit Dir alleine würd' ich klingen,
Nur süßem Flüstern geben Raum.

Fast unhörbar zogen die Gedanken herüber und hinüber, und Arthur vermochte sich nicht zu entsinnen, ob er mit Mr. Davidson und seiner Gattin heute ein Wort geredet habe. Ihr zur Seite sah er nur sie, und bei ihrem leisen Reden verstummte für ihn alles Uebrige. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*„* (Eine unglückliche Heirath.) Mary Eleanor, die einzige Erbin der großen und mächtigen Familie Bowes, vermählte sich mit einem Grafen von Strathmore, der 1776 in Lissabon starb und seiner jungen Frau mehrere Kinder und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Es fanden sich bald viele Bewerber um die Hand der jungen Wittwe ein, sie sollte aber einem der vollendetsten Schurken in die Hände fallen, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, dem Lieutenant Andrew Stony Robinson, der sich vorher in Newcastle mit einem wohlhabenden Mädchen verheirathet hatte, sich von derselben aber durch die schändlichste Grausamkeit bald befreit. Er stieß sie mehrmals die Treppe hinunter, schloß sie im Hemde oder völlig unbekleidet in finstern Kellern ein und gab ihr alle vierundzwanzig Stunden nur ein hartes Ei, aber nichts zu trinken. Aeußerlich erschien er als schöner liebenswürdiger Mann, der die größte Herrschaft über seinen Gesichtsausdruck besaß. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Mittel aufzählen, welche er anwendete, um sich die Gunst der Gräfin Strathmore zu erwerben. Nur eines erwähnen wir. Eine Zeitung enthielt mit einem Male die giftigsten Angriffe gegen die Gräfin; sie wurden ununterbrochen fortgesetzt, bis die Gräfin endlich, auf das Aeußerste gereizt, erklärte, sie würde dem Manne, welcher sie räche, ihre Hand geben. Das erwartete Robinson. Er war der Verläumder gewesen, wendete sich jetzt mit unerhörter Frechheit an den Herausgeber der Zeitung, forderte ihn und tödtete ihn im Duelle. Die Gräfin reichte ihm die Hand. So war er nun in dem Besitze eines unermeßlichen Reichthums und genoß, was dieser ihm bieten konnte, in vollen Zügen. Später besuchte er seine Schlösser; da ließ er Parks zerstören, um das Holz zu verkaufen; er veräußerte fast alle Möbeln in dem Palaste in London und bemächtigte sich des gesammten Silbergeschirrs der Familie. Seine Gemahlin mußte ihm als Spielwerk seiner diabolischen Laune dienen; da er voraus sah, daß die Unglückliche einst die Hülfe der Gesetze gegen ihn in Anspruch nehmen würde, so zwang er sie, eine abscheuliche Erzählung, die er ihr dictirte und welche die schändlichsten Geständnisse enthielt, niederzuschreiben. Dieses Libell hieß „Geständnisse der Gräfin von Strathmore" und die Angaben darin waren so geschickt zusammengestellt, daß sie mit den verschiedenen Perioden des Lebens der Dame vollkommen übereinstimmten. Wodurch er die edle Frau zwingen konnte, solche Dinge niederzuschreiben, hat man nie erfahren; das Gerücht sagte, er habe ihr langes Haar in einen Kasten eingeklemmt, so daß die Arme vollkommen unbeweglich liegen mußte, wenn sie nicht die schrecklichsten Schmerzen empfinden wollte. Er nöthigte sie, ihre Diamanten zu verkaufen und ihm das Geld zu geben, und sie durfte ihr Zimmer nicht verlassen, während er sich den gemeinsten Ausschweifungen überließ. Auch die fünf Kinder der Gräfin suchte er zu verderben, was ihm zum Glücke nicht gelang. Endlich gelang es der unglücklichen Frau, zu entfliehen; zwar machte er ihr Versteck wieder ausfindig, doch hatte sie Zeit gehabt, das Gericht um Schutz gegen ihren Gatten anzugehen. Sie war indeß so schnell entflohen, daß sie ganz ohne Geld und Geldeswerth war und, sie, eine der reichsten Erbinnen des Reiches, sah sich genöthiget, Freunde um Unterstützung anzugehen. In dem Prozesse kamen die scheußlichsten Mißhandlungen, die er sich gegen die Gräfin erlaubt hatte, an den Tag; er aber setzte denselben ganz kaltblütig die „Geständnisse der Gräfin" entgegen. Während des Prozesses gelang es ihm mit Hülfe erkaufter Bösewichter, seine unglückliche Frau zu entführen. So war sie von Neuem in seinen Händen, und was sie von ihm erlitt, übersteigt nach ihren eigenen Aussagen Alles, was man sich Gräßliches denken kann. Das Gerücht von den Leiden der Unglücklichen verbreitete sich im Lande mehr und mehr und er hielt sich in seinem Schlosse nicht mehr für sicher. Mitten im Winter setzt er sich auf ein Pferd und nöthigte seine Frau hinter ihm aufzusteigen. So jagte er mit ihr durch Wald und Feld nach Darlington zu einem böswilligen Advokaten. In dem Hause desselben wurde sie in eine dunkele Kammer eingeschlossen, und nach einiger Zeit trat der Schändliche mit zwei glühenden Eisen ein, die er ihr mehrmals auf den entblößten Busen drückte, um sie zu zwingen, ihre Klagen schriftlich zurück zu nehmen und ihm ihr Vermögen förmlich abzutreten. Sie hielt indeß standhaft aus und zum Glücke, denn die Polizei hatte endlich seinen Aufenthalt ermittelt. Zwar entfloh er, ein Bauer aber hielt ihn auf und schlug ihn mit einem Zaunpfahle nieder. So wurde er in Haft gebracht; die Gräfin erlangte die Trennung der Ehe mit ihm und der Bösewicht wurde zu 300 Pfd. Sterl. Strafe und zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er Bürgschaft von 10,000 Pfd. stellen. Die Gräfin überlebte ihre Erlösung nur vier Jahre und Robinson, der von Stufe zu Stufe tiefer sank, starb endlich in tiefster Armuth. (Allg. Modez.)

*„* (Wie ein Neapolitaner muthig in den Tod geht.) Zwischen den Neapolitanern und Sicilianern besteht bekanntlich ein tiefgewurzelter Haß. Die neapolitanischen Soldaten gelten, namentlich bei den Sicilianern, nicht eben für muthige Helden. Vor einiger Zeit nun war in Palermo ein Soldat der neapolitanischen Garnison zum Tode verurtheilt worden

und die Sicilianer freuten sich auf die Hinrichtung, um sich über die erwartete Feigheit lustig zu machen. Die Neapolitaner ihrer Seits waren in großer Besorgniß; der Verurtheilte weinte den ganzen Tag; man verschob die Hinrichtung mehrmals und wendete sich selbst, aber vergebens, um Strafverwandlung an den König. Endlich erklärte ein Mönch, er habe ein Mittel gefunden, was er jedoch geheim halten müsse, wodurch es gelingen würde, dem Verurtheilten Muth einzuflößen. Man ließ ihm freie Hand und er begab sich in den Kerker, wo er dem Gefangenen sagte, der König habe ihn begnadiget, aber unter einer Bedingung. Des Beispiels wegen sollten alle Zurüstungen gemacht werden, als ob die Hinrichtung wirklich Statt finden sollte. Er müsse beichten, als werde er den andern Tag sterben; man würde ihn abholen, als sey er nicht begnadiget, man würde ihn auf den Richtplatz führen, als solle er erschossen werden, ja man würde Feuer auf ihn geben, aber die Gewehre würden nur blind geladen seyn. Von diesem Augenblick an ging mit dem Verurtheilten eine völlig Umwandlung vor; er sang im Kerker, aß vortrefflich und trank zwei Flaschen Wein dazu, während er bis dahin die Speisen kaum angerührt hatte, und schlief dann so fest, daß man ihn am andern Morgen, als man ihn abholen wollte, aufrütteln mußte. Die Sicilianer hatten sich in Menge versammelt, sie staunten aber nicht wenig, als der Gefangene heiter, mit ungefesselten Händen, erschien, als gehe er zu einem Feste. Vor einem Weinhändler, bei dem er einige Kameraden sah, blieb er lachend stehen, ließ sich ein Glas Wein reichen, hielt dies hoch empor, ohne daß seine Hand zitterte, und trank es aus auf das Wohl seines Königs. Die Sicilianer begriffen diesen seltenen Muth nicht, trösteten sich aber mit der Erwartung, daß die erheuchelte Festigkeit auf dem Richtplatze schwinden würde. Aber auch da blieb sich der Muth des Verurtheilten gleich. Er stellte sich ruhig und heiter hin, verbat sich das Verbinden der Augen und ersuchte um die Begünstigung, selbst zum Feuer commandiren zu dürfen. Er commandirte in völlig militärischem festem Tone das Laden und endlich: Feuer! Von sieben Kugeln durchbohrt sank er nieder, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer hören zu lassen. Die Neapolitaner jubelten laut auf, denn die Nationalehre war gerettet; die Sicilianer aber schlichen beschämt und verwundert davon, daß ein Neapolitaner so sterben könne. (Alex. Dumas.)

*** (Die Todtenstadt in Canton.) Am 29. November 1840 wurden zahlreiche Ausflüge in der Umgegend von Canton und in den Dörfern daselbst gemacht. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient eine Vorstadt von Canton, weil sie buchstäblich eine Stadt der Todten ist. Sie besteht in einer gutgebauten Stadt, die allem Anscheine nach nicht von lebenden Wesen bewohnt wird, sondern ausschließlich den Bewohnern des Grabes gewidmet ist. Der Vordertheil der Häuser ist zur Verehrung der Gottheit eingerichtet, während der hintere Theil in verschiedene kleine Gemächer eingetheilt ist, von denen jedes mehrere Särge enthält, die auf Erhöhungen stehen und von Gefäßen zum Verbrennen von Weihrauch umgeben sind. Die Außenseite dieser Gemächer ist geschmackvoll mit schönen Kletterpflanzen verziert, während man über dem Eingange meist Aufschriften lieset. Die Särge sind sehr dick und aus Kampferholz gemacht; die Leichen darin sind vollkommen gut erhalten. Jeder dieser Todten erscheint in seinem besten Anzuge, so daß er kein unangenehmes Bild von unserm langen Schlafe gewährt. Ein Sarg enthielt einen Mandarinen in voller Uniform von reichem Atlas, mit Mütze und Knopf, welcher den Rang des Verstorbenen anzeigte; in der einen Hand hielt er einen Fächer, in der andern einen Brief, vielleicht an den chinesischen Charon; auf der Brust lagen kreuzförmig einige Geldstücke, offenbar für den unterirdischen Fährmann. — In einem Fort an dem Cantonflusse fanden wir eine große Menge weiblicher Kleidungsstücke und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Soldaten des festen Glaubens sind, irgend ein Theil von dem Anzuge des andern Geschlechtes mache den Inhaber unverwundbar. (Mackenzie Narrative of the second Campaign in China. London. 1842.)

*** (Das Costüm einer Königin der Wilden.) Als der Prinz von Joinville von einer seiner weiten Seereisen zurückkam, machte ihm seine Schwester, die Prinzessin Clementine Vorwürfe darüber, daß er ihr nicht den Anzug eines Mädchens aus den Ländern, die er besucht, mitgebracht habe. „Ich möchte gern einen solchen Anzug anprobiren," sagte sie. — „Das kann sehr leicht geschehen," antwortete der Prinz; „Deine Vorwürfe sind ungerecht, denn ich habe wirklich den vollständigen Anzug einer wilden Königin gekauft, die ungefähr von Deiner Größe war. Morgen werde ich ihn Dir bringen." Am andern Tage kam der Prinz und sagte zu seiner Schwester: „ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Da bin ich." — „Und der Anzug?" Der Herzog von Joinville nahm, ohne etwas zu antworten, ein sehr seltsames Halsband, das aus rothen Saamenkörnern und blauen Glasstückchen bestand, aus der Tasche. Die Prinzessin betrachtete dasselbe, fand es trotz der Einfachheit recht hübsch, legte es auf einen Tisch und wartete. Der Prinz besah unterdeß ein Gemälde. „Aber, Joinville," redete sie ihn an, „woran denkst Du?" — „Warum diese Frage, liebe Schwester? — „Du weißt, worauf ich warte.." — „Auf was wartest Du?" — „Auf den Anzug der wilden Königin." — „Ich habe ihn Dir ja gegeben." — „Ein Halsband nur! wo bleibt das übrige?" — „Sie trug kein „übriges." (Les Guêpes, von A. Karr.) (Allg. Modez.)

## Kunst-Anzeige.

Im Lokal des Städel'schen Kunstinstituts hat Herr A. Kallenbach aus Graudenz eine höchst gelungene Nachbildung im Kleinen (ein 160tel der wirklichen Größe) des Magdeburger Doms für einige Tage ausgestellt. Es soll dieselbe den Freunden der Kunst einen anschaulichen Begriff von einer Reihefolge von etwa 40 Modellen geben, die er seit mehr als zehn Jahren in Gemeinschaft mit Hrn. Zmudzinski nach verschiedenen, besonders mittelalterlichen Gebäuden, alle nach einem gleichen Maasstabe, gefertigt hat. Unter ihnen befinden sich Gebäude des romanischen, Uebergangs- und germanischen Baustyls, namentlich die Kirchen-Ruine des ehemaligen Klosters Bürglin, die Thürme der Domkirche zu Halberstadt, die Münster zu Freiburg im Breisgau und in Straßburg, das Schloß Marienburg, die Rathhäuser zu Breslau und Danzig, mehrere alterthümliche Häuser vom 13. bis 16. Jahrhundert; sodann zum Vergleich auch einige moderne Bauwerke von Schinkel und von Klenze. Diese plastischen Darstellungen ruhmwürdiger Bauwerke Deutschland's haben bereits in einem großen Theil unseres Vaterlandes die lebhafteste Theilnahme bei Kennern und Kunstfreunden gefunden, und werden auch bei uns zu gleicher Aufnahme empfohlen; denn nicht nur sind sie kunsthistorisch höchst interessant, sondern auch überaus schön und mit der größten Genauigkeit ausgeführt, so daß sie einen weit anschaulicheren und befriedigendern Ueberblick gewähren, als es die beste Zeichnung, die lebhafteste Beschreibung zu thun im Stande wäre. Einer weitern Anzeige bleibt es vorbehalten, wann und in welchem Lokale die ganze Sammlung dem kunstliebenden Publikum gegen Einlaßkarten eröffnet werden kann; die Absicht der gegenwärtigen ist nur vorläufig darauf aufmerksam zu machen.

J. D. Passavant.

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 1. Juni. (Zweite Vorstellung des Gymnase Castelli) *La reine de 16 ans*, vaudeville historique en deux actes. Hierauf: *Une fête à Bagdad*, ballet-pantomime en un acte. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 150. 2. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt, von Carl Gottmick.

(Fortsetzung.)

Da drang plötzlich der Präsident durch das bunte Gemisch und hielt wie im Triumph einen Pack Papiere in die Höhe, der Rest seiner Gäste hinter ihm her. Meine Herren und Damen! sprudelte er, Gravität erkünstelnd, heraus. Wir können uns gratuliren, daß wir noch am Leben sind — denn uns drohte Allen der schrecklichste Tod. Mein Koch hat so eben — ei, so schweigen Sie doch mit Ihrem ewigen Lamento! — hat so eben eine Conspiration entdeckt, die — hier warf er sich herausplatzend in einen Fauteuil — nein, ich kann nicht mehr, und dabei ließ er die Papiere in ein Theebrett gleiten. — Ich blickte hin und stand wie vernichtet: es waren meine Empfehlungsbriefe, naß, verwischt, angefressen. Da nehmen Sie, mein Herr, fuhr der Präsident nach einer Pause fort, was Ihnen Neptun sendet und was die Fische übrig gelassen haben. Suchen Sie sich Ihre Adressen heraus, hier ist die meinige. Herr Erasmus da hat allerdings die wohlfeilste Post gewählt, sie uns zu überschicken, denn mein Fischer hat sie in seinem Netz aufgefangen! Er wischte sich lachend die Augen aus. Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu? — und nun ging erst das Begaffen recht an. O, flüsterte ein junger Herr mit einer Glatze seiner Nachbarin zu, das ist arrogant und einem Virtuosen ganz ähnlich! Ich kam mir vor wie ein Meßzwerg. Die Andern fielen über die nassen Briefe her und der Concertsaal wurde zum Lesecabinet. Bückling stampfte mit dem Fuße, Euphemia aber stand am Fenster und ich sah, wie heimlich ihr Schnupftuch zum Auge fuhr. Das erhob mich. Ich trat vor und wollte mich rechtfertigen. Aber — lassen Sie's gut seyn, Herr Tonkünstler, sprach der Präsident, und klopfte mir auf die Achsel. Sie sind hier unter guten Freunden; und dieser coup de main verschafft Ihnen mehr Subscribenten als Ihr bestes Adagio. Ich nehme zehn Billet; voyons, meine Herren, machen wir unsern Empfehlungsbriefen Ehre; ich hoffe, wir unterstützen unsern jungen Polycrates. Sans doute, hieß es in der Runde; ich subscribire ebenfalls auf zehn, ich auf sechs, und ein Lauffeuer von Zahlen verkündete mir bald ein volles Haus. — Und nun genug der Folie. Zu Tische! Sie, Herr Erasmus, sind nun einmal der Held des Tages und führen meine Frau. Oder besser, — hier Euphemia, nimm Dich Deines sentimentalen Ritters an. Zur Tafel, wenn's beliebt. — Somit bot er einer alten dicken Dame den Arm und jeder Herr folgte seinem Beispiel, wie es ihm Neigung, Convenienz oder Zufall gebot. Ich blieb mit Euphemien zurück, schamerröthet vor meiner Purpurrose. Nehmen Sie es nicht so, Herr Erasmus, lispelte sie mir tröstend zu, — Vater hat es nicht so böse gemeint, und traulich drückte sie ihre kleine Hand in meinen Arm. — Und Sie? fragte ich zitternd. — Ich... ich habe Sie verstanden, lispelte sie holdselig. — Ich ging nicht, ich schwebte an ihrer Seite, und obgleich ich bei Tische das Ziel von tausend Witzeleien und Bonmots war, ich achtete es nicht, denn jeder Blick Euphemia's war Balsam auf die frische Wunde, und die Stimme beleidigten Künstlerstolzes schwieg, so lange sie mir, ein Schutzengel, zur Seite war. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, die Wagen rollten vor. Als auch ich mich entfernen wollte, erhielt ich einen leisen Fächerschlag auf die Achsel. Es war die Präsidentin: Herr Erasmus, sprach sie leutselig, wir sind Ihnen Revanche schuldig für Ihr Spiel, und für einen Austritt, der Sie verletzt haben mag, den Sie aber doch herbeigeführt haben. Die Art, wie Sie sich dabei benommen, hat unsern Beifall. Sie scheinen ein bescheidner Künstler zu seyn, eine Eigenschaft, die nicht viele mit Ihnen gemein haben. Wollen Sie Euphemien Unterricht geben? Ich setze voraus, daß Sie Piano verstehen. — Ich verbeugte mich tief. — Also morgen, sprach sie mit einer leichten Handneigung; und ich wußte nicht, wie ich hinab auf die Straße und in mein Stübchen kam. O, du wunderbares, seltsam verschlungenes Schicksal, was hast du heute Alles mit mir gemacht; wie bin ich so selig. O, mein Vater und meine Geschwister! Ach, Euphemia!

---

Eine Woche später.

Es sind doch herrliche Menschen diese Wermuth's und haben gar nichts von ihrem Namen. Ich war nun schon zweimal dort, habe neben ihr gesessen, der Einzigen; bin von ihrem Arm berührt worden, und preise mein Glück. Wie geht ein neues Leben in mir auf, und wie sprudeln die Erzeugnisse meiner Kunst aus den heißen Quellen meiner Phantasie hervor; das hab' ich nur ihr zu verdanken — und ihr soll auch mein erstes Werk gelten. Ich will sie preisen und verewigen wie Petrarka seine Laura. Gab sie mir nicht den Sehnsuchtswalzer auf — schlingt er sich nicht wie ein Silberfaden durch unsere junge Liebe? und er soll auch der Impuls höherer Begeisterung werden. Es sey.

---

Wieder eine Woche später.

Meine Subscription macht gesegnete Fortschritte. Herr Wermuth selbst führte den Reigen an mit zehn Billets und sämmtliche Gäste jenes unvergeßlichen Abends folgten großmüthig. Die Präsidentin versprach mir für mein Fortkom-

men zu sorgen, und sich bei einem Hoftheater für mich zu verwenden, eine Kapellmeisterstelle, versichert sie, könne mir nicht fehlen. Erasmus, königlicher Kapellmeister mit 19 Jahren? und Euphemia — meine Hoffnung rückt mir immer näher. Sie gestand mir ferner, daß meine Empfehlungsbriefgeschichte in der Stadt Aufsehen gemacht habe, und günstig auf mich zurückwirke. Aber was mich mehr als Alles erhebt, Euphemia wird täglich freundlicher, und macht mir als Schülerin ordentlich Ehre. Oft studirt sie bis in die Nacht hinein, und unsere Stunden dehnen sich ganze Nachmittage aus. O heilige Kunst! (Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

### III.

Die Sonne ging von Neuem in all' ihrer Pracht über dem Urwald auf, aber in Arthur's Seele ging sie unter, denn eben verschwand Lucretiens zarte Gestalt hinter der nahen Waldecke, und neben ihm stand der alte John, zwei aufgezäumte Pferde bereit haltend, und drinnen sprach der Hausherr für heute auch das letzte Wort zu seinem geliebten Weibe. Er wollte seinen Gast gen Pittsburg geleiten, und so riß die nächste Minute den jungen Mann aus der unmittelbaren Nähe eines Geistes hinweg, der ihn wie Zaubermacht ergriffen, der ihm als ein Lichtstrahl aus einem bessern Seyn, einen Blick in den Himmel vergönnt hatte. Ob gestern die Sonne schien oder das düstere Licht brannte, hatte er gar nicht bemerkt; es war in ihm so licht, so hell gewesen wie niemals. Jetzt aber schien es dunkel im lächelnden Frühsonnenstrahle, die Vögel sangen keine Lieder, sondern riefen nur Hohn und Unmuth aus den thauglänzenden Zweigen auf den Jägersmann hinab, der nun doch aus den Silberpforten seiner Ideenwelt reiten mußte, der seinem Walhalla den Rücken wandte; und das Blut ging noch langsamer durch die Adern als die Gedanken durch seine Seele. Er hatte oft gehört, daß der die Hölle im Busen trage, welcher in den Himmel geschaut habe, aber er konnte nie etwas dabei fühlen; jetzt fühlte er diese Wahrheit, aber er dachte sie nicht.

Der Weg war einsam, aber noch einsylbiger das Gespräch, ja, Arthur hörte nicht einmal auf das, was sein Begleiter redete, und erst als dieser von Lucretia zu erzählen begann, kehrte die Aufmerksamkeit zurück. Jetzt verstand er auch den Vater, denn er hatte die wunderbare Tochter gesehen. Gestern noch gab ihm Neugier die Fragen ein, heute Liebe, und das Bestreben, das flüchtige Bild in seiner Seele zu vervollständigen und auszuprägen. Mr. Davidson kam ihm dabei aus väterlichem Stolze gern entgegen. Aber selbst die Klagen und Besorgnisse desselben zogen nur wie anfachender Hauch in Arthur's entflammte Seele.

Ueber seiner Hausgenossen Angst wunderte er sich. Wozu hatte man Boten ausgesandt? Um ihn noch früher aus dem Himmel herab auf die Erde zu ziehen? — Er mußte sich zusammennehmen, um nur Worte der Dankbarkeit für Thaten der Liebe zu finden. Aber sein Begleiter war ihm theurer als die ganze übrige Umgebung. Den mochte er nicht aus dem Bereiche des Sprechens lassen, und dachte mit Schrecken an die Abreise. In des Vaters Auge glänzte doch ein Strahl von der Tochter Geist, und mit ihm verschwand also jede gegenständliche Erinnerung. Darum suchte er ihn durch Ueberredung zu umgarnen, durch Liebe festzuhalten; aber eben die Liebe, und eine ältere, heiligere, die Liebe zu Gattin und Tochter riß den Gast von dem neuen Freunde los. Mit einer herzlichen Einladung zu einem baldigen Besuche ritt Davidson zurück.

Seltsam! Früh schon war Arthur selbstständig geworden und heute kam er sich verwais't vor. Er glaubte, nicht bestehen zu können, als der Pflanzer fort war. Dennoch zeigte sich Alles um ihn in derselben Ordnung, wie er es verließ, und die gewohnten Beschäftigungen riefen bald wieder gewohnte Gedanken hervor. Wer ihn aus der Ferne beobachtete, hätte glauben sollen, Gegenwart und Vergangenheit verhüllten die Versäumniß dreier Tage, aber eher hatten diese wenigen Tage ihm sein ganzes übriges Leben verhüllt. Alles schien ihm leer und öde und ausgebrannt. Er war bei der Arbeit sinnend und halb ruhend, in Gesellschaft aber zerstreut und langweilig. Gar Mancher, der ihn sonst gern sah, war unzufrieden mit ihm; am meisten seine Tante und ihre Tochter Fanny.

„Seyd Ihr denn eine Bildsäule, Vetter," rief sie, als er eines Tages in Gedanken versunken, den Zwieback starr über der Tasse hielt. „Ich muß Euch helfen," fügte sie lachend hinzu, und drückte ihm die Hand nieder, daß der Zwieback den Kaffee aus der Obertasse hinaustrieb, und zum Theil verschüttete.

Arthur heftete einen fast zornigen Blick auf die Zudringliche, und blies schweigend die Kaffeetropfen von seinem Aermel.

„Der Mensch weiß keinen Scherz mehr zu ertragen," murrte Fanny, machte eine schnippische Nase, und drehte ihm den Rücken zu, um durch ein Gespräch mit einem Andern des auserkohrnen Vetters Eifersucht zu wecken. Aber einen Steinblock nannte sie ihn insgeheim, als ihr verlangender Seitenblick auf seine verklärten, in sich gekehrten Mienen traf. Sie wünschte ihm kaum eine gute Nacht beim Fortgehen, und ihrer guten Mutter daheim weder guten Abend noch gute Nacht.

Arthur dagegen konnte nicht begreifen, wie sein Blick hatte jemals mit Wohlgefallen auf einem so derb irdischen Mädchen ruhen können. Er ließ sich mehrere Tage hindurch krank melden, und als es ihm im Hause zu eng wurde, und er einen Gang in das Freie machte, da stand er auf dem Wege nach Davidsonhouse. Durfte er jetzt schon den Besuch erneuern? Würden die Lieben dort es ihm nicht übel deuten? — Aber Thorheit, wo ein solcher unermeßlicher Zeitraum voll quälender Empfindungen dazwischen lag, konnte von keinem Schon die Rede seyn. Er schritt entschlossen vorwärts, und jeder Baum und jeder Strauch nickte ihm immer freundlicher zu, je näher er seinem Walhalla kam.

Der Abend fand ihn schon heiter und selig in dem Kreise seiner Geliebten. Lästige Fragen und ängstliche Antworten zwischen Davidson und ihm, aber auch glänzende Blicke und bedeutsame Worte mit Lucretia waren gewechselt. Jetzt war er im Hafen, und mit dem frohen Sinne des Gelandeten war er es; denn fern von hier schienen ihn des Lebens Wogen verschlingen zu wollen, während Rettung und Liebe ihm aus diesem seelenvollen Auge, in welchem für ihn der Himmel lag, und die Hölle heimlich lauerte, entgegen blickten. Es schien ein Vorwurf auf ihren Lippen zu schweben, aber nicht über sein Kommen, sondern über seine Entfernung. Er mußte ihr nicht gleichgültig geblieben seyn, und in dem Gedanken drängten sich all' seine Gedanken zu einem Blitzstrahl der Wonne zusammen. Wer wahrhaft liebt, in dessen Seele wölbt sich ein Tempel von heiligen, ernsten Gefühlen empor, in welchem Sehnsucht und Wehmuth vor einem verschleierten Altare knien. Doch zusammen sinkt der Tempel, setzt die Gegenliebe ihren beseligenden Tritt hinein, und eine Hütte unter Palmen wächst aus der Asche hervor und drinnen ein friedlicher Heerd, und die Sehnsucht hat sich zur ruhigen Traulichkeit, die Wehmuth zur seligen Wonne verklärt. Arthur sah in der Geliebten freundlichen Blicken schon die Palmen,

und träumte sich die Hütte. Wie freudig schaute er die Zukunft an, wo er den freundlichen Wirth wiederum würde fragen dürfen: Also war es kein Traum? —

Ein heftiges Pochen an dem Hofthore und der Hunde Gebell störte in diesem Augenblick Gespräch und Traum. Der Pflanzer öffnete das Fenster, die Uebrigen verstummten horchend. Aber draußen zankte John mit den Hunden, und fragte dann, wer da sey. „Ich," antwortete eine dumpfe und dennoch durchdringende Stimme, „auf mit dem Thore, Schurke, ich bin gekommen, aus Dir einen Geierfraß zu machen."

„Da werde ich noch einen zweiten Riegel vorschieben," sagte John mit seiner unüberwindlichen Ruhe, „werther Herr, wer Ihr auch seyd, erlaubt mir die Bemerkung, daß ich Euch für einen Narren halte, und gewiß mit größerem Rechte, als Ihr mich für einen Schurken."

Ein Geheul, welches Jedem die Haare zu Berge sträubte, und ein donnerndes Gepolter gegen die Thorflügel scholl als Antwort herüber, und Arthur griff eiligst nach seiner Flinte, um dem davoneilenden Wirthe zu folgen. Mistreß Davidson war bleich vor Schrecken, aber Lucretia schaute so ruhig und billigend in des Jägers forschendes Auge, daß dieser kein Bedenken trug, die Frauen zu verlassen. Er stand mit wenigen raschen Sprüngen an des Pflanzers Seite, welcher durch ein Lugloch den Feind beobachtete.

„Was seht Ihr," fragte er flüsternd. Davidson blickte zu ihm auf, schüttelte geheimnißvoll den Kopf, und räumte dem Fragenden seine Stelle ein.

„Ich sehe nichts als einen einzelnen Mann," sagte dieser nach einer Pause, „welcher, wie bethört, gegen die Planke anlämpft. Er ist ein gespenstisches Ungeheuer oder ein Wahnsinniger."

„Mit Verlaub, Herr," sagte John laut dazwischen, „es ist unser weiland Nachbar Duck, oder eigentlich Alles, was Ihr da hernennt, in einer Person."

„Bei Gott," rief Davidson, voll Staunen die Hände zusammenschlagend, „er ist es, öffne ihm die Thür."

„Oeffnen?" sagte John, „so erlaubt, daß ich die Hunde losbinde, und Ihr selbst nebst dem edlen Herrn thätet wohl gut, sorgfältig Pulver auf die Pfanne zu schütten. Den Riegel schiebe ich mit einer Stange hinweg."

„Hasenherz," zürnte der Hausherr, „fort da von der Thür! Ich selbst will öffnen. Duck ist ein ehrlicher Mann."

„Herr, ich wollte, Ihr wärt minder ehrlich, als Ihr seyd," jammerte John, „dann trautet Ihr nicht jedem Schelmgesicht. Hat je ein rechtschaffner Christ einen ehrlichen Mann so schreien und toben hören! Was meint Ihr — die Hunde möchte ich wenigstens zu größerer Sicherheit vor dem ehrlichen Kobold —"

Herr und Diener stritten sich eine Weile, aber die Gewalt behielt auch hier Recht, obgleich mit Unrecht. Der Zufall, indeß meinte es mit Davidson besser als er mit sich selbst, denn als er glücklich den Riegel in seiner Gewalt und das Thor geöffnet hatte, war der Stürmische nirgends sichtbar. Des Pflanzers Ruf war umsonst; Alles blieb still, John ausgenommen, der da hoch betheuerte, Duck sey wahnsinnig.

Von Beidem aber hörte Arthur nichts, denn Lucretia stand neben ihm, und flüsterte ihm zu, John habe Recht, solche Töne seyen dem vernünftigen Geiste fremd. „Mich haben sie seltsam erschüttert," sagte das Mädchen, und ich meine, Ihr hättet mir das Leben gerettet, wenn Ihr das gräßliche Wesen erschossen. Drum sah ich es gern, als Ihr dem Vater folgtet. Warum habt Ihr meine Bitte nicht erfüllt?"

„Verzeiht," entgegnete Arthur betreten, „ich entsinne mich nicht, ein Wort aus Eurem Munde gehört zu haben."

„Lucretia erhob die dunklen schönen Augen zu Arthur, und sah ihn an, daß er meinte, ihre Seele zu sehen. Dann drückte sie plötzlich ihre weißen, kleinen Hände gegen die strahlenden Augen, und den Busen hob ein flüchtiger Seufzer. „Ach," sagte sie leise und klangvoll, „mag denn Niemand die Gedanken leiden! Sie sind so schön — warum steckt man sie in einen verunstalteten Körper! Warum macht man Worte aus Gedanken!"

Arthur erschreckt, wollte reden, aber eben kehrte Davidson zurück, und als der junge Mann einen Augenblick zu ihm hinüber sah, war die räthselhafte Jungfrau verschwunden. Drinnen in dem Zimmer hörte sie nur die Mutter, und Arthur war ein fast stummer Zeuge bei dem beginnenden Gespräch über den ungewöhnlichen Auftritt. Doch hörte er, daß man übereinkam, der Nachbar Duck, dem vor einigen Monaten Haus und Hof verkauft war, und den man seitdem nirgends gesehen habe, sey geisteszerrüttet, und Davidson bereute nun selbst seine Unvorsichtigkeit, einem Wüthenden das Thor geöffnet zu haben. Er beschloß, den Friedensrichter des Bezirks auf den Umherstreifenden aufmerksam zu machen.

In der Nacht schaute in Arthur's Fenster der Mond hinein, als dieser eben aus ängstlichen Träumen erwachte, und es kam dem Betäubten vor, als sehe er in Lucretiens Augen. Er starrte erschrocken in das leuchtende Gestirn hinein, und als er seine ruhige Besinnung wieder erlangt hatte, dachte er doch nur an den leuchtenden Blick von dem verwichenen Abend, und an die dunklen Worte. Du solltest den Unglücklichen erschießen, wiederholte er sich, um ihr das Leben zu retten? Sonderbar! Aber mit einem Morde soll Deine Liebe nicht ernährt werden.

> Fluch wächst empor auf fluchbetadnem Ort.
> Der Mord umgürtet nimmer sich mit Liebe,
> Die Liebe nimmer sich mit Mord.

(Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

⁂ Die Spielkarten werden in Rußland dem Gesetze zufolge zum Besten der Erziehungshäuser in beiden Hauptstädten verkauft; früher, bis zum Jahre 1819, wurde die Verfertigung und der Verkauf der Spielkarten verpachtet, was in der letzten Zeit dieses Pachtes den Erziehungshäusern die Summe von 400,000 Silberrubeln jährlich eindrachte. Im Jahre 1819 wurde der Kartenpacht aufgehoben; seit der Zeit werden die Karten in der Alexandrow'schen Manufactur verfertigt, und der Verkauf wird seitdem unmittelbar durch die Erziehungshäuser und durch Commissaire besorgt. Die angefertigte Anzahl Spielkarten war bis zum Jahre 1832 ziemlich gleichmäßig und betrug im Durchschnitt 116,644 Dutzend Spiele. Seit der Zeit stieg die Zahl mit jedem Jahre; das Quantum für 1840 betrug 197,061 Dutzend. Trotz des Mißwachses in dem genannten Jahre, trotz der erhöhten Preise für die wichtigsten Lebensbedürfnisse, vermehrte sich der Verbrauch wieder um ein Namhaftes. Von 1820 bis 1841 sind in Allem 3,082,346 Dutzend Spiele verfertigt und dazu 316,500 Ries Papier verbraucht worden.

⁂ (Unterhaltungsstoff.) Von den Taschendieben, die während der letzten Messe in Leipzig, trotz der polizeilichen Warnungen, durch die das Publikum zur Vorsicht aufgefordert ward, gute Geschäfte gemacht haben sollen, erzählt man sich u. A. folgende Anekdote: Ein Paar Herren spielten in einem sehr besuchten Caffeehau'e Billard mit einander. Während der Eine eben einen Ball macht, bemerkt der Andere, daß die Brieftasche seines Mitspielenden halb aus dessen Rockschooße hervorragt. Er will sich einen Scherz mit seinem Freunde erlauben, zieht ihm heimlich die Brieftasche vollends aus dem Rocke und steckt sie

zu sich. Nach einiger Zeit ist das Spiel beendet. Der Verlierende will bezahlen und sucht nach seiner Brieftasche, die er mit Schrecken vermißt: „Ich könnte mich zu Tode ärgern," ruft er, „wenn ich sie verloren hätte, oder wenn sie mir etwa gestohlen worden wäre, denn sie enthält eine ziemliche Summe Geldes in Papier." — „Sey ruhig," versetzte lächelnd der Andere. „Diesmal kommst Du mit dem bloßen Schrecken davon. Ich sah' vorhin, daß Du Deine Brieftasche sehr nachlässig aufbewahrt hattest und nahm sie zu mir. Hier ist sie." Und der Redner faßt in seinen Rock, um das fremde Eigenthum hervorzuholen und zurückzugeben. Aber seine Tasche ist leer. Vergebens durchwühlt er sie, denn eben das, wogegen er seinen Freund beschützen wollte, ist ihm selbst geschehen. Ein Dieb hat ihn bestohlen und er ist genöthigt, seinem Freunde die volle Summe des Geldes zu ersetzen, welches die Brieftasche enthielt. (Rosen.)

*** Der sehr reiche englische Kaufmann Slade, aus Poole gebürtig, hat sich dazu erboten, in der britisch-amerikanischen Kolonie Newfoundland auf seine eigene Kosten fünf Kirchen erbauen zu lassen.

*** (Die Clowes'sche Buchdruckerei zu London.) Um von dem Umfange des Geschäftsbetriebs in dieser Buchdruckerei, einer der größten des ungeheuern Weltstadt, einen Begriff zu geben, bedarf es nur der authentischen Angabe, daß in derselben wöchentlich an drei Viertel Millionen Bogen, nemlich 1500 Ries Papier aller Art, 500 Bogen pr. Ries, bedruckt werden, was also in Jahresfrist die ungeheure Summe von 36 Millionen Bogen ausmacht. Der Ankaufspreis dieser Papiermasse beläuft sich in runder Summe auf 100,000 Pfund (eine Million Gulden) jährlich, derjenige für Druckerschwärze gegen 1600 Pfund. Im Durchschnitt sind stets 20 bis 30 große Werke in der Presse begriffen.

## Aus Düsseldorf.

### Das große rheinische Musikfest am 15., 16. und 17. März, von Leopold Lichtenstein.

Welche von den vielen großen und kleinen Städten am Rhein wäre wohl geeigneter, den Vertretern, Beförderern und Verehrern der Kunst und Wissenschaft freundlichst ihre Thore zu öffnen, als gerade das liebliche Düsseldorf, welches schon allein durch seine vortreffliche Akademie und durch die an selbiger wirkende Meister hinlänglich kennen gelernt hat, was denn eigentlich die Kunst sey, was sie eigentlich vermöge, wozu sie eigentlich fromme. Hiermit soll nun aber nicht gesagt seyn, daß Düsseldorf die übrigen Städte an Geschmack und Einsicht dessen, was erhaben und schön ist, übertreffe, sondern es soll nur hiermit angedeutet werden, daß eine Stadt, die einen so beträchtlichen Theil von Künstlern in sich faßt, die so vielfache Gelegenheit findet, Produkte derselben prüfen und oft bewundern zu können, auch wohl den Werth und das Erhabene der Kunst im Allgemeinen tiefer erkennt und besser begreift. Und sollte dieß, sich lediglich bei ihnen auf die Malerei beziehend, nicht auch Einfluß auf jede andere Kunst, und somit auch auf die Musik üben? Sollte man ihnen nicht zutrauen können, daß sie nächst den vielen andern Zwecken, welche das Musikfest hervorgerufen haben, auch den erkennen und einsehen, daß eben ein solches Fest durch die Vorführung so verschiedenartiger Musikstücke auch dazu bestimmt sey, aufzufordern einmal: darüber Betrachtung anzustellen, was diese Kunst schon vor Jahrzehnten Großartiges und Edles geschaffen, dann auch: zu erwägen, auf welchem Höhepunkt sie jetzt angelangt ist, und endlich: einen Blick in die Zukunft zu thun und zu muthmaßen, wie sie sich wohl in den folgenden Jahrzehnten gestalten könnte und werde? Und bei welcher Kunst als gerade bei der Musik, die sich so schnell metamorphosirt hat, und abermals eben so schnell metamorphosiren kann, ist es leichter, eine solche dreifache Beobachtung anstellen zu können? Es wurde uns hinlänglich Gelegenheit geboten, einen derartigen Vergleich vorzunehmen. Wir hörten Werke von 4 großen Meistern, die aber leider nicht mehr sind, wir hörten Werke von lebenden Heroen der Musik und fanden dadurch hinlänglich Gelegenheit, wohl zu erwägen, was i Schooße der Zukunft in Bezug auf Kunst im Allgemeinen, und b sonders in Bezug auf die edle Kunst, die uns jetzt einen so erhaben Genuß gewähren sollte, wohl noch verborgen seyn möchte. — E kann man auch der festen Ueberzeugung seyn, daß der größte Th der Fremden und Einheimischen, welche dem schönen Feste beigewohn nicht mit dem bloßen Bewußtseyn, beim Feste gegenwärtig gewesen zu sey zu ihrem häuslichen Heerde zurückgekehrt sind; sie haben vielmehr sich etwas aufgenommen und mit nach Hause gebracht, was no lange, lange in ihnen fortleben, fortbestehen wird! Die Musik ist nicht blos ein Ohrenkitzel, der so lange anhält, so lange man d Ton eben wahrnimmt, sie nistet sich vielmehr gleich einer Klette i Haar, im Inneren des Menschen ein, und wirkt fort und fort a sein Gefühl.

Schon mehrere Tage vor dem bestimmten Termin, fing es an i Düsseldorf bunter und lebendiger als gewöhnlich zu werden, ma sah fremde, fröhliche Gesichter und wurde dadurch schon an den b vorstehenden Genuß erinnert. Bis zum Donnerstag, 12. Mai, hatt sich alle Mitwirkende eingestellt und an ihrer Spitze befand sich d liebenswürdige, umsichtige, geistreiche Mendelssohn-Bartholdy, der d Leitung des Ganzen für diesmal übernommen hatte. Das Namenver zeichniß der Mitwirkenden belief sich nicht über die Zahl von 600, un von diesen gehörten an 400 den Sängern und gegen 200 den Orch stermitgliedern an. Das Verhältniß der 4 Singstimmen war bis a den Alt, der nur gegen 70 zählte, ein gutes. Unter den 200 Orch stermitgliedern gehörten an 80 den Violinen, mehrere 20 den Viole gegen 30 den Cello's und eben so viele den Contrabäßen, die übrig den Blas- und Janitschar-Instrumenten an. Solo-Sängerinnen wa ren: Madame Pirscher aus Darmstadt und Fräulein Schloß au Köln; außerdem befand sich auch noch Fräulein Kreutzer, die Tochte des Kapellmeisters Kreutzer aus Köln unter den Verzeichneten, doch er schien selbige nicht, wahrscheinlich durch Unwohlseyn abgehalten. Di Solo-Tenor-Parthien hatte Herr Schunke vom Theater zu Köln, di Baß-Parthien die Herren Oehrlein und Lämler übernommen!

Die erste Hauptprobe, welche am Samstag Nachmittag, 14 Mai statt fand, hatte eine große Zahl von Zuhörern herbeigezogen, un war nicht nur die besuchteste der Proben, sondern übertraf auc jede Hauptvorstellung an Theilnehmern. Beethoven's grandios C moll Symphonie machte den Anfang. Schon beim Erscheinen des so freundlichen Mendelssohn-Bartholdy klopfte Allen das Herz, und Aller Augen waren nach ihm, Aller Ohren nach der zu beginnenden Musik gerichtet. Mit einem Mal begann die Symphonie. Eine exactere, gelungenere Execution derselben, wie gerade hier, kann man sich nicht gut denken! Dazu trug nun nicht allein die Liebe, mit welcher alle Mitwirkenden ihre Pflicht erfüllten, und das Bestreben eines jeden Einzelnen, etwas Vollkommenes zu leisten, bei, sondern Mendelssohn selbst hat auch sein Scherflein dazu geliefert. Die Art und Weise, wie er mit dem Orchester umgeht, ist eine ganz eigenthümliche. Er sagt viel, tadelt viel, verbessert viel, aber alles dieses geschieht dermaßen, daß, statt ihm zu grollen, man ihn nur immer lieber gewinnen muß. — So ohngefähr mag eine solche Symphonie im Conservatoire zu Paris klingen, wo selbige immer so meisterhaft ausgeführt werden sollen! — Nur Etwas fiel mir auf. Es schien mir nämlich, als habe Mendelssohn die Tempi's, besonders des ersten und letzten Satzes, ein wenig zu schleppend genommen; doch ist dies mehr Sache des individuellen Gefühls, und hängt nächst der Angabe des Zeitmaßes von Seiten des Componisten, auch theilweis mit von dem das Tonstück dirigirenden Individuum ab. —

Nach der C moll Symphonie folgte das herrliche Oratorium von Händel „Israel in Aegypten." — Sowohl Chöre als Solopartbien gingen vortrefflich. — Wie schon oben bemerkt, hatte sich das Auditorium bei dem am 15. stattfindenden ersten Concerte nicht so zahlreich eingestellt, als dies Tags vorher bei seiner Hauptprobe der Fall gewesen war. — (Schluß folgt.)

### Auflösung des Sylbenräthsels in Nummer 146.

Leumund.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 2. Juni. Treue Liebe, Schauspiel in 5 Abth. von E. Devrient.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 151. 3. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt, von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

**Den Tag darauf.**

Uebermorgen ist also mein Concert. Wie stolz prangt auf dem Zettel: große musikalische Akademie 2c. und Erasmus darunter. Durch Bückling's Bemühung unterstützen mich die ersten Sänger der hiesigen Bühne, und man sagt allgemein, es sey lange keine so glänzende Soirée annoncirt gewesen. Wie werde ich spielen — sie mir gegenüber; — ich fühle die Kräfte aller neun Musen in mir. Ich muß nur recht an das Kleid der Tonkunst denken, an die Noten, damit mich die Begeisterung der Ideen nicht zu weit führt.

**Einige Stunden später.**

So. Nun ist auch die Dedication fertig. Ich habe Nächte daran geschrieben, und sie sieht in der That aus wie die sauberste Lithographie. Roth mit Silberstreifen ist der Einband, und auf dem Titel stehen wir Beide dicht bei einander: Große Fantasie für Pianoforte über den Sehnsuchtswalzer, componirt und seiner lieben Schülerin Euphemia von Wermuth im Gefühl der tiefsten Verehrung (warum darf ich das rechte Wort nicht schreiben?) gewidmet von Erasmus. Und dem folgt ein Akrostichon auf ihren Namen, in Form eines Widmungs-Sonnets. — O, es sieht sich köstlich an. Wie wird sie sich freuen, und der Präsident sich geschmeichelt fühlen. So, nun hin zu ihr; ich Glücklicher!

**Am andern Morgen.**

Unbeschreibliche Wonne! Ach, es gibt doch Stunden, die unser ganzes Leben tragen. Eine solche brachte ich bei Euphemia zu. Noch tönt mir ihre Stimme nach, wie der Silberschall des frommen Mettenglöckleins zur Weihnachtszeit. Guter Erasmus, sprach sie, wie viele Mühe geben Sie sich doch; und dabei legte sie ihre Hand auf meinen Arm. Ich mußte ihr die Fantasie vorspielen, zwei, dreimal, und sie stand so dicht neben mir, daß, indem sie die Blätter umwandte, ihre seidnen schweren Locken meine Schläfe berührten. Nach der Stunde reichte sie mir sogar die Hand, die ich unwillkührlich an meine Lippen drückte. Ich weiß nicht, wie ich die Thüre fand, und hätte auf dem Vorplatz fast die alte Haushälterin umarmt. Besäße ich doch Reichthümer, daß ich Glückliche machen könnte! — Doch wer klopft da? ... Es ist der Bediente des Präsidenten. Ich möge sogleich hinkommen. Aha, er selbst will sich mir dankbar beweisen. Ach, er weiß ja nicht, wie fürstlich ich schon belohnt bin. Ich fliege hin.

**Am Abend.**

Verloren mein Spiel, und meine Seligkeit. Der Bediente beschied mich zum Herrn Präsidenten auf das Bureau. Als ich freudeglühend eintrat, stand er mir gegenüber, streng und frostig, mit eisernen Zügen wie eine Statue von Marmor. Neben ihm auf dem Schreibtisch lag meine Dedication. Ohne sich zu bewegen, redete er mich an: Sie haben da meiner Tochter ein Geschenk gemacht, das wir unmöglich annehmen können. Was die ferneren Lectionen betrifft, so wird Euphemia wohl eine Zeitlang aussetzen müssen, da sie den Sommer über auf dem Land zubringt. Nehmen Sie Ihr Geschenk zurück, und das Honorar für die Stunden in Empfang. Die Cachets, die Sie in Händen haben, können Sie ins Wasser werfen, setzte er mit jenem sardonischen Lächeln hinzu, das ihn charakterisirt. Ich mußte mich an einer Stuhllehne halten, um nicht umzusinken, denn Alles drehte sich im Kreise um mich her. Er schien es zu bemerken, und setzte etwas gelinder hinzu: Das ist kein Unglück, junger Mann, sobald Sie meinen Rath für die Zukunft nützen: Thun Sie immer nur Ihre Pflicht, aber nie darüber, denn es ist nicht wohl zu berechnen, wohin Präferenzen führen können; Fantasien taugen nicht für das materielle Leben. Seyn Sie praktisch, d. h. verdienen Sie Geld, und schreiben Sie nichts, das Ihnen nicht bezahlt wird; geben Sie Ihre Stunden, aber hüten Sie sich vor Dedicationen, die in doppelte Verlegenheit setzen! Sie verstehen mich doch? — Ich lallte ja. — Nun so seyn Sie glücklich, wohin Sie sich auch für die Folge wenden mögen! Mit diesen Worten that er einen Schritt zur Thüre, die mir bald für immer verschlossen bleiben sollte. Was nun geschah, weiß ich nicht mehr. Von den Füßen mechanisch getragen, irrte ich umher, keines Bewußtseyns fähig, und fand mich weit vor der Stadt wieder, hart am Rhein, die glühende Wange an eine Felswand gedrückt. Dieser Stein war eben so kalt wie des Präsidenten Herz, und doch kühlte er mich nicht. Mir zur Seite lag die Dedication unter freundlichen Blumen, eine recht hämische Ironie für meinen Zustand. Wie in Raserei sprang ich auf, befestigte mit meinem thränennassen Schnupftuch einen Stein an das Heft, und hinab schleuderte ich es in die Brandung. Es war mir, als höbe sich Euphemia's weißer Arm aus dem Schaum der Wellen, und als sey ich ihr Mörder gewesen. — Euphemia! rief ich — und alle meine Kräfte zogen mich hinab, — ich stand an einem Abgrund, beide Arme über den verhängnißvollen Strom ausgebreitet. Da faßte es mich

plötzlich bei der Schulter und zog mich zurück. — Was zum Henker ist denn das? rief es mir zu. Ich glaube, Du studirst die Rolle des Ritters Albrecht von Waldsee ein, und suchst Deine Hulda in den Wellen. Oder bist Du einer von den thörichten Sängern, welche die Loreley hinab in ihr Wasserschloß lockt? — Ja wohl, Loreley-Euphemia, lallte ich. Possen, rief es hinter mir. Die Stimme kam von Bückling, der mich nun zu sich herab in's Gras zog. Was treibst Du denn? fuhr er fort, die Probe ist längst angegangen von dem Concert, und der Herr Concertgeber steht da und conversirt mit der Nixe des Rheins. Probe — Concert — diese Namen zeigten mir die Nothwendigkeit, mich zu fassen, und meinem väterlichen Freund Alles zu erzählen. Dacht' ich mir doch so ein Ende, rief er aus. Da hast Du Dich und mich in eine saubere Patsche gebracht; denn mir wird man diese Protection eben so wenig verzeihen... Aber sammle Dich jetzt, der Moment gebeut, und die Ehre ruft. Ich ließ mich willenlos von ihm führen, wohin er wollte. Unterwegs lag ein armes blaßes Weib am Boden, mit einem Säugling an der Brust. Haben Sie Erbarmen mit einer hülflosen Mutter, rief sie uns entgegen. Wer bist Du, arme Frau? fragte sie Bückling. Ich bin von guter Familie, schluzte das Weib, — wurde von einem Schauspieler entführt, und ging als Sängerin mit ihm zum Theater. Als ich durch Anstrengung meine Stimme verlor, verließ mich mein Gatte; mir wurde aufgekündigt, und als Fremde kein Aufenthalt gestattet. Die Briefe an meine Eltern blieben unbeantwortet, mein weniges Geld ging im Wochenbette drauf, und nun schleppte ich mich von Ort zu Ort, um mich meiner Mutter zu Füßen zu werfen. Ach, es sind noch hundert Meilen bis dahin. Habe ich denn gar nichts, murmelte Bückling, und während er in den Taschen suchte, ließ ich mein unglückseliges Honorar in ihren Schooß gleiten. Es brannte mir ohnehin wie Feuer in der Tasche, und ich hätte nie Gebrauch davon gemacht. Ach! ach! rief die Ueberraschte aus: Mein Herr — Gott segne Sie und Ihre Eltern! — das that mir wohl, mir ward's wieder leichter um das Herz, und ich erhielt eine Art von Spannkraft wieder. Wunderbare Fügung! Dasselbe Geld, das mich so elend gemacht, schützt hier vor Mangel und trocknet Thränen des Elends. (Fortsetzung folgt.)

---

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

### IV.

Arthur hatte gefürchtet, daß ihm Lucretia feind geworden sey, aber er fand sich getäuscht. Sie war zutraulicher als je, und schien den verwichenen Tag vergessen zu haben. Aber ihre Freundlichkeit war weniger Vergessenheit des Unangenehmen als eine überwallende Freudigkeit. Sie hatte seit einigen Wochen an einem Trauerspiele gearbeitet, und diesem Gebilde ihrer Phantasie gestern die letzte Vollendung gegeben. Da stürmte und wogte nun die Feuerflamme ihres Geistes in der irdischen Hülle, und erfaßte mit immer neuer Begeisterung die selbstgeschaffene Welt, und fühlte sich unwillig in nicht selbstgeschaffenen Fesseln gefangen. Heute war ihr jedes denkende Wesen befreundet, und sie betrachtete Jeden mit strahlender Freude, der sie anhörte, ihr nicht widersprach, Jeden, der sich in diesem Augenblicke von der Herrschaft ihres Geistes leiten ließ.

Mit Arthur wandelte sie in dem Garten umher, sprach über ihr Dichterwerk, dessen innerste Tiefen sie durchflog, und zog jeden Baum, jeden Strauch, jedes Blümchen in den Strom ihrer begeisterten Rede, um ihnen eine neue Gestalt und Bedeutung zu geben. Es war, als ob sie alles Selbstständige ringsum vernichten wollte. Ihr Geist glich einer Aetherflamme, die jeden Stoff in ihrer reinen Gluth verzehrt. Aber um all' dies wilde, überirdische Treiben legte sich der Zaubergürtel irdischer, holder Jungfräulichkeit. Arthur hätte sie staunend bewundern müssen, wenn er sich nur seiner selbst bewußt geblieben wäre; aber auch er war mit fortgerissen, er schien in eine Geisterwelt versetzt, wo jede Vereinzelung aufhört, er nahm Theil an ihrem Triumphe, er fühlte sich nicht mehr, sondern nur Lucretiens Nähe, oder ihren Geist, oder das Wehen des Allgeistes. Was er sprach, schien eng verschwistert mit Lucretiens Gedanken, und seine Worte schmiegten sich in die ihrigen, wie Harfenlaute in die Töne der Stimme. So lebendig hatte er nie gedacht, so denkend nie gefühlt. Wie die Sonnenstrahlen durch die Zweige schlüpften und auf bewegtem Laube spielten und zitterten, glaubte er seine Gedanken wesenhaft anzuschauen, und je mehr seine Seele zusammenfloß mit dem lebenvollen All, desto innigern Antheil nahm sie an dem großen Leben, und desto lebenvoller ward sie selbst. Hätte Arthur morgen seine Gedanken, die Gedanken von heute noch einmal in den Blüthenzweigen sehen können, er würde nicht gewagt haben, sie sein zu nennen. Aber morgen, in einer andern Stimmung würde er auch nicht gewagt haben, auf der himmelanstrebenden Jungfrau Gedanken einzugehen. Durchglühte gleich Jugend und Männerkraft seinen Sinn mit dem Feuer der Tugend- und Liebesideale, so war dieser Sinn selbst doch nur verständig, nur die hanfene Schnur für goldene Perlen, während bei Lucretia alle Perlen schöner Mädchenhaftigkeit ihr höheres Selbst nur verdecken, nicht heben konnten. Nimmer würde Arthur gewagt haben, seine Prosa mit dieser Poesie zu vermählen. Ihm mußte jedes seiner Worte fade und leer vorkommen. In diesem Augenblicke aber hatte er selbst nicht geredet, sondern den Klang seiner Worte einer fremden Macht geliehen. —

John, der zum Abendessen rufen wollte, wagte kaum heranzutreten. Er kannte seine junge Herrin genau genug, um an ihrem Blicke wahrzunehmen, daß sie jetzt wieder einmal „am hellen Tage im Mondscheine spazieren ging.“ So nannte nämlich der alte Diener Lucretiens Benehmen, wenn sie mit der Außenwelt weniger fest verbunden war.

„Wenn ich Euch störe, edler Herr und Euch Miß Lucretia,“ sagte er endlich, „so legt das weniger meiner Unbescheidenheit zur Last, als der Undescheidenheit unserer gebratenen Küchlein, die es nicht dulden, lange unberücksichtigt zu bleiben. Ich versichere Euch, ein gut gebratnes Hühnchen ist wie ein guter Witz: beide verlieren an Geschmack, wenn sie eine Viertelstunde fertig sind, oder gar aufgewärmt werden. Die Mistreß läßt Euch darum höflichst ersuchen, nach dem Essen die Unterhaltung fortzusetzen.“

Arthur lachte, denn er sah sich mit einem Male wieder in Davidsonhouse, neben der reizenden, sechzehnjährigen Tochter des Pflanzers, sie aber nickte nur freundlich, und ging — man möchte sagen scheinbar — in das Speisezimmer, denn eigentlich blieb sie ganz in ihrer Welt und in ihren Gedanken. Arthur konnte sie nicht genug bewundern, wie sich in ihrer Erscheinung unerreichbare Hoheit und zuvorkommende Herablassung, ein hoher geistiger Schwung und die ungezwungenste Natürlichkeit, wie sich Jenseit und Diesseit so vollkommen paarten und durchdrangen, daß man kaum wagen konnte, von ihr zu sagen, sie besitze irgend eine einzelne Eigenschaft. Sie war willig zum Essen gekommen, aber ihre Lippen kosteten höchstens etwas von den eingemachten Früchten, und man sah deutlich, daß hier nur von einer Erquickung, nicht von Förderung der körperlichen Existenz die Rede seyn

onnte. Sie nahm auch Theil an dem Tischgespräche, und
bgleich sie über Alles den Widerschein ihrer Stimmung aus-
reitete, ängstigte das doch Niemand, denn es war durchaus
ngesucht. Arthur hatte im Garten sie und sich und die Welt
ergessen; jetzt fand er Alles wieder. Die Welt schöner als
orher, Lucretia als das Edelste in der Welt nnd sich hoffend
nd selig mitten in diesem Paradiese. Er hätte an die Brust
es holdseligen Geschöpfes sinken und sie ewig in entzückender
marmung halten mögen.

Zum ersten Male formten sich heute bestimmte Wünsche in
einem Gemüthe. Er fühlte, daß hier kein Rückschritt mög-
ch sey, und darum mußte er vorwärts, hindurch. Denn
uch stehen bleiben konnte er als Fremdling nicht in diesem
kreise. Schon hatte der Vater einige Aeußerungen ange-
racht, die einen Blick in Arthur's Herz verriethen, und nicht
ben auf Billigung des Verhältnisses hindeuteten. Arthur
edachte — ein unerklärlicher Schauder durchrieselte ihn bei
em Gedanken — sich um Lucretia's Hand zu bewerben.
War es der brennende Blitzstrahl der Liebe, die uns fast
chmerzlich berührt, wenn sie zum ersten Male das unbewachte
erz trifft, und den Kindessinn tödtet, oder war es der Zau-
er von der Jungfrau unerfaßbarem Geiste, welcher, wie alles
jenseitige dem Irdischen schreckend entgegentritt, eine Absto-
ung übte. Viel unruhig durchdachte Stunden gehörten dazu,
he sein Entschluß zur Reife gedieh.

Die Mittheilung, diese Eröffnung des Heiligthums für pro-
ane Augen, welche zart und innig Liebenden oft schwerer
ünkt, als ewiges Schweigen, wurde dies Mal durch den
Vater selbst herbeigeführt. Davidson bemerkte nicht ohne
roße Unruhe die wachsende Leidenschaft des jungen Mannes.
war war dieser selbst ehrenwerth, gebildet, wohlhabend,
ber welchen Eindruck würde eine solche Verbindung auf der
Tochter tief bewegtes Gemüth machen? War nicht durch die
Heftigkeit einer neuen Leidenschaft eine gänzliche Zerstörung eines
zarten Wesens zu fürchten! Der besorgte Vater glaubte
, und erst allgemach gewann der Gedanke in ihm Raum,
aß auch die entgegengesetzte Wirkung denkbar sey. Allein-
errschaft ist immer die kräftigste, auch im Reiche der Ge-
ühle; denn sobald ein zweites Gefühl auf ein erstes ein-
ringt, bricht sich die Kraft beider im gegenseitigen Kampfe.
Wäre es gelungen, in Napoleon's Seele sinnliche Triebe zu
ecken, und zur Leidenschaft zu steigern, so brauchte die Welt
ine Burgen von Menschengebeinen in Deutschland und Ruß-
nd aufzuthürmen, um vor seiner Kriegsdrommete ruhig
hlummern zu können. So rechnet auch der Pädagog mit
inen wilden, sprudelnden Eigensinnshelden, und ruft gegen
n muthigen Jugenddrang die Furcht zu Hülfe. Lucretia's
denkliche Richtung nach oben, konnte gar wohl durch edle,
dische Liebe heilbringend gehemmt werden.

So schwankte Davidson stärker als Arthur über den wich-
gen Gegenstand, und er redete den jungen Mann mehr um
tasten und zu prüfen, als der Entscheidung wegen, an.
er diese Anfrage brachte doch eine unerwartete Wirkung
rvor; sie führte weiter als Davidson wünschte. Denn kaum
s den Sklavenbanden des Stillschweigens befreit, trat die
rbe des jungen Mannes als Demosthenes auf, und jagte
it den Blitzen ihrer Beredtsamkeit alle fremdartigen Anhän-
r einer widerstrebenden Macht aus Davidson's Gemüth.
ie schüttelten sich als Vater und Sohn die Hand, ehe noch
ne Stunde verflossen war, und hatten keine Bedenklichkeiten
ehr, als der Mutter Zustimmung und der Tochter Willen.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Ein drolliges Mißverständniß.) Ludwig XVIII.
war bekanntlich ein sehr fester Lateiner und liebte es in seinen
Reden, Citate aus den römischen Classikern, namentlich seinem
Lieblingsdichter Horaz, anzubringen. Einmal schloß er die
Audienz, zu welcher er mehrere Minister und Marschälle in einem
jener kritischen Augenblicke seiner Regierung beschieden hatte, mit den
Worten: „Und nun, an Ihr Geschäft, meine Herren, mit Vertrauen
und Muth, oder wie der Dichter sagt: macte animo.“ — Einer der
Marschälle, ein erprobter Soldat aus dem Kaiserreiche, aber im Lateini-
schen nicht so taktfest als im Kanonendonner, wandte sich im Vor-
zimmer an seine Gefährten und beklagte sich entrüstet über die
ganz ungewohnte und unerhörte Heftigkeit des Königs; selbst
Napoleon, von dem er doch manchen stürmischen Auftritt er-
lebt, habe sich eines solchen Ausdrucks gegen seine Diener nie
bedient. „Aber, um des Himmels willen, was hat denn der
König so Unhöfliches gesagt,“ fragten die erstaunten Genossen
des Marschalls. „Nun,“ erwiederte dieser, „hat er nicht aus-
drücklich uns nachgerufen: Allons, partez, animaux!“

*** (Erinnerung.) In der böhmischen Stadt Ehr....
wurde einmal eine Messe aufgeführt, wobei ein junger Mann
die Tenorparthie übernommen hatte. Als die Messe zu Ende
war, sagte ein Freund des Sängers zu ihm: „Ihr Gesang hat
auf eine alte Frau da unten eine außerordentliche Wirkung her-
vorgebracht — sie war sehr gerührt, und weinte bitterlich, wäh-
rend Sie sangen.“ Der Sänger gesellte sich später zu der alten
Frau und fragte sie, warum sie denn sein Gesang gar so sehr
ergriffen hätte? — „Ach, sind Sie der Herr, der so schön ge-
sungen hat?“ sagte die Alte. — „„Ja, der bin ich, liebes Müt-
terchen.““ — Die Frau: „Wir haben einmal einen Esel gehabt;
das gute Thier, es ist todt! — der hatte gerade eine solche
Stimme wie Sie — und da habe ich mich denn bei Ihrem
Gesang an ihn erinnert, und mußte bitterlich weinen. Ja, ac-
curat so war seine Stimme! das gute Thier!“ (Ost u. West.)

*** (Paris.) Als die Nachricht von dem Brande Ham-
burg's an der Börse von Paris eintraf, erregte sie natürlich in
dem Tempel des goldenen Kalbes eine tiefe Sensation. Die
übertriebensten Gerüchte waren alsbald im Umlaufe. Man sprach
von enormen von den Herren C. F. und P.... erlittenen Ver-
lusten. Man versicherte sogar, Hr. P...., welcher mit Ham-
burg kolossale Geschäfte macht, sey völlig ruinirt. In dem er-
sten Augenblicke glaubte Hr. P.... selbst an die mit oder ohne
Absicht verbreiteten Gerüchte, und beschloß, sich gegen jeden
Unfall in Fassung zu setzen. Er hat den Marquis v. A....,
einen der reichsten Grundbesitzer Europa's, zum Freunde, zu
dem er denn auch hineilt, ihm sein Unglück erzählt und ihn um
100,000 Francs bittet. Der Marquis hört die Bitte an, ohne
die Stirne zu runzeln, spricht kein Wort, erhebt sich von seinem
Sessel, geht an seinen Secretär, und zieht eine enorme Liste
hervor, welche er Hrn. P.... offen hinreicht. Die Blätter die-
ses Registers strotzen von Ziffern, H. P.... durchläuft sie und
liest: „Am 14. Brumaire des Jahres VIII. der Frau von ...
20,000 Fr.“ — „Am 3. Jan. 1807 meinem Freunde, dem
Grafen v. G..., der, im Spiele ruinirt, sich vor den Kopf
schießen wollte, 100,000 Thaler.“ — „Am 17. März 1814
dem Fürsten von ..., der aus der Emigration zurückkehrte,
50,000 Fr. ꝛc.“ Alle Blätter sind mit ähnlichen Notirungen
bedeckt. Hr. P...., der kaum begreift, was er sieht, geht das
Schuldenbuch bis zur letzten Seite durch und liest dort die fa-
belhafte Totalsumme: „13 Millionen 990,000 Francs.“ Hr.
P.... richtet die Augen zu seinem Freunde empor und ruft
aus: „Aber Freund, es ist nicht möglich, daß Sie jemals eine
so beträchtliche Summe hinausgeliehen haben!“ — Und warum
soll das unmöglich seyn? — „Weil Sie sehr ruinirt seyn wür-

den." — Lieber Freund, erwiederte trocken der Marquis, ich habe mich begnügt, von den Summen, welche man von mir entlehnen wollte, Nota zu nehmen, und niemals einen Heller irgend Jemanden, wer es auch seyn mochte, geliehen. Und Sie begreifen, nicht wahr, daß ich in meinem Alter und für Sie nicht noch anfangen kann, Thorheiten zu begehen? Sie werden dieß gewiß nicht dulden. — Bei diesen Worten ergreift der Marquis v. A... eine Feder und schreibt unter den Augen des Hrn. P.... in das Schuldenregister die Worte ein: „Am 9. Mai 1842 meinem durch die Feuersbrunst von Hamburg ruinirten Freunde P.... 100,000 Francs." Dann schloß er das Buch und sprach von anderen Dingen.

*** Bei Chesterfield hat kürzlich ein vermögender und bejahrter Mann, der mit einem geladenen Gewehre einen tollen Hund verfolgte, durch unglücklichen Zufall seinen Sohn erschossen. In der Verzweiflung greift er sogleich zu einem Pistol und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Was die Katastrophe noch schrecklicher macht, ist, daß an demselben Tag der ältere Sohn Hochzeit machen sollte.

*** (Frankfurt.) Die Gr. Hess. Zeitung berichtet: „Künftige Woche geht Herr Baison nach Hamburg*) zum Gastspiel; indem er sich erboten hat, seinen vierwöchentlichen Urlaub den dortigen verunglückten Kunstgenossen unentgeldlich zu widmen, ein Opfer, das dem Talent, wie der Gesinnung des edlen Künstlers alle Ehre macht."

## Aus Düsseldorf.

Das große rheinische Musikfest am 15., 16. und 17. März, von Leopold Lichtenstein.

(Schluß.)

Der zweite Festtag führte uns Mendelsohn's herrliche Symphonie-Cantate, ein Lobgesang nach Worten der heiligen Schrift, vor, deren Bau gleichsam als eine neue musikalische Form betrachtet werden kann. Das Werk beginnt mit einer Symphonie, die aus drei in einander greifenden Sätzen besteht, von denen besonders der erste und zweite schön gearbeitet sind, diesen schließen sich dann herrliche Chöre und Solostücke an, die alle ziemlich vollkommen ausgeführt wurden. Fräulein Schloß erntete besonders rauschenden, ihr aber mit Recht gebührenden Beifall und Dank für ihren schönen Gesang. Der Madame Pirscher wäre mehr Sicherheit und musikalische Bildung zu wünschen. — Nach Beendigung dieses prächtigen Tonwerks, wurde dem Schöpfer desselben durch mehrmals wiederholten Tusch, begleitet von einem vielstimmigen Hoch, und durch Zuwerfen von Blumen und Gedichten zu erkennen gegeben, wie sehr man ihn und seine Musik verehre, und welche Wirkung er durch letztere hervorzubringen vermöchte. Auch wurde er an einem der Festabende durch ein Ständchen, welches man ihm brachte, überrascht. — Noch am selbigen Abend hörten wir eine Motette von Haydn, den feierlichen Marsch mit Chor von Beethoven, und die Ernte-Cantate von Carl Maria von Weber. Auch wurde uns Gelegenheit geboten, eine von Rieß, dem städtischen Musikdirektor zu Düsseldorf, componirte und von ihm selbst dirigirte Ouvertüre hören zu können. —

Für den dritten Tag sollten wir auch durch des berühmten Ernst vortreffliches Violinspiel ergötzt und entzückt werden. Doch verbreitete sich leider schon am Dienstag morgen das Gerücht, Ernst sey in Weimar, wo er sich so edelmüthig gezeigt, und wenige Tage vorher für die Abgebrannten Hamburg's gespielt hatte, erkrankt und müsse das Bett hüten; — der so zuvorkommende, ausgezeichnete Mendelsohn suchte daher durch mehrmaliges Spielen die Stelle des fehlenden Virtuosen zu ersetzen, und hat es auch im vollsten Maße vermocht. Er spielte zuerst das Es dur Concert von Beethoven mit einer Meisterschaft, mit einer Präcision, mit einer tiefen, geistreichen Auffassung, die ihres Gleichen sucht. Später spielte Mendelssohn noch Lieder ohne Worte; (eigne Composition) und knüpfte eine freie Fantasie daran, in welche er auch eine Stelle aus Beethoven's C moll Symphonie verwebte, bei welcher Gelegenheit er sein ununterbrochenes, tiefes Studium, seinen feinen Geschmack, ja sein ganzes Genie auf das Deutlichste entfaltete. Heute hatte er den Culminationspunkt der Bewunderung und des Beifalls erreicht; das Rufen und Jubeln wollte gar kein Ende nehmen, und auch die übrigen Künstler hatten sich heute der ihnen gebührenden Auszeichnung zu erfreuen. Lange, lange noch wird man sich dieser so angenehm und glücklich verlebten Tage mit Wonne erinnern, und jetzt schon mit Freuden der nächstes Jahr wieder statt findenden Zusammenkunft entgegensehen! —

Der Nettoertrag war den verunglückten Hamburgern zugedacht; aber leider hat sich, wie ich höre, ein Deficit statt eines Ueberschusses herausgestellt, dessen Grund wohl in mancherlei, nicht auf das Beste getroffenen Einrichtungen zu suchen ist, von denen nur eine zu erwähnen mir jetzt erlaubt seyn möge.

Bekanntlich ist Düsseldorf keine von jenen Städten, von der man sagen kann, sie ist eine wohlhabende, sie ist eine reiche Stadt. In Düsseldorf muß vielmehr der größere Theil sich emsig bemühen, durch seiner Hände Werk das aufzutreiben, was zu einem gemächlichen, ruhigen Leben erforderlich ist; und ist es denn nicht eben so der Fall in den meisten der deutschen Städte? — Bedenken wir nun, daß bei einer Gelegenheit, wie die des gegenwärtig in Betracht gezogenen Festes, einer Familie nicht gut gedient ist, wenn nur ein Glied aus derselben sich entschließen kann, der Festivität beizuwohnen, daß sich vielmehr gern der Mann mit der Frau, die Eltern mit den Kindern bei einer derartigen Gelegenheit freuen wollen, so ergibt sich, daß der Preis von 2 Thalern für ein einzelnes Concert, und der Preis von $4\frac{1}{2}$ Thalern für die drei Concerte zusammen Manchen drücken und Manchen gänzlich von einem solchen Genusse ausschließen mußte. — Wohl hatte zwar das Comite die Einrichtung getroffen, daß man zu jeder der drei Hauptproben, welche fast dasselbe boten, was die Concerte selbst vorführten, gegen den Betrag von 15 Silbergroschen zugelassen werden konnte, woraus denn deutlich einleuchtet, daß ein großer Theil sich mit dem Besuche einer oder der anderen Probe begnügte; dadurch aber wurde nur der Saal, nicht aber die Kasse gefüllt. — Wäre also der Preis der Concerte selbst etwas niedriger gestellt, die Einrichtung, den Besuch der Proben betreffend, aber beibehalten worden, so wäre vielleicht das Resultat des Festes für die verunglückten Hamburger ein vortheilhafteres gewesen. —

Was die Localität selbst betrifft, so ist sehr zu bedauern, daß es in Düsseldorf an einem für solche Concerte geeigneten Saale gänzlich fehlt. Becker's Saal, auf dem Flingersteinweg, in welchem das Musikfest statt hatte, qualificirt sich seiner acustischen Bauart nach, durchaus nicht für einen so großen Zusammenfluß von Menschen. Der Saal ist viel zu niedrig und zu schmal, weßhalb auch die Musik zu rauschend und zu betäubend klingen muß. Warum macht man es denn nicht auf irgend eine Art möglich, daß wenigstens die Concerte selbst in einer der schönen Kirchen zur Aufführung kommen, um so mehr, da doch größtentheils geistige Musik dem Zuhörer vorgeführt wird, und man sich in dieser Beziehung gern an die Localität binden würde?

## Buchstabenräthsel.

Mit o lebt es in heitern Melodieen,
Mit i erfreut's durch seiner Farben Pracht,
Mit o wird's düstern Gram und Sorgen fliehen,
Mit i erscheint es herrlich in der Nacht.
Das Land der Kunst hat Beide uns gegeben,
Und in der Kunst sieh'st Du sie Beide leben.

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 3. Juni. Dritte Vorstellung des Gymnase Castelli *La Fiole de Cagliostro*, vaudeville en un acte. Hierauf: *La Sylphide*, ballet-pantomime en un acte. Zum Schluß: *La Grande-Duchesse*, vaudeville en un acte. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

*) Bekanntlich war Herr Baison mehrere Jahre Mitglied des Hamburger Stadttheaters und gründete hier seinen Ruf als dramatischer Künstler.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 152. 4. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt, von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

### Am andern Abend.

Mein Concert ist vorüber. Man sagt mir, ich hätte gut gespielt, man lobt Fertigkeit, Seele, man spricht von Genialität u. s. w.; ich weiß es nicht, denn ein Automat stand ich willenlos da, und das Forum des Ruhms wurde mir zur Folterkammer. Ich fühlte, daß ich zum Lügner an der Kunst wurde. Finger und Bogen thaten mechanisch ihre Dienste, und das, wovon sich die Leute gerührt wähnten, entsprang nur aus der gewohnten Uebung einer gewissen Combination. Ein Concertgeber gleicht nur zu oft einem Nachtwandler, der seelenlos die gefährlichsten Stellen glücklich passirt; das ist alles; und ich selbst war in diesem Zustand. Das Haus war voll, aber mein Herz war leer. An der Stelle, wo Euphemia sitzen und mich begeistern sollte, sahen mich fremde Gestalten, kalt und lieblos wie Wachsbilder, an. Ich bewunder jetzt mein Abstractionsvermögen, daß ich wenigstens nicht in dem Formenwesen des Spiels bankerott wurde.

---

### Etwas später.

Nun ist auch meine letzte Hoffnung dahin. Ich schrieb gestern Abend noch spät an die Frau Präsidentin, nicht Worte, sondern Flammen. So eben brachte mir ihr Bedienter ein Packet; meinen Brief uneröffnet darin, eine Anzahl Empfehlungsbriefe in's Ausland, nebst — einem Reisepaß. Sic transit....

So nahm ich denn Abschied von Bückling, der in der bizarren Schaale doch einen weichen Kern birgt. Sein Benehmen war eine Mischung von Verdruß, Theilnahme und komischer Tragik. Er polterte und weinte dabei wie ein Kind. Er war hier mein einziger Freund. Ich bin reisefertig, und — wer rauscht da an meiner Thüre? — —

---

### Später.

O Himmel! so bin ich doch nicht ganz elend. Das Kammermädchen Euphemia's war es. Es überreichte mir mit heimlicher Traulichkeit ein kleines Papier, und entfernte sich schnell und scheu. Mein Zittern erbrach das kleine Siegel, und ich las: „Muth, Hoffnung und — dabei aber fiel mir ein roth seidenes Bändchen in die Hand. Ich staunte freudetrunken beides an, und errieth sogleich die tiefe Bedeutung. Muth, Hoffnung und Liebe. Ja, edles Mädchen, diese inhaltschweren Worte seyen die drei Genien, die mich durch's Leben geleiten sollen. Muth, durch die Hoffnung gestärkt, dich einst zu besitzen, und Liebe führe meine Feder, wenn ich dich hochbegeistert preise in meinen Liedern, Liebe sitze auf dem Steg meiner Violine und wahre die Reinheit meiner Muse. Mit meinen Werken baue ich die Brücke, auf der sich unsere Seelen entgegen fliegen, und je weiter uns Vorurtheile trennen, desto näher bringe uns Sympathie. Du Band sollst mein Orden seyn, den ich auf meinem Herzen trage — er schütze mich wie ein heilig Amulet vor allem Uebel. Amen. Nur Muth, Muth, Erasmus — und Hoffnung!

---

### Ein Jahr später.

Was sollte ich schreiben? Wie sich der Lauf eines durch die Peitsche getriebenen Kreisels bewegt? Der Kreisel ist ein reisender Virtuose, die Peitsche das Schicksal. Das hohe Kunstideal sinkt mit jeder neuen Reise tiefer in den Staub der Speculation herab. Der sogenannte Succeß eines Concerts ist und bleibt nun einmal der Mittelpunkt aller Bestrebungen, und nur nach der Einnahme wird bestimmt, ob das Concert gut oder schlecht war.

Wenn es vorüber ist, fällt der Vorhang, und wenn er wieder aufgeht, beginnen dieselben Sorgen und Anstalten, dieselben Kämpfe mit Schwierigkeiten und Intriguen, und dieselbe Selbstverläugnung; beginnen wieder aufs Neue die Fieber der Angst, nur schlecht unter genialem Lächeln verborgen; Hoffarth kämpft mit Kleinmuth um den Stolz der in diesem Kampfe zerrissen wird. Sinkt man am Ende ermattet aufs Sopha, so hängt es dann von eines jeden Willkür und Begriffen ab, uns Ehre oder Schande zu bereiten; ein jedes Zeitungsblatt kann uns Seligkeit oder Verdammniß bringen. Man arbeitet und spart nur für Wirthshaus und Postwagen, man hofft Monate lang auf einen freien Abend, und ist er erschienen, hat man sich durch Strapatzen zum Vortrag ganz unfähig gemacht, dann spielt man vor leerer Bank, oder vor tauben Ohren, und hat selbst weder Genuß noch Freude an seinem eigenen Spiel. Wir brüsten uns und sagen: die Welt ist unser Vaterland! O ja! wir sind überall zu Hause, nur nicht in der stillen gemüthlichen Heimath, und im Cosmopolitismus wird jedes Gefühl für häusliches Stillleben erstickt. Ein Virtuose ist ein genialer Landstreicher, ein Leyermann für die beau monde, sein Bogen sinkt zur Wünschelruthe herab, die sich nur da bewegt, wo sie Gold wittert, und sein Haupt ist bekränzt mit Lorbeeren und Bitterkraut. Ich trieb mich noch einige Zeit am gesegneten Rheinstrom herum, denn ihr Athem wehet ja dort. Aber mir ist es besonders hinderlich gegangen, da ich weder großsprechen, noch den Herren von der

Feder huldigen kann. Meine stille Anspruchlosigkeit wurde überall zurückgedrängt. In *** ging es mir besonders übel. Mein schon oft vertagtes Concert sollte morgen seyn, da flog ein vierspänniger Wagen in das Hauptthor. Das mußte der Landesfürst seyn oder doch eine andre durchlauchtige Person, weil die ganze Stadt in Bewegung gerieth. Der hohe Unbekannte stieg, in Pelz gewickelt, im Hôtel du monde ab, — und ließ sich in seine Appartements führen. Wirth und Kellner ließen die Gäste verdursten, um alle zu Diensten der neuen Herrschaft zu stehen. „Für heute wird alles abgewiesen," befahl der Kammerdiener dem Hausherrn, und vergebens rollten also Equipagen vor, umsonst trabten Herren und Damen im tiefen Schnee, um ihre Aufwartung zu machen. Das muß wenigstens ein Kronprinz seyn, dachte ich; aber der kömmt wie gerufen zu Deinem Concert, mußt ihn doch dazu einladen. Ich gleich den andern Morgen hin, um im Hôtel du monde das Fremdenblatt zu Rathe zu ziehen, — und da steht es gedruckt: Herr van der Witz, Ritter verschiedener hohen Orden, Ehrenmitglied der Akademien zu X und U, mehrerer Großmächte erster — Clavierspieler u. s. w u. s. w. Ich rief dem Oberkellner: „Wie, jene Herrschaft, die gestern Abend ankam, wäre —?" Herr van der Witz, der morgen hier Concert gibt; da lesen Sie selbst, und damit breitete er einen Concertzettel vor mir aus, der ihn ganz bedeckte. Morgen Concert gibt? fragte ich erstarrt. Aber es war so. Mit großen gothischen Lettern war der Verrath an meiner Ehre zu lesen. Das Blut stieg mir zu Kopf, und ich stürzte hinauf, mein gutes Recht zu bewahren. Schon vor der Thüre hörte ich die Sturmglocken der Saiten, und öffnete nach vergeblichem Klopfen leise. Da saß denn dieser Herr van der Witz am Flügel, und um ihn her die schon ganz aufgelösten Mäcene der Tonkunst. Mich bemerkte man gar nicht, und ich drückte mich bescheiden in eine Ecke, meinen Grimm verbeißend. Ein Chor von Bravo's begleitete die letzten Takte, die der Künstler auch gnädig hinnahm. Nun trat ich vor. Da kam verlegen freundlich der Kapellmeister mir entgegen: Ja, mein lieber Herr Erasmus, Sie müssen morgen schon zurücktreten, denn solche Umstände verändern die Sache. Herr van der Witz bleibt nur diesen einen Tag, und wir sind dem Publikum diese Rücksicht schuldig. Aber bin ich weniger Künstler? stotterte ich. Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen der Uebermacht weichen, und das Publikum selbst wird es Ihnen danken. Schönes Compliment, rief ich: „Freund, so seyn Sie doch vernünftig, sprach ein Herr mit einer Brille, und nahm mich beim Arm. Wir müssen der Kunst doch ein Opfer bringen. Immer besser! schrie ich fast. Wer ist der Herr — frug endlich Herr van der Witz, indem er sich noch immer die Schläfe mit Eau de Cologne rieb. Der Kapellmeister gab ihm einen Wink. Da müssen Sie sich an diese Herrn halten, sprach er vornehm zu mir. Ich faßte mich, und antwortete: Gut. Ich sehe, daß gegen Gewalt kein Widerstand ist. Aber, mein Herr van der Witz, Sie werden sich doch erinnern, daß ich in H. in Ihrem Concert spielte, und ich nun ein gleiches von Ihnen erwarten darf. Ich heiße Erasmus. — Er blinzelte mich an, und zog sich zurück. In der That, ich erinnere mich nicht mehr, und wenn auch, so ist es durchaus ganz gegen meinen Grundsatz, in einem fremden Concert zu spielen. Aber — — ich werde Ihr Concert besuchen. Ich subscribire 20 Billets. „Nun das ist doch aller Ehren werth," beruhigte der Kapellmeister. Das verdient eine öffentliche Anerkennung. Ich subscribire dreißig, rief hier van der Witz sehr hastig. Aber incommodiren Sie sich nicht, meine Herren, sprach ich. Ich gebe meine Subscriptionsgelder zurück, und der arme Künstler räumt der Uebermacht das Feld. Sie haben nun das Recht Ihre Todten zu begraben! Ohne Abschied floh ich einen Ort, der mir einen neuen Beweis gab von der Verkehrtheit unserer Zeit. Ich war verletzt bis ins Innerste, und verwirrt. Was war das! Ist denn eine so große Kluft zwischen Künstler und Künstler? Sind wir nicht alle von einer Milch genährt, gibt es auch in der heiligen Kunst Kronen und Ketten?

(Fortsetzung folgt.)

---

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

Frauen blicken in ihr Lebenselement, wenn sie die Liebe anschauen. Darum beförderten die Mütter so gern der Kinder Herzensangelegenheiten, und darum hörte die gute Mistreß Davidson auch, trotz ihrer Besorgniß, mit innerem Entzücken der Rede des Gatten und künftigen Sohnes zu. Die stillen Thränentropfen, welche über ihre Wangen sich stahlen, glänzten dem jungen Manne schöner, als die Thautropfen am jungem Mohne im Frühstrahle; denn so wie diese einen heitern Tag anzeigen, so verkündigten jene einen schönen Lebenstag. Sie reichte dem Bewerber freundlich die Hand, und ihre Gegenreden klangen eben so abwehrend, wie der Trommelschlag in einer Festung, die sich ergeben will.

Aber in allem Ernste wehrte sie dem überglücklichen jungen Manne, daß er nicht hinstürmte, und der Geliebten seinen ganzen Himmel mit einem Schlage enthüllte. Sie müsse vorbereitet werden, meinte die Fürsorgende, und das vermöge die Mutter am besten. Lucretia wurde nach dem Garten beschieden. Lächelnd, wie gewöhnlich, hörte die Tochter der Mutter zu, und als diese geendet hatte, antwortete sie gar nicht, sondern senkte das lockige Haupt und bewegte leise, wie zum Selbstgespräche die zarten, rosigen Lippen. Arthur, Arthur, lispelte sie kaum hörbar, und wiederholte diesen Namen oft und mit bedeutungsvoller Betonung. Sie suchte sich seine Erscheinung völlig deutlich zu machen, und eben zog er vor ihrer Seele so im Bilde vorüber, wie er gestern im Garten neben ihr einhergegangen war und mit ihr gedacht und geschwärmt hatte. Sie fühlte sich zu ihm im Innersten des Herzens hingezogen.

„Warum soll ich ihm angehören," fragte sie endlich ruhig und leise.

„Welche Frage, liebes Kind," entgegnete die Mutter betreten, „wie soll ich Dir da antworten! Du fragst immer, daß man weder den Sinn Deiner Frage, noch die Antwort darauf finden kann. Du sollst ihm eine treue Gefährtin durch das Leben seyn."

„Gefährtin," wiederholte das Mädchen, „er ist so stark und muthig, warum bleibt er nicht allein? Ist mir doch nie solch eine Furcht angewandelt."

„Du hast Deine Eltern, Lucretia. Aber wir leben nicht ewig."

„Und ich?"

„Du streust uns einst Blumen auf das Grab, und liebende Kinder küssen Dir die Thränen von der Wange, die Du unserm Andenken dann weinst."

Lucretia blickte die Mutter nachdenkend an. „Ich möchte gern darauf antworten," sagte sie nach einer Pause, „aber die Menschen verstehen mich nicht; auch Du nicht, geliebte Mutter. Aber höre meine Ansicht. Ich will nur Euch und mir angehören, nicht dem fremden Manne."

„Nun gut," sagte die Mutter halb entrüstet, „so soll er in dieser Stunde fort, und nie Dich wiedersehen."

„Bist Du davon überzeugt, Mutter?"

„Ich will es so," herrschte die Gereizte, während Lucretia traurig den Kopf schüttelte, denn sie fühlte, es verständen sich wiederum Beide nicht.

„Für dieses Erdenleben wenigstens, könnte und müßte uns Euer Willen trennen," sagte Arthur, der in diesem Augenblicke aus dem Gebüsche der Laube hervortrat, „wenn Ihr, theuerste Lucretia, Euere Gesinnungen nicht ändert. Die Welt fordert es, daß ich Euch meide, sobald Ihr mich zurückstoßt, und schwiege sie, so geböte mein Herz. Denn Euer Anblick zerreißt es mit tausend heißen Qualen, wenn ich mir sagen muß, Ihr liebt mich nicht, Ihr wollt mir nimmer angehören."

Die Mutter ging unbemerkt davon, um nicht durch ihre fremde Gegenwart der Herzen innige Gefühle zu unterbrechen. Die Liebe ist ein so vollendet abgeschlossener Zustand, daß sie nur sich und den ergriffenen Gegenstand zu dulden vermag. Am schönsten müßte sie blühen, wenn außer ihr nichts in der ganzen Schöpfung wäre, und darum sucht sie sich mitten in all dem vielbewegten Treiben der Jetztwelt doch immer wenigstens Minuten und Stunden der Ungestörtheit. Die Liebe des ersten Jünglings und des ersten Mädchens im Paradiese ist die am meisten poetische, und darum mag der Poet immerhin gegen den Kritiker das erste Menschenpaar vertheidigen. Arthur dachte nicht über der Mutter Entfernung nach, aber er fühlte sie mit Freude.

„Ich habe mich nie gefragt, wie ich aussehe," sagte das Mädchen nachdenkend, und voll von kindlicher, wahrer Aufrichtigkeit, „aber ich glaubte nicht, Jemand mit meinem Anblicke weh zu thun. Sollte ich das wirklich? Aber wenn ich Euch nun sagte: Ich liebe Dich, und will Dir angehören, ist es dann anders?"

Der Blitzstrahl der Freude zuckte bei diesen Worten über Arthur's Züge. Er versicherte, daß ihm diese Erklärung jeden Stachel aus seinem Leben hinwegnehme.

„Und wie nennt Ihr Euer Gefühl gegen mich," fragte die Jungfrau verwundert, „doch nicht Liebe?"

„Gewiß," betheuerte Arthur, „die reinste, heiligste Liebe gegen Euch, theuerste Lucretia, füllt mein Denken, mein Leben, meine Seele."

„Ich liebe Euch, das weiß ich," entgegnete Lucretia, „aber ich werde irre an meiner Liebe zu Euch, da ihr so schnöden Mißbrauch mit Namen treibt, die mir der Sache wegen stets theuer waren. Ich werde Eure Gesinnung Selbstsucht nennen."

Arthur prallte erschrocken einen Schritt zurück, und starrte mit allen Zeichen der Ueberraschung auf das seltsame Wesen hin.

„Selbstsucht," sagte er endlich mit scharfer Betonung, „bei Gott, Lucretia ich verstehe Euch nicht; Liebe und Selbstsucht sind so weit von einander entfernt, wie da der sonnenheitere Himmel über Euerem Haupte, und die Erde unter Euren Füßen."

„So hab' ich es gemeint, aber nicht Ihr," behauptete Lucretia, „ich verlange nicht, daß Ihr Euch als mein Eigenthum bekennt, aber dennoch werde ich stets Euer Wohl fördern und wünschen; mögt Ihr immerhin sagen, Ihr liebt mich nicht, so werde ich doch herzliche Freude aus Euerm Anblick schöpfen; mag Euch das Schicksal nach dem Südpole verschlagen, so wird mir, leidet Ihr nur nicht Trübsal, Euer Andenken keinen brennenden Schmerz, sondern reine, selige Freude bereiten. So empfinde ich für Euch, und diese Empfindung bin ich gewohnt, Liebe zu nennen."

„So liebt Ihr Eure Eltern," sagte Arthur mit einem unwillkührlichen Lächeln, und ziemlich beruhigt, „aber haben sich die Eltern auf gleiche Weise geliebt? Ahnt Ihr nicht, daß es auch in der Liebe eine Mannichfaltigkeit gibt, wie in allen Dingen auf der Welt? Ihr müßt es ahnen, Ihr seyd ein Mädchen; Ihr müßt diese Gluth, welche meine Adern durchströmt mit empfinden, wenn es wahr ist, daß Ihr auch nur Interesse für mich hegt. Ihr müßt Eure Gesinnungen erweitern, und auch in den süßen Freuden edler Jugend die Bestimmung des irdischen Daseyns anerkennen."

„Ich verstehe Euch," sagte sie mit ungewohntem Ernst, „meine Gedanken haben sich erweitert, aber meine Gesinnungen sollen es nicht. Ich anerkenne, daß Eure Liebe zur Bestimmung des Menschen gehört, aber eben darum sollte der Mensch doch auch nicht so stolz darauf seyn, daß er Mensch ist. Dieser Bestimmung will ich nicht nachkommen. Aber nennt das keine Unnatur, denn ich habe eine fremde Natur, und also auch eine fremde Bestimmung. Wohl bemerke ich einen verwandtschaftlichen Zug, der mich zu den gewöhnlichen Menschen hinübertreibt, aber dieser Zug ist der Schritt des Todes. Mein Inneres erbebt, wenn ich an diese Verwandtschaft mich erinnere. Darum war es mir Wonne, gestern mit Euch mich geistig zu verbinden, denn in Euch glaubte ich Aehnlichkeit mit meinem Wesen zu entdecken. Ihr habt mich enttäuscht, und nicht angenehm."

„Mädchen," rief Arthur, und sank von Schmerz und Liebe überwältigt vor ihr auf das Knie, „Du Engel in irdischer Gestalt, nein, Du sollst Dich in mir nicht getäuscht haben, Du sollst nicht irr an mir werden, nicht glauben, Niemand könne es Dir gleich thun. O, liebe mich wieder mit dieser Liebe, welche die Sonne in Dein Herz gelächelt hat, führe Du mich zu Deinen Gefühlen, laß mich mit Dir leben, in Deiner Gedankenwelt, in dem Zauberkreise Deines zarten, heiligen Seelenlebens. Führe mich, wohin Du willst, nur verstoße mich nicht, verbanne mich nicht aus Deiner Nähe, die mir beseligender ist, als der Himmel selbst."

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Sonderbarer Volksglauben hinsichtlich des Krokodils.) Sowohl unter den Javanern als unter den Bewohnern des molukkischen Archipels herrscht ziemlich allgemein der sonderbare Wahn, daß viele Eingeborne von einem Krokodil herstammen, und sogar solche Thiere als Brüder oder Schwestern haben. Und diesen Glauben findet man nicht etwa bloß unter der geringen Volksklasse, sondern auch unter den Großen, indem z. B. vor einigen Jahren das Oberhaupt der Insel Honimoa bei Ceram dem Gouverneur der Molukken in allem Ernst erklärte, sein Ahnherr sey ein Kaiman gewesen. Zu Meester Cornelis, zwei Stunden südlich von Batavia, versammelte sich vor einiger Zeit eine ungeheure Volksmenge vor dem Polizeiamt, weil, wie es hieß, eine javanische Frau so eben zuerst ein Kind und gleich darauf als Zwilling ein Krokodil zur Welt gebracht habe. Eine inländische Hebamme erschien auch wirklich auf dem Amt mit einem sauber in Tüchern gewickelten kleinen Krokodil, um Anzeige von der Geburt zu machen, während ein Priester (Hadschi) sie begleitete und die Wahrheit der Sache bestätigte. Der Beamte befand sich in einiger Verlegenheit, denn obgleich es nicht an Zeugen fehlte, um das Ereigniß zu bestätigen, so erlaubten ihm doch die Vorschriften für den Civilstand nicht, das Ungeheuer in die Register einzutragen, und mit einer Weigerung befürchtete er die inländische Bevölkerung zu beleidigen. Er wandte sich daher an seinen Assessor, einen inländischen Richter, um zu vernehmen, was dieser von der Sache halte. Die Antwort dieses Weisen war: „Unter andern Umständen könnte freilich ein solcher Fall befremden, hier aber habe das Ereigniß nichts Befremdendes, indem ja auch die Großmutter der Wöchnerin ein Krokodil gewesen wäre!"

*** (Persische Säbel.) In Burne's nachgelassenem Werke über Cabul findet sich darüber folgendes: Einige sehr

schöne Klingen wurden uns zur Ansicht zugesendet von einer heruntergekommenen Dame, deren Ehemann früher unter den Duranibherrschern eine hohe Stelle bekleidet hatte. Einer dieser Säbel wurde auf 5000 Rupien (6000 fl.) geschätzt, die zwei andern jeder auf 1500 Rupien. Der erste war ein Isfahan-Säbel, von einem gewissen Zeman, dem Schüler Asad's, einem Sklaven Abba's des Großen, gemacht. Er war aus sogenanntem Akbari-Stahl, und hatte dem Gholam Schah Kalora von Sind gehört, dessen Namen auch sich darauf befand. Die besondere Ursache seines großen Werthes war, daß man das Wasser wie einen Seidenschimmer auf der ganzen Länge der Klinge verfolgen konnte. Wäre diese Wässerung von einer Krümmung oder einem Kreuz unterbrochen gewesen, so hätte der Säbel vergleichungsweise keinen Werth gehabt. Der zweite war gleichfalls ein persischer gewässerter Säbel, „Begumi" (der fürstliche) genannt. Die Linien liefen hier nicht gerade, sondern in Wellenform, wie bei einem gewässerten Seidenzeug. Der Name Nadir Schahs war darauf. Der dritte war eine sogenannte „schwarze" Khorasanklinge, deren Wässerung Bide heißt. Dieser kam aus Kaswin; es fanden sich weder gerade noch Wellenlinien darauf, sondern dunkle Flecken. Alle diese Säbel waren leicht und sehr gut abgewogen; der werthvollste war am meisten gekrümmt, der Stahl von allen dreien klang wie eine Glocke, und soll durch das Alter besser werden. Eine Probe der Aechtheit eines solchen Säbels besteht darin, daß man mit Gold darauf schreiben kann; andere, noch sicherere, bestehen darin, daß man einen starken Knochen damit durchschneidet oder ein seidenes, in die Luft geworfenes Handtuch, durchhaut.

*** Es ist bekannt, welche Lächerlichkeiten mitunter Firmas durch Sprachfehler, als unrichtige Schreibart, falsche Interpunktion u. s. w., bieten. Das neuhergerichtete Gasthaus zu Gerolshausen, Landgerichts Ochsenfurt, prangt mit der Firma: „Gasthaus zum Ochsen Johann Schwab." (Augsb. Abendz.)

## Aus Nordhausen.

Es ist in neuester Zeit in den öffentlichen Blättern viel von einem, die Verhältnisse der jüdischen Bewohner Preußen's betreffenden Gesetzentwurfe geredet worden, welcher bereits dem Staatsrathe vorliegt und demnächst zur Publikation kommen dürfte. Was nun auch über einzelne Punkte jenes Entwurfes mitunter Unwahrscheinliches und Uebertriebenes behauptet worden seye, so geht doch aus einem, in der Allgem. Zeitung des Judenthums mitgetheilten allerhöchsten Rescripte an die Aeltesten der jüdischen Gemeinde zu Magdeburg, so wie aus einem, in Nro. 134 der Oberpostamtszeitung veröffentlichten Schreiben des Staatsministers von Rochow an die Berliner Judenschaft deutlich genug hervor, daß wirklich die Absicht vorhanden ist, die jüdischen Glaubensgenossen in mehr, als bloß kirchlicher Hinsicht in einzelne Corporationen abzusondern, und dieselben von der Militairpflicht zu entbinden. Wenn es nun auch gewiß nicht zu bezweifeln ist, daß des Königs Majestät selbst, bei dem in Frage stehenden Gesetzentwurfe nur nach den edelsten und hochsinnigsten Ansichten verfahren werde: so haben doch die Juden, wenn die beiden angeführten Punkte Gesetzeskraft erhalten sollten, Grund genug, der Zukunft mit düsterem Blicke, mit zagendem Herzen entgegen zu sehen. Hunderte von jüdischen Gemeinden haben sich daher vereinigt und ihre deßfallsigen Besorgnisse, Wünsche und Bitten in loyalen, echt bürgerlichen Worten zu den Füßen des Thrones niedergelegt. Sie haben auch dadurch vor den Augen ihrer deutschen Mitbürger und der ganzen civilisirten Welt deutlich genug dargethan, daß sie jede, ihnen zugemuthete eigenthümliche, nicht deutsche Nationalität feierlich zurückweisen, daß sie von ganzem Herzen und mit ganzer Seele dem preußischen, dem deutschen Vaterlande angehören, einem Vaterlande, dessen Freiheit sie in den denkwürdigen Jahren 1813, 14, 15 mit ihrem Gute und Blute wieder erringen und miterkämpfen halfen. Die jüdischen Bewohner Deutschland's sind heute nicht mehr die Juden von 1742. Die deutsche Sprache ist ihre Muttersprache; ihre Kinder besuchen alle entweder christliche, oder diesen in ihren Einrichtungen und Leistungen ganz ähnliche jüdische Gemeindeschulen. Sie haben sich ungeachtet unzähliger Schwierigkeiten in beträchtlicher Anzahl den Wissenschaften, Künsten, Handwerken und sonstigen vaterländischen Gewerben mit Erfolg gewidmet. Die jüngere Generation hat mit rastlosem Eifer die allgemeine Volksbildung sich anzueignen gesucht, und der Arzt, Künstler, Kaufmann, Handwerker jüdischen Glaubens kann in dieser Hinsicht mit seinen christlichen Standesgenossen dreist in die Schranken treten. Noch mehr! die deutsche Sprache ist neben der uralten hebräischen von den deutschen Juden als heilige Sprache factisch anerkannt worden; denn in unzähligen israelitischen Bethäusern werden neben den hebräischen auch deutsche Gebete verrichtet, und in fast allen Synagogen wird jetzt das Wort Gottes in der urkräftigen, deutschen Muttersprache gepredigt. Im Verkehr des geselligen Lebens hat sich der Jude längst und überall seinen christlichen Mitbürgern anzuschließen gesucht und da, wo nicht finstrer Glaubenshaß, verknöcherter Kastengeist, oder kleinlicher Zunft- und Nahrungsneid ihn zurückwies, sondern wo man ihn mit Humanität aufnahm, sich die Achtung und Liebe seiner christlichen Genossen zu erwerben gewußt. Die Fälle sind nicht selten, daß Juden durch das Vertrauen ihrer Mitbürger zu Stadträthen, Stadtverordneten, Schiedsmännern gewählt worden sind, und diesem in sie gesetzten Vertrauen in ehrenvoller Weise entsprochen haben. Ja, es kommt sehr häufig vor, daß Männer aus dem Kern der christlichen Bürgerschaft sich höchlich wundern, zu erfahren, daß Juden kein öffentliches Amt bekleiden dürfen. — Im Militairstande ist über die jüdischen Soldaten, im Kriege, wie im Frieden von den Vorgesetzten im Allgemeinen nur Rühmliches geäußert worden; und gerade in diesem Stande zeigt es sich deutlich genug für jeden Unpartheiischen, daß an eigene jüdische Nationalität, die doch bereits seit 18 Jahrhunderten nicht mehr existirt, in der Gegenwart gar nicht zu denken ist. Jeder Soldat jüdischer Religion ist während seiner Dienstzeit auch durch die orthodoxesten Rabbiner von allen, seinem Berufe als Krieger hinderlichen Ritualgesetzen befreiet. In den Befreiungskriegen hat der preußische, der deutsche Jude gegen seine französischen Glaubensgenossen gekämpft, und in ganz neuer Zeit haben die zahlreichen holländischen Krieger mosaischen Glaubens in der Citadelle von Antwerpen nicht danach gefragt, ob auch bei der französischen Belagerungsarmee jüdische Soldaten sich befänden. Womit haben es nun aber die preußischen Juden verschuldet, daß sie mitten in ihrem eifrigsten Streben, aus der, ihnen und ihren Glaubensbrüdern überall vorgeworfenen Absonderung und Isolirung herauszutreten, bei ihrem redlichen Willen, alle, auch die schwersten Pflichten treuer Staatsbürger mit allen ihren Kräften zu erfüllen, nunmehr in die frühere, isolirte Stellung zurückgebracht werden, eine abgesonderte Körperschaft im Staate bilden sollen? Wird nicht eben diese Absondrung, wie der als Staatsmann, wie als Gelehrter gleich berühmte und hochgeachtete Alexander von Humboldt öffentlich ausgesprochen hat, aufregend wirken, und für die Juden, ja auch für den Staat verderbliche Folgen haben? Die Vorgänge von Damaskus wollen wir ganz unerwähnt lassen; sondern nur der, im eigenen Vaterlande vor wenigen Jahren im Kreise Grevenbroich vorgekommenen, beklagenswerthen Ereignisse erwähnen, und der, gegen die armen Juden im Jahre 1819 von sogenannten Deutschthümlern verbreiteten Beschimpfung gedenken, um überzeugt zu seyn, daß von Seiten der Staatsgewalt Alles vermieden werden müsse, was die Juden, ihre Confession ausgenommen, der Volksmenge als eine besondre Menschenklasse darstellen könnte. Am wenigsten würde der, wegen seiner musterhaften Verwaltung und hohen Intelligenz überall geachtete, in seinem Innern aber in politischer und religiöser Hinsicht bekanntlich aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte preußische Staat dabei gewinnen, wenn er seine 200,000 Israeliten (eine Zahl, welche die Einwohnerschaft manches deutschen Bundesstaates weit übersteigt) bürgerlich isoliren wollte. (Schluß folgt.)

### Auflösung des Räthsels in Nummer 148.

Gletscher.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 4. Juni. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, . Nro. 153. 5. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, o wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,
von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Später.

Ein Theil der eingegangenen Subscriptionsgelder lag schon parat, versandt zu werden. Ich hätte Vater und Geschwister damit erquickt; und vielleicht auch der guten Mutter Ring auslösen können. Das ist nun anders. Bitterer Empörung voll, riß ich das hoffnungsvolle Packet auf, machte hoffnungslose Päckchen daraus, und die kleine Silberfluth strömte ihren goldenen Quellen wieder zu. Ein grimmiger Seufzer machte mir Luft, und wohl nie mochte eine Prima-Donna vor einer Bravour-Passage tiefer Athem geschöpft haben. Ach, wäre ich doch ein Maler, ich wollte tief in den Farbentopf tauchen, um so ein modernes Virtuosen-Exemplar würdig abzukonterfeyen. Aber schuf nicht Gott neben den Pinsel auch die Gans? Weise Einrichtung der Natur! Heraus denn, mein spitzes geflügeltes Schwerdt, und erschreibe dem Typus der ganzen Raçe ein Monument.

### Naturgeschichte eines Luxus-Virtuosen.

Ein solcher gehört ursprünglich in das Geschlecht der Vampyre (Vespertilis spectrum), von denen es bekanntlich mehrere Ab- oder Spielarten gibt. Durch Vermischung mit dem Chamäleon hat er zuletzt beider Natur angenommen, und man könnte ihn nun den farbenwechselnden Blutsauger nennen. Mit dem erstern hat er gemein, daß er von einem Ort zum andern fliegt, und mangelt es ihm an Nahrung, die Menschen anfällt, wenn sie schlafen; d. h. geistig. Am liebsten aber macht er sich an große Herren, fliegt dann ins Innerste ihrer Gemächer, leckt ihnen die Füße, und saugt dann so lange, d. h. an ihrer Börse bis jene leer, und er selbst dick ist. Bei dem ursprünglichen Vampyr kommt man nur mit dem Schrecken davon. Dieser aber ist bösartiger Natur, denn er richtet wirklichen Schaden an, indem er vorzüglich den Geschmacksorganen die besten Säfte nimmt, die Nerven zerrüttet, und dann im Kopfe einen bleibenden Schwindel verursacht. Troß der fremden Säfte, von denen er lebt, bleibt er doch meistens bleich und mager, was auch bei den Neugriechen und andern alten Völkern, den Glauben an blutsaugende Gespenster erzeugen mochte, und wenn die Mythe von Harpyenkrallen spricht, so ist das kein Wunder, wenn man seine langen Finger betrachtet.

Vom Chamäleon besitzt er die Eigenschaft einer glatten bunten Haut, vermöge welcher er Anfangs blendet, und überall bequem durchschlüpft, denn kein Ort ist vor ihm sicher. Auch die Zunge hat eine Spitze, womit er die Insecten der Scribler fängt, und diesen sogar manchmal von seiner Beute mittheilt, um sie sicherer zu fangen. Die Lunge ist aufgeblasen wie beim Chamäleon, weßhalb er auch durchsichtig ist, und von jedermann bald durchschaut wird.

Wie jenes Reptil, gleich der Eidechse keck mit dem Ringelschweife um sich schlägt, so besitzt auch unser Luxus-Virtuose jene alle Schranken und Formen überspringende kecke Bizarrerie, die er Originalität nennt. Er legt sich wie eine Pariser Putzmacherin seine Effectlappen zusammen, so was recht schreit und schrillt. Auch das hektische Roth auf Mondscheinsfarbe wählt er oft, legt sich dann das eine oder andere wie ein Vesicator auf das Herz, und wenn es dann recht zieht, so bildet er sich ein, er habe eine Seele, und eine göttliche Empfindung spreche aus ihm. Deßhalb läßt er sich auch gerne den Göttlichen nennen. Obgleich er im Ganzen feig ist, so besitzt er doch vielerlei Arten von Muth. Nämlich Hochmuth gegen Collegen, Uebermuth im Glücke, Kleinmuth bei dem geringsten Fatale, und Großmuth nur dann, sobald eine Trompete oder Posaune bei der Hand ist. Vorzüglich gefällt er sich, mit prunkender Empfindsamkeit Handlungen der Wohlthätigkeit in theatralischen Scenen aufzuführen, um den Beifall des Publikums zu ärndten, für den sie allein berechnet sind. Er hat eine wahrhafte Fledermausnatur, da er nur bei Nacht auf Nahrung ausgeht. Deßhalb ist er auch flatterhaft, und das Kind Publikum erfreut sich daran, und hascht nach ihm; und je weiter er fliegt, desto eifeiger ist es auf seinen Fang. Das macht ihn nun unaussprechlich eitel, und troß allen mit ihm angestellten Versuchen blieb es unmöglich, ihm beizubringen, was Bescheidenheit ist. Er glaubt nun einmal steif und fest, er sey die Achse, um die sich Alles dreht, und die Sonne scheine nur ihm. Nicht bloß mit der großen Welt, auch mit der freien Natur kokettirt er, und glaubt in der That, der liebe Gott sey stolz auf ihn. Das Neigen blühender Kornfelder hält er für Bücklinge, die ihm gelten, und erwiedert gnädig diesen Gruß. Selbst auf ein Eiland versetzt würde er die Glacéhandschuhe nicht ablegen, um weiche Hände zu behalten. Von natürlichem Gefühl weiß er längst nichts mehr, da er gewohnt ist, nur nach Noten gerührt zu werden, und ist ja einmal sein Blick von Thränen umflort, so ärgert er sich, daß dieser Flor nicht mit Spitzen garnirt ist, oder er rennt zum Spiegel, um zu sehen, ob ihm dieser Schmerz auch schön stehe. Er ist sehr gern gemalt, und je fratzenhafter dies geschieht, desto ähnlicher glaubt er sein Bild. Lange oder verwirrte Haare, die Halsbinde in studirter Nachläßigkeit um den Hals geschlungen,

ein römischer Mantel genial um die Schulter geschlagen, sind seine liebste Toilette. Gerne wählt er einen verdrehten Blick gen Himmel, die Feder tiefbrütend zwischen den Fingern oder den Mund äußerst gelehrt verzogen. Auch verschmäht er nicht, unter einem Lorbeerbaum, eine Notenrolle in der Hand oder von Weihrauchwolken umgeben, dargestellt zu werden.

Auf Orden und Titel hält er besonders viel, und auf goldene Tabatieren versteht er sich vortrefflich.

Seine liebste Nahrung besteht in Ameiseneiern, verzuckerten Veilchen und Perigord-Trüffeln. Ragouts und Pasticcio's ist, was er täglich *speist*, *Noten* aber *frißt* er. Champagner-Bäder thun seinem schwächlichen Körper sehr wohl. Tadel ist ihm Gift, und seine von Natur sehr feine Spürnase wittert ihn schon meilenweit. Deßhalb hält er auch stets einen Hofstaat von solchen Schriftstellern, die ein weites Gewissen haben, und die ihn dafür nicht sinken lassen. Sollte es ihm einmal an dergleichen Leuten fehlen, so besitzt er Talent genug, diese Mängel selbst zu ersetzen!

Was ihn jedoch am meisten charakterisirt, ist, daß er Niemanden neben sich duldet, der Sensation macht; denn er ist erstaunlich ehrgeizig, d. h. er geizt mit der Ehre, deren Stelle Ruhmsucht vertritt. Seinen Nebenbuhler haßt er gleich dem Tadel, und verschmäht dann kein Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen.

Besondere Kennzeichen sind, daß er gewöhnlich mit den Augen blinzelt, sich häufig der Lorgnette bedient, obgleich er sehr gut sieht und stets Zeitungsblätter mit sich führt. Oft hat er auch eine Fistel. Sogar im Tode bleibt er originell, denn er stirbt nicht wie gewöhnliche Menschen *einzeln*. Unser Luxus-Virtuose stirbt *vielfach*, denn alle seine Werke sterben mit ihm; und so groß auch die Herrlichkeit bei Lebzeiten war — sobald er die Augen geschlossen, kräht kein Hahn mehr nach ihm.

---

Gott verzeihe mir, wenn ich zu bitter war, aber ich konnte nicht anders. Jetzt, da ich meinem Herzen Luft gemacht habe, bin ich ordentlich ruhiger, und es ist mir, als hätte ich mich mit meinem Gegner geschlagen und ihn verwundet.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

„Wunderlicher Mensch," lächelte Lukretia, „jetzt verstehe ich Dich von neuem nicht. Aber wenn nur Du nicht wieder in die seltsame Grille verfällst, vor mir zu fliehen, so werden wir nie getrennt, und Lukretia ist froher, als sie jemals war. So mein' ich's klar und wahr."

Sie reicht' ihm die versöhnende Hand, und sah ihm mit dem Ausdrucke jener Liebe, welche kein jungfräuliches Erröthen kennt, in das Antlitz. Wie seltsam, daß man Schamhaftigkeit und Erröthen für Zeichen der Unschuld hält! Sie zeigen nur Furcht vor der That an, und das Bekenntniß menschlicher Schwäche. Wo keine Sinnenlust wäre, da gäbe es auch kein Erröthen und keine Freude daran. Unter den Bewohnern unserer Erde giebt es freilich wohl kaum eine Ausnahme, und darum gilt Nichterröthen als Lüge und Frechheit. Aber Lukretiens Ruhe war mit dieser Lüge nicht zu verwechseln. Sie stand hoch über, nicht unter dem Erröthen.

Arthur war überwältigt von dem bezaubernden Anblick, und sprach Worte, die eigentlich nur der Abglanz aus der Geliebten Tugend, seligem Auge waren, und ihr darum unaussprechlich wohlgefielen, obgleich sie nicht ahnte, daß gerade ihr Wesen sie hervorgerufen hatte. Als endlich aber die Zeit mahnte, auch wieder an irdische Verhältnisse zu denken, u[nd] Arthur die Geliebte aufforderte, zu den Eltern zurückzukehre[n,] da trat ihm das schöne reizende Mädchen von Neuem näh[er] vor die Seele, und er drückte einen glühenden Kuß auf ih[re] zarte, weiße Hand. Ihm schienen alle Pforten der Seligk[eit] eröffnet.

Aber Lucretia riß sich hastig von ihm los, und bedeckte da[s] Gesicht schnell mit beiden Händen. Ein Funken von Arthur[s] Liebe schien mit dem Kusse durch ihre Adern zu strömen, u[nd] aus ihrem Blicke wieder hervorzubrechen; aber sie fühlte s[ich] schmerzlich davon ergriffen, und ihre Gedanken färbten sich [...] düster, als ob die erste Liebesregung ihre Stirn nicht m[it] Rosen, sondern mit Cypressen bekränzte. „O, warum leb' i[ch] hier nicht und dort nicht," rief sie mit einem Tone aus, d[er] von Schmerz und himmlischer Wehmuth getragen tief in A[r]thur's Seele drang. Sie athmete schluchzend, sie weinte, [...] eilte von dannen. Arthur betete still und inbrünstig zu den[...] der in Wahrheit nur angebetet werden seyn soll. Jetzt knie[te] er, wo man knien soll.

V.

So lag Arthur's irdische Seligkeit in der Hand ein[es] Mädchens, die er nicht verstand, und die ihn, je unbegrei[f]licher sie war, mit desto unausweichbarerer Gewalt fesselt[e.] Sie umspann ihn mit unsichtbaren Fäden, und er konnte s[ich] daher weder Rechenschaft ablegen, was ihn so anziehe, no[ch] wohin er treten müsse, um diesem Zauberkreise zu entrinne[n.] War er fern von Lucretia, so nahte ihm keine Ruhe u[nd] keine Freude, war er an ihrer Seite, so gingen Beklommen[...]heit und Furcht neben ihm her. Sie freute sich, wenn [...] kam, sie wich keinen Augenblick von seiner Seite, so lan[g] er in Davidsonhouse gegenwärtig war, sie bat hold u[nd] freundlich, um baldige Wiederkehr, wenn er ging, aber i[n] dem Allen lag kein verlangendes Anschmiegen, keine mädche[n]hafte Bewunderung des Geliebten, die den Mann so wun[...]derbar ergreift, kein Anflug der holden Verschämtheit, a[us] welcher Venus Gürtel gewoben war — kein irdischer Frauen[...]sinn. Sie erschien vielmehr als eine höhere Gewalt, welc[he] Alles mit fortreißt, und mit Allliebe umfaßt. Und diese[s] Mädchen war Arthur's verlobte Braut! —

Freilich hatte sie in die Verbindung nicht mit ausdrückliche[n] Worten eingewilligt, aber sie erschrak, wenn von ein[er] Trennung geredet ward, und gab die unzweideutigsten B[e]weise von Liebe und Anhänglichkeit an Arthur. Die Elter[n] sowie die Hausgenossen und Nachbarn gewöhnten sich dah[er] an die seltene Brautschaft, und Niemand hegte noch eine[n] Zweifel an der Wirklichkeit des Verhältnisses, da sich Ni[e]mand in Lucretiens Denkart versetzen konnte. Rohe Wel[t]menschen hielten sie für kokett, und fanden es in der Ord[...]nung, daß sie durch ihre Künste ein glückliches Ziel erreic[ht] habe, die Bewunderer ihres poetischen Genies, welches i[n] dieser Zeit immer glänzender hervorzutreten begann, nannte[n] sie eine schwärmerische Sappho, und die Einsichtsvollste[n] lächelten über solche Spiegelurtheile, und meinten, es gehö[re] Ueberlegung und Verstand dazu, das Mädchen gehörig zu beurthei[...]len. Arthur müsse ein ausgezeichneter Mensch seyn, daß er ih[re] Liebe habe gewinnen können. Lucretia wandelte indeß une[r]reicht und unberührt durch solche Urtheile, ihre eigene Bah[n] und baute und schuf in ihrer schönen, geliebten Dichterwel[t.] Ueber hundert lyrische Gedichte und mehrere Dramen, alle m[it] dem Siegel der Vollendung an ihrer Stirn, waren ihre[r] Feder in einem Jahre entströmt. Sie mußte das Ideal ihre[r] Zeit werden, wenn sie sich der Zeit überhaupt hätte an[...]schmiegen wollen. Aber nur wenige ihrer Produktionen über[...]gab sie der Oeffentlichkeit, und ihre Person verbannte s[ie] noch mehr von dem großen Kreise der Gesellschaft. Ihre Poe[sie] hielt sie zurück, weil ihr die Welt zu prosaisch erschien, un[d]

weil sie selbst nicht begriffen wurde. Auch gab es keine Anziehungskraft da draußen für ein so seelenvolles, innerliches Gemüth.

Arthur fühlte sich dabei glücklich und unglücklich. Er war gebildet und geistig genug, um sich von den Anschauungen der Geliebten hinreißen zu lassen, und dann feierten Beide die schönsten, seligsten Stunden; aber plötzlich ergriff ihn dann auch wohl die Sehnsucht, das liebreizende Mädchen, welches mit Kindeseinfalt so hohe Gedanken aussprach, über deren äußere Erscheinung ein ausgezeichneter Geist die Vollendung der Schönheit ausgoß, an die stürmisch bewegte Brust zu drücken, und doch durfte er diesen Gefühlen keinen Raum gestatten. Denn Lucretia floh vor der kleinsten Berührung, und Arthur fühlte in den Minuten der Einsamkeit tausend widersprechende Empfindungen sein Herz zerreißen. Unbefriedigte Sehnsucht, gekränkter Männerstolz, düstere Blicke in die Zukunft regten ihn heftig gegen die Verlobte auf, aber seine wahre Liebe, seine höhere Denkart und die süße Gewohnheit des Angehörens nahmen die Unschuldige dann wieder in Schutz. Er gerieth in einen Zwiespalt mit sich selbst, der Klagen gegen das Schicksal herbeiführte oder Reue, und der gewöhnlich in dem Anblicke der beruhigt zurückkehrenden Lucretia unterging. Wunderbar war es, daß Lucretia durch solche Auftritte weder mißgestimmt erschien, noch den Geliebten jemals bat, sich fern von ihr zu halten. Es war, als ob sie die Wirkung einer Annäherung nur empfand, nicht dachte.

Daß von Arthur's Wesen der Abglanz eines leichten, elastischen Jugendsinns gewichen war, bemerkten alle seine Bekannten, und wählten nach Ursachen eifrigst in den finstern Tiefen ihres eigenen Gemüthes und Denkens umher, ohne auch nur ein Goldkörnchen zu finden. In der falschen Beurtheilung durch Andere theilte Arthur bald das Loos der Geliebten. So schien sie sich auch hierin als das leitende Princip zu bewähren.

Am eifrigsten suchte die Cousine Fanny in den Fundgruben ihres Witzes nach spitzen Donnerkeilen umher, denn ihre Weiblichkeit war beleidigt, und sie kümmerte sich daher um nichts, als um die Spitzen ihrer Bemerkungen. Von wahren Beziehungen fügte sie ihnen nur so viel hinzu, daß sie treffend wären, und warf diese Pfeile, nach Weibertaktik, auch im Angesicht des Feindes, hinterrücks. Ihre größte Offenheit bestand noch darin, daß sie ihre Spottreden in den Mantel der Cousinenschaft eingehüllt dem beklagenswerthen Vetter entgegenführte. Noch in der letzten Abendgesellschaft bei Mistreß Stubborn, welcher Arthur gezwungen beiwohnte, quälte sie ihn bis zur Verzweiflung.

„Meine theure Mistreß," rief sie, „fragt mir doch einmal meinen schweigsamen Vetter, ob er nicht morgen nach Davidsonhouse gedenkt. Gegen junge Mädchen hat ein Bräutigam keine Pflichten mehr, aber der Hausfrau wird er wohl Rede stehen, da ein Bräutigam sich doch noch immer zu den Gentlemen zählt. „Guter Vetter," setzte sie schmeichelnd hinzu, und preßte die Hand unter den üppigen Busen, „nennt meine Nachfrage keine Zudringlichkeit; es ist die reinste Sorge um Euer theures Wohl. Glaubt Ihr denn nicht, daß unaufhörliches Wandern in rauhem Wetter auch meine blühende Gesundheit angreift? Man hat Beispiele genug, und Ihr selbst — seht nur einmal in den Spiegel, so könnt Ihr darin die Bestätigung meiner Behauptung lesen. Nein wahrhaftig, lieber Arthur, seit Eurer Verlobung habt Ihr Euch zu viel Anstrengungen zugemuthet."

„Ihr irrt," entgegnete Arthur mit Kälte, „seit meinen Wanderungen nach Davidsonhouse habe ich meine Jagdvergnügen fast ganz aufgegeben. Das hebt sich."

„Ja, das ist es eben, Vetter," sagte die Tückische, „Ihr verliert die Lust an allen kräftigen Vergnügungen. Ein offenbarer Beweis von Verfall der Gesundheit. Wir haben schon oft mit Theilnahme davon geredet. Gewiß, Ihr seyd der Gegenstand des Gesprächs in allen unsern Zirkeln."

„Sehr verbunden, Cousine," entgegnete Arthur, „ich unterhalte Euch also jetzt mehr, als jemals."

(Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Danzig, 25. Mai.) Aus einem Briefe Seydelmann's an den Director des Theaters in Königsberg theilt das Danziger Dampfboot (und aus diesem die Leipz. Allg. Ztg.) folgende Stelle mit: „Wie lieb wäre es mir, könnte ich Ihre ehrende Einladung zum Gastspiele benutzen! Wenn es nicht später einmal geschehen darf: jetzt darf ich kaum an die Komödie denken. Morgen kommen die drei „gestrengen Herren": Mamertius, Pancratius und Servatius. Erweisen sie sich mild, dann wollen die Aerzte mich zum ersten Mal an die Luft lassen, später soll ich in einer hübschen, gesunden Gegend mich erholen. Ich litt an einem rheumatisch-nervösen Fieber und an der Hirnhautentzündung (wie ich in meiner Reconvalescenz erfahre) und bin also ein sehr angegriffener Mensch. Das hat man davon, wenn man glaubt, des Guten nie genug thun zu können. Ich habe zu viel gespielt, und meine es mit dem Dinge überhaupt zu ernst. Jetzt fühle ich's. Und wenn Gott mir Gesundheit schenkt — treib' ich's wie sonst. Das liegt im Blut, und verzehren soll sich ja jede irdische Kraft, um der neuen Platz zu machen."

*** Vor ungefähr vierzig Jahren existirte keine deutsch-protestantische Seelsorge in London, bis ein Bäckerknecht in Verbindung mit einem Buchbindergesellen die Leute in einer Chaisenremise (an deren Stelle jetzt die deutsche Kirche dortselbst aufgebaut ist) zum Gebete versammelte. Jener Bäckerknecht lebt noch und ist der Inhaber eines Buchladens. Er selbst erzählt, daß er und sein Gehülfe so arm waren, daß sie des Sonntags mit einem gemeinschaftlichen Paar Lederhosen abwechseln mußten, welche dem Buchbinder gehörten. Nun war dieser aber weniger beleibt als der Bäcker, und eines Sonntags, als diesem die Hosen zugefallen waren, unterließ er das Niederknien, aus Furcht, er würde die Hosen zersprengen. Darüber gab es Streit, und die Beiden bekamen sich bei den Haaren, worauf der Buchbinder seine Eigenthumsrechte auf die Hosen vindicirte und das Feld allein behielt. Wiewohl ohne besondere Bildung, wußte er sich durch große Rednergabe Einfluß zu verschaffen, und als ihm später ein Deutscher, welcher mit einer reichen Engländerin versprochen war, diese während einer Reise nach Deutschland zum Unterrichten anvertraute, wußte der Buchbinder seine Worte so schön zu setzen, daß der Deutsche bei seiner Zurückkunft seine Verlobte als die Frau des deutschen Lehrers fand. Nachdem Letzterer auf diese Weise aber ein reicher Mann geworden, nützte er seinen Reichthum auf das Beste, indem er seine Kenntnisse erweiterte und wesentlich dazu beitrug, eine deutsche Gemeinde zu bilden. Das waren die Anfänge der jetzt sehr zahlreichen deutschen Gemeinde von London. (A. A. Z.)

*** (Eine Anekdote von Elleviou.) Zur Zeit, wo dieser Sänger an der komischen Oper debutirte, herrschten die Terroristen noch in unbeschränkter Gewalt, und die Sansculotten sahen in jeder geschmackvollen Toilette ein Verbrechen. Einer dieser scheußlichen Machthaber fand sich alltäglich auf dem Theater ein und machte sich durch Frechheit und Gemeinheit bemerkbar. Elleviou's gewählte Tracht fiel ihm bald sehr unangenehm auf, und er warf bittere Bemerkungen darüber hin, welche der Sänger aber keineswegs so duldsam empfing, als seine Kunstge-

nossen. Eines Abends, wo Ellevion wieder besonders hübsch gekleidet war, sagte Jener unter Anderm: „Nimm dich in Acht, Bürger Ellevion, du geberdest dich wie ein Verdächtiger, wie ein Schranze; ich könnte dich wohl einen dieser Tage guillotiniren lassen“ — „Mich guillotiniren!“ rief Elleviou erbittert, „gut; aber einstweilen will ich dich braten!“ — Und indem er den Schreckensmann um den Leib faßte, hob er ihn wie eine Feder und warf ihn in den Kamin, wo ein tüchtiges Feuer brannte. — Entsetzt sprang man zur Hülfe herbei und rettete Jenen zwar, fürchtete aber um so mehr für Elleviou; doch wunderbarerweise übte der Sansculotte keine Rache; nur blieb er seitdem von der Bühne weg. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir den Umstand, daß die Mitglieder der jetzigen komischen Oper in Paris zu Ellevion's Leichenbegängnisse nicht erschienen, weil auf den Partezetteln unter des Seligen Titeln der als ehemaliger Acteur fehlte. — Als ob der Todte selbst die Parte verfaßt hätte! (Wiener Zeitsch.)

## Aus Nordhausen.

(Schluß.)

Mag der Staat immerhin ein christlicher Staat seyn! Die christliche, wie die mosaische Religion stimmen im Gebote der umfassendsten Nächstenliebe, wie überhaupt in allen Moralgesetzen gänzlich mit einander überein; nur in einzelnen Dogmen und äußeren Gebräuchen bestehet ein Unterschied. Beide Religionen, richtig aufgefaßt, wollen die Menschheit nicht trennen und spalten, sondern veredeln, und Liebe und Frieden auf Erden einheimisch machen. Des Judenthums unerschütterliche Grundsäulen, auf welchen auch das Christenthum ruhet, sind es nicht die Lehren: Gott ist ein einiger Gott; diesen sollst Du lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen, und sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst! Und des Christenthums erste Botschaft lautet sie nicht: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und streben nicht Bekenner beider Religionen danach, Wohlgefallen zu finden in den Augen Gottes und der Menschen? Es liegt nicht im wahren Geiste weder des Judenthums noch des Christenthums, irgend einem Menschen des Glaubens wegen, ein Recht zu entziehen oder vorzuenthalten. Die Rabbinen lehren: Die Frommen aus allen Völkern der Erde haben Antheil am ewigen Leben, und der Apostel spricht: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist dem Herrn angenehm. Anders lehren und leben als in diesem Sinne, heißt die Furie der Unduldsamkeit, des Glaubenshasses über die friedliche Menschheit heraufbeschwören! — Nein, es läßt sich von der hohen Weisheit, von der liebenswürdigen Leutseligkeit des preußischen Monarchen nicht erwarten, daß er in einen Vorschlag willigen werde, der den vernünftigen Forderungen der Religion, der Politik und des Zeitgeistes offenbar zuwider wäre. — Was nun die Befreiung von der Militairpflicht betrifft, so würde dadurch, sollte ein deßfallsiges Gesetz wirklich ins Leben treten, dem Staatsbürgerthume der preußischen Juden vollends der Lebensnerv durchschnitten. Der preußische Staat ist ein Militairstaat. In seiner Wehrverfassung beruhet seine Kraft. Jeder Preuße ist geborner Krieger, und hat bis zum 40sten Jahre die hehre Pflicht, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten, wenn es die Umstände erfordern. In früheren Zeiten, wo der Staat meistens nur angeworbene Söldlinge hielt, da war der Bürger und Landmann vom Kriegsdienste befreiet; jetzt aber, wo in Preußen die Vaterlandsvertheidigung Nationalsache geworden ist, wo jeder, dem Staate angehörige, kräftige Mann, von den Prinzen des königlichen Hauses bis zum Sohne des Geringsten im Volke für das Vaterland mit Freuden zu den Waffen greift, um sich zum Kriegsdienste geschickt zu machen, jetzt ist der Eintritt in den Militairdienst mehr als Pflicht, er ist eine Ehrensache geworden, und nur Körperschwäche oder Ehrlosigkeit sind in Preußen Gründe zur Ausschließung vom Militairdienste. Wenn nun auch in den oben angeführten Rescripten gesagt wird, daß der freiwillige Eintritt der Juden in das Heer nicht verweigert werden solle: so ist doch zu bedenken, ob dies namentlich im Frieden, wo dienstfähige Mannschaften im mehr als sechsfachem Betrage des stehenden Heeres vorhanden sind, überhaupt möglich seyn wird; und ob ein junger Israelit von Ehrgefühl sich zur Erfüllung einer Pflicht hindrängen wird, von welcher ein Staatsgesetz ihn und seine Glaubensbrüder ausdrücklich ausgeschlossen wissen will. Bürgerthum und Militairpflicht, zu welcher selbst der Zigeuner angehalten wird, sind aber in Preußen unzertrennlich. Indessen handelt es sich hier nicht um Rechte und Pflichten, welche den Juden in Preußen erst ertheilt oder auferlegt werden sollen; sondern sie besitzen Beides schon seit 30 Jahren durch die Gnade des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm's III., gesegneten Andenkens. Was aber der gerechte, fromme Vater einst in einer großen, denkwürdigen Zeit in seiner Weisheit dem jüdischen Unterthanen zu gewähren für gut gefunden hat, das wird der erhabene Sohn in seiner bewährten Pietät nach bestehen und zur völligen Vollendung gedeihen lassen. Das möge den Israeliten in Preußen zur Beruhigung dienen; und eine eben so starke Bürgschaft für eine bessere Zukunft, als gefürchtet wird, mögen sie in den königlichen Worten finden. Als nämlich am Huldigungstage auch in den Synagogen des Landes die heißesten Wünsche für das Heil und Glück des Königs und des Vaterlandes zu Gott emporstiegen, hat da nicht der König in jener feierlichen Stunde, unter Gottes freiem Himmel, entblößten Hauptes, mit klarer Stimme ohne Vorbehalt das erhabene, eines frommen Herrschers würdige Gelübde ausgesprochen: allen seinen Unterthanen ein gerechter, barmherziger Fürst zu seyn! Wie sollte er nun zugeben können, daß ein Vorschlag Gesetzeskraft erhalte, welchen in seiner Ausführung 200,000 jüdische Unterthanen einmüthig als eine Kränkung betrachten. Darum hinweg mit banger Besorgniß! Der König hält sein Wort! Gott erhalte ihn! —

## Homonyme.

Jetzt steigt es rauschend in die Wolken,
Durcheilt im Flug den fernsten Raum,
Es kann der Blick nur schwindelnd folgen,
Der Sturmwind selbst ereilt es kaum.

Jetzt ruht's; nur sanft regt sich's und leise,
Da dringt aus voller Brust hervor,
Manch heit're und manch ernste Weise,
Und fesselt zaubernd unser Ohr.

Jetzt sind's die Arme eines Riesen,
Den einst des kühnsten Ritters Muth
Zum würd'gen Gegner sich erkiesen,
Nicht scheuend seine blinde Wuth.

Doch werdet Ihr es auch gewahren,
Seht Ihr ein Heer zur Schlacht bereit,
Und ordnen sich zum Kampf die Schaaren,
So ist mein Wort gewiß nicht weit.

Dem Menschen ist es nimmer eigen,
Ihm leiht es nur die Phantasie,
Auch soll die Liebe es ihm reichen,
Amor verläßt die Seinen nie.

### Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 151.

Allegro — Allegri.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 5. Juni. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Österreleth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 154. 6. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,

von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr später (im Mai.)

So sitze ich wieder in meinem Dachstübchen, und mir ist, trotz allen Schicksalen, die mich umwogten, als ob ich es niemals verlassen hätte. Ich glaube nur von einem lebhaften Traume erwacht zu seyn. Welcher Unterschied ist doch zwischen dem hohen Ideal in der verzückten Seele, und der schaalen Wirklichkeit — zwischen Fantasie und Erde. Da flog ich nun hinaus mit einem muthigen, für alles Edle und Schöne glühenden Herzen, voll goldner Hoffnungen, und kehre zurück, frostig, beschämt, verwirrt gemacht, und irre an den Menschen und an meiner Kunst. Ich werde lange brauchen, mich mit mir selbst wieder zurecht zu finden. Ich sehe wohl, ich bin der Zeit vorausgeeilt, ich habe Jahre in Augenblicken geschwelgt, aber dann in Jahren kaum einen nützlichen Augenblick erlebt.

Die Geschichte meiner Reise ist kurz; überall dieselbe Parforcejagd, um ein Paar Gulden über die Unkosten zu erspielen; überall derselbe triviale Geschmack; dieselbe Selbstverläugnung, dieselbe Beschämung. Hier eine Sängerin, die eine Stunde vor dem Concert heiser wird, dort ein unfreundliches Orchester, wenn exact probirt werden soll; da ein Director, der kein Tempo versteht, dort die Furcht vor dem Meuchelmord der Kritik; da zur Abwechslung einmal Cassebeschlagnehmung eines ängstlichen Gastwirths; und da — aber wer beschriebe das ewig sich wiederholende nur in andern Gestaltungen wiederkehrende klägliche Einerlei? Kurz, ich fand unter allen Verhältnissen und Formen, bei affectirtem Kunstenthusiasmus, Impassibilität, bei aller Vornehmheit Philisterei und Handwerksinn. Nur eines Zugs erwähne ich noch, weil er mich vollends bestimmte von einem Schauplatz abzutreten, welcher des Verdrusses so viel, der wahren Ehre so wenig bietet. In ***berg warf mir mein Unstern wieder so ein Schooßkind der Zeit in den Weg, und ich mußte abermals weichen, weil dessen neuestes Oeuvre: il menuetto veni, vidi, vici, den Grundstein zu einem Monument Julius Cäsar's legen sollte. Wer hätte wohl vor länger als tausend Jahren gedacht, daß die eiserne Faust, die den Pompejus schlug, noch in so nahe Verwandtschaft mit den zärtlichen Fingern eines modernen Clavierspielers kommen würde? Niemand konnte also widerstehen, da Herr Glorius versprach, den Dictator Roma's durch eine Trillerkette über den Rubikon zu jagen, durch Duodecimensprünge die Schlacht bei Pharsalus zu versinnlichen, und durch einen Trugschluß mit Brutus Meuchelmord zu enden. — Natürlich, daß nach mir und meiner Familie Armuth weiter Niemand fragte. Das Haus war bei doppelten Preisen so überfüllt, daß viele zurückgewiesen wurden. Mit diesen allein wäre uns allen geholfen gewesen! Aber, was geschah? Als die Ouverture vorüber war, sollte nun Herr Glorius vortreten — statt seiner erhob sich aber ein Geräusch, Verlegenheit spiegelte sich in allen Mienen, und während das Publikum ungeduldig tobte, trat endlich der Regisseur Hiob vor, verkündend, daß Herr Glorius plötzlich krank geworden sey, und sein Concert verlegt werden müsse. Die Wirkung dieses elektrischen Schlags würdig zu beschreiben, überlasse ich dem Pinsel eines Hogarth. Nachher erfuhr ich denn, daß der Virtuose, als er eben Begeisterung schöpfen wollte, sich beim Oeffnen einer Champagnerflasche am Daumen beschädigt habe. Das fiel mir schwer aufs Herz, und ich dachte so bei mir selbst: was ist also an einem solchen vergötterten Kunstwelteroberer, wenn sein Reich mit einem elenden Propfen in die Luft fliegen kann, wenn ein verstauchter Finger plötzlich den ganzen Menschen todt macht?! O pfui, es ekelt mich an, und ich werde überroth vor Beschämung, wenn ich daran zurück denke.

Das Concertwesen ist zwar aufgegeben, aber was nun beginnen? Vater wird immer älter und die Geschwister wachsen mit ihren Bedürfnissen heran. Die paar trostlosen Stunden, die der alte Mann gibt, thun es nicht allein. Ich selbst wollte mich von diesem Krebs entfernt halten, der an den Schwingen der begeisterten Muse nagt. Sehe ich doch wie tüchtige, herrliche Männer sich in diese Zwangsjacken schnallen müssen, und dabei versauern. Ich dachte eine Ausnahme machen zu können. Aber es geht nicht.

Was helfen Seele, Gemüth und Wissen, wenn der Magen, diese Wurzel der ganzen Menschenpflanze verdorren will?! Aber ganz sollen mich die Gespenster dieser Lattenkammer gewiß nicht haben. Mein Plan lag schon unterwegs auf dem Ambos; die Noth hat das Feuer geschürt, das Eisen ist glühend. Ich muß es nun schmieden. Nach Tische, wann der Geist mit den Verdauungswerkzeugen kämpft, ist die beste Zeit für die Pädagogik; der ganze Morgen aber mit seinem goldenen Munde sey der heiligen Poesie geweiht. Dann heraus ins Leben ihr gesammelten Schätze, deren Uebermaß mich fast zersprengen will. Nur zu provisorischem Anhaltpunkt soll mir ja das Unterrichten dienen, damit der Sämann nicht verhungert, während sein Korn wächst. Nach Jahren dann, wenn der Speicher geöffnet wird und die goldenen Früchte sich in alle Welt verbreiten, dann guten Morgen, edle Freiheit! —

---

### Drei Monate später.

Ihr Erben, die ihr einst in Besitz dieser Blätter kommt, o glaubt nicht, daß ich meiner ersten Liebe vergaß! Diese Liebe zu Euphemien wächst mit meiner Erkenntniß alles Guten und Schönen. Ihr Andenken ist mein eigentliches göttliches Princip, ist die Kraft, welche aus meiner Seele heraus, alle die Ideen treibt, woran sich, denk' ich, noch spätere Generationen erquicken werden. Wie ich auch Tag und Nacht mit wohlwollender Gesinnung die Werke der Jetztzeit studire, — ich kann mich nicht daran erwärmen; weder an den Italienern, noch an den Franzosen; denn beide bergen, etwas mehr oder weniger, unter der schimmernden Aalglatte glänzender Melodien eine kunstfeindliche Seele. Beide halten ihr Jahrhundert in den Fesseln der Galanterie oder des Luxus gefangen, und locken es zum Abgrund. Sie sind die raffinirtesten Verführer der Geschmacksunschuld, mag die Welt auch noch so ritterlich für sie kämpfen. Ich finde in den hunderten von Partituren nichts als leere Personification von Gefühlen, mit übertriebener Farbengebung gemalte Leidenschaften, die in der Wirklichkeit nie gefühlt worden sind. Ich finde nichts als Eitelkeit, Sinnlichkeit und Speculation. Doch dafür werden auch schon nach fünfzig Jahren die Geister dieser Compositionen mit James Mackintosh ausrufen: „Das Werk unserer Tapferkeit ist dahin; das Blut (die Tinte) von Europa ist umsonst geflossen!"

Aber dieselbe Sonne kreiset ja noch, die einen Mozart beschien, dessen Werke im Werthe steigen wie die Bücher der Sibille, und es leben, Gott sey Dank! noch deutsche tiefdenkende Männer. Mit Sehnsuchtsgefühl und Begeisterung, seinen Gott und reine Liebe im Herzen, da kann es ja nicht fehlen. Jetzt aber gleich nach einem tüchtigen Operntext umgesehen! (Fortsetzung folgt.)

---

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

Einige Nachbarinnen kicherten über den Gegenwitz, und Fanny wandte dem Vetter den Rücken zu. Sie begann ein Gespräch über den Stand der heutigen Poesie, und sprach mit einer so gallichten Beredtsamkeit über die Trostlosigkeit derselben, und über die selbstquälerische Zerrissenheit der Dichter, welche an Gotteslästerung und Wahnsinn gränze, daß Arthur nicht dieselbe Luft mehr mit ihr athmen zu können glaubte, und darum den Park hinter dem Landhause aufsuchte, wo doch der Mond ihm Frieden zustrahlte, und die thauigen Büsche ihm freundlich die brennende Wange kühlten. Ingrimmig und erschöpft warf er sich auf einer der dastehenden Bänke nieder.

Fanny war eine Alltagserscheinung, aber im Grunde ihres Herzens durchaus nicht schlecht. Nur die verschmähte Liebe und mißglückte Speculation machte sie so heftig. Sonst hätte sie dem Vetter nicht so wehe thun können, und seine sichtbare, schmerzliche Verstimmtheit stillte sogleich die Gluth ihrer Rache. Darum wurde sie bald nach seiner Entfernung schweigsam und zerstreut, und fühlte in ihrer Brust die Regungen alter Zuneigung und brennende Gewissensbisse. Seine Feindschaft wollte sie nicht, sie suchte ihn nur zu quälen. Aber eigentlich sollte das nicht einmal Rache seyn, wenigstens dachte sie das Wort nie dabei, sondern handelte aus innerem Treiben, nach dem guten Grunde der Weiber: „weil ich will." Dachte sie daran, daß sie den guten Vetter zur Verzweiflung getrieben habe, so hätte sie sich wohl mit eigner Hand strafen können. Wenn er nur nicht gar! — Es waren Teiche im Garten. O, was denkt sich ein Mädchen nicht Alles von dem männlichen Gemüthe.

Wie froh war sie, daß sich die Gesellschaft in ein anderes Zimmer begeben hatte, und sie unbemerkt in den Garten entkommen war. Leise und schüchtern, wie ein Reh, schlüpfte sie durch die Gänge, und heftete ihren Blick forschend auf alle Ruheplätze. Endlich blieb sie stehen. Sie hatte ihn gefunden, und mußte nun erst Athem schöpfen, bevor sie zu reden vermochte. Gut war es, daß er ihr den Rücken zugekehrt hatte, denn nun konnte sie unbemerkt hinangehen. Aber wie traurig er das Haupt auf die Rechte gestützt hatte! Sie hätte sich wohl verachten mögen.

„Ihr seyd mir wohl böse, Vetter Arthur," sagte sie leise und legte begütigend die Hand auf seine Schulter, „Ihr habt Recht, ich bin ein gottloses Mädchen"

Arthur schaute betroffen empor, und wollte der Fragenden ein zorniges Antlitz zeigen, aber sein Blick traf auf ein so bittendes, reuiges Auge, daß er bei seinem Entschlusse nicht zu verharren im Stande war. „Ich bin nicht böse," sagte er, „aber Euer Betragen ist mir allerdings auffallend, ich kann es nur tadeln. Ich weiß nicht, daß ich Euch beleidigt habe, Fanny, und begreife also nicht, woher es kommt, daß Ihr den Freund, den Gespielen Eurer Jugend so geflissentlich kränkt. Sagt mir lieber Euren Zorn frei heraus, aber dann laßt uns wieder Frieden machen. Ich war ja nie ein Freund des Streites."

Fanny wollte antworten, aber die Thränen stürzten heftig aus ihren schönen Augen hervor, und sie mußte die Worte zurückdrängen, um nicht schluchzend zu reden. Ohne Rücksicht auf äußern Zwang, nur ihren Gefühlen gehorchend, schlang sie die Arme um den geliebten, beleidigten Freund, und weinte warm und innig, wie ein Kind am Halse der Mutter weint. Arthur war gerührt und hingerissen, denn die Thränen des Weibes erschienen dem Manne als ein Anflehen seines Schutzes, als ein Vorwurf für seine Theilnahmlosigkeit, und Männerehre treiben den Mann wohl in das offene Verderben.

„Fanny, meine beste Fanny," sagte er mit einschmeichelnder, sanfter Stimme, „nicht weinen! Der ganze kleine Streit ist kaum einer Eurer Thränen werth. Lächelt einmal wieder freundlich wie sonst, und dann macht es immer so, und wir Beide sind zufrieden."

Fanny konnte in ihrer Aufgeregtheit Vernunftgründen am wenigsten Gehör geben. Sie schüttelte ungläubig den Kopf, und strebte umsonst, die Thränen zu trocknen. Arthur betrachtete das reizende Mädchen mit stummem Interesse, und fühlte sich zum stärksten Mitgefühle von der leidenden Schönheit aufgefordert. Er drückte sie sanft an sich, und heftete einen leisen Kuß auf ihre blendende Stirn. Fanny's Herz schlug ihm stürmisch entgegen.

„Fühlt Ihr denn wohl, Arthur, warum ich so aufgebracht gegen Euch war," fragte sie jetzt, „o, daß Ihr Männer uns so wenig versteht! Mein Arthur, mein bester Arthur!"

Sie drückte ihn mit stürmischer Gluth an ihren wallenden Busen, und all ihre Lust und ihr Schmerz strömte in einem Kusse auf seinen Mund. Aber im nächsten Augenblicke war sie verschwunden, und nur der einsame Ton des beutespähenden Nachtfalken erinnerte ihn an das Leben der Natur.

Es war schon recht spät, als er sich daheim auf das Sopha warf, aber dennoch suchte er nicht das Nachtlager, sondern sein Tagebuch, und schrieb zum Schlusse folgende Sentenz hinein:

Die ganze Schöpfung seufzt nach Frieden, aber überall ist Widerstreit und Disharmonie. Wie selten finden sich verwandte Gemüther! Die Ehe ist die gewagteste Lotterie, und wollte der Staat alle Lotterien abschaffen, so dürfte er auch diese nicht schonen. Wie warm strömt mir Jugendgluth durch die Adern, und wohnt mir Liebe im Herzen, und dennoch stehe ich mit diesem Herzen verwais't. Ich wundere mich nicht,

daß Melancholie mir den Trauerflor um die sonst so heitere Stirn gewunden hat. Mag die Welt sich wundern.

VI.

Bei seinem nächsten Besuche in Davidsonhouse fand er Lucretia bleicher als jemals, aber unendlich liebenswürdig. Sie eilte ihm mit so inniger Herzlichkeit entgegen, daß er glaubte, er sey in ihrem Besitze reich wie ein König. Es war ihm ein Räthsel, wie er Fanny hatte über seine Lucretia stellen können, und fühle über diese Liebe. Er zürnte, daß die Menschen den Sinnenreiz mit einem so schönen Namen bemäntelt hatten, und fühlte, daß ihm unter Tausenden allein das beneidenswerthe Loos gefallen war, die ächte Liebe kennen gelernt zu haben. So träumt der heranwachsende Jüngling Mädchenliebe, wie sie jetzt Arthur umfing, und wäre es möglich, den Kindessinn rein und hell zu bewahren, so hätte er sich unaussprechlich glücklich fühlen müssen. So lange der Jüngling noch Engel in den Mädchen erblickt, so lange ist ihm die Erde ein Himmel.

„Du siehst so nachdenkend aus, theuerster Arthur," sagte sie theilnehmend, Dir ist doch nichts Uebles begegnet? Aber Du bist schon lange trüber als sonst. Ach, ich fühle mich so glücklich, so glücklich, und meine immer, da müssest auch Du es seyn."

Arthur schämte sich fast, die Geliebte anzublicken, denn während er die Wahrheit ihrer Worte empfand, mußte er sich bekennen, ihrer Ansicht gerade entgegen gehandelt zu haben, und darin lag ein gewisser Egoismus verborgen. Er tröstete sie, so gut er es vermochte, konnte aber dabei sein Auge gar nicht von dem bleichen, geisterähnlichen Antlitz Lucretiens abwenden, auf welchem dennoch Freude und himmlische Heiterkeit glänzten. Ihre Schönheit zeigte sich fast gehoben durch diesen überirdischen Glanz, aber es war dem Beschauenden, als habe er eine Lichtgestalt vor sich, und werde sie mit dem süßen Traume verlieren. In diesem Augenblicke schien Arthur nur Verehrung, keine sogenannte Liebe für sie zu empfinden. (Fortsetzung folgt.)

## Frankfurt.

### Schauspiel. — Macbeth.

Macbeth — wen ergreift nicht des Wortes Bedeutung! — Macbeth wurde am Sonntag den 29. Mai gegeben. — Das Stück eignet sich freilich mehr für eine stürmische Winternacht, als für die Blüthen des duftenden Lenzabends; indessen muß man das Herrliche nehmen, wo und wann man es findet; und warum sollte sich Shakespeare's Welt mit ihren Blitzen und Schauern nicht auch in der Mainacht träumen lassen? Rollt doch die dunkle Gewitterwolke am majestätischsten über die blühenden Fluren! — Das Publikum schien anderer Meinung; denn das Theater war eben nicht zahlreich besetzt. Desto angenehmer überraschte die Aufführung, die man durchaus eine gelungene nennen darf. Referent hält sich um so mehr verpflichtet, dies öffentlich auszusprechen, als die Durchführung der kolossalen Shakespeare'schen Schöpfung ebensowohl dem Theater-Personal zur Ehre gereicht, wie der Regie, die unter den Anforderungen einer seichten Gegenwart die wahre Bedeutung der Bretter nicht ganz aus den Augen verliert. — Eigentlich war nur eine Rolle störend besetzt; sie griff jedoch so unbedeutend in die Handlung ein, daß wie den Repräsentanten billig in den Mantel kritischer Barmherzigkeit hüllen. Eben so übergehen wir andere Rollen, die zwar nicht störend, doch zu schwach durchgeführt wurden, und kommen auf Wichtigeres. — Lobenswerth arrangirt waren die Hexenscenen, besonders die Begleitung der Musik, die zum Theil das Burleske des Volksmährchen-Witzes verdeckte und die Schrecknisse der Nachtbilder wirksamer machte. Bei Erscheinung des blutigen und des gekrönten Kindes hätte man doch nicht Kinder sollen reden lassen, indem dieß den Schicksalsspruch in der That etwas ins Kindische herabzog. — Banquo ward nicht unwürdig von Herrn Weidner durchgeführt. Der wackere Veteran ist für Shakespeare's Dichtungen noch keineswegs erkaltet. — Herr Grahn (Makduff) spielte mit Feuer. Die Stelle, wo er die ermordeten Kinder bejammert, war ergreifend; das Publikum fühlte mit ihm den Tigergriff, womit „der höllische Geier die zarten, kleinen Engel alle hingewürgt hatte." Beim Zusammentreffen mit Macbeth steigerte er den Affekt etwas über das rechte Maaß. „Steh, Höllenhund!" war in der Fistel-Stimme widrig. — Dem. Lindner (Lady Macbeth) ist ihrer Individualität nach der furchtbaren Energie der Lady minder entsprechend; sie ist aber zu sehr denkende Künstlerin, um in einer solchen Rolle mangelhaft zu erscheinen. Durch Takt, Betonung, Wärme entwickelte sie vielmehr ihr Spiel zu einer solchen Bedeutung, daß es die schauerliche Größe des Charakters ahnen ließ und rauschenden Beifall gewann. — Macbeth, der den finstern Mächten verfallene Held, ist es natürlich, der aus dem wunderbaren Gemälde am mächtigsten hervortritt; er ward in hoher Vollendung von Herrn Baison repräsentirt. Aus der ganzen Vorstellung sah man, daß Herr Baison nicht nur den Charakter des Helden richtig aufgefaßt und durchdrungen hat, sondern daß er auch zu der Rolle die geeigneten Mittel besitzt. Der Gang, die Haltung und Declamation, die Stimme, die bald leise flüsterte, wie das schleichende Verbrechen, bald mächtig anschwoll wie der Schlachtenruf, oder der Gerichtsspruch des Gewissens, alles entsprach nicht bloß den Forderungen der Kritik, sondern es riß, was würdiger ist, die Herzen der Anwesenden mit sich fort. Die Todtenstille, die in bedeutenden Momenten eintrat, bezeugte die allgemeine Theilnahme an dem Spiel in höherem Grade, als der nie fehlende Applaus und das stürmische Herausrufen am Schluß. In solchen Momenten feiert der mimische Künstler seine Triumphe, obgleich er sie zum Theil wenigstens dem Dichter verdankt. Wann er aber auch in Stellen, die dem größeren Theile des gemischten Publikums minder zugänglich sind, die Aufmerksamkeit zu fesseln weiß, so ist dieß mit größerem Rechte sein Werk, und in dieser Beziehung verdient Herr Baison besondere Anerkennung. Als er z. B. auf die Nachricht vom Tode der Königin in die Worte ausbrach: „Morgen, Morgen und wieder Morgen kriecht in seinem kurzen Schritt von einem Tag zum andern bis zum letzten," da leuchtete wie aus dem Grabe noch ein Funken der alten Liebe des Königs, die unter den stürzenden Ruinen seines Glückes verglühen muß. Es entgeht diese Shakespearesche Hindeutung auf Macbeth's Liebe so manchem hochstehenden Literaten; Achtung gebührt daher dem Mimen, der solche Mysterien eines hohen Geistes zu ergreifen und zu nüanciren versteht. — Möge dieß Wenige den Künstler auf seiner Reise nach Hamburg begleiten, wo er, unbekümmert um eignes Interesse, zum Vortheil des dortigen bedrängten Theater-Personals Gastrollen geben wird.

## Tabletten.

*** (Die Ruinen von Hamburg.) Man liest im Correspondenten: „Wenn die Erfindung Daguerre's jemals eine eben so interessante als wichtige Anwendung gefunden hat, so geschah dieß jetzt, nachdem ein großer Theil Hamburg's in Asche gelegt und dem Auge statt herrlicher Gebäude, Straßen und Thürme nichts als ein Meer furchtbar schöner Ruinen geblieben war. — Wie viele unserer besten Künstler diese malerischen Ueberreste einer früheren Pracht als unvergeßliche Erinnerung in ihre Mappen verzeichneten, so hat auch Hr. Biow es sich zur Aufgabe gestellt, mit sei-

nen Daguerrotypen die noch rauchenden Ruinen zu durchwandern, und ehe die Nothwendigkeit die noch stehenden großartigen Trümmer umstürzte, hat er dieselben nach allen Richtungen auf seine Silberplatten fixirt und so eine historisch unschätzbare Sammlung hervorgerufen, die als treue Abdrücke der Natur den spätern Zeiten ein wahrhaftes Bild der Verwüstung zeigen wird, welche das furchtbare Element an jenen für Hamburg's Geschichte ewig denkwürdigen Schreckenstagen anrichtete. Der Eifer und die Ausdauer, mit der Hr. Biow die Erfindung bisher verfolgte und auszubilden suchte, sind schon öfter erwähnt worden, man muß aber diese zierlichen, zum Erstaunen scharfen und genauen Bilder sehen, um sich zu überzeugen, wie weit es Hr. Biow darin gebracht hat. Bei den meisten der Bilder ist Luft und Landschaft von verschiedenen eigenthümlich warmen Ton und den Lichtbildern hierdurch die sonst denselben vorgeworfene Kälte und Monotonie benommen. Ob diese Daguerrotypen durch den Stahl- oder Kupferstich vervielfältigt werden, wissen wir nicht — allerdings wäre es wünschenswerth —, jedenfalls hoffen wir, daß diese Sammlung, die schon jetzt dreißig bis vierzig Bilder zählen mag, nicht getrennt und als schätzbare historische Denkwürdigkeit an geeignetem Orte niedergelegt werde. Dieselbe ist einzig in ihrer Art und dürfte, da die meisten der großen Ruinen bereits umgestürzt sind, durch Nichts mehr zu ersetzen seyn. Wir zweifeln daher nicht, daß Hr. Biow für seine angestrengten, bei dieser Gelegenheit für Kunst und Geschichte in gleichem Maße verdienstvollen Bemühungen, welche zumal für Hamburg von einem so hohen Werthe sind, die gerechte und wohlverdiente Anerkennung finden werde."

⁂ Im Neu-Yorker Herald gibt ein Washingtoner Korrespondent eine launige Schilderung von Lord Ashburton's erstem „diplomatischen Diner", das am 23. April stattfand. Darin heißt es unter Andern: „Mylord ist ein sehr schlicht, aber gentlemännisch aussehender Mann mit einem etwas abgesorgten Gesicht, das aber jene eigenthümliche Farbe hat, wie man sie bei alten Lebemännern findet. Sein Gefolge besteht aus seinen jungen Leuten, durchgehends kahlköpfig, mit gescheiten, wenn auch gerade nicht schönen Gesichtern. Der Privatsekretär Sr. Lordschaft soll der Gescheiteste seyn. In ihren Manieren zeigen sie Selbstbeherrschung, in ihren Körperbewegungen sind sie etwas steif, und ihre Reden begleiten sie mit wenigen oder gar keinen Gesten. Wie verschieden von dem Personal anderer fremden Gesandten in Washington! — Es waren 16 Gäste anwesend, darunter die Vornehmsten des diplomatischen Körpers, die Vorstände der Staatsdepartements, und einige leitende Kongreßmitglieder. Lord Ashburton saß in der Mitte der Tafel, John Quincy Adam's zu seiner Rechten, John Calhoun zur Linken, gegenüber General Scott. Hr. Fox war nicht gegenwärtig; die ausserordentliche Mission soll ihn etwas verschnupft haben. Se. Lordschaft hat 21 Bediente bei sich; so zwei Dutzend englische Rindfleischesser sind eine wahre Gottessendung für unsere Viehzüchter. Da Mylord bei sich Köche bei sich hat — Künstler, denen Ude selbst ohne Erröthen hätte die Hand reichen können — so war das Diner nicht blos „superb", sondern „magnifik." Champagner erster Qualität wurde von den betreßten Vierzehn, die hinter den Stühlen standen, fleißig eingeschenkt. Sonst waren weder französische noch deutsche Weine vorhanden, gleichsam als hätte die englische Diplomatie symbolisch gesprochen: „„Deutscher Zollverein, ich mag dich nicht; Frankreich, dein Zurückrufen vom Quintupelvertrag gefällt mir nicht. Nein, amerikanischer Cider und Monongahela, die wackern Repräsentanten der Aepfel und des Korns vom Bruder Jonathan, sollen die festliche Tafel John Bull's schmücken, während Chateau-Margeau und Vin de Grave vergessen seyn werden."" — Hr. Fox ist ein Mann von zurückgezogener Lebensweise, und etwas Sonderling; an Popularität bei den „Eingebornen" ist ihm wenig gelegen. Jetzt hat ein neues Operationssystem begonnen: die Grenzlinie wird auf dem Trinktisch in Strömen von Xeres berichtigt, die Frage über den Creole und das Durchsuchungsrecht sollen in Schildkrötensuppe abgethan werden. Mylord Ashburton ist der wahre Amphitryon." (Oberd. Z.)

⁂ Am Samstag vor acht Tagen zog ein junger Savoyarde wohlgemuth mit seinem Kasten, in welchem er Stiefelwichse und Bürsten trug, von Cette nach Frontignan. Unterwegs wurde er müde und legte sich sorglos schlafen, wo er sich eben befand. Er war aber gerade auf der Eisenbahn, und das Lager zwischen den Schienen kam ihm weich genug vor. Genug er schlief. Als der letzte Bahnzug Abends um zehn Uhr ankam, bemerkte der Lenker, daß Etwas auf der Bahn liege, und hielt daher die Lokomotive an. Allein es war zu spät; die Maschine, der Wasserwagen, und vier andere gingen über den armen Knaben hinweg. Man hielt ihn für zerschmettert, und wollte den Leichnam aus dem Wege räumen, aber der Savoyarde war nicht nur nicht beschädigt, sondern nicht einmal aufgewacht, und nur sein Kasten, der neben ihm stund, zerbrochen. Es hatte sich gefügt, daß er sich gerade an eine Stelle gelegt hatte, wo der Boden etwas ausgehöhlt war. (Oberd. Z.)

⁂ Dr. Payerne in London hat eine wichtige Erfindung gemacht. Neulich blieb er drei Stunden lang unter einer Taucherglocke, ohne der atmosphärischen Luft den geringsten Zugang zu gestatten, zum großen Erstaunen mehrerer Physiker, welche bei dem Versuche zugegen waren. Payerne reproduzirt unter der Glocke die Gase, welche nöthig sind, um das Leben zu erhalten, und kommt, ohne irgendwie angegriffen zu seyn, zu jeder beliebigen Zeit unter der Glocke wieder hervor. Er nimmt jetzt ein Patent auf seine Erfindung, welche besonders für den Wasserbau von Wichtigkeit werden dürfte. Derselbe Mann hat auch eine Maschine von vierzig Pferdekraft gebaut, mit welcher er ohne Dampfkessel, Schornstein rc. eben so schnell auf Eisenbahnen fahren will, wie jede durch Dampf getriebene Lokomotive, und welche, seiner Behauptung nach, dieser bei weitem vorzuziehen ist, weil niemals eine Explosion zu befürchten ist. — Wie steht es denn mit der elektromagnetischen Maschine Wagner's, von welcher man seit Monaten Nichts mehr gehört? (Oberd. Z.)

⁂ Am Geburtstag der Königin von England wurden derselben ihre beiden Kinder, der Prinz von Wales und die kleine Prinzessin, in Tyrolertracht vorgestellt und respektive vorgetragen. Der Kronprinz „trug sich wie der Held Andreas Hofer!" Die Morning Post fügt ernsthaft hinzu: Brauchen wir erst zu sagen, wie bezaubernd die kleinen Cherubs aussahen, lächelnd mit Anmuth; wie hübsch sie sich ausnahmen in dem spitzigen Hute mit der Hahnenfeder rc.

---

## Theater-Anzeige.

Montag, den 6. Juni. Vierte Vorstellung des Gymnase Castelli: *Margot*, ou: *Les bienfaits de l'éducation*, vaudeville en un acte. Hierauf folgt: *Les premières amours*, ou: *Les souvenirs d'enfance*, vaudeville en un acte. Zum Schluß: *Cendrillon*, ballet-pantomime en 4 tableaux. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. K. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 155. 7. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,

von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Im December.

Verwegene Schwingen und Fesseln an den Füßen. So sollte man einen deutschen Componisten malen.

Was ist seit acht Monaten geschehen? Nur die ersten Nummern meiner Oper sind unter Noth und Sorgen fertig geworden, und machen mir gar keine Freude. Das kaum geborne Kindlein hat schon graue Haare. Lange suchte ich einen Text. Aber du lieber Gott — nicht Mangel hatte ich daran, aber mangelhaften Ueberfluß. Als es hieß: Erasmus will eine Oper schreiben, da sah ich erst, was ich für Freunde hatte, die ich alle mit verewigen sollte. Jeder hätte gar zu gerne seinen Namen auf dem Titel einer Partitur oder gar auf dem Komödienzettel als Dichter abgedruckt gesehen. Pult und Tisch waren mit Manuscripten bedeckt, und die Augen schmerzten mich nachgerade von den vielen abenteuerlichen Händen und Klauen, die ich lesen mußte. Nicht allein Professoren und Doctoren, Dichter und Recensenten bestürmten mich mit den Erzeugnissen ihrer dramatischen Muse; sondern Leute, die nur am Conto Courrent oder hinter den Pandekten sitzen, und keinen Begriff von der Bühne haben, fühlten sich mit einmal berufen für die Oper zu schreiben. Dieser brachte eine dreiaktige Monotonie von verliebten Seufzern entnervter Jammerhelden, in prunkende Tiraden gehüllt, jener stellte verrückte Contraste auf, die sich zu Tode geißelten; ein dritter gab ein mixtum compositum von Himmel, Hölle, Erde und Mysticismus, von falschem Pathos strotzend, in welchem die Sänger noch in der zwanzigsten Vorstellung nicht über Ursache und Zweck ihres Daseyns klar geworden wären; hier lag ein Text bloß für den Maschinisten berechnet, dort für die Kehle einer Sängerin, und da für einen Hanswurst; aber nirgends fand ich den festen klaren Gang dramatischer Einheit und logischen Zusammenhangs; nirgends galanten Anstand oder edle Charakteristik; nirgends einen reinen poetischen Flug ins wahrhaft romantische Land; am allerwenigsten aber jene leicht faßliche Totalität, welche Fantasie, Herz, Verstand und Auge zugleich fesselte und befriedigte. Ich mußte alle diese poetischen Fetzen zurücksenden, versäumte an kostbarer Zeit mit Lesen, mich ärgern, Entschuldigungen, couvertiren, und in jedem beleidigten Textmacher wuchs mir ein unversöhnlicher Textleser und Feind entgegen. Man rieth mir, mich an einen Franzosen zu wenden, — aber ein solches Buch aufzuwiegen hätte unser ganzes verpfändetes Hauswesen nicht ausgereicht. Und dann hätte ich mich der Sünde geschämt, ein Zwittergeschöpf in die Welt zu födern. So lag ich an einem milden Sommerabende unter einer Linde, voll Sehnsucht etwas zu schaffen. Es tobte ein Vulkan in meiner Brust, dessen Explosion ich zurückhalten sollte. Etwas Großartiges zu schreiben war mir Bedürfniß; ich wollte es nicht blos, ich mußte es, denn alle meine Kräfte trieben mich dazu. Habe ich mich doch längst dazu vorbereitet; und nun, da es galt, alle Bilder meiner Seele in concentrirter Einheit zu geben — da ich der Lösung des großen Arguments: Dramatische Musik — so nahe war, jetzt sollte ich plötzlich einschrumpfen. Die schönen ächten Perlen und Steine meiner Gedanken lagen vor mir, lächelnd, mild und strotzend, und es fehlte bloß der feste Faden sie aufzureihen. Ach! und ich wollte ja durch ein Werk der Unsterblichkeit meine Euphemia verewigen! Schmerzlich betrachtete ich das rothe Bändchen, das sie mir beim Abschied sandte — und — siehe da, durch der Zweige Grün fiel der letzte Sonnenstrahl darauf. Da war es mir doch, als erschiene sie mir in dem Lichtglanz ihrer Unschuld, und als mache sie mir Vorwürfe, daß ich ihr Lob fremden fühllosen Lippen überließ; da faßte es mich mit unerschütterlicher Gewißheit, daß ich selbst zum Dichter werden würde, wenn ihr Gedächtniß mich begeisterte. Noch brannte das Abendroth auf meiner Wange, als auch schon der ganze Plan zu einem Text in meiner Brieftasche stand. Die Heldin war ein reiner helfender Schutzgeist, der sich durch alle Ereignisse des Dramas schlängelte. Zu Hause angekommen, dichtete ich nicht sowohl, als auch schon jedes Wort sich zum Ton gestaltete, und sich beide schwesterlich die Hände reichten, wie Aurora und Euphemia. Nun ist die Scheidewand gefallen, welche die Materie von Poesie trennte, und ich erkannte recht lebendig die Bestimmung meines Daseyns. Meine Oper hieß Euphemia, oder Muth, Hoffnung und Liebe.

Aber wehe mir — die geflügelte Fantasie dachte nicht an die Attractionskraft der Erde. Nur der vermag Schönes und Großes zu leisten, der sich ihren Banden entrücken kann. Nur der ist ein freier Geist, der unabhängig ist von der Lebensfrage.

Soll ich ewig wiederkäuen die ewige Mäkelei, womit das Bedürfniß den Gedanken unerhörte Zinsen abwuchert? Die Geschichte spricht für mich.

Nur so viel Luft als zum athmen, nur so viel Raum als zum Schreibtisch, nur so viel Brod als zum Hunger nöthig, und zur Bekleidung ein Paar Ellen Zwilch. Aber diese Dinge frei; sie wären für den deutschen Künstler genug, sich ein Tempe zu bauen. Doch die Noth, dieser ewig mahnende Fiskal, nimmt ihm mit dem Federbett auch die Feder aus der

Hand, und spottet des hohen Augenblicks. So erging es mir mehr denn einmal. Mein Vater wurde krank, und jedes Medicinglas kostete mich einen Gedanken; seine Stunden war ich gezwungen zu geben, und oft mußte ich meine Euphemia bei Seite legen, um die schülerhafte Arbeit eines Begünstigten zu copiren. Noch einige Lectionen war ich gezwungen anzunehmen — denn wer verschlüge sich einen gewissen Erwerb, wäre er auch noch so bitter? Aber wer mit mir fühlt, was es heißt, den poetischen Flug des Lebens abzubrechen, wenn die despotische Stunde zum Tode desselben ruft, — der wird mich bedauern. O ihr Ritter mit euern Spornen im Kopfe, deren jede noch ungehörte Note zu Steinen werden, aus denen ihr euch Rittergüter erbaut — eine Welt hilft, peitscht und füttert an eurer Rosinante, daß sie sich mühsam erhebe, befeuert sie zu Bocksprüngen mit dem spanischen Pfeffer wahnsinnigen Beifalls, und hält sie aufrecht zwischen den Pilaren der Partheilichkeit, wenn sie zusammenknicken will, während das Vollblutpferd des Ungenannten in Stricke geschnürt an der leeren Krippe zum Gerippe wird. O sagt redlich, seyd ihr glücklicher im Schaffen oder im Lob des Geschaffenen? — Deutschland! mache nur einmal den Versuch mit deinen Söhnen, ermuntere sie, und du sollst sehen, wie sie zum Auferstehungstage den Staub von sich schütteln und zur Sonne empor fliegen werden; d. h. wahrhaft Schönes und Großes schaffen. (Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

**(Fortsetzung.)**

Gegen Abend begleitete er den Vater auf einem Spazierritte durch benachbarte Auen und Felder, denn Lucretia hatte sich entfernt, und John versicherte, sie sey im Walde; er habe sie mit einer Miene fortgehen sehen, die er nachgerade zu deuten wisse. „Seht, Sir," sagte er, „wenn sie so fremd und übervergnügt aussieht, und weißer als gewöhnlich, und die Augen ihr glänzen, dann muß sie in den Wald, und aus den bunten Blumen hübsche Verse zusammenlesen. Laßt sie nur."

Davidson ritt nachdenkend an Arthur's Seite. Er widmete den Früchten auf seinen Feldern weniger Aufmerksamkeit, als seinen Gedanken, und Arthur that es ihm darin noch zuvor. Der Vater brach endlich das Stillschweigen.

„Wir haben gewiß einerlei Gedanken," sagte er, „denn es ist ein Gegenstand, der uns Beide gleich sehr interessirt. Ich meine Lucretiens Zustand. Was glaubt Ihr, lieber Arthur, sieht sie nicht recht bleich und krank aus?" —

„Bleich ja," entgegnete dieser, „aber krank? So möchte ich ihr Aussehen nicht nennen. Auch kann bei einer Krankheit der Geist nicht so lebendig und fröhlich seyn. Ich fürchte vielmehr, daß es ein zu großes Wohlseyn ist, oder — wie soll ich sagen! — eine Verklärung ihres irdischen Daseyns."

Davidson hielt hastig sein Pferd an.

„Das wolle Gott verhüten," sagte er mit bewegter Stimme, „sollte er mir so früh das einzige Kind wieder nehmen! Aber auch ich fürchte, Ihr habt Recht, und meinen eigenen Gedanken den richtigen Ausdruck geliehen. Lucretia wandelt umher, als ob sie hienieden ihre Heimath nicht länger mehr fände, und sieht dennoch so froh aus, als ob sie im Gegentheile das lang entbehrte Land der Kindheit wiedergefunden habe. Ich hoffte, daß die Liebe zu Euch Ihrem ganzen Denken eine andere Richtung geben würde; aber — Alles umsonst."

„Das war unmöglich," erwiederte Arthur, „denn sie kennt keine irdische Liebe. So empfand wohl noch kein Mädchen, so rein, so frei von aller Sinnenlust keine. Aber eben das ist nicht gut, denn es gehört für den Himmel, nicht für die Erde. Auch die Leidenschaftlichkeit ist von Gott geordnet, und der vermessene Mensch soll sie nicht verdammen. Aber, wem sie gar nicht zu Theil ward, der scheint den Menschen weniger anzugehören, als den höhern Geistern, und kann hienieden seine Heimath nicht finden. Wie oft ist mir schon der marternde Gedanke durch die Seele gedrungen, daß die, welche ich meine Braut nenne, eigentlich wohl vom Himmel selbst zur Braut auserkoren sey, und daß ich mit frechem Muthe mich höhern Verhältnissen entgegen stemme."

„Ihr seyd nicht glücklich in dem Verhältnisse zu meiner Tochter," sagte Davidson, „und ich habe Euch schon oft beklagt, denn ich liebe Euch, als wäret Ihr mein leiblicher Sohn. Aber dennoch bin ich unglücklicher als Ihr, da ich mit Lucretia's Tode nicht allein Sohn und Tochter verliere, sondern auch nie auf irgend einen Ersatz hoffen kann, während Ihr eine neue Lebensgefährtin leicht und ohne Mühe findet.

„Da irrt Ihr, Vater," entgegnete Arthur mit Wärme, „ich bin Euer Sohn, und bleibe es mit unwandelbarer Liebe, sollte der Himmel uns auch wirklich das schwere Geschick auferlegen, die theure Lucretia aus unserer Mitte zu verlieren. Meine Eltern sind ihr längst vorangegangen, und ich preise mich glücklich, in Eurer Liebe Ersatz dafür gefunden zu haben. Darauf nehmt meine Hand."

Arthur trieb den schnaubenden Rappen dicht zu Davidson heran, und ein biederer Händedruck besiegelte den schönen Bund. Davidson war es, als lehne er sich auf eine neue Stütze, als er die nervige Rechte des kraftvollen Jünglings wieder drückte.

Eine Pause, in welcher Beide ihren wehmüthigen Empfindungen nachzuhängen schienen, folgte diesem Gespräche, und es begann kühler aus dem Walde herüber zu wehen, als sie den Umkreis um die Felder zurückgelegt und sich der Heimath wieder genährt hatten.

„Da sind wir schon an Lucretiens Lieblingsplatze," sagte Arthur, als sie bei einem Hügel angelangt waren, der, nur an der einen Seite bewaldet, nach Westen eine freie Aussicht bot, „und wenn ich nicht irre, sehe ich ihr weißes Gewand durch die Büsche schimmern. Sie hat unsere Rückkehr wohl erwartet."

Mit ungeduldiger Hast sagte er um die letzte Waldecke, wo ihm die Westseite des Berges frei vor den Augen lag; mit Mühe folgte ihm Davidson. Da droben aber stand Lucretia von dem scheidenden Lichte der Sonne wie mit einer Glorie umgossen, und winkte freudig dem Heransprengenden zu. Sie hatte schon längst auf diesen Augenblick gehofft, denn des Vaters Vorhaben war ihr nicht unbekannt geblieben, und da wußte sie, daß der Weg ihn hierher führen müsse. Aber freudig überrascht wurde sie durch des Geliebten Anblick, den sie nicht in des Vaters Gesellschaft vermuthet hatte. Sie eilte, wie vom Zephyr getragen, den Berg hinunter, und traf im raschen Zuge mit dem Laufe des Rosses zusammen, so daß Arthur es erschrocken herumwarf, und die Geliebte heftig verletzt glaubte. Aber sie stand lächelnd neben ihm, ohne auch nur die geringste furchtsame Bewegung zu verrathen. Das Pferd schien ihr nicht nahen zu können, oder willig zurückgewichen zu seyn.

„Wie leicht hätte ich Dich verletzen können, mein geliebtes Mädchen," rief Arthur, indem er mit einem Sprunge neben ihr stand, „doch ich sehe, Du bist heiter und wohl. Das erfreut mich in diesem Augenblicke doppelt."

„Aber, was magst Du denken, daß ich Dich allein ließ, und davon ging," sagte sie zärtlich, und reichte ihm die weiße, weiche Hand, „aber sieh nur dieß Gedicht — ich mußte es niederschreiben, und darüber habe ich Dich einen Augenblick vergessen."

Jetzt war auch der Vater abgestiegen, und die drei kehrten zu Fuße zur Wohnung zurück. Lucretia war ungemein lebhaft und fröhlich, ja, sie scherzte sogar, was sonst in ihrer Natur nicht zu liegen schien, so daß Vater und Bräutigam sich in den süßesten Träumen einwiegten, und die an der Pforte harrende Mutter die Stimmung Aller kaum begreifen konnte.

Das Mahl war heute unter den Kastanien vor der Hausthür aufgetragen, und der Vollmond zog als Kronleuchter am halbdunklen Himmelsgewölbe empor. John meinte, heut hätte man die Sonne nicht nöthig gehabt, um bei Tage im Mondscheine spazieren zu gehen. Der Mond sey, wie eine kleine Sonne.

Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft. Arthur erzählte mehrere belustigende Neuigkeiten aus Pittsburg, und Davidson aus der Umgegend. Unter anderem kamen auch mehrere Seltsamkeiten von dem Nachbar Duck mit vor, welcher endlich verhaftet, und in die Irrenanstalt gebracht war. Ueber seine Späße wurde weidlich gelacht, aber an das eigene Abenteuer dachte jeder mit Grauen, da es bekannt war, daß der Unglückliche auch Tage habe, wo er von einer unsäglichen Mordlust getrieben werde. Dabei zeigte er denn eine so gewaltige Kraft und solche Verschlagenheit, daß er schon zweimal seinem Kerker entronnen, und mit großer Mühe und mit Lebensgefahr der Verfolgenden wieder eingeholt war. Lucretia brach das Gespräch ab, welches ihr unangenehm zu seyn schien und warf lieber ein paar Bemerkungen in ihrer Manier über den Mond hin.

„Ich habe mich schon oft gewundert," meinte sie, „daß der Mond so treu um unsere Erde herumwandelt. Was kann ihn dazu bewegen? Unter „ihn" verstehe ich seinen Geist, oder den Geist, der ihn schuf und in ihm lebt. Warum unsere Erde um die Sonne geht, wissen wir; schon ein lebenswarmer, sonnenbeglänzter Frühlingstag sagt es uns. Aber vom Monde wissen wir so wenig. Wie seltsam, daß alles Nahe unserm Wissen oft am fernsten steht! Doch liegt eben in unserer Unwissenheit nur das Dunkel, denn einen Zweck hat die Erde für den Mond unfehlbar, und nennt mir irgend Jemand die Erde wieder ein Jammerthal, so will ich ihm den Mond zeigen, und er muß sich beruhigen. Ein Wesen, welches durch seine Regungen einen Weltkörper um sich in ewigem Kreise herumschwingt, muß doch auch für den Menschen Freude und Fülle genug haben. Von all den Wesen da droben, die vielleicht einen sehnsüchtigen Blick auf den riesigen Stern heften, den wir bewohnen, mag wohl keiner ahnen, daß hier manche bittere Thräne das schöne Gestirn verflucht. Glauben wir doch von der Sonne, dort sey nur Licht und Freude, und irren darin gewiß nicht minder, als die Brüder da drüben." (Fortsetzung folgt.)

---

## Die Behandlungsweise der sibirischen Verbannten.*)

(Nach einem Schreiben aus St. Petersburg in der Gaz. des Tribuneaux.)

Die Regierung gewährt den nach dem Ausspruche der Gerichtshöfe nach Sibirien verbannten Verbrechern in jenem Theile des Reiches Arbeiten und Erwerbsmittel, bei welchem sie sich zum öfteren besser stehen, als sie sich in den Städten oder Dörfern ihrer Heimath gestanden haben.

Ein jeder Verbannter erhält zu seiner Reise in dem Augenblicke, wo der Transport, zu welchem er gehört, aufzubrechen im Begriff ist, zwei Hemden, einen langen Oberrock, Zipun genannt, und ein Paar Stiefeln. Das ist seine Equipirung für die sechs Sommermonate. Für die sechs Wintermonate bekömmt er neuerdings zwei Hemden, einen langen tuchenen Oberrock, einen Schaafpelz, eine Pelzmütze von Hammelfell, wollene Handschuh und Strümpfe, ein Paar gewöhnliche Stiefel und ein Paar mit Pelzwerk gefütterte. Alles dieses ist neu, stark und von guter Qualität. So oft ein Transport Verbannter eine den Hauptort des Gouvernements bildende Stadt passirt, wird in Gegenwart des Gouverneurs und der höheren Regierungbeamten eine Inspektion der Effecten eines jeden von ihnen gehalten. Findet es sich, daß diese ganz oder theilweise gelitten haben, so werden sie sofort ausgebessert oder gegen völlig neue umgetauscht. Dieser Inspection wohnt auch ein Arzt bei, dem es speciell obliegt, sich nach den Gesundheitsumständen eines jeden Verbannten zu erkundigen und sie zu untersuchen.

Die Erkrankten, oder auch nur durch Strapazen zu sehr Angegriffenen werden auf Wagen gesetzt oder auch bis zu ihrer gänzlichen Herstellung in Hospitälern untergebracht. Auf der ganzen Reise von dem Abgangsorte bis ans Ziel erhält jeder Verbannter täglich eine kleine Summe Geldes, die für seinen Unterhalt ausreichend ist.

Die zur Colonisirung von Sibirien bestimmten Verbannten-Transports legen den Weg etappenweise zurück, marschiren des Nachts, und ruhen bei Tage. Die längs der Straße in gewissen Entfernungen echellonnirten Stationshäuser sind solide, von starken Pallisaden umgebene Häuser; in der Regel liegen sie am äußersten Ende eines Dorfes. Die Entfernung einer Station von der andern beträgt 25 Werste oder ungefähr 5 französische Lieues. Damit der Weg den Unglücklichen, besonders im Winter, aber nicht zu schwer falle, gibt es auch noch auf dem halben Wege von einer Station zur andern Ruhestätten.

Die Stationsgebäude sind sauber und bequem, fast comfortabel; sie enthalten vier große Gemächer für die Verbannten selber und ein fünftes für die Frauen, welche ihren Männern folgen, oder auch für ihre Brüder oder sonstigen Anverwandten. Solche Frauen haben freie Reise in den Wagen, welche den Transporten beigegeben sind. Jedes Stationshaus hat Küchen, Waschschauer und Vorrathskammern, und alle hundert oder hundert und fünf und zwanzig Werste weit giebt es dabei auch ein Dampfbad.

Sobald ein Transport Verbannter in Sibirien angekommen ist, wird er nach einer im Voraus bestimmten Colonie instradirt. Neben den Heerstraßen in den Gouvernements Tobolsk, Jenisseysk und Irkutsk sieht man schöne Verbannten-Colonien, die fünf bis sechs Werste von einander entfernt liegen und einen wahrhaft malerischen Anblick gewähren. Gewöhnlich werden sie in Thälern am Ufer von Flüssen angelegt, die Ueberfluß an Fischen haben, oder auch mitten in Waldungen, um diese auszubeuten. Was die Zierlichkeit und die Solidität der Bauten, die Regelmäßigkeit der Anlage, und die Sorgfalt der Unterhaltung betrifft, so kann man diese Colonieen den schönsten Dörfern im westlichen Europa an die Seite stellen.

Jedes Haus wird von vier Verbannten oder von Familien der Verbannten bewohnt; einer von ihnen, seines guten Betragens halber gewählt, wird als Herr vom Hause angesehen und führt den Befehl über die andern. Die von Holz erbauten Häuser haben eine elegante Façade, sind wohl verpallisadirt, und enthalten vier große Gemächer, einen geräumigen Hofplatz nebst zwei Ställen und zwei Vorrathskammern.

In der Mitte eines jeden Colonie-Dorfes befindet sich ein großer von Gebäuden umgebener Raum, aus dessen Mitte sich die Kirche mit ihrem Thurm und die Büreau's und Gebäude der Beamten und Aufseher erheben. Auch sind daselbst die Aufbewahrungsorte für Apparate gegen Feuersbrünste, und Werkzeuge zum Ackerbau, nebst Kornmagazinen. Die

*) Hamburg. Liter. und krit. Blätter von Niebour und Wienbarg.

ganze Colonie ist von einer Pallisade eingeschlossen, die nur einen Ausgang hat, bei welchem eine Schildwache gestellt ist.

Einem jeden Verbannten werden bei seiner Ankunft in der Colonie ein Beil, ein Pflug, die zu seinem Bedarf nöthigen Ackerwerkzeuge und Haushaltsutensilien, eine Kuh, ein Pferd und ein Schaaf gegeben; außerdem erhält er zwei Jahre lang gratis die nöthige Aussaat an Getraide und Gemüse; erst im dritten Jahre ist er zu einer kleinen Abgabe an den Fiscus verpflichtet.

Die den Chefs der Gouvernements und der Districte gegebenen kaiserlichen Instruetionen lauten stets dahin, daß die verbannten Colonisten in jeglicher Weise ermuntert, ihnen Schutz und Beistand gewährt, und nichts versäumt werden soll, um in ihnen den Sinn für Familienleben und Eigenthum neu zu erwecken. Die Verbannung wird an dem Orte, wo der Verbrecher sie erleidet, nicht mehr als eine Strafe angesehen, und wer nicht ganz in Lastern versunken ist, kann nur eine Besserung darin erkennen, die ihn dem gesellschaftlichen Wohlbehagen zuführt. Die Bande des Blutes, ja selbst die der bloßen Freundschaft werden respectirt: man trennt nicht die Frau von ihrem Gatten, noch den Vater von seinen Kindern, die Braut von ihrem Bräutigam; man feuert zu Allem an, was ein besseres Gefühl erwecken und dem Verbrecher durch Erweiterung des Sinnes für Familienleben ꝛc. wieder Gewissensruhe geben kann.

Diese so merkwürdige Verbesserung des Strafsystems bei einem Volke, dessen Wiedergeburt doch erst im Beginnen ist, findet indeß leider bei der in absoluten Staaten so zahlreichen Kathegorie der politischen Verurtheilten keine Anwendung. Die Strenge, wir möchten fast sagen, die Barbarei, mit welcher sie behandelt werden, ist bis auf den heutigen Tag in nichts gemildert worden. Wir wollen hoffen, daß die Wünsche aller Freunde der Humanität, Rußland möge den Weg der Billigkeit, den stets fortschreitend zu gehen ein sieben und zwanzigjähriger Friede Europa gestattet hat, vollkommen einschlagen, dem Czar zu Gehör kommen werden, der durch die Annahme der vorbesagten Maßregeln zur Genüge seine tiefe Einsicht in einer Sache bekundet hat, welche hinsichtlich dessen, was die gewöhnlichen Verurtheilten betrifft wohl noch von keiner Nation so vollständig geregelt worden ist.

## Tabletten.

⁂ Man lies't in den Mainzer Unterhaltungsblättern: Konradin Kreutzer, dessen „Nachtlager von Granada“ in Paris allgemeine Anerkennung fand, ist in Wiesbaden eingetroffen, um seine neueste Oper: „Der Edelknecht“ zur Vermählung der Prinzessin Maria von Nassau mit dem Fürsten von Neuwied einzustudiren und in die Scene zu bringen; seine Tochter Cäcilia wird dem Vernehmen nach heute (5. Juni) den Cyclus ihres Gastspieles beginnen. Auch befindet sich seit einigen Tagen der rühmlichst bekannte Liedercomponist Truhn in Mainz, der seit einiger Zeit sich dem Theater gewidmet und auf der Magdeburger Bühne namentlich als Roger im „Maurer und Schlosser“ sehr gefallen hat.

⁂ (Ein Halsband.) Bei der letzten Soirée im Hause des Herrn von Rambuteau in Paris fiel ein prächtiges Diamanten-Collier auf, welches auf einem Sammtpolster an einem der augenfälligsten Plätze im Salon ausgestellt war. Allerlei Vermuthungen circulirten über den Zweck dieser Schaustellung, bis man endlich erfuhr, daß dieses Prachtstück bei dem letzten Balle verloren worden sey und Niemand sich um dasselbe gemeldet habe. Man hatte an alle Damen ein Circular erlassen, welche dem Balle beigewohnt hatten, und ihnen den Fund mitgetheilt; allein keine Reclamation verlautbarte und so hatte man jene Ausstellung für das Zweckmäßigste gehalten. — Der Abend verging aber ohne Erklärung der Eigenthümerin. — „Welch ein Leichtsinn!“ rief Alles, „so ein kostbares Stück!“ — Mehrere Tage verstrichen abermals; da verfiel man auf den Gedanken, einen Juwelier rufen zu lassen, welcher die Arbeit erkennen mußte und sagen konnte, von wem das Kleinod gekauft sey — ein Stück von solchem Werthe müßte ja doch in der Handelswelt bekannt seyn! — Richtig hielt man sich an das letztere Mittel und erfuhr — der Schmuck sey falsch — die Eigenthümerin habe sich also wahrscheinlich geschämt, sich zu dem unächten Nimbus zu bekennen!

⁂ (München, 1. Juni.) Seit Kurzem verweilt der als Schauspieler und dramatischer Dichter gleich berühmte Eduard Devrient hier. Er wird auf unserer Bühne in einigen Gastrollen auftreten. Auch Hr. Härtinger, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Tenoristen, vom Mannheimer Theater, wird hier erwartet. (Münchn. pol. Z.)

## Die Kirchgängerin.

I.

Hin wandelt nach des Domes hohen Stufen
Die Jungfrau mit Madonnengesicht
Aus stillem Kämmerlein. Sie zögert nicht,
Ob noch so früh die heil'gen Glocken rufen.

O Himmelsweihe! Demuth, Unschuld schufen
Dies Engelbild, das tief zur Seele spricht.
Die schöne Stirn verklärt vom reinen Licht,
So wandelt sie hinan des Domes Stufen.

Das Auge senkt sich unter Wimpernnacht;
Flieht schüchtern vor dem schauenden der Menge;
Doch wo sie hintritt weicht auch das Gedränge.

Kein Schmuck umgiebt sie; nur am Busen lacht
Ihr Ebenbild: die reinste weiße Rose
Verborgen halb in grüner Blätter Schooße.

II.

O schönes Bild! Wem's ward, Dich anzuschauen
Auf Deinem heil'gen, gottgeweihten Gang,
Er fühlt gewiß der hohen Andacht Drang
Und Himmelsfrieden auf sich niederthauen.

Ja, der Verbrecher selbst in seinem Grauen
Umfing ihn Sündenwust auch noch so lang,
Und flieht er scheu der Glocken Feierklang,
Fehlt muthlos ihm zur ew'gen Huld Vertrauen:

Er sieht auf Dich — es schmilzt des Busens Eis.
Zu Deinen Füßen möcht' er niedersinken,
Nur einen Strahl vom reinen Antlitz trinken.

Ein Blick von Dir wird ihm zum höchsten Preis,
Als könnt' er frei von Sündenlast ihn sprechen.
Und ew'ges Meiden schwört er dem Verbrechen.

Anna von Leisenberg.

(Theater-Anzeige.) Dienstag, den 7. Juni. Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abth. Musik von Müller. (Gastrolle) Salome: Dem. Karsten, vom Theater zu Würzburg.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 156. 8. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, o wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,

von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Fünf Jahre später. (Im Januar.)

Endlich, endlich ist es mir gelungen, und ich stehe an der Pforte großer einflußvoller Ereignisse. Fünf Jahre lang habe ich gekämpft mit den Verhältnissen, und all mein Sinnen und Trachten auf einen Brennpunkt geworfen. Diesen Abend wird meine Euphemia denn wirklich gegeben. Ich sollte jubeln über den endlichen Triumph. Allein mein Zustand ist der eines Fieberhaften. So muß es einem Feldherrn zu Muthe seyn, der einer Schlacht mit Rekruten entgegen zieht. Also deshalb fünf Jahre lang die Schule alles Drangsals durchgemacht, deshalb alle die tausend Steine aus dem Wege geräumt, die sich einem dramatischen Autor entgegen thürmen, deshalb Kabale, Neid und Dummheit besiegt, um am Ende diese Folterqual auszustehen?

43,800 Stunden lang bin ich unaufhörlich dem Phantom Ehre nachgejagt, und habe nichts mehr davon als einen morschen Rockzipfel. Ich habe mich gedemüthigt vor der ersten bis zur letzten Instanz unserer Brettermonarchie — habe mich in ein Meer von Gegenverpflichtungen gestürzt, die alle zu erfüllen ein Menschenalter erforderten, habe die Rathschläge und Bemerkungen meiner weisen Herren Collegen verschluckt, bin von Haus zu Haus mit der Partitur colportirt, um es den Sängern ja recht bequem einzutrichtern; habe ein halb Jahr lang Tag und Nacht die Stimmen selbst ausgeschrieben, und den ganzen Notenberg der Direction zum Geschenk gemacht; habe sogar mit an dem neuen Versetzstück gemalt und die Farben dazu geliefert, — ach! ich hätte ja sogar an dem Schleier der Oberpriesterin mit waschen helfen, um nur mein Werk zu befördern. Und alles das, um diese glühenden Kohlen auf mein Haupt zu sammeln! Aber noch tiefer sollte ich den Leidensbecher kosten. Ich habe an dem gesundesten Fleische meiner Oper metzeln müssen, was sie operiren nannten — sollte ich sie auf der Bühne sehen, und die Barbaren bedachten nicht, daß, schneidet man einen Faden von einer deutschen Composition ab, sich das Ganze ausfaßt. Der Italiener, je mehr der freilich in seinen Werken streicht, desto mehr gewinnen sie, gleich den Bäumen, deren Wachsthum durch Beschneiden befördert wird. Hier war also eine Cadenze, dort ein Triller einzuflicken, da eine Nummer zu punktiren, weil sie der Prima-Donna zu hoch lag; dort mußte mein bestes Recitativ gestrichen, dort dafür eine Bravour-Arie eingelegt werden, die zu meinem Charakter paßte, wie die Faust auf's Auge. Da mußte ich sogar ein Duett einflechten, worin der Tenor über den Bariton siegt, sollte er Interesse an der Oper nehmen. Um dem Ganzen aber die Krone aufzusetzen — — mein Ideal Euphemia und diese Sängerin! Kein Aederchen von ihr, kein Fünkchen von ihrem Gefühl. Bittere Thränen verschluckte ich oft bei der Clavierprobe, wenn ich jene dachte, und diese hörte. Der Geliebten Seele wogte auf meinen Tönen — diese machte sie zu Coquetten oder Furien. — Was geschah dafür Alles von Seiten der Direction? Jahrelange Vertagung und Zurücksetzung der Oper, um mich endlich die Gnade empfinden zu lassen, daß man sie so schmählich auf das Bette des Prokrustes schnürte, — daß man sich bei jeder Probe für ein Opferthier hielt, und mit barmherziger Milde auf mich herabblickte, daß man der Illusion des Publikums durch glänzende Decorationen und charakteristische Gewänder ja nicht vorgreifen wollte, — und nun dazu die Stimmung dieses Publikums, das sich schon im Voraus ein deutsches steifes Werk erwartet, und durch eine liebevolle Propaganda bereits auf Werth und Wirkung jeder Nummer vorbereitet ist.

Und warum denn laß ich mich treiben gleich einer Trottmühle, die ein Esel tritt? weshalb nahm ich nicht schon längst meine Oper unter den Arm und dankte gar schön? Weil immer ein Fünkchen Hoffnung in der zweifelvollen Seele bleibt, das ein belebendes Dämmerlicht auf alle trüben Gestalten wirft. Ach, diese Hoffnung, — sie gleicht der fernen Gegend, wenn wir schnell dahinfahren; sie scheint uns zu begleiten, und bleibt doch zurück! — Und dann ist es doch wieder ein ganz eigenes Gefühl, sich als Held des Tages, als Beherrscher der Zeit zu erblicken. So lange unser Name noch vor der ersten Aufführung auf dem Zettel steht, ist er noch geweiht, unangetastet, und wir haben Anspruch auf der Welt Achtung. Wir sehen uns in den Reihen derer, die Unsterblichkeit errangen, denn der Schleier, der unsere Schöpfung noch verhüllt, er birgt vielleicht einen Abschnitt in der Kunstgeschichte. Die mysteriöse Spannung vor dem Aufrollen des Verhängnisses, Vorhang, hat trotz ihrer Pein doch etwas ungemein Anziehendes. Auf der Bühne und im Orchester herrscht bedeutungsvolles, nachdenkliches Schweigen, gleich der Stille vor einem Gewitter. Es kann Segen bringen und zerschmettern; in den Instrumenten und Kehlen, auf dem Schnürboden wie in den Versenkungen ist Alles wohl geordnet, Jeder steht auf seinem Posten, und die Herzen und Köpfe sind voll geladen, des Commandoworts harrend. Es herrscht scheinbare Zersplitterung aller Theile, die dennoch geistig zusammen gehören, und nicht das kleinste Stiftchen dürfte fehlen, wenn das große aufgezogene Uhrwerk nicht stille stehen sollte.

Und dieser Augenblick qualvollen Entzückens ist vor der

Thüre. Ich seufze resigniet tief auf, und bereite mich zu dem Unvermeidlichen. Könnte ich wenigstens in einer Logen-Ecke mit zusehen, aber so muß ich selbst mitgeigen, Note um Note aushalten, und mein Schicksal zollweise sich entscheiden sehen. Denn ich bin ja seit zwei Jahren bei der Bratsche angestellt mit der Gage eines — Volontair's! — Es schlägt fünf Uhr, — Vaters Kuß hat mich gestärkt: Gott steh' mir bei auf diesem schweren Gange.

---

Nach der Oper.

Und was ist es nun weiter? Die Oper ist gegeben, man wird acht Tage lang davon plaudern und lesen, und sie vergessen. Und deshalb Räuber und Mörder an meiner Zeit, deshalb dies Aufgebot so vieler Kunstkräfte?! —

Glühend vor Erwartung und trunken ging ich; wie mit eiskaltem Wasser übergossen und nüchtern kehre ich zurück. Was doch die verhängnißvollen drei Stunden schon aus manchem Menschen gemacht haben! Jenem brachten sie Ruhm, diesem Reichthum, einem andern Schande und Ruin. Ich stehe in der Mitte von allen diesen. Es wurde geklatscht und gezischt, gegähnt, gelobt und getadelt, und bei dem letzten Finale schlug man die Logenthüren zu wie immer. Man ging nach Hause, als ob gar nichts vorgefallen wäre, als ob kein Menschenglück auf dem Spiel gestanden hätte. Die Sänger gaben sich Mühe ohne Inspiration; das Orchester that seine Schuldigkeit; der Kapellmeister schlug den Takt dazu — aber was ist das alles gegen die Idee, welche sich beim Entstehen eines Werks in uns entzündet? Wie anders sieht unser geistiges Auge, wie anders das weltliche. Welche Kluft zwischen Gedanke und Darstellung, zwischen wirklicher und geschminktee Unschuld. Wie würde Euphemia mir zürnen, daß sie so entstellt wurde.

Ehe der erste Accord meiner Ouverture ertönte, da war ich noch ein freier Mann; und als der Direktorstab das feierliche Zeichen zum Beginne gab, da wäre es noch Zeit gewesen dazwischen zu springen und Unglück zu verhüten. Als aber der Geigenbogen angesetzt war, und der erste Strich ertönte — da war es aus — da rollte mein Schicksal fort; und ich empfahl dem Herrn meine Seele. — Mein Zustand war von nun an ein befangener und verworrener, ich geigte mechanisch mit, und konnte mir durchaus nicht erklären, weshalb ich fünf Jahre lang diesen Augenblick herbeigewünscht.

Nun habe ich meinen Willen durchgesetzt; meinem kindischen Eigensinne wurde gewährt, daß ich nur nicht weinen sollte — und was nun? Bin ich nun ein gemachter Mann?

---

Drei Tage darauf.

Wie gesagt, es bleibt beim Alten, Stimmung, Kritik, Theilnahme und Alles lau; es scheint mir sogar, als ob man mir aus dem Wege ginge, um mich nur nicht loben zu müssen. Aber Summa Summarum, so ist meine Oper une pièce tombée, und die Aufführung war ein leeres Schaugepränge... man tadelt das Buch als zu einfach, und die Musik als zu deutsch; tadelt, daß ich dem Künstler alles, dem Publikum nur wenig geboten, versichert, daß ich auf diesem Wege nie Fortune machen werde, und was der lauen Gemeinplätze mehr sind, und von einem durchgreifenden von einem geistigen Standpunkt aus raisonnirenden Urtheil war nirgend etwas zu verspüren.

Man rieth mir schon früher, mich mit den Parasiten der Journalistik zu halten; aber mein Stolz ließ das nicht zu; und dann, was hätte das auch geholfen? So ein forcirter und selbstgebackener Ruhm zwickt sich nach und nach den gestohlenen Lorbeer wieder ab. Satisfaction geben mir indeß verständige Männer. Die drücken mir herzlich die Hand und meinen, ich möge mich nicht abschrecken lassen, nur frisch darauf los componiren. Es schlüge der herrschenden Dudeley doch einmal die Stunde, und da wäre es gut, wenn ächt deutsche Werke bei der Hand wären. Die haben al[le] gut reden. Ich kann es nicht abwarten; und ehe jener gro[ße] Tag erscheint, schlägt mein Stündlein selbst, und dann [ist] mir auch der Muth gebrochen!

---

Acht Tage später.

Meine Oper soll ja doch wieder dran; es wäre Schad[e] meint die Direction, um das Capital der Zeit und der Kehle[n], das nun einmal daran gewendet worden sey. Aber [ich] müßte von neuem streichen, metzeln und flicken; und da [ich] mich dazu nun durchaus nicht verstehen will, zuckt man [die] Achseln, und Euphemia, meine blühende herrliche Hoffnu[ng] wandert in Pultes Kerkernacht. Bleibe darin, bis dich A[u]rora erlöst.

---

Ein Jahr später. (Im März.)

Vater fühlt, daß er alt wird, und wünscht mich noch an d[er] Seite eines sorgsamen Weibes. Aber, was soll mir e[in] Weib, das ich nicht lieben könnte wie sie, die Unvergeßlic[he]. Ich würde an jeder andern zum Verräther werden. U[nd] dann — hab' ich nicht schon Familie? — drei noch unmü[n]dige Geschwister, hab' ich nicht die Locken eines ehrwürdig[en] Vaters zu bewachen? — Ich mache ihm Kummer, aber i[ch] kann, weiß es Gott, nicht anders.

---

Im Mai.

Endlich hab' ich eine Anstellung als wirkliches Orchester-mitglied. Dieses Glück danke ich weniger meinen Verdienste[n] als der Protektion unserer Prima-Donna, die ich aus Dan[k]barkeit, daß sie mir die Euphemia verderben half, im Clavie[r]spiel unterrichte.

Aber so ein Orchestermitglied ist doch im Ganzen ein ei[n]ziges Geschöpf, und findet unter allen Gilden der menschliche[n] Gesellschaft nicht leicht seines gleichen. Auch von ihm könn[te] man die Naturgeschichte in Anwendung bringen. Es ste[ht] eigentlich zwischen der Ameise und dem Lamm, dem Esel un[d] der Taube; denn es ist arbeitsam, geduldig, und so dum[m] alles mit sich anstellen zu lassen, was seinen Despoten ein[]fällt, ohne zu murren. Dabei hat es die Gabe eines stoische[n] Gleichmuths, denn es kann ein ganzes Menschenalter lan[g] auf einem Fleck stehen, und wenn es der Herr gebeut, den[]selben Satz in einem fort spielen, ohne den Verstand zu ver[]lieren. Auch hat es einen guten Magen, denn es kann de[n] größten Unsinn, den es täglich sechs Stunden lang mit an[]hören muß, vortrefflich verdauen, und blinzelt wohl auch n[e]benbei recht freundlich hinauf, wenn ihn ein gnädiger Bli[ck] von oben trifft. Je mehr es von guter Musik eingenomme[n] ist, desto schlechtere muß es hören, und ist weder Herr seine[r] Ohren noch seiner Gefühle. Nie ist ein Wesen in der gan[]zen Schöpfung von der Sekunde abhängiger wie er. Zwa[r] ist jeder Mensch, selbst der König von Pflicht und Zeit be[]herrscht, das bedingt die Weltordnung; aber er hat doch we[]nigstens Pausen einer gewissen Geistesfreiheit dazwische[n]. Selbst der Galeerensklave, wenn er seinen abgemessenen R[u]dertakt schlägt, kann in seiner Idee sich eine Welt beglücke[n]der Freiheit gründen. Ein Orchestermitglied aber, sobald e[s] am Pult steht, ist mit Leib und Seele nicht einer, sonder[n] tausend Willkürherrschaften verfallen, und jeder Pulsschla[g] jede Fiber- und Sehnerve, ja sein moralisches und physische[s] Seyn ist in die Eintheilung der kleinsten Zeitpartikelchen ei[n]

engt. Selbst wenn sein Wesen mit dem Geiste harmoni-
en würde, den er eben von Noten spielen muß, wenn es sich
lücklich fühlte, ein ehrenwerthes Theilchen eines herrlichen
Ganzen zu seyn, — wie der gemeine Soldat, wenn er nach
en Regeln der Taktik für Vaterland und Ehre gerne kämpst
— dann sogar wird es gestört durch geschmacklose Willkür
ahlloser Ornamente, und der Müßiggang seiner Begeisterung
st schon in der Geburt erstickt, zerrissen und gestört. Ein
Orchestermitglied ist demüthig und ohne Galle; denn es ist
er Fessel gewohnt, und wird nicht zur Verzweiflung gebracht
urch die täglich veränderte Art, mit der sie ihm angelegt
wird. Es ist nicht ruhmsüchtig, denn wie auf den Brettern
uch alles in Glanz und Herrlichkeit an ihm vorüberzieht,
wie auch der Mimen Lorbeer ihm zur Cypresse wird, es bleibt
standhaft. Es ist ein Tröpflein des Borns, aus dem so viele
hunderte Ansehen und Reichthum schöpfen. Zu Concerten,
u Beneficen, zu allem trägt es willig seine Kunst, und thut
s neidlos. Die Schrift sagt: die Wanderraupe verzehrt,
was die Heuschrecke übrig läßt: d. h., was ihm die stabilen
Sänger lassen, das verzehren die Gastrollanten. Und auch
as trägt es geduldig und bleibt arm. Ein Orchestermitglied
st auch Patriot, es liebt seinen Heerd, obgleich es oft nicht
raucht; denn wenn sie oben nach allen Windrosen auf Ur-
aub nach Beute ausgehen, es bleibt im Vaterland und nährt
ich redlich, oder darbt wohl auch, wie das so kommt. Nur
einen Fehler hat es, nämlich, daß es, statt zu handeln, gern
raisonnirt; am liebsten unter vier Augen; und wenn es ein-
mal in Zorn geräth, was aber selten geschieht, so macht es
eine verwegene Faust im Sack. Für Alles aber entschädigt
ihn, Gott sey Dank! seine Philosophie, denn es rechnet auf
seine Dankbarkeit, und tröstet sich mit Cajetan, der da sagt:

Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

„Ich habe schon oft über den Mond nachgedacht," entgeg-
nete Arthur, „aber mein Nachdenken berührte einen andern
Punkt. Mich beschäftigte hauptsächlich die Frage, woher
die Sehnsucht stammen mag, welche der Mond in des Be-
schauenden Seele gießt. In chemischen Einflüssen es zu su-
chen, dagegen sträubt sich beständig mein Gemüth, und lieber
träume ich von einer früheren Verbindung beider Weltkör-
per, so daß Mond und Erde zu einander stehen, wie liebende
Seelen im platonischen Sinne. Oder vielleicht löst Deine
Anschauung das Räthsel. Wir blicken, wie der Wohlthäter
auf seinen Schützling, nach dem Monde mit Freude, und
die völlige Trennung von ihm mischt in diesen Becher einen
Tropfen der Wehmuth und Sehnsucht. Wäre das in Dei-
nem Sinne gesprochen?"

„Ich glaube nicht," bemerkte Lucretia, „denn so etwas habe
ich nie gefühlt. Was ich beim Anblicke des Mondes empfinde,
bin ich mir deutlich bewußt. Es ist die Sehnsucht nach dem
Jenseit überhaupt, die niemals stärker angeregt werden kann,
als durch den Mond, der bei unerreichbarer Ferne, dennoch
nahe genug ist, um uns an das Unendliche am stärksten zu
erinnern. Nur in Gegensätzen denkt und fühlt der Mensch."

„Du Närrchen," lachte die Mutter, „wie kannst Du nur
so vielerlei über den Mond hervorbringen! Ich habe ihn
bald ein halbes Jahrhundert zu- und abnehmen sehen, und
dergleichen ist mir nie eingefallen. Was hätte aus unserer
Wirthschaft werden sollen, wenn ich mich, neben den Haus-
sorgen, auch noch mit solchen Grillen plagte. Auf das Gedei-
hen der Früchte hat der Mond allerdings Einfluß, und das
hab' ich genug in Acht genommen, aber das Uebrige läßt man
wohl billig den Astronomen übrig."

Lucretia sandte einen freundlichen Blick zum Monde hin-
auf, als ob sie ihm einen Gruß und Trost sagen wollte,
und lenkte dann das Gespräch mit unveränderter Heiterkeit
auf einen andern Gegenstand. Sonst zeigte sie wohl Unge-
duld, wenn man sie in dem Wirken und Weben ihrer Ge-
danken störte, allein seit geraumer Zeit schon schmolz diese
Heftigkeit immer mehr hinweg. Lucretia erschien Allen, mit
denen sie in Berührung kam, als ein tadellos gutes Wesen.

Heute schien sie auch sogar gegen Arthur nachgiebiger zu
seyn. Sie wandelte mit ihm unter den Kastanien umher,
und wehrte ihm nicht, als er den Arm traulich um ihren
Nacken legte. Die leisen, liebevollen Worte des Jünglings
drangen tiefer in ihre Seele; sie ahnte ihren Sinn, denn sie
begann ihn zu empfinden. Auch ihre Aeußerungen klangen
irdischer als sonst, und sie wunderte sich, daß die Welt ihr
heute so klein vor dem Blicke würde, daß sie mit den Ge-
danken nicht in die unendliche Ferne hinausschweife, sondern
in den Gränzen des Gespräches bliebe. Sie sah den Ver-
lobten an, und meinte, so habe er niemals ausgesehen. Seine
Stimme klang ihr bekannt und fremd, sanft und erhaben.
Sonst wandelte sie mit ihm durch die weiten Räume ihrer
Gedanken; heute begann das weite All sich um ihn zu dre-
hen, und sie bemerkte Alles, aber ihn als das Beste. —

„Lieber Arthur," flüsterte sie, „die Mutter hört nicht gern
vom Monde, aber die eine Bemerkung muß ich doch noch
machen, daß ich erstens falsch urtheilte, daß der Mond we-
nigstens nicht immer jene Gedanken weckt, sondern mancher-
lei. Denn heute erinnert er mich nur an Dich, und davon
kann ich mir doch gar keinen vernünftigen Grund angeben.
Wie unruhig bin ich heute in seinem Strahle, und doch so
glücklich! O, mein Arthur, könntest Du in meine Seele
schauen, und meine Empfindungen ahnen und theilen."

„Ich kenne Deine Gefühle bestimmter, als Du wohl glaubst,
mein süßes Liebchen," sagte er, „denn mich durchströmen sie
in tausendfach reichem Maße. Erinnere Dich an das, was
ich Dir wohl zuweilen über den Zustand meines Herzens
sagte, und was Du nicht faßtest: jetzt liegt es Dir nahe."

Lucretia horchte auf Arthur's Herzensergießungen, wie etwa
ein erblühendes Mädchen auf der älteren Schwester Erzäh-
lung, wenn diese Braut geworden ist. Der Liebe brennendes
Licht flammte ihr immer höher empor, und sie fühlte ihr
Herz heftiger pochen, wenn Arthur sich im Gehen dichter an
sie schmiegte. — Es war ihr unlieb, daß John einmal nahe
vor ihnen vorüberging, und sie mit seinen vielsagenden, pfif-
fig ehrlichen Augen ansah. Sie freuten sich daher, als eine
große, finstere Wolke vor den Mond trat, und sie nun im
Schatten standen, wohin keine störenden Blicke dringen konn-
ten. Die Erde schien heute ihre schönsten und festesten Netze
um die Jungfrau geworfen zu haben, und auf dem Punkte
zu seyn, einen herrlichen Triumph davon zu tragen.

Auch Arthur schwamm in der seligen Hoffnung, heute die
Liebe und mit ihr das Leben seines angebeteten Mädchens
errungen zu haben. Er wagte, ihre Hand, ihre Stirn, ihre
Wangen zu küssen, und sie litt es so ruhig, so selig lächelnd,
so leise erbebend, wie die junge Lilie, welcher die Sonne zum
ersten Male die Thautropfen von dem hold geöffneten Busen
küßt. Aber noch immer durfte er nicht triumphiren, denn erst
mußten die Gedanken sich mit den Gefühlen paaren, und bis
jetzt, das sah man, träumte sie nur. Vielleicht wäre es gut
gewesen, wenn er sie jetzt mit ihren Gefühlen allein gelassen
hätte. —

Doch der Sturm seiner eignen Seele ließ ihm dazu keine Besonnenheit. Er glaubte, das schönste Ziel schon erreicht zu haben, und wagte nun, ihr die Frage, ob ihn die Theure liebe, mit dem Tone der glühendsten Leidenschaft zu wiederholen. Da besann sich Lucretia, wie man nach einem tiefen Traume sich besinnt, und sah den Geliebten einen Augenblick mit einem durchdringenden Blicke an; aber der Drang ihres Herzens, sich ihm an die Brust zu werfen und zu reden, wie er geredet hatte, durchzuckte ihr ganzes Wesen mit einem so wilden Schmerz, mit einem solchen Schrei der Vernichtung, daß sie plötzich zurückfuhr, und die eine Hand gegen die Augen drückte, während sie die andere abwehrend ausstreckte.

„Um Gotteswillen," rief sie, „wende die Versuchung von mir ab. Der Schritt ist zu groß. Mein Geist bricht darüber zusammen."

Als die finstere Wolke schon den ganzen Horizont bedeckt hatte, und leise grollend stillstand, lehnte Arthur noch an einem der Kastanienbäume, und schaute düster in die Wetternacht hinaus. Sein Haar flatterte wild in dem wirbelnden Gewitterwehen, und die Rechte hob sich, wie zum Kampfe, empor.

„Die Thorheit nur sucht da droben freundliche Mächte," murmelte er dumpf, „dort grollt ein tückisch lauerndes Schicksal. Welches Anrecht habt ihr an diesem lieblichen, herrlichen Wesen, ihr finstere Gewalten? Warum reißt ihr sie aus den Armen der Jugend und der Freude in das farblose Reich eures Nichts? Sie ist mein, sie muß mir angehören, ich will sie erringen, und wäre es von der Hölle."

„Aber ich Thor! höre ich denn nicht das höhnende Lachen, welches da aus der Wolke durch das Thal gellt? Das gilt der Jungfrau zarte Glieder, die den wilden Kampf nicht ertragen, die mich aufrufen zur feigen Duldung, zum stillen Ertragen, zum freundlichen Lächeln. O, Lucretia, Lucretia, könnte ich Dir einen Funken von dieser rüstigen Kraft mittheilen, die meine Glieder stählt: Du müßtest dem Schicksale mit mir trotzen, Du müßtest Dich dem Irdischen gewaltsam in die Arme werfen und siegen, siegen, wo Du jetzt nur der Vernichtung entgegentreten kannst. Meine Braut nennt man Dich, Du Himmlische, um mich kalt und grausam zu verspotten." (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Berlin, 2. Juni.) Der dieherige Intendant der königl. Schauspiele, Graf v Redern, hat gestern dem geh. Rath v. Küstner sein Amt gänzlich übertragen. Dem Vernehmen nach soll Hr. v. Redern zum wirkl. geh. Rath mit dem Titel „Excellenz" und zum Intendanten der Hofmusik ernannt seyn. — Die in Amerika gefeierte Tänzerin Fanny Elsler erwarten ihre hier lebenden Geschwister in einigen Wochen in Berlin. (N. W. Z.)

*** (München, 3. Juni.) Der unter dem Namen Halm bekannte dramatische Dichter, Frhr. v. Münch-Bellinghausen, befindet sich seit gestern in unserer Stadt.

*** (Gläserne Westen.) Nachdem wir lange nichts über die Fortschritte der Glasweberei erwähnt gesehen haben, lesen wir in einer englischen Zeitschrift: Die sinnreiche Entdeckung, das Glas in eine Subistanz zu verarbeiten, welche der reichsten Seide gleicht, wird jetzt in ziemlichem Umfange zur Ausführung gebracht und man sieht namentlich Westen für Herren, Damenkleider und andere Gegenstände des Schmuckes in den glänzendsten Mustern. Dieser Stoff übertrifft an Biegsamkeit und Weichheit selbst die Seide und in Hinsicht auf die Dauer (welche allerdings in den Kreisen, auf die der Stoff jetzt beschränkt keine besondere Berücksichtigung findet) steht er natürlich e höher. Wenn die Fabrikation noch einige Mängel besei hat, die allerdings noch immer bestehen, wird der Glasstoff sic lich allgemein getragen werden. Wenn man eine richtige V stellung von seinem prachtvollen Aussehen erhalten will, m man namentlich Fenstergardinen von diesem Stoffe betrach durch die das Licht fällt und sich in allen Farben bricht, wie einem Gewebe von Edelsteinen. (Leipz. Allg. Modez.)

*** (Englische Reisehofmeister.) Mit welcher st lichen Nachlässigkeit die sogenannten englischen Tutors oder H meister, welche mit ihren Zöglingen auf Ausflüge, ja grö Reisen geschickt werden, dabei verfahren, davon erzählt eine e lische Touristin ein ergötzliches Beispiel: „In dem Gasthofe Luzern, wo ich kurz zuvor abgestiegen war, wurde schon ziem spät in der Nacht eine Abendtafel für mehrere Personen gede Wer schildert meine Ueberraschung, als endlich die Reisegel schaft, für welche dieses äußerst reiche Souper bestellt worden w in den Saal trat. Sie bestand aus lauter noch sehr jung Knaben von Eton oder Westminster, deren Hofmeister oder Re führer sie sich selbst überlassen, und erst zu Luzern mit ihnen sammenzutreffen verabredet hatte. Einer von diesen Knaben w so wundervoll schön, daß sein Kopf dem berühmtesten Bild als Modell für den eines Ganymed hätte dienen können. wurde ein äußerst kostspieliges Souper aufgetragen, das de auch mit bewunderungswürdigem Appetit expedirt wurde. M der gleichen Behendigkeit und Ungenirtheit sprangen diese B schen mit mehreren Flaschen verschiedener Franzweine um. Z Steuer der Wahrheit muß indessen hinzugefügt werden, daß eb der vorerwähnte wunderschöne Knabe, obschon er eben ganz einem Ganymed geeignet gewesen wäre, Alles aufbot, seine G fährten zur Mäßigkeit anzuhalten und ihnen mit seinem B spiele voranging." (Wien. Zeitsch.)

*** (Dreimalige Zahnentwickelung.) Dr. Podract bringt es zur öffentlichen Kunde, daß eine neunzigjährige Non in Venedig zum dritten Male neue Zähne bekommen hal ein Fall, der in der Anthropologie zu den seltensten Erscheinu gen gehören dürfte. Der Berichterstatter fügt hinzu: Die er Zahnung war eine sehr schwierige gewesen; die zweiten Zäh verlor die würdige geistliche Frau in ihrem fünfundvierzigst Lebensalter; bei der Verdoppelung dieser Jahre stellte sich e neuer Zahnproceß ein, der wieder sehr kritisch zu werden droht und zeitweise mit den heftigsten Schmerzen und Beschwerd verbunden war. Sie unterlag während dieser operirenden W dergeburt der Zähne, von welchen sechs nach Verlauf von be Jahren hartnäckig durchgedrungen waren, also in einem Leben alter von 93 Jahren.

## Sylbenträthsel.

Ein Wort: so ist's ein Mann, als Heiliger verehrt;
Getrennt: so ist's ein Ding, das großen Werths entbehrt.

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 8. Juni. Fünfte Vorstellung des Gymnase Castell *Albertine*, ou: *La fille du prisonnier*, drame en deux actes, mê de couplets par Mr Laurencin. Créé par le gymnase Castelli, su le théâtre de l'Odéon à Paris. Hierauf: *Zoé*, ou: *l'Amant prête* vaudeville en un acte. Zum Schluß: *Ezelde et Endymion*, ou *la colère de Diane*, ballet-pantomime en un acte par Mr Appiani

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Oesterlein.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 157. 9. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, o wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,

von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

### Zwei Jahre später. (Im Jannar.)

Mein Leben ist so einförmig, daß es nicht der Mühe werth ist, mein Tagebuch zu öffnen. Die Zeit habe ich regelmäßig eingetheilt, in Orchesterdienst, in Lectionen und in die Bildung meiner Geschwister. Dann copire ich Noten, wenn es hie und da fehlt, und es fehlt oft. Andere werden mir zu einträglichen Quartettgesellschaften vorgezogen, weil sie weniger eigensinnig sind, und sich galant zu benehmen wissen. — Hab' ich nicht Oper, dann spiele ich mit Vater Piquet, oder lese ihm die Biographien deutscher Classiker vor. — So bleibt mir nur wenig Zeit, mir selbst zu leben, d. h. meinem Drange zu componiren. Denn der verläßt mich noch immer nicht. Und dann reißt mich's fort, dann kann ich nicht anders, und bin still beglückt. Solcher Weihestunden hab' ich leider nur wenige. Meine besten Sachen, meine Oratorien, meine Symphonieen werden mir ungesehen zurückgeschickt; das merke ich an den ungeschickten Urtheilen, die man darüber fällt. Mit den Herren Verlegern habe ich schon längst abgeschlossen. — Das Volk druckt nur Lügen, und lügt wie gedruckt. Da heißt es dann: Unsere Presse ist auf Jahre lang mit Mannscripten versehen, dankt für das Zutranen, und bedauert. Ich habe durch viele Uebung schon einen solchen Scharfblick gewonnen, daß ich das ominöse Wort bedanern beim ersten Ueberblick finde, und dann lese ich auch den übrigen Kram nicht weiter. Wenn es hoch kommt, so bietet man mir an, aus favorisirten Opern-Melodieen Pastetenragouts zu machen oder dergleichen. Vor einer solchen Herabwürdigung der Kunst bewahren mich aber die Mnsen!

---

### Im December.

Aber Noth bricht Eisen. So war auch ich zu dem Letzten gezwungen — zu dem Letzten nnd Unwürdigsten. Ich wollte es noch verhindern und ging zum Herrn Intendanten, stellte ihm meine Lage vor, und glaubte ihn zu überzeugen, daß vier Menschen von 350 Gulden nnd wenigen Stnnden nicht wohl leben könnten. Aber da kam ich schön an. Er saß gerade bei einer Bilanz und mochte übel gelaunt seyn. — Sie sind ein unruhiger Kopf, fuhr er mich an; ein Fantast. Sie sind lange genug beim Theater, um wissen zu können, daß man da unmöglich nach Verdienst bezahlen kann. Wir tariren das Orchester in Bausch und Bogen, und können die Gagen nicht nach jedes Einzelnen Kothurn richten, auf den er sich stellt. — Ich stammelte von Mißverhältnissen der Bühne znm Orchester; da fuhr er mir fast anf den Kopf: Sie werden unverschämt, nnd haben wahrscheinlich vergessen, daß Sie selbst noch in großem Rückstand bei der Direction stehen. — Ich in Rückstand? — Ja, ja, denn wer ersetzt nns die Verluste, in die uns Ihre-Euphemia stürzte? Gehen Sie. — Beschämt trat ich zurück und dem Windhund auf die Pfoten, daß er laut winselte, und sich zu den Füßen seines Herrn flüchtete. — Da sehen Sie, schrie mir der Intendant nach, so ungeschickt sind Sie überall. — Auf dem Corridor trat mir unser erster Tenorist trällernd nnd vergnügt entgegen. Der Mensch war früher Leimsieder, und betritt erst sechs Monate die Bühne, hat blos das Verdienst eines schönen Organs und eines Umfangs von vier und zwanzig Tönen, die halben mitgerechnet, der jeder einzelne mit hnndert Gulden bezahlt wird. Er hielt mich auf. — Ist das nicht eine Schande, lieber Erasmus, sprach er, die Welt nennt mich einen zweiten Rubini, und habe nur 2400 Gulden. Wie kann man da leben? So eben verlange ich 500 Gulden Zulage oder ich gehe; und — setzte er mit Selbstbewußtseyn hinzu, ich bin meiner Sache gewiß, denn ich fühle mich berufen, noch eine große Rolle in den Annalen von Europa zn spielen. — Ach, seufzte ich unwillkührlich, ich bin nicht so glücklich. — Ja, versetzte der zweite Rubini, warum haben Sie auch nichts gelernt? zuckte die Achseln und ging hinein zum Intendanten. —

Ich war also gezwungen nachzugeben, und bot einer der Verlagshandlungen meine Dienste als Arrangeur, als mnsikalischer Pastetenbäcker und Gott weiß, als was Alles an.

Ich wollte eine Schule aus lasciven Opernmelodieen nnd Favorit-Walzern zusammenstellen und sie Stufenleiter zur Vollendung benennen; — ich wollte Mozart's Lacrimosa zur Galoppade für zwei Piccolo-Flöten, nnd den Faust von Spohr zu einer Reihe Polka's arrangiren; ich wollte eine ganze Oper schreiben, nur für Heisere berechnet, zum Heil des Repertoires. Ich nahm mir vor, ein systematisch-speculativer Charlatan zu seyn. Aber — es ging nicht. Es wollte mir kein so frevelhafter Gedanke einkommen; und wenn ich ja einmal einen Bogen wegschickte, so las ich wieder das entsetzliche: Wir bedauern. — Und so mußte ich auch diese ergiebige Quelle vor meiner durstenden Kehle versiegen lassen.

---

### Sieben Jahre später, am 15. April.

Land! Land! so rnfe ich endlich, nachdem mich mein leckes Schiff zwanzig Jahre lang von Klippe zu Klippe geschleudert hat. Ich bin Musikdirector mit einem Gehalt von 800 fl.; gerade so viel hatte ja auch Mozart, als er starb; und ich sollte mich nicht überreich fühlen?

Der alte Intendant ist pensionirt und der neue hatte vor langer Zeit bei meinem Vater einmal Fagott gelernt. Sey dem aber wie ihm wolle, so bin ich nun ein reicher Mann, habe eine Stelle und eine Stellung, und will leztere zum Gedeihen der Kunst benutzen. Vor allen Dingen werde ich einen Mäßigkeitsverein unter den Operisten gründen, daß sie sich im Schreien moderiren. Meine erste Gage aber sey zu etwas ganz Absonderlichem verwendet.

Am 1. Mai.

Welche Kluft zwischen gestern und heute! Ich bin noch so betäubt, daß mir die Buchstaben vor den Augen schwimmen. Und doch, — wer einst so sterben könnte. Ach, es wäre ein schöner Tod! (Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

### VII.

Nach einem ziemlich langen Zwischenraume erschien Arthur wieder in der für ihn so verhängnißvollen Gegend. Briefe waren eifrig gewechselt, aber seiner Sehnsucht genügten sie nicht mehr; ihn trieb es, einmal wieder der Geliebten Augen zu schauen und ihre Stimme zu hören. Zwar lauteten die Nachrichten durch den Vater nicht eben tröstlich, allein die Entfernung ebnet alle Härten und gibt der Hoffnung und Phantasie ein weites Feld. Vielleicht gelang es ihm dies Mal, das treffliche Mädchen ganz dem Leben und der Welt wieder zu gewinnen. Voll von frohen Hoffnungen betrat er den freundlichen Pflanzerhof, und fragte nach seiner Lucretia. Sie war mit dem Vater vor einigen Stunden davon gegangen. Kaum konnte die Mutter Arthur bewegen, einige Erfrischungen zu genießen; voll Ungeduld eilte er nach allen bekannten Plätzen, um die Geliebte aufzusuchen.

Davidson hatte die Tochter angelegentlichst zu diesem Spaziergange beredet, da sie ihm heute besonders vertieft und angegriffen erschien. Er duldete es nicht gern, daß sie so ununterbrochen ihrem poetischen Schaffen nachhing. Mit Absicht führte er sie nach den Saatfeldern, und regte sie durch seine Bemerkungen zu ökonomischen Betrachtungen an. Lucretia ging auch willig auf des Vaters Ansichten ein; aber mit geheimer Bewunderung nahm dieser wahr, wie sich selbst die gewöhnlichsten Dinge heute in ihrem Munde durchaus zu Poesie gestalteten. Dabei kam diese poetische Verwandlung so natürlich, daß Davidson auf den Gedanken gerieth, eigentlich sey die Poesie Natur und die Prosa Abweichung. Auch fühlte er sich von einer gewissen Ehrfurcht für seine Tochter erfüllt, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können. Daß es der schaffende Geist war, welcher Alles durchdringt und mit seinem Glanze und Leben erfüllt zurückgibt, dieser Geist, der sich im Weibe, zwar verirrt, aber auch zu schroff getadelt, gewöhnlich als Putzsucht kund gibt, bei Lucretia nun als eine seltene Ausnahme, in reiner, unverkünstelter Poesie zu Tage trat, wie dies sonst nur bei Männerseelen stattfindet, das vermochte des Pflanzers schlichter Verstand am wenigsten zu begreifen. Er fühlte sich gedemüthigt als Mensch, aber zum höchsten Stolze emporgehoben durch den Egoismus des Vatergefühls. Die geisterhafte Blässe auf der Tochter zarter Wange flüsterte ihm leise und schauervoll von Tod, aber dennoch ruhte sein Auge voll Entzücken auf dieser Erscheinung. Er war mit sich selbst unzufrieden.

Da droben auf dem waldigen Hügel fühlte sie sich erst recht in ihrer Welt. Mit unbegreiflicher Geschicklichkeit und Kühnheit erstieg sie die schroffsten Stellen, ohne daß man ihren Bewegungen dabei eine Anstrengung hätte wahrnehm[en] können. Auch färbte die starke Bewegung sie nicht roth, so[n]dern immer bleicher. Davidson befahl ihr endlich, ihn [zu] erwarten, und führte sie dann zu einer Hütte, die er ihr zu[m] Schutz gegen jählingen Regen hatte erbauen lassen. Sie li[e]ßen sich auf einer Moosbank nieder, und Lucretia lehnte d[as] Köpfchen traulich an des Vaters Schulter.

Davidson blickte mit inniger Freude in das engelreine An[t]litz des geliebten Kindes, während Lucretia nicht aufhörte, [in] ihrer seeligen Stimmung fortzureden. Er fühlte, wie ihr He[rz] sanfter anfing zu pochen, sah, wie ihr Auge weniger aufg[e]regt umherblickte, und glaubte in seinen Armen die Toch[ter] gesichert vor jedem Ungemach. Da gewahrte er plötzlich, w[ie] sich ihr Auge starr nach einem Punkte hinrichtete, wie Ath[em] und Herzschlag stockte, und dann heftig zurückkehrte. „W[as] ist Dir, Lucretia," fragte er im Tone ängstlicher Besorgn[iß,] aber sie antwortete nur durch einen Angstschrei, riß sich a[us] des Vaters Armen los, und rief endlich mit gellender Stim[me] den Vater zum Schutz gegen den Wüthenden auf.

Ein Mensch mit zerrissenen Antlitz und Kleidern brach a[us] dem Gebüsche hervor, und richtete die zornigen Blicke u[nd] Schritte augenscheinlich auf die beiden Wanderer. „Es [ist] Duck," rief der Pflanzer, „zurück, Lucretia. Wir haben [es] mit einem Tollen zu thun."

Davidson irrte nicht. Der wahnsinnige Nachbar, der se[ine] Wächter durch eine lange Periode ruhiger Besinnung ein[ge]schläfert hatte, war von neuem entflohen, und rasender [als] je. Die Mordlust funkelte ihm blutroth aus den Augen.

„Steh," rief Davidson, und schlug die Büchse, die er st[ets] bei sich führte, auf den Unglücklichen an, „steh, oder ich schi[eße] Dich nieder, wie ein Wild des Waldes."

Duck zögerte einen Augenblick. Dann aber schlug er [die] Hände mit gräßlichem Frohlocken zusammen, schüttelte [das] Haupt, daß ihm die Haare wild über das Gesicht flog[en,] und stürmte in tausend Schlangenwindungen auf den D[ro]henden zu. „Duck, Duck," schrie dieser mit durchdringen[der] Stimme, „um Gotteswillen, besinnt Euch. Ihr macht [mich] zum Mörder."

Aber die letzten Worte übertönte schon der Knall des [Ge]wehres. Duck stürzte zusammen; dichter Pulverdampf [um]hüllte einen Augenblick die Scene. Man hörte kaum ei[nen] Athemzug. Doch schon in der nächsten Minute durchbr[ach] Lucretia's Angstgeschrei die Stille. Sie sah, wie der T[olle] sich wieder emporraffte, wie er mit Teufelskrallen den Va[ter] packte, wie die Beiden wild rangen, und im nächsten Aug[en]blick über den Rand des Hügels in die Tiefe hinabtaumel[ten.] Sie wollte hinterdrein stürzen, sie wollte den geliebten V[ater] aus den Händen des Unmenschen erretten, und doch brac[h sie] vor Angst fast zusammen. Endlich eilte sie von dann[en,] blindlings, ohne Ueberlegung, aber aus einem unwiderst[eh]lichen Triebe, nach dem Pflanzerhofe zurück, um Hülfe [zu] schaffen. Daß die Zweige ihr heftig das Gesicht schlugen[,] die Dornen ihre Kleider zerrissen, gewahrte sie nicht; sie hielt erst wieder einige Fassung, als sie eine Menschenge[stalt] erblickte, die ihr ruhig entgegen zu kommen schien. Es [war] Arthur.

„O helft," rief sie, die Hände bittend zusammengedr[ückt,] „mein Vater, mein Vater — ach, er ist wohl todt scho[n in] diesem Augenblicke."

„Lucretia," sagte Arthur überrascht, aber mit festem, b[eru]higendem Tone, „was ist Dir, bestes Mädchen? Du [bist] gewiß nur in einer heftigen Aufregung. Sprich, sag' [mir,] was ist es mit unserm Vater?"

„Nein, nein," rief sie, und stieß Arthur heftig von [sich,] „dorthin, jede Minute ist Verderben."

Der Ueberraschte heftete den Falkenblick auf die bezeichnete Stelle, und überzeugte sich sogleich von der dringenden Gefahr. Ohne zu bedenken, daß er völlig unbewaffnet sey, eilte er am Fuße des Hügels hin, und schreckte durch seinen donnernden Ruf den Wilden von der Mißhandlung des unglücklichen Davidson ab.

„Unmensch," rief er endlich, und hob drohend die Faust empor, „fliehe, oder Du bist des Todes!"

Eine Spur von ruhiger Besinnung schien in das Gehien des Wahnsinnigen zurückzukehren. Er legte zwar das Gewehr auf Arthur an; als dieser aber still stand, setzte er es wieder ab, und redete ihn mit verständlichen Worten an.

„Du drohst," sagte er, „mach' Dich nicht lächerlich. Weißt Du nicht, daß ich auf dem Boden einer mir unterthänigen Provinz stehe? Ich bin hier Gebieter, mich soll man nicht hinwegweisen!"

„Nun gut," entgegnete Arthur mit Mäßigung, „so geh' dort oben auf den Berg, das ist Dein Thron."

„Narr," schrie Duck, „unterdeß könnte mir ja der Sheriff hier wieder aufsleben, und mich von Neuem vertreiben. O, diese Henker, wie haben sie mich in meinem eigenen Lande mißhandelt! Alle meine lieben Pferde haben sie davongetrieben, und mein Land gehört nun einem andern Herrn, sagten sie, die Betrüger."

„Es soll Euch Niemand fortan Euer Eigenthum nehmen, armer Duck," sagte Arthur nicht ohne tiefe Rührung, „geht nur fort da von dem Manne, das ist kein Sheriff."

Duck starrte eine Minute mit glanzlosem Blicke nach dem jungen Manne hin, dann aber grinzte die Wuth plötzlich durch alle seine Züge. Er schlug klappernd die Zähne zusammen, ballte krampfhaft die Hände, und stieß ein gellendes Lachen aus. —

„Der Sheriff," schrie er, und sprang auf Davidson zu, „in Stücken mit ihm!"

„Vater," rief Lucretia, die inzwischen gleichfalls herbeigekommen war, „rette ihn, rette ihn, Arthur!"

Im schnellen Laufe stürmte dieser vorwärts; aber kaum hatte Duck die feindliche Bewegung wahrgenommen, als er emporfuhr, wie ein geprüfter Waidmann, die Büchse auf Arthur anlegte, und losdrückte. Das Mädchen bedeckte beide Augen mit den Händen; sie wollte den Freund nicht bluten sehen. Wildes Geschrei folgte; erst nach einiger Ueberlegung wagte sie die Hände hinwegzuziehen.

Das Gewehr war zum Glück nicht geladen gewesen; nur mit dem Kolben hieb Duck noch um sich. Aber Arthur hatte einen Baumzweig aufgerafft, mit dem er die wüthenden Kolbenstöße auffing. Er drang immer heftiger auf den Gegner ein, mit dem ja nur auf Tod und Leben zu kämpfen war, und trotz der vielfach verdoppelten Kraft des Rasenden, sah man doch schon, wo die Uebermacht kämpfte. Mit funkelndem Blicke erspähte der Jüngling jede Blöße des Feindes, und als dieser einmal zu einem Fehlhiebe ausgeholt hatte, warf Arthur den Ast hinweg, ergriff Duck bei der Kehle, und warf ihn mit Riesenkraft zu Boden. Wie ein Löwe brüllte der Besiegte vor Wuth, und sprang mit doppelter Gereiztheit von Neuem gegen Arthur ein; der aber war jetzt im Besitz der feindlichen Waffe, und kaum hatte ihn Duck bis auf zwei Schritte erreicht, als dieser auch schon von einem heftigen Kolbenschlage getroffen, leblos niedersank. Lucretia eilte mit einem Freudenruf herbei, und warf sich neben dem regungslos daliegenden Vater auf die Knie. Arthur stand, mit dem Flintenlaufe in den Händen, noch einige Minuten auf demselben Platze, und stierte halb argwöhnend, halb betäubt auf den Erschlagenen hin.

Endlich untersuchte er ihn näher, und als er ihn völlig entseelt fand, ging auch er zu Lucretia und Davidson.

„Der Vater ist nicht todt, lieber Arthur," sagte Lucretia freundlich, „sieh nur, wie er lächelt. Aber, wir müssen Leute rufen, die ihn heimtragen, denn er muß in sein Bett und Ruhe haben."

„Ich eile," entgegnete Arthur, „in den Garten, hinter dem Gehölze ist John mit einigen Arbeitern. In kurzer Zeit bin ich mit ihnen hier.

Lucretia nickte bejahend, setzte sich neben den Vater nieder, legte sanft seinen Kopf auf ihren Schooß, und hielt in dieser Stellung ruhig und geduldig aus, bis die gehoffte Hülfe anlangte. Dann befahl sie, der Vater sollte einstweilen in das kleine Seeghäuschen getragen werden, und wie sehr dem ehrlichen John die Thränen auch über die Wangen rannten, und er die Hände am liebsten dazu gebraucht hätte, sie über dem Kopfe zusammenzuschlagen, so mußte er doch mit angreifen, und bis oben hin Stich halten. Als der Herr aber auf dem Mooslager ausgestreckt dalag, und noch immer keinen tröstenden Blick auf ihn heften wollte, wischte er wenigstens mit umgewandter Hand die rollenden Zähren von der gelbbraunen Wange hinweg, und eilte davon, einen arzneikundigen Nachbar zu rufen. Erst als er mit diesem am Lager stand, nahm er seine zufriedene Miene wieder an, denn er meinte, nun habe er dem Tode einen Possen gespielt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Arme Literaten in England und Deutschland.) Man lies't im „Magazin für die Literatur des Auslandes": Der „literarische Fonds" (The literary fund) heißt ein Verein, der seit einigen Jahren in London zur Unterstützung verarmter, namentlich aber bejahrter und erkrankter Literaten besteht, und der bereits eine recht ausgedehnte Wirksamkeit erlangt hat, da er die reichsten Mitglieder der Aristokratie, so wie die angesehensten Schriftsteller, Buchhändler und Kaufleute unter seinen Mitgliedern zählt. Die Königin selbst hat sich zur Patronin dieses Vereins erklärt, zu dem sie jährlich 100 Guineen beiträgt, und bei der letzten großen Jahres-Versammlung (11. Mai) nahm Prinz Albert, der ebenfalls 100 Pfd. schenkte, als Vertreter der Königin den Vorsitz beim Festmahl ein. Herzoge und Marquis, Erzbischöfe und Bischöfe, so wie der preußische Gesandte und mehrere andere fremde Diplomaten, waren erschienen und gaben Alle ihre lebhafte Theilnahme an den Zwecken des Vereins zu erkennen. In der doppelten Eigenschaft eines fremden Diplomaten und eines berühmten englischen Schriftstellers war Washington Irving anwesend, der sich bekanntlich als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Spanien begibt. Irving selbst sprach einige Worte zum Dank für den von Sir Robert Inglis auf ihn und die amerikanische Literatur ausgebrachten Toast. Demnächst sprachen auch Thomas Campbell, der dem anwesenden Hallam und den englischen Geschichtsschreibern ein Hoch ausbrachte, Thomas Moore, der für den von Lord Mahon ausgebrachten Toast „Moore und die Dichter Englands!" auf verbindliche Weise dankte, und James, welcher an diesem Abend die Ehre hatte, an die Spitze der englischen Novellisten gestellt zu werden und in ihrem Namen für den Antheil zu danken, den der Verein auch an dem Geschick der ärmeren Novellisten nehme. Die bei dieser Feier stattgefundene Sammlung gewährte die ansehnliche Einnahme von 1110 Pfund (7500 Thaler), die zu den Zwecken des Institutes verwendet werden. Es scheint uns dies ein Beispiel, das in andern Ländern wohl nachgeahmt zu werden verdient. Man hat in den letzten 25 Jahren auf dem Kontinent und besonders in Berlin so viele Vereine, wie namentlich, die Bibel-Gesellschaften, die geographische Gesellschaft,

den historischen Verein ꝛc., nach dem Muster von England gestiftet, daß es in der That sehr nahe liegt, den Wunsch auszusprechen, daß auch der „literarische Fonds“ ein Seitenstück in Deutschland, und wo möglich in Berlin finden möge. Wir sind überzeugt, daß es nur eines Impulses bedürfe — allerdings eines kräftigeren, als wie ihn durch unsere schwachen Worte zu geben vermögen — um etwa mit einem der hier bereits bestehenden literarischen Vereine eine ähnliche Tendenz verbunden zu sehen. Daß es an dem Bedürfnisse nicht fehle, wird wohl Niemand behaupten wollen, der einmal einen Einblick in das häusliche Leben der zahlreichen Klasse gethan, die durch Neigung, Gewohnheit oder Beruf darauf hingewiesen ist, ihren Unterhalt auf literarischen Wegen zu finden. Es ist mit den armen Literaten viel schlechter bestellt, als mit dem armen Künstler, welcher Letztere immer einem bestimmten Fache angehört und daher auch leichter Theilnahme unter seinen Fachgenossen oder Beschäftigung für seinen Fleiß findet, während von dem Literaten immer vorausgesetzt wird, daß er das, was er ist, eigentlich nur nebenbei, außerdem aber auch noch Gelehrter, Beamter ꝛc. sey und also unmöglich verhungern könne. In manchen Fällen trifft dies allerdings zu, doch in den meisten nicht; denn je mehr in unserer Zeit der Kreis der Gebildeten und folglich auch das Bedürfniß der literarischen Unterhaltung sich erweitert hat, um so mehr haben auch Einzelne Gelegenheit und Aufforderung gefunden, ihre ganze Lebensrichtung der literarischen Thätigkeit zuzuwenden. Sollen diese nun allein, während für kranke und arme Handwerker, für kranke und arme Künstler durch ihre Genossen, so wie durch Vereine mancher Art gesorgt wird, von demselben Publikum verlassen werden, zu dessen Belehrung und Erheiterung sie in besseren Tagen beigetragen? Deutschland setzt jetzt seinen großen Männern Denkmale aller Art; aber eine der schönsten Huldigungen, dem Genius und der Presse dargebracht, würde die Stiftung eines Vereines seyn, der dem verdienten Literaten die Sorgen des Alters und die Bürde schwerer Krankheit erleichterte!

⁂ (Englische Familiensage.) W. C. Dendy führt in seinem, vor einiger Zeit erschienenen interessanten Buche „The Philosophy of Mystery“ unter anderm folgende englische Familiensage an: „Der Chartleypark ist eine wildromantische, von der Agricultur noch unberührte Gegend, welche früher sammt dem ganzen Gau, worin er liegt, der alten und mächtigen Familie der Ferrers gehörte. In Folge des Frevels eines Grafen Ferrers, welche die gegen Heinrich III. aufgestandenen Barone anführte, wurde die Familie, nach erfolgtem Niederschlag dieser Schilderhebung, ihrer ausgebreiteten Besitzungen verlustig, mit Ausnahme des Gutes Chartley, welches ihr, in seiner Eigenschaft als Leibgedinge, verblieb, und seit dem bis auf seinen gegenwärtigen Besitzer vererbt worden ist. In dem dazu gehörigen Park wird noch heutiges Tages die uralt-einheimische Staffordshirer Kuhrace in ihrer primitiven Reinheit gehegt; diese anderwärts in England nicht mehr vorhandene Race ist klein von Statur, sandfarbig, mit schwarzen Ohren, schwarzem Maul und gleichfarbigen Klauenspitzen. In dem Jahre, wo das Treffen bei „Burnton-Bridge“ vorfiel, welches mit der Niederlage des Grafen Ferrers den Fall seines ganzen Hauses nach sich zog, warf eine der im Park gehegten Kühe ein schwarzes Kalb, was ein unerhörter Fall war. Da nun um dieselbe Zeit der Sturz des großen Geschlechtes erfolgte, so entstand hiedurch die Sage, welche noch zur Stunde in der ganzen Gegend lebt und webt, daß die Geburt eines nicht-weißen Kalbes von der wilden Race im Chartley-Park, ein zuverlässiges Vorzeichen sey, daß noch im selben Jahre ein Glied der edlen Familie mit Tode abgehen würde. So seltsam und fabelhaft die Sache immer klingen mag, so ist es doch buchstäblich wahr, daß jedem in der Fa lie eintretenden Todesfalle wirklich die Geburt eines solchen bu scheckigen oder schwarzen Kalbes von der gedachten Race vor ging. Der Hintritt des letzten Grafen, der seiner Gemahl seines Sohnes Lord Tamworth, seiner Tochter Mrs. Jolif so wie derjenige des Majoratserben des jetzigen Familienhaup und seiner Tochter Lady Shirley, waren ein jeder durch solches ominöses Vorzeichen verkündet worden!“ (Wien. Zeitsch

⁂ (London.) Am 26. Mai Abends versammelte ein neu Spectakel Tausende von Zuschauern in Windsor. Der Akro Signor Duvalla hatte ein 300 Fuß langes, auf der einen Sei 50 Fuß vom Boden entferntes Seil über die Themse gespan und vollführte auf ihm die „große Ascension.“ Im kommend Monat gedenkt der Signor vom „kleinen Park“ des Windso schlosses aus bis zur Höhe des runden Thurms emporzustrigen wenn anders die Königin, welche dann in Windsor erstdi wird, das halsbrecherische Bravourstück in ihrem Burgfrieden e laubt. (Allg. Z.)

⁂ Die Franzosen sind doch die liebenswürdigsten Sünde die es gibt; kein Mensch macht sich über ihre Schwäche ang nehmer lustig, als sie selbst. Der Charivari hat einen köstliche Artikel über die Art, wie die französischen Schriftsteller au fremden Sprachen übersetzen. Man entsinne sich der Scene au dem Lustspielchen: „Der Bär und der Pascha“, wo die beide Bären die gräßlichste Angst vor einander haben, weil sie si beide für wirkliche Bären halten. Diese Scene spielt nun i Charivari zwischen Herrn de Barante, der den Schiller, und e nem Romantiker, der ein deutsches Schauspiel übersetzt un Herrn de Barante gewidmet hat. Da dieser die Dedikation an genommen, so macht ihm der Romantiker einen Besuch, un Beide sind in Todesangst, daß Einer den Andern deutsch anre den werde. Mit der größten Angst umschiffen sie die Klippe Einen Augenblick war die Unterhaltung von Sprung zu Sprung um den germanischen Dialekt zu vermeiden, auf die Frage übe die Kapazitäten gekommen. Herr de Barante: „Wenn ma die Kapazitäten zu Wählern macht, so ist das eine wahre Re volution. Das ist für die Regierung eine Frage des Seyn oder Nichtseyns: to be, or not to be.“ Der Romantiker (fü sich): „Da haben wir's, er fängt an, Deutsch zu sprechen Jetzt ist es Zeit, daß ich mich mit Anstand aus dem Staub mache. (Laut.) Ich habe schon zu lange Ihre kostbaren Mo mente in Anspruch genommen. Empfangen Sie, mein Her mit meinen Grüßen die Versicherung einer Dankbarkeit, die mi der Zeit nur größer werden kann ... vires acquirit eundo. Herr de Barante (für sich): „Es konnte nicht ausbleiben. Glück licherweise hat er erst unter der Thüre angefangen, Deutsch z reden.“ Der Charivari setzt hinzu, daß die Noth, in der Beid gewesen, sie bewogen habe, nun ernstlich Deutsch zu lernen, un zu dem Ende studirte Herr de Barante die Uebersetzung des Ro mantikers, und der Romantiker die des Herrn de Barante. Gott segne ihre Studia! (Nürnb. Corr.)

Auflösung des Homonyme in Nro. 153.

Flügel.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 9. Juni. (Neu einstudirt) Lucia von Lam mermoor, große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Donizett

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 158. 10. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,

von Carl Goltmick.

---

(Fortsetzung.)

Am 3. Mai.

Da liegt er nun unter Blüthen und frischem Grün gebettet, friedlich und sanft. Die Freude hat ihn getödtet. Schon die Nachricht, daß ich Director sey, hatte ihn bedenklich angegriffen. Als ich ihm aber den Ring der seligen Mutter brachte, — den er einstens für mich verpfändete, — da sah ich, wie sich sein Blick verklärte, und ein überirdisches Licht darin glänzte. Ich ließ ihn allein, um ihn sich selbst zu überlassen, — und als ich wiederkehrte, war er hinüber, Verzückung in den edeln Zügen, und den Ring fest an sein Herz gedrückt. Der letzte Sonnenstrahl vergoldete seine Silberlocken. — Ach! hätte ihn so eine Welt sehen können, sie wäre fromm geworden. Obgleich tief ergriffen, so fühlte ich doch die unendliche Bedeutung dieses Augenblicks! Ich hätte ihn nicht wecken mögen. — Nun deckt ihn der graue Hügel, ihn und der Mutter Ring am Herzen. Zwei Edelsteine dicht beisammen. Eine meiner Cantaten wurde an seinem Grabe gesungen. Unser Chor stand mir ja zu Gebot. Es ist doch gut, wenn man Director ist, und nur zu winken braucht!

---

Im Juli.

Director! Das Wort übt doch eine energische Gewalt aus. Nichtsdestoweniger aber werde ich dirigirt von denen, die ich dirigiren soll. Ich führe nur den Stab zu ihrem Commando, bin nur ein Scheinkönig, der mit Mühe eine überfirnißte Autorität behauptet. Und die Ansprüche von allen Seiten! Ehe man die Thierquälerei abschaffte, hätte man an einen Musikdirector denken sollen. Wohl schlage ich den Takt nach allen vier Winden, daß es ein Ansehen hat, aber die da oben geben das Tempo an, wohl stehe ich breit und imponirend da, und sehe oft sehr verwegen drein, und das Publikum hat ordentlich Respekt, aber fällt es einem Sänger ein, zur Unzeit ein Agrement zu machen, an jeder Note ad libitum zu ziehen, zu zerren und dergleichen, so muß mein Arm nachgeben, und besäße er die Kraft des Alcides. Neulich nahm ich mir fest vor, es nicht mehr zu thun, und die Ehre einer guten Composition zu retten. Für was bin ich denn Director? Sapperment! und da stand ich wie ein Gott, und machte ein grimmiges Gesicht. Aber, weiß der Himmel, wie es zuging, daß mein rechter Arm wie durch einen unsichtbaren Draht von jeder Unart geleitet wurde. Endlich kam die kleine charmante Cantilene unserer ersten Sängerin. Schon bei der Probe verbot ich ihr jede Verzierung und glaubte nun davor gesichert zu seyn; da kam die Modulation, welche in die Grundtonart zurückführt, und ich witterte schon an Athem und Ansatz, daß etwas vorgehen werde, da — richtig — machte sie eine Fermate, schlug auf dem hohen B einen Triller, und sah mich recht höhnisch, ja herausfordernd dabei an. Ich hob den Fehdehandschuh auf, faßte ein Herz und schlug muthig weiter. Das gab nun freilich eine gräßliche Harmonie, wobei an keine Annäherung mehr zu denken war, denn keiner wollte nachgeben. Die Arglistige sang immer vier bis fünf Takte schräg hinter dem Orchester drein, und das Publikum lachte, zischte und tobte, bis die Arie auf diese Weise geschlossen wurde. — Hinterher hieß es, Erasmus habe schlecht dirigirt; ich konnte mir das nicht gefallen lassen, verklagte die Sängerin, die mir dagegen einen Injurienprozeß an den Hals warf. Die ganze Stadt ist davon erfüllt, und man nennt ihn nur den Triller-Prozeß. Ich schickte sogleich die Partitur auf's Amt, woraus die Herren schon mein Recht erkennen werden. Nun ist freilich meine ehemalige Protektrice meine Todfeindin geworden. Aber — ich bin doch Director! Auf dieses Wort zurück zu kommen, so hat es doch Einfluß auf alle Zweige meiner bürgerlichen Stellung. Leute ziehen jetzt vor mir den Hut, die mich sonst über die Achsel ansahen, jene bitten mich um meine Protection, diese wünschen mir zu dienen, und so kam es denn, daß meine drei Geschwister nun auch versorgt sind. Julius arbeitet auf einem Bureau, Eduard ist ein ehrlicher Schreiner geworden, und Louise begleitet eine gute Familie nach London als Gesellschafterin. Mit Musik beschäftigen sich alle drei nur zum Vergnügen, und lernen dieselbe also nur als heitere Göttin kennen. Wohl ihnen!

Nun wäre ich geborgen. Glücklich? Das bin ich nur in der Erinnerung! —

---

Das Jahr darauf. Am 29. März, 11 Uhr.

Heute ist mein 39. Geburtstag und ich muß laut auflachen über das Schicksal des alten Junggesellen. Aber schnell hinüber über diese baufällige Brücke, ihr Worte, — denn es lohnt nicht der Mühe, die Feder für die Neuigkeit einzutauchen, daß — meine Herrlichkeit schon wieder ein Ende hat. Kurz gesagt — mein Trillerprozeß ist verloren, und in Folge tausenderlei dadurch entstandener Kabalen habe ich meine Entlassung. Sie haben recht, denn es sind leichter zwanzig Musikdirektoren gefunden, als eine Prima-Donna, fange sie auch bereits an, rostig zu werden. Aus besonderen Rücksichten bietet man mir die Stelle eines Vorgeigers mit 400 fl. an. Ich muß es zufrieden seyn — und, im Grunde genom-

men, da ich nicht wirken konnte, nach Pflicht und Gewissen, — so ist's so besser.

Vater ist todt, die Geschwister sind versorgt — und ich, ein Einzelner — ach! allein Dastehender — will schon aushalten. Aber nun hinaus ins Freie. Fort aus dieser Gewitterluft. Lacht mir Gottes Frühlingssonne doch so heiter.

(Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

(Fortsetzung.)

Der Arzt schüttelte indessen bedenklich den Kopf, und ordnete vor allen Dingen an, alle mögliche Bequemlichkeiten hierher zu schaffen, da an einen Transport des Kranken durchaus nicht zu denken sey. Das Gehirn, sagte er, sey durch den Sturz erschüttert, und nur die äußerste Ruhe könne den schlummernden Lebensfunken wieder erwecken. Er wolle inzwischen heilsame Umschläge bereiten.

„Wir verlassen uns auf Euch," sagte John, „wozu hätte ich Euch auch sonst gerufen! — Seht nur einmal diesen Riß und diesen. — Zum Vergnügen läuft man nicht durch Dorn und Busch. Aber Ihr habt ja schon Wunderdinge gethan, davon bin ich Zeuge. Ihr werdet bei unserm lieben, guten Herrn, Eurem Nachbar, Euch als ein Ehrenmann beweisen."

Arthur übernahm es, die Mutter mit dem Ereigniß bekannt zu machen, und zugleich die nöthigen Besorgungen auszurichten. Er forderte auch John auf, mit ihm zu gehen, da seine Hülfe dort nöthiger sey, als hier. Aber der war mit einem Male langsam geworden, und trug sichtbar einen schweren Gedanken mit sich herum, mit welchem er aber erst langsam und nach vielen Fragen hervortrat.

„Ohne den geringsten Zweifel in Eure Geschicklichkeit setzen zu wollen, Herr," sagte er endlich zu Arthur, „fühle ich doch eine sehr deutliche Beklemmung bei dem Gedanken, da unten vorüber zu gehen. Rasende haben ein Leben, so hart wie ein Gewehrkolben selbst, und noch härter — wenn ich in einen Kampf mit ihm verwickelt würde, bei meinem zunehmenden Alter? Viel lieber möchte ich die mir verbliebenen Kräfte anwenden, hier dem guten kranken Herrn Schutz und Beistand zu gewähren."

Arthur lächelte. „Du erinnerst mich eben recht an den Getödteten. Gehe zum Friedensrichter, und zeig' ihm den Vorfall an. Dann mag der Unglückselige Ruhe finden in seinem eingebildeten Königreiche. Eher wirst Du selbst nicht geheilt von Deiner Angst, mein guter John."

Als die Sonne unterging, war das Berghäuschen schon wohnlich umgeschaffen, und Nachbar Duck hinweggeschafft. Arthur ging auf dem Platze umher, wo nichts mehr an den furchtbaren Kampf erinnerte, als der Blutfleck auf dem grünen Rasen. Er konnte ihn nicht ohne eine Anwandlung von Grauen betrachten. Menschenblut vergossen zu haben, war ihm, trotz der Nothwendigkeit, ein widriger Gedanke. Fast wünschte er, den Wahnsinnigen schon früher erschossen zu haben, als Lucretia ihn darum gebeten zu haben versicherte. Alle Bilder jener Zeit traten ihm heute wieder vor die Seele. —

Da hörte er freudig seinen Namen rufen. Lucretia eilte auf ihn zu. Eine frohe Nachricht schien auf ihren Lippen zu schweben. Der freudige Blick überschleierte die Lilienblässe ihrer Wangen.

„Der Vater lebt," rief sie, „er hat die Augen geöffnet, hat geredet, freundlich geredet. Er fühlt sich wohl, sagte er, und bemerkt nirgend eine Verletzung. Arthur, Du mußt meine Freude theilen."

Sie klammerte sich traulich an seinen Arm, und lehnte den Kopf an seine Brust. „Du hast ihn gerettet," flüsterte sie dankbar und zärtlich, „und ich habe Dich um so lieber gewonnen, obgleich Du mir den Tod bringst."

„Ich? den Tod Dir? Welche Reden, Lucretia! Tausend Leben ließe ich für Dich. Das weiß mein gutes Mädchen — und scherzt?" —

„Nicht doch, Arthur! Du selbst hast eben den Gedanken gehabt. Ich sah ihn auf Deiner Stirn. Du dachtest an meine Bitte, und daß es nun zu spät sey, mich vor jenem Dämon zu schützen, den Du doch, wenn auch halb nur, von dem Vater abgewehrt hast."

Arthur schaute der Geliebten betroffen in das klare Antlitz, wo er gleichfalls meinte, die Gedanken lesen zu können, so offen lag die Seele in allen Zügen. „An jenen Abend dachte ich," sagte er „aber wie Dir Duck noch schaden könnte, sehe ich nicht, denn ihn hält die Erde in bleierner Umarmung auf ewig fest."

„So wähnt Ihr," entgegnete Lucretia, „aber Ihr seht nicht. Du hast wohl die Worte da droben hoch über uns nicht gehört, welche über Deine That geredet sind? Viel Urtheile habe ich gehört, aber nur eins klang mir deutlich und erfaßbar dem Gedächtniß. Duck lebe, sagte Jemand, Du habest ihn nicht getödtet."

„Das waren Reden eines höchst irdischen Wesens, Liebchen. John hat sie vorgebracht, und nur aus Liebe zum Leben. Da sieh nur Duck's Blut. Und er selbst ist tief verscharrt und Sand und Steine umklammern ihn."

„Er selbst! Was hat der rothe Fleck auf jenem Grase mit ihm selbst zu thun? Da geht er ja um die Hügel, um die Felder. Sieh, wie er auf seine Wohnung blickt, und so freudig lächelt!" —

„Komm, Theure, laß uns hineingehen, die Schreckensscenen von heute haben Dich zu heftig erschüttert. Auch Du bedarfst der Ruhe."

„Der Geist bedarf keiner Ruhe, Arthur. Ich begreife Dich nicht recht, und Du mich nicht. Ich werde gesund, und Du hältst mich für krank. Du redest von Heimkehren und siehst doch meine Heimath nicht. Ach gewiß, wenn ich sagte: Arthur, ich gehe heim, so hieltest Du mich fest und mißgönntest mir die Ruhe."

„Mein Mädchen, meine süße Lucretia," schmeichelte Arthur. Er vermochte ihr nicht zu antworten, so glühend strömte der Schmerz durch seine Brust, als er der Geliebten in das Auge sah. Das leuchtete so seltsam und so schön, als könnte sie Irdisches und Himmlisches nicht mehr unterscheiden, als strecke sie die zarten Hände schon bittend zum Himmel empor, und fühlte das Erdendaseyn nur wie einen dumpfen Traum unter sich. Eine heiße Thräne perlte ihm aus dem dunklen Auge hervor, und fiel brennend auf Lucretia's Wange.

(Schluß folgt.)

## Die Loge des Herrn von Rothschild. *)

Von Albéric Second.

Arnold Raymund war vor einem halben Jahr ein armer Teufel, der von seinem Pinsel, d. h. sehr miserabel, lebte. Er verfertigte zum Verkauf kleine Aquarellbilder, die wenig Absatz fanden, und malte für die Ausstellung im Louvre große Gemälde, die nicht zur Ausstellung kamen. Er bewohnte zu jener Zeit ein trauriges Dachstübchen in der Märtyrerstraße, und fühlte sich, dem Refrain eines Volksliedes

*) Aus der Emancipation nach den Hamburger Lit. und krit. Blättern von Niebour und Wienbarg.

twider, höchst unbehaglich in seiner Höhe. Es muß übri-
ens bemerkt werden, daß er über die zwanzig Jahre hin-
us war, die nach dem Volksliede das glückliche Alter sind,
 welchem man die volle Lust des Untermdachlebens ge-
ießt

Gegenwärtig ist Arnold Raymond aber der Gatte einer
ungen und niedlichen Frau, die er liebt, und die weder hu-
anistische Romane noch phalansterische Dramen schreibt; er
t im Genuß von etwa 12,000 Fr. Rente, deren Capital
ein Pech beikommen kann. Er fühlt sich ruhig, glücklich,
ührt ein angenehmes, sanft dahinfließendes Leben, frei von
oralischen Aengsten und protestirten Wechseln; und doch hat ihn
in Vetter aus Amerika beschenkt, doch hat er keins der Schlös-
r aus den deutschen Güterlotterien des Banquiers R....m
ewonnen, doch hat er nicht den glücklichen Einfall ge-
abt, die Heitzung der Becker zu monopolisiren. — O Ihr,
enen darum zu thun ist, hinter dies Geheimniß zu kommen,
est die folgenden Zeilen! Ihr werdet darin die wahrhafte
eschichte von der Niedrigkeit und von der Größe Arnold
aymond's finden, eine Geschichte, wie sie nicht häufig vor-
ommt, indem sie, den meisten Geschichten dieser Welt ent-
egen, von jener der Römer ab bis zu der neueren eines
apoleon Bonaparte und eines Cäsars Birotteau, mit Nie-
rigkeit beginnt und mit Größe endigt.

Also, vor kaum einem halben Jahre, gehörte Arnold noch
 dem dichten Haufen junger Leute, die zu Paris von ei-
em Tag zum andern leben, ohne was die Zukunft betrifft,
twas anders als eine mehr oder minder verlängerte Gegen-
art vor sich zu haben. Arnold's Gegenwart aber brach
it erschrecklicher Schnelligkeit mehr und mehr zusammen.
in jeder Tag raubte ihm unbarmherzig eine seiner Illusio-
en, diesen Reichthum der Armen. Was seine Hoffnungen,
ine lieblichen Hoffnungen, betrifft, die ihm in den bessern
agen gleich so vielen blanken Louisd'oren entgegenglänzten,
 waren sie durch Erfahrungen und Mißgeschick bis auf ih-
en kleinsten Gehalt zusammengeschrumpft. Ha! in dem
ugenblicke, mit welchem unsere Geschichte beginnt, hatten
h die schönen Goldstücke in elendes Kupfergeld verwandelt.

Man sage und reime, was man wolle, die Armuth ist und
leibt eine der scheußlichsten Krankheiten, eben so gräulich
ls die Pest; denn man geht in unserer durchaus egoistischen
esellschaft einem Verarmten mit derselben Scheu aus dem
Bege, wie einem Pestkranken. Nur im Gymnasiumstheater
ebt man das Gegentheil, wenn eben die Mansarde des
rtistes (das Dachstübchen der Künstler) gegeben wird. Die
rmuth nimmt in diesem Schauspiele, wie man sich dessen
rinnern wird, alle Arten fröhlicher und poetischer Wendun-
en an, woraus denn handgreiflich hervorgeht, bis zu wel-
em Grade das Theater ein Sittenspiegel ist. Was unsern
elden betrifft, war ja auch er ein Künstler, bewohnte ja
uch er ein Dachstübchen; aber damit hatte seine Aehnlichkeit
it den Personen des Herrn Scribe auch ihr Ende. Sein
immel gehörte zu den düstern Himmeln, ohne die vergol-
eten Wolken und das hervorbrechende Sonnenlicht, wie
udin es so schön zu malen weiß. Wohin er auch seine
rüben Blicke wenden mochte, lachte ihm doch nirgends ein
Stückchen von dem schönen Azur entgegen, das sich so lieb-
ch anschaut, daß man es für den blauen Blick der Engel
alten könnte.

Eines Abends, wo er, noch trauriger und bedrückter als
ewöhnlich, nach Hause gekommen war, setzte Arnold sich
rschöpft an seinen kleinen lahmen Tisch, legte ein Blatt
icht eben weißen Papiers aus einander, und schrieb in Hast
en folgenden Brief, der von der damaligen Lage unseres
elden die ausführlichste Kunde gibt.

„Glücklicher Philipp! Du bist gerecht, Du bist stark, Du
bist weise... Gleich so vielen anderen mit thörichten Ideen
von Ruhm und Zukunft nach Paris gekommen, gleich uns
von einer großen und heiligen Künstleraufgabe träumend,
hast Du den seltenen Muth gehabt, Dich rasch aus Deinen
Träumen herauszureißen und zu Dir selber zu sagen, der
Mensch sey nicht deßhalb zum Könige alles dessen, was er-
schaffen ist, gesetzt worden, um sein Daseyn im Nachjagen
eiteler Speculationen und chimärischer Theorien zu versplit-
tern. Dann hast Du allem gloriosen Ehrgeiz eines jungen
Mannes Valet gesagt, und bist nach Deinem Dorfe zurück-
gekehrt, wo Deiner ein Leben der Arbeit wartete. Ha, Phi-
lipp! es ist das eine edle Auferstehung gewesen, die Du da
gemacht hast.

„Jetzt 28 Jahre alt, bin ich nicht mehr jung genug, um
mir Vieles von meiner Zukunft zu versprechen, fühle mich
aber auch nicht dumm genug, um wegen meines Nichtsuc-
cesses die Menschheit anzuklagen. Gott soll mich bewahren,
für ein verkanntes Genie gelten zu wollen! Es ist Zeit, laut
zu erklären, daß ein jeder, der Talent besitzt, sein Ziel er-
reicht oder erreichen wird; nur die Unverständigen bleiben
auf dem Wege zurück; auch erkenne ich es in aller Demuth
an, daß ich vielleicht ein ausgezeichneter Tapezier geworden
wäre, nun aber nichts weiter als ein mittelmäßiger Künstler
bin. Klüger und verständiger als ich, bist Du, Philipp,
von der Poesie ab und zum Landbau übergegangen, es wohl
einsehend, daß ein talentloser Reimschmidt unter allen un-
nützen Dingen das allerunnützeste, und von ihm loszukom-
men baarer Gewinn ist.

„Wir haben einander zu aufrichtig geliebt, als daß ich
Dir nicht die volle Wahrheit sagen sollte. Das Bischen
Geld, was ich von meiner Mutter geerbt hatte, ist in dem
Streben, zu etwas Tüchtigem zu kommen, draufgegangen,
so wie Andere sich im Suchen nach dem Stein der Weisen
zu Grunde gerichtet haben. Mein Succeß ist ausgeblieben,
mein Geld aber ist verflogen. Ich bin meinem Wirthe und
dem Restaurateur, dem Schneider und dem Schuster, kurz
aller Welt schuldig. Und doch sey es Gott geklagt, welch
ein Anachoretenleben ich mitten in Paris führe! Ich lebe,
nun bald ein Jahr, noch immer von den 200 Thalern, die
Du mir aus dem Ertrage Deiner letzten Ernte so groß-
müthiger Weise geschenkt hast.

„Aber was beginnen? Es ist zu spät, um eine neue Lauf-
bahn zu versuchen. Wozu tauge ich denn? Welcher Art
Arbeit würde ich mich noch mit Nutzen widmen können? Der
Waffendienst hat mich an eine Arbeitsscheu gewöhnt, die durch
nichts zu überwinden ist; dazu kommt noch, ich will es Dir
nur gestehen, daß ich verliebt bin. Gewiß würde ich bei Dir
eine ehrenwerthe und gesicherte Existenz finden; aber, dann
müßte ich ja fort aus Paris, und der bloße Gedanke daran
bricht mir schon das Herz. Ja, Philipp, denke Dir es nur,
daß ich mich noch verlieben muß, wie wenn ich nicht schon
ohnedem genug zu beklagen wäre! Daß die, die ich liebe,
nie die Meinige werden wird, brauche ich wohl nicht erst
hinzuzufügen; sind es doch immer eben diese, die man liebt?

„Meine Geschichte ist höchst einfacher Art, eine ewige Wie-
derholung der Geschichte von Heloise und Abälard, von Julie
und St. Preux. Meine Julie ist die Tochter eines reichen
Kaufmanns, der sich aus den Geschäften zurückgezogen hat
und der sich nie einen Maler ohne Vermögen zum Schwieger-
sohn erkiesen wird, eine väterliche Ansicht, der ich schon bei-
pflichten muß. Fräulein Francine Joubert ist achtzehn Jahr
alt. Ich will Dir nicht sagen, daß sie schön ist wie die Amo-
retten, weil jeder Verliebte sich diese nach seiner Weise, und
ganz anders, als Andere denkt. Aber wahr ist es, daß sie
reizend ist: die schönsten grauen Augen von der Welt, ein
feines, sanft geröthetes Näschen, ein zarter und geistreicher

Mund, ein prachtvolles blondes Haar, den goldenen Garben ähnlich, mit welchen die laue Augustluft tändelnd spielt — kurz ein Etwas von der ruhigen und transparenten Schönheit, die aus der Minna, der herrlichen Schöpfung Tony Johannot's strahlt.

„So ist sie, die ich liebe, mein theurer Philipp. Wie ich dazu gekommen bin, sie zu lieben, und warum ich sie geliebt habe, das weiß ich nicht. Nur das ist mir bekannt, daß ich, als Zeichnenlehrer zu ihr gerufen, mich allmälig von den Reizen meiner niedlichen Schülerin habe bestricken lassen. Ich hatte damit begonnen, sie mit meinen Maleraugen schön zu finden: da war sie mir nichts mehr und weniger als ein herrliches Modell. Aber es war das eine treulose Bewunderung, die mich sanft auf Blumenpfaden zu einem bodenlosen Abgrunde geführt hat. Ja wahrlich, ich liebe sie mit derselben Liebe, wie Pygmalion seine Galathea geliebt hat, nur mit dem Unterschiede, daß der griechische Bildhauer es verstand, die Götter des Olymps zu erweichen, während ich noch Niemand erweicht habe!

„Diese Liebe ist die Quelle von tausenderlei Genüssen, aber auch von tausenderlei Qualen geworden. Sie sehen, mit ihr sprechen, ihr den Crayon spitzen, den ich ihr mit zitternder Hand überreiche, mit ihr dieselbe Luft athmen, ihr Haar berühren, das Alles waren süße Genüsse, die mein Herz mit Wonne erfüllten. Nun aber die Kehrseite: Du kennst meine Garderobe; Du weißt, wie bescheiden sie ist, und wie sehr ich sie schone. Aber wie zärtlich ich auch meinen rehbauchfarbenen Pantalon im Auge habe, mit welch unausgesetzter Verehrung ich mein einziges schwarzes Kleid behandle, wird dennoch Alles alt, bleichen die Näthe ab und fasern arg aus. Ich mag es gar nicht versuchen, Dir begreiflich zu machen, mit welcher Herzensangst ich dem traurigen Schauspiele dieser raschen Vergänglichkeit zusehe; nur das sey Dir gesagt, daß es, seit Du fort bist, zu Paris ein schwieriges Ding geworden ist, sich kleiden zu lassen. Die Schneider sind es überdrüssig geworden, ferner die Wohlthäter der Menschheit zu seyn. Es gibt deren, die, um einen Ueberrock zu liefern, eine Hypothek erster Classe auf Grundeigenthum verlangen; nur die billigeren sind es zufrieden, einen Monat im Voraus bezahlt zu werden; nicht Einer aber würde jetzt auf eigene Gefahr auch nur eine Weste von 20 Franken Werth auf Credit geben. Nun kannst Du Dir meine Todesangst denken, wenn ich die kleinste besorgliche Entdeckung an meine Garderobe mache. Wenn auch nicht mehr in der ersten Neuheit, kann sie sich immer noch sehen lassen; aber, wenn nun abgetragen, an welchen Schneider mich dann wenden? (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (London.) Die deutsche Oper, welche in dieser Saison so vielversprechend debütirte, scheint, zur großen Freude der in „Ihrer Majestät Theater" fistulirenden Italiener, als Geldspeculation ganz verunglückt zu seyn, wie das ähnliche Unternehmen in Paris. Es heißt, sagt ein Journal, der Director sey von London abgereist und habe sein Personal sich selbst überlassen. Es war wohl unbesonnen, daß die Gesellschaft das kleine und hübsche Prince's-Theater, welches für ein neues Unternehmen der Art geräumig genug war, mit dem großen und im Verhältniß kostspieligen Coventgarden-Theater vertauschte — Ein ächt John-Bullisch vornehmer Ausfall gegen die „Ihrer Majestät Theater" besuchenden Ausländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. stand dieser Tage in der Morning-Post. Diese „der weißen Wäsche ermangelnden schmutzigen Hunde (those linnenless dirty dogs)," heißt es da, wagten es in neuerer Zeit unrasirt, gestiefelt, ja in Ueberröcken und — man denke! — mit farbigen Hals- und Taschentüchern in das fashionable Parterre zu kommen, so daß schon wegen des Geruchs, den sie verbreiten, keine Lady es in ihrer Nähe aushalten könne, und daher die gute Gesellschaft das Theater immer seltner besuche. Da ein Parterresitz in diesem Opernhaus 8 Shilling (4 fl. 48 kr.) kostet, so ist dieser Fremdenekel wohl sehr übertrieben. — Die Saison des englischen Nationaldramas im Drurylane ist bereits geschlossen; auch hier hat der Unternehmer, Herr Macready, keine glänzenden Geschäfte gemacht. Als eines der letzten Stücke wurde Byron's Marino Faliero aufgeführt und mit Beifall aufgenommen; beim ersten Versuch, zu Lebzeiten des Dichters, war das Stück durchgefallen. Auch „Sardanapal," „die beiden Foscari" und (der Göthen dedicirte sehr abgeschmackte) „Werner" kamen der Reihe nach zur Aufführung. (A. Z.)

*** In der Leipziger Zeitung lies't man unter den Bekanntmachungen und Anzeigen: "Braut-Häubchen." Wenn dir Myrte entrissen, schmück' ich das Haupt. Sismunde Roseniaub, Modistin.

*** (Hamburg.) Stadt-Theater. Seit längerer Zeit hat hier keine Novität so durchhaltenden Beifall gefunden, als das zum Erstenmale vorgeführte, von B. A. Herrmann übersetzte französische Situationsstück: „Molière" Nach jeder Abtheilung ward der Träger der Titelrolle gerufen. Möge der fleißige Uebersetzer, der gleich vielen anderen Hamburgern seine Habe durch den Schreckensbrand verlor, diese seine drastisch wirkende Arbeit bald auf allen deutschen Bühnen gespielt und nach Verdienst honorirt wissen; um so mehr, da allen deutschen Künstlern in diesem „Molière" eine wahre Glanzrolle vorliegt. (H. N. Z.)

*** (Ein Irrthum.) Ein Pariser Journal erzählt folgende Geschichte, deren Wahrheit es selbst verbürgen mag: An dem zur Fortbringung der Leiche des Herrn Humann aus dem Finanzministerium nach der Magdalenenkirche bestimmten Tage erschien früh Morgens der Einbalsamirer, Herr Gannal, und verlangte zum Minister geführt zu werden. Der Kammerdiener wendete ein, es sey noch zu früh; da Hr. Gannal aber behauptete, daß er gerufen worden, und sein Geschäft keinen Aufschub erleiden dürfe, so wurde er in ein Schlafzimmer geführt, worauf der Kammerdiener sich sogleich wieder entfernte. Herr Gannal machte seinen Apparat in Ordnung, näherte sich dem Bette, hob die Decke weg und wollte eben Behufs der Einspritzung seine Lanzette ansetzen, als der erwachende Minister — nicht der todte Humann, sondern der lebende Lacave-Laplagne —, welcher den bewachenden Operateur vor sich sah, und einen Mörder zu erblicken wähnte, wiederholt aufschrie: „Zu Hülfe! Ein Mörder!" Sogleich eilten mehrere Personen herbei; ehe sie aber noch im Zimmer waren, lief Hr. Gannal auf den Corridor hinaus, und schrie: „Der Minister ist wieder ins Leben gekommen." Die Sache klärte sich schnell auf, und die Verwechslung des todten mit dem lebenden Ministre, der am Vorabend das Finanzhotel bezogen hatte, erregte große Heiterkeit.

---

## Theater-Anzeige.

Freitag, den 10. Juni. (Letzte Vorstellung des Gymnase Castelli und zum Vortheil der Demoiselles Adella, Victorine und des Herrn Felix) *La Sylphide*, ballet-pantomime en un acte. Hierauf folgt: *Le Gamin de Paris*, vaudeville en deux actes. Zum Schluß: *Minka et Koulikan*, ou: *Les mœurs chinoises*, ballet-pantomime en un acte. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 159. 11. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der letzte deutsche Kaiser.

Vitia erunt donec homines:
Sed neque haec continua, et
meliorum interventu pensantur.
Tacitus.

(Laster werden seyn, so lange Menschen, aber nicht ununterbrochen, und sie werden aufgewogen durch der Bessern Zwischentreten.)

Nicht in reich geschmückten Hallen,
Wo die Majestät mit Pracht,
Angebetet von Vasallen,
Blendet mit erborgter Macht;

Nicht da, wo der wilde Krieger
Seiner Feinde Leichen zählt,
Oder ein unedler Sieger
Die Gefang'nen grausam quält,

Nimmt der Barde seine Laute;
Ihn bethört kein Flitterglanz:
Traurig sieht der Gottvertraute
Nur die Gruft des frommen Franz.

Und Sein hohes, edles Streben
Tauchet strahlend vor ihm auf;
Und der Laute Saiten beben
Des Verklärten Lebenslauf.

Für das Reich hast Du gestritten
Tapfer mit Beharrlichkeit,
Und kein Fürst hat mehr gelitten
In der hochbewegten Zeit.

Keiner von den Bund'sgenossen
Hielt mit Treue bei Dir aus:
Durch den Frieden, den sie schlossen,
War bedroht Dein eignes Haus.

Stark durch Deiner Völker Treue,
Kühn durch ihren Löwenmuth,
Zählend auf der Deutschen Reue,
Trotzest Du des Feindes Wuth.

Laut erhobst Du Deine Stimme,
Ruhmlos schwieg das Vaterland!
Und der Feind in seinem Grimme
Beugte Dich mit schwerer Hand.

Uns're Barden mußten trauern;
Es verstummte jeder Sang;
Nur Verräther sah man lauern,
Brütend unsern Untergang.

Würdevoll bist Du gestiegen
Von dem morschen Kaiserthron;
Und die Saat zu neuen Kriegen
Reifet durch des Feindes Hohn.

Armin's Enkel, o der Schande,
Lassen knechten unsern Rhein!
Statt zu lösen seine Bande,
Zittern Deutsche, groß und klein!

In des Feindes vordern Reihen
Sieht man deutsche Krieger steh'n!
Wenn die Stämme sich entzweien,
Müssen Völker untergeh'n.

Alle Staaten zu verschlingen
Ziehet aus des Drängers Heer;
Fürsten lockt er in die Schlingen:
Keine Schranken kennt er mehr.

Um den Fürstenraub zu rügen
Schallet laut das Schlachtgeschrei:
Völker kann man nicht betrügen
Mit verruchter Gaukelei.

Horcht! es donnert die Kanone,
Spanien raffet kühn sich auf;
Und es wanken alle Throne
Neugebaut im Siegeslauf.

Länger willst Du nicht verzagen
Zu bekämpfen diesen Raub.
Ach, die deutschen Völker zagen,
Liegen tief gebeugt im Staub!

Auch die Tochter siehst Du scheiden
Aus dem frommen Vaterhaus;
Und den Kelch der bittern Leiden
Leerst Du Gott vertrauend aus.

Jede Rettung scheint verschwunden,
Jeder theilet Deinen Schmerz,
Jede Zunge ist gebunden,
Und es blutet jedes Herz.

Wer wird sprengen uns're Ketten,
Brechen diesen Uebermuth?
Wer das Vaterland erretten,
Opfernd selbst sein eignes Blut?

Clio's Griffel schreibet nieder:
„Unser's Kaisers starke Hand
„Führet heim die Tochter wieder,
„Und befreit das Vaterland."

Im Gefühl der frommen Pflichten
Wind' ich diesen schlichten Kranz;
Deutschland aber wird errichten
Ehrensäulen Seinem Franz.

Dr. Jonas Maas.

---

## Der Fantast.

### Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,
von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Abends.

Was war das? Welche Farbe soll ich wählen, den heutigen Tag würdig zu zeichnen?... Meine Brust war bewegt, — ich floh ins Freie, weit hinaus, und warf mich ins Gras. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt; an den Bäumen und Büschen prangten Blüthen, und junges zartes Grün quoll aus den lackirten Kinderfäusten der schwellenden Knospen hervor, und am Boden bückten sich duftende Veilchen. Hier und da surrte sogar ein Käfer durch die balsamische Luft. Es wurde mir wohl und weh ums Herz — wohl, daß ich hier im Angesicht der Natur fühlte, ich sey ein guter Mensch, weh — daß ich in dieser schönen Schöpfung so allein stand. Und doch nicht allein — denn begleitet mich nicht noch nach zwanzig Jahren ihr unvergeßlich Bild, liegt nicht noch ihre rothe Schleife an meinem Herzen? — Ich drückte das Kleinod an meine Lippen, und hob es gegen das Abendroth, das mir freundlich entgegen strahlte, da gewahrte ich erst, daß ich unter derselben Linde lag, unter welcher ich vor ungefähr siebzehn Jahren den Gedanken schwärmte, sie durch ein hohes Werk zu verewigen. Gerade wie heute fielen die letzten Sonnenstrahlen durch der Zweige Grün, und mir war es, als erschiene mir in Purpur angethan ihre Huldgestalt. — Werde ich dich jemals wiedersehen, Euphemia? und dann — bist du mir treu geblieben — wie ich dir — und zum Zeichen hielt ich ihr Liebespfand der Gegend zu, wo ich einst wähnte, sie vor mir zu erblicken; da — himmlische Allmacht, war es Blendwerk meiner aufgereizten Fantasie oder Wahrheit — rauschte das Gebüsch, und, ein Mädchen wie aus Rosenduft gewebt, trat schüchtern hervor; es wallte wie damals ein weißes Kleid um ihre jugendlichen Glieder, und reiche Lo[illegible] spielten um Schulter und Nacken. Um ihren Arm schl[illegible] sich ein rothseidenes Band, woran ein breiter feiner Str[illegible] hut hing. Verwundert und mit edler Ruhe blieb sie vor[illegible] stehen. — Mir aber war Bewegung und Sprache ger[illegible] und ich konnte nur „Euphemia" lallen, — da lächelte [illegible] holdselige Kind mich an, und fragte: Sie kennen mich, [illegible] Herr?

Es war ihre Stimme — aber, du Herr des Himmels [illegible] wie ist mir denn? Habe ich denn geträumt in dieser la[illegible] Zeit — oder haben zwanzig Jahre keine Macht an ihr a[illegible] geübt? — Noch immer starrte ich die Erscheinung an, [illegible] bat Gott in meinem Herzen: Ist es ein Traumgebild, [illegible] so laß mich nie erwachen. Das Mädchen aber mochte [illegible] ruhig werden, und blickte sich verlegen um — da sah ich [illegible] Ungeschickte meiner Lage ein, und suchte mich zu fassen. [illegible] erhob mich und fragte sanft und leise, als ob ich fürch[illegible] das Elfenbild durch meinen Hauch zu zerstören: Verz[illegible] Sie, Euph — mein schönes Kind — wie alt sind Sie de[illegible] „Fünfzehn Jahr, mein Herr," — und heißen? „Euphemi[illegible] aber weßhalb fragen Sie mich das alles?" Weil es D[illegible] gibt, die über jeden menschlichen Verstand gehen. O! [illegible] schrecken Sie mir nur nicht — und antworten Sie mir [illegible] dies eine: Leben Ihre Eltern noch? — „Freilich. Vater [illegible] Mutter sind gestern hier angekommen, und ich habe mich [illegible] fuhr sie ängstlich fort — auf einem Spaziergang wohl etw[illegible] zu weit gewagt." — Meine Vernunft lag offenbar in ein[illegible] Krise — es war nur eines möglich, sollte es kein Wund[illegible] seyn; und ich lallte: Und Ihre Mutter, um Gotteswille[illegible] wie nennt sie sich? „Meine Mutter? Sie nennt sich Euph[illegible] mia van der Witz." — Da fühlte ich, daß es sich mit m[illegible] im Kreise drehte, und mein Bewußtseyn aufhörte. Als [illegible] wieder zu mir kam, war das Mädchen verschwunden. I[illegible] hätte die ganze Erscheinung dennoch für einen Traum ge[illegible] halten, wenn das rothe Band nicht im Gebüsche hängen ge[illegible] blieben wäre, welches das Kind im Fliehen wohl zurückge[illegible] lassen hatte. — Es dämmerte schon sehr — aber in mir be[illegible] gann es zu tagen. So nahe liegen Trost und Verzweiflun[illegible] und der Abgrund bildet ja die Höhe. Wie ein Riesenschatte[illegible] stand meine Thorheit nun vor mir; und es bedurfte in de[illegible] That einer psychologischen Pferdekur, wie diese, um mein[illegible] Seele zu heilen.

Sollten etwa ein Paar Kinder zwanzig Jahre lang m[illegible] derselben Puppe spielen? Eine Jugendliebe — hat sie je län[illegible] ger gedauert wie Maienschnee? — Aber diesen van der Wi[illegible] diesen — Nun sie hatte Geschmack an Fantasten, und da i[illegible] der eine entrückt wurde, so griff sie zu dem andern. Da[illegible] ist alles. Solche und ähnliche Gedanken durchkreuzten i[illegible] Nachhansegehen meine Sinne, und beruhigten mich in de[illegible] That. Die Krise war glücklich überstanden, und meine Ve[illegible] nunft gewann wieder festen Boden. In dieser Stimmun[illegible] endige ich diesen bedeutungsvollen Tag.

---

Am andern Morgen.

Kommt her, ihr meine einzigen Freunde, die mir noch übri[illegible] geblieben, ihr trauten Blätter, in die ich so oft mein Her[illegible] meine Liebe und meine Bitterkeit ausgeschüttet habe, komm[illegible] her und laßt mich mit euch plaudern. Ich will stark sey[illegible] und mein Herz bezwingen. Ich muß sie wieder sehen, abe[illegible] mit Ruhe und Würde; da sie nicht mir gehören kann [illegible] weßhalb sie fliehen? — ihr Band, ich will es einrahme[illegible] lassen, und zu meinen lieben Erinnerungen hängen, zu Vat[illegible] und Mutter. Als Reliquie darf ich es wohl in Ehren be[illegible] ten; und — — aber wer klopft? wer stört mich jetzt in [illegible] sinniger Stunde? — —

(Fortsetzung folgt.)

## Jenseit im Diesseit.

(Schluß.)

„Du weinst?“ rief sie, und raffte sich hastig empor, „weien sollst Du nicht, Du sollst Dich freuen, denn Du hast ns den Vater gerettet. Und am Ende habe ich Dich betrübt, a ich Dir so viel Dank schulde. Das darf nicht seyn, das rage ich nicht. Du mußt erst wieder lächeln und froh aussehen.“

Die Erinnerung an den Vater hatte mit einem Zauberchlage alle irdischen Bande wieder angeknüpft, und sie redete o liebreich und zärtlich mit Arthur, daß dieser wirklich neue Hoffnung schöpfte, und der Geliebten geisterhaften Zustand ls eine vorübergehende Ohnmacht ansahe. Sie erinnerte hn an Alles, was sie Frohes mit einander erlebt hatten, sie rzählte aus ihrer Kindheit, von den unzähligen kleinen Freuden, die sie von den Eltern empfangen, die sie in der schönen Gottesnatur gefunden habe, und sprach mit so viel Begeisterung von dem Irdischen, daß Arthur sie kaum wieder erkannte.

„Das sind die Bäume,“ sagte sie, und schaute nach dem Walde mit so frohen seligen Blicken, wie Jemand, der aus drückendem Traume erwacht, „unter deren geheimnißvollen Blättergewölbe ich mir eine ganze, schöne Welt aufbaute, unter denen ich die seligsten Augenblicke meines Lebens genoß. Und von ihnen sollte ich scheiden? Ach, ich bin ja so jung, ich kann noch nicht sterben, ich mag nicht scheiden von diesem grünenden, zauberischen Selbst, von diesem Walde, von diesen Wiesen und Feldern und Bergen, die sich mit süßem Tone in meine Seele eingeschmeichelt haben. Arthur, nicht wahr — ich lebe noch lange, recht lange, und mit Dir?“

Arthur tröstete sie mit einschmeichelnder Beredtsamkeit.

„Du hast wohl oft geglaubt,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „ich liebte Dich nicht so eigentlich, doch darin irrtest Du. Vielmehr bin ich Dir stets so recht vom Herzen gut gewesen, aber ich konnte es Dir nur nicht beweisen, denn ich sah Dich einzig als eine Traumgestalt, und zweimal nur habe ich Dich gesehen: einmal an jenem Gewitterabend, und — heute, jetzt in diesem Augenblicke. Ich sehe Dich, und wenn ich Dich sehe, möchte ich nie wieder das Auge von Dir wegwenden.“

Sie legte den Arm um seinen Nacken, und tändelte mit Worten so lieblich und zart, wie ein Kind. Arthur blickte mit Wonne im Herzen zu ihr nieder, und es trieb ihn gewaltsam, das reizende Wesen an seine vielfach bewegte Brust zu drücken, und ihre zarten Lippen mit Küssen zu versiegeln; aber eine unnennbare Angst schreckte ihn jedesmal davon zurück, und er beschloß, auch den Gedanken daran zu verbannen. Aber Lucretia sagte ihm mit unnachahmlicher Naivetät: er sähe sie gewiß heute nicht, sonst hätte sie schon einen Kuß von seinen Lippen bekommen. Davon sey sie überzeugt.

Und nun waren alle guten Vorsätze Arthur's wie mit einem Zauberschlage zertrümmert. Er küßte der Geliebten Hand und Stirn und Wange, und sie litt es wieder lächelnd, wie an jenem schönen Abend. Ein leises Roth überflog zum ersten Male ihr zartes Antlitz.

So vergingen ein paar Minuten, als sie mit einem Male hastig aufstand. Sie schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Bald blickte sie zu der Hütte und dem eben aufgehenden Mond hinauf, bald mit liebeglänzenden Augen zu Arthur hin. Bläſſe und Röthe wechselten im grellsten Contraste auf ihren Wangen. Plötzlich aber schien sie gefaßt. Sie warf sich von Neuem in Arthur's Arme. Beider Lippen begegneten sich zum ersten, glühenden Liebeskuß.

Der Mond trat in ruhiger Majestät über dem Rande des Urwaldes hervor. Aber er beleuchtete keine Scene, wo sich Liebe aus Wonne und Seligkeit Kränze flicht, sondern — eine Leichenfeier. Lucretia saß halb aufgerichtet an einem Baumstamme mit verklärten, leblosen Zügen, und vor ihr kniete Arthur in dumpfem, erstickten Schmerz versunken. Er sah, wie in einem Traume versunken, auf die Hülle, welche zu zart gewesen war, um den flammenden Geist zu tragen. Ringsum stand die weinende Dienerschaft, welche er umsonst zur Hülfe herbeigerufen hatte, als er Lucretia's Todeserbleichen wahrnahm.

Die Mitternacht fand ihn in dem öden schaurigen Walde, auf dem Wege gen Pittsburg. Wie vor einem Jahre irrte er verzweiflungsvoll im Dickicht umher, und wie damals warf er sich unter einem Baume auf das feuchte Moos und ein bleierner Schlaf überwältigte die abgespannten Lebensgeister. Aber kein freundlicher Traum zog vor seiner Seele vorüber, kein rettender Engel erschien ihm; sondern grauenvolle Bilder setzten sich aus dem blutigen Rasen, und aus Mord und gespenstigen Reden, und aus Liebestandeleien und süßem Kusse zusammen. Im wilden Wahn raffte er sich empor, und verwünschte das Geschick, welches ihm in dieser furchtbaren Nacht nicht einmal einen armseligen Dolch gegeben hatte, um mit seinem Herzen, den Höllengeistern in seiner Brust ein Thor zum Entfliehen aufreißen zu können. Hier, wo ihn das Andenken an Lucretia stachelte, wähnte er niemals wieder Ruhe finden zu können.

Im Thale bei Davidson aber erhob sich ein einfaches Denkmal mit folgender Inschrift:

> Thränen gehören dem Irdischen. Das Himmlische,
> wenn es unserm verdüsterten Blicke entschwindet,
> gebiert nur stumme, unendliche Wehmuth. Aber
> wohl dem Sterblichen, dem es erst da erscheint, wo
> keine Ewigkeit es ihm wieder trübt.

---

## Die Loge des Herrn von Rothschild.

Von Albéric Second.

(Fortsetzung.)

„Dergleichen peinliche Betrachtungen stellte ich gestern, stellte ich diesen Morgen an. Nun aber ist davon nicht mehr zu sprechen. Höre, was mir heute, an diesem unglückseligen, ewig verwünschten Tage, nigro notonda lapillo, begegnet ist.

„Ich stellte mich präcise Mittags bei Herrn Joubert ein, um seiner reizenden Tochter Stunde zu geben; da sagt der Diener zu mir, ich möchte die Güte haben, zu Herrn Joubert ins Cabinet zu kommen, er wünschte mich zu sprechen.

„Ich blickte flüchtig in den Spiegel, und lächelte mir selbstgefällig zu. Auf meinen rehbauchfarbenen Pantalon, der bei dem Fleckenausmacher gewesen, war nichts zu sagen, und mein schwarzes Kleid, das ich bis an den Hals zugeknöpft hatte, strahlte in ungewohntem Glanze, weil so die bessere Seite zu Gesichte kam.

„Ich wurde bei Herrn Joubert eingeführt. Herr Joubert aber erschien in einer so ernst feierlichen Miene, wie ich sie bei ihm nicht gewohnt war, und hatte eine recht gravitätische Haltung angenommen.

„„Mein Herr Raymond,““ sagte er, mich obenhin begrüßend, „„ich bin kein Komödien-Vater; ich habe Augen, mit welchen ich sehe, und Ohren, mit welchen ich höre. So ist es denn ganz natürlich, daß ich weiß, was Sie für meine Tochter fühlen.

„Ich stand, wie vom Blitz getroffen.

„„Sie mögen ein scharmanter Mensch seyn, das will ich Ihnen nicht absprechen; auch haben Sie unstreitig großes

Talent! Dies glaube ich Ihnen aufs Wort; denn was mich betrifft, so habe ich nie eine Nase von einem Auge, einen Menschen von einem Baum zu unterscheiden gewußt. Aber ich bin der Vater meiner Tochter; ohne meine Einwilligung kann sie sich nie verheirathen; und ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie nie zu meinem Eidam machen werde. Was können Sie darauf erwiedern?

„Nichts konnte ich erwiedern, wie Du es Dir schon denken kannst. Ich nahm meinen Hut, und ging, die Augen voll Thränen, meiner Wege. Ich werde die theure Francine nie wiedersehn! Ha! das war meine einzige wunde Seite, und Du, o Herr, hast ihrer nicht geschont!

„Sieh, mein lieber Philipp, so steht es mit mir. Da ich Dir nun aber so ehrlich die Passiva meiner Bilanz vorgelegt habe, mußt Du auch deren Activa erfahren; doch fürchte nicht, daß dies mein Schreiben zu sehr verlängern werde.

„Meine Activa sind: ein Freibillet zur Oper. Der Director, dem ich jüngst eine Aquarellzeichnung geschenkt, hat mir das durch diese so sehr nachgesuchte Begünstigung vergolten. Ich werde auch nicht säumen, mir dieselbe zu Nutz zu machen; denn wie lang wird es währen, so wird mir die Beschaffenheit meiner Garderobe eine Quarantaine auferlegen, deren Ende nicht abzusehn ist.

„Lebe wohl, lieber Philipp; Du kannst gar nicht glauben, wie gern ich in meiner Isolirung Deiner heiligen Freundschaft und Deiner aufrichtigen Anhänglichkeit gedenke. Sie sind mir, was die wohlthätigen Oasen dem in den glühenden Sandwüsten Aegyptens verlornen Wanderer sind.

Arnold Raymond."

Unser Held hatte gesagt, daß er sich seines Rechtes, die Oper zu besuchen, bedienen würde, und das hat er auch fast über die Gebühr gethan. Mochte Duprez singen, oder das Theater Tenoristen vierten Ranges überlassen seyn, das kümmerte ihn wenig. Er wohnte gleich pünktlich den graziösen Pirouetten der Charlotte Grisi, als den mageren Entrechats der unbedeutendsten Koryphäen des Tanzes bei. Die ersten Abende, die Arnold in der Oper zubrachte, wären ihm fast verderblich geworden! In dem hehren, in Licht und Vergoldung überfließenden Saale, mitten in alle dem verloren, was Paris an ausgezeichneten Männern und an hübschen Frauen, den beiden einzigen wahrhaften Aristocratien, besitzt, mußte er oft seinen Platz verlassen und einem Verrückten gleich, mit glühendem Auge, mit beklommener Brust, den Kopf eingenommen von unersättlichem Verlangen des Ruhmes, des Reichthums und der Liebe, hinausgehn.

Es erforderte einen vollen Monat emsigen Besuches, ehe er den Opernvorstellungen ruhig beiwohnen konnte. Als diese Zeit verstrichen war und seine Aufregung sich gelegt hatte, da wurde ihm die königliche Académie de Musique zu einer wahren Zufluchtsstätte, zu einem bequemen und sicheren Hafen, in welchem, wenn es Abend geworden, sich von den Stürmen des Tages erholen zu können, er sich glücklich schätzte. Sie gewährte ihm nebenbei auch eine Ersparniß an Licht und Feuerung, die seinem kümmerlichen Budget gut zu Statten kam.

Arnold hatte sich die linke Seite des Orchesters zu seinem unveränderlichen Standpunkte auserkoren. Unter den dortigen Logen aber ist eine, die sich im Contrast mit der steiften Gleichförmigkeit der übrigen durch ihre eigenthümliche Gestalt gleich auf den ersten Blick bemerkbar macht. Sie ist weniger eine Loge als ein Sessel, und zwar ein geräumiger, bequemer und reich gepolsteter Sessel. Selbst **Wilhelm Tell** würde dabei gewinnen, wenn man ihn aus dieser zauberischen Loge hörte, die ein Eigenthum des Herrn von Rothschild ist; da aber die[s] berühmte Banquier nicht ganz aus denselben Gründen wie u[n]ser Held die Oper besucht, so ist sein Platz oft unbesetzt. I[n] diesem Falle nun gehört er dem Ersten Besten, und sona[ch] hatte niemand reellere Ansprüche darauf als Arnold Raymon[d,] der mit der Gas-Compagnie seinen Posten einnahm und i[h]n erst mit dem letzten Controlleur wieder räumte.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** (Nürnberg, 5. Juni.) Die letzten acht Tage wa[ren] für unsere Stadt eine wahre Unglückswoche; außer drei Selb[st-]morden, worunter der des Handlungsreisenden Lang der bekl[a-]genswertheste, verunglückte ein hiesiger Einwohner im Wa[sser] und einige Kinder wurden überfahren. Ein großes Unglück hä[tte] Nürnberg aber gestern am Schlusse der Woche treffen könne[n,] wenn es nicht alsbald im Keime erstickt worden wäre. Geg[en] Abend ertönte nemlich der Feuerruf durch die Stadt und schne[ll] zog über die alten Dächer eine dicke schwarzgraue Rauchwol[ke] hin. Bis die Löschapparate in die enge Gasse, worin das b[e-]drohte Gebäude stand, umgeben von einer Menge niederer leic[ht] zündbarer Baracken, gebracht wurden, stand der Dachstuhl i[n] vollen Flammen. Ein Glück war es, daß gerade Windsti[lle] herrschte und der Ausbruch noch am Tage statt hatte, so konn[te] die Feuerlöschmannschaft des Elementes Meister werden. D[er] brave Sänger Ellenberger und dessen Frau, die in dem Hau[se] wohnten, verloren durch den Brand den größten Theil ihr[er] Habe. (A. Abendz.)

*** (Aargau.) Letzten Sonntag hatte in Aarau die Fe[ier-]tung des eidg. Sängerfestes Statt. Ueber 1400 Sänger mi[t] 60 Fahnen waren der Einladung des aargauischen Männercho[rs] gefolgt, der mit Geschmack und mit Glanz das Fest vorbereite[t] hatte. Besonders zahlreich hatten die Sänger der Canton[e] Aargau, Zürich und Basel sich eingefunden; aber auch Bern un[d] Solothurn, minder zahlreich Luzern, hatten ihre Fähnchen ge[-]stellt; die östliche Schweiz war ausgeblieben. Am Vorabend de[s] Festes erklärte die Abgeordnetenversammlung dasselbe als eidge[-]nössisch und am folgenden Tage wurde nach Ankunft der meiste[n] Vereine die Centralfahne aufgepflanzt. Die Gesangaufführun[g] Nachmittags wurde im Allgemeinen sehr gelobt, einzelne Chör[e] zeichneten sich aus. Das Abendessen brachte eine Menge begei[-]sterter Reden und Toaste und den Schluß des vom herrlichste[n] Wetter begünstigten Festes machte ein Ständchen, das ma[n] Herrn Zschokke brachte. (Bas. Z.)

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 11. Juni: Vorzeigung einer Bramah'schen Wa[s-]serpresse und eines Doebereiner'schen Extractionsapparates. – Ueber die Umwandlung der Harnsäure in Hippursäure im menschlich[en] Körper, unter dem Einflusse der Benzoësäure.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 11. Juni. Siebente Vorstellung des Gymna[se] Castelli: *Henri IV en famille*, comédie-vaudeville en un acte Hierauf: *Théobald*, ou: *Le retour de Russie*, vaudeville en un acte Zum Schluß: *La Somnambule*, ballet-pantomime en 3 tableaux.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterlein.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, №. 160. 12. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Fantast.

**Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unserer Zeit.**

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,

von Carl Gollmick.

(Fortsetzung.)

Acht Tage darauf.

Ich muß mich sammeln, um die Eindrücke dieser Woche zu sondern, und mir selber klar zu werden.

Als ich vor acht Tagen unwillig: Herein rief, öffnete sich leise die Thüre, und eine Jungfrau trat schüchtern ein; sie schien der Kleidung nach arm, aber von hohem Wuchse schmückte sie auch das schlichte Kleid. Habe ich die Ehre mit Herrn Erasmus zu sprechen? fragte sie kaum hörbar. Der bin ich, mein liebes Kind; und was wünschen Sie? Statt der Antwort aber reichte sie mir ein versiegeltes Papier. Ich sah, wie sie dabei erröthete und fast schwankte. Ich bot ihr einen Stuhl, und las — und las wieder, und traute meinen Augen nicht, denn so stand es Wort für Wort:

Mein Wohlthäter!

Vielleicht erinnern Sie sich einer armen Mutter, die vor neunzehn Jahren vor Ihrem Wege lag, in Kummer und Verzweiflung, einen Säugling an ihrer Brust. Ich bin diese Mutter. Dieses Kind ist meine Tochter und die Ueberbringerin dieser Zeilen. Die Gabe, die Sie mir damals reichten, hat mich vor unsäglichem Elend geschützt. Ich erreichte damit meine Heimath, fand aber mein Haus verarmt und verödet. Meine Mutter tödtete der Kummer über meinen Verlust, mein Vater überlebte einen schmählichen Bankerott nicht lang, und meine Brüder suchten ihr Heil in fernen Welttheilen. So stand ich allein und ernährte mich und meine Tochter von meiner Hände Arbeit, und was ich verdiente, wurde auf ihre gute Erziehung verwendet. Nun nehmen meine Kräfte ab, und, unter dem Schutze einer milden Anstalt stehend, übersende ich Ihnen mein Kind, das sonst auf dieser Welt keinen Beschützer mehr hat. Zum Glücke kannte ich Sie, da wir ja — Kunstverwandte waren! Sie sind ein edler Mann, werden sich einer schutzlosen Waise annehmen und ihren Vater aufsuchen, der ihr ein anständiges Loos zu bereiten, die heiligste Verpflichtung auf sich hat. Mein Gatte, der Vater meiner Tochter heißt — van der Witz, und sein Bildniß wird Ihnen Marie überreichen; Ihre Züge, Ihr Herz, mein Herr, können mich nicht getäuscht haben, und so segne Sie der Himmel...." Das Bild, das Bild, rief ich hastig dem Mädchen zu. Fast erschreckt öffnete sie ihren Strickbeutel, und übergab mir eine Kapsel. Ich hatte den Beweis in meinen Händen. Es war richtig, es waren seine Züge. Ich mußte mich nothwendig sammeln, ehe ich einen Entschluß fassen konnte. Van der Witz, ein Niederträchtiger, Euphemia in solchen Händen, und in meiner Nähe — die Erscheinung von gestern — meine Abdankung — meine neue Armuth, und hier mit einmal Vater und Beschützer einer hülflosen Waise, vielleicht ihr Rächer — und dadurch wieder der Störer von Euphemiens häuslichem Frieden — — es war zu viel auf einmal, und doch erforderte alles einen schnellen Entschluß. Das erste, was geschehen mußte, war Marien vor Verläumdung zu schützen. — Ich faßte ihre Hand und sprach: „Ja, ich will das Vertrauen Ihrer Mutter verdienen, Sie sollen meine Tochter seyn;" und das Mädchen zog meine Hand an ihre Lippen, und ich fühlte brennende Tropfen darauf fallen. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich. Noch nie war ich in solcher Situation. „Aber, mein Kind," fuhr ich fort, „bei mir können Sie nicht bleiben — es ist der bösen Welt wegen; ich werde suchen, Sie als meine Verwandte in eine gute Familie zu bringen; und was das andere betrifft, so — Da sah Marie mich mit ihren großen schwarzen Augen so wehmüthig an, daß mir ganz wunderlich dabei wurde. „O," sprach sie mit rührender Stimme, „nennen Sie mich du, und verstoßen Sie mich nicht; ich will nicht von Ihnen, ich will Ihnen dienen, will Ihre Magd seyn. Dabei nahm sie meine Hand in ihre beiden und drückte sie so fest und ängstlich, als wollte sie dieselbe nie mehr lassen. Ohne zu wissen, was ich that, versprach ich ihr in meiner Verwirrung, daß sie meine Tochter seyn, daß sie bei mir bleiben solle, und nannte sie du und meine liebe Marie, nur um sie zu beruhigen. Da sank sie vor mir nieder auf die Knie mit dem Ausruf: Mein Vater — und preßte meine Hand an ihr Herz. Ach mein Gott, welche Lage! Es hat noch Niemand vor mir auf den Knien gelegen, am wenigsten so ein schönes Kind — aber ich war so tief bewegt, daß ich dem Zuge meines Herzens folgte. Ich beugte mich über sie, und drückte den ersten Vaterkuß auf ihre hohe Stirn.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und — wie sich doch Pol und Pol berühren im Leben — mein Antipode, van der Witz, stand vor mir. Er sah Anfangs ruhig und ernst auf diese seltsame Gruppe herab, dann sprach er lächelnd: Sie haben wahrscheinlich mein Anklopfen überhört, Herr Erasmus; — wenn ich aber störe — —

Der Anblick des Verräthers gab mir mein Bewußtseyn wieder. „Mein Herr, ich habe Niemand zu scheuen; im Gegentheil, Sie kommen wie gerufen, obgleich ich in der That nicht begreife, wie ich zu dieser Ehre komme. — Vor allen Dingen, geh' in dieses Nebenzimmer, liebe Marie. Das Mädchen erhob sich im Gefühl seiner Unschuld, blickte uns beide unbefangen an, und entfernte sich. „Wie Sie zu der Ehre

kommen? Ich bin zweifach gesendet. Einmal durch mein Herz, das andremal durch meine Frau, Euphemia. — Sie erinnern sich wohl ihrer noch — —? Sie wünscht ihren alten Lehrer wieder zu sehen, und — Ihr gestriges Zusammentreffen mit unsrer kleinen Euphemia bestimmte mich vollends zu diesem frühen Besuch. Ich bin unabhängig, will mich in dieser schönen Gegend ankaufen, und ich hoffe, wir werden gute Freunde. Nicht wahr? und damit hielt er mir seine Rechte hin. Daß ein Bösewicht so freimüthig reden konnte! Aber ich ließ mich nicht täuschen: Mein Herr, zwischen unsrer Freundschaft liegt noch ein tiefer Abgrund.

Van der Witz zog befremdet seine Hand zurück.

Ich. Wissen Sie, wer jenes Mädchen war?

Er. (lächelnd.) Das Sie küßten? Wie sollte ich....

Ich. So sprach denn kein ahnendes Gefühl in Ihnen?

Er. Lieber Herr Erasmus, ich verstehe Sie nicht.

Ich. Kennen Sie dieses Bild? — ich hielt ihm seine eigenen Züge vor.

Er riß es mir aus der Hand, starrte es lange an, und fragte bestürzt: Mensch! wie kommen Sie dazu?

Ich. Nicht wahr — nun verstehen Sie mich endlich?

Er. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind — wer gab Ihnen dieses Bild? und dabei faßte er krampfhaft meinen Arm, und seine Augen durchdrangen mich mit ihrer alten Stechkraft.

Ich. Ahnen Sie nun, wer das Mädchen war, das ich küßte?

Sein Verstand schien zu kreisen. — Sollte es möglich seyn? — Marie!

Ich. Aha! Schlägt Ihr Gewissen?

Er. (außer sich.) Welch' ein Tag! Marie! Marie! und unter diesem Ausruf riß er die Nebenthüre auf, und stand mit ausgebreiteten Armen vor der Erschrockenen. Marie! komm in die Arme Deines — Onkels! Er küßte sie, und nun war ich der staunende Dritte. (Fortsetzung folgt.)

---

## Die Loge des Herrn von Rothschild.

**Von Albéric Second.**

**(Fortsetzung.)**

Eines Abends glitt Arnold, als er den Schauspielsaal verlassen hatte, auf dem Trottoir aus und fiel der Länge nach zu Boden. Zu Hause angekommen, gewahrte er mit Schmerzen, daß dieser ungeschickte Fall seinem schon erwähnten schwarzen Kleide und rehbauchfarbenen Pantalon einen Todesstreich versetzt hatte. Ha! das muß eine schreckliche Nacht gewesen seyn, und ich zweifle nicht, daß Arnold Angesichts seiner verwüsteten Kleidungsstücke herzzerreißende und tragische Betrachtungen mit einem Anfluge der düsteren Färbung, die Herr Hugo in dem berühmten Monologe Carl's V. so dick aufgetragen hat, angestellt haben wird.

Frühzeitig am andern Morgen riß ein kräftiger Ruck des Glockenzuges Arnold aus seinen Träumen. Halb wach öffnete er maschinenmäßig die Thür, und stand wie versteinert, als er in dem zeitigen Besucher einen seiner Schneider letzteren Datums, den Schöpfer des Kleides und Pantalons erkannte, deren Kadaver in einem Winkel des Ateliers am Boden lag.

„Heh, nun wird es mir ein zehn Minuten lang an bitteren Worten und Drohungen nicht fehlen," sagte er bei sich.

Dann kroch er traurig wieder ins Bett und streckte sich tief aufseufzend darin aus. Man hätte ihn für einen Märtyrer des christlichen Glaubens halten können, der sich zum Märtyrerthum vorbereitete.

Der Schneider aber stand, den Hut in der Hand, u suchte die freundlichste Miene anzunehmen, die ihm nur mö lich war. Dann nach einem Augenblicke Schweigens, sagte e

— Ei, mein Gott, Herr Raymond, ich bin in Verzwe lung, Sie in Ihrer Ruhe gestört zu haben! Es ist freil gewissermaßen Ihre eigne Schuld; Sie kommen gar ni mehr zu mir: man möchte fast sagen, daß Sie Willens w ren, mir Ihr Vertrauen zu entziehn.

Arnold wußte nicht wie ihm geschah.

— Ich habe, fuhr der Schneider, der zugleich ein Vere rer der schönen Künste war, fort, Sie noch dieser Tage der Oper gesehn und mich über die wenige Sorgfalt gewu dert, die Sie auf Ihre Toilette verwenden. Ei der Teuf mein Herr Raymond, der Adel muß sich, wie man sagt, au in seinem Aeußeren zeigen, und das Talent ist auch ein Ad Sehen Sie, ich habe da allerliebste Proben mitgebracht; v gleichen, wählen Sie nur, und ehe acht Tage vergehn, sollen Sie, dafür will ich sorgen, in den Moden den T angeben.

Obwohl in Ungewißheit, ob er nicht das Spielwerk ein Illusion sey, bestellte Arnold ohne weiteres sechs Pantalon zwei Oberröcke, drei Kleider und eine Unzahl Westen.

— Apropos, sagte der Schneider im Weggehn, besuch Sie die Oper oft, Herr Raymond?

„Jeden Abend.

— Und nehmen zuweilen Ihren Stand in der Ecke, lin vom Orchester, wo ich Sie vorgestern gesehn habe?

„Ich nehme nie einen andern.

Mehr fragte der Schneider nicht, sondern wiederholte n noch seine Diensterbietungen, indem er sich vor Raymo tief verneigte. Acht Tage später erschien Arnold auf de Boulevard und Abends in der Oper in einem Anzuge, dess sich ein erster Liebhaber des Gymnasiums nicht zu schäm gehabt hätte.

Sein Hauswirth, der Sonntags einen Viertellogenanth hatte, nahm ihn, als er ihm in einem Gange begegnet freundschaftlich unterm Arm und machte sich recht breit, i dem er ihn drei- oder viermal im Foyer herumführte; u als sein Einlogirer sich wegen seiner verzögerten Miethezal lung entschuldigen wollte, fiel er ihm sofort in die Rede, u sagte:

„„Davon kein Wort, oder Sie erzürnen mich! Sie hab über mein Haus wie über mein Herz zu gebieten. Woll Sie nach dem ersten Stock herunterziehen, so sagen Sie nur, und ich kündige auf der Stelle dem Deputirten auf, d ihn bewohnt. Sollten Sie wegen Geld in Verlegenheit sey so machen Sie nur keine Umstände, meine Börse steht Ihn zu Diensten. Sapperment! Sie können ja nachher All mit einem Male abmachen. Bei einem Pfifficus wie Si ist man seines Geldes halber nie in Sorgen. Aber, Verze hung, daß ich Sie verlasse; es wird gleich der dritte A Robert's beginnen, und ich höre gar zu gern das Du vom ehrlichen Manne.

Erinnert sich der Leser wohl des armen Schelmes v Bagdad, den Arun-al-Raschid durch einen starken Schla trunk eingeschläfert hat, und der, dann in des Su tans Palast transportirt, in brocatne, mit Perlen und Di manten besetzte Gewänder gekleidet, auf ein Lager v Sammt und Seide niedergelegt wird, umgeben von d schönsten Sclavinnen des Serails, von welchen die Ein süße Minnelieder singen, während die Anderen bezaubern Tänze aufführen und die köstlichsten Wohlgerüche des Orien aus goldnen Vasen aufsteigen? Als der Arme dann erwac reibt er sich die Augen, wühlt seine Erinnerungen auf, u verliert sich bald in einem Labyrinth von albernen Hypothe und tollen Muthmaßungen.

Arnold befand sich in einer dieser Person aus **Tausend und Eine Nacht** völlig ähnlichen Lage. Alles, was ihm seit einiger Zeit begegnete, war so unglaublich, daß er oft an seiner Vernunft irre ward. Seine mindest nachsichtigen Lieferanten waren voll überfließender Artigkeit, und der Hausdiener redete ihn nicht anders als in der dritten Person und mit dem Käppel in der Hand an.

Ein unerwarteter Umstand setzte vollends seiner Verwunderung die Krone auf. Herr Joubert, Francinen's Vater, schrieb ihm nämlich, seine Tochter mache seit dem ewig bedauerlichen Abgange ihres Zeichenlehrers gar keine Fortschritte; er bäte ihn deßhalb, ihren Unterricht wieder zu übernehmen und ihm gewisse Worte, die ihm leider in einem Augenblicke der Uebereilung entschlüpft wären, zu verzeihen.

(Schluß folgt.)

## T a b l e t t e n.

⁂ (**Die deutsche Oper in Paris.**) Bisher hatten wir in den französischen Journalen nur günstige, oder doch sehr schonende Urtheile über die deutsche Oper vernommen: selbst als dieselbe durch den Leichtsinn und die Unbedachtsamkeit ihres Directors der Auflösung entgegenging, klagten National und Journal des Debats über das unerwartete Mißlingen eines Unternehmens, welches dem Publikum so viel Ergötzen, dem französischen Künstler so viel Belehrung versprach. Um so mehr überrascht eine Philippika, welche jetzt wie ein Blitz aus heiterm Himmel in dem Feuilleton des Temps über die kleine gestrandete Künstlerflotte hereinbricht. Ihm genügen weder die einzelnen Sänger, noch die Leistungen des vielbelobten Chors; er betrachtet es als den höchsten Grad der Naivetät und der Unbescheidenheit, mit solchen Talenten, als die Natur unsern guten Deutschen zugetheilt, auf einer Bühne aufzutreten, wo Rubini und andere Koryphäen des Gesanges ihre Lorbeern geerntet haben. Doch hören wir den Feuilletonisten selbst, und zwar zuerst seine Charakteristik des Tenors, welcher bereits nach dem Abgange des Directors bei der Truppe eintraf: „Das deutsche Theater — sagt er — hat seine Pforten wieder geöffnet mit einem Director weniger und einem Tenor mehr: zwei Chancen bessern Erfolgs. Leider war aber der Director vielleicht noch besser, als der Tenorist, und das ist für Letztern wahrlich keine Schmeichelei. Dieser treffliche Mensch läßt sein Debut in Fidelio ankündigen, und mit unverwüstlicher Gemüthsruhe seinen Namen in großen Lettern auf den Anschlagzettel setzen. Da glaubt ihr denn, er habe einige Begriffe vom Gesange, Methode oder mindestens Stimme. Nichts weniger! Er verläßt sich auf seinen guten Stern. Er singt falsch in den Proben, allein er hofft, in der Vorstellung richtig zu singen; mehrere Noten seiner Rolle sind für seine Stimme zu hoch; vielleicht wird er vor dem Publikum glücklicher seyn. Dem lieben Gott ist ja nichts unmöglich. Allein der liebe Gott spart seine Wunder für einen bessern Anlaß auf, und unser Tenor singt, nach seiner löblichen Gewohnheit, seine ganze Rolle durch falsch, und bei gewissen Passagen singt er gar nicht, weil ihm seine Stimme den Dienst versagt. Glaubt ihr etwa, dieß störe seinen Seelenfrieden? Da kennt ihr den deutschen Sänger schlecht! Greift ihn der Beifall wenig an, so kümmert ihn das Zischen vollends gar nicht; und hättet ihr ihn ausgezischt, ausgepfiffen, verhöhnt, mit Orangenschalen und gebratenen Aepfeln von der Bühne vertrieben, ihr würdet ihn mit derselben Einfalt wieder erscheinen und noch einmal so schlecht spielen sehen!" Nicht besser ergeht es dem Director. „Der deutsche Director — sagt der Kritiker im Temps — macht sich Jahr aus Jahr ein eine kleine Revenue von drei bis viertausend Francs. Zuvörderst ist ihm jedes Theater gut, sey es nun eine Scheune oder der glänzende Saal Ventadour; die Hauptsache bleibt doch immer, eines zu haben, in Paris oder Peking! Sodann muß er eine gewisse Anzahl Personen zusammenbringen, welche Geschmack am Reisen haben, und deren Bedürfniß sich auf ein Bett, eine Pfeife, ein Paar Beinkleider und — de la choucroute, Sauerkraut, beschränkt. Hat es der Director so weit gebracht, dann geht es an ein Singen. Gut oder schlecht, gleichviel! Wo gesungen wird, da ist Einnahme, und wo Einnahme ist, da ist auch Gewinn für den Director. Für den Schauspieler freilich nicht immer; denn bei einem solchen System nutzt sich der Credit allmälig ab: dann fehlt der Taback in der Pfeife, das Sauerkraut wird mager, und das Tuch an den Röcken fadenscheinig. Von diesem Augenblick an hat für den Director die Stunde des Rückzugs geschlagen: eines schönen Morgens legt er seine Functionen nieder, und überläßt die guten Leute der Gnade Gottes." In diesem Tone geht es dann weiter: die jugendliche Sängerin scheint eben erst von den Rundgesängen auf dem Felde herzukommen, der Bassist bleibt unaufhörlich unter dem Tone, das Orchester wäre gut für einen Kirmeßtanz, und die Stimme des Chors klingt hohl wie sein Magen und sein Geldbeutel. Nur Madame Walker findet eine günstige Beurtheilung. Doch darf man darum nicht glauben, daß der französische Kunstrichter von der deutschen Musik im Allgemeinen geringschätzig denkt; im Gegentheil, er hat vor dieser die höchste Achtung, er weiß, daß „das Geschlecht der Haitzinger und der Schröder-Devrient noch nicht ausgestorben ist," und schreibt den schlechten Erfolg der deutschen Oper lediglich der Eifersucht der französischen Sänger und Componisten zu, welche eine **gute** fremde Truppe nicht aufkommen lassen, um das Monopol des Beifalls und — des klingenden Gewinns unverkürzt für sich auszubeuten. (Nürnb. Corr.)

⁂ (**Mainz, 9. Juni.**) Zerstreut und vereinzelt treffen bereits die Mitglieder unserer Pariser Oper hier ein, besonders solche, die noch einige Reisemittel von dem Schiffbruch in Paris retteten; die Andern müssen sich dieselben erst durch Vorstellungen erwerben. Diejenigen, welche bereits hier eingetroffen sind, bestätigen durchaus Alles, was die öffentlichen Organe bisher über dies grenzenlose Elend gesagt haben, in welches diese Leute gelockt worden sind, ja sie malen es mit noch schwärzern Farben und machen Bemerkungen über die Kopflosigkeit und Undankbarkeit der Direktion, daß es einem schwindelt. Binnen acht Tagen werden wohl sämmtliche Glieder der Pariser Gesellschaft hier anwesend seyn, jedoch natürlich ohne ihren Chef, der im Schuldengefängniß in Paris sitzt, und der, käme er hier her, eine hübsche Summe zu zahlen hätte. — Die Briefe, welche wir von den Mitgliedern der Londoner Oper erhalten, schildern zwar auch das dortige Verhältniß nicht brillant; jedoch gehen die Vorstellungen ihren ununterbrochenen Gang; aber der Enthusiasmus früherer Jahre fehlt, auch sind die Vorstellungen nicht sehr zahlreich besucht, besonders von der höhern Aristokratie nicht. Der erste Unternehmer, Herr **Lebrecht** aus Mainz, ist längst der Oper entrückt: er hat England und die deutsche Oper im Stiche gelassen, ohne daß man genau sagen kann, wo er sich befindet. Die Unternehmung ist jetzt in den Händen einiger Londoner Geld-Spekulanten, die nur sich im Auge haben, und den Mitgliedern bedeutende Abzüge machen, welche sich diese aber gefallen lassen müssen, um nicht ein ähnliches Schicksal wie die Mitglieder der deutschen Oper in Paris zu haben. Man darf überzeugt seyn, daß sich in vielen Jahren keine ähnliche Unternehmung mehr von hier aus bilden wird; die bittern Erfahrungen von diesem Jahre laden nicht dazu ein. — Die hiesige Bühne hat bis diesen Augenblick noch keinen Director gefunden; **Remie**, der sich darum bewirbt, macht Unterstützungs-Ansprüche an die Stadt, in die man übrigens wird eingehen müssen, da **Remie** allein im Stande ist, hier wieder ein ehrenwerthes Institut herzustellen.

⁂ (**Berlin, 6. Juni.**) Der König hat, wie bekannt, den bisherigen Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Grafen

Redern, auf sein Ersuchen von dieser Stelle entbunden und zum wirkl. Geheimrath mit dem Prädicat Excellenz, so wie zum Generalintendanten der Hofmusik, dagegen den bisherigen Intendanten des königl. Hoftheaters zu München, v. Küstner, zum Generalintendanten der königl. Schauspiele mit dem Range eines Raths erster Klasse ernannt. Die Stelle eines Hofmusikintendanten ist eine neue für den Grafen Redern creirte Hofcharge; es ist damit die Leitung der am Hofe statthabenden Concerte und musikalischen Aufführungen, nicht jedoch die der königl. Kapelle verbunden, welche, wie bisher, der Generalintendantur der königl. Schauspiele unterstellt verbleibt. Hr. v. Küstner, der vor mehreren Tagen eine Audienz bei dem König gehabt und zur Tafel gezogen wurde, trat am 1. Juni seine Stelle an. Es verlautet schon Mehreres von seiner Thätigkeit; das erste neue Schauspiel, das unter ihm einstudirt wird, ist Halm's „Sohn der Wildniß", eines der besten Erzeugnisse der neuesten vaterländischen Poesie, das in Wien mit gleichem Beifall vielfache Wiederholungen erlebt hat. Die Oper dürfte für's erste außer Stand seyn, etwas Neues von Bedeutung zu produciren, da die Sängerinnen v. Faßmann, Schulz und Hähnel in Urlaub gehen; auch das recitirende Schauspiel wird durch die Unpäßlichkeit des Hrn. Seydelmann, so wie durch mehrfache Urlaube und den Abgang der Fräuleins Stich sehr behindert. Dem fühlbaren Mangel einer Primadonna, der die Herberufung der Mad. Schröder-Devrient zur Aufführung der Hugenotten veranlaßte, soll, da in Deutschland ein zur Zeit disponibles Talent sich nicht vorfand, temporair wenigstens dadurch abgeholfen seyn, daß Mad. Schoberlechner von Hrn. v. Küstner zu einem Gastspiel während der Wintermonate gewonnen ist. Sie ist eine der ersten Sängerinnen Italien's, welche noch neuerdings im letzten Carneval in Florenz, so wie später bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Erbprinzen von Modena in Reggio die vollständigsten Triumphe ihrer Kunst feierte. Wenn sie bisher meist Italienisch sang, so ist ihr doch auch die deutsche Sprache nicht fremd und hat sich dieselbe, wie für die neue italienische Musik, so auch für die eines Mozart, Beethoven und Meyerbeer ausgebildet. Die Aufführung von Robert der Teufel erlebte hauptsächlich durch ihre Mitwirkung im letzten Carneval zu Florenz über vierzig Vorstellungen. (L. A. Z.)

*** (Ursache und Wirkung.) Auf einem Victualienmarkte zu Glasgow in Schottland entspann sich unlängst zwischen Käufern und Verkäufern ein Streit aus denselben Motiven, die bei solchen Gelegenheiten so häufig Anlaß zu Zank und Hader und sogar zu Schlägereien werden. Es wurde ein Korb voll Eier gekauft, baar ausgezahlt und weggeschafft. Nach einer Weile kam der Käufer wieder, erklärte die Eier sämmtlich für alt und faul, und begehrte dafür sein Geld zurück. Das wird ihm verweigert. Er flucht und droht; der Unterhändler nennt ihn einen Betrüger und äußert, wenn diese Eier verdorben sind, so habe er sie für die erst gekauften umgetauscht, die gewiß frisch und ächt gewesen seyen. Der Beschuldigte fährt wildergrimmt auf, und wirft dem Händler ein faules Ei ins Gesicht, und als dieser eine gleiche Waffe aus seinen vier oder fünf Kisten nimmt, und auf den Gegner schleudert, entbrennt ein Zweikampf, den wir komisch nennen würden, wenn er nicht für ein unschuldiges Geschöpf etwas traurig ausgefallen wäre. Eines dieser Eier verfehlte nemlich sein Ziel und schlug gegenüber in ein Fenster, aus dem der kleine Sohn eines Tischlers heraussah. Ein Glassplitter flog ihm in die Wangen und sein Kreischen beunruhigte nicht wenig die erschreckten Eltern. Die Mutter lief mit ihm zum nächsten Chirurg, den Vater zur Rache auffordernd. Dieser stürzte mit einem Stück Holz auf die Eierhändler hinaus, schlägt wüthend um sich, treibt einige in die Flucht, und wird von Andern rücklings gepackt und niedergeworfen. Die Stadtwache legte sich ins Mittel und zieht den Rasenden gefänglich ein. Die Mutter des verwundeten Knaben kehrt zurück, und als man ih vorlaut erzählt, daß ihr Mann als Wahnwitziger in das Irrenhaus geführt worden sey, fällt sie in Ohnmacht und wird mi dem wimmernden Knaben nach Hause getragen. Der Wochenmarkt war für dießmal so viel als zerstört, denn das gang Stadtviertel gerieth in eine Anarchie. Erst nach zwei Stunden als der Tischler wieder heimkehrte, trat allmälig eine Ruhe ein wie sie nach einem starken Gewitter einzutreten pflegt. (Wiener Zeitsch.

*** Einer Mittheilung des „Morgenblatts": (Briefe eines deutschen Kleinstädters) entnehmen wir folgende Stelle: „Im Ganzen, finde ich, sind die Pariser im Theater viel toleranter und artiger, als Deutsche pflegen. Sie wollen amusirt seyn und erreicht das Stück diesen Zweck, so kümmern sie sich wenig um dessen kritische Würdigung, sie lassen es lachend an sich vorübergehen. Auch gegen ihre Schauspieler üben sie die feinste Rücksicht; sobald in einer Loge während der Vorstellung ein störendes Gespräch, ein Geräusch, eine Unterbrechung entsteht wenden sich Aller Augen nach der betreffenden Seite hin, es wird gezischt und Ruhe geboten. Im Parterre heißt es sogar ohne Weiteres und sehr kategorisch: „à la porte!" Für uns liegt etwas Kleinstädtisches in dieser Aufmerksamkeit und Sammlung des Publikums; wir glauben Wunder wie vornehm und geistreich uns zu gebärden, wenn wir fein spät erscheinen, mitten im dritten Akt, die Logenthüre klirrend hinter uns zuwerfen, den Kopf grüßend nach allen Winden drehen, nur nicht nach der Bühne, und mit der Dame links, mit dem Herrn rechts ein wo möglich englisches oder italienisches Dialogisiren anfangen, das dem Schauspieler Sordinen auflegt. Ich wollte es Niemanden rathen, in einem Pariser Theater so zu verfahren. Der Ouvrier im Parterre, der Titi auf der Gallerie, die Beide für ihre zwanzig Sous dasselbe Recht auf Vergnügen und Unterhaltung erkauft haben, das im ersten Rang fünf bis zehn Franken kostet, sie würden jede Beeinträchtigung desselben sehr bald und sehr entschieden zurückweisen. Freiheit im Genießen, aber auch Freiheit im Urtheilen. Wehe dem Unglücklichen auf den Brettern, der seine Rolle nicht bis auf das Jota memorirt hat, wehe dem Fahrläßigen, welcher aus der Melodie fällt und einen groben Verstoß gegen die Aussprache, gegen Gesetz und Sitte des Lebens der Bühne sich zu Schulden kommen läßt! Er wird unbarmherzig ausgepfiffen im Théâtre français, und in den Funambules mag er seinen Sternen danken, wenn er mit zwei gesunden Augen und einem undurchlöcherten Schädel in die Coulisse flüchten kann.

*** Kürzlich trat in Mainz, unter Leitung eines Herrn A. Schmitz, ein neues Institut unter dem Namen: „Verein für klassische Musik" in's Leben, und begann gleich seine Sitzung mit einer Ouverture von A. Schmitz und des edlen Spohr's Oratorium: „Die letzten Dinge." Es muß der dreiste Uebermuth Schwindel erregen, womit der Egoismus heut zu Tage auftritt. Aber der mißlungene Sonnenflug des neuen Icarus wird ihm hoffentlich von Belehrung gewesen seyn.

---

Auflösung des Sylbentrennräthsels in Nro. 156.

Derwisch. — Der Wisch.

---

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 12. Juni. (Neu einstudirt) Das weiße Fräulein, große Oper in 3 Abth. Musik von Boieldieu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 161. 13. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wunschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Fantast.

Ein musikalisches Kunst- und Sittengemälde unseeer Zeit.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikers erzählt,
von Carl Gollmick.

(Fortsetzung und Schluß.)

### Am folgenden Tag.

Der Knoten löste sich einfach: van der Witz Bruder war r Vater Mariens. Als er seine Gattin verließ, trieben ihn usschweifungen und Gewissensbisse zur Verzweiflung. Er ıhm — — ßische Dienste, wurde in einem jener Feldıge veewundet, die Europa unter Waffen riefen, und starb ı Lazareth. Vor seinem Tode aber setzte er seinen Bruder ɔch zu seinem Universalerben ein, das heißt, er vermachte ihm in veelassenes Weib und seine Tochtee. In einem heezerßütternden Schreiben rief ee ihn zum Beschützer der hülflos erlassenen an. Ich las diesen Brief, und es herrschte kein weifel. Vergebens forschte van der Witz Jahre lang nach em Aufenthalt seiner Schwägerin, bis die Fügung des Himıels ihn die Tochter bei mir finden ließ.

Er nahm sie auf der Stelle in sein Haus, und ich mußte ıit. — —

Welch' ein Wiedersehen, welch' vielfache Ueberraschung! uphemia kam mir lächelnd, hold erröthend entgegen, und eichte mir die Hand. Ach! sie war noch immer schön, abee ürdevoller, gewisser in allen Verhältnissen dee Züge und er Bewegung: eine junge wohlwollende Muttee.

Wir haben uns als Kindee gekannt, hub sie unbefangen n, erinnern Sie sich noch Ihrer sentimentalen Schülerin? — ), ich besitze noch das schöne Lied von Ihnen: sul margine 'un rio, wissen Sie?

Und ich Ihr Band — stotterte ich.

Bst! um's Himmelswillen — Kinker, macht mir nicht ange, daß alte Liebe nicht roste, fiel mir van dee Witz as Wort. Spart auch vor der Hand alle Rückführungen ı diese zäetliche Tonaet; denn hier gibt's jetzt mehe zu thun. Er nahm Marien bei der Hand. Nun Frau — schau her, er ist das wohl? Euphemia sah bald mich, bald Marien aunend an. — „Doch wohl nicht — van der Witz: Gib Dir keine Mühe — umarme die lange Gesuchte — unsre Nichte."

Das gab nun eine neue Seene. Seyn Sie meine Muttee, chluchzte Marie, und warf sich in ihre Arme: Die kleine Euphemia hing sich mit naiver Kindlichkeit, fast eifersüchtig ın den Hals ihrer Mutter, und ich — drückte dem van der Witz herztich die Hand.

Endlich! endlich! speach der, ist das Eis gebeochen.

### Acht Tage darauf.

Wie Euphemia meines Gegenfüßlers Gattin wuede, ist noch einfacher. Eindrücke, die ein exaltirtes Gemüth festhält, verwischen sich bald in einem kindlichen einfachen, namentlich unter Umgebungen, wo Zerstreuungen aller Aet an der Tagesoednung sind. Euphemia war nicht des Peäsidenten Tochter, sondern die eines armen veestorbenen Verwandten. Obgleich der Kinderlose nur Vaterstelle bei ihe vertrat, so war er doch zu gewissenhaft, um nicht für ihr Glück besoegt zu seyn. Seine sinkenden Umstände hielten vornehme Feeiee zurück und deßhalb war van der Witz, der Euphemien durch sein Spiel fesselte, ein willkommener. Wie ich das alles so ruhig erzählen kann? — Ich wundee mich über mich selbst, und doch wieder nicht, da ich Marien gesehen. —

### Ein viertel Jahr darauf.

Van der Witz ist ein würdiger und verständiger Mann gewoeden. Er ist wie ein Franzose, der auch erst am Wendepunkt seines Lebens gesetzt wird. Die Jugend hat ausgetobt, sagte er — ich habe die Welt genommen wie sie ist, habe ihre Schwächen benutzt, und mich in den Stand gesetzt, ein freier Künstler zu werden. Wäee ich gegen den Strom geschwommen, ich würde nie diese Unabhängigkeit errungen haben, durch die ich nun Euterpens fröhlichen Dienst kosten kann. Der Stich galt mir. Aber die Praxis zeigt, daß er Recht hatte. — Van der Witz ist ein reicher glücklicher Mann. Sein Haus bildet sich zu einem wahren Kunsttempel heran, und alles Gute und Gediegene geht daraus hervor. Ist es, spricht er oft zu mir, ist es nicht der Mühe werth, zwanzig Jahre ein Narr zu heißen, um als behaglicher Weiser den Rest seines Lebens zu beschließen?" Und Sie, Erasmus, auch Sie müssen glücklich werden. Ich bin Ihnen Revanche schuldig. Hab' ich damals auch nicht in Ihrem Coneert gespielt, so will ich doch jetzt in Ihrem Schicksal eine duechgreifende Rolle spielen. Wenn ich mit einem Theil meines Veemögens Ihr mißgünstiges Fatum versöhne, so ist das nur eine heilige Schuld, die ich abtrage, denn durch Sie wurde mir das Glück, die Allotria meines Bruders wieder gut zu machen. Ihre Talente sollen nun nicht mehr im Trüben fischen, dafür lassen Sie mich sorgen. Nun, ich habe so einen eigenen Plan in Petto. Aber vom Oechester müssen Sie; der Dienst paßt nicht zum freien Mann; und die Pfaffenkutte des Junggesellenlebens müssen Sie gar ablegen. — Unterschied der Jahre? wenden Sie immer ein — Pah! wann wird das Herz des Künstlers je alt? besonders das eines Enthusiasten nnd — Marie ist kein Schmetterling. Verstanden!

Zwei Monate später. Ende August.

Sie ist mein Weib, mein liebes, sanftes Weib, und alle Götter der Liebe und des Glücks sind mit ihr bei mir eingezogen! Van der Witz und Erasmus machen nun ein Haus, und es ist eine Wonne, die beiden kleinen Familien in den Hauptactionen des Tags zu verfolgen. Jede Beschreibung bleibt hinter der schönen Wirklichkeit zurück. Deßhalb will ich genießen und nicht anatomiren. Aber, wenn wir so, unsere Frauen am Arm, durch die grünen Fluren des Maithals wandern, auch wohl sich Euphemia mit liebevoller Vertraulichkeit an meinen Arm hängt — und der neue Vetter Marien führt — wenn wir in der Jasminlaube unsers großen Gartens das Abendbrod genießen, und über Vergangenheiten scherzen; und dann die Weihestunden der Kunst — wenn unser Salon der Mittelpunkt alles Gediegenen und Gebildeten ist — wenn wir uns dann sagen: Heute ist einmal wieder ein tüchtiger Ruck zur Veredlung des Geschmacks gethan, wer ist dann glücklicher, als wir? —

Ende September.

Eine trübe Wolke nur beschattet unser Glück. Mariens Mutter ist hinüber gegangen. Sie starb gerade an dem Tag unserer Vermählung, und schied uns segnend. Sie war zu schwach zur weitern Reise. Marie faßt sich mit englischer Ergebung, denn — sie hat nun höhere Pflichten.

Am 29. März.

Wie kann doch ein Augenblick im Leben alles anders gestalten! und nun ein ganzes Jahr? Wo war ich heute noch vor 365 kurzen Tagen, und was bin ich jetzt? Damals ging meinem Geburtstag des Schicksals Sonne melancholisch auf, heute scheint sie in heiterer Pracht; damals war ich einsam, tausend verletzende Widerhaken im zerrissenen Herzen — ein Hypochonder, heute im Kreise liebevoller Wesen, und an der Seite eines herrlichen Weibes; damals verfolgt vom Ungemach, jetzt begünstigt von Fortuna; ein heiterer Mensch. Das macht aber, ich bin unabhängig. Genug, daß alle meine Plane nun mit einmal gelingen; das Wort bedaure hat der Phrase: Wir schätzen's uns zur besondern Ehre Platz gemacht. Ich bin weder vom Ehrzeiz noch von Reformationsplanen geplagt; thue, was in Stunden der Begeisterung mein Genius mir eingibt, und gräme mich nicht um den Erfolg. Wenn dann die harmlosen, spielenden Erzeugnisse heiterer Momente die gewichtigeren und bedeutungsvollen am Schlepptau nach sich ziehen, und diese durch jene in die Welt eingeführt werden: dann lächle ich über den Gang des Lebens, und sauge behaglich Vortheil daraus, wie die Biene Honig aus den Blumen, die sie leichtsinnig wieder verläßt.

Aber, was war die eigentliche Ursache von dem allen? Meine Talente? — Verdienste? — O nein. Ein Fastnachtstreich, eine Mystification aus dem Hirn meines immer humoristischen Vetters entsprungen. Weiter nichts. Der Spaß war so originell als entscheidend. Van der Witz sprach schon öfters von einem Plane, der ins Leben müsse. Hier ist er. —

Er nahm meine Oper wie sie im ersten Original war, ehe noch der Vandalismus darin gewüthet, schrieb einen andern Titel darauf und bot sie der Direction als ein Opus posthumus Beethoven's an. Der Schlaue wußte es scheinbar gültig zu documentiren. Alles fiel natürlich mit heißhungriger Begeisterung darüber her. — Alle Künste wurden aufgeboten, um dieses Meisterwerk würdig einzuweihen, denn man war von jeder Note bezaubert, man fand, daß elektrisches Blut durch alle Aederchen dieses Colossen strömte, wie sich ein Schöngeist ausdrückte, und die Pausen hatten sogar mysteriöse Bedeutungen. Es wurden Sänger aus Italien, Tänzer aus Paris verschrieben, und die Journale füllten ihre Spalten nur mit Beethoven's klassischer Reliquie. Als der Tag erschien, strömte man aus allen Umgegenden herbei, und das Haus war bei verdoppeltem Preise und Gasbeleuchtung überfüllt. Kurz, der Pracht und des Glanzes war kein Ende und die Blätter sprachen von einem Fest für die Nation.

Wie das listige Werk begonnen, so schloß es auch. Jede Nummer versetzt das Volk in eine Art von Paroxismus, so daß mir bange um seinen Verstand war. Aber van der Witz meinte, ich könne unbesorgt seyn. Am andern Tage, als er die Binde lös'te und ich wie Aeneas aus meinem Nebel sprang, kam man vollends in Allarm, und ich war mit einem Mal der Mittelpunkt der ganzen musikalischen Welt. Man schämte sich nicht, sich nicht zu schämen; denn Euphemia wurde in zwei Monaten mehr als zwanzig Mal gegeben, und ich könnte einen Lorbeer- und Sonettenkram anfangen. Kurz, mein Ruhm flog von Pol zu Pol — ich bin geehrt, berühmt, reich, und mein Glück ist gemacht. O Welt!

Im Mai.

Und nun bin ich sogar Vater; Vater eines holden Knaben, mit schwarzen Augen und einer grellen Stimme. Erasmus Vater! O mein Gott, wodurch hab' ich auch das noch verdient? — Ich halte meinen Sohn fest im Arm, und die Mutter lächelt so holdselig zu uns herüber, daß mir's vor den Augen schwimmt. Van der Witz sieht mit komischem Ausdruck bald mich, bald den Knaben an, Euphemia aber sagt sehr naiv, indem sie ihre Hände über unser beider Achseln legte:

„Wer hätte das vor zwei und zwanzig Jahren gedacht?“ und wie von einem innern Instinkt getrieben, sprang das junge Euphemchen ins Nebenzimmer zum Flügel, und phantasirte über den hohen hehren Choral: Nun danket alle Gott!

## Die Loge des Herrn von Rothschild.

Von Albéric Second.

(Schluß.)

Einige Wochen darnach richtete Arnold folgendes Schreiben an seinen Freund, den Landmann Philipp:

„Meine Briefe, lieber Pylades, folgen sich rasch und sind einander unähnlich; nachdem ich noch vor Kurzem die Welt verwünscht und gejammert habe, erkläre ich mich nun für den glücklichsten aller Menschen; mein Herz fließt über vor Lust. Erinnerst Du Dich des zum Sprichwort gewordenen Schreibens der Frau von Sevigné, in welchem diese Pförtnerin der guten Gesellschaft ihrer Tochter die Verheirathung Lauzun's mit der großen Mademoiselle anzeigt? Das sind oratorische Bedächtigkeiten ohne Ende, als: „ich will Dir die unglaublichste, die unmöglichste, die verwirrendste Kunde mittheilen,“ und sofort zwei Seiten hindurch. Obwohl ich mich nun ähnlicher stylistischer Sprünge bedienen könnte, da meine Kunde nicht weniger erstaunlich ist, will ich dieselbe Dir doch lieber gleich und ohne Umschweife mittheilen: ich bin seit einer Stunde verheirathet, und zwar mit Fräulein Francine Joubert!

„Ich habe Dir erzählt, mit welcher Artigkeit mir mein Schwiegervater die Thür gewiesen hat. Meine Ungnade ist indeß, Gott sey es gedankt, nicht von Dauer gewesen; ich bin bald darnach mit allen Kriegsehren wieder in den Platz eingezogen.

„Herr Joubert nahm mich unlängst bei Seite, und sagte

dumm lächelnd zu mir: „„Heh! halten Sie nur nicht hinterm Berge vor mir — Sie lieben Francine, und es würde Ihnen schon recht seyn, sie zur Frau zu bekommen...""

„Mein Herr.... stotterte ich erröthend.

„„Ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen.... Sie sind ein gesetzter junger Mann, haben gute Connexionen, können es noch weit bringen.... nehmen Sie sie, und ehe ein Monat verflossen ist, gehören Sie zur Familie.

„Vor acht Tagen haben wir den Contract unterschrieben, und da ist Herr Joubert zu mir herangetreten, und hat zu mir gesagt: „„sonderbar! ich hätte geglaubt, daß Herr von Rothschild uns mit seinem Besuche beehrt hätte; hoffentlich sehen wir ihn indeß bei der Trauung.'" Dann nahm er mich, nach einem augenblicklichen Schweigen, bei der Hand, drückte sie herzlich, und rief aus: „„welch schöne Bekanntschaft haben wir da, mein lieber Schwiegersohn!""

„Ja, eine sehr schöne Bekanntschaft, antwortete ich.

„Den nächsten Tag nach diesem ersten und großen Siege kam mein Hauswirth, dem ich noch immer zwei Termine schuldig bin, zu mir in mein Atelier, und sagte mit einschmeichelnder Stimme:

— Nun lieber Raphael, Sie wollen sich verheirathen? Mit wem denn? etwa einer Verwandten des Herrn von Rothschild.

„Ach nein, antwortete ich ganz ehrlich; es ist eine junge und niedliche kleine Bürgerin, die ich eheliche.

— Aber wie kömmt es, daß der Herr von Rothschild von einer so ernsten und Ihre Zukunft so sehr interessirenden Angelegenheit keine Notiz genommen hat?

„Ei alle Wetter! es sollte dem Herrn von Rothschild wohl einfallen, sich um meine Heirath zu bekümmern! rief ich lachend aus. Was geht sie ihn an?

— Nun, so wie Sie mit ihm stehn...

„Wir stehen gerade so mit einander, daß ich es Ihnen wiederholen muß, es werde ihm nicht einfallen, sich um meine Angelegenheiten zu bekümmern.

„Als mein Hauswirth mich so sprechen hörte, stand er auf, sagte mir rasch Adieu, und grüßte kaum als er fortging. Bald darnach erhielt ich die Weisung, die rückständige Miethe zu zahlen, oder sofort mein Logis zu räumen. Einige Stunden später wurde mein Mobiliar in Beschlag genommen, und ohne ein Asyl auf dem gastlichen Divan eines Kameraden, hätte ich, der nahe Gatte einer reichen Erbin, mir mein Nachtlager auf der Straße betten können.

„Gestern hat mir mein Schneider den Hochzeitsanzug gebracht, eine wundersame Toilette, ein Meisterstück der Nadel! Indem er mir den Rock anpaßte, auf den gar nichts zu sagen gewesen wäre, wenn er nicht im Rücken einige Falten geworfen hätte, sagte er:

— Ja wahrhaftig, mein Herr Raymond, ich nehme den größten Antheil an Ihrem Glücke; Sie sind ein wackrer junger Mann, und Herr von Rothschild hätte seine Wohlthaten gar nicht besser anbringen können...

„Welche Wohlthaten? fragte ich fast wild über die Besessenheit Aller, mir ohne Unterlaß mit Herrn von Rothschild zu kommen.

— Warum aus einer Sache Hehl machen, die ja nur noch ein Komödiengeheimniß ist? Der Herr von Rothschild will Ihnen wohl, und er ist's ja auch, der Ihre Schulden bezahlen wird.

„Gehn Sie zum.... Wenn Sie darauf gerechnet haben, so riskiren Sie, am jüngsten Tage Ihr Geld zu bekommen!

„Da hat der Schneider, unter dem Vorwande, daß noch eins und das andre daran zu ändern sey, sich mit meinem ganzen Hochzeitsstaate aus dem Staube gemacht, und da ich, um diese letzte Zeit leben zu können, oft dem Pfandhause habe zusprechen müssen, werde ich nun gezwungen seyn, mich in dem schwarzen Habite trauen zu lassen, den ich in den Tagen meines Glanzes unter den Trödel geworfen hatte.

„Wir kommen aus der Kirche; mein Geschick ist auf ewig mit dem Geschicke Francinen's, die ich leidenschaftlich liebe, verknüpft; Philipp, ich bin überglücklich!... Ach! daß Du nicht bei mir bist! Du würdest Dich selber in meinem Glücke glücklich fühlen!

„Als wir eben in unsern Wagen steigen wollten, nahm Herr Joubert mich beim Arm, und sagte:

— Ei, Schwiegersohn, das ist doch unrecht; ich hätte ihm das nicht zugetraut...

„Was?" antwortete ich, „und wen meinen Sie?

— Nun, daß Herr von Rothschild auch nicht zur Trauung gekommen ist.

„Hatten Sie ihn denn dazu eingeladen?

— Ei freilich! er ist ja Ihr Freund, Ihr erklärter Protector.

„Mein Freund? mein Protector? wiederholte ich ganz erbost; ich kenne ihn nicht einmal; wie gesagt, er ist mir gänzlich unbekannt!

— Er war es also nicht, der Ihnen seine Loge an allen Operntagen überlassen hatte?

„Ich habe nicht einmal gewußt, daß es seine Loge war.

„Da machte mein Schwiegervater ein langes Gesicht, und warf mir einen Blick zu, der nicht eben lieblich war: aber das kümmert mich nun wenig! bin ich doch getraut, gut getraut, recht ordentlich getraut, und das scheußliche Ehescheidungsgesetz ist aus der französischen Legislatur verschwunden!

„Das wäre denn wieder eine verlorne Täuschung gewesen! obwohl die Letzte? Die Heirath, die ich dem unwiderstehlichen Zauber meines persönlichen Verdienstes zugeschrieben, war nur das Werk einer Opernloge. O Geschick, wie spielst Du den Menschen mit! Ich hätte nur den Platz rechts statt links vom Orchester wählen dürfen, und es wäre um mein Glück geschehen gewesen; ich würde dereinst im Winkel irgend eines Hospitals das klägliche Ende eines Malfilater, Gilbert's oder Hegesippus Moreau parodirt haben!"

So ist es mit der Verheirathung Arnold Raymond's zugegangen. Die Kunde davon hat sich bald in der Stadt verbreitet, und seitdem laufen sich die Opernbesucher einander den Rang ab, in der Loge des Herrn von Rothschild Platz zu nehmen; doch haben wir bis auf den heutigen Tag nicht gehört, daß sie neue eheliche Wunder gethan hätte.

Ich habe noch zu bemerken vergessen, daß unser Held Pinsel und Pallette bei Seite geworfen hat. Er arbeitet nur noch für sich selbst, und das Publikum — beklagt das nicht.

---

## Frau Rollwenzel.

Wer Bayreuth kennt, das freundliche Städtchen nahe am Fichtelgebirg, ehedem als der Sitz eines prunkenden Hofes und der Centralpunkt einer kleinen Monarchie belebt und wohlhabend, jetzt verödet, zur isolirten Provinzialstadt herabgesunken und in Ermangelung alles kommerziellen Verkehrs seinen Haupterwerb in den ärmlichen Quellen suchend, die den Bedürfnissen einer kleinen Garnison und des Personals etlicher Dikasterien entspringen; wer es kennt, dieses Städtchen, dessen prächtige Schlösser in Kanzelleyen, Zucht-, Kranken- und Irrenhäuser umgewandelt wurden, in dessen herrlichem Schauspielhause — einem der großartigsten Deutschland's — sich nur während der Sommermonate noch hin und wieder einmal eine versprengte Truppe herumziehender Komödianten herumtummelt; wer es kennt, dieses verkümmernde

Städtchen, der hat sich auch schon unter den Laubgängen der herrlichen Kastanien- und Linden-Alleen ergangen, welche dasselbe noch immer durchkreuzen und nach außen mit den schönsten Promenaden begränzen.

Eine derselben führt nach der Eremitage, einer großartigen Parkanlage mit Lustschlössern aller Art, künstlichen Wasserwerken, und einer Gastwirthschaft für das Publikum.

In dieser Allee sah man vor zwanzig Jahren zur Abend- und Morgenzeit häufig einen ältlichen Mann in einem einfachen dunkeln Oberrocke, das Haupt mit einer Tuchmütze bedeckt, unter deren langem ledernen Schirme eine Brille von grünem Glase sichtbar ward und über dessen Schulter ein lederner Ranzen herabhing, langsamen Schrittes einherwandeln.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, zog eines der vielen kleinen Blättchen weißen Papieres hervor, die in seinem Ranzen lagen, schrieb flüchtig mit Bleistift darauf und steckte es sodann wieder ein. Gewöhnlich griff er dann auch nach einer von den verschiedenen Flaschen Weines, die seine lederne Tasche enthielt, that einen kräftigen Zug und gieng wieder fort.

Während der schönen Jahreszeit bog er gewöhnlich in die Felder und üppigen Wiesengründe ein, die sich zur Rechten und Linken der Allee hinziehen, legte sich mitunter auch wohl auf den Rasen, schrieb und trank.

War es am Abend, und die Dunkelheit brach herein, so bewegte sich sein Schritt regelmäßig nach jenem unscheinbaren einstöckigen Hause, welches ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Bayreuth und der Eremitage, dicht an der Straße an der Stelle steht, wo die Allee zur Linken nach der Eremitage einbiegt. Ich meine das Wirthshaus zum Rollwenzel, nach dem damaligen Besitzer so genannt.

Dieses Wirthshaus war aber zu jener Zeit der Tummelplatz der Handwerksbursche, der gemeinen Soldaten und ihrer Herzallerliebsten. An Sonntagen wurde getanzt, getrunken und regelmäßig zuletzt gerauft. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** (Bouffé.) Im „Morgenblatte" lesen wir: „Bouffé ist ohne Widerrede der größte Schauspieler, welchen Frankreich jetzt besitzt. Ich habe diesen merkwürdigen Menschen an einem Abende als Gamin von sechzehn Jahren und als Greis von hundert Jahren gesehen, und ich wüßte bis auf die heutige Stunde nicht, welches sein wirkliches Alter, wenn es die Biographen der Bühne nicht auf einige vierzig angäben. Eine solche Leichtigkeit, ein so hüpfender Humor, eine von den Quais und den Barrièren so treu zusammengelesene, in den kleinsten Zügen ausgesprochene Wahrheit und Natürlichkeit, wie er sie in dem vollendeten Bilde des Pariser Straßenjungen erreicht, wird bei keinem deutschen Schauspieler auch nur in Andeutung oder Annäherung gefunden. Bekanntlich stellt bei uns eine Dame diese Rolle dar, weil unsere jugendliche Liebhaber, Charakteristiker, Bonvivants, Naturburschen, und wie sie alle heißen mögen, sich an die kitzliche Aufgabe nicht wagten; allein der zarte Ton, die unnachahmliche Grazie und Kindlichkeit, die Bouffé derselben mittheilt, würde auch von den schönsten Händen einer deutschen Künstlerin nicht erreicht. Und kaum hat der wunderbare Mensch den Kittel ausgezogen, so tritt er wieder aus der Coulisse, diesesmal am Stabe, mit wankenden Schritten, kahlen Scheitels, als Père Turlututu oder als Pauvre Jacques. Das letztere Stück ist dasselbe, welches wie als Lorenz Kindlein kennen, mit unwesentlichen Aenderungen; was in Deutschland ein armer Poet, ist in Frankreich ein armer Componist. Auch diese Partie faßt Bouffé unendlich tiefer und ernster, als deutsche Kunstgenossen, welche sie bald elegisch, larmoyant und sentimental, bald kindisch und beschränkt nehmen. Michel Perrin, der Onkel Baptiste, der galante Abbé, der Hofnarr — so viele Rollen, so viele Menschen stecken in Bouffé; bald polternde Alte, bald gutmüthige Greise, heute ein Tänzer, morgen ein Landpfarrer, in dieser Stunde Grobschmied, in der nächsten Minute Diplomat. Dabei trägt er in jeder Bewegung, in jeder Nuance, in jeder Betonung den unverkennbaren Stempel des ursprünglichen, großen und reichen Talents, das sich mit Ernst und mit Strenge gebildet hat. Alle seine Schöpfungen liegen auf einer breiten, mit größter Sicherheit gezogenen Grundlage, er hat sie bis in die ängstlichen Details ausgearbeitet, ohne jemals peinlich und kleinlich zu werden, ohne in prätentiöse Ueberstudirtheit und in pedantische Geistmacherei zu verfallen, und durch alle weht ein innerlichster, wärmster, menschlichster Humor, welcher sich niemals regellos und effektsüchtig die Zügel schießen läßt. Er tritt fertig und ganz vor dich, du fühlst im ersten Augenblicke, daß du einer großen, ernsten, sichern Künstlernatur gegenüber stehst, und im zweiten hast du es schon vergessen, wenn sein Scherz dir Thränen ins Auge treibt oder wenn sein Ernst dich lächeln macht. Die Abende im Gymnase dramatique, wo er, unterstützt von Klein, von Tisserant, von Sylvestre — Schauspieler, nach denen man in Deutschland auch weit laufen könnte, ohne sie zu finden — in einem neuen Vaudeville, in einem alten Lieblingsstücke, in irgendwelcher Rolle seines reichen Repertoires die Franzosen hinriß, sie waren für den Deutschen eine gute Schule in vieler Hinsicht, und mehr als das, eine neue Weihe und ein unaussprechlicher Genuß."

*** In London hat man ein Plakat herumgetragen, das 5 Fuß hoch und zwei Fuß breit war, auf dem in ungeheuren Buchstaben folgendes zu lesen stand: Mord, Mord, Engländer! Leset, wenn ihr könnt, von Anfang bis zum Ende diesen herzzerreißenden Bericht. Hr. Beith hat ihn auf einem Meeting in der Stadt Stirling erzählt und sich von der Wahrheit selbst überzeugt. In einer Stadt, nicht weit von Stirling, ward ein junger Mann, von gutem Aussehen, der einige Kartoffeln gestohlen hatte, von der Polizei verfolgt. Sie fand in seinem Hause eine alte Mutter und zwei Schwestern, die der junge Mann mit seiner Arbeit ernährte. Ein Topf stand auf dem Feuer. Die Polizeimänner fanden in demselben ein Stück von einem todten Hunde, was die Armen mit den gestohlenen Kartofeln verzehren wollten. Dies geschieht unter einem christlichen Ministerium in England, im gesitteten Schottland, einem Lande der Arbeitsamkeit und Mäßigkeit! Dies ist kein einzelner Fall. Tausende verhungern um uns; in allen Theilen des Reiches fallen die Opfer der Kasten-Gesetzgebung, der Hunger erzeugenden Gesetze! Und noch immer hängt der Fluch des Monopols über uns! Noch immer besudeln die verfluchten Korngesetze das Gesetzbuch England's und vernichten sicherer, wenn auch stiller, als Pest und Schwert, Euch und Eure Kinder. Engländer, Schotten, Iren! Wie lange wollt ihr noch dieser schreienden Ungerechtigkeit unterwürfig seyn? Wie lange wollt ihr noch Theilnehmer dieser nationalen Sünde seyn?

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 14. Juni. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 162. 14. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Papiere der Heirathslustigen. *)

### Momente aus dem Possenspiele des Lebens

von

Dr. Fr. Wiest.

Es ist wirklich Haar-sträubend, Verstand-raubend und Gemüth-zerfleischend, wen man braucht, was und wie viel man braucht, um heirathen zu können! Hat man endlich nach jahrelangem Herumstöbern eine Braut, hat man nach tausend Kniffen und Pfiffen die Väter, Mütter, Onkel, Tanten und Basen der Braut in der Tasche, hat man sogar schon zum Heirathen für die ersten häuslichen Conto-Zufälligkeiten einige Gulden in der Tasche, so hat man endlich noch immer nicht die Heirathspapiere in der Tasche!

Jeder und Jede, die jetzt ein glückliches oder unglückliches Paar im ehelichen Leben bilden, werden Erinnerungs-Momente haben, wie lange und wie mühvoll sie daran arbeiten, bis sie ihre Heirathspapiere erhielten. Männliche oder weibliche Wesen, die niemals oder noch nicht nach solchen Papieren eine Treibjagd veranstalteten, können sich keinen Begriff von dieser athemraubenden Hetze machen, können diesen namenlosen Papier-Schmerz der Heirathlustigen gar nicht ermessen! Wenn solch ein Heirathslustiger von irgend einem oder einer Bekannten auf der Straße mit der Frage arretirt wird: „Na, jetzt wird man wohl gratulieren dürfen?“ und man stöhnt darauf: „Leider nein, wir haben noch immer unsre Papiere nicht;“ da gibt es ein zweifelhaftes Kopfschütteln und ein bedauerndes Mienenspiel und ein trostsprechendes Achselzucken, daß man alle Papiere, und Papierfabriken und Papier-Beschreiber in die Gluthen eines Hamburger Brandes hinein verwünschen möchte. O diese Leute mögen nur ein Mal mit reellen Heirathsideen beschäftigt seyn, und sie werden die Centnerlast von einem Loth Papier mit ausreichendem Hochdruck auf ihren Herzen fühlen!

Es ist gut und schön, daß man in das eheliche Leben, in den heiligen Bund der Gesellschaft nicht so sans gène hineinstolpern darf, wie in eine Bierschenke, aber daß man, um einen Paß in das gelobte Land der Ehe zu erhalten, eine Unsumme von gutem Geld, und guten Worten, und guter Geduld und guten Stiefeln opfern muß, das ist auch gut und schön — für alle jene, die es nicht durchzumachen haben! Es ist gewiß arg, aber man könnte sich als Heirathslustiger dies alles noch gefallen lassen, wenn diese verhängnißvollen Papiere, wenn sie einmal in Richtigkeit sind, auch wirklich in Richtigkeit wären! Aber mit diesen Papieren kömmt man gar nie in Richtigkeit; entweder hat man endlich zu viel Papiere oder zu wenig, entweder heißt es endlich: „Ja, dies Papier brauchen Sie gar nicht!“ oder: „Ja, dies Papier müssen Sie noch unumgänglich nothwendig haben,“ oder es fehlt ein I-Punkt in einem Papier, oder der Schreiber, ein Anhänger der neuen Orthographie, hat ein i hingeschrieben, wo nach alter Sitte der Väter ein y hingehört, mit Einem Worte — die Papiere sind nicht in Richtigkeit! Das ist das einzige richtige Bewandtniß in der so sehr unrichtigen Sache, und endlich (weil alles so schön mit den Papieren schon in Ordnung war) hat man von vorn an das verzweiflungsvolle Papier-Lied Jeremiä durchzuleiern, ein Lied, das noch einige Strophen mehr zählt, als das historisch berühmte „Eduard und Kunigunde!“

Die Einwilligung der Eltern in die Verehelichung der Kinder ist eine schöne Sache! Die Eltern willigen auch, wenn es nur etwas thunlich ist, gewöhnlich ein, denn sie sind froh, wenn sie die Kinder, besonders die Töchter, an den Mann bringen. Aber der Heirathslustige hat keine Eltern mehr, nur eine alte Urgroßmutters-Tante, die in New-York wohnt, könnte in die Verehelichung Einspeuch thun. Sogleich wird von Danzig nach New-York um das so wichtige Papier geschrieben! Von New-York wird nach Verlauf von dreiviertel Jahren sogleich nach Danzig geschrieben, daß die genannte Dame, die Urgroßmutters-Tante, nach Buenos-Ayres übergesiedelt. Sogleich wird von Danzig nach New-York geschrieben, daß man sogleich nach Buenos-Ayres schreiben möge wegen des wichtigen Documentes. Aus Buenos-Ayres wird nun sogleich nach einem halben Jahre nach New-York geschrieben, daß die genannte Dame schon vor zwanzig Jahren am gelben Fieber gestorben. Der Heirathslustige in Danzig könnte aus Gift und Galle ebenfalls am gelben Fieber sterben, aber jetzt hat er das Papier, das hochwichtige Document, es kann kein vormundlicher Einspruch mehr geschehen; der erste Papierschritt, der zwei Jahre dauerte, ist glücklich geschehen, aber nun steigt plötzlich am Amt zu Itzehoe, einem solchen Papier-Bezirke, der Gewissensscrupel auf: „Könnte nicht die hingeschiedene Dame vor Jahren ein Testament mit Einspruch hinterlassen haben?“ — und die große Correspondenz beginnt von Neuem — weil denn doch die Papiere in Ordnung seyn müssen!

Der Geburts- und Taufschein! Man muß erst durch die Ehe zur Ueberzeugung kommen, daß man wirklich geboren ist, und kommt leider oft zur Ueberzeugung in der Ehe, daß man nur zu Leiden geboren ist. Ohne Geburtsschein, ohne Taufschein — kein eheliches Bündniß! Die beiden Theilen müssen zu beiderseitiger Beruhigung gegen eine Taxe von vier und zwanzig, dreißig oder acht und vierzig Kreuzer die besiegelte Bestätigung haben, daß sie geboren sind, ob sie füreinander geboren sind, darüber werden keine Papiere aus-

*) Rheinland.

gefertigt. Und die Taufscheine! Die einzige Gelegenheit im Leben, bei welcher die weiblichen Wesen auf ihren Taufschein dringen, ist, wenn das Ehebündniß geschlossen werden soll, wie wird diese Gelegenheit für beide Theile mit Gift getränkt? Man darf heidnisch verliebt, aber nur christlich geheirathet seyn, und die wahre christliche Liebe spricht sich durch dieses papierne Organ, durch den Taufschein aus! Ich will den kitzlichsten Punkt in diesen Heirathspapier-Angelegenheiten, wenn eine confessionelle Verschiedenheit der Heirathscandidaten vorhanden ist, ganz fallen lassen, es ist ein Punkt, der durch einen Gedankenstrich ersetzt werden könnte und deßentwegen in Deutschland bereits Millionen Fragezeichen und Myriaden Ausrufungszeichen verschleudert wurden, ich spreche nur, wenn beide Theile einen Rock und einen Gott haben, wenn beide Theile an die Auferstehung des Fleisches glauben, wie viele unsägliche Mühe haben sie dann noch, um ihre Geburts- und Taufpapiere zu erringen! Wie viele alte Kirchenbücher müssen da ins Consilium gezogen, wie viele Registraturen durchwühlt, wie viele langweilige Küster zur freundlichen Theilnahme gestimmt werden? Und dann finden sich die Kirchenbücher nicht! Sie sind in einem Brande zu Grunde gegangen. Bei einer feindlichen Invasion als Kostbarkeiten geraubt worden! Man muß sich an die höchsten Stellen der Hauptstadt wenden, man wird nach Rom gewiesen und von Rom aus erhält man nun die Versicherung, daß man in Schöppenstadt geboren und getauft wurde.

Die Militär-Entlassung, der Heimathschein, die Mündigsprechung, das Auswanderungspatent, das Domicilrecht und überdieß alle Papiere, und hoffentlich gute Papiere, sonst ist's mit dem Heirathen nichts! Wer nie sein Brod in Thränen aß, und niemals um eine Militär-Entlassung, um heirathen zu können, einkam, der weiß nicht, was das Leben Schönes bietet! — Entweder schon gedient haben, oder sich stellen müssen, da ist keine andere Wahl. Man reis't in das dreihundert Meilen entfernte Vaterland, um den bereits in manchem Feldzuge des Garçonlebens geprüften Heldenkörper neuerdings dem Wohle des Vaterlandes zu opfern und wird natürlich wieder mit einem Laufepaß von Papier zurückgeschickt, worauf die vielsagenden Worte zu lesen: „Untauglich befunden." — Welch zartes Compliment für die zukünftige Gemahlin? Und die Qualen mit dem Heimathscheine, mit dem neuerwählten Domicil, mit der Auswanderung! Wenn man auch nie einen blassen Schein von einer Heimath gehabt, und man klopft des Heimathscheines wegen an, dann geht einem mit diesem Schein erst das hellste Licht über die Heimath auf! Hat man nichts, so will einem die Heimath kaum zum Scheine aufnehmen, hat man etwas, so muß der alten Heimath der Schein darüber durch die reelste Wirklichkeit abgekauft werden! Und wie oft seufzt man da, als ginge es zum Hause des Todes: „Heute muß ich wieder aufs Amt!" Man kommt aus dem schwarzen Visitekostüme gar nicht mehr heraus, man geht schon vor der Hochzeit immer in Trauer herum! Wie viele Antichambres muß man da durchkriechen, wie viele Katzenbuckel vor betreßten Livréen schneiden, wie viele herablassende und hochfahrende Schöppen-Schulzen-Schultheiß-Bürgermeisterei-Schreiber-Physiognomien mit Unterwürfigkeit einstecken, wie viele silberne, nicht eiserne deutsche Händedrücke muß man austheilen, und wie viele Ministerial-, Consistorial- und Parochial-Weisheitsentscheidungen mit Demuth und gerührtem Herzen acceptiren — eines papiernen Flederwisches wegen? Nur die Papiere der Mündigsprechung und die Vormundschaftspapiere, die man zum Heirathen braucht, sind ohne große Schwierigkeiten zu erlangen. Die weiblichen Wesen schreien sich mündig, wenn es durch Sprechen nicht geht und die Vormünder sind mit dem Ablegen der Rechnungen gleich fertig. Gewöhnlich haben sie schon viel früher alles verrechnet un es ist nichts mehr abzulegen, eher noch von den Ehecandidaten zuzulegen. Einem Dritten aber, vielleicht gar einem Man des Rechts, die Eintreibung der Heirathspapiere übertragen, da hieße erst recht diese Papier-Zweckmühle ins Endlose fortsetzen! Ein Mann des Rechts würde diese Heirath-Papierangelegenheiten als Proceß behandeln und für die Ewigke bearbeiten, und bei andern Leuten ist da kein Rath einzuholen. In diesen Heiraths-Papierfragen sind Solon, Kan Hegel und Strauß complette Dummköpfe! — Da weiß jede alte Weib ein Hausmittel gegen diese Papier-Verhärtung un nichts hilft! Da sagt Eine: „Ich hab's so gemacht," un die sagt: „Nein, so muß man es machen," und die Dritt schreit: „Gott bewahre, das müssen Sie thun," und ein Vierte: „Wenn ich nur so etwas nicht hörte, ich kann auch von Papieren reden, nur so geht's!" und nach all dieser Redereien kriechen die Papiere doch ihren von Gott und der Menschheit vorgezeichneten Schneckengang, als wenn gar keine Eisenbahnen und Dampfschiffe existirten! Das ist eben der Fluch! Der Heirathslustige soll der Zukünftigen die Cour machen, zugleich seine Geschäfte machen, und zugleich diese Papier-Entdeckungsreisen machen! Wie leicht geschieht es, daß er dieser Papiere wegen über das Meer gejagt wird, daß er endlich die Papiere in der Tasche hat, daß er auf der Rückfahrt Schiffbruch leidet und auf eine wüste Insel verschlagen wird, wo er dann seine Papiere heirathen kann, während zu Hause die Theure hinsiecht und am gebrochenen Herzen und einem verschlagenen Heimathschein hinstirbt. Wenn ein Heirathslustiger am Rhein seine Papiere von der Donau haben muß, wird er, bis der Trauungsschein in seiner Hand ruht, selbst so transparent, wie ein österreichischer Fünfgulden-Schein, und die Dame, die sich vielleicht in einen Schwarzkopf verliebt hat, bekömmt zugleich mit den Papieren vielleicht einen Graukopf, oder gar einen Ohne-Kopf, denn den Kopf könnte der Heirathslustige wirklich in diesem Papier-Jammer einbüßen!

Es ist wirklich eine traurige Merkwürdigkeit, wie den Heirathslustigen alles in den Weg gelegt wird, um sie vor dem Heirathen zurückzuschrecken. Man soll mit Gewalt nicht solide werden! Oder muß man diese Vorhölle passiren, um dann den Himmel doppelt schön genießen zu können? Gewiß ist es wenigstens, daß, was in Heirathsangelegenheiten die Papiere betrifft, die Ehen im Himmel geschlossen werden. Hätte der Schmied von Gretna-Green in Deutschland gelebt, er wäre ein Millionär geworden, und die dankbare heirathslustige Welt würde ihm ein Denkmal errichtet haben. Und wie schnell ist eine Ehescheidung fertig, es bedarf nur einiger Papierchen, einiger entdeckten billet-doux an eine dritte Person, und zur Ehevereinigung, zur legalen Sanctionirung eines Bundes für das Leben, wie viele Ries Papier müssen da verkritzelt werden.

Heirathslustige Welt, magst Du nun jung oder alt seyn, im Rosenschimmer der Jugend oder im Gletscherglanze des Alters stehen, magst Du an Rom oder Berlin glauben, rüste Dich mit Muth, Ausdauer, Geduld — und vorzüglich mit Geld auf den Eroberungszügen nach dem papiernen Vließe dieser Heirathsskartekken! Laß Dich von den schönen Hoffnungen einer schnellen Vereinigung nicht zu leicht im Taumel der Gefühle hinreißen, denn die moralische Katzenjammer-Enttäuschung in diesen Heirathspapier-Geschichten wirkt zu gräßlich nach! Heirathslustige Welt, Du wirst die Eisenfesseln der Standes- und Geburtsverschiedenheit sprengen, Du wirst die bleiernen Flügel der Familien-Etiquette wegschmelzen, Du wirst die Silberminen der Onkeln und Tanten flüssig machen, Du wirst die Felsenriffe der tausend Herkömmlichkeiten glücklich umsteuern — aber die Heirathspapiere wirft

Du nicht erringen, Du kannst auf dieser papiernen Sandbank mit all Deinen schönen Zukunftsplanen sitzen bleiben, bis sich die Woge des blinden Glücks Deiner Noth erbarmt und Dich in den Hafen hineinschwellt. Heirathslustige Welt, Du wirst alles besiegen, was Dir unüberwindlich schwierig schien, und an dem, was Dir so nichtig dünkte, an einem bischen Lumpen zu Papier verarbeitet kann eine Welt von Gefühlen zu Grunde gehen. Aber, heirathslustige Welt, halte nur die Liebe zum erwählten Wesen Deines Herzens fest; die Liebe gibt Geduld und Geduld überwindet deutsches Sauerkraut — und auch diese Heirathspapiere. Das sind eben nur Momente aus dem Possenspiele des Lebens!

## Frau Rollwenzel.

(Schluß.)

Die Ordnung bei diesen harmlosen Vergnügungen vermochte nur eine einzige Person aufrecht zu erhalten, die Stürme der Schlägereien nur sie zu beschwören, und diese Person war Madame Rollwenzel, des Wirthes Frau. Gott hab' sie seelig! noch sehe ich sie, wie sie Abends mit verschränkten Armen in der Thüre stand, die stämmige Frau mit ihrem Männerkopfe, den eine zum Zerbrechen steif gestärkte und gebügelte Riesenspitzenhaube eng eingeschlossen hielt; noch sehe ich sie, wie sie von der Hausthüre aus das Gesinde kommandirt, ohne den Blick von der Straße abzuwenden, der den Wanderer mit dem ledernen Ranzen und den grünen Augengläsern suchte.

Und zeigte er sich endlich, so verzog sich ihr Gesicht zu einem vergnügten Lächeln, und sie ging ihm eine Strecke Weges entgegen, reichte ihm mit der Miene vertraulicher Freundschaft die fleischige Hand und rief: — Ei, ei, Herr Schangpaul (Jean Paul), wie spät! Hab' schon gemeint, Sie würden heute gar nicht kommen. Sie lassen sich aber auch gar nicht rathen. Da sitzen Sie noch spät am Abend im Grase und schreiben. Das thut den Augen nicht gut und macht Katarrh.

— Hat nicht so viel zu bedeuten, liebe Frau Rollwenzel, erwiederte der Verfasser der Levana freundlich; an den Augen ist nicht viel zu verderben, und meine Brust ist an die Abendluft gewöhnt.

— Nun, Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, Herr Schangpaul. Es wäre ja Jammerschade, wenn Sie vor der Zeit ins Gras beißen müßten. Der Engländer, welcher Ihnen gestern die Zeit so lange gemacht, war heute Morgen schon wieder da. Er sagte, Sie wären ein grundgescheiter Mann, und Ihre Bücher unübertrefflich. Er müsse nur bedauern, daß er nichts davon verstehe . . .

— Der blonde Sohn Britaniens scheint's mit meinem Ruhm auf gut Treu und Glauben zu halten.

— Wenn Sie den Engländer meinen, Herr Schangpaul, der hat freilich allen möglichen Respekt vor Ihnen. Denken Sie sich nur, als er sich eine Zeit lang auf Ihren Arbeitsstuhl gesetzt und die Augen verdreht hatte, als ob ihn eine Ohnmacht anwandelte, verlangte er auf einmal eine von Ihren Federn. Es wollte sich keine finden, und da geberdete er sich, als wenn ihm das größte Unglück passirte. Sie wissen, Herr Schangpaul, daß ich eine resolute Frau bin, und da hab' ich so bei mir gedacht: ei, wenn der Mensch mit einem Gänsekiel glücklich gemacht werden kann, so will ich ihm helfen. Wer kann's so einem Ding ansehen, ob der Kunz oder der Peter damit geschrieben hat. Ich machte mir was zu schaffen, ging in mein Zimmer, holte eine Feder von meinem Rollwenzel, praktizirte sie hinter Ihren Schreibtisch, und zog sie nach einigem scheinbaren Suchen wieder hervor. Der Mensch war vor Vergnügen außer sich, küßte die Feder ein mal über das andere, verwahrte sie behutsam in seiner Schreibtafel und drückte mir beim Fortgehen ein blankes Goldstück in die Hand.

— Wie ich sehe, machen Sie sich meinen Federkielruhm zu Nutze, liebe Frau Rollwenzel, bemerkte der erhabene Dichter mit einem vergnügten Lächeln.

— Ei freilich, ei freilich, ließ sich seine stämmige Freundin lustig vernehmen. Sie wissen ja doch, Herr Schangpaul, daß ich eine resolute Frau bin. Ha, ha, ha!

Unter ähnlichen scherzhaften Gesprächen führte ihn die redselige Frau die Stiege hinauf, in das einfache Zimmerchen, welches er beständig gemiethet hatte, und in dessen schlichten Räumen ein großer Theil seiner erhabenen Schöpfungen entstand.

Hier unterhielt sie sich noch eine Weile mit dem Dichter, erzählte ihm, wie resolut sie sich gestern bei der Rauferei benommen, wie sie nämlich eigenhändig einen betrunkenen Schustergesellen vor die Thüre gesetzt, und dergleichen mehr. Dann entfernte sie sich, ließ ihn ein paar Stunden allein, und ging nur ab und zu, um von Zeit zu Zeit zu hören, ob er nichts begehre.

Rückte dann die gewohnte Zeit des Nachhausegehens ihres Freundes heran, so machte sie sich wieder herbei, gab ihre derben Späße von neuem zum Besten, geleitete ihn die Treppe hinab ein paar Schritte vor das Haus, und sagte ihm mit einem familiären Händedruck gute Nacht. Hierauf begab sie sich in das Zimmerchen im Erdgeschoß zur Linken, woselbst die Herren aus der Stadt ihr abgesondertes Lokal hatten. Da erzählte sie nun mit strahlendem Gesichte, wie der Herr Schangpaul mit ihr gelacht und gescherzt habe, und sie nie anders als seine liebe Freundin, und liebe Frau Rollwenzel geheißen. . .

Jean Paul lebte in Bayreuth ausserordentlich zurückgezogen. Zu den wenigen Personen, die sich seines nähern Umgangs rühmen konnten, gehörte die Frau Rollwenzel. Es wäre gewagt, wollte man sagen, ihre derbe Munterkeit möge dem großen Geiste mitunter Stoff zu den unerreichbaren komischen Situationen gegeben haben, welche seine Schriften so herrlich beleben. Aber so viel ist gewiß, daß die stämmige Bierwirthin dem Verfasser der Levana viel heitere Stunden bereitet, seinem freundlichen Munde manch herzliches Lachen entlockt; und deshalb wird der gewissenhafte Biograph Jean Paul's nicht unerwähnt lassen dürfen, daß ihm die Frau Rollwenzel eine werthe Freundin gewesen. — h —.

## Tabletten.

*** Dieser Tage ist aus der berühmten Seidenwaarenfabrik des geh. Commercienrathes Meyer zu Berlin ein seltenes Kunstproduct hervorgegangen, das ganz geeignet ist, die hohe Schule unserer Industrie darzuthun. Es ist das Testament des letztverstorbenen Königs, umgeben und getragen von allegorischen Figuren in Seide gewirkt. Wenn man vor dem Bilde steht, glaubt man einen feinen Kupferstich, dessen innerer Theil mit gewöhnlichen Typen gedenckt ist, vor sich zu haben, so genau sind die Nuancen der Figuren und der Abrundung der Buchstaben gelungen. Zur Ausführung dieses Kunstwerkes wurden drei Webe-Maschinen von Jaguard und nicht weniger als vierzigtausend Cartons verwendet

*** Ein weiteres trefflich gelungenes, prachtvolles Orgelwerk von Walker zu Ludwigsburg im Würtembergischen, mit drei Manual- und zwei Pedal-Clavieren und 64 Registern, für die St. Olaikirche in Reval (Liefland) gefertigt, ist auf dem Punkte, nach dem Orte seiner Bestimmung abzugehen. Ihr Ankaufs-

preis in Ludwigsburg, ohne Transport, Kosten der Aufstellung, Vergoldung, ist 26,000 fl.

*** Am 5. Juni Abends, in dem Augenblicke, wo die Promenade der Allee-Verte zu Brüssel am belebtesten war, fiel ein Mensch in den Kanal. Der Gesandte England's, Ritter Seymour, fuhr eben vorüber: aus seinem Wagen springen, sich in den Kanal stürzen und den Menschen, der dem Ertrinken nahe war, an Bord bringen, war für ihn die Sache eines Augenblicks. Der Ritter Seymour, der seinen Hut verloren hatte und, wie man denken kann, bis auf die Haut durchnäßt war, kehrte zu Fuß, am Arme des spanischen Geschäftsträgers, nach seinem Hôtel zurück. Auf dem Boulevard begannen Kinder, welche die Ursache des sonderbaren Zustandes des Gesandten nicht kannten, ihn auszuzischen. Seymour lachte herzlich über die seiner Menschlichkeit zuerkannte Belohnung. (Hanauer Z'g.)

*** (Nürnberg, 8. Juni.) Der bisherige Director unseres Stadttheaters, Hr. Brauer, unter dessen Leitung sich kein Stern des Glückes für Thaliens Tempel zeigen wollte, hat diese Stelle niedergelegt und die Leitung des Magdeburger Theaters übernommen. An seine Stelle tritt Hr. Hysel, seit längerer Zeit Mitglied unserer Bühne, von dessen Führung man sich viel Gutes verspricht, da er die Mängel und Bedürfnisse jedenfalls besser kennt. Hr. Hysel hat bereits die Zusicherung gegeben, daß er ein Schauspiel und eine Oper herstellen werde, wie sie die glänzendsten Zeiten des hiesigen Theaterbestandes nur geboten haben. (Augsb. Abendz.)

## Frankfurt.

### Notiz über die beiden kürzlich hier durchgereis'ten Nestorianer aus Persien.

Es gibt rauhe Lebenswege und Führungen, welche, von dem gewöhnlichen Laufe des menschlichen Elendes abweichend, ia um so höherem Grade das allgemeine Mitgefühl erregen müssen. Kein menschliches Herz, kein empfängliches Gemüth wird bei der Schilderung des Unglücks zweier nestorianischen Christen aus Kurdistan, die vor einigen Tagen hier durchreiseten, kalt und theilnahmlos bleiben können. Folgende Darstellung ist theils der Beilage zu dem in Schaffhausen erscheinenden Tageblatte und einer in Genf im Drucke erschienenen Notiz, theils auch eigner Kenntnißnahme gemäß abgefaßt.

Wasili Melko und Michael Alexieff aus einem Orte bei Urumiah an Persien's Grenze, in der Provinz Azerbidjan, verlassen ihre Wohnungen, um ihren Arbeiten vorzustehen, und bei der Rückkehr finden sie nichts als Zerstörung. Die Kurden, ein wildes persisches Gebirgsvolk, welche, wie die Tscherkessen in die Gegenden am Kaukasus, öfters Einfälle in ihre Provinz machen, hatten ihre Wohnstätten geplündert und Beider Frauen und fünf Kinder entführt! Man denke sich den tiefen, herzdurchdringenden Schmerz dieser Unglücklichen. Sie würden der Last ihres Unglücks erlegen seyn, hätte nicht ein liebevoller amerikanischer Missionar in Urumiah, der ihrem Wohnorte am nächsten gelegenen Stadt, die Spur der geraubten Opfer entdeckt. Die Kurden hatten ihre Beute einem Türken in Mosul am Tigris verkauft. Durch jenes Menschenfreundes Vermittlung erfahren sie, daß der Muselmann ihnen ihre Familien wieder überliefern wolle, gegen ein innerhalb zweier Jahre zu zahlendes Lösegeld von 4000 Silberrubeln (16,000 französ. Franken). Das überhaupt dort auf den Christen lastende mahometanische Joch, machte ihnen die Sammlung der erforderlichen Summe unter ihren Landsleuten unmöglich, und sie sahen sich verurtheilt, ihr Theuerstes auf Erden, ihre Frauen und Kinder, Sclaven eines Mahometaners, nie wieder zu sehen. Die Härte der Gefangenschaft würde sie nicht so sehr gebeugt haben, als die Furcht, ihre Kinder möchten von der christlichen Religion abfallen, und der Versuchung in einem so zarten Alter nicht widerstehen können, durch Annahme des Islams ihr Sclavenjoch zu lüften oder gar abzuwerfen. Der Missionar ließ den hartbedrängten Vätern den Rath ertheilen, in den christlichen Ländern Europa's bei ihren abendländischen Brüdern zu sammeln, in der Hoffnung, das von dem Türken verlangte Lösegeld bis zum letzten Termin (der Ende August dieses Jahres ablaufen wird) beizutreiben. Auf diesen Rath hin begaben sich die Beiden zu Fuße auf den Weg mit einigem geliehenen Gelde, nichts weiter besitzend, als die Kleider, die sie gerade trugen, ohne Kenntniß der europäischen Sprachen, nur ein wenig Russisch sprechend, das sie während der Besetzung einiger persischen Provinzen von den russischen Truppen, unter dem Fürsten Paskewitsch, erlernt hatten. In Tauris erhielten sie von dem russischen General-Consul einen Reisepaß und begaben sich nach Odessa. Von da kamen sie über Warschau, Berlin, Hamburg, nach London und von hier zurück nach dem Continent, dann über Belgien nach der Schweiz, und über Würtemberg hierher nach Frankfurt, und reisen nun über Nürnberg, Augsburg, München, Wien, Trapezunt wieder in ihre Heimath. Sie machten den größten Theil ihrer Reise zu Fuß, und immer näher rückt der gefürchtete, o könnte man sagen: der erwünschte Termin.

Bis jetzt ist jedoch ihr Unternehmen leider nicht sehr erfolgreich gewesen, besonders weil sie sich in Deutschland und in England nicht leicht verständlich machen konnten. Es fehlt noch viel an der erforderlichen Summe.

Die Aussagen und Papiere dieser Männer sind nach allen Seiten mehrfach geprüft und für wahr und ächt befunden worden. Ihre Schilderungen stimmen vollkommen mit den Berichten, welche wir von Reisenden aus jenen Gegenden haben, überein. Sie drücken sich bei Unterredungen, die aber durch Dollmetscher geführt werden müssen, höchst einfach aus, und was sie sagen, hat das Gepräge der Wahrheit. So äußern sich nicht nur oben erwähnte Blätter, sondern auch Männer, die sich mit ihnen ohne Dollmetscher unterhalten konnten, wie z. B. ein mit ihnen auf dem Dampfschiffe von London nach Ostende zusammengetroffener Reisende, der im Orient gewesen und ihre Sprache verstand. Zu Bern wurden sie von dem Gesandtschaftsprediger an der dortigen griechisch-russischen Kapelle, Herrn Katschenowski, geprüft, in Basel von Herrn Missionar Zaremba, in Stuttgart von Herrn Pastor Haas, früher Missionar im Orient*), und auch in hiesiger Stadt waren mehrere Personen im Stande, sich mit ihnen im Russischen zu unterhalten und ein günstiges Urtheil über ihre Aussagen zu fällen. Herr W. Hoffmann, Inspector der evangelischen Missions-Anstalt zu Basel, hat sich bereit erklärt, den Betrag, der ihm von Menschenfreunden gesendeten Summen an mehr erwähnten amerikanischen Missionar in Urumiah zu schicken, von wo aus solcher durch sichere Vermittlung, vermuthlich durch den brittischen Consul in Mosul, an seine Bestimmung abgegeben wird. Ueber die Anwendung der Summen wird Herr Inspector Hoffmann, dem Wunsche der Geber gemäß, später Rechenschaft ablegen.

Die Reise der beiden Nestorianer gränzt freilich an Kühnheit, sie setzt aber auch ein großes Vertrauen auf ihre europäischen Brüder voraus, und dieses hat für jedes mitleidige Menschenherz etwas so Ansprechendes, daß es unmöglich dieses Vertrauen zu Schanden werden lassen kann.

Im Namen mehrerer Menschenfreunde:

P. Appia, Consistorialrath und Pfarrer.
J. G. Zimmer, Consistorialrath und Pfarrer.
Dr. J. Fresenius-Andreae.

*) Derselbe, welchem der jetzt regierende Schah von Persien unlängst den Löwen- und Sonnenorden verliehen. Man vergl. den Artikel Stuttgart vom 9. Juni in der Oberpostamts-Zeitung vom 11. Juni d. J.

### Generalversammlung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc.

Dienstag den 14. Juni, Abends 7 Uhr. Vorkommt, außer den Berichten über die Institute, die Ergänzungswahlen für die aus den Verwaltungen der Sektion für Garten- und Feldbau-Kultur, des Gewerb-Vereins und der Unterrichtsanstalt für Blinde, tretenden Mitglieder.

Der Präsident: Dr. Wöhler.

### Theater-Anzeige.

Dienstag, den 14. Juni. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, **Nro. 163.** 15. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Bilder der Ahnen.

Altenglische Erzählung.

---

### I.

Das Bergschloß St. Grimaldi, welches an der Grenze von Northumberland lag, gehörte vormals unter die festesten Plätze des Landes, und kam durch eine Reihe edler Vorfahren auf den Baron Gerald von St. Grimaldi, welcher einer der berühmtesten Ritter seiner Zeit war. Er war ein Held, dessen Tapferkeit bei jedem Wettkampfe den Preis des Sieges erhielt. Seine Trophäen legte er stets zu den Füßen seiner Geliebten, der Lady Constanze, einzigen Tochter des Lords Raymond. Sie belohnte seine Liebe durch ihre Hand, und wurde bald die schöne Gebieterin auf dem Schlosse. Ein Jahr nach ihrer Vermählung gab sie dem edlen Hause Grimaldi einen Erben, und einige Monate darauf — (so ungewiß ist das Loos des Menschen) — warf eine schwere Krankheit sie auf das Krankenbette. Sie gehorchte mit frommer Ergebung der Mahnung des Todes, und am zehnten Tage ihrer Krankheit starb sie in den Armen ihres trauernden Gemahls.

Die Leiche wurde drei Tage im Paradesarge ausgestellt. Die Säle und das Wappen des Schlosses waren schwarz verhüllt, und die Minnesänger, die noch vor Kurzem ihre Harfen zu Tönen der Freude stimmten, besangen nun in klagenden Weisen die Tugend der Verstorbenen. Der Baron hatte sich in einen einsamen Theil des Schlosses zurückgezogen, wo er mit stummem Schmerz den Tod seiner Gemahlin beklagte. Am fünften Tage nach ihrem Scheiden, wurde sie in dem Gewölbe der Kapelle beigesetzt, wo Gerald auf ihrem Sarge gelobte, keine irdische Freude mehr zu suchen, sondern unverzüglich nach Palästina zu ziehen, und den Rest seiner Tage dem Dienste Gottes zu widmen.

Nachdem er am folgenden Tage einen Boten mit der Nachricht von seinem Vorhaben an seinen Bruder Alfred gesendet, auch seinen trauernden Dienern seine Absicht kund gegeben hatte, saß er die wenige Zeit, die ihm von den Vorbereitungen zu seiner Reise noch übrig blieb, an der Wiege seines Kindes, das, wie er, den Namen Gerald trug. Alfred übernahm bei seiner Ankunft die Vormundschaft über das Kind und die Verwaltung der Güter, und versprach seinem Bruder, ihm von Zeit zu Zeit über das Befinden des Kindes Nachricht zu senden.

Sir Gerald reiste ab, und nach etwa einem Jahre kam die Trauerbotschaft, daß er bei Vertheidigung der Sache der Christen auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden habe. Bei dieser Botschaft tröstete sich Lord Alfred mit der Ruhe eines Philosophen. Er hatte sofort nach der Abreise Geralds seine eigenen Diener nach St. Grimaldi gebracht, und die ehemalige Dienerschaft des Schlosses sämmtlich verabschiedet; nur Einer derselben war noch zur Bedienung des jungen Gerald geblieben, bis die Nachricht von dem Tode des Barons kam.

Der Schmerz des alten Konrad (dies war sein Name) kannte keine Grenzen. Er zerraufte sein Haar, und lief außer sich durch die Hallen, bis er den jungen Gerald im großen Saale fand. Er hob das auf dem Boden spielende Kind auf, kniete mit ihm vor dem Bilde seines Vaters nieder, und rief in der Heftigkeit seiner Empfindung: „O, mein Sohn! Kostbarer Sprößling dieses Hauses! wer wird Dich Waise ferner beschützen?" — Ein Diener Alfred's hatte unbemerkt diese Worte vernommen, und dieser dienstbare Geist wiederholte sie sofort seinem Herrn, welches die Folge hatte, daß auch Konrad seinen Abschied erhielt und das Schloß verlassen mußte.

Dieses Schicksal war für den treuen Konrad längst bereitet; er wußte dies, und hatte nach seinen Kräften alles gethan, um den Abschied zu verzögern, dem er täglich entgegen sah. Er sah ein, daß alles Sträuben gegen die Befehle des jetzigen Burgherrn unnütz sey. Zwar hatte der Baron Gerald selbst, der die Treue dieses wackern Mannes kannte, bei seiner Abreise ihn zum Pfleger seines Kindes gesetzt; — allein die Macht, die ihm dies Amt vertraute, war nicht mehr, und so sehr er auch seine Verabschiedung beklagte, gehorchte er doch, ohne gegen die falschen Beschuldigungen, die man ihm aufbürdete, eine Rechtfertigung zu versuchen. — Bei einbrechender Nacht, — denn bis dahin hatte er noch bei seinem Pflegling verweilt, — wurden die Thore des Schlosses hinter ihm verriegelt. In einiger Entfernung wandte er sich noch einmal um, das Gebäude zu betrachten, das in seinen Mauern die kostbare Hoffnung seiner verstorbenen Gebieter barg. Er erinnerte sich, wie diese hohen Thürme und geräumigen Säle von den Großen des Landes oft besucht, und von den Wanderern bewundert worden, und wie bei den Gastmahlen die Minnesänger die Ritterthaten seines Herrn und die Tugend der Burgfrau besungen hatten; jetzt aber waren die Gesänge verstummt, und die Minnesänger hatten längst das Schloß verlassen.

Schwermüthige Stille herrschte um das Gebäude, und nur das Licht einer Kerze, das ein hohes Bogenfenster schwach erhellte, bezeichnete das Zimmer des jungen verwaisten Gerald. Der Mond stand in voller Höhe und beleuchtete mit bleichem Schimmer die Thürme und Zinnen der Burg, das düstere Wappen über dem Thore, und die Waffen, die es schmückten. — Der alte Konrad weinte, als er den traurigen Prunk ansah, und flehte zum Geiste seines Herrn, herabzuschweben und sein Kind zu beschützen. —

Allein sein Gebet blieb ohne Erhörung. Denn kurze Zeit nach seiner Entfernung verbreitete sich das Gerücht von dem Tode des jungen Gerald. Ein Kind, hieß es, das man zu ihm ließ, als es schon deutliche Wahrzeichen einer epidemischen Krankheit an sich trug, habe ihn angesteckt; der junge Gerald wäre nach zwei Wochen gestorben, das Kind aber, von dem er die Krankheit bekommen habe, sey genesen.

## II.

Lord Alfred's Trauer schien jetzt sichtbarer und heftiger als bei dem Tode seines Bruders zu seyn. Er nahm einige Tage weder Speise noch Trank zu sich, keiner von seinen Leuten durfte in sein Zimmer kommen, aus dem das Tageslicht verbannt worden war. So überließ er sich den Eingebungen seiner Empfindung; als aber das Leichenbegängniß vorüber und Gerald im Grabgewölbe beigesetzt worden war, erschien er in ritterlichem Glanze in den Sälen, um die Glückwünsche des benachbarten Adels zu der ererbten Baronswürde und den Besitzungen von St. Grimaldi zu empfangen. —

Die Gemüthsart Alfred's war von Natur gebieterisch, finster und habsüchtig. Geringere behandelte er eben so stolz und verächtlich, als er selbst unterthänig und kriechend gegen Höhere war; allein die Bosheit seines Innern hatte er so zu verbergen gewußt, daß er selbst seinen arglosen Bruder täuschte, der ihm vertrauensvoll die Vormundschaft über sein Kind und die uneingeschränkte Verwaltung des Schlosses und der übrigen Güter übertrug.

Jetzt, nach dem Tode Gerald's, war Alfred Herr von St. Grimaldi, und eifersüchtig auf sein Ansehn, ohne inneren Werth, um es geltend zu machen und zu behaupten, spielte er nach Zeit und Gelegenheit den Tyrannen oder den Schmeichler. Während er despotisch die Huldigung seiner Untergebenen verlangte, geizte er sklavisch nach dem Lächeln derer, die über ihm waren. Von Natur ungesellig und geizig, verbannte er den Laut der Freude und Fröhlichkeit aus der Burg; man sah kein frohes Gastmahl mehr, und widerspenstig öffneten sich die Thore des Schlosses in ihren rostigen Angeln, wenn der finstere Thurmwärter einmal einem Wanderer und Fremden Zutritt erlaubte. — Alfred's Stolz und Ungeselligkeit nahm in der Einsamkeit immer mehr zu, und sein finsteres Wesen machte ihn dem benachbarten Adel zuwider. Er beschränkte seine Freundschaft auf einen Menschen, der in seiner Einsamkeit öfters um ihn war.

Sir Malcolm de Romey (dies war sein Name), brachte etwa sieben Jahre lang, seitdem Alfred Besitzer von St. Grimaldi war, die Sommermonate daselbst zu, nachher aber verließ er England, und Baron Alfred übertrat die Grenzen seiner Schloßmauern noch seltener als zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Rossini's Stabat mater.) Eine Aufführung des Stabat mater von Rossini im k. k. großen Redoutensaale zu Wien gibt dem Referenten der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur ꝛc." zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Rossini! wie lange ist es doch schon her, daß dieser Orpheus des Südens, nachdem Napoleon seine ehernen Schlachtsymphonien ausgespielt hatte, dem erschöpften, genußbedürftigen Europa seinen erfrischenden Melodienpokal erebenzte, und noch immer knüpft die öffentliche Meinung an diesen Mann die Begriffe der Verjüngung, der Schönheit, der Lust. Ein unerklärlicher Zauber vergoldet bei diesem Epochemacher jede musikalische Grille. Das Stück wird niemals müde, den liederseligen Anakreon im ew einzigen Lunga der Freuden zu wiegen. Er lebt sich eine ha Unsterblichkeit mit noch gerötheten Wangen voraus! Se leichtgeschürzte Muse wandelt plötzlich die Lust an, die Leid der schmerzenreichen Mutter am Kreuze zu singen. Hätte reizend, muthwillig und erfolgtrunken, wie sie ist, nach den Sprüch des Can-su gegriffen, die Bewegung wäre keine geringere g wesen. Das Stabat ist noch kaum gesichtet, und schon er stehen merkantilische Kämpfe um den Besitz, Verwirrungen Israel über den Werth, allgemeines Ohrenspitzen nach den Klä gen desselben. Man muß gestehen, Rossini ist der illustr Souverain seiner Kunstepoche eben so gut, als der scharf b wachte Sclave seines eigenen Ruhmes. Er darf keinen musik lischen Schritt thun, ohne zwischen den Diplomaten der Kun den lebhaftesten Courirwechsel zu veranlassen. — Die Eiferer pr und contra haben diesem jüngsten Fluge Rossini's gleich Unrecht gethan. Jene, indem sie einen Adlerschwung, dies indem sie einen Ikarussturz darin zu sehen vermeinten. Do würde der Meister, dessen Ehrenblatt in der Kunstgeschichte b reits vollgeschrieben, im Stillen mit seinen Lobrednern gew eher, denn mit seinen Tadlern grollen, wenn dem lachend Philosophen überhaupt noch viel an der öffentlichen Stimme g legen seyn könnte. Denn erstere fehlten mehr noch, daß sie de bescheidenen, nur zu einsichtsvollen Rossini als das Maß d Vollkommenheit aufstellten, als letztere, indem sie Palestrin Allegri, Pergolese, Bach, Händel u. a. m. — Meist anderer Zeiten, Anschauungen und künstlerischer Zustände — er koren, um den Werth dieses Tonwerkes darnach abzumessen Rossini ist und bleibt Italiener der Gegenwart, dere kräftigster Mitarbeiter er zugleich ist; demnach der nordisch-asce tischen Schule eben so fremd als der südlich-pränestinischen, dere himmlische Reinheit übrigens schon bei ihren nächsten Nachfol gern stark ins Weltliche überschlug. Er ist sich selbst, seiner Vorzügen und — Schwächen und der Zeit, mit ihrer glän zenden Formenherrschaft, ihrer prunkenden Rührigkeit und über tünchten Ideenlosigkeit getreu geblieben. Als Mann von Ge nie, stark durch Bewußtseyn, wie durch die Weltmeinung, durft er es. Als Mann von feinem Verstande, wohl wissend, daß sich mit Stößen vor- und rückwärts in der Kunst nichts ausrichten lasse, wollte er es. Als Mann von Charakter mußte er es, und er hat wahrlich in dieser Beharrlichkeit viele seiner Zeitgenossen beschämt, die nicht den Muth besitzen, öffentlich zu scheinen, was sie wirklich sind. — Was auch die Gegner des Stabat sagen mögen, gehört der Styl desselben noch immer nicht zu den gar so großen ästhetischen Uebeln, als sie gerne glauben machen möchten. Muß er aber einmal schon ein solches bleiben in den Augen der Rigoristen, die gleich jenen Fanatikern so lange unverrückt in eine Palestrina-, oder Bach-, oder Händelsonne schauen, bis sie für das blühende Leben um sich her gänzlich erblinden, — so darf kühn behauptet werden, daß noch nie eine derlei Sünde prachtvoller, liebenswürdiger, geistreicher und anmuthiger begangen worden ist. Ich gebe zu, daß dieses Werk unsern Begriffen von Kirchenmusik nicht entsprechen kann; allein die Hand aufs Herz! gibt es überhaupt einen Styl, von welchem Classiker immer es sey, der eine unumstößliche Wahrheit? Ist Palestrina einzig wahr, so ist Graun eine Lüge; ist Graun einzig wahr, so ist Mozart eine. Was that Mendelsohn? Er verschmolz in feinster Fühlung die Elemente des Antiken mit dem Modernen, und bildete sich daraus eine Originalität, die freilich Alt und Jung zum Schweigen bringt. Rossini that als Italiener, nicht transcendental und mehr seiner musiküppigen Natur folgend, ungefähr ein Aehnliches; hat demnach sein Verdienst in seiner Sphäre, so gut als irgend einer; wenn wir Deutsche, die wir das Tempellicht eines reinern musikalischen Cultus allerdings strenger bewachen, es gleich wenig oder gar nicht anerkennen. Setzen wir aber auch den Fall, es

gäbe ein Exclusivsystem in der Kunst, also nur einen **einzigen** Musterstyl, so wird man es Männern auf der Höhe **der Kunst** gleichwohl niemals verzeihen, wenn sie getreu nach **demselben** schaffen, wenn sie zu bloßen Nachahmern früherer **Größen** werden. Laßt heute einen wirklichen **Bach** unter uns **aufstehen**, und abgesehen davon, daß er mit den Anschauungen **und** Bedürfnissen der Zeit nicht sympathisiern, folglich auf das **Volk** nicht wirken könnte, **würde** alle Welt sagen, er sey kein **origineller** Geist, sondern ein äußerst glücklicher **Nachahmer Bach's.** **Man** traute auch dieser Art der innern Gläubigkeit der **Kunst** nicht, die das Heiligste in den erhabensten Kunstformen **verehrt.** **Ueber**haupt versetzt der Glaube keine Berge mehr. Man **bauet** auch keine wunderverklärte **Münster**, schafft keine **Raphael'sche** Madonnen und dichtet keine **Messiade**. Die Zeit **der** religiösen Subjectivität in der Kunst ist vorbei; ihr Strom **treibt** an andere Ufer. Wenn wir, von ihm vorwärts **gedrängt**, **zurück**bleiben, sind wir schon **objectiv**. Das ist denn **auch** unser wahrer Zustand in der religiösen Kunstphilosophie. — **Des Künst**lers wahrer Beruf bleibt die Gegenwart. Ist er ein **Genie**, so kann, muß er ihr neue Gesetze geben, verjährte **aufheben**. Sein Geist bürgt für deren Zweckmäßigkeit, und die **Zukunft** heiligt sie. Nur auf diesem Wege werden wir in der **Kunst das**, was wir sind. — Will man in dieses **Stabat**, **vielleicht gegen** die Absicht des Meisters, durchaus so viel Bedeutung **legen**, nun so hat **Rossini** folgend dem Verlangen seiner **Heimath**, dem Dramatischen in der Kirchenmusik Italiens einen **lebhafteren** Accent, der Gewalt des Rhythmus einen freiern **Spielraum**, der gänzlichen Entfesselung aus den Banden einer **früheren** Kunstperiode Gewährung gegeben, und somit die **kirchliche** **Schreibart** des Südens, Angesichts Europa's, in modernster **Weise** **popu**larisirt, kraft des ihm innewohnenden Genius, **der** seines gewohnten Einflusses sich bewußt, auch dießmal **sagen** durfte: le chant — c'est moi! — Vergesse man bei **dieser** Bemerkung doch ja nicht, daß der Katholicismus **Italien's**, künstlerischer Seits, wenig von dem düstern und **contemplativeren** des unsern an sich hat. Daß er die Farbe des blauen **Himmels**, die Heiterkeit lachender Kirchenfeste, die sinnlichen **Eindrücke** glühender Fresken, beredter Marmorbilder, **prangender** **Tempelräume** in sich schließt. Umhaucht von Wohlgerüchen, bekränzt mit Myrthen, durchbebt von belebenden Gesängen, **verschmäht** er es nicht, manche Weise der entzückenden **Tagesoper** **sich** einmischen zu lassen. Ein Katholicismus, der freudvoll **das** Zeitliche mit dem Ewigen verknüpfend, sich freundlich ins **Leben** mengt, und es nimmt, wie es ist. — So aber **erscheint** eben **dieses** Stabat mater und kann, von dieser Seite **genommen**, allerdings als eine moderne musikalische Poesie des **musikalischen** Cultus in Italien betrachtet werden; ausgestattet **mit aller** Pracht der Melodie, Harmonie, des Colorits und des **Instrumentalen**, deren die **Kunst** der Töne heut zu Tage fähig. **Der** Schmerz darin ist ein milder, mit froher Zuversicht gepaarter. **Ein** Schmerz, dem die Hoffnungsthräne ewiger **Wonnen** im Auge zittert. In dieser schwellenden Ueppigkeit von **Tönen**, in diesem sinnebefangenden Glanze der Harmonien, in dieser das Innerste mit Wohllaut durchfluthenden Fülle liegt, wenn ich so sagen darf, eine materielle Zuversicht, die das **Gefühl** des Daseyns mit dem Gefühle künftiger Fortdauer vereinigt; eine Demuth, die das Kreuz des Glaubens mit duftenden **Blumengewinden** umflicht." —

*** (**Regensburg**, 9 Juni.) An dem Kanalbau und der Schiffbarmachung der **Altmühl** arbeiten allein im Gerichtsbezirke von Kelheim **gegenwärtig** 1200 Mann. Letztere bietet mancherlei **Schwierigkeiten**, denn nicht nur müssen die Krümmungen durchstochen, die Ufer eingedämmt, ein fester Rittweg gebahnt, sondern es **muß auch** an vielen Stellen das zu seichte Flußbett tiefer gelegt werden, was bei dem größtentheils harten, kompakten Grunde **nicht wenig** Mühe verursacht. Doch die **Kunst** und Energie der **trefflichen** Baumeister überwindet siegreich alle Hindernisse. Der **Kanalhafen bei** Kelheim ist vollendet und, Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit **und** Eleganz in sich vereinigend, ein wahres Meisterstück der Wasser**baukunst**. Es fehlen nur noch die belebenden Schiffe, die man **aber** schwerlich in diesem Jahre schon ankommen sehen wird; denn was einige Zeitungen über die im Juli 1842 bevorstehende **Eröffnung** des Ludwig-**Kanals** seiner ganzen Ausdehnung nach geschrieben, wird sich wohl **kaum** bewähren. Theilweise mag er allerdings heuer noch **befahren** werden können. — Den Kunstliebhabern Regensburg's **möchten** wir dringend anrathen, einen Ausflug nach dem ein **Stündchen** von Kelheim entfernten Dorfe Au zu machen, in dessen **Nähe** eine unscheinbare Bauhütte einen der ausgezeichnetsten **Kunst**schätze einschließt. Es ist dies das bis auf Weniges fertige **Mo**nument des Ludwig-Kanals, welches seiner Zeit bei **Erlangen** aufgestellt werden wird. Wie wir früher schon gemeldet, **besteht** das Denkmal aus einer Gruppe von vier Figuren: Donau **und** Main, auf Wasserurnen gestützt und sich wechselseitig die Hand **rei**chend und dann zwei aufrecht stehende Figuren, Handel **und** Schifffahrt versinnlichend. In dem Haupte der Donau **scheint** Schwanthaler sich selbst übertroffen zu haben, denn ein **edleres** Profil vermag der Meisel kaum mehr zu schaffen. Die **Figuren** sind, ungeachtet ihrer kolossalen Verhältnisse (Donau und **Main** messen 17 Fuß, die andern beiden 13 Fuß) jede aus **einem** einzigen Blocke gehauen. Diese Massen waren aber auch so **ge**wichtig (man gibt die Schwere des zur Statue der Donau **ver**wendeten Steines auf 800 Ctr. an), daß man sie gleich **am** Fuße des Bruches liegen lassen und ein Atelier darüber **erbauen** mußte, in welchem sie an Ort und Stelle gemeißelt **wurden**. Bildhauer Horchler, ein Schüler Schwanthaler's, leitete **die** Arbeiten. — Im Kloster **Weltenburg** wird gegenwärtig **der** den Benediktinern eingeräumte Trakt restaurirt und **wohnlich** hergestellt. Die Zahl der Ordensgeistlichen, deren vorläufig **nur** zwei sich dort befinden, wird bei der demnächst **bevorstehenden** feierlichen Installation vermehrt werden. — Die **Sprengungen**, welche die mit Recht berühmten Felsenparthien an der **Donau** mit dem Untergange bedrohten, scheinen aufgegeben worden **zu** seyn; wenigstens bemerkt man nicht, daß die vor einigen **Jahren** versuchten Anbrüche sich inzwischen erweitert hätten. (Regensb. **Z.)**

*** (**Wiesbaden**) Unsre Bühne bereitet aus Anlaß **der** bevorstehenden Festlichkeiten zur Vermählung der durchlauchtigsten Prinzessin Marie mit Sr. Durchl. dem Fürsten von **Neuwied** (20. Juni) zwei sehr interessante Vorstellungen. Zuerst **Conradin Kreutzer's** neueste, Sr. Durchlaucht dem Herzog **von** Nassau dedicirte Oper „der Edelknabe" (Text von Charlotte **Birch-Pfeiffer**), deren Proben unter persönlicher Leitung des **Compositeurs** bereits rüstig vorwärts schreiten. Dieses jüngste **lyrisch-dramatische** Werk des berühmten Tondichters wird uns als **eine** gediegene, melodie- und effektreiche musikalische Schöpfung **gerühmt**; ist mit den besten Gesangskräften des hiesigen **Theaters** und mit der Gastsängerin Dem. **Cecilie Kreutzer** besetzt, und wird, was Ausstattung und Inscenesetzung betrifft, gewiß so glänzend vorgeführt werden, wie dies durch die solenne Bedeutung des Abends und die Intention des anwesenden Compositeurs bedingt ist. Wie jüngst bei gleichem Anlaß in Karlsruhe, werden auch hier die Künste ihre Huldigung zu den Hochzeitsgaben legen. Als Festdrama wird **Halm's** Schauspiel „der Sohn der Wildniß" aufgeführt, welches auf dem Wiener Hofburgtheater so außerordentliche Sensation erregte und noch immer einen so lebhaften Antheil findet, wie er früherhin kaum der Griseldis desselben Verfassers zu Theil geworden. Der dirigirende Regisseur des hiesigen Schauspiels, Herr **Gradowsky**, hat auf seiner Wiener Kunstreise die dortige Vorstellung dieses Drama's selbst in Augenschein genommen, und ist also bei diesem Umstande, bei dem sorgfältigen Geschmack der Regie und der vortrefflichen Besetzung der Hauptrollen, eine ausgezeichnete Vorstellung zu hoffen. Wir müssen es Herrn **Gradowsky** nachrühmen und danken,

daß er auf diesem künstlerischen Ausfluge die Interessen des heimischen Kunstinstitutes sorgsam im Auge behalten und zugleich demselben durch seine Kunstleistungen als Gast auf der ersten deutschen Bühne viel Ehre gemacht hat. Berichte von dort (z. B. die Theater-Chronik Nro. 61) stellen den geschätzten Gast, Herrn Grabowsky in die erste Reihe des immer seltener werdenden ersten Liebhaberfaches, und fügen hinzu, die Theilnahme, die ihm von Seiten des Wiener Publikums wurde, lasse vermuthen, daß wenn sich irgend eine Aussicht darböte, Herr Grabowsky wohl einer der berufensten und würdigsten wäre, dem Künstlerkreise des k. k. Hofburgtheaters anzugehören. — So wie Herr Grabowsky in Wien, hat die liebenswürdige und talentreiche Gattin desselben auf einer Kunstfahrt in Bremen die schönste künstlerische Auszeichnung in einer großen Reihe von Rollen gefunden, und nicht allein die gewöhnlichen Beifallszeichen im Theater, sondern Gedichte, Kränze und Nachtmusiken von einem sonst ziemlich kalten Publikum errungen. Es ist dies eine Anerkennung, die dem glänzenden Talente und der reizenden Persönlichkeit dieser Künstlerin überall werden muß, welche erst wieder in jüngster Zeit, in der Darstellung der „Elisabeth" von Mad. Birch-Pfeiffer hier wahre Triumphe feiert. Der hiesigen Bühne ist das Grabowsky'sche Künstlerpaar nicht allein durch seine hervorragende Befähigung werth, sondern vorzugsweise durch sein warmes und unermüdetes Streben, dem aufblühenden Kunstinstitute durch Fleiß und schönes Wirken in einem höchst anständigen Ensemble Geltung und Interesse zu verschaffen.

*** (London.) Am 5. Juni Morgens wurden die Bewohner in der Nachbarschaft der neuen Brücken-Straße durch eine fürchterliche Explosion erschreckt, die einen Knall verursachte, ähnlich dem, der beim Springen eines Gasometers gehört wird. Die Explosion fand in Apothekers-Hall statt, wo sich in einem abgeschlossenen Raume das Laboratorium befindet, in welchem der Chemiker, Hr Hennel, zu arbeiten pflegt. Auf dringendes Ersuchen der ostindischen Kompagnie hatte die Apothekers-Hall ganz gegen ihre Gewohnheit, die Bereitung von Knall-Quecksilber (fulminating mercury) übernommen Die Bereitung dieses gefährlichen Präparats, aus dem Kugeln in der Größe einer Muskatnuß gemacht werden, die aber nichts desto weniger eine außerordentliche zerstörende Kraft haben, versteht nur Hr. Dymond; da er aber außer Stande war, allein so viel von diesem Knall-Quecksilber zu bereiten, als die ostindische Kompagnie verlangte, so unterzog sich Hr. Hennel dem gefährlichen Geschäft, bei dem er aber irgend etwas versehen haben muß; genug es erfolgte eine Explosion, durch die er in der strengsten Bedeutung des Wortes in Stücke zerrissen und ein Theil des Gebäudes, in welchem die Bereitung vorgenommen wurde, zerstört und weithin zerstreut ward. — Die genannte Masse ist so leicht entzündbar, daß sie nur in Wasserkrügen verschickt werden kann, aus denen man sie wieder herausnehmen und trocken lassen werden muß, ehe man sich ihrer bedienen kann. (Mainz. Ztg.)

*** (Paris, 5. Juni.) Die deutsche Oper hat am vorigen Dienstag im Saal Ventadour ihre Abschieds-Vorstellung gegeben, deren Ertrag zum Besten der hülfsbedürftigen Choristen und Musiker verwandt werden soll, die durch den Unternehmer, der sie nicht bezahlen kann, in die traurigste Lage versetzt sind und nicht wissen, wie sie in ihre Heimath zurückkommen sollen. Man gab „Fidelio", die Vorstellung war sehr zahlreich besucht, und sie brachte 7000 Fr. ein. So mangelhaft die Ausführung auch war, die Zuhörer brachen doch oft in enthusiastischen Beifall aus, und besonders wurde der Mad. Walker, welche die Partie der Leonore vortrefflich sang, wenn auch ihr Spiel nicht genügte, lebhaft applaudirt. Der Berichterstatter in der Revue des deux Mondes schließt seine Bemerkungen über diese Aufführung mit folgenden Worten: „Man glaubt nicht, welcher Noth aller Art jetzt die achtzig jungen Leute, Männer und Frauen, ausgesetzt sind, die vor drei Monaten von Mainz, Darmstadt und all' jenen hübschen Städten an den Ufern des Rheins ihren Weg nach Paris einschlugen, das Herz voller Hoffnung, auf den Lippen muntere Gesänge, unter der musikalischen Leitung eines der tüchtigsten Schüler Spohr's. Kaum hier angelangt, geriethen sie ins Elend, und nun müssen sie vielleicht zu Fuß, ihr Bündel auf dem Rücken und um Almosen bittend, nach Hause zurückwandern. Glücklich die, welche noch heimkehren können, denn das Unglück hat diese kleine Schaar so dezimirt, daß nicht Alle ihren geliebten Rhein wiedersehen werden! Einige bleiben im Hospital zurück. Andere fesselt das Gefängniß Das Pariser Publikum hat übrigens seine Pflicht gethan, indem es der Aufforderung folgte, die von diesen armen Opfern eines unbesonnenen Unternehmens an dasselbe erging. Gewiß werden auch die deutschen Gesandtschaften sich beeilen, den Unglücklichen beizustehen, die sich unter dem Schutz der großen Geister und Meisterwerke, auf welche ihr gemeinsames Vaterland stolz ist, hierher begaben." (Preuß. Staatsztg.)

*** Der Globe stellt die Mordangriffe zusammen, die seit einem halben Jahrhundert auf die Person brittischer Souveräne gemacht worden. Vor 42 Jahren, am 15. Mai, geschah der Mordversuch James Hatfields auf Georg III. im Drurylane-Theater; der vom Parterre abgefeuerte Schuß schlug 14 Zoll über dem Haupte des Königs in den Pfeiler der K. Loge. Hatfield ist vor nicht langer Zeit im Bedlam gestorben, denn man hatte gefunden, daß derselbe als vormaliger Ordonnanz des Herzogs v. York acht Säbelhiebe über den Kopf bekommen, wodurch sein Gehirn Schaden litt Geisteskrankheit ist bei solchen Attentaten ein so mildes Auskunftsmittel, wie Hämorrhoiden beim Selbstmord — eine menschenfreundliche victio juris nach zwei Seiten Am 15 Jan. 1817 ward auf Georg IV. als Prinz-Regenten geschossen, als er von der Parlaments-Eröffnung durch den Park zurückfuhr; zwei Kugeln zerschmetterten das Wagenfenster. Die Habeaskorpusakte wurde suspendirt, eine Belohnung von 1000 Pfd. St. ausgeschrieben, der Thäter aber nicht entdeckt. Dem Seemann-König Wilhelm IV. warf bei dem Askot-Pferderennen ein stelzfüßiger Matrose einen schweren Stein an den Kopf. Das Attentat Oxford's, der jetzt im Irrenhaus sitzt, am 10. Juni 1840, ist noch in frischem Andenken; jetzt ist John Francis in dessen Fußstapfen getreten. Welche bedeutende Zahl „wahrhaftiger Tragödien" die alte brittische Königsgeschichte dem Meister Shakspeare geliefert, ist wohl bekannt. (Rh. u. Mos. Ztg.)

*** (Berlin, 8. Juni.) Bei der heutigen Aufführung der Hugenotten ereignete sich ein Unfall, der leicht die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Es gerieth nämlich am Schluß des dritten Aktes, als eben der Vorhang heruntergelassen wurde, eine Seitencoulisse in Brand Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt; Alles eilte daher, als man die Flamme durch den Vorhang durchschimmern sah, nach den Ausgängen hin, wo in einem Augenblicke ein solches Gedränge entstand, daß sich Niemand zu bewegen vermochte. Glücklicher Weise trat noch in derselben Minute einer der Sänger vor den Vorhang und beruhigte das Publikum durch die Versicherung, daß die Sache durchaus nichts zu bedeuten habe. (Köln. Z.)

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 16. Juni. (Zum Erstenmale) Bruder Kain, Schauspiel in 4 Abtheilungen von Heinrich Schmidl.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 164. 16. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:
**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**
einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Bilder der Ahnen.

Altenglische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Ungefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des jungen Gerald, kam der König Richard (Löwenherz) aus dem gelobten Lande zurück. Ganz England freute sich über die Heimkehr des geliebten Monarchen, und Menschen aus allen Ständen eilten nach der Hauptstadt, um ihn von Angesicht zu sehen, und ihre Freude über seine Befreiung aus der Gefangenschaft zu äußern.

Auch Alfred verließ seine Abgeschiedenheit und begab sich prunkend an den Hof. Er brachte dem Könige seine Huldigung dar, aber sein verfinstertes Gemüth wandte sich mit Widerwillen von den Aufzügen der Freude ab, die er mit zu genießen nicht fähig war, und so bald als es der Anstand erlaubte, eilte er nach St. Grimaldi zurück. Voller Ungeduld, dies Schloß zu erreichen, dem einzigen Orte, wo er in der Einsamkeit Ruhe fand, spornte er ungestüm sein Pferd, und verfolgte, ohne sich aufzuhalten und nur von wenigen Dienern begleitet, seinen Weg.

Am Abend des dritten Tages schien von Osten her ein Gewitter zu nahen. Der Himmel war mit dicken schwarzen Wolken behangen, und einzelne Blitze machten den Anblick des herankommenden Gewitters nur noch schrecklicher. Bald fiel der Regen strömend herab, der gelbe Blitz zuckte vor Alfred's Augen, und der Donner rollte drohend über ihm. Vergebens sah er sich nach einem Obdach um, denn um ihn her breitete sich eine öde Haide aus, und der Mond, dessen Licht von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken fiel, diente nur, um die wüste Gegend zu zeigen. Alfred ritt so schnell als er konnte, und entdeckte bald in geringer Entfernung die Mauern eines einsam gelegenen Klosters. Er ritt darauf zu, aber eine kleine Pforte versperrte ihm den Weg. Er wußte, daß sein Pferd leicht hinübersetzen könne, allein vergebens gebrauchte er seine Sporen, das Thier weigerte sich; er wollte es mit Gewalt zwingen, aber das Pferd bäumte sich und warf seinen Reiter ab.

Seine Diener, die ihm in einiger Entfernung nachgefolgt waren, sahen ihren Herrn stürzen, und eilten ihm zu Hülfe. Sie hoben ihn wie leblos vom Boden auf, und sahen beim Mondlichte, das jetzt aus den Wolken brach, daß das Gebäude mit einem tiefen Graben umgeben sey, über den eine Zugbrücke zu der Pforte führe. Die Brücke war aufgezogen, und sie erkannten, daß Baron Alfred, wenn sein Pferd ihm gehorchte, mit sammt dem Thiere in den Graben würde gestürzt seyn, dessen Seiten und Boden mit langen Pallisaden versehen war.

Auf das wiederholte Rufen der Bedienten ließ sich ein schwacher Lichtstreif an einem Ende des Gebäudes bemerken, welcher sich langsam innerhalb der Gitterfenster bewegte. Da aber Niemand erschien, riefen die Diener nochmals um Hülfe. Bald darauf wurde ein Glöckchen in einem Thurme des Gebäudes geläutet, die Pforte wurde geöffnet, und der Pater Thürhüter trat hervor, welcher, da er die Leibfarbe von St. Grimaldi sah, sofort die Zugbrücke niederließ.

Mit dem blutigen Körper Alfred's folgten die Bedienten dem Mönche nach der Kapelle, wo die Brüder des St. Andreas-Klosters die Vesper hielten. Der Prior stand am Altare, zu dessen Stufen ein Jüngling in Ritterkleidung kniete. Seine Gestalt, obgleich er nur etwa zwanzig Jahre alt seyn mochte, war hoch und ernst; die Rüstung war aus polirtem Stahl gearbeitet, und sein abgenommener Helm ließ ein jugendlich schönes, seelenvolles Gesicht blicken. — Der Gottesdienst war unterbrochen, und der Jüngling eilte, dem sterbenden Alfred beizustehen. Er schnallte ihm den Helm los, trocknete das Blut ab, das aus seinem Munde strömte, und Sir Alfred schlug die Augen auf. Er athmete kurz und krampfhaft, und stöhnte vor Schmerz; als aber seine Blicke auf den fremden Jüngling fielen, schienen seine Augen aus ihren Höhlen hervorbrechen zu wollen; er bebte, wie von einer dunklen Erinnerung erschreckt, zurück, und das Blutgefäß, das durch den Fall zersprungen war, ergoß sich aufs Neue in einen Blutstrom. Er versuchte zu sprechen, war aber hierzu nicht im Stande, und seine Unruhe beschleunigte die Lebensgefahr. Seine Blicke hafteten zornig auf der Gruppe, die ihn umgab, während sie furchtsam an dem Jüngling vorüberglitten, der an seiner Seite, Hülfe reichend, kniete. Sein Stöhnen wurde immer tiefer; er war dem Ersticken nahe. Seine Athemzüge wurden immer kürzer und bewegter, und nach einigen schwachen Zuckungen gab er den Geist auf. Seine leblosen Augen standen noch offen, und waren starr auf den Jüngling gerichtet, der sich von dem ergreifenden Anblick abwandte, und, nachdem die Leiche entfernt war, sich mit den Mönchen im Gebete für die Seele des Abgeschiedenen vereinigte.

Nach Beendigung der Messe drang der Prior in den Fremden, die Nacht im Kloster auszuruhen; da aber das Gewitter vorüber, der Himmel klar und die Landstraße vom Monde beschienen war, lehnte er das Anerbieten ab, bestieg sein Pferd und setzte seinen Weg über die Haide fort.

Die Leute des Barons Alfred beschlossen, die Nacht im Kloster zu verbleiben, und nachdem man sich um das Kaminfeuer versammelt hatte, forschte Edgar, Alfred's Page, nach dem Namen des Fremden, dessen Ansehen Allen aufgefallen war; er konnte aber nichts erfahren, als daß ihn das Unwetter am Abend ins Kloster geführt, wo er sich nun die

Stunde der Vesper mit den Mönchen im Gebet vereinigt habe. Man vermuthete, daß er in den Diensten des Königs sey, weil das Kreuz auf seiner Schulter verrieth, daß er gegen die Sarazenen gekämpft hatte.

„Es ist mir," — sagte Edgar nach einigem Besinnen, „als hätte ich sein Angesicht schon einmal gesehen, allein ich kann mich nicht erinnern, wo."

„Ich habe dieselben Gedanken," — erwiederte ein anderer Bedienter, — „und kann Euch vielleicht zurechthelfen: der Fremde ist das leibhafte Abbild des Gemäldes im großen Saale, das den Bruder unsers seligen Herrn vorstellt, der im gelobten Lande gestorben ist." —

Mit solchen Gesprächen brachten sie die Zeit hin, bis der Tag anbrach, worauf Edgar einen Boten nach St. Grimaldi sandte.

Sir Alfred hatte bei seinen Lebzeiten keinen Freund gehabt, der ihn liebte, also auch Niemand, der um ihn trauerte, als die Nachricht von seinem Tode auf dem Schlosse ankam. Er wurde im Gewölbe neben dem Sarge des jungen Gerald beigesetzt.

Das Geschlecht der Grimaldi war mit ihm erloschen, und die Besitzungen fielen dem König anheim, welcher sie, als Belohnung des bewiesenen Heldenmuthes, dem tapfern Robert de Courcy schenkte. —

III.

Unter den Kriegern, welche sich im Kreuzzuge besonders ausgezeichnet hatten, war Allan Belfield einer der Ersten; ein Jüngling zwar noch, und von niedriger Abstammung, aber groß an Muth und ächt ritterlicher Gesinnung. Seine edle Gestalt, sein unerschrockener Geist, seine Anspruchlosigkeit erwarben ihm Anerkennung und Hochachtung bei Sir de Courcy, der ihn zu seinem Stallmeister angenommen hatte. Selbst der König verdankte seinem Muth das Leben und achtete ihn hoch. Denn als Richard einst in der Schlacht durch die Reihen seiner Krieger ritt, um sie zu ermuthigen, hatte es ein kühner Sarazene in einem günstigen Augenblicke gewagt, sich ihm zu nähern, und schon war sein Säbel über dem Haupte des Königs gezückt, als Allan Belfield die Gefahr bemerkte, und dem König zu Hülfe eilte. Indem er den Letzteren mit seinem Schilde deckte, entspann sich zwischen ihm und dem Sarazenen ein hitziger Kampf, welcher damit endete, daß der Ungläubige tödtlich verwundet zu Boden sank. — „Mein tapferer Jüngling," sagte darauf der König zu Allan, „wenn wir uns wiedersehen, so wird Richard seinen Erretter zu belohnen suchen; jetzt aber nimm dies Schwert, und wenn ich falle, so trage es zu meinem Andenken." — Hierauf wechselte er mit Allan die Waffe, und stürzte sich in die Schlacht, wo sie am heftigsten entbrannte.

Das Heer der Christen errang an diesem Tage den Sieg. Der Kern der feindlichen Armeen war vernichtet, und fünfzigtausend ihrer streitbarsten Männer bedeckten als Leichen die Wahlstatt.

Am folgenden Tage wurde Allan ins Hauptquartier des Königs gerufen, der ihn um seinen Namen und seine Verhältnisse befragte.

„Mein Name, Sire," erwiederte er, „ist Allan Belfield; meine Eltern sind von geringem Stande, aber der Kreuzzug, den Eure Majestät zum Wohl der Christen beschlossen, befeuerte meine Seele mit Ehrgeiz, und ich eilte, mich den Kriegern der heiligen Sache anzuschließen. Der Baron de Courcy beehrte mich mit seinem Schutze, und es ist mein Bestreben, der Freundschaft dieses edlen Mannes und dem Heere Eurer Majestät keine Schande zu machen."

Der König zog sich zurück, und kam nach einigen Minuten mit dem Baron de Courcy wieder, in dessen Gegenw[art] er die Tapferkeit und den Muth des hocherrötbenden All[an] pries. Dann ertheilte der König ihm den Ritterschlag, g[ab] ihm Dienste, die ihn immer in der Nähe seiner Person h[iel]ten, und stellte ihn den Kriegern öffentlich zum Muster da[r].

Als Richard aus seiner ungerechten Gefangenschaft n[ach] England zurückkehrte, blieb Allan im Besitz seiner H[uld] und erhielt immer neue Beweise seines Vertrauens. Er w[ar] eben im Auftrag des Königs auf einer Reise begriffen, [als] das herannahende Gewitter ihn nöthigte, in dem St. A[n]dreas-Kloster Schutz zu suchen; denn er war jener frem[de] Jüngling, der in der Todesangst des sterbenden Alfred [an] dessen Seite kniete, und mit den Mönchen für die Ruhe [sei]ner Seele betete.

Sir de Courcy, dessen Freundschaft für den wack[eren] Jüngling wuchs, je mehr er sie gerechtfertigt sah, wünsch[te] ihn seiner Gemahlin vorzustellen, und Allan wurde [auf] seine Bitte vom Könige auf kurze Zeit beurlaubt, welche [er] benützte, um mit dem Baron nach dem Schlosse St. Grimal[di] zu gehen, welches die Baronesse de Courcy bereits bezog[en] hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Irrenhaus zu Palermo.

Von Alex. Dumas.

Die Casa Dei Matti steht nicht bloß in Sicilien und It[a]lien, sondern auch im ganzen übrigen Europa in sehr hohe[m] Rufe. Ein vornehmer Sicilianer, der mehrere Anstalten d[ie]ser Art besucht hatte, beschloß, über die Art und Weise, [in] welcher die unglücklichen Kranken darin behandelt wurde[n], seinen Palast, sein Vermögen und sein Leben der Herstellu[ng] der Irren zu widmen. Manche Leute sagten wohl, er s[ei] eben sowohl ein Narr als die andern, aber seine Narrh[eit] war dann doch mindestens eine erhabene.

Der Baron Pisani hatte eine prächtige Villa und w[ar] kaum 35 Jahre alt: er brachte seine Jugend, seinen Pala[st,] sein Vermögen zum Opfer. Sein Leben wurde das Leb[en] eines Krankenwärters; seinen Palast hatte er mit dem Ra[um] von vier oder fünf Zimmern vertauscht, und von seinem g[e]sammelten Vermögen hatte er sich nur 6000 Livres Rent[e] reservirt.

Er selber hatte es übernommen, uns seine Anstalt zu ze[i]gen, und dazu einen Sonntag, als einen Festtag der Adm[i]nistrirten, bestimmt. Wir kamen zu einem Hause von se[hr] schönem Aeußern, welches nur das Eigenthümliche hatte, d[aß] alle seine Fenster vergittert waren; um das zu bemerke[n] mußte man jedoch erst aufmerksam darauf gemacht worde[n] seyn, indem die Vergitterung so gearbeitet und bemalt wa[r,] daß ein Theil Weinranken voller Trauben, ein andrer e[in] Gewinde von Convolvulen mit großen Blättern und blau[en] Glocken darstellte, und zwar so täuschend, daß man sich n[ur] durchs Gefühl überzeugen konnte, es sey das Kunst und nic[ht] Natur.

Die Thür wurde uns durch einen Aufseher in gewöhnl[i]cher Kleidung geöffnet, der statt eines Stockes und eine[s] Schlüsselbundes, den gewöhnlichen Attributen eines Irrenwä[r]ters, an der Seite ein Bouquet und in der Hand eine Flö[te] trug. Der Baron Pisani fragte ihn beim Eintritt, wie d[ie] Sachen ständen, und er antwortete, ganz gut.

Das erste Individuum, dem wir in dem Korridor begeg[]neten, war eine Art Tagelöhner, der eine Tracht Holz trug[;] so wie derselbe den Herrn Pisani erblickte, ging er auf ih[n] zu, legte seine Last nieder, nahm lächelnd seine Hand, u[nd] küßte sie. Auf die Frage des Barons, warum er sich nic[ht] mit den Anderen im Garten amüsire, erwiederte er, er hab[e]

geglaubt, daß, da der Winter im Anzuge sey, die Zeit benutzt werden müsse, um die Feuerung von dem Boden nach dem Keller zu schaffen. Der Baron belobte ihn dieserhalb, und da hockte der Mann sein Holz wieder auf und trug es weiter.

Es war dies aber einer der reichsten Gutsherren von Castelvelerano, der, da er sich nie zu beschäftigen gewußt, in eine Art von Spleen verfallen und dann völlig verrückt geworden war. Nun dem Baron Pisani zugeführt, sagte dieser zu ihm, es habe sich ausgewiesen, daß er nicht derjenige sey, für den man ihn bis dahin gehalten habe; daß er demzufolge sich künftig seinen Lebensunterhalt selber, durch Arbeit, verdienen müsse. Der Irre kehrte sich an diese Rede nicht, sondern wartete mit verschränkten Armen die Zeit ab, wo ihn seine Diener das Mittagsmahl zu bringen gewohnt waren. Aber, die Diener blieben aus, und nun begann der Castelveleraner, den der Hunger plagte, zu toben und zu wüthen und die ganze Nacht hindurch nach Essen zu schreien.

Als der Wärter am andern Morgen, gegen 9 Uhr, in sein Gemach getreten war, und er gebieterisch sein Frühstück verlangte, erklärte dieser ihm in ruhigem Tone, er wollte ihm das wohl besorgen, er müsse ihm aber dazu Geld geben. Der hungrige Irre suchte vergebens darnach in allen Taschen, und meinte dann, er würde ja wohl Credit haben. Als der Wärter ihm aber erwiederte, große Herren hätten wohl Credit, aber nicht arme Teufel wie er, da fragte der Hungernde, was er denn thun müsse, um Geld zu bekommen. Nun versprach der Wärter ihm zwei Granos, wofür er sich ein zweipfündiges Brod kaufen und seinen Hunger stillen könnte, wenn er ihm ein Dutzend Trachten Holz aus dem Keller nach dem Boden bringen wollte. Das schien ihm eine harte Forderung zu seyn, doch däuchte es ihm noch härter, auch noch des Frühstückes entbehren zu sollen, nachdem er schon den Tag vorher kein Mittagsmahl gehalten, und so verdiente er sich denn, wie es der Wärter gewollt, ein Brod, das er gierig verschlang.

Jetzt war die Bahn gebrochen: der Irre fand sich darin, Holz zu tragen, um sein Mittagsessen zu verdienen, und als er statt zwölf Trachten sechs und dreißig getragen hatte, da fiel dasselbe auch um dreimal besser als das Frühstück aus, was ihm dermaßen gefiel, daß er den andern Morgen, und nachdem er eine völlig ruhige Nacht gehabt, unaufgefordert an die Arbeit ging.

Seitdem ließ er sich gar nicht mehr davon abhalten, selbst nicht an Sonn- und Festtagen; und wenn der ganze Holzvorrath von dem Boden nach dem Keller getragen war, so trug er ihn wieder aus dem Keller nach dem Boden.

Es war nun ein Jahr, daß er so in Thätigkeit erhalten worden; das Spleenhafte seines Zustandes hatte sich ganz verloren, und er war, wenn nicht fett, doch kräftig geworden; seine physische Gesundheit war Dank seiner emsigen Arbeit völlig hergestellt. Nun wollte der Baron nach einigen Tagen auch an die moralische Besserung seines Patienten gehn, unter dem Vorgeben, man sey mit der Aufsuchung von Papieren beschäftigt, die möglicher Weise den Beweis liefern könnten, daß ein Irrthum in seiner Person statt gefunden habe und ihm zu nah geschehen sey.

Da sämmtliche Irren sich im Garten befanden, mit Ausnahme von drei oder vier, die man ihrer Wuthanfälle wegen nicht mit den anderen zusammen kommen zu lassen wagte, so ließ uns der Baron erst die Anstalt sehen, ehe er uns ihre Bewohner zeigte. Ein jeder Kranke hatte seine Zelle, die, je nach seiner Laune, aufgeputzt oder düsteren Ansehns war. Der Eine, der sich für einen Sohn des Kaisers von China hielt, hatte eine Menge mit Drachen und Schlangen jeder Art bemalter seidner Fahnen und viele kaiserliche Zierrathen von Goldpapier; sein Wahnsinn war sanft und fröhlich, und der Baron Pisani hoffte ihn zu couriren, indem er ihn eines Tages in einer Zeitung lesen ließe, daß sein Vater entthront worden sey und für sich so wie für seine Nachkommen auf die Krone verzichtet habe. Ein Anderer, der sich in seinem Wahn für todt hielt, hatte eine Bettstelle in der Form einer Bahre, die er nur als Gespenst drapirt verließ; sein Zimmer, seine Zelle war mit schwarzem Krepp ausgeschlagen und dieser mit Thränenperlen besetzt. Auf unsere Frage, wie er denn diesen Kranken zu heilen gedenke, antwortete der Baron: nichts leichter als das; ich werde den jüngsten Tag um drei oder viertausend Jahre vorrücken, ihn Nachts durch einen Trompetenstoß wecken, und ihm durch einen Engel als von Gott gesandt, gebieten lassen, daß er auferstehen solle.

Dieser hier war seit drei Jahren in der Anstalt, und da es sich mit ihm mehr und mehr besserte, so durfte er seiner Auferstehung binnen fünf oder sechs Monaten entgegen sehen. (Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

⁂ (Blaubart im Original.) Adolf Trollope erzählt in seinem „A summer in western France“, wie er auf dem Wege von Angers nach Nantes die Ruinen des Schlosses Chantocé besucht, einst der Wohnsitz eines der scheußlichsten Ungeheuer, die das Wort Mensch geschändet, und der Schauplatz seiner Greuelthaten, und fährt dann fort: „Dieses Ungeheuer war Niemand anders als Gilles de Laval, Marechal de Retz, dessen empörende Abscheulichkeiten vom umwohnenden Landvolke mit übernatürlichen Kräften in Verbindung gesetzt worden sind und ihm unter dem Beinamen Blaubart eine für seine Verbrechen zu wohlfeile Notorietät verschafft haben. Gilles de Laval, Herr von Retz, Briolay, Chantocé, Ingrandes, Loroux-Botteréau, Blaison, Chemellier, Grateculsse und Fontaine-Milon in der Provinz Anjou, so wie von vielen andern Baronien und Gütern in der Bretagne und sonstigen Theilen des Königreichs, war unter der Regierung Karl's VII. einer der reichsten Männer seiner Zeit. Kaum 20 Jahr alt, gelangte er zu dem Besitze seines unermeßlichen Reichthums und als er starb, hatte er durch alberne, unsinnige Verschwendung ziemlich Alles vergeudet. Zu den vielen Einzelnheiten seines verschwenderischen Haushaltes gehörte auch sein Kirchenstaat. Er bestand aus einem Bischofe, wie er seinen obersten Kapian schlechterdings genannt wissen wollte, einem Dechanten, einem Cantor, zwei Archidiakonen, vier Vicaren, einem Schulmeister, zwölf Kaplanen und acht Chorsängern. Sie waren sämmtlich, wenn er reiste, in seinem Gefolge; Jeder hatte ein eigenes Pferd und einen eigenen Diener, trug ein mit Pelz verbrämtes Scharlachkleid und bezog einen ansehnlichen Gehalt. Gleichzeitig wurden Leuchter, Rauchpfannen, Kreuze und heilige Gefäße jeder Art, alle von Gold und Silber und in bedeutender Menge mitgenommen, auch laut Zeugniß des Geschichtschreibers mehre Orgeln, jede von sechs Männern getragen. Er wünschte sehr, daß alle Geistliche seines Kirchenstaats das Recht haben möchten, in der Mitra zu erscheinen, und schickte zu Auswirkung dieses Vorrechts wiederholt Botschafter nach Rom, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Dies waren die Thorheiten seiner Jugend, und wohl ihm, wenn er zu seinem Gedächtnisse nur ähnliche Albernheiten begangen hätte. Indessen genügten auch sie, sein ungeheures Besitzthum in kurzem zu schmälern. Er nahm einen Arzt aus Poitou und einen Florentiner, Namens Prelati, in seine Dienste, die ihn Beide glauben machten, daß sie mit dem Teufel im Bunde stünden und durch übernatürliche Mittel seinen erschöpften Schatz wieder füllen könnten. Sie machten ihn auch glauben, daß es wirklich der Teufel sey, der ihm erscheine, und bewogen ihn, einen Contract in aller Form Rechtens mit seiner satanischen Majestät abzuschließen.

Den Teufel zu citiren, mag im 19. Jahrhundert als eine harmlose Thorheit belacht werden, der nichts Verbrecherisches beiwohne. Was aber einen Menschen in seinen eigenen Augen zum Verbrecher stempelt, das ist keineswegs harmlos, und solches war mit Gilles de Laval der Fall. Er bildete sich ein, die schwärzeste Sünde begangen zu haben, deren ein Mensch fähig seyn könne, und die sittliche Verworfenheit, deren er sich von nun an schuldig machte, stand mit der eigenen Schätzung seines Vergehens in genauem Verhältnisse. Kein Verbrechen war von jetzt an so ungeheu e, daß er Scheu davor empfunden, und die geschichtlich begründete Liste seiner Greuelthaten hat in den Annalen menschlicher Verworfenheit vielleicht nicht ihres Gleichen. Mit empörender, wahrhaft vampyrischer Lust, abscheulicher als jeder gewöhnliche Grund zum Morden, ließ er auf seinen Besitzungen die schönsten und gesündesten Kinder beiderlei Geschlechts ergreifen, sie in den Mauern von Chantocé förmlich schlachten und aus ihrem Blute sich ein Bad bereiten, fest glaubend, es werde sein eigenes scheußliches Leben erhalten und stärken. Vergebens erhob im weiten Bereiche seiner Ländereien und Dorfschaften das unglückliche Landvolk, das in seinen Kindern einen Tribut zahlen mußte, der die schandbarsten Dichtungen des heidnischen Alterthums verwirklichte, einen gemeinsamen Schrei der Klage und der Verwünschung. Schon über hundert Opfer waren gefallen und noch lähmte der Rang, die Macht, der Reichthum des Ungeheuers die schwache schlecht eingerichtete Justiz jener Zeit. Endlich wurde aber der allgemeine Hülferuf des Landes zu laut, um ganz ungehört zu bleiben, und wie wenig man auch damals über gewöhnliche, blutige Gewaltthaten sich zu entsetzen pflegte, das Schalten des Bösewichts wurde so unerträglich, daß ohne endliches Einschreiten der Gerichtsbehörde der zur Wuth entflammte Volksunwille ihn wie einen schädlichen Wurm zertreten haben würde. Auf Befehl des Bischofs von Nantes und des Seneschalls von Rennes wurde er verhaftet und nach einer Untersuchung, in welcher Beweise jahrelang geübter und ans Unglaubliche grenzender Grausamkeiten sich wider ihn herausstellten, zum Scheiterhaufen verurtheilt und der Spruch auf den Wiesen vor Nantes am 23. December des Jahres 1440 vollstreckt . . . . So lebte und starb Gilles de Laval, das echte Original des gefürchteten, blutigen Blaubart, und es ist, als hätten die häßlichen Ruinen seines blutbefleckten Schlosses Chantocé sich nur erhalten, um das Gedächtniß seines schuld- und schimpfbeladenen Namens nicht untergehen zu lassen. (Bl. f. lit. Unt.)

*** Trotz Preßfreiheit, die auch in der Entfernung glänzender aussieht als sie ist, treten in Frankreich der Gründung eines neuen Blattes oft unglaubliche Hindernisse entgegen. Caution, die der Staat verlangt, Druck- und Verlagskosten, enorme Anzeig-gebühren nehmen schon ein Capital in Anspruch, über das wenige Gelehrte verfügen können. Wenn das Unternehmen auch schon wirklich ins Leben gesetzt ist, so suchen Neid und Mißgunst oft den Fortgang desselben zu hemmen. Eines der sichersten Mittel, ein neugegründetes Journal nicht aufkommen zu lassen, ist die unter Journalisten sogenannte alliance du silence. Das „Dixneuvième siècle“, das vor Kurzem, seines Namens unwürdig, langsam sich einige Tage hinschleppte, ward nie in einem andern Journale, von welcher politischen Farbe es auch sey, auch nur beiläufig erwähnt und das Publikum wußte kaum etwas von seinem Bestehen. Als der „Globe“ durch die Bemühung des rührigen Granier de Cassagnac wieder ins Leben gerufen war, pochte er vergeblich an alle Thüren und erst die unglaubliche Thätigkeit und der Unternehmungsgeist dieses Redacteurs ist im Stande gewesen, dieses Blatt zu heben und zu erhalten. Ueberhaupt ist besonders in der Journalistik nicht Alles Gold, was glänzt. Manches Blatt hat europäischen Ruf und müßte doch zu erscheinen aufhören, wenn nicht seine Kos[ten] durch außerordentliche Zuschüsse gedeckt würden. Die „Rev[ue] des deux mondes“ zählt trotz ihres mannichfaltigen Inha[lts] und ihres verdienten Rufes kaum 1900 zahlende Abonnent[en]. Diese geringe Anzahl von Abnehmern würde bei dem beträch[tli]chen Honorar, das gezahlt wird, nicht im Stande seyn, di[e] Zeitschrift zu erhalten, wenn nicht das Gouvernement ihm ein[e] Subvention zukommen ließe. Die „Revue de Paris“ setzt [so]gar nur 400 Exemplare ab und würde schon längst eingegang[en] seyn, wenn sie nicht aus derselben Quelle, wie die „Revue de[s] deux mondes“, einen Zuschuß erhielte. Beiden erwähnten Re[]vuen thun die belgischen Nachdrucker, die wie Geier auf je[de] wichtige Erscheinung der französischen Presse herfallen, beträchtli[]chen Schaden. (Bl. f. lit. Unt.)

*** Die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ enthält folgenden buchstäblichen Abdruck des Correspondenzartikels, welcher die erste Nachricht über die Aufführung des „Don Juan“ in Prag bringt: „Auszug aus dem Wiener Diarium Nr. 91 vom Jahre 1787. Theater-Nachricht. Montags den 29. October (1787) wurde von der italienischen Opern-Gesellschaft in Prag, die mit Sehnsucht erwartete Oper des Meisters Mozart „Don Giovanni — das steinerne Gastmahl (sic) aufgeführt. Kenner und Tonkünstler sagen: daß zu Prag ihres Gleichen noch nicht aufgeführt worden. Herr Mozart dirigirte selbst, und als er in das Orchester trat, wurde ihm ein dreimaliger Jubel gegeben, welches auch bei seinem Austritt geschah. Die Oper ist übrigens äußerst schwer zu exequiren, und Jeder bewunderte dem ungeachtet die gute Vorstellung derselben nach so kurzer Studirzeit. Alles — Theater und Orchester, bot seine Kräfte auf, Mozarten zum Dank mit guter Execution zu belohnen. Es wurden auch sehr viele Kosten, durch mehrere Chöre und Decorationen erfordert, welches Alles Herr Guardasoni glänzend hergestellt hat. Die außerordentliche Menge Zuschauer bürgen für den allgemeinen Beifall.“

*** (Seltsames Kaufgeld für ein Adelsdiplom.) An der Goldküste stehen die Hunde in der größten Achtung und werden sehr hoch gehalten. Wer sich dort in den Adelstand erheben lassen will, muß denselben dem Könige mit einem Hunde bezahlen. Bringt er keinen Hund, wird er nicht geadelt.

*** (Heidelberg, 10. Juni.) Das Musikfest, welches alljährlich in dem geräumigen, von prächtigen Ruinen umgebenen und reich geschmückten Schloßhofe gefeiert wird, ist in diesem Jahre auf die Mitte des Monats Juli angesetzt worden. Es wird die Schöpfung von Haydn aufgeführt werden. Mehrere berühmte Künstler und Künstlerinnen sollen bereits die Uebernahme der Soloparthien auf zuvorkommende Weise zugesagt haben; und nicht blos in Bezug auf die Aufführung, sondern auch in Bezug auf die Zahl der zu erwartenden Gäste von Nah und Fern verspricht das diesjährige Fest besonders glänzend zu werden.

## Repertoire des Theaters in Wiesbaden.

Donnerstag den 16. Juni (zum Erstenmal): Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Akten von Halm. — Samstag den 18. (zum Erstenmal): St. nach Scribe, und Die eifersüchtige Frau. — Sonntag den 19.: Lumpacivagabundus. — Dienstag den 21. (zum Erstenmal): Edelknecht und Armband, Oper in 3 Akten von Konradin Kreutzer.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 16. Juni. (Zum Erstenmale) Bender Kai[n], Schauspiel in 4 Abtheilungen von Heinrich Schmidt.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 165. 17. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Bilder der Ahnen.

**Altenglische Erzählung.**

(Fortsetzung.)

Am Ende des vierten Tages ihrer Reise sahen sie das Gebäude vor sich liegen. Der äußere Anschein zeigte eine Burg von großer, fester und edler Bauart, nach mittelalterlicher Sitte mit Thürmen und Gräben versehen.. Ueber dem eisernen Thore, welches noch das Wappen des verstorbenen Geschlechts trug, stand die Bildsäule eines Ritters in voller Rüstung. — Ein Diener aus dem Gefolge de Courey's stieß in sein Hüfthorn, worauf der Thurmwärter erschien, welcher das Thor öffnete und die Zugbrücke niederließ.

Die Baronesse empfing sie am Eingange des großen Saales. Sie bewillkommnete mit der Freude, die wahrer Zärtlichkeit eigen ist, ihren Gemahl, welcher ihr seinen Freund vorstellte, und reichte ihrem Gaste mit Freundlichkeit und Würde die Hand. Er hatte sie ehrerbietig ergriffen, als ein Schrei und ein Blick der Baronesse sein Auge an die Decke des Saales lenkte, und kaum blieb ihm Zeit auf die Seite zu springen, als ein schwerer Harnisch des verstorbenen Barons Alfred, der gerade über ihm hing, mit gewaltigem Schlag zu Boden fiel, glücklicher Weise aber Niemand verletzte.

Das Geräusch zog die Bedienten herbei, die mit Verwunderung die Stahlrüstung anstaunten, bald aber, voll Freude, ihren Herrn zu sehen, sich dicht zu de Courey drängten, um ihn willkommen zu heißen. Ein alter Mann, mit weißen Haaren, stand hinter den andern Dienern. Die Baronesse erwähnte seiner besonders.

„Er heißt Konrad," sagte sie, „und war ein wackerer Diener des Barons Gerald, der früher dies Schloß besaß; sein Nachfolger aber verabschiedete ihn, und seitdem hat er schwer gegen Armuth und Alter gekämpft.... Bei meiner Ankunft," fuhr sie fort, „bat er mich um die Erlaubniß, zuweilen ins Schloß kommen zu dürfen, um seine Augen an den Bildnissen seiner verstorbenen Herrschaft zu erquicken. Ich habe ihm einen Platz im Hause angewiesen, denn ich weiß, daß es meinen Robert erfreut, wenn seine Mathilde die letzten Lebenstage eines treuen Dieners erheitert."

Der Baron drückte seiner Gemahlin zufrieden die Hand, und wandte sich dann zu dem alten Konrad, den er aufmerksam und gütig betrachtete. Dieser war bis in die Mitte des Saales herangekommen; sein Gesicht war mehr von Kummer als vom Alter gefurcht, und die Augen blickten verständig aber schwermüthig. Er hatte sich auf die Schulter eines jüngern Bedienten gestützt, sein langes weißes Haar hing reichlich auf die Schultern herab. Mathildens Erzählung machte seine Augen thränenfeucht und rührte ihn so, daß er seinen Dank nicht aussprechen konnte.

Das Abendessen wurde in der großen Halle aufgetragen, und Allan betrachtete über Tisch mit Bewunderung die Größe und Höhe des Saales. Die Decke war gewölbt, und ging fast bis in die Zinne des Schlosses, während der Boden mit schwarzem Marmor geplattet war. Die Wände des Saales waren mit Ritterfahnen, Siegeszeichen und Waffen geschmückt. Im Hintergrunde stand der Staatsstuhl, mit purpurrothem Sammet beschlagen, und über demselben hingen Lanze, Schwert und Schild, und ein Helm mit einem gewaltigen Federbusche.

Vor allem aber zogen zwei Bildnisse in der Mitte der Halle Allan's Aufmerksamkeit auf sich. Das erste derselben stellte einen Ritter in vollständiger Rüstung mit aufgeschlagenem Helmvisir dar. Er schien zum Kampf gerüstet zu seyn, und sein Gesicht drückte die Entschlossenheit eines Helden aus. Das andere Gemälde zeigte das Bild eines jungen schönen Frauenzimmers. Aus ihren lieblichen Augen sprachen Ergebung, Standhaftigkeit und Liebe; sie schien über die irdische Welt emporzublicken und dem Bilde des Ritters eine höhere Weihe zu geben.

Die Baronesse hatte bemerkt, mit welcher Aufmerksamkeit Allan diese Gemälde betrachtete. „Dieses sind die Gegenstände von Konrad's Verehrung," sagte sie; „er behauptet, die Bildnisse seyen nicht halb so schön als die Originale; allein wir müssen der Parteilichkeit des alten Mannes etwas zu Gute halten." —

Unter heitern Gesprächen und den Liedern der Minnesänger, die von dem Lobe des Königs und seiner tapfern Heerschaaren überströmten, verging der Abend schnell und angenehm. Die Thurmuhr verkündete bereits Mitternacht, als man aufbrach und der Baron seinen Gast in das für ihn bestimmte Zimmer führte, welches neben dem seinigen an der westlichen Seite des Schlosses lag. Eine lange Gallerie, die an jeder Seite einige Thüren hatte, führte nach den Prunkgemächern. Eine dieser Thüren ging in Allan's Zimmer, und die daneben befindliche, die mit schweren rostigen Riegeln verschlossen war, hatte, wie von Konrad erzählt worden, vor Zeiten zum Eingang in die Kapelle gedient, war aber von den jetzigen Besitzern des Schlosses, die über den Schloßhof zur Kapelle gingen, noch nicht geöffnet worden.

Sobald der Baron seinen Freund gehörig eingerichtet sah, überließ er ihn der Ruhe.

Allan sah sich rings in seinem geräumigen Zimmer um. Die halbverblichenen Tapeten stellten Reitergefechte dar; das Bett war von carmoisinrothem Sammet; eine Eichenlanze und ein Schild hingen quer über dem Kamin, und den Fuß des Bettes begränzte ein großes Gemälde. Dasselbe stellte

eine Gruppe von Personen dar, die ein Frauenzimmer umgaben, welches mit einem Kinde auf dem Schoße unter einem Thronhimmel saß. Ein Herr neigte sich über die Lehne des Sessels und schien einem Manne, der sich herzu drängte, mit inniger Freude das Kind zu zeigen. — Allan ergriff die Kerze, um die Gestalten des Bildwerkes genauer zu besehen. Er sah auf des Kindes Arm die Form eines Pfeiles, und streifte, lächelnd über den sonderbaren Zufall, den Aermel zurück, denn er trug ein ähnliches blaues Maal auf seinem Arme. Er betrachtete das Gemälde einige Minuten mit innigem Vergnügen. Es war von einer Meisterhand ausgeführt, und Allan mußte den Geschmack und den feinen Sinn seines Freundes Sir Robert de Courry loben, der ihm gesagt hatte, daß er das Geschenk des Königs in seinen jetzigen Zuständen lassen wolle. —

Allan's Schlaf war sehr unruhig, und erquickte ihn nicht, denn seine Seele beschäftigte sich mit den ehemaligen Bewohnern dieses Schlosses. Gestalten von Menschen, die er nie zuvor erblickt, schwebten um sein Bett, und gänzlich ermattet, schlief er erst bei Anbruch des Tages ein. (Forts. folgt.)

## Das Irrenhaus zu Palermo.

Von Alex. Dumas.

(Fortsetzung.)

Als wir dies Gemach verließen, vernahmen wir ein förmliches Brüllen, das aus einer benachbarten Zelle erscholl. Der Baron führte uns dahin. Sie war auf allen Seiten gepolstert, auch ohne Fenster, damit ihr Bewohner sich nicht durch das Zerschlagen der Scheiben verletzen konnte. In einer Ecke stand ein Bett, auf welchem ein Mann in einer Zwangsjacke und angebunden lag. Derselbe hatte vor einer Viertelstunde einen furchtbaren Anfall gehabt, daher die Wärter zu diesen sonst selten in Anwendung gebrachten strengen Maaßregeln hatten greifen müssen. Dieser Mann, 30 bis 35 Jahre alt, mußte in der italienischen Weise, d. h. feurigen Blickes, mit einer Adlernase, und schwarzem Haar und Bart, sehr schön gewesen seyn; dabei war er gebaut wie ein Hercules.

Als er die Thür öffnen hörte, verdoppelte sich sein Brüllen; kaum war sein Blick aber, indem er sein Haupt aufrichtete, dem des Barons begegnet, als sich sein Wuthgeheul in ein Wimmern des Schmerzes verwandelte und in Klagetönen auflösete. Der Baron trat zu ihm heran und fragte ihn, was er denn gethan habe, daß man ihn so hätte binden müssen. Er antwortete, man habe ihm seine Angelica geraubt, und da habe er den Medor erschlagen wollen. Der arme Schelm hielt sich für Roland, und eben so unglücklich als sein Patron, war sein Irrwahn ein rasender.

Der Baron beruhigte ihn sanft, indem er ihn versicherte, Angelica sey wider ihren Willen entführt worden und würde bei erster Gelegenheit den Händen ihrer Räuber entfliehen, um wieder zu ihm zu kommen. Diese Verheißung, mit weicher und überredender Stimme wiederholt, besänftigte den trostlosen Liebhaber allmählich, und er bat nun, ihn wieder loszubinden.

Der Baron verlangte von ihm sein Ehrenwort, daß er nicht seine Freiheit benutzen werde, um hinter Angelica herzulaufen, und als der Irre dies treuherzig gegeben hatte, da lösete er seine Bande und zog ihm unter Aeußerungen des Bedauerns über das ihm widerfahrene Unglück die Zwangsjacke aus. Diese Theilnahme für eingebildete Leiden that ihre Wirkung; obwohl nun frei, versuchte der Irre nicht einmal aufzustehen, sondern nahm nur eine sitzende Stellung in seinem Bette an. Er schluchzte heftig, ohne zum Weinen zu kommen; auch hatte er das ganze Jahr, welches er in der Anstalt zugebracht, noch keine Thräne vergossen. Der Baron hatte schon vieles versucht, ihn dazu zu bringen, weil er der Ueberzeugung war, daß er dann genesen würde; er wollte nun noch den Versuch anstellen, ihm eines Tages anzuzeigen, daß seine Angelica gestorben sey, und ihn dann einem Scheinbegräbnisse derselben beiwohnen zu lassen.

In der gegenüber liegenden Zelle war ein zweiter rasender Irre, der von zwei Wärtern in einer Hängematte, in welcher er festgebunden war, geschaukelt wurde. Er hatte durch sein Gitter gesehen, daß seine Kameraden im Garten spazieren gingen, und wollte das auch; da er aber, als man ihm dies unlängst gestattet, einen Tiefsinnigen, der Niemandem ein Leids thut, und der nur die trocknen Blätter von der Erde aufliefet, um sie mit in seine Zelle zurückzubringen und sich daraus ein Herbarium zu machen, fast erschlagen hätte, so wurde es ihm verweigert. Dies hatte ihn in eine solche Wuth versetzt, daß man ihn in seiner Hängematte hatte festbinden müssen, welches der zweite Grad der Bestrafung ist, indem der erste in der Einschließung, der dritte in dem Anlegen der Zwangsjacke besteht. Er war übrigens bösartiger Natur, suchte stets seine Wärter zu beißen, und schrie wie ein Besessener.

„Heh! was gibt's?“ sagte der Baron zu ihm, beim Eintreten. „Wir sind einmal wieder recht boshaft.

Der Irre sah den Baron an, und ging aus dem Brüllen zu dem leichteren Schreien eines ungezogenen Kindes über.

— Ich soll nicht spielen, sagte er; nicht spielen...

„Weßhalb möchtest Du denn spielen?

— Weil ich hier Langeweile habe. — Und damit heulte er wieder ganz erbärmlich.

„Ja, daß es Dir nicht Spaß machen kann, so angebunden zu seyn, das begreife ich schon,“ sagte der Baron; „aber warte nur...“ und nun machte er ihn frei.

— Ha! — rief der Irre, aus dem Bette springend und Arme und Beine ausstreckend aus; Ha! nun will ich auch spielen.

„Das geht nicht an,“ sagte der Baron zu ihm; „denn als man es Dir das letzte Mal erlaubt hatte, da hast Du Dich schlecht aufgeführt.

— Was soll ich denn aber beginnen?

„Das will ich Dir sagen; sieh Du kannst, um Dich zu zerstreuen, eine Tarantella tanzen.

— Ja, die Tarantella! rief der Irre in einem Tone der Freude aus, der nichts mehr von seiner vorherigen Wuth verrieth; die Tarantella!

„Holt Theresa und Gaetano,“ sagte der Baron zu einem der Wärter, und dann zu uns: „die Theresa ist eine wüthige Irre, und der Gaetano ein verrückt gewordener vormaliger Guitarrenlehrer. Er ist der Spielmann des Hauses.

Bald sahen wir Theresa, von zwei Männern geschleppt, welchen sie sich mit aller Gewalt zu entwinden suchte, erscheinen, Gaetano aber ging ernst und ruhig hinter drein. Kaum hatte Theresa den Baron erblickt, als sie, ihn Vater nennend, mit offnen Armen auf ihn zueilte, ihn auf die Seite in einer Ecke der Zelle zog, und ihm leise erzählte, was man ihr alles seit dem Morgen Leids gethan.

„Laß das gut seyn, mein Kind,“ sagte der Baron; „ich habe es schon gehört, und ich möchte Dich deßhalb durch ein Vergnügen entschädigen; hättest Du wohl Lust eine Tarantella zu tanzen?

— Ach ja, ja, eine Tarantella! rief das junge Mädchen aus und stellte sich ihrem Tänzer gegenüber, der schon in Bewegung war und Pas machte, während Gaetano sein Instrument stimmte.

„Nun Gaetano, rasch, presto! sagte der Baron.

— Einen Augenblick, Ew. Majestät; das Instrument muß
a stimmen.

„Er hält mich für den König von Neapel," sagte der Ba-
on zu uns; „sich bei einem Privatmann zu engagiren, wäre
r zu stolz gewesen, aber ich habe ihn zu meinem Kapellmei-
ter gemacht, ihm den Kammerherrn-Titel gegeben und mit
em großen Bande des St. Januariusordens geschmückt
— nun ist er ganz zufrieden. Wenn Sie ihn anreden,
o bitte ich, ihn Excellenz zu nennen. — Nun, Maestro, wie
teht's?

— Es kann angehen, Ew. Majestät — und damit spielte
r die Tarantella.

. Man kennt die magische Wirkung, welche diese Melodie
uf die Sicilianer macht, doch hatte ich das nie in einem
olchen Grade gesehen, als bei diesen beiden Irren: ihre Ge-
ichter verklärten sich, ihre Finger ließen sie knacken, als ob
ie Kastagnetten schlügen, und ihr noch von dem Baron an-
efeuerter Tanz wurde rascher und rascher. Nach einer Vier-
elstunde waren beide im Schweiß, tanzten aber dennoch nach
em immer schnelleren Takte, den sie merkwürdig genau ein-
ielten, fort. Endlich brach der Mann ganz erschöpft zu-
ammen, und fünf Minuten nach ihm war auch das Frauen-
immer matt; da wurde Ersterer auf sein Lager, die Letz-
ere nach ihrer Zelle getragen: der Guitarrenspieler aber
wurde nach dem Garten gesandt, um auch die übrige Gesell-
chaft zu ergötzen.

Uns führte der Herr Baron dann nach einem großem
Saal, in welchem seine Kranken bei schlechtem Wetter spazie-
en gehen. Dieser Saal war voller Blumen und seine Wände
waren mit Frescobildern, fast sämmtlich munteren Inhalts,
edeckt. Hier ist's vor allem, wo der gute Doktor, der die
Art des Irrwahns eines jeden seiner Pensionnairs von Grund
aus kennt, die merkwürdigsten Studien macht: er nimmt seine
Kranken in Arm, führt sie bald zu diesem, bald zu jenem
Bilde, erklärt ihnen deren Bedeutung, oder läßt sie sich von
hnen erklären. Eins derselben stellt den Paladin Astolf dar,
wie er im Monde die Phiole aufsucht, welche die Vernunft
es Roland enthält. Auf meine Bemerkung, wie man es habe
wagen mögen, in einem Irrenhause ein Bild anzubringen,
welches eine Anspielung auf Verrücktheit enthalte, erwiederte
er Baron, gerade dies hätte gute Dienste gethan und es
wären durch dasselbe siebenzehn Individuen kurirt worden.

Außer den Blumen in den Fensterbrüstungen und den
Frescomalereien an den Wänden enthielt dieser Saal Stick-
rähme, Webestühle und Spinnräder, alle mit angefangenen
Arbeiten. Die Arbeit gehört mit zu den ersten Vorschriften
er Anstalt, und wer nicht irgend ein Gewerbe gelernt hat,
er muß graben, Wasser holen, Feuerung tragen. An Sonn-
nd Festtagen können diejenigen, die sich zerstreuen wollen,
esen, tanzen, Ball spielen oder sich schaukeln, aber etwas
müssen sie vornehmen, denn der Baron hält Beschäftigung
für eins der wirksamsten Mittel, Geisteskranke herzustellen,
und er hat die Erfahrung für sich.

Aus dem Arbeitssaal traten wir in den durch Springbrun-
nen genetzten, durch große Bäume Schatten gebenden Garten.
Hier streichen die armen Unglücklichen fast immer isolirt um-
her, ein jeder seinem eignen Wahn hingegeben und der Eine
die belebten, der Andere die stillen Alleen aufsuchend. Ein
Hauptgrundzug des Irrwahns ist das Bedürfniß der Abge-
schlossenheit. Fast nie unterhalten sich ein Paar Irre mit
einander, oder, wenn es einmal geschieht, so folgt doch jeder
nur dem eignen Ideengang und antwortet nur auf den eig-
nen Gedanken. Anders aber ist ihr Benehmen gegen Fremde,
die sie zu sehen kommen; da scheint es auf den ersten Blick,
als ob sie völlig bei Verstand wären.

Der Erste, der uns aufstieß, war ein junger Mann von
26 oder 28 Jahren, Namens Lucca. Er war vor seiner
Verrücktheit einer der ausgezeichnetsten Advocaten zu Catanea
gewesen. Einst im Theater mit einem Neapolitaner in Streit
gerathen, hatte er bei dieser Gelegenheit von der herbeige-
eilten Wache einen Kolbenschlag auf den Kopf bekommen,
der ihn zu Boden warf, und — um seinen Verstand brachte.
Sein Wahnsinn war poetischer Art: er hielt sich bald für
Shakespeare, bald für Tasso, bald für Chateaubriand. Dies-
mal machte er den Dante und dichtete eben, eine Bleifeder
und Papier in der Hand die Allee entlang gehend, seinen
dreiunddreißigsten Gesang von der Hölle.

Ich näherte mich ihm von hinten; er war bei der Episode
Ugolino's. Aber sein Gedächtniß hatte ihn in Stich gelassen,
denn er repetirte zwei oder dreimal, sich vor die Stirn
schlagend:

La bocca sollevo dal fiero pasto.

Das schien mir eine herrliche Gelegenheit zu seyn, mich
bei ihm in Gunst zu setzen, und so half ich ihm, als er sich
abermals vor die Stirn schlug, mit der ihm fehlenden Strophe:

Quel peccador forbendola,

aus.

„Ei, Dank, Dank!" rief er. „Gut, daß Sie mir zu Hülfe
gekommen sind; meine Gedanken wurden so wirr, daß ich
hätte verrückt werden können....

Quel peccador forbendola!

„Ganz recht, das ist's!" Und dann fuhr er fort:
„A Capelli..." bis zu Ende der zweiten dreizeiligen Strophe.

Nun den Punkt benutzend, der den Sinn abschließt und
dem Dichter abzusetzen erlaubt, sagte ich zu ihm:

— Sie sind, wie ich höre, Dante!

„Der bin ich; was steht zu Ihren Diensten?

— Ich wünschte Ihre Bekanntschaft zu machen; ich war
schon zu Florenz, um dieser Ehre theilhaftig zu werden, aber
Sie waren dort nicht mehr.

„Sie wissen also nicht," antwortete Lucca mit dem kurz
abgestoßenen Ton, der auch ein Kennzeichen des Wahnsinns
ist, daß man mich aus Florenz verjagt, mich beschuldigt hat,
ich hätte die Republik bestohlen? Dante ein Dieb! Ich nahm
meinen Degen, die sieben ersten Gesänge meines Gedichts,
und da reisete ich.

— Ich hatte gehofft, begann ich wieder, zwischen Feltre
und Montefeltro mit Ihnen zusammenzutreffen.

„Ja so, bei Can Grande della Scala:

El gran Lombardo
Che n'su la Scala Porta il Santo Uccello.

Aber ich bin nur einen Augenblick dort geblieben; er ließ
mich seine Gastfreiheit zu theuer bezahlen: ich mußte dort
unter Schmeichlern, Possenreißern, Höflingen und Dichtern
leben. Und was für Dichter! Warum kamen Sie nicht nach
Ravenna?

— Da war ich auch; aber ich habe dort nur Ihr Grab
gefunden.

„Und ich war nicht mehr darin.... Wissen Sie auch, wie
ich da herausgekommen bin?

— Nein.

„Ich habe es ausgefunden, mich immer wieder zu erwecken,
wenn ich gestorben bin.

— Ist das ein Geheimniß?

„Ganz und gar nicht.

— Potz Velten! dann möchte ich es auch können.

„Nichts leichter als das. Wenn ich im Sterben bin, so
sage ich, daß man mir ein recht tiefes Grab graben solle —
der Mittelpunkt der Erde ist, wie Sie wissen werden, ein
unermeßlicher See.

— Ja?

„Unermeßlich! Nun spielt das Wasser immer Land weg, immer Land, Land, und so kömmt es endlich bis zu mir.... Dann führt es mich fort ins Meer.... In der Tiefe des Meeres angekommen, strecke ich mich, die Hacken an ein Paar Korallenarme gestemmt, nieder.... Die Koralle wächst — Sie ist, wie Sie wissen werden, eine Pflanze — immer fort, dringt in die Adern, macht Blut.... Das Blut steigt höher und höher, bis es ins Herz tritt, und — ich bin wieder lebendig.

„„Mein guter Dichter,““ sagte jetzt der Baron, unsre Unterhaltung abzubrechen, „„wollen Sie nicht so gütig seyn und den armen Leuten da einen Contratanz spielen?

„Gern, lieber Baron,“ antwortete er, indem er die Violine annahm, welche dieser ihm reichte.

Auch Gaetano wurde mit seiner Guitarre herbeigerufen, und nun bestiegen beide ein Paar neben einander stehende Stühle und spielten einen Contratanz auf. (Forts. folgt.)

## Tabletten.

⁂ (Regensburg, 12. Juni.) Es sind nunmehr auch die Figuren am nördlichen Giebelfelde der Walhalla, welche die Hermannsschlacht vorstellen, sämmtlich auf ihren Platz gebracht, und demnächst wird auch hier der verhüllende Brettermantel verschwinden und dann der ganze Prachtbau den Blicken des Beschauers offen liegen. Man erwartet täglich die Ankunft des Professors Schwanthaler aus München, der sich an Ort und Stelle von dem Effekte seiner Kunstschöpfung überzeugen will. (Regensb. Z.)

⁂ (Berlin, 11. Juni) Der im Gebiete der Mechanik schon mehrfach ausgezeichnete hiesige Hofmechanikus Amuet, aus Bayern gebürtig, hat gegenwärtig ein Hörrohr in Schneckenform neu construirt, das allen Anforderungen, die man in dieser Hinsicht zu machen berechtigt ist, vollkommen entspricht, indem es außer seiner Zweckmäßigkeit auch die größtmögliche Bequemlichkeit darbietet. Von Seiten der Behörden sind dem Künstler deßhalb schon die anerkennungswerthesten Belobungsschreiben zugegangen, welche ihn zu neuen Versuchen in der Mechanik auf's Lebhafteste ermuntern. — Meyerbeer ist von seiner Augenkrankheit wieder hergestellt, und gedenkt in nächster Woche seine Reise nach Paris anzutreten. — Die neueste Oper, welche unter des Herrn von Küstner's Leitung hier zur Aufführung kommt, wird Donizetti's „Tochter des Regiments“ seyn, welche bereits einstudirt wird. — Petersburger Briefen zufolge hat Liszt in der russischen Kaiserstadt noch mehr Triumphe gefeiert, als selbst in Berlin. Wenige Stunden vor seiner Abreise gab er noch eine große matinée musicale beim kaiserl. Hofmarschall, Grafen Wielhorsky, wo er die beiden Concerte von Hummel und Beethoven, die Aufforderung zum Tanze von Weber, die Robertfantasie von Meyerbeer, spielte. Das Concert ward noch verherrlicht durch das Spiel des Obristen Alex. Lwoff, der seine neueste Violin-Composition mit großer Orchester-Begleitung vortrug, und den rauschendsten Beifall von den versammelten Zuhörern erntete. (N. W. Z.)

⁂ (Die römisch-katholische Kirche in Hayti.) John Candler, der vor kurzem einige Zeit sich in Hayti aufhielt und einige „kurze Notizen“ über dasselbe herausgab, gibt über diesen Punkt folgende etwas seltsame Auskunft: „Seit beide Theile der Insel unter der Republik vereinigt wurden, ward die Obergewalt des Papstes nicht mehr anerkannt, der Erzbischof verbannte sich selbst in ein fernes Land, und der Präsident machte sich, wie Heinrich VIII., zum Haupt der Kirche. Die katholische ist allein vom Gesetz anerkannt, aber alle gleich geduldet; es gibt nur Einen Priesterrang, keine Bischöfe und keine Dekane. Kein Zehnten und keine gezwungenen Beiträge zur Erhaltung der Kirche werden erhoben, und jede Gabe an dieselbe ist nur die Belohnung für irgend einen geistlichen Dienst; der zu entrichtende Betrag ist durch das Gesetz bestimmt.“

⁂ (Haß der eingebornen Australier gegen Mischlinge.) In der englischen Gesellschaft zum Schutze der Ureinwohner in den Colonien las am 11. Mai ein Herr Suttor aus Paramatta in Neusüdwales eine Mittheilung über die Eingebornen vor, worin unter anderm die Bemerkung vorkommt, daß die Australier sich wohl nie auf die europäische Race impfen lassen würden, denn selten läßt man ein Kind von gemischter Race am Leben; sie werden fast ohne Ausnahme von den Männern getödtet. Der Verfasser, welcher eilf Jahre mit den Eingebornen in Verbindung stand, hörte in diesem ganzen Zeitraume nur von einem einzigen Beispiel, daß ein Mädchen, die Tochter eines Europäers mit einer Eingebornen, am Leben gelassen wurde, ist aber überzeugt, daß wenn sie einst Kinder bekommt, sie von den erbitterten Eingebornen erschlagen werden. Die eingebornen Mütter lieben diese Kinder sehr, können sie aber gegen die Wuth der Männer nicht schützen.

⁂ Der Juwelenthurm (il torre goura *) in Malta, so genannt von einer Sage, daß große Schätze darin verborgen seyen, steht etwa 5 Viertelstunden landeinwärts von dem Uferstrich, der den Namen Ben Ghisa führt. Es sind Reste eines runden, ehemals wohl 60 Fuß hohen Thurmes von fast cyklopischer Bauart. Viele Steine sind von ungeheurer Größe, und augenscheinlich ist kein Mörtel gebraucht worden. Jetzt ist die Ruine nur noch etwa 20 Fuß hoch, der Thurm ist eingestürzt, und man muß über Mauertrümmer wegsteigen, die von einer üppigen Vegetation überwuchert sind. Hart an der Mauer sind Cisternen, etwas weiterhin Spuren alter Bauten, die denen von Hadscher Schem gleichen, was die Erbauung derselben und wohl auch die des Thurmes in uralte Zeiten versetzt. Aehnliche Thürme fand man bekanntlich auch in Kleinasien, Sardinien und Irland. (Litt. Gaz.)

## Aus Montabaur.

(12. Juni.)

Heute wurde unsere Stadt und die zu Tausenden herbeigeströmte Menge aus der Umgegend durch die Feier eines eben so seltenen, als erhebenden Festes hoch erfreut. Der durch seine hohe Frömmigkeit ausgezeichnete hochwürdige Herr P. Valentinus Paepel von Montabaur, Nestor der gesammten Geistlichkeit der Diöcese Limburg, feierte heute sein 65jähriges Priester-Jubiläum. Der hochwürdige Jubelgreis wurde Morgens um 9 Uhr von der Schuljugend, dem Sendamte und dem zahlreich versammelten Clerus an seiner Wohnung abgeholt und feierlich zur Kirche geleitet. An der Communicanten-Bank begrüßte der Herr Decan Heimann unter einem eigends errichteten Triumphbogen den frommen Jubelgreis in einer zweckmäßigen Anrede, worauf dieser das hohe Amt hielt. Die Feier erhielt einen eigenthümlichen Glanzpunkt in dem rührenden Umstande, daß drei Dignitarien, welche beinahe vor einem halben Jahrhunderte durch den Jubelgreis in die h. Hallen der himmlischen Weisheit eingeführt worden waren, ihren geistlichen Vater functionirend umgaben, nemlich: der Herr Geistliche-Rath und Domcapitular Haas von Dietkirchen, welcher die sehr gelungene Festrede hielt und assistirte, Herr Delegat und Pfarrer Nußbaum von Vallendar und Herr Definitor und Pfarrer Bergmann von Rheinbrohl, welche die Ministratur besorgten. Der Jubelgreis tritt bald sein 90stes Lebensjahr an, ist aber noch körperlich rüstig und voll des echten Geistes im Herrn. Derselbe möge denn auch den Wandel des Jubelgreises, da er viel betet für das Volk und die h. Stadt, noch lange segnen in der Gemeinde.

*) Das Wort goura ist augenscheinlich das arabische dschauhar, Edelstein.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Ostereieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 166. 18. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Bilder der Ahnen.

**Altenglische Erzählung.**

(Fortsetzung.)

### IV.

Der Baron bewirthete am folgenden Tage den benachbarten Adel, und gab ein Tournier auf dem Schlosse. Allan zeichnete sich auch hier unter den Kämpfern zu seinem Vortheil aus, und eine Feldbinde aus Mathildens Hand war sein Preis. Konrad, der bei der Tafel aufwartete, schien sich verjüngt zu haben. Er war immer um Sir Allan, und betrachtete ihn stets mit Achtung und Hinneigung. Oft unterhielt er ihn von den Thaten des verstorbenen Sir Gerald und der Güte seiner Gemahlin, und verweilte mit der Gesprächigkeit, die dem Alter so eigen, bei ihren vielen Vorzügen. Der alte Mann war nie zufriedener, als wenn er von der Tapferkeit seines Herrn erzählen konnte, und immer endigte er seine Gespräche mit einem Seufzer, daß diese Tugendhaften so früh in der Gruft verwesеten, wo er sich selbst eine baldige Ruhestatt wünschte.

Am nächsten Abend kam er zu Allan und bat um die Erlaubniß, ihm nach seinem Zimmer leuchten zu dürfen, welches er auch in der Folge immer that. Einmal, es war schon ziemlich spät in der Nacht, als sie von dem großen Saale aus durch die Gallerie gingen, bemerkte Konrad, wie Allan einige Augenblicke bei den Gemälden verweilte. Er stand still, zeigte auf die verschiedenen Personen, die ihm in Erinnerung kamen, und erzählte nach seiner Gewohnheit von ihren Thaten. Besonders wies er auf das Bild einer ehrwürdigen Dame aus dem Hause Grimaldi, der Mutter seines verstorbenen Herrn. Sie war in Klostertracht; denn bald nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie ein Kloster gestiftet, worin sie Aebtissin wurde, und sich durch ihre Güte und Frömmigkeit große Verehrung erwarb. Allan betrachtete das Bild mit Rührung. Das folgende stellte einen Krieger vor, dessen Züge schon gesehen zu haben er sich dunkel erinnerte. Konrad gab über dies Gemälde keine Erklärung, sondern eilte schnell zu dem, welches die verstorbene Baronesse Constanze darstellte. Als er aber sah, daß die Blicke des Jünglings noch immer auf dem Krieger weilten, sagte er ihm, daß es der Baron Alfred, der Bruder seines seligen Herrn sey, der durch einen Sturz vom Pferde bei dem St. Andreas-Kloster das Leben verloren habe. Allan erinnerte sich hierbei sogleich an jenen Abend, wo er, im Dienste des Königs verschickt, durch das herannahende Gewitter in die Abtei getrieben worden, und Zeuge von dem Verscheiden des Ritters war, der dem Bilde so ungemein glich.

„Ich war durch einen Zufall bei seinem Tode gegenwärtig," sagte Allan, „und erlebte nie einen solchen erschütternden Anblick. Er starb in großer Angst und kämpfte sichtlich gegen den herannahenden Tod."

„O," erwiederte Konrad mit leiser Stimme, indem er sich besorgt umsah, als fürchte er, belauscht zu werden, „er hatte in seinem Leben nichts Gutes gestiftet, kein Wunder also, wenn er nicht ruhig starb. Als der kleine verwais'te Gerald, dessen unschuldiger Körper längst in Moder verfallen ist, erkrankte und starb, raunte man einander ins Ohr: das Kind, von welchem er angesteckt worden, sey auf Baron Alfred's Befehl in sein Zimmer (das nämliche, welches Ihr jetzt bewohnt) gebracht worden. Als mein seliger Herr noch im Vaterlande war, wohnte er darin, und bei seiner Reise gen Jerusalem, bekam es sein Sohn. Das Kind starb darin, und Baron Alfred ließ es, sofort nach der Beisetzung in der Familiengruft, auf immer verschließen."

Allan nahm dem alten Diener das Licht aus der Hand, und indem er damit in die Höhe leuchtete, um die unheimlichen Züge des Kriegers zu besehen, flackerte es plötzlich auf und erlosch. Sie befanden sich in dichter Finsterniß, und Allan ging nach seinem Zimmer, um das Licht am Kaminfeuer anzuzünden, fand aber die Thüre, wie es ihm schien, verschlossen. Er hieß Konrad warten, und ging quer durch den Vorsaal, hatte aber kaum zwei Schritte gethan, als der Boden unter seinen Füßen wich und er mit Heftigkeit eine beträchtliche Tiefe hinabfiel. Er fühlte bedeutende Schmerzen, und fürchtete in der Dunkelheit sich noch mehr zu beschädigen, wenn er die Gallerie wieder zu erreichen suchen würde. Er rief laut nach Konrad, der bereits an des Barons Zimmer geklopft und ihn um Beistand angerufen hatte. Sir de Courey eilte mit Licht sogleich dem Orte zu, woher er Allan's Stimme vernommen hatte; als er aber die verriegelt gewesene Thüre aufgerissen sah, und seinen Freund in der Tiefe hörte, raubte sein Erstaunen ihm die Worte. Konrad war wie eine Leiche erblaßt und konnte nur berichten, durch welchen Zufall Allan genöthigt worden, in der Dunkelheit sich zu entfernen, um das Licht wieder anzuzünden. Der Baron schaffte sofort Hülfe und brachte den Jüngling mit einiger Mühe wieder auf die Gallerie zurück. Die Dienerschaft des Schlosses wurde sämmtlich herbeigerufen, und es begann ein strenges Verhör, um herauszubringen, wer die verriegelt gewesene Thüre geöffnet habe; aber Alle betheuerten, nichts davon zu wissen. Der Baron entfernte sie und sagte, daß er für diese Nacht alle ferneren Nachforschungen unterlassen, am nächsten Morgen aber sicher die Wahrheit ans Licht bringen wolle. Man hob die schwere, in ihren Angeln verrostete Thüre mit Anstrengung in die Höhe und verschloß sie wieder.

Nachdem man sich überzeugt hatte, daß Allan außer einigen Quetschungen keinen Schaden genommen hatte, trennte man sich, und Allan verschloß zum Erstenmale von innen seine Stubenthür. Er setzte sich an das fast ganz erloschene Kaminfeuer, und Gedanken drängten sich auf Gedanken. Er sann so tiefsinnig über die mancherlei Ereignisse seines Lebens nach, daß er kaum bemerkte, wie sein Kerzenlicht abbrannte, und die letzte Kohle seines Kaminfeuers erlosch. Die Thurmuhr schlug eben halb Eins, als ein Geräusch draußen in der Gallerie seine Aufmerksamkeit erregte. Er horchte, und unterschied deutlich Fußtritte und das Rauschen seidener Gewänder. Muthig öffnete er seine Thüre, aber das Geräusch war verschwunden, und er schrieb es seiner aufgeregten Phantasie zu; er trat auf die Gallerie hinaus, aber alles war still und dunkel. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, und warf sich, zwar furchtlos, aber voll unruhiger Gefühle, auf sein Lager.

Als schon der Tag hell durch die Bogenfenster schien, erwachte er, und suchte die kecken Bilder, die im Traume seinen Geist umgaukelt hatten, wieder hervor zu rufen und zu ordnen. Er erinnerte sich, wie es ihm einmal träumte, daß er den Vorhang des Bettes zurückziehe, um nach dem Gemälde zu sehen. Die Dame steige lebensgroß von demselben herab, käme an sein Lager, fasse ihn bei der Hand, und betrachte aufmerksam das Maal an seinem Arme. Gleich darauf trete ein Ritter herein und heiße ihn aufstehen, dann nähmen ihn Beide bei der Hand, und führten ihn den verriegelten Gang hinab. — Diese Traumbilder waren ihm so verwirklicht erschienen, daß er Mühe hatte, sich des Gedankens zu erwehren, daß die Dame und der Ritter ihn in der That in den angrenzenden Thurm geführt hätten, und daß ihr Herabsteigen von dem Gemälde keine Täuschung seiner Sinne gewesen sey. (Fortsetzung folgt.)

---

## Das Irrenhaus zu Palermo.

**Von Alex. Dumas.**

(Fortsetzung.)

Da liefen von allen Seiten ein Dutzend Irre, Männer und Frauen, in den sonderbarsten Aufzügen herbei, unter welchen ich sogleich den Sohn des Kaisers von China und den eingebildeten Todten erkannte. Der Erstere trug eine prunkende Krone von Goldpapier auf dem Haupte, der andere aber schritt ernst und feierlich, wie es einem Geiste geziemt, in einem großen weißen Laken gehüllt einher. Die Uebrigen waren: der trübsinnige Irre, der sichtlich ungern kam, indem er von Zeit zu Zeit durch zwei Wärter fortgeschoben werden mußte; eine Frau, die sich für die heilige Theresa hielt, und die ihre Verzückungen hatte; dann eine junge Person von 20 bis 22 Jahren, an welcher man noch die Spuren einer früheren ausgezeichneten Schönheit erkannte. Auch diese folgte nur der Gewalt, und wurde von ihrer Wärterin mehr herbeigeschleppt als geführt. Da wurde der Tanz eröffnet.

Es war das ein eigenthümlicher Contratanz! Ein jeder der Tanzenden schien mechanisch dem Impuls irgend einer verborgenen Springfeder zu gehorchen, die ihn in Tritt setzte, während sein Geist die Bahn verfolgte, auf welcher ihn sein Wahn erhielt: dem Schein nach eine muntre Quadrille, war sie in der Wirklichkeit eine traurige, und Alles verrückt, die Tänzer wie die Musici.

Ich mußte einen Augenblick bei Seite treten, fürchtend, sonst selbst verrückt zu werden.

Jetzt trat der Baron auf mich zu, und sagte:

„Ich habe vorhin Ihre Unterhaltung mit dem armen Lucca unterbrochen, denn ich sehe es nicht gern, daß er sich in seinen metaphysischen Systemen vertieft; die metaphysischen Irren sind am schwersten zu heilen, weil es da nicht anzugeben ist, wo die Vernunft aufhört und der Wahn beginnt. Mag er sich für Dante, Tasso, Ariost, Shakespeare oder Chateaubriand halten, das schadet nicht; ich habe fast alle diejenigen hergestellt, die nur diese Art von Irrwahn hatten, und bin auch überzeugt, daß mir das mit Lucca gelingen wird; aber die arme Irre da, die sich abmüht, von den Tanzenden wegzukommen und wieder für sich allein zu seyn, die werde ich nicht retten können. — Laß sie, laß sie!“ rief der Baron dann der Wärterin zu, welche sie zwingen wollte, im Contratanz zu bleiben. „Komm, Costanza, komm mein Kind!“ Er ging ihr ein Paar Schritte entgegen, und das junge Mädchen lief, ihre Freiheit benutzend, flüchtig wie eine gescheuchte Gazelle, und hinter sich blickend, ob man sie auch verfolge, auf ihn zu und fiel ihm schluchzend in die Arme.

„Nun, mein Kind, was hast Du denn wieder?

— Ach Vater, Vater! sie wollen ihre Masken nicht ablegen, sich nur ihm nennen, und nun gehen sie mit ihm in ein Nebenzimmer.... Ach! ums Himmels Willen, gieb das nicht zu.... sie werden ihn tödten!.... Albano! Albano! Ha!.... o Gott, o Gott! es ist geschehen.... es ist zu spät!.... Und einer Ohnmacht nahe, warf sich das junge Mädchen in den Armen des Barons hintenüber. Obwohl an solche Auftritte gewöhnt, traten ihm doch Thränen in die Augen.

Unterdessen tanzten die Andern ununterbrochen fort, ohne von dem Kummer des jungen Mädchens Notiz zu nehmen, und obgleich deren Krisis in ihrer Aller Mitte begonnen hatte, schien keiner es bemerkt zu haben, selbst Lucca nicht, der wie rasend den Bogen führte, mit den Füßen stampfte und laut schreiend Figuren angab, an die sich niemand kehrte. Es war eine Scene, wie Hoffmann sie erzählt, oder wie man sie wohl im Traume sieht.

Da es nun für uns an der Zeit war, uns wieder zu entfernen, ich auch den Anblick des Wahnsinns nicht lange zu ertragen vermag, so erbot sich der Baron Pisani, der noch in dieser Richtung zu thun hatte, uns zurück zu geleiten.

Als wir über den Hof gingen, sah ich das junge Mädchen, welches sich dem Baron in die Arme geworfen hatte, vor dem Bassin eines Brunnens knieen, sich in dem Wasser spiegeln, ihr langes lockiges Haar netzen, und es dann an ihre glühende Stirn drücken.

Ich fragte den Baron, was die Veranlassung zu dieser düstern und bejammernswürdigen Geisteszerrüttung gewesen sey, an deren Heilung er selbst verzweifelte, und da erzählte er mir dann, was folgt:

„Costanza war die einzige Tochter des letzten Grafen von La Bruca. Sie bewohnte mit ihrer Mutter, zwischen Syracus und Catanea, eines der alten Schlösser von sarazenischer Bauart, wie es deren noch einige auf Sicilien giebt. Aber wie isolirt dies Schloß auch war, hatte sich der Ruf von der Schönheit Costanza's dennoch von Messina bis nach Trapani verbreitet, und mehr als einmal nahmen vornehme junge Sicilianer unter dem Vorgeben, auf der Reise von der Nacht überrascht worden zu seyn, die Gastfreiheit des Grafen La Bruca in Anspruch. So bekamen sie Costanza zu sehen, und fast ein jeder, der sie sah, wurde auch sterblich in sie verliebt.

„Zu diesen interessirten Besuchern gehörte auch ein Chevalier Bruni, ein Mann von 28 bis 30 Jahren, der zu Castrogiovanni Güter hatte. Er galt für einen der gewaltthätigen und leidenschaftlichen Männer, die nichts abschreckt, wenn es sich um die Befriedigung eines Wunsches der Liebe oder auch der Rache handelt. Costanza achtete auf ihn nicht

sehr, als sie auf all' die andern geachtet hatte, und sah ihn mit derselben Ruhe wieder abreisen, mit welcher sie ihn hatte kommen sehen. Aber ihr Herz war schon anderweitig eingenommen. Nur wenige Meilen von dem Schlosse des La Bruca befand sich das Besitzthum des Grafen von Rizzari; es herrschte zwischen den beiden Nachbarn eine vieljährige Freundschaft, und sie saben sich fast täglich. Der Graf von Rizzari aber hatte zwei Söhne, von welchen der jüngste, Alano, Costanza liebte und von ihr wieder geliebt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Sokrates und Glaukon.

Glaukon war ein junger Mensch ohne Kenntniß, der sich aber durch keine Vorstellungen seiner Freunde wollte abhalten lassen, sich um ein Staatsamt zu bewerben. Endlich übernahm Sokrates den Versuch, ihn von seiner Thorheit zu überzeugen und zu heilen. Als er einst mit ihm zusammentraf, redete er ihn damit an: „Nun, Du hast Dir vorgenommen, ein Staatsmann zu werden?"

Glaukon Jo, Sokrates.

Sokrates. Gewiß ein vortrefflicher Vorsatz, so vortrefflich, als es einen geben kann. Wenn Du ihn durchsetzest, wirst Du jeden Deiner Wünsche befriedigen. Deinen Freunden wirst Du nützen, Dein väterliches Haus in Flor bringen, die Grenzen Deines Vaterlandes erweitern können; Du wirst Dir sowohl in Athen, als auch in ganz Griechenland, vielleicht wohl gar, wie Themistokles, unter den Persern einen Namen machen und überall aller Augen auf Dich ziehen.

Dem Glaukon schwoll das Herz bei dieser Rede und er horchte hoch auf.

Sokrates (nach einer Pause). Du gestehst aber ein, daß, wenn Du vom Staat geehrt seyn willst, Du ihm nützen müssest?

Glaukon. Allerdings sehr!

Sokrates. So beschwör' ich Dich, halte damit nicht hinterm Berge, sondern sage mir, womit Du den Anfang machen willst, dem Staat zu nützen?

Glaukon schweigt, auf eine schickliche Antwort sinnend.

Sokrates. Wenn Du das Hauswesen eines Deiner Freunde in guten Stand setzen wolltest, so müßtest Du suchen, ihn reicher zu machen und auf eben die Art würdest Du den Staat erst bereichern müssen.

Glaukon. Ja freilich!

Sokrates. Und reicher würd' er werden, wenn sich seine Einkünfte vergrößerten?

Glaukon. Natürlich.

Sokrates. So sage mir denn, woher der Staat jetzt seine Einkünfte hat und wie viel es deren gibt? Wahrscheinlich hast Du darüber nachgedacht, damit Du, wenn einige Einnahmen herunter gekommen sind, ihnen wieder aufhelfest, oder, wenn andre gar versiegt sind, sie wieder in Gang bringst.

Glaukon. Daran hab' ich wahrlich noch nicht gedacht.

Sokrates. Wenn Du das aus der Acht gelassen, so sprich mir von den Staats-Ausgaben. Denn offenbar denkst Du doch daran, die überflüssigen zu mindern?

Glaukon. Dazu hab' ich wahrhaftig auch noch nicht Zeit gehabt.

Sokrates. Also den Staat zu bereichern, das müssen wir vor der Hand aufgeben. Denn wie ist das möglich, ohne Kenntniß von seinen Einnahmen und Ausgaben zu haben!

Glaukon. Ja, Sokrates, man kann ja den Staat auch von dem Besitzthum der Feinde bereichern.

Sokrates. Zugestanden, wenn man den Feind besiegt. Sollte man aber unterliegen, so möchte man auch vom Seinigen zusetzen.

Glaukon. Wohl wahr!

Sokrates. Und dann muß, wer zu einem Kriege gegen eine Nation rathen will, die innere Stärke des Staats und die der Feinde kennen, damit er, falls diese stärker sind, als jener, Hülfsmittel zu schaffen weiß.

Glaukon. Sehr richtig!

Sokrates. D'rum sage mir, wie stark die Macht des Staats sowohl, als der Feinde zu Wasser und zu Lande ist?

Glaukon. Das kann ich Dir, ehrlich gestanden, so aus dem Kopfe nicht sagen.

Sokrates. Wenn Du es schriftlich hast, so hol' es; ich möcht' es gar zu gern hören.

Glaukon. Ach, geschrieben hab' ich es auch nicht!

Sokrates. An einen Krieg ist also vorläufig nicht zu denken. Vielleicht hast Du auch, wegen des großen Umfangs dieser Sache, und weil Du ohnehin ein Neuling bist, darüber noch keine Untersuchungen angestellt. Aber das weiß ich, daß Du über die Beschützung des Landes nachgedacht hast, und Du kannst mir gewiß sagen, wie viel Mann dazu erforderlich sind oder nicht, und wirst rathen, an geeigneter Stelle die zu geringe Mannschaft zu verstärken, oder anderswo die überflüssige zu vermindern

Glaukon. Ich schaffte sie bei meiner Ehre alle weg, weil sie so beschützen, daß sie die Früchte des Landes vielmehr verderben.

Sokrates. Gesetzt aber, es wollte sie Einer wegschaffen, glaubst Du wohl, daß nun die Früchte nehmen würde, wem's einfiele? Hast Du denn in eigner Person die Sache untersucht, oder woher weißt Du, daß sie schlechte Wache halten?

Glaukon. Ich vermuthe es.

Sokrates. Wir wollen also unsre Raisonnements so lange aufschieben, bis wir sie nicht auf Vermuthungen, sondern auf eigne Ueberzeugung gründen können.

Glaukon. Das wäre auch wohl besser.

Sokrates. In die Bergwerke bist Du, das weiß ich, auch nie gekommen, daß Du mir sagen könntest, weswegen sie jetzt weniger Ausbeute geben, als ehedem?

Glaukon. Ich bin nie da gewesen.

Sokrates. Die Luft soll auch da so ungesund seyn, daß Du Dich damit entschuldigen kannst, falls einmal die Rede davon seyn sollte.

Glaukon. Du willst Dich lustig machen über mich.

Sokrates. Aber darüber, weiß ich, hast Du nachgedacht, wie lange das Getraide, welches im Lande gewonnen wird, zur Erhaltung des Staats vorhält und wie viel jährlich gebraucht wird. Du mußt das wissen, um im Fall eines Mangels Rath zu ertheilen und dem Staate zu helfen.

Glaukon. Das ist eine weitschichtige Sache, wenn man sich darum bekümmern sollte.

Sokrates. Es kann ja aber doch Keiner sein eigen Hauswesen gut verwalten, wenn er nicht alle Mängel desselben kennt und ihnen abzuhelfen sucht. Nun besteht aber der Staat aus mehr als zehen Tausend Familien und es ist schwer, für so Viele auf einmal zu sorgen. Warum suchst Du nicht lieber ein Hauswesen, zum Beispiel das Deines Oheims, in Flor zu bringen? Da wär's nöthig. Wenn Du das könntest, würdest Du's auch bei mehreren können. Da Du aber das nicht einmal kannst, wie darfst Du einen

glücklichen Erfolg bei mehreren erwarten? Gerade, als wenn Einer Ein Talent nicht tragen könnte: nicht wahr, er müßte von mehreren die Hände lassen.

Glaukon. Ja, ich wollte wohl dem Hauswesen meines Oheims helfen, wenn er mir nur folgte.

Sokrates. Du kannst also Deinen Oheim nicht bereden, daß er Deinem Rathe folgt, und Du glaubst, alle Athener, Deinen Oheim mit eingeschlossen, bereden zu können, Dir zu folgen? Hüte Dich, Glaukon, daß Du Dir nicht in Deinem Streben nach Ehre das Gegentheil zuziehest. Siehst Du nicht, wie mißlich es ist, in Dingen zu reden und zu handeln, wovon man gar nichts versteht. Erinnere Dich Anderer, so viel Dir bekannt sind, die in Sachen sprechen und handeln wollen, wovon sie nichts verstehen; gewiß, sie Alle erndten, statt Lob und Bewunderung, Tadel und Verachtung. Dann erinnere Dich auch an die, welche, mit Vorerkenntnissen ausgerüstet, reden und handeln; Du wirst meist finden, daß die, deren Handlungen gefallen und bewundert werden, die Verständigsten oder wenigstens die Klügsten, diejenigen aber, welche verlacht und verachtet werden, Dummköpfe sind, die längst Andern hätten weichen sollen, denen es nicht gegeben, sich vorzudrängen, weil ihr Ehrgefühl stärker ist als ihre Eitelkeit. Möchtest Du Dich nun zu einem Gegenstand der Achtung und Bewunderung im Staate erheben, so suche Dir vor allen Dingen eine hinlängliche Erkenntniß von dem Fache zu verschaffen, in welchem Du thätig seyn willst, und hast Du darin eine gewisse Stärke und machst Dich dann an Staatsgeschäfte, werd' ich mich nicht wundern, wenn Du den Zweck Deiner Wünsche erreichst. (Gesellschafter.)

## Tabletten.

*** (Paris, 8. Juni.) Der berühmte dramatische Dichter Scribe hat gestern die Wittwe eines gewesenen Weinhändlers, Namens Biolay, geheirathet. Obgleich Herr Scribe mit seiner Feder mehrere Millionen Vermögen gewonnen hat und jährlich dazu an 300,000 Fr. droits d'auteurs gewinnt, so hat er bei dieser Heirath, wie es heißt, doch vorzüglich auf das Geld gesehen; denn seine Braut, die, im Vorbeigehen gesagt, 35 Jahre zählt, hat ihn vorzüglich durch ihre starke Mitgift bezaubert.

*** (Seltsame Naturerscheinung in Schweden.) Das Aftonblad vom 19. Mai entlehnt aus der Bohus Län Tidning nachstehende Schilderung einer bei dem Gute Gustafsberg in der Nähe von Uddevalla vorgekommenen Erscheinung. „Ungefähr um 2½ Uhr Nachmittags vernahm man bei einer heißen, nur durch einen leichten Ostwind gekühlten Luft und leichten, gegen Norden ziehenden Wolken ein scharfes Sausen, das einem fernen Donnergerolle glich, aber schnell in ein schrilleres und stärkeres Getöse überging, ähnlich demjenigen, welches das Ausströmen des Dampfes aus einer großen Dampfmaschine verursacht. Zu gleicher Zeit stieg aus einem frisch bestellten Ackerfeld in einiger Entfernung eine dunkle, Anfangs schnell sich erhebende Säule in Form eines umgestürzten Kegels, der endlich eine Höhe von 30 bis 40 Klafter erreichte. Personen, welche das Phänomen näher betrachteten, sagten aus, daß die Säule, welche in der Ferne sehr dunkel und dicht schien, aus Erdschollen, Land und kleinen Aesten bestand; sie erhielt sich langsam steigend etwa anderthalb Minuten, und fiel dann plötzlich nieder, so wie das schrille Geräusch aufhörte. Die Erscheinung erneuerte sich kurz darnach, jedoch mit etwas weniger Stärke und Dauer, auf der Landstraße selbst, wo dann die Säule von dem hellen Kies eine lichte Farbe und eine minder regelmäßige Form annahm. Einige Personen, welche auf dem Wege fuhren, wurden zum Theil in die Säule eingewickelt, und hatten eine höchst widrige, erstickende Empfindung, ganz abgesehen von dem Schrecken, in den sie versetzt wurden, und sie behaupten, daß die Erde heftig unter ihren Füßen gezittert habe. Eine derselben, ein ältliches Frauenzimmer, befand sich davon sehr unwohl, und konnte sich noch nach mehreren Tagen nicht recht erholen. Sturmwirbel, welcher in entgegengesetzter Richtung mit dem Winde in einzelnen Stößen an der Erdoberfläche hinfuhr, zeigte sich außerdem in der nahen Bucht, aber mit immer schwächerer Kraft und Getöse, bis endlich das Wasser in heftige Bewegung gerieth, wie wenn ein großes Seethier eilig über die Oberfläche hinstriche. Der Wind veränderte während des Phänomens seine Richtung nicht, aber die Luft war nachher ganz kühl und fast feucht, was auch den ganzen übrigen Tag hindurch anhielt. (Ausland.)

*** (Friedrich Treitschke.) Am 4. d. M. starb in Wien nach kurzer, aber schmerzvoller Krankheit, im 66. Lebensjahre der Secretär und Oekonom des k. k. Hofburgtheaters, Herr Friedrich Treitschke, ein Mann, der durch die Biederkeit seines Charakters, wie durch sein mannigfaches und verdienstliches Wirken in Kunst und Wissenschaft die allgemeine Achtung erworben hatte. — Als Schriftsteller hat Treitschke ehrenwerthe Beweise eines nicht unbedeutenden Talentes und einer sehr umfassenden Bildung geliefert; seine Bühnenarbeiten, wie z. B. mehrere seiner Operntexte und Uebertragungen dramatischer Werke aus dem Englischen, haben den Weg auf die ersten Bühnen Deutschland's gefunden und sichern dem Namen ihres Verfassers eine ehrenhafte Dauer. Als Lyriker hat er erst vor Kurzem einen Band Gedichte erscheinen lassen, die nichts weniger als zu den alltäglichen Erscheinungen gerechnet werden dürfen. Ueber Musik hat Treitschke in Zeitblättern und anderen periodischen Schriften höchst werthvolle und geistreiche Aufsätze mitgetheilt; in seinem Lieblings- und Erholungsfache endlich, der Entomologie, haben seine Kenntnisse und Forschungen ihm die öffentliche Anerkennung des Auslandes erworben. Das Andenken des wackeren Mannes wird Allen, die seinen Werth im Leben und in der Kunst zu würdigen wußten, unvergeßlich bleiben. (W. Zeitsch.)

*** (Uebelausgefallener Zöllnerdiensteifer.) Unlängst kam ein Regiment Hochschotten, welches in Irland gelegen hatte, auf dem Marsche nach Indien durch Birmingham. Ein Zöllner, welcher bei einem der Gemeinen eine Flasche mit Whiskey wahrnahm, wollte denselben in Beschlag nehmen, auf einmal wird er von einem der Unteroffiziere, welcher ihn scharf ins Auge gefaßt hatte, beim Kragen und selber in Beschlag genommen. Der Feldwebel, dessen Blick nicht minder scharf als sein Gedächtniß seyn mußte, hatte nämlich in ihm einen Ausreißer von einem andern Hochschottenregiment erkannt, welcher vor dreizehn Jahren unter ihm diente, und damals durchgegangen war. (Wien. Zeitsch.)

*** (Frankfurt.) Der berühmte Dichter der „Griseldis": Friedrich Halm, befindet sich gegenwärtig in Frankfurt.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 18. Juni: Ueber die Construction einer neuen, sehr wirksamen Elektrisirmaschine. — Vorzeigung zweier für das physikalische Cabinet angeschaffter Apparate.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 18. Juni. Die weiße Frau, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Boieldieu.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 167. 19. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Die Bilder der Ahnen.

Altenglische Erzählung.

(Fortsetzung.)

### V.

Der Baron und seine Gemahlin befanden sich bereits beim Frühstück, als Allan kam. Man besprach den Vorfall vom gestrigen Abend und gab mancherlei Vermuthungen darüber kund. Das plötzliche Verlöschen des Lichtes konnte von einem Luftzuge geschehen seyn, aber das Offenstehen der Thüre blieb ein Räthsel, und es konnte demselben nur der Muthwille irgend eines Bewohners des Schlosses zum Grunde liegen.

Als Mathilde sich entfernt hatte, ließ der Baron nochmals alle seine Bediente zu sich kommen und forderte sie auf, ihm die Wahrheit zu gestehen, wer vielleicht aus Neugierde die Riegel zurückgeschoben habe, indem er zugleich dem Schuldigen volle Vergebung zusicherte. Alle erklärten, daß keiner von ihnen sich jemals gern in diesen Theil des Schlosses begeben habe, und daß das Zimmer, welches an den Thurm stoße, seit vielen Jahren nicht geöffnet worden sey. Der Baron gerieth in Unwillen und Erstaunen, und fragte, wer früher Allan's Zimmer bewohnt habe.

„Mein Herr," erwiederte Konrad, „wohnte darin bis er gen Jerusalem zog, dann bekam es sein Sohn. Ich wurde bald nachher, als die traurige Botschaft von meines Herrn Tode hier eintraf, verabschiedet; erfuhr aber später, daß der Baron Alfred sofort nach dem Begräbniß des jungen Gerald alle Zimmer auf dieser Seite des Gebäudes verschließen ließ, und dasjenige bezog, welches Ihr, gnädiger Herr, jetzt zu Eurem Schlafzimmer gewählt habt."

„Welche Ursache gab man von dieser Veränderung an?" fragte der Baron weiter.

„Keine andere, gnädiger Herr," war die Antwort, „als daß Baron Alfred den Anblick der Orte nicht ertragen könne, die ihn stets an Personen erinnerten, deren Verlust ihm zu schmerzhaft sey."

„Das fasse ich nicht," sagte de Courcy, „sonst sucht der Betrübte solche Orte am liebsten auf, um seiner Trauer nachzuhangen. Welche Zimmer befinden sich noch über der Thüre am Ende der Gallerie?"

„Zwei. Man geht die Treppe gerade hinauf bis zu einem kleinen Vorsaal, der zwei Thüren hat, von denen die zur Linken in das Zimmer des verstorbenen Kaplans Angelo, und die zur Rechten in den Beichtstuhl führt. Die Stiege, welche von hier hinunter führt, ist enge und schief, und endigt sich in einem Gewölbe an der Erde. Die selige Baronesse nahm immer diesen Weg in die Kapelle, um nicht über den Schloßhof gehen zu müssen."

Allan war während dieses Gespräches in Gedanken vertieft. Des Barons Entschluß, den Gespensterthurm (so nannte man ihn im Schlosse) zu untersuchen, weckte ihn aus seinem Sinnen. Er schloß sich dem Vorhaben an, und da der alte Konrad der einzige Diener war, der die innere Einrichtung des Gebäudes genauer kannte, so bot sich derselbe zum Führer an.

Nachdem sich Jeder mit einem Lichte versehen hatte, ging man nach der verriegelten Thür, die mit Anstrengung geöffnet werden mußte. Konrad ging voran, aber ein starker Windzug, der beim Oeffnen der Thüre die Stiege heraufdrang, verlöschte ihm sein Licht. Allan, der ihm zunächst stand, machte sich nun an die Spitze, und stieg behutsam hinab. De Courcy folgte ihm, und Konrad hatte kaum die zweite Stufe hinter sich, als die Thüre heftig hinter ihm zuschlug. Bei der Annäherung der Lichter flogen die Vögel, die seit vielen Jahren diese Räume ungestört bewohnt hatten, aus ihren Nestern auf; das Mauerwerk war an vielen Orten zerfallen und von schlängelndem Epheu umwunden; die Treppen waren zerbrochen und mit grünem Moos bewachsen. Ein Stück von der Stufe, die bei Allan's Fall zerbrochen war, war fortgerollt; indem man behutsam über diese Stelle wegschritt, hob Konrad etwas vom Boden auf. Es schien ein Stück alten Kupfers zu seyn, als er es aber an seinem Wamms rieb, nahm es einen hellen Glanz an; er hielt es ans Licht, und sah, daß es ein goldenes Heft war, und zwar dasselbe, das vor Zeiten der junge Gerald zu tragen pflegte. Man kam in den Vorsaal, und fand beide Thüren unverschlossen. Zuerst besuchte man das Gemach des Schloßkaplans. Die Möbel bestanden in einem Strohlager, einem Tisch, woran ein Kruzifix und einige lateinische geschriebene Bücher mit Messingkrämpen lagen, einigen biblischen Bildern, verschiedenen Ordenskleidern und einer irdenen Lampe. Am Boden lag noch ein kleiner Bündel, den Konrad aufhob. Er knüpfte es auf, und erkannte in dem Aeußeren einen Reitermantel Sir Gerald's. Ein Kinderkleid von weißem Atlas, sauber gestickt, und ein goldenes Heft, das zu demjenigen gehörte, welches er auf der Treppe gefunden hatte, war darein geknüpft. Dem alten Manne liefen Thränen über die Wangen, als er diese Reliquien erkannte, und die vergangenen Zeiten so lebhaft vor seine Seele traten. Zuletzt untersuchte man noch das Strohlager, und fand in demselben verschiedene Trauerkleider, eine Feldbinde, einen Helm mit schwarzen Federn, einen Degen und ein Schild mit dem Familienwappen von St. Grimaldi. Diese Sachen schienen bei einem Begräbniß benutzt worden zu seyn.

„Wer hat den Sohn des Barons Gerald zum Grabe begleitet?" fragte de Courcy.

„Sir Malcolm de Momey," erwiederte dieser.

„Waret Ihr bei dem Begräbniß zugegen?"

„Ja, Sir; ich befand mich unter den Leuten, die aus Neugierde und Trauer bei dem Begräbniß sich in die Kapelle drängten."

„Und was ist aus Sir Malcolm geworden? Lebt er noch? und wo?"

„Ich habe seit vielen Jahren nichts Bestimmtes über ihn gehört. Dem Vernehmen nach soll er eine kurze Zeit nachher gen Jerusalem zum heiligen Grabe gepilgert seyn."

Hierauf verließen sie das Gemach des Kapellans Angelo, und gingen durch den Beichtstuhl nach der Kapelle. Mit Mühe öffneten sie die Thüre der Letzteren, obgleich der Schlüssel darin steckte; denn das Schloß war ganz eingerostet. Sie fanden die Bedienten in der Kapelle versammelt, die sogleich den alten Konrad bedrängten, um die ihnen aufgestoßenen Abenteuer des Gespensterthurmes zu erfahren.

Sir Robert ging mit seinem Freunde zu Mathilden, die sie in der Gallerie trafen, wo sie alle mit Verwunderung die Thür betrachteten, die von selbst zugefallen war, als sie die Treppe hinabgestiegen. Der Baron unterrichtete seine erstaunende Gemahlin von allem, was sie auf ihrem Gange gesehen und gefunden hatten, und so sehr er jeden Verdacht von dem verstorbenen Baron Alfred abwehrte, konnte er sich doch des Gedankens nicht entschlagen, daß auf dessen Namen ein Verbrechen haften müsse.

Der alte Konrad ging mit dem ihm übergebenen Bündel auf seine Stube und betrachtete nochmals aufmerksam die Sachen. Er drückte diese verehrten Erinnerungen eines jetzt im Grabe ruhenden Geschlechts an seine Brust, und bat in seinem Herzen den Vergelter der Bosheit, zu seiner Zeit den Schleier von dem Schicksal des Kindes Gerald zu heben. Er war fest überzeugt, daß es in Frieden in dem Grabgewölbe der Kapelle ruhe; aber die in der Zelle des Kapellans gefundenen Sachen, die Verödung dieses Theils des Schlosses während der Lebenszeit Alfred's, und dann die Vorfälle seit dem Hierseyn des Fremden, — alles dieses machte sonderbare Ahnungen in ihm rege. Er dachte her und hin über die Begebenheiten, die seine Phantasie ihm darbot, und je mehr er sann, desto fester wurde er überzeugt, daß hier die unsichtbare Hand der Vorsehung walte, und er hoffte, ohne zu wissen was. Das Geschlecht der Grimaldi war längst erloschen, aber er weilte noch oft mit Andacht vor dem Bildniß seines ehemaligen Herrn. Oft auch ruheten seine Augen auf dem schönen Fremdling, zu dem eine unwiderstehliche Hinneigung ihn zog, und bei dem unwillkührlich oft seine Gedanken weilten. (Fortsetzung folgt.)

## Das Irrenhaus zu Palermo.

Von Alex. Dumas.

(Fortsetzung.)

„Leider sind die jüngeren Söhne der sicilianischen Großen aber in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen schlecht gestellt. Der Erstgeborne ist bestimmt, die Ehre des Hauses zu behaupten, und so fällt ihm auch fast das ganze Vermögen zu. Deßhalb freuten die beiden Väter sich der Liebe von Costanza und Albano nicht, sondern waren vielmehr darauf bedacht, dieselbe zu stören, und so wurde denn der arme Albano unter dem Vorwande, daß er dort seine Studien beendigen solle, nach Rom gesandt.

Albano reisete um so verzweiflungsvoller ab, als die Absicht seines Vaters am Tage lag. Der arme Jüngling war dem geistlichen Stande bestimmt, obwohl ihm sein oft geprüftes inneres Gefühl sagte, daß er dazu durchaus keinen Beruf habe; aber, er mußte Folge leisten, denn man ist auf Sicilien auch darin noch um ein Jahrhundert zurück, daß der väterliche Wille dort noch jetzt als eine heilige Sache gilt.

„Andrerseits war Albano kaum zu Rom angekommen und in seinem Collegium installirt, als der Graf La Bruca seiner Tochter erklärte, sie müsse den Gedanken, je Albano zu ehelichen, aufgeben, da derselbe von seiner Familie dem geistlichen Stande bestimmt sey; dagegen hätte sie dessen älteren Bruder, Don Ramiro, als ihren künftigen Gatten zu betrachten.

„Don Ramiro war ein schöner junger Mann von 25 bis 28 Jahren, brav, elegant, geschickt in allen Arten Leibesübungen, und dem sicher jedes Frauenzimmer Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen, deren Herz nicht schon zu Gunsten eines andern eingenommen war. Aber die Liebe ist eben so blind in ihrer Antipathie als in ihrer Sympathie. Costanza zog die scheue Melancholie Albano's all' diesen glänzenden Eigenschaften vor, und statt ihrem Vater für die für sie getroffene Wahl zu danken, weinte sie so viel und so lange, daß ihr mindestens die Frist eines vollen Jahres bewilligt ward.

„Einige Zeit nachdem, wo dieser Beschluß gefaßt worden war, warb der Chevalier Bruni aufs directeste und formellste um Costanza's Hand, erhielt aber von dem Grafen La Bruca zur Antwort, er bedaure, auf die Ehre dieser Verbindung verzichten zu müssen, weil seine Tochter schon dem ältesten Sohn des Grafen Rizzari verlobt sey, und man zur Vollziehung der Ehe selber nur die Zeit erwarte, wo Costanza ihr achtzehntes Jahr erreicht haben würde.

„Der Chevalier zog ab, ohne ein Wort zu erwiedern, und es wurde dem Grafen von La Bruca von Personen, welche des Ersteren rachedürftigen und düstern Charakter kannten, gerathen, auf seiner Hut zu seyn; aber es verstrich ein halbes Jahr, ohne daß man etwas von ihm gehört hätte, und nach dieser Zeit vernahm man, das er nicht allein den erhaltenen Korb verschmerzt zu haben scheine, sondern fast öffentlich mit einer früheren Liebschaft des Don Ramiro lebe, die dieser aber von dem Augenblick seiner Verlobung mit Costanza an aufgegeben hatte.

„Es verstrichen noch fernere fünf Monate, und der von Costanza selber anberaumte Termin war nahe; es wurden Anstalten zur Hochzeitsfeier getroffen, und Don Ramiro verreisete nach Palermo, um dort für seine Braut Geschenke einzukaufen.

„Drei Tage darnach erfuhr man, daß Don Ramiro zwischen Mineo und Aulone von einer Räuberbande angefallen worden war. Von zwei entschlossenen Dienern begleitet, und selbst voll Muthes, hatte Don Ramiro sich zur Wehr gesetzt, war aber, nachdem er zwei der Räuber niedergemacht, durch eine Kugel, die ihn mitten vor die Stirn getroffen, auch gefallen, und der Eine seiner Diener verwundet worden; der Zweite war indeß so glücklich gewesen, den Kugeln und der Verfolgung der Räuber zu entrinnen, und dieser war es denn auch, der die Trauerkunde überbrachte.

„Die beiden Grafen warfen sich sofort mit all' ihrer Dienerschaft zu Pferde, und schon den andern Tag, um die Mittagsstunde, waren sie zu Mineo. In diesem Dorfe fanden sie neben der Leiche seines todten Herrn den verwundeten treuen Diener vor; beide waren durch Maulthiertreiber, welche eine Stunde nach dem Anfall diese Straße passirten, dahin gebracht worden.

„Der Graf Rizzari, dem nur eine Hoffnung blieb, die Hoffnung der Rache, erkundigte sich bei dem Verwundeten nach Allem, was ihm zur Auffuchung der Mörder nützen konnte; er erhielt aber nur eine sehr vage Auskunft, als: es waren der Räuber Sieben, und sie trugen, unstreitig zu ihrer größeren Sicherung, aber gegen die Gewohnheit sicilia-

ischer Banditen, eine Maske vor dem Gesichte. Unter ihnen war Einer so klein und dünn von Statur, daß der Verwundete ihn für ein Frauenzimmer hielt. Als der junge Graf etödtet worden war, hatte sich einer der Räuber seiner Leiche enähert, den kleinsten seiner Kameraden herbeigewinkt, und hn gefragt, ob es der Rechte sey, worauf jener mit einem akonischen Ja geantwortet; dann wären beide bei Seite gegangen, und hätten sich, nachdem sie einige Augenblicke eise mit einander gesprochen, auf ein Paar Pferde geworfen, ie gesattelt und gezäumt in einem Felsenwinkel bereit gestanen, und wären davon gesagt, es den Uebrigen überlassend, en Inhalt der Taschen und des Mantelsackes des jungen Grafen zu untersuchen.

„Der Verwundete hatte sich inzwischen todt gestellt, und a man bei ihm, als einen Domestiken, natürlicher Weise weniger als bei seinem Herrn Geld vermuthete, so hatten ie Räuber, auch wohl schon mit dem zufrieden, was sie ei dem Grafen gefunden, sich um ihn wenig bekümmert, ihm edoch seine Uhr und seine geringe Baarschaft genommen. Hiernach waren die Räuber ab und in's Gebirge gezogen, wohin sie auch die Leichen ihrer beiden getödteten Kameraden mitgenommen hatten. (Schluß folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

⁂ (Das siebente Gebot im Koffer.) Man schreibt aus einer Stadt am Rhein: Ein seltsamer Vorfall bildet hier das Tagsgespräch. Vor ungefähr dreißig Jahren während des Zugs der großen Armee nach Rußland, wurde ein französischer Capitain im Hause eines hiesigen Finanzbeamten einquartirt. Vorausficht oder Ahnung des unglücklichen Ausgangs bestimmten ihn, die besten Habseligkeiten nebst einigem Baargeld in einem Koffer zusammenzupacken, und diesen den zwei Töchtern des Quatierherrn anzuvertrauen, mit welchen ohnehin etwas soldatisch gesinnten Damen der Offizier während der mehrwöchentlichen Cantonirung in ziemlich befreundete Verhältnisse getreten war. Die beiden Schwestern versprachen die sorgfältigste Bewachung des Deposits, und bei einem etwaigen Sterbefall des Deponenten die ungesäumte Ablieferung an dessen in Frankreich lebende arme Familie. Als nun die Kunde vom Untergang der meisten Heertrümmer an den Rhein gelangte, beschlich die Schwestern, die in guten Vermögensumständen lebten, die leidige Gier nach fremdem Eigenthum. Sie erbrachen das anvertraute Gut, verwertheten und theilten dessen Inhalt; den Koffer selbst verkauften sie an einen auswärtigen Juden. Der Capitain war, wie sie richtig berechneten, ein Opfer des ungeheuern Kriegs geworden, hatte jedoch kurz vor seinem Tode noch so viel Zeit und Kraft gefunden, um durch einen Brief seine entfernte Verwandtschaft von dem Deposit in der Rheinstadt zu benachrichtigen. Nach Verlauf etlicher Monate erschien auch ein Abgeordneter der Familie vor den beiden Schwestern, die indessen auf eine solche Möglichkeit schon vorbereitet, mit scheinbarer Unbefangenheit erklärten: „Es sey während der Retirade schon ein anderer französischer Offizier, dessen Namen ihnen entfallen, zu N. N. eingekehrt, habe von seinem sterbenden Cameraden eine schriftliche Ordre zur Empfangnahme des Koffers vorgezeigt, und hierauf denselben auch wirklich mitgenommen." Der Franzose, dem es an Beweis- und andern Mitteln fehlte, mußte also mit leerer Hand wieder nach Hause wandern. Vor etlichen Tagen kam nun die jüngere Tochter des mittlerweile verstorbenen Finanzmannes (die ältere liegt schon seit Jahren auf dem Siechbette) in eine Trödlerstube, wo unter andern Effecten auch ein alter Koffer verstrichen ward. Bei dem geringen Angebote bot sie einige Kreuzer mehr, und erhielt ihn sogleich zugeschlagen. Wie erschrack sie, als sie bei näherer Besichtigung die Hinterlassenschaft ihres ehemaligen Gastfreundes erkannte, und endlich gar auf dem Grunde des Koffers in großen Fackturbuchstaben die Worte las: „Siebentes Gebot: Du sollst nicht stehlen." Diese von einem der späteren Besitzer vermuthlich aus Scherz eingeklebte Inschrift äußerte auf den Gemüthszustand der nun bereits sechzigjährigen Person eine augenblickliche, außerordentliche Wirkung. Es stellten sich Symptome der Verrücktheit ein, welche sich bis jetzt eher gemehrt als gemindert haben. Mit dem leeren Koffer auf dem Rücken, sah man am andern Tage die stattlichst Aufgeputzte durch die Gassen ziehen; auf Befragen erklärte sie, sie müsse in die Welt hinaus, und in diesem ihrem Schatzkästchen die Beichtzettel ihrer ehemaligen Liebhaber einsammeln. Diese Idee ist so fix geworden, daß die Unglückliche in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, welche sie wahrscheinlich in ihrem Leben nicht wieder verlassen wird. Abermals ein Beispiel, wie häufig sich das Unrecht durch sich selber straft! (Mannh. J.)

⁂ (Stuttgart.) In unserer guten Stadt wird gar leicht etwas zu einem Ereignisse. Die Ziehung der Industrie-Lotterie ist vorüber, der Merkur hat die Gewinnste gemeldet, und hier, wie auch auf dem Lande, ist nun die Hauptfrage: „Haben Sie gewonnen? Was haben sie gewonnen?" Der Zufall hat es sich nicht nehmen lassen, auch diesesmal wieder eine lustige Rolle zu spielen. Mehrere Frauenzimmer haben Tuch zu Beinkleidern, oder Cravatten, Reitpeitschen und andere für sie unpassende Gegenstände gewonnen, währenddem Herren Spitzenkrägen, Flanell zu Unterröcken, Stoff zu Frauen-Kleidern ꝛc. als Gewinnste erhielten. Schade, daß von keinem unserer Schuster ein zierlich gearbeiteter Pantoffel in die Industrie-Ausstellung geliefert wurde. Er wäre jedenfalls an den rechten Mann gekommen; denn nach Maasgabe unserer Verstandeskräfte stehen wir ja alle unter der Weiber Herrschaft Wohl dem, der ein so vortreffliches Weib besitzt, daß er die Fesseln nicht fühlt. Um dem Zufall weiter das Wort zu reden, müssen wir berichten, daß ein hiesiger Weingärtnerssohn eine Hoboe, und ein Bauer aus Eßlingen ein Forte-Piano gewonnen haben soll Bei manchem armen Teufel blieb das Schicksal consequent. Er, der sich die dreißig Kreuzer am Munde abgespart hatte, ging leer aus. (Merk.)

⁂ Der verstorbene Kaiser Franz von Oesterreich bekam von seinem Schwiegersohne, dem Kaiser von Brasilien, unter andern auch zwei Wilde zum Geschenke, welche dem Publikum im Hofgarten gezeigt wurden. General Schneider, welcher sich zum Besuche in Wien befand, ging eines Morgens früh nach dem Hofburg-Garten, um diese seltenen Menschen zu sehen. Da er sich nicht zurecht finden konnte, so fragte er einen auf der Erde knienden Mann, der Blumen pflückte, nach dem Aufenthaltsorte der Wilden, und drückte dem freundlichen alten Gärtner, ohne ihn weiter zu betrachten, einen Zwanziger in die Hand. Auf dem Rückwege betrachtete er seinen Wegweiser genauer und — erkannte in ihm den Kaiser Franz. Stotternd brachte er seine Entschuldigung hervor. „Keine Entschuldigung nöthig, lieber General!" entgegnete der gütige Monarch — „aber den Zwanziger gebe ich Ihnen nicht zurück, es ist das erste Geld, das ich für meine Wilden einnehme." (Stuttg. Merk.)

⁂ (Seltsame Dankbarkeit.) In Constantinopel gerieth das Haus eines griechischen Dolmetschers in Brand. Mit Hülfe eines Janitscharen rettete er den größten Theil seiner Schätze und Effecten. Ein Kind in der Wiege aber wurde vergessen; man konnte nicht mehr hinein, denn Alles stand schon in Flammen. Der unglückliche Vater, in Verzweiflung darüber, glaubte es schon verloren, als sein großer Haushund aus dem Hause stürzte, und das Kind an den Windeln im Rachen haltend Man eilte auf ihn zu, aber er entfloh damit, und weit davon legte er seine kostbare Beute auf der Thürschwelle eines Freundes seines Herrn nieder. Hier bewachte er es, bis die Thür sich öffnete. Welche Belohnung aber ward diesem treuen Thiere? Der

Dolmetscher tödtete den Hund mit eigener Hand, und verzehrte ihn mit seiner Familie bei einem grossen Gastmahl, das er ihm zu Ehren gab, indem er sagte: „Er ist viel zu edel, um eine Speise der Würmer zu werden; er soll sich mit dem Blute der Menschen vermischen, die dadurch großmüthiger, gefühlvoller und tugendhafter werden müssen.“ (Pilot.)

*** (London) Lady Blessington hat ein neues schöngeistiges Werk herausgegeben: „Die Lotterie des Lebens.“ Der Satirist macht die unhöfliche Bemerkung, es sey dieß eines von jenen Büchern, welche bedauern lassen, daß der hohe Adel, zumal die Damen des hohen Adels, nicht mehr wie in alten Zeiten das Schreiben für eine plebejische Beschäftigung halten; denn auf einen Lord Byron komme doch gar zu viel fashionabler Humbug als Zuwage. (Allg. Z.)

*** Der Clavirvirtuos Thalberg befindet sich dermalen in London. Am 4. Juni Abends hatte er die Ehre bei Hof zu spielen. Die Königin und Prinz Albert saßen rechts und links vom Instrument, auf welchem er vier seiner Compositionen vortrug, und drückten dem Künstler ihren schmeichelhaften Beifall aus. (Allg. Z.)

*** In Freienwalde bei Berlin hat sich eine Frau von 103 Jahren zum vierten Mal mit einem Mann von 60 Jahren verheirathet. Das älteste Kind der jungen Frau ist 80 Jahre alt. (Dorfzeitung.)

---

## Aus Mainz.*)

### Kunstraritäten. Erste Vorstellung des Gymnase Castelli vom Odeontheater in Paris auf der Mainzer Bühne.

(Montag am 13. Juni 1842.)

Die Treibhaus-Produktionen der Kunst-Kinderwelt haben mich von jeher mit Degout erfüllt! Gewöhnlich egoistische Speculationen habsüchtiger, geldgieriger Väter, Onkel oder Vormünder, die mit ihren dressirten, schöngeputzten Puppen den Markt des Lebens plündern, gleich wie die Affen- und Bärenführer mit ihren zu Kunststückchen abgerichteten Bestien die Messen bereisen, des kupfernen Lohnes wegen. Die sogenannten Wunderkinder im musikalischen Leben, bei denen das größte Wunder ist, daß sie nie an Jahren zunehmen, sondern ganz ausgewachsen noch immer auf den Anschlagzetteln als kleine siebenjährige Wunderknaben paradiren; diese unkindliche kindliche Erscheinungen sind uns in letzter Zeit in Deutschland bis zum Ekel aufgedrungen worden. Da haben wir zwei Jahre alte Waldhornisten im Concertsaale, die noch Muttermilch trinken; vier Jahre alte Bravour-Sängerinnen, die sich noch nach den Windeln sehnen, da haben wir einen sechs Jahre alten Liszt, der mit dem einen Händchen Phantasieen aus „Robert le Diable“ vorträgt und mit der andern Hand — nach Milchbrei langt. Wunderkinder im Concertsaale, in der Kunstreiter- und Athletenbude, und Wunderkinder a la Kunst-Sohn auf den Brettern, welche die Welt bedeuten; die artistische deutsche Gegenwart laborirt an einer gefährlichen Kinderkrankheit, an einem entzündlichen Zahnen, bei welchem aber dem gefühlvollen Zuhörer das bittre Wasser in die Augen treten könnte. Selten, daß aus diesen forcirten Kunst-Wunderkindern der Kunst selber ein Gewinn erwächst, meistens bleiben die mit Zuckerbrod-Aufmunterung und Prügel-Terrorismus eingehetzten Wunderkinder in Bezug auf ihre geistige Ausbildung dachsbeinig verwachsen, und in ihrer künstlerischen Durchbildung im Größerwerden stehen, wie die Schooshündchen, die Branntwein eingeträufelt bekommen, damit sie über ihre Aufgabe nicht hinauswachsen. Deutschland hat seine Thierquälervereine, aber gegen derlei artistische Kinder-Quälerei noch immer keine philantropische Bewahranstalten gegründet. — Jetzt sendet uns auch noch Frankreich seine Wunderkinder zu! Die große Armee der Franzosen haben wir kennen gelernt, nun soll unser deutsches Theaterpublikum auch noch die kleine Armee des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater kennen lernen.

In Köln, in Frankfurt a. M. hat die Liliputaner-Schauspieler- und Tänzergesellschaft Aufsehen gemacht, und sie werden in ganz Deutschland, wo sie auf der Bühne erscheinen, Eclat machen, und die Erfol[ge] eines sogenannten fou rire für sich haben. Ich habe im Eingan[ge] dieses Artikels über deutsche Wunderkinder gesprochen, hier hat m[an] es aber mit französischen Wunderkindern zu thun. Dies erinnert mich an die geistreiche Aeußerung eines guten deutschen Krähwinklers, der, von Paris zurückkehrend, Abends beim Schoppen v[oll] Verwunderung erzählte, daß in Paris schon die kleinsten Kinder französisch sprechen. Der geistreiche Mann hat da vielleicht, ohne etwa[s] zu denken, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der kleinste und a[n] Jahren unreifste Franzose spricht französisch, d. h. besser und gewandter und hinreißender, als der längste und ausgewachsenste Deutsche se[in] gutes, vaterländisch-buntgewürfeltes Deutsch! Der kleinste Franzo[se] ist schon graziöser als ein deutscher Hoftanzmeister, die kleinste, no[ch] mit der Puppe spielende französische Puppe, raffinirter, geschmackvoller, Form-gewandter, als zehn Amalie Schoppe und zwölf Madame Birch-Pfeiffer zusammen, und diese französischen Wunderkinder sind zu ihre[m] größten Glücke keine deutschen Wunderkinder. Das Gymnase Castel[li] (gegründet von Mad. Castelli, einer der berühmtesten französische[n] Schauspielerinnen) eröffnete den Cyclus seiner Gastvorstellungen a[uf] der Mainzer Bühne mit „La Reine de 16 ans“ und einer Pantomim[e] „Une Fête à Bagdad!“ Liebenswürdigeres, graziöseres, geschmeidigeres, niedlicheres als diese durch das Vergrößerungsglas zu suchende Schauspieler- und Tänzer-Gesellschaft, gibt es nicht mehr. — Mademoiselle Adella, die Königin von 16 Jahren, ist eine französische Charlotte von Hagn in einer Pracht-Duodezausgabe, Monsieur Félix (Balderg) ein Emil Devrient mit dem Storchenschnabel gezeichnet, Mr. Marius, ein Seidelmann in nuce, der nur seinen französischen Lewald erwartet, um in der Geschichte der Bühnenwelt unsterblich zu werden. Diese Würde, diese Höhe des Pathos, diese rhetorische Eindringlichkeit, diese Feinheit und Schlag auf Schlag treffende Gewalt in der Dialog-Behandlung, und dazu dieses herumkrabbelnde, tänzelnde, durcheinanderpurzelnde und wieder mit Grandezza einherschreitende Wesen dieses Amoretten-Völkchens, es ist wirklich bezaubernd. Dazu die Komik der Contraste! Ich hätte gerne dieser Königin von 16 Jahren eine Leiter an den Stuhl gesetzt zum Hinaufsteigen, aber wenn ich sie wieder mit dieser Durchdrungenheit des reifen Gefühls sprechen hörte, hätte ich beinahe selbst eine Leiter gebraucht, um mich zu dieser Hochbildung des rhetorischen Ausdrucks, wie ihn die[se] kleine Armida in jeder Gefühlsnüance brachte, emporzuarbeiten. M[it] einem Worte, diese Kinder, denen vielleicht nur Eines, die reine Kindlichkeit des Gemüths, fehlen mag, diese Kinder sind zuckersüße Bonbonnière-Wesen, aber größer in ihrer theatralischen Kunstfertigkeit als daß sie sich in mancher deutschen Kunstanstalt ersten Ranges nicht geistig gedrückt fühlen könnten. Wie mancher deutschen Hofbühnen-Pensionsanstalt wünschte ich das treffliche, abgerundete Ensemble-Wirken dieser winzigen Kunstwesen! Vom Standpunkte der Philantropen betrachtet, von der Gefühlsseite ermessen, dürfte dieses Erziehungs-Institut zur Comödieenspielerei, Gymnase Castelli, manche Antastung er[-]leiden können. Die Kinder müssen in der Art und Weise, wie s[ie] Seelenzustände charakterisiren, wissen, wie sie sprechen! Es ist [zu] verwerfen, daß Kinder des zartesten Alters in Misterieen eingeführ[t] werden, deren Schleier das Leben, und seine Reife und seine Prüfungen erst abzustreifen das Recht hat; es ist verwerflich, Kindern schon die lasciven Anregungen des Tanzes und den Sinneskitzel de[r] Waden- und Lendenbewegungen mit dem ersten Lallen des A B C einzuimpfen, das Gefühl hat diesen Ansichten gegenüber recht, abe[r] eben so der Kunstrichter, der auf der Bühne das Schöne beurtheilt, das Anmuthige und Aesthetisch-abgegrenzte herausfindet und dieses i[st] in den Leistungen des Gymnase Castelli im hohen Grade vorhanden. Die französischen Wunderkinder werden als Kunst-Rarität der Bretterwelt in ganz Deutschland ihre Anstauner finden. — Das Haus wa[r] bei der ersten Vorstellung dieser seltsamen Wunder-Däumlinge seh[r] schwach besucht. Wir sind überzeugt, daß das fortgesetzte Gastspie[l] dieser Gesellschaft die lebhafteste Theilnahme in Mainz finden wird.

*) Rheinland, von Wiest.

---

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 19. Juni. Richard Savage, Trauerspiel [i]n fünf Abtheilungen von Karl Gutzkow.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, №. 168. 20. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, und, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Bilder der Ahnen.

**Altenglische Erzählung.**

(Fortsetzung.)

### VI.

Der Tag verging unter mancherlei Gesprächen, zu welchen die Untersuchung des Thnrmes vielfachen Stoff darbot, doch hielt man es für zweckmäßig, der Dienerschaft nicht merken zu lassen, daß man die Begebenheiten der letzten Tage für so außerordentlich und auffallend halte. Am Abend war das Schloß von zahlreichen Besuchen gefüllt, und man stellte mancherlei Unterhaltungen und Festlichkeiten an, um die Unruhe des Tages auf Augenblicke vergessen zu machen. Es war fast Mitternacht geworden, als man sich trennte, und Allan nach seinem Zimmer ging. Konrad leuchtete ihm, und plauderte wieder mit besonderer Redseligkeit von dem Geschehenen.

„So wenig ich auch abergläubisch bin," sagte er nnter Anderm, „so bin ich doch fest überzeugt, daß hier eine höhere Macht im Spiele ist. Das sonderbare Oeffnen der Thüre, die in der Zelle des Kaplans Angelo gefundenen Sachen, die Begebenheit vom gestrigen Abend, alles dies bestärkt mich in dem Gedanken, daß dieser Theil des Schlosses der Ort einer bösen That gewesen sey; und ich glaube, daß die Vorsehung Euch, Sir, zum Werkzeug ersehen hat, um das Geheimniß zu enthüllen."

„Mag es kommen wie es will, lieber Alter," erwiederte Sir Allan Belfield, „ich habe beschlossen, dem Willen des Himmels zu vertrauen, und, wenn ich aufgefordert wüede, seinem Winke zu folgen."

Während dieser Worte war man im Zimmer angekommen, und Allan warf sich, sobald Konrad fortging, auf sein Lager.

Er war in einen sanften Schlaf versunken, als ein Geräusch an der andern Seite des Zimmers, und eine leise Stimme, die den Namen Gerald rief, ihn weckte. Er zog schnell den Vorhang zurück und blickte horchend im Gemache umher, sah und hörte aber nichts. Als er eben im Begriff war, wieder einzuschlummern, hörte er dieselbe Stimme, die noch lauter als zuvor den Namen rief. Er nahm seinen Degen, der über dem Bette hing, und wollte eben aus dem Bette springen, als er durch das, was seine Augen sahen, erschrocken zurückbebte. Dieselbe weibliche Gestalt, die er in voriger Nacht im Traume hatte vom Bilde herabsteigen sehen, ging langsam an ihm vorüber, winkte mit der Hand, als verbiete sie ihm, sich ihr zu nähern, und gebot ihm mit hohler Grabesstimme: morgen um diese Stunde in die Kapelle der St. Andreas-Abtei zu gehen. Sie schwieg, aber ihr ernster trauriger Blick blieb auf Allan geheftet, der umsonst versuchte, die Gestalt anzureden. Indem dieselbe langsam in den Hintergrund zurückschwebte, deutete sie mit der Hand nach dem Gemälde am Fuße des Bettes, und sagte mit dumpfer Stimme: „Mein Sohn, gib meinem Geiste Ruhe! — Vergebens suchte Allan zu reden; seine Kehle konnte keinen Laut hervorbringen, und wie in starrer Verzauberung betrachtete er die Gestalt. Ein schwaches Licht schien von ihr auszugehen, welches ihr Todtengewand mit Klaeheit umgab, nnd in welchem Schimmer sie zu verschwinden schien. Allan streckte die Arme nach ihr aus und rief, die Sprache wieder gewinnend: „O, wenn Du keine Täuschnng meiner Seele bist, — sage, womit ich Dir Ruhe gebe!" — allein die Erscheinung war verschwunden, ehe er ansgeredet hatte, und wie aus unendlicher Tiefe schien sie ihm die Worte noch zuzurufen: „morgen um diese Stunde!"

Die Gestalt der Dame blieb seinem Gedächtnisse tief eingeprägt, denn sie glich ungemein dem Bilde der Baronesse Constanze von St. Grimaldi, das er im großen Saale gesehen hatte; aber das Wort: „Mein Sohn," tönte in seinem Ohre wieder und umgab ihn mit verwirrenden Gedanken, aus denen er sich nicht herauszufinden wußte. Wie dem aber auch seyn mochte, — er beschloß, der Aufforderung zu folgen, und morgen nach der St. Andreas-Abtei zu gehen, das Uebrige aber der Fügung des Himmels anheim zu geben. —

Mit Ungeduld sah er dem Anbruch des Tages entgegen, und sobald er den Baron aus seinem Zimmer kommen hörte, eilte er zu ihm in die Gallerie. Sie gingen die Treppe hinunter, und er erzählte ihm mit verstörtem Gesicht, welches die Unruhe seines Innern verrieth, das, was er in dieser Nacht gesehen und gehört hatte. Sir Robert de Conrcy hörte ihm mit Spannung zu, konnte aber erst auf die wiederholte Versicherung Allan's, daß er alles mit wachem Geiste wahrgenommen habe, und daß es kein Blendwerk seiner aufgeregten Einbildungskraft sey, der Erzählung Glauben schenken. Sie beschlossen, sofort mit einander nach dem Kloster zu reiten; denn der Baron hielt es, als Herr des Hauses, worin solche seltsame Dinge sich begeben hatten, für Pflicht, seinen Freund und Gast auf diesem Wege zu begleiten. Er sah deutlich, daß die Vorsehung den Jüngling zu einer wichtigen Entdeckung bestimmt habe, da die ehemaligen Besitzer des Schlosses ihre Ruhestatt verließen, um einem Fremdling von geringer Abkunft zu erscheinen. Er verehrte den Wink des Himmels, und da er sich und seine Familie rein von jeder That der Finsterniß wußte, die in diesen Mauern verübt seyn mochte, so konnte er ruhig der Entwickelung der Dinge entgegen sehen.

„Richard," sagte er, „schenkte mir für geleistete Dienste dies edle Erbe; wenn aber eine höhere Macht mir befiehlt, ihm zu entsagen, so geschehe es ohne Murren."

Mathilde sollte die eigentliche Ursache der plötzlichen Abreise noch nicht erfahren. Ein Befehl des Königs, gab man vor, erfordere Allan's augenblickliche Gegenwart in der Residenz, und der Baron wolle seinen Gast, nach Rittersitte, eine Strecke begleiten. Die Baronesse beklagte aufrichtig die frühe Abreise Allan's, und er mußte ihr versprechen, sobald die Dienste des Königs es erlaubten, zurückzukehren.

Man traf eilends die nöthigen Anstalten zur Reise, und als Allan einige Augenblicke in seinem Gemache allein war, drängte sich ihm die Erinnerung an manchen Punkt seines merkwürdigen Lebens auf. Er dachte zurück an jene Hütte armer Landleute, den Ort seiner Geburt, wo er die Knabenjahre in Verborgenheit verlebte, bis ihn sein Ehrgeiz in die Reihen der Krieger Richard's zog. Seine Eltern waren während seines Aufenthaltes in Palästina gestorben, und das edle Haus de Courey bot ihm eine Stätte der Freundschaft und eine sichere Zuflucht gegen jede Widerwärtigkeit dar. Sein Geist, zu stolz, um Verbindlichkeiten von Anderen zu tragen, litt gern die Bande der aufrichtigen Freundschaft, mit welcher ihm de Courey und seine Gemahlin entgegen kamen.

Der alte Konrad trat herein, und schien etwas auf seinem Herzen zu tragen, das er dem verehrten Fremden gerne mittheilen wollte. Er machte sich etwas im Zimmer zu schaffen und fragte Allan, ob er noch einen Auftrag für ihn habe. Allan verneinte es, und dankte ihm für die während seines Hierseyns erwiesene Aufmerksamkeit. Hier konnte Konrad seine Gefühle nicht mehr beherrschen. Er ergriff die Hand des Ritters und benetzte sie mit Thränen.

„Vergebt mir, edler Ritter," sagte er.

„Warum vergeben?" fiel Allan ein.

„O," rief Konrad im Drange seines Herzens, „Ihr seyd das leibhafte Bild meines seligen Herrn!"

„Deines Herrn?" fragte der Jüngling staunend, während ein unwillkührlicher Schauer ihn befiel, daß er sich an der Lehne des Sessels halten mußte.

„Ja," antwortete Konrad, „des Helden von St. Grimaldi!"

In diesem Augenblicke trat de Courey herein und sagte seinem Freunde, daß er reisefertig sey. Beide verließen das Zimmer.

Konrad sah am Fenster den beiden Rittern nach, wie sie über die Zugbrücke ins Thal hinab ritten, und als sie endlich aus seinen Augen verschwunden waren, kehrte er in den Saal zurück, um das Bildniß Sir Gerald's mit neuer Aufmerksamkeit zu betrachten. Immer fester ward seine Ueberzeugung, daß dessen Sohn selbst, wenn er noch leben würde, nicht stärker als Allan dem Bilde gleichen könne.

## VII.

Nach einem angestrengten Ritte sahen Allan und sein Freund gegen Mitternacht das Kloster vor sich liegen. Schon in einiger Entfernung hörten sie die Glocke läuten, die das nahe Abscheiden eines Menschen verkündete. Der Klosterpförtner öffnete Beiden das Thor und sagte ihnen, daß die Brüderschaft sämmtlich in der Kapelle versammelt sey, wo der Pater Joseph sein Ende erwarte. Es war nämlich in diesem Kloster Sitte, wenn ein Glied ihres Ordens in den letzten Zügen lag, daß man ihn in die Kapelle brachte, um seine letzten Seufzer zu empfangen und für das Heil seiner Seele zu beten. Man betrachtete dies als eine heilige Feier, die den Sterbenden tröste und seine Gedanken nach Gott wende, und zugleich den Anwesenden eine heilsame Ermahnung sey.

Die beiden Ritter traten in die Kapelle, und der ergreifende Anblick des Sterbenden preßte ihnen einen unwillkührlichen Seufzer ab. Derselbe lag in der Mitte der Kapelle auf einem Strohlager, das Gesicht dem Altare zugewendet. Sein graues Haupt war unbedeckt, und sein wollenes Gewand mit einem schwarzen Gürtel um die Lenden befesti[gt]. Seine Augen waren eingesunken und matt, und stierten na[ch] einem Krucifix, das er in den Händen hielt; die Lippen schi[e]nen sich langsam im Gebete zu bewegen, und Fieberfrost e[r]schütterte die kraftlose Gestalt. Die letzte Stunde schien g[e]kommen und seine Seele im Abscheiden begriffen zu seyn. – Der Prior kniete an seiner Seite.

„Ich ermahne Dich, Bruder," sprach derselbe zu dem Ste[r]benden, „da Du bald vor Gottes Richterstuhl stehen wir[st,] Deine Sünden zu bekennen."

Das fast erloschene Lebenslicht schien bei diesem Anru[f] noch einmal aufzuflammen, und mit krampfhafter Anstrengun[g] warf er die Augen in den ihn umgebenden Kreis. Er küß[te] das Krucifix und sagte mit fast gebrochener Stimme: „J[a] wahrlich, die Stunde ist nunmehr gekommen, wo Malcol[m] de Momey die gerechte Strafe seiner Sünden erwart[en] muß!"

Allan erinnerte sich, diesen Namen schon irgendwo gehö[rt] zu haben, und drängte sich daher hervor, um das Gesicht d[es] Sterbenden zu sehen. Das Geräusch erregte dessen Aufmer[k]samkeit, und indem seine Blicke auf den Jüngling fiele[n,] schrie er plötzlich: „Bei dem gerechten Gott! das ist Gri[]maldi selbst!"

Ein kalter Schweiß rann über sein Gesicht, seine Glied[er] bebten; er faßte zitternd das Krucifix, während seine Aug[en] verzweifelnd nach allen Seiten hinrollten — nur nicht dahi[n,] wo er Allan's Gestalt gesehen hatte.

„O!" rief er, „wenn Ihr Erbarmen mit mir habt, [so] bannt diesen Geist aus meinen Augen, der meine Seele v[or] Gericht fordert!"

Er schluchzte tief und rief den Himmel um Gnade an. D[er] Prior sprach ihm zu, sich zu fassen und das Verbrechen, da[s] seine Seele belaste, zu bekennen, weil nur ein aufrichtige[s] Bekenntniß und Reue ihm vor Gott Gnade erwerbe. D[er] sterbende Pater warf einige scheue Blicke auf den Jünglin[g,] der an seiner Seite niederkniete, und sagte, indem er sei[n] Gesicht minder ängstlich abwandte: „Sir, wenn Ihr kein[e] Blendung meines Geistes seyd, so erkenne ich in Euch de[n] rechtmäßigen Erben von St. Grimaldi."

Ein Pater trocknete den Todesschweiß von seiner Stirn[.] Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Wenn Ihr a[n] Euerm rechten Arme ein blaues Maal habt...."

Der Jüngling streifte in gespannter Erwartung den Aerm[el] zurück, und ein schwaches Lächeln erhellte die Züge des Ster[]benden.

„Die Stunde der Vergeltung ist gekommen," sagte er, un[d] drückte das Kruzifix an seine Lippen; — „die Gerechtigke[it] hat den Schuldigen ergriffen, und die verstoßene Waise i[st] erschienen, um die Schaam und das reuige Bekenntniß de[s] sterbenden Malcolm de Momey zu bezeugen."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Irrenhaus zu Palermo.

Von Alex. Dumas.

(Schluß.)

„Ohne Aussicht, selber die Räuber verfolgen zu könne[n,] überließen die beiden Grafen dies der Polizei von Syrac[us] und Catanea; diese aber ermittelte nichts, und so blieben d[ie] Banditen unbestraft. Die Leiche des Don Ramiro aber wur[de] nach Catanea gebracht und dort in den Gewölben sein[er] Vorfahren mit der ihr gebührenden Ehre beigesetzt.

„So schrecklich dies Ereigniß nun auch für die beiden F[a]milien war, hatte es doch, wie Alles auf dieser Welt, neb[en]

seiner schlimmen auch seine gute Seite: durch Ramiro's Tod war Albano der älteste männliche Erbe geworden, und folglich für ihn nicht mehr die Rede davon, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er wurde nach Catanea zurückgerufen.

„Als Costanza und Albano sich wiedersahen, da wachte in ihnen die Hoffnung neu auf, sich nun doch dereinst einander besitzen zu können.

„Es stand auch in der That ihrer Verbindung nichts mehr im Wege, und die Väter dachten nun eben so wohl daran als die Kinder, nur wurde die Zeit der Vermählung bis nach Verlauf der großen Trauer, das heißt nach einem Jahr, festgesetzt.

„Um dieselbe Zeit erneuerte der Chevalier Bruni, da er wußte, daß Costanza durch den Tod Don Ramiro's wieder frei geworden war, seine Werbung; aber er kam, wie schon einmal, auch diesmal wieder zu spät.

„Die jetzigen Tage und Monate verflossen den beiden jungen Leuten ganz anders, als die Tage und Monate des vorherigen Jahres. Der 12. September war der Tag, an welchem die Trauerzeit abgelaufen war, und der 15. desselben Monats war zur Hochzeitsfeier angesetzt. Endlich war dieser von dem lieben Paare so ersehnte glückliche Tag angebrochen. Die Hochzeitsfeier ging auf dem Schlosse La Bruca vor sich, und es war der gesammte Adel aus der Umgegend dazu eingeladen worden. Um eilf Uhr Morgens wurden die jungen Leute in der Kapelle getraut, und Costanza wie Albano hätten ihr Geschick nicht gegen das Reich der Welt vertauscht.

„Nach der Messe zerstreute sich die Gesellschaft in dem großen Garten des Schlosses, bis die Stunde der Mittagstafel schlug. Das Mahl war ächt homerisch: es saßen achtzig Personen an einer und derselben Tafel.

„Die Thüren des Eßsaales gingen auf der einen Seite nach dem glänzend erleuchteten Garten, auf der andern zu einem größeren Saal hinaus, wo Alles zum Balle bereit war, und neben der dritten Seite des Salons befand sich das Brautgemach.

„Der Ball begann mit der den Sicilianern eigenen Wildheit. Bei ihnen arten alle Gefühle in Uebertreibung aus, und was bei andern Völkern ein Vergnügen ist, das wird bei ihnen Leidenschaft.

„Um Mitternacht erschienen ein Paar Masken, wie sicilianische Bauern gekleidet, die eine ausgestopfte menschliche Figur, angethan mit einem langen schwarzen Gewande, in ihrer Mitte führten. Diese Puppe, gleich ihnen selber maskirt, hatte über der Brust in Silber gestickt das Wort Tristizia, was in der sanften Volkssprache der Sicilianer — Tranrigkeit heißt.

„Die Masken legten ihre Puppe auf eine Ottomane nieder, und stimmten Klagelieder an, wie es bei Todten zu geschehen pflegt, die man begraben will: es zeigte sich sonach deutlich, daß dies eine Versinnlichung der überstandenen Trauerzeit seyn sollte. Obgleich die neuen Ankömmlinge wohl eine passendere Wahl in ihrer Allegorie hätten treffen mögen, wurden sie doch von dem Herrn des Hauses freundlich aufgenommen; inzwischen hatte der Tanz gleich aufgehört, und Alle sich um die Masken gedrängt, dem zugleich schaurigen und komischen Schauspiele zuzusehn, womit sie so unerwartet regalirt wurden.

„Als die Masken sahen, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden waren, begannen sie aufs Neue eine Pantomime, in welcher Klagelaute und Tanz mit einander wechselten; auch näherten sie sich zuweilen der Traurigkeitspuppe wieder und schüttelten sie, wie wenn sie dieselbe aus ihrem Todesschlafe wecken wollten. Ihr Tanz wurde dann schauriger und schauriger; es waren Alles unbekannte Figuren, langsame Kadenzen, lang gedehnte Wendungen; dies, und dazu der klagende, monotone Gesang, hatte bald ein unheimliches Gefühl unter alle Anwesende verbreitet, das zu einem förmlichen Schrecken wurde, als auch noch dazu eine Saite der Harfe sprang. Die Neuvermählte stieß einen leisen Schrei aus. Ein Zufall, wie dieser, wird bekanntlich überall als ein Vorbote des Todes angesehen.

„Da wurde den Tänzern fast einstimmig zugerufen, daß sie sich demaskiren sollten.

„Aber einer von ihnen erhob den Finger, wie wenn er Ruhe geböte, und erklärte in seinem und seines Kameraden Namen, sie wollten sich niemandem anders als dem jungen Grafen Albano zu erkennen geben. Der junge Graf öffnete ihnen sofort die Thür des anstoßenden Zimmers, und nachdem die Masken, ihre Puppe wieder zwischen sich, in dasselbe hineingetanzt waren, folgte er ihnen und machte die Thür hinter sich zu.

„In diesem Augenblicke, und wie wenn nur die Gegenwart der Fremden den Fortgang des Festes unterbrochen gehabt hätte, gab das Orchester das Signal zu einem Contratanz; die Quadrillen ordneten sich wieder, und der Ball begann aufs Neue.

„Es waren aber schon bei zwanzig Minuten verstrichen, ohne daß weder die Masken noch der Graf wieder zum Vorschein kamen. Der Contratanz endigte unter allgemeinem Mißbehagen, wie wenn ein jeder ein Vorgefühl gehabt hätte, daß irgend ein Unglück über dem Feste schwebe. Als endlich die junge Frau in ihrer Unruhe im Begriff stand, ihren Vater zu bitten, daß er in dem Zimmer nachsehen möchte, da öffnete sich dessen Thür, und die beiden Masken kehrten zurück.

„Sie hatten ihr Costüm gewechselt und ein schwarzes Habit, in spanischer Weise, angelegt. Unter dieser mehr anschließenden Kleidung konnte man an der schmalen Taille der einen Maske erkennen, daß es ein Frauenzimmer seyn müsse. Beide trugen einen Flor am Arm, einen Flor am Hute, und hatten, wie vorher, ihre Puppe zwischen sich.

„Nachdem sie diese neuerdings auf eine Ottomane hingelegt hatten, begannen sie ihre symbolischen Tänze wieder, noch schauerlicher als zuvor. Sie warfen sich unter erbärmlichem Jammern in die Knie, hoben die Hände flehend gen Himmel empor, und drückten in jeglicher Weise den Gram aus, den sie zu parodiren begonnen hatten. Diese so auffallend in die Länge gezogene Pantomime fiel jedoch am Ende allen Anwesenden, besonders der jungen Frau, auf, und diese ging in das anstoßende Zimmer, um sich nach ihrem Gatten umzusehen. Sie hatte dasselbe aber kaum betreten, als man einen Schrei hörte, und sie bleich und zitternd, mit dem Ausruf Albano! wieder an der Schwelle erschien. Der Graf La Bruca eilte auf sie zu, und fragte, was sie so erschreckt habe; aber unfähig, darauf Antwort zu geben, schwankte sie, brachte einige unverständliche Laute hervor, zeigte in das Zimmer, und sank ohnmächtig zusammen.

„Da drängte sich die ganze Gesellschaft um sie her, und erst dann, als sie, wieder zur Besinnung gekommen, um sich blickend in tiefsten Aengsten den Namen Albano ausrief, sah man sich nach den Masken um, um sie zu fragen, wo sie den jungen Grafen gelassen hätten. Aber diese hatten sich die allgemeine Verwirrung zu Nutzen gemacht und waren verschwunden; nur ihre Puppe war zurückgeblieben.

„Man schritt zur Untersuchung derselben, und bekam, so wie man einen Zipfel ihres Gewandes gelüftet hatte, eine menschliche Hand zu fassen, starr und eisig. Schnell wurde da die ganze Hülle abgerissen, und nun hatte man eine Leiche vor sich, in welcher man, als ihr die Maske abgenommen worden war — Albano erkannte.

„Er war in dem nahen Zimmer erdrosselt worden, und

dies so plötzlich und so rasch, daß niemand einen Laut davon gehört hatte! Darnach hatten die Mörder mit scheußlicher Kaltblütigkeit noch einen Cypressenkranz auf das Brautbett gelegt.

„Dieser Kranz war es gewesen, der Costanza in dem ersten Augenblick noch mehr, als das Vermissen ihres Gatten selber, erschreckt hatte.

„Alles, was an Männern in dem Saale war, stürzte hinaus, den Mördern nach; doch blieben alle Nachforschungen vergebens. Da das Schloß La Bruca einsam an dem Fuße des Gebirges lag, so hatten die furchtbaren Masken Gelegenheit gehabt, sich in diesem schnell zu verlieren.

„Costanza verfiel bei dem Anblick der Leiche ihres geliebten Albano's in Krämpfe, aus welchen sie nur als Wahnsinnige wieder erwachte. Ihr Anfangs wilder Wahnsinn war allmählig in eine tiefe Schwermuth übergegangen, von welcher sie zu heilen der Baron Pisani sich, wie schon gesagt, keine Hoffnung machte.

„Im Jahr 1840 sah ich Lucca zu Paris wieder: er war völlig genesen und erinnerte sich noch recht gut meines früheren Besuches. Meine erste Frage war nach seiner Gefährtin, der armen Costanza. Er schüttelte traurig den Kopf. Des Barons doppelte Vorhersagung in Bezug auf sie und ihn war in Erfüllung gegangen: Lucca hatte seinen Verstand wieder erlangt, Costanza aber war in ihrem irren Zustande geblieben." (Hamburger Lit. u. krit. Blätter.)

---

## Die deutsche Oper in Paris.

(Schlußbericht des Comite's der Gesellschaft.)

Vielfältige, in allen deutschen und französischen Journalen erschienene Berichte über das unglückliche Schicksal der deutschen Oper in Paris, enthalten nebst vielen wahren Notizzen, auch so manche einseitige und lückenhafte Schilderungen der letzten Ereignisse, daß das unterzeichnete Comité gegenwärtig, bei dem Schlusse seiner Geschäftsführung, es für Pflicht hält, eine kurze Uebersicht seines Wirkens hiermit öffentlich niederzulegen. —

Wir wollen hier weder auf die moralischen, noch finanziellen Ursachen des so schnellen und rettungslosen Ruins dieser pomphaft angekündigten Unternehmung eingehen, wir wollen nicht untersuchen, wie es kam, daß ein Unternehmen, das von Seiten des Publikums, der Behörde, und der Kritik so günstig und wohlwollend aufgenommen wurde, so schnell stürzte, und in Nichts zusammenbrach, sondern uns hier nur mit den reinen Thatsachen beschäftigen, die diesem Sturze folgten. —

Als wir am 15. Mai, nach Schumann's gänzlicher Zahlungs-Unfähigkeit, von der ganzen Gesellschaft, durch Stimm-Zettel, als Comite erwählt und von dem Ministerium des Innern, wie von der Polizei-Präfectur, als solches anerkannt und bestätigt wurden, übernahmen wir die, siebenzig Personen starke Gesellschaft in dem traurigsten Zustande. —

Seit beinahe zwei Monaten ohne einen Kreuzer Gage, mit nur für 14 Tage bezahlten Diäten, befand sich die Gesellschaft von allen Geldmitteln entblößt, während Schumann's Gläubiger Beschlag auf alle künftigen Einnahmen gelegt hatten, und das Theater endlich geschlossen wurde. —

Hiezu kam nun noch, daß Garderobe und Bibliothek verpfändet und mit gerichtlichem Beschlag belegt, daß die Wohnungen, die Schumann contractlich zu zahlen verpflichtet war, unbezahlt blieben, und daß die Gastwirthe den Mitgliedern ihre Effekten wegnahmen und sie auf die Gasse wiesen. —

Ohne Subsistenz-Mittel für den nächsten Tag, ohne Wohnung, ihrer Effekten und Kleider beraubt, und ohne Mittel, um in ihr Vaterland zurück zu kehren, sahen 70 Menschen, worunter viele Familienväter mit Weib und Kindern, vertrauensvoll auf das Comité, welches, im Gefühl der guten Sache, für die es wirkte, rastlos zu arbeiten begann, — eine Benefice-Vorstellung für die Gesellschaft arrangirte, mit einer Unterstützungs-Liste sich zu den angesehensten Deutschen [...] begab, und Alles aufbot, um das eben so traurige, als unverschu[...] Unglück so vieler Menschen, nach Kräften zu mildern. —

Daß wir hierbei von allen Seiten auf das Edelmüthigste und kr[...]tigste unterstützt wurden, daß wir alle nur denkbare Unterstützung [...]seres Wirkens fanden, müssen wir hier dankbar erwähnen, und in [...]serem wie in unsrer Collegen Namen danken wir hiermit auf [...] Herzlichste allen jenen Ehrenmännern, die uns mit Rath und [...] hülfreiche Hand leisteten; namentlich waren es der Herr Minister [...] Innern, Graf Duchatel, und die Herren Divisions-Chefs der Sec[...] der schönen Künste, Cadé und Perrau, der Herr Polizei-Prä[...] Delessert, der Chef des Theater-Departements, Herr Simon[...] und der Commissair des Quartiers, Herr Devrosir, die un[...] jeder Hinsicht kräftig unterstützten; — gleichen Dank gebührt [...] Herrn Baron von Mecklenburg, Herrn Baron von Rothschil[...] Herrn von Schickler, Herrn Baron Delmar, Herrn Thur[...]eisen &c., so wie dem hier allgemein geehrten und geachteten deutsch[...] Schriftsteller A. von Bornstedt, der uns ein wahrhafter Freund in [...] Noth war; — die Herren Advokaten Jolly und Raimond, Greffi[...] liehen uns ihren Rechtsbeistand auf die uneigennützigste Art, währe[...] Herr Balletmeister Telle von Berlin, in Gefälligkeiten aller [...] unerschöpflich war.

Allen diesen Ehrenmännern, Deutschen und Franzosen! unsern he[...]lichen, innigen Dank und die Versicherung, daß wir auch in wei[...] Ferne, Ihrer mit Liebe und dankbarer Achtung stets gedenken werde[...]

Der Raum dieser Blätter erlaubt hier eine weitläufigere Auseina[...]dersetzung unseres rastlosen und mühevollen Wirkens nicht, die au[...] wie Selbstlob aussähe, und über die wir ruhig und getrost das Zeu[...]niß aller dabei Betheiligten abwarten können.

Die gegenwärtige Lage der Dinge, nach Ablauf eines Monat[...] ist folgende:

Wir haben eingenommen:

| | | |
|---|---|---|
| a) Von der Benefiz-Vorstellung netto . . . | 5274 | Francs |
| b) Durch die Unterstützungsliste . . . . . . | 1160 | „ |
| c) Nachlaß der Abgaben an die Armencommission | 545 | „ |
| d) Nachlaß an Beleuchtung . . . . . . . | 60 | „ |
| e) Durchs Comité an Quartieren abaccordirt . | 932 | „ |
| Summa . | 7971 | Francs. |

| | | |
|---|---|---|
| Davon erhielt die Gesellschaft: siebenzig Personen stark, jedes Individuum 84 Fres. und 20 Cent vertheilt . | 5894 | Francs |
| Quartier-Vergütung an 38 Personen . . . . | 932 | „ |
| Quartier-Vergütung an 32 Personen . . . . | 595 | „ |
| An 50 Mitglieder (nach Abreise von 20 Mitgliedern) | 550 | „ |
| Summa . | 7971 | Francs. |

Von diesen 50 Mitgliedern, denen die nachträglich eingegangenen 550 Francs zu Gute kamen, reis'ten nun noch einige ab, und es blieben noch 38 Personen, die die Mittel zur Heimreise nicht hatten. — Das unterzeichnete Comité erwirkte nun vom Ministerium des Innern die Autorisation im Saale Vivienne, eine Reihe von Concerten geben zu dürfen, die trotz einer, durch das pflichtwidrige Benehmen einiger Mitglieder, eingetretenen Störung, den besten Fortgang nehmen, von der Elite des Pariser Publikums sehr besucht werden, und uns die sichere Aussicht bieten, nicht nur die Uebriggebliebenen hier noch eine Zeitlang anständig zu erhalten, sondern ihnen Allen auch die Mittel zur Heimreise in ihr Vaterland zu verschaffen.

Möge diese einfache und kurze Darstellung unsrer Wirksamkeit wenigstens beweisen, daß wir bei einer verlorenen Sache, das Möglichste thaten, um durch treues Zusammenwirken und kräftiges Handeln das allgemeine Unglück zu mildern.

Paris, den 13. Juni 1842.

Das gewählte Comité:

Schrameck, Kapellmeister. H. Börnstein, Regisseur.
J. C. Herbold. C. J. Heyn. Fr. Thome.
W. Bärwolf. Piccard.

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 21. Juni. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischenabtheilung. Musik von Meyerbeer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 169. 21. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Die Bilder der Ahnen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Er schwieg einige Augenblicke, um seine Kräfte zu sammeln,
und fuhr dann, zu Allan gewendet, fort:
„Euer Name, Sir, ist Gerald St. Grimaldi. Als
Eure Mutter gestorben war, und Euer Vater zum heiligen
Grabe zog, vertraute er Euch der Obhut seines Bruders an,
— o hätte er es nie gethan! Die Nachricht kam, daß Euer
Vater im Kampfe für den Glauben den Tod gefunden habe,
und da erwachte in dem Ruchlosen der Gedanke, Euer reiches
Erbe an sich zu reißen. Da er mein böses und verhärtetes
Herz kannte, so weihte er mich in seine teuflischen Pläne ein,
und trug mir auf — Euch zu morden. Wir sprengten aus,
Ihr wäret an einer Krankheit, mit welcher Euch das Kind
eines Dieners angesteckt habe, gestorben. Ein leerer Sarg
wurde in der Gruft beigesetzt, während Ihr in der Zelle des
Kaplans eingeschlossen waret. Um Mitternacht kam ich hin-
unter, zog Euch die Oberkleider ab, um jeder Entdeckung
vorzubeugen, nahm Euch auf meine Arme und schlich in
Bauerntracht aus einer verborgenen Pforte des Schlosses in
die finstere Nacht hinaus. Als ich in einem dichten Walde
angekommen war, und weit genug von der Burg entfernt zu
seyn glaubte, hatte ich schon mehrmals den Dolch gezückt, der
geschliffen war, um Euer unschuldiges Blut zu trinken. Aber
— Dank sey dem Allgütigen! — er lenkte meinen Sinn, und
in mir erwachte der Gedanke, Euch nicht selbst den Tod zu
geben, sondern Euch in jenem Walde dem Schicksal zu über-
lassen. Ich legte Euch vor der Thüre einer Köhlerhütte nie-
der und floh....“

Völlige Erschöpfung und die reuige Erinnerung dieser
Frevelthaten hinderte den Pater am weitern Reden. Er
schnappte nach Luft, und der Schweiß stand in großen Tro-
pfen auf seiner Stirn. Er murmelte ein Gebet, küßte das
Bild des Erlösers, und fuhr nach einigen Minuten weiter fort:

„Mehrmals entschloß ich mich, zurück zu kehren und Euch
zu retten, aber der Böse lenkte meine Schritte, und der mir
von Alfred versprochene Lohn trieb mich in das Schloß
zurück. Aber der Letztere fühlte schon die Qual des erwachen-
den Gewissens. Er erbebte, als ich ihm den Dolch übergab,
an dem das Blut eines Wildes klebte, und noch ehe ich die
Burg verließ, hatte er die westliche Seite des Gebäudes auf
immer verschlossen, um nicht durch diese Gemächer an sein
Verbrechen erinnert zu werden. — — Ich muß eilen, um
das Ende zu erreichen, denn ich fühle, daß mein letzter Au-
genblick sehr nahe ist. — Ich reis'te im Auslande herum, da-
mit ich die Ruhe fände, die ich in England vergebens suchte;
aber wer kann der Vergeltung entfliehen? Ueberall ver-
folgte mich das anklagende Gewissen; die Gestalt des Kindes, das ich dem Elende überlassen hatte, flimmerte Tag und Nacht vor meinen Augen, und unglücklicher, als ich mein Vaterland verlassen hatte, kehrte ich dahin zurück. Alfred war kurz vor meiner Zurückkunft gestorben, und dies weckte in mir das volle Bewußtseyn meiner Schuld. Ich beschloß, durch aufrichtige Entdeckung des unglücklichen Geheimnisses, das Verbrechen wieder gut zu machen; ich hoffte, daß Ihr noch lebtet, um meine Offenbarung zu empfangen. Ich eilte in den Wald, wo ich Euch verlassen hatte, aber die Köhlerhütte war unbewohnt, und alle meine Forschungen nach Eurem Schicksal blieben ohne Erfolg. Da verzweifelte ich an Eurem Leben, und von Gewissensbissen gefoltert, vom Gefühl meiner Schuld niedergedrückt, faßte ich den Entschluß, mich vor dem Throne des Königs niederzuwerfen und mich selbst als den Mörder des jungen Gerald anzuklagen; allein eine falsche Schaam hielt mich von diesem Schritte ab, und ich beschloß endlich, durch ein Leben voll Reue und Buße mir die Gnade Gottes zu erwerben, auf die zu hoffen ich so wenig Recht hatte. Die Mauern dieses Klosters verbargen mich vor den Blicken der Welt, und wäre Friede und Ruhe für mich beschieden gewesen, ich würde sie hier gefunden haben; aber meine Seele ward stets von Unruhe gepeinigt und innere Furcht hat mich schnell zum Grabe geführt. Als ich in voriger Nacht betend in meiner dunkeln Zelle lag, und meine Augen sich vergebens zum Schlummer verschlossen, erschien vor mir die Gestalt Eurer Mutter, und mit einer Stimme voll himmlischer Verheißung sagte sie mir: sie habe ihren Sohn nach diesem Kloster beschieden, um von mir die Geschichte meines Verbrechens zu hören. Diese Erscheinung erschütterte den schwachen Körper so, daß meine Auflösung beschleunigt wurde; allein ich sterbe ruhiger, da ich weiß, daß der Verstoßene noch lebt und seine Rechte wieder erhalten wird.“

Die letzten Worte hatte er mit immer schwächer werdender Stimme gesprochen, und sank dann auf sein Kissen zurück. Die schnellen Athemzüge ließen sein nahes Ende vermuthen. Der Prior sprach mit ihm ein kurzes Gebet, und mit einem tiefen Seufzer war sein Geist entflohen.

### VIII.

Der Jüngling betrachtete mit unbeschreiblicher Erschütterung das entseelte Angesicht des unglücklichen de Momey, und nachdem die Leiche hinausgetragen worden war, wandte er sich zu de Courey, der neben ihm stand, und sagte: „O Sir, betrachtet mich nicht als einen, der Ansprüche auf die Güter macht, die Ihr rechtmäßig besitzet; sondern behandelt mich auch fernerhin als Euren Freund und als den Waisen Belfield. Nicht um die Güter der Welt möchte ich Eurer Freundschaft verlustig seyn.“

De Courcy umarmte ihn mit Wärme und versicherte ihn seiner fortdauernden Freundschaft. „Die Vorsehung," sagte er, „ließ mich aus weisen Absichten Besitzer von St. Grimaldi werden; denn hätte der König das Schloß einem Andern geschenkt, so würden Eure gerechten Ansprüche nicht anerkannt werden."

Sie gingen nunmehr zu Rath, welche Maßregeln jetzt zu ergreifen wären, und beschlossen, zuerst nach dem Dorfe zu gehen, wo seine Pflegeltern gestorben waren. Allan hatte nämlich bei seiner Wiederkehr vom Kreuzzuge vernommen, daß seine vermeintliche Mutter ihrem Beichtvater ein kleines Kästchen zur Abgabe an ihn übergeben habe. Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, es einzufordern, jetzt aber beschloß er, dies zu thun, weil er hoffte, einen Beweis über seine Geburt zu finden.

Der Priester übergab ihm auf sein Begehren das Anvertraute, das er von Beeta Belfield bei ihrem Sterben empfangen hatte, und überreichte ihm zugleich einen versiegelten Brief, welchen der Geistliche damals in ihrem Namen an Allan aufgesetzt hatte. Sie erklärte darin, daß Allan Belfield (welcher damals in Palästina war,) nur ihr Pflegesohn sey. Vor etwa siebenzehn Jahren habe ihr nun bereits verstorbener Mann ein kleines Kind in der Nähe ihrer Hütte gefunden, und da sie selbst kinderlos gewesen wären, hätten sie es an Kindesstatt erzogen, und da sie in ihm eine Stütze ihres Alters gesehen, so wären sie entschlossen gewesen, ihm das Geheimniß erst nach ihrem Tode zu offenbaren, damit er nicht dereinst sie verlasse, um seine wirklichen Eltern zu suchen. Doch hätten sie seine Kleider sorgfältig aufbewahrt, um sich nach den Umständen damit legitimiren zu können. Bald nachher wären sie aber in eine andere Gegend gezogen, und wenn also auch Nachfrage geschehen sey, so würde man sie längst aufgegeben haben. —

Das Kästchen wurde geöffnet, und man fand ein Jäckchen von weißem Atlas (dessen Stickerei derjenigen auf dem Kinderkleide, welches man in dem Gemache des Kaplans gefunden hatte, ungemein glich,) nebst einigen weißen Tüchern, in welchen die Buchstaben „St. G." gestickt waren. —

Durch alle oben erzählten Erlebnisse war es hinlänglich bewiesen, daß Allan Belfield wirklich der todtgeglaubte Nachkomme von St. Grimaldi sey. Der Baron de Courcy erbot sich sogleich zur Abtretung der sämmtlichen Güter, und rieth Sir Gerald (so nannte er von nun an seinen Freund,) sofort bei Hofe zu erscheinen. Beide traten gemeinschaftlich die Reise dahin an.

Der König freuete sich über diese Entdeckung, welche ihm Gelegenheit gab, seinen Erretter noch mehr zu belohnen. Er bestätigte ihn in dem Besitz seiner Güter und stellte ihn dem Adel als Baron St. Grimaldi vor; den Lord de Courcy aber entschädigte er reichlich für die Abtretung des Schlosses durch andere Güter, und gab ihm das innigste Lob für seine uneigennützige Freundschaft.

Sobald es die Umstände erlaubten, kehrten Beide nach dem Schlosse zurück. Die Baronesse kam ihnen am Eingange entgegen, und de Courcy stellte ihr den beiderseitigen Freund als Baron Gerald von St. Grimaldi, rechtmäßigen Besitzer dieses Schlosses, vor, indem er ihr zugleich zu ihrer Freude mittheilte, auf welche wunderbare Weise seine Geburt entdeckt worden war.

Als sie in den großen Saal traten, wehten ihnen (wie die Sage berichtet) die Fahnen und Helmbüsche entgegen, und die Waffenrüstung Alfred's fiel wiederum auf den Boden. Vor den Bildern der Ahnen gelobte sich das treue Kleeblatt aufs neue fortdauernde Freundschaft.

Auch der alte Konrad nahm, wie der freundliche Leser im Voraus versichert ist, an der Freude im Schlosse Theil. Der verriegelte Gang wurde hergestellt, und die Kapelle wieder auf diesem Wege besucht, denn alle Furcht war aus der Burg verschwunden, seitdem der rechtmäßige Erbe in ihrem Besitze war. — Die ritterliche Tapferkeit seines Vaters lebte in Gerald wieder auf, und die Tugend seiner Mutter beseelte ihn; aber der Stolz seiner Vorfahren, der sich sonst wohl in dem Herrn des Schlosses hervorthat, wurde stets durch die Erinnerung an die Tage seiner Kindheit unterdrückt. Die Minnesänger erheiterten wieder die Festlichkeiten des Schlosses, und besangen die Tugenden seiner edlen Besitzer.

---

## Der Telegraph.*)

Ich war noch sehr jung, als man in unserer Stadt einen Telegraphen erbauete. Das Geheimnißvolle und Wunderbare übt immer auf den Geist des Menschen eine gewaltige Macht aus, vorzugsweise aber auf das Gemüth des Kindes, und ich kann nicht beschreiben, wie sehr meine Phantasie bei dem Anblicke der Maschine angeregt wurde, deren Riesenarme sich geräuschlos bewegen. Welche wunderbare Geschichten habe ich mir aus den Zeichen zusammengebauet, die durch die Luft befördert wurden, aus jenen Worten, die, ohne gehört zu werden, über die Städte und Dörfer fliegen, aus den Kriegserklärungen, Verschwörungsanzeigen, Siegesbulletins und Hinrichtungsbefehlen, die still über die Häuser selbst derjenigen hinschreiten, die sich am meisten darüber freuen und sich am tiefsten betrüben sollen!

Die Stelle, an welcher man den Telegraphen errichtete, war übrigens ganz geeignet, ihm noch etwas Grauenhaftes zu geben; er stand mitten unter den Ruinen einer alten Feste aus dem Mittelalter und an der Stelle einer Burg, welche die Revolution in ihrem Beginne vollends zerstört hatte. Die riesenhaften Mauern der zertrümmerten Burg lagen umher gleich Felsenstücken, die ein Erdbeben umherstreut, und auf dem höchsten Punkte dieser gewaltigen Trümmer erhob sich der gebrechliche Bau, der stumme Theilnehmer an dem politischen Gespräche, das von einem Ende Frankreich's bis zum andern geführt wird, der Ring jener Kette, die nur an den beiden Endpunkten Verstand hat.

Durch den kühnen Bau aus weichem Holze, den der Bergsturm in einer Herbstnacht entführen zu müssen schien, durch die spitze Form dieser Art Thurm, der sich auf der festen Burg erhob, erhielt der Telegraph eine gewisse Aehnlichkeit mit der revolutionären Regierung selbst, die ihn hatte aufführen lassen. Beide so ungleich dem, was vor ihnen gewesen, beide keck auf Ruinen stehend, beide gleich kühnen Titanen dem über ihnen tosende Orkane widerstehend, schienen sie nur so lange dauern zu können, als jene Kriegsmaschinen dauern, welche man um belagerte Städte her aufbauet und die zusammenbrechen, sobald sie ihr Werk der Zerstörung verrichtet haben.

Der Mann, welcher das Haupt dieses Riesen mit den schwachen Füßen zu beleben, dem eisernen Mechanismus, der sich an demselben bewegte, einen Sinn zu geben, auf die Zeichen zu achten hatte, die an ihn gerichtet wurden, und sie weiter geben sollte, war ein Fremder, der in unserer Stadt gleich nach der Vollendung des Baues angekommen war. Auch auf ihn fiel ein Theil des Geheimnißvollen, das damals die ihm anvertrauete noch wenig bekannte Maschine umgab.

Er war noch jung, hatte langes verworrenes Haar und seine Augen waren durch anstrengende Arbeit und durch den fortwährenden Gebrauch der Fernrohre geschwächt, die den

*) Nach der Leipziger Allgem. Moden-Zeitung.

aum zwischen ihm und dem Telegraphen nach Paris wie
m der Bretagne abkürzten. Auf seinem Gesichte lag die
lässe der Menschen, die ein sitzendes und eingezogenes Le-
n führen; er war abgemagert und gebeugt durch die Ein-
mkeit und eine zu gewaltige Phantasie.

Der Einsiedler Fulbert oder der Telegraphen-Mann, wie
an ihn allgemein nannte, weil man lange seinen eigentli-
en Namen nicht kannte, hatte auf seinem Thurm die ganze
ubelosigkeit und alle Qualen mitgenommen, die in der Ein-
mkeit aus dem Mangel an Einheit zwischen der Seele und
m Körper, oder vielmehr aus dem Ungehorsam des Kör-
rs gegen die Seele entstehen. Er sah zu oft unter sich,
n nicht neben sich den Schwindel unsinniger Wünsche und
gestillter Sehnsucht zu finden; er war der Erde zu nahe,
s daß er sich an ihren Ausdünstungen nicht hätte berauschen
llen, er war aber auch dem Himmel zu fern, um das
bermaß seiner Kraft ihm zuzuwenden. Selten verließ er
ine seltsame Wohnung. Sein Bett hatte er in einem un-
rn Stocke des Thurmes und eine alte Frau brachte ihm
nen Tag um den andern Wein, Brod und kaltes Fleisch. Auch
Nebeltagen, welche die eigentlichen Ruhetage des Telegra-
en sind, und an den Decadi, den Sonntagen der Schrek-
nszeit, verließ er seinen Kerker nicht. An diesen Tagen
h man ihn nur öfterer als sonst auf der außen um den
hurm laufenden Gallerie. Er schien sich mehr mit der
flege seines Gartens zu beschäftigen, wie er zwei lange
olzkasten nannte, die er mit Erde gefüllt hatte und die ei-
ge Blumen enthielten.

Ganze Stunden lang stand Fulbert unbeweglich vor diesen
inen Blumen. Betrachtete er sie wirklich so aufmerksam?
ff lte ihn allein ihr Duft? Nein; seine Blicke und seine
edanken waren dann fern von dem kleinen Garten bei einer
ndern einsamen und geheimnißvollen Blume.

Die kleine Stadt, welche der Telegraph überragt, zieht
h an dem Berge hin, auf welchem jener steht. Der Theil
ch Paris zu ist der modernste, am meisten geschmückte;
e nach der Bretagne zu liegenden Häuser dagegen liegen
Schatten des Berges versteckt und sind meist alt und
mlich. Auf eines dieser Häuschen richteten sich die Blicke
s Telegraphen-Mannes am häufigsten; denn er hatte,
it dem Fernrohre bewaffnet, an einem Fensterchen des
auses, das von Bäumen beschattet war, bisweilen die Ge-
lt eines jungen schönen Mädchens bemerkt.

Diese liebliche Erscheinung beschäftigte ihn die ganze Zeit,
elche der Unbekannte nicht seinem Amte widmete. Mit
elcher Freude sah er die Festtage nahen, an welchen die
litische Maschine die Arme in den Schooß legen und ru-
n durfte! Er betrachtete dann durch das Fernglas alle
ewegungen des Mädchens, und wann er Abends sie selbst
cht mehr sehen konnte, sah er doch noch den Schimmer ihres
chtes an ihrem Fenster und den Schatten ihrer Gestalt.

Anfangs machte er sich wohl einen Vorwurf aus der
ckheit und Indiscretion der Gläser, die ihm das Mädchen
nahe brachten, daß er, wenn er die Hände ausstreckte, sie
itte berühren und den Athem ihres Mundes fühlen können;
ld aber überwand er diese Schüchternheit, dieses Zartge-
hl und sein gieriges Auge schwelgte durch die Macht der
tischen Mittel in allen Reizen der züchtigen Jungfrau.

Er liebte das Mädchen mit verzehrender Leidenschaft; aber
ld traten die Qualen der Eifersucht dazu. Was für Briefe
aren es, die das Mädchen so oft las und wieder las?
ie oft hatte er sie belauscht, wenn sie an einem versteckten
lätzchen im Garten ein Papier aus dem Busen zog, um
wieder und wieder zu lesen! War es Freundschaft, war
die Liebe, die während des Lesens ihr das Blut nach
n Wangen trieb? Ach, nur einen Brief liefet das Weib
mit solcher Erregung, nur einen Brief birgt es so am Her-
zen, drückt ihn so auf die Augen, an den Mund, den Brief
dessen, den sie liebt, nachdem sie sich sehnt, den Brief, der
ihr auf einen Augenblick die Züge und die Stimme, die ihr
so wohlgefallen, vor die Seele bringt. So dachte, so sprach
bei sich der Einsame, bewegt von Schmerz und Eifersucht.

Das Leben dieses Mannes war durch viele Stürme erschüttert
werden. Die Revolution hatte ihn als Professor der Ma-
thematik an einer Schule gefunden, in welcher der Zweifel
und der Unglaube allmählich eingedrungen waren. Diese
Schulen, welche von den Lehrern eine klösterliche Abgeschie-
denheit verlangten, waren für dieselben Klöster ohne einen
Gott. Als die Revolution alle Bande lösete, stürzte er sich
in die Welt, die ihn aber nicht beachtete. Während der
Stürme, die zerstörend Frankreich durchzogen, bot er verge-
bens seine Dienste den Männern und Parteien an, welche
in dieser großen Tragödie auf einander folgten, in welcher
der Henker Maschinist und Souffleur war. Vergebens wen-
dete Fulbert seinen Erfindungsgeist auf die Bedürfnisse jener
zerstörenden Zeit; er kam zu spät; die große Maschine der
Revolution war bereits erfunden; der Doctor Guillotin
hatte sich durch seine Entdeckung berühmt gemacht und mehr
brauchte man für den Augenblick nicht.

Fulbert bemühete sich darauf, der Beförderung der Nach-
richten und Befehle eine größere Schnelligkeit zu verschaffen.
Er reichte mehrere Abhandlungen ein und zehrte sein geringes
Vermögen durch Versuche auf. Man dankte ihm verbindlich,
aber dabei blieb es. Er befand sich bereits in der tiefsten
Armuth, als er erfuhr, er, der die Aufgabe längst schon ge-
löset hatte, daß eine neue Maschine zu Signalen erfunden
worden sey, welche die Verbindung der Hauptstadt mit den
entferntesten Punkten des Landes sehr erleichtere, und daß die
Regierung auf den Hauptlinien Telegraphen (wie man die
Maschine nannte) errichten würde.

Fulbert reclamirte bei den Ministern und wies nach, daß
er dieselbe Entdeckung schon längst vorgelegt habe; er er-
langte indeß nichts weiter, als daß man ihm die Direction
eines Telegraphen an einem kleinen Orte zwischen Paris und
einem Hafen der Bretagne anbot. Um nicht Hungers zu ster-
ben, nahm er die Stelle an und so kam er nach D,

Der Mann, der die Sache selbst vor allen erdacht hatte,
ergründete auch bald den Sinn der räthselhaften Sprache,
deren Agent er war, aber die verschiedenen Anfragen und
Antworten, Befehle und Gegenbefehle, Anzeigen und War-
nungen, die Symptome eines baldigen Krieges blieben ihm
so gleichgiltig, als hätte er in der Geschichte die Erzählung
eines Landungsversuchs der Stuarts an den Küsten Schott-
land's gelesen. Was lag ihm an dem Gelingen oder Miß-
lingen der Unternehmung, welche an der Küste der Bretagne
sich vorbereitete, da er das Räthsel nicht zu lösen vermochte,
das er sich fortwährend stellte: „liebt sie? beschäftigen sie Lie-
besbriefe so bedeutend?"

Endlich kam er auf den Gedanken, daß die politischen Ereig-
nisse, die ihn so wenig berührten, die Bewohner des Hauses,
das er so aufmerksam betrachtete, vielleicht lebhafter interes-
sirten. Aus der Haltung des jungen Mädchens, aus dem
aristokratischen Wesen der alten Dame, die sich bisweilen am
Arme des Mädchens in dem Hofe oder dem Garten zeigte,
aus dem Benehmen des alten Dieners, der ihnen von fern
folgte, ließ sich wohl abnehmen, daß die Familie eine adelige
sey, die sich in diese bescheidene Wohnung geflüchtet habe.

Andere Beobachtungen erhoben diese Vermuthung zur Ge-
wißheit. Eines Tages sah Fulbert das junge Mädchen an
dem Fenster sitzen und ein Kästchen öffnen, aus welchem sie
mit sichtbarer Rührung ein Papier nahm, das sie langsam
auseinander schlug. In diesem Papiere befand sich eine Locke

von silberweißem Haar und ein Ludwigskreuz, auf das die Thränen des jungen Mädchens fielen.

Eine andere Entdeckung machte Fulbert, nachdem die alte Dame längere Zeit krank gewesen zu seyn schien. Eines Morgens trat ein alter Mann vorsichtig in das Haus; er wurde sehr ehrerbietig empfangen und schien ein Geistlicher zu seyn. Bald darauf schimmerten zwei Lichter hinter den sorgfältig verhangenen Fenstern und offenbar las der geächtete Priester mit Gefahr seines Lebens in dem Zimmer der Verfolgten eine Messe.

In den ersten Tagen des Frühlings erschien einst das Mädchen, das Fulbert Antoinette nannte nach seiner Mutter, schöner und heiterer in dem Gärtchen an dem Hause. Er hatte sie nie so lebhaft, so von inniger Freude durchdrungen gesehen; nie hatte sie dem alten Diener so freundlich zugenickt. Der Alte wieß auf ein Fenster des Häuschens, das einzige, welches noch nicht geöffnet war, und schüttelte lachend den Kopf. Das Mädchen blickte ebenfalls nach dem Fenster hinauf, sah dann nach ihrer Uhr und zuckte die Achseln, als hätte sie sagen wollen: „er beeilt sich nicht eben sehr, zu mir zu kommen. Schon ist es sieben Uhr und ich bin noch allein im Garten."

Der Mann vom Telegraphen schien wirklich die Gedanken des jungen Mädchens errathen zu haben, denn bald darauf erschien im Garten ein junger schlanker Mann mit sanften aber stolzen Zügen, der lächelnd ihr entgegeneilte, die ihn ohne Zweifel erwartet hatte. Der junge Mann sah Antoinetten etwas ähnlich, war aber sehr blaß; seine großen schwarzen Augen waren ein wenig eingefallen.

Er erfaßte die Hand des jungen Mädchens und küßte sie. Der Unglückliche, welcher von seiner Wohnung herab die Wirkung dieses Kusses beobachtete, bemerkte in den Augen Antoinettens so großes Entzücken, so viel Glück und Liebe, daß er über sein Unglück nicht mehr zweifelhaft seyn konnte.

Lange sah er beide neben einander in dem Garten auf- und abgehen, während Antoinette ihren Arm auf den Arm des Freundes stützte. Er sprach mit Feuer; sie hörte ihn an, ohne etwas zu sagen, blickte lächelnd zu ihm auf, als ob die Gefühle, die in den Worten des Geliebten überströmten, längst schon auch in ihrem Herzen geschlummert hätten.

(Fortsetzung folgt.)

## T a b l e t t e n.

*** (Berlin, 14. Juni.) Die Cartons zu den Fresco-Malereien in der Vorhalle des Museums sind nun fertig und im Museum aufgestellt, wo solche unser kunstliebender Monarch morgen in Augenschein nehmen will. Der aus München herberufene Maler Herrmann wird mit der Ausführung derselben noch in dieser Woche beginnen.

*** (Kaiser Joseph und Graf Harrach.) War es Vorahnung seiner baldigen Auflösung, war es die Ungeduld, alles Gute und Große sobald als möglich an allen Gränzen seiner Staaten aufblühen zu sehen, die Kaiser Joseph zum raschesten Vollstrecker des einmal gefaßten Entschlusses machte? — Vielleicht Beides. Das Eine aber ist gewiß: Er wollte immer das Gute, und wenn die Geschichte nach dem Wollen richtet und dieses die Größe eines Mannes bestimmt und nicht der Erfolg, so war Joseph der größte Monarch aller Zeiten, aller Staaten: — Und ist es seine Schuld, daß er fünfzig Jahre zu früh kam und für seine Ideen einen harten, unfruchtbaren Boden fand und soll sein Name büßen, was die Zeit verschuldet? — Im Großen wie im Kleinen war der Kaiser rasch, doch war er groß herzig genug, oft seinen Fehler wieder gut zu machen. Ein Beispiel für Viele: Einer der Liebsten aus des Kaisers Umgebung war ihm Graf Harrach, Präsident des Reichsrathes, durch seine Bedächtlichkeit und Ruhe ein gutes Gegengewicht bei seines Fürsten vorschneller Thatenlust. — Eines Tages wieder über die Bedenklichkeiten des Grafen Harrach unwillig, ließ ihm der Kaiser sagen, er möge seine Entlassung fordern. — Der Graf antwortete: Nie hat ein Harrach seinen Abschied gefordert, wenn aber seine Majestät mir solchen geben wollen, bin ich bereit, ihn zu erwarten. Kurze Zeit hierauf reiste der Kaiser nach Italien, nahm aber von seinem Minister, der seine Entlassung nicht gefordert, ziemlich kalten Abschied. — Aber in Mailand, dessen Gouverneur der Graf früher war, war man noch allenthalben von seiner Vortrefflichkeit entzückt, seine Anstalten wurden allgemein gerühmt, und sein Ruf war bei Klein und Groß der ehrenvollste. Joseph merkte das wohl! — — Bald kehrte er wieder nach Wien zurück. — Bei der allgemeinen Aufwartung des Hofes erschien auch Graf Harrach. Er war der erste, dem der Kaiser entgegenging, ihm die Hand drückte und vor allen Anwesenden also sprach: „Ihr Angedenken ist noch in ganz Italien in Veneration." Wie angenehm war es dem Kaiser, wie angenehm war es dem Grafen selbst, daß er w a r t e n gelernt hatte. (Wiener Sonntagsbl.)

*** (K u b a, 6. April.) Unsere Insel ist das Opfer einer sonderbaren Betrügerei geworden. Ein Amerikaner kam mit einer Ladung von 600 Negern hier an, die er leicht absetzte, aber 3 Wochen nachher verschwanden diese Neger in einer Nacht von den verschiedenen Pflanzungen, ohne daß man einen einzigen wieder einfangen konnte. Den folgenden Tag nahm man eine große Bewegung im Hafen wahr; 600 Europäer gingen an Bord des Schiffes, welches die Neger überbracht hatte und nach Jamaika abfahren wollte. Man stellte eine Untersuchung bei den Kolonien an, welche die Neger gekauft hatten; von ihnen erfuhr man, daß diese in den letzten Tagen vor ihrer Flucht in Folge einer Krankheit stellenweise weiß geworden seyen. Ein Apotheker hat erklärt, daß er für den Kapitän des abgesegelten Schiffes eine große Menge salpetersaures Silber bereitet habe. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Kapitän auf dem Schiffe seine Ladung von Neuem schwärzt und sie von Insel zu Insel verkauft. Die falschen Neger waren eine Gesellschaft von Vagabunden aus allen Ländern, die der Kapitän in den Häfen von Nordamerika aufgelesen hatte. (Rhein- u. Mos. Z.)

*** (D e r W e g z e i g e r z u r S e l i g k e i t.) Maximilian I., der in seinem ganzen Leben keinen Arzt zu Rathe zog, that dieß kurz vor seinem Ende doch: er ließ einen Arzt zu sich kommen, und stellte ihn seinem Gefolge mit den Worten vor. „D i e s e r M a n n s o l l m i r d e n W e g z u r S e l i g k e i t w e i s e n."

*** (E i n E l s l e r E n t h u s i a s t.) In Nordamerika wäre einem enthusiastischen Yankee sein Enthusiasmus für die beiden Elsler bald theuer zu stehen gekommen, denn als er sich auf dem Arme aus Kunstverehrung die beiden Anfangsbuchstaben T (Therese) und F (Fanni) eingebrannt, wie die Seeleute und Soldaten zu thun pflegen, sah man diese Buchstaben für das Brandmal der französischen Galeerensträflinge an (Travaux Forcés) und der Anbeter Terpsichorens hätte bald in dem Bagno von Brest einkehren müssen. (Wien. Sonntagsbl.)

## T h e a t e r - A n z e i g e.

Dienstag, den 21. Juni. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischenabtheilung. Musik von Meyerbeer.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 170. 22. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Telegraph.

(Fortsetzung.)

Die jungen Leute hatten den Garten lange schon verlassen, als der Mann vom Telegraphen noch immer unverwandt dahin blickte. Tausend schreckliche Pläne durchkreuzten sich in seinem Kopfe.

Abends erschienen die Liebenden wieder in dem Garten und der Eifersüchtige verlor das Wenige von seinem Verstand, das ihm noch geblieben war, vollends, als er sie Arm in Arm nach der Laube wandern sah. Er vermochte nicht länger zu widerstehen, stieg von dem Thurme herab, verließ seine Wohnung, schlich an den Häusern hin und gelangte in das schmale Gäßchen, an welches der Garten Antoinettens grenzte.

Am Fuße der Mauer horchte er, aber er vermochte nichts von den Worten zu vernehmen. Endlich entdeckte er eine Thür, die verschlossen war; er trat ohne Zögern ein und schlich sich nach der Laube, in der sich die Liebenden befanden. —

Es war noch hell genug, daß er sie Beide neben einander sitzen sehen konnte. Dieser Anblick beruhigte ihn in etwas, und er dachte bei sich: „Gott sey Dank, sie lieben einander nicht. Sie sind Verwandte."

Er hörte jetzt deutlich ihre Worte, und das junge Mädchen sagte:

„Wir müssen uns also trennen, Gaston."

— „Ja, wir müssen scheiden, meine theuere Louise," antwortete der junge Mann.

Bei dem Namen Louise fühlte sich der Lauscher tief bewegt. Also auch den Namen Antoinette, der ihm so theuer war, mußte er aufgeben. Alles war bei dieser verderblichen Liebe Täuschung, nichts wirklich als seine Verzweiflung. —

Das Mädchen fuhr fort:

„Wie traurig aber ist der Abschied, Gaston, da es sich um Krieg, um Kämpfe, um ein so gewagtes Unternehmen handelt, wie es das Eurige ist."

— „Ist uns bei dem gewagten Unternehmen, wie Du es weißt, nicht Alles bis jetzt günstig gewesen? Es wird auch glücklich zu Ende geführt werden. Gewiß war es schwieriger, krank wie ich war, durch das ganze republikanische Frankreich hindurch zu reisen, den Spionen, Richtern und Henkern zu entgehen, um zu meinen Brüdern zu gelangen, als es das Uebrige ist. Noch zwei Tage und ich bin in der Bretagne." —

„Ach Gaston, man kann noch im Hafen Schiffbruch leiden. Ich zittere, wenn ich an die Gefahren denke, denen Du Dich aussetzest."

— „Du zitterst, Louise? Du liebst mich also wirklich ein wenig?"

„Bist Du nicht mein Vetter?" antwortete sie mit bewegter Stimme.

— „Freundschaft also, nur Freundschaft! Ach, Louise, wer weiß, was mich am Ziele erwartet? Gehe ich zum Siege oder zum Blutgerüste? Ich weiß es nicht, doch der Wille Gottes geschehe! Ich habe gethan, was ich thun mußte. Aber um den Sieg zu verschönern, um mich in der Niederlage zu trösten, bedarf ich ein Liebespfand. Louise, laß mich nicht weiter ziehen, ohne mir zu sagen: was auch geschehen möge, ich liebe Dich mehr als einen Freund, ich liebe Dich wie den, welchen man sich zum Bräutigam, zum Gatten wünscht. Soll ich fortgehen, Louise, ohne diesen Ring mitzunehmen? Warum entziehst Du mir Deine Hand? Du hattest mir versprochen..."

„Nichts," entgegnete sie mit dem lieblichsten Tone ihrer Stimme, „und übrigens bist Du noch nicht fort. Auch," setzte sie nach einer Pause hinzu, „erzählst Du mir nichts von dem Plane, nach welchem Ihr handelt, und von den Hoffnungen, auf die Ihr bauet."

— „Wir haben den Plan, die weiße Fahne aufzupflanzen, zu siegen oder zu sterben für Gott und den König," antwortete der Verbannte; eine große Anzahl royalistischer Offiziere, und Freiwilligen ziehet in diesem Augenblicke von verschiedenen Punkten Frankreich's nach dem Lande der Treue, der alten Bretagne. Mein Bruder geht auf einem andern Wege nach demselben Ziele. Wir werden bald einander wiedersehen. Das Hauptquartier, der Sammelplatz ist das Schloß Sablonniére, in welchem wir einen königlichen Prinzen finden werden und die Zeit zum Handeln abwarten. Das Signal zur Bewegung wird von Lorient ausgehen. Unsere Maßregeln sind gut getroffen; die Truppen, welche jene Stadt vertheidigen, sind gewonnen; wir haben Freunde und Anhänger unter den Einwohnern, und selbst unter den republikanischen Beamten. Am 10. Juni Abends um 8 Uhr werden Schiffe mit Ausgewanderten in dem Hafen einlaufen; wir erscheinen bewaffnet vor den Thoren der Stadt, und werden uns, in Verbindung mit den Landungstruppen, des Hafens und der Stadt bemächtigen im Namen Sr. Majestät Ludwig's XVIII."

„Am 10. Juni um 8 Uhr?" wiederholte Louise.

— „Ja, Louise, gedenke des Tages, und sage dann zu Dir: jetzt verdient sich Gaston seine Sporen und bemüht sich, Deiner würdig zu werden."

„Ich werde es nicht vergessen," sprach sie mit einem Seufzer.

— „Auch ich nicht," dachte Fulbert bei sich, der Alles gehört hatte.

Die Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten nahm darauf allmälig den Charakter wieder an, den sie gehabt hatte, ehe Louise ihren Vetter auf die großen Ereignisse brachte, die sich vorbereiteten. Gaston erneuerte seine Bitten, um von Louisen ein Pfand zu erhalten, das sie an das Schicksal des Verbannten knüpfe. Er bat mit der Beredtsamkeit, die die wahre Liebe so eindringlich und gewaltig macht. Die Anfangs bestimmt ausgesprochene Weigerung schien sich allmälig in einzelne Worte zu verlieren, die mit tief bewegter Stimme gesprochen wurden. Der Eifersüchtige zitterte in dem Dunkel, das ihn barg, und das Geräusch, das er machte, erschreckte die Liebenden. Louise trat rasch aus der Laube heraus, entweder, weil sie das Geräusch gehört hatte, oder weil sie in der Flucht das Ende der Bewegung suchte, die durch die Zeit, den Ort und ihre Liebe für sie gefährlich zu werden drohete. Gaston folgte ihr, rief sie, und eilte ihr nach dem Hause zu nach.

Diese Flucht Louisens, dieses Widerstreben gegen die Bitten ihres Vetters retteten diesen vor der Gefahr, in die ihn die Entdeckung seines Geheimnisses bringen konnte. Dieses Geheimniß befand sich in der Hand eines Feindes, der sichere Mittel besaß, die Pläne der Verschworenen schnell nach Paris zu melden. Zum Glück für Gaston hatte der Lauscher nur Gedanken für seine Liebe, die durch den Reiz der Stimme, die er gehört hatte, noch viel gewaltiger geworden war. Wenn der Nebenbuhler ihm in der Laube als begünstigter Liebhaber erschienen wäre, wenn er erlangt hätte, was er bat, das Geständniß der Liebe, so hätte vielleicht Fulbert in der Wuth der Eifersucht an die Waffe gedacht, die in seine Hand gegeben war und die zugleich seiner Leidenschaft, wie seiner politischen Meinung dienen konnte. Aber Louise hatte immer „nein" gesagt; ihre Stimme war zwar sehr bewegt gewesen, aber der Verbannte war ihr Vetter und die Theilnahme, die sie ihm bewies, brauchte nicht gerade Liebe zu seyn; sie floh, ohne ihm etwas zu bewilligen. Uebrigens sollte der junge Mann am nächsten Tage abreisen.

Aber wenn der verhaßte Gaston seine Bitte wiederholte, wenn er glücklicher als jetzt, erlangte, was er wünschte!? In diesen Gedanken verließ Fulbert den dunkeln stillen Garten nnd kehrte in seine Wohnung zurück, ohne dort die Ruhe zu finden. Tausend böse Gedanken, tausend peinigende Bilder quälten ihn; angekleidet warf er sich auf sein Lager, um gleich mit Tagesanbruch seine Beobachtungen fortzusetzen und dem Abschiede dessen zusehen zu können, dessen Gegenwart für ihn die Quelle so schrecklicher Unruhe war.

Die Sonne erschien am Horizonte, als der nächste Telegraph das Zeichen gab, daß von Paris aus Signale erfolgen würden. Die ersten Worte der ersten Depesche fesselten die Aufmerksamkeit Fulbert's. Es war ein Befehl an den republikanischen General, der die Truppen von Finistere befehligte, in der Nacht vom 8. Juni das Schloß Sablonnière zu besetzen, das Feinden der Republik, Ausgewanderten und Chouans als Zufluchtsort diene. Der General sollte alle darin Befindlichen festnehmen und nach Lorient bringen lassen, wo man sie sogleich vor ein Kriegsgericht stellen würde.

Fulbert theilte den Befehl weiter mit; es war seine Pflicht; er mußte gehorchen; aber ihm blieb nnn noch etwas zu thun übrig; er mußte den Verbannten, dessen Geheimniß er erlauscht hatte, warnen und ihn hindern, dem gewissen Verderben entgegen zu gehen. Das war sein anderer Gedanke. Vor der wirklichen Gefahr, welcher der Offizier ausgesetzt war, schwanden die Träume seiner Eifersucht, und er nahm sich deßhalb vor, sogleich zu den jungen Leuten zu eilen.

Ehe er ging, kam es ihm leider in den Sinn, erst noch einmal hinzusehen, was in dem Garten vorgehe. Der Garten gewährte noch immer den gewöhnlichen ruhigen Anblick. Ein Mann ging langsam, reisefertig, in demselben auf u[nd] ab. Fulbert erkannte den Offizier vom vorigen Abende; [er] schien auf Jemanden zu warten und brach in der Ungedu[ld] rechts und links Blumen ab, die er dann zerpflückte und a[uf] den Weg streute. Der Anblick des Offiziers erregte in de[m] Herzen Fulbert's den Haß der Eifersucht wieder, der sei[ne] gute Absicht wankend machte. Warum die neue Zusamme[n]kunft fern von den Augen der Mutter Louisens? Was kö[n]nen sie einander bei dem Abschiede zu sagen haben, das [s]jedem Dritten zu verheimlichen wünschen?

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Erinnerung aus Korsika. *)

Im Jahre 1793 konnte Frankreich, während es auf de[m] Festlande den vereinigten Kräften von ganz Europa Stan[d] hielt, seinen Kolonien die Unterstützung, deren diese hö[chst] dringend bedurften, nicht zukommen lassen. Die französisch[e] Marine war so gut wie vernichtet, und, um das Mißgesch[ick] aufs Aeußerste zu steigern, gerade die ausgezeichneten Off[i]ziere hatten sich gezwungen gesehen, auszuwandern: die Eine[n] und zwar die Mehrzahl, um dem rechtmäßigen Königthum treu zu bleiben, die Anderen, um einer grausamen Revolu[tion] nicht zu dienen, welche nach dem den Schlachtfelder[n] geweihten Blute dürstete.

Die Engländer hatten nicht ermangelt, unsere bürgerliche[n] Spaltungen, so wie die Schwäche unserer Hülfsquellen fü[r] den Seekrieg, zu nützen, um unsere Kolonien an sich z[u] reißen. Auch Corsika, Ludwig's XIV. schöne Beute, im An[]gesichte von Toulon, hatte ihre Begierde erregt. Indeß, wenn sie auch wirklich Landungen daselbst bewerkstelligten und sogar glücklich genug waren, vom Lande Besitz zu nehmen, so blieben dies doch immer nur rasch vergängliche Erfolge, welche nicht vermochten, der Gesinnung der Landes-Einwohner auf die Dauer zu widerstehen. Der bekannte Paoli, dessen Wille den meisten seiner Landsleute als Gesetz galt, war der Britten getreuer Bundesgenoß. Dieser General trieb die Corsen unablässig an, zu Gunsten der Engländer die Waffen zu erheben und allen mit der Gegenparthei Verbundenen nachzustellen.

Zu den Letzteren gehörte ein junger französischer Lieutenant, Landsmann und Liebling Paoli's, der ihn an Kindes Statt bei sich behalten wollte. Dieser Offizier war jedoch für all[e] Versprechungen wie für alle Verlockungen taub und rüstete sich, um der letzteren endlich überhoben zu seyn, zur Rückkehr in seinen Standort auf dem Festlande. Als er sich darauf bei Paoli beurlaubte, gerieth dieser an dergleichen Widerstand wenig gewöhnte General, da er alle seine Bemühungen verloren sah, dergestalt in Eifer, daß Beide mit einander sehr unzufrieden sich trennten. Nun besorgte der Lieutenant, welcher mit des alten Corsen Denk- und Handlungsweise hinlänglich bekannt war, dieser möchte seine Abreise geradezu verhindern; und nicht mit Unrecht, denn kaum zwei Stunden nach dem stürmischen Abschiede, benachrichtigte den jungen Mann ein Freund, daß der General in seiner absonderlichen Vaterliebe so eben Befehl zur Verhaftung desselben gegeben. Augenblicklich erkannte hiernach der Offizier, daß, trotz der nicht unbeträchtlichen Entfernung, der einzige hier noch offene Zufluchtsort die Festung Calvi war, wo sich seine Familie einige Monate früher nach Marseille eingeschifft hatte und eine französische Besatzung lag. Sofort begab sich der Bedrängte deßhalb auf den Hof eines ihm bekannten Schä-

*) Nach der Gazette du Midi, die als Quelle für diese Anekdote den weiter unten genannten Offizier bezeichnet.

und theilte ihm sein Bedrängniß mit. Dieser wackere
nsch, Namens Marmotta, ein Corse in der besten und
rsten Bedeutung des Wortes, d. h. für die Wohlthaten,
che er früher von des Lieutenants Familie genossen, noch
fänglicher, als er für eine Beleidigung selbst gewesen
re — rief: „Wie Herr Lieutenant, Sie wollte man ver-
ten? So lange Marmotta und seine Leute noch Kraft
ug haben, ein Gewehr zu führen, soll man das wohl
iben lassen!“

Am folgenden Tage um zwei Uhr Morgens finden wir
Flüchtling, unter Bedeckung von etwa fünfzehn bis an
Zähne bewaffneter Bauern, bereits auf dem Wege nach
lvi, oder doch in der Richtung dahin; denn um jede Be-
gung mit Leuten von Paoli's, der herrschenden Parthei,
vermeiden, mieden sie auch die eigentliche Straße. Da
er damals auf der ganzen Insel nur zwischen Bastia und
accio (über Corte) eine wirkliche Straße zu finden war,
alle andere Punkte dagegen von der Regierung erst jetzt
und so viel Millionen votirt worden, deren Verwendung
noch abzuwarten — so können wir uns die Beschwerlich-
ten unserer Reisenden kaum allzu verdrießlich vorstellen,
fern wir von den Felsen, Abgründen und Hohlwegen, auf welchen
rt nur selten zwei Mann neben einander gehen können, irgend
nen Begriff haben. So hatten Jene denn bei Sonnenun-
rgang gerade die Bergkette überschritten, welche das Eiland
n Norden nach Süden durchschneidet, und machten nunmehr
alt, um den Morgen lieber in den Makis abzuwarten, als
h jetzt noch weiter zu wagen, was sowohl der Schäfer
ie der Offizier als unzeitig erkannten. Unter dem Schutze
nes gewaltigen Feuers und ringsum aufgestellter Wachen
erließen sie sich dem stärkenden Schlafe.

Nach einem vierstündigen, ungestörten Marsche am näch-
en Morgen tauchte Calvi's ragender Festungsbau auf seinem
hen Vorgebirge von Granitfelsen, in einer Entfernung von
ur noch fünf Stunden, vor der Männer Blicken empor. Nun
ußte sich der Lieutenant, der aus guter Quelle seine Notizen
atte, sicher und bestand deshalb, trotz allem Widerstreben
Marmotta's und dem Abrathen der ganzen Mannschaft, dar-
uf, Alle zu entlassen und die geringe Strecke bis zur Festung
llein zurückzulegen. Dankbar drückte er des Schäfers Hand
nd bezeigte den übrigen Gefährten ebenfalls seine Erkennt-
ichkeit. Dann verloren sie sich gegenseitig bald aus den Au-
en. Der Weg war jetzt minder schlecht, und der junge
Offizier wünschte sich schon innerlich Glück, des alten Gene-
als Nachstellungen so gut entgangen zu seyn, als er, kaum
eine Stunde entfernt, rechter Hand eine Abtheilung Infanterie
rblickte, welcher ein ganzer Schwarm von Plänklern voran-
og. Da er nur annehmen konnte, daß diese Truppen zur
Einschließung von Calvi bestimmt seyen, so wandte er sich
augenblicklich links, obwohl er sich somit wiederum in wilde
Bergschlünde vertiefen mußte, zwischen deren steilaufsteigenden
Felswänden er nicht nur das ersehnte Asyl aus den Augen,
sondern alsbald, in den wirren Engpäßen, auch die Richtung
gänzlich verlor.

So irrte er bereits eine volle Stunde umher, ohne irgend
einen anderen Anhaltpunkt zu haben, als, wie er es nannte,
seinen guten Stern. Diesem vertraute er indeß rückhaltslos
und, wie es plötzlich den Anschein gewann, nicht vergeblich;
denn unversehens stand wenige Schritte von ihm ein junger
Bursche, welcher einen holzbeladenen Esel vor sich hertrieb.
„He, Freund! Bin ich noch weit von Calvi?“ fragte der
Offizier. — „Nein, Herr, sind Sie erst über den schwarzen
Berg hier, so können Sie Calvi schon sehen und sind in drei
Viertelstunden drin.“ — „Danke. Aber ich bin hier fremd;
könntest Du mich nicht aus diesen verwünschten Engpäßen
herausbringen?“ — „Warum nicht, ich will selber nach
Calvi.“ — „Gut denn. Aber der Feind streift hier herum,
und wenn Du mich etwa verrathen wolltest, wehe Dir!“ — „Sie
können mir immer trauen; ich geb' Ihnen mein Wort, und
das, Herr, hat noch kein ordentlicher Korse im Stiche gelas-
sen! Uebrigens braucht' ich Ihnen ja gar nichts zu verspre-
chen; wollt' ich Ihnen aber wirklich schaden, verlassen Sie
sich darauf, dann macht ich mir aus all' Ihren Drohungen
nicht so viel...!“

Ueber diese eben so prunklos gesprochenen, als einfach tüch-
tigen Worte zugleich erstaunt und erfreut, folgte der junge
Soldat seinem unbekannten Führer ohne Zaudern und traf
mit ihm zur angegebenen Zeit wohlbehalten in der Vorstadt
von Calvi ein. Hier gelang es ihm nicht ohne Schwierigkeit,
den wackeren Burschen zu bewegen, ein Goldstück anzuneh-
men, weshalb er ihn, von diesem offenen und entschiedenen
Wesen vollends eingenommen, nach seinem Namen fragte.

„Ich heiße Napolino“, — antwortete der Führer.

„Napolino? den Namen brauch' ich mir nicht erst aufzu-
schreiben“, sagte der Lieutenant, seine Brieftasche wieder ein-
steckend. „Nach zehn Jahren kannst Du mich in Paris finden
und sollst sehen, daß ich ihn nicht vergessen haben werde.“
Ohne auf des Offiziers letzte Worte sonderlich zu achten, ant-
wortete der Eseltreiber: „Das kann sich wohl einmal tref-
fen“, — bedankte sich wiederholentlich und trieb, seelenver-
gnügt über den größten Schatz, den er jemals sein genannt,
nach Hause.

Der Andere ruhte, ungeachtet seiner mühevollen Reise, nur
kurze Zeit in der Vorstadt aus und stieg dann geradenweges
zur Festung hinauf, um dem Befehlshaber den üblichen Be-
such abzustatten. Unterweges mußte aber die Rücksicht auf
diese Artigkeit dem Triebe der Wißbegierde, dem Hange zur
Selbstbelehrung in jedem Augenblicke, weichen: er machte die
Runde durch sämmtliche Werke und begann zuletzt sogar, den
Festungsplan aufzunehmen. Da meinten etliche auf ihn auf-
merksam Gewordene, einen Spion oder allermindestens doch
einen englischen Offizier in ihm zu sehen, welcher die Be-
festigungen auskundschaften wolle. Sie schrieen Verrath! und
plötzlich trat des General-Kommandanten von Calvi Adju-
tant *) zu dem von allen Seiten Umringten, indem er ihn
im Namen des Generals verhaftete. Unser Freund war je-
doch in seine Lieblingsbeschäftigung dermaßen vertieft, daß er
erst durch den wiederhohlten und allerdings sehr vernehmlichen
Zuruf: „Herr, Sie sind mein Arrestant!“ zur vollen Erkennt-
niß seiner Lage gebracht wurde.

„Wie!“ rief er nun seinerseits, „darum also wäre ich dem
alten Paoli durchgegangen, daß ich jetzt hier, in dem einzigen
Platze, den wir noch behalten haben, in meinem eigenen Va-
terlande und als französischer Soldat arretirt werden sollte?
Das kann doch nicht möglich seyn, Herr Adjutant; hier haben
Sie meine Karte mit meinem Namen.“

Kaum hatte Letzterer die Karte überflogen, so gab er sie
dem Lieutenant zurück, indem er ihn als den besten Freund
seines älteren Bruders herzlichst begrüßte und Arm in Arm
mit ihm zum General ging, welcher den Fremden nicht bloß
mit größter Zuvorkommenheit aufnahm, sondern ihn auch
während dessen dreitägigen Aufenthalts in seinem Hause und
an seiner Tafel behielt, so daß derselbe nun auch nach Ge-
fallen zeichnen konnte, ohne wieder mit einem Verhaftbefehle
bedroht zu werden. Dann schiffte er sich im dortigen Hafen
ein, den er zum ersten und letzten Male sah, und später kam
die Nachricht von seiner glücklichen Ueberfahrt daselbst an.

---

*) Namens Louis Flach, dem wir diese wörtlich wahre Erzählung
verdanken. Er lebt noch gegenwärtig, rüstig und jugendmuthig, in
seiner Vaterstadt Calvi. Unter dem Kaiser Napoleon war er Inten-
dant. (Anmerk. der Gaz. du Midi.)

Bei seinem Regimente fand er den freudigsten Empfang, denn er übte auf seine Waffenbrüder insgesammt ein fast wunderbares Uebergewicht.

Weiter jedoch können wir den Schritten unseres jungen Helden unmöglich folgen; wir finden ihn 1814 (wie man längst schon errathen) auf dem Kaiserthrone, und meine Erzählung knüpft sich erst an das Ende dieses verhängnißschweren Jahres wieder an:

Der Mann, welcher halb Europa sich unterworfen, vor welchem ganz Europa gebebt, und dessen Heeresmassen den persischen des Xerxes erst den Glauben an deren einstiges wirkliches Daseyn vindizirt, hatte so eben ein ganz bescheidenes Häuflein gemustert: sein Bataillon auf Elba — da meldete man ihm Jemand, der um die Gnade, vorgelassen zu werden, gebeten, seinen Namen aber durchaus nicht habe nennen wollen. Bonaparte befahl, ihn einzuführen, und erkannte den Eintretenden als seinen korsischen Führer aus Calvi wieder.

„So also hältst Du Dein Versprechen?" — „Ich gab Ihnen mein Wort, und das hat noch kein ordentlicher Korse im Stiche gelassen!" — „Seitdem sind 21 Jahre vergangen. Weßhalb kommst Du erst jetzt zu mir, nun ich nichts mehr für Dich thun kann?"

„Sire, die Ehre, Sie zu sehen, ist mir schon genug. In besseren Zeiten, früher, bin ich nicht zu Ihnen gekommen, obgleich mir's alle Welt vielmal gerathen hat, weil ich meinte, ich käme doch nicht vor, denn Ew. Majestät würde mich längst vergessen haben."

„Freund, die Furcht war grundlos, ich verzeih' Dir's aber; wie sollst Du mich richtig beurtheilen können, da die Nächsten um mich mir so vielfach Unrecht gethan und mir mit so großem Undanke gelohnt haben."

Napolino verließ mit großen Thränen in den Augen des Kaisers Zimmer. Am andern Morgen empfing er durch Napoleon's Intendanten ein höchst erfreuliches Geschenk als Andenken. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

## Tabletten.

*** Der Rheinisch-Westphälische Anzeiger theilt folgende Hausmittel mit: „Ein 1?jähriges Mädchen hatte die Lungensucht (Schwindsucht) in sehr hohem Grade, so daß der Arzt ihr das Todesurtheil sprach. Ein altes Mütterchen vom Lande lachte über das Todesurtheil des Arztes. Sie nahm zwei Quart Braunbier, that es in einen neuen, unglasirten Topf, so wie für einen Gutengroschen Lungenkrautblätter, eben so viel Jungfernhonig (d. i. weißer Honig) und eine gute Hand voll Waizenkleie, deckte und klebte den Topf zu, und ließ die Masse bis zur Hälfte einkochen. Nach dem Abkühlen wurde dieselbe durch Leinwand geseihet, in eine Flasche aufgefüllt, und zum öfteren Trinken der Patientin zugestellt, worauf nach dem Gebrauch von einigen Wochen dieselbe völlig hergestellt wurde. Es sind hierauf mehrere solche Kranke durch dies herrliche, wohlfeile und sichere Mittel geheilt worden. — Beim Anfange dieser tödtlichen Krankheit, welche mit schleichendem Siechthum beginnt, hilft guter Honig auf Butterbrod, und Huflattigthee von 3 — 4 Blättern auf eine Tasse getrunken. — Das Zahnen der Kinder wird erleichtert, wenn man sie stets an geräuchertem Speck saugen läßt, wodurch manches Kind gerettet wurde."

*** (Die alten Füchse.) Ein englisches Sporting-Journal hat vor einiger Zeit an die sämmtliche ehrsame Waidmannschaft der vereinigten Königreiche eine ermunternde Aufforderung ergehen lassen: „Vor allen Arten von Raubthieren vornehmlich die alten Füchse ausrotten zu wollen, weil von diesen schmitzten und verwegenen Wildpretgaunern und Raubmör[dern] noch das meiste Unheil komme; ja man solle es mit die[sem] verderblichen Wilde auf ähnliche Weise machen, wie es einst den Wölfen geschehen ist, deren Zungen eine Zeit lang wie [ba]res Geld als Steuern konnten eingeliefert werden." Der [ver]nünftige Vorschlag wurde laut Bericht allenthalben beifällig [auf]genommen, und sogleich fing man schon hie und da an, [dem] Erzschelm Reineke schärfer auf den alten Pelz zu gehen, als ihm bisher mit Pulver gewaschen worden war. Da erhebt [sich] aber auf einmal in einem öffentlichen Blatte eine alte grämli[che] Stimme mit einem so bittergrollenden Tadel und Fluch, [als] ob man in Vorschlag gebracht hätte: „das nützliche Schaf, [oder] das treue Pferd, oder die ernährende Kuh zu vertilgen, [um] der menschlichen Gesellschaft einen unersetzlichen Schaden zuzu[fü]gen." „Quos ego!" beginnt der pausbackige und drollige Fu[chs]anwalt, „ich will euch die alten Füchse aus unsern Revieren [ver]nichten lehren! Was die Weisen Griechenland's in Hellas war[en], was die Doctoren und Professoren auf unsern Universitäten si[nd], das sind die Füchse in unsern Wäldern und Hainen. Je[des] andere Wild ist einfältig und dumm, die Füchse allein flö[ßen] durch ihre Schlauheit dem denkenden Jäger Ehrfurcht [und] Bewunderung ein, daher sie nur ein Blöder oder Feiger töd[ten] kann. Steht also von dem Vorhaben ab, durch eure Ueberz[ahl] und eure überlegenen Mordwaffen gegen diese ohnedieß zu [sehr] geschmälerten Thiere ausziehend, einen Sieg zu erringen, [der] euch statt Ehre nur Schande bringen muß!" — — Diese [be]wegliche Gegenvorstellung setzt sich noch in ähnlichen Ausdrück[en] fort, und hat natürlich wohl Lachen erregt; ob sie aber für [ih]ren Zweck auch nur einigermaßen wirksam war, wird uns ni[cht] berichtet. (Wiener Zeitsch.)

*** (Zur Geschichte der Damenschuhe.) Rhodo[pis], ein schönes Mädchen aus Thracien, machte ihr Glück du[rch] einen Schuh. Denn eines Tages, als sie sich badete, und ih[re] Mägde bei ihren abgelegten Kleidern saßen, kam ein Adler a[us] der Luft herabgestürzt, ergriff einen von den Schuhen der schön[en] Badenden, und trug ihn fort bis nach Memphis. Hier saß [der] König Psammetichus auf dem Richterstuhle und sprach Rech[t]; da ließ der Adler ihm den Schuh auf den Schoß fallen. D[er] König bewunderte den schönen Schuh, schloß von demselben a[uf] den Fuß der Besitzerin, gab Befehl sie aufzusuchen, und nah[m] sie, als sie erschien, von ihrer Schönheit entzückt, zur Gema[h]lin. — Kaiser Vitellius zog seiner schönen Gemahlin Me[s]salina die Schuhe selbst an, und trug einen derselben v[om] rechten Fuße stets auf der Brust, zog ihn oft hervor und kü[ßte] ihn mit Entzücken. — In Ungarn wird noch zuweilen bei Ga[st]mählern ein Schuh der schönen Gastgeberin als Pokal benu[tzt] und Tokayer daraus getrunken. — Im siebenzehnten Jahrhu[n]dert waren die Schuhe der Damen oft mit Fuß hohen Absä[tzen] von Kork versehen, besonders in Frankreich. Ein Mann, [der] seine Frau nach der Hochzeit fast um die Hälfte kleiner wie a[ls] Braut fand, fragte sie daher ganz verwundert: wo sie ihre a[n]dere Hälfte gelassen habe? — Sie zeigte ihm ihre Schuhe, u[nd] der Mann schwieg. (Pilot)

*** Bonis semper patet (Guten steht sie immer offen) schrieb ein Richter über seine Thüre. Einer, der wieder herau[s]kam, verwandelte das B. in ein D und nun hieß es: Don[is] semper patet. Geschenken steht sie immer offen, oder m[it] anderen Worten: Wer gut schmiert, der gut fährt.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 23. Juni. Das Glas Wasser, Lustspiel [in] 5 Abth. von Cosmar.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterteth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 171. 23. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Telegraph.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien das Mädchen und eilte dem Offiziere entgegen, der eine weiße Rose in der Hand hielt, dieselbe küßte und dann Louisen überreichte. Louise nahm sie lächelnd, hielt sie so nahe an ihre Lippen, daß der eifersüchtige Beobachter geschworen haben würde, sie habe sie auch geküßt, und steckte sie sodann an den Busen. Darauf zog sie von ihrem Finger einen schönen Ring, dessen goldener Reifen in den ersten Strahlen der Sonne glänzte, und reichte ihn dem Vetter. Der Beobachter hielt sich nicht dabei auf, die Freude zu beobachten, die sich in den Zügen und in allen Bewegungen des jungen Mannes aussprach, als er kniend den Ring empfing und küßte wie die schöne Hand, die ihm dieses Pfand der Liebe und der Treue bot.

Statt seinen Vorsatz auszuführen und den Offizier zu warnen, begab sich Fulbert in sein Arbeitszimmer.

„Nun mag er gehen," dachte er bei sich; „der Befehl, der ihm auch angeht, eilt ihm voraus. Muth, Gaston!" setzte er mit grausamem Lächeln hinzu, benutze die Zeit, bevor Deine Stunde schlägt, berausche Dich in der Liebe, schmücke Dich mit den Beweisen der Schwäche dieses Mädchens, das ich strafen will, indem ich Dich in Dein Verderben eilen lasse. Du ahnst in Deinem Glücke nicht, Unseliger, daß über Deinem Haupte hin das Zeichen zu Deinem Tode und zu meiner Rache gegeben wird."

Die Tage, welche der Abreise des Offiziers folgten, waren traurig für Fulbert, düster wie die Augenblicke, die der Mörder vor seinem Opfer verbringt, nachdem er ihm den Todesstreich gegeben, nachdem die Leidenschaft sich beruhiget hat, die ihn zu der That trieb, nachdem er wieder kaltblütig genug geworden ist, um die verderblichen Folgen seiner That überblicken zu können.

Er sah das Mädchen nicht mehr, ohne daß sich bei ihrem Anblicke neben der Liebe die Pein der Reue regte. Zeigte sie sich ruhig und heiter, so dachte er an den Kummer, an die Stürme, die bald an die Stelle des Sicherheitsgefühles treten würden. Sah er sie nachdenkend und traurig umhergehen, so legte er sich bereits diese Ahnung, die sie betrübte, zur Last. Wie sollte es werden, wenn sie erst die Nachricht von der Verhaftung Gaston's erhalten, wenn er Zeuge ihres Schmerzes und ihrer Verzweiflung seyn mußte, die er hätte abwenden können und die gewissermaßen sein Werk waren!

Fünf Tage nach der Abreise Gaston's mußte Fulbert nach Paris hin die Nachricht weiter melden: „8. Juni. Die Chouans sind in dem Schlosse Sablonnière ergriffen worden. Nach einem lebhaften Widerstande hat man sie entwaffnet und nach Lorient abgeführt. Das Kriegsgericht wird morgen ihr Urtel sprechen."

Fulbert berichtete die Depesche mit klopfendem Herzen weiter und er verbrachte einen schrecklichen Tag. Am nächsten Tage flog die Nachricht herbei: „Alle zum Tode verurtheilt." Dann folgten die Namen der Unglücklichen, unter denselben auch Gaston und endlich die Worte: „sie bitten, daß die Hinrichtung auf den nächsten Tag verschoben werde."

Den nächsten Tag war der 10. Juni. Die Engländer konnten sich an diesem Tage der Stadt bemächtigen und die Verurtheilten retten. Welche Antwort wird man aus Paris geben? Fulbert wußte nicht, was er wünschen sollte. Er wagte nicht zu fürchten, daß man streng verfahre, aber er wagte auch nicht auf einen Aufschub zu hoffen. Der Aufschub konnte die Rettung eines verhaßten Nebenbuhlers, eine Niederlage der Regierung seyn, der er zu dienen geschworen hatte. Eine Verweigerung der Bitte war dagegen der Schmerz, die Verzweiflung, vielleicht der Tod Louisens. Wenn der Nebenbuhler entkam, wenn er in das Ausland flüchtete, wenn Louise sich zu ihm begab, um ihm den Treuschwur zu halten? Aber es war der Gedanke, der Vorwurf, den ihm sein Gewissen machen mußte: „sie starb durch deine Schuld, du konntest sie retten, du hast es aber nicht gewollt," tausendmal peinigender als die Ueberzeugung, daß sie mit dem Nebenbuhler glücklich sey.

In dem Garten Louisens hatten sich mehrere Freundinnen derselben eingefunden und die jungen Mädchen lachten, scherzten und tanzten, während der Mann auf dem Telegraphen ängstlich nach Paris hinschauete und wartete, welche Antwort von da kommen würde.

„S i e  s i n d  s o f o r t  h i n z u r i c h t e n!" lautete die Antwort, die gegen Abend von da ankam.

Fulbert blieb, mit kaltem Schweiße auf der Stirn, unbeweglich stehen, die Hände auf den Mechanismus gestützt, welcher den Armen der Maschine den bezeichnenden Impuls geben sollte. Er war versucht, auf die Gefahr alles dessen hin, was geschehen könnte, die Worte: s i n d  s o f o r t  h i n z u r i c h t e n, durch andere zu ersetzen: d e r  A u f s c h u b  i s t  b e w i l l i g e t. In dem Augenblicke des Handelns aber fühlte er die Kraft nicht in sich, diese Lüge zu befördern. Lange schon hätte er das Signal zum Tode Gaston's weiter geben lassen sollen. Was wird man von dieser Zögerung denken? Geschehe, was mag; sein Entschluß ist gefaßt. Unter seinen Händen, die ihre Beweglichkeit wieder erlangten, entwickelte sich endlich der Telegraph, aber nur um anzukündigen, daß der Nebel und die Dunkelheit die Mittheilung der Depesche unterbrochen.. So bleibt der schreckliche Befehl gleichsam schwebend über dem Haupte Louisens die sich fortwährend heitern Scherzen mit ihren Freundinnen überläßt.

Diese Unterbrechung war eine unerhörte Keckheit und konnte den Schuldigen in schlimme Händel verwickeln, denn trotz den Wolken, die sich am Horizonte aufthürmten, trotz der Regenstreifen, die sich gleich Strahlen an demselben zeigten, war es noch hell genug, daß der Telegraph sein Amt wohl hätte verrichten können.

Als es wirklich dunkel geworden war, hüllte sich Fulbert in seinen Mantel, setzte auf den Kopf einen großen breitkrämpigen Hut und wagte sich wieder in das Gäßchen, auf welches der Garten stieß, aus dem die Gesänge und das Lachen der jungen Mädchenschaar noch immer herüberschallten.

Nachdem der fröhliche Lärm sich entfernt hatte, glaubte der Mann vom Telegraphen eintreten zu können. Er öffnete deshalb die Thüre und schlich mit leisem Tritt nach der Laube, in welcher er schon einmal Louisen mit Gaston belauscht hatte. Wie damals in dem Schatten versteckt, wie damals den Athem an sich haltend, wartete er, daß der Zufall ihm erlaube, sich Louisen zu nähern und mit ihr zu sprechen.

Die Mädchen trieben ihr lustiges Spiel in der Nähe des Hauses, denn sie fürchteten das Dunkel und die Einsamkeit in der Laube. Louise wagte sich endlich dahin, um sich da zu verstecken, weil sie wohl wußte, daß keine ihrer Freundinnen so leicht sich dahin verirren würde. (Fortsetzung folgt.)

---

## Coketterie.

*Coketterie* ist derjenige Gegenstand, über welchen unsere Ansichten am frühsten zur Reife gekommen sind. Kein Wort ist, unserer Meinung nach, durch Uebersetzung mehr und gewissenloser entstellt worden, als eben dieses. Man hat es, wie bekannt, durch *Gefallsucht* wiedergeben, und so zu einem Fehler stempeln wollen. Aber dem ist nicht so. Es gibt eine unschuldige Coketterie, aber keine unschuldige Gefallsucht. Was ist also Coketterie? Sie ist 1) das Bewußtseyn, „man beobachtet mich, man beschäftigt sich mit mir." (Sehr gütig.) 2) Die Vermuthung, „man beurtheilt meine vergänglichen, geringen, äußern Vorzüge." (Könnte auch etwas Bessers thun.) 3) Die Verlegenheit, „wie soll ich mich benehmen." 4) Der Entschluß, so zu thun, als glaube man sich auf dieser Erde allein. 5) Eine Anwandlung zum Lachen. 6) Ein leises Wohlwollen für die unermüdliche Lorgnette, die sich gar nicht beruhigen will. 7) Eine große Zerstreutheit. 8) Der verzeihliche Wunsch, nicht gerade zu *mißfallen*. 9) Ein Gang vor den Spiegel — sicherlich kein Beweis von Eitelkeit, weil ja gelbsüchtige Hypochondristen selbst den Spiegel in ihrem Zimmer verhängen müssen, um nicht hinein zu sehen. 10) Zuletzt ein Zustand von Bezauberung, wo man an's Fenster tritt, eine Zeitlang in die Gasse hinab sieht, manchen Bekannten, freundlicher als gewöhnlich, grüßt, die Gardine fallen läßt, um doch wenigstens ruhig irgend einen neuen Roman lesen zu können. Gleich darauf verschwindet die Sonne, und es wird so dunkel, daß man das Sofa verlassen und an das andere, nicht offene, Fenster treten muß.

Coketterie ist die *zarteste Dankbarkeit*; denn sie ist eine Sprache ohne Worte. Lobt man deine rechte Hand, kannst du weniger thun, als dir die kleine, bald so reich belohnte Mühe geben, auch die linke vorzuzeigen, denn oft sind Hände ungleich, wie Schwestern; die rechte würdig an Amors Kinn gelegt zu werden, und die linke kaum werth — den Eilwagen zu schmieren. So ist es auch mit Augen und Wangen. Wer dein Profil rühmt, o dem stehe nicht an, dein ganzes Antlitz zu weisen, oder willst du, Unnatürliche, der Welt weis machen, dein rechter Fuß nur sey klein und niedlich, und würdig, auf den Nacken eines bezwungenen Glücklichen gesetzt zu werden? — Bedenke, Unglückliche, was du thust: du willst deinen linken Fuß verläumden; versuch es einmal, im Gehen nur den rechten zu zeigen, und fühle die Wahrheit der Lehren, mit denen ich dich andonnere: „*sey artig gegen den, dessen Augen mit deiner Gestalt sympathisiren.*"

Um doch auch den poetischen Theil der Sache nicht ganz zu vernachlässigen, setze ich hinzu, daß man es einer Rose gar nicht übel nehmen darf, wenn sie sich über einen klaren Bach wiegt und sich in ihm spiegelt.

So viel für *ein* Geschlecht nur; denn es gibt eine *männliche* und eine *weibliche* Coketterie, wie es eine *männliche* und eine *weibliche* Giraffe oder auch eine *männliche* und eine *weibliche* Hyäne gibt. Diese Falte des männlichen Herzens war Jahrhunderte lang unbeachtet, bis man in den letzten Zeiten auch von einer *männlichen Eitelkeit* zu munkeln anfing. Sie ward vielleicht eben so spät, wie das Platina gefunden, ist aber eben so gut vorhanden, *dauerhafter* und weit *reichlicher* als solche — diese Coketterie hält Kutschen, besonders Cabriolette und Pferde, meist brittische Reitpferde, sie gibt viel für modische Halsbinden und ausländische Kleider aus. Sie ist die Geißel der Kammerdiener. Sie erträgt mit Heldenmuth das Märtyrthum eines engen Stiefels oder engen Schuhes, oder die Fingerlähmung zu enger Handschuhe, und lächelt unterm Qualendrucke eines engen Frackes, in dem kein Geständniß schwer werden sollte. Wie die Liebe den *Kuß*, hat sie den *Schnurbart* erfunden, die glücklichste Erfindung, um dem Müßiggang von tausend unbeschäftigten Händen abzuhelfen. Wenn Magdalena einen großen Theil des Morgens am Putztische mit Versuchen und Verwerfen zubringt, züruet ihr nicht, ist doch noch kein Mann, selbst am längsten Tage, mit seinem Schnurbarte fertig geworden, dem er alle Minuten wieder zu Hülfe springen muß. Es gibt eine *männliche Coketterie*, ihr Guten, wir gestehen es ein, *und freuen uns dessen*. Wollt ihr daran zweifeln, so beobachtet den Mann, dem ihr so eben, sey es wahr oder falsch, den Lobspruch einer Dame, wir wollen annehmen, *einer jungen*, hinterbracht habt; auch bei *ihm* werdet ihr bald jene Bezauberung und Unschlüssigkeit wahrnehmen, worin der Mensch, wie eben gesagt ward, durch das Bewußtseyn geräth, *daß man ihn beobachtet*. Soll er dankbar seyn, soll er zürnen? — Aber er wäre ja erkenntlich, wenn ihm etwas Gutes erzeigt würde, und ist denn jede gute Meinung, beträfe sie auch Gestalt, Gesang, Clavierspiel, Reiten, Fahren, Benehmen in der Gesellschaft, französisch und englisch Sprechen, nicht etwas Gutes? Soll er etwa durch sein Betragen ausdrücken, du hast mich deiner Aufmerksamkeit werth gefunden, — nun sollst du mich erst nicht zu sehen bekommen. Mit andern Worten, soll er da *grob* seyn, wo man *höflich* und *zuvorkommend* gegen ihn war? — O pfui. — Wir unsers Theils, wenn wir das Glück hätten einer Dame, wenn auch einer ältlichen, zu gefallen, würden sogleich diejenige gute Eigenschaft dieser unverdienten Gönnerin aufzufinden trachten, welche am meisten hervorgehoben zu werden geeignet wäre, (gegenseitige Ermunterungen bringen gegenseitige Gefühle hervor) und es ist ganz billig, daß die, welche *mich* ihrer Beobachtungen *würdigte*, auch das Ergebniß *meiner* Bemerkungen über *sie* vernehme.

Ist es denn immer schlechterdings *Eitelkeit*, die es für den *Dichter* so interessant macht, seine Werke *loben* zu hören? Ist es nicht der hohe Reiz, der darin liegt, daß *Andere so empfinden, wie er*, und daß er *voraussah*

wie sie fühlen würden? Coketterie ist mithin wohl auch das Streben, das reizende Räthsel des Gefallens zu errathen, oder die Siegesfreude es errathen zu haben, die aus Dankbarkeit gegen den, der uns den Preis zuerkannte, die Bewerbung selbst zu beiderseitiger Ergötzung noch fortdauern läßt. Coketterie ist ein Schild gegen Eigensinn, und verleiht Jedem, ohne Rücksicht der Person und des Ranges, eine Stimme. Ich habe einen Freund gehabt, einen jungen sehr achtungswürdigen Mann, dem ein Stubenmädchen eines Tages eine schöne Stirn nachgerühmt hatte. Noch jetzt, in einem ziemlich hohen Alter, sind seine künstlichen Haare sorgfältig aus der Stirn gestrichen, und ehren die Manen der Lobgeberin. Wer nie einen Lobspruch über seine Gestalt erhielt, gleicht einem Unsichtbaren, der, als Geist, unter den Lebendigen herumwandelt und ist zu bedauern.

Nun noch einige Beispiele, wo ein vom Himmel gefallener Lobspruch gute Seelen wundersam stärkte.

1) Lottchen hatte alle Ursache, den Wankelmuth ihres Geliebten zu fürchten; die letzten Briefe aus B. meldeten, daß er oft das Haus des Majors von L. besuche, der drei schöne Töchter hatte. Das neueste Schreiben des Jünglings war in auffallend kleinem Format mit sehr großen Buchstaben, deren sich nur das kurze Gesicht des Papa's erfreuen konnte. Lottchen wae mit schwerem Heezen ausgegangen. Der quälende Gedanke: „Hat er denn so Unrecht, wenn er mich vergißt. Ich bin ja gar nicht hübsch," ließ keinen Trost in ihr aufkommen; sie strich wehmüthig die dunkeln Locken aus den Augen, die auf dem Boden die Spuren des entflohenen Glückes suchen mochten, und schwebte in sanftem Tanze des Mädchenschritts längs den Häusern, um weniger bemerkt zu werden. Auf einmal ertönte der männliche Ruf: „Welch' ein allerliebstes Püppchen!"

Lottchen kam heiter nach Hause, umarmte ihren Herrn Vater, und denkt noch jetzt mit Dank — ihres alten Tanzmeisters.

2) Carl ging in heftiger Wallung vor dem Stadtthore spazieren, wie denn der Mensch überhaupt nur bei Aergernissen und nach Zänkereien das lebhafte Bedürfniß fühlt, der freien Luft zu genießen; Carl's Gedanken waren auf nichts weniger, als auf Selbstmord gerichtet. Ein bedeutender Verlust im Spiele, die Nothwendigkeit sich einzuschränken, mehrere Körbe, hatten seine sonst so starke Seele gänzlich zu Boden gedrückt. Er knöpfte sich eben, als ein Mann, der mit sich selbst einig geworden, den Oberrock bis an's Kinn zu; da ließ ihn sein Engel vernehmen, daß eine alte Obsthändlerin ihrer nicht minder betagten Feeundin sehr laut zuflüsterte: „Welch' ein prächtiger junger Herr!" Carl besah eine Menagerie ausländischer Thiere, und kaufte bei seiner Rückkehr von der Obstfrau für einen Gulden Obst.

3) Wilhelm stand gerade ein Jahr nach dem Hinscheiden einer unaussprechlich geliebten Gattin unter den Zuschauern eines Balls. Düster starrte er durch seine Lorgnette in das freudige Gewühl hinein, wo so manches ernste Gesicht herumhüpfte, und so manche Glatze von Blume zu Blume flatterte, da trat das schönste Mädchen des Festes auf ihn zu: „Der beste Tänzer soll nicht so ganz müßig gehen," sagte sie.

Wilhelm, der diese Aufforderung nicht ablehnen konnte, floh mit ihr durch die Reihen des Cotillons, tanzte die nächste Ecossaise mit ihr, und kam um fünf Uhr nach Hause, zum Jubel seines treuen Kammerdieners, der klug genug war, um ihm nicht Glück zu wünschen. Jetzt ist er zum zweiten Male verheirathet.

---

## Tabletten.

*** (München, 16. Juni.) Daß während der schönen Jahreszeit die einheimischen Künstler das Feld räumen, um das Gastspiel bekannter oder unbekannter Kunstgenossen möglich zu machen, ist eine herkömmliche Sache, der zufolge wir seit Beginn des vorigen Monates in Schauspiel und Oper Erscheinungen auftauchen und wieder verschwinden sehen, wie in einer Zauber-Laterne. Zu denen nun, die wie schnell wieder untertauchen sahen, ohne daß deshalb unsre Gemüthsruhe besonders perturbirt worden wäre, gehören die Herren Bauer von Mannheim, Quien von Wien, Witte von Augsburg, die im Lustspiel und in Conversationsstücken mit mehr oder weniger Glück aufgetreten sind. Anders verhält sich's bei Herrn Eduard Devrient, der hier nicht minder sich Kränze erwirbt, wie sein Bruder Emil, und den verständigen denkenden Künstler uns bis jetzt vorzugsweise als Hamlet zu zeigen vermochte. — Doch wie in unsern Tagen überhaupt die Tragödie am Siegeswagen der Oper gefesselt geht, so tritt auch das Gastspiel Devrient's in Schatten gegenüber den außerordentlichen Erfolgen, deren sich ein jugendlicher Tenor, Herr Härtinger vom Mannheimer Hoftheater, bei seinem jedesmaligen Auftreten vor dem, allen herrlichen Sommer-Abenden zum Trotz, stets übervollen Hause zu erfreuen hat. Kritisch jede seiner bisherigen Darstellungen zu besprechen, würde die Gränze dieser Mittheilung zu weit überschreiten; wir begnügen uns damit, zu sagen, daß er nicht nur eine Stimme besitzt, wie gegenwärtig kein Tenor einer deutschen Bühne, sondern auch Methode und Geschmack des Gesanges, die den Wohllaut und Umfang seiner Töne im glänzendsten Lichte erscheinen lassen. Wir sahen ihn bis jetzt als Tamino, als Max im Freischütz und als Marco in Fr. Lachner's „Katharina Cornaro"; und jede dieser Rollen stellte ihn höher in den Augen der Musiker wie des beifallklatschenden Publikums; und wir sind der Meinung, die letztgenannte Rolle des Marco kann von keinem der jetzt lebenden Sänger besser und mit schönerem Erfolge dargestellt werden, als dieß verflossenen Sonntag den 19. d. durch Herrn Härtinger der Fall war. Es wurde ihm auch von Seiten des Compositeurs die schmeichelhafteste Anerkennung zu Theil. Morgen sehen wir unsern werthen Gast als Masaniello in der Stummen und, wie verlautet, noch in den Capulets, und als Licinius in der Vestalin. Es ist schade, daß unser Repertoire gegenwärtig so beschränkt ist, sonst hätten wir ihn vielleicht noch in Fidelio und als Othello auftreten sehen können; auch eilt er zu schnell von uns hinweg zu seinem Gastspiel nach Berlin, wo er im nächsten Monat, durch Herrn von Küstner schon früher dazu gewonnen, sechsmal auftreten wird. — Daß hier von allen Seiten der Wunsch bereits laut geworden, den verehrten Gast, der noch dazu unser Landsmann ist, für immer hier festzuhalten, das darf ich schließlich nicht noch ausdrücklich versichern. Genug, sey's an der Isar, sey's an der Spree, solch ein Künstler vermag jedes Publikum zu entzücken! —

*** (Leipzig, 14. Juni.) Im Laufe der letzten Tage ist hier einmal eine unfreiwillige Vergiftung von seltener Art, nämlich durch Schierling vorgekommen, welchen letztern eine ziemlich wohlhabende Familie in einem durch die Hausfrau selbst unvorsichtig bereiteten Petersiliengerichte so reichlich genoß, daß der Mann und die hochschwangere Frau sammt ihrem Kinde bald hintereinander eines gräßlichen Todes starben. Die übrigen Kinder sind durch Aerztehülfe gerettet, weil dies bei diesen noch möglich war, da sie von der ihnen zu bittern Petersilie sehr wenig genossen hatten. Die Magd soll nur zufällig ihren Tod nicht gegessen, nämlich nichts vom Gerichte bekommen haben.

*** Der Kunstgärtner des Pflanzengartens, Thouin, schickte Buffon die ersten beiden Feigen des Jahres. Der Gärtnerbursche aß unterwegs die eine auf und brachte die andere. Buffon, dem

zwei versprochen waren, fuhr ihn an: „Was hast Du mit der andern gemacht?“ — Der Bursche steckte in der Angst auch die zweite in den Mund, verschlang sie und sagte: „„Ich machte es mit ihr, wie mit dieser. Verzeihen Sie mir's.““ Buffon lachte. (Mainz. Unterh.)

⁂ (London.) Lord Ashley, ältester Sohn des Grafen v. Shaftesbury, conservatives Mitglied für Dorsetshire, zeichnet sich im Hause der Gemeinen seit einer Reihe von Jahren durch den Eifer aus, womit er die Erleichterung des Schicksals der Kinder in den Fabriken anstrebt. Die Bill, zu deren Eindringung ins Parlament er vor wenigen Tagen ermächtigt wurde, hat, wie erwähnt, den Zweck, Bestimmungen über Alter und Geschlecht der in Bergwerken und Steinkohlengruben arbeitenden Personen festzusetzen. Der Bericht der parlamentarischen Comité, welche mit Untersuchung dieses Gegenstands beauftragt war, enthielt unter anderm folgende Data: Bei einigen der ältern Eisenbergwerke ist der Eingang mehr einem Kaninchen- oder Fuchsloch als der Mündung einer Grube gleich. Eine kleine Oeffnung, gewöhnlich unter der Spitze eines Kalksteinhügels, nimmt den Bergmann auf, der fast senkrecht, entweder auf in den Stein gehauenen Tritten oder auf eingetriebenen Holzpflöcken und mit Hülfe einer leichten Leiter nach dem Landungsplatz hinabsteigt. Das Erz wird aus diesen kleinen Bergwerken in Körben von kleinen Knaben auf dem Rücken heraufgeschafft; sie kriechen die Gänge entlang und klimmen mit affenartiger Beweglichkeit an das Tageslicht empor; einige unter ihnen sind nicht über 6 Jahr alt. In dem Bergwerk von Cyfreth z. B. arbeiten nicht weniger als 400 zarte Kinder, worunter 50 Mädchen, unter der Erde. Die schwächsten sind bei den Luftthüren angestellt, welche elende Beschäftigung in nichts als in dem Oeffnen oder Schließen einer Thüre besteht. Diese Kinder sind sehr schüchtern und entsetzlich unwissend; zwölf Stunden müssen sie täglich so im Dunkel zubringen, und hätten sie nicht die Thüren für die Karren zu öffnen, so wäre der Verbrecher im einsamen Gefängniß der schlimmsten Art besser daran als sie. Ihr ganzer Anzug besteht oft nur aus einem Hemde, ohne Hosen, Strümpfe und Schuhe. „Ich bin bei den Männern,“ sagte ein kleines Mädchen, „sie gehen alle nackt; ich habe mich schon daran gewöhnt und kümmere mich nicht darum, aber zuerst war mir sehr bange und es gefiel mir nicht.“ Das Wachsthum der Kinder wird zurückgehalten, ihre Gesundheit geschwächt und sie verkommen in der beklagenswerthesten Unwissenheit. In den Kohlenbergwerken des Grafen v. Durham sind Mädchen und Frauen die Kohlenträger unter der Erde; Knaben werden wenig gebraucht. Ihre Last steigt von ½ bis zu 3 Centner. Kleinen, 6- bis 12jährigen Mädchen werden ganz unglaubliche Kohlenlasten aufgeladen, dermaßen schwere, daß Väter durch das Heben derselben auf den Rücken ihrer Kinder schon Leibesschäden bekommen haben. Ein zwölfjähriges Mädchen sagte vor der Comité aus: „Ich mache täglich 25 bis 30 Gänge, jeder 100 bis 200 Klafter tief, trage 1½ Centner auf meinem Rücken und muß häufig bis an die Waden im Wasser gehen. Als ich zuerst hinunter kam, schlief ich oft vor Müdigkeit ein, während ich auf die Kohlen wartete. Die Arbeit gefällt mir nicht und den übrigen Mädchen auch nicht, aber sie muß ihnen schon gefallen. Ein anderes Mädchen von 16 Jahren trägt zwei Centner und macht täglich 40 bis 50 Gänge. Einige Mädchen tragen 2½ bis 3 Centner, aber das ist doch zu schwer.“ In den Gruben von Shropshire arbeitete ein siebenjähriger Knabe. „Die Männer, sagte er, konnten die Arbeit nicht verrichten. Ich zog einen Karren auf allen Vieren an einem Gürtel und einer Kette; die Haut ging mir vom Leib und das Blut rann herab; aber ich durfte mich nicht beklagen, denn ich fürchtete den Stock. Ich habe auch noch jüngere von sechs Jahren den Karren ziehen sehen, sie konnten aber nicht den ganzen Tag aushalten.“ — Lord Ashley [...] nun folgende Anträge: Niemand weiblichen Geschlechts [...] mehr zur Arbeit in den Gruben zugelassen. Kein Knabe [...] 13 Jahren dürfe mehr als Arbeiter zugelassen werden. D[...] diese Bestimmung werden die Baumwollfabriken einen Zuwa[...] von Kindern erhalten. Die Arbeiter bei den Maschinen in [...] Gruben müssen wenigstens 21 Jahre alt seyn, da aus dem [...]herigen Mißbrauch, zehnjährige Kinder bei denselben anzust[...] oft schwere Unglücksfälle hervorgingen. Die Erlaubniß zur Ei[...]bringung dieser Bill wurde durch einhelligen Zuruf ertheilt. [...] Spectator bemerkt, die überströmende englische Philanthr[...] habe hier ein näheres Feld als bei den Negern.

## Der Feder-Scharfschütz. *)

### Impromptu, von M. G. Saphir.

(Als ihm die Ehre zu Theil wurde, zum Ehrenmitgliede der Lemberg[...] Bürger-Scharfschützen ernannt zu werden.)

Jetzt steh' mir bei, zur Ehre und zum Nutzen,
Jetzt steh' mir, alte Freundin, Feder, bei,
Jetzt werde schnell zu einem Kugel-Stutzen,
Ihr Tintentropfen, werdet schnell zum Blei;
Und Du, Papier, auf das ich jetzund schreibe,
Verwandle plötzlich Dich in eine — Scheibe!

Es gilt, der Ehre würdig Dich zu zeigen,
Die in dem biedern Schützenkreis Dir ward,
Beschwöre aus dem Kreis der Himmelszeichen
Den „Schütz“ herab, nach wilder Jäger Art;
Daß er Dich segne mit dem Kugelsegen,
Wenn Du zum Schuß Dich rüstig willst bewegen!

In's Blaue hast Du, Feder! oft geschossen,
Jetzt schieß' in's Schwarze endlich auch einmal!
Umringt bist Du von herrlichen Genossen,
Und bist geehrt durch edler Bürger Wahl.
Wohlan denn! „Samiel hilf!“ — ich höre krachen,
Gefehlt! — verdammt! — die Musen alle lachen!

Ihr lacht? Das ist nur Neid, Ihr schönen Damen,
Ihr wäret gerne selber Mitglied hier
Der wack'ren Männer, und der hohen Namen.
Man weiß es, Ihr seyd auch nicht von Porphir.
Und manche Kugel aus dem Schützenhaine
Macht unverhofft gar öfters alle Neune!

Ich aber laß von Euch mich nicht berücken,
Ich lege nochmals meine Feder an,
Es muß ein guter Schuß mir heute glücken,
Mein guter Stern steht heut' am Himmelsplan:
Ich traf heut Lemberg's edle Herzen offen,
Das heißt gewiß: „Das Beste doch getroffen!“

Lemberg, am 2. Juni 1842.

*) Humorist.

## Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 23. Juni. Das Glas Wasser, Lustspiel 5 Abth. von Cosmar.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Freitag, Nro. 172. 24. Juni 1842



Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Litteratoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Der Telegraph.

(Fortsetzung.)

Aufgeregt durch das Spiel, bewegt durch den schnellen Gang setzte sie sich auf der Bank nieder, nur wenige Schritte von dem Unbekannten, dem das Herz von unbeschreiblicher Angst klopfte. Die Nothwendigkeit, sich auszusprechen, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, stellte sich dem lauschenden Fulbert lebhafter und dringender dar als je; er raffte sich demnach auf und als nach einem tiefen Seufzer das Mädchen leise flüsternd sprach:

„Endlich bin ich allein."

faßte er einen großen Entschluß.

— „Nein," sprach er, indem er näher zu ihr trat: „nein Louise, Sie sind nicht allein."

Bei dieser unbekannten männlichen Stimme stieß das Mädchen einen Angstschrei aus und wollte entfliehen.

Er hielt sie an dem Kleide zurück.

— „Hören Sie mich an," sprach er dringend zu ihr; „hören Sie mich an, Fräulein, denn ich komme, um Ihnen behilflich zu seyn, Gaston zu retten."

„Gaston! — ihn retten? Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?"

„Beruhigen Sie sich, sammeln Sie sich, Louise! Ich habe gesagt, ich will Ihren.. Vetter retten und ich komme deshalb, aber Sie müssen mich anhören, Sie müssen mich ruhig anhören, damit Sie mich verstehen, damit Sie einen Entschluß fassen können. „Louise," fuhr er nach einer Pause fort, „Gaston ist in dem Schlosse Sablonnière verhaftet worden."

„Verhaftet? Gaston?"

— „Heute stand er vor dem Kriegsgerichte; Louise, heute hat man ihn zum Tode verurtheilt."

„Gaston zum Tode verurtheilt!" rief sie und sie sank auf die Bank, zu welcher sie sich wieder hatte zurückführen lassen.

— „Verstehen Sie mich, Louise?" fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff, die kalt war wie die Hand einer Statue.

„Ja, leider! ich verstehe Sie, ja, Sie sagen mir, Gaston sey.. Aber nein," unterbrach sie sich selbst, indem sie sich rasch wieder von Fulbert entfernte, Sie hintergehen mich..., Sie wollen mich erschrecken. Ich weiß nicht, wer Sie sind und woher Sie kommen, warum Sie mich hier zurückhalten, warum Sie so meine Hände festhalten... Zum Tode verurtheilt? heute? — nein, das ist unmöglich. Wie könnten Sie es schon wissen?"

— „Ich weiß es," erwiederte er, „weil man von jenem Thurme, den Sie vielleicht noch niemals angesehen haben, von jenem Thurme aus, dort, wo man Sie liebt, mit Leidenschaft, mit Anbetung liebt, weil ich selbst dort heute diese Nachricht erhalten und weiter nach Paris befördert habe. Verstehen Sie mich nun? Ich bin der Mann vom Telegraphen, ich verstehe die Zeichen, welche, ohne sich aufzuhalten, über diesen Berg hinfliegen. Glauben Sie mir, ich sage die Wahrheit. Gaston ist heute in Lorient zum Tode verurtheilt worden."

„Mein Gott, dann muß es wohl wahr seyn," entgegnete sie nach kurzem Nachdenken; „ich glaube Ihnen, denn welches Vergnügen könnten Sie daran haben, daß Sie hierher kämen, um mich durch eine solche Nachricht umzubringen, hier, im Garten meiner alten Mutter, unter den Spielen meiner Nachbarinnen und Freundinnen, mich armes Mädchen, das Ihnen nie ein Leid gethan hat, das Sie nicht einmal kennen?.. Zum Tode verurtheilt!" setzte sie schluchzend hinzu; „mein Gott, wie unglücklich bin ich!"

— „Es ist heute der neunte Juni, Louise, und das Urtel ist noch nicht vollzogen."

„Der neunte Juni!" rief sie; „warten Sie.. ja.. er sagte, am zehnten würden der Hafen und die Stadt Lorient in der Gewalt ihrer Freunde seyn.. ach, er ist gerettet!"

— „Ja, gerettet, wenn Sie es wollen, Louise. Gerettet, Louise, wenn Du seine Befreiung vergelten willst."

„Ich verstehe Sie nicht," sprach sie, indem sie sich unwillkührlich und erschrocken von ihm entfernte.

Die jungen Mädchen riefen in der Ferne:

„Louise! Louise! Wo bist Du?"

— „Hören Sie? Man ruft, man sucht mich. Ach, mein Gott, sagen Sie, was muß ich thun, um Gaston zu retten?"

„Höre mich an, Louise, und beurtheile nach dem, was ich Dir anvertrauen will und was ich thun kann, die Größe der Leidenschaft, die mich verzehrt und die Du mir eingeflößt hast. Die Verurtheilten von Lorient haben die Regierung gebeten, die Vollziehung des Urtels um einen Tag zu verschieben.. Den Grund zu dieser Bitte kennst Du; wenn man sie leben läßt bis morgen, werden sie durch die Engländer befreit werden."

— „Nun?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Wissen Sie, was man auf ihre Bitte geantwortet hat?"

— „Nein."

„Auf der Stelle hinzurichten." — Fassen Sie sich Louise, beruhigen Sie sich;.. dieser neue Befehl ist noch nicht über diese Stadt hinaus, sondern oben auf jenem Thurme geblieben, wo ich Dich liebe, Louise, wo ich Alles thun und tragen werde, wenn Du mich zu lieben versprichst, mich, der ich das Leben Gaston's in meiner Hand habe."

— „Sie!" wiederholte das Mädchen zitternd, aber ohne

zu wagen, sich von dem Manne zu entfernen, damit sie ihn nicht erzürne. — „Man könnte also den schrecklichen Befehl verzögern?"

„Wenn der Telegraph diese Nacht niederbrennte, könnte er natürlich die Depeschen von Paris nicht befördern; aber ich habe, ohne zu diesem Aeußersten zu greifen, ein anderes Mittel gefunden. Ich bin im Stande, die Ausdrücke der Antwort zu ändern, ich kann meinen Posten aufgeben, den Telegraphen einen ganzen Tag lang ruhen lassen, ich kann Alles, Louise, wenn Du mein seyn willst."

— „Man kommt, — lassen Sie mich!" rief sie in gebieterischem Tone, indem sie sich von Fulbert losmachte.

„Ich bedarf einer entscheidenden Antwort," setzte dieser dringender hinzu. „Willst Du Gaston retten? Willst Du es oder soll morgen mit Tagesanbruch der Telegraph den Befehl befördern: „sind sofort hinzurichten"?"

— „Dies will ich nicht und ich werde es beweisen."

„Nun denn," entgegnete Fulbert, der den Sinn dieser Worte falsch deutete, „diese Nacht, um Mitternacht, in dieser Laube.. Ich werde kommen und thun, was Du verlangst."

Er schlich vorsichtig hinweg. Ein Gewitter zog heran; es donnerte bereits in der Ferne und die Mädchen flüchteten sich aus dem Garten in das Haus. Das Gäßchen hinter dem Garten war ganz dunkel, aber ein hellleuchtender Blitz zeigte dem Manne von dem Telegraphen vor der verborgenen Gartenthüre einen Mann, der unbeweglich dastand. Er erkannte ihn, denn das Gesicht desselben hatte sich ihm zu tief eingeprägt, als daß er es jemals wieder vergessen konnte.

„Gaston!" rief er.

Das Knacken eines Pistolenhahnes ging den Worten voraus, welche mit gebieterischer Stimme gesprochen wurden:

— „Wer kennt mich hier? Freund oder Feind, rede, damit ich wisse, was ich zu hoffen habe, was ich fürchten muß."

„Freund! Freund!" fiel Fulbert rasch ein, „ein ergebener Freund, Gaston, der sich eben mit Ihrer Rettung beschäftigte."

— „Wenn Du wirklich ein Freund bist," fuhr der royalistische Offizier fort, so öffne mir diese Thüre, denn ich werde hier erwartet."

„Was denken Sie?" rief Fulbert, indem er ihn von der Thüre hinwegzog. „Ihre Verwandten sind durch Ihren Aufenthalt hier gefährdet worden und der traurige Ausgang Ihres Unternehmens ist bereits bekannt. Fliehen Sie; das Haus hier ist von Gensdarmen besetzt. Ein Schritt nach Louisen hin stürzt Sie und das Mädchen in das Verderben."

— „Ach, was soll ich denn thun?" fragte der Verbannte mit immer matterer Stimme; „was soll aus mir werden? Wohin soll ich mich retten? — Ich kann nicht weiter. Die Nacht, das Gewitter kommt. Ich will mich da an ihrer Thüre niederlegen; morgen wird man mich todt finden. Ich habe nichts an mir, woran man mich erkennen könnte; Louise allein wird wissen, wer der Todte ist, wenn sie an dem Finger den Ring da sieht."

„Kommen Sie mit mir," fiel Fulbert ein; „ich will Sie diese Nacht aufnehmen und verbergen. Gaston, kommen Sie, stützen Sie sich auf mich; ich bin ein Freund, fürchten Sie nichts."

Entschlossen, diesen unerwarteten Beschützer von seinem Opfer zu entfernen und Louisen die Rückkehr des Geliebten zu verheimlichen, zog Fulbert den Verbannten nach den Ruinen. Auf der Treppe zu dem Telegraphen hinauf erzählte Gaston seinem Führer, daß er den Tag nach seiner Abreise von Louisen erkrankt und nicht im Stande gewesen sey, den Weg so schnell zurückzulegen, daß er an dem bestimmten Tage hätte in dem Schlosse Sablonnière seyn können. In einer Hütte, in welcher er ausgeruhet, habe er das Mißlingen des Unternehmens erfahren. Sein Bruder, ebenfalls Gaston genannt, sey mit den andern festgenommen worden, und Fulbert wußte nun, warum dieser Name sich mit unter den Verurtheilten befand.

„Nachdem ich diese traurige Nachricht erhalten, fuhr der Vendéer fort, „machte ich mich trotz dem Fieber, das mich nicht verlassen hatte, auf den Weg, um zu Louisen zurückzukehren. Ein so angestrengter Gang hat meine Kräfte vollends erschöpft. (Schluß folgt.)

## Beethoven's „Fidelio". *)

Die neueste „Revue des deux mondes" enthält über jenes Meisterwerk einen Aufsatz, dessen Mittheilung den deutschen Musikfreunden lieb seyn wird. Es heißt in genannter Zeitschrift:

„Zu Ende des Jahres 1804, als Beethoven, damals in seiner ganzen Jugendkraft, sein Oratorium „Christus am Oelberge" veröffentlicht hatte, machte der Baron von Braun, der neue Director am kaiserlichen Theater zu Wien, ihm den Vorschlag zur Composition einer Oper, überzeugt, wie er versicherte: daß seine großen Fähigkeiten, wovon er in der Instrumentalmusik Proben gegeben, sich im dramatischen Styl einen neuen Tag hervorrufen werde. Außer einem sehr anständigen Honorar, wurde ihm Wohnung im Theater angeboten. Nun handelte es sich nur noch um ein Gedicht; man entschied sich für „die eheliche Liebe"; das thränenreiche, unter vielen Nachtwachen ausgearbeitete Werk Bouilly's, von Gaveaux und auch von Paer in Musik gesetzt, hatte unter dem Titel „Eleonore" in Italien großen Eindruck gemacht. — Ich habe mich immer gefragt, wie Beethoven mit seinen excentrischen, ungeduldigen, unstäten, dem Adlerfluge gleichenden Genie über ein so armseliges Machwerk, über eine Anekdote, höchstens gut genug, in alter Zeit zu einem Sujet eines tugendhaften Melodrama zu dienen, sich begeistern konnte. Augenscheinlich gab der Musiker hier der pathetischen Idee nach und sah auf den ersten Blick in dieser prosaischen, bürgerlichen Fabel die ganze Poesie von Gemüthsbewegung und Thränen, die er hinein gelegt. Vielleicht auch, daß er das ihm von seinem Poeten überreichte Meisterstück nahm, wie es ist, ohne viel darüber nachzudenken; denn im Allgemeinen liegt großen Meistern, Menschen von Genie, eben nichts an der Wahl ihrer Sujets (?), nur Talentlose ängstigen sich um diese kleinliche Sorge ab. Zu Mitte des Jahres 1805 war die Partitur schon fertig, die Beethoven mit Gluth und Liebe geschrieben. — Nun erst begannen die Verlegenheiten und wirklichen Schwierigkeiten. Als man an die Ausführung dachte, fehlte es an Stimmen; die Milder allein, mit der Rolle der „Eleonore" beauftragt, führte sie würdig durch; bedenken Sie dabei noch den bevorstehenden Krieg, und Sie haben eine Idee von den Umständen und der Constellation, unter welcher „Fidelio" zuerst auftrat. Beethoven's Oper kam am 20. Nov. 1805 auf die Bühne, aber ohne irgend einen Erfolg. Das Publikum blieb Eis vor dieser Musik, die, außer den erwähnten Widerwärtigkeiten, noch die unermeßliche Thorheit besaß, der Zeit vorschreiten zu wollen; nur seine Freunde und seine Feinde verstanden sie. Nach drei Vorstellungen blieb das Meisterstück plötzlich liegen und trat erst am 29. März 1806 wieder auf. Einige, in der Anordnung des Stücks getroffene Veränderungen, die Beschränkung der drei Akte auf zwei, reichten noch nicht hin, mit der Gleichgültigkeit des Publikums zu Ende zu kommen und nach einem letzten, am 10. April gemachten Versuch, wurde das Meister-

*) Gesellschafter.

ick auf der Theater-Bibliothek in den Ruhestand versetzt. cht Jahre bekümmerte man sich nicht mehr um „Fidelio", s durch eine unvorhergesehene Gelegenheit, eine Benefiz-orstellung, die Partitur Beethoven's aus der ihr dro-nden Vergessenheit gezogen wurde. Wie man denken kann, rderte die neue Aufnahme derselben merkliche Veränderun-n, deren sich der Meister freundlich unterwarf. Von Grund is wurde das Werk umgearbeitet, der Dialog neu geschrie-n, das Drama möglichst verbessert. Der zweite Akt, der anz und gar in einem Kerker vorging, schloß mit dem hellen ageslicht, mit Sonnenschein, ein an sich wenig wichtiger ramatischer Umstand, der aber zu dem herrlichen Finale elegenheit gab; denn dies existirte im frühesten Entwurf. leonorens Arie im ersten Akt hatte auch eine neue Intro-ktion, den prächtigen Eingang, den man heut bewundert, id vom alten Stück blieb nur die letzte Phrase: „O Du, für n ich Alles trug!" Lassen wir lieber den Autor selbst, den Mitarbeiter Beethoven's in dieser neu durchgearbeiteten uflage, sprechen. „Von einem geliebten Gegenstande ist uns lles theuer", sagt „Figaro", als er den Grafen die Steck-adel, womit Susannens Billet zugesteckt, aufnehmen sieht; an weiß auch gern um die geringsten Umstände, die sich mit m Entstehen eines Meisterwerks verknüpfen, und dieses inzelne, dessen Genauigkeit man nichts entgegen stellen kann, i der Dichter von Beethoven's Werk es selbst beibringt, ndet hier seinen natürlichen Platz.

„Beethoven wollte durchaus eine Arie für Florestan am ingang des zweiten Akts. Ich widersetzte mich dieser For-rung des Musikers, denn — einen, durch Hunger und Ent-hrungen erschöpften Gefangenen, einen verschmachtenden nglücklichen eine Bravour-Arie singen zu lassen, war mei-m Gefühl nach eine unübersteigliche Unmöglichkeit. Lange ritten wir uns herum, da er indeß nicht davon abließ, so sann ich ein Mittel, so wenig albern als möglich mich her-us zu winden und wählte für meinen Text jene Art po-etischer Begeisterung, welche die besitzen, die dem Tode ent-egen gehen: ein erhabenes letztes Aufleuchten des erlöschen-en Lebens: „Welch laue Luft" rc. rc. Was bei dieser Ge-genheit vorfiel, wird mir unvergeßlich seyn. Beethoven m Abends gegen 7 Uhr zu mir, und nachdem wir man-erlei gesprochen, fragte er mich nach der Arie. Ich gab m mein Manuscript, er las es, ging die Länge und Breite Zimmer umher, mit dumpfer Stimme grommelnd, wie es ine Gewohnheit, wenn er singen wollte; darauf setzte er sich n's Piano. Gar oft hatte meine Frau ihn darum gebeten, hne daß er je ihren dringendsten Bitten nachgegeben; dies Mal stellte er den Text auf das Notenpult und ergoß sich us eigenem Antriebe in wunderbare Phantasien, aus denen leichsam seine Arie aufsteigen sollte. Stunden verflossen, och immer improvisirte Beethoven. Das Abendessen ward rvirt — unmöglich, ihn zu unterbrechen! — und da die Be-eisterung, ohne abzuweichen, ihren Zug verfolgte, so befahl h, ihn zu lassen. Erst um Mitternacht stand er auf, um-rmte mich innig und ging nach Hause, ohne etwas genießen i wollen. Am andern Morgen war seine Arie geschrieben. nde März, als meine Arbeit vollendet, schickte ich mein Ma-uscript an Beethoven, zwei Tage darauf erhielt ich diese eilen, die ich als ein köstliches Zeugniß des Kleinen, ihm ge-isteten Dienstes aufbewahre:

„Mit dem lebhaftesten Interesse habe ich die vortrefflichen Veränderungen, die Sie in meine Oper gebracht, gelesen; zt ist's an mir, die Ruinen eines alten, verfallenen Schlos-s wieder aufzurichten. Beethoven."

Indessen rückte er in seinem Werke nur langsam vorwärts nd als ich ihn schriftlich bat, den Wünschen des Beneficia-n nachzukommen, die Oper zu beendigen, antwortete er mir: „Diese Oper macht mir unsägliche Mühe, durch und durch bin ich damit unzufrieden! Es ist kein Stück darin, das ich nicht hätte wiedersehen mögen, um damit meine jetzige Unzu-friedenheit durch einige Schatten von Genugthuung auszu-flicken. Mit der Reflexion ist es etwas anders als mit der Begeisterung."

Gegen Mitte April begannen die neuen Proben; die Auf-führung war zum 23. Mai versprochen und doch fehlte viel an der Vollendung des Werkes. Am Tage der Generalprobe war die Ouverture (die, welche geblieben) noch im Gehirn des Componisten. Am Morgen der Vorstellung selbst berief man das Orchester, Beethoven aber kam nicht. Nach einer Stunde Wartens verlor ich die Geduld und ging mit dem festen Entschluß zu ihm: ihn mit Gutem oder mit Zwang zu holen. Ich fand Beethoven unter einer Decke von No-tenblättern, die über sein Bett und über den Fußboden rutsch-ten, fest eingeschlafen. Auf einem Tische neben seinem Bette stand ein volles Glas Wein mit einem eingetauchten Bisquit, besonders bemerkte ich das ganz niedergebrannte Licht. Er hatte also während der Nacht gearbeitet. Nun mußte man auf die neue Symphonie verzichten, da der große Meister, trotz alles Fleißes, noch zu weit zurück war, als daß an eine Ausführung für diesen Tag zu denken; man mußte sich mit seiner Ouverture zum „Prometheus" begnügen.

Man kennt den Vorgang dieses Abends. Der Zulauf war unendlich: die Oper ward vortrefflich aufgeführt. Beetho-ven, vor dem Pulte stehend, dirigirte Orchester und Sänger mit glühender Ueberzeugung, mit diesem genialen Feuer, das er an alle Dinge seiner Kunst setzte. Mehr als ein Mal riß sein Enthusiasmus ihn so weit fort, daß, wenn man ge-wagt, ihm zu folgen, alles Taktmaaß übersprungen worden wäre. Umlauff mäßigte hinter ihm mit Winken und Blicken, ohne daß er dessen gewahr ward, den unheilvollen Einfluß, den die excentrische Inspiration des großen Mannes auf die Chöre und das Orchester hätte ausüben können. Ein unendlicher Erfolg krönte diesmal das Meisterwerk, dessen siebente Vorstellung, zu Beethoven's Benefiz, am 18. Juli gegeben ward. Beethoven schrieb zu dieser Gelegenheit eine zweite Arie für „Eleonore" und neue Strophen für den Kerkermeister; zwei Stücke, die Langeweile machten und die man mit gutem Rechte aus der Partitur, wie sie jetzt ist gestrichen." (Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Concerte in London.) In diesem Augenblicke wird den Verehrern klassischer Musik in die Hauptstadt an der Themse durch die Soirées musicales der Herren Molique, Mohr und Hausmann ein seltner Kunstgenuß bereitet. Alle Londner Blätter sprechen sich über die meisterhaft ausgeführten Violin-Quartette der Ebengenannten in sehr ehrender Weise aus; den zahlreichen Freunden des in Frankfurt rühmlichst bekannten Vir-tuosen, Herrn Mohr, wird nachstehende Notiz aus den Times nicht uninteressant seyn: „Eines von den bestgewählten und trefflichst aufgeführten Concerten, welches wir je hörten, wurde am verwichenen Donnerstage in den Hanover square rooms von den Herren Molique, Mohr und Hausmann gegeben. Dieselben spielten mit Herrn Hill (Viola) Mozart's Quartett in C, Nr. 6, äußerst delicat, namentlich war ihr Adagio außer-ordentlich edel gehalten. Sie führten uns in derselben meister-haften Weise ein sehr schönes Quartett in A minor von der Composition des Herrn Molique vor, ein treffliches Musikstück, welches dem talentvollen Schöpfer, den ein rauschender Beifall lohnte, alle Ehre macht. — Beethoven's, Kreuzer gewidmete, be-rühmte Sonate für Violine und Piano wurde durch Herrn

Molique und Madame Dulken glänzend executirt und von der zahlreichen Versammlung durch verdienten Applaus gewürdiget. Herr Molique spielte noch Variationen über eine österreichische Melodie unter stürmischem Zurufe und beurkundete durch sein gediegenes Spiel den Violinisten aus der besten Schule. — Herr Mohr, nachdem er die zweite Violine bei den Quartetten übernommen und zum Gelingen derselben wesentlich beigetragen, überraschte uns nachher mit Variationen auf der Flöte in einem so ausgezeichnet schönen Style, daß wir uns kaum erinnern, etwas Besseres in dieser Art gehört zu haben. Sein Ton ist äußerst zart, durchaus abgerundet, sein Spiel rasch und glänzend, ohne dabei auch nur die mindeste Anstrengung zu verrathen, und sein Geschmack zeugt von klassischer Ausbildung, kurz, wir dürfen ihn unbedingt unter die ersten Koryphäen auf diesem lieblichen Instrumente zählen."

*** (Paris, 13. Juni.) Zwei kurz auf einander gefolgte Aussprüche der hiesigen Gerichtshöfe haben die Börsenwelt in die äußerste Aufregung versetzt und drohen, Handlungen der förmlichen Opposition gegen die Justiz des Landes hervorzurufen. Es handelt sich dabei nämlich um die Feststellung der Verantwortlichkeit vor dem Gesetze, welche die Uebertretung des Verbots des eigentlichen Börsenspiels mit sich bringt. Das Börsenspiel ist allerdings gesetzwidrig, und es kommt nur darauf an, die gegen dasselbe gerichteten gesetzlichen Bestimmungen, welche seit vielen Jahren selten oder nie eine Anwendung erlitten hatten, wieder in Kraft zu setzen. Dies ist nun in den letzten Tagen durch zwei richterliche Urtheile geschehen, welche beide gegen die amtlichen Vermittler der rechtmäßigen Börsen-Speculationen gerichtet sind, die natürlich in ihrer offiziellen Eigenschaft eine doppelte Verpflichtung haben, die ihre Functionen betreffenden Gesetze zu beobachten. — Durch das erste jener Urtheile wird ein bereits vor längerer Zeit flüchtig gewordener Wechsel-Agent, Herr Jaubert, der sich durch verbotenes Börsenspiel zu Grunde gerichtet hatte, seiner Stelle entsetzt, das heißt, er wird des Rechts verlustig erklärt, dieselbe zu verkaufen. Obgleich in diesem Falle eigentlich nur die Gläubiger des Verurtheilten durch die demselben zuerkannte Strafe leiden, so begreift man doch, daß sich das Corps der Wechsel-Agenten durch den fraglichen Ausspruch in seinen eigenen und unmittelbaren Interessen bedroht fühlt, denn ein jedes seiner Mitglieder weiß sich derselben Uebertretungen schuldig und muß also gewärtigen, diese ebenfalls früher oder später durch die Entsetzung von seiner Stelle, das heißt, durch einen Verlust von 4 bis 700,000 Fr. zu büßen. Eine solche Lage und eine solche Aussicht hat allerdings wenig Beruhigendes, wenigstens für diejenigen Wechsel-Agenten, die sich nicht mit dem Gedanken trösten können, daß ihr Verlust zuletzt, wie bei Herrn Jaubert, auf leichtgläubige Klienten zurückfallen werde. Das zweite Urtheil erkennt einem Wechsel-Agenten eine ansehnliche Geldbuße dafür zu, daß er Rentenkäufe auf Zeit vermittelt hat. Der materielle Belang dieser Strafe ist freilich geringer, als in dem ersten Falle, aber das Prinzip ist dasselbe, ja dieses zweite Beispiel ist vielleicht noch drohender als jenes erste, weil es an einem Manne statuirt wird, der wenigstens nicht, wie Herr Jaubert, wegen des unglücklichen Ausganges seiner gesetzwidrigen Operationen, der gewöhnlichen Auffassungsweise gemäß, eine besonders strenge Behandlung zu verdienen scheint. Man spricht jetzt von gemeinschaftlichen Schritten, welche die Börsenmänner bei verschiedenen hohen Staats-Beamten gethan haben sollen, um ihre durch den Gebrauch geheiligten Gewohnheiten gegen fernere störende Eingriffe der Justiz zu sichern. Der Erfolg solcher Protestationen gegen die Vollziehung des ausdrücklichen Willens des Gesetzes scheint sehr zweifelhaft, obgleich dieselben durch höchst mächtige Einflüsse unterstützt werden. Nachdem Frankreich alle andere Arten von Glücksspiel von seinem Boden verbannt hat, kann es nicht füglich das gefährlichste und ausschweifendste von allen, das Börsenspiel, seinen eigenen Gesetzen zum Trotz, länger in Schutz nehmen, oder auch nur dulden.

*** (Seltsame Entwendung) Das „Morning Chronicle" erzählt nachstehenden bemerkenswerthen Vorfall: Vor längerer Zeit hielt sich eines Tages einer der Lehrer des adeligen Collegiums zu Eton eben im Garten der Anstalt mit seinen Zöglingen auf, als er auf einem dort stehenden Tische seine Tabaksdose plötzlich vermißte, die noch wenige Augenblicke vorher daselbst lag und welcher sich Niemand sonst genähert haben konnte. Das Verschwinden der Dose gleichsam unter den Augen des Professors auf eine so unerklärliche Weise, nahm seitdem seine ganze Aufmerksamkeit, wiewohl fruchtlos, in Anspruch, als sich das Räthsel so eben erklärte: Als nämlich ein Wärter bemerkte, wie das Seil, welches mit der Glocke im kleinen Thurme des Collegiums communicirte, sich nicht mehr so leicht bewegte, wurde derselbe bestiegen, und man fand die vierzehn schmalen Stufen desselben mit dürren Baumzweigen und Laub dicht bedeckt, und am Ende ein großes Dohlennest, worin Herrn Osbornes Tabaksdose unversehrt lag. Offenbar hatte eine der zwei hier nistenden Dohlen die Dose im Fluge im Garten erhascht, und an diese Stelle getragen. Dieser Fund wurde von allen Inwohnern der Anstalt mit Freude begrüßt. (Mannh. J.)

*** Der Dichter Luigi Alamanni, der nach seiner Flucht aus Florenz sich in Frankreich wohnhaft gemacht hatte, wo ihn König Franz I. als ein großer Freund von italienischer Poesie sehr gnädig aufnahm, mit dem Orden des heiligen Michael beehrte und bei wichtigen Gesandtschaften brauchte, zeigte einst, als er von Franz I. zu Karl V. gesandt war, viele Geistesgegenwart. Da er nämlich in seiner Anrede an den Kaiser öfters des kaiserlichen Adlers Erwähnung that, so wandte sich Karl, der ihn bis ans Ende aufmerksam angehört hatte, plötzlich zu ihm, und wiederholte mit spöttischem Nachdruck eine Stelle aus Alamanni's Gedichten, wo dieser von dem räuberischen Adler, der, um so viel mehr zu verschlingen, zwei Schnäbel trägt, gesprochen hatte:

— — l'aquila grifagna
Che per più divorar due becchi porta.

Alamanni hörte diesen Vorwurf mit Ruhe an und erwiederte sogleich: „Da Ew. Majestät die Stelle kennen, so werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß, als ich sie schrieb, ich mich des Rechtes der Dichter bediente; jetzt aber spreche ich als Gesandter eines großen Monarchen an einen andern; jene Gedichte waren die Frucht des leichten Sinnes der Jugendzeit, jetzt rede ich mit dem Ernste des Alters; damals war ich böse, weil man mich aus meinem Vaterlande verbannt hatte, jetzt erscheine ich vor Ew. Majestät mit völliger Gemüthsruhe." Hier stand Karl von seinem Stuhle auf, klopfte dem Gesandten auf die Schulter und sagte mit freundlichem Lächeln: „Sie haben keine Ursache, Ihre Verbannung zu bedauern, da Sie einen Gönner besitzen wie Franz I." und — fügte er hinzu — „der tugendhafte Mann ist überall zu Hause." (Bl. f. lit. Unterh.)

---

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 25. Juni. Capricciosa, Lustspiel in 3 Abth., frei nach dem Italienischen des Federici, von C. Blum.

Sonntag, den 26. Juni. (Zum Erstenmale) Guido und Ginevra, oder: Die Pest in Florenz, große Oper in 4 Akten, der vierte in 2 Abth. Musik von Halevy. — Die vorkommenden neuen Decorationen sind von Herrn C. Gropius in Berlin und dem Theatermaler Herrn Hofmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. R. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Samstag, Nro. 173. 25. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Des Rheines Gruß.

Zur Vermählung der Prinzessin **Marie zu Nassau** mit dem Fürsten **Hermann zu Wied.**

Ihr Nymphen, auf! es klingt ein heller Klang,
Ein Hochzeitlied, ein süßer Frühlingssang
Dort an dem lachenden Gestade.
In Kronen leuchtend, im Korallenkranz
Schmückt schnell mit goldnem Licht und Purpurglanz
Die Wogen und des Ufers Pfade.

Denn Dir ja gilt es, holdes Fürstenkind!
Kaum sahst Du, seit um Deine Wiege lind
Ich rauschte, siebzehn Sommer glühen!
Ich sah Dein Lächeln, sah Dein Weinen auch,
Sah schöner dann bei jedem Frühlingshauch
Dich diesem Tag entgegenblühen.

Dich lieb' ich, wie Dein goldnes Heimathland,
Das ich mit meiner Wogen grünem Band
Ein neues Ginnistan umschlinge;
So grüße heut', Erlauchte, denn auch mich,
Wenn ich entgegen neuer Liebe Dich
In Deine neue Heimath bringe.

Du bist des Rheinlands echtes Fürstenkind,
Du bleibst mir treu und meine Wogen sind
Auch Deines neuen Himmels Spiegel;
Sey Du die Fee in diesem Sonnenland,
An diesen Ufern drücke Deine Hand
Auf jedes Erdenglück das Siegel.

Ihr Nymphen auf! ihr hört den hellen Klang,
Das Hochzeitlied, den süßen Frühlingssang!
Der Herrin naht mit holdem Grüßen!
Die Kronen legt und den Korallenkranz,
Das goldne Licht, des Meeres Purpurglanz
Zu der geliebten Fürstin Füßen.

Wiesbaden, den 20. Juni 1842. †.†.†.

## Der Telegraph.

(Schluß.)

Mit Mühe erreichte der Unglückliche das Asyl, in das er geführt wurde. Fulbert zündete eine Lampe an und das Licht beleuchtete das ruhige bleiche Gesicht des Verbannten, der ermattet auf einen Sessel gesunken war.

Er aß und trank ein Wenig und erholte sich dadurch einigermaßen.

„Sie kennen also Louisen?“ fragte er Fulbert, der unbeweglich einige Schritte vor Gaston stand, den Kopf sinken ließ und die Kraft nicht in sich fühlte, Antwort auf die einfache Frage zu geben. „Arme Louise!“ fuhr der Verbannte fort, „meine sanfte keusche Braut, die ich ohne Sie, mein unbekannter Freund, vielleicht nicht wieder gesehen haben würde.. Morgen werde ich zu ihr gehen und ihr sagen, daß ihr Gaston in Sicherheit ist.“

Fulbert antwortete nicht; die Hölle tobte in seinem Busen.

Gaston konnte den Schlaf nicht lange von sich abhalten.

Fulbert wartete noch eine Zeit lang, bis er sich überzeugt hatte, daß der Verbannte fest schlafe, dann schickte er sich an, hinunter in den Garten, nach der Laube zu gehen, in welche Louise zu kommen versprochen hatte. Es war halb zwölf Uhr. Er nahm die Pistolen mit sich, welche Gaston auf den Tisch gelegt hatte, ging hinunter und verschloß die Thüre zu dem Thurme. Die Nacht war sehr finster. Nur einzelne bleiche Blitze zuckten in den Wolken an dem Horizonte. Fulbert sah sich noch einmal um, ehe er den Weg nach dem Garten antrat, und glaubte einen hellen Schein zu erblicken, der sich bewegte und endlich hinter einigen Säulen verschwand, welche die Stelle der alten Burgkapelle bezeichneten. Was konnte die Ursache zu dieser Helle seyn? Zu jeder andern Zeit würde er dieselbe zu ermitteln gesucht haben, jetzt aber, da die Leidenschaft jede andere Stimme in ihm übertönte, schrieb er den Lichtschein irgend einem Meteore zu, das in der Gewitternacht entstanden, oder der nächtlichen Wanderung eines Büßenden, der daher gekommen, um zu der Mutter Gottes zu beten, die sonst an dieser Stelle die Gläubigen versammelt hatte.

Im nächsten Augenblicke war er in dem Gäßchen an dem Garten Louisen's und es überraschte ihn einigermaßen, die Thüre offen zu finden. Ist sie schon an dem Stelldichein angekommen? Hatte Louise diese Vorsicht gebraucht, um seinen Eintritt zu erleichtern? Fulbert schlich nach der Laube, aber Niemand befand sich in derselben. Er rief leise, Niemand antwortete. Louise war nicht da. Was bedeutet diese Abwesenheit, diese halb geöffnete Thüre? Fulbert wartete und horchte; kein Geräusch ließ sich hören außer dem Rau-

schen der Blätter, von denen der Wind die Regentropfen abschüttelte. In diesem Augenblicke schlug es Mitternacht; das war die verabredete Stunde, nun wird Louise wohl kommen. Aber es verging eine halbe Stunde, noch eine halbe Stunde, und die allgemeine Stille wurde nicht unterbrochen. Nur das Herz Fulbert's klopfte laut vor Ungeduld, Zorn und Langeweile.

Sie hat ihn getäuscht; sie kommt nicht. Wie ein Unsinniger that Fulbert einen Schritt aus der Laube hinaus und nach dem Hause zu. An dem Fenster Louisens zeigte sich kein Licht, es war so dunkel, wie alle übrigen; aber mit einem Male fiel leuchtend ein anderer Schein, gleich dem, welchen er unter den Ruinen gesehen hatte, auf das dunkele Haus.

Er drehete sich um; eine weißgekleidete Frauengestalt mit aufgelösetem Haar trat eilig durch die Gartenthüre in den Garten herein, schloß schnell die Thüre zu und horchte, als wollte sie sich überzeugen, ob sie verfolgt würde. Wie es schien, beruhiget durch die Stille, die ringsum herrschte, nahm sie das Licht wieder auf, das sie auf die Erde gestellt hatte, und wendete sich langsam nach der Seite hin, wo Fulbert stand. Es war Louise, Louise zitternd und bleich, in der Aufregung, welche die Ausführung einer kühnen und verzweifelten That zu begleiten pflegt. Ihr Anblick erschreckte den Mann, der gekommen war, sie um Liebe zu bitten.

Er that einige Schritte ihr entgegen und sie schrie laut auf als sie ihn erblickte.

„Mitternacht ist vorüber, Louise," sprach er; ich warte schon längst."

— „Er ist es," sprach sie düster vor sich hin; „er war nicht in dem Telegraphen und ich habe nicht das Glück gehabt, mich zu rächen, während ich Gaston rettete."

„Gaston retten?" wiederholte Fulbert, indem er Louisen nach der Laube zu ziehen suchte; „willst Du Deinen Gaston nicht retten, Louise?"

— „Ob ich es will!" sprach das begeisterte Mädchen; „es ist geschehen."

Und sie blickte auf das Licht.

„Wenn der Telegraph diese Nacht niederbrennte, sprach sie mit den Worten, deren sich Fulbert bedient hatte, „könnte er natürlich morgen die Depesche von Paris nicht befördern"

— „Was haben Sie gethan?"

In diesem Augenblicke schlug eine rothe Gluth auf und erklärte die Worte des Mädchens vollständig.

„Sie haben den Telegraphen in Brand gesteckt!" rief Fulbert mit scheeclicher Stimme. „Gaston, Ihr Geliebter, Gaston, Ihr Verlobter, war in demselben versteckt!"

Louise schrie laut auf und sank ohnmächtig nieder. Sie starb indeß nicht vor Schmerz darüber, mit eigener Hand ihrem Geliebten den Tod gegeben zu haben, denn das Register des Criminalgerichts in ... enthält Seite 35 das Todesurtel über Franzisca Louise von Tibergé wegen Brandstiftung an einem für den Dienst der Republik bestimmten Gebäude.

---

## Beethoven's „Fidelio".

(Fortsetzung.)

In Frankreich hatte „Fidelio" auch seine Widerwärtigkeiten. Ohne die Gesellschaften der Concerte und Herrn Habenek möchte unsere Bewunderung für dies große Werk sich wohl erst später entwickelt haben. Im Conservatorium, im Heiligthum der Instrumentalmusik war's, wo Frankreich's Enthusiasmus für Beethoven's Partitur entsprang. Was ist auch in der That „Fidelio", wenn's nicht eine herrliche, dialoge Symphonie ist? Man hat gesagt: daß Rossini's Stabat die dramatischen Formen in ihrem frömmsten Willen blicken ließe, und daß die Kirchenmusik des berühmten Autors der „Semiramis" und des „Wilhelm Tell" nichts Anderes als eine Opernmusik sey; ich gebe das zu, doch wird man mir wenigstens nicht streitig machen, daß Beethoven seinerseits in seinem „Fidelio" nur ein Instrumentalwerk, eine imposante, pathetische Symphonie geschrieben, mit Menschenstimmen zur Steigerung der Instrumente, wo der Tenor, Sopran, Baß und Bariton die Rolle des Hautbois, des Clarinets u. s. w. übernehmen und sich unaufhörlich im Strom der Harmonie, im tumultvollsten Schlund des gewaltigsten Orchesters verlieren, ohne sich jemals erheben und oberwärts schweben zu können. Im Allgemeinen hat der deutsche Geist nur eine Klippe: seine Tendenz zur Tiefe zieht ihn in das Nebelhafte, wie anderseits sein Flug zum Lichte ihn in die Wolken treibt. Nun, könnte man in solchen Fällen nicht sagen: daß das Orchester für die Musiker das ist, was die Methaphysik für die Dichter, nämlich ein sicherer Weg, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind, sich zu verirren und zu verlieren? Im Orchester gibt es in der That viele Abstractionen, die man in unsern Tagen nach Belieben gemißbraucht; im Durchwühlen der Abgründe des Orchesters entdeckt man die ganze Schein-Philosophie in der Kunst, die in ihren Folgen so verderblich, so unselig, wenn ungeschickte Hände sich ihrer bemächtigen und sie zur großen Verblüffung der Menge losplatzen lassen, wie Charlatane es mit Elixiren machen. In diesem Sinne hat Beethoven den wahren Interessen der Musik mehr geschadet, als man sich denkt. Wohl weiß ich, daß ein Genie Niemand Rechenschaft abzulegen hat, mag er das Gut seiner Vorrechte erheben oder zerstören, durcheinander werfen oder neu aufbauen, ausdehnen oder zusammenziehen, ohne Rath anzunehmen. Er mag das thun mit der bloßen Autorität seiner ausnahmsweisen Ueberzeugung; dennoch kann man nicht bestreiten, daß es Werke gibt, die, an sich bewundernswerth vollkommen, auf nachfolgende Generationen einen gefährlichen Einfluß üben, und zu diesen Werken gehören Beethoven's, wie ich, wäre von Malerei die Rede, Michel Angelo anführen würde. Blickt man in der Sphäre der Kunst nach Oben, so findet man Raphael und Mozart wieder, zwei strahlende Geister, die stets nur Licht geworfen. Zu jeder Zeit haben tumultuöse Geister, die wirren Neuerer, im unpassenden Sinne romantisch betitelt, so nannte man es 1825, sie haben in Bezug auf Malerei die Verwandtschaft Michel Angelo's in Anspruch genommen, und eben so verlockt unsres großen Musikers Eigenthümlichkeit zu den eitelsten Versuchen. Sicherlich wäre ohne Beethoven, ohne das, was es Streitiges in seinen Meisterwerken gibt, Berlioz's phantastische Symphonie nicht zur Welt gekommen und „Fidelio" ist's, was uns den „Benvenuto Cellini" und so viele andere unzeitige Ereignisse dieser unglücklichen Schule zugebracht hat.

Nach diesem Vorbehalten und den angenommenen Bedingungen des Werkes, bleibt uns in „Fidelio" nur ein großartiger, strenger Styl, ein, beständig zu den höchsten Regionen erhobener und darin gehaltener Gedanke zu bewundern. Wenn Weber mit Recht die äußere Natur in Anspruch nimmt, in dem, was sie Malerisches, an Wald, See und Mondenschein Romantisches hat, was Alles den melancholischen Gesängen des „Freischütz" und des „Oberon" gehört, so kann Beethoven dagegen mit vollem Rechte als das Seine betrachten, die verborgenen Phänomene in den Tiefen des menschlichen Herzens, dessen geheimnißvolle Qualen, seine tödtliche Trauer, seine unendlichen Entmuthigungen. Die Pathetik dominirt in „Fidelio", eine düstere, traurige Pathetik im Schooße der Finsternisse und eines Gefängnisses. Der

Wahrheit wegen erstickt uns diese Musik von Anfang bis zu Ende; keine Phantasie mildert auf Augenblicke ihre rauhe Strenge; kein Hauch des Himmels, kein warmer Strahl durchdringt uns, nur Thränen und Seufzer finden wir. Im letzten Finale endlich wird's Tag, die Freude bricht aus — eine Beethoven'sche, plötzliche, natürliche, betäubende Freude; ohne Uebergang wird man vom Schrei der Verzweiflung zum Jauchzen der Befreiung, vom gepreßten Schluchzen zu den Lauten einer Trunkenheit, die sich nicht mehr zurückhalten kann — versetzt. Unser, an die so geschickt beobachteten Nuancen der Mozart'schen Schule gewöhntes Ohr, erstarrt fast vor einer so plötzlichen Entwickelung, die mit Güte oder Zwang fortreißt, nicht, ohne alle Mal etwas von der Verblendung eines plötzlichen Uebergangs von unterirdischer Finsterniß zum hellsten Sonnenlichte empfinden zu lassen. Man kann das Stück, was Beethoven's Partitur schließt, wohl kaum Finale nennen. Das Finale, wie es unsre großen Bühnenmeister verstehen, besonders Mozart in „Figaro's Hochzeit" und „Don Juan", hält mit unsichtbarer Schnellkraft an der Handlung und bildet mit dem Stück einen vervollständigenden, unentbehrlichen Theil. Was finden wir aber hier? Einen erhabenen Schluß, eine herrliche Danksagungs-Hymne, gemacht, um die Zuhörer zum Enthusiasmus aufzuregen und zu erheben, aber ohne genaue Verbindung mit dem Ganzen, eine Hymne, die, von der Partitur gelöst und nach anderswo, z. B. in ein Concert verpflanzt, nicht minder ein in sich bestehendes, vollendetes Werk ausmachen würde. Ich möchte das Finale zum „Fidelio" gern dem Epilog im Himmel vergleichen, den Göthe zur Entwickelung seines „Faust" gesetzt, diesem Siege, der sich nach dem Ende aller Dinge aufthut und strahlt. In Beethoven's Hymne, wie in Göthe's Phantasmagorie, muß man einen grandiosen Schluß, ein reiches aber freies Außenwerk sehen; das aber ist kein Finale, eben so wenig als der erhabene Dialog zwischen „Eleonore" und dem Kerkermeister", der für den Gefangenen ein Grab gräbt, ein Duo zu nennen. Seiner Ueberzeugung entflieht man nicht; die instrumentalen Formen herrschen in „Fidelio" in eben so despotischer Art als in allen Meisterwerken Beethoven's. Diese Oper ist eine Symphonie, aber welche edle — dramatische Symphonie!

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** (Wien, 17. Juni.) Donizetti's „Linda di Chamounix" ist nun bereits zwölfmal bei stets vollem Hause und unter rauschendem Beifall über die Bretter gegangen. Der geniale Maestro weilt noch immer unter uns, obwohl er ursprünglich die Residenz schon Ende Mai verlassen wollte. Glaubwürdigen Personen zu Folge, ist Donizetti zum k. k. Hofkomponisten ernannt, mit einem Gehalte von 3000 fl. K. M., und der Bedingung, während sechs Monaten in jedem Jahre der musikalischen Leitung unserer Bühne sich zu unterziehen. Die offizielle Bestätigung dieser verdienten Belohnung soll schon in den nächsten Tagen erfolgen, und der beispiellose Succeß seiner letzten Oper könnten wohl schwer gewogen haben in der Waagschale der Ansprüche Donizetti's auf diese Auszeichnung. Unstreitig war Linda das einzige „Ereigniß" der italienischen Saison, dafür aber hat sie den allgemeinsten Eingang gefunden, und ist seit der kurzen Zeit ihres ersten Auftauchens schon so populär geworden, daß man ihre Lieblingsmelodien bereits auch von Musikern vortragen hört, die nie in den Hallen unserer großen Oper das Publikum zu desennuyiren Gelegenheit fanden. — In den übrigen Theatern „des Kirchhofs Ruhe." Doch geht heute Abend ein Spektakelschauspiel, „Die Europäer in Afrika", im Theater an der Wien in die Scene, bei welchem die Zahl der vierfüßigen Akteure nicht hinter den zweibeinigen zurückstehen dürfte. — Saphir bereist jetzt Galizien, und hat namentlich in Lemberg Geld und Ehre geerndet. Man spricht davon, daß er seine Reise bis Warschau, ja bis St. Petersburg fortsetzen werde, überall auf dem Pegasus reitend: „ins kalte romantische Land." Während seiner Abwesenheit verliert der Humorist den belebenden Funken. — Unsere Stadtchronik erzählt diesmal blutwenig, eine tragische Liebesgeschichte ausgenommen. Die hübsche und liebenswürdige Tochter einer sehr vermöglichen Familie in der innern Stadt verliebte sich in einen dito jungen und liebenswürdigen Buchhalter, den das Schicksal an ein Fenster fesselte, das dem ihrigen gerade gegenüber lag. Ein reger, obwohl von Seiten des Mannes weniger begünstigter Austausch von seelenvollen Blicken entspann sich, und die Sache fiel endlich im Hause des Mädchens auf. Ihr Bruder stellte den gefährlichen Nachbar zur Rede, der die Schuld, wie natürlich, leicht von sich wälzte, sich jedoch bereit erklärte, seinen Platz am Fenster zu verlassen. Zwei Tage nach dieser Veränderung trank das unglückliche Mädchen eine bedeutende Quantität Spiritus, und liegt nun hoffnungslos darnieder. (Nürnb. Corresp.)

*** (Berlin, 18. Juni.) Bei der Ernennung Meyerbeer's zum General-Musikdirektor vernimmt man in den vornehmen Kreisen, daß es bestimmt sey, ein Conservatoire de Musique zu begründen, dem Felix Mendelssohn vorstehen wird. Der König soll dazu einstweilen 15,000 Thaler alljährlich bewilligt haben. — Die gestrige erste Darstellung von Halm's Drama: „der Sohn der Wildniß" sprach das gebildete Publikum sehr an. Die Tendenz darin, daß die Bildung des Menschen mehr aus dem Gemüth, als aus der kalten Vernunft hervorgehen muß, ist höchst glücklich und psychologisch wahr, wenn auch dagegen geeifert werden mag.

*** Das Monthly Magazine führt folgende Beispiele an, wie Rechtsgelehrte in England sich aus niederen Verhältnissen zu den ersten Staatsämtern empor schwingen können. „Der jetzige Generalfiskal von England, Sir F. Pollock, ist eines Sattlers Sohn. — Der Vater des Generalanwalts, Sir William Follet, ist Holzhändler in der Nähe von Exeter. — Sir John Williams, Mitglied von Queensbench, des höchsten Gerichtshofes in England, ist der Sohn eines Roßkamm zu Yorkshire. — Der Kanzler von Irland, Sir Edward Sugden, ist der Sohn eines Barbiers. Als derselbe bei der Wahl eines Parlamentsmitgliedes für Cambridge, in welcher er als Concurrent von Lord Monteagle auftrat, seine Rede von den Hustings herabhielt, schrie ihm ein erboster Whig zu: „Herunter mit Dir, Du Bartputzerssohn!" Er erwiederte aber sofort: „Zwischen jenem Schreier dort und mir ist nur der Unterschied, daß er, wenn ebenfalls eines Barbiers Sohn, ewig und immer geblieben seyn würde, was er war." — Der Vater des Herrn Platt, Raths der Königin und eins der angesehensten Mitglieder des englischen Advocatenstandes, war Schreiber bei dem verstorbenen Lord Ellenborough. — Die Mutter des Barons Gurney hielt eine kleine Bude zum Verkauf von politischen Broschüren. — Lord Kennyon, der im Jahr 1784, unter der zweiten Administration von Lord Rockingham, successive zum Generalfiscal ernannt und baronisirt wurde, und im Jahr 1788 dem Lord Mansfield als Lord Oberrichter folgte, war Schreiber bei einem Procurator gewesen. Er hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 300,000 Pf. St. — Lord Hardwick, schon in seinem 34. Jahre zum Generalfiskal ernannt, war der Sohn eines Procurators zu Dover. — Lord Eldon war eines Handwerkers Sohn, und sein Bruder, der nachherige Lord Stockwell, mußte sich 40 Pf. St. borgen, um die Kosten seiner ersten Rundreise als Richter bestreiten zu können. — Der Vater des Lord Tenderden war Barbier zu Can-

terbury. — Lord Longhall ist Accoucheur gewesen, und Lord Campbell, so wie auch die Advocaten Talfourd und Spankie haben in dem Büreau des Morning Chronicle gearbeitet. (Hamb. Lit. u. krit. Bl.)

*** (Definition des Wortes „Bankier.") Der seiner Zeit berühmte Londoner Bankier Lefevre, Vater des jetzigen Sprechers des brittischen Unterhauses, gab einem schlechten Zahler einst folgende, ächt praktische Definition des Wortes „Bankier." Lefevre war Hauptgründer des Hauses Currie und Comp. und hatte unter andrem mit einem Individuum, welches sich niemals besinnen konnte, wie es mit seinem „Soll" stehe, viel auszustehen. Eines Tages wurde dasselbe von Lefevre, dem es im Comptoir aufstieß, folgendermaßen angeredet: „Mein Herr, es ist gut, daß ich Sie treffe, denn wir müssen uns sofort besser ins Klare setzen, als dies bisher der Fall gewesen. Ich besorge, daß Sie nicht so recht wissen, worin das Bankiergeschäft eigentlich besteht. Erlauben Sie mir daher, es Ihnen mit wenigen Worten begreiflich zu machen. Es ist mein Geschäft Ihr Geld in Obhut zu nehmen, ich finde aber, daß Sie im Gegentheil mein Geld stets in Ihrer Obhut nehmen. Das kann und darf aber nicht angehen, ich bin der Bankier, mein Herr, und nicht Sie. Sie haben mich nun wohl gehörig verstanden. Adieu! (Wiener Zeitsch.)

## Aus Hamburg.

### Privat-Soirée der Celebritäten Ole Bull, Franz Liszt und L. Pantaleoni.

Kaum war es bekannt, daß Liszt in St. Petersburg Furore machte und Ole Bull in Holland mit nicht minderem Beifall concertirte — als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, Ole Bull sey in Hamburg und Liszt müsse mit dem ersten russischen Dampfschiffe in Lübeck eintreffen. Man traute kaum seinen Ohren, aber das Gerücht vertauschte sich bald in der That mit den Personen selbst, denn Liszt und Ole Bull waren angekommen, man hatte sie gesehen, sie gesprochen. Mit Liszt sind von St. Petersburg auf dem geräumigen Pracht-Dampfschiffe Nicolai I 130 Passagiere angekommen, unter diesen hohe Herrschaften, fast sämmtlich Verehrer und zum größten Theil Freunde des genialen Künstlers. Was die Reise selbst betrifft, so soll sie in jeder Beziehung eine der glücklichsten und interessantesten gewesen seyn, welche je stattgefunden haben. Fortwährend durch schönes, ruhiges Wetter und heiteren Himmel begünstigt, entwickelte sich in der zahlreichen Gesellschaft, unter welcher auch viele hochgestellte Damen, die glücklichste Stimmung. Es wurde neben mannichfaltigen Unterhaltungen vornehmlich musicirt, abwechselnd von talentvollen Damen und Herren, bis endlich die musikalischen Spielereien sich in großartige Kunstgenüsse verwandelten. Pantaleoni nämlich, ein vortrefflicher Tenorist, welcher bekanntlich Liszt nach St. Petersburg begleitete, entzückte durch den herrlichen Vortrag seiner Barcarole vénitienne, welche ihm Liszt accompagnirte. Darauf begann Franz Liszt mit seinen bekanntesten Lieblingswerken; er improvisirte, phantasirte, und allgemein gerieth man in Entzücken über die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, mit welcher Liszt während der ganzen Reise durch seine Kunst Genüsse über Genüsse bot; Alle fühlten sich ihm verpflichtet, namentlich aber die ihm näher stehenden befreundeten Familien, welche Gelegenheit hatten, auch Liszt in seiner geistreichen Unterhaltung kennen zu lernen, seine Eigenthümlichkeiten und seinen sprudelnden Witz zu bewundern. Als Liszt in Lübeck ankam, veranstaltete er daselbst sogleich ein Concert für die Hülfsbedürftigen in Hamburg. In demselben versammelten sich neben den Kunstfreunden Lübeck's auch die russischen hohen Familien, und das Concert, welches von einem Abend bis zum andern kaum bekannt geworden seyn konnte, brachte dennoch einen Netto-Ertrag von 830 Mark Cour. ein. Nach dem Concerte reisete Liszt nach Hamburg, stets in der Mitte seiner St. Petersburger Verehrer und Freunde. Ole Bull's Hierseyn war indeß schon in Lübeck bekannt geworden und so eilte Liszt bei seiner Ankunft sofort zu seinem Freunde. Ole Bull, so plötzlich durch Liszt's Besuch überrascht, vermochte sich kaum in Worten auszudrücken; die gegenseitige Freude eines so unerwarteten Zusammentreffens war wirklich groß. Sie versprachen, einander wieder zu sehen, und gaben sich sogleich das Wort, mit einander zu musiciren. Kaum waren einige Stunden verflossen, so hatten die russischen Fremden ein Diner im Rainvilleschen Saale den Künstlern Liszt, Ole Bull und Pantaleoni zu Ehren arrangirt, sie erhielten noch am nämlichen Tage eine sehr schmeichelhafte Einladung von Sr. Durchl. dem Prinzen Leon Kotschubey, welcher die Anordnung der Fete übernommen hatte. Theil nahmen an derselben die Fürstin Kotschubey Mutter, der Fürst Basil Kotschubey, der General-Adjutant des Kaisers, Perowsky, die Frau Gräfin Benckendorff nebst Tochter, die Fürstin Beloselsky, der Graf Nesselrode, der Oberjägermeister Wsewologsky nebst Gemahlin, Herr von Tumansky, der hiesige russische Generalconsul von Bacheracht, so wie auch ein hiesiger Musik-Verleger geladen wurde, welcher bereitwillig seinen großen Erardschen Flügel herbeischaffen ließ. Das Prosaische stand nun mit dem Poetischen, Artistischen, im Gegensatz, denn so glänzend das Diner auch gegeben wurde, so trat es doch am Ende in den Hintergrund, da die Sehnsucht nach den hohen Kunstleistungen eines Ole Bull, Liszt, Pantaleoni in so seltener Vereinigung vorherrschend war und die Kunstgenüsse den Culminationspunkt des heutigen Tages bilden sollten. Die Soirée musicale begann etwa um 8 Uhr. Herr Pantaleoni trug zuerst eine wunderherrliche Romanze mit kräftig schöner Stimme vor; kaum aber waren die ersten Töne aus den geöffneten Fenstern erschollen, so hatten sich auch schon in Rainville's Garten, aus der Umgegend, wo die angesehensten Hamburger zur Sommerlust wohnen, große Massen des feinsten Publikums versammelt. Wirklich kamen sie auch sehr zu rechter Zeit, denn nach Pantaleoni spielte Liszt das Schubert'sche Ständchen, seine Fantasie aus der Somnambule und den Erlkönig. — Ole Bull dazwischen abwechselnd seine Fantasie aus Montecchi und Capuletti und die treffliche noch unübertroffene Polacca guerriera, stets von Liszt am Piano begleitet, und so wetteiferte Jeder, das Beste in vollendetster Ausführung zu geben. In der That, beide großen Künstler leisteten, was sie vermochten, sie boten ihre besten Werke mit dem besten Willen. Wen sollte aber Liszt's Erlkönig nicht ergreifen? Wen seine köstliche Somnambule-Fantasie nicht entzücken? Ole Bull's Polacca ist längst als das bedeutendste Musikstück, was für Violine componirt, bekannt. Seine Fantasie aus Montecchi ist nicht weniger reizend, und Beides wurde von dem genialen Künstler ebenfalls vortrefflich executirt. Pantaleoni war diesen Abend sehr gut bei Stimme, er hatte gleichen Erfolg, und die Anwesenden begrüßten jeden Vortrag des liebenswürdigen Künstlers mit dem größten Beifall, auch folgte stets der rauschende Jubel von der im Garten versammelten Menge, welche nach jeder Nummer den Künstlern durch die geöffneten Fenster Kränze zuwarfen und ihnen Lebehochs brachten. Alles dieses wirkte so mächtig auf die fürstlichen Familien, die Stimmung war eine so allgemein herzliche, freudige, daß sie die näher tretenden Kunstfreunde aus dem Garten mit den kostbarsten Erfrischungen versahen, mit einer Liberalität und Freundlichkeit ohne Gleichen. Von allen Seiten erschollen daher die Freudenbezeugungen den erlauchten Familien, so wie namentlich auch den Künstlern, welche vereint sich so bereitwillig ihren Freunden und dem Publikum hingaben. Der Jubel und die Freude dauerten fort, bis in der Nacht die Gesellschaft sich allmälig auflösete. Lange Zeit noch wird Jedem dieser Eindruck unvergeßlich bleiben, daher dem gastfreien Fürsten Leon Kotschubey und den herrlichen Künstlern nochmals tausend Dank! P. S. Liszt hat sich nach Paris begeben, um auszuruhen von den sechsmonatlichen Strapazen, eben so Ole Bull, der sich nach seinem Landsitze bei Bergen zurückzieht, Pantaleoni ist nach Ems abgereis't. (Hamb. Corresp.)

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 25. Juni: Ueber Vergoldung, Versilberung und Verplatinirung der Metalle auf galvanischem Wege.

## Theater-Anzeige.

Samstag, den 25. Juni. Capricciosa, Lustspiel in 3 Abth., frei nach dem Italienischen des Federici, von C. Blum.

Sonntag, den 26. Juni. (Zum Erstenmale) Guido und Ginevra, oder: Die Pest in Florenz, große Oper in 4 Akten, der vierte in 2 Abth. Musik von Halevy. — Die vorkommenden neuen Decorationen sind von Herrn C. Gropius in Berlin und dem Theatermaler Herrn Hofmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oßterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Sonntag, Nro. 174. 26. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Abendgefühle.

Dort im Westen sinkt nieder die Abendsonne am Berge,
Segen und Wonne zu strahlen der neuen Welt jenseit des Meeres.
Scheidend umfließt ihr Abendschimmer die Zinnen des Altkings,
Und vergoldet den Ringwall gewälzt von Ariovistus!
Glühende Hitze versandte sie während des Laufes des Tages
Aus dem hohen Gezelte; der Abend kühlet die Fluren!
Wetterleuchten von fernen Gewitterwolken durchflimmert
Jetzt das heilige Dunkel belaubter Kastanienhaine,
Und in ihren erhabenen Wipfeln spielet der Nachtwind!
In dem Dunkel des Haines am Saume der Wiese des Thales
Dengelt der Mäher die Sens'; es rufet vom Hügel das Echo.
Wachtelschlag tönt aus den wallenden Saaten der weiten Gefilde,
Die im Abendwind wogen; im hohen Wipfel der Tannen
Tönet Harfenklang! Silbern im schlängelnden Bache des Thales
Bricht im Wasserfall sich das Mondlicht; langsam durchschiffen
Einzelne Wolken den Himmel beschattend die nächtige Erde,
Wenn sie die Sichel des Mondes verdecken im zögernden Fluge!
Der beflügelte Schwan durcheilt des Firmaments Räume,
Mächtig dringt in das Herz der Klang der himmlischen Leyer,
Und die Grille des Feldes singt emsig ihr Lied an dem Hügel!
Ruhe senket sich nieder auf Berg und Thal und Gefilde,
Bis die flammende Morgensonne die Berge vergoldet!
Säuselt linde ihr Abendlüfte im Haine Pomonens,
Lispelt hehres Sphärengetöne im Wipfel des Kirschbaums
Um das ländliche Dach, wo die Geliebte jetzt schlummert,
Daß die wallenden Schatten im Mondlicht ihr Lager umfließen!
Auf, zum erhabensten Throne dort über den Sternen erhöhet,
Walle auf Flügeln des Lichtes mein Abendopfer zum Himmel
Dankerfüllt für die Liebe des Herrn, für Friede auf Erden,
Und für Ruhe der Herzen! Erhebend o'Nacht ist dein Frieden,
Der auf Strahlen der Sterne vom Throne der Liebe herabfließt!

## Des Henkers Prophezeiung.

Ein historisches Factum, von Isabella Romer.

In fast allen Ländern erregt das Amt des Henkers in den Gemüthern eine tiefe Verachtung, nicht sowohl wegen der schrecklichen Functionen, die dasselbe mit sich bringt, als, weil man weiß, daß im Allgemeinen derjenige, welcher sich zu solchen Dingen hergibt, selbst ein Auswurf der Gesellschaft ist, ein verurtheilter Schuldiger, dem sein werthloses Leben nur unter der Bedingung geschenkt worden, daß er von nun an das Werkzeug der Gerechtigkeit bei Vernichtung seiner Mitschuldigen werde. So lange die Todesstrafe noch nicht abgeschafft ist, müssen diese verachteten Wesen als nothwendige Stützen der Gesetze angesehen werden; man mag sie als privilegirte Mörder verabscheuen, sie sind in der That aber nur die Chirurgen der menschlichen Gesellschaft, die durch ihre Dienstleistungen dem Umsichgreifen der Verderbniß Einhalt thun, indem sie die verdorbenen Glieder, welche sonst den ganzen Körper der Gesellschaft anstecken würden, abnehmen. In Frankreich ist das Amt des Scharfrichters auf ganz verschiedenem Fuße eingerichtet, denn obgleich dasselbe dort in eben dem Maße der öffentlichen Verachtung preisgegeben ist, so beschränkt sich diese doch nur auf das Geschäft selbst, und geht nicht auf den Vollstrecker desselben über; in diesem Lande ist das Scharfrichteramt mit einem schrecklichen Ansehen bekleidet, es ist erblich und geht ohne Unterbrechung vom Vater auf den Sohn über; im Fall aber, daß keine männlichen Nachkommen vorhanden sind, fällt es auf den nächsten Verwandten, von dem man erwartet, daß er das schreckliche Amt, welches als ein Erbdienst der Familie angesehen werden kann, annehme. In früheren Zeiten war dies ein unumgängliches Gesetz und auf die Vollziehung desselben ward mit der größten Strenge gehalten; nichts konnte die Söhne und nächsten Verwandten von der Pflicht, Nachfolger in jenem schrecklichen Berufe zu seyn, entbinden, und es sind mehre Fälle vorgekommen, wo junge Männer lieber freiwillig ihr Vaterland verlassen haben, als daß sie sich dem tyrannischen Gesetze gefügt hätten, welches sie auf diese Weise zwingen wollte, Blut zu vergießen; auch ist es factisch, daß Väter, welche fanden, daß lange Jahre der Praxis ihr Gemüth nicht mit dem blutigen Geschäft, das ihnen oblag, auszusöhnen vermochten, ihre Söhne in entfernte Länder sandten und sich für immer von ihnen trennten, um sie von einem Lebensberuf zu befreien, welcher nicht allein dem menschlichen Gefühl zuwider ist, sondern auch den, welcher ihn ausübt, gleichsam in den Bann thut und ihn ausschließt von der Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen. Aber dergleichen Beispiele sind selten, und obgleich die erbliche Nachfolge nicht mehr wie früher unumgänglich von dem Gesetze befohlen wird, so folgt doch in neunzehn von zwanzig Fällen der Sohn seinem Vater in dem Amt des éxécuteur des hautes œuvres mit eben so wenig Bedenklichkeit, als wenn es das des Generalsecretärs der Pairskammer wäre.

Das Geschäft des Scharfrichters zu Paris ist einige Menschenalter hindurch in derselben Familie geblieben, und das Geschlecht Sanson's (oder Monsieur de Paris, wie er gewöhnlich genannt wird,) kann sich rühmen, während der beiden letzten Jahrhunderte das Blut aller Verbrecher und Schuldigen jeder Art in der Hauptstadt vergossen

zu haben; in neuerer Zeit leider! aber auch des Reinsten und Edelsten, was das Königreich aufzuweisen hatte — das Blut der königlichen Märtyrer und Derer, welche treu ihnen anhängend ein gleiches Schicksal erfuhren! Welch' eine schreckliche Chronik könnte aus den Traditionen dieser Familie angefertigt werden! — Und dennoch sollen diese Sanson's, geboren und erzogen zu einer Erbfolge, bei der man sich nicht des Gedankens entschlagen kann, daß Functionen solcher Art nothwendig einen grausamen und rohen Charakter zur Folge haben müssen — sollen diese Männer, welche wie Parias gemieden sind, nicht einen öffentlichen Wagen oder das Theater betreten dürfen, mit Verachtung aus der Gesellschaft ausgestoßen werden, nur mit Leuten ihres Handwerks in Familienverbindung treten können, und um es kurz zu sagen, auf eine so verächtliche Weise sich behandelt sehen, daß man denken sollte, ihr Herz müßte vor Bitterkeit gegen ihre Nebenmenschen erfüllt seyn, sie sollen, sage ich, gut, sanften Charakters, ausgezeichnet in ihren Familienverhältnissen und mildthätig gegen die Armen seyn! Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren eines Tages zu einem Kaufmann ging, dessen Laden in der von dem Scharfrichter von Paris bewohnten Straße und seinem Hause gerade gegenüber lag, und neugierig, etwas von seinen schrecklichen Nachbaren zu erfahren, einige Fragen über dieselben an ihn richtete. erwartend, die fürchterlichsten Dinge über sie zu hören. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß die wahrhaft patriarchalische Familie der Sanson, welche seit drei Generationen dasselbe Haus bewohnte, von Liebe und Güte beseelt sey, daß der Henker selbst sich durch eine besondere Feinheit in seinen Sitten auszeichne und seine Mußestunden vorzugsweise mit Blumenzucht und Klavierspielen hinbringe! Der Mann erzählte noch außerdem, daß Monsieur de Paris sehr comfortabel lebe, daß sein Haus schön eingerichtet sey, und er ein Einkommen beziehe, das sich auf 20,000 Francs belaufe, von denen ein großer Theil den Armen und Nothleidenden zu Gute komme. „Allez Madame," — so schloß mein Berichterstatter — „si tout le monde faisait autant de bien que le Bourreau de Paris, il n'y aurait guères de malheureux!"

In jener Zeitperiode herrschte in Frankreich ein kränkelndes Gefühl in Bezug auf den ganzen Stand der Scharfrichter, und deren unglückliche moralische Stellung wurde von den Philanthropen als Vorwand gebraucht, und von bedeutenden Schriftstellern als ein vollgültiger Grund bezeichnet, um die Todesstrafe deshalb abzuschaffen. Novellen und Dramen, die zum Gegenstand Scharfrichter hatten, die Muster von Milde, Güte und Bildung waren, und daher natürlich unfreiwillige Opfer ihrer schrecklichen Pflichten seyn mußten, folgten rasch auf einander. Anekdoten, von bedeutenden Individuen jenes Standes, circulirten in den Gesellschaften, und manche Züge aus dem Leben der Sanson's kamen an's Tageslicht. Vorzüglich interessirte mich ein seltsames Ereigniß, welches einen der Vorfahren des jetzigen Monsieur de Paris und einen Edelmann, der in dem letzten Jahrhundert sich durch seine Tapferkeit, Talente und sein trauriges Geschick auszeichnete, betrifft, da dasselbe ein merkwürdiges Beispiel der geheimnißvollen Wege des Schicksals ist. Weil es nun außerdem durchaus dem Gebiete der Geschichte und nicht der Sage entlehnt ist, so glaube ich, daß die Erzählung desselben um so mehr auf Theilnahme Anspruch machen kann.

Während der letzten Jahre der Regentschaft Philipp's von Orleans, als wüstes Wesen und Ausschweifungen, begünstigt und hervorgerufen durch das Beispiel jenes Prinzen, an der Tagesordnung waren, gehörte es durchaus zum guten Ton für die Stutzer von Paris, sich durch Theilnahme an gemeinen Orgien auszuzeichnen und sogar die Aussprache der niederen Volksklasse anzunehmen, deren Ausdrücke man sich bediente; eine Gewohnheit, welche der elegante Maréchal de Richelieu in spätern Jahren nie wieder ganz abzulegen im Stande war. In einer Kneipe mit einer Gesellschaft lustiger Gesellen zu Abend zu essen, bis zum Uebermaaß zu trinken, dann singend die Straßen zu durchziehen, ruhige Bürger zu insultiren, die Nachtwächter abzuprügeln und endlich in ein Spielhaus hineinzugerathen, um dort unter Menschen des schlechtesten Gelichters die Nacht zu beendigen, das war die Lebensweise, welcher sich die größten Berühmtheiten Frankreich's damals hingaben, und wer sich davon zurückzog, galt für einen lächerlichen Sonderling. Diese Excesse waren es, die denen, welche sie ausübten, den Beinamen der roués verschafften.

Zu jener Zeit kehrten eines Abends vier junge Edelleute, welche den ersten Familien des Königreichs angehörten, nach Mitternacht zu Fuß von einer Abendgesellschaft im Marais, welches damals das beliebteste Stadtviertel von Paris war, heim. Als sie durch eine dunkle Straße der cité kamen, waren sie erstaunt, Töne musikalischer Instrumente zu so später Stunde in einem so abgelegenen Stadttheile zu vernehmen; ihre Neugierde ward rege gemacht, und indem sie sich dem Hause näherten, aus dem die Musik zu erschallen schien und dessen äußeres Ansehen besser war als das der übrigen in seiner Nähe stehenden, sahen sie durch die Fensterläden eines Parterrezimmers und bemerkten eine zahlreiche Gesellschaft von Personen, welche, ihrer Kleidung nach zu schließen, dem achtbaren Kaufmannsstande angehörig, sich dem Vergnügen eines munteren Tanzes von ganzem Herzen überließen.

Von den vier jungen Männern war keiner älter als zwanzig Jahr und sie verbanden mit der Unbesonnenheit des jugendlichen Alters eine Anmaßung und ein Selbstvertrauen, welche auf den hohen Rang, dem sie angehörten, basirt und durch die Masse des genossenen Weines noch bedeutend gesteigert waren. Es schien ihnen daher ein vortrefflicher Spaß zu seyn, diese einfachen Bürgersleute mit ihrer Gesellschaft zu beehren und, ohne eingeladen zu seyn, an der Lustbarkeit des Balles Theil zu nehmen. Kaum war der Gedanke ausgesprochen, als er auch schon ausgeführt wurde: sogleich bemühten sie sich, die Thür zu öffnen, und da dieselbe nicht von innen verriegelt war, gab sie bald nach. Geräuschlos traten sie jetzt in das Haus und mischten sich unter die Gäste des Ballzimmers, ohne daß Jemand ihr Eintreten gewahr worden wäre. Das Fest galt der Hochzeit des Sohnes vom Hause, die Trauung hatte am Morgen stattgefunden. Zahlreiche Bekannte der Braut und des Bräutigams waren zugegen, und da Jeder von denselben die Erlaubniß hatte, einige Freunde zum Ball mitzubringen, so hielt man die vier Fremden, als man ihrer ansichtig wurde, für eingeführt; so ging Alles eine Zeitlang ganz vortrefflich.

— „Meiner Treu," — sagte einer der jungen Edelleute zu einem andern — „diese Bürger scheinen mir die ehrsamsten Schwätzer von der Welt zu seyn."

— „Ehrsam!" — wiederholte sein Freund — „Du meinst groß. Höre nur wie sie mit einander sprechen, und Du wirst glauben, in einer Versammlung von Bischöfen zu seyn. Da hörst Du die Namen Monsieur de Rouen, Monsieur de Beauvais und, der Himmel vergebe mir! ich glaube, der Herr des Hauses wird Monsieur de Paris genannt!"

— „Sacristie! mon cher" — nahm der Andere das Wort — „sieh' einmal ihre Frauen an, was sie für spröde Mienen aufziehen! Sie erröthen in der That und schlagen die Augen nieder, so gut wie die ingenuées der Comédie Française! Wir wollen doch untersuchen, von welchem Thon sie geformt sind, und ob sie unsere Galanterie zu würdigen wissen."

Während die beiden Freunde so ihre Bemerkungen über die sie umgebenden Personen mit all' der Zügellosigkeit mach-

…ten, welche jene Periode charakterisirt, war Einer ihrer Gefährten in seiner Unverschämtheit schon weiter gegangen, und hatte das bereits ausgeführt, was die Andern so eben zu thun beabsichtigten. Betroffen durch die Schönheit der jungen Braut, deren natürliche Anmuth noch durch ihr glänzendes Brautkleid und das stille Glück, welches aus ihren Blicken strahlte, gehoben wurde, hatte der junge Edelmann sich ihr genährt und sie zum Tanze aufgefordert; sie, nichts Schlimmes ahnend, war ihm willig gefolgt; als aber, während der Pause, ihr Tänzer kein Bedenken trug, sie mit den übertriebensten Complimenten zu überhäufen und ihr Erklärungen zu machen, deren Natur sich nicht verkennen ließ, so hatte endlich das eingeschüchterte Mädchen, welches bei einer ihm so neuen Sprache wechselsweise erröthete und erblaßte, versucht, ihm zu entschlüpfen. Er war rasch genug, dies zu verhindern; kaum aber fühlte sie sich mit Gewalt an seiner Seite festgehalten, als sie vor Aerger in eine Fluth von Thränen ausbrach und laut um Hülfe rief. Sogleich eilten ihr Gatte und Vater herbei, ergriffen den unbedachtsamen jungen Mann bei der Gurgel und hielten ihn, trotz seiner Bemühungen, sich zu befreien, mit eisernen Händen fest. Die Verwirrung, welche dieser Vorfall herbeiführte, machte die Aufmerksamkeit der übrigen Eindringlinge rege, die, als sie bemerkten, daß ihr Freund angegriffen sey, schnell die Degen zogen, und von denselben Gebrauch gemacht haben würden, wenn sie nicht von der übrigen Gesellschaft sogleich überwältigt und entwaffnet worden wären. Der Herr des Hauses fragte nun mit all' der Erbitterung, welche ein solches Betragen nothwendig hervorrufen mußte, was sie bewogen hätte, auf solche Weise die Freude der Gesellschaft, zu der man sie eingeladen, zu stören; wie groß war aber sein Erstaunen, als er von ihnen selbst erfuhr, daß sie uneingeladen sich unter die Zahl der Gäste gemischt hätten und mit keinem der Anwesenden bekannt wären!

Da dies eine Beleidigung, nicht allein für den Hausherrn, sondern für jeden Einzelnen der Gäste zu seyn schien, so war der jüngere Theil derselben schon bereit, eine solche Frechheit des Benehmens gebührend zu bestrafen. Die Schuldigen hielten es jedoch, um der wohlverdienten Züchtigung zu entgehen, für rathsam, sich zu erkennen zu geben, und nun erfuhr man, daß sie den ersten Familien angehörten: Einer von ihnen war der Herzog von Crillon, ein Anderer der Marquis de la Fare, der aber, welcher die Gesellschaft am meisten beleidigt hatte, war der Graf de Lally Tollendal.

— „Meine Herren," — sprach der Hausherr mit Würde zu ihnen — „je höher Ihr Rang ist, eine desto größere Verpflichtung legt er Ihnen in Hinsicht auf Ihr Betragen auf. Ein Benehmen, wie Sie es eben gezeigt haben, würde selbst für die niedrigste und unwissendste Volksklasse unziemend seyn; — für Sie ist es unverzeihlich, und ich sollte es zugeben, daß meine Freunde, den meinen Kindern angethanen Schimpf rächten, von dem Sie nicht einmal die Heiligkeit des Bandes, welches dieselben heute vereinigt hat, noch die Gesetze der Hospitalität, welche Sie so unwürdig verletzt haben, zurückhalten konnte. Wenn aber Männer in Ihrer Jugend so zügellos und gesetzlos sich aufführen, so werden sie früher oder später dem Namen, den sie tragen, Schande machen; von Fehler zu Fehler ist ein schneller Fall, bis man sich dem Verbrechen in die Arme wirft und endlich den Händen derer übergeben wird, deren Amt es ist, die strafende Gerechtigkeit zu vollziehen. Sie sagen, daß Sie Edelleute sind und dem Hofe angehören, ich bin der Scharfrichter von Paris! Verlassen Sie dies Haus augenblicklich und ändern Sie Ihre Aufführung, oder zittern Sie davor, daß wir wieder zusammentreffen könnten, zittern Sie davor, daß einst der Henker noch einmal seine Hand an Sie legt."

— „Ja," — rief der junge Bräutigam aus — „gehen Sie und bitten Sie Gott, daß dies das letzte Mal ist, daß Sie von Henkershand berührt worden sind."

Mit diesen Worten warfen Vater und Sohn den Grafen de Lally Tollendal aus dem Hause; seine Freunde waren schon in derselben wenig ceremoniellen Weise hinausgeworfen und die Thür hinter ihnen zugeschlossen worden; so befanden sie sich denn Alle wieder auf der Straße.

— „Nun," — sagte la Fare zu Lally — „diese Geschichte wird nicht viel zu unserem Credit am Hofe beitragen. Es ist ein fataler Spaß, wie tolle Hunde aus dem Hause des Henkers getrieben zu werden! Ich würde gern tausend Louisd'or hergeben, wenn ich sie hätte, um das Schweigen dieser Leute dafür zu erkaufen."

— „Bah!" — antwortete Lally — „laß' sie sagen, was sie wollen, es kann nur unter ihnen bleiben. Es ist ein verzweifelter Abstand von den Cirkeln des Scharfrichters bis zu denen des Palais-Royal." (Schluß folgt.)

---

## Beethoven's „Fidelio".

(Schluß.)

Die Aufführung des „Fidelio", welche uns die deutsche Truppe an ihrem Abschiedsabende gegeben, die wie der letzte Seufzer dieses unglücklichen Unternehmens erschien, war so unvollkommen, so mangelhaft, als sie seyn konnte und hat doch den größesten Theil der Zuhörer aufs Lebhafteste interessirt und an einigen Stellen wahren Enthusiasmus erzeugt. In der Rolle des „Fidelio" gibt es, neben fast unüberwindlichen Gesangs-Schwierigkeiten, Bedingungen von Gefühl und Ausdruck, die es auf der Bühne stets unmöglich machen werden, das Ideal von Beethoven's Schöpfung zu erreichen. Für eine so imposante, sagen wir auch mühsame Aufgabe, bedürfte es einer Malibran und selbst die Stimme der Malibran, diese, in der Kraft unzureichende Stimme, würde sie diesen mächtigen Stößen, diesem fortdauernden Sturm, den das Orchester den Sängern liefert — würde sie ihm widerstanden haben? Sie erinnern sich der Schröder-Devrient in dieser Rolle, dieses blonden Fidelio's so voll Melancholie und Zärtlichkeit, deren schöne Augen sich in der Scene mit dem Grabe so pathetisch mit Thränen füllen und die sich später in ihrer Verzweiflung heftig, leidenschaftlich, erhaben aufschwingt. Nun, selbst diese Devrient hat auch nie mehr als eine der Beethovenschen Bedingungen erfüllt; was der schönen Wienerin, der Tochter der Schröder, dieser seelenvollen Tragödienspielerin, was ihr fehlte, war die Kunst der Sängerin, die hohe Kunst der Natur der Milder, wie man sich nachgehends davon überzeugen konnte, als sie sich an das italienische Repertoire machen wollte, da, wo ganz andere Erfordernisse herrschen. Madame Walker, die es übernahm, uns die Schöpfung des großen Meisters wiederzugeben, hat gerade den entgegengesetzten Mangel: sie ist keine Tragödienspielerin. Die Devrient spielte diese Musik und sang sie nicht; Madame Walker singt sie, spielt sie aber nicht, und der Charakter von Beethoven's Partitur verlangt noch unbedingter das richtige Spiel als Stimme. Zur Ehre der Prager Schule sey es gesagt, daß z. B. in der Arie des ersten Akts Madame Walker sich als Sängerin zu Höhen aufgeschwungen, welche Madame Devrient nie erreicht. Im Allgemeinen beachtet man nicht die ungeheure Schwierigkeit, die undankbare Natur der meisten Stücke dieser Oper. Man stellt sich nicht vor, welche unglaubliche Anstrengungen, welche unerhörte und oft vergebliche Mühe diese, für die Violine und für's Hautbois geschriebenen Passagen dem Sänger,

dem Virtuosen machen, da der Componist keinen Augenblick auf die Hülfsquellen der menschlichen Stimme Rücksicht genommen, die doch, trotz des Wüthens einer zermalmenden Instrumentation, singen muß. Wie viele zernichtete, zerbrochene Stimmen wird's noch kosten, bis eine einzige dazu gelangt, eine solche Halsbrecherei zu überwinden und damit endet, bei solchen gefährlichen Unternehmungen unterzugehen! Pizzaro's Arie, von eben so großen Schwierigkeiten gestachelt, entspricht den natürlichen Bedingungen der Gesangskunst nicht mehr. Wende man sich an Baroilhet, an Ranconi, mit einem Wort, an die renommirtesten Virtuosen heutiger Zeit und lasse man sie mit dieser echt instrumentalen Musik kämpfen: sie werden darin den geringsten Effekt machen. Es ist hiebei nicht mehr von einer Kunst die Rede, es handelt sich ganz einfach darum, zu wissen, wer die Oberhand gewinnen wird: das donnernde Orchester oder der, aus vollem Halse arbeitende Sänger. Herr Kunz, ein junger Bassist, der auf Treu und Glauben lügenhafter Versprechungen aus dem Innern Deutschland's kam, hat diese Arie wohl oder übel aus voller Kehle gesungen; es ist nicht nöthig hinzuzufügen, daß sie keinen Eindruck gemacht. Alle, die Herrn Kunz in den Rollen des italienischen Repertoires gehört, Alle, denen es nicht unbekannt, mit welcher sonoren, milden Stimme, in welchem vortrefflichen Styl er im „Don Juan" das köstliche Duo mit „Zerline" und in der „Straniera" die so pathetische Cantabile des zweiten Akts singt, Alle die werden gewünscht haben, daß er sich in einer weniger undankbaren Rolle versuchen möchte, als die, welche er zu seinem ersten Debut gewählt, oder die ihm vielmehr Umstände aufgedrungen. Es gab aber keine Hülfsquellen mehr; als Herr Kunz ankam, hatte das Unternehmen, das er so eifrig und uneigennützig unterstützen wollte, schon seinen Todesstoß. Das Pariser Publikum, stets generös, wenn es sich um ein Vergnügen handelt, hatte bei der letzten Vorstellung des deutschen Theaters nicht gefehlt. Man war aus Barmherzigkeit gekommen, Beethoven's Werk zu hören; besonders waren es diese unglücklichen Choristen, diese Helden des Festes, für die man ein von Mitleid gemischtes Interesse hegte. Die armen Leute haben ihre Aufgabe muthig bis ans Ende geführt, und als sie am Schluß des ersten Akts diese abgemagerten Gefangenen darstellten, hatte man im Saale keinen Zweifel über die Ursache ihres so äußerst wahren Ausdrucks. Schadet nicht! Nie wurde die Hymne der Freiheit des großen Meisters mit mehr Enthusiasmus gegeben, nie wurde dieser erhabene Seelenaufschwung: „O Freiheit! Freiheit!" mit glühenderer Begeisterung, mit einem sympathetischeren Delirium dargestellt.

(Nach H. W. übersetzt von Emilie Wille.)

## Tabletten.

*** (Paris, 17. Juni.) Das Siècle gab dieser Tage wieder einen Beweis von der Leichtfertigkeit, womit hier ganz einfache Dinge von gewissen Literaten romantisch verstrichen werden, um so die Neugierde der abgespannten Leser zu reizen. Vor kurzem ist nämlich eine Gesellschaft arretirt worden, welche sich mit Nachahmung preußischer Tresorscheine beschäftigte. Eine Madame D., ein angeblicher Preuße, der hier den Namen Romanzof führte, und andere Individuen gehörten zur Bande. Die saubere Sippschaft wurde arretirt. Nun erzählte einer der Feuilletonisten des Siècle, Peter Durant, eigentlich Eugen Guinot heißend, aber unter verschiedenen Namen schreibend, vergangene Woche im Siècle einen ganzen Roman über das Schicksal dieser Frau D., welche er als eine elegante Polin, eine Schönheit, die ersten Zirkel besuchend und in Liebesverhältnisse mit den Löwen des Tages verwickelt, ein glänzendes Leben führend, schildert. Alle hiesigen Polinnen der ersten Zirkel sind über diesen lächerlichen Roman in Aufregung gekommen, da nicht blos diese Madame Daniel eine unglückliche, aus eigener Schuld ins Elend gerathene Frau ist, sondern niemals im Ueberfluß oder in guter Gesellschaft gelebt hatte. Sie hielt nämlich eine kleine Speisewirthschaft ärmlicher Art, war ohne alle Verbindung mit der geachteten Polenwelt, machte schlechte Geschäfte, hatte früher einen Putzladen versucht, und legte sich zuletzt, als alle Mittel fehlten, auf das Nachmachen preußischer Tresorscheine. Madame D. ist vierzig Jahre alt. Obgleich nun aber das Siècle seinen Lesern offenbare Lügen erzählt hat, weigerte sich dieses Blatt nichtsdestoweniger bis auf den heutigen Tag, eine Berichtigung seiner lügenhaften Angaben aufzunehmen. Der Leichtsinn der Lüge ist hier auf den höchsten Punkt gediehen. (Oberd. Z.)

*** (Böhmische Dörfer.) Das bekannte Sprichwort: „Es kommt mir so fremd vor, als wären es böhmische Dörfer," stammt von der Zeit her, wo Böhmen im Jahre 1466 so sehr verwüstet wurde, daß oft weit und breit kein Dorf zu sehen war. (Wiener Sonntagsbl.)

*** (Wohlhabenheit.) Kürzlich war die Rede von dem verstorbenen Banquier Aguado und es ward erzählt, das hinterlassene Vermögen belaufe sich auf einige 40 Millionen. „Nur?" sagte ein anwesender Crösus, „ich hätte ihn für wohlhabender gehalten!" (Wiener Zeitsch.)

*** (Unverhoffte Erbschaft.) Zu Journy in Frankreich lebte eine alte, sehr reiche Wittwe, welche nach dem Tode ihrer beiden Töchter ganz kinderlos hinterblieb und keinen Erben für ihr großes Vermögen hatte. Durch Thätigkeit bewältigte sie ihren Schmerz und machte fortwährend Reisen in eigenen Geschäften. Auf einer dieser Fahrten traf sie zu Boulogne mit einer jungen Reisenden zusammen, welche einer ihrer Töchter täuschend ähnlich sah und sich gleich dieser Adelaide nannte; es ergab sich, daß es eine sehr entfernte Verwandte sey und die Wittwe, Madame Fournier, verlebte mit ihr ein paar Stunden einer seligen Illusion, besonders da Jene eben so liebenswürdig als gemüthlich und zartsinnig war; sie schieden endlich unter wechselseitigen Thränen, wobei die Matrone versicherte, das junge, holde Geschöpf werde von ihr im Testamente bedacht werden. — 1838 starb Mad. Fournier und Adelaide ward von ihr zur Universalerbin eingesetzt. Zwar prozessirten die näheren Verwandten; allein so eben ist die Entscheidung erflossen, welche jenes Testament bestätigt und das junge Mädchen unverhofft zur Erbin von 700,000 Franken gemacht hat. (Wiener Zeitsch.)

## Arzent-Räthsel.

Einen Tyrannen nennt's, doch wechsle der Sylben Betonung,
Wandelt sich's schnell in den Fluß, welchem er nahe gewohnt.

## Theater-Anzeige.

Sonntag, den 26. Juni. (Zum Erstenmale) Guido und Ginevra, oder: Die Pest in Florenz, große Oper in 4 Akten, der vierte in 2 Abth. Musik von Halevy. — Die vorkommenden neuen Decorationen sind von Herrn C. Gropius in Berlin und dem Theatermaler Herrn Hosmann.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Montag, Nro. 175. 27. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Des Henkers Prophezeiung.

*Ein historisches Factum, von Isabella Romer.*

(Schluß.)

Die späteren Abenteuer Arthur's, Grafen de Lally Tollendal, die Wechselfälle seines bewegten Lebens, das unglückliche Geschick, welches seinen Tod herbeiführte, sind Gegenstände der Geschichte geworden. Aus einer angesehenen irischen Familie abstammend, war sein Vater, Sir Gerard Lally, ein treuer Anhänger der Stuart's, der sich, nachdem er James den Zweiten ins Exil begleitet hatte, in Frankreich niederließ und dort naturalisirt wurde. Arthur war in Frankreich geboren und trat hier früh in den Militärdienst ein, seine erste Bestallung war die als Kapitän in Dillon's irischem Grenadierregiment. Seine hervorstechenden Fähigkeiten zogen bald die Aufmerksamkeit des Kardinals Fleury auf sich, welcher ihn mit einer Mission an den russischen Hof beauftragte, wo seine Talente und Geistesgaben, verbunden mit der Anmuth seiner Persönlichkeit, die Kaiserin Anna nicht allein, sondern auch ihren Günstling Biron, Herzog von Curland, ganz bezauberten.

Nachdem er diese Sendung zur vollkommenen Zufriedenheit des französischen Hofes beendet hatte, ward der junge Graf bei seiner Rückkehr zu dem Rang eines Obersten in einem irischen Regimente, das seinen eigenen Namen trug, erhoben. In der Schlacht von Fontenay trugen seine ritterliche Tapferkeit und geschickten Manöver nicht wenig zum Siege der französischen Waffen bei, und seine Heldenthaten an diesem Tage waren so bedeutend, daß man ihn, nach dem Willen des Marschalls von Sachsen, auf dem Schlachtfelde zum Brigadier machte. Mit diesem Range bekleidet, schloß er sich später dem jungen Kronprätendenten, Charles Edward, an, folgte demselben nach Schottland und diente ihm während jener unglücklichen Periode als Adjutant. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Feldmarschall und nach der Einnahme Mastricht's zum Generallieutenant erhoben. Endlich erhielt er den bedeutenden Posten als Kommandant aller französischen Niederlassungen in Ostindien und schiffte sich nach Pondichery ein. Seine ersten Schritte daselbst waren durch die glänzendsten Erfolge bezeichnet, denn drei Tage nach der Landung bemeisterte er sich des Forts St. David (gewöhnlich das Bergen-op-Zoom Indien's genannt) und der ganzen Südküste von Coromandel. Hier aber hatte das Glück Lally Tollendal's seinen Höhepunkt erreicht und erlitt nun einen Stoß, der die Grundvesten des glänzenden Ruhmes, welchen er sich mit seinem Degen erworben hatte, wankend machte. Obgleich es ihm gelingen konnte, die Hindernisse, welche sich seiner militärischen Fähigkeit und seinem Muth entgegenstellten, zu besiegen, so konnte er dennoch nicht über die Feinde triumphiren, welche er sich durch sein hochfahrendes Wesen und die Unbeugsamkeit seines Charakters zugezogen hatte. Bei seiner Ankunft zu Pondichery entdeckte er, daß zahlreiche Mißbräuche in der Verwaltung der Kolonie sich eingeschlichen hatten; unbeugsam in seinen Grundsätzen und bei jeder Handlung durch die strengste Rechtlichkeit der Gesinnung geleitet, beschloß er, eine völlige Reform zu bewirken, indem er das Uebel mit der Wurzel vernichtete. Unglücklicher Weise waren so viele Personen dabei interessirt, seine heilsamen Maßregeln nicht zur Ausführung kommen zu lassen, daß er bald, den heftigsten Widerstand erfahrend, sich auf sich selbst beschränkt sah, und nicht allein isolirt dastand, sondern auch als Object der niedrigsten Intriguen, welche man systematisch gegen ihn einleitete. Nachdem sein Glück eine solche Wendung genommen, folgte das Unglück Schlag auf Schlag.

Pondichery ward von den Engländern angegriffen. Nachdem Lally Tollendal die Stadt mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit vertheidigt hatte, war er genöthigt, sich zu ergeben, ward zum Kriegsgefangenen gemacht, und sogleich nach England gesandt; dort hörte er, daß eine schreckliche Kabale gegen ihn im Werke sey, daß seine bittersten Feinde am Staatsruder säßen und bei seinem Unglück offen über ihn triumphirten. Er erhielt von der englischen Regierung, nachdem er sein Ehrenwort abgegeben, die Erlaubniß, nach Versailles zu gehen, um sich in Bezug auf die Masse der gegen ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen; denn, ruhig in dem Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, verlangte er nur, daß seine Handlungsweise genau untersucht werde, und stellte, ohne Furcht vor den Folgen, sein Leben seinem Souverän anheim.

Er ward sogleich in die Bastille gesetzt und man traf Anstalten zur Untersuchung der gegen ihn erhobenen dreifachen Anklage: mit den Feinden Frankreich's conspirirt, Hochverrath begangen und Pondichery an die Engländer verkauft zu haben. Gerichtlicher Beistand ward ihm nicht zugestanden und so mußte er seine Sache selbst führen. Die unpolitische Heftigkeit, welche stets ein Hauptzug seines Charakters gewesen war, gab sich in jedem Worte seiner Vertheidigung kund, und diente dazu, die allgemeine Stimmung gegen ihn noch ungünstiger zu machen; — kurz, da sein Untergang vorher schon beschlossen war, so unterlag der tapfere Lally Tollendal, trotz der beredten Vertheidigung des Generaladvokaten Seguier, seinen Feinden, und ward verurtheilt, auf der bei Hinrichtungen gebräuchlichen Schleife nach dem Greveplatz gezogen zu werden und dort den Tod eines Verräthers zu sterben.

Als der Urtheilsspruch dem Grafen mitgetheilt wurde, befand er sich gerade allein in seinem Gefängniß, beschäftigt, einen Schlachtplan zu skizziren. Unfähig, die Entrüstung und Verzweiflung, welche eine solche Ungerechtigkeit in ihm hervor-

brachte, zu bemeistern, stieß er, in einem Moment des Wahnsinns, den Zirkel, welchen er gerade in seinen Händen hielt, heftig in seine Brust, und würde sich, nachdem er ihn wieder herausgezogen, noch eine zweite Wunde zugefügt haben, wenn man ihm nicht schnell in die Arme gefallen wäre. Dem Schaffot sollte indessen seine Beute nicht entgehen, die Wunde war nicht tödtlich, und der Vorfall diente nur dazu, seine Hinrichtung noch schneller herbeizuführen.

Endlich war der Tag herangekommen. Allein mit dem Beichtiger in seiner Zelle, von der ganzen Welt verlassen, (denn unter seinen früheren Freunden war keiner, der Muth genug besessen hätte, dem unglücklichen Opfer einer Intrigue die Tröstungen der Freundschaft angedeihen zu lassen), saß der einst so glänzende Lally Tollendal da, und war mit einer letzten Anstrengung bemüht, seine Gedanken der traurigen Gegenwart zu entziehen, und mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die tröstende Worte seines Beichtigers zu hören, welche allein geeignet waren, ihm für die Schrecken des nahen Todes Kraft zu verleihen. Plötzlich ward die Thür geöffnet und ein Mann von ernstem Aussehen trat herein, in der Hand einen Knebel, für den Mund des Gefangenen, tragend. Die Feinde des Grafen fürchteten nämlich, der Graf würde vom Schaffot aus das Volk anreden und gegen die Ungerechtigkeit des Urtheils sprechen; daher bedienten sie sich dieses Mittels, um sich seines Schweigens zu vergewissern. Ruhig näherte sich der Mann und wollte diesen traurigen Auftrag vollziehen, aber der Graf stieß ihn in einem Ausbruch des höchsten Unwillens hochfahrend von sich.

— „Mein Sohn,“ — sprach der Priester — „dies ist der letzte Akt der Unterwerfung, zeige jetzt Deine Resignation in den göttlichen Willen; erinnere Dich, daß unser Herr und Heiland Schlimmeres erduldet hat.“

Der unglückliche Graf senkte sein Haupt zum Zeichen der Unterwerfung; ohne Widerstand zu leisten, ließ er den Mann sich nähern, dann sah er ihn eine Zeitlang an, und Beide maßen einander mit langen forschenden Blicken. Ein Schrei des Schreckens entwand sich den Lippen des Verurtheilten: — kein Ton, kein Ausruf ward von Seiten des andern erwiedert, aber es lag etwas in den Blicken, das andeutete, Worte seyen hier überflüssig und die Wiedererkennung gegenseitig. Es war der Sohn des Scharfrichters, dessen junge Braut vor so vielen Jahren von dem Grafen in jugendlichem Uebermuth beleidigt worden war, und die Unglücksprophezeiung trat Beiden zugleich deutlich vor die Seele.

Dies war noch nicht Alles. Halb erstickt durch den an seinen Mund befestigten Knebel, unbedeckten Hauptes, mit auf den Rücken gebundenen Händen, ward der Held auf einen offenen Karren gesetzt und zum Richtplatz geführt. Sein Muth verließ ihn in diesem schrecklichen Augenblick nicht. Ohne Hülfe stieg er die Stufen des Schaffots hinan, kniete nieder, legte sein Haupt auf den Block und gab das Zeichen. Zwei Henker standen dabei, der Jüngere von ihnen erhob das Beil und schlug zu, aber so unglücklich und mit so unsicherer Hand, daß dasselbe auf den Schädel fiel und nur eine Wunde zu Wege brachte. Nun schob der Aeltere ärgerlich seinen Gefährten bei Seite, ergriff das Beil mit beiden Händen und führte einen Schlag mit solcher Geschicklichkeit und Kraft, daß alsbald das Haupt des unglücklichen Grafen auf's Schaffot rollte.

Der unerfahrne Jüngling, welcher seinen ersten Versuch gemacht hatte, war der Sohn der jungen Frau, die der unglückliche Held dieser Erzählung so sehr beleidigt hatte; — der Andere war ihr Gatte, und so war die Prophezeiung des alten Scharfrichters doppelt erfüllt worden.

(Hamb. Lesefr.)

---

## Apollonia.

Es war zu Ende des Sommers, als der Herzog von ** die Bäder von Nizza besuchte. Er nahm seine Wohnung in einer nahe bei der Stadt gelegenen Villa eines Herrn de la Torre, dem er ein Jahr früher, als sich dieser in Geschäften in Neapel aufhielt, durch sein Ansehen wichtige Dienste geleistet hatte. Herr de la Torre bot alles auf, was in seinem Vermögen stand, dem Herzog den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen, und dieser zeigte in seinem Betragen einen so edlen Anstand, und bewies sowohl Herrn de la Torre, als der Familie desselben eine so feine Achtung, daß der Erstere täglich mehr für seinen hohen Gast eingenommen, und höchst angenehm überrascht wurde, als ihm dieser eines Tages eröffnete, er habe den Entschluß gefaßt, seine Tochter Apollonia zu seiner Gemahlin zu erheben.

Mehr als ein Umstand hätte Herrn de la Torre bestimmen sollen, diesen Antrag, so ehrenvoll er auch immer seyn mochte, abzulehnen. Die mannichfaltigen Vorzüge, welche der Herzog besaß, wurden durch einen Stolz, den er nur selten verbarg, und durch eine Rachsucht, die nicht nur keine Schonung, sondern auch keine Milderung des Hasses zu kennen schien, weit überwogen. Er hatte selbst unedle Mittel nicht verschmäht, um einen jüngeren Halbbruder, dessen Mutter sich sein Vater an die linke Hand hatte trauen lassen, zu Grunde zu richten. Der Unglückliche verließ mit seinem unmündigen Sohn Neapel, und verbarg sich in einem Städtchen Calabriens. Nach vierzehn Jahren erfährt der Herzog zufällig seinen Aufenthalt, und sogleich erneuerte er mit ungeschwächter Erbitterung die Verfolgung gegen Bruder und Neffen. Beide verlassen heimlich ihr Vaterland; allein auch jetzt noch setzt ihr Verfolger seine Nachforschungen fort, um sie aufs neue das Gewicht seines Hasses empfinden zu lassen. Ueberdies hatte der Herzog das sechzigste Jahr bereits weit überschritten; und wäre er auch jünger gewesen — war er bei diesem schroffen Stolze, bei seiner Unempfindlichkeit für die sanfteren Regungen der Liebe und des Wohlwollens geschickt, Apollonia glücklich zu machen, deren Herz die Befriedigung, welche es bedurfte, bereits gefunden hatte?

Sie hatte im Frühjahr vor der Ankunft des Herzogs mit ihrer Mutter in Savona eine Tante besucht. Auf der Rückreise nahmen die Damen ihr Nachtlager in einem kleinen Orte, der nur wenige Meilen von Nizza entfernt war. Die Schönheit des Abends bewog Apollonia, als ihre Mutter, ungewöhnlich ermüdet von der Reise, sich gleich nach ihrer Ankunft im Gasthofe zur Ruhe begeben hatte, das Abendbrod in einer Nebenlaube des Gartens bringen zu lassen, die auf einer kleinen Anhöhe angebracht, eine höchst reizende Aussicht auf das Meer und die nahen Gestade beherrschte. Sie gibt dem Gastwirth die nöthigen Befehle, und steigt in den Garten hinab. An der Thüre desselben begegnet ihr ein junger Mensch, der, alle Zeichen ängstlicher Bestürzung im Gesichte, hastig an ihr vorübereilt. Sie tritt in die Laube, und findet dort einen alten Mann, dessen blasses Aussehen und leises Aechzen sie errathen lassen, daß er von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen worden sey. Kaum ist sie eingetreten, so ist auch der Jüngling schon wieder gegenwärtig, und klagt mit ängstlichem Schmerz, daß nach der Aeußerung des Gastwirths zwei Stunden in der Runde keine ärztliche Hülfe zu finden sey. Apollonia bietet ihm die Reise-Apotheke ihrer Mutter an, sie fliegt fort, das Mittel herbeizuholen, das dem alten Manne schon bei einem früheren Anfall plötzliche Erleichterung verschafft hat, und reicht es dem Kranken selbst, der sich auch jetzt schnell dadurch gestärkt fühlt. Jetzt erscheint der Wirth, und Apollonia bittet beide Fremde zu Gaste. Der

lusdruck zärtlicher Besorgniß, mit welchem das Auge des chönen Jünglings an seinem Vater hing, die dankbare Freude, nit welcher er zu ihr selbst aufblickte, erregten in Apollonia's Brust eine unbeschreiblich sanfte Rührung. Unverkennbar piegelte sich in diesem klaren Auge ein reiner Sinn und ein eiteres Selbstvergessen in aufopfernder Liebe und fester Anänglichkeit an heilige Pflichten. Als Apollonia sich schon in hrem Schlafzimmer befand, hörte sie im Garten noch die Buitarre des jungen Mannes, der durch einen einfachen Gesang, dessen Worte sie nicht erlauschen konnte, sein Gemüth on tiefem Kummer zu heiterer Ergebung zu erheben schien.

Am andern Morgen überholte Apollonia mit ihrer Mutter ie Fremden auf der Landstraße. Der Alte saß auf einem chlechten einspännigen Fuhrwerke, während sein Sohn, im Gespräch mit ihm, neben dem Wagen herging. Beide grüßten Apollonia ehrerbietig, die nun ihrer Mutter den Vorfall es gestrigen Abends erzählte, und es nicht über sich gewinen konnte, ihre Gedanken, als sie jetzt schweigend am Meere insuhr und in seine duftige Ferne hinaussah, mit etwas Anderem, als mit dem Bilde der beiden Fremden zu beschäfigen. — (Fortsetzung folgt.)

## Die Predigtseuche in Schweden.

Der Advocatfiscal des Göta-Hofgerichtes, welchem am 6. Februar d. J. der Befehl ertheilt wurde, in den Gegenen des Jönköpingslehens (in Smaland), wo die sogenannte Predigtseuche (ecstasis religiosa) sich geäußert hat, ine Untersuchung über den Ursprung und die Beschaffenheit ieser Krankheit anzustellen, hat den Pastoren der Gemeinden ine Menge Fragen über die Sache zur Beantwortung voregt. Die hierauf von den Pfarrern der Pastorate Hjelmerypd und Bringatofta abgegebenen Antworten vom 11. Juni, ind dem betreffenden Regierungsdepartement eingesandt woren, und Folgendes ist ein Auszug aus denselben: „Im Mai 841 erkrankte ein 16jähriges Mädchen in Alsarp im Pastoat Hjelmseryd an der Kriebelkrankheit und war um Johanis dem Tode nahe. Die Krankheit ging indessen in einen gelinderen Krampf über, welchen Charakter sie seitdem beibealten. Während der Zeit las sie viel in Andachtsbüchern ind sang. Um Michaelis fing sie an, religiös laut zu reden. Im Anfange waren nur die Hausleute ihre Zuhörer; aber bald vuchs die Zahl derselben immer. Sie predigte nun 6 Wochen ang, bezeichnete einige Mädchen, welche anfangen würden, dann sie aufhöre, ist noch übel krank und hat nicht ordentlich Arzneimittel gebraucht. Seitdem sind in dem Kirchspiele Hjelmseryd und Stockaryd unter einer Volkszahl von 3540 Personen mehr als hundert Krankheitsfälle vorgekommen. Die Krankheit hat in gleicher Weise starke wie zarte Complexionen ergriffen und viele hysterische Personen, aber keine schwächliche, alls man unter letztere einige wenige von Ausschweifungen is zu einem gewissen Grade entnervte Bursche nicht mitechnen darf. Armuth und Dürftigkeit scheinen keinen Einluß auf die Entstehung der Krankheit gehabt zu haben. Die neisten der davon Befallenen sind bekannt wegen eines reizbaren Temperaments, einer weichen oder excentrischen Gemüthsstimmung; man findet unter ihnen nur flaue „Leser“ *), zu keiner Art von Religionsschwärmerei weder geneigt, noch davon angesteckt, die man auch seit Menschenaltern in diesen Gemeinden nicht angetroffen; diese haben sich eher, im Allgemeinen genommen, durch Neigung zu Ausschweifungen und Leichtsinn bemerklich gemacht. Die Vorboten der Krankheit bestehen in Kopfweh, brennendem Schmerz zwischen Brust und Magen, Stickhusten, Schluchzen, Gähnen, Ziehen in den Gliedern, ja am ganzen Leibe, mit Gemüthsunruhe und Aengsten. Einige hatten alle, Andere nur einige dieser Vorzeichen; sie waren bei Einigen gelinder, bei Andern schwerer. War das Kopfweh schwer, so brach die Krankheit früher und heftiger, oft schon am zweiten Tage aus. Fing sie nur gelinde mit Gähnen und Unlustigkeit an, so konnten diese und andere Anzeichen wochenlang anhalten, ohne daß die Krankheit eigentlich ausbrach; und oft kam sie gar nicht zum Ausbruch, wo Wassertrinken und Arbeit in freier Luft angewendet wurde und sich ein fester Wille zum Widerstehen fand. Die Krankheit selbst äußert sich, wo nicht Aderlaß oder andere Mittel einige Unterbrechung in deren gewöhnlichem Gange bewirkt, auf folgende Weise: Eine gelinde Ohnmacht, unter welcher meistens ein verwirrter Gesangeslaut vernommen wird; nach dem Erwachen zu vollem oder halbem Bewußtseyn kommen Verdrehungen und besondere unfreiwillige Erregungen und Erschütterungen, ein Werfen der Glieder und des ganzen Leibes, bis der Kranke auf einmal sich heftig aufrichtet und zu reden anfängt; nach welchem der Kranke still und vergnügt sich niederlegt, sowohl gesund als vernünftig scheint, allein seine Rede nicht zu wiederholen vermag. Der Appetit ist schwach, sowohl während der Vorzeichen, als unter dem Krankheitszustande selbst, der Schlaf regelmäßig, aber mehr als gewöhnlich von Träumen beschwert. Unter den Vorzeichen klagt der Patient über körperliches Leiden, im Anfange des Ausbruches der Krankheit weniger, aber während des Fortganges und Predigens werden keine Schmerzen empfunden. Vor dem Paroxysmus ist der Patient zur Melancholie gestimmt, nach demselben aber der froheste, glücklichste Mensch von der Welt. In den Zwischenstunden der Krankheit nehmen die Patienten an Geschäften Theil. Wenige haben diese aus Schlaffheit liegen lassen, ehe das Kommen des Gerichtstages auf den 12. dieses Monats näher herbeigerückt wurde, wo man annahm, daß Arbeit im Irdischen zu Nichts nütze, da der Tod und das Gericht so nahe wären. Lässigkeit im Thun, Verachtung desselben, oder eine Vorstellung, daß etwas Sündliches in demselben liege, hat man nicht bemerken können. Wurde in den Zwischenstunden zu arbeiten versucht, so gab sich leicht die körperliche Schwachheit kund; allein das Gemüth war willig, die fixen Ideen ausgenommen. So ist die Krankheit in der Regel. Nur vier Ausnahmen davon sind bekannt, worunter die eines achtjährigen Mädchens, das mit einemmale von bösen Krampfzuckungen befallen wurde, ohne daß sich Vorboten gezeigt hatten. Mit einer andern verhielt es sich ebenso, und zwei junge Mädchen bekamen, nachdem sie diese einige Augenblicke angesehen, ebenfalls Zuckungen. In diesen Zuckungen culminirt die physische Aeußerung der Krankheit und es tritt das psychische Element hervor. Dieses äußert sich im Predigen. Einige wurden curirt, ehe dieses Stadium eintrat, und einige, worunter Männer und Bursche, widerstanden dem Triebe zum Predigen. Die Predigenden bestanden blos aus etwas über 20 Mägden und Töchtern von 9 — 25 Jahren, nebst 2 jungen Frauen und einigen Knaben. Aus der besonderen Angabe des Pfarrers in Bringatofta möge hier die Beschreibung eines der Pre-

*) Läsare. Diese Benennung dürfte sich zu deutsch etwa durch „Stille im Lande“ oder selbst „Pietisten“ übersetzen lassen, falls man ch nur nicht eine eigentliche Sekte darunter denken will, dergleichen ch freilich wohl vor längern Jahren im hohen Norden Schweden's der in Norwegen daraus gebildet haben mögen. Wie es sich gegenwärtig damit überall in Schweden und auch in Finnland verhält, sind s schlichtweg, besonders auf dem Lande, die Leute, welche sich mehr die Andere an Gottes Wort halten, tägliche Hausandachten, auch wohl gemeinsame Erbauungen, häufig mit Zustimmung und im Beiseyn der ordentlichen Geistlichen, betreiben, und am meisten den gesetzlich autorisirten heilsamen Missions- und Nüchternheits-Versammlungen beiwohnen.

digtvorträge mitgetheilt werden, mit dessen Thema alle, bis auf wenige Variationen, in der Hauptsache übereinstimmen. Er lautet wie folgt: „Bekehret euch in der kurzen Gnadenzeit, die nur noch drei Jahre währt! Dann steigt das Thier mit 7 Häuptern und 10 Hörnern auf jedem Haupte aus dem Meer und zeichnet die Gottlosen. (Offenbarung Joh. 18,17.) Ein Haupt und zwei Hörner sind herausgekommen. Das hat mir der Erlöser gesagt. Er hat drei Jahre geweint und seinen himmlischen Vater gebeten, daß er herniedersteigen und zu den Sündern reden dürfe; aber statt dessen erlaubte er uns sündigen Kindern, die aber doch nichts wider das 6. und 7. Gebot verbrochen, einen Erweckungsruf herzusagen." Nach diesen schnell wiederholten und oft anders gesagten Worten ermattet die Kranke, ist einige Minuten stille, worauf die Spasmen gewöhnlich wieder anfangen und dieselbe Rede mit wenig Aenderungen wiederholt wird. Unterweilen wird eine oder die andere Person bezeichnet, von deren Nachbarschaft sich die Kranke heftig angeregt zeigt, was abnimmt, wenn eine solche entfernt wird. Wer von diesem Redezwang fortgerissen wird, was nur denen begegnet, die keine Arznei brauchen, hört nicht damit auf, ehe nicht starker Schweiß eintritt, wonach der Paroxysmus vorbei und der Patient wieder völlig stille ist. Von den Krampfzuckungen und dem dadurch bedingten Predigen wird der Patient unbedeutend beschwert, wenn man ihn in Ruhe und Stille läßt, so wie fast nie in freier Luft und unter Beschäftigung. Hingegen wiederholen sich jene Aeußerungen öfter und mit vermehrter Heftigkeit, je größer die Zahl der Zuschauer ist. Auch wirken Versuche, sie am Predigen zu hindern, schädlich. Die Zahl der Zuhörer, welche im Anfange oft mehrere Hunderte überstieg, hat beträchtlich abgenommen und die Volkszusammenläufe haben aufgehört, nachdem die „große" Prophezeiung, daß drei Personen auf einmal, auf Einem Hofe und in Einem Bette sterben würden, am 4. d. nicht in Erfüllung gegangen, wodurch die Bestrebungen der Geistlichkeit und die Arzeneien sich mehr Vertrauen erworben. Zu Anfange der Krankheit standen die Geistlichkeit, der Arzt und fünf Sechstheile des älteren männlichen Geschlechtes auf der einen Seite wider eine hingerissene Masse auf der andern. Vernunftgründe und bewegliche Ermahnungen halfen nichts; man wurde als ungläubiger und verhärteter Sünder bezeichnet. Jetzt hat die erstere Meinung doch Recht bekommen, nachdem die verwirrenden Begriffe von der Ursache und Beschaffenheit der Krankheit sich durch ihre Ueberspanntheit selbst widerlegt. (Schwed. Staatsz.)

---

## Tabletten.

⁂ (Passau, 21. Juni.) Verflossenen Freitag den 17. Juni trug sich in dem, eine Stunde von hier entfernten, gewerbthätigen Markte Hals ein schauderhafter Unfall zu, dessen glücklichen Ausgang man fast wundervoll nennen kann, da wohl unter tausend ähnlichen Fällen vielleicht kaum einer so gut ablaufen möchte. Hinter der Leupoldseder'schen (vormals Dullinger'schen) Mühle spielten zwei kleine Mädchen und stiegen unbemerkt auf den Wasserfang. Eines derselben, Amalie Adler, Pflegekind des Schuhmachermeisters Jakob Wimmer daselbst, noch nicht volle 7 Jahre alt, hatte nun das Unglück, rücklings in die Oeffnung der Schwelle zu fallen, wo mit Blitzesschnelle sie das abschießende Wasser erfaßte und unrettbar unter das große Mühlrad trieb. Von da weg gerieth das Mädchen noch unter das fast bis an den Grund gesenkte große Wasserrad der Papiermühle. Ein pfündiger Fisch kömmt da nicht unzermalmt heraus. Das Mädchen aber, wie von einem Schutzengel geleitet, kam unverletzt auch unter diesem Rade durch und wurde von dem starken Schwall beinahe bis an das gegenseitige Ufer der Ilz getrieben, wo der auf das Geschrei des andern Mädchens herbeigeeilte Leupoldseder'sche Mühlbursche, Castulus Poschinger aus Perlesreith in dem Augenblicke, als er es sah, sogleich in die Ilz sprang und schwimmend es an der Brücke erreichte und es glücklich rettete. Keine Quetschung, kein Glied war gebrochen oder verrenkt, das Mädchen war ganz unversehrt, wiewohl die Kleidung so zerfetzt und zerrissen war, als ob sie durch einen Holländer gegangen wäre. Die erste Klage des armen Kindes war nur um die zerrissene Kleidung. (Passavia.)

⁂ (Stuttgart.) In dem landwirthschaftlichen Garten befindet sich ein Traminer-Traubenstock, an dem vierhundert und dreißig Stücke vollkommen verblühte Trauben gezählt wurden.

---

## An Deutschland's Wehrmänner.

Firmanda sunt concordiae bona, e discordiae mala expellenda.

Sallustius.

Haltet immer fest zusammen  
In des Sturmes dunkler Nacht;  
Wenn des Krieges wilde Flammen  
Rollen blitzend durch die Schlacht!

Tief verachtet jeden Feilen;  
Trauet dem Verräther nicht!  
Schwere Strafe wird ereilen,  
Den des Feindes Gold besticht.

Stoßet aus der Krieger Mitte  
Wer den Rücken zeigt im Kampf!  
Trotzet kühn mit festem Schritte  
Kugelregen, Pulverdampf!

In des Vaterlandes Auen  
Weide nie des Siegers Roß!  
Fröhlich soll der Landmann bauen,  
Ungekränkt von Feindes Troß!

Wachen stets auf Deutschland's Ehre  
Ist des Wehrmanns erste Pflicht.  
Merket ferner Euch die Lehre:  
Hadert über Jenseit nicht.

Brüder, wenn wir uns entzweien,  
Ist gebrochen uns're Macht.  
Schließet dichter Eure Reihen!  
Denkt an die Völkerschlacht!!

Dr. Jonas Maas.

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 28. Juni. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Hierauf folgt (neu einstudirt): Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Cosmar.

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Oesterlein.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Dienstag, Nro. 176. 28. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.


## Apollonia.

(Fortsetzung.)

Der Eindruck, welchen diese auf Apollonia gemacht hatten, würde vielleicht in Kurzem wieder erloschen seyn, wäre er nicht bald darauf erneuert worden. Unmittelbar an ihres Vaters Villa stieß das Gartenhaus eines Malers, mit dem dieser, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Kunst, in häufigem Verkehr stand, und der sie selbst ein paar Jahre früher im Zeichnen unterrichtet hatte. Apollonia war es daher gewohnt, ihren Lehrer fast täglich zu besuchen, und that dieses auch bald nach ihrer Zurückkunft von Savona. Wie sehr überraschte es sie nicht, als sie eines Morgens in den Gartensaal des Malers trat, in Abwesenheit desselben den jungen Fremden darin anzutreffen. Mit schüchternem Anstand empfing er sie, seine Bestürzung nur mühsam verbergend. Sie erfuhr jetzt von ihm, daß ihn Meister Antonio von Turin zu sich berufen habe, um ihm bei der Ausführung einiger großen Cartons an die Hand zu gehen. Als ihr Valerio, so hieß der junge Mann, einen Theil derselben gezeigt hatte, trat Apollonia auch an seinen Arbeitstisch, auf dem sie eine unvollendete Zeichnung gewahr wurde. Valerio's Verwirrung stieg sichtbar, eine lebhafte Gluth überflog seine Wangen, als Apollonia der Zeichnung sich näherte. Ein alter blinder Mann, in griechischer Kleidung, saß unter den weit verbreiteten Aesten einer alten Eiche. Ihm zur Seite stand eine edle weibliche Gestalt, die mit dem Ausdruck theilnehmenden Mitgefühls auf ihn herabblickte. Die Züge derselben hatten mit Apollonia's Zügen eine unverkennbare Aehnlichkeit. Die Wangen der Letzteren überflog jetzt ebenfalls eine schnelle Röthe, als sie diese Aehnlichkeit gewahr wurde.

„Oedipus?" sagte sie fragend, und noch immer in die Zeichnung sehend.

„Und Antigone," versetzte Valerio. „Ich kenne keine Geschichte des Alterthums," fuhr er nach einer Pause fort, „die mein Gefühl lebhafter anspräche. Der unglückliche Greis, vom Gipfel der Macht herabgestürzt, hinausgestoßen aus seiner Heimath, unter fremde Menschen, des Augenlichts beraubt, dem Elende hülflos hingegeben, und was noch mehr ist, beladen mit dem Fluch der abscheulichsten Verbrechen, nicht aus eigener Schuld — nein, durch die Schuld eines feindseligen, im Dunkel wirkenden Schicksals. Und Antigone in der Blüthe der Jugend an den blinden verlassenen Greis gefesselt, mit stiller Ergebung seine Führerin, seine Ernährerin."

„Nur Sie," sagte Apollonia, „können das Alles so innig empfinden, da auch Sie die Sorge für einen kränkelnden Vater auf sich genommen haben."

„Wohl mir," rief Valerio, „daß ich sie, die heiligste meiner Pflichten, erfüllen kann! Sie soll mir Kraft und Muth geben, auch jeder andern Pflicht Genüge zu leisten. Möge ich es nur immer mit jener heiteren Ruhe thun können, die ich in meiner Antigone auszudrücken suchte."

Die Augen des jungen Mannes glänzten bei diesen Worten von einem so lebhaften Feuer, und seine bebende Stimme verrieth eine so schöne Rührung, daß sich Apollonia tief davon ergriffen fühlte. Sie entfernte sich, so schnell es schicklich war. Schon vor ein paar Tagen hatte sie es sich lächelnd vorgeworfen, daß sie sich zu viel mit dem Bilde des jungen Fremden beschäftige; aber das Uebel war durch diesen Besuch noch um vieles schlimmer geworden.

Herr de la Torre hatte bei der Erziehung seiner Tochter zunächst ihren Verstand auszubilden, und vorzüglich dadurch ihrem Charakter Festigkeit und Bestimmtheit zu geben gesucht. Sein Bestreben war ihm sehr glücklich gelungen.

Apollonia übersah die Gefahr nicht, in welche sie die fortgesetzte Bekanntschaft mit Valerio verwickeln konnte, aber es gelang der Leidenschaft, sie über die Größe derselben zu täuschen. Sie traute sich Kraft genug zu, ihre Neigung in bestimmte Schranken einzuschließen, und diese Kraft selbst mußte dadurch gestärkt werden, daß sie geprüft und geübt wurde. Diese Neigung setzte alle besseren Regungen ihres Herzens in ein lebendigeres Spiel. Das fühlte sie; warum sollte sie dieses Spiel hemmen, so lang es ihr nicht gefährlich wurde. Und Valerio? war es bei ihm nicht eben so? Die Neigung zu ihr mußte auch seine sittliche Kraft fester und sicherer machen. Ohne dies schien er ihr zu weich zu seyn, und allzu sehr in seinem ganzen Wesen vom Gefühl allein abzuhängen. Leidenschaft sollte seine Neigung zu ihr so wenig als die ihrige zu ihm werden. Dann hatte sie einen Freund, im edelsten Sinne des Wortes, er eine Freundin, beide hatten sie dann an Kraft und sittlichem Werthe gewonnen. Edle Gemüther täuscht die Leidenschaft immer nur im Lichtgewande sittlicher Begeisterung.

Apollonia fand schon nach kurzer Zeit, daß sie sich in ihrer Berechnung geirrt hatte. Die bescheidene Neigung des jungen Mannes ergab sich ihr so warm und innig, sie stieg so bald zu einer begeisterten Verehrung, und sein Gemüth zeigte ihr einen so reichen Schatz von Liebe und Treue, daß sie, welche ihn leiten wollte, sich unmerklich von ihm fortgezogen fühlte. Der Herzog kam nach Nizza. Apollonia benachrichtigte Valerio von seiner Ankunft. Er bebte erbleichend zusammen.

„O so muß ich fort, Apollonia!" rief er; „noch diese Nacht fort, so muß ich mich von Ihnen trennen, wenn ich nicht meinen Vater und mich verderben will."

Sein Vater war des Herzogs Bruder, den dieser so erbittert haßte, Valerio sein Neffe.

„O, Sie kennen ihn nicht, Apollonia, diesen Menschen," fuhr er fort; „Sie wissen nicht, wie unversöhnlich er uns verfolgte. Seine Rachsucht kennt keine Grenzen. Er würde tausend Unschuldige tödten, um zu seinem Opfer zu gelangen. Ewig haßt er meinen Vater, und mich vielleicht noch mehr als diesen, da ich ihm, als er uns das letzte Mal traf, mit überwallender Jugendhitze seine empörende Härte auf eine beschämende Weise vorzuwerfen wagte."

Apollonia suchte den jungen Mann zu beruhigen. Die Nothwendigkeit selbst schien es in diesem Augenblick von ihr zu fordern, ein Verhältniß aufzugeben, dem von mehr als einer Seite traurige Folgen drohte; aber sie fühlte sich zu schwach, diesen Forderungen Gehör zu geben. Noch glaubte sie das Beste hoffen zu dürfen. Sie rechnete auf die Liebe ihres Vaters, auf Valerio's edle Abkunft, auf den Einfluß eines reichen Oheims, dessen einziger Erbe sie war. Meister Antonio, in das Geheimniß von Valerio's Geburt gezogen, sandte diesen auf einige Wochen nach Genua, und übernahm es, den Vater desselben zu verbergen. Peinlich fühlte Apollonia, sonst gewohnt, sich überall klar zu seyn, jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben die Verworrenheit der Leidenschaft, und eben so lebhaft, wie viel es sie kosten würde, sich aus den Schlingen derselben loszureißen.

Die Bewerbung des Herzogs erhöhte dieses Peinliche ihres Zustandes. Der Entschluß ihres Vaters kündigte sich ihr diesmal so entscheidend an, daß sie durchaus nicht hoffen durfte, er würde ihn ändern. Er hatte dem Herzog sein Wort gegeben. Auch ihre Mutter war für die Verbindung gewonnen. Was sollte sie thun? Wenn auch sie sich zum Opfer ihrer Liebe entschloß, wie sollte sie Valerio's Schmerz ertragen. Sie unterrichtete ihn, um ihn vorzubereiten, in einigen zweideutigen Ausdrücken von ihrer Lage. Valerio verläßt Genua und fliegt nach Nizza. Tief in der Nacht kömmt er an, und verbirgt sich bis zum folgenden Abend. Der Herzog und Apollonia's Vater sind auf die Jagd gegangen; er findet Apollonia in einem abgelegenen Theile des Gartens, und die Ueberraschte entdeckt ihm die Bewerbung seines Oheims. Valerio's Schmerz und Liebe durchbrechen jetzt alle Dämme. Er klagt sein grausames Schicksal, er klagt die Härte seines Oheims an, er ergießt sich über den Letzteren in tausend Verwünschungen, er beklagt Apollonia, daß sie das Opfer des Herzlosen werden soll, er schwört, daß er ihren Verlust nicht überleben werde; er versinkt aus der Erbitterung in Wehmuth, und geht von dieser in neue Erbitterung gegen den Urheber seines Unglücks über. Da rauscht es im nächsten Gebüsche, und — der Herzog tritt in die Laube. Er schien überrascht, Apollonia hier zu finden, und ohne einen Laut zu verlieren, entfernt er sich eben so schnell, als er erschienen war.

Schlaflos brachte Apollonia die Nacht hin; denn sie fand keinen Rath in ihrem Busen, kein Mittel ihre verworrenen Empfindungen zu lösen. Mit pochendem Herzen trat sie am andern Morgen in das Gemach ihres Vaters, als dieser sie rufen ließ. Der Herzog war zugegen und wiederholte mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit seine Bewerbung. Apollonia vermochte kaum ein Wort zu erwiedern, und der Herzog schien ihre Verlegenheit gar nicht zu bemerken. Er erzählte jetzt ihrem Vater, daß er unvermuthet seinen Halbbruder und seinen Neffen hier angetroffen habe, und wie erfreut er sey, sich, was er lange vergebens gewünscht, mit ihnen aussöhnen zu können; er erbittet sich von Herrn de la Torre die Erlaubniß, ihm Beide vorzustellen. Sie erschienen, und der Herzog geht seinem Bruder mit offenen Armen entgegen, er bittet ihn alle Mißhelligkeiten zu vergessen; er legt sich allein die Schuld derselben bei, und verspricht ihm den Schmerz jeder kleinen Kränkung reichlich zu ersetzen. Sein Betragen dabei ist edel, und scheint so natürlich und unbefangen, daß nicht nur Herr de la Torre überzeugt wird, das Gerücht von dem Haß des Herzogs gegen seinen Bruder habe dem Ersteren zu viel gethan, sondern daß Apollonia selbst, wenn gleich langsam und scheuer, diesem Gedanken Raum gibt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Heinrich Proch.

Unter dieser Ueberschrift enthält das Literaturblatt Nr. 19 zu der Leipziger Zeitung „der Komet" eine von dessen Redakteur, Hrn. Dr. R. Hirsch, verfaßte sogenannte „kritische Skizze", welcher als Motto das Schiller'sche Wort: „Es schreckt sie Alles, was eine Tiefe hat, ist ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach ist", vorangeschickt wird, und worin dem vielbeliebten Liedersänger und Capellmeister der Wiener Hofoper nichts Geringeres geschieht, als — daß man ihm alle höhere Fähigkeit zur Tonsetzkunst abspricht. Zweifelsohne wird der Aufsatz zu vielseitigem Lärmen Veranlassung geben, denn Hr. Proch hat die Toiletten-Literatur für sich, und mit dieser ist der Markt jetzt übersäet. Nichts destoweniger ist zum Mindesten der Satz darin vor dem Richterstuhle jedes Verständigen wahr, daß Proch's Kräfte in der letzten Zeit augenscheinlich abzunehmen und zu erlahmen anfangen. Er hat sich ausgesungen — sagt man, und in der Sinnlosigkeit des Wortes liegt eben so viel Wahrheit als tiefer Sinn. Auch ist die Rüge des unnöthigen Vertheuerns einer Composition durch den Druck jeder Liederstrophe mit der Melodie und Begleitung, ohne daß das Lied eigentlich ein sogenanntes durchcomponirtes wäre, am Platze. Man muß dem Publikum endlich einmal die Augen über solchem Treiben einiger Musikverleger öffnen. Kein Kaufmann darf aus einer Elle 4, 5 machen, und wenn der Artikel noch so gesucht ist. Das sieht einem wirklichen Betruge so ähnlich, als ein Auge dem andern. Dabei, bei diesem vielen Wahren und Guten, das der Aufsatz enthält, thut es uns leid, daß er weniger einer eigentlich „kritischen" Abhandlung, denn einer Standrede gleicht, deren Motive nur zu leicht verdächtigt zu werden pflegen, und verdächtigt werden können. Gleichviel — wir lassen ihn zum Bedenken jedes Lesers hier wörtlich folgen, da er auch uns zur Publikation eingesandt wurde. Er lautet:

„Keine Musikalienlieferung kommt aus Wien zu uns herüber, bei welcher Heinrich Proch, nicht läge, mit wenigstens drei bis vier Liedlein seiner Muse, oder, wie er das Ding tauft, mit drei oder vier Werken.

Der liebe Herr Gott hat nichts dagegen, Herr Anton Diabelli auch nicht, und so geht die Sache seit Jahren ihren ruhigen Gang. Ich habe gesagt: Sache; ja, das ist das rechte Wort. Denn Herr Heinrich Proch behandelt, mißhandelt eigentlich die Kunst als Sache; er hat den Kunstlehrling an den Nagel gehängt und ist über Nacht Zimmermeister geworden. Wie der sein Holz, so haut er seine Lieder zu; ob man ihm sagt, du baust einen Gottes-Tempel oder ein Narrenhaus, einen Sarg oder eine Wiege, das ist ihm Alles gleich; er hat das Holz dazu, d. h. Dinte, Papier und Feder. Er stülpt einem frischen Lenzgedichte ohne Umstände eine graue Perücke auf, läßt Greise im Dreivierteltakt sterben; wozu Umstände machen? wenn nur Wort und Ton beisammen sind. Was liegt ihm daran, ob sich Mann und Weib Tag und Nacht in den Haaren liegen, wenn er nur die Leutchen zusammengekuppelt hat und seinen Pelz dafür empfing.

Es ist eine alte Geschichte, daß sämmtliche musikalische Zeitschriften Deutschland's über den Mann längst das Todes-

urtheil ausgesprochen; es ist gut, Gegner zu haben, viele Gegner; denn sie adeln, erkräftigen und beseelen uns zum Kampfe. Ein Mann aber, der gae keine kritisch geltende Stimme füe sich, vielmehr alle gegen sich hat, kann unmöglich das gelten, was uns von ein paar Seiten her so dringend glauben gemacht werden will; wir meinen ein paar belletristische Wiener Blätter, die sich auf Frankreich, d. h. Paris, und auf England, d. h. London, berufen, wo, ihren Berichten zue Folge, mit Meister Proch Abgötterei getrieben wied. Es ist eine fatale Sache, Unglaubliches zu glauben und selbst vox populi, vox dei will uns nicht einleuchten; denn, was hat das Volk nicht schon alles Hassenswerthes geliebt, und Liebenswerthes gehaßt?!

Man wird uns mit dem vulgivagen „Alpenhorn" entgegentreten, man wird auf das „Erkennen" hinweisen und wird endlich sagen, „an die Sterne" — sind das nicht drei göttliche Lieder? — Nein, sagen wir ruhig. — Wer sind Sie, der das behauptet? wohl nur ein Neidhaet, der sein Lebelang es nicht zu Proch's Größe (?!!) bringen wird, und dies verspürend, seinem gepreßten Herzen Luft macht durch Schmähungen! — Also verdächtig wird der, so Heren Proch nicht anerkennen will? — Auch gut. — Die Kritik wäee keinen Schuß Pulver werth, wenn sie, erschreckt, wie ein Taschenmesser in sich zusammenschnappte, so oft man sie kecklich einee Schuld zeiht, die ihr völlig fremd. Sie wäre eine träge Weinbeegschnecke, die auch die Fühlhörner einzieht, wenn man sie trangirt, und werth, unter einem Fußtritt zeemalmt zu weeden. Die Kritik muß den Muth haben, die Wahrheit rücksichtslos auf dem offenen Maikte auszusprechen, und sie wied ihn haben, wenn sie Wahrheit speicht; denn die gute Wahrheit hat auch immer den guten Muth in ihrem Gefolge.

„Alpenhorn", „Erkennen", „an die Steene" sind keine göttlichen Lieder; nichts mehr und weniger, als einfache, schlichte, sanft hinfließende Melodien, die im Ohr hängen bleiben, wie Thautropfen; die uns süßlich kitzeln, wie das Geschwätz hübscher Dirnen, die uns allenfalls behaglich sentimental stimmen und in lyrischen Katzenjammer wiegen. Diese drei Lieder sind weder in der Melodie originell, noch haben sie irgend eine harmonisch interessante Wendung, die Form geht ihren Gang, wie hunderttausend andere, es sind mit einem Worte Mathissoniaden; und wenn der struppige, alte Menzel auch sonst nie Recht gehabt, so hat er doch ein wahres Wort gesprochen, wenn er kurz und bündig sagt: die Gedichte des Herrn Friedrich von Matthisson sind nichts weiter, als das Winseln eines überfütterten Schooßhundes. Ja, Herr von Matthisson saß an der Tafel der Reichen, schwänzelte und kroch vor ihnen und beugte sich eben so tief vor den aufgetischten Schüsseln. Er aß und trank, was die Hülle faßte, und schlich sich dann futtermüde hinweg, kroch auf einen Berg unter alle Buegtrümmer, legte sich untee einen Fliederstrauch, ließ sich etwas voesäuseln von Zephyeen und anderem lustigen Gesindel, zog das Schreibtäfelchen hervor und weinte eine unsterbliche Elegie. Man weiß, daß er darüber nicht selten selbst eingeschlafen. Dann stieg er von seinem Parnaß heeab, trat voe den Gönner, der ihn heute gespeißt und geteänkt, und überreichte ihm unter servilen Bücklingen sein neuestes Opus zum Danke für die Forellen und den frischen Rheinlachs, den ee „auf Schwingen" einer guten Flasche Bordeaux in den Abgrund hinabgespült.

So und nicht anders geartet sind die musikalisschen Peodukte Proch's. Wofüe er scheeibt, gehört nicht in das Bereich eines kritischen Aufsatzes; die Kritik hat sich mit dem Objekt und nicht mit dem Subjekt zu befassen. Wir haben zu betrachten, was er scheeibt. Saft- und markloses Liebesgirren; fade Mondscheinnächte; kranke oder zerrissene Herzen; weinerliche Ständchen; hypersentimentales Frühlingsgesumme; manches Mal wälzt ee sich auch auf Gräbern; und gleich darauf nimmt er den Bechee zur Hand; Wasser und Mühlen, Fischer und Jägee dürfen in der Gruppe natürlich nicht fehlen, und endlich schreibt der nämliche Mann die Musik zu den Possen der Wiener, zu den zotigsten Couplets, zu den trivialsten Witzen, welche in den Pfützen der Wien wachsen! — Sucht ihr abee unter Peoch's Noten kräftige, gesunde Lieder für das Volk, Sänge, die das Herz erheben und den gesunkenen Muth auffrischen; sucht Ihr große Thaten unserer Vorgänger, welche er uns in Klang und Sang noch einmal abspiegelt zur Erinnerung und Darnachachtung für männiglich; wollt Ihr Euch erheben, erkräftigen, begeistern an etwas Starkem, Gewaltigem, Markigem: da wird Euch der arme Heinrich nicht dienen können. Er kann Euch Limonade und Mandelmilch geben, aber kein Brod. Er kann Euch in eine schwüle Sommermondnacht locken, allein es wird Euch schläfern, und Eure Brust wird höher schlagen, und Eurer Lippe unbewußt ein seliges Ah! entgleiten, wenn Ihr das verklärende Frühroth auf den Bergen brennen seht, und die lange, flaue Nacht endet, und der siegende Morgen hereinbricht! — Proch kann Euch was zu liebeln geben, aber nichts zu lieben; er wird Euch vielleicht erregen, niemals aber beruhigen; und was noch das Maximum seiner Potenz: er gibt Euch zu nippen, nimmermehr abee zu trinken. Und das kann er nicht! denn sein eigener Born ist zu kümmerlich bestellt! das fordert nicht von ihm. (Schluß folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

⁂ Aus Mainz. (Modeene Kritik.) Unter der Begeiffsbestimmung „Kritik" versteht man gewöhnlich einen gewissen Gerichtshof, der es sich zur Aufgabe macht, über einzelne, odee auch übee alle Erscheinungen auf dem Felde dee Literatue, der Wissenschaften und schönen Künste, oder auch übee das, was in einzelnen Zweigen geleistet wird, sich prüfend und beurtheilend auszuspeechen. Das kunstsinnige Publikum eewaetet mit Recht nur ein tiefdurchdachtes, durch Daten begeündetes Uetheil zue Uebersicht und Würdigung des behandelten Gegenstandes, als wodurch allein Licht und Kenntnisse veebreitet werden können! Allein wie sehr die eeine Keitik, bei welcher nur die inneee Vortrefflichkeit entscheidet, und das Schöne, das Große, das Eehabene in jedee Gestalt erkannt und gehöeig gewürdigt wied, in eine gemeine Keittelei ausartet, wenn aus unedeln Motiven nue das Steeben vorliegt, sich an leeren Foemen und Aeußeelichkeiten zu stoßen, odee auch vielfach, um sich in Leidenschaften zu ergießen, davon liefert die neueste Zeit leider! nue zu viele Beweise. Denn, wenn selbst die Musen ihren Tempel, ihren kritischen Richterstuhl in einem sogenannten Juchhe, odee in sonstigen Verstecken aufschlagen, dort um Capacität und Wahrheit unbekümmert, unter der Brille schulgeeechter Weisheit ihre Pfeile schmieden und in die Welt hinein schleudeen in dem hohen Berufe, um nue das auswäetige Publikum zu bethöeen, vorzüglich abee in der hämischen Absicht, um ein neu entstandenes Institut damit zu veewunden, das mit den vorzüglichsten Stimmmitteln begabt, duech die Aufführung grofartiger klassischer Tonschöpfungen, und erst küezlich duech seine treffliche Aufführung „dee letzten Dinge" von Spohe schon so auffallende Peoben seines Aufblühens und Fortschreitens abgelegt hat, so wird die sonst so schätzenswerthe eeine Keitik zue leidenschaftlichen Kritikastik herabgewürdigt. — Das kunstsinnige Publikum weiß ein solches eebärmliches Zetergeschrei wohl zu wüedigen, besonders, da es nue zu klae am Tage liegt, wie man aus dem Verstecke heraus mit sichtbarem Aerger sich nur abmüht, in öffentlichen Blättern (mit Uebeegehung des Kunstgeeechten) nue

besonders die leitende Person als Zielscheibe hervorzuheben. Allein das junge Institut denkt zu großmüthig und zu friedlich, um einem solchen lichtscheuen Getriebe auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken; es wird vielmehr seinen einmal festgesetzten Plan in Ruhe zu verfolgen wissen, daher bei der bevorstehenden Versammlung der Naturforscher rc. in Mainz nicht ermangeln, durch die Produktion eines großartigen Oratoriums, unter der Leitung seines eben so geschätzten als wissenschaftlich gebildeten Musikdirektors, Herrn Albrecht Schmitz, die Freunde der Musik abermals zu erfreuen, und auch fernerhin, unbekümmert um jede leidenschaftliche Anfechtung, fortfahren, nur in dem ästhetischen Genusse stets abwechselnder, großartiger Harmonieen einen reichen Ersatz für sein unablässiges Streben zu suchen und einzuernten. (Eingesendet.)

*** (Die deutsche Oper in Paris.) Das Journal des Debats enthält die Nachricht: „Die traurige Lage der deutschen Künstler erregt allgemeine Theilnahme. Bekanntlich versetzte der üble Erfolg eines unklug begonnenen Unternehmens die Direction in die Unmöglichkeit, ihren Verpflichtungen entsprechen zu können. Alle, die zu der Truppe gehören, sind jetzt so nackt und bloß, daß sie gar nicht mehr daran denken können, in ihr Vaterland zurückzukehren, sondern daß sie sich gezwungen sehen, in fremdem Lande ohne die geringsten Existenzmittel zu bleiben. Mehrere Damen der höchsten Kreise, welche das Privilegium haben, Alles, worin sie die Initiative ergreifen, zur Modesache zu machen, haben den glücklichen Plan gefaßt, eine musikalische Matinée zum Besten der armen Künstler zu veranstalten. Um dem guten Werke noch mehr Theilnahme zu erwecken, hat der Herr Oberst Thorn die glänzenden Säle seines Hotels in der Rue de Varennes angeboten. Was aber den Erfolg der musikalischen Matinée sichert, ist das Anerbieten des Herrn Liszt, der die Leitung derselben übernommen hat. Herr Liszt will für die deutschen Künstler spielen, wie er für die Hamburger und schon für so viele Unglückliche, die seine Hülfe in Anspruch nahmen, spielte. Die ganze vornehme Welt wird sich in Herrn Thorn's Salons einfinden, und die armen Deutschen sind gerettet. Am 30. Juni findet die musikalische Matinée um 3 Uhr statt. In den nächsten Tagen geben wir das Programm dieses Concerts der Haute-Fashion. Die Namen der Gönnerinnen sind: die Baronin Rothschild, die Baronin von Stockhausen, die Gräfin Salvandy, die Gräfin Leon Rasowmosky, die Lady Harriett d'Orsay, die Gräfin Jules de Plaisance, Frau Thorn Janey, die Baronin Camille de Varagne und die Baronin Pierres." (Mainz. U.)

*** (Berlin, 21. Juni.) Meyerbeer verläßt heute Abend, nach der Vermählung seiner Nichte mit dem Herrn v. Haber, Berlin, und reist direkt nach Paris, wo der gefeierte Componist bis zum December der Kunst zu leben beabsichtigt. Im nächsten Winter wird derselbe erst seine neue wirkungsreiche Stelle als General-Musikdirektor antreten. Spontini will sich gänzlich auf sein Gut bei Ancona zurückziehen — Der berühmte Balladenkomponist C. Löwe hat schon zweimal die Ehre gehabt, Sr. Maj. dem König und dem Kronprinzen von Hannover seine Balladen vorzutragen. Derselbe erhielt hier höhern Orts jetzt den schmeichelhaften Auftrag, die Göthe'sche Ode: „Mahomed's Gesang" und den „Gesang der Geister über den Wassern" in Musik zu setzen. Sein Oratorium „Palästina" wird hier im nächsten Winter zur Aufführung kommen. (Düss. Z.)

*** (München, 23. Juni.) Herr K. Devrient, der den Cyclus seiner Gastspiele kommenden Sonntag beschließen wird, gab vorgestern den Bolingbroke in dem Scribe'schen Lustspiel „das Glas Wasser" auf ausgezeichnete Weise. So sehr auch der Verf. dieses Stückes die historische Würde, auf der die Handlung eigentlich ruhen sollte, gänzlich verleugnete, und in der Charakterzeichnung sich bis zur Carrikatur verlor, so wußte Hr. Devrient doch durch die Kunst seines Spiels, so weit es die Dichtung verstattete, an den großen Parlamentsredner zu erinnern, und durch feine Ironie das geschickt angelegte Intriguenstück zu heben, dem es nicht an Leben und rascher Bewegung fehlt. Demoiselle Denker ärntete, wie immer in diesem Lustspiele, den rauschendsten Beifall.

*** Ein Engländer, Luke Howard, der seit vierzig Jahren sorgfältige meteorologische Beobachtungen anstellt, hat das Ergebniß seiner Beobachtungen während zweier vollständigen Cyklen von achtzehn Jahren veröffentlicht, woraus eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Perioden hervorgeht. Howard ist fest überzeugt, daß in jedem Cyclus eine Reihe von Jahren über und eine andere unter der durchschnittlichen Temperatur liegt. Es ist sehr erfreulich, mittheilen zu können, daß wir eben das Ende einer kalten Reihefolge von Jahren erreicht haben und einer wärmeren nahe sind. Daraus schließt Hr. Howard, daß die nächsten Jahre freundlich, warm und an Producten des Bodens sehr gesegnet seyn werden. Bekanntlich kehren Sonne, Mond und Erde nach Umlauf von achtzehn Jahren wieder in dieselbe Stellung zu einander zurück, in der sie sich zu Anfang der Periode befanden. Nach Howard's Theorie sind Temperatur, Feuchtigkeit, Winde, von den verschiedenen Stellungen der Sonne und des Mondes zur Erde abhängig.

---

## Lied aus dem Drama: „Der Sohn der Wildniß."

Von Friedrich Halm. *)

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe, sag!
Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag!

Und sprich: Woher kommt Liebe?
Sie kommt und sie ist da!
Und sprich: Wie schwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geschah.

Und wann ist Lieb' am reinsten?
Die ihrer selbst vergißt.
Und wann ist Lieb' am tiefsten?
Wenn sie am stillsten ist.

Und wann ist Lieb' am reichsten?
Das ist sie, wenn sie giebt.
Und sprich: Wie redet Liebe?
Sie redet nicht, sie liebt.

*) Aus der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur rc.", welche als besondere Musikbeilage auch die Composition des Liedes, von Fr. Kücken, mittheilt.

---

## Theater-Anzeige.

Dienstag, den 28. Juni. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Hierauf folgt (neu einstudirt): Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Cosmar.

Mittwoch, den 29. Juni. (Zum Erstenmale wiederholt) Guido und Ginevra, oder: Die Pest in Florenz, große Oper in 4 Akten (der vierte in 2 Abtheilungen). Musik von Halevy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Mittwoch, Nro. 177. 29. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Apollonia.

(Fortsetzung.)

Die Milde, mit welcher der Herzog fortwährend seinen
Bruder, die Achtung, mit welcher er seinen Neffen behandelte,
einzelne Winke, die er hinwarf, bedeutungsvoll, wenn gleich
unbestimmt, und die Versicherung, die er Apollonia mehr als
einmal wiederholte, daß sie ihm vertrauen möge, und daß er,
der den Zustand ihres Herzens kenne, darauf rechne sie glück-
lich zu sehen und sich ihre Achtung zu verdienen, berechtigten
diese zu einer noch weit froheren Hoffnung. Sie theilte diese
Valerio mit, da sie sich einmal zufällig mit ihm allein befand.
Er blickte düster zu Boden. „Wollte der Himmel," sagte er,
„daß ich ihm vertrauen könnte; aber ich kann es nicht. Mein
und Ihr Loos scheint mir entschieden. Möge das Ihrige und
das meines Vaters sanft seyn; dann allein werd' ich das
meinige ertragen können."

Inzwischen gewannen Apollonia's Hoffnungen immer mehr
Wahrscheinlichkeit, als jetzt die Familie de la Torre den Her-
zog nach *** begleitete. Kaum dort angelangt, warf sich
dieser dem Könige zu Füßen, und bat um die Begnadigung
seines Bruders, den er, wie er sagte, von falschem Verdacht
mißleitet, selbst für schuldig gehalten hatte. Er erhielt sie,
und sein Wohlwollen für Bruder und Neffen schien sich jetzt
mit jedem Tage zu erhöhen. Selbst Valerio fing an, den
Erwartungen, welche Apollonia von der Großmuth des Her-
zogs hegte, Raum zu geben.

Einige Wochen nach seiner Ankunft in *** sandte der
Herzog seinen Neffen mit Aufträgen nach Rom. Kaum war
Valerio abgereist, so verlangte der Herzog von Herrn de la
Torre die Vollziehung der Verbindung mit seiner Tochter.
Von Liebe und Abscheu gleich heftig bestürmt, entdeckte Apol-
lonia ihrem Vater jetzt Alles; aber, wenn dieser sie auch
hätte retten wollen — es war zu spät dazu. Der Hof, die
Stadt wußten um diese Verbindung. Mit dem Muth der
Liebe wagte es Apollonia den Herzog selbst zu bitten, davon
abzustehen; aber er behandelte ihre Leidenschaft als eine leichte
Verirrung des Gefühls, von der sie sich leicht zurückfinden
würde; sie betheuerte ihm das Gegentheil — er lächelte; er
blieb freundlich, gelassen, gütig — aber sein Lächeln, seine
Blicke, und einzelne Wendungen des Gespräches ließen sie
bei entschlossenerem Widerstande für sich und ihre Familie,
wie für Valerio, das Schlimmste fürchten.

Die Vermählung sollte an eben dem Abend vollzogen wer-
den, an welchem Valerio zurück erwartet wurde. Ein Zufall
verspätete seine Ankunft. Er traf erst am Morgen darauf
ein. „Deine Tante, meine Gemahlin," sagte der Herzog zu
seinem Neffen, als dieser vor ihn trat.

Valerio erbleichte. Der Herzog sprach ruhig weiter. Gewaltsam suchte der junge Mann seine Gemüthsbewegung zu verbergen; aber trotz dem verriethen sie seine unzusammenhängenden Antworten, die Todtenbläße seines Gesichtes, das Beben seiner Glieder. Nach einer halben Stunde brach der Herzog das Gespräch ab. Valerio entfernte sich.

„O senden Sie ihn wieder nach Rom!" rief Apollonia, indem sie in heftiger Bewegung aufstand; „morgen, heute noch, auf meinen Knien bitt' ich Sie darum."

„Er bleibt."

„Er bleibt? Unmenschlich! grausam! Sie werden ihn doch nicht mit Gewalt zurückhalten wollen?"

„Es ist mein Wille, daß er bleibe; und er wird bleiben. Dafür habe ich meine Bürgen."

„Bürgen?"

„Sie und seinen Vater."

„Und welchen Bürgen haben Sie dafür, daß ich selbst Ihre Unmenschlichkeit ertrage," fragte Apollonia in der Ueberreizung der aufgeregten Leidenschaft.

„Valerio," sagte der Herzog, indem er aufstand und sie verließ.

Apollonia stürzte in ihr Cabinet. Sie warf sich auf einen Divan; alle ihre Empfindungen waren auf das heftigste aufgereizt. Liebe, Haß, Mitleid, Furcht, Abscheu, und tausend widerstrebende Leidenschaften bestürmten sie. Ihre Brust arbeitete gewaltsam. Sie konnte bei dem Aufruhr ihres Innern keinen klaren Gedanken fassen, und doch fühlte sie die Nothwendigkeit, das Gewirre ihrer Empfindungen zu lösen. Wie sollte sie ein solches Verhältniß ertragen? wie sollte es enden? Tausend Schreckgespenster traten ihr von allen Seiten entgegen. Ihre Befürchtungen stachelten den Abscheu gegen die kalte Bosheit ihres Gemahls. Die Phantasie bot ihr willig ihre Hülfe, dem Strom ihrer streitenden Empfindungen eine bestimmte Richtung zu geben. Sie verweilte bei dem Gedanken an Rache; die Sophistik der Leidenschaft rechtfertigte diese immer täuschender, je mehr sie ihnen nachhing. Sie folgte ihren labyrinthischen Windungen, und scheu bebte sie plötzlich vor sich selbst zusammen.

„Zufällig warf sie jetzt einen Blick auf das Gemälde des Oedipus, das ihr gegenüber hing, und auf einmal wurde es klar in ihrem Innern. Eine Kleinigkeit reicht hin, ein edles weibliches Gemüth, mitten aus dem Gewühle der aufgeregten Leidenschaft, auf den rechten Weg zurückzuführen, weil eben das Weib durch die leiseste Stimme eines bessern Genius in seinen innersten Tiefen erschüttert wird. Ein Strom von Thränen stürzte aus Apollonia's Augen, als ihr Blick auf jenes Gemälde fiel. Lebendig stand jener Augenblick vor ihrer Seele, wo sie Valerio zuerst bei jener Zeichnung überrascht, und wo er mit der Begeisterung aufopfern-

der Liebe ausgerufen hatte: „Möge ich die heilige Pflicht gegen meinen Vater immer mit heiterem Muthe erfüllen können! möge die Erfüllung dieser Pflicht mir Kraft geben, auch jeder andern Pflicht zu genügen!" Die bessere Liebe kennt nichts Heiligeres als den sittlichen Werth des geliebten Gegenstandes; sie stärkt die eigne Kraft an nichts sicherer als an dem Bestreben, diesen zu retten oder zu bewahren.

Nicht Apollonia allein hielt dieses Bestreben aufrecht, es gelang ihr auch Valerio dadurch sich klar zu machen. Bald verstand er sie. Mit schlauem Mißtrauen wachten Beide über sich selbst, und schlossen ihren Schmerz fest in ihrer Brust ein. Die Opfer, welche sie der Pflicht brachten, erhöhte und vereinigte ihre Liebe; und die Liebe stärkte in jedem den Muth, dem sittlichen Werth und der Ruhe des Andern freudig jedes Opfer zu bringen.

Der Herzog schien Beide nicht zu beobachten; aber mehr als einmal verrieth ihnen sein lauernder Blick, sein kaltes Lächeln, wie viel sie von ihm zu fürchten hatten.

(Schluß folgt.)

## Heinrich Proch.

(Schluß.)

Wir hätten jetzt beiläufig gesagt, was Herr Proch giebt; nun wollen wir sehen, was ihm fehlt. Vorerst Originalität; sie allein ist die Lebensverkünderin, der Pulsschlag in jedem Produkt, ob es die Natur, ob es die Kunst hervorrief. Es sind zwei Lieder von Proch, der Alpenjäger und der arme Topfbinder; diese haben Spuren von Originalität; man konnte glauben, Proch werde sich glänzend entwickeln, da die Geburt jener beiden Stücke in die Anfänge seiner musikalischen Laufbahn fiel. Er hat uns getäuscht, und, je höher er mit seiner Opuszahl steigt, desto tiefer sinkt er hinab zum Gewöhnlichen, eigentlich Ungewöhnlich-Gewöhnlichen.

Wenn wir einem Componisten die Originalität absprechen, so haben wir ihm zwei Drittel seines Daseyns geraubt. Das dritte Drittel bildet das Wissen. Wir mögen dies bei Herrn Proch deshalb nicht in Betrachtung ziehen, weil es in seiner Sphäre nicht mehr sagen will, als: schreibst Du orthographisch oder nicht? Es herrscht in der Orthographie der Sprache und Musik gegenwärtig eine Babel'sche Unordnung; Jeder will seine Ansichten haben. Lassen wir die Ansichten gelten. Am Ende ists gleich, ob ich Haupt mit einem harten p schreibe, oder wie Platen mit dem weichen b. Das Kleid ist zufällig, die Seele muß sich eben so gut künden unter einem sammtnen Mantel, wie unter einer zerlumpten wollnen Jacke. Ja, wir wollen einräumen, daß Herr Proch z. B. alles Mögliche weiß, was ein Musiker wissen muß, um correkt die Sprache der Töne zu schreiben und zu sprechen: so bleibt denn hier wieder ein Umstand zu erwägen, der all dies Wissen aufhebt, nichtig macht, und es sogar um so verdammlicher stempelt, wenn dies Wissen zum Mißbrauch herabgewürdigt wird. Es ist etwas auch an dem gewöhnlichen Talent, was wir achten; es ist der gute Wille, etwas zu leisten, es ist die Bestrebung, sich emporzuarbeiten, es ist die Werdelust, von welcher es rein und makellos beseelt wird.

Wie Herr Proch sein Wissen, seine Leichtigkeit, zu schreiben, verwendet, kann einem ernsteren Auge nicht entgehen. Wie liederlich er baut, sieht man aus jedem einzelnen Liede. Kaum, daß die Sachen zusammenhängen, nothdürftig, wie die Kleiderlappen auf der Bühne, die man oft nur für einen Abend braucht. Es ist dies ein Schlendrian, für dessen Größe kein Maaßstab groß genug ist. Wie Herr Proch ferner seine Leichtigkeit verwendet, geht daraus hervor, daß er mit vielem Glücke und außerordentlichem Talent die Italiener in ihren Melodien exploitirt; weniger wagt er sich an die Franzosen; hier fehlt es ihm an Grazie. Herr Proch schwebt daher in der traurigen Situation, daß, was sein, nichts taugt, und, was uns mehr anspricht, nicht sein ist. Dazu kömmt noch, daß Proch sich oft eigne Texte schreibt. Man kann Niemand seine Passionen verbieten; wie kläglich aber diese Texte, welch abgeblaßte Buhlerei, verfärbte Sentimentalität und stoppelhafte Dürre darin liegt, wird Jeder einsehen, der sich die Mühe nimmt, mit diesen Gedichten (?) streng in's Gericht zu gehen.

Herrn Proch mangelt also jegliche Kraft: episches Vermögen, und die zweite Hälfte, lyrische Begabung, ist verwässert, entmarkt, leer, seicht und hohl. Epik und Lyrik verhalten sich zu einander, wie Starkes zum Zarten, wie Bewußtseyn zum Traum, wie der Mann zum Weibe. Für Proch bleibt daher nur das Weib übrig, und dies Weib ist zum Ueberfluß ein krankes, verzärteltes, durch und durch unnatürlich ungesundes.

Zu diesen Betrachtungen über Herrn Proch's Muse haben uns seine neuesten Opera veranlaßt. Wir meinen Opus 88, 90, 92 und 94. — Wer diese Auflagen nicht kennt, mag sich mittheilen lassen, daß jedes dieser sogenannten Opera aus einem einzigen kleinen Liede gebildet ist, welches zumeist aus fortlaufend ausgestochenen, aber das nämliche in der Musik enthaltenen Strophen besteht. So enthält das Op. 88 nur 32 Takte Original; das kosten 30 Xr. CM.; das Op. 64 enthält gar nur 30 Takte und kostet auch 30 Xr. CM., also 1 Kreuzer der Takt — und doch empfangen wir ein Volumen von 8 Seiten Papier, wir müssen wenigstens 8 Seiten Papier bezahlen!! Welcher Componist in ganz Deutschland hat mit seiner Waare solchen Unfug getrieben? ist das Hexerei und Zauberei? erklärt mir doch, Herr Proch! diesen Zwiespalt der Natur?!? In diesem Op. 94 „das Dearndl am Bach" wird übrigens entsetzlich gealpenhörnert. Wir bedauern Uhland's „armen Mann", der in Op. 90 so trivial singen muß. O der arme Mann! — Mag dem „Ich bin Dir gut!" gut seyn, wer da will. Mögen es tausend blasse Strickerund Ladenmamsells singen, und die Leiermänner herunterorgeln ad libitum: solches Süßwasser trinken nur Kranke, oder solche, die nicht wissen, was duftiger Rheinwein!

Mag nun Heinrich Proch seine Anhänger in Wien haben, mag man seine Lieder in Paris und London nachstechen: wir gönnen ihm dies Alles. Herr Proch mag sonst ein vortrefflicher, edler Mensch seyn, wir kennen ihn nicht. Allein, so wie er jetzt schreibt, wie er jetzt sein Wissen gebraucht, müssen wir ihm entschieden zurufen: Du lebst nur für den Augenblick. Vielleicht will Herr Proch auch nur für den Augenblick leben; desto besser dann für ihn!

Es giebt in Deutschland, Gott sey Dank! Männer, die jede Concurrenz mit den trivialen Compositionen des jetzt gefeierten Wiener Troubadours aushalten. Was schrieb ich da, aushalten? verzeiht, Ihr Herren! daß ich Euch, kräftigen Gestalten, einen Schatten zur Seite stelle. Aushalten, schreib' ich? nimmermehr! So können unsre Meister nicht schreiben, und könnten sie's, sie würden sich schämen, es zu thun.

Allein es wird eine Zeit kommen, wo das Oberste nach Unten, und das Unterste nach Oben gekehrt werden wird. Die Kunst hat wie das Leben selbst ihre krankhaften Perioden; lahme Krüppel sitzen am Steuer, der freie Geist ist ein eingegitterter Edelfalke; das Wort ein Knecht, die That hat eine Sage; es muß eine Zeit kommen, wo die alten Säulen zusammenbrechen und ein neuer Tempel gebaut wird. Dann werden sich aus Binsenhütten Throne erheben und Sklaven frei seyn.

Dann wird Manches welk seyn, was jetzt grün, und grünen, was lange genug welk war.

Auf diese Zeit nun warten wir gläubig im Leben und der Kunst! Bis dahin Ade! mein vielgefeierter Herr Heinrich Proch!" (Jahrb. des deutschen National-Vereins für Musik und ihre Wissenschaften.)

## Blonde Völker in Mittelasien.

Klaproth theilt in seinen Tableaux de l'Asie über die Herkunft der indogermanischen Völkerstämme Folgendes mit:

Mittelasien, der lange Länderstreif zwischen dem Don und stillen Meere, gränzt im Süden an den Kaukasus, das kaspische Meer, den Dschihhun, den Hindukusch, das Himalaya-Gebirge, China und den Weißen Berg, welcher Corea vom Lande der Mandschus scheidet, im Norden an die südlichen Verzweigungen und die östliche Fortsetzung des Uralgebirges durch die Kirgisensteppe bis zum Irtysch, an den kleinen Altai, die Sajanischen Berge, die des Baikal in Daurien und endlich an die hohe Kette Chingan, welche bis ans Meer von Ochozk streicht. In der Zeit von Herodot bis auf Christi Geburt reichten die Völker türkischen Stammes westwärts nicht weiter als bis zu den obern Zuflüssen des Orus und Jarartes. Die sogenannte kleine Bucharei war nicht durchaus von Türken besetzt; sie bestand vielmehr aus einzelnen Fürstenthümern, welche bald unabhängig, bald diesem Volke, dessen eigentliches Vaterland weiter östlich, zwischen China, dem Altai und Baikal-See lag, unterwürfig waren. Die Bevölkerung aller Länder nördlich vom Kaukasus, dem kaspischen Meere, dem Orus und dem Paropamisus bestand fast ganz aus indogermanischen Stämmen, deren Sprachwurzeln sich meist im Sanskrit, in den persischen, germanischen, slavischen und andern Mundarten wiederfinden. Schon frühe waren diese Völker über den Don bis ans nördliche Ufer der Donau gekommen und bildeten mehrere nicht mehr unterscheidbare Nationen. Stämme von gleicher Race waren vor Alters unter den türkischen und tübetanischen Horden verbreitet, und zu derselben gehörten Parther, Baktrianer, Sogdianer, Chorasmier, Geten und Massageten, Alanen, Aorsen, Rorolaner, Jazyger und so viele andere.

Einige schwache geschichtliche Spuren, Sprachenvergleichung, alte in den indischen Sagen verborgene Ueberlieferungen und sogar einige physiologische Punkte leiten zur Ansicht, Mittelasien sey in sehr alter Zeit von den Vorfahren aller indogermanischen Völker bewohnt gewesen. Eine Begebenheit, deren Ursache uns unbekannt ist, zerstreute die Race nach Süden und Westen, und sogar nach Osten und Norden. Die sanskritredende Nation verbreitete sich von den Himalayabergen aus nach den Ebenen Hindostans und vertrieb die dortigen malayischen oder Negerstämme oder vermischte sich mit ihnen, säuberte die Halbinsel diesseits des Ganges und eroberte endlich Lanka oder Ceylon, welches sie der schwarzen Race entriß. Diese Vermuthung beruht auf indischen Ueberlieferungen, welche in den Puranas aufbewahrt sind und uns den Stamm vom Himalaya darstellt, wie er die wie Neger oder kupferfarbene Menschen beschriebenen bösen Geister bekämpft und südwärts treibt.

Ein anderer Theil der alten Bewohner Mittelasiens zog wahrscheinlich um dieselbe Zeit gegen Westen, den Dschihhun und Sir entlang, und verbreitete sich von da nach Südwesten in Persien und nordwestwärts nach den Strömen Wolga und Don, und von da nach Europa. Seine Wanderungen schienen sich vervielfacht zu haben, und zwar in ziemlich langen Zwischenräumen; wenigstens läßt sich so die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Völkern und den Sprachen indogermanischen Stammes erklären.

Die Wanderung nach Osten zeigt sich im Daseyn eines blonden Volkes mit blauen Augen, welches noch im dritten Jahrhundert v. Chr. an der chinesischen Gränze wohnte, und läßt sich auch aus den vielen indogermanischen Wurzeln in den türkischen und mongolischen und noch mehr in den tungusischen Mundarten, besonders dem Mandschu, schließen. Letztgenannte Sprache zeigt sogar in den grammatikalischen Formen große Aehnlichkeit mit dem Deutschen. Auch unter den Mandschus, nahe den Ufern des Sunggarri und des Ussuri gibt es Stämme, bei welchen blondes Haar und blaue Augen häufig sind. Die nördliche Wanderung kann man aus dem Daseyn von Völkern mit derselben Eigenthümlichkeit, welche bis vor nicht sehr langer Zeit am Irtysch, Ob, obern Jenisei und gegen den Baikal-See zu wohnten, vermuthen. Diese Stämme sind später mit einem Türkenvolke verschmolzen, und bei den Kirgisen, welche aus dieser Mischung entstanden, sind blaue oder grüne Augen und rothe Haare nicht selten. (Ausland.)

## Tabletten.

*** (Die Entdeckung Madeiras.) Untee dee Regierung Eduard's III., Königs von England, hatte sich ein junger Mann, Robert Mekain, leidenschaftlich in Anna von Arfet, ein Mädchen von großer Schönheit und vornehmee Familie, verliebt. Robert war arm und nicht von Adel und die Familie des Mädchens beschloß, die beiden Liebenden, die einander häufig insgeheim sahen und sprachen, mit Gewalt zu trennen. Man erhielt von dem König Eduard einen Befehl, nach welchem Robert verhaftet und in das Gefängniß gebracht wurde, und dee Kerkermeister empfing die Weisung, ihm die Freiheit erst dann wieder zu geben, wenn Anna von Arfet die Gattin eines reichen und mächtigen Lords geworden seyn würde, der in der Nähe von Bristol wohnte und für den sie bestimmt wae. Die Vermählung wurde endlich vollzogen und Robert erhielt seine Freiheit; sobald er abee das Schicksal seinee Geliebten erfahren hatte, schwue ee Rache zu nehmen. Er verlief deshalb seine Freunde, theilte ihnen seine Pläne mit und alle begaben sich nach Beistol. Einige Zeit darauf trat Einer derselben in den Dienst des Lords und fand so Gelegenheit, dee Dame die Gefühle und Pläne Robert's mitzutheilen. Die Dame billigte Alles und versprach, Alles zu wagen, um aus dem Schlosse ihres Gemahls zu entkommen. Sie wurde deshalb zärtlich gegen ihn und heiter, schläferte seinen Argwohn durch Liebkosungen ein, erhielt endlich die Eelaubniß, früh in der Nähe des Schlosses spazieren zu eeiten und wählte zum Begleiter den Freund Robert's. Dieser erwartete sie am Strande und alle Drei teaten in ein Boot, das sie auf ein Schiff brachte, auf welchem sich die andern Feeunde Robeet's befanden und das sogleich nach Frankreich unter Segel ging. Leidee verstand Keinee von Allen die Kunst, das Schiff zu lenken und um das Unglück voll zu machen, stellte sich ein heftigee Sturm ein. So waren sie ohne Steuermann und ohne Lebensmittel dem Winde und den Wellen überlassen. Das Meer warf sie dreizehn Tage lang umher. Am viеezehnten erblickten sie Land in dee Ferne, nach dem das Schiff vom Winde hingetrieben wurde. Die Liebenden stiegen mit einigen ihree Freunde an das Ufee und überließen das Schiff den Andern. Mit Verwunderung sahen sie keine Menschen in dem irdischen Paradiese, das sie betreten hatten; die Bäume abee waren mit Früchten überladen und die Vögel und glänzenden Schmetterlinge flohen nicht voe ihnen. Bald gelangten sie auf eine große von Myrtenbäumen umfaßte Wiese, in deeen Mitte ein großer Baum stand und eine Quelle rieselte. Hier gefiel es ihnen so wohl, daß sie sich Hütten bauten und einige Tage angenehm verbeachten; abee das Glück wae nicht von langer Dauer. Einst in der Nacht brach ein gewaltigee Sturm los, eiß das Schiff von seinen Ankern, und trieb es mit den darauf Befindlichen voe sich her. Die junge Frau erkrankte und

starb drei Tage darauf. Robert überlebte sie nicht und wurde neben ihr unter dem Baume begraben. — Die Ueberlebenden bestiegen das Boot, das ihnen geblieben war, und wagten sich darin auf das Meer; aber sie litten Schiffbruch an den Küsten der Berberei und man brachte sie als Sklaven nach Marocco. In dem Sklavengefängniß befand sich auch ein Spanier, Juan de Morales, der aufmerksam auf ihre Erzählung hörte und nach seiner Zurückkunft nach Sevilla das Abenteuer dem Portugiesen Gonsalvo erzählte. Dieser merkte sich die Angaben genau und entdeckte in Folge davon am 8. Juni 1420 Madeira, wo er eine kleine Rhede Mekainshafen nannte, der heute noch Puerto Mechido heißt. Ueber dem Grabe der Liebenden ließ er eine Capelle erbauen. — (Leipz. Allg. Modenz.)

*** (Wien, 21. Juni.) Der Kontrakt der bisherigen Unternehmer des Operntheaters, Balochino und Merelli (gleichzeitig Direktoren der Scala in Mailand), wird nach seinem Ablaufe entweder gar nicht, oder doch nur unter ganz andern, als den jetzt bestehenden Bedingungen erneuert. Die musikalische Führung der Oper wird Donizetti in jedem Falle während seines sechsmonatlichen Aufenthalts in Wien über sich nehmen. Schon morgen soll die offizielle Ernennung des Maestro vor sich gehen, jedoch mit einem auf sein Begehren erhöhten Gehalt von 4000 fl. C. M. — Im Burgtheater gastirt diese Woche Herr Hendrichs aus Hamburg. Da er noch nicht aufgetreten, kann ich nur berichten, daß sein schönes Aeußere ihm die Theilnahme einer gewissen Fraktion des Publikums hier wie überall verspricht. „Die kranken Doktoren“, von Grele, ist die nächste Novität im Hofburgtheater. (Nürnb. Corre'p.)

*** (Berlin, 23. Juni.) Vorgestern feierte eine der geschätztesten Künstlerinnen des Königlichen Theaters, Mad. Louise Schröck, den Tag, an welchem sie vor fünfzig Jahren die hiesige Bühne betreten, bei welcher sie seitdem ununterbrochen gewirkt hat. Der Name Fleck war es, unter welchem die Künstlerin ihre ersten und schönsten Triumphe gefeiert, denn als Gattin des berühmten Mimen dieses Namens hatte sie gerade in der Zeit, in der die Meisterwerke der Deutschen Bühne erschienen wurden, bei deren erster Aufführung mitgewirkt. Das klang- und seelenvolle Organ der Künstlerin hat nicht wenig dazu beigetragen, die Wirkung jener Dramen zu erhöhen, und noch bis in die letzte Zeit ist es ihr als ein herrliches Geschenk der Natur verblieben. Nachdem sie ein halbes Jahrhundert an derselben Bühne musterhaft gewirkt, haben Se. Majestät der König gnädigst bewilligt, daß sich die Künstlerin jetzt zurückziehe, doch wird das ihr bestimmte Benefiz erst im Herbste d. J. stattfinden, da sie vorher ihre etwas angegriffene Gesundheit durch eine Badereise mehr zu befestigen wünscht. Die Kunstgenossen der Jubilarin haben indessen den vorgestrigen Tag nicht wollen vorübergehen lassen, ohne ihr einen Beweis ihrer Achtung zu geben. In der Mitte der im Konzert-Saale des Schauspielhauses versammelten festlich geschmückten Mitglieder der Königlichen Bühnen, wurde Madame Schröck von dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele, Herrn von Küstner, und von den Regisseuren begrüßt, während ihr Madame Crelinger mit einigen sehr ergreifenden und herzlichen Worten, im Namen sämmtlicher Anwesenden eine große silberne Fruchtschale mit passenden Emblemen überreichte. Nicht minder war auch in ihrem häuslichen Kreise, in welchem sich die Künstlerin blühender Kinder und Enkel erfreut, eine sehr ansprechende Feier veranstaltet, bei welcher von diesen unter Anderem dasselbe Stück, „der Mondkaiser“, aufgeführt wurde, in welchem Madame Schröck vor fünfzig Jahren als „Landmädchen“ debütirt hatte.

*** (Galoppaden.) Marie Taglioni, welche zu den obersten Göttinnen der Zeit gehört, hat zum Abschiede in Petersburg eine Galoppade componirt, welche sie zu ihrem Abschieds-Benefiz mit 120 Mädchen tanzte. Seitdem sind nicht viel über 16 Wochen vergangen und besagte Galoppade hat bereits die 24ste Auflage erlebt. („Der Eckensteher Nante“ ist schon in der 36sten Auflage da.) In London ist eine Pracht-Ausgabe dieser Galoppade erschienen, wozu die 120 Mädchen mit der Taglioni an der Spitze die Vignette bilden. Die Königin hat die Dedication dieses Meisterstücks Allergnädigst angenommen. Ein Exemplar kostet zwei Pfund Sterling. — In München erzeugte ein Componist einen „Liszt-Doktor-Hut-Walzer“ und in Wien ein Straußianer eine „Weltgerichtsschauerklüftenamadgrundedahinjagungs-Polka.“ — Diese drei Stücke sollte man unter dem Titel: „Anthologie der musikalischen Classiker“ herausgeben für irgend ein heutiges Wohlthun, das zuweilen ein Unwohlthun mit sich führt. (Berl. Gesellsch.)

*** Ein englischer Landkrämer, welcher sich vorzüglich durch den Handel mit Rum und andern geistigen Getränken ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, lebte seit einiger Zeit als Gentleman und Mitglied mehrer Mäßigkeitsvereine auf einem comfortabeln Landsitze. In seiner letzteren Eigenschaft suchte er alle Trinker der Nachbarschaft zu bekehren, und ihnen die Vorzüge des Thees einleuchtend zu machen. Nachbar Tom, sagte er unter Andern zu einem seiner vormaligen besten Kunden: wenn Ihr nicht so viel Rum und Wachholderbranntwein getrunken hättet, so könntet Ihr Equipage halten. — „Ganz recht, erwiederte Tom, und Ihr wäret dann vielleicht mein Kutscher gewesen.“

*** Der berühmte Liszt ist am 9. Juni, beladen mit den Rubeln Rußland's, von Hamburg zu Dünkirchen angekommen. Am 10. Juni ist er mit der Post nach Paris abgereist. Er war mit einem österreichischen Passe versehen, in welchem das Signalement aus dem Grunde weggelassen war, weil der Inhaber Ruf genug habe, um überall bekannt zu seyn: celebritate sua sat notus. (Hamb Corresp.)

---

## Kunst-Verein für die Rheinlande und Westphalen.

Die diesjährige Kunstausstellung beginnt mit Sonntag den 10. Juli d. J. in dem Saale der Kunstakademie. Sie ist von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr geöffnet. Der Eintrittspreis beträgt an Wochentagen à Person 5 Sgr., an Sonntagen desgl. 2½ Sgr. Außerdem können auch Personal-Eintrittskarten für die ganze Dauer der Kunst-Ausstellung à 1 Thlr. gelöset werden. Nicht-Einheimischen ist auch außer den vorgedachten Stunden der Zutritt zu der Kunstausstellung gegen ein Eintrittsgeld von 10 Sgr. für die einzelne Person und von je 7½ Sgr. für mehrere sich gleichzeitig Meldende gestattet, zu welchem Ende man sich an den Kastellan des Akademie-Gebäudes wenden wolle. Kataloge werden an der Kasse zu 1½ Sgr. und die Nachträge dazu gratis ausgegeben. — Die General-Versammlung des Vereins und die Verloosung der für das Jahr 184½ erworbenen Kunstwerke wird Sonnabend den 20. August d. J., Vormittags 10 Uhr, in einem der Säle der königlichen Akademie hieselbst Statt finden, wozu die verehrten Mitglieder des Vereins mit dem Ersuchen, sich als solche durch Vorzeigung ihrer Aktienscheine am Eingange zu legitimiren, ergebenst eingeladen werden. — Tages vorher findet daselbst Vormittags 9 Uhr die Sitzung des Ausschusses Statt, und ist daher die Ausstellung an diesen beiden Tagen geschlossen.

Düsseldorf, den 21. Juni 1842.

**Der Verwaltungsrath.**

---

## Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 29. Juni. (Zum Erstenmale wiederholt) Guido und Ginevra, oder: Die Pest in Florenz, große Oper in 4 Akten (der vierte in 2 Abtheilungen). Musik von Halevy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Verlag: Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. Schuster. — Druck von A. Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Donnerstag, Nro. 178. 30. Juni 1842.

Beiträge zum Konversationsblatte, so wie alle für die Redaktion desselben bestimmte Mittheilungen beliebe man unter der Adresse:

**An die Redaktion des Frankfurter Konversationsblattes**

einzusenden. Buchhändler werden ersucht, die Schriften und Neuigkeiten ihres Verlags, deren Beurtheilung oder Anzeige sie wünschen, nur unter obiger Aufschrift einzuschicken. Die besseren deutschen Literatoren werden freundlichst aufgefordert, uns, ohne dazu eine besondere Einladung abzuwarten, durch die Mittheilung ihrer Produktionen zu beehren, und zugleich ihre Honorar-Bedingungen beizufügen.

## Ankündigung.

Von Heinrich von Mühler. *)

„Der Lenz ist angekommen,
Der lust'ge Komödiant,
Er hat es unternommen
Zu spielen hier im Land.

Die Zettel ausgehangen
Hat keck am Himmel er,
Die kurzen und die langen,
Die Wolken rings umher.

Er thut nicht viel erst fragen
Nach hoher Concession,
Die Bud' ist aufgeschlagen
Und Alles rührt sich schon.

Der Chor der Musikanten
Beginnt die Weise flink,
Mit ihren Anverwandten
Der Meise und dem Fink.

Es kleidet seine Leute
Der Lenz gar bunt und schön:
Als ahnungsvolle Bräute
Die blauen Veilchen steh'n.

Als glänzende Kokette
Die Tulpe figurirt
Und mit ihr um die Wette
Der Rittersporn sich ziert.

Es spielt die Renommisten
Der Sonnenblumenstock,
Rings stehen als Statisten
Die Bäum' im grünen Rock.

So geht es unaufhörlich,
Die Rollen sind besetzt,
Und Keinem fällt beschwerlich
Das Lernen noch bis jetzt.

Was zögert Ihr so lange?
Ihr Leute, schnell herbei,
Das Spiel ist längst im Gange
Und das Entrée ist frei."

*) Gedichte von Heinrich von Mühler. Berlin 1842. Verlag der Vossischen Buchhandlung.

## Apollonia.

(Schluß.)

Endlich erschien der Frühling, und der Herzog schickte seine Gemahlin auf ein entferntes Landgut. Valerio und sein Vater sollten sie begleiten. Wenn irgend etwas die unselige Lage des jungen Mannes noch mehr verbittern konnte, so war es das traurige Schicksal seines Vaters. Dieser verfiel bald nach seiner Zurückkunft nach *** in eine Krankheit, die in Kurzem in eine Art von stillem Wahnsinn überging. Er wurde jetzt noch sanfter und duldsamer, als er sonst gewesen war. Alles, wodurch sein Gemüthszustand sich kund gab, war die Neigung, sich in irgend ein weites abenteuerliches Gewand zu hüllen. Oft saß er stundenlang schweigend an Valerio's Seite; dann ergriff er plötzlich eine Hand desselben, und nur eine langsam hervorquellende Thräne, oder einige abgebrochene Worte schienen zu verrathen, daß er mit den Leiden seines Sohnes nicht unbekannt sey.

Die Lage, in welche sich Apollonia und Valerio jetzt gesetzt sahen, war für sie gefährlicher als jede andere. In einer der reizendsten Gegenden lebten sie in unbeschränkter Freiheit, in beinahe gänzlicher Einsamkeit. Sie erkannten die Gefahr, sie beschlossen sie so viel als möglich zu fliehen, und sie muthig zu bekämpfen. Jeden Tag erneuerten sie den Vorsatz, ihren Entschlüssen treu zu bleiben, und jeden Tag wurde ihnen die Ausführung schwerer; denn jeden Morgen mußten sie den Streit mit ihren Empfindungen aufs neue beginnen. Sie fühlten, daß sie sich erweichten, und daß ihre Kraft zum Widerstand sich immer mehr verminderte. Sie flohen sich, und waren gezwungen, sich dennoch immer wieder aufzusuchen. Wie sie auch einander fliehen mochten, sich selbst konnten sie nicht entfliehen.

Mehr als einmal hatte Apollonia ihren Gemahl gebeten, er möchte ihr erlauben, zu ihm zurückzukehren, und immer hatte sie eine abschlägige Antwort erhalten. Das nämliche hatte Valerio gethan. Eines Abends brachte ein reitender Bote dem Letzteren ein Billet des Herzogs, in welchem ihm dieser mit wenig Worten berichtete: ein dringendes Geschäft fordere es, ihn schon am folgenden Tage nach Palermo abzusenden; er möge sich schnell zur Abreise bereit machen; er selbst, der Herzog, werde ebenfalls am nächsten Morgen eintreffen, um ihm bestimmte Aufträge zu geben, und Apollonia nach *** abzuholen.

Valerio war überrascht. Mit einemmal wurde er jetzt aus seiner peinlichen Lage gerissen; aber was sollte er in Palermo? welcher neue Schlag einer unauslöschlichen Rachsucht lauerte hinter dieser Sendung? So plötzlich sollte er sich von Apollonia trennen, und von seinem Vater? Er übersah die

Summe des Schmerzens, den er bis jetzt getragen hatte, er überrechnete, was Apollonia gelitten hatte, er fühlte sich erweicht bis zu überschwellender Wehmuth. Er wollte zu ihr eilen; er zögerte; er ging und zögerte wieder. Einmal mußte er sie noch sehen! Abschied mußte er nehmen von ihr! Vielleicht auf immer!

Sie pflegte die stillen Abende mit ihrer Laute in einem einsamen Theil des Gartens in einer Laube zuzubringen, einem freistehenden, mit niederm Gesträuch bepflanzten Hügel schräg gegenüber, der eine weite Aussicht auf das Meer gewährte. Dort traf sie Valerio. Sie hatte ebenfalls ein Billet vom Herzog erhalten, gleichen Inhalts mit dem seinigen. Sie hob das Haupt von der Laute, als Valerio ihr näher trat, und streckte ihm die Hand entgegen. „Sie kommen, um Abschied zu nehmen," sagte sie gefaßt, wenn gleich mit weicher Rührung; „reisen Sie mit des Himmels Segen. Wir können uns trennen, ohne uns einen Vorwurf machen zu müssen. Sie haben mir Wort gehalten, mein theurer Freund! Meine Ruhe und jede Pflicht war Ihnen heilig, wie die Pflicht des Sohnes. Ich danke Ihnen dafür."

Thränen, die sie nicht zu verbergen suchte, drangen bei diesen Worten aus ihren Augen. Valerio zitterte. Noch hielt er Apollonia's bebende Hand in der Seinigen. Er hatte sich abgewendet. Jetzt blickte er auf Apollonia, und sah ihre überströmenden Thränen. Seine Knie schwankten. Er war im Begriffe, zu ihren Füßen zu sinken — da rief er plötzlich mit dem Accente der heftigsten Angst: „O Gott im Himmel!" und stürzte aus der Laube.

Er stürzte fort, ohne den Herzog gewahr zu werden, der außer der Laube stand, dem Hügel zu, durch die krummen Seitengänge, die dahin führten. In eben dem Augenblicke, in welchem er vor Apollonia sich niederwerfen wollte, erblickte er auf jenem Hügel seinen Vater. Wild flatterte beim bleichen Mondesschimmer das greise Haar und das weite, schwarze Gewand desselben im Abendwinde. Rasch trat er mit ausgebreiteten Armen an den Rand des Hügels, als wollte er sich ins Meer hinausstürzen. Als Valerio anlangte, lag der Greis auf seinen Knieen. Valerio hob ihn auf. „Da bist Du ja," sagte der Greis mit unbeweglichen Blicken und fast tonloser Stimme. „Ich begegnete meinem Bruder im Garten, und da ich an ihm vorbeikam, sah ich, daß er einen Dolch im Busen trug. Da ist mir bange geworden um Dich, und ich habe Dich gesucht, überall. Als ich hierher kam," fuhr er fort, „schien es mir wieder, als erblickte ich Dich dort mitten im Gedränge der Wellen. Da habe ich zu Gott gebetet, denn mir ward Angst um Dich, unbeschreiblich. Aber da bist Du ja, gesund, ganz gesund! Gott sey gedankt dafür."

Er befühlte den Tieferschütterten mit ängstlicher Sorgfalt, und ließ sich schweigend von ihm nach Hause führen. Am andern Morgen ließ der Herzog Valerio rufen. Er gab ihm die Papiere, welche auf seine Reise Bezug hatten und unterrichtete ihn von seinem Willen. „Reise glücklich, mein Freund!" setzte er dann hinzu, überlasse mir ruhig Apollonia's und Deines Vaters Schicksal; und — wenn es Dir möglich ist, so — verzeihe mir."

Er drückte seinen Neffen an seine Brust. Valerio schauderte, als der Herzog ihn umarmte; aber er war stark genug, seinen Abscheu zu verbergen.

Länger als ein Jahr hatte Valerio in Palermo, in stillen Gram versunken, sich aufgehalten, als der Herbst das Rosalienfest erneuerte. Die ganze Stadt war Jubel und Freude; überall tönten Gesang und Musikchöre, und festlich mit Rosen geschmückt drängte sich Alles nach der Grotte hin, wo die wunderthätige Heilige gelebt hatte. Valerio entrang sich bei einbrechendem Abend dem Getümmel, und schlug einen einsamen Gang ein. Ein Mohr, der ihm schon lange nachgeschlichen war, trat ihn jetzt an, und bat ihn dringend dur Zeichen, daß er ihm folgen möchte. Valerio schlug es a Mit flehender Geberde legte der Mohr die Rechte auf d Herz, und wiederholte die Einladung, indem er nach ein nahen Villa wies, und dem Zögernden zu verstehen gab, da er durchaus keine Gefahr zu fürchten habe. Valerio entschlo sich, ihm zu folgen. Der Mohr leitete ihn nach dem Land hause, und ließ ihn in einen weiten Salon treten, nach ein Thür zeigend, die in den Garten führte. Valerio trat hin aus. Auf einem weiten Rasenplatze gewahrte er unter eine Baume zwei fremde Gestalten. Ein alter Mann saß in d Dämmerung unter einem Platanus, und an seiner Sei stand ein weibliches Wesen in einem weißen, flatternden G wande. Valerio näherte sich. Der Greis stand auf, un trat ihm heiter entgegen. „Sey glücklich, mein Sohn!" ri er Valerio entgegen, „Dein Oheim hat uns verlassen," und – Apollonia hing in des Ueberraschten Umarmung. —

---

# T a b l e t t e n.

⁂ (Ein Doppelmord in Mexiko.) Einer der bedeu tendsten englischen Landschaftsmalee, Herr Egerton, verließ vo einigen Jaheen Weib und Kind und schiffte sich mit einer jun gen Dame von seltener Schönheit nach Mexiko ein. Das Paa lebte dort still und friedlich von dem Eewerbe, welchen Egerton's Kunst adwarf. Die junge Dame kam schwanger an und gal allgemein füe die legitime Gattin des Malers. Im April diese Jahres bezog Herr Egerton mit ihr eine Sommerwohnung in Tucabaya, wo sich auch die Lusthäuser des Erzbischofs und de bekannten Santa-Anna befinden. Am Abend des 29. April wuede der Maler mit seiner angeblichen Gattin in seinem Garten ermordet gefunden. Der Maler wae von mehreren Degenst chen durchdohrt; der Stock von indianischem Rohr, mit dem e gewöhnlich ging, zeigte mehrere Hiede und ließ auf eine kräftig lange Gegenwehr schließen. Nicht weit von ihm schwamm, fuechtbar von Wunden entstellt und mit den Zeichen der scheuß lichsten Mißhandlung, die unglückliche Frau in ihrem Blute. Die Urheder dieses Doppelmordes schienen gefürchtet zu haben, die Eemordeten möchten nicht erkannt we-den, denn auf einem Stück Papier, das mit der Nadel an dem Kleide des Malers befestigt worden, standen die Namen der Unglücklichen mit Blei stift gescheieben. Aus der ausgezeichnet schönen englischen Hand scheift schließt man, das Verdrechen sey nicht von Mexikanern, sondern von Engländern begangen worden. Herr Egerton hatte Geld und Uhr noch in der Tasche; eden so sind die Schmuck sachen dee Dame underührt geblieden, an einen Raubmord ist also nicht zu denken; nur Privatrache kann den Mord begangen haden. Der englische bevollmächtigte Minister Packenham, General Valencia und die mexikanischen Behörden haden disher Alles vregeblich zur Entdeckung der Mörder aufgeboten: sie sind spuelos verschwunden und das Räthsel dieses schauderhaften Doppelmordes dleidt bis jetzt noch ungelöst. (Mainz. U.)

⁂ (Dieberei.) Der Restaurateur Pinson in Paris be merkte seit einiger Zeit, daß seine Silberbestecke sich verminderten, doch konnte er den Dieb nicht entdecken; er beschloß auf seine Gäste ein wachsames Auge zu werfen. Dieser Tage trat ein junger, schöngekleideter Mann in das Speisezimmer und ver langte ein Gericht, welches ihm auf einem silbernen Teller ge reicht wurde. Als er es verzehrt hatte, stellte er den Teller be Seite und warf wie zufällig eine Seeviette daeüdee, dann langte ee nach einem Journal und schien ganz in dessen Lektüre vertieft; doch die eine Hand rückte den Teller allmählig an den Rand, so daß er dem Gast zuletzt auf die Knie glitt, wo Jener sein Foulaed ausgebreitet hatte. Eine Minute daeauf waren

Foulard und Teller ganz unbemerkbar in der Tasche verschwunden. Doch nein, nicht unbemerkt; denn der Wirth hatte die ganze Manipulation beobachtet und ersuchte den Gast, der sehr schnell zahlte, mit ihm einen Augenblick ins Nebenzimmer zu treten. Zwar schützte Jener dringende Geschäfte vor; allein der Wirth war nicht weniger dringend; eine Untersuchung der Tasche brachte den Diebstahl an den Tag. — Der Werth der allmählig verschwundenen Silberstücke überstieg bereits 400 Franken.

*** (Eine interessante horticultorische Wette.) Ein Gartenliebhaber zu Towcester, in England, in seiner ganzen Gegend als einer der ausgezeichnetsten Hortikultoren bekannt, ist kürzlich folgende Wette eingegangen. Er hat sich anheischig gemacht von sieben Erbsen, die zur Zeit, wo die Wette angestellt wurde, nemlich Ende Aprils, erst noch in seinem Garten wuchsen, und natürlich noch sehr weit von der Reife entfernt waren, am 29 September laufenden Jahres, sieben Scheffel (bushels) Erbsen zu ernten! Die um eine sehr bedeutende Summe angestellte Wette macht weit und breit das größte Aufsehen, und hat viele Nebenwetten für und gegen veranlaßt!

*** (Später Fall.) In der Umgebung von Lagny lebte ein wohlhabender Greis, Hr. N*** in der vollkommensten Abgeschiedenheit, von einer alten Dienerin und ihren beiden Töchtern auf das sorgsamste und mit der rührendsten Hingebung gepflegt, so daß diese Muster von Anhänglichkeit die allgemeine Achtung genossen. Kürzlich starb Hr. N*** und seine Erben fanden, außer einiger geringen Baarschaft, gar kein Vermögen. Da sie bestimmt wußten, der Selige habe ein solches besessen, so führten sie gegen die Dienerschaft Klage auf Veruntreuung, und wie sehr auch die Antecedentien zu deren Gunsten sprachen, mußten sie dennoch verhaftet werden. Eine namenlose Verzweiflung zeigte sich alsbald im ganzen Wesen der drei Unglücklichen; die älteste Tochter wußte zu entschlüpfen und ertränkte sich im Garten, die Mutter fand man Morgens darauf im Arrest erhenkt. Mit Widerstreben schritt der Maire zur Untersuchung der Habseligkeiten der Familie; das Erste, was ihm in die Augen fiel, war das Decret über einen, jener Tochter zuerkannten Tugendpreis — erschüttert hielt er inne. Doch leider fiel ihm bald ein großer Vorrath von Goldrollen in die Augen und zeigten sich alle Zeichen der Veruntreuung. Die überlebende Tochter gestand Alles. Die Unglücklichen hatten ein ganzes Leben tadellos vollbracht. Aber im Augenblicke der Versuchung erlagen sie dem Reize des Geldes und — fielen! — Traurige Gebrechlichkeit der Menschennatur! (Wiener Zeitsch.)

*** (Aus Kuttenberg.) Man lies't in der Prager Zeitschrift „Ost und West“: „Es ist ein trauriges Geschäft, schlechte Handlungen unserer Mitbrüder zu berichten, doch das nachfolgende Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit unserer ganzen Gegend auf sich zog, ist von zu besonderer Art, als daß man die Mittheilung desselben unterlassen sollte, welche schon darum am Platze ist, um wahrheitswidrigen Entstellungen vorzubeugen. — Im Dorfe Zaboe, Herrschaft Neuhof, Caslauer Kreises, hatte der dortige Forstadjunkt W. seine Geliebte verlassen, und eine neue Bekanntschaft angeknüpft. Da sich die zurückgesetzte Geliebte beim Ortsseelsorger darüber beklagte, gab dieser seinem Kaplan B. den Auftrag, den Adjunkten deßhalb zur Rede zu stellen. Der Letztere wurde dadurch so aufgebracht, daß er am 14. Juni früh in das Pfarrhaus ging, und auf den Kaplan in dem Augenblicke, als dieser aus dem Zimmer des kranken Pfarrers trat, beide Ladungen seiner Doppelflinte abschoß. In wenigen Stunden hatte der Kaplan sein Leben geendet. Der Mörder aber zog nach der schrecklichen That noch seinen Hirschfänger, und stürzte in das Zimmer des Pfarrers, um auch diesen zu ermorden; nur die flehenden Bitten des Sterbenskranken hielten ihn von dieser That ab. Nach einigen Stunden hat sich der Mörder selbst gestellt, und ist dem Kuttenberger Kriminalgericht überliefert worden.“

*** (Der Schauspieler in Verlegenheit) Zu N... wurde ein sehr beliebtes Stück gegeben. Ein alter General, ein renommirter Sonderling, saß auf seinem gewöhnlichen Sitze rechts auf einer der ersten Bänke im Parterre. Während einer Scene, in welcher der Held des Stückes weniger beschäftigt war, starrte dieser mit verschränkten Armen und unverwandten Blickes gerade vor sich hin. Der General sah auf die Bühne und es kam ihm vor, der Schauspieler fixirte ihn scharf. Ein wüthender Blick sollte den Kühnen zurechtweisen, umsonst, unverwandt war dessen Auge auf den General gerichtet, nun drohte ihm der Beleidigte, doch der kurzsichtige Mime bemerkte die drohende Gebärde nicht und spielte ruhig seine Rolle zu Ende. — Am frühsten Morgen des andern Tages bekam der Schauspieler einen unerwarteten Besuch von dem Adjutanten des Generals, welcher ihm die Nachricht brachte, sein Vorgesetzter hätte sich geäußert, den Schauspieler von der Bühne herabzuschießen, wenn dieser sich noch einmal beikommen ließe, ihn so, wie gestern, zu fixiren. Der Schauspieler erschrack gewaltig ob der sonderbaren Laune des alten Herrn, und entschuldigte sich mit der Versicherung, daß er den General gar nicht kenne, daher von einer Beleidigung keine Rede seyn kann. Der Adjutant machte ihn auf den Platz aufmerksam, wo der General zu sitzen pflege, und mit dem Ehrenworte des Schauspielers: auf diesen Platz nie mehr so scharf zu sehen, zufrieden, entfernte sich der Abgesandte. Der Sonderling wollte sich überzeugen, ob ihn der Schauspieler kenne oder nicht, und wie er sein Wort halte, deßhalb ging er bei der nächsten Wiederholung des Stückes abermals ins Theater, nahm jedoch einen Sitz auf der linken Seite. Die ominöse Scene kam, der Held steht auf seinem alten Platze, da fällt ihm die Drohung des Generals ein, schnell eilt er auf die andere Seite und stellt sich vis-à-vis dem Gefürchteten, und starrt herab ins Parterre. Nun ist der General von der Bosheit des Schauspielers erst vollkommen überzeugt, er eilt nach Hause, und noch vor Ende der Vorstellung erhält der überraschte Mime ein Billet mit folgenden Worten: „Ich setze den General bei Seite und will mich mit Ihnen schießen. Morgen Schlag 10 Uhr erwarte ich Sie in meiner Wohnung. Die Pistolen liegen bereit.“ Der Held staunte, er konnte sich die plötzliche Herausforderung nicht erklären, sein Entschluß war aber schnell gefaßt — — in selber Nacht noch verließ er die Stadt.

*** (Wien.) Und abermals ist ein wackerer Mann gestorben! Hr. Tobias Haslinger, k. k. Hof- und priv. Kunst- und Musikalienhändler, verschied am 18. Juni um ein Uhr Morgens, im 55. Jahre seines Alters, am Schlagflusse. Die Trauer um ihn ist allgemein. Er war ein so braver, redlicher, liebevoller Mann, daß sein edler Charakter von der ganzen Stadt anerkannt wurde. Haslinger's Herzlichkeit und sein Biedersinn haben ihm Achtung im In- und Auslande erworben. Was seine Thätigkeit betrifft, was er in seinem Geschäftskreise gewirkt, darüber herrscht in ganz Wien nur die Stimme des höchsten Lobes. Gestern, um halb sieben Uhr Abends, fand sein feierliches Leichenbegängniß Statt. Aus der großen Menge von herzueilenden, theilnehmenden Freunden und Verehrern des Verblichenen läßt sich auf die Sensation schließen, welche sein Tod in der musikalischen Welt gemacht hat. Tief wird sein schneller Hintritt beklagt und beweint. Seine trauernde Wittwe und sein Sohn stehen nicht allein, denn sie trösten die zahllosen Freunde des theuern Todten! (Allg. Theaterz.)

*** (Der Client und der Advokat) „Ueberreichten Sie Ihre Rechnung dem Beklagten? fragte ein Advokat seinen Clienten. — „Das that ich allerdings.“ — „Und was sagte er?“ — „Er sagte, ich möchte damit zum Teufel gehen.“ — „Und was thaten Sie darauf?“ — „Nun, — ich kam zu Ihnen.“

*** (Theateranekdote.) Ein sehr geachteter Schauspieler hatte, als er seine ersten Rollen an der Prager Bühne gab, die üble Gewohnheit, schlecht zu memoriren. Da geschah es einmal in einem Ritterschauspiel, daß er durchaus nicht wußte,

was er auf die Frage eines Fräuleins: „**Wo wurde der Ritter verwundet?**" sagen sollte, und verlegen nach dem bekannten Kasten sah, aus welchem die Orakel — oft sehr hörbar — erschallen. Der Souffleur rief sehr laut: „Vor Nicäa, vor Nicäa" — der Verlegene verstand ihn nicht ganz, und stotterte: „**Von an der Zehe.**"

---

## Literatur.

**Homburg vor der Höhe und seine Heilquellen.** Von Dr. F. W. **Pauli**, praktischem Arzt zu Frankfurt a. M. Mit zwei Stahlstichen und einer lithographirten Karte. Frankfurt a. M. Verlag der Hermann'schen Buchhandlung. 1842. 8.

In der Landgrafschaft Homburg lag lange Zeit ein Schatz verborgen, von dem Niemand Jahrhunderte hindurch etwas ahnte, bis ihn endlich in unserer Zeit der Zufall und der speculative Geist der Naturwissenschaft aus den Tiefen der Erde zum Segen der Menschheit ans Licht förderte. Zwar wurde schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Mineralquelle des jetzt sogenannten Salz- oder **Badebrunnens** bei Homburg benutzt, aber zu nichts Besserem, als zu einem Gradirwerke! — Das unter dem Namen **Sauer-** oder **Ludwigsbrunnen** bekannte Heilwasser wurde zufälliger Weise 1809 von Schulknaben entdeckt, und die bedeutendste von den Homburger Quellen, der Trink- oder Elisabethen-Brunnen, ist erst seit 1834 in Gebrauch gekommen. Welchen reichen Schatz man damit der Erde abgewonnen, ist durch einen der ersten Chemiker unserer Zeit bewiesen worden. **Liebig** unternahm nämlich eine Analyse des **Elisabethen-Brunnens**, die ihn und die Männer vom Fach überzeugte, daß es in Deutschland kaum ein anderes Mineralwasser gebe, welches mit jenem an wirksamen Bestandtheilen zu vergleichen sey. So war denn der Homburger Trinkquelle das günstigste Prognostikon gestellt, in welchem heute nichts Problematisches mehr liegt, seit die Erfahrung einiger Jahre ihr Siegel darauf gedrückt und es zu einem Axiom erhoben hat, das keinem Zweifel mehr unterliegt. Welchen Einfluß aber der Elisabethen-Brunnen auf die steigende Frequenz Homburg's gehabt, läßt sich mit Zahlen beweisen, wenn wir die seit 1834 bis diesen Tag erschienenen Badelisten mit einander vergleichen wollen, und es ist keine chimärische Erwartung, die wir hegen, daß Homburg in kurzer Zeit manchem Badeorte ersten Ranges den Vorzug streitig machen wird. Uebertrifft doch der Elisabethen-Brunnen an dynamischem Gehalt selbst den weltberühmten Ragozi in Kissingen, welcher noch vor einigen Jahren in den Jahrbüchern für Deutschland's Heilquellen und Seebäder als das gehaltvollste europäische Mineralwasser bezeichnet ward!

Unter solchen Auspicien sahen sich bald mehrere Badeärzte veranlaßt, die Erfahrungen, welche sie an ihren Patienten in Homburg gemacht, und ihre wissenschaftlichen Untersuchungen über die Natur der dortigen Mineralquellen dem Publikum in einzelnen Schriften bekannt zu machen, und der gute Erfolg hat diesen wohlwollenden Absichten nicht gefehlt, indem jede der seit 1837 über Homburg erschienenen Badeschriften in diesem Sinne ihr Schärflein zum allgemeinen Besten beigetragen hat.

So gern wir auch unsererseits das Verdienst der Herren Doktoren **Trapp** (Homburg und seine Heilquellen, 1837), **Müller** (Erfahrungen über den Gebrauch und die Wirksamkeit der Heilquellen zu Homburg vor der Höhe, 1840) und **Lichtenstein** (der Elisabethen-Brunnen bei Homburg vor der Höhe, 1841) durch ihre Schriften um die dortigen Bäder anerkennen und uns denselben zu Dank für ihre Mittheilungen verpflichtet halten, ebenso müssen wir, wenn wir im Interesse der guten Sache zu sprechen fortfahren wollen, der neuesten über Homburg erschienenen Badeschrift des Herrn Dr. **Pauli** erwähnen, in welcher nicht nur die Erfahrungen und Untersuchungen der obengenannten Aerzte mit praktischem Sinne benutzt oder weiter entwickelt sind, sondern der Verfasser hat auch in einer dem Laien verständlichen Sprache diesem neue und heilsame Aufschlüsse, sowohl über die Natur der Krankheiten, für welche Homburg die passenden Heilquellen hat, als auch über die Wirkungsweise der letzteren auf die verschiedenen menschlichen Constitutionen zur eigenen Belehrung über das, was dem Patienten Noth thut, mitgetheilt.

Wenn wir gerecht seyn wollen, so müssen wir in mehr als einer Hinsicht dem Buche des Herrn Dr. **Pauli** vor den übrigen Homburger Badeschriften einen gewissen Vorzug einräumen, den wir hier freilich nicht näher kritisch beleuchten, sondern höchstens in einigen allgemeinen Andeutungen hervorheben können. Es gründet sich aber dieser Vorzug hauptsächlich auf den doppelten Werth, den es sowohl für den Arzt, als für den Laien hat; für jenen, indem es die Grundbedingungen näher bestimmt, unter welchen der Gebrauch der Homburger Quellen zuläßig oder vorzugsweise zu empfehlen ist, und indem er ferner bei einer sorgfältigen systematischen Aufzählung aller Krankheiten, für welche Homburg der geeignetste Kurort ist, bis ins Detail alle Umstände berücksichtigt, unter welchen der Gebrauch der Quelle zu modificiren oder gänzlich zu untersagen ist. Interessante Erfahrungen, welche der Verfasser als praktischer Arzt aus merkwürdige Krankengeschichten in Homburg gewonnen und durch wichtige Beiträge von Herrn Hofrath Dr. **Schott** bereichert hat, sind als Belege der Resultate seiner Untersuchungen recht an Ort und Stelle, und dem Mediciner jedenfalls sehr willkommen, während eine tabellarische Uebersicht der chemischen Bestandtheile der mit Homburg verwandten Heilquellen, und ein Beitrag des berühmten Chemikers **Liebig** über die Untersuchung des neuesten artesischen, salinischen Stahlbrunnens, so wie die geognostischen und geologischen Mittheilungen über Homburg und dessen Umgegend gewiß eine eben so belehrende als dankenswerthe Zugabe bilden.

Einen nicht minderen Werth, ja vielleicht einen weit größeren, hat das Buch für den Laien, denn die instructive Tendenz, in welcher dasselbe geschrieben, ist mit so gutem Takt und so allgemein verständlich gehalten und durchgeführt, daß der Patient, fast ohne Zuziehung eines Arztes durch den Verfasser in den Stand gesetzt ist, sich selbst die Prognose seiner Krankheiten und Leiden zu stellen. Für solche Kranke, die von den Homburger Quellen Genesung oder Linderung zu erwarten haben, mag daher das Buch eben sowohl als Wegweiser in der Ferne, wie auch als praktischer Rathgeber bei dem Gebrauch der Kur an der Quelle selbst dienen. Und wie groß ist heut zu Tage die Zahl solcher Patienten, für die der Elisabethen-Brunnen zu Homburg die wahre heilkräftige Panacee, die man noch immer vergeblich in der Pflanzenwelt gesucht, werden kann!

Deßhalb ist der Verfasser in das Wesen der Krankheitszustände solcher Patienten eingegangen, und hat dann gezeigt, worauf es bei der Heilung derselben ankommt, so daß namentlich Unterleibskranke über ihre Leiden die genaueste Belehrung erhalten; und nicht minder genügende Aufschlüsse enthält das Buch über die Krankheiten der Verdauung, der Athmungsorgane, der Leber, über Hämorrhoiden, Gicht, Scropheln, Rheumatismus, Nervenschwäche, Krämpfe, über Hautkrankheiten, Flechten u. s. f. Nicht nur die Sorgfalt und Gründlichkeit, womit der Verfasser sein Thema behandelt hat, ist alles Lobes werth, sondern wir danken ihm auch für manche neue Ansichten, wie er sie z. B. in dem Abschnitte über Hämorrhoiden und Gicht entwickelt hat.

Durch unsere verfeinerten Genüsse, ja durch unsere ganze moderne Lebensart, ist unser Zeitalter mit mehr Krankheiten heimgesucht worden, als je ein früheres; daher die vorherrschende Venosität, die Mutter der Hysterie und Hypochondrie, und andere Anomalien, ja oft eine totale Verstimmung in dem Ganglienleben, deren Heilung zuletzt so schwierig ist. Aber Hygea ist eine unermüdliche Göttin, die immer auf neue Mittel sinnt, dem kranken Menschengeschlecht zu helfen; sie läßt den wunderbar wirkenden Quell aus den Tiefen der Erde hervorsprudeln, um dem Erkrankten das Leben zu retten, und sie trifft keine Schuld, wenn dieser die Wohlthaten der hülfreichen Göttin übersieht, oder sich in den dargebotenen Geschenken vergreift. Solch ein Geschenk der gütigen Natur, und zwar eins ihrer besten, ist auch der Elisabethen-Brunnen bei Homburg, über dessen Werth und Gebrauch die hier empfohlene Schrift den hülfsbedürftigen Leser am besten unterrichten wird.

---

### Auflösung des Aczent-Räthsels in Nro. 174.

**Tiber.**

---

### Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 30. Juni. (Zum Erstenmal wiederholt) **Bruder Kain**, Schauspiel in 4 Abtheilungen von Heinrich Smidt.

**Verlag:** Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Zeitungs-Expedition. — Verantwortl. Redakteur: Dr. J. N. **Schuster**. — Druck von A. **Osterrieth**.

(Beiliegend das Inhalts-Verzeichniß vom Konversationsblatt 1842 Nro. 1 — 178.)

